Rhetorik und Stilistik
Rhetoric and Stylistics

Ein internationales Handbuch
historischer und systematischer Forschung
An International Handbook
of Historical and Systematic Research

Band 1 / *Volume 1*

Herausgegeben von/*Edited by*
Ulla Fix
Andreas Gardt
Joachim Knape

Handbooks of Linguistics and Communication Science
Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft

HSK 31.1

Mouton de Gruyter

Rhetorik und Stilistik
Rhetoric and Stylistics

HSK 31.1



Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft

Handbooks of Linguistics and Communication Science

Manuels de linguistique et des sciences de communication

Mitbegründet von Gerold Ungeheuer (†)
Mitherausgegeben 1985–2001 von Hugo Steger

Herausgegeben von / Edited by / Edités par
Herbert Ernst Wiegand

Band 31.1

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Rhetorik und Stilistik
Rhetoric and Stylistics

Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung

An International Handbook of Historical and Systematic Research

Herausgegeben von / edited by

Ulla Fix, Andreas Gardt, Joachim Knape

1. Halbband / Volume 1

Walter de Gruyter · Berlin · New York

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

Rhetorik und Stilistik: ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung = Rhetoric and stylistics: an international handbook of historical and systematic research / edited by Ulla Fix, Andreas Gardt, Joachim Knape.
<2> v. ; cm. − (Handbooks of linguistics and communication science ; v. 31)
Includes bibliographical references and index.
ISBN 978-3-11-013710-1 (hardcover : v. 1 : acid-free paper)
ISBN 978-3-11-017857-9 (hardcover : v. 2 : acid-free paper)
1. Rhetoric. 2. Language and languages − Style. I. Fix, Ulla. II. Gardt, Andreas, 1954− III. Knape, Joachim. IV. Title: Rhetoric and stylistics. V. Series: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft ; Bd. 31
P301.R4728 2008
808−dc22
200845662

ISBN 978-3-11-013710-1
ISSN 1861-5090

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Copyright 2008 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin, Germany.
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany
Satz: META-Systems GmbH, Wustermark
Einbandgestaltung: Martin Zech, Bremen

Einleitung

1. Gegenstand des Handbuchs

Die Begriffe Rhetorik und Stilistik bezeichnen zum einen Teilgebiete der Sprach- und Kommunikationswissenschaften, verweisen zum anderen auf Eigenschaften von Sprache und deren Verwendung schlechthin: Sprache begegnet stets in einem bestimmten Stil, Sprachverwendung zielt nahezu immer auf ein Gegenüber. Die Beschreibung der Stilformen und der kommunikativen Strategien, die unser Sprechen und Schreiben steuern, ist, zusammen mit der damit einhergehenden Theoriebildung, das Aufgabengebiet der Disziplinen Rhetorik und Stilistik.

Die Abgrenzung von Rhetorik und Stilistik ist wegen vielfacher systematischer Überschneidungen kompliziert. In der Forschung begegnen deshalb ausgesprochen uneinheitliche Ansätze. Aus der Sicht etwa der Literaturwissenschaft, der Stiltheorie, der angewandten Stillehre, der alltagspraktischen Managementrhetorik oder anderer Disziplinen und Lehren gelten sehr unterschiedliche Komponenten von Rhetorik und Stilistik als für sie konstitutiv. Auf das Gesamt der historischen Traditionen und systematischen Erscheinungsformen von Rhetorik und Stilistik bezogen, stellt aber jede Reduzierung auf eine einzelne Komponente eine Verkürzung dar. Diesen Verkürzungen entgegenzuwirken ist eines der Ziele des Handbuchs.

Ein wesentliches Kennzeichen beider Disziplinen ist, dass ihr Gegenstandsbereich sowohl eine pragmatisch-kommunikative als auch eine sprachstrukturelle Dimension aufweist. Die pragmatisch-kommunikative Dimension der Rhetorik besteht in der intentionalen und situativen Ausrichtung, wie sie sich z. B. in den Begriffen des *docere*, *delectare* und *movere* niederschlägt, womit die informationelle, die ästhetische und die affektive Seite der Kommunikation angesprochen sind. Seit der Antike versteht sich die Rhetorik als Lehre der erfolgsorientierten Anwendung von Sprache, mit entsprechenden Konsequenzen für die Gestaltung von Texten: Von einem kommunikativen Telos getragen, wählt der Redner oder Autor diejenigen sprachlichen Gestaltungsmittel, die seine Redeabsicht am angemessensten und effektivsten zum Ausdruck bringen. In der Gliederung der Gestaltungsmittel – von den Phänomenen der Lautung bis zu den Formen des Aufbaus von Texten oder neuer medialer Möglichkeiten – zeigt sich die strukturelle Dimension der Rhetorik.

In der Stilistik wiederum spiegelt sich die Auffächerung in eine pragmatisch-kommunikative und eine sprachstrukturelle Komponente in der heute gängigen Unterscheidung in eine Makro- und eine Mikrostilistik. Die Makrostilistik, mittlerweile unter der Bezeichung *Textstilistik* etabliert, hebt auf die kommunikative Einbettung der Rede ab, ihre raumzeitlichen Bedingungen, die Intentionen der Sprecher, die Orientierung an Zuhörer und Leser. Stilistische Formen werden unter dem Gesichtspunkt dieser kommunikativen Faktoren beurteilt. Die Spezifika der stilistischen Formen sind Gegenstand der Mikrostilistik. Vor allem im Hinblick auf die Charakterisierung der sprachlichen Gestaltungselemente sind die Überschneidungen zwischen den Disziplinen Rhetorik und Stilistik beträchtlich.

Die verschiedenen Bereiche der Rhetorik und Stilistik werden im Handbuch systematisch abgehandelt. Um der besonderen historischen Rolle der Disziplinen in der abend-

ländischen Kultur- und Bildungsgeschichte gerecht zu werden, sind jedoch die beiden einleitenden Kapitel I und II geschichtlichen Überblicken nach Epochen gewidmet. In der historischen Entwicklung stellt die Rhetorik nämlich als eine der zentralen Komponenten des abendländischen Bildungssystems die wirkungsmächtigste der sich mit Sprache befassenden Disziplinen bis weit in das 18. Jahrhundert dar. Nicht nur die Formen der juristischen, der politischen, der theologischen Kommunikation sowie zahlreicher im Alltag begegnender Spielarten, einschließlich der in den Bildungseinrichtungen gelehrten, wurden durch sie geprägt, auch die Kategorien der Grammatik und Poetik waren nachhaltig von ihr beeinflusst. Dieser ‚Sitz im Leben' mit all seinen historisch greifbaren Aspekten wird im II. Kapitel zur „Praxisgeschichte der Rhetorik und Stilistik" behandelt. In der Theorie dagegen wurde unter dem Einfluss der lateinischen Schulpraxis schon im Mittelalter das zutiefst pragmatische Anliegen der Rhetorik, wie es in den großen antiken Darstellungen von Aristoteles, Cicero und Quintilian zum Ausdruck kommt, zunehmend von der Beschreibung der rein technischen Möglichkeiten sprachlicher Gestaltung überlagert. In zahllosen Anleitungen zum Verfassen schriftlicher Texte und Reden aller Art wurde die Lehre immer stärker auf ihren *elocutio*-Teil und damit auf die Auflistung von Stilmitteln reduziert. Theoretische Traditionslinien dieser Art sind im I. Abschnitt zur Theoriegeschichte der Rhetorik und Stilistik dargestellt.

Das eher technische Rhetorikverständnis verlor im Laufe des späten 18. und des 19. Jahrhunderts mit der Herausbildung von Konzepten sprachlicher Originalität und Kreativität an Bedeutung. Die moderne Auffassung vom individuellen Stilwillen des Sprechers oder Autors schien unvereinbar mit dem im älteren Unterrichtswesen im Lauf der Zeit als erstarrt empfundenen Regelsystem der Schulrhetorik. In der Bewegung einer *translatio artium* wurde diese Form der Rhetorik von einer modernen Stilistik abgelöst, die Sprechen und Schreiben als Ausdruck individuellen und gesellschaftlichen Wirkens und Handelns begreift. Im 20. Jahrhundert jedoch hat sich die Rhetorik in ihrer Theoriebildung wieder auf ihre anthropologischen Grundlagen, ihre soziale Einbettung, damit auf das ihr eigene pragmatische Sprachverständnis besonnen und so zu ihrer ursprünglichen theoretischen Basis zurückgefunden. Beide Disziplinen sind in ihrer aktuellen Ausprägung von der Überzeugung getragen, dass sich die rhetorisch-stilistische Gestaltung von Sprache nicht als das Hinzufügen von etwas Sekundär-Äußerlichem zu einem irgendwie neutral versprachlichten Inhalt beschreiben lässt, sondern als ein nicht hintergehbares Handeln mit und in Sprache, das dem Menschen als sozialem Wesen anthropologisch eigen ist: Als *zoon politikon* ist der Mensch auf erfolgreiche Kommunikation zur Umsetzung seiner Handlungsabsichten angewiesen.

Für weite Teile ihrer Geschichte und in der Gegenwart des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts erweisen sich Rhetorik und Stilistik demnach als Disziplinen, deren Gegenstände, Theorien und Methoden immer wieder ineinander greifen. Zu den Parallelen und Gemeinsamkeiten zählen:

- das eingangs erwähnte Nebeneinander einer strukturellen und einer pragmatisch-kommunikativen Dimension
- die Teilhabe an einer in zentralen Bereichen gemeinsamen Begrifflichkeit, z. B. bei der Klassifizierung von Stilmitteln
- das Nebeneinander einer sprachtheoretischen und einer sprachpraktischen Komponente
- das Interesse an Mündlichkeit wie an Schriftlichkeit

– das Interesse an der Analyse wie an der Produktion sprachlicher Äußerungen
– das Nebeneinander deskriptiver Darstellung und präskriptiver Vorgabe.

Die Aufzählung verdeutlicht, dass einige der Argumente, die gelegentlich zur Unterscheidung von Rhetorik und Stilistik ins Feld geführt werden, nicht zutreffen. Das Verständnis der Stilistik etwa als eines bloßen Organisationssystems sprachlicher Gestaltungsmittel, als eines Verzeichnisses sprachlicher Einzelelemente, greift wegen der semantischen (Stil als Bedeutung) und pragmatischen Orientierung der modernen Stilistik (Einbeziehung von Autor, Situation, antizipierte Zuhörer- bzw. Leserschaft etc.) zu kurz. Die Vorstellung einer zeitlichen Abfolge wiederum – die Rhetorik habe im 19. Jahrhundert zu bestehen aufgehört und die Stilistik sei ihre Nachfolgedisziplin – ist deshalb nicht haltbar, weil die Rhetorik nach wie vor epistemisch und praktisch präsent ist (z. B. in der *New Rhetoric* oder, eher anwendungsorientiert, in der Präsentations- und Managementrhetorik), auch wenn sie nicht mehr ihre frühere Stellung im Bildungssystem einnimmt.

Auch die bisweilen anzutreffende Festlegung der Rhetorik auf den Bereich der gesprochenen Sprache und die Reduzierung der Stilistik auf die Schriftlichkeit ist nicht legitim. Zwar hat die Rhetorik in vorwiegend oralen Kulturen ihren Ausgangspunkt genommen, bezieht sich jedoch seit dem Mittelalter immer stärker auch auf schriftliche Texte und befasst sich inzwischen auch mit anderen semiotischen Feldern. Die Stilistik wiederum ist spätestens seit der Herausbildung der modernen Gesprächsstilistik auch auf die Mündlichkeit gerichtet.

Trotz dieser Überschneidungen lassen sich unterschiedliche Akzentuierungen in Rhetorik und Stilistik nicht übersehen. So ist der Systemcharakter der Rhetorik insgesamt ausgeprägter, ein Sachverhalt, der sich maßgeblich aus der langen Tradition der Disziplin als eines mehr oder weniger geschlossenen Lehrgebäudes erklärt. Auch die konsequente Beurteilung sprachlicher Äußerungen aus der Autorperspektive, die Frage danach, in welcher Weise eine Äußerung Ausdruck persuasiver Absichten eines Sprechers bzw. Autors ist, ist für die Rhetorik essentiell und daher dort stärker vertreten als in der Stilistik, wo das Konzept der Persuasion deutlich weniger akzentuiert ist. Schließlich unterscheiden sich die beiden Disziplinen zumindest graduell hinsichtlich ihres Anleitungscharakters: Die Stilistik, jedenfalls die innerhalb der Philologien betriebene, arbeitet stärker analysierend-deskriptiv als die produktionsorientierte Rhetorik, deren Tradition als Lehre des zielorientierten Verfassens mündlicher und schriftlicher Texte nach wie vor von großer Bedeutung ist.

Diese unterschiedlichen Akzentuierungen aber vermögen die zuvor erwähnten Gemeinsamkeiten nicht zu überdecken. Eine konsequente Trennung der Disziplinen für ihre Darstellung im Handbuch erscheint daher nur in bestimmten Bereichen sinnvoll. Die Gliederung des Handbuchs berücksichtigt das analytisch gelegentlich uneindeutige, aber realiter so gegebene Verhältnis von Rhetorik und Stilistik.

2. Ziele des Handbuchs

Das Handbuch setzt sich zwei Ziele: die Vermittlung von kanonischem Wissen über die Gegenstände, Theorien und Methoden der Disziplinen Rhetorik und Stilistik sowie die Präsentation des Diskussionsstandes zu aktuellen Fragen der Forschung. Aus den oben formulierten Überlegungen ergeben sich mehrere konzeptionelle Vorgaben.

2.1. Das Handbuch umfasst eine historische und eine gegenwartsbezogene Komponente

Auf die Bedeutung von Rhetorik und Stilistik für die abendländische Bildungsgeschichte wurde bereits hingewiesen. Die historischen Teile des Handbuchs wollen diese Bedeutung deutlich machen, indem sie die je epochenspezifische Präsenz und Charakteristik rhetorischer und stilistischer Theorie und Praxis seit der griechischen Antike aufzeigen. Während die historischen Teile ihre fachlichen Gegenstände in chronologischer Abfolge behandeln, folgt die Darstellung der gegenwärtigen Situation der Disziplinen systematischen Gesichtspunkten (zentrale Fragestellungen, Forschungsfelder, Anwendungsbereiche etc.).

Aus dem Bezug auf die abendländische Bildungsgeschichte wird deutlich, dass sich die historische Darstellung im Handbuch aus Gründen des Umfangs im Wesentlichen auf den europäischen Raum beschränkt, mit einem Schwerpunkt auf den deutschsprachigen Ländern. In den gegenwartsbezogenen Teilen des Handbuchs ist der deutschsprachige Raum dort der Hauptbezugspunkt der Darstellung, wo das Thema eines Beitrags die paradigmatische Konzentration auf eine einzelne Sprache oder Kultur erforderlich macht.

2.2. Das Handbuch berücksichtigt die strukturbezogene und die pragmatische Dimension von Rhetorik und Stilistik

Der strukturbezogenen Dimension der Disziplinen will das Handbuch insofern gerecht werden, als es ihre Aussagen zu den Spezifika der Textgestaltung erfasst. Im Bereich der Rhetorik umfasst dies grundlegende Konzepte wie die *Virtutes elocutionis* oder die Dreistillehre, daneben die Gestaltungsmittel selbst. Aus dem Blickwinkel der Stilistik werden Elemente der Textgestaltung von der Ebene der Laute bis zu der der Texte und Diskurse behandelt, daneben die stilistische Schichtung des Deutschen. Obgleich die *elocutio*-Komponente der Rhetorik und die Beschreibung sprachlicher Gestaltungsmittel durch die neuere Stilistik in der Sache deutliche Überschneidungen aufweisen, macht der je eigene systematische und terminologische Zugang die parallele Betrachtung erforderlich.

Beschreibungen rhetorisch-stilistischer Gestaltungsmittel finden sich im deutschsprachigen Raum in zahlreichen Nachschlagewerken von unterschiedlichstem Zuschnitt und Niveau. Nach Einzelbegriffen lemmatisierte Nachschlagewerke wie z. B. das Tübinger „Historische Wörterbuch der Rhetorik“ (1992 ff.) haben den Vorzug, dass sie bei mehr oder weniger starker Differenziertheit der Lemmatisierung einen gezielten Zugriff auf einzelne Gegenstände von Rhetorik und Stilistik erlauben, wobei sie die Stilmittel meist in der Terminologie der Rhetorik verzeichnen. Die Stärke eines Handbuchs wie des hier vorgelegten besteht dagegen in der Möglichkeit, über die begrifflichen Grenzen eines einzelnen Lemmas hinauszugreifen, ganze Sachbereiche zu systematisieren und im Überblick zu präsentieren.

In zahlreichen Arbeiten beschränkt sich die Darstellung rhetorisch-stilistischer Gestaltungsmittel auf deren Nennung und Definition. Das mag für eine erste Information ausreichend sein, reduziert die Disziplinen jedoch auf einen schmalen Ausschnitt ihres Ange-

bots. Die pragmatisch-kommunikative Dimension der Rhetorik und modernen Stilistik wird dabei nicht klar erkennbar. Das Handbuch Rhetorik und Stilistik räumt dieser pragmatisch-kommunikativen Qualität einen großen Stellenwert ein und öffnet sich damit Fragen der aktuellen Kommunikationsforschung, mit ihren Weiterungen in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen.

2.3. Das Handbuch umfasst eine theoretische und eine anwendungsbezogene Komponente

Der sprach- und kommunikationstheoretischen Dimension von Rhetorik und Stilistik wird im Handbuch ausführlich Rechnung getragen. Die Geschichte der Theoriebildung seit der Antike wird ebenso dokumentiert wie aktuelle Diskussionen in der Forschung, von der Argumentationstheorie bis zur Thematik von *Stil und Sozialität*. Die Grenzen klassischer und neuerer Themen der Disziplinen werden dort überschritten, wo zentrale Kategorien von Rhetorik und Stilistik im Mittelpunkt stehen, etwa *Handlung* oder *Muster und Abweichung*. Eine besondere Rolle spielt der Begriff des Stils selbst, der zu Größen wie *Kultur*, *Zeichen* und *Moral* in Bezug gesetzt wird.

Großen Raum nehmen die anwendungsbezogenen Komponenten der Disziplinen ein. Wie bei kaum einer anderen kulturwissenschaftlichen Disziplin berührt das Anliegen von Rhetorik und Stilistik die Lebenswirklichkeit einer jeweiligen Zeit und die Interessen der Kommunikationsteilnehmer. Das zu dokumentieren gehört zu den wichtigen Aufgaben des Handbuchs. Konkret bedeutet dies, von den Briefstellern der Frühen Neuzeit über die Formen politischer Rede bis zu den modernen rhetorischen Ratgebern und den universitären Kursen für sogenannte Schlüsselkompetenzen das breite Spektrum der Anwendungsmöglichkeiten von Rhetorik und Stilistik zu erschließen. Das erscheint besonders wichtig in einer Zeit, in der sich vor allem die Geisteswissenschaften zunehmend mit der Frage nach der alltagspraktischen Umsetzbarkeit der Ergebnisse ihrer Arbeit konfrontiert sehen.

3. Adressaten

Das Handbuch Rhetorik und Stilistik will Leser unterschiedlicher Gruppen erreichen. Es wendet sich an Forschende und Studierende: der Sprach- und Literaturwissenschaft aller Philologien, der Kulturwissenschaft (*Cultural Studies*), der Philosophie, der Kommunikations- und Medienwissenschaft, der Soziologie, der Politikwissenschaft, der Theologie. Daneben werden auch Gruppen angesprochen, deren Tätigkeit einen starken Anwendungsbezug aufweist, darunter Medienfachleute, Pädagogen (einschließlich der in der Lehrerfortbildung Tätigen), Übersetzer.

4. Danksagung

Die Herausgeber des Handbuchs Rhetorik und Stilistik danken zunächst dem Herausgeber der Reihe *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*, Herbert Ernst Wiegand. Auch dem zu Beginn der Planungen noch als Reihenherausgeber tätigen Hugo

Steger sei vielmals gedankt. Von Seiten des Verlags Mouton de Gruyter wurde das Handbuch von Frau Dr. Anke Beck und Frau Barbara Karlson betreut. Ihnen gebührt großer Dank für ihr Engagement, ihren Überblick und die stetige Bereitschaft zur Ansprache, sei es in persönlichen Gesprächen in Kassel und Berlin, sei es auf elektronischem Wege. Frau Professor Dr. Ines Busch-Lauer sei für die Durchsicht und Korrektur der englischen Zusammenfassungen, Artikel und sonstigen englischen Texte des Handbuchs sowie für die Übersetzung von Zusammenfassungen vielmals gedankt.

Ein besonders herzlicher Dank der Herausgeber gilt den Mitarbeitern vor Ort, ohne deren Kompetenz und großen Einsatz ein solches Unternehmen nicht durchführbar wäre. In Kassel, wo die organisatorischen Fäden des Handbuchs zusammenliefen, waren dies in der entscheidenden Phase der Entstehung Aleksandra Czajkowska, Kathrin Donskoi, Christine Jahn und Inken Waßmuth, für abschließende redaktionelle Arbeiten außerdem Nina-Maria Klug und Daniela Rieß. In Leipzig haben sich Björn Dumont, Dr. Marianne Schröder und Bettina Bock um das Handbuch verdient gemacht. In Tübingen gilt unser Dank insbesondere Anne Ulrich, Nikola Wiegeler, Philipp Lotz und Felicitas Lauinger sowie auch Marijke van Dijk, Zarah DeLuca-Hellwig, Michael Pelzer, Monika Riedlinger, Tobias Schmohl, Nina Semmelroth und Fabian Strauch.

Vor allem aber danken die Herausgeber den Autoren des Handbuchs. Sie haben sich – oft trotz erheblicher Arbeitsbelastung – zur Übernahme eines oder mehrerer Artikel bereit erklärt, haben Zeit in die Konzeption und Niederschrift investiert, sich auch auf Vorschläge und Wünsche der Herausgeber über Ausrichtung und Schwerpunkte der Texte eingelassen. Dass alle Beteiligten nun das Produkt gemeinsamer Arbeit in Händen halten, freut uns sehr.

Im September 2008

Ulla Fix (Leipzig)
Andreas Gardt (Kassel)
Joachim Knape (Tübingen)

Introduction

1. Topic of the handbook

The terms 'rhetoric' and 'stylistics' denote a field of language and communication studies, but they also refer to fundamental characteristics of language and language use: Language is always used in a certain style, and language use is nearly always directed at a recipient. A description of the stylistic forms and communication strategies that guide our speech and writing, as well as the theories behind them, are the focus areas of the disciplines rhetoric and stylistics.

It is not easy to arrive at a clear distinction between rhetoric and stylistics, partially because the disciplines are defined differently in different contexts. The components of rhetoric and stylistics which various disciplines and doctrines consider to be constitutive vary greatly, for example from the viewpoint of literary studies, applied stylistics or management rhetoric. With respect to the entirety of the historical tradition and systematic manifestations of rhetoric and stylistics, each reduction to such a component represents a narrowing of their true scope. One of the aims of the present handbook is to counteract this narrowing of meaning.

A substantial characteristic of both disciplines is that they have a pragmatic-communicative as well as a structural dimension. The pragmatic-communicative dimension of rhetoric consists of its intentional and situative orientation, which find their expression in the terms *docere*, *delectare* and *movere*. Since the antiquity, rhetoric is known as teachings in the effective formation of language: Motivated by a communicative *telos*, the speaker or author selects those linguistic devices which express the intent of his utterance most appropriately and effectively. The structural dimension of rhetoric consists in outlining these means, from the phenomena of articulation to the structuring of texts or new media forms.

In stylistics, on the other hand, the division into pragmatic-communicative and structural components is reflected in the distinction between macro- and microstylistics which is common in the field today. Macrostylistics emphasizes the communicative embedding of the utterance, spatial and temporal conditions, the intention of the speaker and the orientation towards the listeners and readers. Stylistic forms are judged from the standpoint of these communicative factors. Microstylistics deals with the specifics of these stylistic forms, and it is particularly in the characterization of stylistic forms where the overlappings between the disciplines of rhetoric and stylistics are most obvious.

As one of the central components of the western educational system, rhetoric was the most influential of the linguistic disciplines in the historical development far into the 18th century. Rhetoric not only influenced the forms of legal, political, theological and many other varieties of everyday language use, including the varieties of communication taught in schools and universities, but it also left a lasting impression on the categories of grammar and poetics. However, as early as the Middle Ages, rhetoric's pragmatic character, as expressed in the great depictions by Aristotle, Cicero and Quintilian, was being increasingly superimposed by the description of the purely technical possibilities for forming speech. In countless guidelines for the composition of written texts and various types of speeches, the discipline was more or less reduced to its *elocutio* element and thus, to a simple listing of stylistic devices.

This rather technical understanding of rhetoric became less important during the late 18th and 19th century with the development of the concepts of originality and creativity. The modern view of a speaker's or author's individual style seem to be contradictory to rhetoric's rigid system of rules. In the movement of a *translatio artium*, this form of rhetoric was replaced by a modern form of stylistics in which speech and writing are conceived as expressions of individual and societal action. In the 20th century, however, with regard to theory development, rhetoric remembered its anthropological roots, its social embedding, and so, returned to its own pragmatic understanding of language and its original theoretical basis. In their current development, both disciplines are supported by the belief that the rhetorical-stylistic formation of language cannot be described as the addition of some secondary external element to a linguistically neutral content, but rather as an unavoidable interaction with and in language which is an anthropological characteristic of humans as social beings: The human being as a *zoon politikon* is dependent on successful communication in order to realize his or her communicative intentions.

Thus, for long periods in their history as well as in the present times of the 20th and beginning of the 21st centuries, rhetoric and stylistics have proven to be disciplines whose foci, theories and methods constantly intertwine. Among their parallels and similarities are:

- the aforementioned parallel of a structural and a pragmatic-communicative dimension;
- the sharing of common concepts in main areas, e. g. in the classification of stylistic devices;
- the parallel of theoretical and practical components;
- the interest in speech and writing;
- the interest in the analysis as well as the production of linguistic units;
- the parallel of descriptive and prescriptive approaches.

This list makes it clear that some of the arguments for a differentiation between rhetoric and stylistics are not plausible. Due to the pragmatic orientation of modern stylistics (inclusion of author, situation, intended reader etc.), the understanding of stylistics simply as an organization system of linguistic devices, i. e. as an index of single linguistic elements, does not go far enough. Likewise, the notion of a temporal sequence – the assumption that rhetoric stopped developing in the 19th century and stylistics is its successor discipline – is not tenable, because rhetoric still exists as a discipline (i. e. in *New Rhetoric* or in the practice-oriented fields of presentation rhetoric and management rhetoric) even though it no longer holds the same position in the educational system that it once did.

Neither is the occasional limitation of rhetoric to spoken language and the reduction of stylistics to writing legitimate. Although it got its start in predominantly oral cultures, rhetoric has also been applied to written texts since the Middle Ages. Stylistics, on the other hand, has also been oriented around speech at least since the development of modern discourse analysis.

Despite these overlappings, different accentuations in rhetoric and stylistics cannot be overlooked. The degree of systematization is higher overall in rhetoric: A fact which is explained mostly by the long tradition of the discipline as a more or less closed system of rules. The consistent evaluation of speech utterances from the perspective of the au-

thor, the question as to how far an utterance can be seen as an expression of the persuasive intent of a speaker or author, is essential for rhetoric and is thus represented here more strongly than in stylistics, where the concept of persuasion is much less accentuated. Finally, both disciplines differ from one another with respect to their instructional character: Stylistics, at least in its form within the philologies, has a more analytical-descriptive approach than rhetoric, whose tradition as the instruction of goal-oriented composition of oral and written texts still remains its most important aspect. On the whole, rhetoric focuses more on the communicative aspect than does stylistics. In much of its concrete application, stylistics concentrates on the characterization of linguistic devices.

However, these different accentuations cannot conceal the aforementioned similarities. Therefore, consistent separation of these disciplines in this handbook only seemed to be appropriate in certain areas. For this reason, the outline of the handbook accounts for the analytically, sometimes unclear, but actual relationship between rhetoric and stylistics.

2. Aims of the handbook

The current handbook has two main goals: to impart canonical knowledge about the subjects, theories and methods of rhetoric and stylistics and secondly, to present the current status of discussion about research questions. The considerations previously mentioned here result in several conceptual specifications.

2.1. The handbook comprises a historical and a modern component

The importance of rhetoric and stylistics for the history of education has already been mentioned. The historical portions of the handbook aim to make this importance clear, in that they highlight each epoch-specific profile and characteristic of rhetoric and stylistic theory and practice since the Greek antiquity. Whereas the subjects of the historic portions are treated in chronological order, the description of both disciplines today follows systematic points of view (central questions, fields of research, areas of application etc.).

Due to the wide scope of the topic, the historical description in the handbook is limited mainly to Europe, with a special focus on the German-speaking countries. In the portions of the handbook describing the disciplines in their modern form, the main focus is the German-speaking area only, where the topic demands concentration on a single language or culture.

2.2. The handbook accounts for the structural and pragmatic dimensions of rhetoric and stylistics

The handbook aims to appropriately address the structural dimension of the disciplines insofar, in that it summarizes their statements about the specifics of text composition.

With regard to rhetoric, this includes basic concepts such as the *Virtutes elocutionis* or the *System of the three styles*, as well as the rhetorical devices themselves, especially tropes and figures. From the viewpoint of stylistics, elements of text production from the phonological level to the text level are covered, as well as the stylistic layering of German. Although the *elocutio* components of rhetoric and the description of linguistic devices through more modern stylistics prove to have several obvious overlappings, the somewhat different systematic and terminological access justifies parallel treatment.

Descriptions of rhetorical-stylistic devices can be found in numerous reference works, such as, in the German-speaking area, the "Historisches Wörterbuch der Rhetorik" [Historical Dictionary of Rhetoric] (Tübingen 1992 ff.). Reference works lemmatized according to single terms have the advantage that they make it possible to search for single subjects within the rhetoric system (here, stylistic devices are usually listed using the terminology of rhetoric) with more or less differentiation in the lemmatization. The strength of a handbook such as the one at hand lies in the possibility to reach far beyond the terminological boundaries of a single lemma, to systematize entire specialist areas and present them in an overview.

In many works, the description of rhetorical-stylistic devices is reduced to their naming and definition. This may suffice as preliminary information, however, it reduces the disciplines to a thin slice of what they have to offer. As a result, the pragmatic-communicative dimension of rhetoric and modern stylistics cannot be recognized properly. The handbook Rhetoric and Stylistics grants this pragmatic-communicative quality central importance and is therefore open to questions coming out of modern communications research and its extension into various academic and societal areas.

2.3. The handbook comprises both a theoretical and a practice-oriented component

The theoretical dimension of rhetoric and stylistics is dealt with extensively in the handbook. The history of theory development from the antiquity onward is documented, as well as current discussions in research, from argumentation theory to the topic of *style and sociality*. The boundaries between classical and more modern topics of the disciplines are crossed where central categories of rhetoric and stylistics are the focal point, for example *pattern following vs. creativity*. The term 'style' itself plays a special role and is used with reference to such dimensions as *culture*, *sign*, and *ethics*.

A great portion of the handbook is dedicated to the practice-oriented components of the disciplines. As in few other disciplines, rhetoric and stylistics coincide with the reality of life of a given time period as well as with the interests of the communication participants. It is one of the most important tasks of the current handbook to document this. Achieving this entails covering the broad spectrum of the practice-oriented possibilities of rhetoric and stylistics, from the rules for letter writing in the early modern age, to the forms of political speeches, to the modern rhetorical manuals, and to the university courses for 'key qualifications'. This seems even more important at a time when the everyday practical applicability of the contents taught, especially within the liberal arts, is increasingly being made a subject of public debate.

3. Readership

The handbook RHETORIC AND STYLISTICS aims to reach different groups of readers. It is intended for researchers and students of the following academic disciplines: linguistics and literary studies of all philologies, cultural studies, philosophy, and communication and media studies. Moreover, the handbook addresses other groups whose occupational activities have a strong practical reference, such as media specialists, educationalists (including those working in advanced teacher training), and translators.

4. Acknowledgement

The editors of the handbook RHETORIC AND STYLISTICS would like to thank Herbert Ernst Wiegand, the editor of the series *Handbooks of Linguistics and Communication Science*. Our thanks also include Hugo Steger who was still co-editor of the series when the handbook was first conceptualized. On the side of the publisher Mouton de Gruyter, Dr. Anke Beck and Barbara Karlson were particularly involved in the production of the handbook, through talks in Kassel and Berlin and continuos exchange of information through electronic mail. Their efforts, overview of the project and constant willingness for cooperation deserve special thanks. We would also like to thank Professor Ines Busch-Lauer very much for the translation of abstracts and for checking all submitted English abstracts, articles, and other English texts in the handbook.

We would also like to extend our warmest thanks to our local editorial teams. Without their competence and strong commitment it would not have been possible to undertake a task of such scope. In Kassel, the organizational centre of the handbook, the decisive editorial phase was accompanied by Aleksandra Czajkowska, Kathrin Donskoi, Christine Jahn, and Inken Waßmuth, for final proof-reading also by Nina-Maria Klug, and Daniela Rieß. In Leipzig, we were supported by Björn Dumont, Dr. Marianne Schröder, and Bettina Bock. In Tübingen, particularly Anne Ulrich, Nikola Wiegeler, Philipp Lotz and Felicitas Lauinger, as well as Marijke van Dijk, Zarah DeLuca-Hellwig, Beatrice von Lüpke, Michael Pelzer, Monika Riedlinger, Tobias Schmohl, Nina Semmelroth, and Fabian Strauch supported our work.

Our final and most important thanks are reserved for the authors of the handbook. They agreed to write one or several articles, often invested a considerable amount of time in conceiving and writing their texts, in discussing the structure and focus of their articles with the editors, and finally they showed great patience, until the very last article had arrived.

September 2008

Ulla Fix (Leipzig)
Andreas Gardt (Kassel)
Joachim Knape (Tübingen)

Inhaltsverzeichnis / Contents

Band 1/ Volume 1

I. Theoriegeschichte der Rhetorik und Stilistik History of the Theory of Rhetoric and Stylistics

1. Thomas Schirren, Rhetorik und Stilistik der griechischen Antike / Rhetoric and stylistics in ancient Greece 1
2. Øivind Andersen, Rhetoric and stylistics in ancient Rome / Rhetorik und Stilistik der römischen Antike 25
3. Joachim Knape, Rhetorik und Stilistik des Mittelalters / Rhetoric and stylistics in the Middle Ages 55
4. Joachim Knape, Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in Humanismus, Renaissance und Reformation im europäischen Kontext / Rhetoric and stylistics of the German-speaking countries in Humanism, the Renaissance, and the Reformation in a European context 73
5. Sylvia Heudecker/Jörg Wesche, Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in der Zeit des Barock / Rhetoric and stylistics of the German-speaking countries in the Baroque 97
6. Dietmar Till, Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in der Zeit der Aufklärung / Rhetoric and stylistics of the German-speaking countries in the Enlightenment 112
7. Helmut Schanze, Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder von der Romantik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts / Rhetoric and stylistics of the German-speaking countries from Romanticism until the end of the 19th century 131
8. Josef Kopperschmidt, Rhetorik der deutschsprachigen Länder vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart / Rhetoric of the German-speaking countries from the beginning of the 20th century until the present 146
9. Ulrich Püschel, Stilistik der deutschsprachigen Länder vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart / Stylistics of the German-speaking countries from the beginning of the 20th century until the present . . . 165
10. Ekkehard Eggs, Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in Frankreich / Rhetoric and stylistics in modern France 179
11. Volker Kapp, Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in Italien / Rhetoric and stylistics in modern Italy 206
12. Vicent Salvador, Rhetoric and stylistics in Spain and Portugal in the 20th and 21st centuries / Rhetorik und Stilistik in Spanien und Portugal im 20. und 21. Jahrhundert 226

13. Craig Hamilton, Rhetoric and stylistics in Anglo-Saxon countries in the 20th and 21st centuries / Rhetorik und Stilistik in angelsächsischen Ländern im 20. und 21. Jahrhundert 245
14. Renate Lachmann, Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in den slawischen Ländern / Rhetoric and stylistics in the modern Slavic countries 263

II. Praxisgeschichte der Rhetorik und Stilistik History of the Practice of Rhetoric and Stylistics

15. Stanley E. Porter, Applied rhetoric and stylistics in ancient Greece / Rhetorische und stilistische Praxis der griechischen Antike 284
16. Manfred Landfester, Rhetorische und stilistische Praxis der römischen Antike / Applied rhetoric and stylistics in ancient Rome 307
17. Frank Bezner, Rhetorische und stilistische Praxis des lateinischen Mittelalters / Applied rhetoric and stylistics in the Latin Middle Ages . . . 326
18. Gert Hübner, Rhetorische und stilistische Praxis des deutschen Mittelalters / Applied rhetoric and stylistics in the German Middle Ages . . . 348
19. Jörg Robert, Rhetorische und stilistische Praxis des Lateinischen in den deutschsprachigen Ländern in Humanismus, Renaissance und Reformation / Applied Latin rhetoric and stylistics of the German-speaking countries in Humanism, the Renaissance, and the Reformation 370
20. Joachim Knape/Stefanie Luppold, Rhetorische und stilistische Praxis des Deutschen in den deutschsprachigen Ländern in Humanismus, Renaissance und Reformation / Applied German rhetoric and stylistics in Humanism, Renaissance, and the Reformation 385
21. Steffen Ohlendorf, Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder in der Zeit des Barock / Applied rhetoric and stylistics of the German-speaking countries in the Baroque 413
22. Urs Meyer, Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder in der Zeit der Aufklärung / Applied rhetoric and stylistics of the German-speaking countries in the Enlightenment 429
23. Peter Ernst, Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder von der Romantik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts / Applied rhetoric and stylistics of the German-speaking countries from Romanticism until the end of the 19th century 444
24. Dagny Guhr/Joachim Knape, Rhetorische Praxis in Deutschland vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart / Applied rhetoric of the German-speaking countries from the beginning of the 20th century until the present 463
25. Marie-Hélène Pérennec, Rhetorische und stilistische Praxis der Neuzeit in Frankreich / Applied rhetoric and stylistics in modern France 488
26. Ludwig Fesenmeier, Rhetorische und stilistische Praxis der Neuzeit in Italien / Applied rhetoric and stylistics in modern Italy 507
27. Vicent Salvador, Applied rhetoric and stylistics in Spain and Portugal in the 20th and 21st centuries / Rhetorische und stilistische Praxis in Spanien und Portugal im 20. und 21. Jahrhundert 532

28. Craig Hamilton, Applied rhetoric and stylistics in Anglo-Saxon countries in the 20th and 21st centuries / Rhetorische und stilistische Praxis in angelsächsischen Ländern im 20. und 21. Jahrhundert 550
29. Konstantin A. Bogdanov, Rhetorische und stilistische Praxis der Neuzeit in Russland / Applied rhetoric and stylistics in modern Russia . . . 569

III. Systematische Bereiche der klassischen Rhetoriktheorie
The System of Classical Rhetorical Theory

30. Fabian Klotz, Der Orator / The orator 587
31. Thomas Schirren, Redeabsicht und Wirkungsmodi (docere, delectare, movere) / Speech intention and modes of effect (docere, delectare, movere) 598
32. Thomas Schirren, Funktionalgattungen der Rede (genera causarum) / Functional types of speech (genera causarum) 602
33. Thomas Schirren, Redesachverhaltsfeststellung (Statuslehre) / The identification of the case (status) 610
34. Thomas Schirren, Rhetorik des Textes: Produktionsstadien der Rede / Rhetoric of the text: The stages of speech production 620
35. Michael Hoppmann, Rhetorik des Verstandes (Beweis- und Argumentationslehre) / Rhetoric of reason: The system of proof and argumentation 630
36. Dietmar Till, Rhetorik des Affekts (pathos) / Rhetoric of affect (pathos) 646
37. Thomas Schirren, Rhetorik des Körpers (actio I) / Rhetoric of the body (actio I) 669
38. Reinhart Meyer-Kalkus, Rhetorik der Stimme (actio II: pronuntiatio) / Rhetoric of the voice (actio II: pronuntiatio) 679

IV. Theoriebereiche und Forschungsfelder moderner Rhetorik
Theoretical Fields and Areas of Research in Modern Rhetoric

39. James Price Dillard/Lori B. Miraldi, Persuasion: Research areas and approaches / Persuasion: Forschungsfelder und -ansätze 689
40. Manfred Kienpointner, Argumentationstheorie / Theory of argumentation 702
41. Richard Graff, Topics/Topoi / Topik/Topoi 717
42. Paul Gévaudan, Tropen und Figuren / Tropes and figures 728
43. Wolf-Andreas Liebert, Metaphernforschung / Metaphor research 743
44. Reinhard Fiehler, Emotionale Kommunikation / Emotional communication 757

45. Ursula Hirschfeld/Baldur Neuber/Eberhard Stock, Sprach- und Sprechwirkungsforschung / Language- and speech-effect research 772
46. Judee K. Burgoon/Sean Humpherys/Kevin Moffitt, Nonverbal communication: Research areas and approaches / Nonverbale Kommunikation: Forschungsfelder und -ansätze 787
47. John S. Seiter/Robert H. Gass, Compliance-gaining research: A canonical review / Streben nach Zustimmung: Forschungsfelder und -ansätze 812
48. Michael Hoppmann, Pragmatische Aspekte der Kommunikation: Höflichkeit und Ritualisierung / Pragmatic aspects of communication: Politeness and ritualization 826
49. Heinz Bonfadelli, Medienwirkungsforschung / Media effects research . 837
50. Sally A. Jackson, Message effects research / Rhetorische Wirkungsforschung 855
51. Peter L. Oesterreich, Anthropologische Rhetorik / Anthropological rhetoric 869
52. Lily Tonger-Erk, Rhetorik und Gender Studies / Rhetoric and gender studies 880
53. Joachim Knape, Rhetorik der Künste / Rhetoric and the arts 894
54. James Jasinski, Rhetorical criticism in the USA / Rhetorical Criticism in den USA 928
55. Andreea Deciu Ritivoi/Richard Graff, Rhetoric and modern literary theory / Rhetorik und neuere Literaturtheorie 944
56. Ronald Walter Greene, Rhetoric in cultural studies / Rhetorik in den Cultural Studies 959
57. Katie Böhme, Das Bild der Rhetorik in Enzyklopädien und in modernen rhetorischen Nachschlagewerken / The concept of rhetoric in encyclopaedias and modern rhetorical works of reference 971
58. Philipp Erchinger, Das Bild der Rhetorik in der rhetorikkritischen Tradition / Criticizing rhetoric: Traditions and arguments 991

V. Theoriebereiche und Forschungsfelder moderner Stilistik
Theoretical Fields and Areas of Research in Modern Stylistics

59. Jiři Kraus, Structuralist conceptions of style / Strukturalistische Stilauffassungen 1010
60. Ulrich Püschel, Kommunikativ-pragmatische Stilauffassungen / Communicative-pragmatic conceptions of style 1023
61. Margret Selting, Interactional stylistics and style as a contextualization cue / Handlungsstilistik und Stil als Kontextualisierungssignal 1038
62. Johannes Schwitalla, Gesprächsstile / Conversational styles 1054
63. Johannes Anderegg, Literaturwissenschaftliche Stilauffassungen / Concepts of style in literary studies 1076

64. Ursula Christmann, Rhetorisch-stilistische Aspekte moderner Verstehens- und Verständlichkeitsforschung / Rhetorical and stylistic aspects of modern research on text processing 1092
65. Barbara Sandig, Stil als kognitives Phänomen / Style as a cognitive phenomenon 1106
66. Lawrence A. Hosman, Style and persuasion / Stil und Persuasion . . . 1119

Band 2 / Volume 2

VI. Dimensionen der Kategorie Stil Dimensions of the Category of Style

67. Angelika Linke, Stil und Kultur / Style and culture
68. Christian Meyer, Rhetoric and culture in Non-European societies / Rhetorik und Kultur in außereuropäischen Gesellschaften
69. Hans Jürgen Heringer, Stil und Moral / Style and ethics
70. Winfried Nöth, Stil als Zeichen / Style as sign
71. Andreas Gardt, Stil und Bedeutung / Style and meaning
72. Wilhelm Köller, Stil und Grammatik / Style and grammar
73. Ulrich Breuer, Stil und Individuum (Individualstil) / Style and the individual
74. Norbert Dittmar, Stil und Sozialität (Gruppe, Geschlecht, Alter) / Style and sociality (group, sex, age)
75. Wolfgang G. Müller, Zeitstil/Epochenstil / Period style/epoch style
76. Burghard Weiss, Stile wissenschaftlichen Denkens / Styles of scientific thinking

VII. Zentrale Kategorien und Problemstellungen von Rhetorik und Stilistik Central Categories and Issues of Rhetoric and Stylistics

77. Ulla Fix, Muster und Abweichung in Rhetorik und Stilistik / Pattern and deviation in rhetoric and stylistics
78. Michael Hoffmann, Situation als Kategorie von Rhetorik und Stilistik / Situation as a category of rhetoric and stylistics
79. Barbara Sandig, Handlung (Intention, Botschaft, Rezeption) als Kategorie der Stilistik / Action (intention, message, reception) as a stylistic category
80. Ulf Abraham, Stil als ganzheitliche Kategorie: Gestalthaftigkeit / Style as an an integral category (*gestalt*)
81. Hans-Peter Ortner, Fehlformen rhetorisch-stilistischen Handelns / Misuse of rhetorical/stylistic categories

82. Ingo Warnke, Stilwandel und Sprachwandel / Style change and language change

VIII. Textgestaltung im Rahmen der klassischen Rhetorik Text Composition within the Framework of Classical Rhetoric

83. Manfred Kraus, Übungen zur Textgestaltung (exercitationes, progymnasmata) / Exercises for text composition (exercitationes, progymnasmata)
84. Nicola Kaminski, Regulative und Normen der Textgestaltung (imitatio vs. aemulatio) / Regulations and norms of text composition (imitatio vs. aemulatio)
85. Thomas Schirren, Kriterien der Textgestaltung (virtutes elocutionis: latinitas, perspicuitas, ornatus, aptum) / Criteria of text composition (virtutes elocutionis: latinitas, perspicuitas, ornatus, aptum)
86. Thomas Schirren, Niveau der Textgestaltung (Dreistillehre/genera dicendi) / Composition standards (system of three styles/genera dicendi)
87. Thomas Schirren, Topik im Rahmen der klassischen Rhetorik / Topics in classical rhetoric
88. Thomas Schirren, Figuren im Rahmen der klassischen Rhetorik / Figures in classical rhetoric
89. Thomas Schirren, Tropen im Rahmen der klassischen Rhetorik / Tropes in classical rhetoric
90. Gregor Staab, Satzlehre im Rahmen der klassischen Rhetorik / Sentence composition in classical rhetoric
91. Thomas Schirren, Textaufbau und Redeteilschemata (partes orationis) / Text structure and the parts of the speech (partes orationis)

IX. Textgestaltung im Rahmen der Stilistik Text Composition within the Framework of Stylistics

92. Michael Hoffmann, Mikro- und makrostilistische Einheiten im Überblick / Micro- and macrostylistic elements: An overview
93. Bernd Spillner, Stilistische Phänomene der Schreibung und Lautung / Stylistic aspects of spelling and articulation
94. Peter Handler, Stilistische Phänomene der Wortbildung / Stylistic aspects of word formation
95. Klaus-Dieter Ludwig, Stilistische Phänomene der Lexik / Stylistic aspects of the lexicon
96. Hans-Werner Eroms, Stilistische Phänomene der Syntax / Stylistic aspects of syntax
97. Wolfgang Heinemann, Stilistische Phänomene auf der Ebene des Textes / Stylistic aspects of the text

98. Martin Wengeler, Stilistische und rhetorische Phänomene auf der Ebene des Diskurses / Stylistic and rhetorical aspects of written discourse
99. Inken Keim, Gesprächstyp und Stil / Conversation type and style
100. Norbert Dittmar, Varietäten und Stil / Varieties and style
101. Norbert Richard Wolf, Historische Textsorten und Stil / Historical varieties and style
102. Ines-Andrea Busch-Lauer, Fach- und gruppensprachliche Varietäten und Stil / Subject- and group-specific varieties and style
103. Ines-Andrea Busch-Lauer, Funktionale Varietäten und Stil / Functional varieties and style
104. Bernd Spillner, Verfahren stilistischer Textanalyse / Methods of stylistic text analysis

X. Die Rolle von Rhetorik und Stilistik in anderen Wissenschaften in der Gegenwart
The Current Role of Rhetoric and Stylistics in other Disciplines

105. John H. Smith, Rhetoric and stylistics in philosophy / Rhetorik und Stilistik in der Philosophie
106. Albrecht Grözinger, Rhetorik und Stilistik in der Theologie / Rhetoric and stylistics in theology
107. Katharina Gräfin von Schlieffen, Rhetorik und Stilistik in der Rechtswissenschaft / Rhetoric and stylistics in jurisprudence
108. Hubert Knoblauch, Rhetorik und Stilistik in der Soziologie / Rhetoric and stylistics in sociology
109. Wolfgang Bergsdorf, Rhetorik und Stilistik in der Politologie / Rhetoric and stylistics in political science
110. Norbert Groeben, Stilistik und Rhetorik in der Psychologie / Rhetoric and stylistics in psychology
111. Christian Meyer, Rhetoric and stylistics in social/cultural anthropology / Rhetorik und Stilistik in der Ethnologie
112. Julia Schmid, Rhetorik und Stilistik in der Literaturwissenschaft / Rhetoric and stylistics in literary studies
113. Christina Gansel, Rhetorik und Stilistik in der Text- und Gesprächslinguistik / Rhetoric and stylistics in linguistics of text and conversation
114. Martin Papenbrock, Der Stilbegriff in der Kunstwissenschaft / The concept of style in fine art studies
115. Hartmut Krones, Rhetorik und Stilistik in der Musikwissenschaft / Rhetoric and stylistics in musicology
116. Jürg Niederhauser, Rhetorik und Stilistik in den Naturwissenschaften / Rhetoric and stylistics in the natural sciences
117. Hans J. Vermeer, Rhetorik und Stilistik in der Translationswissenschaft / Rhetoric and stylistics in translation studies

XI. Rhetorik und Stilistik in internationaler Perspektive
International Perspectives of Rhetoric and Stylistics

118. Harald Haarmann, Die stilistische Charakterisierung von Einzelsprachen: Möglichkeiten und Probleme / The stylistic characterization of individual languages: Approaches and problems
119. Helga Kotthoff, Rhetorik und Stilistik in interkultureller Kommunikation / Rhetoric and stylistics in intercultural communication
120. Eli Hinkel, Contrastive rhetoric / Kontrastive Rhetorik
121. Barbara Mittler/Asa-Bettina Wuthenow, Rhetorik und Stilistik in Ostasien / Rhetoric and stylistics in East Asia
122. Renate Würsch, Rhetorik und Stilistik im arabischen Raum / Rhetoric and stylistics in the Arab region
123. Hans-Otto Dill, Rhetorik und Stilistik im lateinamerikanischen Raum / Rhetoric and stylistics in Latin America

XII. Rhetorik und Stilistik in der Anwendung I: zeitgenössische Lebens- und Diskursbereiche im Spiegel ihrer Äußerungen und Texte
Applied Rhetoric and Stylistics I: Social Spheres and Discourse Areas as Reflected in Spoken and Written Language

124. Roman Luckscheiter, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Erzählliteratur der Gegenwart / Rhetorical/stylistic characteristics of contemporary narrative literature
125. Dieter Burdorf, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Lyrik der Gegenwart / Rhetorical/stylistic characteristics of contemporary poetry
126. Jörg Wesche, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften des Dramas der Gegenwart / Rhetorical/stylistic characteristics of contemporary drama
127. Josef Klein, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache der Politik / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of politics
128. Markus Nussbaumer, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache des Rechtswesens / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of law
129. Jochen Rehbein/Christiane Hohenstein, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache der Verwaltung / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of administration
130. Nina Janich, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache von Werbung und Public Relations / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of advertising and public relations
131. Thomas Schröder, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache des Journalismus in den Printmedien / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of journalism in the print media

132. Werner Holly, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache von Hörfunk und Fernsehen / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of broadcasting and television
133. Angelika Storrer, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache des Internets / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of the internet
134. Hanspeter Ortner, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Bildungssprache / Rhetorical/stylistic characteristics of 'good German'
135. Klaus-Dieter Baumann, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache in Naturwissenschaften und Technik / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of the natural sciences and technology
136. Ingwer Paul, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache von Religion und Kirche / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of religion and the church
137. Georg-Maria Meyer, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache des Militärs / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of the military
138. Franz Simmler, Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache des Sports / Rhetorical/stylistic characteristics of the language of sports

XIII. Rhetorik und Stilistik in der Anwendung II: didaktische Aspekte
Applied Rhetoric and Stylistics II: Didactic Aspects

139. Albert Bremerich-Vos, Rhetorische Ratgeber für Beruf und Alltag / Rhetorical manuals for professional and everyday settings
140. Albrecht Greule/Katja Kessel, Praxisbezogene Stillehren / Hands-on handbooks of style
141. Eva Neuland, Rhetorik und Stilistik in der Sprachdidaktik / Rhetoric and stylistics in language didactics
142. Katrin Bothe, Kreatives Schreiben / Creative writing
143. Eva-Maria Jakobs, Die Schlüsselqualifikationen Reden und Schreiben in der universitären Ausbildung / Speaking and writing as key qualifications in university education
144. Reinhard Fiehler, Kommunikationstraining / Communication training
145. Stefanie Mitschele/Rainer Baber, Das professionelle Verfassen von Reden / Professional speech writing
146. Norbert Gutenberg, Speech Communication Studies and Speech Communication Education / Sprechwissenschaft und Sprecherziehung

Indices

I. Theoriegeschichte der Rhetorik und Stilistik

1. Rhetorik und Stilistik der griechischen Antike

1. Voraussetzungen der rhetorischen Theoriebildung in Griechenland
2. Übergreifende Theoriekonzepte
3. Die wichtigsten Theoriestationen
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Both rhetoric and philosophy belong to the outstanding achievements of ancient Greek culture. It is in particular the ontology of eleatism that seemed to have had a decisive impact on sophistics. Being teachers of the ἀρετή/arete*, they taught rhetoric as a kind of key competency. However, Plato questioned this challenge, and Aristotle positioned rhetoric into a systematic determination of the ancient* τέχναι/technai*. His disciple, Theophrast, devoted a monograph to the* λέξις/lexis *and can, thus, be said to be a first pioneer of ancient style criticism which continued throughout Hellenism und then received a serious format in the works of Dionysios of Halicarnassos and Ps.-Longinus treatise On the Sublime (gr. Peri hypsus). Among the major achievements of Hellenism was the theory of status developed by Hermagoras of Temnos that was extensively commented on and revised throughout later periods.*

1. Voraussetzungen der rhetorischen Theoriebildung in Griechenland

Rhetorik als Techne ist eine Erfindung der Sophistik. Im Zuge ihrer Beschäftigung mit den Möglichkeiten einer Optimierung menschlicher Poiesis und Praxis fand die sophistische Bewegung in der Rhetorik eine Fertigkeit, die gleichermaßen das Hervorbringen als Herstellung wie auch das zielorientierte Agieren bis hin zum politischen Handeln als Redner in Versammlungen betrifft. Dieses Interesse an Sprech- und durch Sprache initiierter Handlung ist ein Phänomen des 5. Jhs. und hat sich insbesondere in der Athenischen Demokratie herausgebildet. Doch waren die Griechen dieser Zeit nicht die ersten, die an der Wirkungsmächtigkeit der Sprache und dem sich ihrer souverän bedienenden Redner Interesse zeigten. Bereits im homerischen Epos gibt es Charaktertypen, die sich der Rede entweder aufgrund ihrer langen Erfahrung zum Wohle aller bedienen oder die Rede als Instrument der Täuschung und der Irreführung zu Gunsten eigener Interessen gebrauchen. Während die positiven Aspekte der beratenden Rede insbesondere durch den greisen Nestor der *Ilias* verkörpert werden (*Ilias* 1,254–284; 7,124–160; 11,656–803; Lohmann 1970; Primavesi 2000), steht Odysseus in *Ilias* und *Odyssee* für eine raffinierte Redepraxis, die sich auch in scheinbar ausweglosen Lagen zu helfen weiß (vgl. auch Plat. *Phaidr.* 261b). Die attische Tragödie hat agonalen Rededuellen eine eigene

kompositionelle Form verliehen, nämlich die des Agons. Hier treten Positionen gegeneinander an und überlassen oftmals dem Chor aber auch anderen Personen die Entscheidung über die Vorzüge jeder Position (Buxton 1982; Lloyd 1992). Auch in den *Historien* des Herodot finden sich solche Debattendarstellungen. Berühmt ist etwa die (natürlich fiktive) Debatte über die beste Verfassung, die die Erben des großen Reiches des Kambyses anstellen (Hdt. *Hist.* 3,80–82). Eine strukturell herausgehobene Bedeutung haben die Reden auch in der Darstellung des Peloponnesischen Krieges durch Thukydides (vgl. Thuk. *Hist.* 1,22); der Autor klärt dazu den Leser darüber auf, dass die Reden so nicht gehalten worden seien, dass sie aber eine allgemeine Einschätzung widerspiegelten, wie sie ein Mann von bestimmter Art in einer solchen Situation eben haben könne. Diese Einschätzung antizipiert bereits die später von Platon und Aristoteles vorgenommene Typologie der Adressaten bzw. die von Aristoteles konzipierte Lehre vom Redner-Ethos (Plat. *Phaidr.* 272d–274a; Arist. *Rhet.* 2,12 ff.). Doch auch schon in der homerischen Schildbeschreibung gehört zur typischen Szenerie einer Stadt der Rechtsstreit von zwei Parteien (*Ilias* 18,497–508).

Natürlich sind die erwähnten literarischen Beispiele rhetorischen Handelns ihrerseits bereits der sophistischen Bewegung geschuldet; doch hätte sicherlich weder die Sophistik selbst so umfassend entstehen können noch eine Adaption sophistischer Praxis so leicht gelingen können, wenn Grundmomente der Rhetorik der griechischen Kultur und täglichen Praxis fremd gewesen wären. Diese Affinität der griechischen Kultur zur Rhetorik ist zweifelsohne auch eine Folge der Randstellung der Griechen im Umkreis der älteren und mächtigeren Kulturen des Alten Orients. In Anekdoten wird geradezu topisch die Verbindung der frühen Denker mit dem Orient erwähnt: Thales, Anaximander, Pythagoras, ja, selbst Platon sollen in Ägypten gewesen sein oder sich für die Chaldäer interessiert haben usw. Das mag im Einzelfall historisch mehr als fraglich sein, jedoch steht fest, dass entgegen unseren eurozentristischen und so auch hellenozentristischen Weltbild der Orient das kulturelle Zentrum bildete und die Griechen an dessen Peripherie lebten (Burkert 2003). Ihre Stärke bestand jedoch in der Adaption und Weiterentwicklung orientalischer Entdeckungen und Denkformen. So entwickelte sich erst in Griechenland aus einer mythischen Erzählform vom Anfang der Welt, wie sie in den babylonischen und anderen orientalischen Schöpfungsmythen vorgeprägt ist, eine philosophische Spekulation über den Ursprung des Seins. Allerdings fehlte im Orient eine Theorie der sprachlichen Kommunikation bis auf geringe Ansätze völlig und dies sicherlich deshalb, weil auch die Anlässe nicht gegeben waren, um rhetorisches Handeln im eigentlichen Sinne auszuüben (Magen 2000). Daraus ergibt sich, dass rhetorische Theoriebildung nicht ohne den Einbezug soziokultureller Faktoren zu betrachten ist. Für die griechische Kultur ist die Ausübung praktischer Redekunst und die damit Hand in Hand gehende Entwicklung einer rhetorischen Theorie als einzigartiges Phänomen zu betrachten, das so keine Parallelen hat.

1.1. Vorsokratische Philosophie und rhetorische Theorie

Unumgehbar ist es, auf die philosophische Implikation der griechischen Rhetorik zu verweisen. Deren sophistische Vordenker, insbesondere Gorgias von Leontinoi (geb. um 480 v. Chr.) und Protagoras von Abdera (geb. um 490 v. Chr.), waren philosophisch ‚beschlagen' und bewegten sich gewandt auf der Höhe des zeitgenössischen philosophischen Diskurses, auch wenn Platon dies in seinen Dialogen gerne anders darstellt. Die für die

Rhetorik wichtigste und folgenreichste Entdeckung war die eleatische Konzeption des Seins. Parmenides von Elea (geb. um 500 v. Chr.) hatte in seinem Lehrgedicht eine enge Korrelation von Erkennen, Sein und Sprechen postuliert. Er behauptet: Erkennen muss sich auf Seiendes beziehen und Rede muss Seiendes sagen. Daher spricht Rede dasjenige Seiende aus, das das Erkennen erkannt hat. Nicht-Seiendes dagegen ist weder erkennbar noch zu sagen. Daraus wird gefolgert, dass nur Seiendes sei und nur Seiendes gesagt werden könne (Parm.: DK B2; B3; B6). Wenn des Weiteren die These aufgestellt wird, dass man das Erkennen nicht ohne das Seiende finden wird, „in welchem es ausgesprochen ist" (Parm.: DK B8,35 f.), dann wird (wahres) Sagen im Seienden verankert, denn es gibt ja auch den Lug und den Irrtum im Sprechen (vgl. Hes. *Theog.* 27 ff.).

Die in dieser Ontologie vollzogene Verknüpfung von Sein, Erkennen und Sprechen bestimmt das Sprechen ontologisch. Doch während Parmenides das Sprechen vom Erkennen und dem Seienden nicht emanzipiert, da er offenbar nur wahres Sprechen als Sprechen im eigentlichen Sinne auffasst (obwohl er andererseits das Erkennen immer schon sprachlich verfasst denkt), indem etwas Seiendes im Sprechen aufgewiesen wird, führen Gorgias, den man zu seinem Schüler gemacht hat, diese Gedanken in eine andere Richtung. Für Parmenides mussten Fiktion und Lüge ein Paradox darstellen, da ja durch sie kein Seiendes ausgesprochen wird und somit auch nichts erkannt werden kann. Immerhin haben noch moderne Fiktionalitätstheoretiker ähnliche Probleme mit der Nulldenotation von Fiktion, also der Tatsache, dass die Fiktion als Zeichen auf kein existierendes Etwas verweist, sondern das Denotat erst herstellt, um darauf verweisen zu können (Goodman 1984, 126−131). Gorgias jedoch entdeckt in dieser Funktion von Sprache die Möglichkeit, Rede überhaupt in eine eigene Dimension zu setzen: Wo gesprochen wird, ist ein Seiendes, denn das Gesprochene ist selbst ein Seiendes. Rede verweist nicht auf Dinge, sondern ist ein Ding und tritt als solches in die Welt. Indem sich der Logos so von seiner Verweisfunktion löst und selbst ein Seiendes wird, wachsen dem Rhetor ungeahnte Möglichkeiten zu. Das ist die Ausgangssitutation, die zur Schrift über das Nicht-Seiende führt. In dieser nur als Testimonium erhaltenen theoretischen Abhandlung negiert Gorgias die Parmenideische Trias von Sein, Erkennen und Sprechen (De Melisso, Xenophane, Gorgia 979a11 ff.): „Nichts sei, sagt er; wenn aber etwas sei, sei es nicht erkennbar, wenn es aber sei und erkennbar sei, sei es nicht mitteilbar". Im Zuge dessen wird die Mitteilbarkeit durch Sprache, also deren Referentialität, von Gorgias bestritten. Parallel zur sinnlichen Wahrnehmung wird seiner Ansicht nach der Logos durch ein eigenes Sinnesorgan rezipiert. Damit verliert er nun seine Referenzialität: er sagt nur sich selbst und deshalb sind Denkinhalte grundsätzlich sprachlich nicht mitteilbar. Der Logos ist vielmehr ein sinnliches Widerfahrnis, das als solches Gegenstand der Techne wird wie die Farbe für die Malerei oder die Bronze für die Bildhauerei (vgl. De Melisso, Xenophane, Gorgia 980b9−19). Damit hat zwar Gorgias die eleatische Ontologie paradox verkehrt, doch scheint am Beginn der rhetorischen Theorie nicht die kommunikative Funktion der Sprache zu stehen, sondern deren Wirkungsmacht. Sprache ist ein sinnliches Ereignis und kann als solches instrumentalisiert werden (Gorg: DK B11, § 8−9; SZ 83−85).

Gorgias war jedoch nicht der erste rhetorisch denkende Rezipient der eleatischen Philosophie. Die antike Überlieferung macht ihn zu einem Schüler des Empedokles, bei dessen ‚Zaubereien' er anwesend gewesen sein soll (Gorg.: DK A3; SZ 59). Was hier anekdotisch durch den ‚Zauberer' (γόης/*goes*) Empedokles bezeichnet ist, verdeutlicht die Eigenheit des gorgianischen Logos, eine quasi medikamentöse Wirkung zu entfalten. Empedokles' *Porenlehre* war für die Vorstellung eines eigenen Sinnesorganes, wie es Gor-

gias anzunehmen scheint, maßgeblich. Ansätze dazu finden sich in der sog. *Sehstrahltheorie* des Empedokles und in dessen Erklärung des Magnetismus und seiner Elementenlehre (vgl. Emp.: DK B84, B110; Schirren 1998, 221–236). Allen diesen Vorstellungen liegt der Gedanke des Passenden zugrunde (ἁρμόττειν/*harmottein*), das wiederum für die spätere rhetorische Theorie von zentraler Bedeutung ist, indem diese das Angemessene (πρέπον *prepon*, καθῆκον *kathekon*) zum Maßstab rhetorischer Strategie macht.

Die Antike selbst hat den Ursprung der praktischen Beredsamkeit in ihren theoretischen Traktaten nicht ausgespart. Wir finden in den sog. Prolegomena einzelner Theorieschriften einander auffallend ähnliche Berichte, die den Ursprung nach Sizilien und in einen politischen Umbruch verlegen (Rabe 1931, 26 f.; Schöpsdau 1969; 1994). So wenig man diesen Berichten an historischer Zuverlässigkeit zubilligen kann, so unbestreitbar ist aber der von den Antiken klar gesehene Zusammenhang von politischen Verhältnissen und rhetorischer Betätigung. Die athenische Demokratie bedurfte ausgebildeter Redner, um in Debatten zu Entscheidungen kommen zu können und das griechische Recht, das im wesentlichen auf einem Ausgleich von Ansprüchen beruhte und einen Rechtsbegriff, wie ihn das lateinische *ius* impliziert, vermissen ließ, konnte nur funktionieren, wenn Kläger und Beklagte sich rhetorischer Mittel bedienten (Gschnitzer 1997). Wieder waren es die Sophisten, die dieses Vacuum füllten, indem sie als Lehrer der Arete (‚Tugendlehre') für einen Unterricht warben, in welchem Schlüsselkompetenzen vermittelt werden sollten, die in allen Bereichen des politischen und gesellschaftlichen Lebens Anwendung fanden.

2. Übergreifende Theoriekonzepte

Kann man von *einer* oder gar von *der* griechischen Rhetoriktheorie sprechen? Wenn wir diese Frage stellen, dann suchen wir nach Möglichkeiten, bestimmte Merkmale festzumachen, die in der über 1000jährigen Rhetorikgeschichte der Griechen prominent sind. Es ergibt sich dabei freilich das Problem, dass die Archegetenstellung der griechischen Rhetorik eine Differenzierung gegenüber der rhetorischen Theorie späterer Zeiten und Kulturen erschwert. Überblickt man die Voraussetzungen (vgl. oben: 1.), dann müsste eigentlich der spätere Konflikt von Philosophie und Rhetorik, wie ihn insbesondere Platon im 4. Jh. im Rahmen der Dialoge *Gorgias* und *Phaidros* formuliert hat, überraschen. Man könnte diesen Konflikt indes durch die Distanz erklären, die Platon auch gegenüber den Vorsokratikern übt: Er wendet sich nicht nur gegen die Rhetorik, sondern gegen das archaische Denken überhaupt – man denke etwa auch an die Dichterkritik im dritten und zehnten Buch der *Politeia*. Die Frage ist natürlich, ob die von Platon ja nicht erledigte Rhetorik in ähnlicher Weise transformiert wurde wie die Philosophie, die man füglich in eine vorplatonische und eine nachplatonische zu unterscheiden pflegt.

Einen so großen Einfluss auf die Geschichte und die Theorie der Rhetorik wird man Platon kaum zusprechen können. Es ist sehr auffällig, dass zentrale Kategorien rhetorischen Handelns und Planens bereits von Gorgias formuliert sind: Das Angemessene/Passende, das Überzeugende, das Ethos des Redners, die Pathos-Einwirkung auf die Rezipienten, das Wahrscheinliche, die Wahrheitsproblematik. Platon nimmt auf diese Konzepte im *Phaidros* Bezug, doch seine Forderung nach einer philosophischen Rhetorik ist bereits so sehr von eigenen metaphysischen Positionen bedingt, dass sich eigentlich nur in einem Punkt der Rhetoriktheorie eine Modifikation erkennen lässt, nämlich in der Frage der ethischen Verantwortung des Redners für sein Tun. Diese Frage wird im

Gorgias aufgeworfen und im Laufe des Dialoges so zugespitzt, dass die Rhetoren sich als naiv (Gorgias) oder skrupellos (Kallikles) erweisen, ohne den (unrhetorischen) Standpunkt des Sokrates widerlegen zu können. Während Isokrates im Begriff des εὖ λέγειν/*eu legein* (‚guten Redens') auch tatsächliche moralische Integrität mitverstanden wissen will, lässt bereits Aristoteles diesen Aspekt in seiner *Rhetorik* völlig beiseite. Er hält diese Frage für technisch nicht relevant und bemerkt sogar, dass das performierte Rednerethos gerade nichts mit der tatsächlichen moralischen Qualität zu tun haben müsse (Arist. *Rhet.* 1,2). Erst Cicero wird dann die Gedanken des Isokrates vom auch moralisch vollkommenen Redner (τέλειος ῥήτωρ/*teleios rhetor*; *orator perfectus*) wieder aufgreifen (Barwick 1963b).

Legt man ein Grobraster für Theoriethemen auf die uns fassbare Rhetorikgeschichte, so zeichnet sich ab, dass die Frage der Persuasion nach Aristoteles kaum noch theoretisch innovativ behandelt wird, während sie bei den Sophisten und Platon ein wichtiges Thema bildete. Die Einteilung rhetorischen Handelns nach Aufführungs- bzw. Gelegenheitskontexten scheint älter, jedenfalls kennt die *Alexanderrhetorik* bereits zwei Genera, (denn möglicherweise ist das in den Handschriften genannte dritte erst spätere Zutat; vgl. die Edition von Fuhrmann 1966, XL−XLII), und Aristoteles nimmt die Dreiteilung als offenbar gegeben an (Arist. *Rhet.* 1,3). Seine Ausführungen dazu wirken eher wie Rechtfertigungen denn Herleitungen oder Begründungen im engeren Sinne. In den nacharistotelischen Theorieepochen wird die Lehre von den drei Redegenera nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt, auch wenn etwa Quintilian später den starren Schematismus einer solchen Einteilung zu relativieren sucht (Quint *Inst. or.* 3,4,1−7).

Der Bereich der λέξις *lexis* (‚sprachliche Ausformung'; lat. *elocutio*) wird zuerst von Aristoteles systematisch erfasst, indem er sie als das *Wie* der Rede bestimmt, die das *Was* so zu formulieren habe, dass es dem Gegenstand und dem Sprecher angemessen sei (Arist. *Rhet.* 3,1). Die später gängige Unterscheidung in Figuren und Tropen dagegen kennt Aristoteles nicht. Da aber Quintilian über diese Unterscheidung verfügt, ist davon auszugehen, dass dieses wie viele andere Systematisierungsleistungen auch eine Entdeckung der weitgehend verlorenen hellenistischen Rhetorik war. Denn wahrscheinlich hatte Theophrast den Begriff des *schemas* geprägt, der auch von Demetrius benutzt wird (z. B. Dem. 267).

Eine ab der frühen römischen Kaiserzeit sich entwickelnde Richtung der Rhetoriktheorie war die Stilkritik. Wegen des damals einsetzenden Attizismus einerseits und der Unmöglichkeit, politische Rhetorik wie während der Republik auszuüben andererseits begannen in Rom literarisch Interessierte sich mit Stilfragen zu beschäftigen und stilistische Vorbilder zu beurteilen. Das sich darin niederschlagende Interesse am epideiktischen Genos hat gerade der kaiserzeitlichen, von den Vertretern der sog. Zweiten Sophistik ausgeübten Rhetorik in der Forschung der Vergangenheit, zumal während des 19. Jhs., wenig Beifall eingebracht. Erst neuerdings beginnt man sich diesem ästhetischen Phänomen unbefangener zu nähern (Walker 2000).

3. Die wichtigsten Theoriestationen

3.1. Sophistik, *Alexanderrhetorik*, Isokrates

Wie in den allgemeinen Voraussetzungen ausgeführt (siehe oben: 1.), entspringt die Rhetorik der vorsokratischen Ontologie, die von den Sophisten als Antwort und als Motor

einer sich verändernden gesellschaftlichen Situation konzipiert wurde. Unter den Fragmenten verdienen die paradigmatischen Reden des Gorgias besondere Beachtung. Auch von Antiphon aus Rhamnus sind längere Fragmente seines sophistischen Denkens im engeren Sinne und seine Modellreden erhalten. Gorgias hat in seinem *Lob der Helena* (Gorg.: DK B11), das zugleich eine Verteidigung der übelbeleumdeten Frau ist, einige rhetorisch wichtige Aussagen eingeflochten, die diese Musterrede zugleich als theoretisches Manifest verstehen lassen. Zum einen bedient sich Gorgias in eleatischer Tradition des apagogischen Beweises; d. h. er zählt mehrere Möglichkeiten auf und kommt im Ausschlussverfahren dann zu dem Ergebnis, dass keine der aufgeführten Möglichkeiten, Helena zu beschuldigen, in Frage komme. Besondere Bedeutung wird dem Begriff *Persuasion* beigemessen, da der Mensch gegenüber sprachlicher Einwirkung machtlos sei. Im Zuge dieser Argumentation liefert Gorgias auch eine implizite Poetologie, die vom Pathos der Seele ausgeht und in signifikanter Weise die Katharsislehre der aristotelischen Poetik präfiguriert. Die Theorie gipfelt in dem Satz, dass der Logos ein unscheinbarer Körper (!) ist, aber große Werke vollbringen kann: er ist daher ein großer Bewirker bzw. ein großer Herrscher (δυνάστης μέγας/*dynastes megas*; Gorg.: DK B11,8).

Schließt das Lob der Helena also durch den Hinweis auf die unbeschränkten Möglichkeiten des Logos jede Beschuldigung aus, so dass dieser selbst im Lob zum Beweis seiner Allmacht wird, hat es Palamedes in seiner Verteidigung (Gorg.: DK B11a) schwerer, den auf ihn gefallenen Verdacht durch das Argument der Unwahrscheinlichkeit zu ersticken. Hier führt der Rhetor das Prinzip der Wahrscheinlichkeit (τὸ εἰκός/*to eikos*) ein. Platon hat die Wahrscheinlichkeit später in Abhängigkeit von der Wahrheit gebracht und gefordert, dass man die Wahrscheinlichkeit nicht für sich in Anspruch nehmen dürfe, ohne die Wahrheit zu kennen (Platon *Phaidr.* 259d−262c; 272d−274a). Die Frage ist aber, ob das griechische εἰκός/*eikos* tatsächlich dem lateinischen *veri simile* entspricht, wie es Cicero in Anlehnung an Platon übersetzt, oder ob es nicht vielmehr eine Passendheit bezeichnet, nämlich des Sinnes, dass es etwas ist, das als passend und angemessen für eine Situation empfunden wird, und so überzeugend (*pithanon*) ist (Kraus 2006). Dieses sollte insbesondere deshalb erwogen werden, weil die archaische Ontologie von einem gänzlich andersartigen Seinsbegriff ausgeht als Platon. Der sog. *Homo-mensura-Satz* des Protagoras (HMS) kann das verdeutlichen: Wenn der Mensch „das Maß aller Dinge" ist, „der seienden, daß sie sind, und der nicht seienden, daß sie nicht sind" (Prot.: DK B1), dann meint diese Gleichung, dass der Mensch als Handelnder sich immer schon in Situationen vorfindet und daher auch diese Situationen als darin befindliches Seiendes mitbestimmen kann. Nur er kann bewusst Dinge herbeiführen. Darin liegt auch, dass der Rhetor in Überzeugungssituationen als ‚Bewirker' in der Lage ist, diese maßgeblich zu bestimmen. Nicht der Sachverhalt an sich steht zur Diskussion, sondern wie über gewisse Dinge hier und jetzt empfunden und gesprochen wird. Das ist nun aber dasjenige Seiende, an dem der rhetorisch Handelnde aktiv mitgestaltet, und als dessen Maß er fungieren kann, je nachdem was er durch seine Rede deutlich macht und was nicht.

Der Redner Antiphon von Rhamnus (411 v. Chr. als Mitglied der Vierhundert hingerichtet; vgl. Thuk., *Hist.* 8,68) wird heute nicht mehr vom Sophisten Antiphon geschieden. Ein ihm zugeordnetes Fragment lautet ganz in Entsprechung zur gerade geschilderten Deutung des HMS-Satzes, dass wir nur das Vor-Augen-Liegende deutlich bemerken, dass es aber unserer Natur widerspräche, erfahrene Wahrnehmung allzudeutlich zu bewahren (Antiph.: DK B1; SZ 4). Wenn die Rede unter solche Kategorieen des Vor-Augen-Liegenden fällt, wie Gorgias es formuliert hat, dann ergibt sich, dass der Rhetor

als Manager solcher Sinneswahrnehmungen agieren muss. Die Musterreden des Antiphon, die sog. *Tetralogien* behandeln Themen von Wahrscheinlichkeit (εἰκός/*eikos*) und Vorsätzlichkeit. Als Musterreden konzipiert, vereinen sie aber interessanterweise sowohl zwei Kläger- wie zwei Beklagtenreden, als Anklage und Verteidigung. Rhetoriktheoretisch bilden diese Muster die Verbindung zu den damaligen Logographen, die Gerichtsreden für Prozessparteien schrieben, wie auch in der Person des Antiphon selbst Sophistik, Redner und Berufspolitiker sich vereinen.

Protagoras ist für uns der erste Zeuge, der die rhetorische Techne mit einer Reflexion über die Frage nach deren Voraussetzungen verbindet, indem er konstatiert, dass didaktische Unterweisung (διδασκαλία/*didaskalia*) einer entsprechenden Natur und Übung bedürfe, die vom Kindesalter an trainiert werden müsse (Prot.: DK B3). Es ist dieses Programm, auf das Platon sich später beziehen wird (siehe unten: 3.1.1.). Des Weiteren hat Protagoras Ansätze zu einer Theorie der Sprechakte geliefert, indem er gemäß Diogenes Laertius zwischen *Bitte*, *Frage*, *Antwort* und *Befehl* unterscheidet. Protagoras nennt diese Sprachkategorien *Fundamente der Rede* (πυθμένες λόγων/*pythmenes logon*). Im Horizont sophistischer Enzyklopädie und Sprachbetrachtung ist schließlich auch sein Interesse an einer Frage nach der Richtigkeit der Benennung (*Orthoepeia*) zu sehen, von der Aristoteles spricht (*Soph. el.* 14); es geht hierbei um Sprachkritik an Homer im Falle von Genusfragen und Anwendungen der Sprechakttheorie (Prot: DK A27−29; SZ 9−11; Schirren 2009).

Die sog. *Alexanderrhetorik* ist im *Corpus Aristotelicum* überliefert und mit einem (fiktiven) Sendschreiben des Stagiriten an seinen Schüler Alexander von Makedonien versehen worden. Offenbar glaubte man, dass auch eine rhetorische Unterweisung des großen Strategen durch den Philosophen plausibel sei. Heute wird die Schrift dem Anaximenes von Lampsakos zugewiesen, der ebenfalls am Hofe der Makedonen war und sie um 340 v. Chr. also wohl kurz nach der Aristotelischen Lehrschrift verfasst haben soll (Kennedy 1994, 50). Diese Techne ist trotz ihres wohl späteren Abfassungsdatums eine Erbin der sophistischen Rhetorikpraxis und verdient deshalb besondere Aufmerksamkeit. Der Traktat ist klar aufgebaut: Er zerfällt in drei Teile. Zu Beginn unterscheidet der Autor zwei Gattungen (vgl. Apparat der Ausgabe von Fuhrmann 1966) und sieben Formen, nämlich Gerichtsrede und Beratungsrede sowie deren Vollzugsformen: Zuraten, Abraten, Loben, Tadeln, Anklagen, Verteidigen und Überprüfen (ἐξεταστικόν/*exetastikon*). Letzteres ist eine nur hier erwähnte rhetorische Form. Nach knapper beispielorienter Behandlung dieser allgemeinen Formen (*Rhet. Alex.* 1−5) wird im zweiten Teil von Beweis und Stilmitteln gesprochen (*Rhet. Alex.* 6−28). Hierbei lassen sich solche Beweismittel, die im engeren Sinne dem rhetorischen Handeln unterliegen von rhetorikfernen Mittel unterscheiden. Aristoteles wird diese *technische* und *untechnische Beweise* nennen. Anaximenes gibt nicht zu erkennen, dass er hier Unterschiede wahrnimmt. Vielmehr ist sein Augenmerk stets auf das rhetorisch zu Leistende gerichtet und nicht auf eine theoretische Durchdringung oder Analyse dessen, was rhetorisch getan wird. Das unterscheidet Anaximenes' Werk von so komplexen Schriften wie der Aristotelischen *Rhetorik*. Ebenso wird auch Stilistisches eingeführt: Vorwegnahme von Gegenargumenten, Zusammenfassung, Ironie und Asteia (urbane Ausdrucksformen) rangieren neben Regeln zur lautlichen Wortwahl (σύνθεσις ὀνομάτων/*synthesis onomaton*; *compositio*). Der dritte Teil (*Rhet. Alex.* 29−37) geht auf die Redeteile der sieben Vollzugsformen ein und diskutiert diese in deren spezifischen Anwendung. Den Abschluss bilden verstreute Bemerkungen. Was dann folgt (*Rhet. Alex.* 1446a36 ff.), ist spätere Ergänzung, in der weitere Topoi

bzw. Sachfragen angesprochen werden. Der Traktat wird in der Forschung wenig beachtet (Chiron 2002). Man glaubt „aalglatte Routine“ zu erkennen und liest ihn als „Durchschnittswerk“, gegen den sich die großen Rhetoren wie Isokrates wendeten und anhand derer die Platonische Kritik an der Rhetorik nachvollziehbar werde (Fuhrmann 1984, 28 f.). Sicherlich fehlen wie bemerkt Ansätze zu einer theoretischen Durchdringung der Materie und der Rat, man möge sich um einen moralisch gesellschaftskonformen Lebenswandel bemühen, da man so höhere Persuasivität erreichen könne, wirkt naiv. Gleichwohl bewahrt sich darin ein Original früher Theoriebildung, die dem Auctor ad Herennium in vielem ähnelt.

Sowohl gegen Routiniers wie Anaximenes als auch gegen die machtpolitisch orientierten Sophisten nimmt Isokrates von Athen (436–338 v. Chr.) Stellung, als er zur Eröffnung seiner Rhetorenschule um 390 v. Chr. eine Rede gegen die Sophisten hält. Er kritisiert die ‚Eristiker‘, nämlich die ‚kleinen‘ Sokratiker wie Antisthenes oder Eukleides dafür, dass sie ihren Schülern versprechen, für einen vergleichsweise geringen Lohn göttergleiche Kenntnisse zu erwerben und zu glücklichen Menschen zu werden (Flashar 1998, 270). Andererseits wendet er sich auch gegen diejenigen, die behaupten, Kompetenz im Verfassen von politischen Reden vermitteln zu können, und auf diesem Wege möglichst viele Schüler gewinnen wollen, um sich so zu bereichern. Die dort erworbenen Fähigkeiten indes reichten kaum über Normalmaß hinaus. Isokrates fürchtet um sein Image als Rhetor und Sophist, daher grenzt er sich von diesen Sophisten ab: Rhetorik könne man nicht wie Buchstaben lernen: die kreative Aufgabe, das Herstellen von Texten, erfordert ein Höchstmaß an Sensibilität, um den richtigen Augenblick, die Angemessenheit und Innovationsleistungen abzuschätzen. Diese Fähigkeiten seien zumal natürliche Veranlagungen, wer immer aber ernsthafte Schulen wie die von Isokrates selbst begründeten besuchen wolle, würde seine Ausgangssituation und rhetorische Versatilität verbessern, auch wenn er kein großer Redner werden könne. Denn die Topoi zu lernen, aus denen man Reden bauen könne, das sei nicht allzu schwer; dagegen diese für eine Rede zu komponieren, die Lexis zu organisieren und auch den Rhythmus richtig zu gestalten, das erfordere große Sorgfalt und eine starke und vorstellungsreiche Seele.

Isokrates grenzt sich aber auch gegen die älteren Sophisten ab, die rhetorische Technai verfaßt haben. Deren Redetexte seien von besonderer Wortwahl geprägt, die dem normalen Sprachgebrauch fremd und auch nicht auf die spezifischen Redesituationen zugeschnitten seien. Hiermit ist sicherlich eine epideiktische Praxis wie die des Gorgias gemeint, der ja tatsächlich in seinem Enkomion auf Helena zugleich eine Verteidigung geschrieben hat. In den letzten Paragraphen wendet sich Isokrates noch einmal gegen die Sokratiker, die sich mit ‚Sätzchen‘ (λογίδια/*logidia*) beschäftigen würden und seiner Ansicht nach durch ihre Weltfremdheit ins Unglück geraten könnten. Dabei wird der Rhetor an das Schicksal des Sokrates gedacht haben. Die von Isokrates propagierte ‚Philosophie‘ richtet sich denn auch zunächst auf ethische Vervollkommnung, erst sekundär auf rhetorische Brillanz. Die weiteren eigenen Vorstellungen lassen sich einer 35 Jahre später verfassten Rede über den Vermögenstausch (Περὶ ἀντιδόσεως/*Peri antidoseos*) entnehmen, in der der 82jährige eine Summa seines rhetorischen Schaffens ziehen will. Im ersten Teil (bis § 166) widmet er sich der Verteidigung auf Anschuldigungen, die ihn als profitorientierten Sophisten verunglimpfen wollen. Man hat hier eine Parallele zur Platonischen Apologie des Sokrates entdeckt und diese Rede gerade auch als erste Autobiographie gewürdigt, die sich als Verteidigung der eigenen Lebensweise artikuliert. Im zweiten Hauptteil behandelt Isokrates die von ihm begründete Schulform, die er

logon paideia, also etwa ‚Erziehung durch Reden', nennt und auch als Philosophie bezeichnet. Diese Philosophie steht in einem staatsbürgerlichen Auftrag, da die Rede diejenige Fähigkeit ist, die den Menschen als politisches Wesen auszeichnet und über das Tier erhebt (bes. §§ 253−257). Doch sind nicht alle Menschen in gleicher Weise dazu begabt. Isokrates greift hier auf die sophistische Trias von Naturanlage, Ausbildung und Übung zurück, um den rhetorischen Erfolg analysieren zu können. Dabei kommt der Anlage (Physis) besondere Bedeutung zu, denn ohne diese bleibe jede rhetorische Unterweisung nur von geringer Wirkung. Den größten persuasiven Erfolg behauptet Isokrates indes für diejenigen, die sich im Sinne seiner Philosophie als rechtschaffene Bürger nicht nur präsentieren, sondern auch tatsächlich durch ihren Lebenswandel in einem lauteren Licht bei ihren Mitbürgern stehen. In diesem Punkt distanziert sich Isokrates von einem nur performierten Redneretheos, wie es etwa Aristoteles als Pistis formuliert (§ 278; vgl. Arist. *Rhet.* 1,2). Gegen Platons Akademie gewandt, spricht er theoretischen Beschäftigungen nur einen propädeutischen Wert zu, denn erst im staatsmännischen Handeln könne man als Redner die höchste menschliche Bestimmung erfüllen. Theoretische Interessen, wie sie die Vorsokratiker etwa gepflegt hätten, führten jedoch von solchen Aufgaben nur ab (§§ 261−269).

Antike Quellen sprechen dem Isokrates indessen auch eine Techne zu, doch scheint es sich wohl eher um eine Verwechslung zu halten (Barwick 1963a), denn Isokrates lehnt ja ausdrücklich technische Handbücher als ungeeignet für eine rhetorische Bildung ab. Die antiken Rhetoriktheoretiker späterer Zeit nennen Isokrates insbesondere als Lehrer für die Wortwahl und die Wort- und Satzverknüpfung. Sein Schüler Thrasymachos soll der Erfinder des Prosarhythmos gewesen sein (Thra.: DK A11), den er vom Päan aus konzipierte.

3.1.1. Platon

Im Werk von Platon ist die Auseinandersetzung mit der Rhetorik in zwei Dialogen fassbar, nämlich im *Gorgias* und im *Phaidros*. Im *Gorgias* findet sich die erste uns fassbare Definition der Rhetorik als *Herstellerin von Überzeugung* (πειθοῦς δημιουργός/*peithus demiurgos*); auch wenn Platon diese Definition hier selbst formuliert haben sollte, so wird man dennoch den Sophisten ῥητορική/*rhetorike* als typische Wortprägung des 5. Jhs. v. Chr. zutrauen dürfen (gegen Schiappa 1999; Meyer 2004; vgl. Pernot 2005, 22 f.). Rhetoriktheoretisch relevant ist in diesem Dialog insbesondere die Frage der ethischen Verantwortung des rhetorischen Unterrichts. Signifikanterweise können sich weder Gorgias noch dessen Schüler Polos diesem Anspruch entziehen, obwohl sie sich auf eine rein formale Betrachtung der Rhetorik hätten zurückziehen können, wie sie ihnen von Sokrates insinuiert wird. Erst Kallikles bricht mit common sense-Vorstellungen, indem er ganz offen bekennt, dass er die Rhetorik nur als Machtinstrument nutzen will, und jede Beschränkung des großen Einzelnen als Verhinderung einer großen Natur deutet (Plat., *Gorg.* 447−481; 482c−486d). Der Dialog führt diese ethische Frage bis zu einer Eschatologie weiter und reduziert damit die Betrachtung der Rhetorik auf deren Anwendung in den politischen Wirren Athens am Ende des 5. Jhs. (Plat., *Gorg.* 517 a−522 e).

Weit spezifischer auf rhetorische Fragen im eigentlichen Sinne ist der *Phaidros* bezogen. Hier ist ja bereits als Ausgangspunkt eine Beispielrede (παράδειγμα/*paradeigma*) des Lysias gewählt, die dessen Schüler Phaidros auswendig lernen will. An die Frage der

Textproduktion wird in 257d wieder angeschlossen, wenn die Frage nach der richtigen Form des Schreibens gestellt wird. Für Platon ist die Form nicht vom Inhalt zu trennen. Rednerische Fähigkeit beweist sich in der Kenntnis der Sachen, über die gesprochen werden soll, und nicht in der Berücksichtigung der Meinungen, die im Publikum darüber gehegt werden. Denn der Redner könne nicht gut über die Belange der Stadt reden und so gute Politik machen, wenn er das für die Stadt Gute gar nicht kenne. Auf den Einwand der Rhetorik, dass ohne sie keine Persuasion gelingen könne, erwähnt Sokrates zunächst, dass an der Technizität der Rhetorik durchaus gezweifelt werden müsse, da sie ja selbst zugebe, dass sie nicht über die Wahrheit der Sachverhalte verfüge. Doch setzt er noch einmal neu an und definiert die Rhetorik als ψυχαγωγία/*psychagogia* (‚Seelenlenkung') vermittels Reden, die sich sowohl in öffentlichen wie privaten Gelegenheiten anwenden ließe. Die psychagogische Funktion der Rhetorik beruht auf Beeinflussung der Meinungen des Auditoriums, nämlich in der Fähigkeit, ein und denselben Sachverhalt denselben Zuhörern bald so und bald anders erscheinen zu lassen (Plat. *Phaidr.* 261d), wie dies der ‚eleatische Palamedes' (womit wohl Gorgias gemeint sein dürfte) programmatisch formuliert habe. Für diese rhetorische Fähigkeit jedoch, die auf Ähnlichkeiten im Seienden achten müsse, sei die Kenntnis der Wahrheit unabdingbar. Ein Relativismus und die Beschränkung auf das Wahrscheinliche könnten solche Ähnlichkeiten gar nicht erkennen. Denn man könne die Ähnlichkeit ja nur feststellen, wenn man dasjenige, dem es ähnlich sei, genau kenne. Dieses Argument zielt darauf, dass die Ideenlehre die notwendige Voraussetzung jeglichen rhetorischen Handelns sein müsse. Mit διαίρεσις/*dihairesis* (‚Auseinanderlegung') und συναγωγή/*synagoge* (‚Zusammenführung') vollzieht sich nun eine Dialektik, die sachlich korrekt verfährt und das Seiende in seine Struktur zerlegen oder die Komponente wieder zusammenführen kann. Mit diesem Maximalanspruch gerät die Rhetorik in den Bereich der Ontologie, wie sie Platon konzipiert hat. Wenn Rhetorik die Seele führen solle (*psychagogia*), dann müsse sie die Wirkungszusammenhänge kennen; diese stünden wiederum im Kontext einer Allseele, an der die Einzelseelen teilhaben. Der vollkommene Redner stimme nun seine Reden auf die je zu führende Seele ab und passe den richtigen Augenblick (καιρός/*kairos*) für die Persuasion ab. Es ist deutlich, dass Platon für die Rhetorik eine philosophische Erforschung des Seienden fordert und für die Persuasion ein metaphysisches Wissen voraussetzt. Aus rhetoriktheoretischer Perspektive ist hierbei festzuhalten, dass diese Konzeption den rhetorischen Handlungsspielraum quasi aufhebt und zu einem genuin philosophischen Unternehmen macht (Schirren 2008b).

3.2. Aristoteles

Aristoteles (384–322 v. Chr.), der Schüler Platons, sieht sich nicht zuletzt durch die Rhetorikkonzeption eines Isokrates veranlasst, den philosophischen Standpunkt gegenüber der rhetorischen Praxis seiner Zeit monographisch zu behandeln. Seine *Rhetorik* ist das Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung mit Platons Vorbehalten, aber auch mit der in sophistischer Praxis gepflogenen Rhetoriklehre des 4. Jhs. Aufgrund dieser Polarität wechseln sich in der in drei Büchern überlieferten Abhandlung immer wieder Passagen, in denen er dem Phänomen einer kunstgemäßen Rhetorik sehr aufgeschlossen gegenüberzustehen scheint, mit solchen ab, in denen er jeglicher rhetorischen Praxis die moralische Berechtigung abzusprechen scheint, indem er einzig den Vortrag von Sach-

argumenten als legitim anerkennt (Schirren 2005, 105−126). Sehr deutlich wird diese Haltung etwa in den Kapiteln 1,1 und 1,2. Zunächst scheint Aristoteles nur auf den Sachbeweis hinaus zu wollen und emotionale Mittel rundweg abzulehnen; doch dann, im nächsten Kapitel, formuliert er die bekannte Trias der Überzeugungsmittel (πίστεις/*pisteis*), nämlich Sachbeweis (πρᾶγμα/*pragma*), Pathos und Rednerethos, ja er spricht sogar dem Ethos den größten persuasiven Erfolg zu. Auch bringt Aristoteles erst im zweiten Kapitel jene wirkungsreiche Definition der Rhetorik als einer Fähigkeit, bei jedem Vorliegenden dasjenige zu betrachten, was Aussicht auf Plausibilität biete. Zum einen dispensiert Aristoteles die Rhetorik hiermit von der zu erreichenden Wirkung, nämlich der Überredung, indem nur Betrachtungen (θεωρεῖν/*theorein*) darüber angestellt werden sollen, was Aussicht auf Plausibilität (τὸ πιθανόν/*to pithanon*) bietet. Zum anderen ist die Rhetorik gemäß der gerade genannten Definition nur eine *Fähigkeit*, also keine *Techne* im engeren Sinne, da sie keinen klar abgegrenzten Sachbereich aufweist, sondern nur jene Plausibilitätsbetrachtungen bei jedem ihr vorgelegten Fall anstellt. Diese Universalität verbindet die Rhetorik mit der Dialektik, und genau darauf weist Aristoteles bereits zu Beginn in 1,1 hin, wenn er die Rhetorik als eine Entsprechung (ἀντίστροφος/*antistrophos*) zur Dialektik bezeichnet und damit auf eine Definition des Platonischen Gorgias anzuspielen scheint. Denn alle Menschen würden sich in gewisser Weise tagtäglich Methoden bedienen, die durch diese beiden Vermögen systematisiert worden seien. Damit wird die Rhetorik auch anthropologisch begründet, denn Anklagen und Verteidigen seien dem Menschen ebenso natürlich wie das Prüfen einer Argumentation im dialektischen Verfahren. Doch gerade im Vergleich etwa mit Isokrates zeigt sich, dass Aristoteles nicht die kulturschaffende Macht des Logos preist, sondern allein die konkreten rhetorischen Anwendungen im Blick hat.

In 1,2 entwickelt Aristoteles dann die Lehre von den Beweismitteln, den *pisteis*. Es sind dies (a) das in der Rede zum Ausdruck gebrachte Rednerethos, (b) die Einwirkung auf den Zuhörer vermittels Pathos, (c) der Sachbeweis, vornehmlich realisiert durch das Enthymem, das Aristoteles auch den *rhetorischen Syllogismus* nennt. Aristoteles betont nun, dass alle drei *pisteis* von der Rede und nicht durch anderweitige Mittel erbracht werden müssen. Konkret heißt dies etwa, dass die tatsächliche moralische Integrität eines Redners unerheblich ist, solange er nur in der Lage ist, das Ethos eines rechtschaffenen und wohlinformierten Mannes zu performieren.

Die Frage des Gegenstandes der Rhetorik beantwortet Aristoteles mit drei Redeanlässen, die ihn auf die Ansetzung von drei Redegenera führen, nämlich des gerichtlichen, des beratenden und des vorzeigenden Redegenos (Arist. *Rhet.* 1,3). In den Kapiteln 1,4−8 geht Aristoteles dann die speziellen Argumente (Topoi) der beratenden Rede durch, in 1,9 die der vorzeigenden Rede und in 1,10−14 die der Gerichtsrede. Dem ging in 1,2 eine allgemeine Erörterung über die *pisteis* voraus: Beweismittel können kunstgemäß oder außerhalb rhetorischer Kunst liegen. Erstere sind die oben genannten durch die Rede bereitgestellten drei *pisteis*, letztere sind etwa Zeugenaussagen, Verträge usw. Rhetorisches Handeln muss die kunstgemäßen Beweismittel hervorbringen (πίστεις ἔντεχνοι/*pisteis entechnoi*). Um diese Beweismittel sicherzustellen, müssen daher sowohl syllogistische wie charakterkundliche Kompetenzen vorhanden sein. Daher fordert Aristoteles vom Rhetor sowohl dialektische als auch politische Kenntnisse (Arist. *Rhet.* 1,2). Die dialektischen Kenntnisse werden in 1,2 allgemein umrissen, indem der rhetorische Syllogismus und die Induktion (ἐπαγωγή/*epagoge*) näher behandelt werden: Der rhetorische Syllogismus, das Enthymem, verzichtet vielfach darauf, sämtliche Prämissen explizit

darzulegen, weil diese dem Zuhörer geläufig sind oder auch weil dieser nicht in der Lage ist, von weither zu deduzieren. Aristoteles unterscheidet zwingende und nicht zwingende Indizien (*semeia*) und führt weiter kategorische Unterschiede ein, nämlich ob sich das Indiz als Allgemeines auf einen besonderen Fall bezieht oder umgekehrt. Das hat nichts mit der Frage zu tun, ob es sich um ein zwingendes Zeichen handelt oder nicht. Aber an solchen Unterscheidungen wird die Zugangsart des Philosophen deutlich, der die Phänomene in ein ontologisches System bringen möchte. Die Induktion (ἐπαγωγή/*epagoge*) arbeitet mit Beispielen, also mit Argumenten des Typs: *so war es einmal und so kann es wieder werden*. Es liegt in der Natur der Sache, dass solche Argumente nicht zwingend sind. Aber da die Rhetorik es überhaupt mit Fragen zu tun hat, die sich im Bereich von veränderlichen Dingen und Bestimmungen bewegen, kommt, rhetorisch betrachtet, der induktiven Methode eine besondere Bedeutung zu.

Die Topoi der einzelnen Redegattungen sind vielfach materialer Art, betreffen also ökonomische, juristische und historische Sachfragen. Die von Aristoteles geforderte ‚politische' Kompetenz des Redners, also seine Fähigkeit mit den Befindlichkeiten der Richter geschickt umzugehen, wird im zweiten Buch behandelt. Denn ihm ist klar, dass es unter den Bedingungen seiner Zeit nicht nur darauf ankommt, auf den eigentlichen Gegenstand der Rede zu achten, sondern auch darauf, in welcher emotionalen Verfassung diejenigen sind, die über diesen befinden sollen. Das steht nun in Gegensatz zu den Ausführungen im ersten Kapitel des ersten Buches, wo ja gerade gegen die gängige Praxis emotionaler Beeinflussung der Richter eingewandt worden war, den Richter durch solche Mittel affizieren zu wollen sei genauso widersinnig, wie den Stab, mit dem man messen wolle, zu verbiegen (Arist. *Rhet.* 1,1). Nun widmet er aber gerade dieser Form der πίστις/*pistis* die ersten elf Kapitel des zweiten Buches. Das Argument für dieses Interesse ist triftig, denn in der Tat geht es rhetorischem Handeln darum, eine intendierte Entscheidung zu erreichen − und die Frage, mit welchen Mitteln diese Entscheidung herbeigeführt wird, ist für den Erfolg nicht unbeträchtlich. Der Einsatz von Emotionen beruht dabei auf einem bestimmten Muster. In dieser längsten und ausführlichsten Erörterung der Affekte im *Corpus Aristotelicum* definiert Aristoteles zunächst einen Affekt, indem er seine Ursachenstruktur erklärt und daraus folgert, welcher Eindruck beim Zuhörer erreicht werden müsse, damit er in den entsprechenden Affekt verfällt und dann zu dem gewünschten Urteil kommt (Arist. *Rhet.* 2,2−11).

Das zweite Buch beschließt ein längerer Abschnitt über die allgemeinen Topoi. Insbesondere die Sammlung solcher Argumente in 2,23 macht die von Aristoteles betonte strukturelle Parallelität von Rhetorik und Dialektik deutlich. Wenn sich allerdings kaum eigentlich dialektische Topoi in der Sammlung finden wie etwa Nr. 4 und 4a (Topos des Mehr und Weniger), so beweist dies gerade die Eigenständigkeit der beiden Disziplinen in den Augen des Stagiriten (vgl. auch Rapp 2002, 2, 750). Am Ende von 1,2 hatte Aristoteles angekündigt, er wolle über die rhetorischen Syllogismen sprechen, das seien sowohl diejenigen, „über die wir die Topoi sagen", als auch diejenigen, „über die wir die spezifischen Sätze sagen" (ἴδια/*idia*), also die aus den jeweiligen Spezialgebieten der drei Redegattungen. Die allgemeinen Topoi sind nun so allgemein, dass sie für jede Disziplin von Belang sind, die spezifischen Sätze entsprechen den *Protasen* (προτάσεις), also den fachlichen Grundlagen in den Einzelbereichen. Beschäftige sich einer damit, dann könne er unversehens zu einem Fachmann des Gebietes werden, für das er sich nur informieren wollte, um rhetorische Syllogismen zu bilden. In 2,23 wird dann eine Sammlung von 28 Topoi vorgestellt, die auf alle Rede-Genera anwendbar sind, ohne freilich dialektischer

Natur zu sein. Vielmehr hat Aristoteles hier offenbar Topoi aus publizierten Reden zusammengestellt.

Buch 1 und 2 bilden eine Einheit und wurden wohl von Aristoteles auch so angelegt. Mit dem dritten Buch beginnt das Gebiet der Lexis und Taxis. Den Übergang markiert eine Bemerkung: Sie besagt, dass nach der Frage, woraus man die Überzeugungsmittel gewinnen kann, das entspricht in späterer Terminologie der εὕρεσις/*heuresis*, sich diejenige nach der Lexis und der Anordnung der Teile anschließt. Damit ist die εὕρεσις/*heuresis* auf die Bücher 1–2 verteilt, während λέξις/*lexis* und τάξις/*taxis* im dritten Buch (Arist. *Rhet.* 3,1–12; 3,13–19) behandelt werden. Die sprachliche Ausgestaltung als das *Wie* der Rede sei erst spät in seiner Technizität erkannt worden. Gleichwohl sei es wie die ὑπόκρισις/*hypokrisis*, also der Vortrag, von allergrößter Wirkung, obwohl es sachlich ja unerheblich sei. Hier wird wieder eine rhetorikkritische Position eingenommen, die darin gipfelt, dass niemand rhetorische Mittel in Anspruch nehme, der Geometrie lehren wolle, rhetorische Mittel anzuwenden sei vielmehr ein Zugeständnis an die Schlechtigkeit der Menschen und der politischen Verfassungen. Gleichwohl führt Aristoteles die Lexis breit aus, indem er ausgeht von der Definition der ἀρετή/*arete* (‚Bestheit', ‚Vorzüglichkeit') der λέξις/*lexis* als einer deutlichen und angemessenen Ausdrucksweise: nämlich weder zu banal (das würde langweilen) noch zu ausgefallen (das verunklärte den Gedanken), sondern der Situation, dem Redner und dem Gegenstand angemessen. Aristoteles behandelt unter dieser definitorischen Vorgabe uneigentliches Sprechen, insbesondere die Metapher und das Bild, die spätere Unterscheidung in Tropen und Figuren scheint ihm nicht geläufig. Die Metapher ist für Aristoteles deswegen von besonderer Bedeutung, weil sie in der Funktion des Vor-Augen-Stellens eine Erkenntnis vermitteln kann und dadurch wiederum der Definition gelungener Lexis entspricht.

Ähnlich wie bei der Wortwahl wird auch beim Rhythmus ein Mittelweg zwischen unrhythmisierter und streng gebundener Sprache empfohlen, um das Eigentliche der Prosarede zu wahren (Arist. *Rhet.* 3,8). Die Frage, welche sprachliche Form für welche Situation geeignet ist, wird in 3,12 erörtert. Die schriftlich verfassten Reden sind erheblich präziser gearbeitet, dennoch wären solche Reden bei mündlichen Kontroversen unpassend genauso wie umgekehrt der mündliche Redestil wegen Redundanzen usw. in schriftlicher Form nicht akzeptiert würde. Aristoteles greift mit solchen Überlegungen eine Kontroverse auf, die uns insbesondere durch Alkidamas vermittelt ist (vgl. O'Sullivan 1992): Während in der Sophistik die Frage von Schriftlichkeit oder Mündlichkeit exklusiv beantwortet und gerade letztere von einer besonderen φύσις/*physis* abhängig gemacht wird, versucht Aristoteles zu differenzieren, da er die Rezeptionshaltung berücksichtigt. Dazu verändert er die Pole inhaltlich, indem er *mündlich* und *schriftlich* nicht als Arbeitsformen der Herstellung, sondern nur als Rezeptionsformen betrachtet. Das heißt, auch mündlich vorgetragene Reden können schriftlich komponiert sein, aber sie sollen ihre Wirkung zumal mündlich entfalten, während etwa epideiktische Reden wie die des Isokrates unter Umständen nie vorgetragen, sondern allein für die schriftliche Rezeption verfasst wurden. Dadurch werden *mündlich* und *schriftlich* zu Polen, zwischen denen sich rhetorische Erzeugnisse klassifizieren lassen: je schriftlicher, desto genauer, je mündlicher, desto pathetisch-wirkungsorientierter.

Der Schluss der *Rhetorik* (Arist. *Rhet.* 3,13–19) ist der Taxis gewidmet, also den Teilen der Rede. Aristoteles fragt sich, welche Funktion die Teile einer Reden in den drei Genera haben, und kritisiert unter dieser Perspektive diejenigen Theoretiker, die allzuviele Teile unterscheiden wollen, ohne darauf zu achten, ob sich solche Teile überhaupt

sinnvoll anwenden lassen. Als notwendige Teile werden Thema bzw. Aufstellung einer Behauptung und Beweisführung betrachtet; denn man müsse notwendig sagen, worum es geht, und dann die eigenen Position beweisen. Aristoteles akzeptiert jedoch auch eine Erweiterung dieses Duos um Proöm und Epilog zu einer Viererteilung. Eingehender behandelt werden die Teile Proöm, Erzählung, Beweise, Befragung und Epilog. Da es hier um traditionelle Elemente der Fachschriftstellerei geht, lässt sich an diesen Kapiteln gut ablesen, wie Aristoteles den Fachdiskurs aufnimmt und durch Bezug auf sein eigenes rhetorisches System kritisiert und korrigiert. So legt er z. B. größten Wert darauf, dass in der Erzählung das Ethos berücksichtigt wird, indem etwa derjenige, von dem erzählt wird, in seinen Entscheidungen (προαίρεσις/*prohairesis*) dargestellt wird. Des Weiteren betont er die Notwendigkeit, am Schluss der Rede (ἐπίλογος/*epilogos*) die Emotionen der Zuhörer zu entfachen, damit sie eine Entscheidung im parteiischen Interesse fällen. Im Kapitel über den Beweis als Teil der Rede (Arist. *Rhet.* 3,17) legt er den Grundstein für die später von Hermagoras ausgearbeitete Stasis-Lehre, indem er zeigt, dass man für die zu liefernden Beweise zunächst klären muss, was der strittige Punkt ist. Er lässt folgende Staseis erkennen: Faktum, Definition, Qualität. Andererseits denkt er auch an die unterschiedliche Bedeutung von Enthymem und Paradeigma für Gerichts- oder Volksrede und erinnert auch an die Beweiskraft von Ethos und Pathos. Hierbei wechselt Aristoteles oft in die zweite Person, und so erhält dieser Teil der *Rhetorik* einen Anweisungscharakter, der ihn von den theoretischeren Partien dieses Werkes unterscheidet (Schirren 2008a).

3.3. Hellenistische Rhetorik

3.3.1. Demetrios: *De elocutione*

Unter dem Namen eines Demetrios ist ein stilkritischer Traktat überliefert, der wohl in den Hellenismus gehört, wenn er auch sicher nicht dem berühmten Aristoteles-Schüler Demetrios von Phaleron zuzuschreiben ist. Manche finden auch, dass der Autor in einer archaistischen Manier schreibt und datieren ihn in die Frühe Kaiserzeit. (Chiron 1993, XXIV−XXXIII). Einiges spricht indes dafür, den Autor in das späte zweite und frühe erste Jh. v. Chr. zu datieren. Bereits Theophrast hatte sich monographisch mit dem sprachlichen Ausdruck (λέξις/*lexis*) beschäftigt und so die Gedanken seines Lehrers Aristoteles im dritten Buch der *Rhetorik* weitergedacht. Von dieser Schrift sind jedoch nur wenige Fragmente erhalten (Fortenbaugh 1992, Fr. 251−268). Er erweitert die Aristotelische Forderung nach Klarheit um die Sprachrichtigkeit und spezifiziert diese nach Verfremdung durch *ornatus* (‚Redeschmuck') (vgl. Fortenbaugh 1992, Fr. 684: *suave et affluens*).

Der Autor der stilkritischen Schrift scheint dagegen eine der rhetorischen Praxis nähere Linie zu verfolgen, indem er zunächst die Bausteine der Rede untersucht, nämlich Komma, Kolon und Periode. Dabei legt er die Analogie von Prosa und Dichtung zugrunde; und so wie sich in der Dichtung Versmaße dadurch unterschieden, dass die Metren unterschiedlich oft wiederholt werden (Trimeter, Hexameter usw.), würde mancher Gedanke (διάνοια/*dianoia*) durch nur ein Kolon ausgedrückt werden können, mancher benötige mehrere. Folgenreich ist seine Unterscheidung der Prosaperioden in eine historische, dialogische und rhetorische (Dem. 19), denn man trifft des Öfteren auf die

moderne Meinung, in der Antike seien drei Prosagattungen unterschieden worden. Demetrius denkt hierbei an einfache (dialogische), mittlere (historische) und hohe (rhetorische) Stillage, beschränkt diese Taxonomie aber auf den Bau der Periode.

Es wird in der Darstellung mitunter auf eine eigentliche Definition der Fachtermini verzichtet, um Beispiele aus der bekannten Literatur zu liefern, die die Lehre illustrieren sollen. Dafür werden auch *vitia* (‚Regelverstöße') benannt, wie etwa, dass zu lange Kola den Gedanken unübersichtlich machen. Der Autor verrät eine gewisse Vertrautheit mit der Aristotelischen *Rhetorik*; das zeigt sich nicht nur an den Definitionen, sondern auch an konzeptionellen Aspekten wie etwa der Ethos- und Pathoslehre.

Nach diesen allgemeinen Aspekten der Satzstruktur ist der große übrige Teil der Schrift den vier Stilen (χαρακτῆρες/*charakteres*) gewidmet. Diese werden je in den folgenden Aspekten behandelt, nämlich Gegenstand (πρᾶγμα/*pragma*), Sprachform (λέξις/*lexis*) und Satzkomposition (σύνθεσις/*synthesis*), auch wenn im Einzelnen die Darstellung sich nicht streng an diese Einteilung hält.

Der χαρακτὴρ μεγαλοπρεπής/*charakter megaloprepes* ist die stilistisch anspruchsvollste Ausdrucksform: sie bedient sich an prägnanten Stellen der metrischen Form des Paianes, der ebenso dynamisch wie markant ist (VVV− oder −VVV), sie vermeidet kleinlich genau eingesetzte Konnektoren und fordert statt dessen die Mitarbeit des Rezipienten, das Zusammengehörige zusammenzusuchen (Dem. 53). Alles, was dem normalen Sprachgebrauch geläufig ist, wird vom *megaloprepes* verschmäht, denn er will Außergewöhnlichkeit und Besonderheit. Im Bereich des sprachlichen Ausdrucks kann ihm dies vor allem durch die Metapher gelingen, die an sich ja schon eine Verfremdung bewirkt, wie Aristoteles festgestellt hat. Dieser Tropos bewirke Größe (μέγεθος/*megethos*), also genau jene Eigenschaft, auf die Ps-Longinus in seinem Werk *Über das Erhabene* (Περὶ ὕψους/P*eri hypsus*) so großen Wert legt (zum Begriff des *hypsos* siehe unten: 3.4.). Dennoch dürften Metaphern nicht von zu weit her genommen, sondern müssten als passend empfunden werden. Der Autor beruft sich hierbei insbesondere auf die Einsicht des Aristoteles, dass Unbelebtes durch Metaphern als belebt dargestellt werden könne, wie z. B. wenn vom Pfeil gesagt wird, er sei begierig, in die Menge der Feinde zu fliegen (*Ilias* 4,125 f.) oder von den Troern erzählt wird, sie hätten sich von Zeus aufgestachelt gleich Wellen im Sturm in Buckeln gebäumt. Die durch die Metapher einander angenäherten Seinsbereiche werden dynamisiert. Eben darin lauern aber auch Gefahren, nämlich wenn statt der zu erzielenden Größe Kleinheit generiert wird: So etwa wähle Homer in der *Ilias* (21,388) eine fehlerhafte Metapher, wenn er den Himmel mit einer Schlachttrompete vergleiche („der ganze Himmel trompete ringsum"). Hiermit werde nämlich der *gesamte* Himmel mit *einer* Trompete verglichen, es sei denn, man wolle für Homer dahingehend argumentieren, dass ein Trompetenklang so laut erschalle, als ob der gesamte Himmel ins Horn stoße (Dem. 83). Die Nähe zu Aristoteles ist nicht nur durch diese Beispiele zur Metapher deutlich (die gleichen finden sich in der *Rhetorik*). Insbesondere die Überlegungen zur verblassten Metapher, zu der Tatsache also, dass Sprache selbst grundlegend immer schon metaphorisch konstruiert, verweisen auf den phänomenologischen Ansatz des Aristoteles − ebenso die Ausführungen zur Katachrese. Abschließend wird das ἐπιφώνημα/*epiphonema* erklärt (Dem. 109−111): Dies ist eine schmückende oder verdeutlichende Rede, die der Hervorhebung dient und damit dem *megaloprepes* die ihm eigene Form verleihen kann. Demetrius erkennt dabei eine Ähnlichkeit mit schmückenden Bestandteilen in der Tempelarchitektur wie Triglyphen und purpurnen Bändern.

Als Gegenbegriff wird das ψυχρόν/*psychron* eingeführt (Dem. 114−127), damit sind alle missglückten Versuche gemeint, Größe herzustellen. Das *psychron* (wörtlich: ‚das Frostige') bezeichnet einen Missgriff. Demetrios vergleicht es mit Prahlerei und Großtuerei und stellt so eigentlich eine ethische Kategorie auf. Diese Verbindung zwischen Ästhetischem und Ethischem ist allerdings für den antiken Stilbegriff typisch (Möller 2004). Auch ‚das Frostige' lässt sich in den drei Kategorien, *Inhalt*, *Lexis* und *Synthesis* aufzeigen: So sei die Bemerkung, dass auf dem Felsen, den Polyphem dem Odysseus hinterherschleuderte, Ziegen weideten, übertrieben, ohne dass dadurch eine Vorstellung von Größe des Felsens im Rezipienten zustande komme. Für die Beschreibung des *psychron* in der Lexis lehnt sich der Autor zum Teil sehr eng an Aristoteles (*Rhet*. 3,3) an, sodass er sogar dieselben Beispiele wählt. Dennoch wird der Abstand deutlich: wo Aristoteles begründet und reflektiert, da ist es für Demetrius mit einem vermeintlich evidenten Beispiel getan.

Der χαρακτὴρ γλαφυρός/*charakter glaphyros* ist durch χάρις/*charis* (‚Anmut') und Komik charakterisiert. Er speist sich daher aus zwei unterschiedlichen Quellen, die aber insofern einander ähnlich sind, als sie Leichtigkeit und Unterhaltsamkeit ermöglichen. Wichtige Paradeigmata sind Sappho, aber auch Aristophanes, Sophron und Xenophon. Die Verfehlungen dieses Stils werden als κακόζηλον/*kakozelon* bezeichnet, was eigentlich ‚falscher Eifer' bedeutet: so sei die Metapher *die süßfarbige Rose lacht* verfehlt, weil man so nicht einmal in der Dichtung sprechen könne (Dem. 128−189).

Der χαρακτὴρ ἰσχνός/*charakter ischnos* (Dem. 190−235) dagegen ist die einfachste Ausdrucksform, wie sie Lysias als Logograph einfacher Leute paradigmatisch ausgebildet hat. Es geht ihm um Klarheit und möglichst umgangssprachliche Einfachheit. Die diesbezüglichen Verfehlung enden im Trockenen (τὸ ξηρόν/*to xeron*), das keinerlei Attraktives zu bieten vermag: Dies ist der Fall, wenn Bedeutendes mit allzu abgegriffenen Worten beschrieben oder gnomisch ohne Verknüpfungen gearbeitet wird, wie in jener bekannten Formulierung des Hippokrates: „Das Leben kurz, die Techne lang, der richtige Augenblick scharf, der Versuch riskant" (Hipp. Aphor. 1,1 = Dem. 238). Angesichts des vierten Stils, des ‚gewaltigen' (δεινός/*deinos*), mag man sich allerdings fragen, ob diese abgehackte Prägnanz nicht auch als ein Vorzug der δεινότης/*deinotes* beschrieben werden könnte. Diese ist die letzte der vier Stilarten (die ersten drei könnte man in die Nähe der späteren Dreistillehre rücken). δεινὸς λέγειν/*deinos legein* bezeichnet seit der Sophistik die Fähigkeit, rhetorisch wirkungsvoll zu handeln, also den Besitz Redefähigkeit resp. Redegewalt. Das Substantiv δείνωσις/*deinosis* dagegen bedeutet ‚Großmachen' bzw. ‚Schrecklichmachen'. Natürlich hängen beide Bedeutungen zusammen, da ja die αὔξησις/*auxesis*, also das Vermehren, zu den rhetorischen Grundhandlungen gehört. *deinotes* habe es mit Dingen zu tun, die gewaltig seien − auch wenn diese nicht unbedingt mit gewaltigen Worten zur Sprache gebracht werden müssen. So schildere etwa Theopomp eine Szene von Flötenspielerinnen, Hetären und Sängern am Piräus, die an sich gewaltig sei, auch wenn er dies in der Diktion gar nicht ausdrücke. ‚Gewaltig' sei auch ein verknapptes Diktum wie *Dionysios in Korinth*, das die Geschichte des vertriebenen Tyrannen, der in Korinth als armer Schreiblehrer sein Dasein fristete, bewusst ausspart, weil das Diktum wirkungsvoller sei. *Deinotes* ist lakonisch: eine militärisch knappe Anweisung statt einer langen Bitte. Wichtigstes Paradeigma ist der Redner Demades, ein Zeitgenosse des Demosthenes, der seine Gewaltigkeit insbesondere aus der Emphase (Andeutung statt expliziter Aussage), der Allegorie und der Hyperbel schaffte.

Der Bedeutung der Emphase wegen schließt der Autor hier noch eine kurze Theorie der figurierten Rede (λόγος ἐσχηματισμένος/*logos eschematismenos*) an. Sie bedient sich

einer kodierten Äußerungsform, um den offenen Anstoß zu vermeiden, ohne auf das Intendierte ganz verzichten zu müssen. Verfehlung des ‚gewaltigen Stiles' ist der ‚widerwärtige' (ἄχαρις/*acharis*). Hier wird ‚das Gewaltige' übertrieben, indem Sujets gewählt werden, die schockierend wirken (Hetäre eine Schüssel nennen, obszöne Gegenstände wie Dildos usw.).

Für den heutigen Leser sind nicht alle von Demetrius angebrachten Beispiele so klar, wie er es sich vielleicht wünscht, da ihm der soziokulturelle Kontext fehlt. Auch wirkt es verwirrend, wenn ein und dasselbe Beispiel unterschiedliche Stile illustrieren sollen (Dem. 152 und 262; 128 und 262). Es ist auffällig, dass es aus späterer Zeit (2.–3. Jh.) längere Traktate über die figurierte Rede gibt, die im Corpus der rhetorischen Schriften des Dionysios von Halikarnassos (siehe: 3.4.) überliefert sind (Kapitel VIII–IX der ῥητορικὴ τέχνη/*rhetorike techne* in: Usener/Radermacher 1899, 295–358. In diesen Traktaten wird oft Homer zitiert, was für die Literarisierungstendenz dieser Zeit spricht. Siehe auch: Hillgruber 2000; Russell 2001; Dentice di Accadia 2006).

3.3.2. Hermagoras von Temnos

Bei Hermagoras von Temnos ist ein völliger Verlust seiner rhetorischen Traktate zu beklagen: Vom einflussreichen Werk des Temniten ist uns kaum ein wörtliches Fragment geblieben, was wir besitzen, sind Testimonien, also Referate und Darstellungen der Lehre, die nur in Einzelfällen sicher auf die verwendete Begrifflichkeit schließen lassen. Suda verzeichnet unter dem Lemma E 3026 rhetorische Technai in sechs Büchern. Ein Buch über die sprachliche Ausarbeitung (περὶ ἐξεργασίας/*peri exergasias*), eines über das Angemessene (περὶ τοῦ πρέποντος/*peri tu prepontos*), über den sprachlichen Ausdruck (*peri phraseos*) und über Figuren (περὶ σχημάτων/*peri schematon*). Das, was uns durch die frühen römischen Traktate überliefert ist, zeigt jedoch, dass er die Aufgaben des Redners zu systematisieren suchte: er begann bei der *Findung* (εὕρεσις/*heuresis*), schloss dann die *Ausarbeitung* an, die er als οἰκονομία/*oikonomia* bezeichnete, was eigentlich ‚Verwaltung eines Hauses' bedeutet. Die *oikonomia* vereint unter sich folgende Arbeitsschritte: die Beurteilung der Fakten (κρίσις/*krisis*), die Gliederung des Stoffes (διαίρεσις/*dihairesis*; Hermag. Fr. 1c), dessen Anordnung (τάξις/*taxis*), die sprachliche Ausarbeitung (λέξις/*lexis*). Nach der *oikonomia* folgt die Einstudierung (μνήμη/*mneme*) und Aufführung (ὑπόκρισις/*hypokrisis*). Fast alle Fragmente widmen sich nun der *heuresis*, während seine Lehren zu den übrigen Schritten kaum überliefert sind. Das mag einer Gewichtung des Theoretikers entsprechen, wenn Cicero im *Brutus* (263) von diesem sagt, seine Lehre sei schwach im Ausdruck, aber stark in der Auffindung des Stoffes gewesen, die Hermagoras auch als den wichtigsten Teil der Produktion erachtete (vgl. auch Cic., *De inv.* 1,9). Überlegt wirkt auch die Definition des Telos rhetorischen Handelns, wenn Hermagoras sagt, es sei dies ein überzeugendes Reden, das sich an den Gegenständen und Umständen zu orientieren habe (Hermag. Fr. 3 und 5a; siehe auch: Ps.-Augustinus *De rhet.* 2: „finem esse oratoris officii persuadere, quatenus condicio rerum et personarumque patitur" [Das Ziel des Orators sei es, zu überzeugen, soweit es die sachlichen und personellen Bedingungen erlauben]). In dieser Definition zeigt sich ein Aristotelisches Erbe.

Aber anders als Aristoteles komponierte Hermagoras seine Techne nicht nach dem qualitativen Prinzip der Redegenera, oder nach dem traditionelleren quantitativen Prin-

zip der Redeteile, wie es in der Sophistik gepflogen wurde, sondern von den ἔργα τοῦ ῥήτορος/*erga tu rhetoros* (‚Aufgaben des Redners') her, die in den lateinischen Quellen als *officia* oder *opera oratoris* bezeichnet werden. Möglicherweise gab es bereits die uns bekannte Fünfteilung (vgl. Quint. *Inst. or.* 3,3,1), die dann Hermagoras in eine Vierteilung veränderte, wobei er die οἰκονομία/*oekonomia* vierfach untergliederte.

Folgenreich war auch seine Unterscheidung in Thesen und Hypothesen, die Cicero mit *quaestio* und *causa* wiedergibt. Dies sind entweder allgemeine Fragen (*quaestiones*) oder spezielle (*causae*). Hermagoras beharrt offenbar darauf, dass auch allgemeine Fragen in den Gegenstandsbereich rhetorischen Handelns gehören und nicht a priori der Philosophie zugesprochen werden müssen, wie der junge Cicero in *De inventione* (1,8) insistiert. Des Weiteren hat Hermagoras die *elementa* (στοιχεῖα τοῦ πράγματος/*stoicheia tu pragmatos*) als wesentliche Aspekte der *controversia* (rhetorischer Fall) systematisiert. Unter *elementa* sind die sog. Peristasen (wörtlich: ‚Umstände') zu verstehen: wer, was, wann, wo, warum, wie, mit welchen Mitteln usw. Die größte Leistung aber war die Aufstellung des bei Aristoteles (*Rhet.* 3,17) nur in Ansätzen erkennbaren Rasters zur Fallbetrachtung und Fallbehandlung, der sog. Status-Lehre.

3.4. Frühe Kaiserzeit

Dionysios von Halikarnassos gehört in die frühe Kaiserzeit (seit 30 v. Chr. in Rom). Neben seinen stilkritischen Schriften, die den Sieg der Attizisten reflektieren, hat er auch umfassende historiographische Studien zur römischen Geschichte verfasst, die sog. *Antiquitates Romanae*. Unter seinem Namen ist auch eine Techne überliefert, die jedoch sehr viel später verfasst zu sein scheint, nämlich im 2. Jh.

Dionysios bringt seine ästhetischen Normen attischer Prosa in direkten Zusammenhang mit dem Rom des Principats, in dem Augustus sein Bildungsprogramm der klassischen Beruhigung begonnen hatte. Die attische Muse wird mit der rechtmäßigen Gattin verglichen, die durch ein asianisches Kebsweib beinahe verdrängt worden wäre. Die Rückkehr zur Norm der Attizisten setzt Dionysios in Verbindung mit der Herrschaft des Augustus, da wohlerzogene Männer alle Städte der Welt nach Rom zu blicken zwängen. Dadurch würde der Vernunft zum Sieg verholfen, die dafür sorge, dass es philosophischere Prosa und anmutigere politische Reden gebe. Aus diesem Kontext heraus stellte sich die Frage, welchen attischen Vorbildern man rhetorisch nachstreben solle. Dionysios wählt sechs Redner (Lysias, Isokrates, Isaios, Demosthenes Hyperides, Aischines) aus, die er daraufhin untersucht, welche Entscheidungen sie in ihrem Leben und in ihren Schriften getroffen haben. Die Verbindung von Leben und Reden zeigt, dass rhetorische Produktion stets im Lichte ihrer politischen Umsetzung gesehen wurde bzw. dass der Redner zugleich als Agent seiner Anschauungen aufgefasst wurde. Dionysios schätzt an Lysias seine Sprachreinheit und den zurückhaltenden Gebrauch von figuralen Mitteln. Als ästhetischer Kenner tritt er auf, wenn er die Anmut (χάρις/*charis*) zum wichtigsten Merkmal des Lysias erhebt, die diesen zugleich über alle anderen Redner emporhebe. Man fasst seiner Ansicht nach die Charis nur mit der Wahrnehmung (αἴσθησις/*aisthesis*), nicht mit dem Logos. Ebenso sei das Gehör eines Musikers darauf spezialisiert, auch minimale Tonintervalle zu bemerken. Daher benötige man auch als Rhetor lange Übung, um seine ‚unvernünftige' Aisthesis daran zu gewöhnen. Man könne die Charis entweder für eine Glücksgabe der Natur oder für eine Fertigkeit der Ars oder für eine Mischung

aus beidem halten: Gleichviel, sie sei es, die Lysias zum besten Redner mache. (De oratoribus veteribus / Über die alten Redner, 1−4)

In seiner Stilanalyse geht Dionysios zunächst von der Lexis aus und bezieht im zweiten Schritt auch *inventio*-Aspekte und die Frage des Redegenus mit ein. Meisterlich sei z. B. die Fähigkeit des Lysias, in der Gerichtsrede das richtige Proöm und die passende Erzählung zu finden.

In der dem Dionysios zugeschriebenen rhetorischen Techne finden sich in den ersten sieben Paragraphen deutliche Parallelen zum zweiten Traktat des Menander Rhetor (siehe unten: 3.6.); das kann als Beleg ihrer zeitlichen Nähe interpretiert werden. In seinem unbedingten Attizismus fand Dionysios einen Mitstreiter in Cäcilius von Kale Akte. Wir haben von diesem nur wenige Fragmente (Ofenloch 1907); er schrieb neben einer Techne auch eine sehr detaillierte Abhandlung über die Figuren (περὶ σχημάτων/*peri schematon*) und einen Traktat über das Hypsos, dem wiederum die exordiale Polemik des Anonymus über das Erhabene gilt. Da er der Schüler des Pedanten Apollodorus gewesen sein soll, ist nachvollziehbar, warum er in den Augen des späteren Anonymus das Wesen des Erhabenen in dogmatischen Regelkonformismus zu ersticken suchte. Man greift hier einen Streit, der uns durch antike Nachrichten überliefert ist, die Feindschaft der Apollodoreer und Theodoreer.

Für den unbekannten Autoren, den wir aufgrund einer ehemals stattgefundene Verwechslung unter dem Namen Ps.-Longinus kennen und dem wir die ungemein wichtige Schrift *Über das Erhabene* (περὶ ὕψους/*peri hypsus*) verdanken, ist mit dem *hypsos* eine Kategorie benannt, die jenseits aller technischen Normen liegt. Zu Beginn stellt er sich daher die Frage, die auch über die Berechtigung einer Lehrschrift entscheidet, nämlich, ob man das Erhabene überhaupt technisch erlernen könne. Eine damals formulierte Antwort auf diese Frage ist paradox: Es gebe nur eine technische Vorschrift zum Erhabenen: dafür geboren zu sein (Ps.-Longin, 2,1: „μία τέχνη πρὸς αὐτὰ τὸ πεφυκέναι“). Gegen diese Ausschließlichkeit der Naturbegabung wendet der Autor ein, dass die großen Naturen gefährdet sind, auch große Fehler zu machen. Daher könne die Techne, die auch sonst als Regelmäßigkeit in der Natur aufscheine, hier korrigierend wirken. Es ist also eine Verbindung von *ars* und *natura* angestrebt, deren Verhältnis von jeher problematisiert wurde. (Pindar, *Olympie* 2,86; Prot.: DK B3; Plat., *Phaidr.* 269d; Isokrates *Or.* 15,189). Unterschieden werden fünf Quellen, aus denen das Erhabene gespeist wird. Zwei von diesen, Kraft zu großen Gedanken und enthusiastisches Pathos, seien überwiegend der Naturanlage geschuldet, während die Bildung von Figuren, die sprachliche Ausformulierung (φράσις/*phrasis*) und der Satzbau überwiegend technisches Können produziert (Ps.-Longin 8,1). Das Erhabene ist rhetorisch gesehen eine schwer zu fassende Struktur. Während Rhetorik es auf Überzeugung (πειθώ/*peitho*) abgesehen hat, gibt sich das Erhabene nicht mit der Persuasion zufrieden, es will die Adressaten in eine Form der Exstase und des Enthusiasmus versetzen. Dies kann durch einzelne Formulierungen erreicht werden, die wie ein Blitz beim Zuhörer einschlagen und die Macht des Redners offenbaren. (Ps.-Longin. 1,4) Der Autor behält aber diese Fähigkeit zur Erschütterung (ἔκπληξις/*ekplexis*) nicht der Rhetorik vor, sondern wie auch seine zahlreichen Beispiele aus der Dichtung beweisen, ist es gemäß seiner Meinung eine Leistung der Dichter, solche Wirkung zu entfalten (Ps.-Longin 15,2). Während es die rhetorische Phantasia vor allem auf die Deutlichkeit (ἐνάργεια/*enargeia*) abgesehen habe, wolle Dichtung mit ihrer Phantasia den Adressaten in Exstase versetzen.

Am Ende (Ps.-Longin 44) der uns erhaltenen Schrift reflektiert der Autor eine Diskussion, die wir auch aus anderen Quellen kennen (Tacitus, *Dial.*; Quint. *Inst. or.*; siehe auch:

Heldmann 1982), nämlich die Frage, inwieweit politische Umstände die Entwicklung der Rhetorik bestimmen. Der ungenannte Philosoph, der sich hier zu Wort meldet, sieht die zwar beruhigten, aber ‚knechtischen' Umstände als Ursache eines Verfalls der rhetorischen Kompetenzen. Große rhetorische Begabungen könnten sich nur im Wettkampf entfalten, für den wiederum die Freiheit Bedingung sei. Ein Knecht könne niemals ein Redner sein. Denn in der Unfreiheit verkümmere rhetorisches Ingenium, selbst wenn die Knechtschaft gerecht sei. Hier ist ein Argument expliziert, das schon bei der Frage nach den Anfängen der Rhetorik Verwendung fand, nämlich der Zusammenhang von politischer Ordnung und den Formen rhetorischen Wirkens. Der Autor hält dem Philosophen nun entgegen (Ps.-Longin 44,6), dass gemeinhin die Gegenwart abgewertet werde. Der Autor verteidigt die politischen Verhältnisse nicht (wie Maternus im Dialogus des Tacitus), sondern macht den Wohlstand und die allein pekuniären Interessen der Bürger für den auch von ihm nicht bestrittenen Verfall der Rhetorik verantwortlich. Halte erst einmal Verschwendungssucht in den Städten Einzug, breiteten sich sogleich alle damit verwandten Laster rasend schnell aus, mit der Folge, dass die Menschen ihre edleren Anlagen verlören, die für die Herstellung von erhabenen Texten vonnöten seien: Die Jagd nach Geld korrumpiere die Gesellschaft wie die Seelen der Begabten gleichermaßen. Wie im Taciteischen Dialogus scheint auch hier die Reduktion auf das epideiktische Genus als Verkümmerung rhetorischer Fertigkeiten angesehen zu werden. In beiden Texten wird nur der politischen Beredsamkeit die Möglichkeit zugesprochen, große Ingenien zu großen Leistungen zu treiben.

Die Kompilation, die der Anonymus Seguerianus vorgenommen hat, ist in ihrer Gestalt weder originell, noch lässt sie besonderen Scharfsinn erkennen. Der Wert besteht eher in den Quellen, die der Autor offenlegt. Er teilt seine technische Darstellung in die Bereiche Proömium, Dihegesis, Pisteis, Epilog und hält sich damit also an die Struktur der Redeteile. Aristotelischer Einfluss ist vielfach deutlich, so bei der Pisteislehre und der Einteilung der logischen Beweise in paradigmatische und enthymematische; doch liegt offenbar keine unmittelbare Benutzung vor.

3.5. Hermogenes

Der junge Hermogenes war ein Wunderkind, das schon mit 15 Jahren vor dem Kaiser Mark Aurel deklamierte, doch als Herangewachsener widmete er sich ausschließlich der Theorie. Von seinen Werken besitzen wir eine Statuslehre sowie stiltheoretische Traktate *Über die Ideen* (περὶ ἰδεῶν/*peri ideon*) und über die Methode der δεινότης/*deinotes*. Es zeichnet die technische Herangehensweise des Rhetors aus, dass er der Schrift über die Statuslehre eine als μέθοδος/*methodos* bezeichnete Einführung vorausschickt, in der er einen technischen Aufriss seiner Betrachtungsart gibt. Ob die *methodos deinotetos* tatsächlich von ihm stammt oder ihm untergeschoben ist, da er immerhin eine solche Schrift ankündigt, ist umstritten. Seine Statustheorie ist eine wichtige Station der antiken Statustheorie und insbesondere durch die spätere Kommentierung ist Hermogenes geradezu kanonisch geworden (für Einzelheiten zur Statuslehre siehe: Artikel 33 in diesem Band) In der Tradition der stilkritischen Schrift des Demetrius steht die über die ἰδέαι (*ideai*); es ist zwar erkennbar, dass er eine grobe Einteilung ins Raster der Dreistillehre vornimmt, aber er nähert sich dem philosophischen Begriff der *idea* durch begriffliche Überlegungen.

3.6. Spätere Rhetoren

Menander Rhetor schrieb ein Werk über Anlässe epideiktischer Rhetorik, wie sie in der Kaiserzeit üblich waren. Die unter seinem Namen überlieferten Traktate werden heute nicht mehr einem einzelnen Autor gegeben und auch die Autorschaft ist unklar. Was bleibt ist eine zeitliche Eingrenzung auf das späte dritte Jh. Der Autor des ersten Traktates entwirft im ersten Buch eine Topik des Gotteshymnus nach sechs Formen: Anrufender Hymnus, verabschiedender Hymnus, wissenschaftlicher Hymnus, mythischer Hymnus, genealogischer Hymnus, fiktionaler Hymnus, bittender Hymnus, abbittender Hymnus. Das zweite Buch gibt Anweisungen wie Länder, Städte, Häfen, Buchten, Burgen usw. gepriesen werden sollen. Dieser Traktat gibt sich somit als ein Regelwerk zu erkennen, das dem epideiktischen Redner konkrete Anweisungen gibt, wie er rhetorisch zu verfahren hat. Das dritte Buch widmet sich der Frage, wie man Städte für ihre Vorzüge preisen könne. Diese Vorzüge werden in Verfassung, Wissenschaften, Künste und Möglichkeiten unterteilt. Solche Einteilungsschemata erinnern an die Form, die die *Alexanderrhetorik* (siehe oben: 3.1.) vorgegeben hat. Der zweite Traktat widmet sich ebenfalls typisch epideiktischen Themen, wie der Lobrede auf den Kaiser, der Ankunft in einer Stadt und der Lalia ([προ]λαλιά/*prolalia*), einer kleiner Vorrede vor der eigentlichen Rede, die eine typische Form der sophistischen Praxis dieser Zeit war (vgl. Schirren 2001). Die Sammlung zeigt deutlich, welchen Bedarf damalige Redner an einer technischen Grundlegung hatten. Man hat sich daher immer mehr der Einsicht geöffnet, dass die einst als Verfallsform deklassierte epideiktische Rhetorik zum Schlüssel in der Reichsverwaltung des römischen Weltreiches wurde. Jeder junge Mann, der in diesem System aufsteigen wollte, musste solche rhetorischen Formen perfekt ausüben können (Pernot 1993, 102 ff.; Walker 2000; Heath 2004, 277–331).

4. Literatur (in Auswahl)

Alexanderrhetorik siehe Anaximenes (1966) und Chiron (2002).

Anaximenes (1966): Ars rhetorica: quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Griech.-lat. Hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Leipzig (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana); Dt.: Aristoteles (1959): Rhetorik an Alexander. Hrsg. u. aus dem Griech. übers. v. Paul Gohlke. Paderborn (Aristoteles: Die Lehrschriften, 3: Rhetorik und Poetik).

Anonymus Seguerianus siehe Spengel/Hammer (1894), 352–398.

Antiphon siehe Diels/Kranz (1960/61), Bd. 2, 334–370; Schirren/Zinsmaier (2003), 120–215.

Aristoteles, *Rhetorik* siehe Kassel (1976).

Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. u. erl. von Christof Rapp. 2 Bde. Berlin (Aristoteles. Werke in dt. Übersetzung, 4,1 u. 4,2).

Aristotle (1991): On Rhetoric. A theory of civic discourse. Newly trans. With introd., notes, and appendixes by George Alexander Kennedy. Oxford.

Aristoteles (1891): Categoriae de interpretatione topica et de sophisticis elenchis (= Sophistische Widerlegungen). Hrsg. v. Otto Holze. Leipzig.

Aristoteles (1922): Sophistische Widerlegungen (Organon VI). Übers. und mit Anm. versehen v. Eugen Rolfes. Erg., 2. Aufl. Hamburg. Nachdruck. Hamburg 1968.

Ps.-Aristoteles (1900): De Melisso, Xenophane, Gorgia. Hrsg. v. Hermann Diels. Berlin.

Ps.-Aristoteles (1913): De Melisso Xenophane Gorgia. Trans. by Thomas Loveday/Edward Seymour Forster. Oxford (The Works of Aristotle, 6).

Ps.-Augustinus (1836): De rhetorica. In: Karl Halm (Hrsg.): Rhetores Latini Minores. Ex codicibus maximam partem primum adhibitis. Leipzig. Nachdruck. Frankfurt a. M. 1964, 135–151.
Barwick, Karl (1963a): Das Problem der Isokratischen Techne. In: Philologus 107, 43–60.
Barwick, Karl (1963b): Das rednerische Bildungsideal Ciceros. Berlin (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Klasse, 54,3).
Barwick, Karl (1964): Zur Erklärung und Geschichte der Staseislehre des Hermagoras von Temnos. In: Philologus 108, 80–101.
Baumhauer, Otto A. (1986): Die sophistische Rhetorik. Eine Theorie sprachlicher Kommunikation. Stuttgart.
Bowersock, Glen W. (1969): Greek Sophists in the Roman Empire. Oxford.
Buchheim, Thomas (Hrsg.) (1989): Gorgias von Leontinoi. Reden, Fragmente und Testimonien. Hamburg.
Buchheit, Vinzenz (1960): Untersuchungen zur Theorie des Genos Epideiktikon von Gorgias bis Aristoteles. München.
Burkert, Walter (2003): Die Griechen und der Orient. Von Homer bis zu den Magiern. München.
Buxton, Richard G. A. (1982): Persuasion in Greek Tragedy. A Study of peitho. Cambridge, MA/New York.
Chiron, Pierre (ed.) (1993): Démétrios: Du Style. Texte établi et trad. par Pierre Chiron. Paris.
Chiron, Pierre (ed.) (2002): Rhétorique à Alexandre/Pseudo-Aristote. Texte établi et trad. par Pierre Chiron. Paris.
De Melisso, Xenophane, Gorgia siehe Ps.-Aristoteles (1900) und (1913).
Demetrius Phalereus siehe Chiron (1993).
Dentice di Accadia, Stefano (2006): Omero, maestro di retorica? In: Annali dell'Istituto Universitario Orientale di Napoli: sezione filologico-letteraria XXVIII, 167–171.
Diels, Hermann/Walther Kranz (Hrsg.) (1960/61): Die Fragmente der Vorsokratiker. Griech.-dt. 3 Bde. Berlin.
Dionysios von Halikarnassos siehe Usener/Radermacher (1899)
Dionysius of Halikarnassus (1910): On literary composition/De compositione verborum. Ed. and trans. by William Rhys Roberts. Reprint. New York et al. 1987.
Denys d'Halicarnasse (1991): Opuscules rhétoriques. Texte établi et trad. par Germaine Aujac. Paris.
Dionigi di Alicarnasso (1997): Sull'imitazione/De imitatione. Ed. crit., e commento a cura di Daniela Grazia Battisti. Pisa et al. (Testi commenti/Istituto di Filologia Classica, 14)
DK = Diels/Kranz (1960/61).
Empedokles siehe Diels/Kranz (1960/61), 267–375.
Eucken, Christoph (1983): Isokrates. Seine Positionen in der Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Philosophen. Berlin/New York.
Flashar, Hellmut (Hrsg.) (1998): Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike. Begr. von Friedrich Ueberweg. Bd. 2.1: Sophistik, Sokrates, Sokratik, Mathematik, Medizin. Basel/Stuttgart.
Fortenbaugh, William W. (ed.) (1992): Theophrastus of Eresus: Sources for his life, writings, thought and influence. 2 vls. Leiden et al. (Philosophia Antiqua, 54).
Fuhrmann, Manfred (1960): Das systematische Lehrbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften in der Antike. Göttingen.
Fuhrmann (1966) = Anaximenes (1966).
Fuhrmann, Manfred (1984): Die antike Rhetorik: Eine Einführung. München.
Gagarin, Michael (1990): The Ancient Tradition on the Identity of Antiphon. In: Greek, Roman, and Byzantine Studies 31, 27–44.
Gorgias siehe Diels/Kranz (1960), Bd. 2, 271–307; Buchheim (1989); Schirren/Zinsmaier (2003), 50–113.
Gschnitzer, Fritz (1997): Zur Terminologie von Gesetz und Recht im frühen Griechentum. In: Gerhard Thür/Julie Vélissaropoulos-Karakostas (Hrsg.): Symposion 1995: Vorträge zur griechischen

und hellenistischen Rechtsgeschichte. Köln, 3–10 (Akten der Gesellschaft für Griechische und Hellenistische Rechtsgeschichte, 11).
Goodman, Nelson (1984): Weisen der Welterzeugung. Übers. von Max Looser. Frankfurt a. M.
Heath, Malcolm (1994): The Substructure of *Stasis*-Theory from Hermagoras to Hermogenes. In: The Classical Quarterly 44, 114–129.
Heath, Malcolm (2004): Menander. A Rhetor in Context. Oxford.
Heldmann, Konrad (1982): Antike Theorien über Entwicklung und Verfall der Redekunst. München.
Hermagoras siehe Matthes (1962).
Hermogenes siehe Rabe (1913) und Kennedy (2000).
Hermogenes (1987): On types of style/peri ideon. Trans. by Cecil W. Wooten. Chapel Hill.
Hermogenes (2005): Invention and method. Two rhetorical treatises from the Hermogenic corpus. Ed. by Hugo Rabe, trans. with introd. and notes by George A. Kennedy. Leiden et. al. (Writings from the Greco-Roman World, 15).
Hillgruber, Michael (2000): Die Kunst der verstellten Rede. In: Philologus 144, 3–21.
Isocrate (1960–63): Discourse (Orationes). Texte etabli et traduit par Georges Mathieu et Emile Bremond. 4 Bde. Paris.
Isokrates (1993): Sämtliche Werke. Übers. von Christine Ley-Hutton. Eingeleitet und erläutert von Kai Brodersen. Zwei Bde. Stuttgart (Bibliothek der griechischen Literatur, 36).
Kassel, Rudolf (Hrsg.) (1976): Aristotelis Ars Rhetorica. Berlin.
Kennedy, George A. (1959): The Earliest Rhetorical Handbooks. In: American Journal of Philology 80, 169–178.
Kennedy, George A. (1963): The Art of Persuasion in Greece. Princeton, NJ.
Kennedy, George A. (1972): The Art of Rhetoric in the Roman World. Princeton, NJ.
Kennedy, George A. (ed.) (1989): The Cambridge History of Literary Criticism. Vl. 1: Classical Criticism. Cambridge, MA.
Kennedy, George A. (1994): A new history of classical rhetoric. Princeton, NJ.
Kennedy, George A. (2000): Progymnasmata. Greek textbooks of prose composition; introductory to the study of rhetoric; writings by or attributed to: Theon, Hermogenes, Aphtonius, Nicolaus together with: Anonymous prolegomena to Aphtonius, selections from the commentary attributed to John of Sardis, and fragments of the Progymnasmata of Sopatros. Trans. with introd. and notes. Fort Collins, Co.
Kennedy, George A. (2003): Some Recent Controversies in the Study of Later Greek Rhetoric. In: American Journal of Philology 124, 295–301.
Kerferd, George B. (1981): The Sophistic Movement. Cambridge, MA.
Lloyd, Michael (1992): The Agon in Euripides. Oxford.
Lohmann, Dieter (1970): Die Komposition der Reden in der Ilias. Berlin (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, 6).
Knape, Joachim/Thomas Schirren (Hrsg.) (2005): Aristotelische Rhetoriktradition. Stuttgart, (Philosophie der Antike, 18).
Kraus, Manfred (2006): Nothing to Do with Truth? In: Lucia Calboli Montefusco (ed.): Papers on rhetorik. Roma, 129–148 (Papers on rhetoric, 7).
Ps.-Longinus (1965): Peri hypsous/Du sublime. texte établi et traduit par Henri Lebègue. 3. tirage. Paris.
Ps.-Longinus (1988): Peri hypsous/Vom Erhabenen. Griechisch–deutsch. Übers. u. hrsg. von Otto Schönberger. Stuttgart.
Magen, Ursula (2000): Rede und Redner in Sumer und Akkad. In: Christoff Neumeister/Wulf Raeck (Hrsg.): Rede und Redner: Bewertung und Darstellung in den antiken Kulturen. Möhnesee, 1–16 (Frankfurter archäologische Schriften, 1).
Matthes, Dieter (Hrsg.) (1962): Hermagorae Temnitae testimonia et fragmenta adiunctis et Hermagorae cuiusdam discipuli Theodori Gadarei et Hermagorae Minoris fragmentis. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana, 1428).

Menander siehe Walz (1836).
Meyer, Martin F. (2004): Platon als Erfinder und Kritiker der Rhetorik. In: Marcel van Ackeren (Hrsg.): Platon verstehen. Themen und Perspektiven. Darmstadt, 210–235.
Möller, Melanie (2004): Talis oratio – quails vita. Zu Theorie und Praxis mimetischer Verfahren in der griechisch-römischen Literaturkritik. Heidelberg (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften, 2,113).
O'Sullivan, Neil (1992): Alcidamas, Aristophanes and the Beginnings of Greek Stylistic Theory. Stuttgart (Hermes Einzelschriften, 60).
Ofenloch, Ernst (Hrsg.) (1907): Caecilii Calactini Fragmenta. Text griech., Anm. lat. Leipzig.
Parmenides siehe Diels/Kranz (1960/61), 217–246.
Pernot, Laurent (1993): La Rhétorique de l'éloge dans le monde gréco-romain. Paris.
Pernot, Laurent (2005): Rhetoric in Antiquity. Translated by W. E. Higgins. Washington.
Plato (1959): Gorgias. A rev. text with introd. and commentary by Eric R. Dodds. Oxford.
Platon (1973): Gorgias. Griech./dt. bearb. v. Heinz Hoffamnn. Griechischer Text v. Alfred Croiset, Louis Bodin, Maurice Croiset u. Louis Meridier; deutsche Übers. v. Friedrich Schleiermacher. Darmstadt (Platon Werke in acht Bänden, 2).
Platon (1981): Phaidros. Griech./dt. bearb. v. Dietrich Kurz. Griechischer Text v. Léon Robin, Auguste Diès u. Joseph Souilhé; deutsche Übers. v. Friedrich Schleiermacher u. Dietrich Kurz. Darmstadt (Platon: Werke in acht Bänden, 5).
Platon (1997): Phaidros. Übersetzung u. Kommentar von Ernst Heitsch. 2., erw. Aufl. Göttingen (Platon. Werke, Übersetzung und Kommentar, 3,4).
Primavesi, Oliver (2000): Nestors Erzählungen. In: Christoff Neumeister/Wulf Raeck (Hrsg.): Rede und Redner: Bewertung und Darstellung in den antiken Kulturen. Möhnesee, 45–64 (Frankfurter archäologische Schriften, 1).
Protagoras siehe Diels/Kranz (1960/61), Bd. 2, 253–271; Schirren/Zinsmaier (2003), 32–49.
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1913): Hermogenis Opera. Stuttgart. Nachdruck. Stuttgart 1969 (Rhetores Graeci, 6; Bibliotheca Graecorum et Romanorum Teubneriana).
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1931): Prolegomenon Sylloge. Leipzig.
Rapp, Christof (2002) siehe Aristoteles (2002).
Rhetorik an Alexander siehe Anaximenes (1966) und Chiron (2002).
Romilly, Jacqueline de (1988): Les grands sophistes dans l'Athènes de Périclès. Paris [engl. The Great Sophists in Periclean Athens. Transl. by Janet Lloyd. Oxford 1992].
Russell, Donald A. (2001): Figured Speeches: „Dionysios", Art of Rhetoric VIII–IX. In: Cecil W. Wooten (ed.): The Orator in Action and Theory in Greece and Rome. Essays in Honor of George A. Kennesy. Leiden/Boston/Köln, 156–168.
Schiappa, Edward (1999): The Beginnings of Rhetorical Theory in Classical Greece. New Haven, CT.
Schirren, Thomas (1998): Aisthesis vor Platon. Eine semantisch-systematische Studie zum Problem der Wahrnehmung im frühgriechischen Denken. Stuttgart/Leipzig.
Schirren, Thomas (2001): Lalia, Prolalia. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 23–28.
Schirren, Thomas (2005): Persuasiver Enthusiasmus in Rhetorik 3,7 und bei Ps.Longin. In: Knape/Schirren (2005), 105–126.
Schirren, Thomas (2008a): Der ΘΕΩΡΟΣ als ΚΡΙΤΗΣ. Zum epideiktischen Genos in Arist. Rhet. 1,3. In: Lucia Calboli-Montefusco (Hrsg.): Papers on Rhetoric. Bologna [im Druck].
Schirren, Thomas (2008b): Quae fuit rhetorica philologia facta est: Die Klassische Philologie als Erbin der antiken Rhetorik. In: Günther Kreuzbauer/Norbert Gratzl/Ewald Hiebl (Hrsg.): Rhetorische Wissenschaft: Rede und Argumentation in Theorie und Praxis. Wien [im Druck].
Schirren, Thomas (2009): Philologie und Sophistik. Hat das Subversive auch Methode? In: Jürgen Paul Schwindt (Hrsg.): Was ist eine Philologische Frage? [im Druck].
Schirren, Thomas/Thomas Zinsmaier (Hrsg.) (2003): Die Sophisten. Stuttgart/Leipzig.
Schloemann, Johann (2000): Spontaner und vorbereiteter Vortrag: Hypokrisis im dritten Buch der aristotelischen Rhetorik. In: Philologus 144, 206–216.

Schöpsdau, Klaus (1969): Antike Vorstellungen von der Geschichte der griechischen Rhetorik. Saarbrücken.
Schöpsdau, Klaus (1994): Das Nachleben der Technon synagoge bei Cicero, Quintilian und in den griechischen Prolegomena zur Rhetorik. In: William W. Fortenbaugh/David C. Mirhady (eds.): Peripatetic rhetoric after Aristotle. New Brunswick/London, 192–216 (Rutgers University studies in classical humanities, 6).
Segal, Charles P. (1962): Gorgias and the Psychology of the Logos. In: Hellenic Studies in Classical Philology 66, 99–155.
Spengel, Leonard/Karl Hammer (Hrsg.) (1894): Rhetores Graeci. Vol. I, pars 2. Leipzig.
SZ = Schirren/Zinsmaier (2003).
Theophrast siehe Fortenbaugh (1992).
Usener, Hermann/Ludwig Radermacher (Hrsg.) (1899): Dionysii Halicarnasei Opuscula. Bd. 1–2. Leipzig.
Verdenius, Willem J. (1983): The Principles of Greek Literary Criticism. In: Mnemosyne 36, 14–59.
Walker, Jeffrey (2000): Rhetoric and Poetics in Antiquity. Oxford.
Wallace, Robert W. (1998): The Sophists in Athens. In: Deborah Boedeker/Kurt A. Raaflaub (eds.): Democracy, Empire, and the Arts in Fifth-Century Athens. Cambridge, MA/London, 203–222.
Walz, Christian (Hrsg.) (1836): Rhetores Graeci. Bd. 9. Osnabrück.
Wolf, Erik (1952): Griechisches Rechtsdenken. Bd. 2: Rechtsphilosophie und Rechtsdichtung im Zeitalter der Sophistik. Frankfurt a. M.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

2. Rhetoric and stylistics in ancient Rome

1. Introduction
2. Theory in a Roman context
3. The *Rhetorica ad Herennium*
4. Cicero's works on rhetoric and oratory
5. Around the turn of the millennium
6. Quintilian
7. After Quintilian
8. Selected bibliography

Abstract

Section 1 identifies the texts on which any exposition of Roman rhetoric and stylistics has primarily to rely. It further outlines some trends in scholarship and highlights some recent important and accessible contributions.

Section 2 is on theory in a Roman context. Rhetoric in Rome was basically a Greek import. Thus, sections 2.1 and 2.2 sketch the cultural and intellectual matrix of this transfer, discuss some aspects of translation and appropriation and provide an overview of the work of early rhetoricians.

Schöpsdau, Klaus (1969): Antike Vorstellungen von der Geschichte der griechischen Rhetorik. Saarbrücken.
Schöpsdau, Klaus (1994): Das Nachleben der Technon synagoge bei Cicero, Quintilian und in den griechischen Prolegomena zur Rhetorik. In: William W. Fortenbaugh/David C. Mirhady (eds.): Peripatetic rhetoric after Aristotle. New Brunswick/London, 192–216 (Rutgers University studies in classical humanities, 6).
Segal, Charles P. (1962): Gorgias and the Psychology of the Logos. In: Hellenic Studies in Classical Philology 66, 99–155.
Spengel, Leonard/Karl Hammer (Hrsg.) (1894): Rhetores Graeci. Vol. I, pars 2. Leipzig.
SZ = Schirren/Zinsmaier (2003).
Theophrast siehe Fortenbaugh (1992).
Usener, Hermann/Ludwig Radermacher (Hrsg.) (1899): Dionysii Halicarnasei Opuscula. Bd. 1–2. Leipzig.
Verdenius, Willem J. (1983): The Principles of Greek Literary Criticism. In: Mnemosyne 36, 14–59.
Walker, Jeffrey (2000): Rhetoric and Poetics in Antiquity. Oxford.
Wallace, Robert W. (1998): The Sophists in Athens. In: Deborah Boedeker/Kurt A. Raaflaub (eds.): Democracy, Empire, and the Arts in Fifth-Century Athens. Cambridge, MA/London, 203–222.
Walz, Christian (Hrsg.) (1836): Rhetores Graeci. Bd. 9. Osnabrück.
Wolf, Erik (1952): Griechisches Rechtsdenken. Bd. 2: Rechtsphilosophie und Rechtsdichtung im Zeitalter der Sophistik. Frankfurt a. M.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

2. Rhetoric and stylistics in ancient Rome

1. Introduction
2. Theory in a Roman context
3. The *Rhetorica ad Herennium*
4. Cicero's works on rhetoric and oratory
5. Around the turn of the millennium
6. Quintilian
7. After Quintilian
8. Selected bibliography

Abstract

Section 1 identifies the texts on which any exposition of Roman rhetoric and stylistics has primarily to rely. It further outlines some trends in scholarship and highlights some recent important and accessible contributions.

Section 2 is on theory in a Roman context. Rhetoric in Rome was basically a Greek import. Thus, sections 2.1 and 2.2 sketch the cultural and intellectual matrix of this transfer, discuss some aspects of translation and appropriation and provide an overview of the work of early rhetoricians.

Section 3 contains an account of Rhetorica ad Herennium's *concise and matter-of-fact exposition of rhetoric. The work may be seen as a Latin specimen of Hellenistic and thus Greek 'school rhetoric'. It is a systematic treatment of the essentials of classical rhetoric as it was taught in late Republican Rome.*

Section 4 on Cicero's works on rhetoric and oratory is short on his early and later 'technical' works (De inventione; Partitiones oratoriae; Topica). *It discusses (4.2) the character and content of his main work* De oratore*, which is anything but a technical manual or a systematic treatise; rather it is a leisurely led and entertaining dialog between old masters of the trade, touching on a wide variety of questions pertaining to the status, matter and practice of rhetoric and oratory. The focus of the work is the ideal orator. Section 4.3 gives an account of two later works of Cicero's:* Brutus*, which offers a history of oratory in Greece and Rome, and* Orator*, which is centered on the ideal orator or the idea of the orator in almost a Platonic sense. In both works, Cicero is engaged in polemic against the self-styled* atticist *orators of Rome and has much to say on style; the last part of Orator is the most detailed treatment of prose rhythm that has come down to us.*

Following upon a brief section (5) on some contributors to rhetoric around the turn of the millennium, section 6 gives an account of Quintilian's great work Institutio oratoria*, which, apart from taking care of all the technical parts of rhetoric, follows the orator all the way from childhood and grammar school through to his retirement and old age. The mastery of rhetoric is here seen above all as a personal accomplishment and a value to be treasured by the individual; it is the vehicle of literary culture.*

Finally, section 7 describes briefly developments after Quintilian.

1. Introduction

What rhetoric was to the Romans and how it was taught in the Roman world may be learned in the first place from the anonymous *Rhetorica ad Herennium* (ca. 90 BCE) and the *Institutio oratoria* of Quintilian (approx. 90 CE). The former work is essentially an exposition of Hellenistic 'school rhetoric' in Latin and for Romans; the latter and much larger work is a mature account of every aspect of rhetoric as a branch of learning. But it is Cicero (106−43 BCE) − orator, politician, philosopher, and supreme master of the Latin language − who offers the most spirited discussion both of rhetoric's technical and practical aspects and of rhetoric's aspirations as a political and cultural factor. His concept of the ideal orator − a perfect blend of wisdom and eloquence, of Greek intellectual and Roman man of action − came to influence deeply the tradition of liberal education in the West.

Good reasons can be given for treating Ancient or Classical Rhetoric as a joint Graeco-Roman enterprise. Volkmann (1885), Kroll (1940), and Martin (1974) exemplify a systematic and synoptic rather than historical approach. Since the elements of rhetorical theory mainly originated with the Greeks and were later adopted and adapted by the Romans, the latter were often studied with a view to identifying, supplementing, and reconstructing lost Greek sources. There has been a shift in interest towards the Romans' understanding and appropriation of the Greek heritage. Douglas (1973) is a still important methodological statement; Wisse (1989) and Gaines (2007) show how much can still be gained by continued discussion and fresh investigation.

The nineteenth and the first part of the twentieth century saw the publication of important work mainly on the philological side. Halm's monumental *Rhetores latini minores* (1863) is still outstanding; his edition of Quintilian (1868/69) remained the best text for more than a century. Bonnell (1834) is the indispensable lexicon to Quintilian. Some of the older commentaries – Sandys' (1885) on Cicero's *Orator* and Wilkins' (1890/92/95) on *De Oratore*, and Kroll's on *Brutus* and *Orator* from the early 1900s – can still be used with great benefit. Around 1950, Clarke's survey (1953) and the edition and richly annotated translation of the *Rhetorica ad Herennium* by Caplan (1954) made Roman rhetoric accessible to many. Leeman (1963) took the reader on a generously guided tour of the field. But the standard work on Roman rhetoric for a generation now for students and scholars alike has been Kennedy (1972); Kennedy (1994) contains a condensed and up-dated account.

Regarding Cicero, the multi-volume commentary (without text or translation) on *De oratore* by Leemann et al., launched in 1981 and now approaching completion, has something to say on virtually every issue; the new English translation by May and Wisse (2001) is most welcome also for its introductory material. Quintilian has been well-served by more or less annotated bilingual editions: Cousin (1975–80), Rahn (1972, revised 1988), Corsi and Calcante (1997), Russell (2001); among commentaries, that of Reinhardt and Winterbottom (2006) on book 2 may be singled out. May (2002) and Dominik/Hall (2007) contain state-of-the-art contributions on Roman rhetoric and oratory.

Below, we will follow a diachronic layout and present Roman rhetorical theory as it is accounted for and discussed in works by Roman rhetoricians. We do not wish merely to extract theory from texts, but to show in what kind of texts and contexts theory is embedded. Quotations from the sources are mostly taken or adapted from the relevant translations listed in the bibliography. Latin terms and phrases are not meant to be ornamental but are given in order to keep the reader in touch with the (fluctuating) technical vocabulary.

2. Theory in a Roman context

Theory, at one end of the spectrum, is simply the practitioner's tool kit and manual, the kind of knowledge and precepts that makes rhetoric a teachable and learnable *art* (Latin: *ars*), and that serves as the 'theoretical' basis for oratorical practice. This is the concern of the *Rhetorica ad Herennium* and of many and mostly lost handbooks; they would basically be organized either according to the parts of a speech from proem to epilogue, or to *the five parts or 'canons' of rhetoric*, also called *the functional activities of the speaker* (*inventio*, *dispositio*, *elocutio*, *memoria*, *actio*). At the other end of the spectrum, *theory* is reflection upon the nature and status of rhetoric and its relationship to other branches of knowledge and spheres of action, e. g., philosophy, ethics, grammar, poetry, politics, law. Cicero and Quintilian are important for this aspect of *theory*. Rhetoric's relation to grammar and philosophy was no mere theoretical question, however; it was a question of power and status as well. The theorists also contributed insights into subject areas that only later have been defined as such, like literary criticism, pedagogy, psychology, communication theory. Even for the question whether, in addition to rhetoric there is such a thing as 'rhetoricity of language', ancient texts may be culled for relevant points.

Roman rhetorical theory may seem peculiar if one expects a 'modern' type of theory which introduces new concepts, deals systematically with earlier ones, and goes through a set of empirical data. Two points may be mentioned in particular. First, the main aim of Roman rhetoric is not analytical, but productive, both in a material (speeches) and an ethical sense (men). Thus, assuming that it incumbs on the good man to speak well, Roman rhetorical theory sets up and discusses models for action with words. The mere range of these models shows the practical importance of the spoken word in Rome: the model is political and literary in Cicero, pedagogical in Quintilian, and it prepares for courts of law in *Rhetorica ad Herennium* and Cicero's *De inventione*. In between, however, there are some works that are analytical in the sense that they address the technical description of rhetoric, like Cicero's *Partitiones oratoriae* and *Topica*, but these are precisely minor works. A second point is that Roman rhetorical theory is reverential, and eclectic as well, in its relations to earlier contributors to the field. Thus Cicero does not explicitly take up the discussion associated with Plato and Gorgias about truth in relation to rhetoric. Instead, he sets up a program that merges Plato's philosopher-speaker, Gorgias' magician-speaker, and Aristotle's citizen-speaker into one triumphant and grandiose figure: the *orator perfectus*.

Contemporary theorizing on Roman rhetoric fastens on aspects of theory and practice that were not part of the picture in the same way for the ancients, but all the more revealing for that. One may mention, first, the role of rhetorical education as a socializing force in Roman society and the study of rhetoric as the young man's preparation to enter the elite segment of that society (Beard 1993; Corbeill 2007). Second, there is a steadily growing literature on rhetoric as a school of manliness and oratory as an arena of manliness; after Gleason (1995) on the Greeks, Gundersen (2000) and Connolly (2007a) are among the most important contributions to the discussion. Finally, there is the third, related but more comprehensive, idea, that "the readiness of the Romans to adopt Greek rhetoric is best explained by viewing rhetoric as the imposer of limits, the arbiter of communal propriety, the source and guard of standards of rational communication across time and space, a universalizing adhesive for the social order that worked its effects through the disciplined mind, breath, nerves, and muscles of each speaker" and that that "Greek rhetoric at, in, and through imperial Rome offered a universal language of limits" (Connolley 2007b, 140; 161).

2.1. Romans and Greek theory

Rhetorical and stylistic theory amongst the Romans began as a Greek import in the first half of the second century BCE. As Cicero has it, at first men devoted themselves to oratory much as their own natural ability (*ingenium*) and reflection (*cogitatio*) allowed, unaware of any theory (*ratio*) and ignorant of any method of practicing (*exercitationis via*) and any rule of art (*praeceptum artis*). "But once they had heard Greek orators, had come to know Greek writings on the subject, and had called in teachers, our people were fired with a really incredible zeal for learning all these things" (Cic. *de or.* 1.14). Suetonius (ca. 110 CE) tells a similar story for grammar as well: In earlier times, Romans did not yet have much free time for liberal learning (*liberales disciplinae*); the earliest teachers of grammar were "poets and *semigraeci*" (Suet. *De gramm. et rhet.* 1.1 f.). Visiting and resident philosophers also contributed to the surging Greek influence in Rome. Thus,

rhetoric began to be taught in Rome in the context of a whole intellectual revolution. Not everybody approved. In 161 BCE, the Senate had philosophers along with rhetoricians expelled from Rome. They were soon back. From the 1st century BCE, it became quite common for upper-class young Romans to go and study with Greek rhetoricians in Athens, Rhodes and Asia Minor.

An important aspect of the *translatio artis* to the Roman world was the appropriation of the rhetorical vocabulary. It never led to a fully consistent Latin terminology, and for one Greek term, the Romans often had two or three. One option was to transliterate the Greek (*schema*; *rhetorice*) and sometimes to latinize it as well (*rhetorica*); another was translation by way of coining a word in Latin or by employing an existing word. For the stylistic virtue of *hellênismos*, the Latin equivalent was *emendatio* or more often *latinitas* ('Latinness'), a term that, according to some, "in middle and late republic, came to be strongly linked not just with speech but with overarching Roman concepts of *virilitas* ('manly character')" and the like (Stroup 2007, 27). When the Aristotelian concept of *êthos* ('character') appears as *mores* ('manners'), we no more have just translation but transformation. Similarly, the range of words (*argumentum; probabile; signum*) that the Romans would use for 'proof' did not precisely match any one of the relevant Greek terms (*pistis*; *eikos*; *sêmeion*; *tekmêrion*); the Romans "[brought] into play resources proper to the Latin language" (Pernot 2005, 103). A large part of the vocabulary of rhetoric is straightforward non-technical Latin and carries connotations that make much Latin rhetoric appear with a different coloring from Greek. One may compare the personified *Suada* (goddess of persuasion) and *persuadere*, etymologically linked to *suavis* ('sweet'; 'pleasant'), with her Greek counterpart *Peithô* and *pithanos* etc., roughly signalling plausibility, and etymologically related to Latin *fides* ('trust').

The Greeks were duly admired both as inventors and perfectors of the art. But with Cicero, as we learn in his *Brutus* (254), "the one thing in which conquered Greece still remained our conqueror, we have now wrested from her, or at all events we now share with her". Quite often, we find condescending remarks on the Greeks' fondness for theoretical detail and their trite and hackneyed rules. 'The Greek relation' is part of Roman rhetorical and intellectual self-definition.

2.2. Rhetoricians of the Republic

One of the first Roman orators of note was the elder Cato (234−149 BCE). It was debated in antiquity as it is today whether certain conspicuous characteristics of his style (such as alliteration and other forms of repetition) are due mainly to the exaggeration of aspects of the Latin language and Roman sacral style, or to Greek rhetorical doctrine. According to Quintilian (*inst.* 3.1.19), Cato was the first Roman to write something on rhetoric. Two of his famous sayings are seemingly anti-theoretical, viz., his definition of an *orator* as *vir bonus dicendi peritus* ('a good man, skilled in speaking'; Quint. *inst.* 12.1.1), and his appeal to the orator *rem tene verba sequentur* ('grasp the subject matter, the words will follow'; Julius Victor: *ars rhetorica* 1). According to Cicero, the first Roman to attain a truly Greek smoothness of diction (*levitas*) and periodic sentence-form (*verborum comprensio*) was M. Lepidus Porcina (consul 137 BCE). Tiberius Gracchus took him as his Roman model. But Tiberius also had Diophanes of Mitylene as his teacher, a man who passed for the most eloquent Greek of his day (Cic. *Brut.* 96;

104). A notable figure was L. Aelius (born ca. 150 BCE), a Stoic "well versed in both Greek and Latin literature" (Cic. *Brut.* 205) who earned the nickname *Stilo* ('slate pencil') in his capacity as a speech writer. He worked on Roman antiquities and etymology, on sacral texts and the comedies of Plautus, and taught grammar. The activities of Aelius testifies to rhetoric being one element in a broader intellectual repertoire, and also to the teaching of rhetoric as mainly showing *how* rather than *why*. Aelius taught by admitting young people into his workshop; Cicero was amongst them. Of the freedman Aurelius Opilius, we learn that he first taught philosophy, then rhetoric and finally grammar, in that order (Suet. *De gramm. et rhet.* 6). Probably in 93 BCE, L. Plotius Gallus, the earliest rhetorician to be listed by Suetonius (*De gramm. et rhet.* 26.1), established the first Latin school of rhetoric, possibly a move to assist the *populares* in becoming better orators. Cicero was advised by his mentors not to attend. Plotius is said to have written a work on gestures (Quint. *inst.* 11.3.143). In 92 BCE, the censors issued an edict against "certain persons that have assumed the name of *rhetores latini* and have introduced a new kind of teaching by which they attract the young", for which our source is Suetonius (*De gramm. et rhet.* 25.2). One of the censors was L. Licinius Crassus (140−91 BCE), the greatest orator of his day, who looms large in Cicero's *De Oratore* and is there made to justify his edict on purely pedagogical and moral grounds: Whatever the demerits of the Greek rhetoricians, they did nevertheless possess some sort of 'system' (*doctrina*) and knowledge worthy of humane culture (*scientia humanitate digna*) in addition to "the exercise of the tongue"; the Latin ones taught nothing but boldness and shamelessness (Cic. *De or.* 3.93−95). The edict against the *rhetores latini* and the professionalization of rhetorical teaching in Rome seems not to have had any lasting effect. M. Antonius Gnipho from Gaul (ca. 114−64) established a school of rhetoric in his Roman house; he wrote a work on spoken Latin and taught both grammar and rhetoric to the young Julius Caesar. More strictly Roman and narrowly rhetorical was the great orator Marcus Antonius (83 or 86−30), whom we get to know in *De oratore* as a person with more of a practical than a theoretical bend, he wrote a small work *de ratione dicendi* (Engl.: 'on the method of speaking') based, apparently, on his own practice. It was still extant in Quintilian's time and his one quotation from it indicates that the book engaged in some sort of *status theory*: "There are only a few things that give birth to all speeches: fact or not, right or wrong; good or bad" (Quint. inst. 3.6.45) In the *De oratore* (2.84), Cicero has Antonius speak with disdain of the "innumerable books" that are available for those who want some kind of survey of rhetoric − they are easy to obtain and easy to read. The writing of handbooks seems to have been a lucrative business; the author of the *Rhetorica ad Herennium* protests that he is not being moved by hope of gain or desire for glory in publishing his books, "as the others have been" (*Rhet. Her.* 1.1).

3. The *Rhetorica ad Herennium*

With the so-called *Rhetorica ad Herennium* ('Rhetoric to Herennius') we are on firm ground. The dedicatee is unknown, though, as is the author, unless he be the Cornificius repeatedly referred to by Quintilian, especially in his section on figures. From late antiquity on, the work was thought to be by Cicero. It was often called *Rhetorica Secunda* because it followed Cicero's *De inventione* in the manuscript tradition, or *Rhetorica nova*,

because it was considered a reworking of Cicero of that incomplete work. The *Rhetorica ad Herennium* was widely used throughout the Middle Ages. It is most commonly dated to approx. 86−82 BCE, though a date as late as the 50s has been argued for. The author stands in the tradition of the *rhetores latini* − and of the *grammatici*: When discussing the virtue of *latinitas* ('purity of language') (4.17), he promises to come back to the topics of solecisms and barbarisms in his *ars grammatica*, of which nothing further is known; it is the first time a Latin *ars grammatica* is mentioned in extant literature. Linguistic correctness belongs to the domain of grammar rather than rhetoric.

Rhetorica ad Herennium may rely on an older Latin textbook, which again may have been a translation of a work in Greek reflecting Greek theory. It is "a Greek art in Latin dress, combining a Roman spirit with Greek doctrine" (Caplan 1954, vii). It is a synthesis that absorbs a whole tradition; there is no mention of predecessors. Nothing comparable has been preserved in Greek, thus a Latin textbook for Romans is our best approach to Greek rhetoric as it had developed between Aristotle (ca. 350 BCE) and Hermagoras (ca. 150). The work is typically Roman in that the author is often critical of (unspecified) Greeks; in businesslike fashion he omits to treat those topics "which, for the sake of futile self-assertion, Greek writers have adopted" from fear of appearing to know too little, and in order that the art might seem more difficult to understand (1.1). While the author sometimes pokes fun at the pedantries of the Greeks, he loves to make distinctions and devise sub-categories himself, not always based on a thorough logical analysis. His vocabulary is inconsistent: different words may be used for the same thing, the same word for different phenomena (Fuhrmann 1960, 51 ff.). The most original feature of the work is the procurement of self-made examples by the author; he justifies the practice in the introduction to the last book (4.1−10), which amounts to a polemic against 'the Greeks' who influence us more by their *auctoritas* than by the truth of what they say. The author dismisses four arguments for using existing material. Of the arguments he marshals in favor of his own solution, the most important one is that it is a greater challenge to compose illustrative examples than to pick them from others; the student should see that all qualities can exist in one man, and thus himself be inspired to strive for mastery of them all. It is absurd that a teacher should borrow from others the very thing he offers to bestow. Also, borrowed examples are not so suitable for instruction, for in a real speech, the art must not be obvious, on the principle that artificiality should be hidden (the *ne ars appareat-principle*). When instructing, on the other hand, "one must cite examples that are drafted expressly to conform to the pattern of the art".

Rhetorica ad Herennium is thoroughly practical in scope. The author wishes to instruct Herennius in the *ars rhetorica* or the *ratio dicendi* ('the method of speaking') (1.1). *Ars* − 'theory' in a sense − is defined as "praeceptio, quae dat certam viam rationemque dicendi" [a set of rules that provide a definite systematic method of speaking] (1.3). The work contains no discussion of the status of rhetoric or of the importance of theory for oratory, except to name *theory* (*ars*) first among the three means by which we may acquire rhetorical competence, the other two being *practice* and *imitation* (which here replaces the usual *natura* ['nature']). Judicial oratory is what the author mostly has in mind; the task of the public speaker is "to discuss capably those matters which law and custom have fixed for the uses of citizenship, and to secure as far as possible the agreement of his hearers" (1.2), a definition apparently lifted from Hermagoras.

The work, some 150 pages long, consists of four books, of which the last, which covers style (*elocutio*), makes up almost one half. Of the other four canonical parts of

rhetoric, *inventio* claims almost as much (1.5−3.15); *dispositio* ('arrangement') gets only a couple of pages (3.16−18), *pronuntiatio* ('delivery') half a dozen (3.19−27), and *memoria* slightly more (3.28−40). The Aristotelian *tria genera causarum* (judicial, deliberative and demonstrative) are introduced right at the beginning (1.2). The greater part of the treatment of *inventio* is geared to the *genus iudiciale* (1.6−2.50) while particular features relating to deliberative and demonstrative oratory are appended (3.1−15). The *partes orationis* ('parts of a speech') are mentioned initially (1.4), but they are subsumed under *inventio*, which, in the model case of judicial oratory, is treated in relation to each part in turn: On *exordium* (1.6−11), *narratio* (1.12−16), *divisio* (1.17) follows *confirmatio-confutatio*, at which point *status theory* comes in; while a subordinate element in the system, in terms of material treatment it dominates the picture (1.18−2.46). The topics of the *conclusio* come at the end (2.47−50). According to Wisse (1989, 77 ff.), *Rhetorica ad Herennium* belongs to "the conflated type of handbook" that privileges *the five parts of rhetoric* or tasks of the orator over the parts of a speech. Gaines (2007) on the basis of his identification of *the eclectic theory* as a backdrop − combining elements from the Aristotelian tradition (*functional activities*) with the Hermagorean (issues in dispute) and the speech-part handbooks − finds that *Rhetorica ad Herennium* departs from that tradition in not claiming *general questions* for rhetoric, in treating speech parts under arrangement (features shared with *De inventione*), and also in substituting *composition* for *appropriateness* amongst the qualities of style, in setting great store with *the three kinds of style*, and in presenting systematic principles on delivery, guided by a complex theory of vocal tones.

In considering *inventio* − "the devising of matter, true or plausible, that would make the case convincing" (1.3) − in relation to the introduction of a speech, the author gives a detailed, matter-of-fact exposition of how to proceed according to different kinds of cases, from the honorable to the petty, and how to make the hearer attentive, receptive, and well-disposed by concentrating either on his own person, his adversary, the audience or the case itself. A host of detailed advice is rounded off by a survey of faulty introductions (1.11). Next follows narrative (*narratio*), where the author has much to say on a third type that is not actually used in court "yet affords us convenient practice for handling the first two types more advantageously in actual causes" (1.12). The author's treatment in fact contains the rudiments of a general theory of narrative (Knape 2000, 68). Overriding requirements in a narrative is that it be brief (*brevis*), clear (*dilucida*), and plausible (*veri similis*), on the achievement of which qualities the author then goes on to instruct in detail (1.14−16).

The perspective is practical and didactic both in the exposition of *status theory* with particular focus on the conjectural issue (1.18−2.26), and of the five parts of the *absolutissima et perfectissima argumentatio*, what Cicero is to call *ratiocinatio*. The author again has a most instructive discussion of defective arguments, "awareness of which will warn us to avoid a fault in arguing, and teach us skillfully to reprehend a fault not avoided by others" (2.7−46). The treatment of arrangement balances the demands raised, respectively, by the principles of rhetoric (*ab institutione artis*, 3.16) and by the actual case and its circumstances.

In 3.19−27 the author offers the first complete, albeit concise, treatment of delivery − *actio*, or *pronuntiatio*, as our author prefers − "the graceful regulation of voice, countenance, and gesture" (1.3). Good delivery ensures that what the orator is saying seems to come from the heart (3.27). Qualities and uses of the voice (*figura vocis*) are discussed

and a plethora of rules offered, based on physiological and psychological considerations (3.24). Apart from developing the voice through declamation, instruction by specialist teachers is called for. Happily, "what benefits our voice likewise finds favour in the hearer's taste" (3.21). Gestures and facial expression are closely correlated to the registers of vocal delivery. The author expresses some diffidence as to the feasibility of treating such matters adequately in writing. Much must be left to practice. *Memoria* is "the firm retention in the mind of the matter, words, and arrangement" (1.3). *Rhetorica ad Herennium* offers the first systematic treatment of the topic in a rhetorical context. The author takes exception to the technique taught by "most of the Greeks who have written on memory", viz., to learn by heart lists of images for words so that there is no need to search for them; his disapproval is based, interalia, on the pedagogical principle that "those who wish to do easy things without trouble and toil must previously have been trained in more difficult things" (3.39).

Elocutio ('style' in the wider sense) is "the adaptation of suitable words and sentences to the matter devised" (1.3). The teaching of style (*elocutionis praeceptio*) is divided into two parts (a) the kinds (*genera*) to which every oratorical style (*elocutio*) should belong, and (b) the qualities or 'things' (*res*) that it should have (4.10). 'Style' in the narrower sense is called *figura*. The three *genera figurarum* are treated in 4.11−16. The presentation of the types of styles is followed by as many pages on their faulty variants. To the *gravis* ('grand') corresponds the *sufflata* ('swollen'), to the *mediocris* ('middle') the *insoluta* ('drifting'), and to the *extenuata* ('simple') the *exilis* ('meager'). Each *figura* is generously characterized in evaluative and metaphorical terms and illustrated by examples of the author's own production.

Style, to have *elegantia* ('taste'), must first possess the two Theophrastean qualities *latinitas* ('correctness') and *explanatio* ('clarity'). Then comes *compositio* ('artistic composition'), which consists of "an arrangement of words that gives uniform finish to the discourse in every part" (4.18). The latter quality is called *dignitas* ('dignity' or rather 'distinction') that which makes the style *ornata*. Means to achieve this are 65 rhetorical devices, the presentation of which makes up almost one third of *Rhetorica ad Herennium* (4.17−68). It is our earliest survey of the field. The many examples are taken both from Greek and Roman contexts, and it is far from being true that the author has invented all of them himself. Interestingly, he neither employs the term *skhêma*/*schema* nor *figura*; he does have a notion of what was to be called *tropus* in Latin, but he does not employ that term either. He simply speaks of *exornationes verborum et sententiarum* ('embellishments of words and thoughts'). It is a *verborum exornatio* "if the adornment is comprised in the fine polish of the language itself", while "a *sententiarum exornatio* derives a certain distinction from the idea (*in ipsis rebus*), not from the words" (4.18). The author treats first 35 verbal embellishments, roughly grouping similar phenomena together and frequently working by subdivision. The text abounds in evaluations and assertions of what is effective and what not: Some figures have grace and elegance, but neither impressiveness nor beauty (4.32). In 4.42 our author comes to ten select *exornationes verborum*, "which I have intentionally not scattered at random, but have separated from those above". They have in common "that the language departs from the ordinary meaning of the words, and is, with a certain grace, applied in another sense." The list comprises the following items (the terms of *Rhetorica ad Herennium* in parenthesis), which are illustrated by many examples and sometimes enlightened by discussion: onomatopoeia (*nominatio*), antonomasia (*pronominatio*), metonymy (*denominatio*), periphrasis (*circumi-*

tio), hyperbaton (*transgressio*), hyperbole (*superlatio*), synecdoche (*intellectio*), catachresis (*abusio*), metaphor (*translatio*), and allegory (*permutatio*). Metaphor occurs "when a word applying to one thing is transferred to another, because the similarity seems to justify this transference". The author pays no special attention to metaphor, except to give the conventional advice that "a metaphor ought to be restrained, so as to be a transition with good reason to a kindred thing, and not seem an indiscriminate, reckless, and precipitate leap to an unlike thing" (4.45).

Nineteen *sententiarum exornationes* are then treated (cf. 4.47). The author has a great deal more to say on these than on the verbal ones. What our author calls *expolitio* ('refining' or 'elaboration') is dealt with at length; also important are *comparatio* (comparison) and *exemplum*, which can be used both as embellishment and proof. Character delineation (*notatio*/*ethopoiia*) is also extensively treated.

In 4.10, the author asks the reader's indulgence towards the awkwardness of the Latin terms he has chosen to replace the Greek ones. Many of his terms later became common usage, but in many cases, other terms became standard. Thus, e. g., for *contentio* (Gr. *antithesis*), Quintilian uses *contrapositum*, for *conduplicatio* (Gr. *anadiplôsis*), *adiectio*; and for *continuatio*, which is our author's choice for Greek *periodos*, Quintilian has the words *ambitus*, *circumductum*, *continuatio*, and *conclusio*. The whole field was very much in the making, and not only with regard to terminology. Some of the *exornationes* of the *Rhetorica ad Herennium* were not counted as figures by later writers. Thus, Quintilian excludes the maxim (*sententia*) and the colon (*membrum*), while he treats *expeditio* ('elimination') which occurs "when we have enumerated the several ways by which something could have been brought about, and all are then discarded except the one on which we are insisting" (4.40) in a different context. *Licentia* ('frankness of speech'), Quintilian calls *oratio libera* and does not count among the figures (4.48). On the other hand, there are figures in Quintilian which do not count in the *Rhetorica ad Herennium*, e. g., aposiopesis (*praecisio*) and understatement (*deminutio*). What our author takes as a verbal embellishment, may be taken as a figure of thought by Quintilian, e. g. *subiectio* ("when we inquire of our adversaries, or ask ourselves, what the adversaries can say in their favor, or what can be said against us", 4.33) but then, for our author, too, some configurations can be viewed either way: *Contentio* (Greek: *antithesis*) is a verbal embellishment "when the style (*oratio*) is built upon contraries" (4.21), but it may also occur as an embellishment of thought, the difference being that "the first consists in a rapid opposition of words; in the other opposing thoughts ought to meet in a comparison" (4.58). It is the nature of these things that definite delineations are difficult to draw, as will often be confirmed by Cicero and Quintilian.

4. Cicero's works on rhetoric and oratory

Cicero's rhetorical output falls broadly into two categories. First, there are the technical writings, starting with *De inventione*, which Quintilian calls his *libri rhetorici* (Quint. *inst.* 3.1.20). Second, there is what Quintilian, following Cicero, calls his *libri oratorii*, i. e. the *De oratore*, *Brutus*, *Orator*. Those are not textbooks but works of literary accomplishment and with a wider scope; Cicero links them closely with his philosophical writings. *Partitiones oratoriae* and *Topica* are technical and 'philosophical' in a way different from the works just mentioned.

4.1. *De inventione*

Cicero was in his teens when he started work on a comprehensive treatment of rhetoric. He finished two books, covering mainly *inventio*, hence the title. In general, the work is close to the relevant parts of the roughly contemporary *Rhetorica ad Herennium*, even down to verbal correspondences. But the two works also differ in interesting ways which most recently have been detailed by Gaines (2007, 173 ff.). Cicero is more seriously concerned with topics and with deductive arguments and has a different approach to the 'issues' of a controversy; he organizes the core material by treating *status theory* in general in 1.10−19, then he goes through *the six parts of the speech* (*exordium*, *narratio*, *partitio*, *confirmatio*, *reprehensio*, *conclusio*) in a didactic manner (1.19−119), before *status theory* is applied to each genre separately, the judicial in great detail (2.14−154), the deliberative (2.155−176) and the demonstrative (2.177 f.) rather more summarily.

It is characteristic for young Cicero that he explicitly takes issue with Hermagoras, the towering figure of Hellenistic rhetoric, for assigning the discussion of 'general questions' (*quaestiones*) to rhetoric and thus trespassing on the field on philosophy (1.8). He also prompts other criticisms of Hermagoras (1.12−14; 1.97). Cicero even at this stage champions a loftier concept of rhetoric than the author of *Rhetorica ad Herennium*. In the introduction to book 1, Cicero raises the question whether men and communities have received more good or evil from oratory (*copia dicendi*) and dedication to rhetoric (*summum eloquentiae studium*), and asks what relationship there is between wisdom (*animi ratio*) and eloquence. The philosopher-rhetorician holds that "wisdom without eloquence does too little for the good of states, but that eloquence without wisdom is generally highly disadvantageous and is never helpful" (1.1). He propounds the charter myth of oratory by showing how the blessings of human society and civilization were not achieved by a mute and voiceless wisdom. He adds the rhetorician's commonplace that *that* man holds a special position, "who excels men themselves by that ability by which men excel beasts" (1.5). Only after such consideration of more basic questions does Cicero turn to instruction. For eloquence is due not only to nature (*natura*) or practice (*exercitatio*), but also to art (*artificium*). However, before embarking on the teaching of the precepts of rhetoric, Cicero puts rhetorical theory in a wider context: For "eloquence based on the rules of art, which they call rhetoric" (*artificiosa eloquentia quam rhetoricam vocant*) is part of a comprehensive political science (*civilis ratio*; *civilis scientia*). Rhetoric's function (*officium*) is "to speak in a manner suited to persuade an audience", and its end (*finis*) is to persuade with words (1.6). Cicero regrets to have to postpone further discussion of the nature, function, and end of rhetoric, for such questions "require lengthy treatment and are not so intimately connected with the description of the art and the transmission of rules" (1.9).

In the introduction to book 2, Cicero purports to have collected "all the works on rhetoric and excerpted what seemed the most suitable precepts from each. For each seemed to say something better than anyone else" (2.4 f.) Cicero then gives a concise historical survey of rhetoric, identifying two 'families' stemming from Aristotle and Isocrates respectively, but conflated by later writers. He mentions Aristotle mainly as a collector and commentator upon early books on rhetoric (in his *Synagogê technôn*); the *Rhetoric* was not yet available. Cicero is not very specific about the two traditions; Aristotle is now seen as the founding father for the tradition of teaching rhetoric by *the five*

parts (*inventio* etc.), while Isocrates stands for that other tradition of teaching rhetoric by the *partes orationis* ('speech-parts'). Isocrates also represented a way of speaking and a concept of rhetorical culture that will have appealed to Cicero even at this early stage.

4.2. *De oratore*

In his three books *de oratore* ('On the orator'), written in 55 BCE, as he had been forced into *otium* after thirty years as an orator in politics, Cicero had no intention of rehearsing the precepts of 'school rhetoric' (1.23). Much of it is covered, though, scattered over books 2 and 3, but it is always sketched with the air of taking things for granted. Cicero's work is focused on the orator – what he needs to know and needs to be, and what he can achieve as an 'actor' in real life (*actor veritatis*, 3.214).

The body of the work (for details see May/Wisse 2001, 43 ff.; or the more indeosyncratic MacKendrick 1989, 36 ff.) is cast as a dialog, in the 'Aristotelian manner', as Cicero says in a letter, i. e. with longish expositions of contrasting views. But the work has a definitely Platonic flavor, and there are allusions to the *Gorgias* and the *Phaedrus*. The dialog is set in 91 BCE. Crassus, mentor to Cicero, is the leading character, followed by the other most renowned orator of that generation, Antonius. A number of other characters have minor roles to play. There can be no doubt that Crassus is Cicero's spokesman in the dialog, although the dialog form of course resists any attempt to extract directly what Cicero stood for in 55 BCE. But then Cicero's aim was not to develop a doctrine or teach a theory, but to have rhetoric and oratory thoroughly exposed and discussed by various voices.

In an introductory section to book 1, Cicero reflects on what, for him, is the paradoxical fact that more people have come forward to distinguish themselves in arts which draw upon abstruse and hidden sources than in oratory, which is concerned with everyday experience and where "it is the worst possible fault to deviate from the ordinary mode of speaking and from the generally accepted way of looking at things (*communis sensus*)" (1.12). The reason is that the orator must be accomplished in so many areas – "all the important subjects and arts" – over and above what rhetoric in a narrow sense teaches. The orator needs a firm grasp of the underlying subject matter unless his speech shall be an utterly empty verbal exercise (1.20). In the dialog proper, Crassus praises eloquence for its civilizing power and for allowing the individual "to engage in elegant conversation and show oneself a stranger to no subject". Above all, he extols that man who "by using with effect a faculty that is a natural gift to all", can sway the multitude. "The leadership and wisdom of the perfect orator (*perfectus orator*) provide the chief basis, not only for his own dignity, but also for the safety of countless individuals and of the State at large" (1.30–34, cf. 3.83–85). Crassus' elated idea of eloquence is met with objections on behalf of jurisprudence and philosophy and by claims that oratory comes into its own in courts and assemblies; Crassus restates his position, but admits that he is talking about an ideal (1.78 f.). Another basic question is then raised, viz., whether there is an art (*ars*) of rhetoric; there is agreement that there is an art of rhetoric in the sense of the codification and systematization of actual practice (1.98 f.; cf. 2.28–32 for a rather relaxed attitude to this question). This leads to reflections on the paramount importance of natural ability (*natura*) and talent (*ingenium*) (1.113–133; cf. 2.85–89). In an orator, "we have to demand the acumen of a dialectician, the thoughts of a philoso-

pher, the words, I'd almost say, of a poet, the memory of a jurisconsult, the voice of a tragic performer, and gestures close to those of a consummate actor" (1.128). We get a sketch of rhetorical precepts (1.134–146; cf. 2.77–84) and of the methods of training for the aspiring orator; the importance of written exercises and of imitation is stressed (1.147–159; cf. 2.88–98). The final part of book 1 (166–265) takes us back to the question of rhetorical vs. professional competence in the orator, especially with respect to civil law and philosophy. In brief, Crassus opts for comprehensiveness: The orator needs both, and because he is an orator, he will be superior to both jurisprudents and philosophers; Antonius thinks that only little law and no philosophy is needed, the orator will prevail even so, because he knows how to speak.

Antonius, who has misgivings about Crassus' high ideals throughout (1.80 f.; 1.256 ff.), offers his own eulogy on eloquence in book 2 (33–38): Nothing is more magnificent than the *perfectus orator.* Like Crassus, only in a lower key, he stresses the practical utility of oratory in every peaceful and free community. The idea that great oratory cannot flourish in untoward times is dear to Cicero both in *De oratore* and elsewhere. Antonius also commends the sheer joy and pleasure that oratory gives. The clinching argument for the primacy of rhetoric over other arts is that, "while all the other arts can properly perform their functions without eloquence, the orator cannot maintain his title without it. That is, all the others, if they are skilled speakers, owe something to the orator, while he, unless he has equipped himself with provisions that are his own, cannot obtain his supplies as a speaker from any other source" (2.38).

The greater part of books 2 and 3 can be analyzed as successively treating *the five parts of rhetoric* or tasks of the orator, thus: *inventio* 2.99–306, *dispositio* 2.307–332, *memoria* 2.350–360, *elocutio* 3.19–53, 144–209, *actio* 3.213–227. Antonius will make an exposition on the basis of his oratorical practice, concentrating on judicial and deliberative oratory. The third genre hardly makes an appearance, but there is a potentially interesting subsuming of other text types, including historiography, under rhetoric (2.43–73).

The discussion of *inventio* starts with a workman-like sketch of *status theory* (2.99–113). Antonius then opens up wider historical and theoretical vistas by introducing "three things contributing to persuasion" (*tres ad persuadendum res*, 2.115), in effect, *the Aristotelian means of persuasion* (*logos, êthos*, and *pathos* – the Greek terms are not employed). Besides arguments relevant to the judgment of the issue, one must muster "that which recommends us or those for whom we are pleading" and "that which is aimed at moving the minds of our audience in the direction we want" (2.114). The whole *ratio dicendi* relies entirely upon those three factors, viz., "proving that our contentions are true, winning over our audience, and inducing their minds to feel any emotion the case may demand" (2.115). The Latin expressions employed are *probare, conciliare* and *ad motum vocare* (for other expressions cf. 2.121 and 2.129). Cicero here transcends traditional 'school rhetoric' and draws on Aristotelian doctrine. Aristotle's *Rhetoric* had again become available by the time Cicero wrote the *De oratore*. Cicero's introductory remarks as to the importance of knowing "all the emotions with which nature has endowed the human race" (1.17) and the need to have a thorough understanding of human character to be able to stir people's feelings (1.53) also testifies to the fresh Aristotelian impact. *Inventio* concerns the whole range of emotional as well as rational means of persuasion; predictably, it is not organized by the parts of the speech: Only when one has discovered (or invented) all the relevant material, may one go on to distribute it (2.82 f.; 179.181).

In order to prove something by argument, the orator must draw on *loci* ('places') that provide relevant points (2.121; 2.146 f.). *De oratore* favors the (or rather: one) Aristotelian concept of the *locus* (Gr.: *topos*) as an abstract argument form, not as a material argument with a specific content, a commonplace – although that kind of *locus* also has its use. In 2.162–177, Antonius explains and illustrates the use of actual *loci*, such as arguments from connected terms (*coniuncta*), kinds (*genera*) and their subdivisions, similarities and dissimilarities. The orator who knows his *loci* not only can bring out the general question in the individual case; he is braced to discuss general or 'philosophical' questions as well.

Antonius then gives a summary treatment of the Roman version of *êthos* or "the character (*mores*, 'way of life'), the customs, the deeds, and the life" and whatever makes speakers appear as decent, as good in character (*bene morati*) – yes, as good men" (1.182–184). While *êthos* in Aristotle is closely connected with the perception of the orator's credibility and reliability and thus may be said to be rational rather than emotional, the *mores* in Cicero have a distinctly emotional appeal, although of a mild and pleasant type. *Pathos* is much more strongly emotionally charged. It is here treated with respect to individual emotions, with special emphasis on envy (2.204–211). Antonius stresses the need and the necessity for the orator to feel the emotions that he wants to arouse in the audience (2.189–206); later Crassus shall admit that feigning them also works (3.25). There follows the famous excursus on types of wit, jokes, and humor (2.217–290) and their exploitation by the orator.

Antonius rounds off his business-like treatment of *inventio* with some practical advice and goes on to treat *dispositio* and the distribution of arguments in the same practical vein. It is more important to weigh arguments than to count them (2.309). While instruction by argument (*docere*) may be openly displayed, the other two functions (to please and to stir) must, "just like blood in the body, flow throughout the whole of the speech" (2.130).

The two intertwined main themes of book 3 are the relation between philosophy and eloquence, and *elocutio* ('style') or rather: form and content – because "a distinguished style is impossible without having produced and shaped the thoughts, and no thought can shine clearly without the enlightening power of words" (3.24). Crassus stresses the necessity of combining the great power (*vis*) of oratory with integrity (*probitas*) and supreme good sense (*summa prudentia*); otherwise, fluency of speech (*copia dicendi*) will be a dangerous weapon (3.55).

Crassus harks back to a golden age in Greece when wisdom and eloquence went together, until Socrates split apart the knowledge of forming wise opinions and of speaking *ornate* ('with distinction'); until then, knowledge of the most import things and practical involvement in them bore the common name of *philosophia*. After the schism, we have the unfortunate situation that there are different teachers for thinking and for speaking (3.59–61). Crassus surveys the philosophical schools that came up after Socrates, especially with respect to their attitude to rhetoric (3.63–68). Also, the contentious question of the *thesis,* or general question, is touched upon: they really belong to the orators and not to the philosophers (3.104–125).

As "eloquence is so vast and important that it can only be covered by all the books of the philosophers, which none of those rhetoricians has ever so much as touched" (3.81), the true orator might even be called a philosopher. Crassus prefers inarticulate wisdom to babbling stupidity. The palm must go to the learned orator (*orator doctus*).

Those who wish to maintain the distinction between philosopher and orator will have to admit that philosophers are inferior in that all their knowledge is present in the perfect orator, while the knowledge of the philosophers does not automatically imply eloquence" (3.143). There is some wavering between a narrower concept of philosophy (with ethics, including psychology and politics), and a more comprehensive one, comprising also logic and physics. In any case, although philosophy is indispensable, it is also only an instrument; it should be pursued within limits, just as other subjects are pursued differently by the professional and by other people.

In 3.25−34, preliminary to the discussion of style the sheer variety of eloquence and the role of the individual talent are stressed. Another important point made is that what is functional is also beautiful, in nature as in art. Applied to sentence rhythm, one may allow that scantiness of breath was what made periodic structure necessary. But once it was found, it pleased so much that even if someone had been endowed with unlimited breath capacity, we would still not want him to deliver his words in an unbroken flow (3.176−181). Beauty comes naturally. Cicero in book 3 "is consciously de-emphasizing the ornamentation of the figures, and subordinating it to the essential ingredients of correct and clear language, and the equally essential adjustment of speech to its context", and "radically reinterpreting the concept of ornament, to derive it from the inner culture of the speaker expressed simultaneously through his thought and his language" (Fantham 2004, 244).

The elements of *elocutio* are described in a fairly straightforward manner based on Theophrastus' *virtues of speech*: language must be correct, lucid, appropriate, and have *distinction*. The two first items are dealt with briefly (3.39−51) and the third even more so (3.210−212). *Distinction* is discussed with reference to (a) individual words (3.148−170), (b) combination of words (3.171−198), and (c) figures (2.199−209). Under (a) the extended discussion transferred words, or metaphors is a good summary of standard views partly going back to Aristotle. As for (b), along with many standard items, the paramount importance of order and rhythm is stressed; it is a topic to which Cicero shall come back in much greater detail in *Orator*. Under (c) we get little more than a catalogue of what is here called *conformatio verborum et sententiarum* ('formation/figuration of words and thought') and the 'lights' (*lumina*) of the speech.

The treatment of *actio* that rounds off book 3 contains some observations on non-verbal communication. Since by nature, every emotion has its own facial expression, tone of voice, and gesture delivery has the greatest effect even on the ignorant and the *vulgus* and even on barbarians, for "delivery, which displays the feelings of the soul, affects everybody because everyone's soul is stirred by the same feelings, and it is through the same signs that people recognize them in others and reveal them in themselves" (3.223).

The coda to the work refers us back to the Greeks: Crassus has spoken so well that "it seems you have not taken all this from the Greeks, but could actually give them some lessons about it" (3.228)

4.3. *Brutus* and *Orator*

Cicero's *Brutus* of 46 BCE is a roughly chronological survey of Greek (26−52) and Roman (52−328) orators in dialog form. The work is full of names (275 in all) and

offers characterizations of many orators of whom we know no more. Cicero does most of the talking and even takes care of himself (301–328) – "only to let you see how hard I worked an how industrious I was". As for points of theoretical interest one may note, first, the developmental perspective on oratory. Eloquence – "whether it is a product of rules and theory, or a technique dependent on practice, or on natural gifts" – is of unique difficulty, witness the Greeks, who had brought to perfection all the other arts before the art of effective and eloquent speech (*dicendi vis atque copia*) was developed (26). Cicero considers oratory in analogy with sculpture and painting as a development from the hard and rigid to what is beautiful and finished. "Nothing is brought to perfection on its first invention" (71). Also interesting are Cicero's reflections on success as a criterion of quality. Cicero alleges repeatedly that there has never been disagreement between experts and the crowd as to whether an orator is good or bad. It is the very mark of the supreme orator (*summus orator*) that he is recognized by the people at large, while he also wins the approval of experts, who can tell by what means the orator succeeds. Simply by observing how the audience is affected, the expert can give his verdict on the orator.

Caesar, effectively the sole ruler of Rome as Cicero writes, looms large at the beginning and towards the end of *Brutus*, and not only because of his political impact. In an ongoing conflict amongst scholars and grammarians, Caesar had sided with the so-called 'analogists' who, in contrast to the 'anomalists', were in favor of imposing regularity on linguistic usage wherever possible. He had dedicated a little book *De analogia* to Cicero. In the dedication, quoted by Atticus in *Brutus*, Caesar praises Cicero for what he has done for Rome but is concerned that mastery of the easy and familiar speech of daily life may now be neglected (253). This brings to the fore the question of style. While he has a keen ear for the several individual 'styles', Cicero in *Brutus* postulates two kinds of styles in good orators, one simple and concise, the other elevated and abundant, interestingly adding that, "while naturally that is the better which is more brilliant and impressive, yet everything which falls under the category of good, and is supreme in its kind, wins a just praise" (201). In *Brutus*, Cicero is engaged in a polemic against the *Atticists*. The self-styled *Attici* affected a simple oratorical style in the manner of the Athenian (*Attic*) orator Lysias. *Atticism* was a recent trend in Roman literary circles, it was a spiritual relation of analogism in grammar. Its leading light was Calvus, whose attempted *Attic* style is said to possess the quality of meagerness (*exilitas*, 284); Cicero speaks about the *Atticists*' insipidity (*ieiunitas*) dryness (*siccitas*) and poverty (*inopia*) (285). In the near total absence of relevant sources, it is difficult to know what exactly justify such characterizations. Cicero anyway will not accept that the positive term *Attic* is reserved for one particular way of speaking: There are many different kinds of *Attic* oratory: Who could be more different than Lysias and Demosthenes? The point is, that "not all who speak in an *Attic* style speak well, but that all who speak well deserve the title of Attic" (see 284–291). *Atticism* defined itself in opposition to what we have come to call *Asianism*. According to Cicero, the Asian kind of oratory (*genus orationis Asiaticum*) comprises two types: One is sententious and studied (*sententiosum et argutum*), characterized less by weight of thought than by the charm of balance and symmetry; the other type is not so notable for wealth of sententious phrase as for being swift and impetuous (*volucre atque incitatum*), combining with a rapid flow of speech a choice of words refined and ornate. Neither is necessarily reproachable. Cicero himself will have been targeted by the *Attici*; he almost broke his voice as a young man because of his

violent way of speaking (313 f.), and although he had worked to repress the excess of his style (316), he, at all times, practiced an abundant way of speaking.

Cicero's *Orator* (from somewhat later in 46 BCE) is a treatise dedicated to Brutus on "the best form and so to say appearance of oratory" (*optima species et quasi figura dicendi*), the kind of eloquence (*eloquentiae genus*) that Cicero considers to be the *summum et perfectissimum* (2 f.) and which belongs to the *doctissimus et perfectissimus orator* (47). That orator is a master of *elocutio* ('style') above all; that is why the orator is not called *inventor* (cf. *inventio*) or *compositor* (referring here to *dispositio*) or *actor* (cf. *actio*) – he is *eloquens* (61). *Elocutio* thus dominates the picture in this work where Cicero styles himself not a teacher, but a 'critic' (*existimator*, 112). The treatment of *the three levels of style* (75–99) with its plethora of characterizations and recommendations contains reflections e. g., on *careful negligence*, the need to conceal art, and the difficulty of imitating plainness (*subtilitas*). After parading some eighty *ornamenta* of speech and thought (135–139) Cicero treats the artful arrangement of words (149–168), and ends with a discussion of Latin prose rhythm (174–236).

Cicero insists that the truly eloquent man is master of all three styles, and "is able to speak in the forum and in civil cases so as to prove (*probare*), to please (*delectare*), and to sway (*flectere*)". *The three levels of style* are made to correspond to the three *officia oratoris*: The plain (*subtile*) kind is for proving, the middle (*modicum*) one for pleasure, the vigorous (*vehemens*) one for swaying; the perfect orator can discuss commonplace matters simply, lofty subjects impressively, and topics ranging between in a tempered style (100). Besides natural endowment, the perfect orator needs *iudicium* and awareness of what is *decorum*. "The universal rule in oratory as in life is to consider propriety" (71). That holds true not least for the choice of style, and the choice of style in different parts of a speech (69–74, cf. 123 f.).

Cicero does not totally ignore the other parts of rhetoric (*inventio* 44–49, *dispositio* 50, *memoria* 54, *actio* 54–60), nor does he forget the importance of philosophy (113–119), law and history (120), and of *status theory* (121). The *vis eloquentiae* ('force of eloquence') depends especially on two techniques. One is to make the particular question under discussion into a generalized question (*universi generis quaestio*), what the Greeks call *thesis* (125). The other is what the Greeks call *auxesis*, and which consists in amplifying a theme, especially by way of commonplaces (*loci communes*) appropriately employed (126, cf. *De or.* 204–208). "There is no limit to the power of an oration to exalt a subject or render it contemptible" (127). Two things that, if well-treated, will arouse the most admiration, are the *êthikón* and the *pathêtikón*, as they are here called (128). The orator himself needs to be ablaze if he is to set his listeners on fire (132).

As in *Brutus* the *Atticists* come in for criticism at several points. They deserve praise, though, for reacting to the Asiatic oratorical style, which is here characterized as a kind of singing and whining with violent modulation and in a rich and unctuous diction which appeal to the people of Caria, Phrygia and Mysia, where there is the least refinement and taste. There are many kinds of *Attic* excellence; the *Atticists* praise only what they hope to be able to imitate (23–28). The detailed treatment of prose rhythm in *Orator* may be aimed at the *Atticists*, who did not set great store on this aspect of style and denies it in the Athenian orators while priding themselves on their broken and choppy sentences (168–173). Only if they manage to produce something in the style of Isocrates, or Aeschines or Demosthenes will Cicero believe that they have avoided the rhythmically accomplished style not out of despair, but on principle (234 f.).

Cicero the 'non-analogist' holds that "speech should gratify the ear" (159). He accepts that custom in some cases grant permission to err for the sake of agreeable effect (157). While subject matter and words belong to the intellect and reason, in the choice of sounds and rhythms the pleasant sensations of the ear is the judge. That applies both to orator and audience. Most people rejoice in the full and rounded period (*verborum ambitus*, also called *orbis verborum*), although they have no understanding of rhythm; it comes naturally (173). The ear, or rather the mind (*animus*) which receives the message of the ear, contains in itself a natural capacity for measuring all sounds (177). Art depends on nature and appeals to nature. While rhythm does nothing "but to form the words into a well-knit sentence" (170), it is in the nature of the art that it has to be concealed. Rhythm, therefore, is effective only if it slips by as the audience's attention is taken up by words and thoughts; if used in excess it will be tiresome and even the layman will recognize the trick; used in forensic and deliberative oratory the studied orator may jeopardize the sympathy of the audience and destroy the impression of sincerity (209 f.).

To speak with oratorical beauty (*pulchre et oratorie dicere*) is to present the best thoughts in the choicest words most carefully arranged. Rhythm (*numerus*) is what is needed − if only it is not rigid like in poetry (227). A rounded or structured way of speaking (*apta oratio*) has much greater force than one which is loose and unstructured (*soluta oratio*) (228). The speech of those who do not form their sentences with a rhythmical cadence seems to Cicero like the movements of untrained boxers who cannot direct a blow properly and who are without grace; it is a favorite point with Cicero that the esthetically satisfying is effective as well: "Whatever is useful for the combat is also attractive to look upon" (228).

Cicero is aware that he may portray "such a one who has never existed" (7), he outlines "the form and likeness" (*species* and *forma*) of surpassing eloquence (43), in fact a Platonic form and appearance (*Platonis rei forma et species*) (101). It is with our mind we conceive the ideal of *perfecta eloquentia*; with our ears we catch only the copy. Cicero professes to owe more to the groves of the Academy than the workshops of the rhetoricians (12).

4.4. *Partitiones oratoriae* and *Topica*

Partitiones oratoriae (or *De partitione oratoria*; 'The Divisions of Oratory') is a complete course *de ratione dicendi* (1), about fifty pages long. It is in the form of a rhetorical cathecism in which his son puts questions and Cicero answers, sometimes going on for pages; we learn that they used to do it the other way round, and in Greek (2). Towards the end, Cicero reveals that what he has put forward has sprung from "our famous school, the Middle Academy". Based on their tradition of arguing both sides of a question, the Academy has much to offer those who pursue "copious oratory" as well as the "science of subtle disputation". Also for the competent handling of questions of right and wrong, virtue and vice, one has to draw on those great fountains of wisdom (139 f.). One of the original features of the work is the division of rhetoric as a whole (*omnis doctrina dicendi*) into three parts: the speaker's personal resources (*vis oratoris*), the speech (*oratio*), and the question (*quaestio*) (3). The section on the third part is more than twice as long as the two others taken together, and makes a good introduction to the whole field of argumentation. There is a certain amount of duplication, as Cicero,

in the section on *inventio* in the first part, and on *probatio* and *refutatio* in the second, touches upon much that is treated in greater detail in the part on the *qauestio*. Arweiler (2003) has put the study of *Partitiones Oratoriae* on a new basis.

Cicero wrote his *Topica*, for which Reinhardt (2003) is now indispensable, on the instigation of a lawyer friend who had come across "certain *Topics* of Aristotle" in Cicero's library, and asked for guidance in the difficult matter of inventing arguments. Cicero wrote his work, some fifty pages long, during a sea voyage in the summer of 44 BCE, with no books at his disposal. That, however, hardly explains the puzzling fact that Cicero's *Topica* has so little in common with Aristotle's work of the same title and, if anything, owes more to the treatment of topics in Aristotle's *Rhetoric*. Cicero sets out not to summarize a work of Aristotle but to illuminate the *ratio disserendi* ('theory of discussion', or 'science of argument'). The field is situated in between rhetoric and philosophy (the *Topica* belongs with Cicero's philosophical works in the manuscript tradition). It was indispensable for the orator to master topical argumentation, and Cicero's application of abstract and formal argument patterns to Roman material and the use of examples from Roman civil law throughout, undoubtedly would help to make the treatise useful for a Roman orator.

5. Around the turn of the millennium

For the period between Cicero and Quintilian, a number of writers on rhetoric are known to us, and some works have been preserved. The elder Seneca (born ca. 50 BCE) deserves mention for his partly preserved *Oratorum et rhetorum sententiae divisiones colores* ('Sententious sayings, main points of argument and lines of approach of the orators and rhetors'). With its extensive quotations and comments, it is our best guide to Roman declamation, of which the author is not uncritical. Seneca blames the decline of oratory (a stock theme after Cicero) on luxury and laziness, and on the fact that other occupations now give more fame and profit. The lost *Studiosus* (or *Studiosi libri* III) of the elder Pliny (died 79 CE), now known for his *Naturalis historia*, followed the orator's curriculum and career from childhood on in great detail, much as Quintilian did after him. The latter mentions it peremptorily along with works by Verginius and Tutilius and we get the impression that it was rather shallow. Another writer on rhetoric and many other *artes* was Cornelius Celsus in the reign of Tiberius (14−37 CE). Of his encyclopedic work only the books on medicine survive. He is mentioned several times by Quintilian, who seems not to have been much in sympathy with him. Of those who specialized in rhetoric, Valgius, under Augustus, divulged Apollodorus' doctrine in Latin. Iunius Gallio, friend of Seneca and often quoted by him as a declaimer, wrote a treatise on rhetoric, as had Popilius Laenas before him, with practical advise, e. g. on how to make written notes (Quint. *inst.* 10.7.32). Among writers on figures, we know of "the careful Visellius" thanks to Quintilian's three references to him; and by Rutilius Lupus (also mentioned by Quint. *inst.* 9.2.102 f.) we have preserved a little work *De figuris sententiarum et elocutionis*; it is a (condensed?) translation of a work by Rutilius' Greek near-contemporary Gorgias. The names of 41 figures are given in Greek, explained, in a few lines and illustrated with examples from Greek authors (see Brooks 1970).

6. Quintilian

Quintilian's (ca. 35−ca. 100 CE) twelve books on *Institutio oratoria* ('The Orator's Education') offer a comprehensive presentation of the whole realm of rhetoric. The work is written for teachers of rhetoric (1.4.17) and testifies to the author's experience both as a practicing orator and as a teacher. Under Vespasian Quintilian became the first professor of rhetoric at Rome on a state salary; the *Institutio* was written after retirement. While Quintilian pursues the same high ideals as Cicero, he is clearly also the schoolman. That colors both his lucid and systematic presentation of the art and the claims he makes for rhetors in relation to grammarians and philosophers. Quintilian's presentation is enriched by many didactic considerations, e. g., on not trying to teach everything and not getting lost in technicalities.

As Quintilian has the full formation of the orator in mind, he includes in his work the preliminaries to rhetoric proper. Book 1 thus surveys the field of the *grammaticus*, which is "the study of correct speech and the interpretation of the poets" (1.4.2). Quintilian goes into morphology, orthography and style in quite some detail. Correct reading is a prerequisite of interpretation, "and judgment (*iudicium*) is involved in all of these" (1.4.3) − as in fact it is involved throughout in Quintilian. The guiding principle of correctness is *analogia* and *etymomlogia*, but above all what can be observed in cultivated speech, the *consensus eruditorum* (1.6.45). Quintilian then discusses what it is suitable for boys to read (1.8), and those elementary exercises he would allow the *grammaticus* to take care of (such as fable and chria) (1.9). He then touches upon the further subjects of logic, music, geometry and astronomy. What the Greeks call *encyclios paedia*, Quintilian calls *orbis doctrinae* (1.10.1). He includes instruction in other useful areas as well, such as acting and gymnastics. (1.11). The first part of book 2 continues with the first stages of the rhetor's instruction and discusses the more advanced exercises (2.4), suitable reading models (2.5), and the teaching of declamation (2.6−10). Having arrived at the point where writers who have omitted the earlier stages usually begin (2.11.1), Quintilian proceeds to a discussion of the nature and status of rhetoric. His first concern is to argue against those who rely solely on natural talent and "take pride in speaking by inspiration and innate strength" while they undervalue diligent *labor* and *ratio* and *disciplina* − although they often are a success with the audience (2.11). It is not the case that "where there is no art there is more force" (2.12.1, cf. 2.19). But art, for Quintilian, is not "the sort of rules that most writers of textbooks have handed down", "a set of laws, as it were, bound by immutable necessity" (2.13.1). Quintilian has not tied himself down to "what the Greeks call 'catholic' [*katholiká*] rules" − universal or perpetual precepts. "The art of speaking (*ars dicendi*) depends on much effort, continual study, varied kinds of excercise, long experience, profound wisdom, and unfailing strategic sense" (2.13.14 f.).

After some preliminaries mainly on terminology (2.14), Quintilian turns to the much-debated question "What is rhetoric?" and discusses some fifteen definitions from Plato and Aristotle on. For Quintilian, the essence of rhetoric lies *not* in persuasion, and its subject matter is *not* confined to the public sphere. "The definition of rhetoric which best suits its nature is: Rhetoric is the science of speaking well" (*bene dicendi scientia*). Quintilian adds that this includes all the *virtues of speech* in one formula and at the same time also the character of the orator, because only a *good* man can speak *well* (2.15.34). He commends the intention also of those who have held that it is the business of rhetoric

"to think and speak rightly" (2.15.37). Goodness is a quality of form as well as content, and of speech as well as of speaker. Success is not the criterion: Of course the orator will want to win, but even if he does not, he will achieve the end of oratory insofar as he speaks well – "my orator, and the art that I have defined, do not depend on the outcome" (2.17.23). The contemporary context of debating the nature of rhetoric emerges in questions like: Is rhetoric useful? (2.16; answer: yes); is it an 'art'? (2.17; answer: yes; cf. 2.15.1–3 and 2.19); is it a virtue? (2.20; answer: yes, it is not only a *doctrina*). One short chapter (2.18) relates rhetoric to the Aristotelian tripartite division of arts into theoretical, practical and poetic, and comes to the conclusion that, although rhetoric may sometimes be content with theory ("rhetoric will be present in the orator even when he is silent"), and although *writing* speeches clearly belongs to the productive sector, if one has to choose, one must call rhetoric active or administrative (*activa vel administrativa*), because its main concern and most frequent application are in action.

Already in the dedicatory letter to his work Quintilian points to the "countless authorities" that he has had to read for his work "of almost infinite scope". He speak of "the many different and contradictory opinions" which made urgent "the task of passing judgement on old ideas, if not of discovering new ones" (1, praef. 1–2); he blames the plethora of opinions partly on the tendency of rhetoricians "to change even what had been right, so as to appear to be contributing something of their own" (3.1.7). He offers a short survey of earlier writers on rhetoric in 3.1.8–22 and mentions many contributors to rhetorical theory throughout, most of them Roman, but many Greeks as well. He follows the practice of not naming contemporaries; we would have liked to know e. g., the identity of that "greatest authority of our own day" who propounded the view that there are not only more than three genres, but that they are almost innumerable (3.4.2). Quintilian wishes to give his readers "an opportunity to choose as they will, just as I myself bring together the discoveries of many, and am content with a reputation for accuracy wherever there is no scope for originality" (3.1.22).

For Quintilian "Cicero has become not so much the name of a man as a synonym for eloquence itself" (10.1.112). Quintilian upholds and develops further Cicero's ideal of the *orator*. It has been held against him that he sees rhetoric as a Ciceronian *civilis scientia* instead of gearing it to the needs of an imperial age that demanded panegyrists and civil servants. Quintilian was worried about the decline in oratory; he even devoted a (now lost) work to exploring the reasons for it (*De causis corruptae eloquentiae*; 'On the decadence of eloquence'). The decline that Quintilian observed was not due to political conditions, and not even to moral corruption, but rather to developments internal to oratory, especially in declamation. In *The Orator's Education* Quintilian wishes to improve current declamatory practice (esp. 2.12.17–22). Quintilian is not a pessimist nor nostalgic. There have been many good orators even after Cicero (10.1.118 f. and 12.10.11). Quality is still attainable. No orator has been perfect, so far, but one must strive. And "even those who do not aim at the top have an obligation to compete and not lag behind", as the teacher reminds us (10.2.9). To those who think he expects too much, he will say with Cicero (cf. *Orator* 3–6, 7–10, 100 f.): I am not educating an orator who really exists or has existed, but I have in my mind an image of the ideal (*perfectus*) orator who has no imperfections at all" (1.10.4). Quintilian writes that which he believes "will be of use to right-minded young men" (2.12.12).

Quintilian reflects on the organization of his material in the preface to book 1 (21–23), and in the preface to book 8 (6–12) he helpfully summarizes the essential points of

the preceding books. The bulk of the work is articulated by *the five parts of rhetoric* – subtly defined as exactly that: *partes* that make up a unity; *opera* ('tasks') or *elementa* will not do (3.3.2–14). The claim that *iudicium* ('judgement') should be a separate sixth part is discussed and dismissed in 3.3.5; but *iudicium* is important enough for Quintilian to come back to in 6.5 where it is typically said that "it is so inextricably involved in every part of our work that it cannot be separated from the study of individual thoughts and even single words; and it can no more be taught by art than taste or a sense of smell" (6.5.1 f, cf. 6.5.11). Russell in his introductions to the individual books in the recent Loeb edition has usefully for each main item listed the most important parallel treatments in ancient rhetorical literature, and modern discussions; a detailed analysis is to be found in his first volume (12–18).

Inventio takes pride of place (3.6–6.5). Quintilian opts to start with a general section on issues (3.6.; his own reasoned views in 3.6.66) before treating each genre separately. A brief chapter on *genus demonstrativum* (3.7) is followed by a much longer one on *genus deliberativum* (3.8), while 3.9 through book 6 is devoted to the *genus iudiciale*. 3.10 f, on different kinds of causes, and how to determine and deal with the 'question' (*quaestio*) go closely with 3.6. Detailed treatment of *status* is reserved for 7.1–10 under *dispositio*. Quintilian is a teacher rather than theorist; his example of a complex case in 3.6.95–103 is illuminating.

Quintilian is aware that some posit several, indeed innumerable genres of oratory; he also refers to Anaximenes' (i. e. the *Rhetorica ad Alexandrum*) seven species. But although Quintilian is alert to the question what kind of oratory we are engaged in when we complain, console, encourage, instruct, explain obscurities, narrate, describe, command etc., he opts to abide by *the three Aristotelian genres* (3.4.3). For Quintilian, however, the most important demarcation line is not that between epideictic and the other two genres. Rather, "all oratory must be either in court or not in court". Those questions which do not come up in court must relate either to the past or to the future; we praise and denounce the past and we deliberate about the future; we praise or blame what is certain, while the uncertain is a subject for deliberation – or for litigation; it is difficult to achieve complete tidiness (3.4.6–8). Quintilian's discussion of the rhetoric of praise and blame (3.7) contains specific advice on the praising of gods and men, of cities, public works, etc.

The treatment of *inventio* in the judicial genre opens with preliminaries introducing the parts of a speech (prologue, narrative, proofs, refutation, epilog) (3.9). Quintilian then discusses the criteria for the categorization of cases into simple, compound, and comparative (3.10); the following chapter on concepts and terms of analysis and argumentation is characteristically rounded off with a warning against pedantic subtlety; Quintilian claims to have discussed it "only to avoid being thought careless in the researches involved in the work I have undertaken" (3.11.21). Book 4 gives eminently useful instruction regarding *prooemium* (4.1) and narrative (4.2); the latter discussion takes us beyond narrative as a part of the speech into more general consideration of narration (*narrandi ratio*) (4.2.31–35). Quintilian has an interesting discussion of the transitory sections digression, proposition and partition (4.3–5), where he is keen to uphold distinctions that were not important to Cicero. Book 5 is mainly on *probatio*. Chapters 2–7 take care of the 'non-technical' proofs (rumors, witnesses, documents, etc.), which are handled with the sure touch of the experienced practitioner. A classification of 'technical' proofs according to various criteria (5.8) is followed by a discussion

of aspects of argumentation: signs, topics, enthymeme, epicheireme, example etc. In the discussion of the uses of examples, the elaboration of the concept of authority has a distinctive Roman flavor (5.11). Quintilian is keen to give practical advice, especially on the distribution of arguments (5.12) and on the way to conduct a *refutatio*. He is critical of mere theorists and of declaimers who ignore real world conditions. He is diligent to the point of almost getting lost but also clear about the need to simplify things. Book 6 concerns the epilogue (*peroratio*). Others, Quintilian conscientiously notes, call it *cumulus* ('culmination') or *conclusio*. Of its two elements, the "recapitulation and assemblage of facts" is given short shrift (6.1.1−8), while the emotional appeal (*adfectus*) after it has been generously treated in relation to the conclusion (6.1.9−55) is subject to separate discussion in 6.2. as well. Quintilian sees *êthos* (he employs the Greek term, and sometimes *pathos* as well) as belonging to the sphere of emotions; it depends on some sort of *bonitas* ('goodness') − "not only mild and calm, but usually attractive and polite, and pleasing and delightful to the listeners" (6.2.13). To arouse emotions in the audience, the orator needs to be moved by them himself (6.2.26); to achieve that arousal in oneself and others, one must be able to form "what the Greeks call *phantasiai* (let us call them 'visions' [*visiones*]) by which the images of absent things are presented to the mind in such a way that we seem actually to see them with our eyes and have them physically present to us" (6.2.29). If his discussion of *adfectus* offers more than what is usual, Quintilian says, that is because he is led by his own experience and by nature itself (6.2.25). Even more than the section on emotions, the long chapter on humor and jokes (6.3), is heavily indebted to Cicero's discussion in *De oratore*, while the ones on altercation (6.4) and judgment (*iudicium*) and strategy (*consilium*) (6.5) are without close parallels in Cicero.

Elocutio, historically "the last area to be discovered and the least commonly handled" (12 pr. 3), is treated in great detail in books 8−11.1. The discussion basically follows the four *virtutes dicendi*: *Latinitas* can be dealt with briefly (8.1), as it belongs properly in the domain of the *grammaticus* (and thus has been treated in book 1); 'lucidity' (*perspicuitas*) and its opposite, 'obscurity' (*obscuritas*), are dealt with in a schoolmasterly manner (8.2). O*rnatus* ('ornament') is treated from 8.3 through book 9. First Quintilian treats individual words (8.3.15−39); then words in combination (8.3.40−89), especially with respect to vividness, similes and emphasis; then amplification, attenuation (8.4), and the uses of *sententiae* ('maxims') (8.5). In 8.6 Quintilian turns to figures and tropes, which are given tidy definitions, and treated systematically based on the *quadripertita ratio* (see Ax 2000, 190 ff.) or fourfold scheme of addition (*adiectio*), omission (*detractio*), transposition (*transmutatio*), and substitution (*inmutatio*); figuration is discussed in relation to linguistic norms. The treatment has a more analytical and systematic character than that in Cicero's *De oratore*, though Quintilian quotes generously from that work and parts of his text read almost as a commentary on it. Quintilian mentions some figures not contained in Cicero (but found in Rutilius Lupus and *Rhetorica ad Herennium*). In his discussion of prose rhythm (9.4.), Quintilian is not always in agreement with the master. He is obviously familiar with the best Greek authority in the field, Dionysius of Halicarnassus, whom he quotes (9.4.88).

Quintilian, like Cicero, wants *ornatus* to be natural and functional. "True beauty is never separated from usefulness" (8.3.11). He sums it up beautifully in a rhetorical question: "Do we not see that the best-thrown spear is the one that was launched with most grace, and that the truer the archer's aim with the bow, the more graceful is the position

of his body?" (9.4.8). Art is the highest form of nature. Affectation, or rather perverse affectation (*mala adfectatio*; as Quintilian renders *cacozelon*; Gr.: *kakozêlia*) is the worst fault of eloquence; it "denotes what is said otherwise than is natural, right, or adequate" – the turgid, the trivial, the luscious, the redundant, the farfetched, the extravagant, and whatever goes beyond the demands of good style. It is due to lack of judgment. Judgment is so important because the ways in which speech is corrupted are similar to the ways in which it is adorned. (8.3.56–58, cf. 2.3.9; 8.6.73). *Cacozelon* may have been a key concept in Quintilian's book about the corruption of oratory.

Book 10 structurally belongs to *elocutio*, but stands apart; it has become the part of Quintilian's work most widely read and commented upon. To become a good orator – that is: to achieve *copia verborum* ('fluency of speech' or 'verbal facility') – much reading and writing is called for. After some general considerations on this point, and on why and how to read oratory, poetry, history, and philosophy, Quintilian offers a reading canon of Greek authors from Homer onwards, (10.1.46–84) followed by Roman authors, who are often compared with their Greek counterparts. The list ends with the younger Seneca (11.125–131), of whom Quintilian is very critical – but then he was also a champion of philosophy against rhetoric. The second half of the book (10.2–7) discusses the merits and problems of imitation and various writing practices, including translation and paraphrase. We are taken into the rhetor's class-room.

The topic of appropriateness or propriety (*aptum*, *apte dicere*), which traditionally is one of *the four virtues of style* and belongs to *elocutio*, receives separate treatment in the following book (11.1). Appropriateness is clearly a favorite of Quintilian's. It has many aspects and raises tricky problems. The main point is that "no one can speak 'appropriately' unless he sees not only what is expedient but also what is becoming" (11.1.8). In case of conflict, expediency must give way to propriety. Quintilian then turns to *memoria*; he sketches the history of the that particular *ars* (11.2.11–16); he stresses the value of natural ability stronger than does *Rhetorica ad Herennium* and states that "the one great art of memory" is "practice and effort" (11.2.40). While he does treat the mnemonic technique recommended by *Rhetorica ad Herennium*, he clearly believes more in simply learning the texts themselves by heart, helped by the material and visual appearance of the text as written. In what is the most detailed discussion of delivery to have come down to us from antiquity (11.3), Quintilian, in addition to what he has to say on voice, face and body, has much to say on comportment and clothing, and on physiology and diet as well.

Although Quintilian has opted to let *the five parts of rhetoric* structure his presentation of rhetoric, there is another division that he considers to be the best (2.14.5), viz., that into art, artist, and work (*ars, artifex, opus*). On this model, books 3–11 cover art, while artist and work are covered in book 12. The content of the chapter devoted to the work or speech (*oratio*) itself (12.10) is not what one would obviously expect: Quintilian offers a historical sketch of oratory, relating it to sculpture and painting. Both the analogy as he develops it and the art historical perspective he offers are highly interesting (12.10.3–9). For Quintilian as for Cicero, Demosthenes is the supreme Greek orator and the supreme orator *tout court*; 12.10.27–39 contains some remarks on the difference between the Greek and Latin language and the respective strengths of each: for Greek, it resides mainly in charm and pleasantness and subtlety, for Latin in force and weight and fullness. Also the old question of the qualities of written speeches vs. those that are delivered orally is discussed (12.10.49–57); the exquisiteness of the former is not always

attainable or desirable in the latter. Finally, Quintilian comes to his variety of the doctrine of *the three types of style*, or *the three correct ways of speaking* (*recte dicendi genera*). For him, they are the 'plain' (*subtile*) and the 'grand and robust' (*grande atque robustum*), "to which a third has been added called by some 'intermediate' (*medium ex duobus*) and by others 'flowery' (*floridum*)". Like Cicero, Quintilian connects each style with one of the *officia* ('functions') of the orator (*docere*, *delectare*, *movere*). He also insists that a good orator will be master of them all, and, even more importantly, that there are many shades of style in between, the traditional tripartite scheme is not enough (12.10.66−72). *The three types of style* are normally treated under *elocutio*. Quintilian may have preferred to discuss them in the part of his work which deals with the work itself because style is what gives the work its overall appearance; style is also closely allied to the orator's or 'artist's' technical accomplishments and his moral *persona*. Quintilian warns against decadent and meretricious ways of speaking (12.10.73−76).

In 12.1−9, the focus is on the *artifex* or orator; it concerns what the orator needs in addition to his having command of the system. Quintilian first elaborates the postulate of the orator as a *vir bonus*, launched in book 2, especially with a view to how to achieve *virtus* (12.1; cf. 12.5). In his aspirations on behalf of the competence of the ideal orator in fields like philosophy, law and history, Quintilian even goes beyond Cicero (12 pr. 4; 12.2−4). Quintilian has some nasty digs at the philosophers; they may be opportunistically motivated by the political climate under Domitian, but there is force in his clinching argument, that "philosophy can be counterfeited, eloquence cannot" (12.3.12). The philosopher cannot satisfy Quintilian's idea of the *Romanus sapiens* (12.2.6 f.), who has to be a man of action. In 12.6−9 Quintilian sketches the orator's career and in 12.11, the final chapter of the work, he sees the orator into retirement (12.11.1−7). Already in 1.4.1−5, Quintilian makes claims for the lifelong pleasure that the study of rhetoric gives; that is what the orator as a well-read and ever-reading elderly gentlemen (if not any more a statesman) may now experience. The peroration (12.11.8 ff.) appeals to the reader not to despair of the study of rhetoric even along Quintilian's demanding lines, and on the blessings of the 'majesty of speech' (*orandi maiestas*) (12.11.30). Rhetoric is far more than an *ars*, it teaches an art of living.

7. After Quintilian

The problem of the decline of oratory is the topic of Tacitus' Ciceronian-style *Dialog on the Orators*, written probably in 97 CE, around the time when Tacitus turned from politics to the writing of history; the dialog's dramatic date is 75 CE. It may have been written in reaction to the work of Quintilian, whose pupil Tacitus may at one time have been. In the dialog, one character (Aper) essentially denies that there is any decline; he is comfortable both with the form and the function of current oratory. Another (Messala) stands for the traditional values of rhetoric and glorifies the good old days of Cicero and his contemporaries; he diagnoses decadence in moral and educational terms, somewhat like Quintilian. For Tacitus, that will not do. His spokesman in the *Dialogus*, Maternus, an orator turned poet, sees the real cause of the decline in the political circumstances. Under an emperor, there is no room for the debate and competition that nourish great oratory. The younger Pliny's highly elaborate *Panegyricus* to Trajan in 100 CE

may be taken as an example of what the times called for. Pliny had been a pupil of Quintilian's. His letters are an important source for the literary life and oratorical practice of his age, and he often touches upon rhetorical topics such as prose style or on aspects of the orator's work. Fronto, in the middle of the second century, by some considered the greatest Latin orator of his age, was a pupil of Greek philosophers and teacher of Marcus Aurelius. He tried to make the latter keep his allegiance to rhetoric rather than convert to philosophy; his letters, in addition to throwing light on the intellectual life of the period generally adds fresh arguments to the old conflict between philosophy and rhetoric. They also display fashion for archaism in the choice of word and for pre-Ciceronian authors generally.

At the other end of the spectrum, there is the crop of rhetorical textbooks and compendia called collectively the *Rhetores latini minores* (*RLM*) when they were published by Halm in 1863. The collection contains some twenty-five texts in all. The longest single piece (ca. 150 very full pages) is Victorinus' (4th century) commentary on Cicero's *De inventione*, witnessing to the importance of the earlier work as well as to the development of the commentary genre; an earlier and lost commentary on the same text by Marcomannus has obviously been important both to Victorinus and other *minores*.

Besides Rutilius Lupus (new ed. Brooks 1970), whom we had reason to mention earlier, there are a few other tracts in the *RLM* that devote themselves exclusively to tropes and figures. They name, define and exemplify in order that the student may learn to identify them; there is very little interest in the larger questions of their nature, system and esthetic effect. Aquila Romanus (new ed. Elice 2007), a rhetor from the later 3rd century, bases himself on Stoic teachings, but offers little more than names and examples, taken mainly from the speeches of Cicero. Iulius Rufinianus follows up the work of Aquila with an additional 38 figures in alphabetical order and with examples also from Vergil and other Latin literature. The anonymous *Carmen de figuris,* (new ed. Squillante 1993; Schindel 2001) treats figures alphabetically in a poem consisting of 185 hexameters verses. It is based on Rutilius Rufus and Greek sources; especially Alexander Numeniu seems to have been important. After the name of the figure (in Greek) there follows three Latin hexameter verses, the first giving a definition, the next two providing exemplification. The work dates probably from the 4th/5th century. Tropes and figures, the *qualities of style*, and other aspects of *elocutio* as well, did not belong exclusively to rhetoric but also to grammar; thus we may find extensive presentation in the grammarians as well; the third book of Donatus' greater *Ars grammatica* (4th century) thus treated barbarisms and solecisms and figures of speech and thought, and will, because of the status of Donatus throughout the Middle Ages have been important for keeping konwledge of this aspect of rhetoric alive.

Some ventured to present rhetorical doctrine as a whole. Sulpicius Victor (4th century?) wrote *Institutiones oratoriae* for his son-in-law; it contains a crisp presentation of *status theory*. Iulius Victor (end of 4th century) drew on a number of authors for his substantial (70 pages) *Ars rhetorica* (new ed. Giomini/Celentano 1980). Iulius makes extensive use of other rhetoricians, including Quintilian, and even of Cicero' oratorical works. To the usual material he appended sections on exercises, including declamation, conversation, and the writing of letters. The prominent position that status-theory holds in these two works and in others may to a certain extent reflect its actual use and usefulness in court. But more important factors were perhaps the sheer weight of tradition, the intellectual challenge *status theory* posed, and its use as an introduction to logic.

Another important author is Consultus (not Chirius, as in Halm 1863) Fortunatianus, around 500 (ed. Calboli Montefusco 1979). His complete and systematic *ars* in three books (some 55 pages) is in question-and-answer form. The concept of *ductus*, which makes it appearance with the *minores*, is explained as *Quo modo tota causa agenda sit* ('the general approach to the case'). It may be simple or subtle or figured, oblique, or mixed; each type is defined and exemplified (1.5−7). The work of Fortunatianus was widely used, e. g. by Cassiodor, until it lost ground to Boethius' *De differentiis topicis*; it was much used again in the Renaissance.

Halm's (1863) collection features also the relevant parts of the works of Martianus Capella, Cassiodorus and Isidore, the triumvirs of the trivium from the fifth, sixth, and seventh centuries respectively, the latter two were Christians. To see what rhetoric still was, or what it had become, one should read their accounts within the context of their respective works − *On the Marriage of Philology and Mercury* (Martianus Capella), *Instruction in things divine and secular* (Cassiodor), *Etymologies* (Isidor). Isidore's encyclopedic work was one of the main channels by which Classical learning was transmitted to the Middle Ages. What he has to offer on rhetoric (2.1−22) has been characterized as a "series of extracts from earlier sources, with little organization and little understanding" (Kennedy 1994, 280).

8. Selected bibliography

Adamietz, Joachim (1986): Quintilians 'Institutio oratoria'. In: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt II.32.4, 2226−2271.

Albrecht, Michael von (1971): Meister römischer Prosa von Cato bis Apuleius. Heidelberg.

Aquila Romanus: De figuris. Introduzione, testo critico, traduzione e commento a cura di Martina Elice. Hildesheim/Zürich/New York 2007 (Bibliotheca Weidmanniana, 12).

Arweiler, Alexander (2003): Cicero rhetor. Die Partitiones oratoriae und das Konzept des gelehrten Politikers. Berlin/New York.

Augustinus: De Rhetorica. Ed. by Remo Giomini. Rom 1990.

Ax, Wolfram (2000): *Quadripertita Ratio*: Bemerkungen zur Geschichte eines aktuellen Kategoriensystems (Adiectio-detractio-transmutatio-immutatio). In: Wolfram Ax/Farouk Grewing (Hrsg.): Lexis und Logos. Studien zur antiken Grammatik und Rhetorik. Stuttgart, 190−207.

Ax, Wolfram (2006): Quintilians Darstellung der peripatetischen Rhetoriktradition. In: Wolfram Ax/Christian Schwarz (Hrsg.): Text und Stil. Studien zur antiken Literatur und deren Rezeption. Stuttgart, 275−286.

Beard, Mary (1993): Looking (harder) for Roman Myth: Dumézil, Declamation and the Problems of Definition. In: Fritz Graf (Hrsg.): Mythos in mythenloser Gesellschaft: Das Paradigma Roms. Stuttgart, 44−46.

Boethius, De topicis differentiis. Transl., with notes and essays on the text by Eleonore Stump. Ithaca u. a. 1978.

Bonnell, Eduard (1834): Lexicon Quintilianeum. Leipzig. Nachdruck. Hildesheim 1962.

Brooks (1970) see Rutilius Lupus.

Calboli Montefusco, Lucia (ed.) (1979): Consulti Fortunatiani Ars Rhetorica. Introduzione, edizione critica, traduzione italiana e commento di Lucia C. Montefusco. Bologna (Edizioni e saggi universitari di filologia classica, 24).

Carmen de figures, see Squillante (1993).

Cassiodorus, Flavius Magnus Aurelius: Institutiones divinarum et saecularium litterarum/Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften. Lat.-dt. 2 Bde. Übers. und eingel. von Wolfgang Bürsgens. Freiburg u. a. 2003 (Fontes Christiani, 39).

Cassiodorus, Flavius Magnus Aurelius: Institutions of divine and secular learning and On the soul. Transl. with notes by James W. Halporn and introd. by Mark Vessey. Liverpool 2004.
Cicero: De l'invention. Texte établi et traduit par Guy Achard. Paris 1994.
Cicero: De inventione. De optimo genere oratorum. Topica. With an English Translation by Harry M. Hubbell. Cambridge/London 1949.
Cicero: De inventione/Über die Auffindung des Stoffes. De optimo genere oratorum/Über die beste Gattung von Rednern. Hrsg. von Theodor Nüßlein. Darmstadt 1998.
Cicero: M. Tulli Ciceronis De Oratore libri tres. New York 1890/1892/1895. With introd. and notes by Augustus S. Wilkins. Reprint. Hildesheim/New York 1979.
Cicero: De Oratore Libri III. Commentary by Anton D. Leeman et al. Heidelberg 1981ff.
Cicero: De oratore/On the Ideal Orator. Translated, with Introduction, Notes, Appendixes, Glossary, and Indexes, by James M. May and Jacob Wisse. New York/Oxford 2001.
Cicero: De oratore/Über den Redner. Lat.-dt. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein. Düsseldorf 2007.
Cicero: De oratore/Über den Redner. Lat.–dt. Hrsg. von Harald Merklin. Stuttgart 1976.
Cicero: Partitiones Oratoriae/Rhetorik in Frage und Antwort. Hrsg., übers. und erl. von Karl und Gertrud Bayer. Zürich 1994.
Cicero: Brutus. Ed. by Alan E. Douglas. Oxford 1966.
Cicero: Brutus. With an English translation by G. L. Hendrickson. Orator. With an English translation by H. M. Hubbell. London/Cambridge, MA 1939.
Cicero: Brutus. Kommentiert v. Otto Jahn und erklärt v. Wilhelm Kroll. Berlin 1908.
Cicero: Brutus. Hrsg. und übers. von Bernhard Kytzler. Düsseldorf 1990.
Cicero: M. Tulli Ciceronis ad M. Brutum Orator [= Orator]. Cambridge 1885. Ed. by John E. Sandys. Reprint. Hildesheim/New York 1973.
Cicero: Orator. Als Ersatz d. Ausg. von Otto Jahn. Erkl. von Wilhelm Kroll. Berlin 1913.
Cicero: Orator. Lat.–dt. Hrsg. und übers. von Bernhard Kytzler. München 1988.
Cicero: Orator/L'Orateur. Du meilleur genre d'orateurs/De optimo genere oratorum. Texte établi et traduit par Albert Yon. Paris 1964.
Cicero: Topica. Edited with a translation, introduction, and commentary by Tobias Reinhardt. Oxford 2003.
Cicero: Topica. Die Kunst, richtig zu argumentieren. Hrsg., übers. und erläutert von Karl Bayer. München 1993.
Clarke, Martin L. (1953): Rhetoric at Rome. A Historical Survey. London. [3rd ed. Rev. and with a new introduction by D. H. Berry. London 1996.]
Connolly, Joy (2007a): Virile Tongues: Rhetoric and Masculinity. In: Dominik/Hall (2007), 83–97.
Connolly, Joy (2007b): The New World Order: Greek Rhetoric in Rome. In: Ian Worthington (ed.): A Companion to Greek Rhetoric. Oxford, 139–165.
Corbeill, Anthony (2002): Rhetorical Education in Cicero's Youth. In: May (2002), 23–48.
Corbeill, Anthony (2007): Rhetorical Education and Social Reproduction in the Republic and Early Empire. In: Dominik/Hall (2007), 69–82.
Craig, Christopher P. (2002): A Survey of Selected Recent Work on Cicero's Rhetorica and Speeches. In: May (2002), 503–531.
D'Angelo, Rosa Maria (Hrsg.) (2001): Carmen de figuris vel schematibus. Introduzione, testo critico e commento. Hildesheim/New York/Zürich.
Dominik, William (2007): Tacitus and Pliny on Oratory. In: Dominik/Hall (2007), 323–338.
Dominik, William/Jon Hall (eds.) (2007): A Companion to Roman Rhetoric. Oxford.
Donatus see Holtz (1981).
Douglas, Alan E. (1973): The Intellectual Background of Cicero's Rhetorica. A Study in Method. In: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt I.3, 95–138.
Dugan, John (2007): Modern Critical Approaches to Roman rhetoric. In: Dominik/Hall (2007), 9–22.
Elice (2007) see Aquila Romanus.

Fantham, Elaine (2004): The Roman World of Cicero's De Oratore. Oxford.
Fortunatian see Calboli Montefusco (1979).
Fuhrmann, Manfred (1960): Das systematische Lehrbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften in der Antike. Göttingen.
Gaines, Robert N. (2002): Cicero's *Partitiones Oratoriae* and *Topica*: Rhetorical Philosophy and Philosophical Rhetoric. In: May (2002), 445–480.
Gaines, Robert N. (2007): Roman rhetorical Handbooks. In: Dominik/Hall (2007), 163–180.
Gleason, Maud W. (1995): Making Men: Sophists and Self-Presentation in Ancient Rome. Princeton.
Gunderson, Erik (2000): Staging Masculinity: The Rhetoric of Performance in the Roman World. Ann Arbor.
Gunderson, Erik (2003): Declamation, Paternity, and Roman Identity: Authority and the rhetorical Self. Cambridge.
Halm (1863) see Rhetores Latini Minores.
Holtz, Louis (1981): Donat et la tradition de l'enseignement grammatical. Étude sur l'Ars Donati et sa diffusion (IV.–IX. siècle) et éd. crit. Paris 1981.
Isidorus (Hispaliensis): Etymologies. Book II: Rhetoric. Text ed. and transl. with annotations by Peter K. Marshall. Paris 1983.
Isidorus (Hispaliensis): Isidori Hispalensis episcopi Etymologiarum sive originum libri XX. Ed. Wallace Martin Lindsay. Reprint. Oxford 1971ff.
Iulius Victor, Gaius: C. Ivlii Victoris Ars Rhetorica. Hrsg. v. Remo Giomini und Mari Silvana Celentano. Leipzig 1980 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).
Kennedy, George A. (1972): The Art of Rhetoric in the Roman World. Princeton.
Kennedy, George A. (1980): Classical Rhetoric and its Christian and Secular Tradition from Ancient to Modern Times. London.
Kennedy, George A. (1994): A New History of Classical Rhetoric. Princeton.
Knape, Joachim (2000): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.
Kroll, Wilhelm (1940): Rhetorik. In: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Suppl.-Bd. 7, 1039–1138.
Leeman, Anton D. (1963): Orationis Ratio: The Stylistic Theories and Practice of the Roman Orators, Historians and Philosophers. 2 vls. Amsterdam.
López, Jorge F. (2007): Quintilian as Rhetorician and Teacher. In: Dominik/Hall (2007), 307–322.
MacKendrick, Paul (1989): The Philosophical Books of Cicero. London.
Martianus Capella: De Rhetorica. In: Martianus Capella: De Nuptiis Philologiae et Mercuri. Hrsg. v. James Willis. Leipzig 1983, 147–201 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanum Teubneriana).
Martianus Capella: Die Hochzeit der Philologia mit Merkur = De nuptiis Philologiae et Mercurii. Übers., mit einer Einl., Inhaltsübers. u. Anm. vers. v. Hans G. Zekl. Würzburg 2005.
Martianus Capella: The mariage of Philology and Mercury. Transl. by William Harris Stahl. New York 1977.
Martin, Josef (1974): Antike Rhetorik. Technik und Methode. Munich.
May, James M. (ed.) (2002): Brill's Companion to Cicero: Oratory and Rhetoric. Leiden.
May, James M. (2007): Cicero as Rhetorician. In: Dominik/Hall (2007), 250–263.
McNelis, Charles (2007): Grammarians and Rhetoricians. In: Dominik/Hall (2007), 285–296.
Narducci, Emanuele (2002): *Orator* and the Definition of the Ideal Orator. In: May (2002), 401–425.
Pernot, Laurent (2005): Rhetoric in Antiquity. Washington.
Plinius der Jüngere: Panegyrikus. Lobrede auf den Kaiser Trajan. Hrsg., eingeleitet und übers. von Werner Kühn. 2., durchges., bibliogr. aktualisierte Aufl. Darmstadt 2008.
Quintilian: Institutio oratoria. Ed. Karl Halm. Leipzig 1868/69.
Quintilian: Institutio oratoria/Ausbildung des Redners. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. 2 Bde. 2., durchges. Aufl. Darmstadt 1988. ([1]1972).

Quintilian: Institutio oratoria/Institution oratoire. Texte établi et traduit par Jean Cousin. I–VII. Paris 1975–1980.
Quintilian: Institutio Oratoria/La formazione dell'oratore. Traduzione e note di Stefano Corsi e Cesare Marco Calcante. Libri I–III. Milano 1997.
Quintilian: Institutio oratoria/The Orator's Education. Edited and translated by Donald A. Russell. Books I–V. Cambridge/London 2001.
Quintilian: Institutio Oratoria. Book 2. Introduction, text, commentary. Ed. by Tobias Reinhardt and Michael Winterbottom. Oxford 2006.
Rawson, Elizabeth (1985): Intellectual Life in the Late Roman Republic. London.
Rhetores Latini minores (1863). Hrsg. v. Karl Halm. Leipzig. Nachdruck. Frankfurt a. M. 1964.
Rhetorica ad Herennium = Ad C. Herennium de ratione dicendi. With an English Translation by Harry Caplan. Cambridge and London 1954.
Rhetorica ad Herennium. Lat.–dt. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein. Düsseldorf/Zürich 1994.
Rhétorique à Herennius. Texte établi et traduit par Guy Achard. Paris 1989.
Rutilius Lupus, Publius: De figuris Sententiarum et Elocutionis. Edition, prolegomena and commentary by Edward Brooks. Leiden 1970.
Schindel, Ulrich (2001): Die Rezeption der hellenistischen Theorie der rhetorischen Figuren bei den Römern. Göttingen.
Seneca, Lucius Annaeus (Rhetor): Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores. Hrsg. v. Lennart Håkanson. Leipzig 1989 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).
Seneca, Lucius Annaeus (Rhetor): Sentenzen, Einteilungen, Färbungen von Rednern und Redelehrern. Übers. und Anm. von Otto und Eva Schönberger. Würzburg 2004.
Seneca, Lucius Annaeus (Rhetor): Controverses et suasoires. Avec introd. et notes par Henri Bornecque. Nouv. éd. rev. et corr. Paris 1932.
Solmsen, Friedrich (1938): Aristotle and Cicero on the Orator's Playing upon the Feelings. In: Classical Philology 33, 390–404.
Squillante, Marisa (ed.) (1993): De figuris vel schematibus. Introd., testo crit., trad. e comm. di Marisa Squillante. Roma (Scriptores latini, 20).
Stroup, Sarah C. (2007): Greek Rhetoric Meets Rome: Expansion, Resistance, and Acculturation. In: Dominik/Hall (2007), 23–37.
Suetonius: De grammaticis et rhetoribus. Ed. with a translation, introduction, and commentary by Robert A. Kaster. Oxford 1995.
Tacitus: Dialogus de oratoribus. Ed. by Roland Mayer. Cambridge 2001.
Tacitus: Dialogue on Orators. Transl., with an introd. and notes by Herbert W. Benario. Indianapolis 1967.
Tacitus: Dialog über die Redner. Übers., Anmerk. u. Nachw. von Helmut Gugel. Stuttgart 1969.
Victorinus, Gaius Marius: Explanationes in Ciceronis rhetoricam. Ed. by A. Ippolito. Turnhout 2006 (Corpus Christianorum, Series Latina, 132).
Volkmann, Richard (1885): Die Rhetorik der Griechen und Römer in systematischer Übersicht. Leipzig. Nachdruck. Hildesheim 1987.
Wisse, Jakob (1989): Ethos and Pathos from Aristotle to Cicero. Amsterdam.
Wisse, Jakob (2002a): The Intellectual Background of Cicero's Rhetorical Works. In: May (2002), 331–374.
Wisse, Jakob (2002b): *De Oratore*: Rhetoric, Philosophy, and the Making of the Ideal Orator. In: May (2002), 375–400.

Øivind Andersen, Oslo (Norway)

3. Rhetorik und Stilistik des Mittelalters

1. Kultur- und wissenshistorischer Zusammenhang
2. Lateinische und deutschsprachige Theorie
3. Lateinische Stiltheorie in den *Artes poetriae*
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*This article looks at rhetorical theory of the Middle Ages in the context of historical and academic-scientific aspects. This context favored the creation of particular, individual rhetorical theories during the Middle Ages. At the same time, there was reference to the ancient theories, especially the Roman tradition, which would likely not have survived without those manuscript writers of the Middle Ages. The original theory developments from the Middle Ages cover four key areas: First, there is the written-oriented rhetoric with theories associated with two different areas of text: (1) pragmatic texts – the art of letter writing, prose composition (*ars dictandi*) and (2) aesthetic texts – poetry and literary prose (*ars poetriae*). Then, there is vocally-oriented, oral rhetoric for (3) religious application – the art of sermon delivery (*ars praedicandi*) and (4) public speech – public speaking in Italy* (ars arengandi). *A particularly high theoretical level was enjoyed by the* ars poetriae *works, which represented those medieval stylistics that further developed the teachings of the Antiquity. The application of the* ars dictandi *tradition can be described as more text-grammatical. In the 15th century, this tradition even in Germany led to the teaching of a rhetorical theory oriented towards vernacular usage.*

1. Kultur- und wissenshistorischer Zusammenhang

Für die Rhetorikgeschichte Westeuropas im europäischen Mittelalter, also der mehr als tausend Jahre umfassenden Epoche zwischen Antike und Renaissance, war die Auflösung der vom Römischen Reich geprägten Strukturen auf allen Gebieten des sozialen und kulturellen Lebens von entscheidender Bedeutung. Politisch traten das römische Erbe in diesem Zeitraum, die byzantinischen Kaiser im Osten und die zahlreichen lehensrechtlich verankerten Monarchien im Westen Europas sowie das sich seit dem 9./10. Jh. ausprägende römisch-deutsche Kaisertum an. Die Kultur war wesentlich agrarisch-feudal geprägt, erst seit dem 13. Jh. bekamen Städte in Westeuropa wieder größeres Gewicht. Das Christentum wurde zum gemeinsamen religiösen Band mit entscheidendem sozialpsychologischen und kulturellen Einfluss. Rhetorikhistorisch bedeutsam war dabei auch, dass die Kirche so gut wie alle für die Tradierung rhetorischen Wissens maßgeblichen Bildungseinrichtungen kontrollierte. Zwar konnte sich die theoretische Rhetorik als Bildungsgut – trotz anfänglicher Widerstände gegen römisch-pagane Traditionen – aufgrund des Engagements bedeutender Kirchenautoritäten wie Augustinus († 430) in die Episteme des christlichen Zeitalters retten, insgesamt aber bekam die mittelalterliche Rhetorik einen vom antiken Standard abweichenden Charakter (Überblicke bei McKeon 1942; Murphy 1990; Kristeller 1981, 28–42; Dronke 1982; Herles 1985; Conley 1994; Klopsch u. a. 1994; Kennedy 1999; Knape 2001; Worstbrock 2002).

Für die mittelalterlichen Neuansätze sind die anderen, historisch bedingten kommunikativen Regulative und Dispositive, d. h. normierenden Prinzipien und machtausübenden Kräftefelder von Bedeutung. Wichtig ist etwa, dass jede *metabolische* (wechselerzeugende) Rhetorik vor dem Hintergrund mittelalterlicher Ordnungstheorien problematisch erscheinen musste. Offene Rhetorik, die zu erkennen gibt, dass sie auf Veränderung aus ist, war aus ideologischen Gründen nur eingeschränkt möglich, z. B. im Ausnahmefall religiöser Bekehrungssituationen. Infolgedessen fand das Ausagieren eigener Interessen in offener Kommunikation regelmäßig nur unter rituell entschärften, hochformalisierten Bedingungen statt. Dabei haben wir es mit *systatischer* (bindungsfördernder) Rhetorik zu tun. Thomas N. Bisson hat für die hier aufscheinende Problematik den Begriff der *ritual persuasion* geprägt (Bisson 1982). Der Begriff „führt das scheinbar Gegensätzliche, nämlich das iterative Ritual − mit der ihm eigenen Manifestationskraft − und den, mehr oder weniger Spontaneität besitzenden, argumentativen Diskurs, zusammen“ (Helmrath 1998, 267). Demgegenüber wissen wir über die Realitäten mittelalterlicher verdeckter Kommunikation sehr wenig. Für die autochthone Rhetoriktheorie des Mittelalters hatte all dies zur Folge, dass sie oft nur eine epideiktisch grundierte Persuasionsauffassung vertritt, bei der man dann eher von einer Konventionentheorie sprechen muss. Mit anderen Worten: Die komplexe Theorie der alten *ars persuadendi* wurde vielfach auf eine restringierte Theorie konventionellen Formulierens verkürzt. Freilich heißt die oft gleichzeitig auftretende Betonung des Aspekts der *ars bene dicendi* nicht, dass Eloquenz bzw. ästhetisch überformte Rede als weniger überzeugungstauglich angesehen wurden, ganz im Gegenteil.

Das aus der Antike stammende rhetoriktheoretische Wissen wurde im Mittelalter zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlicher Intensität gepflegt. Die Tradition brach nie völlig ab, auch wenn es nach der scholastischen Hochphase des 13./14. Jhs. praktisch einer humanistischen Neuentdeckung der großen Rhetoriken Ciceros und Quintilians bedurfte. Ab dem 15. Jh. brachte dann der Buchdruck einen qualitativen Sprung bei der Verbreitung klassisch rhetorischer Texte mit sich (Green/Murphy 2006).

Rudimentäres rhetorisches Wissen, das sich stets in den Grenzen der klassischen Rhetorikquellen hielt, überlieferten verbreitete Enzyklopädien oder enzyklopädisch angelegte Werke, die in den Lehrbetrieb der Klöster integriert waren. Zu nennen sind das Buch 2,2 der *Institutiones* Cassiodors (6. Jh.), das zweite Buch der *Etymologiae* Isidors von Sevilla (570−636) oder das fünfte Buch der allegorischen Wissensdichtung *De nuptiis Mercurii et Philologiae* von Martianus Capella (5. Jh.).

Nach heutigem Überlieferungsbestand kann man sagen, dass die Schriften der römischen Rhetoriktradition seit dem 8./9. Jh. unterschiedlich intensiv überliefert wurden. Eine führende Position nehmen Ciceros *De inventione* (sog. *rhetorica vetus*; mit einem Überlieferungsbestand von ca. 180 Expl. bis etwa 1200) und die damals Cicero zugeschriebene *Rhetorica ad Herennium* (sog. *rhetorica nova* mit rund 150 Expl. bis zum Jahr 1200) ein. Von Ciceros *De oratore* sind dagegen aus diesem Zeitraum nur acht, vom *Orator* nur ein Exemplar erhalten (Munk Olsen 1982−89). Im Spätmittelalter, dann auch im Frühdruck, wurde die *Herennius*-Rhetorik immer wichtiger, da sie den klassischen Figurenbestand und das System der Produktionsstadien kompakt vermittelte. Hingegen blieb Quintilians summarische *Institutio oratoria* ein Werk für Spezialisten, das auch schlecht überliefert war (Lehmann 1934). Vor diesem Hintergrund galt die Auffindung eines vollständigen Quintilian-Exemplars durch den italienischen Humanisten Poggio Bracciolini in St. Gallen im Jahre 1416 unter den frühhumanistisch interessierten Zeitgenossen als Sensation.

In der Theorie behielt die Rhetorik immer ihren gleichberechtigten systematischen Platz innerhalb des schulischen Triviums (Grammatik, Rhetorik, Dialektik), also innerhalb der drei Basisfächer der Artes liberales (de Rijk 1963; Fredborg 1987; Bolgar 1982). In der Praxis verschoben sich allerdings die Gewichte im Hochmittelalter zugunsten der Dialektik. Die Grammatik bildete als Teil der unverzichtbaren lateinischen Sprachausbildung immer die Basis; vor diesem Hintergrund verstand man die Rhetorik, die in Grammatiken wie dem erweiterten *Donat* zudem als Elementarstoff integriert war, oft nur als texttheoretischen Appendix, der mitzuverhandeln war.

Zu den Schulmännern des Frühmittelalters, die nur sehr vereinzelt neu konzipierte rhetorische Lehrbücher schufen, zählt Alkuin mit seiner wenige Jahre vor 800 entstandenen, dialogischen Schrift *De rhetorica et virtutibus*. Die Lehrer der Zeit pflegten die antike Rhetoriktradition im Rahmen enzyklopädischer Wissensvermittlung, seltener gelangten sie zu eigener theoretischer Auseinandersetzung, wie wir es wenigstens ansatzweise im Fall der vor 1022 entstandenen Rhetorikschriften Notkers von St. Gallen kennen (Knape 2000, 175–206). Seine Leistung bestand insbesondere darin, im Rahmen des Schulunterrichts deutsche Begriffe für die lateinischen Termini technici einzusetzen, auch wenn dies ohne Wirkung blieb. Ähnliches leistete erst wieder Friedrich Riederer 1493 (dokumentiert bei Knape/Sieber 1998; Knape 1998). Zur oberitalienischen Schultradition zählt die auf das *genus iudiciale* konzentrierte, mit gelehrten Exkursen angereicherte *Rhetorimachia* (1048) des Anselm von Besate.

Martin Grabmann (1932, 3 ff.) zeigt in einem konzentrierten Überblick über die lateinischen rhetorischen Schultexte antiker Herkunft, dass die klassische Rhetoriktradition auch im Hochmittelalter immer präsent war. Das wird in einschlägigen Arbeiten bestätigt (Buttenwieser 1930; Bliese 1969; Ward 1972).

Auch die griechischen Rhetoriken machte man sich verfügbar. Grundzüge der aristotelischen Argumentationstheorie blieben über den Weg der Boëthius-Rezeption präsent. Das vornehmlich der rhetorischen Topik gewidmete vierte Buch von Boëthius' *De differentiis topicis* entwickelte sich im Hochmittelalter zu einem Standardwerk des Rhetorikunterrichts (Worstbrock 2002, 774). Die aristotelische Rhetorikschrift selbst kam aber erst um die Mitte des 13. Jhs. durch die *Translatio vetus* und die über das Arabische gehende Übersetzung des Hermannus Alemannus († 1272), später auch der von Wilhelm von Moerbeke († ca. 1286) in den lateinischen Bildungskreislauf des christlichen Mittelalters. Kurze Zeit später entstand auch eine lateinische Version der *Rhetorik an Alexander* sowie der erste Kommentar zur Aristoteles-Rhetorik von Aegidius Romanus († 1316) auf der Grundlage von Moerbekes Übersetzung (Worstbrock 2005).

Im *Heptateuchon* des Thierry von Chartres († n. 1149) erfahren wir, welche Text- und Quellenbücher im Rhetorikunterricht der berühmten Schule von Chartres im 12. Jh. benutzt wurden: Ciceros *De inventione* und *De partitione*, die *Rhetorica ad Herennium*, Justini Severiani *Syntomata ac praecepta artis rhetoricae* und das Rhetorikkapitel aus Martianus Capella (Grabmann 1932, 4 f.). Auch die mittelalterlichen Bibliothekskataloge zeigen, dass es immer eine Grundversorgung mit rhetorischen Standardwerken gegeben hat, insbesondere der ciceronianischen *Rhetorica antiqua* und der ps.-ciceronianischen *Rhetorica nova*.

Im 14. Jh. hatte sich das Quellenkorpus dann verändert. An der Prager Universität las man zu dieser Zeit die aristotelische Rhetorik im Rahmen der praktischen Philosophie ganz auf Latein; als weiteres antikes Werk im Artesstudium den Auctor ad Herennium, sodann zwei Werke der *ars grammmatica* mit rhetorischen Anhängen (Eberhardus Bethuniensis, † 1212, *Graecismus*; Alexander de Villa Dei, † ca. 1250, *Doctrinale*), drei

Werke der *ars poetriae* (Galfridus de Vinosalvo, † ca. 1210, *Poetria nova*; Eberhardus Alemannus, 13. Jh., *Laborintus*; Nikolaus von Dybin, † vor 1387, *Sertum rhetorice*) und zwei Werke der *ars dictandi* (Boncompagno, † 1243, *Rhetorica novissima*; Nikolaus von Dybin, *Viaticus dictandi*) (Brandmeyer 1968, 49 ff.).

Die epistemologische Position der Rhetorik war im Mittelalter Schwankungen unterworfen. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf die Fächerhierarchie sowie die alltägliche Schulpraxis. Insgesamt bekam die Rhetorik kein so eigenständiges fachliches Gewicht wie später im Humanismus. Sie stand zwischen Grammatik und Dialektik und blieb im Unterricht meistens nur ein textlinguistisches Anhängsel der Grammatik oder eine argumentationstheoretische Dienerin der scholastischen Logik/Dialektik. Die gesamte lateinische Sprachausbildung lag in den Händen von Grammatikern, die sich zumeist nur für die lateinische Sprachausbildung interessierten und poetologische, rhetorische oder dialektisch-logische Fragen im Unterricht nur mitverhandelten. Johannes von Salisbury († 1180) beschreibt dies in seinem *Metalogicon* als Lehrmethode des berühmten Bernhard von Chartres († 1124/30) wie folgt:

> Während er Aspekte der Grammatik aufzeigte, zeigte er auch auf rhetorische Färbungen, sophistische Argumentationen und wie der Text, den er diskutierte, mit anderen Disziplinen in Zusammenhang stand – ohne allerdings alles zur selben Zeit lehren zu wollen, sondern seinen Stoff auf die Zeit und die Studenten wohl bemessend. Und, da die Schönheit eines literarischen Werkes entweder in ihrer eleganten und passenden Vereinigung von Verben und Adjektiven mit Substantiven liegt oder im Gebrauch von Metaphern oder anderen Redefiguren, benutzte er jede Gelegenheit, dies den Studenten einzuhämmern
>
> (cap. 1,24; dt. zit. n. Schulthess/Imbach 1996, 119).

Johannes kritisiert im selben Werk, dass die sich seit dem 12. Jh. entwickelnde Scholastik die Akzente ganz anders setze (Grabmann 1939; McKeon 1942; Gerl 1989). Man mache die Logik zur trivialen Leitdisziplin, die man nur noch um ihrer selbst willen zu verfeinern suche. Die anderen Disziplinen stelle man jetzt hintan, klagt er im Jahre 1159. Alles meint man neu machen zu können: *innovabatur grammatica* […] *contemnebatur rethorica* / „die Grammatik wurde neu gefaßt" und „die Rhetorik verachtet" (*Metalogicon* 1,3). Wenn es jedoch um Überlegungen zum Wissenssystem ging, blieb die Rhetorik auch in der Scholastik Gegenstand theoretischer Erörterungen. Wie Richard McKeon (1942) eindringlich dargestellt hat, bestand die Hauptfrage darin, ob die Rhetorik eher eine *sprachlich-logische* oder eine *ethisch-praktische* Disziplin sei. Man kam zu keiner generellen Festlegung. Bei der aristotelischen Rhetorik war das insofern anders, als man deren psychologischen und handlungstheoretischen Grundansatz im System der mittelalterlichen Disziplinen nur ethisch verorten konnte. Daher ordnete man die Rhetorik des Aristoteles jenem Teil seiner Schriften zu, „den man im weiteren Sinne im scholastischen Mittelalter als Moralphilosophie aufgefaßt hat" (Grabmann 1939, 139).

2. Lateinische und deutschsprachige Theorie

2.1. Lateinische Theorie

Zu einem der wesentlichen Grundlagenwerke mittelalterlicher Rhetoriktheorie wurde das 427 entstandene vierte Buch von *De doctrina christiana* des Kirchenvaters Augustinus.

Es war bis zum 15. Jh. in hoher Überlieferungsdichte kontinuierlich präsent (Knape 1994a, 147 ff.) und sicherte der Disziplin Rhetorik durch patristische Autorität ihren Rang. Augustinus stützt die christliche Rhetorik mit zwei Begründungen: der *hermeneutischen* und der *homiletischen* (Knape 1994a, 143). Rhetorisches Wissen kann dem passiven Schriftstudium dienen und zugleich der aktiven Verbreitung des Glaubens und der Schriftinhalte. Die auf solche und ähnliche Auffassungen gestützte bedeutende hermeneutische Rhetoriktradition des Mittelalters hat Rita Copeland (1991) untersucht. Wichtig ist, dass Augustinus gemäß dem Grundsatz *sapienter et eloquenter dicere* auch die sprachlich-elokutionäre Kompetenz aufwertete (Steffen 1964; Knape 1994a, 147), die bei spiritualistischen Fundamentalisten allerdings auch später immer wieder in Frage gestellt wurde, z. B. bei Papst Gregor dem Großen († 604). Der positiven augustinischen Sicht folgend fassen eine ganze Reihe gelehrter *clerici* des Mittelalters auch reine *elocutio*- bzw. Figurentraktate ab, die einzig der stilistischen Verfeinerung und Vervollkommnung dienen (Übersicht bei Krewitt 1971; Knape 1994b, 1035 f.).

Die antike Rhetoriktheorie wird bisweilen in florilegienartigen oder epitomatischen Bearbeitungen tradiert. So bietet etwa der *Libellus Graecia nobilium* des Ulrich von Bamberg aus der Zeit vor 1127 eine Auswahl antiker Stellen aus der Stillehre (*elocutio*), hier schwerpunktmäßig aus der Satzfügungslehre (*compositio*), sowie der Metaphern- und Figurentheorie (Bittner 1964; Worstbrock/Klaes/Lütten 1992, 112; Worstbrock 2002, 775). Ebenso gibt die *Rhetorica ad Herennium*-Epitome des Cod. Vat. lat. 2995 (geschrieben nach 1295) einen knappen Überblick über die Systematik des Werkes mit deutlicher Konzentration auf *elocutio*, Aufführungslehre (*pronuntiatio*) und lediglich Teilen der Stofffindungslehre (*inventio*) (Grabmann 1932, 14 ff.). Allgemeinrhetorische Traktate oder Lehrbücher, die sich wirklich selbständig mit der gesamten antiken Produktionsstadienlehre (Fünf-*officia*-System) auseinandersetzen, gibt es nur sehr wenige. Vom Standpunkt deutscher Rhetorikgeschichte aus gesehen ragt hier, abgesehen von Friedrich Riederers deutschsprachiger Monumentalrhetorik des Jahres 1493, Notkers *Rhetorica nova* bis zu Georg von Trapezunts humanistischem Neuanfang von ca. 1430 heraus.

Ein besonderes Problem stellt die politische Rhetorik im Mittelalter dar. Notker Teutonicus bestätigt, dass die Rhetorik nach wie vor bei den Urteilen im Prozesswesen (*iudicia plebis*) und in den Beratungsgremien der Fürsten (*consilia principum*) in Ansehen stehe (lat. cap. 59). Doch es fällt auf, dass er bei der Darstellung der kommunikativen Falltypen (*genera causarum*) bezüglich der politischen Beratungsrede nicht auf Beispiele aus der politischen Praxis seiner Zeit verweist. Der Hintergrund ist klar: Öffentliche politische Debatten mit entscheidungsrelevanten Reden gab es bis zum Spätmittelalter kaum. Dies heißt, dass im Mittelalter das *genus deliberativum* (die Beratungsrede) durch das *genus demonstrativum* (die Vorzeigerede) im politischen Sektor ersetzt wurde, wenn es um sozialoffene oratorische Kommunikationsakte ging. Notkers Äußerungen zu den drei Genera deuten darauf hin, dass außerhalb der Gerichtsrhetorik die *Enkomiastik* und *Herrscherpanegyrik* zu den wichtigsten Gattungen wurden. In Byzanz war dies schon früh in römischer Prinzipatstradition eingetreten (Kustas 1973; Kennedy 1983; Hunger 1994).

Aufgrund neuer Kommunikationsbedingungen entstanden im Hochmittelalter, seit dem 12. Jh., rhetoriktheoretische Werke ganz eigener Prägung, deren Autoren sehr eigenständig mit dem antiken Theorieerbe umgingen, insbesondere auch was die Terminologie angeht. In diesen mittelalterlichen Spezialrhetoriken findet eine produktive, ganz spezifische Aneignung, Fortschreibung, ja auch Überschreitung von Teilen der antiken Theorie statt.

Im Jahre 1245 beendete der Richter und Laie Albertanus Brixiensis seinen Traktat *De arte loquendi et tacendi*, der im 15. Jh. auch deutsche bearbeitende Übersetzungen erlebte (dt. Version von 1472 hrsg. v. Knape 2002 c). „Albertanus gibt seinem Sohn auf allerlei Autoritäten gestützte lebenskluge verhaltensethische Ratschläge, die für die sozialen Dimensionen des Sprechens sensibilisieren sollen – nämlich wie der Sohn sich sozial funktionsgerecht zu verhalten habe, um seine *vita litteratorum*, seinen sozialen Rang als Mann der schriftlichen und mündlichen Kommunikation, der eben nicht körperlich zu arbeiten braucht, erhalten zu können. Darum tritt neben das Redenkönnen das Schweigenkönnen" (Mertens 1997, 410). Als rhetorische Praxisfelder werden die Laienpredigt, das Abfassen von Briefen, die Gesandtenrede und das Rechtsgutachten genannt. „Der Traktat des Albertanus ist gewiß nicht zufällig der erfolgreichste Text der *artes* des 13. Jahrhunderts in der Inkunabelzeit; seit den 1470er Jahren ist er durchschnittlich alle vier Jahre neu aufgelegt worden. Im übrigen ließen die humanistischen Rhetoriklehrbücher erstaunlich lange auf sich warten" (Mertens 1997, 411).

Ein bekanntes Beispiel eigenständigen Umgangs mit der antiken Tradition ist die 1235 fertiggestellte *Rhetorica novissima* des Boncompagno da Signa, die den Anspruch erhebt, die verbreiteten Rhetoriken *De inventione* (Cicero) und *Ad Herennium* im politisch-juristischen Sektor, angepasst an gegenwärtige Bedingungen, zu ersetzen (Tunberg 1986, 303). Diese Rhetorik will „Bologneser Studenten beider Rechte hauptsächlich satirisch – durch gallige Beobachtungen über lächerliche Gepflogenheiten und Schulmeinungen der Zeit – überzeugendes Rede-Verhalten vor Gericht beibringen." Obwohl sie die „durchdachteste und kritischste" Schrift ihrer Art ist, blieb sie „Ausnahmeerscheinung" (von Moos 2006, 135 f.).

Die *ars* des Boncompagno da Signa gehört zu jenen Gruppen mittelalterlicher Spezialrhetoriken, für die sich die Begriffe *ars dictandi* und *ars arengandi* eingebürgert haben. Hinzu kommen die beiden rhetorischen Gattungsgruppen der *ars poetriae* und *ars praedicandi.* Bei diesen Spezialrhetoriken handelt es sich um Werke, die für die Schulung in spezifischen Kommunikationsbereichen geschaffen wurden und die eigentliche rhetorische Theorieleistung des Mittelalters repräsentieren. Während sich die *ars dictandi* und die *ars poetriae* auf die zunehmende Schriftlichkeit im Kanzlei- und Schulwesen beziehen, sind die *ars arengandi* und die *ars praedicandi* auf zwei wichtige Bereiche öffentlicher, mündlicher Kommunikation bezogen, d. h. auf die städtisch-politische (vor allem auch juristische) Interaktion und die religiöse Verkündigung.

Diese Theorietraditionen nehmen ihren Ausgang mit ersten wichtigen Texten in den auch auf anderen Gebieten herausragenden kulturellen Innovationsdekaden der Zeit um 1200.

2.1.1. *Ars dictandi*

An erster Stelle ist hier auf die Schulen der *ars dictandi* oder *ars dictaminis* zu verweisen. „Unter den Begriff der Ars dictandi fallen jene mittelalterlichen Lehrschriften, die der zweck- und kunstgerechten Abfassung von Briefen gelten, Briefen zwischen Amtsträgern und Institutionen wie auch der persönlichen Korrespondenz" (Worstbrock/Klaes/Lütten 1992, IX; siehe auch Camargo 1992; Worstbrock 1997).

Es gibt mehr als 600 (häufig anonyme) Traktate der *ars dictaminis*-Tradition mit insgesamt gut 3000 Handschriften (Worstbrock/Klaes/Lütten 1992, IX). Sie repräsentieren die Überlieferung der „verbreitetsten und praxisnächsten rhet. Gattung" des Mittelalters;

sie „hatte ihr dauerhaftes Fundament in der nach Mitte des 11. Jh. einsetzenden Expansion, Vervielfachung und Differenzierung von Schriftgebrauch und Schriftbedarf. Mit ihren zentralen Gattungen, dem Brief als dem elementaren Träger aller Schriftkommunikation und dem *privilegium*, wurde sie die *ars* der Kanzleien und Notare“ (Worstbrock 2002, 776). Die Theorie dieser Werke befasste sich also mit pragmatischen Prosatextsorten. Sie beschränkte sich meistens beinahe ausschließlich auf die Briefteile nach dem Grundschema der *partes orationis*, insbesondere auch auf die Salutationsformeln und das Titulaturregister, bot dabei zugleich detaillierte textgrammatische Schemata (Knape 2002 a, 13−26). Die theoretischen Grundlagen der *ars dictaminis* stammen aus der Romania (Worstbrock 1981; 1992). Sie wurden in Deutschland alsbald weiter entwickelt (Meisenzahl 1960; Meisenzahl 1961; Worstbrock/Klaes/Lütten 1992).

2.1.2. *Ars poetriae*

Im 12. und 13. Jh. entstand eine Reihe von lateinischen Poetiken, die sich auch auf Elemente der rhetorischen Tradition gründen. Am Anfang steht die *Ars versificatoria* des Matthäus von Vendôme (um 1175), es folgen u. a. als weitere wichtige Werke die *Poetria nova* des Galfridus de Vinosalvo oder Galfrid bzw. Geoffrey von Vinsauf (um 1210) und das ihm zugeschriebene *Documentum de modo et arte dictandi et versificandi* (um 1215), die *Ars poetica* von Gervais von Melkley (ca. 1208−16) sowie von Johannes von Garlandia *De arte prosaica, metrica et rithmica (Parisiana Poetria)* (Mitte 13. Jh.). Die Verfasser dieser Poetrien waren Grammatiker, die Theoriewerke für die im lateinischen Sprachunterricht des Triviums üblichen *exercitationes* auf den Feldern der Vers- und Prosatextgestaltung schaffen wollten.

Ihre weit verbreiteten, unter dem Namen *ars poetriae* zusammengefassten Werke sind Textrhetoriken mit hohem textlinguistischen Standard; sie repräsentieren zugleich die gängige Stiltheorie der Zeit (siehe dazu unten Abschnitt 3.). Im Schulbetrieb dienten sie einem vertieften Verständnis für Vertextungsvorgänge mit ästhetischem Anspruch (lateinische Versdichtung und Kunstprosa). Sie erörtern die Möglichkeiten des elaborierten Formulierens, knüpfen dabei auf vielfältige Weise an die *elocutio*- und *compositio*-Teile der klassischen Rhetoriken an, doch sie unterscheiden sich deutlich von den Schemalisten der mittelalterlichen Figurentraktate (Klopsch 1980; Kelly 1992; Knape 1994b, 1036 ff.). Für das Verständnis dieser Poeto-Rhetoriken sind zwei Aspekte wichtig, die sich aus ihrer Bindung an die Rhetoriktradition ergeben: 1. Sie sind vom ganzen Ansatz her Produktionstheorien, stehen also gänzlich im Dienst von Textgenerierungs- oder Konstruktionsvorgängen. 2. Sie sind außerdem oratortheoretisch ausgerichtet, d. h. sie denken vom Autor als rhetorischem Kommunikator her. Diese für das Mittelalter ganz selbstverständliche auktoriale Handlungsperspektive (*auctor* = *actor*, Minnis 1984, 26; 157) thematisiert z. B. Matthäus von Vendôme, wenn er in seiner vor 1175 entstandenen *Ars versificatoria* schreibt:

> Si in eodem exemplo incidat attributorum diversitas, referendum est non ad effectum sermonis, sed ad affectum sermocinantis: verba etenim notanda sunt ex sensu ex quo fiunt, non ex sensu quem faciunt / Wenn in ein und demselben Exempel Widersprüchlichkeiten bei den Attributen auftreten, ergibt sich der Sinn nicht aus der tatsächlichen Ausführung des Textes, sondern aus der Absicht des Sprechers. Denn die Wörter sind vom intendierten Sinn her zu verstehen, nicht vom Sinn her, den sie erzeugen (1, 115).

2.1.3. *Ars praedicandi*

Die ebenfalls seit dem 12. Jh. entstehenden *artes praedicandi* verarbeiteten nur ansatzweise die antiken Rhetoriklehren (Überblicke bei Lutz 1984; Khan 2007, 48−69). Sie dienten der Unterweisung von Predigern, wobei es um grundlegende Einsichten, nicht immer um konkrete praktische Anleitung zu den kommunikativen Auftritten ging. Im Mittelpunkt stand der von Augustinus herrührende Ansatz, Verstehen und Verkünden oder, modern gesagt, Hermeneutik und Rhetorik zusammenzubringen. Der rhetorisch-produktionstheoretische Ansatz wurde freilich immer mitbedacht. So gibt etwa der sog. *Bonaventura*-Traktat des 13. Jhs., der eine entwickelte Stufe der mittelalterlichen Predigtlehre repräsentiert, drei große Arbeitsschritte an, die der Prediger bei Ausarbeitung einer exegetischen Predigt berücksichtigen sollte: 1. Erschließende Unterteilung des gewählten Schriftwortes (*divisio*); 2. Unterscheidung von wichtigen Begriffen, die aus dem Thema abgeleitet werden und in der Predigt als denkanregende Elemente herauszustellen sind (*distinctio*); 3. Erweiternder Ausbau der Rede (*dilatatio*). „Bedingung dafür sei, daß der Redner die Aufnahmebereitschaft der Hörer vorbereite und steigere. Mit psychologischem Feingefühl habe er auf ihre besonderen Umstände einzugehen. Nicht auf die Brillanz der rhetorischen Kunst komme es bei der geistlichen Rede an, sondern auf ihren Gehalt an Wahrheit“ (Roth 1956, 71).

Die Predigtlehren widmen sich teils dem Verhalten des Predigers als des Orators selbst, teils der Predigt als vorzutragenden Text, insbesondere was Themenbehandlung, Textgestaltung, aber auch die Vortragsweise angeht (Charland 1936; Roberts 1992). Als die zwei großen Predigtarten kann man dabei die schrift-auslegende oder bibel-erklärende Predigt (Homilie) sowie die auf moralische oder religiöse Erbauung eingestellte Themen-Predigt unterscheiden. Zur letztgenannten Gruppe gehören etwa die Missions- oder auch Kreuzzugspredigten. Einen Überblick über die theoretischen Ansätze der wichtigsten mittelalterlichen Traktate gibt Dorothea Roth (1956, 32−147; vgl. Mertens 1997, 406 f.).

Schon Augustinus war bei seinen rhetorischen Analysen in *De doctrina christiana IV* zu einer Trennung der Bereiche von *rhetorica humana* und *rhetorica divina* gekommen. Seitdem ging es immer wieder um die Frage, ob es so etwas wie eine proprietär *christliche* Rhetorik geben kann. Die Differenzen in der Zielsetzung waren dabei unstrittig. Es hat der *rhetorica christiana* vornehmlich um die Predigt, das *sacrum eloquium* zu gehen, so Erasmus von Rotterdam in seinem *Ecclesiastes* (Prediger) von 1535 (Roth 1956, 189). Und die 1503 gedruckte Predigtlehre des Basler Theologen Johann Ulrich Surgant erkennt in einem *sermo*, der die Seelen für Gott hegt und pflegt, *qui animas procurat Deo,* den proprietären Unterschied zur glänzenden weltlichen Rede (Roth 1956, 179).

Damit deutet sich auch bereits eine formale Differenz zwischen beiden Rhetorikkulturen an, für die sich als Differenzkriterium das *sermo humilis*-Postulat heranziehen lässt, auf dessen kulturhistorische Bedeutung Erich Auerbach 1958 in seinem berühmten Aufsatz verwiesen hat (siehe die Kapitel „Sermo humilis“ und „Lateinische Prosa des frühen Mittelalters“ in Auerbach 1958, 25−53; 65−133). Rhetoriksystematisch steht hier konkret das Produktionsstadium der *elocutio* mit der Vielfalt seiner stilistischen Möglichkeiten zur Debatte. Rhetorisch heißt die Hinwendung zur ‚einfachen Rede‘, zum *sermo humilis*, sich bewusst von jener weltlichen Tradition der Eloquenzrhetorik abzukehren, die Rhetorik als ‚Kunst elaboriert zu reden‘ (*ars bene dicendi*) versteht. Die seit den Tagen der Kirchenväter auftretende theologische Kritik an der Rhetorik bezieht sich

hierauf. Ausgangspunkt ist das Pauluswort 1 *Kor* 1,21, das in Martin Luthers deutscher NT-Ausgabe von 1545 lautet:

> Denn die weil die Welt / durch jre weisheit / Gott in seiner weisheit nicht erkandte / Gefiel es Gott wol / durch törichte Predigte [*per stultitiam praedicationis*] selig zu machen / die / so dar an gleuben.

Der Kirchenvater und *Vulgata*-Übersetzer Hieronymus (ca. 350−420) zieht daraus den Schluss, es schicke sich für die Ausleger der Schrift nicht, aristotelische Argumentationen oder ciceronianische Eloquenz vorzuführen (36. *Epist. ad Damasum*; vgl. Roth 1956, 119; 178). Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die ähnlich lautende Position Gregors des Großen (ca. 540−604) (vgl. Funk 1933, 17; 45). Entsprechend spricht das mittelalterliche Kirchenrecht ebenfalls davon, dass das Reich Gottes in der Einfalt des Glaubens (*in simplicitate fidei)* und nicht etwa im leidenschaftlichen Wettstreit der Rede (*non in contentione sermonis*) liege (so etwa das *Decretum Gratiani* c. 6, D. XXXVII und c. 12, D. XXXVIII; vgl. Roth 1956, 178). Die mittelalterlichen *artes praedicandi* haben diese Position immer wieder aufgegriffen und verbindlich machen wollen (Roth 1956, passim; Knape 1994b, 1040−1042).

So erklärt sich auch die einschlägige theoretische Position in der Predigtlehre Surgants von 1503:

> Rhetorica humana cudit sermonem politum et rationem inducit, sed rhetorica divina, cuius actus est in praedicatione non requirit sermonem politum / Die menschliche Rhetorik schmiedet glatt-glänzende Redetexte und führt Vernunftgründe an, die gottgefällige Rhetorik jedoch, deren Ausführung in der Predigt besteht, erfordert keine glanzvolle Rede
>
> (zitiert nach Roth 1956, 178).

Man könnte angesichts einer solchen Äußerung bezweifeln, dass hier überhaupt noch auf kommunikative Effektivität, also auf *Rhetorizität* gesetzt wird. Hat es Rhetorik doch im aristotelischen Verständnis, d. h. als Kunst zu überzeugen (*ars persuadendi*), ausschließlich mit den erfolgssichernden Verfahren der Kommunikation unter Widerstands- und Kontingenzbedingungen zu tun. In der Forschung ging man tatsächlich bisweilen von *rhetorikfreien* Predigtvorstellungen aus. So hat die ältere Luther-Forschung, gegen die Birgit Stolt vehement angetreten ist, die ‚Luther ohne Rhetorik'-These vertreten (siehe die einschlägigen Beiträge in Stolt 1974; vgl. auch Junghans 1998, 6 f.). Der fundamentalrhetorische Effektivitätsansatz wird aber selbst im Mittelalter von den aggressiven Vertretern des anti-eloquenten Askese-Ideals keineswegs aufgegeben. Und noch der Humanist Johannes Reuchlin reproduziert zwar in seiner Predigtlehre von 1504 das klassisch-antike Rhetoriksystem der Produktionsstadien sehr genau (Roth 1956, 186, Anm. 123), verzichtet aber dann ebenfalls bewusst auf das dritte Produktionsstadium der *elocutio*. Die theologische Begründung für diesen merkwürdig unhumanistischen Ansatz, der ausgerechnet die Stilistik meidet, lässt sich wiederum von Augustinus ableiten. Für ihn sind die religiös-biblischen Sachverhalte auch für sich genommen immer erhaben: *res semper magna* (*De doctrina* IV 18,35; Knape 1994a, 146).

2.1.4. *Ars arengandi*

Bleibt noch die *ars arengandi*, von ital. *arenga* = *öffentliche Rede*, unter der man seit dem 13. Jh. in der kommunalen Praxis italienischer Städte die jetzt wieder „auflebende

Fertigkeit, Reden in öffentlichen Angelegenheiten zu halten“ verstand (Koch 1992, 1033). Im Dienst dieser rhetorischen Aktivitäten entstanden Podestàspiegel und Diceria-Sammlungen als arengatorische Spezialrhetoriken. In ihnen wurden Anleitungen und Ratschläge zu den einzelnen Amtshandlungen, ethische Ermahnungen und Musterreden bzw. Redemodelle für typische Anlässe zusammengestellt (Koch 1992, 1034). Peter von Moos (2006) hat unter den *artes arengandi* eine besondere Gruppe von Lehrbüchern unterschieden, die er „reine“ *artes arengandi* nennt und die sich im Zuge der Spezialisierung und Professionalisierung der Arengatorenkunst seit der zweiten Hälfte des 13. Jhs. vorwiegend auf die mündliche Rede, damit auf die Kultur der Mündlichkeit konzentrieren und von der schriftbezogenen *ars dictandi*-Richtung getrennt haben. Sie arbeiten „mit einfachen Gebrauchsanweisungen und zahlreichen Stilmustern, die sich in ihrer Repetitivität und Synonymie eindeutig als fakultativ wählbarer Vorrat an phraseologischen Versatzstücken (insbesondere aus der Bibel) zu erkennen geben. Am Rande enthalten sie auch einige Anweisungen über dezentes Auftreten vor der Öffentlichkeit während und außerhalb der *arenga*“; ein Arengator gehört eben „sichtbar in die Kirche und auf den Hauptplatz der Stadt. Hier geht es nicht um Moral, sondern um die konformistische Kunst, den guten Ruf zu wahren. Die stilistischen Anweisungen kreisen insgesamt um die Gewähltheit des Ausdrucks“ (von Moos 2006, 145 f.).

2.2. Deutschsprachige Theorie

Die erste nicht-lateinische, volkssprachige Rhetorikschrift Europas verfasste zu Beginn des 11. Jhs. Notker der Deutsche (oder Labeo/mit der Lippe) von St. Gallen († 1022), zugleich der erste deutsche Rhetoriker. Seine kleine althochdeutsche *Rhetorik* integrierte er in den Text seiner Boëthius-Übersetzung. Die weitere, nennenswerte deutschsprachige Theoriebildung setzt dann erst im 15. Jh. ein.

Im Vergleich zur antiken Rhetorik ist die mittelalterliche geprägt von epochenspezifisch veränderten Anforderungen auf ihren drei großen Praxisfeldern. Schon Aristoteles hatte festgestellt, dass rhetorische Praxis bei drei Arten von Kommunikationsfällen im sozialen Leben in Erscheinung tritt. In Anbetracht dessen formulierte er seine Dreiertypologie der sozialoffenen Kommunikationsfälle, *genera causarum*, die in der römischen Rhetoriktheorie weiterentwickelt wurde. Es ist in Hinsicht auf die mittelalterlichen Verhältnisse erhellend zu sehen, wie sich auch Notker Teutonicus damit in seiner Rhetorik auseinandersetzt. Ohne einen rhetorikrelevanten Fall, eine *causa* (ahd. *strît*), habe die Rhetorik keine Aufgabe, sagt Notker, wie ja auch die Medizin erst eine Krankheit brauche, um verabreicht zu werden (ahd. cap. 11). Die Rhetorik hat es mit Fragestellungen zu tun, die in Angelegenheiten des „bürgerlichen“, zivilen Lebens (*quaestiones civiles* / *púrchlîche strîte*) auftreten, auch auf dem flachen Land (lat. cap. 35). Drei Falltypen kommen vor. 1. Rechtsrhetorik: Streitet man um Recht oder Unrecht, wie man das vor Gericht (im *dinge*) tut, dann handelt es sich bei dieser Art der Auseinandersetzung um eine *causa iudicialis* oder eine *dinchlicha* (gerichtliche Rede). 2. Vorzeigerhetorik (Epideiktik): Geht es um eine Amtsstellung, etwa wer zum König tauge oder zum Bischof, dann liegt eine *causa demonstrativa* oder *zéigonta* (vorzeigende) bzw. *chîesenta* (feststellende) Rede vor. Man muss in diesem Fall durch eine Rede die Fähigkeiten und Eigenschaften des Bewerbers vorzeigen, also sein Ansehen oder seine Mängel, und ihn loben oder tadeln. 3. Politische Beratungsrhetorik: Streitet man darum, was nützlicherweise zu

tun oder zu lassen sei, heißt die Auseinandersetzung *causa deliberativa* oder *sprâchlicha* (beratende Rede). Beispiele sind (lat. cap. 2−3) die römischen Debatten über den Krieg mit Karthago oder die der biblischen Ältesten in Bethulia bezüglich einer Übergabe der Stadt an Holofernes (zu Notker siehe Knape 2000, 175−206).

Aus mittelhochdeutscher Zeit sind keine deutschen Traktate oder Lehrbücher zur Rhetorik, sondern nur didaktische Versdichtungen erhalten, die auf den Fächerkanon der Sieben Freien Künste, *Septem artes liberales*, eingehen, mithin auch die Rhetorik behandeln: im 12. Jh. Thomasin von Zerclaere, *Der welsche Gast* (vv. 8917 ff.), im 14. Jh. Heinrich von Mügeln, *Der meide kranz* (vv. 269−318) (Sieber 1996, 19 ff.; 264 ff.). Auch in Spruchgedichten ist bisweilen von der Rhetorik unter Betonung der Figurierungs- oder Kolorierungsfunktion die Rede, z. B. bei Heinrich von Mügeln, der die 60 Hauptfiguren (als *colores* / Farben) der *Rhetorica ad Herennium* anspricht:

> Rhetorica, die ferbt
> der sprüche blumen [...]
> ouch leret sie die kint,
> wie das der farben sechzig sint (*Spruchsammlung*, Nr. 283, vv. 1−6).

Dies sind Reflexe der lateinischen Schulbildung. Seit ca. 1400 entstehen dann erste deutschsprachige Handreichungen rhetorischen Inhalts. Es beginnt mit Briefmustersammlungen, z. B. den schlesisch-böhmischen Briefmustern (Burdach 1926; Knape/Roll 1997) und setzt sich in der ersten Hälfte des 15. Jhs. mit *ars dictandi*-Texten von deutschsprachigen Briefstellern fort, z. B. Friedrich von Nürnberg (hrsg. v. Knape 2002b).

3. Lateinische Stiltheorie in den *Artes poetriae*

In antiker Tradition wird die Stilistik, das elaborierte Formulieren, als drittes Produktionsstadium nach Findung und Anordnung unter der Rubrik *elocutio* geführt. Ihre Theorie dient der Eloquenzrhetorik stets als Hauptquelle (Murphy 1978). In den oben (unter 2.1.2.) genannten Hauptwerken der *ars poetriae* kommt entsprechenden Fragen ein großes Gewicht zu, wenngleich auch die Vermischung mit *materialen*, d. h. auf die *inventio* bezogenen Fragen unübersehbar ist. Prominent werden in den Poetrien oder Poeto-Rhetoriken die stiltheoretischen Gebiete von stilistischer Ausweitung (*amplificatio*/*dilatatio*; Worstbrock 1985), stilistischer Verfeinerung und Ausschmückung (*ornatus*; Arbusow 1963) sowie die Stilartenlehre (*genera dicendi*; Quadlbauer 1962).

Bei Matthäus von Vendôme geht es im dritten Buch unter den Kategorien *modus dicendi* bzw. *verba polita* hauptsächlich um rein elokutionäre Belange. Abgehandelt wird der rhetorische *ornatus*, bestehend aus *scemata*, *tropi* (beide Gruppen nach Donat) und *colores rhetorici* (z. B. *figurae sententiae* gemäß dem Auctor ad Herennium). Die letztgenannte Gruppe der Inhaltsfiguren wird nur als Termini-Liste geboten und mit dem Hinweis versehen, ein anderer habe sie ja bereits ausführlicher dargestellt (3,45), was sich vermutlich auf Marbods von Rennes († 1123) *De ornamentis verborum* bezieht.

Galfrid von Vinsauf baut die mehr als zweitausend Verse seiner *Poetria nova* nach dem Schema der fünf *officia oratoris* auf. Für die nicht dem Begriff, aber der Sache nach auftretende *elocutio* gibt er einleitend an, dass sie es mit den sprachlichen Gewichten (*pondera*) zu tun habe, und dass es bei ihr darauf ankomme, *ut corpus verborum non sit*

agreste, sed civile, also dass die Gestalt des sprachlichen Ausdrucks nicht bäurisch-derbe, sondern kultiviert zu sein habe (v. 83 f.). Mit den Versen 203–1846 ist der größte Teil des Werkes elokutionären Belangen gewidmet. Das gilt auch für das ähnlich aufgebaute Prosa-*Documentum*. Es beginnt mit der *dispositio*, endet mit Hinweisen zur *pronuntiatio* und wird im Mittelteil von Ausführungen zu *inventio* und *elocutio* beherrscht.

In der *Poetria* (= *Poetr.*) wie im *Documentum* geht es zunächst um die *amplificatio* (*dilatatio*) bzw. *abbreviatio materiae*, d. h. um Methoden verlängernder bzw. verkürzender Stoffbearbeitung. Die vorgestellten Amplifikationstechniken gehen auf die Figurenlehre der *Rhetorica ad Herennium* zurück, sind aber systematisch vom *ornatus* im engeren Sinne getrennt. Die acht Amplifikationsmuster sind: *interpretatio* (*expolitio*), *circumlocutio* (*periphrasis*), *comparatio* (*collatio*), *apostrophatio* (*exclamatio*), *conformatio* (*prosopopoeia*), *digresssio*, *descriptio* und *oppositio* (*contrarium*). Die sieben Abbreviations-Modi sind: *emphasis* (*significatio*), *articulus*, *ablativus absolutus*, Vermeidung von *repetitiones* und *descriptiones*, *intellectio* (*synecdoche*) und *dissolutio* (*asyndeton*).

Galfrid eröffnet den *ornatus*-Teil mit Überlegungen zum Diktum *ut pictura poesis* (Horaz, *Ars poet*. 361). Dabei geht es um das Verhältnis von *color exterior* (auf der Ausdrucksebene/*verba*) und *color intimus* (auf der Inhaltsebene/*sententia*). Der Text muss stets innen und außen koloriert werden (*semper sermo coloret intus et exterius*; Galfrid, *Poetr.* 742). Auch auf inhaltlicher Ebene, auf der Ebene der *materia*, hat eine künstlerische Gestaltung, z. B. mittels Wortwahl oder durch Inhaltsfiguren zu erfolgen, dies sogar vorrangig (*Documentum* II,3,2). Die so durch innere Farbgebung (*color intimus*; *Poetr.* 746) geformte Sinnebene hat mit der äußeren zu harmonieren; nur das äußere Antlitz eines Textes zu bemalen, heißt letztlich ein Schmutzbild zu schaffen, eine gefälschte Sache und ein erlogenes Gebilde (*faciem depingere verbi est pictura luti, res est falsaria, ficta forma*; *Poetr.* 747–749).

Für seine Nachfolger richtungweisend wird die dann eingeführte neue Stilartentheorie auf der Grundlage der Unterscheidung von erschwerender oder gewichtiger und leichter sprachlicher Ausstattung oder Überformung (*ornatus difficilis* und *ornatus facilis*). Galfrid spricht auch von *ornata difficultas* und *facilitas* (*Documentum* II,3). Die *ornata difficultas* resultiert allein aus dem Tropengebrauch. Eine entsprechende Taxonomie wird in beiden Werken vorgelegt (*Poetr.* 770–949). Über allem aber steht das Deutlichkeits-Postulat; stilistische Beschwerung (*gravitas*) darf nicht zur semantischen Verdunkelung führen (*Poetr.* 843 f.; 1068 f.). Die *ornata facilitas* entsteht demgegenüber laut *Poetria* (1094 ff.) durch Gebrauch der Ausdrucks- und Inhaltsfiguren, deren Inventar, mit Beispielen unterfüttert, ebenfalls dargestellt wird. Bei all dem geht es auch um die seit der Antike diskutierte Frage, inwieweit die im Kapitel *elocutio* vermittelten Strukturmuster in selbstbezüglichem Spiel aktualisiert werden dürfen oder nicht, kurz, um den Gegensatz von ästhetischer Autoreflexivität und semantisch motivierter Funktionalität sprachlicher Mittel. Galfrid spricht sich für strenge Funktionalität aus.

Quadlbauer (1962, 126) stellt fest, dass die zwei „Schmuckarten [Galfrids] dem Gehalte nach die eigentlichen Erben der [elokutionellen] genera dicendi sind gegenüber den [materiellen] styli, die in den stofflichen Bereich abgeglitten sind“. Im *Documentum* ist zwar noch von den „drei Stilen: niedrig-, mittel- und hochsprechend“ (*tres styli*, *humilis*, *mediocris*, *grandiloquus*) die Rede (II,3,145), aber, „daß über bestimmte personae oder res gesprochen wird, konstituiert an sich schon den entsprechenden stylus, nicht erst eine bestimmte Qualität der Lexis. Das ist der materielle [inventive] Stilbegriff, wie er in den Wiener Horazscholien [10./11. Jh.] begegnet, nur exakter und mit durchgängiger Konsequenz für alle drei styli formuliert“ (Quadlbauer 1962, 90).

Im Mittelpunkt der *Ars poetica* des Gervais von Melkley (Klopsch 1980, 140 ff.), die sich u. a. auf Matthäus von Vendôme und Galfrid von Vinsauf stützt (Ausgabe Gräbener 1965, 1, 10–12), steht eine umfangreiche Figurenlehre. Sie ist aber nicht wie bei den Vorgängern nach der Tradition der *Rhetorica ad Herennium* in Ausdrucksfiguren, Tropen und Inhaltsfiguren gegliedert, sondern als Ordnungskriterium dient die Entsprechung von Sache und sprachlichem Ausdruck. Es ergeben sich drei Gruppen: 1. Identitätsfiguren: Figuren der *idemptitas*, bei denen die eigentliche Wortbedeutung, *proprietas verborum,* gewahrt bleibt. Hinzu kommen aber auch diejenigen, bei denen die Wörter zwar uneigentlich, *improprie,* gebraucht werden, der semantische Zusammenhang zwischen der eigentlichen und der übertragenen Bedeutung des übertragenen Wortes jedoch gewahrt bleibt. Hierunter fallen dann bestimmte Tropen (z. B. Metonymie) ebenso wie Ausdrucksfiguren (z. B. Polysyndeton) oder Inhaltsfiguren (z. B. Correctio). 2. Ähnlichkeitsfiguren: Figuren der *similitudo*, unter die alle noch verbleibenden Figuren des übertragenen Ausdrucks (*verba impropria*) fallen, z. B. die Metapher. 3. Gegensatzfiguren: Figuren der *contrarietas*, „in denen entweder das Gegenteil von dem, was gemeint ist, gesagt (*allegoria*) oder dem Literalsinn nach Unvereinbares iuxtaponiert wird" (Gräbener 1965, XL). Es schließen sich drei Sonderthemen an, Sprichwörter und Sentenzen (*paroemia*), Schönheit und Angemessenheit der Sprache (*munditia*), Anweisungen zur Schilderung von Personen und Sachverhalten (*argumenta*); wie bei Matthäus von Vendôme. Auf andere Themen, darunter die Erörterung der zur klassischen *elocutio* zählenden Dreistillehre, musste Gervais verzichten, wie er ausdrücklich betont (Gräbener 1965, 204, 13). Am Schluss stehen dann Ausführungen zur Metrik und zum Prosastil, *dictamen prosaicum,* mit Anmerkungen zur *compositio*, speziell auch zum rhythmisierten Prosasatzschluss, *cursus*.

Johannes' von Garlandia *Parisiana Poetria* ist ein aus sieben Kapiteln locker gefügtes Werk. Auch innerhalb der Kapitel fehlt es an Kohärenz. „Metrische, grammatische und stilistische, auf Prosa oder Vers bezogene Regeln wechseln in oft assoziativer Reihung, eingestreute Beispiele lassen den Kontext noch lockerer erscheinen" (Klopsch 1980, 147). Dementsprechend tauchen Ausführungen zur *amplificatio* an verschiedenen Stellen des Werkes auf. Zunächst im ersten, der *inventio* gewidmeten Kapitel, in dem es heißt:

> notandi sunt vij colores quibus adornatur et ampliatur materia, qui sunt: Annominatio, Traductio, Repeticio, Gradatio, Interpretatio, Diffinicio, Sermocinatio / sieben Figuren sind festzuhalten, durch die ein Inhalt ausgeschmückt und erweitert wird, diese sind: Anklang, wiederholendes Wortspiel, Wiederholung, Steigerung, Erklärung, Begriffsbestimmung, simulierende Einführung eines Redenden (I,332–334).

Diese sieben Figuren (*colores*), mit denen die Amplifikationstechniken bezeichnet werden, tauchen dann später im *ornatus*-Teil wieder auf. Ein zweites Mal wird die *amplificatio* im vierten Kapitel zur *ars dictaminis* behandelt. Kurz ist dabei auch von der *abbreviatio* die Rede (IV,285 ff.), dann geht es um die schon bei Galfrid erörterten Erweiterungsmodi zur Ausdruckssteigerung, *modi ampliandi* (IV,309 ff.). Die elokutionäre Perspektive wird deutlich, wenn Johannes die Amplifikation hier zum Element der *ars uestiendi nudam materiam*/„Kunst der Einkleidung nackter Sachverhalte" erklärt, denn, *‚materiam nudam' uoco illam que non est rhetorice ampliata neque ornata*/„‚nackten Stoff' nenne ich jenen, der weder rhetorisch erweitert noch geschmückt ist" (IV,143 f.). Das Amplifizieren ist schließlich auch Thema im sechsten Kapitel zum *ornatus* (VI,394 ff.), wo sich im übri-

gen die übliche umfangreiche Figurentaxonomie (Ausdrucks- und Inhaltsfiguren der Herennius-Tradition) findet. Das siebte Kapitel handelt Rhythmik und Metrik ab.

Die von Galfrid eingeführten beiden Stilarten kommen nicht im *ornatus*-Teil vor, sondern im zweiten Kapitel, das der *inventio* gewidmet ist. Johannes gibt ihnen hier die heute geläufigen Namen *ornatus difficilis* (gekennzeichnet durch Verwendung von Tropen) und *ornatus facilis* (II,44 ff.). Wie bei Galfrid kennzeichnet den *ornatus facilis* nicht der Gebrauch von Figuren, sondern die *determinacio*, d. h. die Attribuierung von Verben, Adjektiven und Substantiven (II,147 ff.). Die von Johannes an das „vergilische Rad", die *Rota Virgilii* geknüpfte Dreistillehre ist davon zu trennen (II,116 ff.). Diese Lehre schreibt vor, dass es feste Verknüpfungen von ganz bestimmten Inhalten mit bestimmten Stilmerkmalen gibt. Demgegenüber gilt für Johannes: „Der stilus ist ein an eine persona geknüpftes Sachgebiet mit den dazugehörigen Bezeichnungen, er ist die materia." – „Von einem besonderen Wie der elocutio ist nicht die Rede. Das ist eben der materielle Stilbegriff, wie er sich auch bei Galfrid und in den Wiener Horazscholien findet, hier [auch als graphisches Schema] in konkretester Form dargelegt." Dementsprechend handelt der Abschnitt über die Fehler bei den drei Stilen (im fünften Kapitel zu den *vitia*) über das Stoffliche, „den Typus der materia, der rein gehalten werden, dessen rectitudo gewahrt bleiben muß" (Quadlbauer 1962, 114 f.).

In Kreisen der *ars dictandi*-Theoretiker war Figurenschmuck ebenfalls ein wichtiges Thema. Hier sei nur auf den wirkungsgeschichtlich wichtigen Rhetoriker des 14. Jhs. Nikolaus von Dybin verwiesen (Szklenar 1987), der in seiner *Declaracio oracionis de beata Dorothea* aus der Mitte des 14. Jhs. die *elocutio* vom *color* unterscheidet. *Elocutio* ist die Erfindung geeigneter Wörter und Sätze, wobei die Geeignetheit (*ydoneytas*) zum einen in der Ermöglichung einer Verlängerung poetischer Ausweitung (*prolongacio* = Amplifikation) der Materie, zum anderen in einer eventuellen Verkürzung (*abbreviacio*) besteht. Der *color* bezeichnet einen *modus loquendi*, der der speziellen Bedeutung der Sache angemessen ist (ed. Jaffe 1974, 121, 1–11).

4. Literatur (in Auswahl)

Aegidius Romanus (1515): Commentaria in Rhetoricam Aristotelis. Venedig. Nachdruck Frankfurt a. M. 1968.

Aelius Donatus (1981): Artes grammaticae. In: Louis Holtz: Donat et la tradition de l'enseignement grammatical: étude sur l'Ars Donati et sa diffusion (IV.–IX. siècle) et éd. critique. Paris, 585–674.

Albertanus Brixiensis: Die Räte von der Rede, siehe Knape (2002 c).

Alexander de Villa Dei (1893): Das Doctrinale des Alexanders de Villa-Dei. Hrsg. v. Dietrich Reichling. Berlin (Monumenta Germaniae Paedagogica, XII).

Alkuin (1965): The Rhetoric of Alcuin & Charlemagne. Lat./engl. ed. and transl. by Wilbur S. Howell. New York; dt. Übers.: Alkuin (1889): Von der Redekunst und den Tugenden. Eine Unterredung zwischen dem hochweisen Könige Karl und seinem Lehrer Albinus. In: Alkuins pädagogische Schriften. Übers., bearb. u. eingel. v. Joseph Freundgen. Paderborn, 83–137 (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit, 4).

Anselm von Besate (1958): Rhetorimachia. In: Karl Manitius (Hrsg.): Gunzo: Epistola ad Augienses und Anselm von Besate: Rhetorimachia. Weimar, 95–183.

Arbusow, Leonid (1963): Colores Rhetorici. Eine Auswahl rhetorischer Figuren und Gemeinplätze als Hilfsmittel für akademische Übungen an mittelalterlichen Texten. Hrsg. v. Helmut Peter. 2., durchges. u. verm. Aufl. Göttingen.

Aristoteles Latinus (1978): Rhetorica. Translatio anonyma sive vetus et Translatio Guilelmi de Moerbeka. Hrsg. v. Bernhard Schneider. Leiden (Corpus philosophorum Medii Aevi).
Auerbach, Erich (1958): Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter. Bern.
Augustinus (1963): Sancti Augustini opera. Sect. 6, Ps. 6: De doctrina Christiana libri quattuor. Ed. by William M. Green. Vindobonae (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum, 80). Dt.: Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus ausgewählte praktische Schriften. Übers. v. Sigisbert Mitterer. München 1925, 160–225.
Bisson, Thomas N. (1982): Celebration and Persuasion: Reflections on the Cultural Evolution of a Medieval Consultation. In: Legislative Studies Quarterly 7, 181–209.
Bittner, Franz (1964): Eine Bamberger Ars dictaminis. In: Berichte des historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstentums Bamberg 100, 145–171.
Bliese, John R. E. (1969): Medieval Rhetoric: Its Study and Practice in Northern Europe from 1050 to 1250. Diss. (masch.) Kansas.
Boëthius (1847): De differentiis Topicis. In: Migne PL 64, Sp. 1174–1212; engl. Übers.: Boëthius (1978): Boethius's De topicis differentiis. Ed. by Eleonore Stump. Ithaca.
Bolgar, Robert R. (1982): The Teaching of Rhetoric in the Middle Ages. In: Brian Vickers (ed.): Rhetoric Revalued. Papers from the International Society for the History of Rhetoric. Binghamton/New York, 79–86.
Boncompagno (1892): Rhetorica novissima. In: Augusto Gaudenzi (ed.): Scripta anecdota Glossatorum. Vol. 2. Bologna, 251–297.
Brandmeyer, Klaus (1968): Rhetorisches im ‚ackerman'. Untersuchungen zum Einfluß der Rhetorik und Poetik des Mittelalters auf die literarische Technik Johanns von Tepl. Diss. Hamburg.
Burdach, Konrad (1926): Schlesisch-böhmische Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrhunderts. Berlin (Vom Mittelalter zur Reformation, 5).
Buttenwieser, Hilda (1930): The Distribution of the Manuscripts of the Latin Classical Authors in the Middle Ages. Diss. (masch.) Chicago.
Camargo, Martin (1992): Ars dictandi, dictaminis. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, Sp. 1040–1046.
Cassiodor (2003): Institutiones divinarum et saecularium litterarum / Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften. Lat./dt. Hrsg. u. übers. v. Wolfgang Bürsgens. 2 Bde. Freiburg u. a.
Charland, Thomas-Marie (1936): Artes praedicandi: Contribution à l'histoire de la rhétorique au moyen âge. Paris/Ottawa.
Conley, Thomas M. (1994): Rhetoric in the European Tradition. 2nd ed. Chicago.
Copeland, Rita (1991): Rhetoric, Hermeneutics and Translation in the Middle Ages. Cambridge.
Curtius, Ernst R. (1948): Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern.
Donat (1981), siehe Aelius Donatus (1981).
Dronke, Peter (1982): Mittelalterliche Rhetorik. In: Propyläen Geschichte der Literatur. Literatur und Gesellschaft der westlichen Welt. Bd. 2: Die Mittelalterliche Welt 600–1400. Berlin, 182–198.
Eberhard von Bethune (1887): Graecismus. Hrsg. v. Johannes Wrobel. Breslau. Nachdruck Hildesheim 1987.
Eberhardus Alemannus (1924): Laborintus. In: Edmond Faral (ed.): Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen age. Paris, 336–377.
Fredborg, Karin M. (1987): The Scholastic Teaching of Rhetoric in the Middle Ages. In: Cahiers de l'Institut du Moyen-Âge Grec et Latin 55, 85–105.
Friedrich von Nürnberg: Deutsche Rhetorik, siehe Knape (2002b).
Funk, Joseph (Hrsg.) (1933), siehe Gregor der Große (1933).
Galfrid von Vinsauf (1924): Documentum de modo et arte dictandi et versificandi. In: Edmond Faral (ed.): Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du Moyen Âge. Paris, 265–320.

Galfrid von Vinsauf (1971): The Poetria Nova and its Sources in Early Rhetorical Doctrine. Lat./engl. Ed. and transl. by Ernest Gallo. The Hague et al.

Gerl, Hanna-Barbara (1989): Rhetorik und Philosophie im Mittelalter. In: Helmut Schanze/Joseph Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorik und Philosophie. München, 99–120.

Gervais von Melkley (1965): Ars poetica. Hrsg. v. Hans-Jürgen Gräbener. Münster.

Grabmann, Martin (1932): Eine lateinische Übersetzung der pseudo-aristotelischen Rhetorica ad Alexandrum aus dem 13. Jahrhundert. Literarhistorische Untersuchung und Textausgabe. München (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Abteilung, 1931/32, 4).

Grabmann, Martin (1939): Methoden und Hilfsmittel des Aristotelesstudiums im Mittelalter. München (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Abteilung, 1939, 5).

Gräbener, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1965), siehe Gervais von Melkley (1965).

Green, Lawrence D./James J. Murphy (2006): Renaissance Rhetoric Short-Title Catalogue. 1460–1700. 2nd ed. Burlington, VT.

Gregor der Große (1933): Des Heiligen Papstes und Kirchenlehrers Gregor des Großen Ausgewählte Schriften. Bd. 1: Des heiligen Papstes und Kirchenlehrers Gregors des Großen Buch der Pastoralregel. Mit einem Anhang: Zwölf Briefe Gregors des Großen. Hrsg. u. übers. v. Joseph Funk. München 1933 (Bibliothek der Kirchenväter II, 4).

Heinrich von Mügeln (1959): Die kleineren Dichtungen Heinrichs von Mügeln. Die Spruchsammlung des Göttinger Cod. Philos. 21. 3 Bde. Hrsg. v. Karl Stackmann. Berlin (Deutsche Texte des Mittelalters, 50–52).

Helmrath, Johannes (1998): Reden auf Reichsversammlungen im 15. und 16. Jahrhundert. In: Lotte Kéry/Dietrich Lohrmann/Harald Müller (Hrsg.): Licet preter solitum. FS Ludwig Falkenstein. Aachen, 265–286.

Herles, Wolfgang (1985): Rhetorik und Poetik. In: Alfred Ebenbauer/Peter Krämer (Hrsg.): Ältere deutsche Literatur. Eine Einführung. Wien, 175–196.

Hieronymus (1845): 36. Epist. ad Damasum. In: Migne PL 22, Sp. 452–461.

Hunger, Herbert (1994): Rhetorik. Byzanz. In: Lexikon des Mittelalters 7, Sp. 789–791.

Isidor von Sevilla (1911): Isidori Hispalensis Episcopi Etymologiarum Sive Originum Libri XX. Ed. by Wallace M. Lindsay. Oxford; engl. Übers.: Isidor von Sevilla (2006): The Etymologies of Isidore of Seville. Transl. by Stephen A. Barney. Cambridge et al.

Jaffe, Samuel P. (Hrsg.) (1974): Nicolaus Dybinus' Declaracio oracionis de beata Dorothea. Studies and Documents in the History of Late Medieval Rhetoric. Wiesbaden (Beiträge zur Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts, 5).

Johannes von Garlandia (1974): The Parisiana poetria of John of Garland. Lat./engl. Ed. and transl. by Traugott Lawler. New Haven/London.

Johannes von Salisbury (1991): Metalogicon. Ed. by John Barrie Hall/Katharine S.B. Keats-Rohan. Turnhout (Corpus Christianorum: Continuatio mediaevalis, 98).

Junghans, Helmar (1998): Martin Luther und die Rhetorik. Leipzig/Stuttgart.

Kelly, Douglas (1992): Ars versificatoria. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, Sp. 1071–1080.

Kennedy, George A. (1983): Greek Rhetoric under Christian Emperors. Princeton.

Kennedy, George A. (1999): Classical Rhetoric and its Christian and Secular Tradition from Ancient to Modern Times. 2nd ed., rev. and enl. Chapel Hill.

Khan, Sarah (2007): Diversa diversis. Mittelalterliche Standespredigten und ihre Visualisierung. Köln/Weimar/Wien (Pictura et Poesis, 20).

Klopsch, Paul (1980): Einführung in die lateinischen Dichtungslehren des lateinischen Mittelalters. Darmstadt.

Klopsch, Paul u. a. (1994): Rhetorik. In: Lexikon des Mittelalters 7, Sp. 786–794.

Knape, Joachim (1994a): Augustinus ‚De doctrina christiana' in der mittelalterlichen Rhetorikgeschichte. Mit Abdruck des rhetorischen Augustinusindex von Stephan Hoest (1466/67). In: Ado-

lar Zumkeller/Achim Krümmel (Hrsg.): Traditio Augustiniana. Studien über Augustinus und seine Rezeption. Festgabe für Willigis Eckermann. Würzburg, 141–173.
Knape, Joachim (1994b): Elocutio. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 2, Sp. 1022–1083.
Knape, Joachim (1997): Memoria in der älteren rhetoriktheoretischen Tradition. In: Wolfgang Haubrichs (Hrsg.): Memoria in der Literatur. Stuttgart, 6–21 (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, H. 105, Jg. 27).
Knape, Joachim (1998): Zweisprachige Arbeit an der Rhetorikterminologie in der frühen Neuzeit. In: Jahrbuch für internationale Germanistik 30, 64–72.
Knape, Joachim (2000): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.
Knape, Joachim (2001): Mittelalter. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, Sp. 1372–1384.
Knape, Joachim (2002a): Einleitung. In: Joachim Knape/Bernhard Roll (Hrsg.): Rhetorica deutsch. Rhetorikschriften des 15. Jahrhunderts. Wiesbaden, 11–36 (Gratia, 40).
Knape, Joachim (Hrsg.) (2002b): Friedrich von Nürnberg: Deutsche Rhetorik. In: Knape/Roll (2002), 69–87.
Knape, Joachim (Hrsg.) (2002c): Albertanus Brixiensis: Die Räte von der Rede. In: Knape/Roll (2002), 245–252.
Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300–1700. Wiesbaden (Gratia, 44).
Knape, Joachim (2007): Poetics and Rhetorics in Early Modern Germany. In: Max Reinhart (ed.): The Camden House History of German Literature. Vol. 4: Early Modern German Literature 1350–1700. Rochester, NY, 247–280.
Knape, Joachim/Stefanie Luppold (Hrsg.) (2008): Friedrich Riederer: Spiegel der wahren Rhetorik (1493). Wiesbaden (Gratia, 45).
Knape, Joachim/Bernhard Roll (1997): Formularbuch. In: Reallexikon Der Deutschen Literaturwissenschaft 1, 621–623.
Knape, Joachim/Bernhard Roll (Hrsg.) (2002): Rhetorica deutsch. Rhetorikschriften des 15. Jahrhunderts. Wiesbaden (Gratia, 40).
Knape, Joachim/Armin Sieber (1998): Rhetorik-Vokabular zur zweisprachigen Terminologie in älteren deutschen Rhetoriken. Wiesbaden (Gratia, 32).
Koch, Peter (1992): Ars arengandi. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, Sp. 1033–1040.
Krewitt, Ulrich (1971): Metapher und tropische Rede in der Auffassung des Mittelalters. Ratingen/Kastellaun/Wuppertal.
Kristeller, Paul O. (1981): Studien zur Geschichte der Rhetorik und zum Begriff des Menschen in der Renaissance. Göttingen (Gratia, 9).
Kustas, George L. (1973): Studies in Byzantine Rhetoric. Thessaloniki.
Lehmann, Paul (1934): Die Institutio oratoria des Quintilian im Mittelalter. In: Philologus 89, 349–383.
Lutz, Eckart (1984): Rhetorica divina: mittelhochdeutsche Prologgebete und die rhetorische Kultur des Mittelalters. Berlin (= Quellen und Forschungen, 206).
Marbod von Rennes (1854): De ornamentis verborum. Hrsg. v. Jean-Jacques Bourassé. In: Migne PL 171, Sp. 1687–1692.
Martianus Capella (1978): De nuptiis Philologiae et Mercurii. Hrsg. v. Adolfus Dick. 3. Aufl. Stuttgart; dt. Übers.: Martianus Capella (2005): Die Hochzeit der Philologia mit Merkur = De nuptiis Philologiae et Mercurii. Übers., mit einer Einl., Inhaltsübers. u. Anm. vers. v. Hans G. Zekl. Würzburg.
Matthäus von Vendôme (1988): Mathei Vindocinensis opera. Bd. 3: Ars versificatoria. Hrsg. v. Franco Munari. Rom.
McKeon, Richard (1942): Rhetoric in the Middle Ages. In: Speculum 17, 1–32.
Meisenzahl, Johannes (1960): Die Bedeutung des Bernhard von Meung für das mittelalterliche Notariats- und Schulwesen, seine Urkundenlehre und deren Überlieferung im Rahmen seines Gesamtwerkes. Diss. (masch.) Würzburg.
Meisenzahl, Johannes (1961): ARS NOTARIA und ARS DICTANDI als Schulfächer des Mittelalters. In: Ernst Günther Krenig/Otto Schönberger (Hrsg.): Lebendige Tradition. 400 Jahre Humanistisches Gymnasium in Würzburg. Würzburg, 127–151.

Mertens, Dieter (1997): Rede als institutionalisierte Kommunikation im Zeitalter des Humanismus. In: Heinz Duchhardt/Gert Melville (Hrsg.): Im Spannungsfeld von Recht und Ritual. Soziale Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. Köln/Weimar/Wien, 401–421.

Minnis, Alastair J. (1984): Medieval Theory of Authorship. Scholastic Literary Attitudes in the Later Middle Ages. London.

von Moos, Peter (2006): Die italienische Ars arengandi des 13. Jhs. als Schule der Kommunikation. In: Peter von Moos: Rhetorik, Kommunikation und Medialität. Gesammelte Studien zum Mittelalter. Hrsg. v. Gert Melville. Bd. 2. Berlin, 127–152 (Geschichte: Forschung und Wissenschaft, 15).

Mügeln, siehe Heinrich von Mügeln.

Munk Olsen, Birger (1982–1989): L'étude des auteurs classiques latins aux XI^{e} et XII^{e} siècles. 3 Bde. Paris.

Murphy, James J. (ed.) (1978): Medieval Eloquence. Studies in the Theory and Practice of Medieval Rhetoric. Berkeley et al.

Murphy, James J. (1990): Rhetoric in the Middle Ages. A History of Rhetorical Theory from Saint Augustine to the Renaissance. 6th ed. Berkeley.

Nikolaus von Dybin: Declaracio oracionis de beata Dorothea, siehe Jaffe (1974).

Notker der Deutsche (1882): Lat. Rhetorik. In: Notker der Deutsche: Die Schriften Notkers und seiner Schule. Hrsg. v. Paul Piper. Bd. 1. Tübingen, 623–684; sowie: Notker der Deutsche (1996): Lat. Rhetorik. In: Notker der Deutsche: Die kleineren Schriften. Hrsg. v. James C. King u. a. Tübingen, 105–187.

Notker der Deutsche (1986): Ahd. Kurzrhetorik. In: Notker der Deutsche: Boethius, De consolatione philosophiae. Buch I/II. Hrsg. v. Petrus W. Tax. Tübingen, cap. 10–14.

Quadlbauer, Franz (1962): Die antike Theorie der genera dicendi im lateinischen Mittelalter. Wien.

Reuchlin, Johannes (1504): Liber congestorum de arte predicandi. Pforzheim.

Riederer, Friedrich (1493): Spiegel der waren Rhetoric, siehe Knape/Luppold (Hrsg.) (2008).

de Rijk, Lambertus M. (1963): On the Curriculum of the Arts of the Trivium at St. Gall from c. 850 to c. 1000. In: Vivarium 1, 35–86.

Roberts, Phyllis B. (1992): Ars praedicandi. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, Sp. 1064–1071.

Roth, Dorothea (1956): Die mittelalterliche Predigttheorie und das Manuale curatorum des Johann Ulrich Surgan. Basel.

Schulthess, Peter/Ruedi Imbach (1996): Die Philosophie im lateinischen Mittelalter. Zürich/Düsseldorf.

Sieber, Armin (1996): Deutsche Rhetorikterminologie in Mittelalter und Früher Neuzeit. Baden-Baden (Saecvla spiritalia, 32).

Steffen, Christel (1964): Augustins Schrift „de doctrina christiana". Untersuchungen zum Aufbau, zum Begriffsgehalt und zur Bedeutung der Beredsamkeit. Diss. (masch.) Kiel.

Stolt, Birgit (1974): Wortkampf: Frühneuhochdeutsche Beispiele zur rhetorischen Praxis. Frankfurt a.M.

Szklenar, Johannes (1987): Nikolaus von Dybin. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 6, 1062–1068.

Thierry von Chartres (1988): The Latin Rhetorical Commentaries by Thierry of Chartres. Ed. by Karin M. Fredborg. Toronto (Studies and Texts, 84).

Thomasin von Zerclaere (1984): Der welsche Gast. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm von Kries. Göppingen (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 425).

Tunberg, Terence O. (1986): What is Boncompagno's 'Newest Rhetoric'? In: Traditio 42, 299–334.

Ward, John O. (1972): Artificiosa eloquentia in the Middle Ages. The Study of Cicero's 'De Inventione', the 'Ad Herennium' and Quintilian's 'De Institutione Oratoria' from the Early Middle Ages to the Thirteenth Century, with Special Reference to the Schools of Northern France. Diss. (masch.) Toronto.

Wilhelm von Moerbeke (1978), siehe Aristoteles Latinus (1978).

Worstbrock, Franz J. (1981): Die Antikerezeption in der mittelalterlichen und der humanistischen Ars dictandi. In: August Buck (Hrsg.): Die Rezeption der Antike. Zum Problem der Kontinuität zwischen Mittelalter und Renaissance. Hamburg, 187–207.
Worstbrock, Franz J. (1985): Dilatatio materiae. Zur Poetik des ‚Erec' Hartmanns von Aue. In: Karl Hauck (Hrsg.): Frühmittelalterliche Studien. Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster. Bd. 19. Berlin/New York, 1–30.
Worstbrock, Franz J. (1992): Die Frühzeit der Ars dictandi in Frankreich. In: Hagen Keller/Klaus Grubmüller/Nikolaus Staubach (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen. München, 131–156 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 65).
Worstbrock, Franz J. (1997): Ars dictaminis, Ars dictandi. In: Reallexikon Der Deutschen Literaturwissenschaft 1, 138–141.
Worstbrock, Franz J. (2002): Rhetorik. I. Geschichte und System. In: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 15/2. Hrsg. v. Manfred Landfester. Stuttgart/Weimar, 770–791.
Worstbrock, Franz J. (2005): Die Rhetorik des Aristoteles im Spätmittelalter. Elemente ihrer Rezeption. In: Joachim Knape/Thomas Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetoriktradition. Akten der 5. Tagung der Karl und Gertrud Abel-Stiftung vom 5.–6. Oktober 2001 in Tübingen. Stuttgart, 164–196 (Philosophie der Antike, 18).
Worstbrock, Franz J./Monika Klaes/Jutta Lütten (1992): Repertorium der Artes dictandi des Mittelalters. Teil I. Von den Anfängen bis um 1200. München.

Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)

4. Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in Humanismus, Renaissance und Reformation im europäischen Kontext

1. Wissenshistorischer Zusammenhang: Rhetorik und humanistische Studien in Europa
2. Rhetoriktheorie des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland
3. Entwicklung der Stillehre im europäischen Kontext
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The educational movement of humanism created a new basis for the understanding of rhetoric in Europe. In the humanistic studies, rhetoric turned into a kind of guiding discipline. Both, grammar and logics, philosophy and poetics as well as jurisprudence and theology re-defined their relation towards rhetoric. People intensively studied the ancient works of rhetoric in their original. The newly emerging rhetorical treatises were clearly following the maxims of classical doctrines and considered these as their benchmark. During the Pico-Barbaro controversy it was revealed that eloquence-rhetoric *was of particular interest,*

Worstbrock, Franz J. (1981): Die Antikerezeption in der mittelalterlichen und der humanistischen Ars dictandi. In: August Buck (Hrsg.): Die Rezeption der Antike. Zum Problem der Kontinuität zwischen Mittelalter und Renaissance. Hamburg, 187–207.
Worstbrock, Franz J. (1985): Dilatatio materiae. Zur Poetik des ‚Erec' Hartmanns von Aue. In: Karl Hauck (Hrsg.): Frühmittelalterliche Studien. Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster. Bd. 19. Berlin/New York, 1–30.
Worstbrock, Franz J. (1992): Die Frühzeit der Ars dictandi in Frankreich. In: Hagen Keller/Klaus Grubmüller/Nikolaus Staubach (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen. München, 131–156 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 65).
Worstbrock, Franz J. (1997): Ars dictaminis, Ars dictandi. In: Reallexikon Der Deutschen Literaturwissenschaft 1, 138–141.
Worstbrock, Franz J. (2002): Rhetorik. I. Geschichte und System. In: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 15/2. Hrsg. v. Manfred Landfester. Stuttgart/Weimar, 770–791.
Worstbrock, Franz J. (2005): Die Rhetorik des Aristoteles im Spätmittelalter. Elemente ihrer Rezeption. In: Joachim Knape/Thomas Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetoriktradition. Akten der 5. Tagung der Karl und Gertrud Abel-Stiftung vom 5.–6. Oktober 2001 in Tübingen. Stuttgart, 164–196 (Philosophie der Antike, 18).
Worstbrock, Franz J./Monika Klaes/Jutta Lütten (1992): Repertorium der Artes dictandi des Mittelalters. Teil I. Von den Anfängen bis um 1200. München.

Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)

4. Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in Humanismus, Renaissance und Reformation im europäischen Kontext

1. Wissenshistorischer Zusammenhang: Rhetorik und humanistische Studien in Europa
2. Rhetoriktheorie des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland
3. Entwicklung der Stillehre im europäischen Kontext
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The educational movement of humanism created a new basis for the understanding of rhetoric in Europe. In the humanistic studies, rhetoric turned into a kind of guiding discipline. Both, grammar and logics, philosophy and poetics as well as jurisprudence and theology re-defined their relation towards rhetoric. People intensively studied the ancient works of rhetoric in their original. The newly emerging rhetorical treatises were clearly following the maxims of classical doctrines and considered these as their benchmark. During the Pico-Barbaro controversy it was revealed that eloquence-rhetoric *was of particular interest,*

*because it was in conformity with the intention to reform Latin language use. Therefore, a very rich literature emerged comprising of theoretical and exercise books on stylistics (choice of words, sentence structure, theory of tropes, etc.). Even the topic was rediscovered both as a theoretical and methodical model (*loci communes *method). Within the framework of confessional debates, that were prompted by the Reformation, rhetoric was also given more prominence as a practical discipline. This, in fact, let reformers like Martin Luther also develop a positive attitude towards rhetoric. Moreover, the development of the letterpress allowed for the dissemination of general books on rhetoric which provided the entire theoretical framework of rhetoric according to its classical role model. In the late 15th century, a remarkable connection developed with the letter theory pursued in the tradition of the* ars dictandi. *Thus, integrative rhetorical treatises emerged that aimed at uniting the various rhetorical "schools". In Germany, among these treatises were in particular the rhetorical works of Jacobus Publicius (in Latin; first print in 1482) and those of Friedrich Riederer (in German; first print in 1493).*

1. Wissenshistorischer Zusammenhang: Rhetorik und humanistische Studien in Europa

Die Begriffe *Renaissance*, *Humanismus* und *Reformation* stehen in der Wissenschaft als epochenabgrenzende Chiffren für historisch spezifische Differenzphänomene. Die Begriffe markieren Neuansätze im kulturellen Selbstverständnis, in den kulturellen Ausdrucksformen, in Lebenshaltung, Denken und Wissen. Dabei geht es um Abgrenzung gegenüber dem *medium aevum*, dem mittleren Zeitalter (wie man damals sagte), und um neuerliche Anknüpfung an die antiken Ursprünge Europas. Methodisch ist diese kondensiert in der Forderung *ad fontes*, zurück zu den Quellen, d. h. zu den Quellen der lateinischen Sprache, der Dichtung, Kunst, Wissenschaft und Religion. Die gesamte, von Italien ausstrahlende Renaissance-Bewegung geht aber noch sehr viel weiter. Mit ihr wird das Humanistenprinzip, die Antike zur maßgeblichen Diskursnorm zu erheben, in alle Bereiche der Kultur geführt, und schlägt sich entsprechend überall da im Gesamthabitus nieder, wo man Gotik, Scholastik, Feudalrecht und überkommenes politisches und religiöses Brauchtum, kurz: das *Mittelalter* in Frage stellen will. Grundlage für all dies ist der Mut, die lange gewachsenen Traditionen im Namen einer Wiederbelebung und Erneuerung (*renovatio*) des nun als ursprünglich Angesehenen in Frage zu stellen. Damit ist das Denken in traditionellen Bahnen nicht völlig über Bord geworfen, doch es bekommt spätestens ab jetzt in Europa eine nicht mehr stillzustellende kritische Konkurrenz, die stets auch auf Weiterentwicklung drängt.

Für die Rhetorik bedeutet dies, dass sich für ihre Theorie neue Diskurszusammenhänge und damit neue Herausforderungen einstellen. Betroffen sind hier die Bildungszusammenhänge und die praktischen Erfordernisse der Kommunikation, auf die sich die Rhetoriktheorie zu beziehen hat (Überblicke bei Kristeller 1981, 43−62; Murphy 1983; Plett 1993 und 2004). Im humanistischen Bildungswesen, z. B. im Rahmen der seit dem 14. Jh. zahlreich unternommenen Universitätsneugründungen, bekommt die Rhetorik wieder einen prominenten Platz als Gegenstand theoretischer Reflexion und eigenständig-disziplinärer Lehre. Der seit dem 14. Jh. ebenfalls feststellbare qualitative Sprung bei der Schriftkommunikation führt im Verein mit der neolateinischen Sprachnormdebatte

zu großer Nachfrage auf dem Gebiet der Textrhetorik, einschließlich lateinischer Stilistik. Die gleichzeitig rasant voranschreitende Expansion volkssprachlicher Schriftkommunikation führte dazu, dass die Rhetorik in Deutschland zu jenem Gebiet der klassischen Triviumsfächer wurde, auf dem sich die vernakulare Theoriebildung am frühesten vollzog. In dieser Hinsicht zogen Dialektik und Grammatik erst sehr viel später, d. h. im 16. Jh., nach (Knape 2006a, 175 f.).

Als Disziplin gewann die Rhetorik im Renaissance-Humanismus neue Kontur und einen neuen Rang, doch blieb sie in Konkurrenz zur etablierten scholastischen Philosophie, einschließlich Dialektik, und wurde von Theologie und Jurisprudenz letztlich nur als Dienerin angesehen, deren Platz in der Propädeutik war. Anders verhielt es sich bei den ‚modernen' humanistischen Studien (den *studia humanitatis*). Hier hatte man keine Bedenken, die Rhetorik wie in der Antike als Königin der Künste und Wissenschaften (*regina artium*) gelten zu lassen und sie vor die anderen humanistischen Fächer Grammatik, Poetik, Historiographie und Moralphilosophie zu stellen.

In Deutschland kam es bis zur Reformation immer wieder zu Debatten über Einzelaspekte der humanistischen Studien oder auch zu Problemen der Fächerabgrenzung und disziplinären Wertzuweisung. Einen Eindruck vermittelt uns Paul Joachimsen 1891 in seinem Buch über Gregor Heimburg. Es geht dabei um eine Positionierung der neu ins Blickfeld getretenen Rhetorik gegenüber Jurisprudenz auf der einen und Theologie auf der anderen Seite. Heimburgs Briefwechsel als solcher fand, so Joachimsen, wenig Abschreibinteresse, weil er wohl nicht sehr viel zu den oben genannten Fragestellungen des Humanistendiskurses enthielt. „Ein einziger Brief hat Gnade vor den Augen der humanistischen Zeitgenossen gefunden, und hier ist denn auch ein humanistischer Disput: ein Kampf zwischen der Rechtsgelehrsamkeit und der Rhetorik, den Heimburg im Jahre 1454 mit seinem in Rom weilenden jüngeren Freunde Johannes Rot ausfocht. Heimburg verteidigt die Jurisprudenz, Rot greift ihn mit Argumenten seines Lehrers Laurenzo Valla, des Kritikers unter den Humanisten, des Verfassers einer Invektive gegen Bartolus an". Aus Heimburgs Schriften „gewinnen wir den Eindruck, dass er die Kunstmittel der Rhetorik mit Bewusstsein anwendet, mit Vorliebe citiert er die Dichter, den Terenz vor allem", aber auch Satiriker wie Horaz und Juvenal. Doch „das alles soll nur dazu dienen, ‚daz die gesaz der rechten vnd was beider rechte lernung in sich hat durch sollich zirlich wort als mit bluemes magen gezirt werden'. Heimburg verschmäht die ‚schauspielerische Kunst', die sich selbst Zweck ist. Für ihn ist die Rhetorik eben ein Teil der Jurisprudenz, eine ‚Dienstmagd der bürgerlichen Wissenschaft', für Rot ist sie selbstherrschende Göttin" (Joachimsen 1891, 99 f.). Rot wendet sich gegen „die Behauptung Heimburgs, dass die Rhetorik keine Kunst sei, und bestreitet, dass Heimburg Plato für sich in Anspruch nehmen dürfe. Als Beispiele dafür, dass Kunst soviel vermöge, wie Natur, führt er Praxiteles, Virgil und Aristoteles an. Den Beispielen des Schadens der Beredsamkeit will er solche des Nutzens gegenüber stellen. Er definiert dann nach Cicero den jurisconsultus, nach Cato den orator, und schließt die Überlegenheit des Letzteren aus der grösseren virtus, die demselben innewohnen müsse. Gehört doch die Interpretation der Gesetze, die der Jurist macht, und ebenso die Beschäftigung mit den göttlichen Dingen und der Religion ins Amt des Redners. Er citiert dann Stellen aus Cicero und Quintilian, welche beweisen sollen, dass auch diese den Redner über den Juristen stellten" (Joachimsen 1891, 312).

In den humanistischen Studien erlebten die Quellenarchäologie, die neue philologische Pflege, der Kommentar und das Studium der klassischen rhetorischen Theoriequel-

len einen bis dato unvergleichlichen Aufschwung (knapper Überblick bei Plett 2004, 14–18). Die Auffindung eines vollständigen Quintilian in St. Gallen im Jahr 1416 durch den apostolischen Sekretär Poggio Bracciolini aus Rom (1380–1459) wurde dementsprechend als epochale Wiederentdeckung gefeiert, weil man bis dahin nur fragmentarische Kenntnis vom Gesamttext besaß (Classen 1994). Angesichts der herrschenden Gelehrten- und Bildungssprache Latein wundert es nicht, dass sich das Interesse vornehmlich auf die römische Rhetoriktradition und hier vor allem auf ihre eloquenzrhetorischen Ansätze konzentriert. Demgegenüber tritt der dezidiert persuasionstheoretische Rhetorikbegriff der aristotelischen *Rhetorik* zurück. Zwar gab es im Spätmittelalter sieben oder neun Kommentare zur *Rhetorik*, doch gilt Franz J. Worstbrocks Feststellung zunächst auch noch für den sich entwickelnden Humanismus: „Die *Rhetorik* des Aristoteles blieb im Spätmittelalter philosophischer Besitz“ (Worstbrock 2005, 194). Im 16. Jh. nahm das Interesse deutlich zu. Verbreitung fand die aristotelische Rhetorikdoktrin aber auch dann noch vornehmlich über die verschiedenen, neu entstandenen lateinischen Übersetzungen (Kristeller 1981, 53; 55 f.).

Der sich seit der Mitte des 15. Jhs. rasch ausbreitende Buchdruck unterstützte das humanistische Anliegen der Sicherung und Verfügbarmachung möglichst der gesamten antiken rhetorischen Theorieliteratur. Ihre tatsächlich einsetzende breite Drucklegung und auflagenstarke Verbreitung im 15. und 16. Jh. dokumentieren Lawrence D. Green und James J. Murphy (2006).

Wenn die Rückgewinnung des antiken Theoriewissens bei den Humanisten als vorrangige, notwendige und bedeutende Leistung empfunden wurde, so hielt sich demgegenüber die eigenständige Fortschreibung der antiken Theorieansätze, ihre Weiterentwicklung und zeitgemäße Reformulierung vorläufig noch in Grenzen. Das war auf allen Wissensgebieten erst der zweite Schritt.

Im Bereich der Rhetorik gibt es im frühen Humanismus eine bedeutende Ausnahme. Es handelt sich um Georgius Trapezuntius Cretensis (1395–1472/73), dessen Vorfahren aus dem heute türkischen Trabzon am Schwarzen Meer stammten. Er wurde in Kreta geboren, kam als junger Mann nach Venedig und blieb in den folgenden Jahrzehnten als berühmter Gelehrter an verschiedenen Orten Italiens (Monfasani 1976). Seine Bekanntheit beruhte vor allem auf den großen Übersetzungen des Aristoteles ins Lateinische; zu seinen Werken zählen aber auch Übersetzungen Platons, des Ptolemäus und des Eusebius. Rhetorikhistorisch nimmt Georg von Trapezunt deswegen eine besondere Stellung ein, weil er 1433 mit seinen *Rhetoricorum libri quinque* ein humanistisches Initialwerk herausbrachte. Es stellt die erste originäre, umfassende lateinische Rhetoriktheorie eines Humanisten dar. „Was ist Rhetorik (*rhetorica quid*)?“ Auf diese Eingangsfrage des Ersten Buches seiner Rhetorik antwortet Trapezunt: „Rhetorik ist die den Bürger im Staatswesen betreffende Wissenschaft, mit deren Hilfe wir uns zu öffentlich relevanten Fragen äußern, um, nach Maßgabe des Möglichen, die Zustimmung der Zuhörer zu erlangen“ (Georg von Trapezunt, Ausg. Deitz 2006a, 5; Übers. Deitz 2006b, XXI). Die in seinem Werk ausgearbeitete zugehörige Theorie systematisiert Trapezunt neu. Dabei verbindet er die Lehre von den drei Stilarten (*genera dicendi*), wie sie die römische Tradition etwa eines Auctor ad Herennium vermittelt, mit der Lehre von den vier Stilqualitäten (*virtutes elocutionis*), die „besonders das Bild der griechischen Tradition bis in die spätbyzantinische Zeit hinein prägte“ (Deitz 2006b, XII). Ihren Höhepunkt erreichte die genannte Lehre von den vier Stilqualitäten im Werk *Über die Ideen* des kaiserzeitlichen Redelehrers Hermogenes (ca. 160 bis etwa 225 n. Chr.). Trapezunt arbeitet sie (neben anderen Autori-

täten) systematisch in sein Werk ein. Im Ergebnis schuf er ein eigenständiges, monumentales und bedeutendes Werk der Rhetorikgeschichte, dessen Wirkung nicht unterschätzt werden darf: Wie man den Einfluss, den die *Rhetoricorum libri quinque* „auf das rhetorische und dialektische Schrifttum der Renaissance ausgeübt haben, auch im einzelnen bewerten mag", so wird man doch zweifelsfrei davon ausgehen müssen, dass „sie gelesen und ernst genommen wurden". Obwohl die Auseinandersetzung mit dem Werk, „sei es im Sinne der Übernahme, sei es in dem der Ablehnung", meistens „eher punktuell als umfassend war, wird man Georg doch einen Rang zusprechen können, der dem der antiken Autoritäten nur um weniges nachsteht" (Deitz 2006b, XXIX).

Für die Humanisten hielt die klassische Rhetorik, wie sie ihnen aus dem ciceronischen Redewerk (dem einzigen aus der römischen Antike umfassend erhaltenen Reden-Korpus) sowie aus den antiken Rhetoriken entgegentrat, ihre genuine Theorie bereit, die sie auch mit „der Weisheit", d. h. „mit der Philosophie zu verknüpfen" suchten. Damit nahmen sie „eine ideale Vorstellung auf, die schon Cicero formuliert hatte", z. B. in *De oratore* (Kristeller 1981, 44). Freilich führte dieses Engagement für Fragen der Rhetorik nicht zugleich zu neuen, klar konturierten oder systematisch stringenten Auffassungen dessen, was als Rhetorik zu gelten habe. Oder anders formuliert: der Grad der konsequenten theoretischen Durchdringung des Rhetorikproblems hielt sich in Grenzen. Zwar sah man bei der jetzt programmatisch vorgenommenen Relektüre der antiken Rhetoriktheoretiker deutlich, dass der Kern des Faches auf eine Kommunikations- und Texttheorie hinauslief, wie man heute sagen würde. Bei den Versuchen eigener weiterer Ausdifferenzierungen und Anschlussüberlegungen kam es dennoch oft zu großzügigen oder (etwas kritischer gesagt) gedanklich inkonsistenten Sichtweisen mit entsprechenden Aufweichungen der Grenzen zur Grammatik, Poetik, Dialektik und Sprachphilosophie. Positiv gewendet heißt dies: die Rhetorik diente als vielfältig ansetzbarer Schlüssel zum Verständnis aller sprachlichen Phänomene.

Lorenzo Valla (1407−1457) etwa ging sogar so weit, „die Rhetorik als Ersatz für die Philosophie" zu betrachten, was man mit Paul O. Kristeller als zwar „bedeutsam, aber nicht typisch" ansehen kann (Kristeller 1981, 131 f. Anm. 2). Valla behauptet: „Tatsächlich steht die Philosophie wie ein Soldat oder ein Tribun unter dem Befehl der Redekunst, die herrscht und [...] die die Königin ist" (*Siquidem philosophia velut miles est aut tribunus sub imperatrice oratione et* [...] *regina*; Valla 1970, I,10,3; Übers. n. Grassi 1989, 166). Seine weitere Argumentation macht allerdings deutlich, dass er hier einem sprachtheoretischen Missverständnis unterliegt. Rhetorik wird nämlich ohne weiteres mit dem Phänomen Sprache bzw. der Sprachlichkeit gleichgesetzt. Es geht ihm systematisch gesehen also nicht um Rhetorik im kommunikationstheoretischen Sinn, was auch für die Antike außer Frage stand, sondern um das sprachphilosophische Problem der Möglichkeit von Wirklichkeitsrepräsentation mittels Sprache; was theoretisch (gegenüber eigentlich rhetorischen Fragen im engeren Sinn) auf einer ganz anderen Ebene anzusiedeln ist. Vallas Zugang zur Rhetorik ist aber insofern bemerkenswert, als er vom proprietären Ansatz der Rhetorik absieht oder, man könnte auch sagen, über ihn hinaussieht, um die antiken rhetorischen Theoriewerke unter ganz eigenen Perspektiven zu lesen: als Quellen für Einsichten zur politischen und sozialen Verfasstheit des Menschen (vgl. Gerl 1974; Westermann 2006). Methodische Verallgemeinerungen des rhetorischen Ansatzes und seine Applikation auf andere Theoriebereiche lassen sich auch bei anderen Theoretikern der Zeit, z. B. Niccolò Machiavelli (1469−1527) beobachten (Knape 2006b).

Kennzeichnend für die humanistische Sicht auf die Rhetorik ist ihre Betonung des Eloquenzideals, das den rhetorischen Persuasionsfaktor ganz wesentlich an die Elabo-

riertheit des lateinischen Textes bindet, damit allerdings zugleich den rhetoriktheoretisch konstitutiven Persuasions-Ansatz verkürzt. Das heißt: Wer sich die neulateinischen Sprach- und Stilbestrebungen der Humanisten zu eigen macht, die sich insbesondere im Phänomen des Ciceronianismus als sprachstilistischer Variante des Humanistenprinzips ausdrücken (Sabbadini 1886; Norden 1898, 773–780; Rüegg 1946; Müller 1999), bringt die besten Voraussetzungen mit, in der humanistischen Diskursgemeinschaft erfolgreich kommunizieren zu können. Ein bekanntes Beispiel ist der Straßburger Humanist und Pädagoge Johannes Sturm (1507–1589). „Er hat den Cicerokultus förmlich organisiert" (Norden 1898, 802 f.). Guter Stil gilt als Ausweis angemessenen Denkens. Diese rein textintrinsische Betrachtung von Rhetorizität, die letztlich auf ein ästhetisches Qualitätskriterium setzt, kann sich unter anderem auch auf Quintilian als Gewährsmann stützen.

Bis zur Reformation hat es in dieser Frage immer wieder Auseinandersetzungen gegeben. Zu erinnern ist etwa an den Kölner Dunkelmännerstreit (1515) in Deutschland oder die wirkungsreiche Pico-Barbaro-Kontroverse des Jahres 1485 (Vickers 1989, 139–152; Knape 1993, 13–16). Der Humanist und Übersetzer der aristotelischen *Rhetorik* Ermolao Barbaro kritisierte dabei in einem zeittypisch offenen Humanistenbrief an den Philosophen Pico della Mirandola die mittelalterlich-scholastischen Philosophen, weil sie ganz und gar nicht dem neulateinischen Eloquenzideal entsprächen und daher auch in ihrer gedanklichen Leistung anzuzweifeln seien. Dagegen wendet sich Pico scharf in einem Antwortbrief, der stilistisch allen *elegantia*-Vorstellungen Barbaros genügt, wie dieser später selbst bestätigt, der aber die Philosophie eines Thomas von Aquin, eines Albertus Magnus und anderer Scholastiker verteidigt und schließlich sogar so weit geht, das Philosophieren zu einem eloquenzfreien Bereich zu erklären. Die Reaktion des Aristoteles-Kenners Barbaro besteht in dem Zugeständnis, dass es ein unrhetorisches Philosophieren oder theoretisches Reflektieren gebe, das auf eine ausgearbeitete Stilistik nach klassischem Vorbild verzichten könne. Trotzdem besteht er mit Aristoteles darauf, dass die Rhetorik weiterhin als eine jener Disziplinen zu sehen sei, die unter dem weiten Dach der Philosophie angesiedelt sind. Allerdings sei sie als *civilis scientia* (d. h. als Teil der politischen Wissenschaft, wie Aristoteles in der *Rhetorik* sagt) zuständig für Fragen, die mit dem Handeln der Menschen, mit Praxis im sozialoffenen Raum zu tun haben. Picos Vorwurf, zur Eloquenz gehöre notorisch die Lüge, weist Barbaro zurück. Natürlich gebe es einen Unterschied zwischen dem alltagspraktisch-politischen Reden und dem philosophischen. In der politischen Praxis komme die Lüge vor, wie die Reden des Demosthenes zeigten, doch könne man aus derartigen Einzelfällen syllogistisch nicht die Generalregel ableiten: Oratoren lügen (Breen 1952a, 407).

Das in der Pico-Barbaro-Kontroverse angesprochene Problem war in Deutschland nur zu bekannt. Auch Martin Luthers jungem philologischen Mitstreiter Philipp Melanchthon (1497–1560) machen seine praktischen Erfahrungen in Wittenberg ab dem Jahr 1519 bald klar, dass es einer ausgefeilten Texttheorie bedarf, die sowohl analytisch als auch synthetisch (beim Schreiben) in Dienst genommen werden kann. Texthermeneutik und Textproduktion werden für ihn erklärtermaßen zu zwei Seiten einer Medaille (Knape 1999). Die Rhetorik ist für ihn daher eine Kerndisziplin (Berwald 1994). Melanchthons deutliche Parteinahme für die Eloquenzaspekte der Rhetorik hat sich allerdings erst nach und nach entwickelt. Seine Tübinger Rhetorik von 1519 ist noch deutlich von einer großen Nähe zur dialektischen Argumentationslehre gekennzeichnet (Knape 1993, 5–10; Wels 2001, 448–450).

In seinem *Encomion eloquentiae* von 1523 preist und verteidigt er dann die eloquenzrhetorischen Studien mit Nachdruck, nicht zuletzt auch gegenüber theologischen Puris-

ten, die meinen, die fromme Sache spreche schon für sich. Damit unterstreicht er die verstehensfunktionale Seite rhetorischer Überformungen, und er legitimiert sie durch Hinweis auf die rhetorische Seite der *Bibel*: „Wohl weiß ich, daß manche meinen, *elegantia* und Richtigkeit der Sprache (*recte loquendi ratio*) ließen sich trennen und die Art des Sprachgebrauchs sei unwichtig, wenn nur zur Sache geredet werde. Wenn sie diese Frage genauer untersuchten, würden sie keineswegs der Ansicht sein, von den Lehrenden der Beredsamkeit werde weit hergeholte und überflüssige Schminke verlangt. [...] Die Notwendigkeit hat die schöne Form entstehen lassen. Denn ungepflegte Ausdrucksweisen bleiben auch unklar. Wo dagegen die rhetorische Gestaltung schmückend hinzutritt, wird auch der Sinn deutlicher. Denn zu diesem Zweck werden nach Quintilian die rhetorischen Figuren eingesetzt. Seiner Ansicht nach sind Nutzen und rechte Form nicht zu trennen. Wozu bedarf man etwa in der Heiligen Schrift − von weltlichen Werken will ich einmal absehen − der rhetorischen Figuren? Die Propheten hätten sie, wie ich meine, nicht gebraucht, wenn sie nicht sachdienlich wären“ (Übers. vgl. Schmidt 1989, 152−155).

Melanchthon und sein Umkreis greifen auch die Pico-Barbaro-Kontroverse auf. Man stellt sich in einem fiktiven Brief auf die Seite Barbaros. Dabei kann man die scholastische Theologie ebenso geißeln wie ihren sprachlichen Barbarismus kritisieren, Rhetorik und Eloquenz aber als Theorie und Praxis wirklich eleganten Sprachvermögens preisen. Ab der Auflage des Jahres 1539 nimmt Melanchthon in seiner *Wittenberger Rhetorik* (Erstdruck 1531) den Brief Picos sowie einen fiktiven Antwortbrief Barbaros auf. Für den fiktiven Antwortbrief zeichnet Melanchthons vertrauter Schüler Franz Burchard verantwortlich, doch ist der Text wohl in enger Zusammenarbeit mit Melanchthon entstanden, der in der Ausgabe dann auch selbst Erläuterungen zur Disposition und zum dialektischen Gerüst der Briefe beisteuert (Einleitung Burchards sowie die beiden Briefe und die Erläuterungen Melanchthons in Wels 2001, 342−439; zur inhaltlichen Verbindung des Briefs mit Melanchthon vgl. Wels 2001, 343 Anm. 567, und 467 Anm. 18; engl. Übersetzung des Briefs und Kommentar bei Breen 1952b).

Das neue, an antiken Mustern geschulte Eloquenzideal brachte es mit sich, dass die im Rahmen der Rhetorik gepflegten Stiltheorien besonders wichtig wurden. Ihre Applikation sollte vorrangig bei Prosatexten erfolgen, doch wenn sie in Poetiken übernommen wurden, sollten sie auch für Verstexte gelten. Der Bereich der Stillehre bildet historisch gesehen die wichtigste Schnittmenge zwischen den Theoriekomplexen, die in Poetiken und Rhetoriken dieser Zeit abgehandelt wurden (Knape 2006a, 93−96). Als wichtiges Beispiel kann auf J. C. Scaligers monumentale und einflussreiche *Sieben Bücher der Poetik* (*Poetices libri septem*) von 1561 verwiesen werden. Scaliger gliedert das klassische Stilinventar nach einem dichotomischen Modell von a) sachabhängigen und b) sprachautonomen Figuren (*aliae namque sunt figurae rerum, aliae vero verborum*; Scaliger 1994−2003, III,30). Eine Figur der Sache ist gewissermaßen referenziell durch den Sachverhalt motiviert, die Eigenschaften der autoreferenziellen Sprachfiguren hingegen sind von den Sachen verschieden bzw. nicht motiviert (*Rei enim res est; verborum autem affectus ab rebus alii*; Scaliger 1994−2003, III,30). Was er dann ausführlich im 3. Buch an Sachfiguren vorstellt, entspricht im Wesentlichen dem traditionellen Inventar der Tropen und Inhaltsfiguren. Scaliger unterscheidet fünf Untergattungen nach den semantischen Kriterien, ob die Figur gegenüber der Sache bedeutungsähnlich ist (wie er meint, annehmen zu können), ob sie mehr aussagt, weniger aussagt, ob sie es anders oder gar durch das Gegenteil aussagt. Die Sprachfiguren behandelt Scaliger im 4. Buch. Sie verdanken

sich erstens der *natura* oder *essentia* des Wortmaterials (was Figuren wie Ellipse oder Klimax ermöglicht), zweitens dem *situs* (z. B. Parenthese), drittens der *quantitas* (z. B. Parison) und viertens der *qualitas* (z. B. Homoioteleuton).

Was über die Gemeinsamkeiten in der Stillehre hinaus zum Verhältnis von Poetik und Rhetorik zu sagen ist, wird in der Forschung unterschiedlich gesehen. Schon Eduard Norden (1898, 898−908) kam zu einer differenzierten Einschätzung der Frage, wie weit die wechselseitige Theorie-Kontamination ging. Seine Überlegungen münden allerdings in die Feststellung, „daß die Humanisten das Wesen der Poesie in der Theorie wieder entdeckt haben" (Norden 1898, 906). Plett (2004) geht von einer weitgehenden Überlagerung der Theorieansätze aus und spricht von poetischer Rhetorik, *poetica rhetorica*, bzw. *rhetorical poetics*. Trotz gewisser, sich überschneidender Theorieelemente muss man aber wohl sagen, dass die Poetik im Renaissance-Humanismus als selbständige Nachbardisziplin der Rhetorik mit eigenem Theorieprofil betrachtet und gepflegt wurde (Buck 1991, 110 f.; Knape 2006a, 69−71).

Ein bemerkenswertes Zeugnis der frühhumanistischen Debatte um den Zusammenhang und die Abgrenzung von Poetik und Rhetorik ist die wohl am 6. Dezember 1458 gehaltene Wiener Universitäts-Disputatio-generalis über *Stellung oder Bestimmung von Rhetorik und Poetik* (*Positio sive determinatio de arte oratoria sive poetica*) des Astronomen Georg von Peuerbach (1423−1461). Der Status der Poetik im Fächerkanon und der Wert der Dichtung war um die Mitte des 15. Jhs. noch umstritten, weil sie traditionell keinen eigenen Platz unter den sieben freien Künsten hatte, wie der zeitgleich engagierte Briefwechsel Sigismund Gossembrots in dieser Frage deutlich macht. Der Wiener Theologieprofessor Konrad Säldner, Peuerbachs Kollege und Vorsitzender bei der genannten Disputatio (Wallner 1947, 113 f.) wollte in seinem Briefwechsel mit Gossembrot aus den Jahren 1457−1459 die Dichtung immer noch − wenn überhaupt − polemisch vereinfachend allein unter dem Dach der von ihm gerade noch akzeptierten Rhetorik ansiedeln, am liebsten aber ganz und gar in Frage stellen (Wattenbach 1873, 45). Der deutsche Frühhumanist Peuerbach nimmt demgegenüber eine ganz andere, differenzierte Position ein. Er unterscheidet die Fachgebiete der Rhetorik und Poetik definitorisch deutlich. Zugleich stellt er aber auch in Rechnung, dass alle sprachbezogenen Disziplinen, vor allem Poetik, Rhetorik und Grammatik, in einen Komplementär- und wechselseitigen Befruchtungszusammenhang gehören: Er wolle sich die Ansicht zu eigen machen, „dass diese wie alle übrigen Disziplinen in wechselseitiger Beziehung zueinander stehen, weswegen niemand eine erwerben könne, wenn er sich nicht auch Kenntnis in der anderen verschaffe. Wer nämlich besitzt Fertigkeit im richtigen Sprechen, wenn er nicht Dichter (*poetas*) gesehen, nicht Geschichtsschreiber (*historicos*) und Redner (*oratores*) gelesen hat?" (Übers. vgl. Wallner 1947, 158).

Es entspricht also durchaus der humanistischen Sicht, wenn wir für die Zeit der Renaissance „wie auch vorher oft von einem Parallelismus und einem wechselseitigen Einfluß" zwischen Poetik und Rhetorik sprechen. „Je weniger die Rhetoriker Überredung und politisches Handeln betonten und je mehr sie auf guten Stil beim Reden und Schreiben Wert legten, umsomehr wurden Redekunst und Dichtung zu Geschwisterkünsten des guten Stils in Prosa und Vers, geradeso wie die mittelalterlichen *dictatores* sie zuvor verstanden hatten. Im 16. Jahrhundert wurde diese Einstellung durch das parallele Studium der aristotelischen *Poetik* und *Rhetorik* noch unterstützt" (Kristeller 1981, 53). Beide Werke lagen seit dem 13. Jh. in verschiedenen lateinischen Übersetzungen vor. In der griechischen Originalsprache wurden die *Poetik* und die *Rhetorik* des Aristoteles

erstmals 1508 in der von Aldus Manutius besorgten Ausgabe seiner *Rhetores Graeci* gedruckt (Minio-Paluello 1972).

In Privatschulen und in den Artistenfakultäten Europas, in Deutschland zunächst auch in den juristischen Fakultäten der Universitäten, fanden die humanistischen Studien immer mehr Anhänger. Sie reformierten das Trivium auf Kosten der von der Scholastik favorisierten Dialektik, so dass dieser argumentationstheoretische Zweig der Rhetorik eine eigenständige Entwicklung nahm (Wels 2000, 91 ff.). „Der auf der Grammatik aufbauenden Rhetorik fällt unter den studia humanitatis insofern eine Schlüsselstellung zu, als die Aneignung des Bildungsgutes über das hochgeformte Wort erfolgt. ‚Waren in der Tat', so fragt Lorenzo Valla, ‚nicht diejenigen die größten unter den Philosophen, den Rednern, den Juristen, schließlich unter den Schriftstellern überhaupt, welche sich am eifrigsten um die Vervollkommnung des Ausdrucks bemüht haben?' [hrsg. v. Garin 1952, 598]. Die Rhetorik ist für alle Wissenschaften unentbehrlich. Den seit der Antike andauernden Konflikt zwischen Rhetorik und Philosophie entschieden die Humanisten zugunsten der Rhetorik" (Buck 1991, 109 f.).

Humanistische Lehrer Italiens wie Guarino Guarini (1370–1460) stellten ein dreiteiliges Lehrprogramm auf, das aus Grammatik, erweiterter grammatischer Schulung mit Autorenlektüre und schließlich Rhetorik mit einem Übergang zur Philosophie bestand. „Um die Texte noch besser auszuschöpfen, empfiehlt Guarino, einem unter den Humanisten weit verbreiteten Usus folgend, Sammlungen von Lesefrüchten anzulegen, die dann jederzeit für die Zitierung in der eigenen literarischen Produktion zur Verfügung stünden. Wenn die aus verschiedenen Quellen stammenden Exzerpte jeweils nach bestimmten Themen geordnet werden sollten, so handelt es sich hier um das gleiche Verfahren, das man später in den weit verbreiteten *Loci communes*-Heftchen angewandt hat" (Buck 1991, 114 f.).

August Buck hat 1968 beschrieben, wie sich diese *loci communes*-Methode über das humanistisch orientierte Europa ausbreitete. Die Methode nahm ihren Ausgang von der erstmals 1459 publizierten pädagogischen Lehrschrift *De ordine docendi et discendi* des Guarino-Sohns Battista (hrsg. v. Garin 1958; Buck 1968, 144). Darin heißt es, man solle Sentenzen zum gleichen Thema sammeln, die nach Buck letztlich mehr sind als „bloße Fundörter für Beweisgründe wie bei Cicero und Quintilian, sondern Ordnungsschemata oder Einteilungsprinzipien, welche die Fülle der Erscheinungen sinnvoll gliedern, indem sie dieselben auf allgemeine Gesichtspunkte zurückführen" (Buck 1968, 144 f.). Neben Sentenzen können später auch Exempla und andere Inhaltselemente treten (Wels 2000, 181 ff.). Hieraus hat sich dann das umfassende Denkmodell universal systematisierbarer Topiken in der Frühen Neuzeit entwickelt (Schmidt-Biggemann 1983; Moss 1996). Im nördlichen Europa führt diese Entwicklung über drei Stationen, auf die Paul Joachimsen bereits 1926 aufmerksam gemacht hat: Rudolph Agricola (1444–1485), Erasmus von Rotterdam (1466/69–1536) und Philipp Melanchthon.

Agricolas dialektische Findungslehre *Inventio dialectica* betont die argumentationstheoretische Rolle der *inventio,* des ersten rhetorischen Produktionsstadiums. Er akzentuiert dessen logische Seite und schlägt die *inventio* der Dialektik zu. Theoretisch radikalisiert und mit großer historisch-epistemologischer Wirkung findet sich diese Position dann bei Petrus Ramus 1549 wieder, der ebenfalls nur noch die Stilistik (*elocutio*) und Textperformanz-Lehre (*actio*) der rhetorischen Doktrin als eigentliche Gegenstände zugesteht (Knape 2000, 237–259).

Agricola bezieht sich in seinem 1479/80 verfassten Werk (Erstdruck 1515) auf Ciceros Topik und bindet damit seine *loci*-Lehre an jenen Zweig der Rhetorik, der die Argumen-

tationstheorie herausstellt. Aufgabe der *inventio* ist, wie der Name schon sagt, das Finden von Argumenten. Dabei sind die *loci* oder „Merkmale (*notae*), die alle Dinge der Welt miteinander gemein haben", zentral (Mundt 1994, 86). Insgesamt gibt es bei Agricola 24 solcher *loci*, die alles umfassen sollen, „was von jedweder Sache gesagt oder gedacht werden kann" (*De inventione dialectica libri tres*, I,29,4–5, hrsg. v. Mundt 1992, 186 f.). Im Jahre 1512 veröffentlichte Erasmus von Rotterdam mit *De duplici copia verborum ac rerum* ein Werk, das für den Unterricht an der Schule von St. Paul in London gedacht war. „Wir haben es dabei mit einem Mittelding von Synonymik, Stilistik und Realenzyklopädie zu tun, bei dem es auf nichts anderes als die rhetorische variatio ankommt. Für diese sollen Beweisgründe, Formeln mitgeteilt werden. Die nächste Absicht ist eine ästhetische, es soll ein Mittelweg zwischen der ‚asiatischen Weitschweifigkeit' und der ‚rhodischen Gemäßigtheit' in der Redekunst gezeigt werden, das heißt: Erasmus will seinen eigenen Stil zum Stilmuster machen. Das ist ihm denn auch mindestens ein Jahrhundert gelungen. Die *Loci communes* werden nun im zweiten Buch behandelt, wo von der *Copia rerum* [Fülle der Dinge] – das sind die ‚Sachen' nach den ‚Wörtern' – die Rede ist. Es handelt sich um die Methoden der rhetorischen Amplifikation, die durch Reflexion auf Inhalt, Umfang oder Beziehungen eines zur Erörterung stehenden Begriffs oder Satzes gewonnen werden soll. Hier erscheinen nun die Loci ganz in der Weise des Agricola als eine Mischung aus Kategorien und Dispositionspunkten" (Joachimsen 1926, 56; vgl. Wels 2000, 170 ff.). Mit seinen 1521 erschienenen *Allgemeinen Örtern zu theologischen Sachverhalten* (*Loci communes rerum theologicarum*; hrsg. v. Pöhlmann 1997) legt Melanchthon dann eine theologische Topik vor, die sich ausdrücklich auf die beiden genannten Vorgängerwerke bezieht und deren Methode er nun auf einem ganz bestimmten Gebiet, dem der Theologie, erprobt (Joachimsen 1926; Buck 1968, 145 f.). Das Besondere an dieser Schrift ist, dass sie aus der *Bibel* theologische Kernaussagen kondensiert und zu einer theologischen Topik verdichtet. Damit wird die *loci*-Methode als theologisches Verfahren akzeptiert und zugleich religiös überhöht. Dies wirkt sich positiv auf die Verbreitung der *loci communes*-Methode im protestantischen Bildungswesen Deutschlands aus, z. B. in der Pädagogik des Straßburger Reformers Johann Sturm (Spitz/Tinsley 1995, 51).

Dies hat aber zugleich auch Auswirkungen auf die epistemische Position der Rhetorik als solcher im reformatorischen Deutschland. Maßgeblich bleiben hier die Überlegungen des Kirchenvaters Augustinus, dessen Rhetoriksicht für humanistisch orientierte Theologen wie Stephan Hoest (Knape 1994a), aber gewiss auch für Martin Luther bestimmend waren. Augustinus hatte sich bei seiner Prüfung der Rhetorikfrage in *De doctrina christina IV* dem Neuen Testament zugewandt und diesen Text einer *interpretatio rhetorica* unterzogen. Seine rhetorische Lektüre ergab, dass die *Bibel* durchaus eloquenzrhetorisch überformt sei. Er formulierte für alle kommenden Predigergenerationen die Apologie der Rhetorik fürs Christentum schlechthin, und zwar mit drei Argumenten, die in der Reformationszeit auf fruchtbaren Boden fielen: 1. Das pragmatische Argument: Das Christentum darf nicht mit schlechteren rednerischen Waffen kämpfen als die nichtchristliche Umgebung. Es versteht sich, dass dieses Argument im konfessionellen Zeitalter ohne Schwierigkeiten auf die Auseinandersetzungen mit der jeweils anderen Glaubensrichtung bezogen werden konnte (Goldtwurm 1545, $A6^{r}$–$A6^{v}$; Knape 2006a, 46 f.). 2. Das epistemische Argument: Die christliche Wissenschaft soll der Bibelhermeneutik dienen (*scientia tractandarum scripturarum*), und rhetorisches Wissen ist da sehr nützlich. Bei Philipp Melanchthon wird daraus 1519 in seiner *Tübinger Rhetorik* eine explizite

Theorie der Verknüpfung von schreibender *rhetorica* und verstehender Text-*enarratio*, d. h. die Lehre von der Abhängigkeit jeglicher Hermeneutik von rhetorisch-produktionstheoretischem Wissen (Knape 1999). 3. Das theologische Argument: Gott hilft dem Prediger, die Wahrheit zu sagen. Dies gilt nur für den, der sich unter die Maxime des *sapienter dicere* stellt. Dahinter steht eine spirituell-kognitivistische Theorie, die davon ausgeht, dass derjenige, der die biblische Wahrheit versteht, auch die sprachlichen Mittel findet, denn es gilt die Gleichung *intellegentia = eloquentia* (Knape 1994a, 144; Knape 2007).

Es ist unübersehbar, dass Luthers Einschätzung der Rhetorik im Rahmen seiner Wort-Theologie hierauf fußt. Für ihn muss jede Art Verkündigung im Bibelstudium gründen und kann dann auf die besondere Kraft des Heiligen Geistes setzen (Junghans 1998, 20−24). Die dritte Person Gottes ist für Luther auch die Hypostasierung von *Rhetor et dialecticus*, wie er sagt (WA 31 II,83,12; Oesterreich 2000, 35 und 45; Stolt 2000, 48). Luther selbst hat kein systematisches Werk zur Kunst der Predigt, aber doch eine Reihe verstreuter Äußerungen zur Predigtlehre hinterlassen (Müller 1996, 46 Anm. 47; Junghans 1998).

Seit der Reformationszeit ging es bei den Rhetorikstudien immer auch um das Lernziel möglichst guter Beherrschung der schriftrhetorischen Mittel für die Zwecke konfessioneller Auseinandersetzung, sei es propagandistische Agitation, fachtheologische Debatte oder gar aus rhetorisch-humanistischen Ansätzen gespeiste gegenreformatorische Ketzerbekämpfung. So etwa im Fall des Jesuiten Jacob Gretser, 1562−1625 (Bauer 1986, 14). Ja, man kann sagen, dass der reformationsinduzierte *Agon* zwischen den Konfessionen, der in den Kriegen des 17. Jhs. kulminierte, ein kulturhistorisch bemerkenswerter Antrieb für die Ausprägung frühneuzeitlicher Rhetorik in Theorie und Praxis war.

Barbara Bauer kommt mit Bezug auf den humanistischen Generalbass im Bildungswesen der Epoche zu der Feststellung, dass am Ende des 16. Jhs. „jesuitische und protestantische Pädagogen mit gleichem Stolz auf die Erfolge ihrer Reformtätigkeit im Schulwesen verweisen“ konnten, die nicht zuletzt neuen Lehrbüchern auf Grundlage der rhetorischen „praecepta und exempla des römischen Altertums“ zu verdanken waren (Bauer 1986, 1). Ihrer Meinung nach eignet sich der Begriff des „christlichen Humanismus“ für die führenden Schulautoren beider konfessioneller Richtungen gut „dazu, die einheitliche humanistische Basis der Vertreter verschiedener Konfessionsparteien im Zeitalter der Glaubensspaltung zu charakterisieren“ (Bauer 1986, 25). Es ist ein Begriff, den Paul O. Kristeller im Sinne einer humanistisch-theologischen Konvergenzthese auf Autoren wie Erasmus von Rotterdam, Guillaume Budé, Juan Luis Vives, Calvin oder Melanchthon bezogen hatte, Autoren also, die „religiöse oder theologische Probleme“ vor dem Hintergrund „einer humanistisch klassischen und rhetorischen Bildung“ diskutierten (Kristeller 1974, 83). Dieser vom neulateinischen Eloquenzideal geprägte Humanismus entfaltete konfessionsübergreifende Ansprüche stilrhetorischer Elaboration bei allen Gattungen schriftlicher Kommunikation in lateinischer Sprache (Bauer 1986, 16−19; 59). Das gilt dementsprechend auch bei allen speziell religiös oder konfessionell motivierten Kommunikationszielen: den missionarischen, den konfessionspolemischen und pastoraltheologischen. Wichtige Schulkompendien der Zeit, wie etwa die humanistische Rhetorik *De arte rhetorica libri tres ex Aristotele et Quintiliano praecipue deprompti* des Jesuiten Cyprian Soarez aus der Zeit um 1560 suchten dem Rechnung zu tragen (Bauer 1986, 138−242).

2. Rhetoriktheorie des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland

2.1. *Ars dictandi*

Die Pflege und die Entstehung rhetoriktheoretischer Schriften ist im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Deutschland eng mit der Expansion aller Formen von Schriftkommunikation verknüpft. Die auf pragmatische Formen der Schriftlichkeit konzentrierte *ars dictandi* kommt zur Hochblüte. Sie vermittelt Wissen über die Textgrammatik des Briefs, die vorgeschriebenen Anredeformen (mit genauem Titelreglement, einschließlich genau festgelegter, ehrender Prädikatisierungen, den sog. *Determinationen*), Synonymien und Figuren. Oft finden sich Musterbriefe zusammengestellt. Die *ars*-Literatur wird nicht nur in den Kanzleien, sondern auch in Klöstern und hohen Schulen tradiert. Ein Beispiel für die Übergänge zwischen diesen Sphären stellen die rhetorischen Schriften des Bernhard von Kraiburg aus der Mitte des 15. Jhs. dar (Bauer 1971). Zu den lateinischen Briefmustersammlungen und Briefstellern gesellen sich schon relativ früh deutschsprachige Texte und Textsammlungen (Ende 14. Jh., erste Hälfte 15. Jh.). Nicht selten finden sich zweisprachig gemischte Sammelhandschriften zur *ars-dictandi*-Rhetoriktradition. In vielen Fällen kann man eine Herkunft aus Kanzleien annehmen. Aus klösterlichem Umfeld stammen etwa: Stiftsbibliothek Einsiedeln Codex 332 (um 1460/70); Stiftsbibliothek Scheyern Ms. 33 (15./16. Jh.) oder Clm 6008 (1518, Melk). Aus universitärem Umfeld stammen z. B. die beiden Leipziger Studienhandschriften mit einschlägigen lat./dt. Texten: Würzburg UB: M.ch.q.18 (1475) und Berlin SB: Ms.lat.qu.90 (2. Hälfte 15. Jh.). Der Fall des artistischen Dozenten Paul Lescher zeigt, dass die *ars dictandi* auch Lehr- und Lerngegenstand an Universitäten wie Ingolstadt und Freiburg war. Lescher nennt sich 1487 Professor für beiderlei Recht sowie humanistische und rhetorische Studien (*utriusque iuris, humanitatis ac oratorie artis professor*). Er las 1486 in Freiburg über Rhetorik, womit inhaltlich ausweislich seines gedruckten Lehrbuchs ein Überblick über Briefsteller-, Figuren- und humanistische Eleganz-Lehre verbunden war (Worstbrock 1985). Auch die Rhetorik von Konrad Celtis (1492) und der Rhetorikteil von Gregor Reischs *Margarita philosophica* (1503) gehören in das universitäre Umfeld (Worstbrock 1987; Andreini 1997). Zu erwähnen sind hier auch die einflussreichen *Commentaria epistolarum conficiendarum* des ersten fest eingestellten Tübinger Rhetorikprofessors Heinrich Bebel (1472–1518), die zwischen 1500 und 1516 zwölfmal gedruckt wurden. Die Grammatiken und Vokabularien seiner Schüler Johannes Altensteig, Johannes Brassicanus und Jakob Henrichmann hatten eine beträchtliche Wirkung im Kampf für den neuen Stil des Lateinischen (Classen 1997; Ludwig 2002; Ludwig 2003).

Kurt Smolak (1980, XLII–LIX) hat einen knappen Überblick über weitere wichtige humanistische Brieflehren Europas vom 15. bis 16. Jh. gegeben. Sein Maßstab ist der 1522 in Basel unter dem Titel *De conscribendis epistolis* erschienene Briefsteller des Erasmus von Rotterdam (Müller 1999). In Hinblick auf dessen Theorieanspruch kann man von einem Höhepunkt der epistolographischen Theoriegattung sprechen. Die Basis der mit zahlreichen Mustern unterfütterten Doktrin bilden antike Autoritäten. Erasmus bestimmt zunächst den *character* und die Unterarten des Briefs, geht dann auf dessen Verhandlung im Schulunterricht ein und kommt schließlich zum produktionstheoretisch ausgerichteten Hauptteil mit seinen Darlegungen über die Bestandteile des Briefs. Bemerkenswert ist, dass er die Brieftypen dann auch den drei großen, klassischen Funktional-

gattungen (Vorzeigerede, Gerichts- und Beratungsrede), ergänzt um Sonderfälle, zuordnet. „In seiner Grundtendenz richtet sich dieses umfangreichste und erfolgreichste briefheoretische Werk des Humanismus gegen übertriebene Reglementierung und tritt für die Freiheit des − gebildeten − Individuums ein. Oberstes Ziel des Unterrichts ist auch in der Epistolographie nicht sosehr die formale Perfektion, wie bei den mittelalterlichen *artes dictaminis*, sondern die Formung einer kultivierten Persönlichkeit“ (Smolak 1980, XLI).

Für die Ausbildung von Lehrlingen im engeren Rahmen des Kanzleibetriebs entstanden zunehmend auch deutschsprachige *artes* (Joachimsen 1893; Knape/Roll 2002; Fröhlich 2003; Hausmann 2005). Die beiden einschlägigen Schriften des bekannten Esslinger Stadtschreibers Niklas von Wyle stammen aus der zweiten Hälfte des 15. Jhs.: die 1464/65 entstandenen *Colores rhetoricales* (mit der Erläuterung von sechs rhetorischen Figuren) und die erstmals 1478 in Esslingen als 18. seiner Translationen gedruckte *Unterweisung* (hrsg. v. Knape 2002a und 2002b). Der theoretische Kern seiner *Unterweisung*, die auf Nachfrage seiner ehemaligen Kanzleischüler zustande kam, ist eine Diskussion wichtiger Fragen der *ars dictaminis* und nicht etwa ein weiterer Versuch der Zusammenstellung von Begriffslisten und textgrammatischen Elementarbausteinen. Insgesamt geht es um die folgenden, für die *Ars dictandi* zentralen Themenbereiche:

1. Orthographie- und Stillehre,
2. Titulaturlehre (Status, Gradus, Determinationes),
3. Kompositionslehre (Ordo verborum),
4. Wortwahllehre (Electio verborum),
5. Salutationslehre (Superscriptio, Subscriptio, Determinationes).

Bei Wyle und der Kanzleirhetorik seiner Zeit stellt sich das rhetorikspezifische Kriterium der Persuasivität in besonderer Weise dar. Die kanzlistische Briefrhetoriktheorie definiert als kommunikative Effektivitätsregel nicht etwa kreative Abweichung, sondern genau das Gegenteil: genaue Beachtung der Schemata. Kommunikativer Erfolg (überzeugendes Interagieren im pragmatischen Schriftverkehr) wird damit von der strikten Einhaltung textgrammatischer Vorschriften abhängig gemacht. Dazu äußert sich Friedrich Riederer 1493 ausführlich (Knape 2000, 226−234).

2.2. Humanistisch beeinflusste Allgemeinrhetoriken

Spätestens in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. werden die Ideen und methodischen Grundsätze des Humanismus für viele deutsche Gelehrte unabweisbar. Das hat auch Auswirkungen auf die Produktion von eigenen rhetoriktheoretischen Schriften. Es entstehen nun durchaus niveauvolle Werke. Unter den frühen in Deutschland gedruckten Rhetoriken ragt zunächst die in Köln erschienene *Ars dicendi sive perorandi* des Druckers Johann Koelhoff von Lübeck d. Ä. aus dem Jahre 1484 hervor. Dieser monumentale lateinische Druck betrachtet die Rhetorik als wesentliches Bildungsgut mit großem Nutzen für das soziale und rechtliche Zusammenleben der Menschen. Bildung, auch rhetorische Bildung, wird hier in Gegensatz zur Unwissenheit gestellt, auf der nach Aristoteles letztlich alles Übel beruht (*Aristoteles in moralibus dixit, quod omnis malus est ignorans*; Koelhoff 1484, fol. b2^{v}). Unter seinen Quellen hebt der Verfasser, wohl Koelhoff selbst, insbesondere Ciceros *De oratore* und Quintilian hervor. In einem Autoritätenüberblick werden

aber auch noch Aristoteles, Theophrast, Demosthenes, Boethius und Augustinus genannt (Koelhoff 1484, fol. b4[r]). Das gesamte Werk ist nach den klassischen fünf Produktionsstadien aufgebaut und nach scholastischer Gliederungsmanier in zahllose Paragraphen unterteilt. Mit 11 von 16 Kapiteln und rund 80 Prozent des Gesamttexts entfällt dabei der Hauptanteil auf die *inventio*. Der Grund liegt offensichtlich im besonderen Interesse an der hier integrierten Argumentationstheorie. Die elf Bücher dieses Teils bieten − unter Berücksichtigung der Verschachtelungsvorgaben antiker Inventiokapitel − folgende Inhaltsabfolge: 1. *argumentatio* (vorab Allgemeines zur Rhetorik, dann Einführung in die Argumentationslehre), 2. *loci topici et absoluti* (im Einzelnen), 3. *methodus comparativa*, 4. *loci topici* (nach den drei Hauptarten), 5. *causa iudicialis* (mit folgenden einzeln verhandelten Redeteilen: 6. *partitio*, 7./8. *confirmatio*, *confutatio*, *conclusio* sowie 9. *auctio* und *egressio* (als kommunikative Besonderheiten), 10. *causa deliberativa* und 11. *causa demonstrativa*. Nun folgen die anderen Produktionsstadien auf knappem Raum in weiteren fünf Büchern: 12. *dispositio*, 13. *elocutio*, 14. *memoria*, 15./16. *pronuntiatio* sowie *actio* (*ars et habitus eloquendi*).

Ein ausdrücklich als Zusammenfassung der Rhetorikdoktrin von Cicero und Quintilian konzipiertes Werk liegt auch mit der im Jahre 1496 in Freiburg von Friedrich Riederer gedruckten *Epithoma Rhetorices* Jakob Lochers vor. Locher wurde im folgenden Jahr (1497) berühmt durch seine Übersetzung des *Narrenschiffs* von Sebastian Brant. Seine Rhetorikschrift ist ganz und gar von einem humanistischen Duktus geprägt. Zahlreiche Paratexte rahmen die theoretischen Ausführungen als praktische Exempel humanistischer Erudition und Dichtkunst. Im Theorieteil folgt auf eine Reflexion über den natürlichen und artifiziellen Einstieg in die Rhetorik (*de initio rhetorices*) gleich ein Überblick über die klassischen, griechischen und römischen Fachschriftsteller, an den sich ein Überblickskapitel zum humanistischen Lektürekanon generell anschließt. Erst die folgenden Teile (Kap. 4−7) behandeln die eigentliche Fachdoktrin auf Basis der Funktionsgattungslehre und der Produktionsstadien. Abschließend finden sich dann auch Anweisungen zum humanistischen Schreibmodus gemäß *imitatio*-Postulat (Kap. 8). Hinzuweisen ist noch auf eine weitere, 1517 in Ingolstadt gedruckte Rhetorik Lochers: *Compendium rhetorices ex Tulliano thesauro diductum ac concinnatum* (Classen 1993).

Offenbar stand Locher mit seinem Drucker, dem Freiburger Kanzlisten Friedrich Riederer (ca. 1450−ca. 1508) in freundschaftlichem Kontakt. Locher lobt Riederers wenige Jahre zuvor, im Jahr 1493 erschienene Rhetorik im Anhang seines Werkes in hohem Ton: Dies in der Volkssprache (*lingua vernacula*) abgefasste Werk, das seine weit reichende Theorie aus den gelehrtesten Schriftstellern lateinischer Sprache beziehe (*ab eruditissimis latini linguagii scriptoribus*), sei zum Nutzen der Anwälte, Obrigkeiten, Richter und kundigen Praktiker geschrieben (*ad utilitatem causidicorum ac magistratuum, iudicumque peritorum*). Locher selbst habe demgegenüber eine lateinische und in der Theorie klassizistische, mithin puristische Rhetorik (*latina et pura rhetorica*) liefern wollen (Locher 1496, fol. c4[r]). Locher erkennt damit die für die Frühe Neuzeit absolut ungewöhnliche und herausragende Leistung Friedrich Riederers an. Zugleich würdigt er das spezifische Profil der in deutscher Sprache abgefassten Rhetorikschrift Riederers, die in ihrer Monumentalität mit Koelhoffs *Ars* vergleichbar ist. In der Tat gibt es hinsichtlich Sprache und Theoriekonzept einen deutlichen Kontrast zwischen Lochers *Epitoma* und dem 1493 von Riederer selbst gedruckten *Spiegel der waren Rhetoric* (hrsg. v. Knape/Luppold 2008).

Riederer ist weit entfernt von einem antikisierend-puristischen Ansatz, obwohl er der Theorie des Auctors ad Herennium weiten Platz einräumt und sich auch selbst explizit

als eine Art deutschen Cicero stilisiert. Erstmals wird hier in eine deutschsprachige Rhetorik das vollständige System der antiken Rhetorik integriert. Er vereinigt aber die klassische Theorie, die auf mündliche Kommunikation bezogen war, mit den Lehren kanzlistischer Schriftrhetorik in einem Werk. Riederer steht also am Übergang von der mittelalterlichen Schriftrhetorik-Theorie in *ars dictandi*-Tradition (mit Inhaltskomponenten, wie sie oben angeführt sind) zur humanistisch inspirierten, sehr viel weiter greifenden Rhetorik der frühen Neuzeit. Er nimmt in den Brief- und Notariatsteil seines *Spiegel* ein umfangreiches Korpus an Formular-Mustertexten auf, doch immer in Verbindung mit theoretischen bzw. systematischen Überlegungen. Die Theorie hat insgesamt ein klares Übergewicht. So ergibt sich eine Vierteilung des gesamten Buches: 1. *ars rhetorica* mit Darstellung der klassischen Rhetoriktheorie des Auctors ad Herennium unter Einbeziehung auch zeitgenössischer Quellen. 2. Eine *ars memorativa*. 3. Eine *ars dictandi*, deren Besonderheit die Passagen zum zeitgenössischen Schreiberwesen, einschließlich eines Schreiber-‚Katechismus', darstellen. 4. Eine *ars notaria* mit diversen deutschen Vertragsmustern (Knape 2000, 217–235). Riederer führt die zu seiner Zeit gängigen Rhetorik-‚Schulen' und die für ihn greifbaren Rhetorik-‚Traditionen' zusammen. Insofern kann man vom Konzept einer integrativen Gesamtrhetorik sprechen. Zugleich steht sein Werk für die enge theoretische Verflechtung von lateinischer und vernakularer Fachliteratur der Zeit. Riederers terminologische Leistung bei seiner Übersetzungsarbeit ist bis dahin einzigartig, wenn man von Notker absieht (dokumentiert bei Knape/Sieber 1998).

Ein besonders wichtiges Verbindungsglied zwischen beiden Arten Fachliteratur stellt der erstmals 1482 gedruckte Abriss der Rhetoriktheorie (*Oratoriae artis epitoma*) des Wanderhumanisten Jacobus Publicius Florentinus (Hispanus) († 1473) dar (Worstbrock 1987, 244 Anm. 11). Er besteht aus drei Teilen: Am Anfang stehen Unterweisungen in der Redelehre (*oratoriae institutiones*) auf Basis des Auctors ad Herennium, gefolgt von einem Briefsteller (*ars scribendi epistolas*) und einer abgetrennt für sich stehenden Gedächtnislehre (*ars memoriae*). Bei Darstellung der klassischen Produktionsstadien durch Publicius fällt auf, dass die *memoria* und die *actio* mit Hinweis darauf aus diesem Kontext ausgeschieden werden, dass es sich bei ihnen um allgemeine Befähigungen handele, die eher von der *natura* als von der *ars* abhängen. Mit ähnlicher Begründung wird dann später auch Melanchthon beide *officia* aus dem System der *ars rhetorica* herausnehmen (Knape 1997). Die Publicius-Rhetorik wurde in Deutschland mehrfach aufgelegt. Sie hat neben Riederer auch direkt die Celtis-Rhetorik und den Rhetorikteil der *Margarita philosophica* des Gregor Reisch beeinflusst.

Der humanistische Poeta und Orator Konrad Celtis veröffentlichte 1492 als Ingolstädter Universitätsprofessor, wie viele seiner Kollegen an anderen Orten auch, eine dreiteilige Rhetorikschrift, deren Tektonik allerdings auf Publicius rekurriert. Die mangelhafte Druckqualität der Editio princeps und der Charakter von Celtis' Schrift selbst (Worstbrock 1987) sagen viel über den Status aus, den der Humanist dieser, letztlich unter den Vorzeichen des Briefstellerwesens abzuhandelnden Schulrhetorik zubilligt. Für Celtis ist das Thema offensichtlich eine akademische Pflichtübung. Bei den eigenen lateinischen Dichtungen ist sein Ehrgeiz unverkennbar; hier verhält es sich anders. Im ersten Teil seiner Rhetorikschrift (*Auszug aus den beiden Cicero-Rhetoriken / Epitoma in utramque Ciceronis rhetoricam*) fasst er zunächst ohne jeden eigenen Anspruch die *Rhetorica ad Herennium* zusammen und kopiert dann hauptsächlich Teile der *Oratoriae institutiones* des Jacobus Publicius. Es folgt zweitens eine belanglose *memoria*-Lehre. Der dritte

Teil beruht „zur Gänze auf der Brieflehre des Flavius Guilelmus Raimundus Mithridates, dem Celtis bei dessen Aufenthalt 1485 in Heidelberg begegnet sein dürfte“ (Robert 2006, 388; Ausgabe der Brieflehre bei Rupprich 1934, 638−648).

3. Entwicklung der Stillehre im europäischen Kontext

Im Rahmen der *studia humanitatis* entstand in Italien „eine umfangreiche Literatur über die Nachahmung, die ein attizistisches Thema der späteren Antike aufgreift, und in der die Frage diskutiert wird, ob man antike Schriftsteller und besonders Cicero nachahmen solle oder nicht [Ciceronianismus]. Darunter befinden sich auch ein Briefwechsel zwischen Poliziano und Paolo Cortesi, Traktate von Bembo und Gianfrancesco Pico und später von Erasmus und anderen“ (Kristeller 1981, 48 f.). Die Forderung nach *elegantia* führte zu besonderer Aufwertung der rhetorischen Formulierungsdoktrin (*elocutio*). Im Verlauf des 15. Jhs. setzte dieser Prozess auch in den anderen europäischen Ländern ein, vor allem im Umfeld der hohen Schulen (Vickers 1981, 118 ff.). Überall stand am Anfang das Autorenstudium im Mittelpunkt, dabei nahm auch die Beschäftigung mit antiken Rhetoriken zu. Die für eine Schrift Ciceros gehaltene *Rhetorica ad Herennium* behielt ihren herausragenden Platz unter den Allgemeinrhetoriken, die zur überblicksartigen Orientierung dienten. Das vierte, der *elocutio* gewidmete Buch der *Herennius-Rhetorik* fand bei den Humanisten (wie schon im Mittelalter) besonderes Interesse, und so wundert es nicht, dass eine der ersten Rhetorikvorlesungen an einer deutschen Universität dieses Buch zum Gegenstand hatte: die um 1457/58 von Georg von Peuerbach in Wien gelesene Einführung in die *Rhetorica ad Herennium*. In der erhaltenen Eröffnungsrede zur Lektüre des vierten Buches (Clm 18802, fol. 75^{r}) betont Peuerbach, wie überaus wichtig es sei, sein Wissen sprachlich elegant und zierlich vorzutragen („eleganter et suaviter proferre“). Schmuckvoll zu reden, sei das charakteristische Merkmal des eloquenten Redners („ornate autem dicere proprium esse eloquentissimi“). Der Preis für die Aneignung elokutionärer Fähigkeiten sind ständige *exercitatio* und *imitatio*. Das vierte auf die *elocutio* bezogene *Herennius*-Buch sei das schwierigste, und sein Stoff erfordere größere Bemühung als der der vorangehenden drei Bücher (Peuerbach, hrsg. v. Wallner 1947, 107−110).

In Johann Koelhoffs 1484 gedruckter *Ars dicendi* behandelt nur das dreizehnte Buch die *elocutio*. Die drei *Herennius*-Rubriken *elegantia, compositio* und *dignitas* gruppieren den Stoff. Allerdings fällt auf, dass auch Koelhoff die *compositio*-Defizite seines antiken Gewährsmanns mit ausführlichen Erörterungen zu Metrik und Klauseln eigenständig erweitert und im *dignitas*-Teil das *Herennius*-Figureninventar in zwölf Gruppen unterteilt. Jakob Lochers 1496 gedruckte *Epitoma* präsentiert die *elocutio* nur auf knappem Raum, aber terminologisch und systematisch eng an Cicero und Quintilian angelehnt.

Im Humanismus entstand im 15. Jh. eine sehr differenzierte Spezialliteratur zum Studium der Eloquenzrhetorik, die unter den Vorzeichen lateinischer Stilistik Hand in Hand mit neolateinischen Reformbestrebungen ging. Eine eigene Gruppe bilden unter dieser Art Theorie- und Übungsbüchern die Elegantien, die allein der *elocutio* dienen. Unter ihnen sind zunächst die literarisch-humanistischen Schülergespräche zu erwähnen, die sich auch immer wieder verschiedenen Themen der lateinischen Stilistik widmen (Streckenbach 1979, 39 ff.).

Den größten Ruhm jedoch erwarb sich Lorenzo Valla (1405–1457) mit seinen Elegantien der lateinischen Sprache, *Elegantiae linguae latinae*, von 1447. Das Werk ist eine lemmatisierte Zusammenstellung antiker Ausdrucksmuster (Schwahn 1896, 31 ff.; Gerl 1974, 235 f.; Ax 2001). Der Gebrauch bestimmter Ausdrücke und die Verwendung gewisser Konstruktionen (z. B. *De ut & ita cum superlativo*) werden erklärt und dokumentiert. Valla sucht der Eloquenz „eine neue und festere Grundlage zu geben, indem er den Redegebrauch der Alten selbst im Einzelnen feststellen und den mittelalterlichen Rost tilgen will". – „Seit Jahrhunderten, sagt er, habe niemand mehr wirkliches Latein geschrieben, die Latinität des alten Rom sei von Barbaren unterdrückt, er wolle sie befreien. Zwar die alten Grammatiker, Donatus, Servius, Priscianus, hält er noch leidlich in Ehren, obwohl er manches besser weiß wie sie. Aber die Papias, Isidorus, Hugutio und ihresgleichen erfahren seine ganze Verachtung: sie haben ihre Schüler nur dummer gemacht. Doch traten die Angriffe hier in den Hintergrund gegen die grossartige Sammlung eines grammatischen Stoffes, den noch niemand in dieser Art anzufassen gewusst" (Voigt 1893, 468). Die *Elegantiae* waren im frühen Buchdruck ab 1471 mit mehreren Dutzend Inkunabeln sehr erfolgreich (= GW M 49259–49330). Hinzu kommen Bearbeitungen, wie die von Bonus Accursius (= GW 168–184) oder die der *Elegantiae terminorum* (= GW 9277–9284). Der Erfolg des Werkes setzte sich im 16. Jh. fort. Es entstanden Ergänzungs- und Kommentarwerke, wie die *Annotationes in Laurentii Vallae de Latinae Linguae Elegantia Libros sex* des Johannes Theoderici, aber auch eigenständige Nachahmungen, wie die Elegantien des Georg Fabricus *Elegantiae poeticae ex Ovidio, Tibullio, Propertio* (Leipzig 1549) oder *Elegantiarum ex Plauto et Terentio Libri II* (Leipzig 1554) sowie die *Elegantiarum puerilium ex M. Tullii Ciceronis Epistolis Libri tres* (Basel 1555).

Noch erfolgreicher waren allerdings in der Inkunabelzeit mit über hundert Drucken die seit 1470 herausgekommenen *Elegantiolae* des Agostino Dati (1420–1478) (= GW 8032–8138). Das Werk beginnt mit der Aufforderung, imitativ den Spuren der Alten zu folgen und sich durch Lektüre Ciceros zu schulen; nur so erreiche man eine schmuckvolle und reiche Sprache (*in dicendo & ornatus & copiosius*) (Basel vor 1488, fol. aij^{r}). Dann folgen 211 knapp gefasste und exemplifizierte grammatisch-stilistische Lehren (*praecepta*). Nicht ganz so oft wurden die in diesen Zusammenhang gehörenden Grammatiken des Niccolò Perotti gedruckt: *Rudimenta grammatices* (Erstdruck 1473), und *Ars grammatica* (Erstdruck 1474) mit insgesamt mehr als 50 Inkunabeln (Worstbrock 2001). Perottis Werke gingen auch auf die schon in der mittelalterlichen *ars dictaminis*-Literatur vorkommenden Synonymien ein.

Perotti schloss sich damit den im Dienst stilistischer Variationsbreite entstandenen humanistischen Synonymiken, also listenförmigen Synonymen-Sammlungen an. Von ihnen wurden die *Sententiarum variationes sive Synonyma* des um die Mitte des 15. Jhs. wirkenden Grammatikers Stefano Fieschi (Fliscus) früh gedruckt, und zwar immer zweisprachig. In diesem Werk folgt auf jedes Lemma eine Reihe als synonym angesehener, variierender Phrasen. Im Druck steht nach dem Lemma jeweils ein deutschsprachiger Vorschlag, auf den dann lateinische Varianten folgen (z. B.: *Grates*: „Ich sage dir grossen danck" / „Magnas tibi gratias dico" / „Amplissimas tibi gratias habeo" / usw.; Fliscus 1484, 28). Solche Synonymen-Listen sind teilweise auch in anders geartete Werke aufgenommen worden, z. B. bei Perotti, aber auch bei Giovanni Mario Filelfo (Philelphus, 1426–1480) in jedes der 80 Kapitel seines *Epistolarium* (= GW M 33071–33094).

Das bereits erwähnte *Copia*-Lehrbuch des Erasmus von Rotterdam (von 1512) steht in der Tradition dieser Werke und übertraf sie bald an Wirkung. Erasmus paraphrasierte

erstmals 1489 Vallas *Elegantiae*. Er kannte die Werke Datis und Perottis (Knott 1988, 7; 10), die u. a. zum Vorbild für sein eigenes zweiteiliges, nicht immer nach einer strengen Systematik gegliedertes *Copia*-Schulbuch wurde. Erasmus unterscheidet darin den knappen und den wortreichen Stil (*De duplici copia verborum ac rerum*, Kap. I/5). Die *copia* ist wichtig zur Erlangung stilistischer Kompetenz im Sinne des *elegantia*-Ideals (Kap. I/10). Es gilt, Tautologien und Monotonie verbreitenden Gleichklang im Ausdruck zu vermeiden, weshalb die Fähigkeit zur *varietas* geschult werden muss (Kap. I/8). Im ersten, umfangreicheren Teil der Schrift stehen darum die *rationes variandi* im Mittelpunkt. Erasmus behandelt die rhetorischen Figuren und bietet teilweise sehr umfangreiche Satz-Synonymielisten. Der oben schon erwähnte zweite Teil will mit 20 aus vielfältigen Textquellen gespeisten *loci* der *inventio rerum* dienen. Mit weit über hundert Nachdrucken und rund zweihundert Bearbeitungen und Auszügen wurde das Werk zur erfolgreichsten rhetorischen Stilistik der frühen Neuzeit (Rix 1946, 602 f.; Sowards 1958, 122 ff.).

Der Auctor ad Herennium hatte als die drei obersten Sprachgebrauchsgebiete die *elegantia*, die *compositio* und *dignitas* (*Rhet. Her.* IV,12,17) genannt. Ausführlich behandelte er nur die Rubrik *dignitas* mit der Figurenlehre. Die Humanisten füllten die beim Auctor mit nur wenigen Sätzen bedachte Rubrik *elegantia* mit Werken der oben erwähnten Art für ihre Zwecke auf. An die Stelle der beim Auctor ebenfalls wenig ergiebigen Rubrik *compositio* setzten sie eigene umfangreiche Spezialwerke, *compositio*-Lehrbücher, in die das (auch durch die Wiederentdeckung Quintilians bereicherte) *compositio*-Wissen Eingang fand.

An erster Stelle ist hier Gasparino Barzizza mit seiner um 1420 entstandenen Schrift *De compositione prima elocutionis parte* zu nennen (hrsg. v. Sonkowsky 1958). Barzizza hält sich in seinen systematischen Ausführungen zu den drei Gebieten der Kompositionslehre, also *ordo*, *iunctura* und *numerus*, sehr stark an die Darstellung Quintilians (*Inst. or.* 9,4). Viele Beispiele übernimmt er, manches umschreibt und erweitert er, oft findet er einen prägnanteren Ausdruck und eine präzisere Definition. Unter anderem erschließt er aus Quintilians Beispielen neben dem *ordo naturalis* und dem *ordo artificialis* einen dritten *ordo*, *qua genus per speciem restringitur* (Sonkowsky 1958, 2). Niklas von Wyle wird später daraus eine Ordnung *sui generis restrictiua* machen. Der 1478 erfolgte Druck von Wyles *Unterweisung* stellt die erste deutschsprachige Adaptation einiger Kompositionsprinzipien Barzizzas dar (Knape 2002a). Barzizza äußert in seinem Werk bisweilen eigene Beobachtungen zum antiken Stil (z. B. über die Wortstellung); er betont u. a. auch die Rücksichtnahme auf den Wohlklang. Am kürzesten behandelt er das Gebiet des *numerus*, des prosaischen Rhythmus; hier zieht er das fünfte Buch der spätrömischen Enzyklopädie des Martianus Capella heran (Herrmann 1893, 178 f.).

Um 1457 hat dann Albrecht von Eyb das Werk Barzizzas in den ersten Teil einer eigenen, unter dem Titel *Margarita Poetica* überlieferten Schrift eingearbeitet. Eyb gliedert den ersten Teil des Werkes in 50 rubrizierte Lehrsätze (*praecepta*). Zunächst werden sieben Vorschriften zur *iunctura* behandelt, bei denen es (nach dem Vorbild Barzizzas) z. B. um die Vermeidung von Missklängen durch Wortstellungsfehler geht, um Hiatus, Silbenwiederholungen usw. Es folgen 40 Vorschriften zum *ordo*, während sich zum *numerus* nur noch ein einziges *praeceptum* anschließt. An 49. Stelle steht, eher den Traditionen der *ars dictandi* folgend, ein Abschnitt *de modo punctandi*. Das 50. *praeceptum* bringt dann eine hexametrisierte Figurentaxonomie nach dem Auctor ad Herennium (25 *colores* mit den für die mittelalterlichen Poetrien typischen Lücken; vgl. Faral 1924, 52). Der zweite Teil des Werkes ist ein rhetorisches Phrasenbuch, das sich ausdrücklich auf die

bereits erwähnte Sammlung von eleganten Ausdrucksformen, die *Synonyma* des Stefano Fieschi (Fliscus) beruft. Auch Barzizza wird wieder als Gewährsmann genannt, was auf ein verlorenes Synonymenwerk aus seiner Feder hindeuten könnte (Herrmann 1893, 181). Die Redeteile (*exordium* bis *conclusio*) dienen als Gliederungsprinzip. Albrecht von Eyb hat diese *Artis rhetoricae praecepta* wenig später an den Anfang seines monumentalen humanistischen Stilistiklehrbuchs *Margarita poetica* gestellt, wobei er allerdings den Synonymenteil nochmals nach Fliscus erweiterte. Er verhalf den *Artis rhetoricae praecepta* auf diese Weise zu großer Wirkung; Separatdrucke unter dem Namen des Enea Silvio Piccolomini seit 1488 (= GW 9542−9543). Die ebenfalls schon früh, seit 1472 gedruckte *Margarita* (= GW 9529−9541) stellte „das erste umfassende Hülfsbuch der humanistischen Rhetorik in Deutschland" dar (Herrmann 1893, 181). Albrecht von Eyb fügt darin schließlich noch einen dritten Traktat an, der zunächst eine Sammlung von eleganten Phrasen aus Briefen Ciceros und italienischer Humanisten bietet, dann aber zu einer Präsentation schöner Verspassagen vor allem aus römischen Dichtern übergeht.

Wir begegnen dem 50-*praecepta*-Schema Eybs auch wieder im Rhetorikteil der *Oratoriae artis epitoma* (1482) des bereits erwähnten Jacobus Publicius Hispanus. Der *compositio*-Teil seiner Rhetorik ist der umfangreichste des Werkes und enthält als gezählte *praecepta* die 47 Abschnitte Eybs zu *iunctura* und *ordo*, an die sich (ungezählt) weitere Kapitel zur Rhythmik (*numerus*), zur Interpunktion (*modus punctandi*) und zu den rhetorischen Figuren (*colores*) anschließen. Die Publicius-Rhetorik übernimmt und betont damit zugleich die 47 letztlich auf Barzizza zurückgehenden elokutionär-kompositionellen *praecepta*. Bei Celtis geht der umfangreiche *praecepta*-Teil bis auf einige wenige Hinweise wieder verloren (Worstbrock 1987, 245), Reisch bringt nur 30 *praecepta*.

Bei Einführung der fünf *partes rhetoricae* definiert Publicius die *elocutio* als *uenusta exornatio* des in der *inventio* gefundenen sprachlichen und sachlichen Materials. Diese Konzentration auf die *Herennius*-Kategorie *exornatio* übernehmen dann auch Celtis und Reisch bei ihren Definitionen. Die Ausführungen zur *elocutio* sind bei Publicius, Celtis und Reisch nach dem gleichen Schema aufgebaut. Zunächst wird, wie beim Auctor ad Herennium, die Dreistillehre vorgestellt, dann gliedern die drei *Herennius*-Kategorien *elegantia*, *compositio* und *dignitas* den Text. Unter *elegantia* werden die klassischen Sprachgebrauchsprinzipien, die *vitia*-Problematik, Barbarismen und Soloezismen angesprochen. Unter *compositio* folgt der bereits erörterte Teil mit den 47 *praecepta*. Der Abschnitt *dignitas* stellt dann die verschiedenen *colores* (d. h. die rhetorischen Figuren) vor. Publicius bietet hier eine eigenständige, in vier große Klassen gegliederte Figurentaxonomie, die alle *Herennius*-Figuren einbezieht.

Zu den Bewunderern Georg von Trapezunts gehörte Philipp Melanchthon, auch wenn er bei der Ausarbeitung seiner Rhetorikversionen (von 1519, 1521 und 1531) eigene Wege ging (Knape 1993, 56). Man kann sagen, dass Melanchthon mit seiner 1521 erschienenen Rhetorikversion eine elokutionäre Wende vollzogen hat, indem er die Betonung dialektischer und inventiver Aspekte aufgab. In der letzten Fassung von 1531 hebt er die Formulierungslehre ganz besonders hervor (Wels 2001). Bemerkenswert sind Melanchthons verschiedentlich publizierte sprachtheoretische Äußerungen. In seiner *Rhetorik* verteidigt er zu Beginn des *elocutio*-Teils mit großem Engagement die Beschäftigung mit Prinzipien der rechten sprachlichen Gestaltung und Textverfassung (*ratio eloquendi*). Nur wer sich sprachlich klar und differenziert ausdrücken kann, vermag auch klare und differenzierte Gedanken zu vermitteln (Knape 1993, 89 ff.; 10 ff.). Die *elocutio* beruht für ihn auf drei Grundpfeilern (*tres partes elocutionis*): auf einer an der Antike orientierten Eleganz und

Grammatikalität, auf Figuration und auf Amplifikation. Entsprechend stehen die drei mit Sprachstrukturen befassten klassischen Hauptsektoren der *elocutio* im Mittelpunkt der weiteren Ausführungen: a) eine breit angelegte Figurentaxonomie, b) Elemente einer Kompositionslehre im Kapitel „De imitatione“ und c) die Dreistillehre. Das *imitatio*-Kapitel räumt dem stilistischen Nachahmungsprinzip (*generalis imitatio elocutionis*) (Knape 1993, 107) erstmals innerhalb einer Gesamtrhetorik mit großem Nachdruck einen herausragenden Platz ein. Am umfangreichsten ist Melanchthons hochdifferenzierte Figurenlehre, die Eingang in zahlreiche Rhetoriklehrbücher der Zeit fand (Knape 1993, 3).

Wenige Jahrzehnte nach Beginn der Reformation findet Melanchthon in dem evangelischen Theologen Kaspar Goldtwurm einen Nachfolger. In seinen deutschen *Schemata rhetorica* von 1545 handelt er ausführlich das ganze klassische Figureninventar mit Beispielen für den Einsatz in Predigt und religiöser Verkündigung ab. Für Goldtwurm entfaltet die solcherart ins Spiel gebrachte Eloquenz, d. h. die als schön empfundene Sprachkunst oder der sprachlich „schöne anstrich“, wie er sagt, neben den Argumenten auch besondere Überzeugungskraft (Knape 2006a, 43−47).

Zu Melanchthons Schülern zählte der zuletzt an der Universität Rostock auch an der artistischen Fakultät lehrende Humanist und Theologe David Chytraeus (1530−1600). Er veröffentlichte ebenfalls ein eher schematisches Rhetorik-Lehrbuch (hrsg. v. Thurn 2000) und schuf um 1570 auf einem seiner zahlreichen tabellarischen Einblattdrucke eine Übersicht zum schulgängigen, von Melanchthons Rhetorik beeinflussten *elocutio*-System (Abb. bei Knape 1994b, 1053 f.). *Elocutio*, so definiert er, stellt die behandelten Sachverhalte im Text sprachlich korrekt und klar dar, streicht sie mit geeigneten rhetorischen Figuren und Ornamenten glanzvoll heraus und steigert sie. Sie besteht aus Sprachstrukturen, die sich a) auf Grammatikalität in Form korrekter Rede gründen (*sermo emendatus*) und b) auf rhetorische Figuration, die aus Gründen eleganter Ausgestaltung hinzugefügt wird. Zum *sermo emendatus* (= a) zählen Wortreichtum und Wortwahl (*copia et delectus verborum*), die richtige Syntax (*iusta constructio*), elegante Phraseologie (*phrasis*) sowie rechte Wortfügung und Rhythmik (*compositio*). Zur wichtigeren Abteilung der Figuren (= b) zählen die beiden großen Bereiche der grammatischen Figuren.

Die Stilistik deutscher Kunstprosa wird mit Friedrich Riederers *Spiegel der waren Rhetoric* von 1493 zum wichtigen Thema auch in deutschsprachiger Theorieliteratur und wird bei ihm theoretisch unter Rückgriff auf humanistische Quellen aus der engen Sphäre des Kanzleiwesens herausgeführt (Knape 2006a, 22−42). Hatte Niklas von Wyle noch mit dem Problem zu kämpfen, dass in der deutschsprachigen Kanzlistik das klassische rhetorische Stilrepertoire umstritten war (Knape 2006a, 21), so arbeitet Riederer eine allgemein verwendbare deutsche Prosastilistik aus. Auch er verarbeitet die Publicius-Rhetorik und greift die 50 *praecepta* von Eyb auf. Das Besondere ist, dass er aus seinen Quellen eine bis dahin noch nicht in vergleichbarer Art vorliegende, eigenständige deutsche Stillehre entwickelt. Sie nimmt wohlüberlegt und mit Gespür für das, was im Deutschen als wohlgeformt gilt, unter anderem zu Fragen der Wortwahl, Grammatikalität und Fehlerstilistik, Verständlichkeit, zu syntagmatischen Kombinationsoperationen auf Wort- und Satzebene sowie Adaptation der rhetorischen Figurenlehre Stellung (Knape 2006a, 22−42).

4. Literatur (in Auswahl)

Agricola, Rudolf, siehe Mundt (1992).

Andreini, Lucia (1997): Gregor Reisch e la sua ‚Margarita philosophica'. Salzburg (Analecta Cartusiana, 138).

Ax, Wolfram (2001): Lorenzo Valla (1407–1457), *Elegantiarum linguae Latinae libri sex* (1449). In: Wolfram Ax (Hrsg.): Von Eleganz und Barbarei. Lateinische Grammatik und Stilistik in Renaissance und Barock. Wiesbaden, 29–57.

Barzizza, Gasparino, siehe Sonkowsky (1958).

Bauer, Barbara (1986): Jesuitische „ars rhetorica" im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Frankfurt a. M. (Mikrokosmos, 18).

Bauer, Werner M. (1971): Die Schriften des Bernhard von Kraiburg. Ein Beitrag zur Entwicklung der frühhumanistischen Rhetorik in Österreich. In: Sprachkunst. Internationale Beiträge zur Literaturwissenschaft 2, 117–172.

Berwald, Olaf (1994): Philipp Melanchthons Sicht der Rhetorik. Wiesbaden (Gratia, 25).

Breen, Quirinus (1952a): Giovanni Pico della Mirandola on the Conflict of Philosophy and Rhetoric. In: Journal of the History of Ideas 13, 384–412.

Breen, Quirinus (1952b): Melanchthon's Reply to G. Pico della Mirandola. In: Journal of the History of Ideas 13, 413–426.

Buck, August (1968): Die humanistische Tradition in der Romania. Bad Homburg/Berlin/Zürich.

Buck, August (1991): Die „studia humanitatis" im italienischen Humanismus. In: August Buck: Studien zu Humanismus und Renaissance. Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1981–1990. Hrsg. v. Bodo Guthmüller/Karl Kohut/Oskar Roth. Wiesbaden, 103–119.

Chytraeus, David, siehe Thurn (2000).

Classen, C. Joachim (1993): The Rhetorical Works of George of Trebizond and Their Debt to Cicero. In: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 56, 75–84.

Classen, C. Joachim (1994): Quintilian and the Revival of Learning in Italy. In: Humanistica Lovaniensia 43, 77–98.

Classen, C. Joachim (1997): Zu Heinrich Bebels Leben und Schriften. Göttingen (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, 1997, 1).

Datūs, Augustinus (1488): Elegantiolae. Basel, Johann Amerbach.

Deitz, Luc (Hrsg.) (2006a): Georg von Trapezunt: Rhetoricorum libri quinque (1538). Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York.

Deitz, Luc (2006b): Vorwort. In: Georg von Trapezunt: Rhetoricorum libri quinque (1538). Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York, VII–XXXI.

Erasmus von Rotterdam (1980): De conscribendis epistolis/Anleitung zum Briefeschreiben. Lat./dt. Hrsg. u. übers. v. Kurt Smolak. Darmstadt (Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften, 8; hrsg. v. Werner Welzig).

Erasmus von Rotterdam: De duplici copia verborum ac rerum, siehe Knott (1988).

Eyb, Albrecht von (1472): Margarita Poetica. Nürnberg, Johann Sensenschmidt.

Faral, Edmond (Hrsg.) (1924): Les arts poétiques du XII^{e} et du XIII^{e} siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen âge. Paris.

Fliscus, Stephanus (1484): Varietates sententiarum seu Synonyma. Speyer, Peter Drach.

Fröhlich, Jürgen (2003): Bernhard Hirschvelders Briefrhetorik (Cgm 3607). Untersuchung und Edition. Frankfurt a. M. (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, 42).

Garin, Eugenio (Hrsg.) (1952): Lorenzo Valla: In sex libros elegantiarum praefatio. In: Eugenio Garin (Hrsg.): Prosatori latini del Quattrocento. Lat./ital. Mailand et al., 594–601.

Garin, Eugenio (Hrsg.) (1958): Battista Guarinus: De ordine docendi et discendi. In: Eugenio Garin (Hrsg.): Il pensiero pedagogico dello umanesimo. Florenz, 434–471.

Gerl, Hanna-Barbara (1974): Rhetorik als Philosophie: Lorenzo Valla. München (Humanistische Bibliothek, Reihe 1, 13).

Goldtwurm, Caspar (1545): Schemata rhetorica. teutsch: Das ist etliche nötige und nützliche Stück, so zu zierlichen, förmlichen und artigen reden gehören. Marburg, Andreas Kolbe.

Grassi, Ernesto (1989): Rhetorischer Humanismus: Die Liebe zum Wort, Philologie. In: Helmut Schanze/Joseph Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorik und Philosophie. München, 159–168.

Green, Lawrence D./James J. Murphy (2006): Renaissance Rhetoric Short-Title Catalogue. 1460–1700. 2nd ed. Burlington.

Guarinus, Battista, siehe Garin (1958).

GW = Gesamtkatalog der Wiegendrucke.

GW M = Gesamtkatalog der Wiegendrucke, Manuskript Staatsbibliothek Berlin.

Hain = Ludwig Hain: Repertorium bibliographicum. 4 Teile. Stuttgart/Paris 1826–1838.

Hausmann, Albrecht (2005): Überlieferungsvarianz und Medienwechsel. Die deutschen Artes dictandi des 15. Jahrhunderts zwischen Manuskript und Buchdruck. In: Revue Belge de Philologie et d'Histoire 83, 747–768.

Herrmann, Max (1893): Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin.

Joachimsen, Paul (1891): Gregor Heimburg. Bamberg. Nachdruck Aalen 1983.

Joachimsen, Paul (1893): Aus der Vorgeschichte des ‚Formulare und deutsch Rhetorica'. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 37, 24–121. Wieder abgedruckt in: Joachimsen, Paul (1970): Gesammelte Aufsätze. Ausgewählt und eingeleitet von Notker Hammerstein. Aalen, 23–120.

Joachimsen, Paul (1926): Loci Communes. Eine Untersuchung zur Geistesgeschichte des Humanismus und der Reformation. In: Luther-Jahrbuch 8, 26–97.

Junghans, Helmar (1998): Martin Luther und die Rhetorik. Leipzig (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-Historische Klasse, 136/2).

Knape, Joachim (1993): Philipp Melanchthons ‚Rhetorik'. Tübingen (Rhetorik-Forschungen, 6).

Knape, Joachim (1994a): Augustinus ‚De doctrina christiana' in der mittelalterlichen Rhetorikgeschichte. Mit Abdruck des rhetorischen Augustinusindex von Stephan Hoest (1466/67). In: Adolar Zumkeller/Achim Krümmel (Hrsg.): Traditio Augustiniana. Studien über Augustinus und seine Rezeption. Festgabe für Willigis Eckermann. Würzburg, 141–173.

Knape, Joachim (1994b): Elocutio. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 2, 1022–1083.

Knape, Joachim (1997): Memoria in der älteren rhetoriktheoretischen Tradition. In: Wolfgang Haubrichs (Hrsg.): Memoria in der Literatur. Stuttgart, 6–21 (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, H. 105, Jg. 27).

Knape, Joachim (1999): Melanchthon als Begründer der neueren Hermeneutik und theologischen Topik. In: Günther Wartenberg/Markus Hein (Hrsg.): Werk und Rezeption Philipp Melanchthons in Universität und Schule bis ins 18. Jahrhundert. Leipzig, 123–131.

Knape, Joachim (2000): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.

Knape, Joachim (Hrsg.) (2002a): Niklas von Wyle: Unterweisung. In: Knape/Roll (2002), 191–203.

Knape, Joachim (Hrsg.) (2002b): Niklas von Wyle: Colores rhetoricales. In: Knape/Roll (2002), 218–231.

Knape, Joachim (2006a): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300–1700. Wiesbaden (Gratia, 44).

Knape, Joachim (2006b): Machiavelli und die Rhetorik. In: Rita Franceschini u. a. (Hrsg.): Retorica: Ordnungen und Brüche. Beiträge des Tübinger Italianistentags. Tübingen, 183–202.

Knape, Joachim (2007): Theologie, Medialität und Rhetorik. Religiöse Ansätze in der älteren Rhetoriktheorie. In: Irene Dingel/Wolf-Friedrich Schäufele (Hrsg.): Kommunikation und Transfer im Christentum der Frühen Neuzeit. Mainz, 115–128 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte, Beiheft 74).

Knape, Joachim/Stefanie Luppold (Hrsg.) (2008): Friedrich Riederer: Spiegel der wahren Rhetorik (1493). Wiesbaden (Gratia, 45).

Knape, Joachim/Bernhard Roll (Hrsg.) (2002): Rhetorica deutsch. Rhetorikschriften des 15. Jahrhunderts. Wiesbaden (Gratia, 40).

Knape, Joachim/Armin Sieber (1998): Rhetorik-Vokabular zur zweisprachigen Terminologie in älteren deutschen Rhetoriken. Wiesbaden (Gratia, 32).

Knott, Betty I. (Hrsg.) (1988): Erasmus von Rotterdam: De duplici copia verborum ac rerum. In: Opera Omnia Desiderii Erasmi Roterodami. Bd. I.6. Amsterdam u. a.

Koelhoff von Lübeck d. Ä., Johann (1484): Ars dicendi sive perorandi. Köln, Johann Koelhoff von Lübeck d. Ä.

Kristeller, Paul O. (1974): Heidentum und Christentum. In: Paul O. Kristeller: Humanismus und Renaissance. Bd. 1: Die antiken und mittelalterlichen Quellen. München, 69–86.

Kristeller, Paul O. (1981): Studien zur Geschichte der Rhetorik und zum Begriff des Menschen in der Renaissance. Göttingen (Gratia, 9).

Locher, Jakob (1496): Epithoma Rhetorices graphicum. Freiburg, Friedrich Riederer.

Ludwig, Walther (2002): Der Humanist Ortwin Gratius, Heinrich Bebel und der Stil der Dunkelmännerbriefe. In: Gerlinde Huber-Rebenich (Hrsg.): Humanismus in Erfurt. Rudolstadt u. a., 131–160 (Acta Academiae Scientiarum, 7; Humanismusstudien, 1).

Ludwig, Walther (2003): Latein im Leben: Funktionen der lateinischen Sprache in der frühen Neuzeit. In: Eckhard Keßler (Hrsg.): Germania latina – latinitas teutonica: Politik, Wissenschaft, humanistische Kultur vom späten Mittelalter bis in unsere Zeit. Bd. 1. München, 73–106 (Humanistische Bibliothek, 1,54).

Melanchthon, Philipp (1519): De rhetorica libri tres. Wittenberg, Johann Rhau-Grunenberg.

Melanchthon, Philipp: Loci communes, siehe Pöhlmann (1997).

Melanchthon, Philipp: Elementa rhetorices, siehe Wels (2001).

Melanchthon, Philipp: Encomion eloquentiae, siehe Schmidt (1989).

Minio-Paluello, Lorenzo (1972): Attività filosofico-editoriale dell'umanesimo. In: Lorenzo Minio-Paluello: Opuscula. The Latin Aristotle. Amsterdam, 483–500.

Monfasani, John (1976): George of Trebizond. A Biography and a Study of his Rhetoric and Logic. Leiden (Columbia Studies in the Classical Tradition, 1).

Moss, Ann (1996): Printed Commonplace Books and the Structuring of Renaissance Thought. Oxford.

Müller, Hans M. (1996): Homiletik. Eine evangelische Predigtlehre. Berlin/New York.

Müller, Jan-Dirk (1999): Warum Cicero? Erasmus' Ciceronianus und das Problem der Autorität. In: Scientia poetica 3, 20–46.

Mundt, Lothar (Hrsg.) (1992): Rudolf Agricola: De inventione dialectica libri tres. Drei Bücher über die Inventio dialectica. Auf der Grundlage der Edition von Alardus von Amsterdam (1539). Tübingen.

Mundt, Lothar (1994): Agricolas *De inventione dialectica* – Konzeption, historische Bedeutung und Wirkung. In: Wilhelm Kühlmann (Hrsg.): Rudolf Agricola: 1444–1985, Protagonist des nordeuropäischen Humanismus zum 550. Geburtstag. Bern u. a., 83–146.

Murphy, James J. (1983): Renaissance Eloquence: Studies in the Theory and Practice of Renaissance Rhetoric. Berkeley.

Norden, Eduard (1898): Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Bd. 2. Leipzig.

Oesterreich, Peter L. (2000): Allein durchs Wort. Rhetorik und Rationalität bei Martin Luther. In: Renate Breuninger/Peter Welsen (Hrsg.): Religion und Rationalität. Würzburg, 31–50.

Peuerbach, Georg von (1938): Positio sive determinatio de arte oratoria sive poetica. In: Hans Rupprich (Hrsg.): Die Frühzeit des Humanismus und der Renaissance in Deutschland. Leipzig, 197–210.

Peuerbach, Georg von (1947): Positio sive determinatio de arte oratoria sive poetica. In: Hermann Wallner: Georg von Peuerbach. Ein Beitrag zum Wiener Frühhumanismus. Diss. Universität Wien, 125–182; dt. Übersetzung ebd.

Plett, Heinrich F. (Hrsg.) (1993): Renaissance-Rhetorik. Renaissance Rhetoric. Berlin/New York.

Plett, Heinrich F. (2004): Rhetoric and Renaissance Culture. Berlin/New York.

Pöhlmann, Horst G. (Hrsg.) (1997): Philipp Melanchthon: Loci communes. Lat./dt. Hrsg. vom Lutherischen Kirchenamt der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands. 2., durchges. und korr. Aufl. Gütersloh.

Publicius, Jacobus (1482): Oratoriae artis epitoma. Augsburg, Erhard Ratdolt.
Riederer, Friedrich, siehe Knape/Luppold (2008).
Rix, Herbert D. (1946): The Editions of Erasmus' ‚De copia'. In: Studies in Philology 43, 595–618.
Robert, Jörg (2006): Celtis (Bickel, Pickel), Konrad (Conradus Celtis Protucius). In: Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon 1, 375–427.
Rupprich, Hans (Hrsg.) (1934): Der Briefwechsel des Konrad Celtis. München.
Rüegg, Walter (1946): Cicero und der Humanismus: Formale Untersuchungen über Petrarca und Erasmus. Diss. Universität Zürich.
Sabbadini, Remigio (1886): Storia del Ciceronianismo e di altere questioni letterarie nell'età della rinascenza. Turin.
Scaliger, Iulius Caesar (1994–2003): Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst. 5. Bde. Hrsg. v. Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira. Stuttgart-Bad Cannstatt.
Schmidt, Günter R. (Hrsg.) (1989): Philipp Melanchthon: Encomion eloquentiae. In: Günter R. Schmidt (Hrsg.): Philipp Melanchthon. Glaube und Bildung. Texte zum christlichen Humanismus. Lat./dt. Stuttgart, 152–181.
Schmidt-Biggemann, Wilhelm (1983): Topica universalis: Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft. Hamburg.
Schwahn, Walther (1896): Lorenzo Valla: Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus. Berlin.
Smolak, Kurt (1980): Einleitung. In: Kurt Smolak (Hrsg.): Erasmus von Rotterdam: De conscribendis epistolis / Anleitung zum Briefeschreiben. Darmstadt, IX–LXXXVI (Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften, 8; hrsg. v. Werner Welzig).
Sonkowsky, Robert P. (ed.) (1958): An edition of Gasparino Barzizza's *De Compositione*. Chapel Hill.
Sowards, Jesse K. (1958): Erasmus and the Apologetic Textbook: A Study of the *De Duplici Copia Verborum ac Rerum.* In: Studies in Philology 55, 122–135.
Spitz, Lewis W./Barbara S. Tinsley (1995): Johann Sturm on Education. The Reformation and Humanist Learning. St. Louis, Mont.
Streckenbach, Gerhard (1979): Stiltheorie und Rhetorik der Römer im Spiegel der humanistischen Schülergespräche. Göttingen (Gratia, 6).
Stolt, Birgit (2000): Martin Luthers Rhetorik des Herzens. Tübingen.
Thurn, Nikolaus (Hrsg.) (2000): David Chytraeus: Praecepta rhetoricae inventionis / Vorschriften der Rhetorik. Lat./dt. Rostock (Rostocker Studien zur Kulturwissenschaft, 3).
Trapezunt, Georg von, siehe Deitz (2006a).
Valla, Lorenzo, siehe Garin (1952).
Valla, Lorenzo (1970): De vero falsoque bono. Hrsg. v. Maristella de Panizza Lorch. Bari.
Vickers, Brian (1981): Rhetorical and Anti-rhetorical Tropes. On Writing the History of Elocutio. In: Comparative Criticism 3, 105–132.
Vickers, Brian (1989): Rhetorik und Philosophie in der Renaissance. In: Helmut Schanze/Joseph Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorik und Philosophie. München, 121–157.
Voigt, Georg (1893): Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Bd. 1. 3. Aufl. Berlin.
WA = D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe).
Wallner, Hermann (1947): Georg von Peuerbach. Ein Beitrag zum Wiener Frühhumanismus. Diss. (masch.) Universität Wien.
Wattenbach, Wilhelm (1873): Sigismund Gossembrot als Vorkämpfer der Humanisten und seine Gegner. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 25, 36–69.
Wels, Volkhard (2000): Triviale Künste. Die humanistische Reform der grammatischen, dialektischen und rhetorischen Ausbildung an der Wende zum 16. Jahrhundert. Berlin.
Wels, Volkhardt (Hrsg.) (2001): Philipp Melanchthon: Elementa rhetorices / Grundbegriffe der Rhetorik. Berlin (Bibliothek seltener Texte in Studienausgaben, 7).
Westermann, Hartmut (2006): Wie disputiert man über das Gute? Lorenzo Vallas *De vero bono* als Debatte über die richtige Debatte. In: Rhetorik Jb. 25, 30–54.

Worstbrock, Franz Josef (1985): Lescher (Lesgher, Letscher), Paul. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 5, Sp. 733 f.
Worstbrock, Franz Josef (1987): Die Brieflehre des Konrad Celtis. Textgeschichte und Autorschaft. In: Ludger Grenzmann/Hubert Herkommer/Dieter Wuttke (Hrsg.): Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte des Mittelalters. Festschrift für Karl Stackmann zum 65. Geburtstag. Göttingen, 242–270.
Worstbrock, Franz Josef (2001): Niccolò Perottis ‚Rudimenta grammatices'. Über Konzeption und Methode einer humanistischen Grammatik. In: Wolfram Ax (Hrsg.): Von Eleganz und Barbarei. Lateinische Grammatik und Stilistik in Renaissance und Barock. Wiesbaden, 59–78.
Worstbrock, Franz Josef (2005): Die Rhetorik des Aristoteles im Spätmittelalter. Elemente ihrer Rezeption. In: Joachim Knape/Thomas Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetoriktradition. Akten der 5. Tagung der Karl und Gertrud Abel-Stiftung vom 5.–6. Oktober 2001 in Tübingen. Stuttgart, 164–196 (Philosophie der Antike, 18).
Wyle, Niklas von: Unterweisung, siehe Knape (2002a).
Wyle, Niklas von: Colores rhetoricales, siehe Knape (2002b).

Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)

5. Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in der Zeit des Barock

1. Institutionen und Zentren
2. Lehr- und Handbücher
3. System der Rhetorik und Stilbildung
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The notion of "Baroque", as used in German linguistics, is currently considered as a neutral term to characterize the literature in the period between about 1620 and 1720 (Niefanger 2006, 10 ff.). Often it is stated that the question of what baroque actually stands for, can hardly be clearly agreed on, due to the multitude of literary, musical and fine arts and due to political and societal developments (Burgard 2001). Considering the linguistic and communicative phenomena of the 17th century, the asserted disparity will be confirmed, on the one hand, but on the other hand, one cannot figure out clear-cut evolution lines. When considering rhetoric in its sub-disciplines of written and oral 'stylistics' as a system, then the assumption of a general, mandatory, God-given order (ordo) *is in fact a key category. Rhetoric understood as a metaregulation that covers and goes beyond all disciplines and status groups/social structures reaches its final culmination during Baroque. Even though this epoch does not yet consider stylistics as a discipline in its own right, the rhetorical-stylistic norms both in writing and orality require utmost prevalence. The plenty of contem-*

Worstbrock, Franz Josef (1985): Lescher (Lesgher, Letscher), Paul. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 5, Sp. 733 f.
Worstbrock, Franz Josef (1987): Die Brieflehre des Konrad Celtis. Textgeschichte und Autorschaft. In: Ludger Grenzmann/Hubert Herkommer/Dieter Wuttke (Hrsg.): Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte des Mittelalters. Festschrift für Karl Stackmann zum 65. Geburtstag. Göttingen, 242–270.
Worstbrock, Franz Josef (2001): Niccolò Perottis ‚Rudimenta grammatices'. Über Konzeption und Methode einer humanistischen Grammatik. In: Wolfram Ax (Hrsg.): Von Eleganz und Barbarei. Lateinische Grammatik und Stilistik in Renaissance und Barock. Wiesbaden, 59–78.
Worstbrock, Franz Josef (2005): Die Rhetorik des Aristoteles im Spätmittelalter. Elemente ihrer Rezeption. In: Joachim Knape/Thomas Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetoriktradition. Akten der 5. Tagung der Karl und Gertrud Abel-Stiftung vom 5.–6. Oktober 2001 in Tübingen. Stuttgart, 164–196 (Philosophie der Antike, 18).
Wyle, Niklas von: Unterweisung, siehe Knape (2002a).
Wyle, Niklas von: Colores rhetoricales, siehe Knape (2002b).

Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)

5. Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in der Zeit des Barock

1. Institutionen und Zentren
2. Lehr- und Handbücher
3. System der Rhetorik und Stilbildung
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The notion of "Baroque", as used in German linguistics, is currently considered as a neutral term to characterize the literature in the period between about 1620 and 1720 (Niefanger 2006, 10 ff.). Often it is stated that the question of what baroque actually stands for, can hardly be clearly agreed on, due to the multitude of literary, musical and fine arts and due to political and societal developments (Burgard 2001). Considering the linguistic and communicative phenomena of the 17th century, the asserted disparity will be confirmed, on the one hand, but on the other hand, one cannot figure out clear-cut evolution lines. When considering rhetoric in its sub-disciplines of written and oral 'stylistics' as a system, then the assumption of a general, mandatory, God-given order (ordo) *is in fact a key category. Rhetoric understood as a metaregulation that covers and goes beyond all disciplines and status groups/social structures reaches its final culmination during Baroque. Even though this epoch does not yet consider stylistics as a discipline in its own right, the rhetorical-stylistic norms both in writing and orality require utmost prevalence. The plenty of contem-*

porary rhetorical and poetic works of that time is clear evidence for this. Style is a topic in rhetorical training, as far as it denotes the linguistic structure of the speech (elocutio). *From the perspective of rhetoric, style comprises of the principles of linguistic expression* (virtutes elocutionis) *and provides a comprehensive and transcending framework with its types of style* (genera dicendi). *Typical baroque forms of text design are the patriotic development of the German literary language, the* argutia-*ideal, the accentuation of affect rhetoric, the development of* Concettismus *as well as of a chivalrous style, the popularity of the* amplificatio. *Moreover, we can trace a dominance of the* ornatus, *in particular in the second half of the century. However, the exuberant use of stylistic devices has already been considered as pompous from a contemporary perspective (Wernicke 1704, 120). The* aptum *is the guiding principle applied both in general prose and in oral communication. The manner of speaking completely directed towards the delight of the counterpart is closely linked with the development of the ideal of the* politicus *(Horn 1966).*

In Late Baroque, the fundamentals of baroque rhetoric start to decay (Till 2004), until stylistics as a theory of (popular) text design eventually develops in its own right (Knape 1994, 1059).

1. Institutionen und Zentren

Charakteristisch für das Barock ist die Dichotomie von *gelehrter Rhetorik* (Grimm 1983) und *höfischer Beredsamkeit* (Braungart 1988). Diese Trennung wird nicht zuletzt durch die Sprache konstituiert: Die gelehrte Rhetorik bleibt dem Lateinischen als Sprache der *res publica litteraria* verpflichtet, während die Hofrhetorik das vernakulare Deutsch bevorzugt oder sich des Französischen bedient.

1.1. Gelehrte Rhetorik

Für die gelehrte Rhetorik sind drei Felder relevant: die Jesuitenrhetorik sowie der Unterricht an Schulen und an Universitäten. Ausgelöst durch das reformatorische Schisma wird die individuelle rhetorische Kompetenz für zukünftige kirchliche Machtträger zur Generalanforderung. Daher kommt es zu einem Aufschwung der Rhetorik als Unterrichtsfach. Während die Rhetorik im Mittelalter innerhalb des *trivium* allein an Universitäten gelehrt wurde, hält sie jetzt Einzug in den schulischen Lehrbetrieb. An Lateinschulen, Gymnasien und Kollegien, im Hofmeisterunterricht, an Ritterakademien und Universitäten wird v. a. am Beispiel von Rednern und Dichtern der Antike und des Humanismus Rhetorik unterrichtet. Die Schüler lernen die Regeln der Rhetorik (*praecepta*), sie analysieren rhetorische Techniken anhand kanonischer Texte (*exempla*), die zugleich als Vorbilder zur Nachahmung (*imitatio*) dienen. Die didaktischen Ansprüche steigen mit den *progymnasmata* (Redeteile isoliert einüben, Chrien) und finden ihren Gipfel in den *actus*. Die Verbindlichkeit antiker Rhetorik führt dazu, dass in den Schulen ausschließlich die klassischen Redearten gepflegt werden: Gerichts- (*genus iudiciale*), Beratungs- (*genus deliberativum*) und Lobrede (*genus demonstrativum*). Typisch für die Rhetorik des Barock ist darüber hinaus die enge Verschränkung von schriftlichem und mündlichem Kompetenzerwerb. Richtungweisend für die katholisch fundierte Rhetorik-

ausbildung ist die vom Jesuitenorden entwickelte *Ratio studiorum* (1599). Sie regelt u. a. die rhetorische Ausbildung vom Gymnasium bis zur Universität. In der beständigen *exercitatio* wird freilich nicht nur die *eloquentia sacra*, sondern auch die *eloquentia profana* eingeübt. Das Beherrschen der *ars disputatoria* steht bei den Jesuiten in höchstem Ansehen. Dem Orden gelingt es nicht zuletzt aufgrund der doppelten Ausrichtung an *sapientia* und *eloquentia*, einflussreiche Positionen auch in den Zentren weltlicher Macht zu besetzen. Die Verbindung von Wissen und Beredsamkeit sowie eine „gemäßigt asianische Haltung" (Eybl 1996, 721), die Ausdrucksprinzipien wie *urbanitas*, *suavitas* und *concinnitas* verfolgt, weisen Cicero als Vorbild jesuitischer Rhetorik aus. Aufgrund der ästhetisch-stilistischen Sprachanforderungen versteht Bauer die Jesuitenrhetorik als „Propädeutik einer Anwendungspoetik" (Bauer 1986, 326). Das erste grundlegende Lehrbuch jesuitischer Rhetorik überhaupt ist *De arte rhetorica* von Soarez (um 1560). Das maßgebliche, auf drei Semester ausgelegte Lehrwerk des Barock stammt von dem deutschen Jesuitenpriester und Dichter Masen, *Palaestra oratoria* (1659). Gemeinsam mit den Ordensbrüdern Gracián und Tesauro initiiert Masen in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. die europäische *argutia*-Bewegung (vgl. 3.3.5.). Im protestantischen Bereich kommt der Rhetorik nicht zuletzt dank Melanchthon eine außerordentlich hohe Bedeutung zu. Er war überzeugt, dass diese Disziplin für alle Richtungen der Gelehrsamkeit unentbehrlich sei. Auch steht er als Autorität für die Unterordnung der Poesie unter die Rhetorik. Die gesamte schulische Rhetorikausbildung der Barockzeit fußt auf den *Rhetorices contractae* (1606) des Leidener Rhetorikprofessors und Polyhistors Vossius. Das für den Unterricht verfasste Werk vermittelt das klassische Rhetoriksystem; als Autoritäten werden gleich zu Beginn Aristoteles, Cicero und Quintilian eingeführt. Die *Rhetorices contractae* stellen außerdem ein besonders eindrückliches Beispiel dafür dar, wie eng verschränkt im 17. Jh. oratorische und poetische Produktion sind: Anhand einer Vielzahl poetischer *exempla* und im häufigen Rückgriff auf Scaligers *Poetices libri* (1561) illustriert Vossius (1621) rhetorische Regeln. Unter *elocutio oratoria* fasst er (1621, 283) „rerum inventarum, et dispositarum, per verba sententiasque expositio ad persuadendum idonea" [eine für die Überzeugung geeignete Formulierung von gefundenen und angeordneten Sachverhalten auf Wort- und Inhaltsebene]. Anders als im jesuitischen System gibt es im protestantischen Schulwesen kein übergreifendes Curriculum. Gemeinsames Ziel ist jedoch die Entwicklung lateinischer *eloquentia*, der umfassenden rednerischen Kompetenz in Wort und Schrift. Damit verlagert sich der Akzent im Rahmen des *trivium* von Grammatik und Dialektik im Barock zur Rhetorik (Grimm 1983, 81). Letzlich angestrebt wird die Fähigkeit, mühelos und stilistisch vollendet frei zu reden. Als *exempla* dienen häufig die *Colloquia* des Erasmus (1518). Schon um 1600 gibt es vereinzelt Versuche, das Deutsche in den Rhetorikunterricht zu integrieren. Programmatische Reformentwürfe wie der des Ratichius (*Memorial* 1612) fordern im humanistischen Horizont, in der Schule auch die muttersprachliche Rhetorikkompetenz auszubilden. Als Schulfach institutionalisiert wird die deutsche Redekunst jedoch erst von Christian Weise in den letzten Dekaden des 17. Jhs. Parallel zum Unterricht finden zudem sowohl in den jesuitischen als auch in den protestantischen Gymnasien *actus scholastici* statt, in denen die Schüler ihre praktischen rhetorischen Fähigkeiten in Form von Reden, Disputationen, Gedichtvorträgen, inszenierten Gerichtsverhandlungen oder Theateraufführungen unter Beweis stellen. Die Tatsache, dass mit diesen *actus* ein allgemeines Publikum angesprochen wird, fördert zumindest im protestantischen Gymnasium das Vordringen der deutschen Sprache. An den Universitäten der Barockzeit existiert die Rhetorik als propädeutische Disziplin in der

Artistenfakultät. Sie ist nicht fachspezifisch differenziert. Von den Studenten aller höheren Fakultäten (Theologie, Jura, Medizin) wird die praktische Beherrschung der Rhetorik erwartet und in häufigen, manchmal täglichen Disputationen unter Beweis gestellt. Diese Praxis charakterisiert die Funktion der barocken Universitätsrhetorik: Sie soll vornehmlich Wahrheitsliebe, Sachkenntnis und logische Argumentation fördern. Freilich bringt sie häufig auch Spitzfindigkeit und Streitlust hervor (Barner 2002, 402 ff.). Welchen Ansprüchen die Lehre genügt, hängt vom jeweiligen Fachvertreter ab. Einige von ihnen üben nachhaltigen Einfluss auf die literarische Produktion der Epoche aus. Die Namen ihrer Schüler zeigen wiederum die enge Verknüpfung von Rhetorik und Poesie im 17. Jh. Opitz und Harsdörffer besuchen die Veranstaltungen Berneggers (Heidelberg), bei Buchner (Wittenberg) hören u. a. Klaj, Schirmer und Zesen, zu Peter Lauremberg (Rostock) kommen Schupp oder Tscherning.

1.2. Hofberedsamkeit

Während die *gelehrte Rhetorik* sich wesentlich durch die Tradierung rhetorischer Konzepte der Antike und deren schulmäßiger Einübung auszeichnet, steht praktische Rhetorik bei Hof ganz im Zeichen absolutistischer Kommunikationsbedingungen. Rhetorik realisiert sich in den territorialabsolutistischen Kleinstaaten vornehmlich in ritualisierter Form. Sie dient zum einen öffentlich-repräsentatorischen Zwecken, zum anderen wird sie von Höflingen, Bediensteten oder Beamten im kleineren Personenkreis (*sermo secretus*) eingesetzt, um sich die Gewogenheit des Fürsten zu sichern. Die Orientierung an den komplexen zeitgenössischen Vorstellungen höfischer Situationsangemessenheit (*aptum*) steht unbedingt im Vordergrund. Dadurch dass die Rede im absolutistischen Kommunikationskontext vollkommen der antiken Funktion demokratischer Meinungsbildung durch Überzeugung entledigt ist (*persuadere*; der Terminus meint ethisch wertneutral sowohl ‚überzeugen' als auch ‚überreden'), tritt die auf Verstehen und Vernunft zielende Argumentation in ihrer Bedeutung weit hinter den emotionalisierenden Wirkungsmitteln einer affektbetonten Rhetorik zurück. Der Einzelne bedient sich der Rhetorik als Technik, die ihm Hilfestellung zur erfolgreichen Kommunikation gibt (*politicus*). Am Angelpunkt des *aptum* öffnet sich die *höfische Rhetorik* des Barock in Richtung einer sozialen Verhaltens- und Interaktionslehre. Freilich steht auch hier die verbale Kommunikation im Zentrum der Aufmerksamkeit, die nun jedoch eingebettet wird in ein Manual situationsadäquater Kleidung, Haltung, Mimik, Gestik oder Umgangsformen. Analog zu Rhetoriklehrbüchern entstehen Komplimentierlehren (Beetz 1990). Mit dieser Entwicklung im 17. Jh. gehört Deutschland unter den europäischen Ländern zu den Nachzüglern. Im Vergleich zu den Verhaltenslehren bzw. Komplimentierbüchern weniger systematisch ist die Gesprächsliteratur. In ihrer Bedeutung für die Kommunikationskultur ist sie jedoch nicht minder wichtig. Meist erzählerisch eingebettet stellt sie dar, wie Gespräche insbesondere mit Damen gestaltet sein sollten. Boccaccios *Dekameron* (1350–53) wird ebenso rezipiert wie Mlle de Scudérys französische *Kluge Unterredungen* (dt. Übersetzung 1685). Harsdörffers *Frauenzimmer Gesprächspiele* (1644–49) liefern ein Beispiel für den deutschen Sprachraum. Die höfische Rhetorik existiert im Barock lange Zeit unabhängig von der Schulrhetorik (Braungart 1988, 16). Was man bei Hof benötigt, wird nicht in der Schule gelehrt. Schupp etwa moniert in seiner satirischen Rede *Ineptus orator* (1642) die Unzulänglichkeit der schulischen Rhetorikausbildung, die an den Anforderungen der

politischen Praxis völlig vorbeigehe. Von den drei klassischen Redearten wird bei Hof nur die Lobrede praktiziert. Wie kommuniziert werden soll, lernt man aus höfischen Kommunikationslehrbüchern und durch Nachahmung. Neben der mündlichen Kommunikation behauptet sich die rhetorisch geprägte Briefstellerkunst (*ars dictaminis*) als das Mittel sozialer und politischer Verständigung (z. B. Stielers *Teutsche Sekretariats-Kunst*, 1681).

1.3. Sprachgesellschaften

Der Vergleich mit dem Status der Muttersprache in anderen europäischen Ländern und deren Literaturen führt in Deutschland zur Gründung von Sprachgesellschaften bzw. literarischen Sozietäten (Breuer 1999). Nach dem Vorbild der italienischen *Academia della crusca* (gegründet 1528 in Florenz) und motiviert durch einen hohen Sprachpatriotismus verstehen sie es als ihre Aufgabe, die deutsche Sprache sowohl zu pflegen als auch weiter zu entwickeln. Das Defizitbewusstsein führt zum erklärten Ziel, die deutschsprachige Dichtung auf ein Niveau zu führen, auf dem sie mit der muttersprachlichen Literatur Italiens oder Frankreichs konkurrieren kann. Die einflussreichste Gründung ist die *Fruchtbringende Gesellschaft* (1617 in Weimar). Indem sie sowohl adelige als auch bürgerliche Mitglieder gewinnen kann und keine konfessionelle Bindung kennt, entwickelt sie sogar internationale Ausstrahlungskraft. Zu ihrem Programm gehört etwa die Förderung von Übersetzungen in die deutsche Sprache, welche die Stilvariabilität und -sicherheit voranbringen sollen (Conermann 2006). *Puritas* und *claritas* werden von den Sprachgesellschaften als jene Stilqualitäten identifiziert, die es in besonderer Weise zu fördern gilt. Ausgehend von einer *à la mode-Kritik*, die insbesondere den Einfluss des Französischen auf die deutsche Sprache geißelt, werden programmatisch deutsche Neu- und Lehnwortbildungen angestrebt. Die Möglichkeiten deutscher Grammatik und Semantik sollen also umfassend genutzt werden, um die Verständlichkeit von Rede und Text voranzubringen. Hinter diesen Bestrebungen wird eine rational-universalistische Sprachkonzeption erkennbar, die eine Eindeutigkeit des Ausdrucks sucht und annimmt, dass die Sprache das Denken bestimmt (Gardt 1999, 2416). Opitz' Dichtungsreform im *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) markiert einen Meilenstein für die deutsche Entwicklung. Schon zuvor war Opitz mit einer Verteidigungsschrift der deutschen Sprache (*Aristarchus* 1617) sprachpflegerisch in Erscheinung getreten. Hervorzuheben ist daneben Schottels *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HaubtSprache* (1663). Durch die einsetzende Beschäftigung mit der eigenen Muttersprache und deren angestrebter Nobilitierung als Literatursprache nimmt das Bewusstsein zu, dass auch sie rhetorisch wirkungsmächtig gestaltet werden kann. Diesen Zusammenhang stellt Meyfart in seiner *Teutschen Rhetorica* (1634) her: „Nicht allein erscheint diese Glori [der deutschen Sprache] aus den Poetischen Gedichten / sondern sie leuchtet nunmehr auch hervor aus Oratorischen so stattlichen und so herrlichen Sprüchen" (Meyfart 1634, Aij^{r}). Die große Bedeutung einer muttersprachlichen Beredsamkeit resultiert für ihn aus ihren vielfältigen Funktionen für das Gemeinwesen (Justiz, Regierung, Militär, Kirche). Den Blick in die Zukunft gerichtet hofft Meyfart, dass eine deutsche Beredsamkeit einer „streitbarn und auffrichten Nation" den angemessenen Ausdruck verschaffe, so dass diese von anderen in ihrer Einigkeit wahrge-

nommen werde (Meyfart 1634, Aij[r]). Meyfart spricht gezielt das lateinisch sozialisierte Gelehrtenpublikum an, das gewonnen werden muss, um mit diesem emanzipatorischen Anliegen erfolgreich zu sein.

2. Lehr- und Handbücher

2.1. Typologie der Publikationen

Rhetoriken der Barockzeit lassen sich auf mehreren Ebenen dichotomisch unterscheiden: schriftlicher – mündlicher Sprachgebrauch, Lehrwerke – Praxishandreichungen, systematische Gesamtdarstellungen – Darstellungen von Einzelaspekten bzw. Beispielsammlungen, Redeanleitungen – Gesprächsanleitungen, Anleitungen zur Beredsamkeit – Poetiken. Knape (1992, 1289 ff.) unterscheidet fünf Typen rhetorischer Werke: (1) Allgemeinrhetoriken, welche die rhetorische Systematik vorstellen, (2) Spezialrhetoriken, die sich Einzelaspekten (z. B. Affekte) oder einem einzelnen Erarbeitungsschritt zuwenden; (3) didaktische Hilfestellungen in Form von Progymnasmata-Sammlungen; (4) praxisbezogene Rhetoriken, die auf einzelne Anwendungsfelder (religiös, juristisch usw.) zugeschnitten sind oder bestimmte Kommunikationssituationen thematisieren (z. B. Brief, Umgangsformen); (5) Brief- und Redesammlungen. Die Zahl der Rhetorikausgaben, die zwischen 1600 und 1700 in Deutschland erscheinen, gibt Knape mit etwa 440 an. Diese Angaben umfassen sowohl deutsche als auch lateinische Rhetoriken, in der Menge überwiegen dabei letztere, die zu Unterrichtszwecken im Schul- und Universitätswesen eingesetzt werden. Viele der Werke erleben zahlreiche (bearbeitete) Auflagen. Neben den Rhetoriken der *res publica litteraria* stehen jene Rhetoriken, die in Kanzleien und anderen Verwaltungseinrichtungen in Form von Redehandbüchern oder Briefstellern ihre Dienste erweisen. Die drei prominentesten Verfasser deutschsprachiger Werke dieser Art sind Harsdörffer (7 Werke mit 25 Ausgaben), Stieler (9 Werke mit 23 Ausgaben) und Weise, der ausgewiesene Schulrhetoriker (6 Werke mit 20 Ausgaben). Zwar erscheinen Rhetoriklehrbücher im gesamten Reichsgebiet und der deutschsprachigen Schweiz, der Schwerpunkt der entsprechenden Produktion mit drei Viertel des Gesamtumfangs liegt jedoch eindeutig im Gebiet nördlich des Main. Als bedeutendster Verlagsort führt Leipzig die Liste an (20 %), es folgen Köln (ca. 10 %), Frankfurt (ca. 9 %) und das protestantische Nürnberg (ca. 7 %). Eine Zusammenstellung von Rhetoriklehrwerken zwischen 1500 und 1750 ohne Anspruch auf Vollständigkeit liefern Breuer/Kopsch (1974, 221–292; vgl. auch Knape 2006).

2.2. Schulische und universitäre Lehrwerke

Zu den wichtigsten Lehr- und Handbüchern der Barockzeit gehören trotz der Fülle zeitgenössischer Unterrichtswerke nach wie vor die antiken Rhetoriken von Aristoteles (*Rhetorica*), Cicero (*De inventione*, *De oratore*) und Quintilian (*Institutio oratoria*). Insbesondere bei Quintilian nimmt die *elocutio* bereits breiten Raum ein. Das ist insofern bemerkenswert und weist auf den Zustand im Barock voraus, als Quintilians Rhetorik nicht im Kontext einer demokratischen Staatsverfassung entstand, sondern unter dem

römischen Prinzipat. Vor diesem in Grundzügen vergleichbaren politisch-gesellschaftlichem Hintergrund entfaltet sich auch im 17. Jh. eine Redekultur, die vornehmlich auf Affekterregung abzielt (*movere*). Der Rhetorik bleibt damit ihre wesentliche Wirkungssphäre − der öffentliche, politische Raum − versagt. Die Betonung der *elocutio* begründet sich auch aus dieser Bedingtheit. Neben den Rhetoriken antiker Autoren werden die Lehrbücher der Humanisten eingesetzt. Zu Unterrichtszwecken verwendet man an protestantischen Schulen häufig die *Elementorum rhetorices libri* des Melanchthon (1545), die *Rhetorices contractae libri* (1621) von Vossius sowie Dieterichs *Institutiones rhetoricae* (1613), an katholischen Soarez' *De arte rhetorica* (1560; dt. Erstdruck 1604 in Köln) oder Masens *Ars nova argutiarum* (1649). Auch Ramus' *Scholarum rhetoricarum libri* (1577) wirkt im 17. Jh. fort. Die Titel belegen, dass die verwendeten Werke bis Ende des Jh.s überwiegend in lateinischer Sprache abgefasst sind. Ergänzend zu den systematischen Lehrwerken stehen die Progymnasmatasammlungen oder Chriologien. Sie liefern Material für Stil- und Kompositionsübungen, mittels derer Schüler rhetorische Teilfähigkeiten einüben sollen, etwa die Ausgestaltung der redeeinleitenden Erzählung (*narratio*) oder einzelner Argumente. Für letztere stehen insbesondere die Chriensammlungen zur Verfügung, die vornehmlich Thesen mit Alltagsbezug zur Begründung respektive Widerlegung liefern. Das immer wieder verarbeitete Muster liefert der spätrömische Autor Aphthonius mit seinen *Progymnasmata* (4./5. Jh.). Auf ihn greifen etwa Burchard (*Progymnasmata eloquentiae* 1607) oder Schrader (*Progymnasmata selectiora* 1667) zurück. Unter den Chriensammlungen sei Weises *Subsidium juvenile de artificio et usu chriarum* (1694) genannt. Deutschsprachige Rhetoriken für den Unterrichtsgebrauch entstehen vermehrt erst in den letzten Dekaden des 17. Jhs. An erster Stelle ist hier erneut Weise mit *Neu-Erleuterter Politischer Redner* (1684) zu nennen.

3. System der Rhetorik und Stilbildung

Das Barockzeitalter weist sich dadurch aus, dass es weder eine strikte Trennung zwischen Rede- und Schriftrhetorik gibt, noch eine Trennung zwischen rhetorischer und poetischer Sprachverwendung. Neben der Hofberedsamkeit spielt die muttersprachliche Rhetorik in kirchlicher Predigt und Mission sowie im militärischen Bereich, vornehmlich während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, eine wichtige Rolle (Meyfart 1634, A1^{r}−Av^{v}). Das Barock übernimmt das humanistische Verständnis, dass der Mensch erst durch die gelehrte (rhetorische und poetische) Ausbildung zum *vir eruditus* seine Bestimmung finde und ein Leben als *uomo universale* (Petrarca, Boccaccio) führen könne. Systematisch und praktisch bewegen sich *orator* und *poeta* in einem kohärenten Theorieraum, innerhalb dessen je nach pragmatischem oder literarischem Anliegen die Orientierung an den Herstellungsvorgaben erfolgt. Barocke Sprachverwendung basiert wesentlich auf rhetorischer Regelhaftigkeit. Die *partes artis* oder *officia oratoris* liefern das Protokoll jeglicher Textproduktion: *inventio*, *dispositio*, *elocutio*, *memoria*, *actio*. Die schulische und akademische Didaktik des Redens und Schreibens fußt in Fortsetzung der antiken Tradition auf dem triadischen Fundament aus Regeln (*doctrina, praecepta*), Nachahmung (*imitatio*) und Einübung (*exercitatio*). Zum praktischen Erfolg führen diese Elemente, wenn der Studierende Lerneifer (*studium*) beweist. Als spezifisch barock lässt sich das Verhältnis von Begabung (*natura, ingenium*) und Technik bzw. regelhafter Kunstlehre (*ars*) bestim-

men. Dichtkunst entspringt in erster Linie dem ‚handwerklichem' Geschick jener, die die poetologischen Regeln beherrschen. Gleichwohl beansprucht auch das Konzept einer gottgegebenen Leidenschaftlichkeit (*furor divinus*) Gültigkeit, die individuell schwächer oder stärker ausgeprägt sein kann (Knape 2006, 82 f.). Der eindeutige Akzent der zeitgenössischen Rhetorik liegt allerdings auf der *ars* im Sinne eines lehr- und lernbaren Regelsystems, wobei es dann im Zuge der säkularisierenden Rationalisierung des *ingenium* um 1700 zu einer Aufwertung der Begabungskategorie kommt (Grimm 1983, 662; Wesche 2004, 271).

3.1. Affektrhetorik

Eine zentrale, für die Funktionalität von Rhetorik bedeutsame Auffassung des Barock resultiert aus der zeitgenössischen Sprachtheorie. Man war überzeugt, dass spezifische sprachliche Stilmittel zu einer vorhersagbaren Publikumsreaktion führen (Blume 1980, 721). Die perlokutionäre Bestimmbarkeit (im Anschluss an Aristoteles) wird zum Zweck der Affekterregung eingesetzt. Entsprechend dieser psychagogischen Ausrichtung enthalten viele Rhetoriken umfangreiche Pathoslehren (Dockhorn 1968). Die Stilarten (*genera dicendi*) weisen abhängig von situativen Gegebenheiten − Hörer/Leser, Anlass, Zeit, Ort − das angemessene sprachliche ‚Register' (inneres und äußeres *aptum*) an. Nach Maßgabe der Dreistillehre stehen dabei jeweils bestimmte Wirkungsabsichten im Zentrum. Im *genus grande*: *movere*, im *genus medium*: *delectare* und im *genus humile*: *docere*. Im Kontext der intensiven Rezeption des Neustoizismus bei Lipsius (*De Constantia* 1601) steht das Ziel der Affektkontrolle im Vordergrund (Steiger 2005), die als Voraussetzung tugendhaften Verhaltens gesehen wird. Die Rhetorik bietet Möglichkeiten der Affektbeherrschung und ist damit auch im Rahmen frühneuzeitlicher Sozialdisziplinierung (Freitag 2001) ein wichtiges Kommunikationsinstrument. Auch die Poesie erscheint dabei als ein Erprobungsfeld der Affekte, zumal das Theater, das vor dem Hintergrund der für das Barock fundamentalen *theatrum mundi*-Metapher das *Schauspiel des Lebens* vor Augen führt. Entsprechend arbeitet besonders die Schauspieltheorie die Affektrhetorik aus; im Rückgriff auf die aristotelische *Katharsis*-Lehre steht die Reinigung der Hauptaffekte Jammer (*eleos*) und Schauder (*phobos*) im Mittelpunkt (z. B. bei Harsdörffer 1647−53). Affekte werden etwa zur Abschreckung (*atrocitas*) und Nachahmung von Tugenden wie Großherzigkeit (*magnanimitas*) oder Standhaftigkeit (*constantia*) dargestellt; sie sollen die Klugheit (*prudentia*) befördern oder der Tröstung (*consolatio*) dienen (Schings 1980).

3.2. Einordnung im System der Wissenschaften

Der strenge akademische Kursus der *artes liberales* seit Martianus Capella (4./5. Jh.) mit Grammatik, Rhetorik und Dialektik im *trivium* sowie mit Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik im *quadrivium* ist aufgebrochen. Gleichwohl gehört Rhetorik weiterhin zu den propädeutischen Fächern der Artistenfakultät; sie konstituiert einen wesentlichen Teil dessen, was man heute als *studium generale* bezeichnen würde. Studenten betrieben sie im Vorfeld ihres eigentlichen Studiums an den drei oberen Fakultäten.

Die Rhetorik steht jetzt neben Dialektik, Physik und Ethik. An den katholischen Universitäten fehlt Rhetorik als Studienfach, da man dort anders als an den protestantischen Hochschulen von einer einheitlich fundierten rhetorischen Gymnasialausbildung ausgeht. Unabhängig von der konfessionellen Ausrichtung stellt die Rhetorik das Fundament gelehrter Kommunikation dar. Mit Ausnahme der neu entstehenden Naturwissenschaften bleibt sie außerdem wesentliches Instrument des Erkenntnisgewinns.

3.3. Binnensystematik

3.3.1. Ramismus

Besonders Dieterich (*Institutiones rhetoricae* 1613) und Meyfart (*Teutsche Rhetorica* 1634) stehen in der Tradition der Rhetorikauffassung des Petrus Ramus. Rhetorik wird dabei zugunsten der Dialektik reduziert auf die Teilfelder des sprachlichen Ausdrucks (*elocutio*) und des Vortrags (*actio*). Meyfart realisiert in seiner Rhetorik dieses ramistische Programm. Hinter der strengen Unterscheidung steht die Auffassung, dass im *trivium* der *artes liberales* die Elementartechniken des Findens (*inventio*) und argumentativen Anordnens von Inhalten (*dispositio*) sowie das Memorieren (*memoria*) der Dialektik zugehören. Mit dieser Aufspaltung der antiken rhetorischen Lehre entsteht eine *Rumpfrhetorik* (Knape 1992, 1290; vgl. Knape 2000, 237–259), die letztlich die Hyperbolisierung (Manierismus, *obscuritas*) in der zweiten Hälfte des Jhs. begünstigt und in der Zersplitterung einer Disziplin mündet, die einst als Einheit konzipiert war.

3.3.2. Mündlichkeit

Die „geschickte *Pronunciation* nebenst den anständigen Gestibus“ sind für Weise die wesentlichen Punkte der Rede (Weise 1677, Vorrede). Auch Meyfart schreibt der *actio* eine noch höhere Wirksamkeit auf die Affekte des Publikums zu als der *elocutio*. Beide setzen die unbedingte Beachtung des *aptum* voraus; Meyfart bestimmt es in Bezug auf das Lebensalter des Redners sowie nach dem sozialen Stand und der Redesituation. Im zweiten, eigenständigen Teil seiner *Teutschen Rhetorica* entfaltet er eine Ethik und Semiotik des Vortrags (*pronuntiatio*): „am vorbringen und ablegen der Rede [hafften] treffliche Dinge“ (Meyfart 1634, Ee8^{r}). Die Betonung des mündlichen Vortrags, wie sie Meyfart formuliert, ist charakteristisch für die rhetorische Praxis des gesamten Barock. In der rhetorischen Theorie hingegen werden in Anlehnung an die Anlage der aristotelischen *Rhetorik* die Performanzaspekte oftmals nur relativ knapp abgehandelt (Vossius 1621, V 8 § 2). Aus der Praxis der schulischen *actus* spricht die Weiterführung des humanistischen *eloquentia*-Ideals in der Aufklärung.

3.3.3. Gesprächsrhetorik/-stilistik

Eine Erweiterung des klassischen rhetorischen Systems, das die monologische Rede regelt, stellt die Gesprächsrhetorik dar. Angelegt ist eine Theorie der wirkungsorientierten Wechselrede zwar bereits in der ciceronischen Rhetorik sowie im Disputationswesen,

doch wird für das 17. Jh. prägend, dass auch Gesprächsführung zum lehrbaren Gegenstand wird. Das originär rhetorische Ziel der Ergebnisorientierung gilt dabei etwa für politische (Hof-)Gespräche. Auch für die nicht-öffentliche Kommunikation, z. B. zum geselligen Zeitvertreib (*delectare*), wird Gesprächsliteratur verfasst, der ein dialogpraktischer Anleitungscharakter eingeschrieben ist. Diese Form der Literatur entfaltet hohe Verbindlichkeit, so dass sie tatsächlich stilbildend wirken kann. Zwei Stränge, die im konkreten Beispiel durchaus überblendet werden, lassen sich unterscheiden: a) die Konversation im Salon oder bei Hof, b) das gelehrte Gespräch. Dialogliteratur ist in Europa seit der Renaissance weit verbreitet. Malebranche, Fontenelle, Fénelon, Dryden, Shaftesbury, Mandeville, Addison, Pope werden intensiv rezipiert (Heißenbüttel 1972). Ein frühes Beispiel für Konversationsliteratur, die Konversation und gelehrtes Gespräch verschränkt, stellen die *Conférences du Bureau d'Adresse* (1633–42) des Renaudot dar. Zwei bedeutende Beispiele dieser gelehrten Konversation aus dem deutschen Sprachraum, die höfliches Gebaren und Gelehrsamkeit verbindet, sind die *Monatsunterredungen* von Rist und Francisci (1663–71) sowie die *Monatsgespräche* des Thomasius (1688–90). Sie verbinden die Vermittlung von gelehrtem Wissen mit der Präsentation eines ‚modernen' Gesprächsverhaltens. Ihr Publikum suchen sie im lateinkundigen, gelehrten Leserkreis. Werke wie die berühmten *Klugen Unterredungen* der Mlle de Scudéry (1685) folgen dagegen vornehmlich dem Stilideal des Galanten (vgl. unten 3.3.5.). Sie stellen die typische Form der Salongespräche dar. Solche Gespräche dokumentieren die zeitgenössisch stilbildenden Verhaltensnormen (Höflichkeit und Witz bzw. *honnêteté*, *bon goût*, *bel esprit*), die freilich auch den sprechsprachlichen Stil bestimmen. Außerdem geben sie Auskunft über bevorzugte Gesprächsthemen wie Literatur, Kunst oder sozialen Umgang. Adressaten sind insbesondere Damen und Herren des Hofs sowie Künstler und breit interessierte Gelehrte. Diese Form der Kommunikation hat etwa in Castigliones *Il libro del cortegiano* (1528) einen zentralen Vorläufer. Castiglione postuliert darin die *sprezzatura* (‚elegante Nachlässigkeit') des idealen Hofmanns. U. a. nach dem Vorbild de Scudérys verfasst in Deutschland Harsdörffer seine *Frauenzimmer Gesprächspiele* (1644–49), die vorstellen, worüber und wie man sich in feiner Gesellschaft unterhält. Verhaltens- bzw. Conversationslehren bilden nicht nur vorbildhafte Gespräche nach, sie geben auch entsprechende Anweisungen. Die Lehren von Faret *L'honneste-homme* (1630), Graciáns *Oráculo manual* (1647) oder auch Webers *Unterredungskunst* (1676) vermitteln das umfassende Bild eines idealen Benehmens im Gespräch. Insbesondere Gracián thematisiert die Gesprächstechniken der *simulatio* (Vorspiegeln) und *dissimulatio* (Verheimlichen), die zum eigenen Vorteile genutzt werden sollen. Nicht zuletzt wirkt die gesprächsrhetorische Orientierung auch auf die Form der Lehrbücher zurück. So kleidet sich etwa Johann Ernst Weises galante Gesprächspoetik *Unvorgreiffliche Gedancken von Teutschen Versen* (1708) aus didaktischen Gründen in die Form des erotematischen Rollengesprächs zwischen Lehrer und Schüler.

3.3.4. Poetik

Die hohe Bedeutung sprachlicher Stilisierung für die Barockzeit kündigt sich bereits in den Rhetoriken der Jahrhundertwende an. Bei Vossius 1606 bildet der *elocutio*-Abschnitt den besonders umfangreichen Schlussteil. Auch Opitz und später etwa Harsdörffer sind überzeugt, dass der begabte Dichter seine poetisch-moralische Aufgabe nur erfüllen

könne, wenn er den Prinzipien der Rhetorik folge. Harsdörffer (1653, Vorrede) schreibt: „Poeterey und Redkunst [sind] miteinander verbrüdert und verschwestert / verbunden und verknüpfet / dass keine sonder die andre gelehret / erlernet / getrieben und geübet werden kann". Die Poetiken folgen damit antiken Autoren wie Aristoteles und Quintilian (Opitz 1624, 39), die Rhetorik und Poesie aufgrund übereinstimmender sprachlich-struktureller Gestaltungsanforderungen und der Wirkungsorientierung (*docere, delectare, movere*) in weiten Teilen systematisch gemeinsam behandeln. Gilt die Poetik im 17. Jh. als ‚Schwester' der Rhetorik, hat sie als Teilgebiet der Rhetorik nach der gängigen Beschränkung des frühneuzeitlichen Poesiebegriffs allererst die gebundene Rede (*oratio ligata*) zum Gegenstand (Knape 2006, 93). Als *ars poetica* ist das Handwerk der Poesie nach diesem Verständnis erlernbar (paradigmatisch der *Trichter* von Harsdörffer 1647–53). Viele der rund 60 Barockpoetiken folgen im Aufbau den rhetorischen Produktionsschritten der *inventio*, *dispositio* und *elocutio* (vgl. bereits Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* 1624; im Bereich der Schulpoetik z. B. Dunckelbergs *Zur Teutschen Prosodi Vierstuffichte Lehr-Bahn* 1703). Oft werden einzelne Themengebiete nur angeschnitten, so bei Opitz *inventio* und *dispositio*, da aufgrund der gelehrten Ausbildung des angesprochenen Publikums rhetorische Sachkenntnis vorausgesetzt wird (Meid 1986, 32; 38). Im Laufe des 17. Jh. differenzieren die gelehrten Poetiken das Regelsystem umfassend aus (vgl. z. B. Rotths *Vollständige Deutsche Poesie* 1688 oder Omeis' *Gründliche Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst* 1704). Das Gattungsverständnis ist noch nicht triadisch, sondern orientiert sich an der frühneuzeitlichen Dialektik (Trappen 2001). Als wesentliche stilistische Neuerung erscheint Opitz' Einführung der dynamisch akzentuierenden Versfußmetrik, die im Kontext der sprachpatriotischen Reformbestrebungen das Deutsche als Literatursprache nach humanistischem Dichtungsverständnis fördern soll (Wagenknecht 1971). Der Opitzsche *Klassizismus* (Alewyn 1962; Knape 2006, 180 f.) betont dabei die rhetorischen Stilideale der *puritas* und *claritas* und ist für die erste Dichtergeneration der Barockzeit schulbildend (als *Opitzianer* gelten u. a. Dach, Logau oder Tscherning). Stilistische Leitkategorie der Poetik ist das *aptum* (Sinemus 1978). Im rhetorischen Sprachgebrauch steht dahinter das Stilideal einer je nach Stilhöhe stimmigen, angemessenen Gestaltung der Relation von Wortwahl, Stoff, Redner und Redesituation. Auf die Poetik wirkt das *aptum* etwa im Rückgriff auf Aristoteles, Horaz oder Scaliger als Universalnorm ein und bleibt der Dreistillehre verpflichtet (Dyck 1991). Neben den antiken Formen (z. B. Epigramm, Ode) führt Opitz auch romanische Muster (z. B. Madrigal, Sonett) in das deutsche Gattungssystem ein. Die humanistisch geprägte Dichtung ist nach Maßgabe rhetorischer *inventio* und *dispositio* gestaltet (vgl. z. B. Verweyen 1997). Zur topischen Komposition dienen dabei auch deutschsprachige Loci-Sammlungen (z.B Bergmanns *Deutsches Aerarium Poeticum* 1676). Bei aller Regelhaftigkeit bieten die Anweisungspoetiken in der Formulierung der *praecepta*, der Auswahl der *exempla* oder der z. T. weitgehenden Normierungslücken jedoch eine nicht zu unterschätzende dichterische Freiheit (*licentia poetica*). Topisch heben die Barockautoren trotz Rhetorikorientierung auch einen Unterschied zwischen Orator und Poet hervor: Die „Poetische[n] gemüter [sind] sicherer und freyer [...] / als es eine vnd andere zeit leidet" (Opitz 1624, 18). Entsprechend werden v. a. in der Dichtungspraxis poetische Spielräume und Abweichungen ausgelotet (z. B. *soloecismus*, *metrica necessitas*, *fictio poetica*); daraus erwächst gerade im Barock eine Vielfalt poetischer Formen, die den präskriptiven Anspruch der Poetiken sukzessive zurückdrängt und schließlich zur Auflösung des barocken Poetikparadigmas um 1700 beiträgt (Wesche 2004). Inwiefern auch die barocken Rhetoriklehrbücher Spiel-

räume eröffnen oder etwa der antiken Vorstellung von Redefreiheit (*parrhesia*) verpflichtet sind, ist noch wenig untersucht. Ist die Barockrhetorik und -poetik für die zeitgenössische Dichtkunst zweifellos hochgradig normbildend, wäre es vereinfacht, Poetik und Poesie in einem Ableitungsverhältnis zu sehen. Nicht nur nehmen die Poeten Lizenzen wahr, zugleich wirken die praktisch entwickelten Formen auch auf die Poetiken zurück. Darüber hinaus ist das Einzelwerk freilich im Kontext der je spezifischen Faktoren zu sehen, die seine poetische Eigenqualität konstituieren. Hierzu gehören neben allgemeinen Bedingungen (Entstehungskontext, Verwendungszweck usw.) im Barock ganz wesentlich auch Normbestände jenseits der Rhetorik, die stilbildend auf die Poesie einwirken. Diese können beispielsweise theologisch oder staatsphilosophisch verfasst oder durch Normsysteme anderer Ausdrucksformen (z. B. Emblematik, Mystik, Petrarkismus) vorgeprägt sein. Nicht zuletzt ist es besonders der Dichtkunst auch möglich, die Definitionsmacht der Rhetorik kritisch zu reflektieren. So stellt etwa Gryphius im ersten Reyen des *Leo Armenius* (1650) die Ambivalenz rhetorischer Macht zur Disposition (Barner 1968).

3.3.5. Stilbewegungen

Verbreitung findet zunächst das v. a. jesuitisch getragene *argutia-Ideal*. Bezeichnet wird damit im Barock das Stilprinzip des Scharfsinnigen. Durch semantisch-formale Artistik soll Bewunderung und Staunen erregt werden. Eingesetzt werden dazu rhetorische Stilmittel wie gesuchte Metaphern, gehäufte Antithesen oder spitzfindige Pointen. Durchaus im Sinn der bei Opitz geforderten Klarheit und Reinheit verzichtet die stilistische Kürze (*brevitas*) auf üppigen Redeschmuck. Dabei legen die Techniken stilistischer ‚Zuspitzung' (*acumen*) häufig verborgene Ähnlichkeiten im Unähnlichen offen (*concetto*). Aus den antiken Ursprüngen (Martial) entsteht im 16. und 17. Jh. eine gesamteuropäische *argutia*-Bewegung. Gracián (*Agudeza y Arte de Ingenio* 1648) und Tesauro (*Il Cannocchiale Aristotelico* 1655) führen das Stilideal in die Poetik und Rhetorik ein. In die deutsche Rhetorik übernehmen es Kindermann, Masen und Morhof; zur wichtigsten Gattung der *argutia*-Bewegung wird das Epigramm, etwa bei Logau oder Wernicke (Neukirchen 1999). Dem strengen Purismus des klassizistischen Opitzianismus nicht mehr verpflichtet sind sodann die Autoren der *zweiten Schlesischen Dichterschule* (z. B. Hofmannswaldau, Lohenstein), denen häufig mit abwertendem Nebensinn ein artifizieller, lautmalerisch verspielter oder mit schwülstiger Bildlichkeit überladener Stil (*Asianismus*) attestiert wird. Vorgeprägt ist diese Stilkritik z. T. schon im 17. Jh. (z. B. bei Wernicke 1704), strahlt dann aber v. a. durch die Schwulstkritik Gottscheds, der in seiner Poetik *Versuch einer Critischen Dichtkunst* (1730) wieder an das Vorbild des Opitzschen Klassizismus anknüpft, in die Literaturgeschichte aus (Windfuhr 1966). Um 1700 etabliert sich als übergreifendes, u. a. Poesie, Konversation, Briefsteller, Künste oder Mode umfassende Norm der *galante Stil*, der sich zunächst in der französischen Salonkultur entwickelt (Borgstedt/Solbach 2001). Das Stilideal der Verfeinerung (*préciosité*) etabliert sich in Abgrenzung zur humanistischen Buchgelehrsamkeit. Die höfische Galanterie wird indessen bald auch vom niederen Adel und aufsteigenden Bürgertum imitiert. Das ironische Spiel mit häufig erotischen und sexuellen Themen, Wort- und Klangspielen oder manierierter Bildlichkeit dient vorwiegend zum Zeitvertreib. In Deutschland orientiert sich die galante Lyrik (z. B. Abschatz, Christian Gryphius, Neumeister) zunächst an der zweiten Schlesischen Dichterschule. Wichtige Anthologien sind die *Neukirchsche Sammlung* (1697–1729) oder Hunolds *Auserlesene Gedichte* (1718).

3.3.6. Gattungsstilistik

Als allgemeine Stilmerkmale der *Barocklyrik* gelten Anrede, Antithetik, gesteigerte Bildlichkeit, Häufung, Hyperbel, Klangmalerei, insistierende Nennung, Pointe und Wortspiel (Niefanger 2006, 98), die häufig im Sinn einer erweiternden, steigernden Wirkung (*amplificatio*) eingesetzt werden. Viele Autoren (z. B. Opitz, Fleming, Spee, Hofmannswaldau) übernehmen und reflektieren für ihre Liebeslyrik das petrarkistische Stilsystem (Hoffmeister 1973). Wesentlich für die stilistisch im mittleren Bereich angesiedelte Casualpoesie ist ihr Gebrauch zu bestimmten Gelegenheiten (*occasiones*) wie Hochzeit oder Totenfeier, für die spezifische Gattungsmuster (Epithalamium, Epicedium usw.) zur Verfügung stehen (Segebrecht 1977). *Drama und Theater* des Barock (einführend Alexander 1984) sind durch formale Vielfalt und den konfessionellen Gegensatz geprägt. Die Normierung erfolgt wesentlich über Vorreden; dramentheoretische Bestimmungen enthalten die Poetiken von Harsdörffer (*Poetischer Trichter* 1647–1653) und Rotth (*Vollständige Deutsche Poesie* 1688). Wichtige Mustertexte für das hohe Trauerspiel sind die Seneca- und Sophokles-Übersetzungen von Opitz, an denen sich v. a. der auf Affektkontrolle gerichtete Dramentyp des schlesischen Trauerspiels orientiert (vgl. 3.1.). Als im Barock höchste Form der Poesie charakterisieren sie die Form-Akteinteilung, Zwischenaktchöre, Ständeklausel bzw. Fallhöhe und sprachliche Stilhöhe (heroischer Alexandriner als Sprechvers). Neben den großen Geschichts- und Märtyerdramen von Gryphius, Lohenstein, Haugwitz oder Hallmann entstehen im Bereich des protestantischen Schultheaters um 1700 die Prosadramen Weises (z. B. *Masaniello* 1683), für die z. T. über 100 Schauspieler vorgesehen sind. Die wichtigste katholische Theaterform des 17. Jh. ist das Jesuitendrama (z. B. Bidermanns *Cenodoxus* 1602). Die Komödie ist im niederen Stilbereich angesiedelt. Überwiegend in Prosa verfasst bieten Komödien eine zumeist moralsatirische Verlachkomik, die lasterhafte Typen entlarvt und wiederum sozialdisziplinierende Funktionen übernimmt (z. B. Gryphius' *Horribilicribrifax* 1663). Die Prosaform des *Romans* (einen Überblick gibt Herzog 1976) wird in Deutschland erst durch Birken (*Teutsche Redebind- und Dicht-Kunst* 1679) als eigenständige Gattung bestimmt. Die wichtigsten Romanformen sind (1) der zumeist umfangreiche staatspolitisch (v. a. neustoizistisch) und enzyklopädisch ausgerichtete höfisch-historische Roman, der mit hohem Personal, mehreren Handlungssträngen und erzähltechnischer Homogenität auch sprachlich den hohen Stil anstrebt (z. B. Ulrichs von Braunschweig *Octavia* 1677–1707); (2) der wiederum stark auf Affektkontrolle ausgerichtete Schäferroman (z. B. *Jüngst=erbaute Schäfferey* 1632, vermutlich von Gregersdorf) und (3) der frei erfundene moralsatirische Roman mit Figuren einfachen Standes (z. B. Schelmen- oder Pikaro-Roman), episodischer Handlungsführung und häufig derber (z. B. skatologischer) Sprachstilistik (z. B. Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* 1668). Dem *politicus*-Ideal folgt zur Beförderung der Klugheit im öffentlichen Handeln etwa Weises Roman *Die drey ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt*. Der galante Roman (z. B. Bohses *Amor am Hofe* 1689) knüpft stilistisch an den höfisch-historischen Barockroman, konzentriert die Handlung jedoch auf die Liebesintrige und reduziert den Personenbestand.

3.3.7. Literaturkritik

Literaturkritische Kommunikationsmuster existieren in der *res publica litteraria* schon seit dem Mittelalter (Jaumann 1995). Die Kritik an aktueller Dichtung jedoch findet sich

im Barock weder als Textsorte noch als Institution, praktiziert wird sie dennoch: eingebettet in literarische Texte (etwa in Epigrammen Wernickes) oder im Gespräch, z. B. in den literarischen Sozietäten. Insofern wirkt auch sie stilbildend. Gegen Ende des 17. Jhs. als Vorbote der Aufklärung beginnt sich der literaturkritische Diskurs im aufkommenden Zeitschriftenwesen Deutschlands paradigmatisch neu zu formieren (Heudecker 2005). Mit den *Monatsunterredungen* von Rist und Francisci sowie den *Monatsgesprächen* von Thomasius seien nur zwei wichtige Foren genannt. Das Anliegen, die Qualität der deutschen Literatur im europäischen Vergleich zu fördern und zu sichern, bildet die elementare literaturkritische Zielsetzung im Barock. Dichtung wird verpflichtet auf das rhetorische *delectare et prodesse*. Für die poetische Produktion stellen die Poetiken − allen voran die von Aristoteles, Horaz und Opitz − die zentralen Referenzwerke dar. Während das literaturkritische Gespräch in den Sozietäten meist den Dichter selbst als Adressaten hat und damit unmittelbaren Einfluss ausübt, richten sich Zeitschriften auch an ein literarisch interessiertes Publikum, dem Hilfestellungen an die Hand gegeben werden, Literatur zu beurteilen.

4. Literatur (in Auswahl)

Alewyn, Richard (1962): Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie. Analyse der Antigone-Übersetzung des Martin Opitz. Sonderausgabe Darmstadt ([1]1926). (Libelli, 79).

Alexander, Robert J. (1984): Das deutsche Barockdrama. Stuttgart.

Barner, Wilfried (1968): Gryphius und die Macht der Rede. Zum ersten Reyen des Trauerspiels Leo Armenius. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 42, 325−358.

Barner, Wilfried (2002): Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen ([1]1970). 2., unveränd. Aufl. Tübingen.

Bauer, Barbara (1986): Jesuitische ars rhetorica im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Frankfurt a. M. (Mikrokosmos, 18).

Beetz, Manfred (1990): Frühmoderne Höflichkeit. Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum. Stuttgart (Germanistische Abhandlungen, 67).

Blume, Herbert (1980): Deutsche Literatursprache des Barock. In: Hans Peter Althaus u. a. (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen, 719−725.

Borgstedt, Thomas/Andreas Solbach (2001): Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle. Dresden (Arbeiten zur Neueren deutschen Literatur, 6).

Braungart, Georg (1988): Hofberedsamkeit. Studien zur Praxis höfisch-politischer Rede im deutschen Territorialabsolutismus. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 96).

Breuer, Dieter/Günther Kopsch (1974): Rhetoriklehrbücher des 16. bis 20. Jh. Eine Bibliographie. In: Helmut Schanze (Hrsg.): Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte in Deutschland vom 16.−20. Jh. Frankfurt a. M., 217−355.

Breuer, Ingo (1999): Literarische Sozietäten. In: Albert Meier (Hrsg.): Die Literatur des 17. Jh. München, 201−208.

Burgard, Peter J. (Hrsg.) (2001): Barock: Neue Sichtweisen einer Epoche. Wien u. a.

Conermann, Klaus (Hrsg.) (2006): Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Tübingen.

Dockhorn, Klaus (1968): Macht und Wirkung der Rhetorik. 4 Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne. Bad Homburg u. a. (Respublica literaria, 2).

Dyck, Joachim: Ticht-Kunst (1991): Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition. 3. Aufl. Tübingen (Rhetorik-Forschungen, 2).

Eybl, Franz (1996): Jesuitenrhetorik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 4, 717−729.
Freitag, Winfried (2001): Missverständnis eines Konzepts. Zu Gerhard Oestreichs ‚Fundamentalprozess' der Sozialdisziplinierung. In: Zeitschrift für historische Forschung 28, 513−538.
Gardt, Andreas (1999): Die Auffassung von Fachsprachen in den Sprachkonzeptionen des Barock. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 14.2: Fachsprachen − Languages for Special Purposes, 2410−2420.
Grimm, Gunter E. (1983): Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 75).
Harsdörffer, Georg Philipp (1647−1653): Poetischer Trichter. Die Teutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der Lateinischen Sprache in Vl. Stunden einzugiessen. Samt einem Anhang Von der Rechtschreibung und Schriftscheidung oder Distinction. 3 Teile. Nürnberg.
Heißenbüttel, Helmut (1972): Zur Tradition der Moderne. Neuwied/Berlin.
Herzog, Urs (1976): Der deutsche Roman des 17. Jh. Eine Einführung. Stuttgart.
Heudecker, Sylvia (2005): Modelle literaturkritischen Schreibens. Dialog − Apologie − Satire vom späten 17. bis zur Mitte des 18. Jh. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 179).
Hinrichs, Boy (1999): Rhetorik und Poetik. In: Albert Meier (Hrsg.): Die Literatur des 17. Jh. München/Wien, 209−232.
Hoffmeister, Gerhart (1973): Petrarkistische Lyrik. Stuttgart.
Horn, Hans Arno (1966): Christian Weise als Erneuerer des deutschen Gymnasiums im Zeitalter des Barock. Der „Politicus" als Bildungsideal. Weinheim.
Jaumann, Herbert (1995): Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius. Leiden.
Knape, Joachim (1992): Barock: Deutschland. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 1285−1332.
Knape, Joachim (1994): Elocutio. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 2, 1022−1083.
Knape, Joachim (2000): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.
Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300−1700. Wiesbaden (Gratia, 44).
Meid, Volker (1986): Barocklyrik. Stuttgart.
Meyfart, Johann Matthäus (1634): Teutsche Rhetorica oder Redekunst. Hrsg. v. Erich Trunz. Tübingen 1977 (Dt. Neudrucke. Reihe: Barock 25).
Neukirchen, Thomas (1999): Inscriptio. Rhetorik und Poetik der Scharfsinnigen Inschrift im Zeitalter des Barock. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 152).
Niefanger, Dirk (2006): Barock. Lehrbuch Germanistik. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar.
Opitz, Martin (1624): Buch von der Deutschen Poeterey. Hrsg. v. Cornelius Sommer. 2. Aufl. Stuttgart 1991.
Schings, Hans-Jürgen (1980): Consolatio tragoedia. Zur Theorie des barocken Trauerspiels. In: Reinhold Grimm (Hrsg.): Deutsche Dramentheorien. Beiträge zu einer historischen Poetik des Dramas in Deutschland. Bd. 1. 3. Aufl. Frankfurt a. M., 1−44.
Segebrecht, Wulf (1977): Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik. Stuttgart.
Sinemus, Volker (1978): Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jh. Göttingen (Palaestra, 269).
Steiger, Johann Anselm (Hrsg.) (2005): Passion, Affekt und Leidenschaft in der Frühen Neuzeit. 2 Bde. Wiesbaden (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 43).
Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jh. Tübingen (Frühe Neuzeit, 91).
Trappen, Stefan (2001): Gattungspoetik. Studien zur Poetik des 16. bis 19. Jh. und zur triadischen Gattungslehre. Heidelberg (Beihefte zum Euphorion, 40).
Verweyen, Theodor (1997): Thränen des Vaterlandes/Anno 1636 von Andreas Gryphius − rhetorische Grundlagen, poetische Strukturen, Literarizität. In: Wolfgang Düsing (Hrsg.): Traditionen der Lyrik. Tübingen, 31−45.

Vossius, Gerhardus J. (1621): Rhetorices contractae, sive partitionvm oratoriarvm libri V [Rhetoricē contracta, sive partitiones oratoriae]. Leiden.
Wagenknecht, Christian (1971): Weckherlin und Opitz. Zur Metrik der deutschen Renaissancepoesie. München.
Weise, Christian (1677): Politischer Redner. Leipzig.
Wernicke, Christian (1704): Epigramme. Hrsg. und eingel. Rudolf Pechel. 3. Aufl. Berlin 1909 (Palaestra, 71).
Wesche, Jörg (2004): Literarische Diversität. Abweichungen, Lizenzen und Spielräume in der deutschen Poesie und Poetik der Barockzeit. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 173).
Windfuhr, Manfred (1966): Die barocke Bildlichkeit und ihre Kritiker. Stilhaltungen in der deutschen Literatur des 17. und 18. Jh. Stuttgart.

Sylvia Heudecker, Göttingen (Deutschland)
Jörg Wesche, Augsburg (Deutschland)

6. Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in der Zeit der Aufklärung

1. Untersuchungszeitraum und Epochenkonzept
2. Bildungsgeschichte als Fundament aufklärerischer Rhetoriktheorie
3. Epistemologische Umorientierungen und Kritik an der Topik
4. Zwischen poetischer ‚Sinnlichkeit' und philosophischer ‚Vernunft': Rhetorik als Prosatheorie
5. Ästhetik und *Schöne Wissenschaften*
6. Stilistik, Stiltheorien und die Individualisierung des Stils
7. Deklamation, Vortragskunst und Schauspieltheorie
8. System-Rhetorik und rhetorische Anthropologie im Übergang
9. Literatur (in Auswahl)

Abstract

During the Age of Enlightenment, rhetoric – as its own discipline, as a school subject, and as a generative system – is challenged on several different levels. With regard to the field of education, the final establishment of German as the standard language for classroom teaching leads to a general weakening of the classic subject rhetoric *which, due to its close associations with Latin, no longer meets the increasing demands of modern education.*

Epistemologically speaking, gradual changes lead to transformation from esthetics of imitation to esthetics of expression, from esthetics of norm to esthetics of genius, and in the general sense from text production to text reception – initially in the form of criticism to the topic and the characters – and finally to the overall conception of rhetoric as ars/téchne.

Expression of this disintegration of rhetoric is eventually evident in the new disciplines which then evolved: esthetics, empirical psychology, pedagogy / educational theory, stylistics and declamatory studies.

Vossius, Gerhardus J. (1621): Rhetorices contractae, sive partitionvm oratoriarvm libri V [Rhetoricē contracta, sive partitiones oratoriae]. Leiden.
Wagenknecht, Christian (1971): Weckherlin und Opitz. Zur Metrik der deutschen Renaissancepoesie. München.
Weise, Christian (1677): Politischer Redner. Leipzig.
Wernicke, Christian (1704): Epigramme. Hrsg. und eingel. Rudolf Pechel. 3. Aufl. Berlin 1909 (Palaestra, 71).
Wesche, Jörg (2004): Literarische Diversität. Abweichungen, Lizenzen und Spielräume in der deutschen Poesie und Poetik der Barockzeit. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 173).
Windfuhr, Manfred (1966): Die barocke Bildlichkeit und ihre Kritiker. Stilhaltungen in der deutschen Literatur des 17. und 18. Jh. Stuttgart.

Sylvia Heudecker, Göttingen (Deutschland)
Jörg Wesche, Augsburg (Deutschland)

6. Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in der Zeit der Aufklärung

1. Untersuchungszeitraum und Epochenkonzept
2. Bildungsgeschichte als Fundament aufklärerischer Rhetoriktheorie
3. Epistemologische Umorientierungen und Kritik an der Topik
4. Zwischen poetischer ‚Sinnlichkeit' und philosophischer ‚Vernunft': Rhetorik als Prosatheorie
5. Ästhetik und *Schöne Wissenschaften*
6. Stilistik, Stiltheorien und die Individualisierung des Stils
7. Deklamation, Vortragskunst und Schauspieltheorie
8. System-Rhetorik und rhetorische Anthropologie im Übergang
9. Literatur (in Auswahl)

Abstract

During the Age of Enlightenment, rhetoric – as its own discipline, as a school subject, and as a generative system – is challenged on several different levels. With regard to the field of education, the final establishment of German as the standard language for classroom teaching leads to a general weakening of the classic subject rhetoric *which, due to its close associations with Latin, no longer meets the increasing demands of modern education.*

Epistemologically speaking, gradual changes lead to transformation from esthetics of imitation to esthetics of expression, from esthetics of norm to esthetics of genius, and in the general sense from text production to text reception – initially in the form of criticism to the topic and the characters – and finally to the overall conception of rhetoric as ars/téchne.

Expression of this disintegration of rhetoric is eventually evident in the new disciplines which then evolved: esthetics, empirical psychology, pedagogy / educational theory, stylistics and declamatory studies.

Beginning mid-century, each of these starts to establish itself as a discipline in its own right with its own distinguishing characteristics, each inheriting from rhetoric in different ways.

Overall, the history of the theory of rhetoric in the 18th century can be viewed as a transformation from the traditional idea of rhetoric as a system to the conception of a rhetorical anthropology.

1. Untersuchungszeitraum und Epochenkonzept

Als *Aufklärung* bezeichnet man eine gesamteuropäische „geistige und gesellschaftliche Reformbewegung" (Schneiders 1997, 11), die auf eine umfassende Verbesserung der Lebensverhältnisse durch den Gebrauch der Vernunft zielt. Als Epochenkonstrukt ist *Aufklärung* mit dem 18. Jh. nur zum größten Teil identisch: Die neuere Forschung lässt die Epoche in den 1680er Jahren mit dem philosophischen Rationalismus (Gottfried Wilhelm Leibniz; Christian Thomasius; Christian Wolff u. a.) beginnen und bis zur Französischen Revolution (ab 1789) dauern. Weitgehend Konsens herrscht über die dreigliedrige Binnenperiodisierung in Frühaufklärung (1680–1740; Vorherrschaft des Rationalismus), Hochaufklärung (1740–1780; Hinzutreten empiristischer bzw. sensualistischer Paradigmen) und Spätaufklärung (1780–1789/95; Kritizismus Kants und politische Radikalisierung der Aufklärung). Politisch ist die Aufklärung im Reichsgebiet von der Vorherrschaft und der gleichzeitig immer stärkeren Infragestellung des territorialen Absolutismus geprägt, der die Rahmenbedingungen für die praktische Beredsamkeit (vgl. Art. 23 dieses Handbuchs) und das für die Schulrhetorik zentrale Bildungssystem setzt. Auch im 18. Jh. fehlen, wie in der Frühen Neuzeit überhaupt, die öffentliche politische Entscheidungsrede (*genus deliberativum*) und die mündliche Prozessrede (*genus iudiciale*): Beide gehören zu den rhetorischen Novitäten des 19. Jhs. In der Theorie werden sie weiterhin mehr oder weniger unverändert traktiert, was zu einer Spannung zwischen Antike-Tradierung und zeitgenössisch-aktuellen Notwendigkeiten führt: Die von W. Barner (1970, 150) für die barocke Rhetoriktheorie konstatierte „soziale Isolation" der antik-humanistischen Doktrin und das daraus resultierende Spannungsverhältnis zwischen Traditionsbindung und *vita communis* ist in diesem Sinne auch für das Jahrhundert der Aufklärung prägend. Es wird durch den Umstand sogar noch verschärft, dass sich im Laufe des 18. Jhs. durch den von J. Habermas beschriebenen *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (Habermas 1962; vgl. Hohendahl u. a. 2000, 12 ff.; vgl. kritisch Goldenbaum 2004, 3 ff.) mehr und mehr Freiräume für politische und gesellschaftliche Diskussionen herausbilden. Im Gefolge der Französischen Revolution bildet sich mit der Mainzer Republik von 1792/93 erstmals im Reich eine öffentlich-politische Debattenrhetorik heraus, die allerdings kaum noch auf Kenntnis der antiken Traditionen basiert: Im Verlauf des 18. Jhs. klafft die Schere zwischen der vitaler werdenden rhetorischen Praxis und einer in die Defensive gedrängten Theoriebildung immer weiter auseinander.

Die für den Prozess der Aufklärung charakteristische Orientierung an der *ratio* impliziert notwendig den „Bruch mit Traditionen" (Schneiders 1997, 11). Gerade dieser Aspekt ist für eine Darstellung des Verhältnisses der Aufklärer zur rhetorischen Tradition zentral. Doch welche Tradition ist gemeint? Ein Blick auf den Buchmarkt des 18. Jhs., auf das Spektrum der tatsächlich publizierten Rhetoriken, verspricht Aufschluss. Joachim Dyck und Jutta Sandstede haben 1996 eine umfassende Bibliographie der rhetorik-

theoretischen Schriften des 18. Jhs. vorgelegt, die als Grundlage einer solchen quantitativen Auswertung dienen kann. Dabei ist erstaunlich, dass die Präsenz der antiken Rhetoriken – Aristoteles' *Rhetorik*, die *Rhetorica ad Herennium*, Ciceros *De inventione* und *De oratore* sowie Quintilians *Institutio oratoria* – im 18. Jh. nicht schwächer als im 17. Jh. ist, im Gegenteil: Während von *De inventione* und der *Institutio oratoria* im 17. Jh. je eine Ausgabe erscheint, werden während des 18. Jhs. zwei bzw. drei Ausgaben publiziert und zusätzlich eine deutsche Teilübersetzung von Quintilians Werk (1775). Überraschend ist dabei die insgesamt nur geringe Zahl von Editionen antiker Rhetoriken (die *Rhetorica ad Herennium* etwa wurde im 17. und 18. Jh. im Reichsgebiet überhaupt nicht gedruckt!), die offenbar eine Besonderheit für gelehrte Philologen waren und in Barock wie Aufklärung keine Breitenwirkung entfalten konnten. Das ist nur auf den ersten Blick überraschend: Das rhetoriktheoretische Wissen der Antike wird vielmehr, wie in der Frühen Neuzeit allgemein üblich, vor allem durch lateinische Schulbücher verbreitet, die die antike Systematik kompilatorisch aufbereiten und die heterogenen Diskurse homogenisieren. Diese Tradition reißt im Verlauf der ersten Hälfte des 18. Jhs. deutlich ab. Die Entwicklung betrifft die protestantischen Territorien ebenso wie die katholischen Gebiete (wenngleich mit der für sie charakteristischen Verspätung). Die Auflösung der lateinischen Rhetorik lässt sich deshalb nicht als einfacher Prozess der Vernakularisierung (Deutsch tritt als Unterrichtssprache an die Stelle des Lateinischen) deuten, wie Manfred Fuhrmann (1983) postuliert hat. Vielmehr sind tiefer greifende epistemologische Ursachen zu berücksichtigen, die sich im Bildungssystem in einer Auflösung der Rhetorik als Fach an Schulen und Universitäten niederschlagen (vgl. unten: Punkt 2.). Auffällig ist jedenfalls, dass Werke der drei zentralen Schulbuchautoren des 17. Jhs. (Knape 1992, 1287 f.) – Konrad Dieterich, Gerhard Johannes Vossius und Cyprianus Soarez – nach der Mitte des 18. Jhs. vom Buchmarkt verschwinden, in den protestantischen Gebieten gänzlich, in den katholischen mit der für sie charakteristischen Persistenz, die in der unterschiedlichen Zielsetzung des Bildungssystems begründet ist.

Zu diesen Pauschalaussagen einige konkrete Zahlen: Soarez' Jesuitenrhetorik *De arte rhetorica libri* (etwa 100 Auflagen erschienen seit dem Ende des 16. Jhs.) erscheint nach 1740 nur noch in wenigen, vereinzelten Ausgaben; Vossius' *Rhetorica contracta*, ein verbreitetes Schulbuch des Rhetorikunterrichts an protestantischen Gymnasien, erscheint letztmals 1742 in Leipzig (Dyck/Sandstede 1996, Nr. 1742/33), die in etwa 17 Auflagen verbreitete Bearbeitung von Johann Sebastian Mitternacht (vgl. Barner 1970, 266) zuletzt 1740 in Merseburg; Dieterichs *Institutiones oratoriae* schließlich erscheinen 1722 zum letzten Mal, seine *Institutiones rhetoricae* im Jahre 1752. Danach werden diese protestantischen Rhetoriklehrbücher nicht mehr gedruckt, die jesuitischen nur noch vereinzelt (wozu die Auflösung des Ordens 1773 natürlich entscheidend beitrug). Welche Veränderungen entziehen also der Rhetorik als Disziplin den Boden? Ein Indikator hierfür ist die Verankerung des Rhetorikunterrichts an Gymnasien und Universitäten.

2. Bildungsgeschichte als Fundament aufklärerischer Rhetoriktheorie

Für die Rhetorik gilt am Beginn des 18. Jhs. noch, was W. Barner (1970, 242) als deren „Schlüsselposition" im frühneuzeitlichen Bildungssystem benannt hat: die Ausbildung der Schüler in mündlicher wie schriftlicher Kompetenz, primär im Lateinischen, der

Sprache der *res publica litteraria*. Der Übergang zur Aufklärung – als historiographisches Konstrukt, das aus Texten und Theorien des ‚Höhenkamms' abgeleitet wird – ändert an diesen Grundlagen zunächst nichts, erst im Laufe des 18. Jhs. werden die Ziele des Unterrichts neu gefasst.

Es sind sodann zwei Grundtendenzen, die für die Rhetorik im 18. Jh. kennzeichnend sind und die zugleich zur Auflösung der Rhetorik als Unterrichtsfach und Disziplin führen: (1) Der Übergang von der Dominanz der lateinischsprachigen Rhetorik zur Volkssprache auch auf dem Feld der Gelehrtenkultur und (2) die grundsätzliche Umorientierung auf Fragen der Rezeption von Texten, die das produktionsästhetische Paradigma der Rhetorik ablöst. Zu beiden Tendenzen gibt es Vorläufer, die weit in die Frühe Neuzeit zurückgreifen, sei es die Begründung der Hermeneutik in Melanchthons Rhetorik, sei es der wiederholte Versuch der Etablierung einer volkssprachlichen Rhetorik im 17. Jh., bei J. M. Meyfart oder Chr. Weise (mit jeweils unterschiedlichen Intentionen und Programmatiken; vgl. Barner 1970, 159 ff.). Wirklich dominant in der ‚Breite' des Bildungssystems wurde das Deutsche als Unterrichtssprache vor dem 18. Jh. nicht. Die Ausrichtung auf die Vermittlung von Kompetenz in der eigenen Textproduktion der Schüler wird in der für die Frühe Neuzeit insgesamt prägenden *imitatio*-Ästhetik theoretisch gefasst, deren lateinische Vorbilder wechseln zwar (im Kontext der Auseinandersetzungen um Ciceronianismus und Anti-Ciceronianismus), das Prinzip der Nachahmung *(imitatio auctorum*) als solches wird jedoch nicht angetastet. Bildungsgeschichtlicher Hintergrund ist die Funktion des Rhetorikunterrichts als umfassender sprachlich-kultureller Habitualisierungsinstanz. Besonders deutlich wird dies an den Jesuitengymnasien, deren Fixierung auf die Latinität historisch von großer Beständigkeit war (bis ins 19. Jh.; Barner 1970, 248). Lateinisch sprechen und schreiben zu können, ist hier eine grundständige Kompetenz, welche die Schüler benötigen, um am universitären Theologiestudium erfolgreich teilnehmen zu können. Einen eigenständigen Rhetorikunterricht an den Universitäten gibt es im jesuitischen Bildungssystem konsequenterweise nicht. Für die protestantischen Bildungseinrichtungen gilt seit den Reformen des Humanismus (J. Sturm u. a.) Ähnliches: Der Rhetorikunterricht an Gymnasien und Universitäten dient fast ausschließlich der Vorbereitung auf das Studium an einer der‚oberen' Fakultäten. Deutlich wird daran das enge Band von Rhetorik und ‚Gelehrsamkeit', das sich auch im Moment der ‚Klassizität' (Barner 1970, 249) zeigt, welches der Rhetorik als einer aus der Antike im Wesentlichen unverändert tradierten Kommunikationstheorie eignet. Im Laufe des 17. Jhs. gibt es immer wieder Probleme, bei dem Versuch die Spannungen zwischen Antike-Tradierung und den Erfordernissen der *vita communis* zu lösen: in der muttersprachlichen Rhetorik der Ratichianismus (W. Ratke), im praxisbezogenen Ausbildungsprogramm von Ritterakademien und anderen Institutionen der Adelserziehung und schließlich im Reformprogramm Chr. Weises, der bereits den Übergang zur Aufklärung weist. Doch die Versuche sind vereinzelt und haben keine geschlossene Programmatik; sie entfalten, wie man etwa den Schulordnungen katholischer wie protestantischer Provenienz entnehmen kann, nur begrenzte Wirkung. Erst das 18. Jh. bringt den entscheidenden Umschwung, doch gelingt die Modernisierung der Rhetorik, wie zu zeigen sein wird, dann nicht mehr.

In den protestantischen Gebieten des Reichs haben die Gymnasien in Brandenburg-Preußen eine gewisse Vorreiterfunktion, vor allem das 1696 von dem Pietisten A. H. Francke in Halle gegründete Pädagogium. Sie verbinden – letztlich noch ganz innerhalb von Sturms Programmatik der Verbindung von *eloquentia* und *pietas* – Erziehung zur

„Gottseligkeit“ mit einer „geschickten Beredsamkeit“ (Paulsen 1919/21, I, 568). Traditionell ist die Betonung des Verbalunterrichts; die Realien nehmen als Unterrichtsgegenstand nur eine geringe Rolle ein. Entscheidend allerdings ist die Wende zur Muttersprache: Den Schülern werden deutsche Sprache (inklusive Orthographie) und deutsche Rhetorik in eigens eingerichteten Unterrichtsstunden beigebracht. Das Gattungsspektrum reicht von Reden und Gedichten bis hin zu Briefen, wobei der Schwerpunkt auf der Übung in praktischen Textsorten liegt.

An der benachbarten Universität gibt es eine ähnliche Entwicklung. Hier ist es der Jurist Chr. Thomasius, der schon in den 1680er Jahren deutsche *Collegia stili* anbietet. Sie sind im Rahmen eines Reformprogramms zu sehen, dass die Abkehr von dem als ‚pedantisch‘ abqualifizierten Gelehrtentum und die Hinwendung zu unmittelbar alltagspraktischen Ausbildungsinhalten verkündet. Zentral dafür ist Thomasius’ 1687 gehaltener *Discours welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle?* In dieser Rede bricht er ostentativ mit dem humanistisch-lateinischen Gelehrtenwesen und propagiert ein Verhaltensideal, das sich an den aktuellen Normen höfischer *honnêteté* nach französischem Vorbild orientiert (Grimm 1983, 349; Till 2004a, 279). Obwohl Thomasius selbst keine eigenständige Rhetorik verfasst hat, ist er für die Rhetorikgeschichte im Wechsel vom 17. zum 18. Jh. eine aufschlussreiche Übergangsfigur. Die philosophische Affektenlehre und die Lehre vom *aptum* bzw. *decorum* nehmen in seinem weit verzweigten Werk eine wichtige Rolle ein; generell werden die *res* im Verhältnis zu den *verba* aufgewertet, was sich nicht zuletzt daran zeigt, dass Thomasius der Stillehre keine besondere Aufmerksamkeit widmet (Grimm 1983, 391). Der Hallenser Jurist wendet sich von der tradierten Systemrhetorik ab, die er für ‚pedantisch‘ und − wegen ihres zur Hypertrophie neigenden systematischen Charakters − auch zu unflexibel hält. Vor allem für dialogische Kommunikationssituationen, die im Umgang unter höfischen Beamten aber auch in vielfältigen Kommunikationssituationen innerhalb der Gelehrtenwelt ubiquitär vorkommen, erscheinen ihm die Regeln der Rhetorik, die stets auf die monologische Rede zielten (Lehre von den drei *genera causarum*), kaum nützlich.

Die Diskussionen um das Verhältnis von Verbalia und Realia prägen auch Debatten im Schnittfeld von Pädagogik und Rhetorik um 1700. Hier sind es zunächst J. J. Schatz und F. A. Hallbauer, die den auf die Vermittlung sprachlich-kommunikativer Kompetenz zielenden Rhetorikunterricht kritisieren: Hallbauer beanstandet in seiner *Vorrede von den Mängeln der Schul-Oratorie*, die seiner *Anweisung zu verbesserten deutschen Oratorie* (1725) vorangestellt war, „die blinde Übertragung der lateinischen Rhetorik auf den deutschen Sprachunterricht und das gedankenlose Einprägen rhetorischer Schemata, aber auch das von Weise angeregte Sammeln musterhafter Tropen und Figuren und das Kompilieren eigener Schriftsätze aus solchen oratorischen Kollectaneen. Es gehe nicht an, daß man die Sprachmittel losgelöst vom jeweiligen Inhalt der Darstellung exerciere und daß man die Schüler dazu anhalte, sich über Gegenstände auszulassen, die sie gedanklich noch gar nicht bewältigen konnten“ (Frank 1973, 88 f.). Hinter diesen Auseinandersetzungen steht die pädagogische Kernfrage, ob es überhaupt sinnvoll ist, Schülern die Regeln der Rhetorik einzutrichtern, obwohl sie wegen ihrer Jugend noch über keinerlei Sachkenntnis verfügen. Die Vermittlung der Systemrhetorik wird also als lebensfern kritisiert, stattdessen sollen die Schüler elementare Textmuster in der Tradition der Progymnasmata-Sammlungen einüben, so der Eisenacher Rektor Schatz. J. Chr. Gottsched zieht schließlich die Konsequenzen: Er verbannt die *officia*-Rhetorik aus den Schulen, weil er nur Universitätsstudenten für fähig hält, dem Niveau der Theorie folgen

zu können. Für die Schüler legt er mit seinen *Vorübungen der Beredsamkeit* (1754) ein eigenes Theoriewerk vor, das Textmusterübungen in der Tradition der Progymnasmata des Aphthonios liefert. In der Folge verschwinden auch die öffentlichen Redeübungen der Schüler (Rede-*actus*; vgl. Barner 1970, 243), die im 17. Jh. zu Abschiedsfeiern, Geburtstagen der Herrscherfamilie oder anderen Festanlässen immer in lateinischer Sprache, gehalten wurden, langsam aus dem Alltag der Schulen. Bereits zum Ende des Jahrhunderts werden diese *actus* immer mehr in deutscher Sprache abgehalten – eine Entwicklung, die sich im Verlauf des 18. Jhs. weiter fortsetzen wird, auch unter Einbezug weiterer Fremdsprachen wie dem Französischen (Barner 1970, 295; Matthias 1907, 183 ff.).

In den 1730er Jahren war der Rhetorikunterricht an den protestantischen Gymnasien in scharfe Kritik geraten, die sich zu einer Krise der Rhetoriktheorie überhaupt weitet. Der Rhetorik als Unterrichtsfachs wird durch einen tiefgreifenden Umbau des Bildungssystems der sozialhistorische ‚Sitz im Leben' entzogen. Hinzu kam, dass die Institutionalisierung einer ‚Deutschen Rhetorik' langfristig scheiterte. Für die Stilkollegien in deutscher Sprache wurden nur selten eigenständige Professuren ausgewiesen, so etwa 1731 ein Extraordinariat an der Universität Halle, das mit J. E. P. Philippi besetzt wurde (Weimar 1989, 42). Weitere Professuren für deutsche Rhetorik wurden in den 1730er Jahren u. a. in Kiel, Göttingen und Königsberg eingerichtet, aber nach Ausscheiden des Inhabers in allen Fällen abgewickelt. An ihre Stelle treten seit der Mitte des Jahrhunderts bisweilen Professuren für Ästhetik (oder *schöne Wissenschaften*), die institutionell fast ausschließlich der Philosophie zugeschlagen wurden. Dies deutet darauf hin, dass sich die disziplinären Konturen der Rhetorik um 1750 auflösen.

Ein Beispiel für diese *Transformation* rhetorischer Theorie (Till 2004a) ist die Pädagogik, die in der Spätaufklärung als ein eigenständiges Lehrfach an den Universitäten einsteht, zuerst in Halle mit E. Chr. Trapp (ab 1779). Der ganze Bereich der Fremdsprachenausbildung – im Falle des Lateinischen ein Kernbereich der Rhetorik – wird in der Folgezeit innerhalb dieser neuen Disziplin behandelt, bevor sich dann mit Beginn des 19. Jhs. die einzelnen Philologien ausdifferenzieren. Die Entwicklung ist vor dem Hintergrund eines umfassenden Umbaus des Bildungssystems zu sehen, das sich im 18. Jh. immer stärker an ganz praktischen Anforderungen orientieren muss. In der Folge entstehen neue Schultypen, u. a. die Realschulen, an denen keine Rhetorik mehr gelehrt wird. Ausdruck dieser Bewegung ist das *Elementarwerk* (1768–1774) J. B. Basedows, als Gründer des Dessauer *Philanthropinums* der zentrale Reformpädagoge der Spätaufklärung. Bezeichnend dabei ist, dass in dem umfangreichen Werk die Rhetorik nur noch in marginalisierter und reduzierter Form auftritt. Insbesondere die mündliche monologische Rede hat in dem von Basedow dargelegten Ausbildungsgang keinen Platz mehr: Als eigenständige Gattungen werden lediglich der Brief sowie das Schreiben von Rechnungen und ähnliche gänzlich pragmatische Textsorten behandelt, daneben beschränkt sich das *Elementarwerk* auf progymnasmatische Textmusterübungen wie Beschreibung oder Erzählung (Till 2004a, 274 f.). Der Widerspruch der Rhetorikausbildung zwischen Antike-Tradierung und den pragmatischen Erfordernissen der *vita communis*, das die Problemgeschichte der Rezeption der antiken *ars rhetorica* während der ganzen Frühen Neuzeit prägt, führt zu einer Wendung gegen die Tradition und schlussendlich zu einer fast vollständigen Verabschiedung der Rhetorik.

Aber auch innerhalb der pädagogischen Theoriebildung ist die Distanzhaltung zur traditionellen Rhetorik nicht zu übersehen. Das wird bereits deutlich an der kritischen

Einstellung zur rhetorischen *doctrina* in J. Lockes Abhandlung *Some Thoughts Concerning Education* (1693) und J.-J. Rousseaus *Emile* (1762), den beiden für die Aufklärungspädagogik wichtigsten Prätexten (Till 2004a, 261 ff.). Beide kritisieren den auf die *verba* fixierten lateinischen Rhetorikunterricht mit seinen weltfremden Themen aus der Antike (ähnliches hatte in Deutschland bereits Chr. Weise beanstandet, vgl. Barner 1970, 211 ff.), wo es doch zuerst darum gehe, den Schülern Sachkenntnis und Kompetenz in der eigenen Muttersprache auch jenseits der tradierten rhetorischen Normen zu vermitteln. Trapp etwa vertritt in seinem *Versuch einer Pädagogik* (1783) die Ansicht, dass die Vermittlung der rhetorischen Theorie gänzlich überflüssig sei. Die monologische Rede wird nur knapp abgehandelt; man lerne sie durch praktische Nachahmung des Lehrers, wobei Theoriekenntnis verzichtbar scheint. Sinnvoller sei es ohnehin, wenn der Schüler das Registermachen oder Erstellen von Dispositionen aus fertigen Texten lernt.

Ist die radikale Ausrichtung des Unterrichts auf den ‚Nutzen' die eine Tendenz aufklärerischer Pädagogik, so ist die ethische Besserung durch ästhetische Erziehung die andere; beide sind in einem durchaus spannungsvollen Verhältnis, doch für die Rhetorik als systematischem Komplex produktionsästhetischer Normen der *imitatio auctorum* gleichermaßen fatal. Bedeutet ersteres letztlich nichts anderes als die Verabschiedung der Gültigkeit der Antike als Norm und Leitbild, so führt letzteres zum Ende des produktionsästhetischen Paradigmas. Ein besserer Mensch wird man nach Ansicht der Aufklärer nämlich nicht durch Schreiben und Reden, sondern durch Lesen: Rhetorik als Produktionstheorie wird durch eine rezeptionsseitig angesiedelte Hermeneutik und Textanalyse ersetzt, wie sie die Literaturwissenschaften bis heute dominiert (vgl. Knape 2006, 172 f.). Durch die Lektüre musterhafter Werke (auch der Literatur der eigenen Gegenwart, die an Bedeutung deutlich gewinnt) soll der gute ‚Geschmack' der Schüler erzogen werden (Jäger 1981, 13 ff.), der ästhetische und ethische Aspekte integriert. Dies geschieht dadurch dass, wie Schiller in den *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* (1795) schreibt, das „Empfindungsvermögen" des Menschen ausgebildet werde; denn „der Weg zu dem Kopf" könne nur „durch das Herz" geöffnet werden (Schiller 1959, Bd. 5, 592).

Produktionsseitig überlebt rhetorisches Gedankengut im Aufsatzunterricht innerhalb des im 18. Jh. neu entstehenden Deutschunterrichtes. Ein in der Forschung immer wieder angeführter Meilenstein in dieser Verfallsgeschichte der Rhetorik ist die Einführung eines schriftlichen Abiturexamens in Brandenburg-Preußen im Jahre 1788 (Bosse 1978, 84 ff.). Man hat in der Forschung diese Entwicklung medienhistorisch als einen Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit gedeutet (Bosse 1978; Ludwig 1988, 132; Koschorke 1999, 171). Ein solch einfaches Verlaufsmodell indes verkennt, dass das rhetorische Textproduktionsmodell immer in einem Spannungsverhältnis von Schriftlichkeit (*inventio*, *dispositio* und *elocutio* zielen auf das Herstellen eines Textes) und Mündlichkeit (*actio*/*pronuntiatio* als Performanz des Textes; Stegreifrede als Grenzfall und Krönung rhetorischer Kunst) angesiedelt ist.

3. Epistemologische Umorientierungen und Kritik an der Topik

Erklärungsmodelle, die von einem ‚Verfall' der Rhetorik im 18. Jh. ausgehen, verkennen meist, dass die Rhetorik in der Frühen Neuzeit eine durchaus heterogene Erscheinung war. Auch Systemrhetoriken, die dem kanonischen Modell der *rhetorices partes* folgen,

können im Detail durchaus unterschiedlichen theoretischen Positionen folgen. Vor diesem Hintergrund scheint ein historiographisches Modell erfolgversprechender, das der Pluralität der rhetoriktheoretischen Entwürfe Rechnung trägt und nicht makroskopisch den ‚Verfall' der einen, monolithisch verstandenen Rhetorik untersucht, sondern auf der Mikroebene der einzelnen Systemstellen ansetzt.

Zentral dabei ist zunächst die Topik, die im Verlauf der Frühen Neuzeit zu einer Basisdisziplin der Wissenstrukturierung, Welterschließung und Erkenntnissteuerung ausgebaut wird (Schmidt-Biggemann 1983). Die Topik integriert dabei Elemente der rhetorischen Topik, erhebt jedoch einen umfassenderen philosophischen Anspruch jenseits unmittelbarer pragmatischer Kontexte. Im Zuge der Neuordnung des Trivium durch Petrus Ramus werden im 16. Jh. *inventio* und *dispositio* (unter dem Begriff *iudicium*) der Dialektik zugeschlagen; der Rhetorik bleiben einzig *elocutio* und *actio*/*pronuntiatio*. Diese Restringierung führt zur Vorherrschaft des verbalen *eloquentia*- bzw. *elegantia*-Ideals (*Zierlichkeit*; Grimm 1983, 576 f.) und zu einer weitgehenden Identität von Rhetorik und Poetik. Die Zuständigkeit für alle Fragen der Inventivik wird der Rhetorik entzogen und der Philosophie zugeordnet.

Ist die Topik damit bereits im 16. Jh. in Bedrängnis, so wird ihr Status durch den von Foucault postulierten epistemologischen Bruch im 17. Jh. zusätzlich geschwächt. Zentral für diese Entwicklung ist die Philosophie von Descartes und des Cartesianismus, der die Rhetorik als Mittel der Wahrheitsfindung ‚problematisch' werden lässt: Die Rhetorik hat es eben nur mit Wahrscheinlichkeiten zu tun, lautet das Argument, und taugt damit für die auf unumstößliche Wahrheiten fixierte Philosophie nicht (Behrens 1982; France 1982, 20 f.). In ganz Europa äußerst einflussreich ist die sogenannte *Logik von Port-Royal* von A. Arnauld und P. Nicole (zuerst 1662; bis 1800 über 30 Auflagen). Mit Blick auf die Absage, die der rhetorischen Topik in dem Werk erteilt wird, hat man in der Forschung durchaus mit Recht von einer „Anti-Rhetorik" (Behrens 1982, 33) gesprochen. Radikal kritisieren Arnauld und Nicole im dritten Teil der *Logique* das Enthymen als das zentrale rhetorische Schlussverfahren und mit ihm die gesamte rhetorische Tradition von Aristoteles bis Quintilian. Als Mittel zur Erfindung von Wahrheiten, so lautet ihr Resümee, ist die Topik ungeeignet.

Diese Kritik trifft dann auch die mit der Topik eng verknüpfte Mnemotechnik (*memoria*), die in den Rhetoriken zwar weiter traktiert, aber auf ‚Natürlichkeit' verpflichtet wird (Neuber 2001, 1065 f.): Unverzichtbar ist, so heißt es etwa in Hallbauers *Anweisung zur Teutschen Oratorie* (1725) durchaus in Anknüpfung an entsprechende Ausführungen Quintilians, ein gut funktionierendes Gedächtnis (Hallbauer 1725, 545 f.). Neu ist, dass die ‚künstlichen' Hilfsmittel der *ars memorativa*-Tradition keine Rolle mehr spielen. Das Fundament einer guten *memoria* liegt für Hallbauer einzig in der Physiologie des Gehirns, nicht im geschickten Hantieren mit Memorierungshilfen und Schemata zum Auswendiglernen der Texte. Epistemologisch bedeutet dies die Ersetzung von Systembestandteilen der Rhetorik-Tradition durch eine aus dem Cartesianismus stammende medizinische Physiologie.

Dies ist der Hintergrund für die Entwicklung in der deutschen Frühaufklärung, deren Theoretiker sich durchgängig auf die Diskussion der Topik in der *Logique* von Port Royal beziehen. Ihr zweiter Referenzautor ist der Philosoph Chr. Wolff, der zu Beginn des 18. Jh. die Philosophie auf dem rationalistischen Modell der Mathematik *more geometrico* neu begründen möchte. Dieses verschärfte Methodenideal versuchen die Anhänger Wolffs auch auf Rhetorik, Poetik und die entstehende Ästhetik zu übertragen, deren

Theorien rationalistisch fundiert werden sollen. Es kommt dabei zu einem teils latenten, teils offenen Konflikt zwischen der Antike-Tradierung und den erhöhten Rationalitäts- und Begründungsstandards, der insgesamt nicht zu einer klaren Position führt und regelmäßig innerhalb des normativen Rahmens der Lehrbücher ausgetragen wird. Herausragende Vertreter dieser ‚rationalistischen' Rhetorik sind J. A. Fabricius, F. A. Hallbauer und der insgesamt gemäßigte J. Chr. Gottsched; daneben sind Autoren wie G. P. Müller, J. J. Schatz und D. Peucer repräsentativ für den Stand der Theorieentwicklung in der Frühaufklärung (Grimm 1983, 576 ff.). Ihr Gegner ist Chr. Weise und vor allem das Textkompositionsmodell der Chrie, das in der Nachfolge Weises um 1700 dominant geworden war. Mit seiner Person verbindet sich, ähnlich wie in der *Logique* von Port Royal, eine nachhaltige Kritik am materialen Topikkonzept der barocken Rhetoriklehrbücher: Sie ist der zentrale Angriffspunkte der Frühaufklärer. Das ständige Exzerpieren aus Büchern und das Rubrizieren des Materials unter bestehende Ordnungskategorien behindert, so etwa Hallbauers Generaleinwand, das unvoreingenommene Denken über ein Thema. Letzteres, von den Zeitgenossen meist als *Meditation* bezeichnet, gewinnt aber durch die Orientierung an der rationalistischen Philosophie als Methodenideal erheblich an Bedeutung, rückt ins Zentrum der Inventivik und bricht ostentativ mit dem in der Barockrhetorik dominierenden materialen Topikkonzept. Das Resultat ist nicht zuletzt eine deutliche Subjektivierung und Individualisierung der Inventivik – eine Entwicklung, die durchaus auf die Herausbildung des modernen Genie-Konzeptes seit dem Sturm und Drang vorausdeutet.

Die Orientierung an der *ratio* bringt – zweitens – unweigerlich eine Distanzierung von der Autorität der Rhetorik mit sich und, damit unmittelbar verbunden, eine Verschiebung im Verhältnis von *natura* und *ars* als Voraussetzung zur effektiven Textproduktion aufseiten des Redners. Ergebnis ist eine deutliche Zurückstufung der Bedeutung der *ars* und damit der Normen und Produktionsregeln der Rhetorik überhaupt. Die aggressive Argumentation Hallbauers ist für diesen rhetorisch gekonnt inszenierten Distanzierungsprozess paradigmatisch, denn sie zeigt zugleich, wie die Ablehnung der Rhetorikkonzepte seiner eigenen Zeit (festgemacht auch hier an Weises Chrienlehre) durch den Bezug auf die antike Rhetorik legitimiert werden kann (vgl. Gottsched 1736, 43). Nötig sei es, so Hallbauer, sich wie Cicero auf die Vernunft zu berufen anstatt die tradierten Regeln unverändert zu befolgen – Regeln, die doch in ganz anderen kulturellen Kontexten entstanden und auf die Gegenwart kaum zu übertragen seien: „Aristoteles und Cicero würden uns nicht auslachen / sondern auszischen / daß wir noch ihren Speichel lecken. Sie handelten vernünftig / daß sie Regeln gaben / welche zur Beredsamkeit führten / die in der Republiqven üblich war: allein wir handeln desto unvernünftiger / wenn wir / obgleich unsere Republik eine gantz andere Art der Beredsamkeit erfordert / dennoch ihre Regeln beybehalten" (Hallbauer 1725, Vorrede, Bl. a7[a]). Die Spannung zwischen Tradition und den Erfordernissen der eigenen Zeit war, wie gezeigt, bereits im 17. Jh. ein latentes Problem, doch wird es erst mit Beginn der Frühaufklärung mit einer harschen Absage an die gegenwärtige Theoriebildung im Bereich der Schulrhetorik verbunden. Das Schlagwort, mit dem die Rhetorik des 17. Jhs. kritisiert wird, ist dasjenige des Pedantismus, also das allzu schulmäßige Befolgen der Regeln, das zum Fehler der Affektation (*affectatio*) führt, dem Ausstellen der Regelhaftigkeit und Künstlichkeit der Rede. Bei Hallbauer heißt es: „Man macht aus der Beredsamkeit eine Kunst: warum aber nicht lieber ein Handwerck? denn die Hand hat doch bey den meisten mehr dabey zu thun / als der Kopf. Man tractiret alles Kunst und Zunftmäßig. An die Regeln bindet

man alle und jede / und der wird für keinen braven Redner gehalten / der sie nicht genau beobachtet. Verfällt man gleich dabey auf einen pedantischen Zwang / und auf eine eckele Affectation; so ists doch genug / daß der Brief oder die Rede nach den Regeln der Kunst verfertiget ist“ (Hallbauer 1725, Vorrede, Bl. a8[a]).

In den ersten Jahrzehnten wird die *Kritik am ‚Pedantismus‘* zum Schlagwort einer grundsätzlichen Kritik am frühneuzeitlichen Gelehrtentum (Kühlmann 1982, 285 ff.). Sie ist nicht auf den engeren Bezirk der Rhetoriktheorie beschränkt, zeitigt aber auch dort ihre Wirkungen. Das betrifft die Reduktion der Kenntnis der Normen und Regeln rhetorischer Kunstlehre (*ars*) auf der Produktionsseite wie die Kritik an monologischen Redeformen, die, so die allgemeine Ansicht der Epoche bis in die Spätaufklärung, per se immer zum Pedantismus neigen (Till 2004a, 147). Leitbild zwischenmenschlicher Kommunikation ist im 18. Jh. nicht mehr die monologische Rede, sondern das Gespräch, das sich rhetorischer Theoriebildung immer schon entzieht, zugleich aber zum kommunikativen Ort von Soziabilität und Politisierung wird. Diese Linie nimmt in Ciceros *De officiis* ihren Ausgang und reicht über Castigliones *Cortegiano* (1528) bis ins 18. Jh.; sie bildet neben der antiken Rhetoriktheorie einen Parallelstrang kommunikationstheoretischer Reflexionen aus, der im 18. Jh. dominant wird. Mit der Berufung auf die *Anmut* als Charakteristikum von Konversation wird die Distanz zur rhetorischen Kunstlehre (im Sinne der *ars*-Konzeption) demonstriert. Dies gilt es zu berücksichtigen, wenn in der Forschung bisweilen homogenisierend von einer *Gesprächsrhetorik* gesprochen wird (Fauser 1991; Bader 1994).

4. Zwischen poetischer ‚Sinnlichkeit‘ und philosophischer ‚Vernunft‘: Rhetorik als Prosatheorie

Die dritte Distanzierung von der Rhetoriktheorie der Frühen Neuzeit (und auch der Antike) ist die Neubestimmung des Verhältnisses von Philosophie und Rhetorik. Anders als im Frankreich oder England des 17. und frühen 18. Jhs., wo die Rhetorik als schädlich für die Erkenntnis der Wahrheit angesehen wurde (so bei Descartes und Locke), gelangt man in Deutschland zu einer insgesamt etwas positiveren Sicht. Insbesondere vor den Affekten, welche die Wahrheit verdecken, warnen die Theoretiker allerdings auch in Deutschland durchgängig (Petrus 1994, 484).

Philosophie und Rhetorik werden seit der Frühaufklärung hinsichtlich ihres kommunikativen Leistungspotentials eng aufeinander bezogen, dabei aber zugleich hierarchisch geschieden: Die Philosophie hat es nach Auffassung der Frühaufklärer mit der Erkenntnis von unumstößlichen Wahrheiten zu tun, die durch Anwendung von logischen Schlussverfahren (dem *demonstrativischen Beweisverfahren*) gewonnen werden. Kommunikativ zielt sie auf Überzeugungsprozesse (die *convictio*), womit eine Einsicht in den zwingenden Charakter von Schlussverfahren unabhängig vom Einsatz rhetorischer Überzeugungsverfahren (mit dem Ziel *persuasio*) gemeint ist. Das erfordert vom Rezipienten logische Fachkenntnis, damit er den Schlüssen folgen kann, und vor allem eine entsprechende Vernunft-Ausstattung. In der Rhetorik dagegen geht es lediglich um Überzeugungsprozesse (*persuasio*), die auf unsicherer Grundlage basieren und deshalb epistemologisch inferior sind, im Kontext des auf eine allgemeine Durchsetzung von Rationalität zielenden Aufklärungsprozesses allerdings also um so wichtiger gelten. Das avisierte Publikum solch rhetorischer

Kommunikation ist der ‚gemeine Mann' mit ausreichender Vernunftausstattung doch geringem Bildungsniveau. Der Redner/Autor muss in diesem Fall notwendig mit rhetorischen Mitteln (die von der Ebene enthymematischer Argumentationstechniken bis hin zu Stilmitteln reichen) arbeiten, will er seiner Position zur Durchsetzung verhelfen. Diese Position allerdings, dies ist der philosophische Vorbehalt, auf den die Frühaufklärer (etwa A. Rüdiger) beharren, muss ihrerseits als unbedingt wahr erkannt worden sein. Rhetorische Kommunikation dient lediglich der Durchsetzung und Kommunikation von Wahrheiten, nicht ihrer Findung: Die „wahre Beredsamkeit", so Gottsched in der *Ausführlichen Redekunst* (1736), hat „allein die Wahrheit und ihre Ausbreitung und Fortpflanzung zum Zwecke" (Gottsched 1736, 38). Gerade die Gerichtsrede (das *genus iudiciale*) wird zur Zielscheibe der Kritik, denn dort musste der Redner „nicht minder die bösen als die guten Sachen vertheidigen" (Gottsched 1736, 39), was sie moralisch bedenklich macht. Die Rhetorik wird damit zu einem nachgeordneten Supplement von Philosophie und Logik und erhält einen epistemologisch inferioren Status. Im Unterschied zum Logiker, der Überzeugung durch „eine Reihe unumstößlicher Vernunftschlüsse" erreicht, kann sich der Redner nur mit wahrscheinlichen Beweisen begnügen, „die ein Zuhörer von mittelmäßigem Verstande" (Gottsched 1736, 40) einsehen kann.

Von dieser Konstellation ausgehend sind für die weitere Entwicklung bis hin zur Spätaufklärung zwei gegenläufige Richtungen hervorzuheben: Einerseits die aufklärerische Popularphilosophie (G. F. Meier, Chr. Garve, J. A. Eberhard, J. J. Engel u. a.), die in der Linie der supplementierenden Funktion der Rhetorik als Vermittlungsdisziplin steht, und andererseits die wirkmächtige Rhetorik-Kritik Kants in der *Kritik der Urteilskraft* (1790), die mit ihrer Ablehnung der *ars oratoria* als „Kunst [...] durch den schönen Schein zu hintergehen" (Kritik der Urteilskraft § 53) ein Gegenprogramm formuliert, das ebenfalls an Positionen der Frühaufklärung anknüpft. Gerade wegen ihrer kommunikativen Ausrichtung wird die Popularphilosophie heftig angefeindet.

Allgemeiner gefasst wird die Rhetorik in eine Theorie der Prosa transformiert, die irgendwo zwischen der Poesie und der Prosa der Philosophie angesiedelt ist. Die Funktion der Poesie wird von den Theoretikern durch das Konzept der *Darstellung* definiert, also die Erzeugung von Anschaulichkeit durch rhetorische Mittel. Die Poesie wirkt nach Auffassung der spätaufklärerischen Ästhetiker auf die Einbildungskraft und Sinnlichkeit des Menschen, während die Idealform der philosophischen Prosa nur auf den denkenden Verstand wirkt, also mit Mitteln der Argumentation und Logik operiert. Unschwer erkennt man darin, wie an die rhetorikkritischen Positionen und disziplinären Hierarchien der Frühaufklärung angeknüpft wird. Die rhetorische Prosa siedelt sich in der Mitte zwischen den beiden Extremen der anschaulichen Dichtung und dem Ideal der philosophischen Prosa an. Sie ist zugleich das Stilideal der aufklärerischen Popularphilosophie, die den Anspruch auf Vernünftigkeit mit dem Streben nach Anschaulichkeit verbindet und sich dazu auch literarischer Schreibweisen (Dialog, Brief, Erzählung) verwendet. In J. G. Sulzers wichtiger *Allgemeiner Theorie der schönen Künste* heißt es 1774 zu diesem Programm einer Funktionsteilung von Erkenntnisgewinnung und -vermittlung: „Der Philosoph darf nur die von ihm entdekten praktischen Wahrheiten, der Stifter der Staaten seine Gesetze, der Menschenfreund seine Entwürfe, dem Künstler übergeben" (Sulzer 1771/74, Bd. 2, 613). Die Frage nach der Legitimation wird paradigmatisch am Ende des Jhs. in dem Streit zwischen J. G. Fichte und Schiller um Fichtes Horen-Manuskript *Ueber Geist und Buchstab in der Philosophie* (1795) verhandelt (Riedl 1997, 284 ff.).

Die Differenzierung von sinnlicher Poesie und ‚kalter' Prosa wird seit Condillac und Rousseau mit einem sprachhistorisch fundierten Verlaufsmodell verbunden, das eine ab-

steigende Linie von der (positiv verstandenen) Ursprünglichkeit der figuren- und metaphernreichen Poesie als *Muttersprache* (J. G. Hamann) bzw. *Ursprache* (Herder) des Menschengeschlechts hin zur vernunftbestimmten Prosa der eigenen Gegenwart zieht (Till 2004a, 453 ff.). Letztere wird als defizient angesehen, was zum Anlass für geschichtsphilosophische und poetologische Spekulationen über Möglichkeiten der Rückkehr zu dieser *Ursprache* wird.

5. Ästhetik und *Schöne Wissenschaften*

Im 18. Jh. differenziert sich die Ästhetik als eine eigenständige Disziplin aus. Den Begriffsnamen gebraucht zuerst A. G. Baumgarten in seiner 1735 erschienenen *Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus*, als Buchtitel verwendet er ihn für seine 1750/58 in zwei Teilen erschienene *Aesthetica*. Die Publikation dieses Werkes kann man als Indikator für die Ablösung der Kunsttheorie aus den Vorgaben der Rhetorik interpretieren, insofern Baumgarten nicht mehr ausschließlich auf Texte zielt. Gleichwohl entnimmt er sein Beispielmaterial überwiegend aus Literatur und Redekunst. Die Struktur der *Aesthetica* schließt sich äußerlich dem Modell der fünf *officia oratoris* an, adaptiert also das rhetorische System für die Ästhetik, füllt es aber mit abweichenden Inhalten, zumindest zu einem guten Teil: Inwieweit Baumgartens Theorie auf rhetorischen Vorgaben aufsetzt oder nicht, wird in der Forschung immer noch kontrovers diskutiert (Franke 1972; Linn 1974).

Parallel dazu entwickelt sich im 18. Jh. eine Diskussion um Differenzen und Gemeinsamkeiten der einzelnen Künste, deren Ergebnis systematische Kunsttheorien, häufig in Gestalt umfassender Kompendien sind (Kristeller 1951−52; Strube 1990). Unter ihnen ist Ch. Batteux' *Les beaux-arts réduits à un même principe* (1746), das alleine in Deutschland durch seine vier Übersetzungen das kunsttheoretische Denken bis hin zu Kant geprägt hat, das bei weitem einflussreichste. Rhetorikhistorisch betrachtet sind dabei zwei Kriterien wichtig, mit denen die Position der Redekunst im System der Künste näher bestimmt wird (Ullrich 2001, 578).

(1) Batteux bestimmt das ‚Vergnügen' (*plaisir*) als Endzweck der schönen Künste. Ihre Funktion unterscheidet sie von den auf unmittelbare Verwertungszusammenhänge ausgerichteten mechanischen Künsten. Die Rhetorik nimmt dabei − zusammen mit der Architektur − eine Zwischenposition ein: Mit den schönen Künsten teilt sie die Ausrichtung auf das Vergnügen, dieses Vergnügen jedoch ist nicht zweckfrei, sondern in einen pragmatischen Kontext eingebunden. Damit ist eine Differenz etabliert, durch die die Rhetorik seit dem Ende des 18. Jhs. aus dem System der Künste ausgeschlossen wird. Insbesondere in den Ästhetiken des Idealismus seit Kants *Kritik der Urteilskraft* bis hin zu Hegel und Vischer im 19. Jh. entwickelt sich daraus eine regelrechte Rhetorik-Feindschaft. Hintergrund ist das spätestens seit der Klassik dominierende Autonomiepostulat, das die Kunst von allen außerästhetischen Zweckbestimmungen befreit.

(2) Moses Mendelssohn knüpft in seiner einflussreichen Abhandlung *Über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften* (1757) zunächst an Baumgarten an, differenziert dann aber zwischen *schönen Wissenschaften* und *schönen Künsten*: Erstere umfassen Poesie und Redekunst, weil sie sich *willkürlicher* (‚künstlicher') Zeichen bedienen, die auf dem Prinzip der Konvention beruhen, während letztere (also Malerei, Bild-

hauerkunst, Architektur, Musik und Tanz) *natürliche* Zeichen verwenden, die auf dem Prinzip der Ähnlichkeit (der Motiviertheit) basieren (Mendelssohn 1974, 182 f.). Mendelssohns Differenzierung ist für die in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. vor allem in Deutschland zahlreich erscheinenden Theorien der schönen Künste bzw. Wissenschaften grundlegend geworden. Erst mit Kants Kritik an dem Begriff der *schönen Wissenschaften*, der ein Unding sei, weil es vom Schönen, das regellos gefalle, gerade keine Wissenschaft geben könne, gerät das Konzept der *schönen Wissenschaft* nach der Publikation der *Kritik der Urteilskraft* (1790) in eine Krise: J. J. Eschenburg, der 1783 mit seinem *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften* das erfolgreichste Werk dieser Art vorgelegt hatte, ändert unter dem Druck des Kant'schen Arguments den Titel seines Buches in der vierten Auflage von 1812 in *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste.*

6. Stilistik, Stiltheorien und die Individualisierung des Stils

Die Theorie des wirkungsvollen und ästhetisch ansprechenden Stils hat innerhalb des rhetorischen Systems ihren Platz innerhalb der Lehre von der *elocutio*. Sie umfasst die Lehre von den Stiltugenden (*virtutes dicendi*) und damit u. a. auch die Theorie der Tropen und Figuren. Auch wegen der Nähe zur Poesie nimmt dieser Bereich rhetorischer Theoriebildung seit der Antike in den Lehrbüchern beträchtlichen Raum ein und ist Gegenstand separater Traktate. Mit Blick auf die Rhetorikgeschichte seit der Frühen Neuzeit hat man in der Forschung sogar von einer ‚Restringierung' (G. Genette) der Rhetorik auf die Lehre von den Tropen und Figuren, aus der unser heutiges Vorurteil von der Identität von Stilistik und Rhetorik resultiert.

Der rhetoriktheoretische Status quo gilt im 18. Jh. zunächst weitgehend unverändert weiter: Erörterungen über den ‚rechten' Stil finden weiterhin innerhalb des systematischen Rahmens von Rhetoriken und Poetiken statt. Beispiele für die Frühaufklärung sind etwa die umfangreichen Figurenkapitel in den Rhetoriken eines Hallbauer, Fabricius oder Gottscheds, wobei bei letzterem auffällig ist, dass die Behandlung der Figurenlehre innerhalb seines *Versuchs einer Critischen Dichtkunst* (1729/30) deutlich umfangreicher ausfällt als in der *Vernünftigen Redekunst* (1736). Daneben gibt es natürlich Spezialliteratur zum Stil einzelner Autoren oder der Bibel, deren normativer Hintergrund aber die Lehrbuchliteratur ist.

Bereits in den Rhetoriken der Frühaufklärung allerdings ist eine Tendenz angelegt, welche die weitere Entwicklung im 18. Jh. bestimmen wird: die Tendenz zur Individualisierung des Stils, der zum ‚authentischen' Ausdruck der Persönlichkeit des Redners oder Schreibers wird. Geradezu sprichwörtlich geworden ist das Diktum des Grafen Buffon (der allerdings das genaue Gegenteil intendiert hatte): „Le style est l'homme même" (Sowinski 1991, 20). Die Wende zur Individualität und zur Natürlichkeit des Stil markiert in zweifacher Hinsicht eine Abkehr von den Stilprinzipien der Systemrhetorik: Zunächst bemisst sich der richtige Stil innerhalb der Rhetorik primär nach den Prinzipien des inneren und äußeren *aptum*, also der Angemessenheit an Sache und Publikum. Er orientiert sich dafür an normativ verstandenen Mustern, in der Frühen Neuzeit etwa am Stil der Kunstprosa und Reden Ciceros (*Ciceronianismus*). Auf die Individualität des Redners wird nur als Topos (*ut vir, sic oratio*) Bezug genommen. Sodann basiert für die

Rhetorik das Textverfassen nicht auf dem spontanen und ungeregelten Ausdruck, sondern sie versteht ihn als kalkulierten Arbeitsprozess. *Natürlichkeit* oder *Ungezwungenheit* sind vor dem Hintergrund des rhetorischen Textproduktionsmodells Ergebnis eines bewussten Verbergens der Kunst (*dissimulatio artis*): Spontaneität ist ein rhetorischer Effekt.

Dies ändert sich mit der Frühaufklärung: *Natürlichkeit* wird zum Stilideal der Aufklärung schlechthin, das sich ganz bewusst auch gegen die frühneuzeitliche Gelehrtenkultur wendet (manifest etwa im Sturm und Drang). Gleichzeitig löst die *Ausdrucksästhetik* das rhetorische Produktionsmodell ab. Dieser Prozess ist nicht als radikaler Bruch zu sehen, sondern aktualisiert dabei auch Elemente des rhetorischen Systems, verbleibt also durchaus noch im Rahmen der antiken Tradition. Zentral hierfür ist die Selbst-Affektation des Redners, wie sie von Quintilian und Horaz in seiner *Ars poetica* gefordert wird: Nur wenn der Redner (oder Dichter) von der Sache, über die er sprechen möchte, emotional ergriffen ist, kann er diese Affekte dem Publikum plausibel vermitteln. Diese Selbst-Affektation wird in der antiken Theorie aber als eine disponible Technik verstanden, die vom Redner gebraucht werden kann, die Beherrschung der rhetorischen Kunstlehre aber immer schon voraussetzt (Till 2006b). Dieses gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis − die Dialektik von *natura* und *ars* − verschiebt sich im Verlauf des Jahrhunderts in Richtung einer Verabsolutierung der *natura*. Ein Indikator im Bereich der Dichtungstheorie ist das Aufkommen des Genie-Konzepts, das allen rhetorischen Normierungen eine Absage erteilt: Denn das Genie ist, wie Kant in der *Kritik der Urteilskraft* postuliert, „das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt“ (Kritik der Urteilskraft § 46).

Für die Stiltheorie des 18. Jhs. ist neben der Selbst-Affektation ein zweiter Bezugspunkt wichtig: die Theorie uneigentlichen Sprechens, wie sie in B. Lamys *De l'art de parler* (1675) auf der Basis einer cartesianischen Sprachtheorie entwickelt wird (Behrens 1982; Till 2004a, 319 ff.). Im Unterschied zur Systemrhetorik interessiert sich Lamy nicht dafür, wie Figuren und Tropen im Textproduktionsprozess bewusst eingesetzt werden, um eine bestimmte Wirkung zu erreichen, sondern wie sich der natürliche Affektzustand des Menschen, die psycho-physiologische Beschaffenheit seines Gehirns, in die Rede reliefartig einschreibt, d. h. direkt und kalküllos repräsentiert wird. Die Rhetoriken der Frühaufklärung beziehen sich in den entsprechenden Kapiteln zur *elocutio* durchgängig auf Lamys figurales Ausdruckspostulat. Die „regungen des willens“, so heißt es etwa bei Fabricius, drücke die Natur „von selbsten, und ohne zwang in der rede aus“. Die Figuren und Tropen könnten deshalb „die sprache der affecten“ genannt werden (Fabricius 1724, 189). Hallbauer rekurriert auf das Postulat der Selbst-Affektation; der Affekt generiert die Figuren automatisch: „Man muß den Affekt selbst im Herzen haben, den man bey andern erregen will. Denn so wird sich selbiger in der Sache, dem Ausdruck derselben, und in der ganzen äusserlichen Bezeigung offenbaren, mit einem Worte selbst reden, folglich die Zuhörer auch anstecken“ (Hallbauer 1725, 323). Kenntnis der rhetorischen Theorie ist nicht mehr notwendig, um erfolgreich sprechen zu können, auch „ein armer und betrübter Mensch kann einen zum Mitleide bewegen, ob er gleich aus der Oratorie nicht gelernt hat, wie er dasselbe erregen solle“ (Hallbauer 1725, 323). Die *ars*-basierte Rhetorik der Frühen Neuzeit wird in eine Affekt-Rhetorik transformiert, das innerhalb des Systems tradierte rhetoriktheoretische Wissen überflüssig gemacht.

Solche ‚progressiven‘ Theorien allerdings setzen sich auf breiter Front erst gegen Ende des Jahrhunderts durch. Zunächst erscheinen noch stiltheoretische Abhandlungen wie J. Chr. Adelungs umfangreiches Lehrbuch *Ueber den deutschen Styl* (3 Teile, 1785). Es

markiert aber nicht insofern einen Bruch mit der rhetorischen Tradition, als hier die Einheit der fünf *officia oratoris* aufgegeben ist (so Linn 1963, 9) − solche spezialrhetorischen Werke gibt es seit der Spätantike −, sondern insofern eine klare Grenze zwischen *Genie* und bloß *handwerklicher Übung* gezogen wird: Die *inventio*, so Adelung (1785, I, 26), ist das „Werk des eigentlichen Genies", für die *elocutio* aber genügt die Erlernung und Übung des rhetorischen Handwerks. Diese Dichotomie knüpft einerseits an frühaufklärerische Tendenzen der Aufwertung der *inventio* an, die als Sache der inneren *meditatio* der rhetorischen Kunstlehre entzogen wird, und ist andererseits in der galanten Dichtungstheorie im Übergang vom Spätbarock zur Frühaufklärung (vgl. Till 2006b, 355 ff.) bereits präfiguriert. Neu an Adelungs umfangreicher Klassifikation der sprachlichen Ausdrucksformen ist zudem die konsequente Orientierung an der zeitgenössischen Vermögenspsychologie. Sie wird sich in der Spätaufklärung durchsetzen und zum Einteilungsprinzip der Tropen- und Figurenlehre bei J. G. Sulzer, J. J. Eschenburg und anderen werden.

In Sulzers *Allgemeiner Theorie der schönen Künste* (1771/1774) ist auch bereits jene Tendenz angelegt, die letztlich zur Verabschiedung der Rhetorik führt: die Individualisierung des Stils, die jeder Normierung entgegen steht und der rhetorischen *téchne* den Boden entzieht. Dafür existiert mit dem Begriffsnamen *Stilistik* seit dem Ende des 18. Jhs. auch eine eigene Disziplinenbezeichnung (Sowinski 1991, 22). Für Sulzer ist der Stil nicht nur ein Charakteristikum der sprachlichen Oberfläche (den *verba*), sondern mehr noch der Gedanken (den *res*), insofern sich nämlich der unverwechselbare Charakter des Redners im Stil reliefartig ausdrückt (Sulzer 1771/74, Bd. 2, 1049): „Das besondere Gepräg, das dem Werk von dem Charakter und der, allenfalls vorübergehenden, Gemüthsfassung des Künstlers eingedrükt worden, scheinet das zu seyn, was man zur Schreibart, oder zum Styl rechnet" (Sulzer 1771/74, Bd. 2, 1047). Die Gemütsverfassung aber basiert auf den natürlichen Anlagen des Redners, gegen die die rhetorische Kunst nichts ausrichten kann. Es ist deshalb konsequent, wenn Sulzer Stiltypologien wie der Dreistillehre eine Absage erteilt (Sulzer 1771/74, Bd. 2, 1051).

Karl Philipp Moritz radikalisiert die von Sulzer nicht konsequent vertretene Individualstilistik in seinen *Vorlesungen über den Styl* (1793/94). Gegen die rhetorische Theorie wendet er sich mit dem Argument, sie versuche „dasjenige zu lehren, was sich nicht lehren lässt" (Moritz 1808, 1). Damit nimmt er die Versuche der Rhetorik ins Visier, die sprachlichen Ausdrucksmittel zu klassifizieren und den Stil durch Rückgriff auf autoritative Muster zu normieren. Der Stil aber, so Moritz' zentrales Argument, bestehe gerade nicht im Musterhaft-Allgemeinen, sondern im „Eigenthümliche[n]", über das sich keine Regeln formulieren lassen (Moritz 1808, 4). Dieses Besondere des Stils, das er an anderer Stelle auch das *Charakteristische* (Till 2004a, 371) nennt, lässt sich nicht lehren, sondern nur beobachten. Von Moritz aus lässt sich eine Linie zu den organischen Sprachtheorien der Romantik über Gustav Gerber bis hin zu Nietzsches Basler Rhetorik-Vorlesungen (1872/73) ziehen.

7. Deklamation, Vortragskunst und Schauspieltheorie

Als *actio* (körperliche Beredsamkeit) bzw. *pronuntiatio* (stimmliche Darbietung) bildet der Vortrag der Rede den Abschluss des rhetorischen Systems. In der antiken Rhetorik wird er ausführlich von Quintilian behandelt, auf den sich spätere Autoren immer wieder

beziehen (Quint. *Inst. or.* XI,3). Der römische Rhetor hält die Aufführung einerseits für die entscheidende Leistung, die ein Redner, der etwas bewirken will, zu erbringen hat, und ist andererseits skeptisch, was die Möglichkeiten des Erlernens betrifft. Entsprechend wurde in der rhetorischen Tradition die *actio*/*pronuntiatio* meist nur als Appendix der textproduktionsbezogenen *partes* abgehandelt. Dennoch erscheinen bereits im 16. Jh. Werke, die sich alleine der Aufführung widmen (Till 2008). Das erste dieser Werke in deutscher Sprache, die erst seit der Mitte des 18. Jhs. vermehrt erscheinen, sind J. Fr. Löwens *Kurtzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes* (1755).

In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. bildet sich aus der *actio*-Theorie eine eigenständige *Kunst der Deklamation* heraus, die anfänglich ganz auf rhetorischen Vorgaben aufsetzt, sich dann aber schnell als eigenständige Disziplin jenseits der inhaltlichen Anbindung an die Rhetorik ausdifferenziert (Weithase 1930; Winkler 1931). Sie zielt primär auf die artistische Präsentation lyrischer und dramatischer Texte. Die Vortragskunst adaptiert Theorieelemente aus Metrik und Rhythmik und entwickelt differenzierte Systeme zur Notation des stimmlichen Vortrags, mithin also zur Verschriftlichung des Mündlichen (Überblick bei Schneider 2004, 175 ff.). Wichtige Werke sind K. Ph. Moritz' *Versuch einer deutschen Prosodie* (1786) und Chr. G. Schochers Schrift *Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben, oder können ihre Arten, Gänge und Bewegungen nicht anschaulich, nach Art der Tonkunst gezeichnet werden* (1791); bei letzterem hat der Dichter H. v. Kleist studiert.

Der andere Zweig rhetorischer Theoriebildung, der sich naturgemäß mit dem Vortrag beschäftigt, ist die Schauspieltheorie (Barnett 1987). Bereits die antiken Theoretiker betonen die Nähe der *actio* zur Praxis der theatralischen Aufführung (Till 2008). Die Ausbildung im Schauspielen, das seinen sozialhistorischen Platz im Schultheater hatte, das der rhetorischen Ausbildung der Zöglinge diente, basiert in der Frühen Neuzeit vollständig auf der rhetorischen Theorie. Eigenständige Werke zur Schauspieltheorie gibt es deshalb erst seit dem 18. Jh., beginnend mit der *Dissertatio de actione scenica* (1727) des Jesuiten F. Lang, der die wesentlichen Aussagen aus den Rhetoriken der Antike (vor allem Quintilians *Institutio oratoria*) und der Barockzeit kompiliert und eine Summe aus der Praxis des vorangegangenen Jahrhunderts zieht.

Wegweisend ist in der Folgezeit (auch für die Dramentheorie und dramatische Praxis) vor allem F. Riccobonis d. J. Abhandlung *L'art du théâtre* (1750), die von Lessing übersetzt und kritisch kommentiert wird (Bender 1992, 24 f.), sodann J. J. Engels *Ideen zu einer Mimik* (1785/86). Die Anbindung an die rhetorische Theorie wird von den Autoren solcher Werke nicht mehr gesucht, wenngleich sich Übernahmen einzelner Theorieelemente und intertextuelle Verweise (meistens auf Quintilians *Institutio*) natürlich finden lassen, wichtiger sind die Bezüge auf die zeitgenössische Anthropologie und empirische Psychologie, die als Leitwissenschaft die Rhetorik ablöst (vgl. Engel 1785/86, I, 106 f.; dazu Bender 1992, 40 f.). Die Schulrhetorik gilt insgesamt als zu reguliert und normiert, stattdessen sucht man den authentischen Ausdruck der Affekte durch entsprechend ‚natürliche' Gesten und eine entsprechende Stimmführung (Bender 1992, 25). Dies deutet darauf hin, dass die Rhetorik nicht schlechterdings abgelehnt wird – denn Ähnliches hatte schon Quintilian über die wirkungsvolle körperliche Beredsamkeit notiert –, doch eine erstarrte zeitgenössische Form der Schulrhetorik, die offensichtlich dysfunktional geworden war. Entscheidendes Mittel für den natürlichen Vortrag ist die Selbstaffektation, mittels derer sich der Schauspieler in die Figur, die er verkörpern soll, versetzen

muss. Das Postulat der Identifikation des Schauspielers mit der Figur ist bis hin zu Bertolt Brechts Theaterästhetik vom Beginn des 20. Jhs. eine Konstante der Darstellungstheorie.

8. System-Rhetorik und rhetorische Anthropologie im Übergang

Nicht zuletzt die Beobachtungen zur Schauspieltheorie, aber auch zur *inventio* und *elocutio* zeigen, dass man mit Blick auf die Rhetoriktheorie des 18. Jhs. nicht einfach von einem Modell des Verfalls ausgehen kann. Aber auch die Gegenthese von der Kontinuität der rhetorischen Tradition vermag angesichts der disziplinären Desintegration der Rhetorik nicht zu überzeugen. Ohne Zweifel verliert sie – als Schulrhetorik – im Verlauf des Jahrhunderts ihre sozialhistorische Basis, doch einzelne Theorieelemente der Rhetorik werden im Kontext neu entstandener Disziplinen wie der Psychologie oder der Ästhetik theoretisch neu gefasst. Es empfiehlt sich deshalb, die Rede von der Rhetorik als *Disziplin* bzw. *System* von der Rhetorik als *anthropologischem Wissen* zu unterscheiden (Campe 1990; Till 2004b; Zelle 2006).

9. Literatur (in Auswahl)

Adelung, Johann Christoph (1785): Ueber den Deutschen Styl. 3 Theile. Berlin. Nachdruck Hildesheim/New York 1974.

Bader, Eugen (1994): Rede-Rhetorik, Schreib-Rhetorik, Konversationsrhetorik. Eine historisch-systematische Analyse. Tübingen.

Barner, Wilfried (1970): Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen. Tübingen.

Barnett, Dene (1987): The Art of Gesture. The Practices and Principles of 18th-Century Acting. Heidelberg.

Behrens, Rudolf (1982): Problematische Rhetorik. Studien zur französischen Theoriebildung der Affektrhetorik zwischen Cartesianismus und Frühaufklärung. München.

Bender, Wolfgang F. (1992): Vom „tollen Handwerk“ zur Kunstübung. Zur „Grammatik“ der Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. In: Wolfgang F. Bender (Hrsg.): Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Grundlagen, Praxis, Autoren. Stuttgart, 11–50.

Bosse, Heinrich (1978): Dichter kann man nicht bilden. Zur Geschichte der Schulrhetorik nach 1770. In: Jahrbuch für internationale Germanistik X/1, 80–125.

Campe, Rüdiger (1990): Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen.

Dyck, Joachim/Jutta Sandstede (1996): Quellenbibliographie zur Rhetorik, Homiletik und Epistolographie des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. 3 Bände. Stuttgart–Bad Cannstatt.

Engel, Johann Jakob (1785/86): Ideen zu einer Mimik. 2 Teile. Berlin 1785 (Bd. 1), Berlin 1786 (Bd. 2).

Fabricius, Johann Andreas (1724): Philosophische Oratorie, Das ist: Vernünftige Anleitung zur gelehrten und galanten Beredsamkeit. Leipzig. Nachdruck Kronberg/Ts. 1974.

Fauser, Markus (1991): Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland. Stuttgart.

France, Peter (1972): Rhetoric and Truth in France: Descartes to Diderot. Oxford.

Frank, Horst Joachim (1973): Dichtung, Sprache, Menschenbild. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945. München.
Franke, Ursula (1972): Kunst als Erkenntnis. Die Rolle der Sinnlichkeit in der Ästhetik des Alexander Gottlieb Baumgarten. Wiesbaden.
Fuhrmann, Manfred (1983): Rhetorik und öffentliche Rede. Über die Ursachen des Verfalls der Rhetorik im ausgehenden 18. Jahrhundert. Konstanz (Konstanzer Universitätsreden 147).
Goldenbaum, Ursula (2004): Appell an das Publikum. Die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung. Berlin.
Gottsched, Johann Christoph (1736): Ausführliche Redekunst. Leipzig. Nachdruck Hildesheim/New York 1973.
Grimm, Gunter E. (1983): Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung. Tübingen.
Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied. Nachdruck und um ein Vorwort ergänzt Frankfurt a. M. 1990.
Hallbauer, Friedrich Andreas (1725): Anweisung zur Verbesserten Teutschen Oratorie. Jena. Nachdruck Kronberg/Ts. 1974.
Hambsch, Björn (2007): „… ganz andre Beredsamkeit“: Transformationen antiker und moderner Rhetorik bei Johann Gottfried Herder. Tübingen.
Hohendahl, Peter Uwe u. a. (Hrsg.) (2000): Öffentlichkeit. Geschichte eines kritischen Begriffs. Stuttgart/Weimar.
Jäger, Georg (1981): Schule und literarische Kultur. Bd.1: Sozialgeschichte des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von der Spätaufklärung bis zum Vormärz. Stuttgart.
Knape, Joachim (1992): Barock: Deutschland. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 1285−1332.
Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300−1700. Wiesbaden.
Koschorke, Albrecht (1999): Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München.
Košenina, Alexander (1995): Anthropologie und Schauspielkunst. Studien zur ‚eloquentia corporis‘ im 18. Jahrhundert Tübingen.
Kristeller, Paul Oskar (1951−52): Das moderne System der Künste. In: Paul Oskar Kristeller: Humanismus und Renaissance II: Philosophie, Bildung und Kunst. Hrsg. v. Eckhard Keßler. München 1976, 164−206 u. 287−312 (Anm.).
Kühlmann, Wilhelm (1982): Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters. Tübingen.
Linn, Marie-Luise (1963): Studien zur deutschen Rhetorik und Stilistik im 19. Jahrhundert. Marburg.
Linn, Marie-Luise (1974): A. G. Baumgartens Aesthetica und die antike Rhetorik. In: Helmut Schanze (Hrsg): Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte in Deutschland vom 16.−20. Jahrhundert. Frankfurt a. M., 105−125.
Ludwig, Otto (1988): Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland. Berlin/New York.
Matthias, Adolf (1907): Geschichte des deutschen Unterrichts. München.
Mendelssohn, Moses (1974): Ästhetische Schriften in Auswahl. Hrsg. v. Otto F. Best. Darmstadt.
Moritz, Karl Philipp (1808): Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart mit Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. Hrsg. v. Johann Joachim Eschenburg. Braunschweig.
Most, Glenn W. (1984): Rhetorik und Hermeneutik. Zur Konstitution der Neuzeitlichkeit. In: Antike und Abendland 30, 62−79.
Neuber, Wolfgang (2001): Memoria. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 1037−1078.
Paulsen, Friedrich (1919/1921): Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Bd. 1. Unveränd. photomechan. Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1919 und Berlin, Leipzig 1921. Berlin 1965.

Petrus, Klaus (1994): *Convictio* oder *persuasio*? Etappen einer Debatte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Rüdiger − Fabricius − Gottsched). In: Zeitschrift für deutsche Philologie 113, 481−495.

Riedl, Peter Philipp (1997): Öffentliche Rede in der Zeitenwende. Deutsche Literatur und Geschichte um 1800. Tübingen.

Robling, Franz-Hubert (2007): Redner und Rhetorik. Studie zur Begriffs- und Ideengeschichte des Rednerideals. Hamburg.

Schiller, Friedrich (1959): Sämtliche Werke. Hrsg. v. Gerhard Fricke/Herbert G. Göpfert. Bd. 5. 8. Aufl. München 1989.

Schmidt-Biggemann, Wilhelm (1983): Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft. Hamburg.

Schneider, Johann Nikolaus (2004): Ins Ohr geschrieben. Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800. Göttingen.

Schneiders, Werner (1997): Das Zeitalter der Aufklärung. München.

Sowinski, Bernhard (1991): Stilistik. Stiltheorien und Stilanalysen. Stuttgart.

Strube, Werner (1990): Die Geschichte des Begriffs ‚Schöne Wissenschaften'. In: Archiv für Begriffsgeschichte 23, 136−216.

Sulzer, Johann Georg (1771/74): Allgemeine Theorie der Künste. In einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt. Leipzig. Bd. 1: 1771; Bd. 2: 1774.

Till, Dietmar (2004a): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen.

Till, Dietmar (2004b): Zwischen Ubiquität und Tod − Neuere Forschungen zur Rhetorik im 18. Jahrhundert. In: Das achtzehnte Jahrhundert 28, 83−95.

Till, Dietmar (2004c): Anthropologie oder System? Ein Plädoyer für Entscheidungen. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 23, 11−25.

Till, Dietmar (2006a): Das doppelte Erhabene. Geschichte einer Argumentationsfigur von der Antike bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Tübingen.

Till, Dietmar (2006b): Affekt contra ars. Wege der Rhetorikgeschichte um 1700. In: Rhetorica. A Journal of the History of Rhetoric 24, 337−369.

Till, Dietmar (2007): Rhetorik und Poetik. In: Thomas Anz (Hrsg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Bd. 1. Stuttgart/Weimar, 435−465.

Till, Dietmar (2008): Rhetorik und Schauspieltheorie. In: Rebekka von Mallinckrodt (Hrsg.): Körpertechniken in der Frühen Neuzeit. Ausstellungskatalog. Wolfenbüttel.

Ullrich, Wolfgang (2001): Kunst/Künste/System der Künste. In: Karlheinz Barck (Hrsg.): Ästhetische Grundbegriffe. Bd. 3. Stuttgart/Weimar, 556−616.

Weimar, Klaus (1989): Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. München.

Weithase, Irmgard (1930): Anschauungen über das Wesen der Sprechkunst von 1775−1825. Berlin.

Winkler, Christian (1931): Elemente der Rede. Die Geschichte ihrer Theorie in Deutschland von 1750 bis 1850. Halle.

Zelle, Carsten (2006): Fall und Aufstieg der Rhetorik in der Moderne. In: Reinhold F. Glei (Hrsg.): Die Sieben Freien Künste in Antike und Gegenwart. Trier, 237−263.

Dietmar Till, Tübingen (Deutschland)

7. Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder von der Romantik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

1. Allgemeine Tendenzen: Rhetorikverachtung und Rhetorik-Renaissance. Die Etablierung der Stilistik
2. Johann Wolfgang Goethes Rhetorik und Stilistik. Karl Philipp Moritz *Über den Stil*
3. Romantische Rhetorik
4. Von Heinrich v. Kleists *Allmählicher Verfertigung der Gedanken beim Reden* zu Adam Müllers Metarhetorik der *Reden über die Beredsamkeit*
5. Von Karl Philipp Moritz über Karl Ferdinand Becker bis Wilhelm Wackernagel. Die Entwicklung der Schulstilistik
6. Gustav Gerber und die Theorie der Sprachverwendung
7. Friedrich Nietzsche
8. Medialität und Rhetorik um 1900
9. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Rhetoric did not disappear in the 19th century, however, this period is marked by a kind of reduction and lack of recognition, or disregard of this field, which was basically spurred by some philosophical and scientific approaches. Unlike many prophecies, rhetoric never ceased with romanticism, on the contrary, its renaissance continued until the 20th century. It already started in the 19th during a time that offered complex transitional arrangements for a history of rhetoric, locating it, on the one hand, somewhere between philosophy, politics, new linguistics, classical romantic literature, the new mother tongue school canon, and, on the other hand, between the turn from print media to new media like photography, the phonograph and the cinematograph.

A history of rhetoric and its transformations in the 19th century is still to be written. A major framework for its development in this period is provided by political, social and technological factors, industrialisation, the split of philosophy into more scientific and cultural approaches, the emergence of linguistics, turning from classical synchrony to diachrony during "historicism" and returning to synchrony, the development of literary history, moving from general history via national history to a comparative history as well as the history of media.

Moreover, scientific stylistics takes its origin in the German-speaking countries from both linguistics and rhetoric in the first half of the 19th century.

1. Allgemeine Tendenzen: Rhetorikverachtung und Rhetorik-Renaissance. Die Etablierung der Stilistik

Das notorisch rhetorikferne 19. Jh. hat gleichwohl eine bemerkenswerte theoretische Literatur zum Thema hervorgebracht. Mit der romantischen Theoriebildung ist das ambitionierte Projekt verbunden, „die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung

zu setzen“ (Schlegel, Athenäumsfragment 116). Umfassender lässt sich das moderne Programm einer Synthese zweier über die Jahrtausende konkurrierender Lebens- und Kunstlehren nicht postulieren. Mit der Sprachwissenschaft seit Wilhelm von Humboldt, der Etablierung der *Literaturgeschichte* und *Nationalphilologien* (so der Germanistik) geht das rhetorische Wissen über Sprache, Sprachwirkung und Literatur ein in neue ‚philosophische‘ Disziplinen an den Universitäten. Nach Auslaufen des humanistischen Rhetorikunterrichts in der „letzten Classe“ (Humboldt 1988, 144) der Gymnasien wird eine reduzierte Rhetorik zum Gegenstand des neuen Deutschunterrichts. Die auf Rhetorik gegründete Stilistik erreicht im 19. Jh. den Rang einer anerkannten Teildisziplin der Sprachwissenschaften und eines Teilgebiets der Lehrerausbildung, die sich allerdings weit vom Ausgangspunkt einer „materialen, enthusiastischen Rhetorik“ der romantischen (Literatur-)Revolution entfernt (Schlegel, Athenäumsfragment 137). Mit Friedrich Nietzsches Satz *Die Sprache ist Rhetorik* wird Rhetorik erneut zum Ausgangspunkt der Lehre von der Bindung des Gedankens an Sprache und einer generellen Lehre der Sprachfiguration, zu einer Rhetorik als Philosophie. Deren zentrale Bedeutung wird erst im 20. Jh. auch theoretisch eingelöst. Bisher kaum erforscht ist der Einfluss der ‚neuen Graphien‘ (von der *Telegraphie* bis zur *Kinematographie*) auf die rhetorische und stilistische Theoriebildung bereits im 19. Jh.

Von einem Verschwinden der Rhetorik kann also nicht die Rede sein, wohl aber von ihrer Einschränkung und Verkennung, gestützt durch eine dezidierte Rhetorikverachtung unter der Dominanz philosophischer und naturwissenschaftlicher Ansätze. Das mit der Romantik angesagte *Ende der Rhetorik* (Bender/Wellbery 1990) ist jedoch nie eingetreten. Vielmehr lässt sich von Ansätzen ihrer Renaissance im 20. Jh. bereits im 19. Jh. sprechen. Im komplexen Feld zwischen Philosophie, Politik, der neuen Sprachwissenschaft, der klassisch-romantischen Literatur, dem neuen, muttersprachlichen Schulkanon, der Medienentwicklung vom Buch zu den neuen Graphien, bietet das 19. Jh. für die Geschichte der Rhetorik und Stilistik das Bild eines komplexen Übergangs, einer differenzierten Transformationsgeschichte.

Als Rahmen für eine noch zu schreibende Geschichte der Rhetorik und ihrer Transformationen im 19. Jh. sind die politischen und sozialen Entwicklungen, die Industrialisierung und Technisierung, die Aufspaltung der Philosophie in Natur- und Geisteswissenschaft, die dreifache Erfindung der Sprachwissenschaft im Wandel von der Synchronie der Klassizität über die Diachronie im Zeitalter des „Historismus“ wieder zur Synchronie, und die dreifache Erfindung der Literaturgeschichte von der allgemeinen Literaturgeschichte über die Geschichte der Nationalliteratur zur Vergleichenden Literaturgeschichte, sowie die Geschichte der Medien zu nennen.

Der Beginn des 19. Jhs. ist durch Versuche großer Synthesen gekennzeichnet, so bei Friedrich Schlegel in der *Progressiven Universalpoesie* (Schlegel, Athenäumsfragment 116) und bei Wilhelm von Humboldt in der konkurrierenden neuen Sprachwissenschaft. In der Folge kommt es unter der Tendenz der Verwissenschaftlichung und Historisierung der Lebenslehren zu einer kleinteiligen Spezialisierung auf Personen, Nationalitäten, Epochen und Räume. Sie holt den großen Satz des 18. Jhs. vom Stil, welcher der Mensch selber sei, in grotesker Weise ein. Der Mangel an öffentlichem Raum zur Debatte, die Kurzdauer des Parlamentarismus der Paulskirche 1848, die machtgestützte Diffamierung des öffentlichen Redens in der rhetorisch glänzenden Praxis des führenden Staatsmannes der zweiten Hälfte des 19. Jhs., das nach ihm das *Zeitalter Bismarcks* genannt wird, bezieht sich missverständlich auf die angebliche Rhetorikverachtung der Klassik und

Romantik, die nach ihrem Repräsentanten auch die *Goethezeit* genannt wird. Friedrich Nietzsche, der die deutsche Stilistik des 19. Jhs. hasste wie keiner, forderte den *großen Stil*. Der philologische Philosoph macht die Rettung der Rhetorik zu seinem Programm.

Jede Historiographie der Rhetorik des 19. Jhs. wird diese Widersprüche markieren müssen, die sich im deutschsprachigen Raum in besonderer Weise ausprägen. Walter Jens Wort vom „Dornröschenschlummer" der Rhetorik (Jens 1967, 32) nimmt nicht ohne Grund einen Text aus dem romantischen Kanon des Märchens, um die komplexe Situation zu umschreiben.

Ausgehend vom deutschen Sprachraum wird in der ersten Hälfte des 19. Jhs. eine verwissenschaftlichte Stilistik formuliert. Sie schwankt in ihrer Fundierung zwischen Sprachwissenschaft und alter Rhetorik. Ihre Basis sind vornehmlich die von Seiten der Philosophie und ihrer Traditionen her diffamierten Lehren vom Aptum und der Elokution. Ihr Ziel ist es, der alten Deklamationslehre eine genuine, sprachwissenschaftlich begründete Lehre vom schriftlichen Ausdruck entgegenzusetzen. De facto aber stellt sie lediglich Listen von Textsorten und Stilmitteln für den praktischen Schreibgebrauch auf. Mit der Vollalphabetisierung in der Mitte des 19. Jhs. ist sie, neben der Orthographie (der Grammatik im engsten Sinn), der Versuch, die Schriftlichkeit umfassend auch im Bereich der Formulierungen zu regulieren. Sie tritt dabei in direkte Konkurrenz zur Rhetorik als der alten Prosalehre, an die sie gleichwohl in den Bestimmungen der Figuren und des verleugneten Aptums gebunden bleibt.

Wenn die Romantiker von der Allfähigkeit des Romans und seiner Individualität sprechen, so sind die „theoretischen Regeln" außer Kraft gesetzt, es kommt auf „praktische" Regeln an: „Weil bey dem Gebrauch des einzelnen alles auf die Schiklichkeit und Umstände [Aptum, Status] ankömmt kann es für den Styl für den praktischen Gebrauch keine theoretischen Regeln und Vorschriften geben." So Friedrich Schlegel in seiner *Rhetorik* im Rahmen seiner Kölner Vorlesung von 1807 (Schlegel 2006, 27). Dagegen wird versucht, auf Basis der Sprachwissenschaft, ‚grammatische' Regeln aufzustellen. Das In- und Gegeneinander der Geschichten von Rhetorik und Stilistik ist erstmals im 19. Jh. auch theoretisch fassbar. Es beginnt mit der Doppelläufigkeit von Stil und Rhetorik in Klassik und Romantik um 1800.

2. Johann Wolfgang Goethes Rhetorik und Stilistik. Karl Philipp Moritz *Über den Stil*

Das Programm der Klassik hält am Aptum als stilistischer Leitkategorie fest, löst es aber zugleich auf, indem es sich am Ideal der *Persönlichkeit* und der *Individualität* des Werkstils orientiert. Von einer einfachen Entgegensetzung von Klassik und Romantik (und ihrer Auflösung des Aptum in der Allfähigkeit des Romans) in Stilfragen kann damit nicht gesprochen werden. Zu Recht wird Goethe wegen seiner Kritik des normierenden Stilideals der französischen Klassik und seinem Eintreten für die Stilindividualität in der allgemeinen, europäischen Literaturgeschichtsschreibung als Romantiker bzw. als Wegbereiter der europäischen Romantik begriffen. Dies gilt auch für seine rhetorische Theoriebildung. Festzuhalten ist, dass er, in seiner Auseinandersetzung mit den philosophischen Ansätzen seiner Zeit, in einer rhetorischen, sprachorientierten Weise verfährt, die aus seinem enzyklopädischen Bildungshorizont erklärt werden kann. Rhetorik ist für ihn

eine Selbstverständlichkeit. Als Jurist und Staatsdiener bedient er sich ihrer Konzepte und Techniken ebenso wie als Poet und Naturwissenschaftler.

Goethes Auseinandersetzung mit der Rhetorik hat ihren Ausgangspunkt in einer paradoxen Lektüre Quintilians. Er exzerpiert 1769 (zum Zeitpunkt des Beginns des rhetorischen Unterrichts) Stellen zur Bedeutung der Grammatik für die Rhetorik, zu den Aufgaben und der Qualifikation des Lehrers, dem Auswendiglernen, dem Nutzen des Studiums und seinem Verhältnis zur Begabung, vor allem also zu den subjektbezogenen Materien. Darüber hinaus exzerpiert er Stellen zur „copia rerum et verborum". Zeitgleich legt er sich in den sog. *Ephemeriden* eine Art Privattopik an, aus der er bis ins hohe Alter seine Ideen schöpft. Die Altersproduktion nutzt dieses frühe rhetorisch-genialische Inventionsverfahren systematisch und rational (vgl. Schanze 1991, bes. 143–147).

Goethes (angebliche) Rhetorikverachtung ist einer seiner dramatischen Figur (dem Renaissancemenschen Faust) in den Mund gelegt, und ist, von der Aussage her, eine Abmahnung des Rhetorikadepten Wagner auf der Basis alten Satzes von der „Verbergung der Kunst" („celare artem"). In der Auseinandersetzung der Zeit ist Goethe ein Vertreter der rhetorischen Aufklärung, des *Neuen Pathos* und der Ablehnung des *Schwulstes*, der, positiviert, das Kennzeichen der Barockrhetorik ausmacht.

Mit seinem Aufsatz *Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil* von 1789 greift Goethe dezidiert unter der Rubrik einer Theorie der bildenden Künste in die aktuelle Stildebatte ein. Hintergrund sind Gespräche mit Karl Philipp Moritz in Rom, dessen Schrift *Über die bildende Nachahmung des Schönen* (Braunschweig 1788) er im gleichen Kontext anzeigt.

Der Gesprächspartner und Gewährsmann Moritz selbst beschränkt die Stilfrage nicht auf die bildende Kunst allein. Als Epoche in der Theoriegeschichte der Stilkunde erscheinen 1793 die *Vorlesungen über den Stil*, in denen er eine empirische Ausrichtung der Stilistik, also eine Abkehr von der Theorie der Normstile verficht. „Die Regeln in Ansehung des Stils müssen auf Beobachtungen zurückgeführt werden" (Moritz 1981, 589). Explizit lehnt Moritz die Einteilung nach Stilarten ab; er sucht vielmehr „das *Eigentümliche* in den fremden Werken" (Moritz 1981, 591). In Form von Anweisungen sei das Wissen über rhetorische Figuren „unnütz", dagegen sei es „angenehm und zweckmäßig", beim Lesen „auf diese Schönheiten aufmerksam zu sein" (Moritz 1981, 629). Moritzens Methode kann modern als rhetorisch-stilistische Textanalyse bezeichnet werden.

Stil ist, und hierin gehen Goethe und Moritz überein, eine Frage der Persönlichkeit. Moritzens Begründung der Stilistik als Lehre vom Personalstil nimmt den Satz Buffons vom individuellen Stil auf, ist aber, in ihrer Plausibilität, auf das Goethesche, als überpersönlich intendiertes Stilideal und dessen rhetorisch-klassizistische Begründung gestützt.

1795 spricht sich Goethe im Aufsatz *Literarischer Sansculottismus* gegen eine forcierte Klassik aus, verteidigt aber, durchaus im Sinne Moritzens und seines eigenen Stilideals, die deutschen Schriftsteller mit Blick auf Umstände und Zeit. „Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; [...]" (Goethe 1981, 241). Derart historisiert, kann das aufgeklärte Stilideal der Einfachheit und Größe zu einer neuen Klassik führen.

Goethe greift, im Sinne der neuen humanistischen Klassik, des Stils schlechthin, den er von der alten wie auch von der neuen Manier absetzt, immer wieder in die allgemeinstiltheoretischen Diskussionen ein. Die Auseinandersetzung mit den Folgen der romantischen Stilmischungstheorie, die er als Rückschritt klassifiziert, wird von ihm und seinen Weimarer Kunstfreunden wiederum im kunsttheoretischen Feld geführt.

Goethes Rhetorik im engeren Sinn gewinnt ihre literarische Dimension in einem Textkonvolut der Spätzeit, das er selbst mit dem Titel *Weltliteratur* versehen hat. In ihm verficht auch er die Idee eines progressiven Kanons (vgl. Schanze 1991) und nähert sich so seinen romantisch-literarischen Freunden in England, Schottland und Frankreich an.

3. Romantische Rhetorik

Sprach Klaus Dockhorn bereits 1966 von der „Ubiquität der rhetorischen Tradition" (Dockhorn 1966, 178), so war sein erstes Beispiel das des Nachwirkens der rhetorischen Theorie in der englischen Romantik (Dockhorn 1968). Seiner Anregung folgend, waren die Spuren des antiken Systems und seiner neuzeitlichen Transformationen auch in der deutschen Romantik nachzuweisen (Schanze 1966 u. a., de Man 1984; für Friedrich Schlegel Pankau 1990, Zabka 1993, Schnyder 1999, Krause 2001). Sie gelten auch für Friedrich Hölderlin, Friedrich Schleiermacher, Heinrich v. Kleist und Adam Müller (zusammenfassend Schanze 2003). Von Schleiermachers hermeneutischen Ansatz bis zu Wilhelm Dilthey ergibt sich eine dichte rhetorische Kontinuität (vgl. Ostermann 2002, 227–247).

Aus Friedrich Schlegels Kölner Zeit stammen die Vorlesungen über *Deutsche Sprache und Literatur* (1807), welche die systematische Lehrgestalt der Rhetorik bei Schlegel enthalten. Die Vorlesung handelt, nach einer Einleitung *Von der Sprache allgemein* und einem zweiten Teil über *Sprachgeographie und -geschichte* mit einer *Historischen Übersicht der deutschen Sprache*, im dritten Teil *Rhetorik* von den *Redeteilen*, von der *Syntaxis*, *Vom Styl*, von *Metaphern und Tropen* und *Über Ideal und Ursprung der Sprache*. Kennzeichnend für die Rhetorik Schlegels ist ihre Einordnung in den muttersprachlichen und sprachgeschichtlichen Zusammenhang, ohne jedoch (entsprechend dem französischen Lehrplan in Köln) den systematischen Vortrag aufzugeben. Dadurch ist der unmittelbare Bezug zur klassischen Rhetorik und ihrer Stillehre gegeben, aber auch zur Sprachwissenschaft (als *Logik*) und zur Poetik. Dies entspricht dem Konzept einer historischen Enzyklopädie. Dass die Vorlesung selber erst 2006, knapp 100 Jahre nach ihrem Vortrag im Druck erschien, macht das im 19. und noch im 20. Jh. geltende Vorurteil gegenüber einer umfassenden, kritischen Synthese von Philosophie, Rhetorik und Poesie in einer neuen *Enzyklopädie* aus dem Geist einer *Progressiven Universalpoesie* manifest. Vieles von dem, was bisher in der Schlegel-Forschung und in den Forschungen zur Rhetorik der Romantik noch philologische Konjektur sein musste, lässt sich anhand dieses Textes aufklären (zu Schlegels *Kölner Enzyklopädie* vgl. Schanze 1993b, der Text in KFSA).

Der enzyklopädische Ansatz, der Rhetorik und Stilistik explizit zusammenführt und in die Moderne transformiert, lässt sich, auch dem Begriff nach, erstmals im großen, inventorischen Projekt des *Allgemeinen Brouillons* bei Friedrich von Hardenberg (Novalis) nachweisen. Nach den Erhebungen des (Grimmschen) *Deutschen Wörterbuches* ist der Begriff *Stilistik* als Stichwort der neuen *Enzyklopädistik* von Novalis im wahrsten Sinn erfunden worden. „Als Titel für Lehrbücher der Schreibart" erscheint er allerdings „erst seit dem frühen 19. Jahrhundert" (*DWB* Bd. 10, 2, 2 Sp. 2938). Der Hinweis auf eine Herkunft vom französischen Adjektiv *stylistique*, wie ihn das *DWB* gibt, geht vermutlich fehl. Das französische Substantiv nämlich ist, nach Angaben des *Trésor de la Langue Française* erst im 19. Jh. aus dem deutschen Sprachraum entlehnt. Bei Novalis

ist eher, im Sinne einer enzyklopädischen Klassifikation neuen Wissens über *Stil*, an eine Parallelbildung z. B. zu *Poetik* oder *Rhetorik* und anderer zeitgenössischer Wissenschaftsbezeichnungen zu denken.

Bei der systematischen Durchsicht seiner privaten Aufzeichnungen 1798 überschreibt Novalis nämlich nachträglich eine Notiz mit *Physiolog[ische] Stylistik*: „Man kann am Styl bemerken, ob und inwieweit der Gegenst[and] den Verfasser *reizt* oder *Nichtreizt* – und daraus Folgerungen auf seine Constitution machen – auf seine zufällige Stimmung etc." Er unterscheidet nach den Grundsätzen der Brown'schen Heillehre den „schwächlichen" und „energischen" Stil (entsprechend einer asthenischen oder sthenischen Konstitution des Autors) und sieht „Heilmethoden" des Stils vor, die er, so die überraschende Pointe, auf „Göthens Styl" bezieht (Novalis 1968, 350). In seiner Polemik gegen die Romantiker in der bildenden Kunst wird Goethe selber diese Pointe später umdrehen: ‚Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.'

In einer späteren Aufzeichnung setzt Novalis „Stylistik" und „*Declamationslehre* – oder Redekunst im strengen Sinn*"* in eine unterscheidende Beziehung. Beide gebrauchen die „geistige, oder psychologische Dynamik", sie haben somit „*angewandte*, specielle *Menschenlehre* überhaupt mit in sich" (Novalis 1968, 476). Ein Bezug der Notiz auf Moritzens *Vorlesungen über den Styl* ist denkbar, aber nicht zwingend gegeben.

Die enzyklopädischen und anthropologischen Ansätze der frühen Romantik bleiben im gesamten 19. Jh. virulent, bei Nietzsche werden sie explizit wieder aufgenommen und neu interpretiert. Festzuhalten jedoch ist, dass ein kohärenter Forschungszusammenhang von Schlegel und Novalis bis Nietzsche im Bereich Rhetorik und Stilistik gegenwärtig noch nicht erreicht ist. Dies liegt vor allem an den Defiziten einer undifferenzierten Rhetorikgeschichtsschreibung, in der ‚die Romantik' pauschal als rhetorikfern eingestuft wird, aber auch an einer Reduktion der romantischen Transformation der Rhetorik auf die *sprachliche Figuration* im engeren Sinn. In der Tat geht es den romantischen Theoretikern vor allem um das ‚Kunstmittel' Sprache, und im weitesten Sinn (im Sinne des Standes der Sprachwissenschaft um 1900) um die *parole*, um ihre Allfähigkeit und ihr Versagen. Damit wird die Ferne der Romantik zur Rhetorik zu einer Nähe, die das Stichwort *Romantische Rhetorik* vom Status eines Paradoxes zu einem Ausgangspunkt moderner Reflexion der sprachlichen Kunstmittel werden ließ. Diese erscheinen nicht mehr in ihrer alten, ‚klassischen' Gestalt, sondern in historisch bestimmbaren Transformationen. In den Beiträgen des Romantik-Handbuchs (Schanze 2003) zu Ironie, Allegorie und Neuer Mythologie wird die spezifisch romantische Transformation der klassischen Rhetorik zu einer „unendlichen Rhetorik" (Schanze 1966, 94–106) detailliert aufgewiesen.

Deren Voraussetzungen sind medientheoretisch auszuweisen. Um 1800 ist das seit der Antike tradierte, durch Humanismus und Barock erneuerte System der Rhetorik der künstlichen Oralität an eine Grenze gekommen. Das Buch dominiert die Rede. Mit der literarischen Ästhetik wird das Reden über die Rede zu einer schönen Nebensache. Der Sieg der Philosophie über die Rhetorik, das Ende einer langen und fruchtbaren *Konfliktbeziehung* (Kopperschmidt 1989) scheint damit auch theoretisch möglich. Das Rhetorikverdikt Immanuel Kants ist Ausgangspunkt der romantischen Re-definition. Diese Re-definition ist nicht linear. Als Gegenmodell ist in ihr der Platonismus in der Romantik ebenso virulent wie ein geläufiges Vorurteil den Sophisten gegenüber, deren Gedankengut und Praxis als Heimstätte der Rhetorik gelten konnten. So sind die Titel, unter denen rhetorischer Theoriebestand verhandelt werden kann, immer mehr oder minder philosophisch (oder theologisch) bestimmt.

Eine weitere Anregung, sich mit Romantischer Rhetorik auseinanderzusetzen, geht von der Erfindung der Literaturgeschichte um 1800 aus, die in *Kritik* und *Hermeneutik* eine Reflexion des ‚philologischen Bestecks' im Gefolge hat. Paul de Man hat diese Begriffsreflexion allein auf die Elokution, insonderheit auf die Lehre von den Figuren, bezogen. David Wellbery resümiert: De Man habe „eine Konstruktion des Begriffs Romantik als eine geschichtlich spezifische Einstellung auf die rhetorische Dimension der Sprache [entwickelt]" (vgl. Wellbery 1987, 161). Diesen Ansatz greift auch Thomas Zabka (1993) auf.

Klaus Dockhorns Ubiquitätsthese und die von Wellbery im Anschluss an de Man aufgestellte sprachtheoretische Spezifitätsthese stehen komplementär zueinander. Genauere Hinsicht zeigt, dass Klaus Dockhorn den Kern des rhetorischen Systems in der zusammenfassenden Affektenlehre und der auf sie gestützten Lehre vom Aptum, also in einer Aufklärung der Sinne sieht, die er selbst als *vorromantischen Irrationalismus* beschreibt (Dockhorn 1968), de Man dagegen bei den sprachlichen Formulierungsverfahren, der Elokution ansetzt.

In der Tat liegt ein durchgehendes Problem der Theoriegeschichte der nachantiken Rhetorik in der Trennung der Rhetorik der Tropen (Figuralrhetorik oder Elokutionsrhetorik) von der Überredungsrhetorik, wie sie Friedrich Nietzsche in seinem Rhetorikkurs prinzipiell vorgenommen hat. Das Problem reflektiert letztlich den Auseinanderfall von Rede in der Öffentlichkeit und der neuen, buchzentrierten Öffentlichkeit.

Um dem Thema einer Rhetorik der Romantik gerecht werden zu können, ist aus systematischer Sicht stets der Gesamtzusammenhang der Partes zu betrachten, also nicht nur die sprachlichen Formulierungsverfahren (die Elokutionsrhetorik), sondern auch die thematischen Verfahren (Findekunst oder Invention), Dispositionsverfahren, Memorialverfahren (einschließlich der Mnemonik) und schließlich Aktionsverfahren und auch Fragen des Mediums und des Medienwechsels mit einzubeziehen (vgl. Schanze 1993a).

Schlegels progressive Universalpoetik, Novalis Enzyklopädistik-Plan einer universellen Inventorik und sein physiologischer Ansatz zu einer neuen Stilistik, auch Hölderlins Konzeption der „Verfahrungsweise des poetischen Geistes" in der *Homburger Kunstlehre*, sowie Schleiermachers Hermeneutik und sein Religionsreden weisen deutliche Parallelen in Zielsetzung und Vorgehensweise auf. Man kann sie als Transformationen des rhetorischen Begriffs der Inventorik begreifen.

Die Geschichte der ‚unendlichen Rhetorik' muss, im Blick auf die verschiedenen, am Transformationsprozess beteiligten, seit 1796 in Jena im Dialog stehenden jungen Poeten und Theoretiker differenziert betrachtet werden. Der zentrale Vorgang einer historischen Transformation des rhetorischen Systems in der Romantik ist insofern von Bedeutung, als sich im 18. Jh. der rhetorisch-theoretische Restbestand in die philosophisch dominierte Ästhetik gerettet hatte.

Gleiches gilt auch für die neue Sprachwissenschaft. Sie systematisiert nicht nur das grammatische Wissen, sondern auch das in der Rhetorik gesammelte Wissen über den Sprachgebrauch. Bisher jedoch liegt keine, der Intensität der Arbeiten zu Friedrich Schlegel auch nur annähernd entsprechende Arbeit zur rhetorischen Basis des Humboldt'schen Ansatzes zu seinem *Sprachhumanismus* vor. Zu untersuchen wäre beispielsweise neben der figurativen auch die inventorische Pointe des berühmten Satzes aus *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus*: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken" (Humboldt 1988, 191).

Festzuhalten ist, dass die neue Ästhetik und die neue Sprachwissenschaft als Subdisziplinen der Philosophie nahezu den gesamten begrifflichen Apparat der tradierten Kunst-

lehre in sich aufgenommen haben, nicht nur die Figurenlehre, sondern auch Inventorik, Gattungslehre und selbst die Memoriallehre und die Aktionslehre (vgl. Ostermann 2002). Entscheidend jedoch ist der Fall des theoretischen Zusammenhalts des Systems nach dem Prinzip des Aptum. Schon Friedrich Schlegel dekretiert nicht nur die Stilmischung, sondern auch, das „Alles" für den Roman als „progressive Universalpoesie" geeignet sei (vgl. Schanze 1974b, 133 f.).

4. Von Heinrich v. Kleists *Allmählicher Verfertigung der Gedanken beim Reden* zu Adam Müllers Metarhetorik der *Reden über die Beredsamkeit*

Zur Bildung für das schriftstellerische Fach legt Heinrich von Kleist im Spätherbst 1800 sein Ideenmagazin an. Es ist ein Gedankentagebuch, in der Tradition der *Ephemeriden* Goethes und des *Allgemeinen Brouillon* des Novalis, eine private Universaltopik. Entscheidend ist auch bei Kleist die Dynamisierung des Topik-Konzeptes. Die Topik wird temporalisiert, Ideengenerator ist die Zeit. Das literarische Werk bedient sich des Magazins der Gedanken, indem es die einzelnen Stellen neu und überraschend kombiniert.

Dieser Gedanke wird in dem vermutlich fünf Jahre später entstandenen Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* radikalisiert. Der Aufsatz wurde zeitgenössisch nicht gedruckt. Er war jedoch, wie die Schlussparenthese „Die Fortsetzung folgt" zeigt, für eine Zeitschriftenveröffentlichung vorgesehen. Der Text führt den paradoxen Titelgedanken − dessen Paradoxie sich erst aus der Kenntnis der klassischen Abfolge der Partes (erst Finden, dann Disponieren, dann Ausführen oder „Verfertigen") ergibt − ironisch rhetorisch durch, indem er sich auf ein unerhörtes Beispiel extemporierter mündlicher Rede bezieht: den *Donnerkeil* des Mirabeau. Kleist analysiert den Vorgang als einen von der Sprache geleiteten: Nicht dem Gedanken folgt die Sprache, sondern der Gedanke folgt der Sprache. Die Paradoxie ist zugleich auch eine philosophische: Auch hier hätte die Form dem Stoff zu folgen. Die frühe und zugleich extremste Formulierung des Gedankens von der Gebundenheit allen Denkens an Sprache, die dialektische Fassung des philosophischen Problems kommt in die Nähe zur revolutionären Mündlichkeit. Wirksame Rhetorik, Eloquenz, produktives Denken und Evidenz werden ununterscheidbar. Trotz aller ästhetischen Formalisierung, die de Man am Aufsatz *Über das Marionettentheater* als Tendenz romantischer Rhetorik festgemacht hat (de Man 1984), ist auch hier eine unendliche Rhetorik beschrieben, die mehr sein will als Elokutionsrhetorik, die vielmehr von der sprachlichen Verfasstheit schon des Findens der Argumente ausgeht. Im Sinne von Novalis sprachphilosophischem Essay spricht uns die Sprache, nicht wir sprechen sie.

Der revolutionäre Zeitpunkt des Redens in der Öffentlichkeit wird bei Kleist privatisiert. „Wenn du etwas wissen willst, und es durch Meditation nicht finden kannst", dann kann die Universaltopik in ihrer spontanen Temporalität zum Ort der Wahrheitsfindung werden. Das klassisch-rhetorische Modell der Partes wird im Wortsinn gespiegelt reflektiert. Nicht mehr der Hörer ist das Ziel, sondern der Redner: Er klärt sich selbst durch Rede auf.

Kleists zeitweiliger Freund und Geschäftspartner im *Phöbus*-Projekt, der den Aufsatz über die allmähliche Gedankenverfertigung kannte, aber nicht gedruckt hat, populari-

siert nach Kleists Tod dessen Grundgedanken in opulenten Vorlesungen in Wien, ohne den tragisch-genialen Urheber nur eines Wortes zu würdigen. Im Gegenteil: In der 9. Rede *Von der neueren Schriftstellerei der Deutschen* verunglimpft Adam Müller die revolutionäre „Schriftstellerei", die sich nur eingebildet habe, etwas ausrichten zu können. Nachdem die literarische Unendlichkeit der Rhetorik als verderblich und selbstzerstörerisch und zudem als wirkungslos abgetan, und auch das Modell Ciceros und Quintilians für die modernen Sprachen als unzureichend erkannt ist, wird als Ziel der Rede eben jene paradoxe Umkehr postuliert, aus der der „arme" Kleist seine Wahrheiten schöpfen wollte: Rede wird zur „Kunst des Hörens". Die Homiletik Schleiermachers wird säkularisiert:

> „Sich selbst anzuklagen wissen, sich an allen Stellen der Rede demütigen vor dem Höheren, das durch unsren Mund redet, tief eingehen in das Gemüt des Zuhörers, in seine Eigenheit; nie vergessen, dass man nur Glied eines Gesprächs sei, dass es das Antworten des Zuhörers sei, welches unsre Beredsamkeit trage und steigre, und dass es jener dritte, jener Geist, welcher unsichtbar im Gespräch waltet, sei, dem alle Frucht und Wirkung der Rede zugeschrieben werden müsse",

dies sei der Grund der neueren Rhetorik. Ihre Unendlichkeit sei eine göttliche, eine der „freien Dienstbarkeit" (Müller 1967, 187, 189).

5. Von Karl Philipp Moritz über Karl Ferdinand Becker bis Wilhelm Wackernagel. Die Entwicklung der Schulstilistik

Von Karl Philipp Moritz (1793) über die repräsentative Stillehre von Karl Ferdinand Becker (*Der deutsche Stil*, 1848) bis zur Re-Integration von Stilistik, Poetik und Rhetorik bei Wilhelm Wackernagel 1885, scheint sich ein ununterbrochener Theoriezusammenhang der Auflösung der Stilnormen unter dem Postulat des *Individualstils* zu ergeben. Während der Begriff *Stil* eine alte Tradition hat, die Moritz im Sinne einer Neuinterpretation der „bildenden Nachahmung" aufgreift, und die auch im dynamischen Konzept der romantischen Rhetorik nachzuweisen ist, wird eine „physiologische" und „organische" Grammatik im Sinne der neuen Sprachwissenschaft Humboldts u. a. die „natürliche Grundlage" für die „rationale Stilistik" von Karl Ferdinand Becker (Becker 1977, VII). Ausdrücklich wehrt Becker die Übernahme der Rhetorik in seinem Begründungszusammenhang ab, erklärt vielmehr die „lange Fortdauer" des „verkümmerten Zustandes" der deutschen Stilistik dadurch, „daß man die Rhetorik der Griechen und Römer zu ihrer Grundlage genommen", und sie „nicht genug von der Rhetorik der Alten unterschieden" habe (Becker 1977, 63). Der Gegenstand der Rhetorik sei (nur) die „öffentliche Rede", die Stilistik sei dagegen „Gegenstand der allgemeinen Bildung überall im Schulunterricht." Deutlicher lässt sich der Sieg der Philosophie über die alte ‚Lebenslehre', das Kernstück des Lehrplans des Abendlandes an deutschen Schulen im 19. Jh. kaum formulieren.

Dass Becker dann dennoch, ohne weitere Begründung, das rhetorische Konzept der Stilmittel, also die Elokution, aus ihrem Verwendungszusammenhang herauslösen und in eine systematisierende Form fassen kann, ist eine Entwicklung, die den Verfall des für Goethe selbstverständlichen Gebrauchszusammenhangs im rhetorischen System anzeigt.

Moritzens Empirie der Texte, die sprach- und auch sprechwissenschaftlich motiviert ist, und Novalis dynamisierende, rhetorisch fundierte „*Menschenlehre*“ einer „schriftlichen Stimme“ (Novalis 1968, 476) wird zugunsten einer reinen Beschreibung von Stilmitteln aufgegeben. Der Zusammenhang ist nur noch über den literaturhistorischen Kontext und die in ihm erfolgende Kanonbildung zu rekonstruieren. Dass in deren Zentrum Name und Werk Goethes stehen, macht diesen Zusammenhang um 1848 durchaus noch aktuell. Das Goethe'sche Stilideal, bereits von Novalis als einseitig kritisiert, bleibt leitend.

Dieter Breuer (Breuer 1974) hat in seiner Darstellung der *Schulrhetorik im 19. Jahrhundert* eindrücklich darauf hingewiesen, dass die Auseinandersetzungen über die Entwicklung des rhetorischen Systems und seine schulische Praxis aber keineswegs so steril verlaufen sind, wie dies unter dem Eindruck des Vorherrschens der philosophischen Ästhetik den Anschein hat. Er stützt sich dabei auf einen ersten Überblick über Rhetorik- und Stilistik-Lehrbücher des 19. Jhs. bei Marie L. Linn (1963), auf die Auswertungen von Rhetorik-Lehrbüchern im Blick auf stiltheoretische Überlegungen bei Friedrich Sengle (1971−1980), auf die Darstellungen zur Geschichte des gelehrten Unterrichts im 19. Jh. (u. a. Thiersch 1826; Paulsen 1919) und auf eigene Erhebungen (vgl. Breuer/Kopsch 1974, bes. 293−337). Er rekonstruierte eine Rhetorik-Debatte unter ‚Schulmännern', die vor allem die *Pragmatik* der Rhetorik, im Sinne einer modernen Sprachverwendungstheorie zum Gegenstand hat (Breuer 1974).

Die einschlägigen, mehrfach aufgelegten und in den Konversationslexika von Brockhaus 1866 bzw. 1895 empfohlenen Werke zu Rhetorik und Stilistik sind bisher kaum von der Forschung beachtet worden. Sichtet man die Schulrhetoriken und -stilistiken, so lässt sich eine Tendenz von der *rhetorischen* zu einer *ästhetischen* Fundierung feststellen, die auch im Sinne der schulischen Praxis erfolgt, sich aber keineswegs (wie im Falle von Becker) einheitlich entfaltet. Hegel hatte Kunstwerk und Rede kategorisch unterschieden. Goethes Unterscheidung von Poesie und Rede, wobei letztere die Mittel der ersteren missbrauche (*Für junge Dichter. Wohlgemeinte Erwiderung*, 1832) stützten dieses Urteil ab.

Der schulische Zusammenhang und die Etablierung des muttersprachlichen Unterrichts, bei Aufgabe der *rhetorischen Klasse*, erfordern jedoch dessen systematisch-didaktische Grundlegung. Das neue Curriculum der gelehrten Schulen bedient sich dabei fast selbstverständlich des rhetorischen Wissens. „Erst gegen das Ende des Jahrhunderts hat sich das ästhetische Programm weitgehend, d. h. praxisrelevant durchgesetzt; wie jeder Programmwechsel bedarf auch dieser einer längeren Übergangszeit“ (Breuer 1974, 150).

Das In-, Neben- und Gegeneinander von Rhetorik und Stilistik lässt sich an den Lehrwerken nachweisen. Noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts steht Johann G. E. Maaß *Grundriss der allgemeinen und besonderen reinen Rhetorik* (1798). Die vierte Auflage wird im Jahre 1829 von dem Hegelianer Karl Rosenkranz herausgegeben. Es folgen zeitlich Christian Fr. Falkmanns Praktische Rhetorik (1835) in dritter Auflage, und Simon H. A. Herlings *Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stilistik* (1837) in zwei Bänden (nach Ausweis des *GWB* das erste Werk mit dem Titel einer *Stilistik* überhaupt). Von Christian Fr. Falkmann, erfolgreich im Fach, stammt auch das Werk *Stilistik, oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Auffassungskunst*, das 1849 in Hannover in 4. Auflage erschien. Richard Volkmanns *Hermagoras oder Elemente der Rhetorik* (1865) nimmt die klassisch-rhetorische Tradition auf, Christian Fr. Gockels *Lehrbuch der teutschen Schriftsprache* (1866) die grammatische. Immerhin erscheint Karl A. J. Hoffmanns *Rhetorik* in

zwei Teilen, Clausthal 1859, in 6. Auflage 1883. Nicht erwähnt in den Konversationslexika werden die vier einschlägigen Veröffentlichungen von Johann K. Fr. Rinne: seine *Lehre vom deutschen Stile, philosophisch und sprachlich neu entwickelt* (1840−1849), seine *Methodisch-praktische Stil- oder Aufsatzlehre* (1855) und seine *Praktische Dispositionslehre*, die in seiner Programmschrift von 1860 als „rhetorisch-stilistisch" ausgewiesen ist (vgl. Breuer/Kopsch 1974, 326). Die Vorlesungen des 1869 verstorbenen Germanisten Wilhelm Wackernagel, die posthum 1873 unter dem Titel *Poetik, Rhetorik und Stilistik* publiziert wurden und 1885 eine zweite Auflage erlebten, sind in allen Teilen nicht nur theoretisch von Interesse. Wackernagel wendet rhetorisches, poetisches und stilistisches Wissen praktisch an, auch auf die neuere und neueste Dichtung und selbst im Blick auf eigene poetische Versuche. Man darf hier von einer Re-Integration von Rhetorik, Stilistik und Poetik aus einer literatur- und kulturhistorischen Perspektive sprechen. Weitere Lehrbücher sind bei Breuer/Kopsch 1974 angeführt. Die durchgehende Präsenz von Rhetorik im weiteren Schulzusammenhang, auch für die Universitäten, ist damit für das 19. Jh. gesichert.

6. Gustav Gerber und die Theorie der Sprachverwendung

In diesem Zusammenhang ist Gustav Gerbers zweibändigem Werk *Die Sprache als Kunst* (1871) eine Sonderstellung einzuräumen. Mit diesem Werk lässt sich eine Wende in der neueren Theoriegeschichte der Rhetorik ansetzen, die in Nietzsches Rhetorik-Vorlesungen ratifiziert wird. Die sprach- und rhetoriktheoretische Wende kann jedoch nicht, wie zumeist in der neueren Nietzsche-Forschung, auf eine reine Neubestimmung der Elokution als Lehre von der Sprachfiguration beschränkt werden. In seinem Vorwort betont Gerber, ausgehend von einem Satz des Altertumsforschers Philipp August Böckh, dass es ihm auf eine „ethische Betrachtung" der Sprache ankomme, und damit auf ihren „künstlerischen Gebrauch". Der Bezug auf die „schwachen und dürftigen Figuren- und Tropensammler" sei dabei keineswegs zufällig, denn die „Kontinuität" dürfe nicht aufgegeben werden (Gerber 1885, IV ff.).

In seinem hochgelehrten Werk sucht er durchgehend zu belegen, dass die Einsicht in den ‚Kunstcharakter' der Sprache seit dem Altertum von allen großen Sprachforschern bereits längst vorweg genommen worden sei. Die Belege sind aus der grammatischen wie auch aus der rhetorischen Tradition gezogen. In der Abgrenzung der *Sprachkunst* von der *Redekunst* selber verfährt Gerber durchaus philosophisch: Er weist darauf hin, dass in der Redekunst die „Angemessenheit" gelte (Gerber 1885, 73), verbunden mit dem normierenden Stilideal. Dies hindert ihn aber nicht, den gesamten Apparat der Rhetorik in den zwei Bänden seines Werkes als Nachweis der „Figuration" der Sprache zu nehmen: „Dass eigentlich alles Figuration sei, was wir gewöhnliche Rede nennen, wie sie die Grammatik lehre, dass diese also eine Kunsttechnik sei, sahen die Alten schon vielfach" (Gerber 1885, 363). Die Konsequenz, die Nietzsche aus den gelehrten Nachweisen Gerbers zog, ist nach Gerber die älteste Einsicht der Sprachwissenschaft vor der Sprachwissenschaft, aber auch die Einsicht der Sprachwissenschaft seit Humboldt: „Alle Wörter sind Lautbilder und sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen." Nietzsche zitiert diesen Satz und fügt hinzu. „Das ist der *erste* Gesichtspunkt: die Sprache ist Rhetorik [...]" (Gerber 1885, 309; Nietzsche 1995, 426; Most/Fries 1994, 25).

7. Friedrich Nietzsche

Walter Jens hat bereits 1967 auf die Ausnahmestellung Nietzsches in der Geschichte der deutschen Beredsamkeit – in Theorie und Praxis – hingewiesen: als „größten Kenner deutscher Rede“ sei er, mit seinem „untrüglichen Sinn für die rhetorischen Momente der Prosa“ zu Recht zu verehren, „das Basler Kolleg vom Wintersemester 1872/73, eine Vorlesung über die Geschichte der griechischen Beredsamkeit, variierte das Axiom des klassischen Jahrhunderts, Republik = Redeflor, aus der Perspektive der Klassischen Philologie“ (Jens 1967, 13).

Nietzsches Rhetorik-Vorlesungen (insgesamt hat er neun Veranstaltungen von 1870–79 angekündigt) sind aber auch, wie u. a. Anthonie Meijers und Martin Stingelin (1988; erweitert in Bezug auf Lichtenberg: Stingelin 1996), Glenn Most und Thomas Fries (zusammenfassend 1994) überzeugend nachgewiesen haben, in besonderer Weise der von Gustav Gerber berufenen *Kontinuität*, und damit zugleich der neuen Sprachwissenschaft verpflichtet. Er folgt (aus der Sicht der Lehrkontinuität in Basel), nicht nur dem altphilologischen Lehrauftrag, sondern auch dem neuphilologischen Ankündigungsprofil Wilhelm Wackernagels. Mehr noch: mit Most und Fries (1994) und lässt sich von einer glatten „Kompilation“ von vorliegenden Texten sprechen, die Nietzsche wortwörtlich übernimmt. Als ‚altphilologische‘ Quellen nennen Most und Fries u. a. den Aristoteles-Kenner Leonhard Spengel, den Platon-Spezialisten Rudolf Hirzel, Friedrich Blass *Die attische Beredsamkeit*, Anton Westermann und seine *Geschichte der Beredsamkeit*, und den bereits zitierten Richard Volkmann. Der „sprachphilosophischen Tradition“ ordnen sie Gustav Gerber zu, dem damit auch die stichwortgebende Funktion zufällt (Most/Fries 1994, bes. 36 ff.). Aus sprachtheoretischer Sicht kann man mit Josef Kopperschmidt von einer anti-kantischen Wendung, einer „Entdeckung der unreinen Vernunft“ sprechen (Kopperschmidt 1994, 39–62). Nietzsches „erster Gesichtspunkt“ *Die Sprache ist Rhetorik* postuliert, so verstanden, eine allgemeine Rhetorizität der Sprache, wie umgekehrt auch eine radikale Umwertung des rhetorischen Moments im Sprachgebrauch.

Ihren Ausgang nimmt die These bei Friedrich Nietzsches, von Gerber abgeleiteten Definition, dass die Rhetorik „eine Fortbildung der in der Sprache gelegenen Kunstmittel [...] am hellen Lichte des Verstandes“ sei (Gerber 1885, V; s. a. Nietzsche 1973; Most/Fries 1994, 36). Folge man, so Lutz Ellrich, den Arbeiten von Philippe Lacoue-Labarthe zu Nietzsches Rhetorik-Vorlesungen, so sei in ihr aber gerade nicht eine Rettung der rhetorischen Position beschlossen, sondern deren Aufgabe. Hierbei komme es letztlich nicht mehr auf bestimmte Begriffe und Begrifflichkeiten der rhetorischen Tradition an. Er fasst zusammen: Es sei „nicht der allzu offensichtliche Eklektizismus begrifflicher Instrumentarien und der mit ihnen verknüpften Theoreme“ gewesen, der Nietzsche dazu bewogen habe, „das rhetorische Vokabular als ostentatives Besteck der Sprachanalyse fallen zu lassen“, sondern eine Verallgemeinerung der Rhetorik (Ellrich 1994, 197 f.). Ist Sprache Rhetorik, so bedarf es keiner speziellen Kunstlehre des Redens mehr.

Folgt man dagegen der Dockhornschen Ubiquitätsthese, beschränkt man den Ansatz der Sprachfiguration nicht nur auf die Figurenlehre im engeren Sinn; nimmt man Nietzsches Ansatz als neuartige, dynamische Lehre von der Invention und Disposition, und zieht den Neuansatz in der Memoriallehre (vgl. Thüring 1994) und nicht zuletzt auch die Sprachhandlungstheorie bei Nietzsche heran, so bleibt letztlich aus dem theoretischen Kernbestand nur noch die Frage nach dem Aptum, also der Kern der rhetorischen Stillehre offen.

Gerbers Ansatz der ‚ethischen' Dimension von Sprache rechtfertigt eine Lektüre des Nietzsche-Satzes im Sinne einer Rettung der Rhetorik über den reinen Ansatz der Tropik hinaus zu einer umfassenden Neubestimmung auch der Stilistik. In der Stilfrage (und damit der Frage des Aptum) verfolgt Nietzsche einen provozierenden Ansatz. Er verwirft die romantische These von der Stilmischung, aber auch die alte Position der Angemessenheit, und setzt sich unumwunden ein für den schneidend großen Stil. Er bezieht damit zugleich, radikal einseitig, Position in der Debatte des 18. Jhs. über das *Erhabene*. Die „Urduplizität" der Ästhetik lässt keine Verbindung des „Reizenden" mit dem „Erhabenen" im „Schönen" zu. Die griechische Klassik ist mit den Theorien des angemessenen Stils nicht zu fassen. Das Erschreckende des großen Stils ist seine Fremdheit. Während Martin Heidegger „in Nietzsches Konzeption des *großen Stils* eine ‚extreme Ästhetik' " sieht, die „sich bruchlos in eine metaphysikgeschichtliche verortbare Ontologie des Willens zur Macht" einfüge, betont der französische „Dekonstruktivist" Jacques Derrida den „stilistischen Pluralismus der Nietzsche-Texte, der eine durchgehende ‚Nicht-Entscheidbarkeit' ihres Sinnes" erzeuge, und somit „jede ontologische Hermeneutik prinzipiell zum Scheitern" verurteile (Oesterreich 1994, 159).

In Nietzsches Konzept des großen Stils, der zugleich ein Stil der Dekadenz sein kann, wird die theatralische Aktion, die *Theater-Rhetorik* zum kritischen Punkt. Peter L. Oesterreich hat Nietzsches eigenen Stil als „Auflösungsstil" beschrieben. Die „ethischen" Fragen Gerbers werden nicht als „moralische", sondern als „außermoralische" begriffen (Oesterreich 1994, 165). Von der Reflexion der Geschichte der Rhetorik führt ihn der Weg zur „Genealogie der Moral" (vgl. Thüring 1994).

8. Medialität und Rhetorik um 1900

Der radikale Ansatz Nietzsches, der die Macht und Wirkung der Rhetorik umfassend bestätigt und zugleich verwirft, fällt in eine Zeit der Sprachkrise, die mit Hugo von Hofmannsthal im sog. *Chandos-Brief* als ebenso radikales Versagen der Sprache im Lebenszusammenhang bestimmt wird. Sie fällt aber auch in eine Zeit der Neukonfiguration der Medien, in der neue Bild- und Tonmedien (Phonograph, Kinematograph) mit dem alten System der Schriftlichkeit konkurrieren. Die sich hieraus ergebenen Transformationen von Rhetorik und Stilistik sind Gegenstand einer neuen Medienrhetorik (vgl. Knape 2005), die ihrerseits auch als Medialisierung der Rhetorik (Schanze 2001) bestimmt werden kann und im 20. Jh. ebenso zu einer Radikalisierung des technisch verstärkten Redens wie auch zu einer Neubestimmung der Rhetorik im Sinne einer *Neuen Rhetorik* (Chaim Perelman/Olbrechts-Tyteca 2004) führen.

9. Literatur (in Auswahl)

Bender, John/David Wellbery (1990): The Ends of Rhetoric. History, Theory, Practice. Stanford.

Breuer, Dieter (1974): Schulrhetorik im 19. Jahrhundert. In: Schanze (1974a), 145–179.

Breuer, Dieter/Günter Kopsch (1974): Rhetoriklehrbücher des 16. bis 20. Jahrhunderts. Eine Bibliographie. In: Schanze (1974a), 217–355.

De Man, Paul (1979): Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke and Proust. New Haven.
De Man, Paul (1984): The Rhetoric of Romanticism. New York.
Dockhorn, Klaus (1944): Wordsworth und die rhetorische Tradition in England. In: Klaus Dockhorn (Hrsg.) (1968), 9–45.
Dockhorn, Klaus (1949): Die Rhetorik als Quelle des vorromantischen Irrationalismus in der Literatur- und Geistesgeschichte. In: Klaus Dockhorn (Hrsg.) (1968), 46–95.
Dockhorn, Klaus (1966): Die Staatsphilosophie des englischen Idealismus, ihre Lehre und Wirkung. Nachdruck der Ausg. 1937. New York (Kölner Anglistische Arbeiten, 29).
Dockhorn, Klaus (Hrsg.) (1968): Macht und Wirkung der Rhetorik. Bad Homburg.
DWB = Deutsches Wörterbuch, s. Grimm (1854–1971).
Ellrich, Lutz (1994): Der Ernst des Spiels. Zu drei Versuchen einer dekonstruktiven Nietzsche-Lektüre. In: Kopperschmidt/Schanze (1994), 197–218.
Gerber, Gustav (1885): Die Sprache als Kunst. 2. Aufl. Berlin.
Goethe, Johann W. (1875): Literarischer Sansculottismus. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bdn., hier Bd. XII: Schriften zur Kunst, Schriften zur Literatur, Maximen und Reflexionen. Hrsg. v. Erich Trunz. 9., neubearb. Aufl. München 1981, 239–244.
Grimm, Jacob/Wilhelm Grimm (1854–1971): Deutsches Wörterbuch. 36 Bde. Leipzig.
Humboldt, Wilhelm von (1988): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus. In: Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden. Hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, hier Bd. 3. 6., unveränderte Aufl. Darmstadt, 144–367.
Jens, Walter (1967): Von deutscher Rede. In: Müller (1967), 7–32.
KFSA = Kritische Friedrich Schlegel Ausgabe, s. Schlegel (2006).
Kleist, Heinrich von (1984): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden (An R[ühle] v. L[ilienstern]). In: Heinrich von Kleist: Werke und Briefe in vier Bänden. Hrsg. v. Siegfried Streller in Zusammenarbeit mit Peter Goldammer/u. a. Hier Bd. 3: Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, Schriften. Berlin/Weimar, 453–459.
Knape, Joachim (Hrsg.) (2005): Medienrhetorik. Tübingen.
Kopperschmidt, Josef (1989): Philosophie und Rhetorik – das Ende einer Konfliktbeziehung? Anmerkungen zum Rahmenthema der Tagung. In: Josef Kopperschmidt/Helmut Schanze (Hrsg.): Rhetorik und Philosophie. München, 341–364.
Kopperschmidt, Josef (1994): Nietzsches Entdeckung der Rhetorik. Rhetorik im Dienste der Kritik der unreinen Vernunft. In: Kopperschmidt/Schanze (1994), 39–62.
Kopperschmidt, Josef/Helmut Schanze (Hrsg.) (1994): Nietzsche oder „Die Sprache ist Rhetorik". München (Figuren, 1).
Krause, Peter D. (2001): Unbestimmte Rhetorik. Friedrich Schlegel und die Redekunst um 1800. Tübingen (Rhetorik-Forschungen, 14).
Linn, Marie Luise (1963): Studien zur deutschen Rhetorik und Stilistik im 19. Jahrhundert. Marburg (Marburger Beiträge zur Germanistik, 4).
Meijers, Anthonie W. M./Martin Stingelin (1988): Konkordanz zu den wörtlichen Abschriften und Übernahmen von Beispielen und Zitaten aus Gustav Gerber: *Die Sprache als Kunst* (Bromberg 1871) in Nietzsches Rhetorik-Vorlesung und in „Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne". In: Nietzsche-Studien 17, 350–368.
Moritz, Karl Philipp (1981): Vorlesungen über den Stil. In: Karl Philipp Moritz: Werke. Hrsg. von Horst Günther. Bd. 3. Frankfurt a. M., 585–756.
Most, Glenn/Thomas Fries (1994): <">: Die Quellen von Nietzsches Rhetorik-Vorlesung. In: Kopperschmidt/Schanze (1994), 17–38, 251–258.
Müller, Adam (1967): Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Mit einem Essay und einem Nachwort von Walter Jens. Frankfurt a. M.
Nickisch, Reinhard M. G. (1969): Karl Philipp Moritz als Stiltheoretiker. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 19, 262–269.

Nietzsche, Friedrich (1973): Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In: Friedrich Nietzsche: Werke. Kritische Gesamtausgabe. 3. Abt., 2. Bd.: Nachgelassene Schriften 1870–1873. Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montarini. Berlin/New York, 367–384.

Nietzsche, Friedrich (1995): Darstellung der antiken Rhetorik. In: Friedrich Nietzsche: Werke. Kritische Gesamtausgabe. 2.Abt., 4. Bd.: Vorlesungsaufzeichnungen (WS 1871/72 – WS 1874/75). Begründet v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, hrsg. v. Fritz Bornmann. Berlin/New York, 413–502.

Novalis (1968): Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Hrsg. v. Paul Kluckhorn u. Richard Samuel. 2., nach den Handschriften erg., erw. u. verb. Aufl. in 4 Bdn., hier Bd. 3: Das philosophische Werk II. Stuttgart.

Oesterreich, Peter L. (1994): Der große Stil? Nietzsches Ästhetik der Macht-Beredsamkeit und ihre ethische Fragwürdigkeit. In: Kopperschmidt/Schanze (1994), 159–169.

Ostermann, Eberhard (2002): Die Authentizität des Ästhetischen. Studien zur ästhetischen Transformation der Rhetorik. München.

Pankau, Johannes G. (1990): Unendliche Rede. Zur Formulierung des Rhetorischen in der deutschen Romantik. Oldenburg (Oldenburger Universitätsreden, 35).

Paulsen, Friedrich (1919): Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig (Aus Natur und Geisteswelt, 100).

Perelman, Chaïm/Lucie Olbrechts-Tyteca (2004): Die neue Rhetorik. Eine Abhandlung über das Argumentieren. Hrsg. v. Josef Kopperschmidt, übers. v. Freyr R. Varwig. Stuttgart (problemata, 149).

Schanze, Helmut (1966): Romantik und Aufklärung. Untersuchungen zu Friedrich Schlegel und Novalis. Nürnberg.

Schanze, Helmut (Hrsg.) (1974a): Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom 16.–20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.

Schanze, Helmut (1974b): Romantik und Rhetorik. Rhetorische Komponenten der Literaturprogrammatik um 1800. In: Schanze (1974a), 126–144.

Schanze, Helmut (1977): Rhetorik und Literaturwissenschaft. Zum Verhältnis von Produktionstheorie und Analysesystem von Texten im 18. Jahrhundert. In: Heinrich F. Plett (Hrsg.): Rhetorik. Kritische Positionen zum Stand der Forschung. München, 62–76.

Schanze, Helmut (1981): Probleme einer Geschichte der Rhetorik. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 43/44, 13–23.

Schanze, Helmut (1991): Goethes Rhetorik. In: Gert Ueding (Hrsg.): Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Tübingen, 139–147.

Schanze, Helmut (1993a): Transformationen der Rhetorik. Wege der Rhetorikgeschichte um 1800. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 12, 60–72.

Schanze, Helmut (1993b): Friedrich Schlegels Kölner Enzyklopädie. In: Athenäum. Jahrbuch für Romantik 3, 259–272.

Schanze, Helmut (2001): Handbuch der Mediengeschichte. Stuttgart.

Schanze, Helmut (2003): Romantik-Handbuch. 2., durchges. und aktualisierte Aufl. Stuttgart.

Schlegel, Friedrich (1807): Über deutsche Sprache und Literatur. In: Ernst Behler (Hrsg.): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe (KFSA). Bd. 15. Vorlesungen und Fragmente zur Literatur. 2. Teil. Hrsg. v. Hans Dierkes. Paderborn/München/Wien 2006.

Schnyder, Peter (1999): Die Magie der Rhetorik. Poesie, Philosophie und Politik in Friedrich Schlegels Frühwerk. Paderborn.

Sengle, Friedrich (1971–1980): Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Stuttgart.

Stingelin, Martin (1996): „Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs“. Friedrich Nietzsches Lichtenberg-Rezeption im Spannungsfeld zwischen Sprachkritik (Rhetorik) und historischer Kritik (Genealogie). München (Figuren, 3).

Thiersch, Friedrich (1826): Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Stuttgart/Tübingen.

Thüring, Hubert (1994): Nietzsches mnemotechnisches Gleichnis. Von der „Rhetorik“ zur „Genealogie“. In: Kopperschmidt/Schanze (1994), 63–84.
Varwig, Freyr R. (1995): Sprachpsychologie und Sprechausdruck im Moritzschen Werk. In: Martin Fontius/Anneliese Klingenberg (Hrsg.): Karl Philipp Moritz und das 18. Jahrhundert: Bestandsaufnahmen – Korrekturen – Neuansätze. Internationale Fachtagung vom 23.–25. September 1993 in Berlin. Tübingen, 75–88.
Wackernagel, Wilhelm (1873): Poetik, Rhetorik und Stilistik (Academische Vorlesungen). Halle. Hrsg. v. Ludwig Sieber. Nachdruck Olms 2003.
Wellbery, David (1987): Rhetorik und Literatur. Anmerkungen zur poetologischen Begriffsbildung bei Friedrich Schlegel. In: Ernst Behler/Jochen Hörisch (Hrsg.): Die Aktualität der Frühromantik. Paderborn, 161–173.
Yamamoto, Junji (1995): Der Wille zum Stil in der deutschen Klassik: Karl Philipp Moritz, Goethe und Schiller. In: Gête-nenkan. Goethe-Jahrbuch 37, 97–116.
Zabka, Thomas (1993): Rede und Rhetorik in der deutschen Frühromantik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 12, 84–93.

Helmut Schanze, Siegen (Deutschland)

8. Rhetorik der deutschsprachigen Länder: vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart

1. Die Wiederkehr der Rhetorik: Allgemeine Merkmale
2. Zum multi-, inter- und transdisziplinären Interesse an Rhetorik
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the period of revival of rhetoric in the German language. First, some general features of this revival shall be described and then be exemplified by specific features. These include, for example, the following: (1) The revival of rhetoric happened comparatively late. (2) It was stimulated from outside, that is by other disciplines. (3) It resulted in a huge number of scientific ideas about rhetoric which are often very restricted, or prompted controversy about the correct notion of rhetoric, but which also opened up the opportunity to better understand the importance of the system of rhetoric and its universal function.

The extensive interest in rhetoric varies according to disciplines (e. g. in literature, linguistics, political science, philosophy, jurisprudence and so on) and according to specific fields of interests (areas/functions, culture, gender and media) as well as according to more theoretical or practical issues.

Thüring, Hubert (1994): Nietzsches mnemotechnisches Gleichnis. Von der „Rhetorik“ zur „Genealogie“. In: Kopperschmidt/Schanze (1994), 63–84.
Varwig, Freyr R. (1995): Sprachpsychologie und Sprechausdruck im Moritzschen Werk. In: Martin Fontius/Anneliese Klingenberg (Hrsg.): Karl Philipp Moritz und das 18. Jahrhundert: Bestandsaufnahmen – Korrekturen – Neuansätze. Internationale Fachtagung vom 23.–25. September 1993 in Berlin. Tübingen, 75–88.
Wackernagel, Wilhelm (1873): Poetik, Rhetorik und Stilistik (Academische Vorlesungen). Halle. Hrsg. v. Ludwig Sieber. Nachdruck Olms 2003.
Wellbery, David (1987): Rhetorik und Literatur. Anmerkungen zur poetologischen Begriffsbildung bei Friedrich Schlegel. In: Ernst Behler/Jochen Hörisch (Hrsg.): Die Aktualität der Frühromantik. Paderborn, 161–173.
Yamamoto, Junji (1995): Der Wille zum Stil in der deutschen Klassik: Karl Philipp Moritz, Goethe und Schiller. In: Gête-nenkan. Goethe-Jahrbuch 37, 97–116.
Zabka, Thomas (1993): Rede und Rhetorik in der deutschen Frühromantik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 12, 84–93.

Helmut Schanze, Siegen (Deutschland)

8. Rhetorik der deutschsprachigen Länder: vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart

1. Die Wiederkehr der Rhetorik: Allgemeine Merkmale
2. Zum multi-, inter- und transdisziplinären Interesse an Rhetorik
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the period of revival of rhetoric in the German language. First, some general features of this revival shall be described and then be exemplified by specific features. These include, for example, the following: (1) The revival of rhetoric happened comparatively late. (2) It was stimulated from outside, that is by other disciplines. (3) It resulted in a huge number of scientific ideas about rhetoric which are often very restricted, or prompted controversy about the correct notion of rhetoric, but which also opened up the opportunity to better understand the importance of the system of rhetoric and its universal function.

The extensive interest in rhetoric varies according to disciplines (e. g. in literature, linguistics, political science, philosophy, jurisprudence and so on) and according to specific fields of interests (areas/functions, culture, gender and media) as well as according to more theoretical or practical issues.

1. Die Wiederkehr der Rhetorik: Allgemeine Merkmale

Das 20. Jh. ist aus rhetorikgeschichtlicher Sicht betrachtet fraglos das Jh. der *Wiederkehr der Rhetorik* (Vetter/Heinrich 1999; Knape 2005b). Entsprechend kann die Geschichte der Rhetorik, wie sie hier mit Blick auf die deutschsprachigen Länder für das 20. Jh. zu skizzieren ist, auch nur die Geschichte dieser ihrer ‚Wiederkehr' sein.

Die *Wiederkehr der Rhetorik* ist kein spezifisch deutschsprachiges Phänomen, sondern verdankt sich einem in Europa und Nordamerika neu erwachten allgemeinen Interesse an Rhetorik, weshalb gelegentlich auch von einem *rhetorical turn* gesprochen wird, um in Anlehnung an andere *turns* (*pragmatic*, *semiotic*, *linguistic* usw.) zusammenfassend zu charakterisieren, was gemeinhin im deutschsprachigen Raum als *Renaissance*, *Rehabilitation*, *Wiederentdeckung* usw. oder eben als *Wiederkehr der Rhetorik* beschrieben wird. Gemessen jedoch an den Vorarbeiten, die bereits seit Ende des 19. Jhs. besonders von klassisch-philologischer und vereinzelt auch von philosophischer Seite vorlagen, muss die deutsche *Wiederkehr der Rhetorik* als vergleichsweise *verspätet* angesehen werden. Die Erklärung für diese verspätete Wiederkehr ist nicht schwer: Nirgends anders hat der antirhetorische Affekt Literaturästhetik, Philosophie und kulturelles Selbstverständnis so stark geprägt wie in Deutschland.

Was unter dem notorisch vieldeutigen Namen ‚Rhetorik' wieder entdeckt wurde, war freilich nicht so sehr Rhetorik im Sinne einer praktischen *Redefertigkeit*; es war auch nicht so sehr Rhetorik im Sinne einer originären *Disziplin* oder eines im schulischen Unterricht institutionalisierten *Lehrfaches* oder eines komplexen *Lernstoffes* von fraglos singulärer kategorialer Differenziertheit und systematischer Geschlossenheit. Wieder entdeckt wurde vielmehr Rhetorik im Sinne eines spezifischen *Frageinteresses*. Dieses Frageinteresse zielt auf die Rekonstruktion der multifaktoriellen Bedingungen überzeugungskräftiger Rede sowie auf die Klärung der soziokommunikativen Funktionen, die eine um Zustimmung werbende Rede in Abhängigkeit von der jeweiligen Gesellschaftsformation pragmatisch spielt und in entsprechend differenzierten Redeformen implementiert. Wieder entdeckt wurde zugleich mit diesem rhetorischen Frageinteresse eine von ihm angestoßene und über 2000 Jahre dauernde *Reflexionstradition*, die ein imponierendes sprach- bzw. redebezogenes *Reflexionspotential* angesammelt (vgl. bes. Figurenlehre und Topik) und für historische wie systematische Fragestellungen bereitgestellt hatte. Wieder entdeckt wurde weiterhin ein *Paradigma*, dessen strikt wirkungsbezogene Gegenstandskonstitution *Rhetorizität* zur griffigen Signatur eines spezifisch ‚modernen' und d. h.: nur noch operativ vermittelten Welt- bzw. Wirklichkeitsbezugs empfahl. Wieder entdeckt wurde mit dem Interesse an Rhetorik schließlich eine *epistemische* Größe, die den kulturellen Selbstausdruck Europas in seinen vielfältigen Formen und Bereichen sowie deren theoretische Beschreibung jahrhundertelang beeinflusst hat, weshalb der Zugang zu dieser Kulturgeschichte notwendigerweise durch die Rhetorik führen muss.

Gleichwohl lässt sich von *Wiederkehr der Rhetorik* sinnvoll nur reden, wenn Rhetorik komplett ‚vergessen' war. Und das war sie auch. Doch vergessen war sie nicht, weil sie etwa wirkungslos geworden war, sondern vergessen war sie, weil ihre faktische Wirkungsgeschichte schlicht unbekannt war. Das hatte jedoch nicht so sehr mit der (primär philosophisch gepflegten) Verachtung und Verleumdung der Rhetorik zu tun oder mit ihrer Verdrängungs- oder Unterdrückungsgeschichte oder gar mit der mangelnden Plausibilität ihrer theoretischen (bes. anthropologischen/psychologischen) Annahmen oder ihrer kategorialen Problemfeldstrukturierung. Es war paradoxerweise gerade der Erfolg

der Rhetorik, der ihr Vergessen beschleunigte: Rhetorik war nämlich so sehr Teil der Vorgeschichte vieler Disziplinen geworden, so sehr Teil ihrer kategorialen Infrastruktur und problembezogenen Denk- und Organisationsmuster, dass sie als die geheime lingua franca hinter der Fremdsprache ihrer disziplinären Rezeptionen, Adaptionen und Transformationen so ohne weiteres gar nicht mehr wieder erkennbar war. Entsprechend gehört zur *Wiederkehr der Rhetorik* auch eine schrittweise Wiederentdeckung ihrer subkutanen Wirkungsgeschichte. Sie nötigt dazu, statt von *Verfall*, *Niedergang*, *Bruch*, *Ende* oder gar *Tod der Rhetorik* – in der Regel um 1800 angesetzt – von *Funktionswandel* und *Transformation* zu sprechen, um der faktischen Existenz einer *Rhetorik nach dem Ende der Rhetorik* Rechnung zu tragen (Kopperschmidt 1990; Till 2004).

Die mit der *Wiederkehr der Rhetorik* verbundene Wiederentdeckung ihrer Wirkungsgeschichte hatte bei vielen Forschern große Überraschung und gelegentlich sogar Faszination ausgelöst, als sie mit der Rhetorik ein „Reich" zu entdecken begannen (Perelman 1980; Barthes 1988, 17 ff.), das offensichtlich „von Homer bis Goethe" (Curtius 1993, 22) reichte. Manche verbanden mit der *Wiederkehr der Rhetorik* sogar die Hoffnung auf die Wiederkehr einer „alten und neuen Königin der Wissenschaften" (Jens 1969, 16), der sie einen „Siegeszug" prophezeiten (Lachmann 1981, 28). Der unerwarteten Entdeckung, dass „alles voll von (antiker) Rhetorik (sei)" (Barthes 1988, 17 ff.) verdankt sich die seither gängige Rede von der „*Universalität*" bzw. „*Ubiquität der Rhetorik*" (Dockhorn 1966, 183; Gadamer 1986, 237), die eine entsprechend breit gestreute Forschungsdynamik bis heute eindrucksvoll zu bestätigen scheint. Gleichzeitig meldeten sich freilich auch Stimmen zu Wort, die vor einer Überbewertung der Rhetorik (Dieckmann 1976) und ihrer eurozentristischen Selbstüberschätzung warnten (Plett 1996, 219 f.) und nachdrücklich an die kulturkontextuelle Bedingtheit dieser wieder entdeckten Rhetorik erinnerten (s. u. 2.4.2.2.).

Weil ihre Wirkungsgeschichte weithin vergessen war, konnte Rhetorik selbstredend auch nur ‚von außen' und d. h.: von ‚anderen' Disziplinen wieder entdeckt werden. Diese haben es reichlich getan, von der Germanistik, Romanistik, Anglistik, Slawistik über die Linguistik, Philosophie und Rechtswissenschaft bis zu Politologie, Kommunikationswissenschaft, Medientheorie, außerlingualen Disziplinen usw. (s. u. 2.). Die Wiederentdeckung der Rhetorik kann daher auch nur eine Geschichte ihrer disziplinären Wiederentdeckungen sein, wobei diese Wiederentdeckungen natürlich nicht systematisch erfolgten, sondern von den jeweiligen disziplinären Fragestellungen bzw. innerdisziplinären Krisen bestimmt wurden. So sehr freilich die *Wiederkehr der Rhetorik* auch disziplinär gesteuert gewesen sein mag, ihre Zukunft dürfte sich eher über interdisziplinäre Forschungsinteressen an Rhetorik oder transdisziplinäre Annäherungen an die Rhetorik sichern lassen (Ueding 1991; Kopperschmidt 1997); dabei können solche Annäherungen sowohl über gemeinsame Themen- oder Paradigmenfokussierung von Forschungsinteressen gelingen wie über entsprechend geeignete Projekte (z. B. Metapher, Anthropologie, Topik, Argumentation, kulturelle Praxis, Gedächtnis, Humanismus, Heuristik, Hybridisierung, Rhetorizität, Figuration, Performanz usw.) (Oesterreich 1990; Haverkamp 1996; Plett 1996, 221; 2000, 247 ff.; Kopperschmidt 2000a; Metzger/Rapp 2003; Fohrmann 2004; Lachmann 2008; Kopperschmidt 2008, 15 ff.).

Die multidisziplinäre Wiederentdeckungsgeschichte der Rhetorik ist freilich, weil sie durch die jeweiligen Eigeninteressen der beteiligten Disziplinen bestimmt wurde, zugleich auch die Entstehungsgeschichte einer Vielzahl disziplinspezifischer bzw. sektoraler Rhetoriken geworden (literarische, juristische, homiletische, philosophische usw.), die dem

Rhetorikbegriff seine terminologische Prägnanz nehmen musste. Das führte fast notwendig zu einem innerrhetorischen Streit um ein (historisch oder paradigmenbezogen) richtiges Rhetorikverständnis. Als besonders geeignet für einen solchen zuerst von Dockhorn angezettelten Streit über Rhetorik erwies sich plausiblerweise Lausbergs spröde Paragraphenrhetorik, was deren Gebrauchswerteinschätzung für die Praxis jedoch bis heute kaum beeinträchtigt hat, mag man konzeptionsgeschichtlich heute auch von einem „Sieg“ Dockhorns sprechen (Campe 1994, 520). Ein weiterer Streitfall war der engagiert von Dyck (1974) erhobene Vorwurf gegen ein zunehmend sozialtechnologisches Interesse an der *Wiederkehr der Rhetorik*, der eine zeitlang den Konflikt zwischen einem mehr formal-affirmativen und einem sich als kritisch definierenden Rhetorikverständnis bestimmte (vgl. Kopperschmidt 1973b). Ein dritter Streitfall betraf die durch Jehn (1972) ideologiekritisch verschärfte Diskussion über einen angemessenen Begriff von Topik. Deren Wiederentdeckung durch Curtius war nämlich eine der nachhaltigsten Folgen der *Wiederkehr der Rhetorik*, wobei der Streit zwischen Curtius' mehr materialem Toposbegriff (*historische Topik*) und einem mehr formal-methododologischen (im Sinne einer Argumenteheuristik) zwar geklärt, doch nie geschlichtet wurde; zu attraktiv waren beide Topikbegriffe für Anschlusschancen, sei es für das Konzept einer *sozialen Topik*, sei es für die Rekonstruktion einer universalwissenschaftlichen Methodologie oder vorhistorischen Denkform (vgl. Baeumer 1973; Bornscheuer 1976; Breuer/Schanze 1981; Kienpointner 1992; Schirren/Ueding 2000).

Weiterhin begünstigte die disziplinär gesteuerte Wiederentdeckungsgeschichte der Rhetorik die Entwicklung restriktiver bzw. ‚reduktionistischer Rhetorikbegriffe'. Was Genette über die Geschichte der Rhetorik allgemein sagte, dass sie nämlich mit einem Chagrinleder zu vergleichen sei, das kann man auch der deutschsprachigen Wiederentdeckung der Rhetorik vorwerfen: Ihre Geschichte ist gelegentlich auch eine Geschichte von Rhetorikkonzepten, die gemessen am Vollbegriff der antiken Rhetorik eher als reduktionistische „Schwundstufen von Rhetorik“ (Ueding 2005a, 1433) zu gelten haben, ob es sich nun um psychologisch-kommunikationswissenschaftlich oder linguistisch-semiotisch ausgerichtete Rhetoriken handelt, um antiphilosophisch gestimmte Pathosrhetoriken oder logoszentrierte Argumentationsrhetoriken, um elokutionell restringierte Figurenrhetoriken oder dekonstruktivistisch ambitionierte Literaturtheorie (vgl. Bohlender 1995, 42 ff.; Kopperschmidt 2006a).

Die gelegentlich reduktionistischen Tendenzen innerhalb der *Wiederkehr der Rhetorik* haben fraglos mitgeholfen, das Eigenprofil bzw. die Identität der Rhetorik sowohl als originärer Disziplin wie als Theorie, die sich in einem konsistenten System sachhaltiger Annahmen konzeptionell konkretisiert, zunehmend unscharf werden zu lassen, wenn nicht völlig unkenntlich zu machen. Wer Rhetorik bloß als historische Disziplin versteht bzw. ihre Geschichte bloß als Abfolge von historisch verorteten Begriffsverständnissen liest, hat damit wenig Probleme. Doch die bekommt bereits, wer der Rhetorik „forschungsgeschichtliche Kontur geben (muss)“, um sich überhaupt ein praktikables Auswahlkriterium ihrer bibliographischen Dokumentation zu verschaffen (Jamison/Dyck 1983, 8). Und wer in der paradigmenbezogenen Reintegration disziplinärer Rhetorikinteressen keine befriedigende Kompensation des disziplinären Identitätsverlusts der Rhetorik erkennen kann, der wird sich erst recht mit den relativistischen Tendenzen des modernen Rhetorikbegriffs nicht zufrieden geben wollen. Doch diesen Tendenzen mit der Normierung eines bestimmten historischen, etwa antiken Rhetorikbegriffs zu widersprechen, würde Rhetorik zur Archivverwalterin eines vormodernen Rhetorikverständ-

nisses depotenzieren. Dadurch würde das rhetorische Frageinteresse auf eine bestimmte Gestalt ihrer historischen Ausprägung sinnwidrig festgeschrieben, der z. B. jede (heute so wichtige) medientheoretische Kompetenz fehlen müsste. Doch die *Wiederkehr der Rhetorik* meint keine Rückkehr ‚zur' Rhetorik, sondern Rückkehr ‚der' Rhetorik im Sinne eines neuerlichen Interesses ‚an' ihrem Frageinteresse. Darum plädiert die so genannte *Tübinger Rhetorik*, die sich am entschiedensten gegen die Entdisziplinierungstendenzen der Rhetorik gewandt hat, für einen anderen Weg. Sie schlägt vor, Rhetorik als offenes und historisch entwicklungsfähiges, mithin dynamisches und prozessual sich entfaltendes System zu verstehen, in das sich auch moderne Interessen an Rhetorik müssten einschreiben und innerhalb ihrer Systemlogik verorten lassen, sollen sie als rhetorisch gelten dürfen (Ueding 2005b, 5 f.; Ueding/Steinbrink 1994, 196 f.). Ob eine solche auf „Erbschaft und Fortzeugung" abonnierte „Wissenschaft von der Rhetorik" (Ueding 2005, 5 f.) freilich überhaupt noch disziplinären Charakter haben kann und als solche die Einheit einer material ebenso wie methodologisch fast unübersichtlich gewordenen Forschungslandschaft tatsächlich noch abzubilden vermag oder nicht doch nur ein disziplinär pluralisiertes Rhetorikinteresse verwalten müsste, dürfte mehr als fraglich sein (Plett 1996, 16). Und auch die Versuche, die aktuellen Interessen an Rhetorik unter dem Titel *Moderne Rhetorik* (oder *Neue Rhetorik*) zusammenfassen, verstehen darunter meistens auch nur die Chance, „moderne Anschlusstheorien für die Rhetorik" zu benennen (Knape 2000b, 10), was den Theorie- und Disziplinstatus von Rhetorik doch nur wieder derivativ bestimmbar und damit prekär macht (Knape 2000a, 9 ff.).

Tübinger Rhetorik (vgl. → Art. 24) muss freilich nicht unbedingt nur ein bestimmtes Rhetorikverständnis charakterisieren; als einzige universitär institutionalisierte Rhetorik ist die *Tübinger Rhetorik* heute auch ein zentraler Ort für die rhetorische Lehre und Forschung sowie für die Koordinierung zentraler Publikationsprojekte wie das *Internationale Jahrbuch der Rhetorik* (seit 1980), die Reihen *Rhetorische Forschungen* (seit 1991) oder *Neue Rhetorik* (seit 2007) und natürlich das auf 11 Bände angelegte *Historische Wörterbuch der Rhetorik* (seit 1992). Neben den bereits vorliegenden allgemeinen Einführungen in die Rhetorik (Göttert 1991; Ueding/Steinbrink 1994; Ottmers 1996 u. a.) dürfte dieses Werk für die Sicherung des rhetorischen Wissens in systematischer wie historischer Hinsicht eine zentrale Rolle spielen, selbst wenn es auch Pletts „spekulativen Blick" auf ein fälliges „elektronisches Rhetorik-Handbuch" nicht befriedigen kann (1996, 224).

Bleibt schließlich noch die These von einem spezifisch „deutschen Rhetorik-Dilemma", das die *Wiederkehr der Rhetorik* in Deutschland dauerhaft belastet haben soll (Plett 1996, 9). Mit ‚Dilemma' ist nicht die in Deutschland besonders heftig und intensiv geführte Diskussion über ein angemessenes Rhetorikverständnis gemeint und auch nicht die kritische Begleitung der Rhetorikwiederkehr (vgl. bes. Plett 1977; 1996); gemeint ist vielmehr die spezifisch deutsche Unsicherheit in der Einschätzung der Rhetorik, die oft zwischen strikt *antirhetorischem* Affekt (vgl. Plett 1996, 9 f.) und *panrhetorischem* Pathos (vgl. Plett 1996, 10 f.) schwankt. Dass die von Plett gemeinte Unsicherheit etwas mit der genuinen „Ambivalenz" der Rhetorik zu tun hat, wie sie sich in der deutschen Sprache exemplarisch und singulär als Differenz zwischen „überreden" und „überzeugen" als „Doppelübersetzung" für peithein/persuadere zur Geltung bringt (Plett 1996, 9), ist ebenso richtig, wie man die spezifisch *rhetorikkritische Pointe* dieser „Doppelübersetzung" verfehlt, wenn man darin bloß Übersetzungsvarianten erkennt statt die terminologisch geschärfte Chance, den faktischen Erfolg einer Rede darnach unterscheidbar zu machen, ob er sich

der tatsächlichen Einlösung der normativen Erfolgsbedingungen von Rede verdankt oder bloß deren erfolgreicher Prätendierung (Kopperschmidt 2006b). Nur eine Rhetorik, die diese (nicht nur deutsche, allenfalls im Deutschen leichter explizierbare Differenz) sich nicht ausreden lässt, kann ihr verständigungsorientiertes Interesse vor seiner sozialtechnologischen Pervertierung bzw. Instrumentalisierung schützen oder zumindest abgrenzbar machen. An die seit Kant philosophisch nobilitierte Unterscheidung zwischen ‚überreden'/‚überzeugen' anknüpfen zu können, ist daher kein *Dilemma* deutschsprachiger Rhetorik, sondern zählt im Gegenteil zu deren bewahrenswerten Vorzügen.

2. Zum multi-, inter- und transdisziplinären Interesse an Rhetorik

2.1. Das klassisch-philologische (und sprechwissenschaftliche) Interesse an Rhetorik

„Diejenige Fachdisziplin, die in der aktuellen Blüte der Rhetorik nahezu keine Rolle spielt, ist die klassische Philologie". Dieses Urteil Pletts (1996, 11) ist ebenso richtig wie irritierend; denn als traditionelle Bezugsdisziplin der Rhetorik hätte man ja gerade von dieser Disziplin ein großes Engagement bei der Wiederentdeckung der Rhetorik erwarten können. Doch ihr fehlte erkennbar die Frage, auf welche sie in der Rhetorik eine Antwort hätte vermuten können. Insofern überrascht es auch nicht, dass die Vorgeschichte des universitären Tübinger Rhetorikinstituts zwischen 1963 und 1967 zur Geschichte einer schrittweisen Loslösung der Rhetorik aus der Klassischen Philologie wurde (Knape 1997). Gleichwohl war es ein Altphilologe, nämlich Walter Jens, der diese Loslösung erfolgreich betrieben und mit einflussreichen Reden (1969, 16 ff.; 1976) und Artikeln (bes. 1977) befördert hat, wie es ein Altphilologe war, nämlich der notorische Philologiekritiker Nietzsche, der zum ersten (wenn auch zunächst erfolglosen) Theoretiker einer systematisch entschränkten Rhetorik wurde (s. 2.3.). Und auch dies darf nicht unterschlagen werden: Es waren Altphilologen, denen wir musterhafte Editionen von Quellentexten, verlässliche Übersetzungen, wertvolle Einzelstudien und informative Einführungen in die antike Rhetorik verdanken (Fuhrmann 1984). Dennoch! Aus dem „Dornröschenschlaf" (Jens) hätte auch diese noch so gut ausgestattete Altphilologie die Rhetorik nicht wecken können. Nicht an Wissen fehlte es ihr, wohl aber an der richtigen Relevanzeinschätzung dieses in ihrem „Elfenbeinturm" gehorteten Wissens (Plett). Die musste daher ‚von außen' kommen, um dann auch altphilologisch nachvollziehbar zu werden (Classen/Müllenbrock 1992).

Neben der Altphilologie ist es die Sprechwissenschaft, die an der Wiederkehr der Rhetorik in Deutschland (wenn auch aus anderen Gründen) kaum Anteil hatte, obwohl sie durchaus als Platzhalterin des rhetorischen Frageinteresses in (vermeintlich) rhetorikvergessener Zeit gelten durfte. Sie kann immerhin seit Ende des 1. Weltkrieges auf renommierte Namen von Fachvertretern verweisen (wie Erich Drach, Emil Dovifat, Ewald Geißler, Richard Wittsack, Maximilian Weller u. a. m.) sowie auf institutionelle Verankerungen und fachliche Organisationstrukturen, was ihr auch nach 1945 eine relativ schnelle Rückkehr an Hochschulen und Akademien ermöglichte. Dass die Sprechwissenschaft dennoch innerhalb der „Wiederkehr der Rhetorik" fast komplett „ignoriert" wurde (Plett 1996, 11), dafür gibt es mindestens zwei Gründe: Einmal das ihr angelastete

Theoriedefizit bzw. ihr pragmatisches Sprach- bzw. Redeinteresse und (primär) ihr gelegentlich opportunistisches Paktieren mit dem nationalsozialistischen Regime. Bes. durch die Arbeiten von Hellmut Geißner dürften diese Einwände mittlerweile weithin aufgearbeitet sein, so dass manche den sprechwissenschaftlichen Rhetorikbegriff aufgrund seiner methodologischen Informiertheit und pragmatischen Orientierung sogar für den vergleichsweise „relevantesten und nützlichsten" halten (Dieckmann 1976, 42).

2.2. Das literaturwissenschaftliche Interesse an Rhetorik

Für das literaturwissenschaftliche Interesse an Rhetorik lassen sich drei Schlüsselfiguren benennen, die nicht nur für die Initiierung dieses Interesses und seine Fortentwicklung (trotz aller Einzelkritik) von großer Bedeutung waren, sondern auch für die Formierung seiner eigensinnigen (historischen, systematischen, anthropologischen) Ausprägungen innerhalb der einschlägigen Forschung, nämlich die Romanisten Ernst Robert Curtius bzw. Heinrich Lausberg sowie der Anglist Klaus Dockhorn. In seiner mittlerweile zum Klassiker avancierten Untersuchung *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter* (1948) vertritt Curtius die These von der „Antike wie Moderne" umfassenden „Sinneinheit" der europäischen Literatur, weshalb, wer sie verstehen wolle, in deren „Kelleräume" hinabsteigen müsse (1993, 89). In diesen „Kellerräumen" wird er nach Curtius unweigerlich auf die Rhetorik stoßen, weil sie den ästhetischen Selbstausdruck des Abendlandes seit der spätantiken Rhetorisierung der Poesie normativ geprägt habe und in den Topoi ein System von Denkmustern bereithalte, in denen sich der jeweilige Verständigungshorizont einer Zeit erschließe. Der von Curtius empfohlene Einstieg in die „Kellerräume" der Rhetorik hat in der Folgezeit die Literaturgeschichtsschreibung zu nicht nur peripheren Selbstkorrekturen genötigt, wozu bes. die einschlägigen Arbeiten zur Barockliteratur beigetragen haben und unter ihnen neben den Arbeiten von Fischer (1968) und Dyck (1969) fraglos bes. Barners *Barockrhetorik* (1970). In dieser Arbeit wird nämlich nicht nur der rhetorische Grundzug der Barockliteratur systematisch freigelegt, sondern auch deren Verortung im Menschen- und Weltbild sowie ihre Institutionalisierung im Bildungssystem des 17. Jhs. detailliert untersucht. Der Rolle der genannten Autoren für die Barockzeit entspricht die Rolle, die Plett für die Renaissance (1993; 2004), Ueding für die Aufklärung und idealistische Ästhetik (1992; 1971) und Schanze (1974; 1994) wie Krause (2001, 259 ff.) für die Romantik spielen: Nach ihnen gibt es keine rhetorikfernen, gar rhetorikfreien Literaturepochen.

Nicht weniger einflussreich als Curtius dürfte Lausberg gewesen sein, der mit seinem als ‚Grundlegung der Literaturwissenschaft' konzipierten *Handbuch der Literarischen Rhetorik* (1960) exemplarisch eine „literarische langue" zu systematisieren versuchte, die er als „konventionelles Ausdrucksmittel der literarischen parole" verstanden und „pädagogisch" genutzt wissen wollte, um „vor einem allzu schnellen Kontakt mit der Individualität eines Kunstwerks" geschützt zu sein (1960, 8). Das für diesen Zweck der Textinterpretation in 1242 Paragraphen gepresste System der antiken Rhetorik hat ebenso viel Ablehnung erfahren wie seine Ordnungssuggestion für eine methodisierte Textanalyse verlockend war (bes. wenn zwischen langue und parole nicht unterschieden wurde) und sein Formalisierungsgrad im Zeichen der Linguistisierung der Rhetorik attraktive Anschlussoptionen bot, die bes. Plett aufgegriffen hat. Die Kritik an seiner *Systematischen Rhetorik* (2000) ist die gleiche wie die an Lausbergs Rhetorikbegriff: Beide systematisie-

ren nicht *die* Rhetorik, sondern beschränken sich auf die Teiltheorien der Rhetorik, die sich wie die Figurenlehre für entsprechende Formalisierungsansprüche in bes. Weise eignen. Dass dadurch trotz hoch differenzierter Beschreibungsleistungen eine reduktionistische Analysemethodik (s. u. 2.2.5.) und ein reduktionistisches Rhetorikverständnis gefördert werden, ist naheliegend.

Dockhorn schließlich, der sich deshalb gegen Lausbergs Paragraphenrhetorik vehement gewehrt hat, ist derjenige Autor, dessen Arbeiten seinerzeit zwar am wenigsten Anerkennung fanden, in Wahrheit aber den vergleichsweise komplexesten, zumindest entwicklungsfähigsten Rhetorikbegriff vertraten. Entsprechend war es Dockhorn, der das Erscheinen von Gadamers *Wahrheit und Methode* (1960) auch emphatisch als „Symbol eines befreienden Durchbruchs" für die Rhetorik feierte (1986, 169 ff.). Wenn Dockhorns Rhetorikbegriff gelegentlich auch wieder affekttheoretisch überzeichnet ist, so enthält seine Insistenz auf den grundlegenden Differenzcharakter zwischen Rhetorik und Philosophie doch die richtige Einsicht: Der notorische Konflikt zwischen Rhetorik und (traditioneller) Philosophie kann sich nicht bloß auf figurale Gestaltungsfragen bezogen haben, sondern muss auf ein total unterschiedliches Menschenbild beider Kontrahenten verweisen. Der Begriff *Anthropologie*, den Dockhorn selbst für die kategoriale Beschreibung dieses substanziellen Konflikts vorschlug, hat sich mittlerweile eingebürgert und bewährt (s. u. 2.3.).

2.3. Das philosophische Interesse an Rhetorik

Eigentlich hätte dieses Interesse bereits 1872/73 geweckt werden können. Damals hielt nämlich der junge Nietzsche in Basel eine Vorlesung über Rhetorik, die in der erstaunlichen These kulminierte: „Die Sprache ist Rhetorik" (Nietzsche 1995, 413 ff.). Doch diese These blieb ebenso wirkungslos wie die Vorlesung überhaupt; erst 1971 wurde diese These als Nietzsches ‚Entdeckung der Rhetorik' erkannt, für die sich − über Frankreich vermittelt − auch zunehmend deutschsprachige Forscher zu interessieren begannen, die ihrerseits entdeckten, wem Nietzsche seine Rhetorik-Entdeckung verdankte (vgl. Kopperschmidt/Schanze 1994): Nicht Quintilians kühner Satz von der fast durchgängigen Figuralität der Sprache (IX 3,1) war es, den sich Nietzsche zu eigen machte, sondern die These des Sprachwissenschaftlers Gustav Gerber von 1871. Der unterschied nämlich zwischen der *Sprache als Kunst* und der „Kunst der Sprache" (Gerber 1885, 30), was Nietzsche mit seiner Differenzierung zwischen Rhetorik als „unbewußter Kunst" und Rhetorik als „bewußter Kunst" (Nietzsche 1995, 425) reformulierte; dabei galt ihm letztere Rhetorik nur als „eine Fortsetzung der in der Sprache gelegenen Kunstmittel am hellen Lichte des Verstandes" (Nietzsche 1995, 425), die sich aber zugleich methodisch als Schlüssel anbot, die *unbewußte Rhetorik* bzw. die *Rhetorizität der Sprache* schlechthin, ja die Rhetorizität unseres Weltbezugs überhaupt zu bemerken.

Neben Nietzsche hätte Heidegger mit seiner Marburger Vorlesung von 1924 über *Grundbegriffe der aristotelischen Philosophie* den Anstoß zu einer philosophischen Frühentdeckung der Rhetorik geben können. Doch dieses Mal fehlte es den zahlreichen Zuhörern wohl an der nötigen Neugier für Heideggers erstaunlichen Versuch, sich nämlich aus der Aristotelischen Rhetorik die Grundkategorien seiner Existenzialontologie zu verschaffen. Es ist zwar öfters auf Heideggers bemerkenswert unkonventionelles Rhetorikverständnis in *Sein und Zeit* hingewiesen worden, wonach die Rhetorik „die erste syste-

matische Hermeneutik der Alltäglichkeit des Miteinanderseins (sei)“ (Heidegger 1972, 138); doch schon mangels einer verlässlichen Textgrundlage konnte dieser wichtige Satz nicht genealogisch rekonstruiert werden. Daher ist erst kürzlich nach der Vorlesungsedition (Heidegger 2002) damit begonnen worden, Heideggers Entdeckung der Rhetorik systematisch zu erkunden (Knape/Schirren 2005; Gross/Kemmann 2005).

Wenn der berühmte Heidegger-Schüler Gadamer sein Rhetorikinteresse auch nicht nur Heidegger verdankt, so ist er es doch gewesen, der den Heidegger'schen Impuls folgenreich aufgegriffen und der Rhetorik im Rahmen seiner Hermeneutischen Philosophie (seit 1960) eine ungewöhnlich breite Aufmerksamkeit gewidmet hat, weshalb er für lange Zeit auch als der renommierteste Repräsentant einer rhetorikaffinen deutschen Philosophie galt.

Neben Gadamer und nach ihm ist es fraglos Blumenberg gewesen, der mit seinem Essay *Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik* (2001; zuerst 1971 in italienischer Sprache) den endgültigen philosophischen Durchbruch zur Rhetorik schaffte. Wie für Nietzsche ist für Blumenberg Rhetorik ein Mittel bzw. eine *Kunst des Überlebens* (Wetz/Timm 1999); und was bei Nietzsche „Rhetorik aus Not“ heißt, wird bei Blumenberg entsprechend zu einer Rhetorik als „Armutszeugnis“ (2001, 427). Selbst wenn diese These nicht allgemein geteilt wurde, so ist doch durch Blumenberg das anthropologische Interesse an Rhetorik entscheidend gefördert worden (vgl. Oesterreich 1990; 1997; 2002; 2003; Kopperschmidt 2000a).

Nimmt man weiter das Vico-Interesse in Philosophie und Rechtswissenschaft hinzu sowie das sprachhumanistische, transzendentalpragmatische und hermeneutische Interesse an Rhetorik (Apel 1963) und endlich die schrittweise Revokation des pejorativen Sophistikbegriffs seit Hegel (Buchheim 1986), dann sind damit einige der Hauptvoraussetzungen benannt, die die späte, aber um so intensivere und gehaltvollere Wiederentdeckung der Rhetorik in der deutschsprachigen Philosophie ermöglicht und Buchtitel wie *Philosophie der Rhetorik* (Ptassek 1993; Mainberger 1994; Oesterreich 2003) erlaubt haben (vgl. Schanze/Kopperschmidt 1989). Dadurch wurden zugleich Interessen freigesetzt, die die geheimen Spuren der Rhetorik in der Philosophiegeschichte bis auf Descartes verfolgten (Bezzola 1993; Oesterreich 2002) sowie die philosophische Rezeptionsgeschichte der Rhetorik nachzeichneten, der bes. in Gestalt der durch Perelman inspirierten Argumentationsforschung und im Rahmen einer zustimmungsabhängigen Geltungs- und Rationalitätstheorie ein breites Arbeitsfeld eröffnet wurde (Kopperschmidt 1979; 1980; 1989; 2000b; 2006b; Ptassek u. a. 1992; Ptassek 1993).

2.4. Das redetheoretische Interesse an Rhetorik

Als redetheoretisch können alle disziplinären Rhetorikinteressen genannt werden, insofern ihr Referenzobjekt Rede im Sinne kommunikativer Sprachverwendung ist. Dass das literaturwissenschaftliche und philosophische Rhetorikinteresse gesondert behandelt wurden, liegt nicht an deren funktionaler Sonderstellung, wohl aber an der Sonderrolle, die sie innerhalb der *Wiederkehr der Rhetorik* gespielt haben. Um die disparate Vielfalt redetheoretischer Rhetorikinteressen etwas zu ordnen, empfiehlt sich eine Unterscheidung nach der Art ihrer Fragen, ob sie mehr allgemeiner (2.4.1.) oder sektoraler (2.4.2.) Natur sind, wobei eine zusätzliche Differenzierungsmöglichkeit nach historischer oder systematischer Ausrichtung möglich wäre, hier aber unbeachtet bleibt.

2.4.1. Allgemeine Rhetorik

Mitten in der Hochzeit der *Wiederkehr der Rhetorik* erschien Kopperschmidts Entwurf einer *Allgemeinen Rhetorik* (1973a). Der gewählte Untertitel *Theorie der persuasiven Kommunikation* sollte sowohl eine Abgrenzung gegenüber der klassischen Rhetorik und einseitig literaturwissenschaftlichen Rhetorikinteressen anzeigen wie den Anschluss an ein kommunikatives Paradigma markieren, das u. a. Habermas für seine kritische Gesellschaftstheorie gewählt hatte. Allgemein wollte diese ‚Rhetorik' sein, weil sie die allgemeinsten Bedingungen einer intersubjektiven Verständigungsarbeit systematisch freizulegen versuchte, die „weder theoretisch zwingend noch bloß arbiträr ist" (Habermas 1971, 75), sondern nur durch die Überzeugungskraft der Rede zur Zustimmung zu nötigen vermag. Rund 30 Jahre später hat Knape ebenfalls ein zweiteiliges Werk zur Allgemeinen Rhetorik vorgelegt, das diesen Begriff zunächst historisch an neun ausgewählten Beispielen aus der Theoriegeschichte der Rhetorik von Aristoteles bis Perelman (Knape 2000a), sodann systematisch-kommunikationstheoretisch (Knape 2000b) bestimmt.

2.4.2. Sektorale Rhetoriken

Weit mehr Interesse als allgemeinrhetorische Fragestellungen fanden und finden Themen, die sich mit sektoralen Verwendungsweisen persuasiver Rede befassen, wobei das jeweilige Sektoralisierungskriterium sowohl bereichs- bzw. funktionsspezifischer wie medien-, geschlechts- oder kulturspezifischer Art sein kann.

2.4.2.1. Bereichs- bzw. funktionsspezifische Rhetoriken

– z. B. Politische Rhetorik: „Politik ist nicht zuletzt die Kunst, im Medium der Öffentlichkeit Zustimmungsbereitschaften zu erzeugen". Diese These Lübbes (1975, 107) enthält eine konzentrierte Begründung für das virulente politiktheoretische Interesse an Sprache allgemein und an Rhetorik im besonderen (Klein 1989; 2003; Kopperschmidt 1995; Bohlender 1995; Grieswelle 2000). Dabei geht es neben der systematischen Grundlegung des sprachlichen Charakters von Politik und der Rekonstruktion seiner historischen, ideologischen und modellhaften Ausprägungen (Hennis 1977; Ptassek 1993; Kopperschmidt 2003) bes. um die drei Dimensionen des politischen Streits, insofern er ein Streit mit, um oder über Worte sein kann. Während der Streit mit Worten die spezifische Struktur und deliberative Qualität politischer Auseinandersetzung ausmacht, geht es beim Streit um Worte um den Versuch, die wenigen Hochwertwörter einer Sprache für die eigene Position zu *besetzen* und den politischen Gegner so im ‚Sprachkampf' zu schwächen (Liedtke u. a. 1991); denn Sachverhalte sind sprachliche Konstrukte, weshalb die Unterscheidung zwischen *res*/*verbum* sprachpolitisch naiv ist. Der Streit über Worte schließlich betrifft (neben aktueller Redekritik s. u. 2.2.5.) die Rolle von Sprache in der modernen Politik, ob sie wirklich noch deren originäre Vollzugsform darstellt oder nurmehr zu deren symbolischem Ersatz (Kopperschmidt 1998) bzw. medialer Inszenierung verkommen ist.

– z. B. Juristische Rhetorik: Dass es innerhalb der deutschsprachigen Jurisprudenz zur Entwicklung einer durchaus nicht einflusslosen so genannten *Rhetorischen Rechtstheorie* bzw. *Juristischen Rhetorik* kommen konnte, ist fraglos Viehweg zu verdanken. Mit seiner Schrift über *Topik und Jurisprudenz* (1953) hat er seinerzeit eine weithin vergessene

Methodik in Erinnerung gebracht, die dem problem- wie situationsabstrakten Systemdenken eines formalen Deduktionismus endlich Konkurrenz zu machen in der Lage war. Viehweg charakterisierte diese „Topik" genannte Methodik entsprechend als „Technik des Problemdenkens" (1974, 14), insofern sie mithilfe eines Katalogs argumentationspraktisch bewährter Gesichtspunkte (= Topoi) Problemlagen einzukreisen und so methodisch zugänglich und argumentativ zu bewältigen verspricht. Wenn Viehwegs rhetorische Rechtstheorie auch nicht nur auf Zustimmung stieß, so hat sie doch viele einschlägige Studien angeregt (Struck 1971; Ballweg/Seibert 1982), die Verbreitung von Perelmans gleichsinnigen Arbeiten gefördert (vgl. Perelman 1967) und sogar auf die Politikwissenschaft eingewirkt (vgl. Hennis 1977).

– z. B. Geistliche Rhetorik: Dass die Predigt als öffentliche Rede die Religionsgeschichte allgemein und die der Reformation bes. stark geprägt hat und dass bedeutende Prediger (wie z. B. Luther) einflussreiche Redner waren, ist ebenso unbestritten wie dies, dass Predigten (etwa Leichen- oder Kriegspredigten) eine wichtige Quelle für zeit-, sozial- und mentalitätsgeschichtliche Forschungen sind. Und auch das ist unbestritten, dass es eine beträchtliche und weithin auch erfolgreiche Theoriearbeit gegeben hat, die von Augustins *De doctrina christiana* über Melanchthon und die Jesuitenrhetorik bis zu Theremins *Die Beredsamkeit eine Tugend* (1888) darum bemüht war, die Einsichten der Rhetorik für die christliche Redegattung Predigt und deren Erfolgsbedingungen zu adaptieren. Im Vergleich dazu hält sich das Interesse der Homiletik an Rhetorik während des hier skizzierten Zeitraums doch sehr in Grenzen. Der Hauptgrund dafür dürfte in den massiven Vorbehalten zu suchen sein, die wortmächtige Vertreter wie Karl Barth, Rudolf Bultmann und Eduard Thurneysen im Namen einer gegen den faden Liberalismus des 19. Jhs. gerichteten *Dialektischen Theologie* vorbrachten, die statt einer Wort-Gottes-Rhetorik eine Wort-Gottes-Theologie wollte und entsprechend mit Barths hochtheologischer Frage, „wie kann man das (überhaupt – predigen)?", die bloß technische Frage, „wie macht man das (eigentlich – predigen)?", heillos diskreditierte (Otto 1976, 15 ff.). Doch diese Vorbehalte konnten die offensichtlichen Krisenphänomene der heutigen Predigt nicht unkenntlich machen, und so formierte sich in den 70er Jahren ein engagierter Widerspruch gegen die „herrschende Lehre von der Predigt" (Otto 1976, 13 ff.), der bes. von Gert Otto in seiner *Predigt als Rede* (1976) vorgetragen wurde: Predigt ist öffentliche Rede und unterliegt als solche dem Kompetenzbereich der Rhetorik (Otto 1976, 21 ff.; 1999). Bastian formulierte es kommunikationstheoretisch ähnlich: Für Predigt als öffentlicher Rede gelten „keine Sonderbedingungen der Kommunikation" (1972, 8). Doch trotz diverser Anstrengungen und einer in den 70er Jahren forcierten Linguistisierung der Theologie, trotz experimenteller Predigtformen und auch trotz eines seit 2000 ausgelobten Predigtpreises – die Krise der Predigt ist geblieben. In ihr dürfte sich freilich symptomhaft eher die Krise der Religion allgemein in der modernen Gesellschaft zur Geltung bringen.

– z. B. Pädagogische Rhetorik: Dass die *Wiederkehr der Rhetorik* in der Pädagogik lange Zeit kaum Spuren hinterlassen hat, ist für Erziehungswissenschaftler rückblickend weithin unverständlich (Apel/Koch 1997). Natürlich gab es ein historisches Forschungsinteresse an Rhetorik im Sinne eines wirkmächtigen *Bildungsideals* oder im Sinne eines *Bildungsziels*, das sich an praktischer Redekompetenz orientierte, die freilich eher in Gestalt einer Schreibkompetenz in den Aufgabenbereich des schulischen Deutschunterrichts fiel (s. u. 2.2.5.). Was Apel/Koch einklagen, ist vielmehr eine systematische Rekonstruktion der Beziehung zwischen Rhetorik und Pädagogik, wie sie ansatzweise vorliegt

und wie sie in den rhetorikaffinen pädagogischen Forschungsgruppen um Apel (1997) und Koch (1997; 2004), Helmer (1997) und Dörpinghaus (2002), um Wiersing (2001), Paschen/Wigger (1992) und Paschen (1996) versucht wird. Dabei plädiert bes. Apel dafür, Rhetorik als Modell bzw. *Paradigma* einer schulpädagogischen Handlungstheorie zu nutzen, was freilich zur Unterstellung nötigt, dass es plausible Analogien gibt zwischen „Rhetor und Lehrer", zwischen rhetorischer und schulischer Situation, zwischen rhetorischen und schulischen Zielen, zwischen rhetorischem und didaktischem Dreieck (1997, 53 ff.). Ob solche Analogien durch die strukturelle Asymmetrie institutionellen Unterrichtsgeschehens nicht doch weithin relativiert werden, ist ebenso eine offene Frage, wie die Chance gering ist, schulische Lernprozesse nach einem Modell zu beschreiben, das auf intrinsisch motivierte Zustimmung abonniert ist (vgl. Kopperschmidt 2004).

– z. B. Epideiktische Rhetorik: Neben den vier explizit genannten gibt es natürlich noch weitere disziplinäre Rhetorikinteressen, die sich freilich kaum zu relevanten Schwerpunktbildungen in den entsprechenden Disziplinen verdichtet haben. Solche Interessen reichen von der Psychologie über die Soziologie, Historiographie, Kunst-, Musik- und Architekturtheorie bis zur Werbe- und Wirtschaftstheorie, ja sogar bis zur Naturwissenschaft (Kopperschmidt 1990; 1991; Plett 1996). Neben dieser kumulativen Auflistung verdient aber eine sektorale Rhetorik noch bes. erwähnt zu werden, die in der Theorie immer ein Schattendasein geführt hat, gleichzeitig aber wichtige Impulse für öffentliche Debatten in Deutschland gegeben hat, wenn nicht sogar solche Debatten selbst ausgelöst hat, gemeint ist die *epideiktische Rhetorik* (Kopperschmidt/Schanze 1999). Deren Funktion besteht zwar eigentlich in der Bereitstellung eines Redetyps, in dem sich die Selbstverständigung einer Gesellschaft in Form normativer Selbstvergewisserung diskursentlastet vollzieht. Dass solche Epideiktik in Deutschland aufgrund seiner spezifischen Geschichte nur schwer gelingen will (vgl. Kopperschmidt 1996; 2006c), ist ebenso verständlich wie die strukturelle Anfälligkeit dieses adiskursiven Redetyps für machtpolitische Selbstinszenierung und Propagandazwecke, für submissive Unterwürfigkeit und konfliktscheue, ja lügenhafte Affirmationsbereitschaft, woraus sich die schlechte Beleumundung von Epideiktik erklären lässt. Und schließlich sind die Ressourcen heutzutage weithin erodiert, an die jenseits fundamentalistischer Enklaven noch mit der Chance auf Zustimmung diskursfrei angeschlossen werden könnte.

2.4.2.2. Kulturspezifische Rhetoriken

Bereits 1977 hatte Breymayer eine rhetorische Komparatistik eingeklagt, um die „einseitig ‚eurozentristsche' Perspektive" der herrschenden Rhetorikforschung zu durchbrechen; denn der Anspruch der Rhetorik, „allgemein" zu sein, lasse sich nicht von der Bedingung ablösen, „eine empirisch fundierte universell-vergleichende Rhetorik" zu sein (1977, 188; Zinsmaier u. a. 2005). Das Ansinnen von Zhenhua Zhang, *Chinesische und europäische Rhetorik* einem kontrastiven Vergleich zu unterziehen (1991), ist ein entsprechender Versuch, diese eurozentristische Perspektive aufzugeben, was freilich nicht leicht zu leisten ist angesichts der Elaboriertheit eines Kategorialsystems, wie es die europäische Rhetoriktradition bereitstellt. Dessen analytische Komplexität kann allzu leicht dazu verleiten, dieser Tradition die eigene Metasprache zu entleihen, um mit ihrer Hilfe fremdkulturelle Systeme zu rekonstruieren, ohne zu bemerken, dass die gewählte Metasprache ja ihrerseits bereits die „Selbstbeschreibung" eines kulturellen Systems ist (Lachmann 1977, 167 f.). Den ‚Schein' von „Universalität" (Lachmann 1977, 169 f.) erschleicht sich eine solchermaßen funktionalisierte Rhetorik durch ihre metasprachliche Nobilitierung,

die ihre „kulturkontextuelle Bedingtheit“ unkenntlich macht bzw. gleichsam „neutralisiert“ (Lachmann 1977, 168 f.) und sich so als authentische Abbildung einer „Weltrhetorik“ zu lesen empfiehlt (Plett 1996, 15). In Wahrheit schützt diese nur kultursemiotisch aufzubrechende „Quasi-Universalität“ allenfalls ein „konventionalisiertes kulturelles Ideologem“, das den Export diesen Typs von Rhetorik ebenso erleichtert hat wie es die Ausbildung fremdkultureller „Anti- oder Subrhetoriken“ gerade zu provozieren musste (Lachmann 1977, 178; 1981).

2.4.2.3. Geschlechtsspezifische Rhetorik

So schwer sich die traditionelle Rhetorik gemeinhin ihre eurozentristische Orientierung und fällige kulturalistische Relativierung eingestanden hat, mit dem anderen Vorwurf, nämlich nur eine geschlechtsspezifische Form von Rhetorik zu sein, hat sie sich nicht leichter getan. Fraglos – die europäische Rhetorik ist eine Rhetorik von Männern für Männer gewesen, und die Frage muss erlaubt sein, ob eine von Frauen für Frauen gemachte Rhetorik anders aussehen würde. Ein Autor, der diese Frage nicht nur für völlig abwegig hielt, sondern die feministische Sprach- und Rhetorikkritik insgesamt polemisch attackierte, war Joachim Dyck (1989). Doch der von ihm vorausgesetzte Rhetorikbegriff ist bereits ein Musterbeispiel für ein geschlechtsspezifisches Rhetorikverständnis; denn dass es in Rede „selbstredend um die Durchsetzung von Interessen geht“, dass deren persuasive Instrumentierung sich vor „Militanz“ und „Aggression“ nicht scheut und alle Mittel nutzt, um Erfolg zu haben (Dyck 1989, 101 f.), das mag zwar gelegentliche Redepraxis schonungslos beschreiben; doch eine Identifikation solcher Redepraxis mit Rhetorik schlechthin würde so tun, als ob es zwischen ‚Militanz‘ und ‚Kuschelraum‘ kein Drittes gäbe. Etwa das „*joining*“, womit eine spezifische Anschlusskompetenz von Frauen gemeint ist (Trömel-Plötz), deren allgemein rhetorische Relevanz ebenso unstrittig sein dürfte (vgl. Kopperschmidt 2006b) wie die Existenz geschlechtsspezifischer Körpersprachen. Insgesamt ist bisher schwer erkennbar, wie sich innerhalb der geschlechtsspezifischen Fragethematik das rhetorische Frageinteresse im Unterschied zum linguistischen konturieren ließe. Dass dazu auch in den wenigen theoretisch ambitionierten Beiträgen zur *Feministischen Rhetorik* (Schoenthal 1993; 1996) nichts zu erfahren ist, verstärkt den Verdacht, dass der Bezug auf Rhetorik doch eher ‚rhetorischer‘ Natur ist.

2.4.2.4. Medienspezifische Rhetorik

Mit den neuen Kommunikationsmedien war nach Plett (1996, 20) eine tendenzielle Entverbalisierung und Depersonalisierung verbunden, die es führ ihn nahe legten, für das Konzept einer zukunftsträchtigen Rhetorikforschung das traditionelle Rhetorik-Paradigma „Rede“ bzw. „Redner“ durch das Paradigma „Medium“ zu ersetzen. Die entsprechende Formel dafür lautet: „*Das Medium ist Rhetorik*“ (Plett 1996, 20). Damit wird nicht nur eines der berühmtesten medientheoretischen Theoreme von McLuhan rhetorisch adoptiert, sondern zugleich der Gegenstandsbereich der Rhetorik nach Maßgabe des jeweils gewählten Mediums enorm erweitert; denn neben die gängige „Rhetorik der Sprache“ tritt eine an der semiotischen (und technischen) Vielfalt der Medien orientierte Vielfalt medienspezifischer bzw. medialer Rhetoriken, angefangen von der „Bildrhetorik“ und „Körperrhetorik“ über die „Film-“, Photo-“, „Radio-“ und „Fernsehrhetorik“ usw. bis zur „Rhetorik der digitalen Simulation“ (Schanze 1996, 54). Entwicklungsgeschichtlich lässt sich diese Vielfalt medialer Rhetoriken als ein vierstufiger Prozess der „Medialisierung der Rhetorik“ abbilden (Brief, Buch, Audiovision, Digitalisation;

Schanze 1996, 48 ff.). Man kann am Orator-Modell der Rhetorik festhalten („*Der Orator ist die Botschaft*“, Knape 2000b, 93), wenn man im Sinne einer diskreten Mediendefinition den Körper des Redners als Medium versteht (Knape 2005a). Insofern dürfte der modernen Rhetorik eigentlich auch ihre fällige mediale Entgrenzung nicht schwer fallen, zumal sie dafür auf Vorbilder aus ihrer eigenen Geschichte zurückgreifen kann. Aufgrund der kategorialen Elaboriertheit ihres Systems hat Rhetorik – bes. mit ihrer Figurenlehre – bereits oft als Matrix für die Entwicklung von disziplinären Beschreibungssprachen fungiert, mit denen sich die „ästhetische Sekundärgrammatik“ (Kopperschmidt 1973a, 164), also ihre semiotische Konkretion in den diversen Medien zumindest strukturell ziemlich genau erfassen ließ (Kopperschmidt 1991). Diese Ansätze wurden zuletzt von Knape durch ein schärfer konturiertes Konzept von *Medienrhetorik* auf der Basis terminologisch strenger gefasster Medien- und Performanzbegriffe ergänzt (Knape 2005a; Knape 2008).

2.5. Angewandte Rhetorik

Die als rhetorisch spezifizierten Frageinteressen lassen sich nicht nur darnach unterscheiden, ob sie mehr „allgemeiner“ oder „sektoraler“ Natur sind, sondern auch, ob sie mehr theoretische oder mehr praktische Ziele verfolgen, d. h. ob sie mehr Fragen einer „reinen“ oder mehr Fragen einer „angewandten Rhetorik“ sind (Kopperschmidt 1973a, 32; 179 ff.; Kirchner 2005). Es empfiehlt sich, innerhalb der *angewandten Rhetorik* mindestens 3 Applikationsbereiche zu unterscheiden:

– Rededidaktik/-pädagogik: Unter Bedingungen einer Kommunikationsgesellschaft, d. h. unter Bedingungen des Redenmüssens ist Redenkönnen im Sinne kommunikativer Selbstbehauptungskompetenz eine soziale Überlebenschance. Insofern kann es kaum überraschen, dass Redekompetenz in einer Gesellschaft mit exponentiell wachsendem Kommunikationsbedarf zu einer Schlüsselkompetenz geworden ist, um deren Vermittlung sich ein schier unübersichtlich gewordener Markt mit einschlägigen Institutionen, Redeschulen, Schulungsangeboten, Trainingsprogrammen, Publikationen und Ratgebern sorgt. Der Wissenschaftsrat reagierte 1972 auf diese Entwicklung mit seinen Empfehlungen zur „Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe“, was eine Rückkehr der Rhetorik in den schulischen Unterricht, bes. in den Deutschunterricht, einleitete. Mag Dyck auch im Recht sein mit seiner Kritik an den offenkundigen Defiziten eines formalistischen Sprach- und Redebegriffs (1974, 7 ff.), so lassen sich dennoch schulische Schreibschulung/Aufsatzlehre und noch mehr die politische Bildungsarbeit der Schule nicht in toto als technizistisch und affirmativ bezeichnen (Geißner 1969; 1975). Das gilt erst recht nicht für die in die Hochschulen zurückgekehrte Rhetorik, was zumindest in Tübingen im Jahre 1963 zur Errichtung eines einschlägigen Lehrstuhls sowie 1967 zur Gründung eines Universitätsinstituts mit eigenem Studiengang führte (Knape 1997; Ueding 2005a, 1429 ff.), wodurch die sprechwissenschaftliche Betreuung der Rhetorik an deutschen Hochschulen um ein mehr rhetoriktheoretisches und -geschichtliches Forschungsinteresse ergänzt wurde. Außerdem war damit ein Modell geschaffen, an dem sich ähnliche Institutionalisierungen (etwa in Salzburg) orientieren konnten (Mayer 2005).

Mögen auch die Klagen über den Verfall der Redekultur und ‚Vertalkshowung‘ der Gesellschaft nicht verstummen (Dörner 2001) und weiterhin die Irrelevanz öffentlichen Redens beklagt werden (Meyer 1994), ein Land, in dem man sich mit einer einzigen Rede

sowohl um Kopf und Kragen reden (Jenninger) wie eine dauerhafte Reputation erreden (von Weizsäcker) oder in große Diskussionen verstricken kann (Walser), ein Land, in dem seit 2002 ein von der Hertie-Stiftung unterstützter bundesweiter Redewettstreit ausgetragen wird, in dem es eine *Gesellschaft zur Förderung der Streitkultur* gibt sowie einen *Verband der Debattierclubs an Hochschulen e.V.*, ein Land, in dem es einen *Rederatgeber* gibt, seit 1994 der Cicero-Redepreis verliehen wird und Redesammlungen ihre Käufer finden und TV-Rededuelle zum geschätzten Wahlkampfritual geworden sind – ein solches Land, selbst wenn es eine *Schwarze Rhetorik* (Bredemeier 2002) nicht zu verhindern vermag, kann kein gestörtes Verhältnis zum öffentlichen Wort mehr haben, sondern scheint endlich auch rhetorisch im Westen angekommen zu sein (vgl. Kopperschmidt 2003, 455 ff.).

– Rede-/Textanalyse: Dass es bes. der schulische Deutschunterricht war, der sich von der Rhetorik eine Methodisierung der Textanalyse versprach, ist ebenso nahe liegend wie dies, dass sich für diese Methodisierung innerhalb des rhetorischen Systems bes. die Figurenlehre anbot; denn diese rhetorische Teiltheorie war am ehesten in der Lage, eine an linguistische Beschreibungsstandards angelehnte Systematisierung und Formalisierung sprachlicher Gestaltungsprinzipien anzubieten (Lausberg 1949; Plett 1971; 1975, 120 ff.; 2000). Gleichwohl hat die dadurch geförderte Dominanz figuraler Analyseinteressen Textanalyse vielfach auf eine Stilanalyse reduziert, die terminologische Notifizierung von Figuren bereits mit Analyse eines Textes verwechselt (so bes. Schlüter 1974, 300 ff.). Doch auch seriösere Anleitungen zur *rhetorischen Textanalyse* wie z. B. die von Lausberg oder Plett verlocken dazu, *rhetorische Textanalyse* weithin mit figuraler Textanalyse zu identifizieren, was bes. misslich ist, wenn die Figuralanalyse den jeweiligen figuralen Eigensinn funktional zu rekontextualisieren ausspart. Sieht man von einigen Versuchen der rhetorischen Analyse von visuellen Texten in der Nachfolge von Spitzer und Barthes einmal ab, so sind es fraglos neben literarischen bes. politische Texte, die zu den wichtigsten Textklassen einer analytischen Rhetorikapplikation zählen. Die an politischen Texten erprobten (und diskursanalytisch erweiterten) Analysemethoden der Rhetorik sind es denn auch, die im Vergleich zur so genannten *literarischen Rhetorik* (Lausberg 1949; 1960) ein weit differenzierteres und komplexeres Analyseinstrumentarium bereitstellen (Bachem 1979; Klein 2003, s. o. 2.4.2.1.). Dass die rhetorische Textanalyse ihr traditionelles Methodenrepertoire erweitern muss und kann, wenn sie nicht heillos unterkomplex bleiben will, zeigen Versuche, die sich an die Analyse der NS-Rhetorik allgemein und die der Hitlerschen oder Goebbelschen Rhetorik im Besonderen wagen (Kopperschmidt 2003; Kegel 2006).

– Redekritik: Wenn der Übergang von der Redeanalyse zur Redekritik auch fließend sein mag, so halten sich die meisten Redeanalysen mit redekritischen Aussagen doch auffallend zurück. Das ist verständlich, weil dieser Bereich der Angewandten Rhetorik fraglos der kategorial am wenigsten elaborierte und der im Vergleich zu allen anderen Sparten von Kritik (Literatur, Kunst, Film usw.) normativ am unsichersten urteilende ist (Meyer 2005). Zwar ist es anlässlich öffentlicher Debatten über Reden (Jenninger, von Weizsäcker, Walser usw.) immer wieder zu Auseinandersetzungen über die jeweils zu verwendenden kriteriellen Maßstäbe gekommen (s. o. 2.4.2.1.); doch haben diese Auseinandersetzungen bisher zu keiner Klärung solcher Maßstäbe geführt, über die sich selbst Verleiher von Redepreisen am liebsten ausschweigen. Die Walser/Bubis-Debatte (1999) war das letzte lehrreiche Beispiel für die Existenz völlig heterogener Bewertungskriterien von Rede. Gleichwohl ist die überfällige Debatte über solche Kriterien bereits

1965 in der Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung mit der Frage angestoßen worden, ob es „Maßstäbe für die Kunst der öffentlichen Rede in Deutschland (gäbe)“. Die beiden publizierten Preisantworten von Magaß (1967) und Geißner (1973) beschwören eher die Existenz solcher Kriterien, als dass sie diese beispielhaft zu bestimmen vermögen. Über die Beantwortung der provokativen Frage, ob Hitler ein großer Redner war, hat zuletzt Kopperschmidt (2003, 181 ff.) drei Mindestbedingungen vorgeschlagen (erfolgreich, einflussreich, bedeutsam), die eine Rede einlösen muss, um als groß zu gelten, und die sich entsprechend als Maßstäbe einer Redekritik operationalisieren ließen.

3. Literatur (in Auswahl)

Apel, Hans Jürgen (1997): Der Lehrer als Rhetor? In: Hans Jürgen Apel/Lutz Koch (Hrsg.): Überzeugende Rede und pädagogische Wirkung. Weinheim/München, 53–80.

Apel, Hans Jürgen/Lutz Koch (Hrsg.) (1997): Überzeugende Rede und pädagogische Wirkung. Weinheim/München.

Apel, Karl-Otto (1963): Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico. Bonn.

Bachem, Rolf (1979): Einführung in die Analyse politischer Texte. München.

Baeumer, Max L. (Hrsg.) (1973): Toposforschung. Darmstadt.

Ballweg, Ottmar (Hrsg.) (1982): Rhetorische Rechtstheorie. Zum 75. Geburtstag von Theodor Viehweg. Freiburg i. Br./München.

Ballweg, Ottmar/Thomas-Michael Seibert (Hrsg.) (1982): Rhetorische Rechtstheorie. Zum 75. Geburtstag von Theodor Viehweg. Freiburg i. Br./München.

Barner, Wilfried (2002): Barockrhetorik ([1]1970). 2., unveränd. Aufl. Tübingen.

Barthes, Roland (1988): Die alte Rhetorik. In: Roland Barthes: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt a. M., 15–31.

Bastian, Hans-Dieter (1972): Kommunikation. Stuttgart/Berlin.

Bezzola, Tobia (1993): Die Rhetorik bei Kant, Fichte und Hegel. Tübingen.

Blumenberg, Hans (2001): Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik ([1]1971). In: Hans Blumenberg: Ästhetische und metaphorologische Schriften. Frankfurt a. M., 406–434.

Bohlender, Matthias (1995): Die Rhetorik des Politischen. Berlin.

Bornscheuer, Lothar (1976): Topik. Frankfurt a. M.

Bredemeier, Karsten (2002): Schwarze Rhetorik. Macht und Magie der Sprache. Zürich.

Breuer, Dieter/Helmut Schanze (Hrsg.) (1981): Topik. München.

Breymayer, Reinhard (1977): Rhetorik als empirische Wissenschaft. In: Plett (1977), 287–203.

Buchheim, Thomas (1986): Die Sophistik als Avantgarde normalen Lebens. Hamburg.

Campe, Rüdiger (1994): Rhetorik-Forschungen (und Rhetorik). In: Modern Language Notes 109, 519–537.

Classen, Carl J. (Hrsg.) (1976): Sophistik. Darmstadt.

Classen, Carl J./Heinz J. Müllenbrock (1992): Die Macht des Wortes. Marburg.

Curtius, Ernst R. (1993): Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter ([1]1948). 11. Aufl. München.

Dieckmann, Walther (1976): Bedarf an Rhetorik? In: Das Argument 95, 24–43.

Dockhorn, Klaus (1966): Rezension von Gadamer 1960. In: Göttingische Gelehrte Anzeigen 218, 169–206.

Dockhorn, Klaus (1968): Macht und Wirkung der Rhetorik. Bad Homburg u. a.

Dörner, Andreas (2001): Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft. Frankfurt a. M.

Dörpinghaus, Andreas (2002): Logik der Rhetorik. Würzburg.

Dyck, Joachim (1969): Ticht-Kunst. Bad Homburg.

Dyck, Joachim (Hrsg.) (1974): Rhetorik in der Schule. Kronberg.
Dyck, Joachim (1989): Männerherrschaft als Sprachherrschaft? In: Rhetorik 8, 95–104.
Fischer, Ludwig (1968): Gebundene Rede. Tübingen.
Fohrmann, Jürgen (Hrsg.) (2004): Rhetorik. Stuttgart/Weimar.
Fuhrmann, Manfred (1984): Die antike Rhetorik. München/Zürich.
Gadamer, Hans-Georg (1960): Wahrheit und Methode. Tübingen.
Gadamer, Hans-Georg (1986): Rhetorik, Hermeneutik und Ideologiekritik. In: Hans-Georg Gadamer: Gesammelte Werke. Bd. 2. Hermeneutik: Wahrheit und Methode. Tübingen, 232–250.
Geißner, Hellmut (1969): Rede in der Öffentlichkeit. Stuttgart.
Geißner, Hellmut (1973): Rhetorik und politische Bildung. Kronberg.
Geißner, Hellmut (2005): Demokratie und rhetorische Kommunikation. St. Ingbert.
Gerber, Gustav (1884): Sprache als Kunst. Bd. 1. 3. Aufl. Hildesheim 1961.
Göttert, Karl-H. (1991): Einführung in die Rhetorik. München.
Grieswelle, Detlef (2000): Politische Rhetorik. Wiesbaden.
Gross, Daniel M./Ansgar Kemmann (Hrsg.) (2005): Heidegger and Rhetoric. Albany.
Habermas, Jürgen (1971): Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. 5. Aufl., ungek. Sonderausg. Neuwied.
Haverkamp, Anselm (Hrsg.) (1996): Theorie der Metapher. Darmstadt.
Heidegger, Martin (1972): Sein und Zeit ([1]1927). 12., unveränd. Aufl. Tübingen.
Heidegger, Martin (2002): Grundbegriffe der aristotelischen Philosophie. Frankfurt a. M. (Gesamtausgabe II Bd. 18).
Helmer, Karl (1997): Topik und Argumentation. In: Hans Jürgen Apel/Lutz Koch (Hrsg.): Überzeugende Rede und pädagogische Wirkung. Weinheim/München, 81–99.
Hennis, Wilhelm (1977): Politik und praktische Philosophie. Stuttgart.
Jamison, Robert/Joachim Dyck (Hrsg.) (1983): Rhetorik – Topik – Argumentation. Bibliographie. Stuttgart.
Jehn, Peter (Hrsg.) (1972): Toposforschung. Frankfurt a. M.
Jens, Walter (1969): Von deutscher Rede. München.
Jens, Walter (1977): Rhetorik. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte 3, 432–456.
Jens, Walter (1979) Republikanische Reden. Frankfurt a. M.
Kegel, Jens (2006): „Wollt ihr den totalen Krieg?“ Eine semiotische und linguistische Gesamtanalyse der Rede Goebbels' im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943. Tübingen.
Kienpointner, Manfred (1992): Alltagslogik. Stuttgart.
Kirchner, Alexander (2005): Angewandte Rhetorik. In: Ueding (Hrsg.) (2005b), 211–220.
Klein, Josef (Hrsg.) (1989): Politische Semantik. Opladen.
Klein, Josef (2003): Politische Rede. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 1465–1520.
Knape, Joachim (Hrsg.) (1997): 500 Jahre Tübinger Rhetorik, 30 Jahre Rhetorisches Seminar. Tübingen.
Knape, Joachim (2000a): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.
Knape, Joachim (2000b): Was ist Rhetorik? Stuttgart.
Knape, Joachim (2005a): The Medium is the Massage? Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik. In: Joachim Knape (Hrsg.): Medienrhetorik. Tübingen, 17–39.
Knape, Joachim (2005b): Rhetorica viva. Die antike Rhetorik in moderner Sicht. In: Wolfgang Kofler/Karlheinz Töchterle (Hrsg.): Pontes III. Die antike Rhetorik in der europäischen Geistesgeschichte. Innsbruck, 15–30 (Comparanda, 6).
Knape, Joachim (2008): Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht. In: Heidrun Kämper, Ludwig M. Eichinger (Hrsg.): Sprache – Kognition – Kultur. Berlin, 135–150. (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2007)
Knape, Joachim/Thomas Schirren (2005): Heidegger liest die Rhetorik des Aristoteles. In: Joachim Knape/Thomas Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetoriktradition. Stuttgart, 310–127 (Philosophie der Antike, 18).
Koch, Lutz (1997): Rhetorisch-pädagogische Stimmungslehre. In: Hans Jürgen Apel/Lutz Koch (Hrsg.): Überzeugende Rede und pädagogische Wirkung. Weinheim/München, 101–128.

Koch, Lutz (Hrsg.) (2004): Pädagogik und Rhetorik. Würzburg.
Kopperschmidt, Josef (1973a): Allgemeine Rhetorik. Stuttgart.
Kopperschmidt, Josef (1973b): „Kritische Rhetorik" statt „Moderner wissenschaftlicher Rhetorik". In: Sprache im technischen Zeitalter 45, 18−57.
Kopperschmidt, Josef (1979): Das Prinzip vernünftiger Rede. Stuttgart.
Kopperschmidt, Josef (1980): Argumentation. Stuttgart.
Kopperschmidt, Josef (1989): Methodik der Argumentationsanalyse. Stuttgart.
Kopperschmidt, Josef (1990): Rhetorik nach dem Ende der Rhetorik. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg): Rhetorik Bd. 1: Texttheorie. Darmstadt, 1−31.
Kopperschmidt, Josef (Hrsg.) (1991): Rhetorik. Bd. 2: Wirkungsgeschichte. Darmstadt.
Kopperschmidt, Josef (Hrsg.) (1995): Politik und Rhetorik. Opladen.
Kopperschmidt, Josef (1996): Der verflixte 8. Mai. In: Der Deutschunterricht 3, 71−79.
Kopperschmidt, Josef (1997): Rhetorik − ein interdisziplinäres Projekt. In: Rhetorica XV/1, 81−106.
Kopperschmidt, Josef (1998): Der politische Kampf ums Heißen. In: Oswald Panagl (Hrsg.): Fahnenwörter der Politik. Wien, 151−168.
Kopperschmidt, Josef (2000a): Was weiß die Rhetorik vom Menschen? In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie. München, 7−38.
Kopperschmidt, Josef (2000b): Argumentationstheorie zur Einführung. Hamburg.
Kopperschmidt, Josef (2003): Endlich angekommen im Westen? In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Hitler der Redner. München, 455−480.
Kopperschmidt, Josef (2004): Über die goldenen Ketten der Rhetorik. In: Koch (2004), 197−240.
Kopperschmidt, Josef (2006a): Was ist neu an der Neuen Rhetorik? In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Chaim Perelman oder: Die Neue Rhetorik. München, 9−72.
Kopperschmidt, Josef (2006b): Die Idee des universalen Publikums. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Chaim Perelman oder: Die Neue Rhetorik. München, 227−279.
Kopperschmidt, Josef (2006c): 60 Jahre danach. In: Aptum 2, 97−120.
Kopperschmidt, Josef (2008): Rhetorische Überzeugungsarbeit. Annäherung an eine kulturelle Praxis. In: Lachmann u. a. (2008), 15−30.
Kopperschmidt, Josef/Helmut Schanze (Hrsg.) (1994): Nietzsche oder „Die Sprache ist Rhetorik". München.
Kopperschmidt, Josef/Helmut Schanze (Hrsg.) (1999): Fest und Festrhetorik. Zur Theorie, Geschichte und Praxis der Epideitik. München.
Krause, Peter D. (2001): Unbestimmte Rhetorik. Tübingen.
Lachmann, Renate (1977): Rhetorik und kultureller Kontext. In: Plett (1977), 167−186.
Lachmann, Renate (1981): Rhetorik − alte und neue Disziplin. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 4, 21−29.
Lachmann, Renate/Riccardo Nicolosi/Susanne Strätling (Hrsg.) (2008): Rhetorik als kulturelle Praxis. München.
Lausberg, Heinrich (1949): Elemente der literarischen Rhetorik. München.
Lausberg, Heinrich (1960): Handbuch der literarischen Rhetorik. München.
Liedtke, Franz u. a. (Hrsg.) (1991): Begriffe besetzen. Opladen.
Lübbe, Hermann (1975): Der Streit um Worte. In: Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.): Sprache und Herrschaft. Freiburg, 87−111.
Magaß, Walter (1967): Das öffentliche Schweigen. Heidelberg.
Mainberger, Gonsalv K. (1987/88): Rhetorica I und II. Stuttgart.
Mainberger, Gonsalv K. (1994): Rhetorische Vernunft. Wien.
Mayer, Heike (2005): Rhetorik − alte und neue Universitätsdisziplin. In: Rhetorik 24, 121−128.
Metzger, Stefan/Wolfgang Rapp (Hrsg.) (2003): Homo inveniens. Tübingen.
Meyer, Thomas (1994): Die Transformation des Politischen. Frankfurt a. M.
Meyer, Urs (2005): Redekritik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 801−815.

Nietzsche, Friedrich (1995): Darstellung der antiken Rhetorik (SS 1874). In: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hrsg.): Nietzsche, Friedrich: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Abteilung II Bd. 4. Berlin/New York, 413–520.
Oesterreich, Peter L. (1990): Fundamentalrhetorik. Hamburg.
Oesterreich, Peter L. (1997): Das gelehrte Absolute. Darmstadt.
Oesterreich, Peter L. (2002): Homo rhetoricus interior. In: Rhetorik 21, 37–48.
Oesterreich, Peter L. (2003): Philosophie der Rhetorik. Bamberg.
Ottmers, Clemens (1996): Rhetorik. Stuttgart/Weimar.
Otto, Gert (1976): Predigt als Rede. Stuttgart.
Otto, Gert (1999): Rhetorische Predigtlehre. Mainz.
Paschen, Harm (Hrsg.) (1996): Schulautonomie als Entscheidungsproblem. Weinheim.
Paschen, Harm/Lothar Wigger (Hrsg.) (1992): Zur Analyse pädagogischer Argumentationen. Weinheim.
Perelman, Chaim (1967): Über die Gerechtigkeit. München.
Perelman, Chaim (1980): Das Reich der Rhetorik. München.
Plett, Heinrich F. (1971): Einführung in die rhetorische Textanalyse. Hamburg.
Plett, Heinrich F. (Hrsg.) (1977): Rhetorik. München.
Plett, Heinrich F. (Hrsg.) (1993): Renaissance-Rhetorik/Renaissance Rhetoric. Berlin/New York.
Plett, Heinrich F. (Hrsg.) (1996): Die Aktualität der Rhetorik. München.
Plett, Heinrich F. (2000): Systematische Rhetorik. München.
Plett, Heinrich F. (2004): Rhetoric and Renaissance Culture. Berlin/New York.
Ptassek, Peter (1993): Rhetorische Rationalität. München.
Ptassek, Peter u. a. (Hrsg.) (1992): Macht und Meinung: die rhetorische Konstitution der politischen Welt. Göttingen.
Schanze, Helmut (Hrsg.) (1974): Rhetorik. Frankfurt a. M.
Schanze, Helmut (1994): Romantische Rhetorik. In: Helmut Schanze (Hrsg.): Romantik-Handbuch. Stuttgart, 336–350.
Schanze, Helmut (1996): Medialisierung der Rhetorik. In: Plett (1996), 48–56.
Schanze, Helmut/Josef Kopperschmidt (Hrsg.) (1989): Rhetorik und Philosophie. München.
Schirren, Thomas/Gert Ueding (Hrsg.) (2000): Topik. Tübingen.
Schlüter, Hermann (1974): Grundkurs der Rhetorik. München.
Schoenthal, Gisela (1993): Neue Arbeiten zur feministischen Rhetorik. In: Rhetorik 12, 108–118.
Schoenthal, Gisela (1996): Feministische Rhetorik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, 238–243.
Struck, Gerhard (1971): Topische Jurisprudenz: Studie. Argument und Gemeinplatz in der juristischen Arbeit. Frankfurt a. M.
Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Tübingen.
Ueding, Gert (1971): Schillers Rhetorik. Tübingen.
Ueding, Gert (Hrsg.) (1991): Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Tübingen.
Ueding, Gert (1992): Aufklärung. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 1188–1250.
Ueding, Gert (2005a): Rhetorik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 1429–1439.
Ueding, Gert (Hrsg.) (2005b): Rhetorik. Tübingen.
Ueding, Gert/Bernd Steinbrink (1994): Grundriß der Rhetorik. 3. überarb. u. erw. Auflage. Stuttgart/Weimar.
Vetter, Helmut/Richard Heinrich (Hrsg.) (1999): Die Wiederkehr der Rhetorik. Wien.
Viehweg, Theodor (1953): Topik und Jurisprudenz. München.
Wetz, Franz J./Hermann Timm (Hrsg.) (1999): Die Kunst des Überlebens. Frankfurt a. M.
Wiersing, Erhard (Hrsg.) (2001): Humanismus und Menschenbildung. Essen.
Zhang, Zhenhua (1991): Chinesische und europäische Rhetorik. Frankfurt a. M. u. a.
Zinsmaier, Thomas u. a. (2005): Außereuropäische Rhetorik. In: Ueding (Hrsg.) (2005b), 220–300.

Josef Kopperschmidt, Mönchengladbach (Deutschland)

9. Stilistik der deutschsprachigen Länder vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart

1. Zielsetzung und Vorgehensweise
2. Zwischen *werk-zentriertem* und *code-zentriertem* Stilbegriff
3. Stil in der *gestaltbezogenen* Literaturwissenschaft
4. Hermeneutische Stilistik
5. Stil und Stilwerte
6. Literaturwissenschaftliche oder sprachwissenschaftliche Stilistik?
7. Mikro- und Makrostilistik
8. Stilistik im Zeichen linguistischer Theorie
9. Pragmatische oder Handlungsstilistik
10. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In the 19th century, a change took place from prescriptive, work-centered stylistics in the tradition of Johann Christoph Adelung towards a more holistic notion of style, which regards any component of a text as stylistically relevant. During the late 19th century, a number of approaches towards code-centered stylistics emerged. These approaches also resulted in grammatical and lexicographical works, such as style-based German grammars or dictionaries.

At the beginning of the 20th century, Gestalt-centered literary studies regard form and content of a work as inseparably linked. Style is not external to a literary text, but its various functional dimensions shape the very character of each work.

In his hermeneutic approach, Leo Spitzer stresses the importance of a more intuitive understanding of the stylistic formation of texts. Code-centered theories of style attribute specific stylistic effects to specific linguistic elements, taking into account the emotional impact these linguistic elements have on a recipient.

While in the first half of the 20th century approaches to stylistics dominate which developed in literary studies (regarding style as manifestation of the individuality of each literary work), linguistic stylistics in the second half of the century grows stronger, particularly in the German Democratic Republic, introducing the distinction between macro- and microstylistics.

In the Western German-speaking countries, stylistics in the 1960s and 1970s was mainly influenced by structuralism. Style was seen as the result of a selection process from the langue, as a process of encoding and decoding. In the GDR, functional stylistics concentrated on the use of stylistic means with regard to communicative tasks relevant to various social needs.

Pragmatic stylistics starts from the notion of language as a means of acting in the world. Based on theoretical considerations of Ludwig Wittgenstein and Speech Act Theory, pragmatic stylistics has become the dominant approach in stylistics, encompassing both theoretical works as well as empirical studies of literary and non-literary texts, in close collaboration with text and discourse linguistics.

1. Zielsetzung und Vorgehensweise

Die Auseinandersetzung mit Sprachstil hat eine lange Geschichte, die jedoch nur bruchstückhaft aufgearbeitet ist. So lässt sich auch für die Geschichte der deutschsprachigen Stilistik im 20. Jahrhundert kein lückenloses Bild zeichnen. Die weißen Flecken auszufüllen und das nur schwach Erkennbare zu verdeutlichen, bleibt ein wissenschaftshistoriographisches Desiderat. Die Heterogenität dessen, was als Gegenstand und Aufgabe der Stilistik verstanden wurde und wird, hat zu der Überlegung geführt, ob die Stilistik nicht eher ein Frageinteresse darstelle als eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin, bei dem es im Kern immer um Unterschiede im Sprachgebrauch und daran geknüpfte Funktionen geht. Verfolgt wurde diese Fragestellung in den unterschiedlichsten theoretischen sprach- und literaturwissenschaftlichen Kontexten, häufig explizit, aber auch immer wieder implizit und nebenbei. Im Folgenden sollen Traditionslinien der Beschäftigung mit Stil nachgezeichnet werden, was aber nur bedingt gelingen kann, da sich zwischen ihnen vielfältige Berührungen und Überschneidungen ergeben. Stilistisch gesprochen besteht also zwischen dem heterogenen Gegenstand und seiner Darstellung eine Ähnlichkeitsstruktur.

2. Zwischen *werk-zentriertem* und *code-zentriertem* Stilbegriff

Die Ablösung von der normativ-präskriptiven Regelstilistik Adelungscher Prägung durch eine werkorientierte deskriptive Stilistik ist ein charakteristischer Zug in der Entwicklung der Stilistik im 19. Jahrhundert. Markiert man mit den *Vorlesungen über den Styl* von Karl Philipp Moritz (zuerst 1793) den Startpunkt, so kann man Wilhelm Scherer als eine Wegmarke betrachten, auch wenn dieser als prototypischer Vertreter positivistischer Literaturwissenschaft gilt. Zwar hat sich Scherer nicht explizit mit Stilfragen beschäftigt, doch betrachtet er es als eine Aufgabe der Literaturwissenschaft, mittels Interpretation in Form einer „historisch-psychologischen Rekonstruktion“ „die dichterische Phantasietätigkeit“ zu erschließen (Weimar 1989, 475). Zu diesem Zweck „muss die ganze folge vom stoff bis zur inneren und äusseren form, von dem rohen stoff, der überhaupt in den gesichtskreis des dichters fällt, von der auswahl aus diesem stoffe, von der besonderen auffassung bis zur besonderen einkleidung, zur wahl der dichtungsgattung, zu den sprachlichen und metrischen mitteln, mit einem Worte: der gesammte dichterische process, durchlaufen und überall die eigenart aufgesucht und nachgewiesen werden.“ (Scherer 1884, 308) Damit ist ein holistischer Ansatz postuliert, in dem nicht ein begrenztes Inventar sprachlicher Mittel als stiltragend betrachtet wird, sondern alles, was an einem Werk Artefakt ist, da es vom Dichter gewählt wurde. Hier kommt in den Blick, dass Stil etwas Hergestelltes ist, oder, um mit Rudolf Heinz (1986, 9) zu sprechen, eine „Konstitutionskategorie“ darstellt. Die Rekonstruktion dieses Prozesses zielt auf die Offenlegung der psychischen Antriebe, die den Dichter zu seinen Wahlen bewogen haben. Um das leisten zu können, ist „die sicher erkannte Erscheinung auf die wirkenden Kräfte [zurückzuführen], die sie ins Dasein riefen“ (Scherer 1874, 11). Es scheint so, dass Scherer mit seiner *Poetik* (Scherer 1888) dem Interpreten ein Hilfsmittel an die Hand zu geben beabsichtigte, um die ‚Erscheinungen‘ sicher erkennen zu können. Denn die Poetik soll „Anleitung zur stilistischen Untersuchung“ bieten in dem Sinne, „daß die Poetik für solche stilistischen Untersuchungen eine Topik ist“ (Scherer 1888, 52).

Sowohl Scherers Aufgabenzuweisung an den Literaturwissenschaftler als auch der Gedanke an eine Topik haben weiter gewirkt. So manifestiert sich für Ernst Elster Stil in der „künstlerischen Gestaltung eines gegebenen Stoffes“ (Elster 1897, 417), die es „auf pyschologisch-ästhetischer Grundlage“ zu analysieren und „auszudeuten“ (Elster 1911, 1) gilt. Der Analyse zugrunde gelegt werden soll „ein System, d. h. eine organisch gegliederte Gesamtdarstellung der Stilistik“ (Elster 1901, 2), die sich im Unterschied zu Scherers *Topik* auf Grammatik und Lexik beschränkt. Allerdings räumt Elster (1911, VI) ein, mit der Kodifikation der Stilmittel mitsamt ihren Gefühlswerten gescheitert zu sein. Des Weiteren ist Richard M. Meyer zu nennen, der die Stilistik als „die Lehre von der kunstmäßigen Anwendung der fertigen Rede“ (Meyer 1913, 4) betrachtet. Diese ‚kunstmäßige Anwendung‘ ist nicht nur psychologisch, sondern auch historisch und normativ zu erläutern, was eine Stilistik als ein „System theoretischer Erkenntnisse“ (Meyer 1913, 1) voraussetzt. Da für Meyer die Stilistik „im letzten Sinne nichts anderes als eine *vergleichende* Syntax“ ist (Meyer 1913, 3), hat sich die Systematik – „am Aufbau der Sprache selbst“ zu orientieren, „indem wir von den Worten zum Satz, zum Periodenbau, zum Gesamtcharakter der Rede stufenweise aufsteigen“ (Meyer 1913, 5), und zwar bis zu den „Arten der Prosa“.

Diese Positionen sind nicht nur durch eine psychologische und tendenziell holistische Betrachtungsweise gekennzeichnet, sondern sie sind auch der Idee einer „code-zentrierten“ Stilistik (Plett 1979, 269) verpflichtet, wie sie von Hermann Paul vertreten wird. In allerdings höchst einseitiger Weise formuliert er als Aufgabe der Stilistik, eine empirisch gegründete Systematik aller Stilmittel zu erarbeiten (Paul 1901, 236). Die Idee der Code-Zentrierung hat weiter gewirkt, wie die *Stilistische deutsche Grammatik* von Wilhelm Schneider (1969), das *Stilwörterbuch* von Henrik Becker (1966) oder *Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache* (1938/2001) zeigen. Auch die Absicht des *Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache*, den Wortschatz systematisch stilistisch zu spezifizieren gehört hierher.

3. Stil in der *gestaltbezogenen* Literaturwissenschaft

Bei Scherer zeichnet sich die Abwendung vom literaturwissenschaftlichen Positivismus ab. Radikale Abwendung und Neuorientierung sieht Hans Robert Jauß aber „im Heraufkommen und im Siegeszug der Stilistik“ (Jauß 1969, 49), die für ihn ein neues Paradigma der Literaturwissenschaft bedeutet und mit der sich Namen wie Oskar Walzel und Leo Spitzer verbinden. Anknüpfend an Wilhelm Dilthey und Heinrich Wölfflin hat Walzel „eine Art Gestaltkunde“ entwickelt, nach der sich Gehalt und Form unablösbar einander bedingen (Martini 1957, Sp. 223). In seiner programmatischen Schrift *Wechselseitige Erhellung der Künste* (Walzel 1917) knüpft er an Wölfflins *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* an, in denen eine grundlegende Stildimension postuliert wird, die mit fünf Begriffspaaren umrissen ist. Bei seiner Übertragung dieser Begriffspaare auf das literarische Kunstwerk hebt Walzel besonders die Unterscheidung von offener und geschlossener Form oder Tektonischem und Atektonischem hervor (Walzel 1917, 72; 1957, 315). Walzels Entwurf hat holistischen Charakter, da für ihn der Bau der Dichtung, ihre Komposition, ebenso wie Wortwahl und Satzbau vom künstlerischen Gestalten zeugen. Er spricht deshalb von „niederer und höherer Mathematik“ (Walzel 1957, 185) und gibt damit eine

einheitliche Perspektive vor, in der alles ‚Gestaltete' an einem Werk Gegenstand der Stilistik ist. Weiterhin steht die einzelne stilistische Erscheinung nicht isoliert, sondern verbindet sich mit anderen zu ‚Gestaltzügen'. Schließlich ist der Stil dem Werk nichts Äußerliches, denn Walzel betrachtet „die Gestalt des Dichtwerks als Ausdruck seines geistigen Inhalts" (Walzel 1957, 15). Zwar ist das Verhältnis von Gehalt und Gestalt, wie Walzel es entfaltet, nicht unproblematisch (vgl. Salm 1970, 16 ff.), aber eine Lesart besteht darin, dass an die Form in ihren unterschiedlichen Manifestationen Sinn geknüpft ist, den es zu erschließen gilt.

Was bei Walzel als ‚Gestaltzug' erscheint, rückt bei Wilhelm Schneider in seinen *Ausdruckswerten der deutschen Sprache* (1931) in den Fokus der Aufmerksamkeit, denn er will die Gestaltzüge empirisch erarbeiten. Anzusetzen ist bei der Beschreibung der Ausdrucksmittel, deren „Ausdruckswerte" deutend zu bestimmen sind, um sie schließlich nach „höheren Ordnungsbegriffen" zusammenzufassen (Schneider 1968[1931], 6). Dies wird ermöglicht durch den ‚Formdrang' des Dichters, der auf einen stilistisch einheitlichen Text zielt. Nach Wöfflinschem und Walzelschem Vorbild werden die Ausdruckswerte als Gegensatzpaare gefasst, ein Konzept, das bei den Stilzügen in der Theorie der funktionalen Stile seine Fortsetzung findet (s. 8.2).

Ebenfalls mit polaren Begriffspaaren arbeitet die *geistesgeschichtliche* Literaturwissenschaft, allerdings eher in Form spekulativ-abstahierender Konstruktionen, wie sie beispielsweise Fritz Strich mit seinen Studien zu Klassik und Romantik 1922 vorgelegt hat. Als Gegenbewegung dazu entsteht eine *Gattungsgeschichte als Stilgeschichte*, in der die *Formgesetze* von Gattungen herausgearbeitet werden (beispielhaft Viëtor 1923; Müller 1925; Kayser 1936). Ebenfalls als Gegenbewegung zur geistesgeschichtlichen Literaturwissenschaft entwickelt sich eine „wirklichkeitsbetontere Stilforschung" (Lunding 1965, 207), die den „sprachstilistischen Untergrund des Kunstwerks" (Lunding 1965, 207) verfolgt. So propagiert beispielsweise Hermann Pongs den phänomenlogisch orientierten Ansatz eines ‚richtigen Sehens', das in Anlehnung an Wilhelm Dilthey als ein Akt des erlebend-verstehenden Aufnehmens verstanden wird. Erlebt werden soll die „Stilwirklichkeit", die jedem Kunstwerk anhaftet (Pongs 1929, 265). Bewirkt wird diese Wirklichkeit durch die *poietische Funktion* des Stils. Damit verbunden ist die endgültige Abwendung von einer psychologisierenden Betrachtungsweise (s. 2. und 5.), in der die psychischen/seelischen Kräfte des Autors und die Gestalt des Werks aneinander gekoppelt sind. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen wie das Postulat einer das Kunstwerk konstituierenden Stilwirklichkeit ebnen den Weg für die *werkimmanente Interpretation*, für die Stil nach Emil Staiger dasjenige ist, „worin ein vollkommenes Kunstwerk − oder das ganze Schaffen eines Künstlers oder auch einer Zeit − in allen Aspekten übereinstimmt" (Staiger 1955, 14). Den Stil des sprachlichen Kunstwerks gilt es im hermeneutischen Prozess zu deuten, indem von ersten Wahrnehmungen ausgegangen wird, die dann in der Interpretation abzuklären sind. Trotz des prominenten Status von Stil steht in der *werkimmanten Interpretation* der Umgang mit dem konkreten sprachstilistischen Detail eher im Hintergrund, ja Staiger scheint sogar davor zurückzuschrecken. Die berühmte Diskussion mit Martin Heidegger, die sich an der Interpretation des Mörike-Gedichts *Auf eine Lampe* (Staiger 1955) entzündet hat, bricht er ab, als sich Leo Spitzer mit philologischen Überlegungen einmischt (vgl. Staiger 1951, 147). Ganz im Gegensatz dazu betrachtet Wolfgang Kayser (1948) Stil nicht nur als zentrale synthetische Kategorie, sondern setzt sich konkret mit den darunter zu fassenden Erscheinungen auseinander:

„die Lautung, die Schichten des Wortes, der Wortgruppen, der Wortstellung und des Satzbaues, der übersatzmäßigen Formen, und schließlich hatten sich Darbietungsformen, Gehalt, Rhythmus und Aufbau als stiltragend erwiesen“ (Kayser 1948, 300).

4. Hermeneutische Stilistik

Auch wenn es in den bisher angesprochenen literaturwissenschaftlichen Richtungen um die Funktion von Stil und seine Deutung geht, ist die Begründung einer explizit hermeneutischen Stilistik unauflöslich mit dem Namen Leo Spitzers verbunden. In der bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein geführten Diskussion, ob die Stilistik eine sprach- oder literaturwissenschaftliche Disziplin sei, nimmt Spitzer als Philologe schon frühzeitig eine vermittelnde Position ein: Sprachwissenschaftlich oder philologisch motiviert ist seine Wertschätzung des ‚Handwerklich-Technischen‘, des sprachlichen Details, das es im Sinne des methodologischen Positivismus Karl Voßlers (1904) aufzuspüren gilt; außerdem ist die Beschränkung auf die Trias von Laut, Wort und Satz sprachwissenschaftlich motiviert. Literaturwissenschaftlich orientiert ist er in der Wahl vor allem literarischer Gegenstände und in der idealistischen Auffassung, dass die Beschäftigung mit dem sprachstilistischen Detail kein Selbstzweck, sondern Mittel und Weg zur Erkenntnis ist. Deshalb darf die Analyse nicht bei der Feststellung auffallender Spracheigenheiten stehen bleiben, sondern diese sind auf ihren „Ausdruckssinn“ hin zu befragen (vgl. Spitzer 1928a, IX; 1928b, 4). Auf diese Weise soll in „die Arbeitskammer des Dichters“ geblickt, soll „Seelenbiographie“ betrieben werden (Spitzer 1928b, 526). Im Weiteren löst sich Spitzer allerdings von dieser psychologisierenden Betrachtungsweise (Aschenberg 1984, 190 ff.). Was praktische Stilforschung bedeutet, hat Spitzer in einer großen Zahl von Untersuchungen vorgeführt; seine hermeneutische Vorgehensweise – auf den Nenner gebracht in der Behauptung, das gründliche Lesen sei sein „einziger Handwerkskniff“ (Spitzer 1928b, 526; auch 1969, 32), um zu einem Verständnis zu kommen – ist auf vielfältige Ablehnung gestoßen, ebenso wie sein Geständnis, er könne für die Eindrücke und Überzeugungen, die sich aus seiner Beschäftigung mit einem Text ergeben, keine Garantie geben und er betrachte sie stattdessen als Ergebnis „aus Begabung, Erfahrung und Glauben“ (Spitzer 1969, 31). Die Abwendung von naturwissenschaftlich-szientifischen Positionen, wie sie in Spielarten der strukturalistischen Stilistik vertreten wurden, hat seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts dem geisteswissenschaftlichen Ansatz Spitzers zu neuer Aktualität verholfen.

5. Stil und Stilwerte

In der code-zentrierten Betrachtungsweise von Stil (s. 2.) besteht die Notwendigkeit, die grammatische von der stilistischen Beschreibung zu unterscheiden (ähnlich wie schon in der antiken Tradition die Grammatik als *ars recte dicendi* von der Rhetorik als *ars bene dicendi* unterschieden wurde). Die Differenz hat man in der Zuordnung von Stilwerten zu den sprachlichen Mitteln gesehen. Für den schon genannten Ernst Elster bestehen die Stilwert in ‚Gefühlswerten‘, die sich als ästhetische Werte „in einer so oder so gefärbten Wirkung auf unser Gefühl geltend machen“ (Elster 1897, 417). Die Verbindung von

Gefühlswert und Stil findet sich ebenfalls in Karl Otto Erdmanns einflussreichem Bändchen *Die Bedeutung des Wortes* von 1900 (Erdmann 1966, 119). Einfluss ausgeübt auf die Stilwerte-Diskussion hat auch Charles Bally, dessen *Précis de Stylistique* von 1905 beispielsweise Meyer (1913, 2) zitiert, vor allem aber Ballys *Traité de stylistique française*, zuerst 1909 in Heidelberg erschienen. Offensichtlich unter dem Einfluss Ballys, der an der Sprache „un côté intellectuel et un côté affectif" [eine intellektuelle und eine affektive Seite] unterscheidet (Bally 1970, 12) − das heißt die intellektuelle Seite der abstrakten Gedanken und ihrer Logik und die affektive Seite der Einstellungen und Gefühle −, spricht Emil Winkler davon, dass die „Mechanik" der Sprache „in lautlichen und begrifflich-gedanklichen Operationen" beruhe, deren Vollzug „in unzertrennlicher Verbundenheit mit anderen Erscheinungen: Gefühlen, Kräften, Gemütsdispositionen der vielfältigsten Art" vor sich gehe (Winkler 1929, 1). Diese „anderen Erscheinungen" machen die „‚Werte' der sprachlichen Gebilde" aus, die zu erkennen und zu erforschen die Aufgabe der Stilistik sei. Und: „‚Stilistik' ist die Wissenschaft von den (außerbegrifflichen, außergedanklichen) seelischen Werten der sprachlichen Gebilde" (Winkler 1929, 1). Obwohl hier von „seelischen Werten" die Rede ist, geht es Winkler nicht um ein psychologisierendes Eindringen in seelische Regungen, Erlebnisse, Seelenhaltungen eines Sprechers (Winkler 1929, 1), sondern um die den Einheiten der Langue zukommenden Werte. So spricht Winkler (1929, 50) beispielsweise vom warmen Erlebniswert des französischen Imperfektums, der daraus resultiere, dass die Seele ihre Gegenwartssphäre verlasse, um ins Gewesene zu schweifen. Die im Sprachsystem verankerten Stilwerte begegnen im aktuellen Sprachgebrauch nicht in gleicher Weise. Sie finden sich vor allem in der Sprachkunst, während das „reine Verständigungsstreben" um den Preis ihres Verlustes funktioniert (Winkler 1929, 97). In letzter Konsequenz wird damit nichtliterarischen Texten Stil abgesprochen. Diesen Gedanken verfolgt dann der Winkler-Schüler Herbert Seidler weiter, der mit seiner *Allgemeinen Stilistik* (1953, 2. Aufl. 1963) das sprachliche Kunstwerk ganz aus der Sprache heraus begründen will. Unter Beiseiteschieben von allem bloß Zweckhaften der Sprachäußerung bestimmt er Stil als „die im Sprachwerk durch den Einsatz aller Sprachkräfte erwirkte Gestaltung des Menschlichen in seiner Weite und Tiefe" (Seidler 1963, 58). In den *Grundfragen einer Wissenschaft von der Sprachkunst* schwört Seidler dann allerdings ausdrücklich der Gleichsetzung von Stilistik und Sprachkunstforschung ab (Seidler 1978, 10) und bestimmt nun unter strukturalistischem Einfluss Stil als „die durch Auswahl und Fügung sprachlicher Einheiten innerhalb eines Norm-Rahmens bestimmte Prägung sprachlicher Darstellung" (Seidler 1978, 43).

6. Literaturwissenschaftliche oder sprachwissenschaftliche Stilistik?

Grob vereinfachend kann die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als das Zeitalter der literaturwissenschaftlichen Stilistik apostrophiert werden. Ebenso vereinfachend gesagt, wird Stil zum Zweck literaturwissenschaftlicher Theoriebildung genutzt. Im Stil manifestiert sich die Individualität des Kunstwerks, oder er macht seinen Kunstcharakter aus. Vielfach legt die ausschließliche Beschäftigung mit dem literarischen Text nahe, dass Stil diesem vorbehalten bleibt, für den nichtliterarischen dagegen eine irrelevante Kategorie darstellt. Im Einzelfall wird das Stilistische ausdrücklich für das Kunstwerk reklamiert,

auch wenn es vorsichtigere Stimmen gibt (vgl. z. B. Kayser 1948, 289). In der verstärkt linguistisch orientierten Stilistikdiskussion nach dem Zweiten Weltkrieg – vor allem auch in der DDR, verhaltener in den westlichen deutschsprachigen Ländern – wird zuerst einmal der Gegenstandsbereich der Stilistik neu bestimmt. Für die Sprachwissenschaft geht es dabei darum, die Beschäftigung mit Stil als legitime Aufgabe zu reklamieren. So wendet sich beispielsweise die sowjetische Germanistin Elise Riesel, die auf die Entwicklung der Stilistik in der DDR starken Einfluss ausgeübt hat, gegen die „traditionelle These ‚Stil ist ausschließlich Sprachkunst', wie sie von O. Walzel über E. Winkler, W. Kayser u. a. bis zu H. Seidler vertreten wird" (Riesel 1971, 357). Andere bemühen sich darum, den Claim aufzuteilen. Dabei wird an die Unterscheidung vom stilistisch Allgemeinen und Besonderen angeknüpft, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert immer wieder ins Spiel gebracht wird. Sie soll dazu dienen, eine sprach- und eine literaturwissenschaftliche Stilistik zu etablieren. So unterscheidet der Literaturwissenschaftler Johannes Anderegg zwei Seiten von Stil: Stil als von „außersprachlichen Bedingungen konditioniertes Produkt", das heißt das stilstisch Konventionelle oder Typische, und Stil als „Resultat freier, oft bewußter Gestaltung" (Anderegg 1977, 39). Mit Ersterem beschäftige sich eher die Sprach-, mit Letzterem die Literaturwissenschaft. Ähnlich sieht der Sprachwissenschaftler Herbert Peukert als Gegenstand der Linguostilistik das, was im Sprachgebrauch „prädiktabel" (also konventionell) und „prä- und extralingual" bestimmt ist (vgl. Peukert 1977, 77). Generell wird aber in der linguistisch orientierten Stilistik die Verknüpfung von Literatur und Stil aufgegeben, auch wenn Willy Sanders (1973, 26 ff.) noch die Frage „Sprachstil oder literarischer Stil?" diskutiert. Trotz dieser Entscheidung ist die schöne Literatur durchaus noch ein bevorzugter Gegenstand der Stilistik. So will die „Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung" auf die Beschäftigung mit „belletristischen Werken" (Michel et al. 1968, 7) vorbereiten, oder Bernd Spillner (1974, 11) versucht, „einen Überblick über Konzeptionen und Methoden zu geben, die für die Literaturwissenschaft wichtig sind." Mit der Entwicklung einer sprachpragmatisch-handlungstheoretisch orientierten Stilistik, die in den siebziger Jahren einsetzt, spielt diese Frage keine Rolle mehr, da aus ihrer Sicht Stil konstitutiv für jede Art von Text ist (s. 9.).

7. Mikro- und Makrostilistik

Die sprachwissenschaftlich ausgerichtete Stilistik hat sich bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts bei ihrer Gegenstandsbestimmung an dem orientiert, was als zentrale Gegenstände der Sprachwissenschaft galt: an der Trias von Laut, Wort und Satz. Darin ließen sich auch beispielsweise Leo Spitzer oder Emil Winkler nicht durch die tendenziell holistischen, textbezogenen, literaturwissenschaftliche Ansätze beirren. Die Integration von Mikro- und Makrostilistischem, die in Walzels Unterscheidung von „niederer und höherer Mathematik" steckt (s. 3.), wird nach dem Zweiten Weltkrieg von Literaturwissenschaftlern fortgeführt wie Wolfgang Kayser (1948), Eberhard Lämmert (1955) mit seinen *Bauformen des Erzählens* oder Bernhard Asmuth/Luise Berg-Ehlers (1974) mit der Unterscheidung von Sprachstilistik und „sprachübergreifender Stilistik", die sie anschaulich in die Unterscheidung von Frosch- und Adlerperspektive fassen. Nur im Ausnahmefall, wie er exemplarisch mit Elise Riesel gegeben ist, hat die textbezogene Betrachtungsweise auf die linguistische Stilistik ausgestrahlt. So hat Riesel schon in ihrer *Stilistik der*

deutschen Sprache (Riesel 1959) „Einige Stilfragen des Großzusammenhangs“ thematisiert. Der literaturwissenschaftliche Einfluss spricht aus Namen wie Meyer, Walzel und Kayser, die im Literaturverzeichnis erscheinen. In Riesel/Schendels (1975) wird dann auch terminologisch zwischen Mikrostilistik und Makrostilistik unterschieden, was beispielsweise von Bernhard Sowinski (1984) aufgenommen wurde und heute als Unterscheidung weithin akzeptiert ist.

8. Stilistik im Zeichen linguistischer Theorie

Die Stilistikdiskussion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist sprachwissenschaftlich geprägt. Dabei lassen sich für die sechziger und siebziger Jahre grob zwei Entwicklungsstränge unterscheiden, die sich ebenso grob auf die westlichen deutschsprachigen Ländern und die DDR verteilen.

8.1. Strukturalistische Stilistik in den westlichen deutschsprachigen Ländern

Die sprachwissenschaftlich orientierte Stilistik der sechziger und siebziger Jahre steht insgesamt unter strukturalistischem Einfluss, so wie die damals als *modern* apostrophierte Linguistik überhaupt. Für die westlichen deutschsprachigen Länder führt das jedoch zu keiner einheitlichen Theoriebildung, sondern in der Rückschau ist eher von einer Orientierungsphase zu sprechen, in der die unterschiedlichsten Stilistik-Konzepte aus dem nichtdeutschen Sprachraum ausprobiert wurden. Diese haben in manchen Fällen Spuren hinterlassen wie etwa Michael Riffaterres *Strukturale Stilistik* (dt. 1973), sind aber auch folgenlos geblieben, wie die Versuche einer generativen Stilistik. Zu dieser Einschätzung passt, dass wichtige monographische Darstellungen (z. B. Sanders 1973; Spillner 1974; Sowinski 1991) ausführliche Überblicke über das breite Spektrum an stiltheoretischen Ansätzen bieten, um allenfalls im Anschluss daran ein favorisiertes Konzept zu entfalten.

Die strukturalistisch geprägte Stilistik in der Bundesrepublik Deutschland steht unter dem Vorzeichen der klassischen Unterscheidung von Langue und Parole, von Sprachsystem und Sprachverwendung (vgl. z. B. Sowinski 1973, 9 f.). Im Hintergrund steht zudem das nachrichtentechnisch-kybernetische Kommunikationsmodell (vgl. z. B. Sanders 1973, 69 f.), demzufolge ein *Sender* im Prozess des Enkodierens zwei Grundoperationen ausführt, um eine Nachricht zu erzeugen: Er selektiert und kombiniert, das heißt, er wählt unter den in der Langue angelegten sprachlichen Mitteln aus und verkettet sie zu Syntagmen. Entsprechend dekodiert der Empfänger, indem er die Syntagmen segmentiert und die so gewonnenen Elemente klassifiziert, das heißt in Paradigmen einordnet. Auf dieser Vorstellung baut das Konzept von ‚Stil als Wahl‘ auf, das unter den strukturalistisch beeinflussten Stilbegriffen den größten Einfluss hatte (vgl. Sanders 1977, 15). Die Vertreter dieser Position sehen sich mit zwei Problemen konfrontiert. Das erste besteht darin, dass bei der Auswahl aus dem Sprachsystem unterschieden wird zwischen der grammatischen Wahl, die die obligatorisch zu nutzenden sprachlichen Mittel betrifft, und der stilistischen Wahl, die unter fakultativen Varianten stattfindet. Die Annahme obligato-

risch zu nutzender sprachlicher Mittel steht jedoch im Widerspruch zum Konzept der Wahl, weshalb Sanders (1973, 73) zugesteht, das Konzept der Selektion habe nur eingeschränkte Gültigkeit. Das zweite Problem führt zu der Frage, woher die Erscheinungen der Parole ihre stilistische Qualität beziehen. Hier sind im Kern zwei Antworten gegeben worden. Nach der ersten ergibt sich der stilistische Wert eines sprachlichen Mittels aus seiner Stellung im Paradigma – eine Vorstellung, die zum Postulat eines einfachen, quasi mechanischen Verfahrens der Stilanalyse führt. Entsprechend der im nachrichtentechnisch-kybernetischen Kommunikationsmodell unterstellten Komplementarität von Enkodierung und Dekodierung kehrt der *Empfänger* die Wahlprozedur des *Senders* einfach um, indem er die verschiedenen, aus ihren Paradigmen gewählten Mittel wieder in die Paradigmen einordnet und so ihren Stilwert bestimmt. Dabei muss die kontrafaktische Annahme gelten, dass Sender- und Empfängerkompetenz identisch sind. Sanders (1973, 72 ff.; 1977, 16 ff.) schwächt deshalb dahingehend ab, dass die Rekonstruktion oft nur zu Annäherungswerten führe. Eine zweite Antwort findet sich in dem strukturalistisch beeinflussten Zweig der DDR-Stilistik, in der Sprache und Stil in ihrer gesellschaftlichen Einbettung gesehen werden (s. 8.2). So vertritt Georg Michel (1970, 4) die Meinung, „daß sich der Stilbegriff auf die Relation ‚sprachliches Zeichen – Mensch' bezieht, nicht auf das Zeichen bzw. das Zeichensystem an sich". In Form „gesellschaftlicher Anwendungsnormen" wird eine Vermittlungsinstanz angenommen, die den fakultativen Varianten im System ihre stilistische Qualität in der Parole zuweist (Michel et al. 1968, 34 f.).

In eine ganz andere Richtung zielt dagegen Bernd Spillner, der zwar der Auswahl durch den Autor die „Rekonstituierung" durch den Leser gegenüberstellt, Stil aber nicht als an die verwendeten Sprachmittel gebundene und damit dem Text innewohnende, sondern als virtuelle Qualität betrachtet, die erst im „literarischen Kommunikationsprozeß konstituiert" wird (Spillner 1974, 64). Konsequenterweise kann jeder Leser den Stil eines Textes anders „rekonstituieren" (Spillner 1974, 67). Diese individuelle oder subjektive „Rekonstituierung" resultiert jedoch nicht aus unterschiedlicher Einordnung der sprachlichen Mittel in ihre Paradigmen, vielmehr spricht Spillner – anknüpfend an Michael Riffaterre – von der unterschiedlichen „Rekonstituierung" der vom Autor bewirkten „Kontraste und Kongruenzen" im Text. Wie in den strukturalistisch beeinflussten Ansätzen üblich, vermeidet es Spillner von Stilinterpretation durch einen aktiven Rezipienten zu sprechen, da die Analyse sich auf die Herausarbeitung von Stilelementen beziehungsweise stilistischen Eigenschaften beschränken soll und die Überschreitung der Grenze zur Interpretation und Wertung vermeiden will (Spillner 1974, 72).

Die von Spillner (1974) favorisierte Position Michael Riffaterres von Stil als Kontrast im Text lässt sich als eine spezielle Spielart der Abweichungsstilistik auffassen, bei der die ‚Abweichung' darin besteht, dass im Text eine unerwartete sprachliche Erscheinung auftritt, die im Kontrast zum Vorausgegangenen steht. Allgemein wird jedoch in der Abweichungsstilistik Stil als Resultat von Abweichungen von einer außerhalb des Textes liegenden Norm verstanden (Carstensen 1970). Die zahlreichen Kritikpunkte an diesem Konzept hat schon Spillner (1974, 39 f.) vorgetragen. Dennoch übt der Begriff der Abweichung eine gewisse Faszination aus, die darin begründet ist, dass Abweichungen vom sprachlich Üblichen gezielt eingesetzt werden können (Püschel 1985), um bestimmte Effekte zu erzielen. Im Anschluss an die Prager Theorie der Schriftsprache ist auf den Begriff der Abweichung im Sinne von Desautomatisierung oder Foregrounding weit über stilistische Fragestellungen hinausgehend auch der Versuch gestützt, eine linguistische Poetik zu begründen (vgl. Posner 1980).

Die unter anderem bei Spillner zu beobachtende interpretative Abstinenz mag gespeist sein aus dem Bedürfnis, sich von einer als unwissenschaftlich eingeschätzten literaturwissenschaftlich Stilistik abzusetzen, gespeist ist sie auf jeden Fall aus dem ‚meaningfeindlichen' taxonomischen Strukturalismus mit der Folge, dass sich die Beschäftigung mit Stil in der Beschreibung seiner Eigenschaften erschöpft und nicht nach seiner Funktion fragt. Davon setzt sich aber die schon erwähnte funktionale Determiniertheit der Wahl durch die ‚gesellschaftlichen Anwendungsnormen' ab, vor allem aber die Auffassung, dass an Stil Semantisches in Form von Konnotationen geknüpft sei.

Diese *Konnotationsstilistik* mit ihren heterogenen Ausdifferenzierungen speist sich aus unterschiedlichen Quellen, vor allem aus dem schon in der ersten Jahrhunderthälfte vertretenen Konzept des Gefühls- und Ausdruckswerts (s. 5.). Einen gewissen Einfluss ausgeübt haben auch Charles Ballys Unterscheidung von intellektueller und affektiver Seite der Sprache und Louis Hjelmslevs Konzept der Konnotationssprache, bei der das bilaterale Sprachzeichen gewissermaßen als Ausdrucksseite des ‚stilistischen Zeichens' betrachtet wird (Hjelmslev 1974, 13).

8.2. Die funktionale Stilistik in der DDR

Während die Stilistikdiskussion nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland allenfalls einen Nebenschauplatz bildet, besitzt sie aufgrund der ihr zugeschriebenen gesellschaftlichen Relevanz in Forschung und akademischer Lehre der DDR einen großen Stellenwert. Das Kernstück bildet die Funktionalstilistik, auf deren Entwicklung die Prager Theorie der Schriftsprache Einfluss nimmt mit ihrer Unterscheidung dreier funktionaler Sprachen, vor allem aber die Funktionalistik, wie sie Elise Riesel in den fünfziger Jahren in der Sowjetunion entwickelt hat. Im Unterschied zum Prager Ansatz, in dem sich die funktionalen Sprachen aus der dreifach gegliederten Mitteilungsfunktion und der ästhetischen Funktion von Sprache ableiten (vgl. Havránek 1932/1976, 127), wird in der Funktionalstilistik sowjetischer Prägung der Zusammenhang von Stil und „Verwendungsweise der Sprache auf einem bestimmten Gebiet menschlicher Tätigkeit" betont (Riesel 1959, 9). Damit sind ausdrücklich Tätigkeitsbereiche und sprachliche Gebrauchsweisen miteinander korreliert. Nach Fleischer/Michel (1975, 253 ff.) werden die folgenden „funktionalen Stiltypen" unterschieden: Alltagsverkehr, Belletristik, Wissenschaft, Direktive, Presse und Publizistik. Kennzeichnend für die Stiltypen sind die Stilzüge, deren theoretische wie praktische Bestimmung immer wieder diskutiert wurde (vgl. z. B. Heinemann 1974 oder Hoffmann 1987).

In der Funktionalstilistik werden Sprache und Stil in ihrer gesellschaftlichen Funktion betrachtet und zugleich wird die Aufmerksamkeit auf das stilistisch Typische gerichtet. Es geht dabei um die angemessene Verwendung der sprachlichen Mittel im Hinblick auf gesellschaftlich relevante kommunikative Aufgaben. Damit ist auch eine Basis gelegt für die Entwicklung einer fundierten praktischen Stilistik wie sie wegweisend Georg Möller (1970) mit seiner *Praktischen Stillehre* vorgelegt hat.

9. Pragmatische oder Handlungsstilistik

Die Beschäftigung mit Stil zielt auf die grundsätzliche Frage, wie wir mit Sprache kommunikativ handeln. Auch wenn dieser Gesichtspunkt in manchem stiltheoretischen An-

satz in den Hintergrund gerückt erscheint, so geht er doch nie völlig verloren. Konsequent in den Vordergrund gerückt wird der kommunikative oder Handlungsaspekt in den sprachpragmatisch und sprachhandlungstheoretisch beeinflussten Stilistikkonzeptionen, die sich seit den frühen siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts entfalteten. Im Hintergrund steht die allgemeine linguistische Pragmatikdiskussion, die unter anderem von der Sprechakttheorie John R. Searles, vor allem aber auch durch die Auseinandersetzung mit dem Werk Ludwig Wittgensteins angestoßen und befördert wurde. Spezieller wurde zudem das frühpragmatische Konzept der funktionalen Sprachen aus der Prager Schule wieder aufgegriffen und die Diskussion der Funktionalstiltheorie fortgeführt. Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, dass schon in den achtziger Jahren sich die Stilistikdiskussion in den westlichen deutschsprachigen Ländern und der DDR gegenseitig befruchtete und nach der Wende 1989 vor allem in der Sprachgermanistik gemeinsam fortgeführt wurde.

Zentral für die sprachpragmatische Stilistik ist der Gedanke, dass das Stilistische an einem Text oder einer Sprachhandlung als nach Stilregeln oder -mustern gemacht verstanden wird. Das allgemeinste Stilmuster hat Barbara Sandig mit *Durchführen* bezeichnet: „Die Durchführung der Handlung besteht unter stilistischem Gesichtspunkt darin: Aus den zur Verfügung gestellten Inventaren [...] werden im Äußern (des Satzes, Textes etc.) einzelne Elemente verwendet: anderen Möglichkeiten, die die Sprache auch zur Verfügung stellen würde, vorgezogen." (Sandig 1986, 43) Daneben findet sich aber auch die Bezeichnung *Gestalten* (vgl. z. B. Fix 1996). Mit dem Prädikat *durchführen* wird der Handlungsaspekt unterstrichen, mit dem Prädikat *gestalten* dasjenige, auf das die Durchführung zielt, nämlich dem Text oder der Sprachhandlung eine bestimmte Gestalt zu verleihen. Das Resultat von Gestaltungshandlungen manifestiert sich demnach in Texteigenschaften. Doch die Aufgaben der Stilistik erschöpfen sich nicht in der Auseinandersetzung mit diesen, sondern sie hat auch die Frage nach dem an Stil geknüpften Sinn zu beantworten (Sandig 1986, 20). Damit reiht sie sich als interpretative Stilistik in die hermeneutische Tradition ein, mit ihr wird aber auch der Bogen zurückgeschlagen zur rhetorisch gerahmten Regelstilistik des ausgehenden 18. Jahrhunderts (vgl. Püschel 2001).

Was den Gegenstandsbereich angeht, so orientiert sich die sprachpragmatische Stilistik (wie schon in der älteren linguistischen Stilistiktradition üblich) am Objektbereich des dominanten sprachwissenschaftlichen Paradigmas, jetzt also der Sprachpragmatik, die vom Text als dem originären Zeichen ausgeht. Alles, was an der Sprachhandlung oder dem Text als gestaltet wahrgenommen werden kann, ist Gegenstand der Stilistik, seien es globale oder lokale Strukturen, also Makro- und Mikrostilistisches, sei es unmittelbar an den sprachlichen Ausdruck Geknüpftes oder sich in Gestalteigenschaften anderer Art Manifestierendes. Letzteres haben Siegfried Krahl und Josef Kurz als „Denkstil" bezeichnet, der erkennbar ist in der „gesamten Textgestaltung, in Disposition, Komposition und Gedankenführung im engeren Sinne, in Anschaulichkeit, in Statik und Dynamik der Darstellung [...], in Dichte, Präzision usw. [...]" (Krahl/Kurz 1975, 31).

Diese Ausweitung des Objektbereichs hat nicht ungeteilte Zustimmung gefunden, da sie „zu einer Hypertrophie sprachstilistischer Fragestellungen" führe (Michel 1988, 551). Solche möglichen Nachteile wiegt der unschätzbare Vorteil auf, der mit dem weiten sprachpragmatischen Stilbegriff verbunden ist: Dieser besitzt nämlich integrative Kraft und eröffnet eine ganzheitliche oder holistische Perspektive auf das sprachliche Handeln in seiner ganzen Komplexität (Selting/Hinnenkamp 1989, 7; Sandig 1990; Fix 1992). Nicht nur in dieser Hinsicht hat sich der Objektbereich der Stilistik erweitert. In enger

Verbindung mit Textlinguistik und sprachpragmatischer Gesprächsanalyse beschäftigt sie sich unangefochten mit gebrauchssprachlichen und literarischen Texten sowie mit geschriebensprachlichen und gesprochensprachlichen und nicht zuletzt mit multikodalen Medientexten.

Im Gegensatz zu vor allem strukturalistischen Stilkonzepten ist die sprachpragmatische Stilistik in einem hohen Maße praxisorientiert (auch das verbindet sie mit der rhetorisch gerahmten Regelstilistik): Sie liefert die Theorie zur Praxis sowohl der Stilanalyse (vgl. z. B. Püschel 1995; Fix et al. 2001; Sandig 2006) als auch der „Stilproduktion" (vgl. z. B. Püschel 2000). Eine ihrer Hauptstärken liegt aber in der empirischen Aufarbeitung von Stil, wie zahlreiche Untersuchungen zu typischen Stilen von Text- und Gesprächssorten in Alltag und Medien oder beispielsweise zu sozialen und Beziehungsstilen belegen. Gleichermaßen widmet sie sich dem stilistisch Individuellen nicht nur in Literatur oder Werbung, sondern beispielsweise auch in der Selbstdarstellung.

10. Literatur (in Auswahl)

Anderegg, Johannes (1977): Literaturwissenschaftliche Stiltheorie. Göttingen.

Aschenberg, Heidi (1984): Idealistische Philologie und Textanalyse. Zur Stilistik Leo Spitzers. Tübingen.

Asmuth, Bernhard/Luise Berg-Ehlers (1974): Stilistik. Düsseldorf.

Bally, Charles (1970): Traité de stylistique française. Vol. 1. 5ième édition. Genève. (1. Aufl. Heidelberg 1909).

Bally, Charles (1920): Précis de stylistique. Genève. (zuerst 1905).

Becker, Henrik (1966): Stilwörterbuch. 2 Bde. Leipzig.

Carstensen, Broder (1970): Stil und Norm. Zur Situation der linguistischen Stilistik. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 37, 258–279.

Dieckmann, Walther (1981): K. O. Erdmann und die Gebrauchsweisen des Ausdrucks „Konnotation" in der linguistischen Literatur. In: Dieckmann, Walther: Politische Sprache, politische Kommunikation: Vorträge. Aufsätze. Entwürfe. Heidelberg, 76–158.

Duden. Stilwörterbuch (1938). 2. Aufl. Leipzig (8. Aufl. Mannheim usw. 2001).

Elster, Ernst (1897): Prinzipien der Literaturwissenschaft. 1. Bd. Halle a. S.

Elster, Ernst (1911): Prinzipien der Literaturwissenschaft. 2. Bd. Halle a. S.

Erdmann, Karl Otto (1966): Die Bedeutung des Wortes. Aufsätze aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik. Nachdruck der 4. Aufl. Leipzig 1925. Darmstadt. (1. Aufl. 1900)

Fix, Ulla (1992): Stil als komplexes Zeichen im Wandel: Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 20, 193–209.

Fix, Ulla (1996): Gestalt und Gestalten: Von der Notwendigkeit der Gestaltkategorie für eine das Ästhetische berücksichtigende pragmatische Stilistik. In: Zeitschrift für Germanistik NF 2, 308–323.

Fix, Ulla et al. (2001): Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Übungsbuch. Frankfurt u. a.

Fleischer, Wolfgang/Georg Michel (1975): Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.

Havránek, Bohuslav (1932/1976): Die Aufgaben der Literatursprache und der Sprachkultur. In: Scharnhorst, Jürgen/Erika Ising (Hrsg.): Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. Teil I. Berlin, 102–141.

Heinemann, Wolfgang (1974): Zur Klassifizierung von Stilzügen. In: Linguistische Arbeitsberichte. Mitteilungsblatt der Sektion theoretische und angewandte Sprachwissenschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig H. 10, 57–61.

Heinz, Rudolf (1986): Stil als geisteswissenschaftliche Kategorie. Problemgeschichtliche Untersuchungen zum Stilbegriff im 19. und 20. Jahrhundert. Würzburg.
Hjelmslev, Louis (1974): Prolegomena zu einer Sprachtheorie. München (dänisch 1943).
Hoffmann, Michael (1987): Stilzugklassifikation in kommunikativer Sicht. In: Fleischer, Wolfgang (Hrsg.): Textlinguistik und Stilistik. Beiträge zu Theorie und Methode. Berlin, 86−11.
Jauß, Hans Robert (1969): Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft. In: Linguistische Berichte H. 3, 44−56.
Kayser, Wolfgang (1948): Das sprachliche Kunstwerk. Bern.
Krahl, Siegfried/Josef Kurz (1975): Kleines Wörterbuch der Stilkunde. 3., durchges. Aufl. Leipzig.
Lämmert, Eberhard (1955): Bauformen des Erzählens. Stuttgart.
Lerchner, Gotthard (1981): Stilistisches und Stil. Ansätze für eine kommunikative Stiltheorie. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1., 85−109.
Lunding, Erik (1965): Literaturwissenschaft. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. 2. Bd. L−O. Berlin, 195−212.
Martini, Fritz (1957): Poetik. In: Stammler, Wolfgang (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriß. Bd. 1. 2. überarb. Aufl. Berlin 1957, Sp. 223−280.
Meyer, Richard M. (1913): Deutsche Stilistik. 2., verb. und verm. Aufl. München (1. Aufl. 1906).
Michel, Georg (1970): Stiltypen der Publizistik. Sprachstilistische Untersuchungen an Leitartikeln und Nachrichten der Tagespresse. Potsdam. Dissertation (B).
Michel, Georg (1983). Grundzüge der Stilistik. In: Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig, 450−489.
Michel, Georg (1988): Zum stilistischen Aspekt von Texten. In: Neuphilologische Mitteilungen 89. 547−558.
Michel, Georg et al. (1968): Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung. Ein Lehr- und Übungsbuch für Studierende. Berlin.
Möller, Georg (1970): Praktische Stillehre. Leipzig.
Müller, Günther (1925): Geschichte des deutschen Liedes vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart. München.
Moritz, Karl Philipp (1800): Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. Erster Theil. Neue Aufl. Braunschweig (1. Aufl. 1793).
Paul, Hermann (1901): Grundriss der Germanischen Philologie. 1. Bd. 2., verb. und verm. Aufl. Strassburg.
Peukert, Herbert (1977): Positionen einer Linguostilistik. Berlin.
Plett, Heinrich F. (1979): Concepts of style. A classification and a critical approach. In: Language and Style 12, 268−281.
Pollmann, Leo (1973): Literaturwissenschaft und Methode. 2., verb. Aufl. Frankfurt.
Pongs, Hermann (1929): Zur Methode der Stilforschung I. In: Germanisch-romanische Monatsschrift 17, 256−277.
Posner, Roland (1980): Linguistische Poetik. In: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. Tübingen, 687−698.
Püschel, Ulrich (1985): Das Stilmuster „Abweichen". Sprachpragmatische Überlegungen zur Abweichungstilistik. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 16, H. 55, 9−24.
Püschel, Ulrich (1995): Stilpragmatik − Vom praktischen Umgang mit Stil. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Stilfragen. Berlin, New York, 303−328.
Püschel, Ulrich (2000): Wie schreibt man gutes Deutsch? Eine Stilfibel. Mannheim u. a.
Püschel, Ulrich (2001): Stilistik. Theorie für die Praxis. In: Andrea Lehr et al. (Hrsg.): Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet. Berlin, New York, 564−572.
Riesel, Elise (1959): Stilistik der deutschen Sprache. Moskau.

Riesel, Elise (1971): Stil und Gesellschaft. In: Viktor Lange/Hans-Gerd Roloff (Hrsg.): Dichtung. Sprache. Gesellschaft. Akten des IV. Internationalen Germanisten-Kongresses 1970 in Princeton. Frankfurt, 357–365.
Riesel, Elise/Eugenie I. Schendels (1975):Deutsche Stilistik. Moskau.
Riffaterre, Michael (1973): Strukturale Stilistik. München (französisch 1971).
Salm, Peter (1970): Drei Richtungen in der Literaturwissenschaft. Scherer – Walzel – Staiger. Tübingen.
Sanders, Willy (1973): Linguistische Stiltheorie. Probleme, Prinzipien und moderne Perspektiven des Sprachstils. Göttingen.
Sandig, Barbara (1978): Stilistik. Sprachpragmatische Grundlegung der Stilbeschreibung. Berlin, New York.
Sandig, Barbara (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin, New York.
Sandig, Barbara (1990): Holistic Linguistics as a Perspective for the Nineties. In: Text 10, 91–95.
Sandig, Barbara (2006): Textstilistik des Deutschen. 2., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Berlin, New York.
Scherer, Wilhelm (1884): Rezension zu Wilmanns Walther-Ausgabe. In: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 10, 305–312.
Scherer, Wilhelm (1886): Fauststudien (1884. In: Wilhelm Scherer: Aufsätze über Goethe. Berlin, 327–355.
Scherer, Wilhelm (1888): Poetik. Berlin (Neudruck Tübingen 1977).
Schneider, Wilhelm (1968): Ausdruckswerte der deutschen Sprache. Eine Stilkunde. 2., unveränd. Aufl. Darmstadt. (1. Aufl. 1931).
Schneider, Wilhelm (1969): Stilistische deutsche Grammatik: Die Stilwerte der Wortarten, der Wortstellung und des Satzes. 5., unveränd. Aufl. Freiburg. (1. Aufl. 1959)
Seidler, Herbert (1963): Allgemeine Stilistik. 2., neubearb. Aufl. Göttingen. (1. Aufl. 1953).
Seidler, Herbert (1978): Grundfragen einer Wissenschaft von der Sprachkunst. München.
Selting, Margret/ Volker Hinnenkamp (1989): Einleitung: Stil- und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In: Volker Hinnenkamp/Margret Selting (Hrsg.): Stil und Stilisierung: Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen, 1–23.
Sowinski, Bernhard (1984): Makrostilistische und mikrostilistische Textanalyse: Thomas Manns ‚Luischen' als Beispiel. In: Bernd Spillner (Hrsg.): Methoden der Stilanalyse. Tübingen, 21–47.
Spillner, Bernd (1974): Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik. Stuttgart.
Spitzer, Leo (1928a): Stilstudien. 1. Teil. Sprachstile. München.
Spitzer, Leo (1928b): Stilstudien. 2. Teil. Stilsprachen. München.
Spitzer, Leo (1969): Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft. In: Leo Spitzer: Texterklärungen. Aufsätze zur europäischen Literatur. München, 7–33 (zuerst engl. 1948).
Staiger, Emil (1951): [Zu Leo Spitzers Beitrag]. In: Trivium 9, 147.
Staiger, Emil (1955): Die Kunst der Interpretation. In: Emil Staiger: Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte. Zürich, 9–33. (zuerst 1951)
Strich, Fritz (1962): Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. 5. Aufl. Bern, München (1. Aufl. 1922).
Viëtor, Karl (1923): Geschichte der deutschen Ode. München.
Voßler, Karl (1904): Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung. Heidelberg.
Walzel, Oskar (1917): Wechselseitige Erhellung der Künste. Ein Beitrag zur Würdigung kunstgeschichtlicher Begriffe. Berlin.
Walzel, Oskar (1957): Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. 2., unveränderte Aufl. Darmstadt. (1. Aufl. 1923).
Weise, Oskar (1905): Ästhetik der deutschen Sprache. 2., verb. Aufl. Leipzig. Berlin. (1. Aufl. 1903)
Weimar, Klaus (1989): Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. München.

Winkler, Emil (1929): Grundlegung der Stilistik. Bielefeld, Leipzig.
Wölfflin, Heinrich (1921): Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst. 5. Aufl. München. (1. Aufl. 1915).

Ulrich Püschel, Trier (Deutschland)

10. Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in Frankreich

1. Einleitung
2. Geschichte der Rhetorik: Ausdifferenzierung und schulische Omnipräsenz
3. Schulrhetorik, jesuitische Beweistopik, Niedergang der Beweistopik
4. Neubestimmung: Zwei Formen der Emotionalisierung
5. Neue Rhetorik bei Lamy: Kunst der Rede vs. Kunst des Überzeugens
6. Gattungsstile, ingeniöse Konversation, Sprachanalyse
7. Neues aus Altem: Von der rhetorischen Hypotypose und zum ästhetischen Tableau
8. Die Rhetorik in der Französischen Revolution und im 19. Jh.
9. Stilistik
10. Literatur (in Auswahl)

Abstract

First, this article proves that the hypothesis of a gradual restraining process of rhetoric is not correct, since one must start evaluation from the assumption of its omnipresence in the educational system until the end of the nineteenth century. In particular, from 1980 onwards 'full' rhetoric with a sound basis in argumentation theory underwent a renaissance. Nevertheless, the history of rhetoric in France is characterized by a continual diminution of its societal and epistemological significance: if one can speak at the beginning of the sixteenth century of an age of eloquence *(Fumaroli), then the rhetoric of the eighteenth century constitutes only a kind of 'nutritional matrix' out of which − and in opposition to which − new concepts of linguistic and literary communication can arise or can be developed. This process is illustrated by the development of rhetorical hypotyposis into the aesthetic and epistemological concept of the tableau in the age of Enlightenment. Internally, these changes are characterized by a shift of emphasis concerning the means of rhetorical* persuasion: *ethos and in particular pathos become increasingly central, whereas logos (or the topic of proof) is losing its importance.*

Stylistics exhibits up until 1970 − mainly influenced by the works of Bally − an opposition between linguistic and literary stylistics. In the mid-80s, it increasingly turns into a purely literary stylistics. What is noticeable is its highly eclectic nature, which manifests itself, among other things, in an uncritical tendency to adopt dominant paradigms (structuralism, linguistic pragmatics, text linguistics or even rhetoric and argumentation theory).

Winkler, Emil (1929): Grundlegung der Stilistik. Bielefeld, Leipzig.
Wölfflin, Heinrich (1921): Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst. 5. Aufl. München. (1. Aufl. 1915).

Ulrich Püschel, Trier (Deutschland)

10. Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in Frankreich

1. Einleitung
2. Geschichte der Rhetorik: Ausdifferenzierung und schulische Omnipräsenz
3. Schulrhetorik, jesuitische Beweistopik, Niedergang der Beweistopik
4. Neubestimmung: Zwei Formen der Emotionalisierung
5. Neue Rhetorik bei Lamy: Kunst der Rede vs. Kunst des Überzeugens
6. Gattungsstile, ingeniöse Konversation, Sprachanalyse
7. Neues aus Altem: Von der rhetorischen Hypotypose und zum ästhetischen Tableau
8. Die Rhetorik in der Französischen Revolution und im 19. Jh.
9. Stilistik
10. Literatur (in Auswahl)

Abstract

First, this article proves that the hypothesis of a gradual restraining process of rhetoric is not correct, since one must start evaluation from the assumption of its omnipresence in the educational system until the end of the nineteenth century. In particular, from 1980 onwards 'full' rhetoric with a sound basis in argumentation theory underwent a renaissance. Nevertheless, the history of rhetoric in France is characterized by a continual diminution of its societal and epistemological significance: if one can speak at the beginning of the sixteenth century of an age of eloquence *(Fumaroli), then the rhetoric of the eighteenth century constitutes only a kind of 'nutritional matrix' out of which − and in opposition to which − new concepts of linguistic and literary communication can arise or can be developed. This process is illustrated by the development of rhetorical hypotyposis into the aesthetic and epistemological concept of the tableau in the age of Enlightenment. Internally, these changes are characterized by a shift of emphasis concerning the means of rhetorical* persuasion: *ethos and in particular pathos become increasingly central, whereas logos (or the topic of proof) is losing its importance.*

Stylistics exhibits up until 1970 − mainly influenced by the works of Bally − an opposition between linguistic and literary stylistics. In the mid-80s, it increasingly turns into a purely literary stylistics. What is noticeable is its highly eclectic nature, which manifests itself, among other things, in an uncritical tendency to adopt dominant paradigms (structuralism, linguistic pragmatics, text linguistics or even rhetoric and argumentation theory).

1. Einleitung

Die 1970 zum Thema *Recherches rhétoriques* im Band 16 der Zeitschrift *Communications* veröffentlichten Aufsätze markieren den Höhepunkt und den Niedergang der ‚neuen', auf die Tropen- und Figurenlehre reduzierten Rhetorik. Diese ist durch Aufsätze strukturalistischer Provenienz repräsentiert (vor allem aber durch einen Beitrag der Lütticher Gruppe μ, in dem diese ihre im gleichen Jahr erschienene *Rhétorique générale* (Dubois u. a. 1970) vorstellt), während die ‚alte' durch ein *Aide-mémoire*, also durch eine Art Repetitorium, von Barthes abrissartig in Erinnerung gerufen wird. Gleichzeitig wird in zwei entwicklungsgeschichtlichen Beiträgen von Kuentz und von Genette die ‚neue' gegen die ‚alte' Rhetorik kritisch abgegrenzt. Für Kuentz ist die Geschichte der Rhetorik der Neuzeit durch einen Prozess der *Abschleifung* gekennzeichnet, der mit den Ramisten im 16. Jh. mit der Herauslösung der *inventio* und der *dispositio* aus dem Rhetorikgebäude beginnt und sich im 17. Jh. mit Lamy sowie der Ausdifferenzierung der *pronuntiatio* fortsetzt. Nach Genette setzt sich die mittelalterliche Tendenz der Reduzierung auf die *colores rhetorici*, also auf den Redeschmuck der *elocutio,* in der französischen Klassik und insbesondere im 18. Jh. durch, wobei die 1730 erschienene Abhandlung zu den Tropen von Dumarsais eine erste Etappe für die *restringierte Rhetorik* darstellt. Weitere Marksteine dieser Reduzierung sind für ihn die knapp hundert Jahre später erschienenen Abhandlungen von Fontanier zu den Tropen (1821) und zu den Figuren (1827) und schließlich die schon erwähnte *Allgemeine Rhetorik* (1970) der Lütticher Gruppe μ. Dieser Prozess ist für Genette gerade auch im Strukturalismus durch eine innere Reduzierung (etwa bei Jakobson auf die Metapher und Metonymie) oder auf ein Erklärungsprinzip (wie z. B. die Synekdoche bei den Lüttichern) gekennzeichnet. Bemerkenswert ist, dass Genette trotz dieser Kritik in seinen späteren Arbeiten immer wieder auf Unterscheidungen der traditionellen Figuren- und Tropenlehre zurückgreift, um diese auf narrative Texte in konstruktiver Ausweitung anzuwenden (vgl. besonders seine Studie zur literarischen Metalepse 2004). Bemerkenswert ist jedoch vor allem, dass in *Communications 16* die einflussreichste moderne Abhandlung zur Rhetorik, die *Nouvelle Rhétorique* (1958), von Perelman/Olbrechts-Tyteca (vgl. Dominicy 2006; Eggs 2006) keine systematische Berücksichtigung findet und nur in einer von Lacoste besorgten bibliographischen Auswahl aufgeführt ist. Nun hat sich in Frankreich gerade dieser argumentationstheoretische Ansatz, der auch durch die linguistisch orientierten Arbeiten von Ducrot (1973) und Anscombre/Ducrot (1983) bestimmt wurde, auf allen Ebenen durchgesetzt. Nicht nur die Forschung zeitigte eine Fülle von Abhandlungen (Meyer 1993; Moeschler 1985; Plantin 1990; 2005), die sich oft selbst in die Tradition der Rhetorik stellten (Declerq 1992; Reboul 1991; Robrieux 2000), auch eine fast nicht mehr überschaubare Anzahl von praxisorientierten Abhandlungen und Lehrwerken sorgte für eine neue Ubiquität des rhetorisch-argumentativen Paradigmas: Neben Abhandlungen für bestimmte Berufsgruppen wie Manager oder Journalisten (Bellenger 1988; Nysenholc/Gergely 1991) sei hier noch auf einige Schullehrwerke (Lindenlauf 1990; Castéra 2001; Brighelli/Dobransky 2002) verwiesen wie auch auf die Tatsache, dass *Sprachliches Überzeugen und Argumentieren* seit mehreren Jahren fester Bestandteil schulischer Rahmenpläne ist.

2. Geschichte der Rhetorik: Ausdifferenzierung und schulische Omnipräsenz

Die Problematik der Abschleifungsthese zeigt sich schon darin, dass von den vier Kronzeugen – Ramus, Lamy, Dumarsais, Fontanier – nur Ramus eine Einschränkung der Rhetorik auf die Elokution und Pronuntiation propagiert hat. Lamy behandelt in seiner *Kunst des Überzeugens* (1676) noch alle Teile; Dumarsais will mit seiner Abhandlung keine Rhetorik schreiben, sondern – wie das schon aus dem Titel ersichtlich ist – eine Abhandlung *Über die Tropen* (1730), die er zudem als Teil der Grammatik begreift; ebenso will Fontanier ein *Handbuch zum Studium der Tropen* (1821) verfassen. Bei Ramus wird zudem oft übersehen, dass seine Einschränkung des Gegenstandsbereichs der Rhetorik wie schon bei Agricola von einer Rhetorisierung der Dialektik begleitet ist (vgl. Ong 1958; Vasoli 1999; Eggs 2001, 556 ff.). Da die ramistische Einschränkung der Rhetorik zudem eine marginale Position (vgl. Jarrety 2003, 40) darstellt und quer zum herrschenden Zeitgeist steht, lässt sich die These von einem *kontinuierlichen*, mit Ramus beginnenden Abschleifungsprozess nicht aufrechterhalten. In der Tat muss man für die Renaissance nicht von einer Reduktion, sondern umgekehrt von einer epochalen Neuentdeckung der Rhetorik sprechen, die sich in der Rhetorisierung der Kunst und vor allem der Poetik und Literatur (vgl. Meerhoff 1986; Jomphe 2000) zeigt. Diese Omnipräsenz der alten Rhetorik mündet Ende des 16. Jh. sogar in ein *Age de l'éloquence* (Fumaroli 1984). Die dieses Zeitalter der Beredsamkeit (1580–1650) bestimmende Eloquenz-Rhetorik, eine Synthese aus Cicero und Aristoteles, war durch einen „gelehrten gallikanischen Humanismus" (Fumaroli 1984, 432) bestimmt. Ihre Dominanz erklärt sich einmal daraus, dass sie von der intellektuellen, administrativen und christlichen Elite getragen wurde, und zum andern daraus, dass sie in ihren bestimmenden Grundzügen in den jesuitischen Schulen in der 1599 veröffentlichten *Ratio Studiorum Societatis Jesu* (Studienordnung der Gesellschaft Jesu) festgeschrieben wurde (vgl. Dainville 1968, 24 ff.; Demoustier/Julia 1997). Da sich auch Heinrich IV. gezwungen sah, im Edikt von Nantes 1598 ein den Jesuiten sehr nahe stehendes neo-ciceronianisches Erziehungsprogramm zu akzeptieren (vgl. Douay-Soublin 1992, 471 ff.; 501 ff.), werden schon zu Beginn des 17. Jhs. die Grundsteine für eine spezifisch französische Entwicklung gelegt, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die volle Rhetorik – in lateinischer Sprache vermittelt – fest im Erziehungssystem verankert bleibt. Auch mit der Vertreibung der Jesuiten (1762–1764) bestehen die *classes de rhétorique* [Rhetorikklassen] weiter, wenn auch von anderen Orden, staatlichen oder privaten Einrichtungen geleitet. Sie müssen zwar während der französischen Revolution kurz der *Allgemeinen Grammatik* Platz machen, werden dann aber schon unter Napoleon (1802) und dann besonders mit der Restauration (1815) wieder fester Unterrichtsbestandteil in den Abschlussklassen an französischen Gymnasien. Die Bedeutung der Schulrhetorik für das 19. Jh. lässt sich allein schon daran erkennen, dass über hundert Schulbücher zur Rhetorik in dieser Zeit veröffentlicht wurden. Erst mit den Schul- und Unterrichtsreformen der III. Republik (1880–1902) verschwindet die Rhetorik endgültig aus den Lehrplänen (Douay-Soublin 1999, 1079 f.; 1114 ff.; 1129 ff.; 1148 ff.).

Nun wäre es falsch, aus dieser schulischen Omnipräsenz der Rhetorik auf ihre gesellschaftliche oder literarisch-ästhetische Dominanz zu schließen. So ist nach Molino (1980, 190) das 19. Jh. durch eine Spaltung dreier Kulturen, nämlich „der avantgardistischen Literaturproduktion, der Wissenschaft und der Erziehung", gekennzeichnet. Nur für den

letzten Bereich kann man von einer Allgegenwart der Rhetorik sprechen. Die Rhetorik hat freilich – sicher unterschwellig – gerade auch die Avantgarde (Baudelaire, Rimbaud) beeinflusst. Im 18. Jh. bildet die Rhetorik noch ein Referenzsystem, auf das man sich wie etwa der Rektor der Pariser Universität, Gibert, bezieht oder gegen das man sich als Aufklärer mehr oder weniger radikal abgrenzt: So unterscheiden sich die Aufklärer Diderot und Marmontel, beides Jesuitenschüler, beides intime Kenner der klassischen Literatur, Rhetorik und Poetik, darin, dass der Erneuerer Diderot die alte Rhetorik und Poetik zu einer modernen Ästhetik *neu organisiert*, während der konservative Marmontel innerhalb des Tradierten verbleibt und die alte Rhetorik nur *neu arrangiert*. Dass die klassische Rhetorik und Poetik zum selbstverständlichen kulturellen Wissensbestand der Elite gehörte, zeigt sich gerade auch an der *Enzyklopädie* von Diderot und d'Alembert (1751): Einerseits versteht sie sich als antirhetorisch, andererseits aber enthält sie eine Fülle von Artikeln zur Rhetorik und Poetik. Freilich braucht man, um gut zu reden und zu schreiben, das sagt d'Alembert mit allem Nachdruck im Artikel zur *élocution*, keine Anleitungen oder Vorschriften von irgendeiner Kunst und schon gar nicht von der Rhetorik.

Im 17. Jh. war die Rhetorik hingegen nicht nur fest im Erziehungssystem verankert und als kultureller Wissensstandard etabliert, sondern auch noch verbindliches Bezugssystem für kulturelles und soziales Handeln: Der *honnête homme* des 17. Jhs. versteht sich als Teil der kulturellen Elite, die in der ciceronianisch-humanistischen Eloquenz-Rhetorik Einheit von Sprechen, Denken und sittlichem Verhalten realisiert sieht: *bien parler*, gut reden, setzt das *bien penser*, das richtige und rechte Denken voraus, beide können ohne *sagesse pratique*, also ohne *Sapientia* und *Phronesis*, nicht recht und richtig realisiert werden (vgl. Fumaroli 1984, 427 ff.; Beugnot 1999, 547 ff.). Äußeres Anzeichen des Niedergangs dieses rhetorischen Zeitalters ist die um 1675 sich abzeichnende *Querelle des Anciens et des Modernes,* in dem die *Neuen* (Charpentier, Perrault, Fénelon) gegen die *Alten* (Boileau, Racine, La Bruyère) die normbildende Funktion der Antike in Frage stellten (vgl. Kapp 1999, 747 ff.; Lecoq 2001). Für die Geschichte der Rhetorik wesentlicher sind jedoch die *internen* Veränderungen, welche die Rhetorik mit diesem Niedergang erfahren hat. Allgemein zeigen sich diese Veränderungen in der Neugewichtung und Zentralität der *Sitten* (*mœurs*) und besonders der Affekte (*passions*) sowie in der gleichzeitigen Abwertung der *Argumentation* und der *Invention* (bzw. der sie gründenden *Beweistopik*). Die damit verbundene tendenzielle Loslösung der Elokution und der Disposition von der persuasiven Zweckbindung führt in letzter Instanz nicht nur zu einer völlig neuen Bestimmung der rhetorischen *Persuasion* selbst, sondern auch zur Auflösung der Rhetorik als gesellschaftlich und kulturell relevante Wissensform.

3. Schulrhetorik, jesuitische Beweistopik, Niedergang der Beweistopik

Die jesuitische Schulrhetorik ist in mehreren Hinsichten konservativ: Latein bildet die Unterrichtssprache, die Referenztexte werden vornehmlich aus der griechischen und lateinischen Antike entnommen und das alte Rhetorikgebäude, wie es in der *Rhetorik* (1569) von Soarez ausgeschrieben wurde, bleibt im Wesentlichen verbindlich. Sicherlich reagiert die jesuitische Schulrhetorik seismographisch auf gesellschaftliche Veränderun-

gen: So sieht Dainville (1968, 29) in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. in der nicht mehr exemplarischen, sondern theoretischen Erarbeitung der Regeln einen *Einfluss des cartesianischen Denkens* und zeigt, dass auch Ethos und Pathos − vermittelt über die großen theoretischen Abhandlungen von Caussin (1619) und Pelletier (1641) (vgl. Kehrli 1976; Fumaroli 1984, 279 ff.; 343 ff.; Campbell 1993) − eine größere Berücksichtigung finden. Dem entspricht, dass de Jouvancy in seiner *De ratione discendi et docendi* (1692/1703), einer Erweiterung der ersten jesuitischen Studienordnung von 1599 hinsichtlich der an den *Lehrenden* zu stellenden Anforderungen, betont: „Man muss neben den Beweisen, die den Geist erhellen, die Affekte (*passions*) erwecken […]. Dazu ist es von außerordentlichem Nutzen, wenn man die Sitten (*mœurs*) der Menschen und die Regungen der Seele kennt" (Dainville 1968, 30). Dem entspricht auch, dass de Jouvancy in seinem rhetorischen Lehrwerk *De Candidatus Rhetoricae* (1710) die Elokution zuerst behandelt, da die Affekte der Zuhörer vor allem durch Sprache erweckt werden. Auch Colonia stellt in seiner *De Arte Rhetorica* (1705), die im Laufe des 18. Jhs. immer mehr die Rhetorik von Soarez (1569) (vgl. Flynn 1957; Sermain 1999, 884 ff.) ersetzen wird, die Elokution voran. Dennoch bleiben diese Rhetoriken trotz einer gewissen Umgewichtung hin zu Ethos, Pathos und Stil noch ganz im Rahmen der alten Rhetorik. Dass es sich hier letztlich um eine Marge innerhalb eines rigiden Rahmens handelt, zeigt sich darin, dass es auch immer orthodoxe Gegenbewegungen gab. So widmet etwa der in Kanada tätige Pater Leguerne in seiner handschriftlich überlieferten *Rhetorica* (1768/69) der Elokution nur zwei von knapp vierhundert Seiten, ausführlicher werden die Affekte behandelt, im Zentrum stehen jedoch die *Disposition* und vor allem die *Invention*, für Leguerne die wesentlichen rationalen Teile der Rhetorik, die er gegen die *schale und leere Eleganz* ausspielt. Letztere wird von jenen angestrebt, die mehr an der *schönen Sprache* als an der *Substanz* interessiert seien (vgl. Bernier 1998; 2006). Wie konservativ die jesuitische Schulrhetorik ist, zeigt sich nun darin, dass sich Leguerne genau an die Darstellung der Beweistopik bei Soarez hält. Diese Beweistopik soll im Folgenden genauer skizziert werden − nicht nur, weil sie noch im 19. Jh. Unterrichtsgegenstand war und nicht nur, weil sie sowohl bei Vertretern der Abschleifungstheorie als auch bei ihren Gegnern *idealisiert* wird, sondern vor allem deshalb, weil sie aufgrund ihrer Inkonsistenzen wesentlich zur Auflösung der alten Rhetorik beigetragen hat.

Leguerne hält sich nicht nur an die Einteilung und Bezeichnung, sondern auch an die Reihenfolge der sechzehn intrinsischen und sechs extrinsischen Topoi (*loci intrinseci vs. extrinseci*) bei Soarez, der sich auf Ciceros *Topica* (1993) bezieht. Soarez' Liste (1569, I, 13) der intrinsischen Topoi (*definitio, enumeratio, notatio, coniugata, genus, forma (species), similia, dissimilia, contraria, adiuncta, antecedentia, consequentia, repugnantia, causae, effecta, comparatio*) ist identisch mit der Ciceros (vgl. 1993, 6−71). Die *enumeratio* entspricht bei Aristoteles (1958) dem Topos der Zerlegung (*divisio*) eines Problems in seine Teile, die *notatio* dem Topos aus der Etymologie und die *coniugata* dem Topos aus den Wortableitungen; die *comparatio* umfasst die *a fortiori*- und die *a pari*-Schlüsse. Bei den extrinsischen Topoi (*Präzedenzfälle, Gerüchte, Foltern, Urkunden, Eidesleistung, Zeugenaussagen*) bezieht sich Soarez auf Quintilians (1988 − 5, 1, 2) Sechserliste. Bei Aristoteles gehören diese extrinsischen Beweismittel *nicht* zu den rhetorischen, vom Redner herzustellenden Beweise. Damit wird schon bei Cicero (1993) der Begriff des *Topos* (bzw. des *locus*), der sich ursprünglich nur auf die vom Redner zu berücksichtigenden *sprachlich-logischen* Verfahren bezog, so weit verallgemeinert, dass er auch im Sinne von *Suchformel* (Lausberg 1990) verstanden werden kann. Gleichzeitig wird damit eine Verwechs-

lung von *Argument* (basiert auf intrinsischen Topoi) und (nicht durch die Rede hergestelltem) *Beweis* nahe gelegt. Diese Verwechslung entsteht auch dadurch, dass das gleiche Phänomen oft als extrinsisch und intrinsisch behandelt wird − so kommt z. B. der extrinsische Präzedenzfall auch als intrinsischer Topos, nämlich als *a pari*-Argument in den Blick. Quintilian hatte diese Verwechslung noch vermieden, da er die extrinsischen Mittel − wie schon Aristoteles (vgl. 1976 I, 2 1355b) − nicht als *loci,* sondern als atechnische Beweismittel (*probationes inartificiales*) begreift. Die ciceronianisch-jesuitische *Entlogisierung* des Topos-Begriffs wird nun in den jesuitischen Rhetoriken dadurch weiter getrieben, dass die *adiuncta*, die Begleitumstände, die Cicero noch als Sachverhalte verstand, die vor, mit oder nach dem behandelten Fall (*ante rem, cum re, post rem*) verbunden sind, im Sinne der rhetorischen Frageformel *Wer, was, wo, mit welchen Hilfsmittel, warum, wie, wann?* (*quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando*) umdefiniert werden (zuerst bei Caussin 1619 (vgl. Feigenbutz 1997, 301)). Ideengeschichtlich bedeutet dies, dass die *rhetorischen* (d. h. nicht-logischen) Topoi, die Cicero in seiner Frühschrift *De Inventione* unterschieden hatte, in das Gerüst der *dialektisch-logischen Topoi* der *Topica* eingefügt werden. Cicero und nach ihm Boethius (vgl. Eggs 2001, 494 ff.) hatte diese rhetorischen, personen- bzw. tatbezogenen Topoi, die man als eine Theorie kriminellen Handelns begreifen kann, auf der Basis der Gerichtsrede entwickelt. So kann man bei einem Verbrechen Gesichtspunkte, die die *Person* des Täters (Lebensführung, sozialer Status, Habitus, Äußerungen usw. − *wer?*) von jenen, die die *Tat* (Art der Tat − *was?* Ursachen/Motive − *warum?* Zeit und Ort − *wann und wo?* Art des Vollzugs der Tat und benutzte Mittel − *wie und mit welchen Mitteln?*) betreffen, unterscheiden. Diese Fragen allein können offenbar kein Argument begründen. Besonders deutlich wird diese Entlogisierung in der Behandlung der *antecedentia, consequentia, repugnantia*, die Cicero selbst als „Örter der Dialektiker" (d. h. Logiker) bestimmt und wie die Stoa als logisch gültige Schlussregeln formuliert. Gemeinsames Merkmal dieser drei Topoi ist für Cicero ihr konditionaler Charakter (Cicero 1993, 53−55). So entspricht etwa ein Schluss *ex antecedentibus* dem Modus *ponens* und ein Schluss *ex consequentibus* dem Modus *tollens*. Dadurch, dass in der jesuitischen Tradition die Konditional-Topoi entlogisiert werden − d. h. die *antecedentia* und *consequentia* werden rein zeitlich als vor bzw. nach dem fraglichen Sachverhalt liegend und die *repugnantia* als bloß gegensätzlich verstanden −, wird ihr Unterschied zu den *adiuncta* (bzw. den Topoi aus den Ursachen (*causae*) oder Wirkungen (*effecta*)) und den *contraria* verwischt. (vgl. Feigenbutz 1997, 39 ff.; 306 ff.; 319 ff.). Trotz dieser vielfältigen Inkonsistenzen bleibt dieses System nicht-hinterfragbarer Kanon der jesuitischen *Invention*-Lehre. Nur bei den extrinsischen Topoi war besonders in der Phase der „geistlichen Sophistik" (*sophistique sacrée*) zu Beginn des 17. Jh. (vgl. Fumaroli 1984, 257 ff.) ein relativ großer Spielraum gegeben: So fügt etwa Pelletier (und nach ihm Volcano (1687); vgl. Feigenbutz 1997, 332 ff.) in seinen *Reginae Palatium Eloquentiae* (1652) zum alten Kanon das Exemplum, die Sentenz, die Hieroglyphen, die Emblemata und das Rätsel hinzu, allesamt legitimiert durch Ciceros Hinweis, dass alle extrinsischen Topoi als eine Form der *Zeugenschaft* (*testimonium*) verstanden werden können. Caussin geht noch einen Schritt weiter, indem er diese Topoi streicht und durch *Quellen der Invention* (*fontes inventionis*) ersetzt, denen er neben den bei Pelletier genannten noch die Geschichte, die Autorität der Alten und die Heilige Schrift zurechnet, womit er sich beim Rhetorikpapst des 18. Jhs., Gibert, den Vorwurf einhandelt, er „habe seinen Stoff weder gut begriffen noch gut verarbeit" (Gibert 1725, 263).

Dass die jesuitische Beweistopik auch für die nicht-schulische Rhetorik einen kanonischen Charakter hatte, zeigt sich daran, dass sich Lamy in der *Art de parler* (1676) in

seiner kurzen Darstellung der *lieux communs* auf dieses System beziehen muss – wobei er freilich konsequenterweise die drei logischen Topoi (*antecedentia, consequentia, repugnantia*) als rhetorische umdefiniert. Die beiden Ersten bestimmt er temporal als ‚vor bzw. nach der Sache liegend' und schlägt sie den adiuncta zu, die er als „Umstände" (circonstances) bezeichnet, die *repugnantia* versteht er konkret als Dinge, die nicht miteinander vereinbar sind (Lamy 1676, 280 ff.). Nach einer ebenso kurzen Darstellung der für die einzelnen Redegattungen spezifischen Topoi betont er dann aber, dass diese topische Methode völlig unbrauchbar sei, da ein Redner, der keine intime Kenntnis der zu behandelnden Sache hat, damit nicht zu deren „Kern" vordringen kann und somit notwendig an der „Oberfläche der Dinge" verhaftet bleibt (Lamy 1676, 289). Mit dieser Kritik übernimmt er die Einschätzung der Logik von Port-Royal (1660/83), deren Autoren – Arnauld und Nicole – dezidiert bestreiten, dass man für eine sachlich adäquate Darstellung und Argumentation auf die Topoi zurückgreifen muss. Diese ergibt sich, wie die Autoren in Anlehnung an Descartes (und vor ihm Galileo, vgl. Hallyn 1999) ausführen, allein aus „der Natur und der aufmerksamen Betrachtung des zu behandelnden Gegenstands" (Arnauld/Nicole 1683, 295). Diese „Krise der Invention" (Declercq 1999, 633) zeigt sich gerade auch bei Rhetoriken, welche noch die *Invention* als festen Bestandteil betrachten. So kürzt etwa der Abbé de Bretteville die *intrinsischen Topoi* auf sechs (Definition, Ursachen, Wirkungen, Umstände (mit den Frageformeln zur Person und Sache), Teilung (division) und die comparaison (Bretteville 1789, 12–33)) – womit er sich zugleich auch der *dialektisch-logischen Topoi* entledigt. Dafür behandelt er ausführlich die *extrinsischen Topoi*, denen er, eine Art Nachklang zu Caussin und Pelletier, für die christliche Rhetorik die ganze Kirchentradition, die scholastische Theologie und Morallehre, aber auch die religiöse Meditation und das Gebet hinzufügt (Bretteville 1789, 34–80). Den umgekehrten Weg des Auffüllens geht Bary in seiner hochgradig eklektischen *Rhétorique françoise* (1665), einer Art Anweisungsrhetorik für feinere Gesellschaftsschichten. Dies erklärt die Fülle der nicht-literarischen Beispiele. So übernimmt Bary zwar die ramistische Grobeinteilung der Topoi in *cause*, *sujet/adjoint*, *comparaison*, *opposition* (Ursache, Subjekt, Entgegengesetztes, Verglichenes), fächert sie aber in der Einzeldarstellung breit aus – vielfach unter Rückgriff auf die ciceronianisch-jesuitische Tradition. (Bary 1665, 33–76) Der Advokat Le Gras schließlich nimmt in seiner *Rhétorique françoise* (1671) eine signifikante Umgewichtung vor: Die *Disposition* rückt qualitativ und quantitativ ins Zentrum (Bary 1665, 88–173), die *Invention* wird nur noch auf wenigen Seiten in einem knappen Überblick zusammengefasst (Bary 1665, 55–65), was Le Gras damit rechtfertigt, dass deren allgemeine Gesichtspunkte eigentlich nur dazu dienen, „die jungen Leute einzuüben" (Bary 1665, 51). Diese Krise der *Invention* legt zwei Lösungen nahe: Einmal eine Neu-Bestimmung der Überzeugung innerhalb der Rhetorik, zum andern eine Beschreibung von Texten und Diskursen außerhalb der Rhetorik –, was auf eine Entkoppelung der *Invention* und *Persuasion* von der Kunst der Rede hinausläuft.

4. Neubestimmung: Zwei Formen der Emotionalisierung

Die Rede von den „moralpädagogischen und psychologischen Grundlagen" (Wloka 1935) der Rhetorik des 17. und 18. Jhs. ist sicher gerechtfertigt, nicht aber differenziert genug. So hat die von Lamy gemeinte subjektive Emotionalität nichts mit der von Gibert

(1662–1741) propagierten Emotionalisierungstechnik zu tun. Gibert, Präsident der Universität von Paris und letzter großer Vertreter der Eloquenzrhetorik, versuchte, deren Daseinsberechtigung und Relevanz durch eine ausschließliche Bindung der *Persuasion* an Ethos and Pathos zu begründen. Sicher, auch die Rhetoriken von Bretteville und Bary akzentuieren Ethos und Pathos, die alte Dreierformel wird jedoch nicht in Frage gestellt: *Persuasion* entsteht durch Logos, Ethos und Pathos bzw. durch *convaincre, plaire, toucher* (vgl. Kibédi-Varga 1970, 21 f.). Genau hier bricht Gibert durch eine klare Trennung der *conviction* von der *persuasion* mit der Tradition. Die sachliche und argumentative Richtigkeit ist für die öffentliche Rede nicht brauchbar. Nur in den Künsten und Wissenschaften wird sie ‚*rational* überzeugen' (*convaincre*), in der öffentlichen Rede muss man auf Ethos und Pathos zurückgreifen um ‚die Herzen und Gemüter umzustimmen' (*persuader*); und dies geschieht vor allem durch die *amplification*. (Gibert 1730, 28 ff.; 108 ff.; 198 ff.; 256 ff.; vgl. Sermain 1999, 886 ff.) Gibert teilt damit mit seinen Vorgängern die Ablehnung der Beweistopik („Was kann es Langweiligeres und Ermüdenderes geben?") und betont mit seinen Vorgängern – unter Rückgriff auf das Dreigestirn Aristoteles, Cicero, Quintilian –, dass „die einzige und wirkliche Quelle der Argumente die Kenntnis der behandelten Sache ist" (Gibert 1730, 102 ff.). Freilich: Dies gilt nur für Argumentationen vor einem Fachpublikum. Das nicht-gebildete, gemeine Publikum wird man nur überzeugen (*persuader*), wenn man geschickt ihre Wertvorstellungen und ihre Affekte anzusprechen weiß. Damit hat Gibert nicht nur die Entlogisierung der Rhetorik festgeschrieben, sondern auch wesentlich zu ihrer *Entsachlichung* beigetragen. Sermain (1999, 887) hat deshalb zu Recht darauf hingewiesen, dass dieses *Persuasionsmodell* „unterschwellig" der „Logik der religiösen Beredsamkeit" folgt.

Das Pathos, bei Gibert bloßes Mittel der *Persuasion*, wird im *Traité philosophique et pratique d'éloquence* (1728) von Buffier zu einer *intersubjektiven Kommunikationsform*. Auf den ersten Blick scheint Buffier einer *Emotionalisierungstechnik* das Wort zu reden, wenn er in der *Wiederholung* ein probates Überzeugungsmittel sieht, wirkt diese doch wie „die mehrfach wiederholten Schläge eines Hammers", die „ein Eisenstück unmerklich zu biegen und zu zerbrechen vermögen". Wird die Wiederholung in der Rede nicht eingesetzt, werden wir nicht berührt und „frappiert" (Buffier 1728, 112; 119). Die Wiederholung wirkt jedoch nur, wenn die *Variation* gewährleistet ist. Diese hat bei Buffier nicht bloß eine Schmuck-, sondern eine epistemologische Funktion. Die Wiederholung versteht er nämlich als *Exposition*, die eine Sache „unter ihren verschiedenen Facetten und Aspekten" (Buffier 1728, 95) zeigt (vgl. Sermain 1999, 889 f.). Nur so kommt die Wahrheit einer Sache zum Vorschein. Wenn nämlich eine Rede langweilt und keinen Eindruck hinterlässt, dann liegt das daran, dass die Sache nicht „in dem, was sie für sich ist," und „in all ihren Erscheinungsformen" (Buffier 1728, 97) aufgezeigt wurde. Von hier aus erklärt sich seine kühne Analogie, wonach „die Expositionen in der Beredsamkeit" das gleiche seien wie die „Meditationen in der Philosophie" (Buffier 1728, 96). Damit entkoppelt Buffier Beredsamkeit und Rhetorik. Letztere definiert er als „Kunst, das zu sagen, was zum Überzeugen nötig ist"; sie bewirkt in der Seele der anderen einen „Eindruck der Überzeugung" (*persuasion*); die Beredsamkeit aber ist „die Gabe (*talent*), durch den Gebrauch der Rede in der Seele der anderen einen Eindruck (*impression*) des Gefühls oder der Regung, die wir auszudrücken trachten, zu hinterlassen" (Buffier 1728, 6 ff.). Beredsamkeit zeigt sich spontan und natürlich, oft nur in einer Geste, die das Gemeinte blitzartig anzeigt, Rhetorik verlangt Vorbereitung, angemessene Anordnung und Wortwahl – „kurz: Rhetorik etabliert Regeln, […] die Beredsamkeit ist aber Anfang und

Quelle der Regeln“ (Buffier 1728, 10). Diese Theorie der empathisch-luziden Beredsamkeit, die von der Natur gegeben ist, ist nicht nur bemerkenswert, weil sie die Auffassung der *Philosophes* und Enzyklopädisten vorwegnimmt, sondern vor allem, weil sie im Hinblick auf die Beweistopik eine radikale Umorientierung darstellt. So betont Buffier zwar, dass die Exposition der topischen *enumeratio partium* entspricht. Dort diente dieses *logische* Verfahren freilich dazu, ein Argument zu finden, hier ist es ein psychologisch-epistemisches *Stilprinzip*, das den Hörer beeindrucken soll.

5. Neue Rhetorik bei Lamy: Kunst der Rede vs. Kunst des Überzeugens

Die Zentralität des Pathos bei Gibert und Buffier ist wesentlich von Lamy bestimmt. Vereinfachend lässt sich sagen, dass Buffier die eigentliche, von Lamy in der *Kunst des Redens* entwickelte Auffassung übernimmt, während Gibert der *Kunst des Überzeugens* folgt. Dass es Lamy um eine Theorie der Beredsamkeit, genauer: um eine *allgemeine Theorie des Redens und Kommunizierens in Wort und Schrift* geht, betont er selbst: „Dieses Werk richtet sich nicht bloß an Redner, sondern allgemein an alle, die reden und schreiben, die Dichter, die Historiker, die Philosophen, die Theologen“ (Lamy 1676, Vorwort). Dies erklärt, dass er seiner *Rhetorik* in den ersten Auflagen den Titel *De l'art de parler* gegeben hat (vgl. Behrens 1980, 53 ff.). Erst in den Ausgaben ab 1688 lautet der Titel *La Rhétorique, ou l'Art de parler*. Die alte Rhetorik wird in allen Auflagen in einem Zusatzkapitel unter dem Titel *De l'art de persuader* kurz abgehandelt. Dem entspricht der Aufbau: Das I. Buch stellt zunächst die wesentlichen Aspekte einer Sprach- und Grammatiktheorie vor (die im Wesentlichen der *Grammatik* und *Logik* von Port-Royal folgt), verbleibt aber mit der Forderung nach sprachlicher Richtigkeit, der natürlichen Ordnung und der normativen Orientierung am Sprachgebrauch der Elite ganz im Rahmen der lateinischen, insbesondere quintilianischen Rhetorik; neu ist die starke Akzentuierung der *Subjektivität*: Die Rede soll nicht nur unsere Gedanken, sondern auch unsere *Gefühle* ausdrücken. Diese emotionale Subjektivierung wird im II. Buch noch dadurch pointiert, dass Lamy die wortübergreifenden Techniken, die traditionell als *Sinn-, Satz-* oder *Affektfiguren* bezeichnet werden (Exklamation, Ellipse, Wiederholung, Hypotypose usw.), als unmittelbaren Ausdruck unserer psychischen Zustände bestimmt: „Man liest auf dem Gesicht eines Menschen, was sich in seinem Herzen bewegt. […] Das Feuer in seinen Augen, das Stirnrunzeln, der Wechsel seiner Gesichtsfarbe sind *evidente* Markierungen von außergewöhnlichen Regungen seiner Seele“ (Behrens 1982, 148). Genauso wie diese Markierungen auf dem Körper sind die Redefiguren, welche „die Seele, wenn sie erregt ist, benutzt“ (Lamy 1676, 82). Das gilt besonders für Versmaß und Rhythmus im Gedicht und allgemein für die Intonation: Zwischen diesen und „unserer Seele besteht nämlich eine wundersame Sympathie“. Ein „wehmütiger Ton ruft Traurigkeit hervor“ (Lamy 1676, 193). Das Nachfühlen der psychischen Regungen im Andern erklärt er mit Descartes als rein physiologischen Mechanismus: Eine bestimmte Figur oder Intonation bewegt die *Lebensgeister* in unserem Körper auf eine bestimmte Weise. Diese transportieren diese Information zu unserer Seele, die dann in den entsprechenden emotionalen Seelenzustand versetzt wird (Lamy 1676, 192 ff.). Aus diesen Bestimmungen folgt nicht nur, dass intersubjektive Kommunikation immer auch körperlich ist, und

nicht nur, dass *der Redner selbst* bestimmte Emotionen durch Gestik, Mimik, Intonation und Redefiguren ausdrücken muss, damit der Andere seinen Gemütszustand nachfühlen und nacherleben kann, sondern auch, dass die Emotionen − wie die Wahrheit − unmittelbar *evident* sind. Mehr noch: Dieses Modell unterstellt, dass man echte Gefühle nicht vortäuschen kann.

Auch die Tropen sieht Lamy als Ausdruck *subjektiver Erfahrung*, da wir mit ihnen „all die verschiedenen Aspekte, unter denen sich der Geist dieselbe Sache vorstellen kann", zum Ausdruck bringen. Deshalb kann die „Vorstellung einer Sache durch den Namen von all jenen Sachen, mit denen diese irgendwie verknüpft ist, hervorgerufen werden" (Lamy 1676, 57 f.). Ein zugleich ästhetischer Aspekt subjektiven Empfindens wird von Lamy im II. Buch zur Pronuntiation betont: Die Rede muss gefallen (*plaire*) und angenehm (*agréable*) sein; dies wird jedoch nur erreicht, wenn die Redemittel mit Vorsicht und Vernunft (*prudence*) eingesetzt werden (vgl. Lamy 1676, 145 ff.; 151 ff.). Die hier schon anklingende Kategorie des *Geschmacks* erhält dann im IV. und letzten Buch über den Stil immer schärfere Konturen. Der gute Stil verlangt zunächst wie beim Maler eine gute Vorstellungskraft (*imagination*), die von der behandelten Sache ein klares Bild liefert: „Die Rede ist nämlich nichts anderes als die Kopie des *Tableau*, das der Geist sich von den Dingen bildet, über die er reden muss" (Lamy 1676, 210). Der Gedanke, dass die Rede ein *Abbild* der Gedanken ist, wird im 17. und 18. Jh. zur zentralen Denkfigur. Gedankliches Bild und sprachliches Abbild sind zweitens der Sache nur dann *angemessen* (womit Lamy die traditionelle Kategorie des *aptum* übernimmt), wenn sie durch eine *justesse d'esprit* [‚das richtige geistige Augenmaß'] bestimmt sind. Ein *esprit juste*, ein Mann mit Augenmaß, „weiß wohl all das zu unterscheiden, was man sagen und was man verschweigen muss; [...] er erweitert oder er verkürzt seinen Diskurs je nachdem, was die Sache und der Anstand verlangen". Hinzu kommen muss drittens eine „gewisse *délicatesse*", über die der *esprit fin*, der Mann mit feinem Geschmack verfügt, der selbst die „verborgenen Winkel einer Sache" durchdringen und beleuchten kann (Lamy 1676, 219). Dieses Prinzip des *rechten Augenmaßes*, in dem sich Imagination, Finesse und Affektivität zusammen mit einem *Esprit de justesse* verdichten, ist das der *Kunst der Rede* von Lamy zu Grunde liegende Prinzip des guten Stils und Geschmacks. Mit diesem *Esprit de justesse* ersetzt Lamy das *Iudicium*-Prinzip der Lateiner, nach dem allein die *Urteilskraft* des Redners der Garant für die optimale Wahl der für eine gegebene Redesituation auszuwählenden Rede- und Stilmittel ist (zum Prinzip der optimalen Wahl vgl. Eggs 2005, 1208 ff.; 1227 ff.; 1292 ff.). Ganz in der Tradition verbleibt Lamy hingegen mit der Unterscheidung in drei Stilebenen (*sublime, médiocre, simple*) und von länderspezifischen Stilformen wie dem attischen oder asianischen Stil wie auch mit der Korrelierung von Rede und Charakter, eine schon in der Antike gängige Auffassung (vgl. Müller 1981, 9 ff.). Die Korrelierung von Rede und Charakter bzw. von Rede und Nation ist schon bei Aristoteles im Begriff des Ethos verdichtet: In einer Rede kommt gleichermaßen das subjektive Ethos (Habitus, Charakter) wie objektive Ethos (Geschlecht, Lebensalter, Status, Nationalität) zum Ausdruck bzw. soll dies tun (vgl. Hellwig 1973, 251 ff.). Auch Lamy betont, dass die Rede nicht nur den „Charakter der Seele" (*caractère de l'âme*) und die „Stimmung" (*humeur*) des Redners ausdrückt, sondern auch den *Stil* eines Landes (der vor allem auf sein Klima zurückzuführen ist) oder einer Epoche. Wesentlich ist jedoch, dass Lamy diesen Stilbegriff auf *alle* Texttypen anwendet, denen damit ein je spezifischer *Stil und Geist* zukommt (vgl. Lamy 1676, 234 ff.). Damit hat die *Kunst des Redens* den Boden der alten Rhetorik verlassen. Diese behandelt Lamy, wie betont, im

Anhang kurz als *Kunst des Überzeugens* (*L'art de persuader*). Die getrennte Behandlung der Kunst des Redens und der des Überzeugens versteht er zu Recht als *Neue Rhetorik*. Daraus folgt nun nicht bloß, dass für (oder nach) Lamy sprachliche Richtigkeit, angemessene Darstellung, Stil oder Rede- und Textformen *für sich* behandelt werden können, sondern vor allem auch, dass sie ihre funktionale Bindung an den rhetorischen Redezweck, eben das Überzeugen, verlieren. Aus der rhetorischen Überzeugungsstrategie wird so eine „Strategie emotionaler Authentizität" (Sermain 1985, 30).

Die Lamysche Abwertung der alten Überzeugungsrhetorik bezieht sich jedoch nur auf die Beweistopik. Beim zweiten Überzeugungsmittel, dem Ethos, bleibt der Kirchenmann Lamy hingegen ganz dem ciceronianischen *vir bonus*-Ideal verpflichtet (vgl. Lamy 1676, 294 ff.). Das dritte Überzeugungsmittel, die Erregung des Pathos, versteht Lamy als psychagogische Therapie, die deshalb nicht manipulierend ist, weil sie die Unbelehrsamen und in Sünde Lebenden zur Wahrheit führt. Affekte sind für Lamy „an sich gut", nur ihr *dérèglement*, ihr übermäßiger, ungezügelter und ausschweifender Gebrauch, ist zu tadeln (Lamy 1676, 309). Da die in Leidenschaft und Sünde Lebenden in der Regel unbelehrbar und rationaler Überzeugung nicht zugänglich sind, müssen sie durch eine Art homöopathische Schocktherapie auf den rechten Weg zurück geführt werden: „Es würde mir keinerlei Schwierigkeiten machen, einem galanten Frauenzimmer eine Abscheu für die Schminke beizubringen, damit sie begreift, dass nichts mehr das Gesicht verunstaltet als die Schminke" (Lamy 1676, 312). Eine andere Strategie ist, den Affekt des *Staunens* zu erwecken, der etwa auch der *Verachtung* und der *Bewunderung* (Erstaunen über das Zuwenig bzw. das Zuviel) zu Grunde liegt. Daraus ergibt sich die Lamysche Aporie, dass Gefühle in der *Kunst des Redens* als genuine Ausdruckformen emotionaler Subjektivität und körperlich vermittelter, empathischer Intersubjektivität gesehen werden, während sie in der *Kunst des Überzeugens* wie bei Gibert als *emotionale Persuasionstechniken* instrumentalisiert werden. Wie sehr sich diese beiden Formen auch immer unterscheiden mögen: Beide implizieren eine Fokussierung auf rednerische *actio* und *pronuntiatio*, durch die allein Affekte unmittelbar ausgedrückt werden können. Dies erklärt, dass in der Epoche von Lamy bis Gibert auch selbständige Abhandlungen zur rhetorischen Inszenierung (vgl. Le Faucheur 1657; Bary 1679) erschienen sind, die sich dann im 18. Jh. immer mehr hin zu eigenständigen Untersuchungen der schauspielerischen *Deklamation* entwickelten. (vgl. Rémond de Sainte-Albine 1747; Riccoboni 1750).

6. Gattungsstile, ingeniöse Konversation, Sprachanalyse

Der große Einfluss von Lamy erklärt sich auch daraus, dass er mit seiner *Kunst des Redens* ohne persuasive Zweckbestimmung wie auch mit dem Konzept des *Stils* einer Person, einer Epoche oder einer Nation zwei weitere für das 17. und 18. Jh. wichtige Traditionsstränge aufgreift. In der Tat bilden sich Ende des 17. Jhs. Ansätze heraus, welche die Text- und Diskursformen ohne rhetorische Orientierung zu beschreiben suchen. Hier lassen sich noch eher traditionelle Ansätze der Beschreibung von Gattungs- und Redestilen gegen sprachwissenschaftliche Ansätze abgrenzen. Zur ersten Gruppe gehört die Abhandlung von Renaud (1697), der eine breit gefasste normative Gattungsstilistik entwirft, die nicht nur die in der traditionellen Rhetorik und Poetik verwalteten Gattungen, sondern auch den Stil der didaktischen Unterweisung, der wissenschaftlichen

und der philosophischen Abhandlung und der Konversation behandelt. Dabei wendet er das in Rhetorik und Poetik etablierte Kriterium des *aptum* an: Jede dieser Rede- und Diskursformen muss der Sache, dem Redezweck und dem Publikum *angemessen* sein. Dabei stellt Renaud ganz im Sinne der *doctrine classique* (unter Berufung auf Boileaus klassizistische *Art poétique* (1674)) immer das Moment der *bienséance* in den Vordergrund. Prototyp ist der Dichter, der die „vollendete Regelmäßigkeit" und die „Strenge des Philosophen" mit „dem Anstand, der Schamhaftigkeit und der Schicklichkeit" (*honnêteté, pudeur, bienséance*) (Renaud 1674, 241) zu verbinden weiß. Doch das eigentliche Anliegen Renauds sind unverkennbar der *style délicat* und vor allem der *style ingénieux* (vgl. Renaud 1674, 407 ff.; 429 ff.), die er bezeichnenderweise nach den übrigen Gattungsstilen erörtert. Der *style délicat* entspricht der Lamyschen *délicatesse*, die Bestimmung des *style ingénieux* übernimmt er voller Bewunderung von Bouhours. „Der ingeniöse Stil", so formuliert Renaud entsprechend der Denkfigur der Sprache als Abbild der Gedanken, „bildet sich aus ingeniösen Gedanken" (Renaud 1674, 430). Der Jesuit Bouhours (1628−1702) hat mit zwei eng zusammenhängenden Vorstellungskomplexen, eben dem *style ingénieux* oder *sublime* und dem *génie* der *Nationalsprache und -literatur* das 18. Jh. wesentlich bestimmt. Man muss Bouhours im Kontext der gesamteuropäischen Argutia- und Ingegno-Bewegung sehen (vgl. Vuilleumier 1999; dagegen Declercq 1999, 666 ff.), deren geistiger Begründer, der Platoniker Pico della Mirandola, in einem Brief an Bembo (1512) die *inventio* als Anfang und Basis des literarischen Schaffens ansah, aus der sich *dispositio* und *elocutio* von selbst ergäben. In dieser dichterischen *inventio* manifestieren sich nicht nur die drei Seelenteile − Erinnerung, Imagination und Urteil − sondern das *ingenium* (*it. ingegno*) des Dichters. Dieses *ingegno*, diese individuelle Begabung ist, wie Pico unter Bezug auf Aristoteles betont, angeboren und kann deshalb nicht gelehrt werden (vgl. Fumaroli 1984, 83 f.). Ihren Höhepunkt fand diese Argutia- und Ingegno-Bewegung in Spanien mit Graciáns rhetorisch-poetischer Abhandlung *Agudeza y Arte de Ingenio* (1649) und in Italien mit Tesauros *Aristotelischem Fernrohr* (1670). Zentraler Bezug ist die aristotelische Theorie der Metapher, insbesondere die Rhetorikstelle III, 11 1412a 11−13, in der Aristoteles unterstreicht, man solle Metaphern *von Verwandtem und zugleich nicht unmittelbar Offensichtlichem* bilden, *wie es ja auch in der Philosophie ein Zeichen für den scharfsinnigen Verstand ist, das Ähnliche in Dingen, die weit auseinander liegen, zu schauen*. Für Tesauro ist die Metapher nicht nur „die Mutter der Poesie, der Symbole und der allegorischen Sentenzen (*imprese*)" und „aller scharfsinnigen Gedanken (*argutezze*)", sondern auch die wichtigste und höchste der „ingeniösen Figuren" (*figure ingegnose*), mit denen neue und überraschende begriffliche Zusammenhänge aufgezeigt werden (Tesauro 1670, 82; 266). Bei Bouhours (1971) werden der *argutezza* die allzu weit ausholenden und wild um sich schlagenden Flügel gestutzt. Sein Bezugstext ist dabei (wie schon für die *Geistliche Sophistik* zu Beginn des Jahrhunderts (vgl. Fumaroli 1984, 297; 325; 334 ff.)) die Abhandlung *Über das Erhabene* von (Pseudo-)Longinus, die der Attizist Boileau 1674 ins Französische übersetzt hatte (vgl. Kapp 1999, 756 ff.; Jarrety 2003, 48 ff.; Saint-Girons 2005). Boileau grenzt das Sublime des Longinus vom sublimen (hohen) Stil der klassischen Rhetorik ab, da es sich auch „in einer einzigen Figur, in einer einzigen Wendung" zeigen kann. Es ist das *Außergewöhnliche, das Überraschende, das Wundersame* (Pseudo-Longin 1674, 70). Im Gegensatz zu Boileau, der das Sublime in seiner Poetik in das klassizistische Raster der rechten Mitte einzwängt, lässt Bouhours den Extremen einen größeren Spielraum, insbesondere dem kurzen, geistreichen und subtilen Ausdruck; Schlüsselwörter bei Bouhours sind deshalb

nicht nur *juste mesure, considération, honneur, vérité*, sondern auch *finesse, agrément* oder *délicatesse* (Bouhours 1671, 93 ff.). Damit liefert er zugleich nachträglich eine Legitimation der *galanten Literatur* wie sie etwa in den Briefen von Voiture (1654) zum Ausdruck kommt. Dieser spielerisch-reflektierte Umgang mit Sprache und Stil, der auch im Text zum Kommentar über die eigene Schreibweise führen kann (vgl. Declercq 1999, 669 ff.), bildet sicher den stärksten Bruch mit der klassischen Stilnorm. Es verwundert deshalb nicht, dass Bouhours wie Lamy die alte Auffassung vom Stil als Ausdruck des Charakters einer Nation aufgreift. Gleichwohl nimmt er mit seiner Präzisierung, der Sprachgebrauch oder Stil einer Nationalsprache sei Ausdruck ihres *Geistes* (*esprit* oder *génie*), zwei signifikante Verschiebungen vor: Im Vergleich zur Renaissance, für die die *Literatur* den *Charakter* einer Nation ausdrückt (vgl. van Delft 1991), nimmt er eine Begriffsverengung auf den *Geist* vor; im Gegensatz zu Lamy, für den ein *bestimmter* Diskurs Abbild eines Gedankens ist, hypostasiert er die Existenz eines *bestimmten* Geistes. Durch diese Fokussierung auf den *Geist* der *Nationalsprachen* und *-literaturen* trägt er wesentlich zur Verfestigung der Idee einer nationenspezifischen Identität im 17. und 18. Jh. bei. Bouhours hat in seinen *Entretiens d'Ariste et d'Eugène* die wesentlichen Aspekte dieser These vom Geist einer Nationalsprache (*génie de la langue*) ausformuliert: „Sprachen sind nur dazu erfunden worden, um die Vorstellungen unseres Geistes (*conceptions de notre esprit*) auszudrücken: Und jede Sprache ist eine besondere ‚Kunst und Technik' (*art*), um diese Vorstellungen sinnlich und sichtbar zu machen sowie sie zu malen. Und so wie die Talente der Maler verschieden sind, so sind es auch die ‚geistigen Vorstellungsweisen der Sprachen' (*génies des langues*)" (Bouhours 1671, 47/8). Zu dieser Topik gehört auch, dass Bouhours − wie alle französischen Autoren seiner Zeit − wie selbstverständlich von einer *précellence* (Überlegenheit) des Französischen ausgeht. Dieser Gemeinplatz vom überlegenen Geist der französischen Sprache, der von Rivarol mit seinem *Discours sur l'universalité de la langue française* (1784) auf seine ideologische Spitze getrieben wurde, gehört nach und für Fumaroli zu einer festen „literarischen Institution" Frankreichs. (Fumaroli 1994, 211−314; vgl. dagegen Trabant 2002, 147−165) Freilich darf nicht übersehen werden, dass Bouhours sich dadurch wesentlich von Rivaro1 (und auch von Humboldt) unterscheidet, dass für ihn der *génie* nur Ausdruck eines nationen- oder epochenspezifischen Stils in *Texten* und nicht Ausdruck einer *Sprache* ist. Das lässt sich leicht an seiner Beschreibung des Französischen erkennen: „Bei ihrer ganzen Majestät ist die französische Sprache in bestimmten Verwendungen heiter und unbeschwert: da ist aber immer Anstand, ja sogar Weisheit […]." (Bouhours 1671, 54) Damit ist ein weiterer Traditionsstrang angesprochen, der auf die großen italienischen Hofmannstraktate des 16. Jahrhunderts − Castigliones *Libro del cortegiano* (1551), Della Casas *Galateo* (1558) und insbesondere Guazzos *Civil conversazione* (1574) − zurückgeht (vgl. Hinz 1992; Pons 1999). Die französische Übersetzung von Guazzos Abhandlung wird zum Namensgeber einer neuen literarischen und gesellschaftlichen Institution: Die *Konversation*. In Frankreich setzte sich diese Tradition mit den anonym erschienenen *Maximes de la bienséance en la conversation* (1618) bis hin zum *Nouveau traité de civilité* (1675) von de Courtin fort, der 1744 von Mouton ins Deutsche übersetzt und in ganz Europa bis zum Ende des 18. Jhs. gelesen wurde (vgl. Magendie 1925, 305 ff.; 806 ff.). Nach Fumaroli hat die *conversation française* nach 1700 mit „den neuen Gelehrten […], den Fontenelles, den d'Alemberts und den Buffons" ihre Herrschaft vollendet, Rousseau wird zwar „diese Pariser Welt und ihre Konversation" als „trockene Sophistik" brandmarken, doch die Restauration und Romantik wird sie wieder, vor allem durch Madame de Récamier und

Madame de Staël zu neuem Leben erwecken – erst Proust wird ihr in seiner *Recherche* ein Ende setzen und sie durch die „literarische Askese" ersetzen (Fumaroli 1994b, 135 ff.; 166 ff.; 190 ff.; 208 ff.).

Bleibt noch der Hinweis, dass sich im 17. Jh. mit den *Remarqueurs* ein neuer, fast schon sprachwissenschaftlicher Zugang zur Sprache herausbildete. So sind etwa Vaugelas' *Bemerkungen zur französischen Sprache* (1647) normativ und dem Ideal der *bienséance* verpflichtet, da sie den *richtigen Sprachgebrauch* (*bon usage*) an die höfische Elite und an die guten Schriftsteller binden; zugleich aber sind sie *deskriptiv*, da sie diesen Sprachgebrauch einer genauen Analyse unterziehen. Diese *remarques* ergänzen eine vertiefte, in der Renaissance mit Macht einsetzende *grammatische* und *sprachphilosophische* Reflexion, deren Höhepunkte in der *Logique* (1662) und der *Grammaire* (1660) von Port-Royal zu sehen sind, die zusammen mit Lamys *Rhetorik* ein neues Trivium bilden (vgl. Eggs 1996, 1072 ff.). Hinzu kommt eine immense Wörterbucharbeit, die in den Wörterbüchern von Richelet (1680), Furetière (1690) und der Académie Française (1694) münden. In diesen Arbeiten entwickelt sich ein differenziertes Bewusstsein der uneigentlichen Rede, die jedoch nicht mehr als Frage des Redeschmucks, sondern als sprachliches Problem der Polysemie und der Synonymie bzw. der wörtlichen und der übertragenen Bedeutung in den Blick kommt. Dieser neue Zugriff zeigt sich im Titel des ersten *Synonymenwörterbuchs* des Französischen, der *Justesse de la langue françoyse ou les différentes significations des mots qui passent pour synonimes* (1718) des Abbé Girard – wobei mit dem Terminus *justesse* zugleich der rhetorische Ursprung angezeigt wird. Girards Überlegungen zur Synonymie sind analog zu Buffiers Reflexionen zur Wiederholung und Variation. Für Girard gibt es keine Synonyme im strengen Sinn, da jedes gebräuchliche (und nicht veraltete) Wort immer eine besondere Bedeutung hat. Synonyme – wie er in Anlehnung an die *Logik* von Port-Royal (Arnauld/Nicole 1883, 130) ausführt – sind nur in dem Sinne gleichbedeutend, als sie eine *idée commune* oder denselben *sens principal* ausdrücken, im Hinblick auf die von ihnen ausgedrückten *idées accessoires* haben sie unterschiedliche Bedeutungen (Girard 1718, xxvii, xxix).

7. Neues aus Altem: Von der rhetorischen Hypotypose zum ästhetischen Tableau

Auch Dumarsais verwendet in seiner Abhandlung *Des tropes ou des différents sens* (1730) den Terminus *énergie,* neben *Lebendigkeit* (*vivacité*) und *imagination* – allesamt Schlüsselbegriffe des 18. Jhs. Alle Tropen geben „ein Mehr an Energie" (Dumarsais 1730, 75 ff.). Tropen gehören für Dumarsais, was oft übersehen wird, zur *Grammatik*; ihre Kenntnis ist notwendig, „um die Dichter zu verstehen" und um exakte Kenntnisse in der „Kunst des Redens und Schreibens" zu haben (Dumarsais 1730, 71; dazu Douay-Soublin 1988, 41 ff.). Der Einfluss der *Logik* von Port-Royal zeigt sich schließlich darin, dass die Tropen die Wörter in einem *sens figuré* verwenden und damit die *idées accessoires* ausdrücken, während die Wörter in ihrer eigentlichen Bedeutung (*véritable signification*) die *idées principales* ausdrücken (Dumarsais 1730, 73 ff.). Dumarsais nähert sich der modernen Auffassung der Sprache als relativ autonomem System, wenn er neben dem *strengen wörtlichen Sinn* (*sens littéral rigoureux*) zusätzlich einen *übertragenen wörtlichen Sinn* (*sens littéral figuré*) unterscheidet (Dumarsais 1730, 205). Fontanier wird knapp hundert

Jahre später diesen fundamentalen Unterschied terminologisch als Unterschied zwischen dem neuen *sens figuré* einerseits und den beiden lexikalisierten *sens propre* und *sens extensif* (= *sens littéral figuré* bei Dumarsais) andererseits festschreiben (Fontanier 1721, 77 f.; vgl. Eggs 2001, 1139 ff.). Dumarsais wendet sich bei der Erörterung der Gütekriterien zwar wie Boileau gegen jede „ingeniöse Kühnheit", sein „stilistischer Konformismus à la Voltaire" unterscheidet sich aber von der engen *bienséance*-Norm eines Boileau durch Akzentuierung des Energetisch-Visuellen (Sermain 1999, 924). Ausgangspunkt, so die Theorie tropischer Kommunikation von Dumarsais (1730, 78), sind die noch ganz mit Visuell-Sinnlichem getränkten Bilder, die in unserer Vorstellung (*imagination*) erregt werden; und, um den anderen diese Erfahrung mitzuteilen, verwenden wir diese Bilder, „um sie gleichsam vor die Augen der anderen zu stellen" − daher ihre Lebendigkeit und ihre Durchschlagskraft (*énergie*).

Nun trifft diese Bestimmung ‚vor die Augen führen' im strengen Sinn nur für die Metapher und vor allem für die *Hypotypose* (= Ausprägung), die auch als *description* bezeichnet wird, zu. Bary bestimmt diese „ingeniöse, unterhaltsame und pathetische" Figur als ein „lebendiges Gemälde" (*une vive peinture*) (1665, 415; 419). Quintilian bezeichnet sie als ἐνάργεια (enárgeia) (‚in lebendiger Bewegung') bzw. mit Cicero als *evidentia* (Anschaulichkeit) und ordnet sie als affekterregende Technik der Narration zu (1988, VI 2, 29−32), aber auch allgemein den Schmuckmitteln (1988, VIII 3, 61−71) und den Gedankenfiguren (1988, IX 2, 40−44), wo er sie mit Cicero (de orat. 3, 53, 202) auch als *sub oculos suiectio* (Unmittelbar-vor-Augen-Stellen) und mit Celsus als Hypotypose bezeichnet. Signifikant ist nun einmal, dass Dumarsais die Hypotypose, die vor ihm als Gedanken- oder Affektfigur behandelt wurde, überhaupt in die Liste der Tropen aufnimmt. Er legitimiert dies damit, dass bei der Hypotypose, in der oft das Präsens verwendet wird, „eine Art Trope vorliegt, weil von der Vergangenheit geredet wird, als ob sie gegenwärtig wäre" (Dumarsais 1730, 133). Signifikant ist zum andern, dass die Hypotypose nicht auch das Hören einschließt, sondern auf das *Sehen* beschränkt bleibt. Diese Reduktion auf das Visuelle wird nun von Dumarsais noch dadurch verstärkt, dass er Hypotypose mit *Bild* (*image*) und *Gemälde* (*tableau*) übersetzt. Dass dieses Verfahren durchaus dem Zeitgeist entspricht, zeigt der Artikel von Jaucourt zur Hypotypose in der *Enzyklopädie* (vgl. Diderot/d'Alembert 1751). Damit ist die Hypotypose in der Episteme des 18. Jhs. mit *image, description, peinture* oder *tableau* verknüpft.

Diese erstaunliche Fokussierung auf die Hypotypose muss als Indiz eines epistemischen und ästhetischen Paradigmenwechsels gelesen werden. Bei dieser Figur geht es nicht mehr um einen ingeniös-sublimen Schreib- und Konversationsstil und das intellektuelle Vergnügen, ungewöhnliche Zusammenhänge zu erkennen, sondern um eine *Darstellungsform, die zugleich eine epistemische Funktion hat*. Die *Hypotypose* ist in dem Sinne *doppelt sensualistisch*, als die Wirklichkeit und deren Tableau rein sinnlich erfassbar sind. Sie ermöglicht damit einen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit und garantiert − um Ciceros Bezeichnung wieder aufzugreifen − eine verdoppelte Evidenz. Als zweistellige Relation (Wirklichkeit, Tableau) unterscheidet sie sich fundamental vom rationalistischen dreistelligen Begriff des Tableaus (Wirklichkeit, geistiges Tableau, sprachlich-emotionales Abbild) bei Lamy. Das Modell von Lamy ist rein epistemisch, da es die konstitutiven Momente des Erkennens, Darstellens und Kommunizierens umfasst; das Hypotypose-Modell ist hingegen zugleich auch ästhetisch, weil es nicht bloß um Erkenntnis geht, sondern darum, wie diese *anschaulich* vermittelt werden kann. Von hier aus erstaunt es nicht, dass in die Definition der *Enzyklopädie* des Tableaus wesentliche

Aspekte der Hypotypose einfließen. In Marmontels *Eléments de littérature* fehlen zwar Einträge zu diesen beiden Termini, unter dem Eintrag *description*, die er synonym mit *tableau* verwendet, stellt er jedoch apodiktisch fest: Wenn diese ihren Gegenstand „nicht vor Augen stellt, ist sie weder rhetorisch noch poetisch" (Marmontel 1787, IV, 365). Das Hypotypose- oder Tableaumodell, initiiert durch die mehrfach aufgelegten *Kritischen Überlegungen zur Poesie und Malerei* (1719) des Abbé Dubos, wird zum zentralen Paradigma epistemologischer, ästhetischer und rhetorisch-stilistischer Reflexion. Diderot entwickelt in seinen *Salons* (1759−1781) durch eine kontinuierliche Reflexion auf die Malerei seine Ästhetik und macht das *Tableau* (das er dem situationsverändernden *coup de théâtre* gegenüberstellt) zu einem wichtigen Stilmittel des bürgerlichen Dramas: „Es ist eine Disposition der Personen auf der Bühne, so natürlich und wahr, dass diese, würde sie von einem Maler wiedergegeben, mir auf der Leinwand gefiele" (Diderot 1996, 1136; vgl. Szondi 1978; Frantz 1998). Dieses Tableau findet als *tableau patriotique* eine pathetisch-epideiktische Ausformung im revolutionären Theater, und zwar einmal als spektakuläre Schlachtszene und zum andern, wie bei Diderot, als eine familiäre Szene, die „ein häusliches ‚Klima' und gefühlsbetonte Beziehungen" (Négrel 2002, 153) veranschaulicht, wobei diese häufig durch eine Hypotypose dadurch verdoppelt wird, dass die Protagonisten heroische Kampfeshandlungen so lebendig erzählen, als ob sie gerade geschähen (vgl. Négrel 2002, 152 ff.).

Die epistemische Präsenz des Tableaumodells lässt sich auch in der das ganze 18. Jh. durchziehenden Diskussion zur *natürlichen Ordnung* des Französischen nachweisen (vgl. Ricken 1978). Die relativ feste Wortstellung des Französischen führte schon im 17. Jh. in cartesianisch-rationalistischen Kreisen zu der Überzeugung (vgl. Le Laboureur 1669), dass das Französische dem Lateinischen überlegen sei, da es der *natürlichen, d. h. logischen Ordnung* folge. Gegen diese Auffassung wurde vor allem das Beispiel der Inversionen vorgebracht, die nicht durch Logik, sondern durch Imagination und Affekt gesteuert werden. Dubos versuchte zudem nachzuweisen, dass das Lateinische dem Französischen poetisch doppelt überlegen sei, da es auf der Ebene der *poésie du style* (d. h. auf der Inhaltebene) eher frappierende und ausdrucksstarke Bilder darstellen und auf der Ebene der *mécanique de la poésie* (d. h. auf der Lautebene) leichter dem Ohr angenehme harmonische Verse bilden kann (vgl. Dubos 1719, 296 f.). De Gamache (1718, 88 ff.) unterscheidet sogar *peintures grammaticales*, das sind Maximen und Sentenzen, die wie Metaphern und Tableaus deshalb gefallen, weil sie exakte Abbilder der Gedanken sind. Und Batteux kehrt die Bewertung um, indem er die durch Interesse gesteuerte Ordnung (*ordre pratique*) als die natürliche Ordnung bestimmt. „Die Sprache der Inversionen ist die des Herzens, des Interesses und der Emotionen, sie ist auch die Sprache der Natur." (Batteux 1763, 78) Auch nach Condillac, für den die logische Ordnung und die Inversion gleichermaßen natürlich sind, sofern die Verbindung zwischen den Ideen (*liaison d'idées*) garantiert ist (vgl. Eggs 2005, 298 ff.), stellen Inversionen ganze Szenen wie Tableaus vor Augen und steigern dadurch „die Kraft und Lebendigkeit des Stils" (Condillac 1746, 121 ff.; vgl. Ricken 1978, 98 ff.).

Das Beispiel der Hypotypose zeigt, wie ein innerhalb der Rhetorik entwickelter Begriff aus der Rhetorik herausgelöst wird, sich verselbständigt und in der Form des Tableaus zu einem zentralen Referenzmodell wird. Das Gleiche ließe sich am Beispiel des wesentlich von der Rhetorik mitentwickelten Begriffs des *génie* nachweisen − sowohl im Sinne des *génie* eines Epochenstils oder einer Sprache, als auch im Sinne des *homme de génie* in Kunst und Wissenschaft. In den Naturwissenschaften ist dies der geniale Erfin-

der, in Kunst und Literatur ist es das *originale* Künstlergenie (vgl. Mortier 1982), das die Regeln des geltenden Geschmacks bricht, „um zum Sublimen, zum Pathetischen, zum Großen hinauf zu fliegen", getragen von „der Leidenschaft (*passion*), seine Tableaus einem wie auch immer gearteten Modell, das er selbst geschaffen hat, anzupassen" (s. Art. zu *Génie* in der *Enzyklopädie* von Diderot/d'Alembert 1751; vgl. ebd. auch den *Discours Préliminaire*; vgl. Chabut 1998; Schmidt 1985). Umgekehrt ließe sich am Beispiel der Metapher zeigen, dass und wie die Metapher, die Ende des 17. Jhs. noch als wichtigste ingeniöse Trope angesehen wurde, ihre Zentralität verliert, was sich schon bei Dumarsais zeigt oder auch bei Marmontel (1787, IV, 620 ff.), der in seinen *Eléments de litterature* für die Metapher keinen eigenen Eintrag mehr vorsieht und sie als eine Unterart des Bildes (*image*) behandelt. Welchen Weg auch immer diese Erörterungen, Umgewichtungen und Neubestimmungen eines rhetorischen Begriffs oder Problemfeldes nahmen, die Rhetorik hat daran im 18. Jh. als eigenständige Disziplin nicht mehr teilgenommen. Deshalb hat Sermain (1999, 939) zu Recht vorgeschlagen, diesen Prozess nicht als Abschleifung, sondern als *Zerstückelung* (*dépeçage*) zu bezeichnen. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass die Rhetorik auf Grund ihrer schulischen Omnipräsenz durchgängig als Nährboden wirkte. Nur so lässt sich erklären, dass etwa Diderot mit explizitem Bezug auf Cicero und Quintilian das klassische Stilideal der *optimalen Wahl* vertritt, das in der Dichtung zu einem kunstvollen Ganzen führt, in dem jeder Teil optimal und unverrückbar zur Wirkung des Ganzen beiträgt: „Nichts", so schreibt er in seiner Abhandlung *Über Terenz*, „verletzt den Liebhaber von Anstand und Wahrheit mehr als überzeichnete Personen (*personnages outrés*)"; um dies zu vermeiden, müssen junge Dichter bei Molière lernen, wie man „zeichnet" und bei Terenz, wie man „malt". Dann gelingen ihnen vielleicht „jene Ausdrucksformen, die − bald feinsinnig (*délicat*), bald kraftvoll (*énergique*) − in meinem Geist ich weiß nicht wie viele Konnotationen (*idées accessoires*) erweckten" und „die meine Seele in einer ununterbrochenen Folge von verschiedenartigen Empfindungen (*sensations*) erregten". Gelingen diese Ausdrucksformen, dann ergibt sich ein *Ganzes*, „in dem es überhaupt kein überflüssiges Wort gibt" (Diderot 1996, 1360 ff.).

8. Die Rhetorik in der Französischen Revolution und im 19. Jh.

Die Schulrhetorik und die zerstückelte Rhetorik waren Ende des 18. Jhs. von ästhetisch-literarischen, rechts- und gesellschaftspraktischen Prozessen abgekoppelt. Deshalb stellt die radikale Ablehnung der Rhetorik durch die revolutionären Akteure keinen Bruch dar, sondern nur das Feststellen ihrer gesellschaftlichen Irrelevanz. Exemplarisch sei hier der Jakobiner Saint-Just erwähnt, der sich gegen bloß deklamatorische Eloquenz der *rhéteurs* der Monarchie wendet, die mit ihrem Schmuck, ihrer elitären Finesse und ihrer nur äußerlichen Eleganz manipulieren und von der Wahrheit abbringen wollen: „Der Preis der Beredsamkeit wird dem Lakonismus verliehen" und zwar dem *orateur*, „der eine erhabene Rede in einer Gefahr hervorgebracht und der durch eine kluge Ansprache das Vaterland gerettet, das Volk an die guten Sitten erinnert und die Soldaten um sich gesammelt hat" (Saint-Just 1976, 267). Guilhaumou (2002, 224) bezeichnet solche Gegenentwürfe als „rhétoriques antirhétoriques", freilich verdeckt diese Bezeichnung die Tatsache, dass sie sich − obwohl auch sie auf dem Nährboden der Schulrhetorik entstan-

den sind – dezidiert gegen das klassische Lehrgebäude wenden. Diese anti-rhetorische Grundhaltung reflektieren auch die Lehrpläne der *Ecoles Centrales* in der Zeit von 1795–1803, in denen die Rhetorik durch die Allgemeine Grammatik ersetzt wurde (vgl. Schlieben-Lange/Hafner 2002). Dennoch entstanden in dieser Zeit einige Gegenentwürfe (de la Harpe, Droz), welche die alte Rhetorik wieder zu etablieren suchten, die jedoch ohne Einfluss blieben (vgl. Sermain 2002a/b).

Im 19. Jh. wird die zerstückelte Rhetorik selbst ihre Bedeutung als Nährboden ästhetischer, philosophischer und auf Sprache und Stil bezogener Reflexion verlieren. Die Tatsache, dass gleichzeitig die alte Schulrhetorik wieder zu neuem Leben erwacht, scheint nur auf den ersten Blick ihrer theoretischen und gesellschaftspraktischen Bedeutungslosigkeit zu widersprechen: Bedenkt man, dass Wissenschaften nur dann didaktisiert werden können, wenn sie einen entwickelten und dogmatischen Reifegrad erreicht haben, so scheint in einer Epoche des sich erst herausbildenden neuen Gefüges von Natur- und Geisteswissenschaften ein konservatives Verharren des Bildungssystems am traditionell bewährten rhetorischen Wissenssystem fast selbstverständlich zu sein.

9. Stilistik

Im Gegensatz zur Rhetorik, die nach 1970 insofern inspirierend wirkte, als die Bedeutung von Logos, Ethos und Pathos für die sprachliche Kommunikation wieder in den Blick kam, hat die Stilistik ihre bis 1970 herausgebildete Doppel-Gestalt nicht wesentlich verändert. Diese Gestalt umfasst zwei inkompatibel erscheinende Gesichter: die *Sprachstilistik* und die *literarische Stilistik*. Dieser Gegensatz zwischen Sprache und Literatur, zwischen standardisierten Ausdrucksformen und individuellen Sprachschöpfungen, zwischen unbewusst automatisiertem Sprechen und bewusster Sprachkunst durchzieht auch den 1970 von Guiraud/Kuentz herausgegeben Lektüreband, eine Art Summe der Stilistik bis 1970. Bemerkenswert ist einmal eine fast anderthalb Jahrzehnte andauernde editorische Lücke, zum andern, dass nach 1985 fast nur noch Publikationen zur literarischen Stilistik erschienen sind.

9.1. Die Stilistik bis 1970: Zwischen Sprache und literarischem Text

Im französischsprachigen Raum ist die Sprachstilistik knapp vierzig Jahre nach Wackernagels Abhandlung (1873) mit dem *Traité de stylistique française* (1909) von Bally (vgl. Karabétian 2000, 91 ff.) entstanden, d. h. in der Phase des Niedergangs der Rhetorik. Das erklärt auch Ballys dezidiert antirhetorische Grundhaltung. Für Bally ist Sprache ein „System von Ausdruckmitteln“ (1909, 5), das unser Denken und Fühlen *in direkter sozialer* Kommunikation vermittelbar macht. Gegenstand der Stilistik sind jedoch nur die Formen bzw. Typen des *affektischen Ausdrucks* (*expression affective*) und zwar – wie bei Saussure – der *gesprochenen Sprache* (Bally 1909, 16). Ebenfalls mit Saussure betont Bally die *synchronische Bezüglichkeit* (1909, 22) dieser Ausdruckformen: Deren Bedeutung ergibt sich nämlich nur – wie bei allen sprachlichen Zeichen – aus einem „ständigen und unbewussten Vergleich“ mit anderen Ausdrücken, die an ihrer Stelle verwendet werden könnten. Anders gesagt: Sprachliche Kommunikation ist immer auch eine *Wahl*

von Ausdrucksmitteln. Da nach Bally nur die emotionalen Mittel stilistisch sind, ist deren Anzahl recht gering. Es sind dies vor allem: Intonation, Konnotationen, alle intensivierenden Verfahren (etwa Voranstellung eines Adjektivs oder Diminutiva), Phraseologien, uneigentliche Formen des Fragens, Ellipsen, Exklamationen und Interjektionen. Da Bally davon ausgeht, dass diese Ausdrucksmittel in einer Sprachgemeinschaft standardisiert sind, grenzt er seine *stylistique de la langue* gegen die literarische *stylistique individuelle* ab. Erstere beschreibt in der Regel *spontan* und *unbewusst* ablaufende Prozesse, letztere basiert hingegen auf *Schriftlichkeit,* die dem dichterischen „Gestaltungswillen" (Bally 1909, 24), der auch eine ästhetische Dimension umfasst, einen größeren Spielraum ermöglicht. Daraus ergibt sich der für Bally wesentliche Unterschied zwischen *stilistischem Faktum* bzw. *Ausdruckmittel* in einer allen Sprechern gemeinsamen gesprochenen Sprache einerseits und dem individuellen, in der Regel schriftlichen *Gebrauch* dieses Mittels durch einen Dichter andererseits, der seinen *individuellen Stil* kennzeichnet. Kurz: Nur dichterische Sprachwerke haben Stil. Die „Summe und Resultante der individuellen Stile" (Bally 1909, 245) bildet die Literatursprache, die Bally genauso wie die Sprache der Technik oder der Verwaltung als *Fachsprache* begreift. Obwohl Bally zugesteht, dass die Grenzen zwischen der Literatursprache und der Gemeinsprache „notwendig fließend" (Bally 1909, 181) sind, stellt er doch im gleichen Atemzug apodiktisch fest, dass deshalb seine „Definition der Stilistik nicht erschüttert wird" (Bally 1909, 181; vgl. Karabétian 2000, 100 ff.; Adam 1997, 46 ff.).

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Dichotomie Gemein- vs. Literatursprache steht die − von der Forschung kaum berücksichtigte − Dichotomie zwischen Gedankenfiguren und Tropen. Nur die Tropen gehören nämlich nach Bally zur *uneigentlichen Sprache* (*langage figuré*), nicht aber die Gedankenfiguren. Die Gedankenfiguren (zu denen Bally auch die Hyperbel zählt) der uneigentlichen Sprache zuzurechen, ist eine − wie er in polemischer Abgrenzung gegen Dumarsais und Fontanier formuliert − „Fiktion" (Bally 1909, 186). Die Hyperbel ist für Bally eine gewöhnliche intellektuelle *Ausdruckskategorie*, die „der Form des Gedankens einen besonderen Charakter verleiht" (Bally 1909, 186). Da Ausdruckskategorien einen festen stilistischen Wert haben, ist etwa auch die Exklamation eine Ausdruckskategorie, und zwar eine emotionale, deren Wert ‚subjektives Erstaunen' ist. Die Tropen (zu denen Bally die Metapher, die Metonymie und die Synekdoche zählt) sind hingegen *Ausdrucksverfahren* (*procédés d'expression*), denen kein bestimmter Wert zukommt. Da somit nur die Tropen *Figuren* sind, bezeichnet sie Bally auch einfach als *Sprachfiguren* (*figures de langage*). Daraus ergibt sich einmal eine völlige Umkehrung der traditionellen rhetorischen Auffassung, wonach Gedanken- und Affektfiguren „‚Stile' (*manières*) des Sprechens sind, die vom natürlichen und gewöhnlichen Sprachgebrauch entfernt sind" (Lamy 1676, 78), und zum andern das Problem des Status der Tropen bzw. *figures de langage*, die ja per definitionem nicht zu den von der Stilistik zu untersuchenden Ausdruckskategorien gehören. Bally hat hier eine verblüffende, von seiner Theorie her aber konsequente Antwort: Die Sprachfiguren bzw. − wie er auch synonym sagt − die bildhaften Ausdrücke der Sprache sind *limitrophes* und *intermédiaires* (Bally 1909, 184), d. h. im Grenzbereich zwischen Gemein- und Literatursprache angesiedelt. Das erklärt, dass etwa die Sprachbilder der „Literatur und der Eloquenz [sic!]" einerseits mit ästhetischer Intention geschaffen wurden, andererseits aber meistens bloße „Auffrischungen" von Bildern der spontanen Gemeinsprache sind (Bally 1909, 186 f.). Daraus folgen aber auch eine Reihe absurder Konsequenzen wie z. B., dass Sprachbilder in der Alltagskommunikation, „sobald sie von einer ästhetischen Absicht bestimmt sind"

(Bally 1909, 189), *Stil haben* und nicht mehr zur Gemeinsprache gehören; oder auch, dass Sprachbilder mit literarischer Intention Ausdruck einer künstlerischen Imagination sind, während deren spontane Bildung in der Gemeinsprache letztlich „auf die Unfähigkeit" unseres Geistes, „völlig von jedem Kontakt mit der konkreten Realität zu abstrahieren" (Bally 1909, 187), zurückzuführen ist. Bleibt noch die Feststellung, dass Ballys Stilistik die Auffassung zu Grunde liegt, dass sprachliche Affektformen unabhängig von ihrem begrifflichen Inhalt beschrieben werden können. Diese Annahme ist auch für die beiden großen, in der Bally-Nachfolge stehenden Stilistiken von Marouzeau (1941) und Cressot (1947) erkenntnisleitend. Da beide jedoch die literarische Sprache in ihre Überlegungen einbeziehen, sieht Karabétian (2000, 188) in ihnen wichtige Vorläufer der neueren literarischen Stilistik, die 1970 die Sprachstilistik faktisch verdrängt hat. Nach 1970 ist die Sprachstilistik sicher auch deshalb obsolet geworden, weil in der neueren linguistischen Pragmatik − von der funktionalen Grammatik bis hin zur Konversationsanalyse − die von Bally beschriebenen Sprachmittel nicht mehr als stilistische, sondern normale Formen sprachlichen Kommunizierens von Gedanken und Gefühlen behandelt werden.

Die *literarische Stilistik* hat sich hingegen kontinuierlich weiterentwickelt. In einer ersten *individual- und völkerpsychologischen Phase* ist der Stil (wie schon bei Vossler (vgl. Müller 1981, 176 ff.; Karabétian 2000, 70 ff.)) Ausdruck des schöpferischen Individuums, aber auch − in Fortführung der Ideologie des *génie de la langue* − Ausdruck des Geistes einer Nation. Eminentester Vertreter in Frankreich ist Morier, bei dem jedoch das nationalpsychologische Moment nur manchmal zum Durchbruch kommt. So sieht er etwa den im Vergleich zum Franzosen „dynamischeren Geist des Deutschen, großen Bewunderers aller Manifestation von Macht", in pleonastischen Wortbildungen wie *hinaufsteigen* stilistisch reflektiert (Morier 1959, 59 ff.). Solche Urteile finden sich vereinzelt auch in vergleichenden Stilistiken wie etwa der von Malblanc (1968) zum Deutschen und Französischen, dessen Urteile freilich in der Regel durch plausible Kontrastierungen der jeweiligen Ausdrucksstrukturen abgesichert sind. Morier gruppiert die verschiedenen Stile unter bestimmten Charakteren: So gehören der anakreontische, der asianische oder der preziöse Stil zu einem „schwachen Charakter" (Morier 1959, 119 ff.), der höfische, der intime oder der Debussy-Stil zu einem „delikaten Charakter" (Morier 1959, 135 ff.) oder der analytische, der akademische oder der episch-naturalistische Stil zu einem „ausgeglichenen Charakter" (Morier 1959, 158 ff.). Auch Spitzer kann mit seinen frühen *Stilanalysen* zu dieser psychologischen Richtung gerechnet werden. „Das Hin und Her des Forschers zwischen sprachlicher Erscheinung und innerem Sein des sich äußernden Dichters oder Volkes macht eben die Amplitude des Verstehens aus" (Spitzer 1926, XII), seine große Bedeutung für die aktuelle französische Stilistik erklärt sich aber einmal daraus, dass er in den *Stilstudien I*, die *Sprachstile* der romanischen Sprachen untersucht, philologisch solide und präzise Analysen vornimmt und merklich all zu einfache Zuschreibungen nationaler Eigenschaften vermeidet, zum andern daraus, dass er sich in seinen späteren Analysen (vgl. Spitzer 1969) tendenziell von einfachen psychologischen Erklärungsmustern löst, die noch in den *Stilstudien II* von 1928, die literarische *Stilsprachen* untersuchten, dominierten. Nach Schaeffer (1995, 154) geht es Spitzer in seiner letzten Phase nur noch darum, „das System von stilistischen Verfahren, die Texten immanent sind", zu beschreiben. Gemeinsam ist allen Phasen, dass Spitzer die Ballysche Dichotomie zwischen Gemein- und Literatursprache bzw. zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft aufzuheben sucht. Die *Stilforschung* bildet dabei „die gangbarste Brücke zwischen

Sprach- und Literaturwissenschaft“ (Spitzer 1928, 3). Und wenn er noch in den Stilstudien als hermeneutischer und zugleich psychologisierender Philologe „im Einzelnen das Ganze, im Wort die Seele packen will“ (Spitzer 1928, 17), hebt er in den späten *Texterklärungen* ganz auf den „hermeneutischen Zirkel“ (Spitzer 1969, 29 ff.) ab, der in einer Reihe von „Rückwärts- und Vorwärtsbewegungen“ vom Teil zum Ganzen und umgekehrt besteht, ein Verfahren, das freilich nicht als werkimmanent missverstanden werden darf, da Spitzer immer auch intertextuelle Bezüge und die jeweils relevanten Aspekte des historischen Kontextes in seine Stilanalyse einbezieht. Neben der psychologisierenden Stilistik entwickelt sich mit Sace (1954) und vor allem mit Deloffre (1974) eine deskriptiv-philologische Richtung, die durch genaue Beschreibungen der in literarischen Texten verwendeten sprachlichen und textspezifischen Mittel den Stil eines Autors oder einer Epoche zu erfassen sucht.

Mit diesem Verfahren steht Deloffre quer zur *strukturalistischen* Stilistik – nach Molinié (1997, 34) die „letzte Revolution“ in der Geschichte der modernen Stilistik. Bestimmend für diese Richtung sind die Arbeiten der russischen Formalisten, die durch Propp inspirierten Arbeiten zur strukturalistischen Analyse narrativer Texte von Bremond (1966) und Greimas (1966) und in besonderem Maße die Arbeiten von Jakobson (1973) zur Poetik. So wird oft das Poetische bei Jakobson als synonym mit dem Stilistischen verstanden (vgl. Guiraud/Kuentz 1970, 155), was insofern überrascht, als Guiraud (1969, 76 ff.) noch das Arbeitsfeld der Stilistik als das Konnotative und das keinem grammatikalischen Zwang Unterliegende bestimmt. Auch Riffaterre (1973, 132 ff.) setzt die poetische Funktion mit der stilistischen gleich, radikalisiert aber die Auffassung Jakobsons, indem er alle anderen Funktionen (referentiell, emotiv, konativ, phatisch, metasprachlich) *en bloc* gegen die poetische (bei ihm: stilistische) Funktion abgrenzt, da Erstere sich allesamt auf etwas der sprachlichen Mitteilung *Äußerliches* beziehen, während allein Letztere sich auf deren Form bezieht. Die radikale Kritik Riffaterres des von Jakobson vertretenen *deskriptiven Strukturalismus* wird sich jedoch erst an dessen zusammen mit Lévi-Strauss 1962 vorgelegten Analyse zu Baudelaires Gedicht *Les Chats* entzünden. Diese Analyse ist nicht nur von der traditionellen Literaturkritik, sondern auch von linguistisch-semiotischer Seite heftig kritisiert worden. Die wesentlichen Mängel dieser strukturalen Analyse (keine systematische Sinnerschließung, deskriptivistische Beschränkung auf formale Ebenen (Vers, Prosodie, Syntax), *ad hoc*-Erklärungen) hat Posner (1971) herausgearbeitet. Riffaterre selbst verdeutlicht sein Konzept einer *prozeduralen strukturalen Stilistik* durch eine eigene Interpretation des Baudelaireschen Gedichts. Er versteht unter literarischem Stil „jede individuelle dauerhafte Form mit literarischer Absicht“ (Riffaterre 1973, 30). Die einzelnen stilistischen Verfahren sind durch ihre *Unvorhersehbarkeit* bestimmt, die jedoch nicht wie in der traditionellen Rhetorik oder Stilistik aus einem Bruch mit der Sprachnorm, sondern mit dem *stilistischen Kontext* entsteht. Damit kann ein bestimmtes Textelement, das in einem bestimmten stilistischen Kontext als normal und erwartbar erscheint, in einem anderen Kontext als ein unvorhersehbarer *stilistischer Stimulus* erfahren werden (Riffaterre 1973, 53). Dieser Stimulus entsteht nun nicht nur im Kontrast mit einer prospektiven Erwartung, sondern gerade auch (besonders in der Ironie) in retrospektiver Rückkoppelung: Ein als normal empfundenes Textelement muss dann im Nachhinein als stilistisch gewollt reinterpretiert werden (Riffaterre 1973, 47 ff.; 53 ff.). Diese strukturale Prozedur enthält zwar wesentliche Elemente hermeneutischer Texterschließung, unterscheidet sich aber von dieser wesentlich darin, dass es ihr nicht um Sinnerschließung, sondern um Freilegung formal-stilistischer Aspekte geht.

9.2. Die Stilistik ab 1985: Eklektizismus, Ambivalenzen, Aporien

Molinié wird knapp zwei Jahrzehnte später nicht nur diese Idee vom Werk als *strukturiertem Ganzen* aufgreifen, sondern sich auch mit seinen *Eléments de stylistique française* (1991) und seiner *Stylistique* (1989/1997) in die Tradition des deskriptiven Strukturalismus (insb. von Hjelmslev) stellen, ohne jedoch zu versäumen, in einem Entwurf zur *Semiostylistik* und *Soziopoetik* wie Riffaterre Aspekte der Rezeption zu behandeln (vgl. Molinié/Viala 1993). Die Rezeption kommt jedoch nicht als hermeneutisches, sondern als kommunikativ-semiotisches Problem (Wann wird ein Text als literarisch erfahren?) in den Blick. Im Zentrum steht der Text als Struktur, dessen Stil bzw. Stilelemente an drei Gruppen von Fragestellungen, nämlich *Sprachstruktur, Figuren, Textformen* untersucht wird. Neu sind in Molinié 1991 die Erörterung der semantischen Isotopien (d. h. in der Hjelmslevschen Terminologie von Strukturen der Inhaltsform) und eine recht eklektische Auflistung neuerer Fragestellungen (Semiotik, Erzähltheorie, Aktantenanalyse, Pragmatik, Diskursanalyse usw.). In Molinié 1997 werden die letztgenannten Aspekte in den Vordergrund gestellt und zuerst behandelt.

Diese Fragegruppen finden sich mit unterschiedlichen Gewichtungen auch in einer Reihe von eklektizistischen Stilistiken, die Saint-Gérand (1995, 27) abwertend als *stylistiques outilitaires* (Handwerkszeug-Stilistiken) bezeichnet; Karabétian (2000, 190) nennt solche Stilistiken (wie z. B. Gardes-Tamine 1992; Herschberg-Pierrot 1993; Fromilhague/Sancier-Chateau 1996; aber auch die Arbeiten von Molinié) *stylistiques de concours* (d. h. Stilistiken für die Examensvorbereitung). In einer neueren Einführung von Buffard-Moret (2005) wird der Eklektizismus noch dadurch vergrößert, dass den genannten Fragegruppen ein Kapitel mit der alten Rhetorik in ihrer klassischen Gestalt hinzugefügt wird. Gemeinsam ist diesen Stilistiken, dass sie den Stil als *Abweichung* (*écart*) von einer *Normal-* oder *Nullstufe* (*degré zéro*) bestimmen. Auf die vielfältigen Probleme der Bestimmung der Abweichung von einer Normalstufe kann hier nicht eingegangen werden. Frédéric (1997, 39 ff.) hat versucht, dieses Problem durch das Konzept der *texture*, verbunden mit einer Projektion der Hjelmslevschen Unterscheidung der Ausdrucks- und Inhaltsform auf die Textebene, zu umgehen. Danach ist der literarische Text „ein Gewebe" aus Einheiten, die der Form des Ausdrucks bzw. der des Inhalts angehören, wobei beide „kontinuierlich interferieren und sich überschneiden" (Frédéric 1997, 67). Aufgabe der Stilistik ist es, diese *texture* freizulegen. Schaeffer hat hingegen im gleichen Jahr die Abweichungsstilistik einer radikalen Kritik unterzogen, weil sie zu einer bloßen „Ansammlung von diskontinuierlichen Merkmalen, die man aus einem nicht-markierten sprachlichen Kontinuum herauszulösen sucht" führt: Jede sprachliche Tätigkeit impliziert eine „signifikante Auswahl aus dem sprachlichen Repertoire" (Schaeffer 1997, 18 ff.). Kurz: „Jeder Text hat Stil" (Genette 1991, 135). In die gleiche Richtung argumentiert Adam, der − aus einer eher textlinguistischen Sicht − gegen die Abweichungslinguistik (der die Dichotomien Sprache/Rede oder Grammatik/Stil zu Grunde liegen) das Konzept des literarischen Stils als eine „verzweigte Variierung der Sprache" entworfen hat, das er auch aus Ballys Bemerkungen zum literarischen Stil abzuleiten sucht (Adam 1997, 29 ff.; 55 ff.). Stil ist aus dieser Sicht keine individuelle, von der Sprachnorm abweichende *parole*, sondern die „sprachliche Erforschung aller Möglichkeiten der Sprache" (Adam 1997, 45). Nun stehen die Konzepte der *Auswahl* und der *Variierung* nur scheinbar im Gegensatz zu dem der Abweichung. Schaeffer selbst hat zu Recht betont, dass „jede sprachliche Aktivität gleichermaßen Wiederholung und Abweichung ist" (Schaeffer 1997,

18). In der Tat wird mit dem Konzept der Auswahl nur allgemein darauf abgehoben, dass für die Erfüllung eines kommunikativen oder ästhetischen Ziels mehrere Varianten zur Verfügung stehen. Wären diese Varianten gleichwertig, so wäre die Wahl einer bestimmten Variante nicht mehr stilistisch *signifikant*. Diese Signifikanz ist offenbar nur fassbar, wenn man Varianten auf bestimmte Normen bezieht, die immer auch ästhetisch-ethisch sind. Damit ist auch das Adamsche Konzept der Variierung auf eine Norm bezogen. Das bestätigt Adam selbst, wenn er als Ergebnis einer Analyse von Camus' *Der Fremde* feststellt, dass Camus' Gebrauch der Vergangenheitstempora einen ‚Bruch' (*rupture*) mit der klassischen Erzählform darstellt. Da Adam zudem diesem Gebrauch jene *luzide Indifferenz* (*indifférence clairvoyante*) zuschreibt, die Camus schon in seinem *Mythe de Sisyphe* thematisiert habe, und da er genau diese *luzide Indifferenz* an anderen Stilmerkmalen im *Fremden* realisiert sieht (Adam 1997, 167 ff.), erkennt er nicht nur die Signifikanz der Abweichung an, sondern auch die Möglichkeit, diese Abweichung als charakteristisches Stilmerkmal zu konzeptualisieren. Obwohl sich Adam mit seinen Text- und Stilanalysen der literaturwissenschaftlichen Analyse weit annähert, ist die von ihm, von Schaeffer, Genette u. a. vertretene These, jeder Text habe Stil, von literaturwissenschaftlicher Seite auf heftigste Kritik gestoßen. Für Jenny (1993), der den Begriff *Stil* ästhetisch-positiv besetzt, können nur − wie wir sagen wollen − *ingeniöse* literarische Texte *Stil haben.* Jenny (2000, 12 ff.) präzisiert sein Konzept des *individuellen literarischen Stils* dahingehend, dass dieser zwar das „Ergebnis einer internen Individualisierung ist", die methodisch jedoch nur dann durchgeführt werden kann, wenn sie „durch eine externe Differenzierung, durch die sich ein Stil von einer Tradition löst, ergänzt wird". Damit nähert sich Jenny den Konzepten der Auswahl und Variierung bei Schaeffer und Adam. Gleichzeitig insistiert er aber auf einen von beiden nicht gesehenen Aspekt: Die *Zusammenfügung*. So kann man selbst bei Autoren wie Döblin oder Dos Passos, die extensiv „Zitatmaterial" verwenden, nicht bloß aufgrund ihrer Zitatauswahl von einem individuellen Stil sprechen, sondern vor allem auch auf Grund der *Art ihrer Zusammenfügung* (*mode d'assemblage*). Damit spricht Jenny die *Architektur* eines Textes an, die ihn als Ganzes auch deshalb unverwechselbar macht, weil kein Teil weggelassen, umgestellt oder modifiziert werden kann. Das entspricht der Auffassung Diderots vom gelungenen poetischen Text, die dieser im Rückgriff auf das alte rhetorische Prinzip der optimalen Wahl entwickelt hat. Freilich lässt sich das Ergebnis einer Wahl nur funktional bestimmen, d. h. im Hinblick auf die Frage, ob ein Diskurs oder Text der jeweiligen *occasion*, d. h. dem Gegenstand, dem Ziel, der Kommunikationssituation und dem Publikum angemessen ist. Da man offenbar die Gesamtarchitektur eines Textes nicht mit seinem Stil gleichsetzen kann, greift das Diktum Genettes, jeder Text habe Stil, zu kurz. Genauer ist, dass sich der Stil in der *manière* zeigt, d. h. in der Art und Weise, wie die einzelnen Elemente und Teile ausgewählt und ausgestaltet wurden. Genau das macht, wie schon Lamy wusste, seinen *individuellen Stil* aus. Auch ein wissenschaftlicher Text muss bestimmte Stilstandards berücksichtigen bzw. bestimmte Stilvariationen vermeiden. Geht man mit der alten Rhetorik davon aus, dass gerade auch der Stil zur *Persuasion* beiträgt, so gilt offenbar: Ohne Stil wird keiner überzeugen.

10. Literatur (in Auswahl)

Adam, Jean-Michel (1997): Le Style dans la langue. Une reconception de la stylistique. Lausanne.
Anscombre, Jean-Claude/Oswald Ducrot (1983): L'Argumentation dans la langue. Bruxelles.
Arnauld, Antoine/Pierre Nicole (1683): La logique ou l'art de penser (zit. nach Ausg. Paris 1970 (Science Flammarion)).
Aristoteles (1958): Topica et sophistici elenchi. Hrsg. v. William David Ross. Oxford.
Aristoteles (1976): Ars rhetorica. Hrsg. v. Rudolf Kassel. Berlin.
Bally, Charles (1909): Le traité de la stylistique française (zit. nach 3. Aufl. Paris 1951).
Bally, Charles (1952): Le Langage et la vie. Genf/Lille.
Barthes, Roland (1970): L'ancienne rhétorique − aide-mémoire. In: Communications 16, 172−229.
Bary, René (1679): Méthode pour bien prononcer un discours et pour le bien animer. Paris (auch in: Chaouche 2001, 185−236).
Bary, René (1665): La Rhétorique française. Paris.
Batteux, Charles (1763): De la construction oratoire. Paris.
Behrens, Rudolf (1980): Einleitung. In: Bernard Lamy: L'art de parler. Die Kunst zu reden. München, 7−55.
Behrens, Rudolf (1982): Problematische Rhetorik. Studien z. frz. Theoriebildung der Affektrhetorik zwischen Cartesianismus und Frühaufklärung. München.
Bellenger, Lionel (1988): L'argumentation: principes et méthodes. Paris.
Bernier, Marc André (1998): Dossier. La conquête de l'éloquence au Québec. La rhétorique et son enseignement (1712−1800). In: La revue canadienne d'études rhétoriques 9, 97−153.
Bernier, Marc André (2006): Notes ad Leguerne, Rhetorica (www.unites.uqam.ca/arche/hermes/sq/paris/leguerne.htm − 12. 04. 2006).
Beugnot, Bernard (1999): La précellence du style moyen (1625−1650). In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450−1950. Paris, 539−599.
Boileau, Nicola (1674): Art poétique. Paris (zit. nach Ausg. v. Francis Goyet, Paris 1995).
Bouhours, Dominique (1671): Les entretiens d'Ariste et d'Eugène. Amsterdam.
Bremond, Claude (1966): „La logique des possibles narratifs". In: Communications 8, 60−76.
Bretteville, Etienne Dubois de (1689): L'Eloquence de la chaire et du barreau. Paris.
Brighelli, Jean-Paul/Michel Dobransky (2002): L'argumentation. Paris.
Buffard-Moret, Brigitte (2005): Introduction à la stylistique. Paris.
Buffier, Claude (1728): Suite de la grammaire française ou Traité philosophique et pratique de l'éloquence. Paris.
Campbell, Stephen F. (1993): Nicolas Caussin's ‚Spirituality of Communication': A Meeting of Divine and Human Speech. In: Renaissance Quarterly 46, 44−70.
Castéra, de Bernard et Florence (2001): L'argumentation au lycée. Paris.
Caussin, Nicolas (1619): Eloquentiae sacrae et humanae parallela libri XVI. Paris.
Chabut, Marie-Hélène (1998): Denis Diderot: extravagance et génialité. Amsterdam.
Chaouche, Sabine (2001): Sept traités sur le jeu du comédien et autres textes. De l'action oratoire à l'art dramatique (1657−1750). Paris.
Cicero, Marcus Tullius (1993): Topica. Hrsg. v. Karl Bayer. München.
Colonia, Dominique de (1705): De Arte Rhetorica libri quinque. Lyon.
Condillac, Etienne Bonnot de (1746): Essai sur l'origine des connaissances. Amsterdam (zit. nach Ausg. v. G. le Roy. Paris 1947).
Courtin, Antoine de (1675): Nouveau traité de Civilité qui se pratique en France, et ailleurs, parmy les honnestes gens. Paris.
Dainville, François de (1968): L'évolution de l'enseignement de la rhétorique au XVIIe siècle. In: Dix-septième siècle 80/1, 19−43.
Declercq, Gilles (1992): L'art d'argumenter. Structures rhétoriques et littéraires. Paris.

Delft, Louis van (1991): Les caractères des nations: de la topique à la création littéraire. In: Christian Wentzlaff-Eggebert (ed.): Le langage littéraire au XVII[e] siècle: De la rhétorique à la littérature. Tübingen, 67–80.
Deloffre, Frédéric (1974): Stylistique et poétique françaises. Paris.
Demoustier, Adrien/Dominique Julia (Hrsg.) (1997): Ratio studiorum. Paris.
Diderot, Denis (1996): Œuvres. Tome IV. Esthétique – Théâtre. Hrsg. v. Laurent Versini. Paris.
Diderot, Denis/Jean le Rond D'Alembert (Hrsg.) (1751–1765): L'Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences. des arts et des métiers. Paris.
Dominicy, Marc (2006): Perelman und die Brüsseler Schule. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Die neue Rhetorik. Studien zu Chaim Perelman. München, 73–134.
Douay-Soublin, Françoise (1988): Présentation. In: Dumarsais (1730): Des Tropes ou des différents sens (zit. nach Ausg. v. Françoise Douay-Soublin. Paris 1988), 9–51.
Douay-Soublin, Françoise (1992): La rhétorique en Europe à travers son enseignement. In: Sylvain Auroux (Hrsg.): Histoire des idées linguistiques. Tome II. Brüssel, 467–507.
Douay-Soublin, Françoise (1999): La Rhétorique en France au XIX[e] siècle à travers ses pratiques et ses institutions. In: Marc Fumaroli (Hrsg.) (1999): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris, 1071–1214.
Dubois, Jacques u. a. (= Groupe μ) (1970): Rhétorique générale. Paris.
Dubos, Jean-Baptiste (1719): Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture. Paris.
Ducrot, Oswald (1973): La Preuve et le dire. Tours.
Dumarsais (1730): Des Tropes ou des différents sens (zit. nach Ausg. v. Françoise Douay-Soublin. Paris 1988).
Eggs, Ekkehard (1996): Grammatik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik III, Sp. 1030–1112.
Eggs, Ekkehard (2001): Logik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik V, Sp. 414–615.
Eggs, Ekkehard (2005): Res-verba-Problem. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik VII, Sp. 1200–1310.
Eggs, Ekkehard (2006): Die Theorie über das Argumentieren von Perelman und Olbrechts-Tyteca. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Die neue Rhetorik. Studien zu Chaim Perelman. München, 135–209.
Feigenbutz, Thomas (1997): Barockrhetorik und Jesuitenpädagogik. Niccolò Volcano: Sagata Pallas I: De invenzione. Tübingen.
Flynn, Lawrence J. (1957): Sources and influence of Soarez' De Arte Rhetorica. In: The Quarterly Journal of Speech 43, 257–265.
Fontanier, Pierre (1821/1830): Les Figures du discours, Paris (zit. nach Ausg. Paris 1968 (Science Flammarion)).
Frantz, Pierre (1998): L'esthétique du tableau dans le théâtre du XVIII[e] siècle. Paris.
Frédéric, Madeleine (1997): La stylistique française en mutation? Brüssel.
Fromilhague, Catherine/Anne Sancier-Château (1996): Introduction à l'analyse stylistique. Paris.
Fumaroli, Marc (1984): L'Age de l'éloquence. Genf.
Fumaroli, Marc (1994): Trois institutions littéraires. Paris.
Fumaroli, Marc (ed.) (1999): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris.
Gamache, Étienne-Simon de (1718): Les agrémens du langage réduits à leurs principes. Paris.
Gardes-Tamine, Joëlle (1992): La stylistique. Paris.
Genette, Gérard (1970): La Rhétorique restreinte. In: Communications 16, 158–171.
Genette, Gérard (1991): Fiction et diction. Paris.
Genette, Gérard (2004): Métalepse. De la figure à la fiction. Paris.
Gibert, Balthasar (1725): Jugemens des savans sur les auteurs qui ont traité de la Rhétorique. Amsterdam.
Gibert, Balthasar (1730): La rhétorique ou les règles de l'éloquence. Paris (zit. nach Ausg. Paris 1759).
Girard, Gabriel (1718): Justesse de la langue françoyse ou les différentes significations des mots qui passent pour synonimes. Paris.

Gracián, Baltasar (1649): Agudeza y Arte de Ingenio. Madrid.
Greimas, Algirdas Julien (1966): Eléments pour une théorie de l'interprétation du récit mythique. In: Communications 8, 28–59.
Guilhaumou, Jacques (2002): La rhétorique des porte-parole (1789–1792): les cas de Sieyès. In: Eric Négrel/Jean-Paul Sermain (Hrsg.): Une expérience rhétorique: l'éloquence de la Révolution. Oxford, 221–229.
Guiraud, Pierre (1969): Essais de stylistique. Paris.
Guiraud, Pierre/Pierre Kuentz (1970): La stylistique. Lectures. Paris.
Hallyn, Fernand (1999): Dialectique et rhétorique devant la ‚nouvelle science' du XVII^e siècle. In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris, 601–628.
Hellwig, Antje (1973): Untersuchungen zur Theorie der Rhetorik bei Platon und Aristoteles. Göttingen.
Herschberg-Pierrot, Anne (1993): Stylistique de la prose. Paris.
Hinz, Manfred (1992): Rhetorische Strategien des Hofmannes. Studien zu den italienischen Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts. Stuttgart.
Jakobson, Roman/Claude Lévi-Strauss (1962): Les Chats de Baudelaire. In: L'Homme 2, 5–21.
Jakobson Roman (1973): Questions de poétique. Paris.
Jarrety, Michel (2003): La Poétique. Paris.
Jenny, Laurent (1993): L'objet singulier de la stylistique. In: Littérature 89, 113–124.
Jenny, Laurent (2000): Du style comme pratique. In: Littérature 118, 98–117.
Jomphe, Claudine (2000): Les théories de la dispositio et le Grand Œuvre de Ronsard. Paris.
Jouvancy, Joseph de (1692): Christianis litterarum Magistris De Ratione discendi et docendi. Paris.
Jouvancy, Joseph de (1710): Candidatus Rhetoricae. Rom.
Kapp, Volker (1999): L'apogée de l'atticisme français ou l'éloquence qui se moque de la rhétorique. In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris, 707–786.
Karabétian, Étienne-Stéphane (2000): Histoire des stylistiques. Paris.
Kehrli, Paul (1976): Rhétorique et poésie: la De Eloquentia Sacra et Humana (1618) du P. Nicolas Caussin. In: Travaux de linguistique et de littérature 14, 21–50.
Kibédi-Varga, Áron (1970): Rhétorique et littérature. Paris.
Kopperschmidt, Josef (Hrsg.) (2006): Die neue Rhetorik. Studien zu Chaim Perelman. München.
Kuentz, Pierre (1970): Le rhétorique ou la mise à l'écart. In: Communications 16, 143–157.
Lamy, Bernard (1676): De l'art de parler. Paris.
Lausberg, Heinrich (1990): Handbuch der literarischen Rhetorik. München.
Lecoq, Anne-Marie (2001): La Querelle des Anciens et des Modernes: XVII^e–XVIII^e siècles. Paris.
Le Faucheur, Michel (1657): Traité de l'Action de l'Orateur. Paris (auch in Chaouche 2001, 25–150).
Le Gras (Sieur) (1671): La réthorique [sic] françoise. Paris.
Le Laboureur, Louis (1669): Avantage de la langue française sur la langue latine. Paris.
Lindenlauf, Nelly (1990): Savoir lire les textes argumentés. Paris.
Magendie, Maurice (1925): La politesse mondaine et les théories de l'honnêteté en France au XVII^e siècle. Paris (ND Genf 1970).
Malblanc, Alfred (1968): Stylistique comparée du français et de l'allemand. Paris.
Marmontel, Jean-François (1787): Elémens de littérature. Paris (zit. nach Marmotel, Jean-François (1819) : Œuvres, IV u. V. Paris).
Marouzeau, Jules (1941): Précis de stylistique française. Paris.
Meerhoff, Kees (1986): Rhétorique et poétique au XVI^e siècle en France. Leiden.
Meyer, Michel (1993): Questions de rhétorique: langage, raison et séduction. Paris.
Moeschler, Jacques (1985): Argumentation et conversation. Paris.
Molinié, Georges (1991): Eléments de stylistique française. Paris.
Molinié, Georges (1997): La stylistique. Paris.

Molinié, Georges/Alain Viala (1993): Approches de la réception. Sémiostylistique et sociopoétique de Le Clézio. Paris.
Molino, Jean (1980): Quelques hypothèses sur la rhétorique au XIX[e] siècle. In: Revue d'Histoire littéraire de la France 80, 181−194.
Morier, Henri (1959): La psychologie des styles. Genf.
Mortier, Roland (1982): L'Originalité. Une nouvelle catégorie esthétique au siècle des Lumières. Genf.
Müller, Wolfgang G. (1981): Topik des Stilbegriffs. Darmstadt.
Négrel, Eric (2002): Le théâtre au service de la Révolution: une rhétorique de l'éloge. In: Négrel/Sermain 2002, 147−164.
Négrel, Eric/Jean-Paul Sermain (Hrsg.) (2002): Une expérience rhétorique: l'éloquence de la Révolution. Oxford.
Nysenholc, Adolphe/Thomas Gergely (1991): Argumenter. Information et persuasion. Bruxelles.
Ong, Walter Jackson (1958): Ramus, Method, and the Decay of Dialogue. Cambridge/Mass.
Pelletier, Gérard (1641): Palatium Reginae Eloquentiae. Paris.
Plantin, Christian (1990): Essais sur l'argumentation. Paris.
Plantin, Christian (2005): L'argumentation. Paris.
Perelman, Chaïm/Lucie Olbrechts-Tyteca (1958/1970): Traité de l'Argumentation. La nouvelle rhétorique. Brüssel.
Pons, Alain (1999): La rhétorique des manières au XV[e] siècle en Italie. In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450−1950. Paris, 411−430.
Posner, Roland (1971): Strukturalismus in der Gedichtinterpretation. In: Jens Ihwe: Literaturwissenschaft und Linguistik II, 1, Frankfurt a. M., 224−266.
Pseudo-Longin (1674): Traité du Sublime ou Du merveilleux dans le discours, übers. v. Boileau (zit. nach Ausg. v. Francis Goyet, Paris 1995).
Quintilian, Marcus Fabius (1988): Ausbildung des Redners. Hrsg. v. Helmut Rahn. Darmstadt.
Reboul, Olivier (1991): Introduction à la rhétorique. Paris.
Rémond de Sainte-Albine, Pierre (1747): Le Comédien. Paris (auch in: Chaouche 2001, 515−669).
Renaud, André (1697): Manière de parler la langue françoise selon ses diferens styles. Lyon.
Riccoboni, Antoine (1750): L'Art du théâtre. Paris (auch in: Chaouche 2001, 697−761).
Ricken, Ulrich (1978): Grammaire et philosophie au siècle des Lumières. Lille.
Riffaterre, Michael (1966): Describing poetic structures: two approaches to Baudelaire's Les Chats. In: Yale French Studies, 200−242 (zit. nach dt. Übers. in Riffaterre (1973).
Riffaterre, Michael (1973): Strukturale Stilistik. München.
Rivarol, Antoine de (1784): Discours sur l'universalité de la langue française. Berlin.
Robrieux, Jean-Jacques (2000): Rhétorique et argumentation. Paris.
Saint-Gérand, Jacques-Philippe (1995): Style, apories et impostures. In: Langages 118, 8−30.
Saint-Girons, Baldine (2005): Le Sublime de l'Antiquité à nos jours. Paris.
Saint-Just (1976): Fragments d'institutions républicaines. In: Alain Liénard (Hrsg.): Théorie politique. Paris.
Schaeffer, Jean-Marie (1995): Stylistique. In: Oswald Ducrot/Jean-Marie Schaeffer (1995): Dictionnaire encyclopédique des sciences du langage. Paris, 152−161.
Schaeffer, Jean-Marie (1997): La stylistique littéraire et son objet. In: Littérature 105, 14−23.
Schlieben-Lange, Brigitte/Jochen Hafner (2002): Rhétorique et Grammaire générale dans les Écoles centrales. In: Eric Négrel/Jean-Paul Sermain (Hrsg.): Une expérience rhétorique: l'éloquence de la Révolution. Oxford, 231−244.
Schmidt, Jochen (1985): Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750−1945. Darmstadt.
Sermain, Jean-Paul (1985): Rhétorique et roman au dix-huitième siècle. L'exemple de Prévost et de Marivaux. Oxford.
Sermain, Jean-Paul (1999): Le code du bon goût (1725−1750). In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450−1950. Paris, 879−943.

Sermain, Jean-Paul (2002a): Les formes ont ici une valeur: la position singulière de La Harpe. In: Eric Négrel/Jean-Paul Sermain (Hrsg.): Une expérience rhétorique: l'éloquence de la Révolution. Oxford, 245–255.
Sermain, Jean-Paul (2002b): Une rhétorique républicaine: l'Essai sur l'art oratoire de Joseph Droz (1799). In: Eric Négrel/Jean-Paul Sermain (Hrsg.): Une expérience rhétorique: l'éloquence de la Révolution. Oxford, 257–267.
Soarez, Cyprian (1569): De arte rhetorica libri tres. Hispali.
Spitzer, Leo (1926): Stilstudien I: Sprachstile. München.
Spitzer, Leo (1928): Stilstudien II: Stilsprachen. München.
Spitzer, Leo (1969): Texterklärungen. München.
Szondi, Peter (1978): Tableau und coup de théâtre. In: Schriften II. Frankfurt a. M., 205–232.
Tesauro, Emanuele (1670): Il Cannocchiale Aristotelico. Turin. (ND Faksimile Bad Homburg 1968).
Trabant, Jürgen (2002): Der gallische Herkules. Tübingen/Basel.
Vasoli, Cesare (1999): L'humanisme rhétorique en Italie au XV^e siècle. In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris, 45–130.
Vaugelas, Claude Favre de 1647): Remarques sur la langue française. Paris.
Voiture, Vincent (1654): Lettres. Paris.
Vuilleumier, Florence (1999): Les conceptismes. In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris, 517–537.
Wackernagel, Wilhelm (1873): Poetik, Rhetorik und Stilistik. Halle.
Wloka, Bruno-Walter (1935): Die moralpädagogischen und psychologischen Grundlagen der französischen Rhétorique-Bücher des 17. u. 18. Jahrhunderts. Breslau.

Ekkehard Eggs, Hannover (Deutschland)

11. Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in Italien

1. Von der rhetorischen zur linguistischen Stilistik
2. Die Bedeutung der artes dictaminis und der Briefsteller für die Stilistik in Italien
3. Dantes Stilkonzept
4. Das Ringen um ein Stilkonzept zwischen Tre- und Cinquecento
5. Sprachgebrauch, Eleganz und Stilverständnis im 16. und 17. Jh.
6. Die Reaktion gegen den Marinismus, die Krise der Schulrhetorik und die Neubestimmung des Stilbegriffs im 18. Jh.
7. Die Auflösung des Gattungssystems im 19. Jh. und die Versuche, die rhetorische Stilistik zu überwinden
8. Croces Sprachphilosophie, historische Stiluntersuchungen und linguistische Stilistik im 20. Jh.
9. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In Dante's Italy up until the 18^th century, stylistics was obviously linked to rhetoric. During the Enlightenment, under the influence of English and French philosophers, new theories of perception and language were developed that had consequences for the understanding of style as well as for the new discipline of esthetics. However, only in the early 20^th century,

Sermain, Jean-Paul (2002a): Les formes ont ici une valeur: la position singulière de La Harpe. In: Eric Négrel/Jean-Paul Sermain (Hrsg.): Une expérience rhétorique: l'éloquence de la Révolution. Oxford, 245–255.
Sermain, Jean-Paul (2002b): Une rhétorique républicaine: l'Essai sur l'art oratoire de Joseph Droz (1799). In: Eric Négrel/Jean-Paul Sermain (Hrsg.): Une expérience rhétorique: l'éloquence de la Révolution. Oxford, 257–267.
Soarez, Cyprian (1569): De arte rhetorica libri tres. Hispali.
Spitzer, Leo (1926): Stilstudien I: Sprachstile. München.
Spitzer, Leo (1928): Stilstudien II: Stilsprachen. München.
Spitzer, Leo (1969): Texterklärungen. München.
Szondi, Peter (1978): Tableau und coup de théâtre. In: Schriften II. Frankfurt a. M., 205–232.
Tesauro, Emanuele (1670): Il Cannocchiale Aristotelico. Turin. (ND Faksimile Bad Homburg 1968).
Trabant, Jürgen (2002): Der gallische Herkules. Tübingen/Basel.
Vasoli, Cesare (1999): L'humanisme rhétorique en Italie au XV^e siècle. In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris, 45–130.
Vaugelas, Claude Favre de 1647): Remarques sur la langue française. Paris.
Voiture, Vincent (1654): Lettres. Paris.
Vuilleumier, Florence (1999): Les conceptismes. In: Marc Fumaroli (Hrsg.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris, 517–537.
Wackernagel, Wilhelm (1873): Poetik, Rhetorik und Stilistik. Halle.
Wloka, Bruno-Walter (1935): Die moralpädagogischen und psychologischen Grundlagen der französischen Rhétorique-Bücher des 17. u. 18. Jahrhunderts. Breslau.

Ekkehard Eggs, Hannover (Deutschland)

11. Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in Italien

1. Von der rhetorischen zur linguistischen Stilistik
2. Die Bedeutung der artes dictaminis und der Briefsteller für die Stilistik in Italien
3. Dantes Stilkonzept
4. Das Ringen um ein Stilkonzept zwischen Tre- und Cinquecento
5. Sprachgebrauch, Eleganz und Stilverständnis im 16. und 17. Jh.
6. Die Reaktion gegen den Marinismus, die Krise der Schulrhetorik und die Neubestimmung des Stilbegriffs im 18. Jh.
7. Die Auflösung des Gattungssystems im 19. Jh. und die Versuche, die rhetorische Stilistik zu überwinden
8. Croces Sprachphilosophie, historische Stiluntersuchungen und linguistische Stilistik im 20. Jh.
9. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In Dante's Italy up until the 18^th century, stylistics was obviously linked to rhetoric. During the Enlightenment, under the influence of English and French philosophers, new theories of perception and language were developed that had consequences for the understanding of style as well as for the new discipline of esthetics. However, only in the early 20^th century,

a total break happened, when first De Sanctis and then Croce stated that rhetoric was unnecessary and redefined stylistics ultimately on the basis of philosophical and esthetical ideas. In Italy, Croces' philosophy of language and esthetics finally enabled the establishment of a linguistic stylistics, which radically turned away from rhetoric, however, still being studied as a historic phenomenon within literary history research. Another particularity of Italian stylistics in the 20th century is the close connection between linguistic stylistics and the interpretation of literature. (1+8)

From Dante's time until the 19th century, rhetoric was used as the scientific basis for stylistics, which, nevertheless, is as manifold as the different conceptions of rhetoric. The "artes dictaminis" of the 13th century and the rhetoric of the letter are one line of tradition (2). Dante's rhetoric started the discussion about the rank of the Italian in comparison to the Roman language and set the course for the vindication of composing in Volgare *(3). Up until Manzoni, Dante's "De vulgari eloquentia", which was rediscovered by Trissino in the 16th century and published, appears in the debate on the use of language repeatedly as the point of reference. But Bembo, with his* Prose della volgar lingua*, steers the attention to the question, whether the spoken language or the language of literature are authoritative. Stylistics turns into the battleground for disagreements over the importance and quality of the Italian language (4).*

The different conceptions of rhetoric allow for a variety of answers on the question of good style. In Libro del Cortegiano*, Castiglione claims that for language use a link between the call for elegance and the principle of the unconstrained (sprezzatura) and naturalness should be implemented. Other authors more strongly point to the artificial, may they refer like Tasso to the significance of the literary genre or like Panigarola to the awakening of pleasure or like Marino and Tesauro to the element of surprise. The strong classicistic rules unravel in the 17th century in favor of a greater freedom, which with Tesauro leads to a prioritization of stylistic freedom over grammatical correctness, while Peregrini warns of misuse of imagination and Mascardi puts the individual style in the foreground (5).*

The individual receives increasing attention in the literature of the 18th and 19th centuries. Vico points out the creativity, Muratori the natural, Beccaria the anthropological concepts of style. Cesarotti emphasizes the need for successful communication, while Parini understands stylistics as a part of esthetics, which is used for the benefit of a better organized community (6). In the 18th century, rhetoric is connected to stylistics with reservations, but in the 19th century it is eliminated. Visconti gives style the function of expressing the non-abstract. De Sanctis takes up the differentiation between main and side point as Beccaria had already done before, but Croce refuses this differentiation (7). This controversy spurs the discussion on style and switches to the issue of which function stylistics fulfills within linguistics. From this perspective, linguistic stylistics turns into its own field of research, independent from rhetoric.

1. Von der rhetorischen zur linguistischen Stilistik

1.1. Der Gegensatz zwischen linguistischer und rhetorischer Stilistik

Die hier angesprochene Dichotomie wird vom Selbstverständnis der italienischen Stilistiker vorgegeben. Nach Schiaffini bildet Croces Ästhetik zu Beginn des 20. Jhs. eine Zäsur zwischen traditioneller Rhetorik und wissenschaftlicher Stilistik, die eine Überwindung

der alten Ordnungsschemata von „la considerazione retorico-umanistica del linguaggio astrattamente preso“ [der rhetorisch-humanistischen Betrachtung der abstrakt verstandenen Sprache] (Schiaffini 1953, 166) bedeutet. So ergibt sich eine Art Zweiteilung, denn von den Anfängen bis zum 18. Jh. wird Stilistik ohne Vorbehalte auf Rhetorik bezogen, die wie Giuliano Crifò am Beispiel Vicos zeigt, von Croce und seinen Schülern marginalisiert wird (vgl. Vico 1989, XVI–XXV). Bis zum frühen 20. Jh. bildet die Philosophie, danach die Linguistik den Bezugsrahmen. Croces Ästhetik wird mit Vosslers Sprachwissenschaft bzw. Spitzers Stilkritik kombiniert. Bruno Migliorini betreibt Sprachgeschichte, Giacomo Devoto mehr literarische, Benvenuto Terracini mehr linguistische Stilistik, doch haben Deveto wie Terracini eine enge Verbindung zur Literaturwissenschaft. Croces Sprachphilosophie verarbeitet neben Vico Francesco De Sanctis, der in seinen Memoiren, wohl in Bezug auf seine Vorlesungen der Jahre 1840–41 schreibt: „In questo tempo feci lezioni sulla rettorica, o piuttosto sull'anti-rettorica“ [In dieser Zeit hielt ich Vorlesungen über die Rhetorik, oder vielmehr über die Anti-Rhetorik] (De Sanctis 1961, 170). Diese programmatisch gedachte Äußerung charakterisiert das Verhältnis von Rhetorik und Stilistik seit dem Risorgimento bis in die Gegenwart. In der von Alberto Asor Rosa betreuten *Letteratura italiana* werden die Stilistik und die Rhetorik völlig unabhängig voneinander abgehandelt (vgl. Baldelli/Vignuzzi 1985; Battistini/Raimondi 1990). Es wird damit eine historische Entwicklung ratifiziert, die bis in das 18. Jh. zurückreicht. Damals hat sich die Stilistik aus Teilbereichen der traditionellen Rhetorik ausdifferenziert, deren Vorstellungen teilweise grundlegend modifiziert, sie aber doch auch weiter tradiert (vgl. Kapp/Weinrich 2001, 191). Deshalb muss hier bis zu den Anfängen der Rhetorik in Italien zurückgegangen werden.

1.2. Die traditionelle Rhetorik und die Ausdifferenzierung der Stilistik

Das Stilkonzept wird seit den Anfängen der italienischen Literatur durch die Vorstellung von Rhetorik beeinflusst. Selbst die Theoretiker des 18. und 19. Jhs. setzen sich noch von den damals gängigen rhetorischen Konzepten ab, die ihrerseits in den schulischen Curricula und den dafür verfassten Lehrbüchern antike wie ältere italienische Vorstellungen fortschreiben. Während dieser beiden Jahrhunderte stehen rhetorische und philosophische Stilistik nebeneinander. Die Ausdifferenzierung der Stilistik aus der traditionellen Rhetorik gilt bis ins 20. Jh. als wissenschaftlicher Fortschritt, der alle Rhetorik überflüssig macht. Diese Überzeugung ist durch die rhetorischen Studien am Ende des 20. Jhs. fragwürdig geworden.

2. Die Bedeutung der *artes dictaminis* und der *Briefsteller* für die Stilistik in Italien

Wie Grosser (1992, 1) sprechen viele Forscher dem Mittelalter und der frühen Neuzeit jegliche Bedeutung für die Entwicklung der Stiltheorie ab, obwohl im 13. Jh. die mittelalterliche Rhetorik Normen für italienische Kunstprosa entwickelt, deren Ursprünge auf Guido Fabas (oder Fava) Brieflehre zurückgehen. Das Zukunftweisende an Fabas *Gemma purpurea* [purpurner Edelstein] besteht im Einfügen von Formulierungsmustern

in *Volgare* in den lateinischen Text, die „non sono la traduzione, ma quasi l'integrazione volgare" [nicht die Übersetzung, sondern gleichsam die Integration des Vulgärsprachlichen sind] (Marti/Segre 1959, 5). Die artes dictaminis bilden eine Grundlage, auf der die Brieflehre der Renaissance aufbaut und einen Traditionsstrang konstituiert, der bis weit ins 18. Jh. hineinreicht (vgl. Doglio 2000). Die trivialen, jedenfalls selten originellen Aussagen der Briefsteller zum Stil kultivieren eine Sensibilität für die Eigenheiten der Textsorte, so z. B. in der Unterscheidung zwischen Rede- und Briefstil und im Rat zur Kürze: „Lo stile sia più Laconico, e Conciso, che Asiatico, o Diffuso, e sia tale, che porti il carattere della materia che si tratta, e delle persone, per cui, e con chi si tratta" [Der Stil soll eher lakonisch konzis als asiatisch ausschweifend sein und so, dass er der Art des behandelten Gegenstandes und der Personen Rechnung trägt, mit denen und für die man zu tun hat] (Nardi 1747, Bd. II, 9). Dieser allgemein gehaltene Hinweis auf die Abhängigkeit des Stils von der Textsorte und von der Kommunikationssituation verpflichtet den Briefschreiber, im Namen rhetorischer Prinzipien, zwei an die alltägliche sprachliche Kommunikation gebundene Komponenten zu beachten, die in der literarischen Stilistik durch die Genera determiniert sind. In der Langzeitperspektive gewinnt die Brieflehre in der italienischen Gelehrtenrepublik dadurch an Gewicht, dass sich deren Mitglieder nach Stefano Guazzos *La civil conversazione* (1574), sozialgeschichtlich betrachtet bevorzugt in der Rolle des Sekretärs sehen (vgl. Guazzo 1993, Bd. I, 127 f.). Der Autor hat übrigens selbst einen Briefsteller mit dem eher irreführenden Titel *Lettere* (1590) veröffentlicht. Baldassarre Castiglione grenzt anhand der Wertung geistiger Fähigkeiten das italienische Selbstverständnis gegen das der Franzosen ab, die „la nobiltà delle arme" [den Schwertadel] dem der „lettere", der geistigen und literarischen Betätigung (Castiglione 1984, 84) vorzögen, während er seinen Landsleuten, in Abwandlung einer Aussage von Quintilian (XII 1,1), das Ideal des „omo da bene ed intiero" [vielseitigen Ehrenmanns] (Castiglione 1984, 83) empfiehlt, das in einer Verbindung von sprachlicher und geistiger Bildung alles Affektierte meidet und die „lettere", also sprachliche und literarische Kultur, pflegt. Castigliones wie Guazzos Leitvorstellungen liefern der Stilistik Modelle eleganter sprachlicher Kommunikation unter der Elite, die schon aus Gründen der Mobilität innerhalb Italiens an der Entfaltung einer *koinē*, einer die regionalen Dialekte überspannenden Gemeinsprache, interessiert ist, die eine problemlose Verständigung in *Volgare* garantiert und den Vorteil hat, nicht auf das Latein der Gelehrtenrepublik zurückgreifen zu müssen, das der staatlichen Führungsschicht und den Frauen vielfach nicht geläufig ist. Ihre beruflichen Interessen treffen sich dabei mit den Bestrebungen der literarischen Welt seit Dante.

3. Dantes Stilkonzept

3.1. Dantes *De vulgari eloquentia*

Dantes *De vulgari eloquentia* [Über das Dichten in der Muttersprache] kündigt eine Rhetorik des *Volgare* an. Die Berliner Handschrift ist *Retorica Dantis* betitelt. Die programmatische Definition des *Volgare* als „illustre, cardinale, aulicum et curiale vulgare" [die erlauchte, maßgebende, bei Hof gesprochene und höfische Vulgärsprache] (I, XVI, 6) zeitigt weit reichende Folgen für die Entwicklung der Stilkonzepte in Italien. *De vulgari*

eloquentia bildet einen Angelpunkt in der Geschichte der italienischen Stilistik (vgl. Tateo 1960, 205−290). Seiner Epoche bietet es „un'enciclopedia esaustiva degli stili [...] ed anzi dei livelli linguistici" [eine umfassende Enzyklopädie der Stile [...] ja sogar der Ausdrucksebenen] (Mengaldo in: Dante 1996, Bd. I, 4). Stil wird immer in Korrelation zur Aussage als Redeschmuck verstanden, für den im Sinne von Horaz (*ars poetica*, 114−118) Angemessenheit gefordert wird: „est enim exornatio alicuius convenientis additio" [Redeschmuck ist nämlich die Hinzufügung von etwas Angemessenem] (II, I, 9). Poesie und Prosa unterscheiden sich durch den Schwierigkeitsgrad des *ordo artificialis*, wobei Dante in seinem Prosimetrum *Vita nuova* [Neues Leben] von der Schande dessen spricht, „che rimasse cose sotto vesta di figura o di colore rettorico, e poscia, domandato, non sapesse denudare le sue parole da cotale vesta, in guisa che avessero verace intendimento" [der mit rhetorischem Schmuck und Figuren dichtet und dann, wenn man ihn darum bittet, seine Worte nicht von dieser Einkleidung lösen kann, damit sie ganz zu verstehen sind] (XXV, 10). Die rhetorische Ausschmückung der Poesie lässt sich nach dieser Vorstellung problemlos in Konzepte der Prosa übersetzen. In *De vulgari eloquentia* will Dante den Begriff „poeta" jenen vorbehalten, die, wie die römischen Dichter „sermone et arte poetati sunt" [in regelhafter Sprache und Technik gedichtet haben] (II, IV, 3), und leitet mit dieser Verbeugung vor der Antike zu seinem Programm einer wetteifernden Nachahmung über, die einerseits an die Ausarbeitung einer Grammatik für das *Volgare* als Voraussetzung für sprachliche Korrektheit und Klarheit des Ausdrucks, andererseits an die Sprachstile gebunden ist, die gemäß mittelalterlicher Rhetorik in tragischen, komischen und elegischen Stil unterschieden werden (vgl. II, IV, 5−6). Dante konzentriert im 1. Buch seine Aufmerksamkeit auf die *elocutio* der Dichtungssprache, die er im 2. Buch der gesprochenen Sprache entgegensetzt. Neben der Dreistillehre unterscheidet er hohen von niederem Stil und kategorisiert das Vokabular nach Alter, Geschlecht (männlich/weiblich), Umgebung (Stadt/Land) bzw. nach der Zugehörigkeit zu den Stilebenen als „pexa" [gekämmt] oder „irsuta" [struppig] (vgl. II, VII, 3−6). Diese Kategorien ermöglichen eine differenzierte Bewertung der stilistischen Qualitäten der ein- oder mehrsilbigen Wörter, ihres Gebrauchs wie ihres Klangs, der syntaktischen Strukturen, des Satzrhythmus und des Versbaus.

3.2. Dantes *Convivio*

Das Verhältnis von Poesie und Prosa kehrt sich im *Convivio* [Gastmahl] im Vergleich zu *De vulgari eloquentia* um, wo die Poesie als „exemplar" [Vorbild] (II, I, 1) für die Prosa gilt. Im *Convivium* unterstreicht Dante die Fähigkeit des *Volgare* „altissimi e novissimi concetti convenevolemente, sufficientemente e acconciamente, quasi come per esso latino, manifestare" [ganz hohe und neue Vorstellungen angemessen, adäquat und passend wie im Lateinischen auszudrücken] (I, X, 12) und nennt Versmaß und Reim „le accidentali adornezze" [den akzidentiellen Schmuck] (I, X, 12). Die Unterteilung der Qualitäten von Prosa in das Gute und das Schöne passt zur Charakterisierung der Poesie durch zusätzliche Ausschmückung: „la bontade è ne la sentenza, e la bellezza è ne l'ornamento de le parole" [das Gute liegt in der Aussage, das Schöne im Schmuck der Worte] (II, XI, 4). Die Inhalts- wie die Ausdrucksseite sind gleichermaßen Bestandteile der Sprachkunst, doch liegt bei Dante das Hauptgewicht auf der *dispositio* (vgl. Battistini/Raimondi 1990, 46), besonders wenn im *Convivio* Syntax und Stilistik der Lehrprosa in Analogie zum

Latein der Scholastik erprobt werden. Die Grammatik garantiert sprachliche Korrektheit, die Musik sorgt für „dolcezza“ [Wohlklang] (I, VII, 15) und die Rhetorik für leuchtende Klarheit („chiarezza“), die dem Sternenhimmel der Venus zueigen ist (II, XIII, 13). Dante lässt im *Convivio* dem Latein das Prestige der „arte“ [Kunst], dem er den „uso“ [Sprachgebrauch] des *Volgare* vorzieht (I, V, 14), weil es die ursprüngliche Sprache seiner Eltern (I, XIII, 4) ist, die ihn erst danach in die Wissenschaft und deren Sprache, das Latein, einführten. Deshalb besteht kein Widerspruch zur Deutung des *Volgare* in *De vulgari eloquentia* als „nobilior“ [edler] und „naturalis“ [natürlich] (I, I, 4) im Vergleich zum Latein.

3.3. Das Konzept des Italienischen von Dante bis Manzoni

De vulgari eloquentia wirkt stark auf das Konzept des Italienischen ein. Das Werk wird im *Cinquecento* von Gian Giorgio Trissino neu entdeckt und 1529 in einer italienische Übersetzung veröffentlicht. Möglicherweise machte er zuvor eine Kopie seines Manuskripts Pietro Bembo in Rom zugänglich, der in den *Prose della volgar lingua* (1525) [Abhandlung über die Vulgärsprache] das damalige Italien mit dem alten Rom vergleicht, um die Zweisprachigkeit der italienischen Kultur zu erklären. Die Elite pflegt Latein als Bildungs-, somit als Fremdsprache, und das *Volgare* als Muttersprache, die gleichberechtigt mit der Bildungssprache ist: „Che si come i Romani due lingue aveano, una propria e naturale, e questa era la latina, l’altra straniera, e quella era la greca, così noi due favelle possediamo altresì, l’una propria e naturale e domestica, che è la volgare, istrana e non naturale l’altra, che è la latina“ [Denn wie die Römer zwei Sprachen hatten, eine eigene und natürliche, und dies war die lateinische, die andere als fremde, und dies war die griechische so besitzen auch wir zwei Sprachen, eine eigene, natürliche und heimische, das *Volgare*, und eine fremde und nicht natürliche, das Latein.] (Bembo 1993, 80). Falls Bembo sich mit dieser Aufwertung der Vulgärsprache an Dante erinnert, interpretiert er ihn völlig anders als Trissino, der *De vulgari eloquentia* soziolinguistisch versteht und in seinem Dialog *Il Castellano* (1529) Dante mit Homer vergleicht, der zwar aus Smyrna stammte, aber nicht ionisch dichtete, sondern Elemente aus allen griechischen Dialekten integrierte. So hätten auch Dante und Petrarca nicht florentinisch oder toskanisch, sondern „in lingua italiana“ [italienisch] (Pozzi 1988, 159) gedichtet. Trissinos Argumentation ist ebenso wie seine Vorschläge zur Reform der italienischen Orthographie heftig umkämpft worden. Sie bildet den Auftakt zur Questione della lingua, zur Auseinandersetzung über das Italienische, die sich bis ins 19. Jh. fortsetzt. Zur Zeit der Einigung Italiens propagiert Manzoni aus politischen Gründen nochmals den Vorrang der in Florenz gesprochenen Sprache gegenüber den anderen dialektalen Varianten. Sein Memorandum (1868) für das Erziehungsministerium übergeht Dantes *De vulgari eloquentia* und verwahrt sich in seiner *Lettera intorno al libro De Vulgari Eloquio di Dante Alighieri* [Brief über das Buch De Vulgari Eloquentia von Dante Alighieri] gegen die Meinung „che Dante [...] abbia intenso di definire, e abbia definito quale sia la lingua italiana“ [dass Dante [...] definieren wollte, welche die italienische Sprache ist, und sie tatsächlich definiert hat] (Manzoni 1965, 1209). Gino Capponi stimmt ihm zu: „A me sembra avere Dante confuso talvolta la lingua e lo stile nel concetto di quel libro“ [Mir scheint, Dante hat im (Sprach)-Begriff dieses Buches manchmal die Sprache und den Stil verwechselt] (Manzoni 1965, 1374). Während die Sprachdiskussion im späten Cinquecento immer

mehr „nella retorica e nella stilistica“ [in die Rhetorik und Stilistik] (Pozzi 1988, 20) übergeht, wird das späte 19. Jh. diese Verwechslung von Sprache und Stil kritisieren. Seit Dante tendieren die Parteien der *Questione della lingua* dazu, die jeweils höher bewertete sprachliche Varietät als besseren Stil zu bewerten. Dieser Aspekt prägt die Beziehung von Rhetorik und Stilistik in Italien, wird hier aber nicht weiter verfolgt.

4. Das Ringen um ein Stilkonzept zwischen Tre- und Cinquecento

4.1. Bembos *Prose della volgar lingua*

Die Sprachdiskussion bekommt in Bembos *Prose della volgar lingua* eine spezifisch stilistische Dimension, wenn die literarische Sprache von Dante, Petrarca und Boccaccio der zeitgenössischen vorgezogen und gefolgert wird, dass „si dee per noi con lo stile delle passate stagioni scrivere [...] e non con quello del nostro tempo“ [dass wir im Stil der vergangenen Epochen [...] und nicht in dem unserer Zeit schreiben müssen] (Bembo 1993, 121). Der Autor benutzt für die Sprache der drei großen Florentiner den Begriff des „stile“, weil er an den sprachlichen Ausdruck in literarischen Formen denkt und die Nachahmung von Modellen für besser als die Verwendung der zeitgenössischen Sprache hält (vgl. Bembo 1993, 122) und die historische Erfahrung der Sprachkultur im alten Rom zum Modell für die eigene erhebt. Bembo sieht den Niedergang des Lateins in der späten Kaiserzeit in Analogie zum zeitgenössischen Verfall des *Volgare* und wirft Seneca, Lukian u. a. vor, das Vorbild Vergils und Ciceros übergangen zu haben. Diese Kritik basiert auf der Überzeugung, dass die Sprache hervorragender Literatur Maßstäbe für ein Idiom setzt, dessen Rang ausmacht und als Norm dem Gebrauch der gesprochenen Sprache vorzuziehen ist. Dante, Petrarca und Boccaccio liefern die Norm für die nachfolgenden Generationen, weil Bembo nicht das spontane, mündliche Sprechen, sondern die geschliffene, schriftliche Form des Ausdrucks vor Augen hat. Deshalb ist für ihn auch die gegenwärtig in Florenz gesprochene Sprache nicht normgebend (vgl. Bembo 1993, 114). Wie in Dantes *De vulgari eloquentia* liefert in den *Prose della volgar lingua* eine Rhetorik der geschriebenen Sprache den Rahmen für eine Poetik, die vorwiegend an Dichtung orientiert ist. Petrarca gibt die Parameter für die Poesie vor, die Prosa des *Decameron* wird in der Rhetorik des Lehrgesprächs der *Prose* nachgeahmt, während Dantes Stilvielfalt eher in den Hintergrund rückt. Das 1. Buch der *Prose* entwickelt rhetorische Parameter, die beiden nachfolgenden eine Grammatik des *Volgare*, die von der humanistischen Rhetorik nicht vorgesehen ist, aber vor dem Hintergrund der Debatten über den besten lateinischen Stil gedeutet werden muss.

4.2. Die Kontroverse zwischen Bembo und Pico della Mirandola über Nachahmung und Stil

1512–1513 debattieren Gianfrancesco Pico della Mirandola und Bembo über die richtige Form der Nachahmung. Pico lehnt die Nachahmung eines bestimmten Autors mit der Begründung ab, dass „imitari itaque eam debemus, quam animo scilicet gerimus dicendi perfectam facultatem“ [wir folglich die vollkommene Art des Sprechens nachahmen müs-

sen, die wir nämlich im Geist haben] (Santangelo 1954, 28). Vom Neuplatonismus Marsilio Ficinos lernt Pico, dass jeder in sich die Ideen der guten Autoren entdecken und durch die eklektische Aneignung verschiedener Vorbilder aus eigener Kraft das ausdrücken muss, was seinen Vorstellungen am meisten entspricht. Er denkt an einen Individualstil, der nach eigenem Ermessen die bei den kanonischen Autoren gefundenen Elemente mischt. Gegen diese Hochschätzung des *ingenium* setzt Bembo die strikte Bindung an verbindliche Vorbilder: „nullam me in eo [sc. animo] stili formam, nullum dictandi simulacrum antea inspexisse, quam mihi ipse mente et cogitatione legendis veterum libris, multorum annorum spatio, multis laboribus ac longo usu exercitationeque confecerim" [Ich habe in mir keine Art von Stil, kein Bild des Ausdrucks entdeckt, bevor ich sie durch die Lektüre der Bücher der Alten während vieler Jahre, durch große Anstrengung, langen Umgang mit ihnen und durch Übung in mir selbst geschaffen habe] (Santangelo 1954, 42).

Wenn guter Stil von einer Norm abhängt und der Ermessenspielraum durch Bindung an ein Modell eingeschränkt ist, wird der Ciceronianismus der römischen Humanisten auf die italienische Literatursprache übertragen (vgl. Mouchel 1990, 80). Bembos Fixierung auf die drei großen Florentiner ist wegweisend für die Sprachnormierung durch das Wörterbuch der *Accademia della Crusca*. Deshalb werden in der *Questione della lingua* implizit rhetorische oder stilistische Probleme diskutiert, wenngleich explizit der Vorrang des Florentinischen, die Berechtigung von Neologismen bzw. von sprachlicher Innovation bis ins 20. Jh. debattiert werden (vgl. Vitale 1978).

5. Sprachgebrauch, Eleganz und Stilverständnis im 16. und 17. Jh.

5.1. Eleganz und Sprachgebrauch bei Castiglione

Castiglione weist Bembos Sprachkonzept mit sprachpragmatischen, soziolinguistischen Argumenten als rückwärtsgewandt zurück und wirft ihm das Prunken mit rhetorischen Kunstmitteln vor. Sein Vorwort zur Ausgabe von 1527 von *Il Libro del Cortegiano* empfiehlt den aktuellen „uso" [Sprachgebrauch] (Castiglione 1984, 26) in der besseren Gesellschaft, schließt antiquiertes Sprachmaterial aus, lässt jedoch solches zu, das nicht zum Toskanischen gehört. Während er so seine Ausdrucksweise als Lombarde rechtfertigt, verwendet er im 1. Buch des *Cortegiano* Ciceros Rhetorik zur Skizzierung des höfischen Konversationsideals, verschweigt aber im Namen weltmännischer „*sprezzatura*" [Ungezwungenheit] (I, XXVI) den expliziten Bezug auf Cicero wie auf die Rhetorik zugunsten gesellschaftlicher Verhaltensnormen. Die den Hofmann kennzeichnende sprachliche Gewandtheit zeigt sich im Meiden der „parole antiche" [veralteten Wörter] (I, XXXIII), im Sprechen bzw. Schreiben „con bell'ordine" [mit guter Form] und mit Wörtern, die „proprie, elette, splendide e ben composte" [treffend, erlesen, ausdrucksstark und wohl geformt] (I, XXXIII) sind. Richtschnur ist „la eleganzia" [die Eleganz] (I, XXXIV), die auf „l'ingegno e il lor giudicio naturale" [die Veranlagung und ihr angeborenes Urteil] (I, XXXVII) zurückgeht. Castiglione lehnt zwar die Nachahmung von Modellen nicht ab (vgl. I, XXX), verurteilt aber alles, was einer zur zweiten Natur gewordenen Natürlichkeit der „grazia" [Anmut] (I, XXXIII), „simplicità" [Einfachheit] und „facilità" [Leichtigkeit] (I, XXXIV) entgegensteht. Die „sprezzatura" beruht letztlich auf dem rhetorischen Prinzip des Verbergens von Kunsthaftigkeit als höchstem Ausdruck von Kunst,

denn „si può dir quella esser vera arte, che non pare esser arte“ [man kann sagen, diese ist wahre Kunst, die keine Kunst zu sein scheint] (I, XXVI). Das Verhalten des Hofmannes wird nach den Regeln der Rhetorik bei Cicero und Quintilian kodifiziert. Die Verknüpfung dieser beiden Bereiche befreit das Stilverständnis aus der Bevormundung durch die Schulrhetorik und wird der französischen Klassik wichtige Impulse vermitteln.

Daniel Barbaro verteidigt hingegen in *Della eloquenza* [Über die Rhetorik] (1557) „l'artificio“ [das Künstliche] als Voraussetzung für Verständlichkeit: „la prima forma dover esser la chiarezza, la quale sotto di sé contiene la purità e l'eleganza del dire“ [die Klarheit ist die erste Form, die Reinheit und Eleganz der Rede impliziert] (Weinberg 1970, 382). Reinheit und Eleganz illustriert Barbaro mit Beispielen aus Boccaccios *Decameron*, doch denkt er an die gesprochene Sprache, wenn er bezüglich der Wortstellung anmerkt: „nella purità e mondezza del dire doversi mettere le parole insieme con quel modo che più vicino al favellare, usitato senza molta cura et affettazione, semplicemente quanto si può“ [im reinen und richtigen Ausdruck müssen die Wörter dem zwanglosen, unaffektierten, möglichst einfachen Sprechen vergleichbar zusammengeordnet werden] (Weinberg 1970, 390). Diese Lehre wirkt im 17. Jh. als Gegengewicht zur barocken Künstlichkeit.

5.2. Textsorte und Sprachgebrauch bei Tasso und Sforza Pallavicino

Das Ideal des Künstlichen erfährt am Ende des 16. Jhs. eine Präzisierung durch das Nachdenken über den Zusammenhang von sprachlichem Ausdruck und Textsorte. Torquato Tasso fixiert im 3. Teil der *Discorsi dell'arte poetica e in particolare sopra il poema eroico* [Abhandlungen über die Dichtkunst und besonders über das Epos] (1597) das stilistische Decorum gattungsspezifisch. Diesen wechselseitigen Bezug von Gattung und Stil hält Daniel Javith für „una novità di grandissimo valore“ [höchst bedeutsame Innovation] (Venturi 1999, 529). In den *Discorsi del poema eroico* [Abhandlungen über das Epos] (1594) sieht Tasso in der Schönheit des Ausdrucks die „cagione di quel grazioso diletto ch'al poeta eroico ed al lirico oltre tutti gli altri è conveniente“ [Ursache für jenes anmutige Vergnügen, das dem Epiker und Lyriker mehr als allen andern angemessen ist] (Tasso 1959, 692). Seine *elocutio*-Lehre (Buch IV–VI) beschreibt den erhabenen und geschmückten Stil weitgehend nach Demetrios von Phaleron (vgl. Grosser 1992, 288 f.), mit dessen Vorstellungen die *Lezione sopra il sonetto* Questa vita mortal *di Monsignor Della Casa* [Vortrag über das Sonett *Questa vita mortal* von Della Casa] den Unterschied zwischen wissenschaftlichem und poetischem Stil erklärt. Der Lehrer muss sprechen „con parole proprie, con concetti scientifici e con ordine minuto e distinto“ [mit eigentlichen Worten, wissenschaftlichen Begriffen und genauer, klarer Ordnung]. Der Dichter und der Rhetoriker benötigen hingegen „la pompa e l'altezza dello stile“ [Redeschmuck und hohen Stil] (Venturi 1999, 483), denn das Epos wirkt „con la maraviglia“ [durch das Wunderbare] (Tasso 1959, 508). Diesem Konzept widerspricht Sforza Pallavicino, der das Wunderbare in den „concetti“ als „osservazione maravigliosa raccolta in un detto breve“ [in eine knappe Aussage zusammengefasste wunderbare Bemerkung] (Pallavicino 1994, 79) definiert, die „un sommo piacere intellettuale“ [ein sehr großes geistiges Vergnügen] (Pallavicino 94, 77) weckt. Er preist das Prinzip des Verbergens der Kunsthaftigkeit als höchste Form des Erweckens von Bewunderung (vgl. Pallavicino 1994, 39). Dieses rhetorische Verfahren passt auch zur wissenschaftlichen Prosa, die durch „eleganza“ [Eleganz] und „maggior chiarezza“ [größere Klarheit] (Pallavicino 1994, 172 f.) Ansehen

gewinnt. Im Gegensatz zu Castiglione empfiehlt er dieses Verfahren zum Erzeugen eines Überraschungsmoments und versöhnt so die klare wissenschaftliche Diktion mit der barocken Lehre vom Erstaunen.

5.3. Theorie des Prosastils bei Panigarola

Die Beschäftigung mit Demetrios von Phaleron ermöglicht im Rahmen der Gegenreformation Francesco Panigarola die wichtigste Theorie des Prosastils zu entwickeln, deren Bedeutung von der Sprach- und Literaturwissenschaft kaum beachtet worden ist, obwohl diese umfangreiche Predigtlehre vorzügliche Analysen der großen italienischen Literatur und der Sprachdiskussion enthält. Panigarola zitiert die lateinische Übersetzung von Pietro Vettori, der Demetrios 1552 ediert und 1562 einen Kommentar veröffentlicht, den Tasso zitiert. Giulio Camillo Delminio übersetzt ihn 1594 (^{2}1609) ins Italienische. Panigarola beginnt *Il Predicatore, ovvero Demetrio Falereo dell'elocutione con le Parafrasi, Commenti e Discorsi* (1609) [Der Prediger oder Demetrios von Phalerons über den Stil mit Paraphrasen, Kommentaren und Abhandlungen] mit einer rhetorischen Stiltheorie und erörtert deren theologische Probleme. Er leitet aus dem Werk von Demetrios Regeln für alle Arten von guter italienischer Prosa ab, wohingegen bisher die rhetorische Stillehre entweder Strategien des Überzeugens oder des Gefallenerweckens in der Poesie diskutierte. Er möchte eine Stilistik („elocutione") der Prosa als „l'arte di far eloquente ragionare" [Kunst, sich beredt auszudrücken] (Panigarola 1609, I, 17) etablieren. Dafür prägt er den Begriff des „ragionare eloquibile" [sich stilvoll ausdrücken] (Panigarola 1609, I, 14). Panigarola übernimmt von Demetrios die vier Stile des *genus magnificum, grave, venustum* und *tenue* (Panigarola 1609, III, 5), hebt hingegen Ciceros Gleichsetzung von Sachverhalt und Stillage auf, damit der Prediger die erhabene Botschaft des Evangeliums den Menschen liebenswert erscheinen lassen kann. Seine Unterscheidung von zwei Arten des Anmutigen („venusta") die mit den Kategorien „urbana", „gratiosa", „elegante" arbeitet und sie vom Witz („gli scherzi", „le burle") und der Spaßmacherei („le buffonerie") abgrenzt (Panigarola 1609, III, 414), nimmt im religiösen Bereich Überlegungen vorweg, die später in Frankreich für die profane Dichtung der Salonkultur entwickelt werden. Die argutia-Bewegung wird dadurch zum Paktieren mit dem Asianismus ermutigt (vgl. Kapp 1992, 992).

5.4. Grammatikalische Korrektheit und Scharfsinn bei Tesauro und Peregrini

Das Überraschungsmoment erhält im *Cannocchiale aristotelico* (1654) [Das aristotelische Fernrohr] von Emanuele Tesauro ein Übergewicht gegenüber der traditionellen Forderung nach grammatikalischer Korrektheit des Ausdrucks und Angemessenheit der eingesetzten rhetorischen Verfahren. Die Stilistik wird durch „una antitesi tra grammatica e stile" [ein Kontrastieren von Grammatik und Stil] aufgewertet, das zu „lo spostamento del suo centro di gravità verso l'area dello stile" [der Schwerpunktverlagerung zugunsten des Stils] (Raimondi 1961, 44) beiträgt. Diese Verschiebung rührt ebenso von einem philosophischen Sprachverständnis wie von einer konsequenten Ausrichtung der Rhetorik auf die Prinzipien der „argutezza" [Scharfsinn] her, „Gran Madre d'ogni 'ngenoso

Concetto: chiarissimo lume dell'Oratoria, & Poetica Elocutione" [große Mutter jedes ingeniösen Concetto, hellstes Licht des rhetorischen und dichterischen Stils] (Tesauro 1968, 1). Im Anschluss an Aristoteles stellt Tesauro eine Entsprechung zwischen den geistigen Bildern und den sprachlichen Zeichen auf: „Tutta la forza di ciascun Vocabolo significante [...] consiste nel rappresentare alla mente humana la cosa significata" [Die ganze Kraft jedes Ausdrucks [...] besteht darin, dem menschlichen Geist das Bedeutete vorzustellen] (Tesauro 1968, 235). Er unterscheidet zwei Arten der Rede: eine „col Vocabulo nudo" [mit dem bloßen Wort], die „Propria & Grammaticale" [eigentlich und grammatikalisch] ist, und eine „Retorica & Arguta" [rhetorische und scharfsinnige] „con alcuna significatione ingeniosa, che insieme rappresenti & diletti" [mit einer ingeniösen Bedeutung, die vorstellt und zugleich erfreut] (Tesauro 1968, 235). Nur die „parole pellegrine" [fremden Wörter] (Tesauro 1968, 249) machen beredt, die Regeldurchbrechung folgt dem Prinzip „serbare il Decoro col violarlo" [das Decorum durch dessen Verletzung wahren] (Tesauro 1968, 253). Im Namen dieser Regel können Grammatik wie Semantik missachtet und solche Unkorrektheiten als stilistische Qualitäten betrachtet werden. Tesauro versteht die Sprache als Schöpfung sowohl auf Seiten des Benutzers wie des Empfängers und schätzt deshalb die stilistischen Ausdrucksqualitäten hoch, die als Korrektiv wirkenden überindividuellen Instanzen hingegen gering. Damit befindet er sich mit der Poetik von Marino und seinen Bewunderern im Einklang, doch hat Matteo Peregrini bereits vor der Veröffentlichung des *Cannocchiale aristotelico* in *Delle Acutezze* [Über das Scharfsinnige] (1639) „venticinque cautele per l'uso delle acutezze" [fünfundzwanzig Vorsichtsmaßnahmen, die für den Gebrauch von Scharfsinnigem zu berücksichtigen sind] (Peregrini 1997, 124) aufgestellt. Wie die antiken Rhetoriker möchte Peregrini „l'indiscreta affettazione delle acutezze" [das geschmacklos Affektierte des Scharfsinnigen] (Peregrini 1997, 13) als lächerlichen Stil abtun. Im Gegensatz zu Tesauro ist für ihn das Ingeniöse kein Prinzip des Erkennens: „l'acutezza non consiste in un ragionamento, ma in un detto. [...] non si regge dalla qualità della materia [...] ma da quella dell'artificio e forma di favellare" [das Scharfsinnige besteht nicht in einer gedanklichen, sondern in einer sprachlichen Äußerung [...] es besteht nicht in der Qualität des Gegenstandes [...] sondern in der des Künstlichen und der Art des Ausdrucks] (Peregrini 1997, 14). Deshalb erstellt er Regeln zur Unterscheidung zwischen gutem und schlechtem Scharfsinn und entwickelt in *I Fonti dell'ingegno ridotti ad arte* [Die Quellen des Scharfsinns als Verfahrensweisen] (1650) eine zwischen Rhetorik und Logik angesiedelte Topik des Scharfsinnigen, die das Recht auf Individualstil impliziert.

5.5. Agostino Mascardis *Dell'arte istorica*

Agostino Mascardis *Dell'arte istorica* [Über die Geschichtsschreibung] (1636) enthält eine „Digressione intorno allo stile" [Exkurs über den Stil] (Mascardi 1994, 234), in der die traditionelle Gleichsetzung von *elocutio* und Stil hinterfragt wird. Stil kommt durch die individuelle Handhabung der rhetorischen Lehre von der *elocutio* zustande, denn „la natura che gli uomini guernisce d'ingegno [...] fa che ciascuno nell'uso di quegli insegnamenti, abbia certa particolarità nascente dal proprio ingegno, in virtù di cui quell'elocuzione, quelle forme e quel carattere, per loro stessi comuni ad ogni componitore, propri divengano di ciascuno si fattamente" [die die Menschen mit Verstand ausstattende Natur [...] bewirkt, dass jeder bei der Anwendung jener Lehren eine gewisse dem eigenen Ver-

stand entspringende Eigenheit besitzt, auf Grund derer jene allen Schreibenden gemeinsame Ausdrucksweise, Formen und Eigenschaften jedem eigentümlich werden] (Mascardi 1994, 284). Diese Eigentümlichkeiten konstituieren den Individualstil, der ähnlich wie die „maniera" [Manier] in der bildenden Kunst durch Unterschiede im „uso" [Gebrauch] (Mascardi 1994, 284–287) zustande kommt: „Lo stile è una maniera particolare ed individua di ragionare o di scrivere, nascente dal particolare ingegno di ciascuno componitore, nell'applicazione e nell'uso de' caratteri del favellare" [Der Stil ist eine besondere, individuelle Art des Sprechens oder Schreibens, die durch die besondere Begabung eines jeden in der Anwendung und im Gebrauch von Spracheigentümlichkeiten entsteht] (Mascardi 1994, 288). Diese Fokussierung auf den Individualstil bildet durch die Rückbindung an Cicero und Hermogenes den Gegenpol zu Tesauros auf Aristoteles basierender Überführung der Grammatik in Stilistik. Beide Theorien stecken die Bandbreite der Stillehre des 17. Jhs. ab.

6. Die Reaktion gegen den *Marinismus*, die Krise der Schulrhetorik und die Neubestimmung des Stilbegriffs im 18. Jh.

6.1. Vicos Stillehre

Die Stilistik des 17. Jhs. findet in den ersten Jahrzehnten des 18. Jhs. durchaus noch Befürworter. Giambattista Vico spricht in der um 1710 erarbeiteten ersten Fassung seiner in Anschluss an Quintilians *Institutiones oratoriae* [Ausbildung des Redners] betitelten Rhetorik vom „aureo libello" [goldenen Buch] (Vico 1989, 284; 290) des Matteo Peregrini bzw. des Sforza Pallavicino. Der Stil orientiert sich an den drei traditionellen rhetorischen Kategorien von „elegantia" [Eleganz], „dignitas" [Angemessenheit] und „compositio" [Periodenbau] (Vico 1989, 234). In den *Principij di scienza nuova* [Prinzipien einer neuen Wissenschaft] (1725, ^{3}1744) betont er gegen den cartesianischen Rationalismus und die auf strenge Regeln bedachten Grammatiker das Schöpferische der Sprache, stuft die Sprache der Poesie höher ein als jene der Prosa und lobt die Fantasie. Vico thematisiert die Stilistik nicht ausdrücklich, bleibt in Italien auch zunächst bis zu Croce ohne größere Wirkung.

6.2. Natürlicher und künstlicher Stil bei Muratori

Lodovico Antonio Muratori, dessen Reformprogramm Grundüberzeugungen der Arcadia widerspiegelt, umreißt in *Della perfetta poesia italiana* [Über die vollkommene italienische Dichtung] (1706) mit Berufung auf Pseudo-Longinos ein attizistisches Stilkonzept, demzufolge Evidenz und klares Darstellen der Poesie noch viel eigentümlicher als der Prosa ist (vgl. Muratori 1971, 179). Vergil erreiche dieses Stilideal durch „una semplice, e pura brevità d'Immagini, nelle quali non fa pompa l'Ingegno, ma bensí un maraviglioso Giudizio" [eine einfache, reine Knappheit an Bildern, in denen sich nicht etwas Ingeniöses, sondern ein wunderbares Abwägen manifestiert] (Muratori 1971, 434). Tasso kombiniere „la parsimonia, e modestia Virgiliana" [die Vergilsche Sparsamkeit und Zurück-

haltung] mit Homers „fecondità“ [Figurenreichtum] und Ovids „grazie“ [Anmut], weil das Italienische „maggior copia d'ornamenti“ [mehr Figurenschmuck] (Muratori 1971, 435) benötige. Muratori verwendet Tasso zur Illustration des italienischen Sprachstils, um die Abwertung des Italienischen durch Boileau und Bouhours zurückzuweisen, deren Behauptung, das Italienische sei schon von seiner Lautstruktur her weibisch verweichlicht, er entschieden zurückweist: „la Lingua Italiana è dolce, né lascia nel medesimo tempo d'essere maestosa, risonante, e piena d'una virile armonia“ [die italienische Sprache ist süß, unterlässt es gleichzeitig aber nicht, majestätisch, klangvoll und von männlicher Harmonie zu sein] (Muratori 1971, 666). Muratori setzt die rhetorische Prosa mit „lo stesso ordinario parlar de gli uomini imitato dallo Scrittore“ [dem von den Schreibern imitierten gewöhnlichen Reden der Menschen] gleich, akzeptiert die Sprachnormierung durch die Accademia della Crusca und nennt die Redefiguren „il Linguaggio natural de gli Affetti“ [die natürliche Sprache der Affekte] (Muratori 1971, 461). Er unterscheidet zwischen dem „Fiorito“ [figurenreichen] und dem „Stil Maturo“ [reifen Stil], in dem Gedanken und Bilder „tutti naturali, dotati d'un lume, e ornamento non già pomposo, ma semplice, e puro, lavorati senza fatica, e nati per se nell'argomento“ [ganz natürlich, ohne aufdringlichen Ganz und Schmuck, aber einfach und rein, ungezwungen und wie aus dem Gegenstand hervorgehend] (Muratori 1971, 476 f.) erscheinen. Hier ist die Kunstfertigkeit so weit getrieben, dass man von „Eloquenza naturale“ [natürlicher Beredsamkeit] (Muratori 1971, 499) sprechen kann. Seine *Riflessioni sopra il buon gusto nelle scienze e nelle arti* [Überlegungen über den guten Geschmack in den Wissenschaften und Künsten] (1708–1715) unterscheiden den Stil der „Eloquenza Necessaria“ [notwendigen Beredsamkeit] eines Aristoteles und Descartes von der „Voluttuosa“ [ausschweifenden] Sforza Pallavicinos und der „Piena“ [satten] Ciceros, Quintilians, von Augustinus, Erasmus und Gassendi (Muratori 1723, Bd. II, 156).

Diese eigentümliche Dreiteilung läuft auf den bereits erwähnten Gegensatz von „lo Stile puro e naturale, che spiega le cose con evidente chiarezza, e con parole proprie“ [dem reinen und natürlichen Stil, der die Dinge mit eindeutiger Klarheit und eigentlichen Wörtern] ausdrückt und des „Stile ornato“ [geschmückten Stils] (Muratori 1723, Bd. II, 156) heraus. Giuseppe Baretti nennt 1765, mit einer polemischen Wendung gegen die Rhetoriker und Grammatiker, Cellini ein Modell guten Stils, denn „quantunque ignorante e plebeo, fu da lei [la natura] reso il meglio maestro di stile che s'abbia l'Italia“ [er wurde von ihr [der Natur] zum besten Meister des Stils in Italien gemacht, obwohl er ungebildet und einfacher Herkunft war] (Puppo 1966, 216). Das Provokative ist die Distanzierung vom Modell Boccaccios, dessen Nachahmer „alla boccaccevole“ [‚boccacccesk‘] (Parini 2005, 38) schreiben, wohingegen Cellinis Stil als „semplice, chiaro, veloce e animatissimo“ [einfach, klar, schnell und sehr belebt] (Puppo 1966, 215) bezeichnet wird. Hier treten französische und englische Vorbilder in den Vordergrund, was in der Polemik gegen Umstellungen und im Lob der natürlichen Ordnung der Satzglieder deutlich wird.

6.3. Sensualistische Stiltheorie von Beccaria

Cesare Beccaria ersetzt die Rhetorik als Bezugsrahmen für die Stilistik durch den neueren englischen und französischen Sensualismus. Dabei kommt eine Vorstellung von schmuckloser wissenschaftlicher Ausdrucksweise zum Tragen, die von Descartes propa-

giert, im Grunde genommen aber bereits im 16. Jh. von Sperone Speroni im *Dialogo delle lingue* [Dialog über die Sprachen] angesprochen wird (vgl. Fournel 190, 126–128). Speroni läst den Aristoteliker Pomponazzi den Vorrang der Botschaft im Vergleich zum Ausdruck betonen und folgern, dass „quella lingua e quella scrittura doversi usare da' mortali, la quale con più agio apprendemo" [man jene Sprache und Schrift von den Sterblichen benutzen soll, die wir am leichtesten lernten] (Pozzi 1988, 329). Die Muttersprache wird nicht mit dem „volgare illustre", der durch Grammatik und Rhetorik reglementierten Sprache, sondern mit dem spontanen Ausdruck gleichgesetzt. Die Verachtung für die Sprache als Instrument der Bildung gipfelt in der für damals unerhörten Vorstellung, dass „la forma delle parole, onde i futuri filosofi ragioneranno e scriveranno delle scienze, sarà comune alla plebe" [die Ausdrucksweise, der sich die künftigen Philosophen bedienen, um über die Wissenschaften zu sprechen und zu schreiben, auch dem Volk vertraut sein wird] (Pozzi 1988, 331). Pomponazzi verwirft alle Hierarchien von Sprachen zugunsten der reinen Mitteilung von Gedanken, die sogar im Dialekt geschehen könnte. Diese Meinung ist von den Nachwelt vorwiegend mit Galileo Galilei verbunden worden, der ihr im Prinzip in *Il Saggiatore* [Der Prüfer] (1623) zustimmt (vgl. Galilei 1953, 221 f.), in seinen Dialogen ihr jedoch insofern zuwider handelt, als der „Witz, die Ironie und die polemischen Anspielungen sowie die Form des Dialogs" (Kapp 1993, 195) der neuen naturwissenschaftlichen Ausdrucksweise zugute kommen. Im 18. Jh. wirbt die Zeitschrift *Il Caffè* in mehreren Beiträgen für die Loslösung des Italienischen von der überkommenen literarischen Sprache und deren Normierung durch die Accademia della Crusca. Cesare Beccaria skizziert 1764 im *Frammento sullo stile* [Fragment über den Stil] ein philosophisches Kommunikationskonzept, das Grundgedanken seiner *Ricerche intorno alla natura dello stile* (1774) [Untersuchungen über die Natur des Stils] vorwegnimmt. Dort wirft er der bisherigen Stilistik vor, sie gehe von einer falschen Anthropologie aus, denn anstatt „all'origine dei nostri sentimenti" [bis an den Ursprung unserer Empfindungen] und die „princìpi motori" [treibenden Prinzipien] vorzudringen, behandle sie nur die „risultati di una lunga esperienza" [Ergebnisse einer langen Erfahrung] (Beccaria 1958, 209). Er trennt den Stilbegriff von der Grammatik und unterwirft ihn der Philosophie, weil „lo stile consiste nelle idee o sentimenti accessori" [der Stil aus zusätzlichen Gedanken und Empfindungen besteht] (Beccaria 1958, 212), während die hauptsächlichen Ideen und Empfindungen sinnliche Wahrheiten übermitteln. Die Wörter sind „lo strumento eccitatore di tali sensazioni" [das bestimmte Empfindungen auslösende Instrument] (Beccaria 1958, 213), nämlich der natürlichen Empfindungen, Freude und Schmerz. Die Stilistik lehrt das Kombinieren der Wahrheit mit so viel zusätzlichen Ideen und Empfindungen, dass der Adressat von der Botschaft möglichst wirksam gefesselt wird. Beccarias *Ricerche* liefern, so Peter France, „un examen théorique du pourquoi des conseils stylistiques des rhéteurs" [eine theoretische Überprüfung der Ursachen für die stilistischen Ratschläge der Rhetoriker] (Fumaroli 1999, 962).

6.4. Der Sprachwandel als Argument gegen eine Stilnormierung bei Cessarotti

Melchiorre Cesarotti entwickelt im *Saggio sulla filosofia delle lingue* [Essay über die *Sprachphilosophie*] (1783) eine auf Condillac und De Brosses fußende rationalistische Sprachphilosophie, der zufolge die Meinung, eine Sprache sei elegant oder vollkommen

oder statisch unter die Vorurteile eingereiht, und stattdessen die Notwendigkeit von Sprachwandel oder von Neologismen zum Prinzip erhoben wird. Cesarotti sieht bei der geschriebenen Sprache drei Komponenten am Werk: „la filsofia, l'erudizione ed il gusto" [die Philosophie, die Gelehrsamkeit und den Geschmack] (Puppo 1966, 318 f.). Die Philosophie wacht über die ästhetische und inhaltliche, die Gelehrsamkeit über die semantische Komponente und der Geschmack über Gebrauch und Wohlklang. Die Sprache hat eine rationale und eine expressive Seite, untersteht somit der Rhetorik, die „colpisce l'immaginazione" [die Fantasie beeindruckt] (Puppo 1966, 319) und der Logik, von der sie „perspicuità ed aggiustatezza" [Klarheit und Genauigkeit] erhält, wohingegen ihr die Rhetorik „bellezza e vivacità" [Schönheit und Lebhaftigkeit] (Puppo 1966, 368) verleiht. Die Wörter sind „come la catena trasversale che riunisce quella degli oggetti con quella dell'idee" [eine Art Verbindungskette, zwischen den Gegenständen und den Ideen] (Puppo 1966, 321). In Bezug auf die Syntax bezeichnet Cesarotti Boccaccios und Bembos Übernahme der Inversion des Lateinischen als unnatürlich, beurteilt die damals modische Anlehnung an das Französische nachsichtiger, empfiehlt aber „coglier i vantaggi preziosi della costruzione latina, senza rinunziar a quelli della loro propria" [die wertvollen Vorteile der lateinischen Konstruktion zu nutzen, ohne auf jene ihrer eigenen zu verzichten] (Puppo 1966, 359). Cesarotti versteht Sprache als etwas zu einem Volk („nazione", Puppo 1966, 434) Gehörendes, das sich mit dem historischen Wandel einer Gesellschaft und ihrer Literatur modifiziert.

6.5. Die Sprachphilosophie bildet im 18. Jh. den einen, die Ästhetik den anderen Eckpfeiler der Stilistik

Parini thematisiert fortwährend die Sprachkunst innerhalb der Regeln für die bildende Kunst. Er handelt in seinen Rhetorikvorlesungen ausgiebig von Stilistik, wenn er in Anschluss an Bernard Lamy (vgl. Kapp 2006, 216 f.) Rhetorik als „Arte del dire" [Kunst des Sprechens] (Parini 2003, 187) definiert und zentrale Kategorien wie „Ordnung", „Klarheit", „Leichtigkeit", „Angemessenheit" (Parini 2003, 150–181) diskutiert. Rhetorik ist „l'Arte di comunicare e d'imprimer con facilità e con forza negli altri le idee, le opinioni e i sentimenti che noi vogliamo" [die Kunst, leicht und dezidiert die Vorstellungen, Meinungen und Gefühle mitzuteilen und einzuschärfen, die wir wollen] (Parini 2003, 185). Sein Stilbegriff hat weniger die literarische Tradition als die außerliterarische Verwendung im Blick. Parini richtet sein Augenmerk „su quella parte del dire che serve alla comunicazione de' nostri affari civili, di quella che nel foro difende la vita e le sostanze de' cittadini, di quella che sostiene la dignità del legislatore colla nobiltà, colla precisione e colla sublime semplicità delle leggi" [auf jenen Teil der Rede, der in unseren staatlichen Angelegenheiten zur Kommunikation dient, der bei Gericht Leben und Eigentum der Bürger verteidigt, der die Würde des Gesetzgebers durch die Vortrefflichkeit, die Genauigkeit und die erhabene Einfachheit der Gesetze garantiert] (Parini 2005, 315). Diese Hinwendung zu den stilistischen Erfordernissen von Textsorten außerhalb der Literatur ist vom Gedanken einer staatsbürgerlichen Erziehung auf der Grundlage der Beschäftigung mit Literatur inspiriert, der einerseits eine der ursprünglichen Komponenten von Rhetorik neu belebt, andererseits aber die Rhetorik in eine von Batteux inspirierte hermeneutische Praxis des Literaturstudiums überführt.

7. Die Auflösung des Gattungssystems im 19. Jh. und die Versuche, die rhetorische Stilistik zu überwinden

7.1. Viscontis romantisches Stilkonzept als Erweiterung der Ausdrucksqualitäten

Die Stilistik entfernt sich im 18. Jh. vom der Rhetorik, wird aber durch die Verankerung im klassisch-humanistischen Literaturkonzept vom radikalen Brechen mit ihr abgehalten, wie an Cesarotti deutlich wird. Er hinterfragt zwar in Zusammenhang mit seiner Ossian-Übersetzung die traditionelle Koppelung von Thematik und Ausdruck in klassisch-humanistischer Dichtung, doch bezweifelt Vincenzo Monti 1803 in seiner *Della necessità dell'eloquenza* [Über die Notwendigkeit der Rhetorik] betitelten Antrittsvorlesung in Pavia noch die Wirksamkeit von „una secca ed arida elocuzione" [einer trockenen Diktion ohne Redeschmuck] (Monti 2002, 276). Monti polemisiert gegen die Meinung jener „che [...] stimano doversi le Matematiche dispensare da tutte le regole del bel dire, e credono lo studio di queste scienze insociabile coll'amenità delle lettere" [die meinen, dass [...] die Mathematik von allen Regeln guten Ausdrucks dispensiert und die eine Unvereinbarkeit jener Wissenschaften mit literarischer Anmut annehmen] (Monti 2002, 288). Sein Klassizismus steht der Romantik nahe, wenn der Stil der Moral als „lo stile del cuore" [der Stil des Herzens] (Monti 2002, 276) taxiert wird. Die rhetorische Stilistik wird erst in der Debatte über die Romantik liquidiert. Unter den literaturtheoretischen Essays von Ermes Visconti aus den Jahren 1819–1822 findet sich ein wichtiger über den Stil, der unveröffentlicht bleibt, bzw. in eine kleine Schrift mit aphoristischen Bemerkungen zum Thema eingeht. Visconti diskutiert verschiedene Schlüsselbegriffe der Stilistik bzw. Konzepte ihm wichtig erscheinender Stiltheoretiker. Mascardi verhöhnt er als „pedante" [Pedanten] (Visconti 1979, 332) und seine Definitionen als unnützes Spielen mit Begriffen. Er selbst geht von einem weiten Stilbegriff aus, der Denkformen wie literarische Gattungen umfasst und grenzt dann den sprachlichen Begriff ein auf „le nozioni, le immagini, le espressioni, le frasi; ordinate in una data maniera; e producenti o isolatamente o riunite in aggregati, l'effetto immediato del componimento" [die Begriffe, Bilder, Ausdrücke und Sätze, die in einer bestimmten Weise geordnet für sich oder im Zusammenhang die unmittelbare Wirkung des Textes hervorbringen] (Visconti 1979, 298). Das unbestimmt Allgemeine dieser Definition zielt auf eine Integration sensualistischer Sprachphilosophie und Ästhetik in eine globale Theorie der schönen Künste, deren Teilgebiet die schöne Literatur ist. Die Sprache übersetzt die einfachen geistigen Vorstellungen in eine komplexe, den Stil ausmachende Ausdrucksebene, denn „lo stile consiste in primo luogo nelle idee annesse immediatamente ai segni della lingua, idee dalle quali risulta il concetto interiore" [der Stil besteht in erster Linie aus den unmittelbar mit den sprachlichen Zeichen verbundenen Ideen, aus denen sich die innere Vorstellung ergibt] (Visconti 1979, 300). Damit rückt Visconti von dem rationalistischen Sprachkonzept einer radikalen Trennung zwischen Aussage und Form ab und weist dem Stil die Funktion zu, an der Übermittlung geistiger Vorstellungen mitzuwirken. Unter den sieben Merkmalen des Stils besteht eines „[n]el concetto interiore letteralmente significato, quando quel concetto ne addita un altro sottinteso, il quale si riguarda come l'assunto principale di chi scrive" [in der wörtlich genommenen inneren Vorstellung, wenn diese Vorstellung auf eine andere unterschwellige verweist, die sozusagen das Hauptanliegen

des Schreibenden darstellt] (Visconti 1979, 310). Das Irrationale und Individuelle wird in die Stilistik verlegt, die für die Ausweitung der Ausdrucksqualitäten über die bloße Vermittlung von Begriffen hinaus „o all'uopo indispensabile o alla chiarezzza o all'eleganza dell'esposizione" [entweder für das unabdingbare Bedürfnis, für die Klarheit oder die Eleganz der Darstellung] (Visconti 1997, 311) sorgt. Beccarias Unterscheidung zwischen hauptsächlichen und nebensächlichen Ideen wird dadurch hinfällig und als ungenau verworfen. Im Rahmen solcher Überlegungen über den Stil verliert die Bindung stilistischer Prinzipien an bestimmte literarische Genera oder Formen ihre Gültigkeit, so dass die klassisch-humanistische Literaturästhetik beiseite geschoben und das traditionelle Gattungssystem hinfällig wird.

7.2. Die Abkehr von der Rhetorik und der Gegensatz zwischen grammatischer Korrektheit und stilistischer Eleganz bei De Sanctis

Francesco de Sanctis ersetzt in seinen Vorlesungen aus den 1840er Jahren endgültig die Rhetorik durch die Ästhetik und behandelt die Stilistik ausführlich. Er erwähnt Schulbücher wie *De arte rhetorica* (1705) des Jesuiten Dominique de Colonia und *Rettorica* (1786) von Ignazio Falconieri und die einflussreichen *Lectures on Rhetoric and Belles Lettres* (1783) von Hugh Blair in der Übersetzung von Francesco Soave (1828), verweigert ihnen aber seine Zustimmung, weil sie sich bei der Form aufhalten, anstatt den Inhalt zu berücksichtigen. Buffons Ausspruch aus der als *Discours sur le style* (1753) berühmt gewordenen Rede bei der Aufnahme in die Académie française: „le style est l'homme même" verkehrt er kurzerhand ins Gegenteil: „Lo stile è la cosa" [Der Stil ist die Sache] und fügt erklärend hinzu, dass „intendevo per cosa quello che piú tardi ho chiamato l'argomento o il contenuto" [ich unter Sache das verstand, was ich später das Thema oder den Inhalt genannt habe] (De Sanctis 1961, 157). In seinen Vorlesungen greift er Beccarias Unterscheidung zwischen haupt- und nebensächlichen Ideen auf und folgert, dass „lo stile sta in una idea manifestata per mezzo de' suoi accessori" [der Stil in einer durch Zusätzliches herausgearbeiteten Idee besteht] (De Sanctis 1975, 451). Die zusätzlichen sollen den hauptsächlichen Ideen Farbe geben, sie klären oder verstärken („colorire [...] chiarire o [...] rafforzare") (De Sanctis 1975, 766). Der Gedanke muss durch ein Zusammenwirken von haupt- und nebensächlichen Ideen in einen „pensiero espresso" [ausgedrückten Gedanken] (De Sanctis 1975, 456) übersetzt werden. Daraus leitet De Sanctis die bekannten Eigenschaften von Klarheit („chiarezza"), Kraft („forza") und Ausschmückung („ornamento") ab. Die Reinheit wird in der Grammatik, die Anmut und Eleganz in der Stilistik behandelt. Die Energie („energia") des Stils hängt mit der Figurenlehre zusammen, weil „il fine principale delle figure è di dar forza allo stile" [das Hauptziel der Figuren darin besteht, dem Stil Kraft zu verleihen] (De Sanctis 1975, 466). De Sanctis behandelt die Stilistik noch in einer Abwehrreaktion gegen die Rhetorik, die zu seiner Zeit immer noch institutionell fest im Bildungssystem verankert ist, doch bezieht er seinen theoretischen Rahmen aus der Philosophie Vicos und des deutschen Idealismus sowie aus der Ästhetik des 19. Jhs.

8. Croces Sprachphilosophie, historische Stiluntersuchungen und linguistische Stilistik im 20. Jh.

8.1. Croces Sprachphilosophie und die philologische Stilforschung

Dante Isella erinnert sich an seine Schulzeit, in der die Stilistik „secondo una secolare tradizione retorico-umanistica, l'arte dello scrivere bene: precettistica e normativa" [gemäß einer Jahrhunderte alten, rhetorisch-humanistischen Tradition als die Kunst des schönen Schreibens: mit Vorschriften und Normen] an den Gymnasien gelehrt wurde. Diese Praxis sei „dalla riforma didattica introdotta dall'idealismo" [von der durch den Idealismus eingeführten Unterrichtsreform] (Corti/Segre 1970, 161) abgeschafft worden. Der Rückgriff auf die Philosophie bei De Sanctis wird durch Benedetto Croce radikalisiert, damit die *Sprachphilosophie* und die Ästhetik alle Rhetorik überflüssig erscheinen lassen, die, vor allem in Croces Studien zum Barock, scharf kritisiert wird. Croce sieht in seiner Ästhetik den historischen „Irrtum" („errore") der rhetorischen Stilistik in der Verwechslung von Didaktik und Sprachtheorie, denn „l'espressione [...] non è mai nuda da doversi coprire, ne ornata da doversi liberare di cose estranee, ma sempre risplendente di sé stessa" [der Ausdruck ist [...] nie nackt und einzukleiden oder geschmückt und vom Fremdem zu befreien, sondern immer von sich aus strahlend] (Croce 1955, 211). Die Verlagerung von Grammatik und Rhetorik in die Sprachphilosophie will er durch die Ästhetik rückgängig machen, für die gewöhnliche und literarische Sprache im Konzept des Ausdrucks zur Deckung kommen, denn „la Filosofia del linguaggio fa tutt'uno con la Filosofia della poesia e dell'arte, con la scienza dell'intuizione-espressione" [die Sprachphilosophie stimmt überein mit der Philosophie von Dichtung und Kunst, mit der Wissenschaft von Intuition und Ausdruck] (Croce 1955, 212). Croces Sprachphilosophie bereitet den Boden für die Stilkritik, die unter dem Einfluss von Karl Vossler und Leo Spitzer gleichermaßen die Gemeinsprache wie die der Autoren, das Stilistische an einer Sprache und die Sprachstile untersucht. Croce leugnet die Eigenständigkeit von Rhetorik und Grammatik, die er in die Ästhetik überführt, lässt sie aber im Bereich der Kulturgeschichte gelten. Deswegen ist die italienische Stilistik einerseits stark auf literarische Texte fixiert, führt andererseits „a un rinnovato indirizzo filologico" [zu einem neuen Aufschwung der Philologie] (Terracini 1966, 113).

Giuseppe de Robertis setzt Croces Sprachphilosophie die Beschreibung der formalen Komponenten von Sprachkunst entgegen, gelangt auf diesem Weg zur Philologie und beschäftigt sich mit der Untersuchung von Varianten, die Gianfranco Contini in einer Vorwegname der *Critique génétique* weiterentwickelt (vgl. Avalle 1970, 14–47). Contini, der sich als Philologe durch vorzügliche Texteditionen ausgezeichnet hat, erklärt die aus der humanistischen Rhetorik hervorgegangene Literaturdeutung für tot (vgl. Avalle 1970, 227). Die philologische Komponente, die das wissenschaftliche Profil vieler italienischer Stilistiker des 20. Jhs. charakterisiert, erlaubt es, die Rhetorik als historisches Phänomen zu thematisieren, schließt sie aber als Methode zugunsten anders gearteter neuerer Theorien aus. Dabei dient vor allem die Linguistik von Saussure und Charles Bally als zentraler Bezugspunkt. Mit Berufung auf Saussure definiert Cesare Segre den Stil als „un sistema chiuso" [ein geschlossenes System] (Segre 1969, 31). Das sprachliche Kunstwerk bildet sozusagen das Endprodukt „della sintesi (espressiva) operata dall'autore" [der (expressiven) Synthese des Autors] und den Ursprung einer „nuova sintesi (interpre-

tativa)“ [neuen (interpretierenden) Synthese] (Segre 1969, 29) und der Stil ist für Segre an „la realizzazione concreta“ [die konkrete Realisierung] (Segre 1969, 33) der wechselseitigen Bezüge von Form und Inhalt gebunden.

8.2. Stilstudien, Sprachstile und strukturalistische Stilistik

Die Stilistik teilt sich im 20. Jh. in drei große Richtungen: Stilstudien in der Nachfolge von Spitzer, Erforschung der Sprachstile in der Nachfolge von Bally und strukturalistische Untersuchungen in der Nachfolge von Saussure, die dann in die Anwendung von semiotischen und postmodernen Verfahren übergeleitet wird. Bei vielen Stilistikern wird keine radikale Trennung zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik vorgenommen, wie besonders an Giacomo Devoto und Benevuto Terracini deutlich wird. Erster hat seit 1950 seine Stiltheorie an literarischen Texten illustriert, während Letzter im Rahmen seiner linguistischen Forschungen eine Methode der Stilanalyse entwickelt, die Ugo Vignuzzi als „stilistica letteraria“ [literarische Stilistik] charakterisiert und Devotos „linguistischer“ Stilistik [stilistica „linguistica“] (Baldelli/Vignuzzi 1985, 474) entgegensetzt. Terracini selbst sieht Gemeinsamkeiten seines Stilkonzepts mit dem von Devoto, der die linguistische Stilistik „concepisce situata fra la critica da un lato e la grammatica dall’altro“ [zwischen der Literaturwissenschaft auf der einen und der Grammatik auf der anderen Seite situiert sieht] (Terracini 1970, 63). Für Terracini, der das Heterogene des Konzeptes der „mezzi espressivi“ [Ausdrucksmittel] betont und hierin eine Parallele von moderner Linguistik und Rhetorik wahrnimmt (Terracini 1970, 88), ist dieses Verhältnis der verschiedenen Komponenten aber etwas höchst Dialektisches. Nach Devoto beschäftigt sich Stilistik „con lo studio delle scelte“ [mit der Untersuchung der Auswahl] (Devoto 1950, 23), während für Gianfranco Contini Devotos Stilistik „una retorica, beninteso funzionale, relativa alla lingua come strumento“ [wohlverstanden eine funktionale Rhetorik in Bezug auf die Sprache als Instrument] (Contini 1970, 663) darstellt. Contini verschiebt im Rahmen des Strukturalismus den Akzent innerhalb der Stilforschung von normativen zu funktionalen Kriterien, um Dichtung „come un lavoro perennemente mobile e non finibile“ [als eine ständig in Bewegung und nie ans Ende kommende Arbeit] (Contini 1970, 5) zu interpretieren. Er versteht dieses Konzept als Erbe von Mallarmé und sieht sich wissenschaftlich im Gefolge von Spitzers Stilkritik und Jakobsons Vorstellung von der poetischen Sprache (vgl. Contini 1977, 970 f.). Pier Vincenzo Mengaldo stellt für Studienanfänger vierzehn Typen von Stilistik zusammen, unter denen leider die rhetorische fehlt (vgl. Mengaldo 2001). Rhetorik und Stilistik scheinen sich für ihn immer noch auszuschließen.

9. Literatur (in Auswahl)

Avalle, D’Arco Silvio (1970): L’analisi letteraria in Italia. Formalismo, strutturalismo, semiologia. Mailand/Neapel.

Baldelli, Ignazio/Ugo Vignuzzi (1985): Filologia, linguistica, stilistica. In: Alberto Asor Rosa (ed.): Letteratura italiana IV L’interpretazione. Turin, 451–494.

Battistini, Andrea/Ezio Raimondi (1990): Le figure della retorica. Una storia letteraria italiana. Turin.

Beccaria, Cesare (1764): Frammento sullo stile. In: Cesâre Beccaria: Opere. Ed. By Sergio Romagnoli. Florenz 1958.
Bembo, Pietro (1525): Prose della volgar lingua Gli Asolani. Rime. Ed. by Carlo Dionisotti. Mailand 1993.
Castiglione, Baldassarre (1984): Il libro del Cortegiano. Mailand.
Contini, Gianfranco (1970): Varianti e altra linguistica. Una raccolta di saggi (1938–1968). Turin.
Contini, Gianfranco (1977): Art. Filologia. In: Enciclopedia del Novencento, Bd. 2. Rom, 954–972.
Corti, Maria/Cesare Segre (Hrsg.) (1970): I metodi attuali della critica in Italia. Turin.
Croce, Benedetto (1955): Filosofia, poesia, storia. Pagine tratte da tutte le opere a cura dell'autore. Mailand/Neapel.
Dante Alighieri (1306–1309): Il Convivio. 2 Bde. Hrsg. v. Antonio Enzo Quaglio. Florenz 1968.
Dante Alighieri: Vita Nuova.
Dante Alighieri: De Vulgari Eloquentia. In: Dante Alighieri: Opere minori. Bd. I, IV. Mailand/Neapel 1996.
De Sanctis, Francesco (1889): La Giovinezza memorie postume seguite da testimonianze di amici e discepoli. Turin 1961.
De Sanctis, Francesco: Purismo illuminismo storicismo. Lezioni I–II. Ed. by Attilio Marinari. Turin 1975.
Devoto, Giacomo (1950): Studi di stilistica. Florenz.
Doglio, Maria Luisa (2000): L'arte delle lettere. Idee e pratica di scrittura epistolare tra Quattrocento e Seicento. Bologna.
Fournel, Jean-Louis (1990): Les dialogues de Sperone Speroni: liberté de la parole et règles de l'écriture. Marburg.
Fumaroli, Marc (ed.) (1999): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450–1950. Paris.
Galilei, Galileo (1623): Il Saggiatore. In: Le Opere. Ed. by Ferdinando Flora. Mailand/Neapel 1953.
Grosser, Hermann (1992): La sottigliezza del disputare. Teorie degli stili e teorie dei generi in età rinascimentale e nel Tasso. Florenz.
Guazzo, Stefano (1574): La civil conversazione. Ed. by Amedeo Quondam. 2 Bde. Ferrara 1993.
Kapp, Volker (1992): Argutia-Bewegung. In: Gerd Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 1. Tübingen, 991–998.
Kapp, Volker (1993): Die wissenschaftliche Prosa und das Lehrgespräch bei Galilei. In: Andreas Kablitz/Ulrich Schulz-Buschhaus (Hrsg.): Literarhistorische Begegnungen. Tübingen, 183–196.
Kapp, Volker/Harald Weinrich (2001): Rhetorik. In: Günter Holtus/Michael Metzeltin/Christian Schmitt (Hrsg.): Lexikon der Romanistischen Linguistik. Tübingen, 174–195.
Kapp, Volker (2006): La poetica di Parini e la tradizione retorica. In: Andreas Gipper/Gisela Schlüter (Hrsg.): Giuseppe Parinis 'Il Giorno' im Kontext der europäischen Aufklärung. Würzburg, 205–223.
Manzoni, Alessandro (1868): Lettera intorno al libro De Vulgari Eloquio di Dante Alighieri. In: Tutte le opere. Ed. by Bruno Cagli. Rom 1965.
Mascardi, Agostino (1636): Dell'arte istorica. Modena 1994.
Mengaldo, Pier Vincenzo (2001): Prima lezione di stilistica. Bari.
Monti, Vincenzo (1803): Della necessità dell'eloquenza. In: Vicenzo Monti: Lezioni di eloquenza e Prolusioni accademiche. Ed. by Duccio Tongiorgi/Luca Frassineti. Bologna 2002.
Mouchel, Christian (1990): Cicéron et Sénèque dans la rhétorique de la Renaissance. Marburg.
Muratori, Lodovico Antonio (1706): Della perfetta poesia italiana. Ed. by Ada Ruschioni. Mailand 1971.
Muratori, Lodovico Antonio (1723): Delle riflessioni sopra il buon gusto nelle scienze e nelle arti. 2 Bde. Venedig.
Nardi, Isidoro (1747): Il Segretario principiante ed istruito. Lettere moderne. 3 Bde. Venedig.
Pallavicino, Sforza: Trattato dello stile e del dialogo. Modena 1994.
Panigarola, Francesco (1609): Il Predicatore ovvero parafrasi, commento, e discorso intorno al libro dell'elocutione di Demetrio Falero ove vengono i precetti, e gli esempi del dire, che già furono

dati a' Greci, ridotti chiaramente alla pratica del ben parlare in prose italiane e la vana elocutione de gli autori profani accomodata alla sacra elocutione de' nostri dicitori, e scrittori ecclesiastici. Venedig.
Parini, Giuseppe: Prose I: Lezioni: Elementi di retorica. Hrsg. v. Silvia Morgana/Paolo Bartesaghi. Mailand 2003.
Parini, Giuseppe: Prose II: Lettere e scritti vari. Hrsg. v. Gennaro Barbarisi/Paolo Bartesaghi. Mailand 2005.
Peregrini, Matteo (1639): Delle Acutezze. Ed. by Erminia Ardissino. Turin 1997.
Pozzi, Mario (ed.) (1988): Discussioni linguistiche del Cinquecento. Turin.
Puppo, Mario (ed.) (1966): Discussioni linguistiche del Settecento. Turin.
Raimondi, Ezio (1961): Letteratura barocca. Studi sul Seicento italiano. Florenz.
Santangelo, Giorgio (ed.) (1954): Le epistole „de imitatione" di Giovanfrancesco Pico della Mirandola e di Pietro Bembo, Florenz.
Schiaffini, Alfredo (1953): Momenti di storia della lingua italiana. Rom.
Segre, Cesare/Mario Marti (ed.) (1959): La prosa del Duecento. Mailand/Neapel.
Segre, Cesare (1969): I segni e la critica. Turin.
Tasso, Torquato (1594): Discorsi del poema eroico. In: Toquato Tasso: Prose. Ed. by Ettore Mazzali. Mailand/Neapel 1959.
Tateo, Francesco (1960): Retorica e poetica fra Medioevo e Rinascimento. Bari.
Terracini, Benvenuto (1966): Analisi stilistica. Teoria, storia, problemi. Mailand.
Terracini, Benvenuto (1970): Lingua libera e libertà linguistica. Introduzione alla linguistica storica. Turin.
Tesauro, Emanuele (1968): Il Cannocchiale aristotelico. Ed. by August Buck. Bad Homburg v. d. H. u. a.
Venturi, Gianni (Hrsg.) (1999): Torquato Tasso e la cultura estense, Bd. 2. Florenz.
Vico, Giambattista (1989): Institutiones oratoriae. Testo critico versione e commento di Giuliano Crifò. Neapel.
Visconti, Ermes: Saggi sul bello, sulla poesia e sullo stile. Ed. by Anco Marzio Mutterle. Rom/Bari (1979).
Vitale, Maurizio (1978): La questione della lingua, ed. ampliata. Neapel.
Weinberg, Bernard (Hrsg.) (1970): Trattati di poetica e retorica del Cinquecento, Bd. 2. Bari.

Volker Kapp, Kiel (Deutschland)

12. Rhetoric and stylistics in Spain and Portugal in the 20th and 21st centuries

1. Rhetorica recepta
2. Three main lines of research on Rhetoric
3. Other contributions from literature theory
4. Stylistics
5. The legacy of stylistics: The pragmatics of literature and the pragmastylistics of language
6. Selected bibliography

dati a' Greci, ridotti chiaramente alla pratica del ben parlare in prose italiane e la vana elocutione de gli autori profani accomodata alla sacra elocutione de' nostri dicitori, e scrittori ecclesiastici. Venedig.
Parini, Giuseppe: Prose I: Lezioni: Elementi di retorica. Hrsg. v. Silvia Morgana/Paolo Bartesaghi. Mailand 2003.
Parini, Giuseppe: Prose II: Lettere e scritti vari. Hrsg. v. Gennaro Barbarisi/Paolo Bartesaghi. Mailand 2005.
Peregrini, Matteo (1639): Delle Acutezze. Ed. by Erminia Ardissino. Turin 1997.
Pozzi, Mario (ed.) (1988): Discussioni linguistiche del Cinquecento. Turin.
Puppo, Mario (ed.) (1966): Discussioni linguistiche del Settecento. Turin.
Raimondi, Ezio (1961): Letteratura barocca. Studi sul Seicento italiano. Florenz.
Santangelo, Giorgio (ed.) (1954): Le epistole „de imitatione" di Giovanfrancesco Pico della Mirandola e di Pietro Bembo, Florenz.
Schiaffini, Alfredo (1953): Momenti di storia della lingua italiana. Rom.
Segre, Cesare/Mario Marti (ed.) (1959): La prosa del Duecento. Mailand/Neapel.
Segre, Cesare (1969): I segni e la critica. Turin.
Tasso, Torquato (1594): Discorsi del poema eroico. In: Toquato Tasso: Prose. Ed. by Ettore Mazzali. Mailand/Neapel 1959.
Tateo, Francesco (1960): Retorica e poetica fra Medioevo e Rinascimento. Bari.
Terracini, Benvenuto (1966): Analisi stilistica. Teoria, storia, problemi. Mailand.
Terracini, Benvenuto (1970): Lingua libera e libertà linguistica. Introduzione alla linguistica storica. Turin.
Tesauro, Emanuele (1968): Il Cannocchiale aristotelico. Ed. by August Buck. Bad Homburg v. d. H. u. a.
Venturi, Gianni (Hrsg.) (1999): Torquato Tasso e la cultura estense, Bd. 2. Florenz.
Vico, Giambattista (1989): Institutiones oratoriae. Testo critico versione e commento di Giuliano Crifò. Neapel.
Visconti, Ermes: Saggi sul bello, sulla poesia e sullo stile. Ed. by Anco Marzio Mutterle. Rom/Bari (1979).
Vitale, Maurizio (1978): La questione della lingua, ed. ampliata. Neapel.
Weinberg, Bernard (Hrsg.) (1970): Trattati di poetica e retorica del Cinquecento, Bd. 2. Bari.

Volker Kapp, Kiel (Deutschland)

12. Rhetoric and stylistics in Spain and Portugal in the 20th and 21st centuries

1. Rhetorica recepta
2. Three main lines of research on Rhetoric
3. Other contributions from literature theory
4. Stylistics
5. The legacy of stylistics: The pragmatics of literature and the pragmastylistics of language
6. Selected bibliography

Abstract

On the basis of the Rhetorica Recepta – an accumulated doctrinal corpus that admits new theoretical contributions – a renewed interest in rhetoric raised in contemporary Spain and Portugal along three main lines of research: (a) the rhetoric of argumentation; (b) structuralist-oriented rhetoric, which focuses on the elocutio; and (c) text-oriented rhetoric (General Textual Rhetoric), which is of a more comprehensive nature.

The notion of ethos, which is rooted in the classical age, has played a leading role in recently conducted new studies in Spanish, Catalan and Portuguese Discourse Analysis, as the discursive image of the speaker constructed to increase credibility and persuasion in different genres (essays, women poetry, etc.)

With respect to stylistics, the main lines of research developed by contemporary European traditions – the stylistics of language and the stylistics of speech – were to exert an influence on the Spanish school, represented by Amado Alonso and Dámaso Alonso in the first middle of 20th century. One of the features of this school is its immanentist approach, as a reaction to literary historicism and positivism. On the other hand, Carlos Bousoño was largely in favour of recovering rhetoric, as a kind of neo-rhetoric, and his research was not limited to the figures of the elocutio, but instead adopted a more generalised perspective that leads to an authentic rhetoric of poetry.

At a new stage, that of the studies of poetics, stylistics should fulfil three conditions: (a) be based on an explicit linguistic theory; (b) adopt a rational perspective that fosters verifiable descriptions rather than resorting to intuition; and (c) characterise texts linguistically, without referring back to the author's psyche, thus clearly distinguishing it from idealistic stylistics.

More recently, the label "pragmastylistics" has been proposed to designate the line of research in which the stylistics of language and pragmalinguistics converge, and it has been a prolific approach in the corresponding studies conducted in Spanish, Catalan and Portuguese.

1. Rhetorica recepta

Tomás Albaladejo (1989) has recently developed the concept of active rhetorical tradition, which he called *Rhetorica recepta* (or received rhetoric), consisting in the entire legacy of rhetorical reflections handed down over the centuries. This bequest, which has been progressively fashioned over the years, is a complex system containing contributions in widely varying fields, which are in fact the topics that have been of the greatest concern to scholars in rhetoric in each period of history. We are talking about an inheritance that goes back centuries, to Ancient Greece – a heterogeneous but organic doctrinal corpus that contributes in an essential way to our current understanding of discourse.

With respect to the Spanish Peninsula, Calahorra was the birthplace, in the 1st century AD, of one of the greatest creators of the rhetoric corpus, Marcus Fabius Quintilian. His *Institutionis Oratoriae* was translated on several occasions from the late 18th century onwards and praised by Marcelino Menéndez Pelayo.

During the Renaissance, and thanks mainly to the influence of Italy, rhetoric was given a boost and renewed as a discipline – a revival that was led by writers such as

Juan Luis Vives, Frederic Furió y Ceriol, Fray Luís de Granada, Miguel de Salinas and especially Francisco Sánchez de la Brozas, known as *el Brocense*. The rhetoric of the period, often concentrated within the *elocutio*, can be observed above all in the Spanish religious oratory. In the 17th century, the chief Spanish contribution to the discipline was Baltasar Gracián's work entitled *Agudeza y arte de ingenio*, where many of the principles of Hispanic Baroque literature are codified. The most important of these refers to the cultivation of conceptism, in a similar line to the one that was triggered in English poetry by cultivating what was known as *metaphysical conceit*, with authors such as John Donne.

On a downward path that had begun in the late 16th century, rhetoric languished in the Hispanic world throughout the 18th and 19th centuries, although there were some exceptions such as the systematisation carried out by Gregorio Mayans y Siscar or José Mamerto Gómez Hermosilla, whose *Arte de hablar* (the main rhetoric of the Neo-classical period published in the 19th century) was used as a teaching aid in humanities studies. Another notable example is the anonymous *Elementa Artis dicendi seu Instituciones Rhetoricae*, which appeared in Barcelona in 1880 and has since been re-edited and recently translated and adapted to modern Catalan (Medina 2000).

It was not until the second half of the 20th century that these subject areas were seen to gain renewed strength. It should be noted that interest in rhetoric has grown considerably in the Hispanic-Portuguese field over the last few decades. At this point we will cite just a few general examples of this attention, such as the *Manual de retórica española* (Azaustre/Casas 1997); the Proceedings from the 2nd International Symposium of the Spanish Semiotics Association, entitled *Semiotic research. Rhetoric and language*; the "Interdisciplinary Conferences on Rhetoric, Text and Communication" organised by the Universidad de Cádiz in the early nineties; the periodical *Logo. Revista de retórica y teoría de la comunicación*, which was started by the Universidad de Salamanca under the leadership of López Eire, in 2001, and includes writings by authors from different countries, some of whom are Portuguese; or the monographic issue of the Catalan journal *Llengua, Societat i Comunicació* (Laborda 2005), which is given over to rhetoric and persuasion. Many other citations that will appear in the pages that follow confirm this impression that more and more attention is currently being paid to this discipline.

According to Pozuelo (1988, Chap. 8), this renewed interest is being led by three main lines of research: a) the rhetoric of argumentation; b) structuralist-oriented rhetoric, which focuses on the *elocutio*; and c) text-oriented rhetoric, which is of a more comprehensive nature. The latter is an ambitious approach put forward by García Berrio (1989), who intends to develop the whole rhetorical legacy with the aid of modern research conducted in textual linguistics and text theory. The framework of the research is what this author and his disciples call *General Textual Rhetoric (GTR)* and which can be defined as a general science of linguistic expressiveness, with special attention paid to literary discourse.

2. Three main lines of research on rhetoric

2.1. General Textual Rhetoric (GTR)

In recent decades, a number of authors from the Iberian Peninsula have made important contributions to further the body of doctrine contributed by the rhetoric handed down

from the earlier tradition. But now let us focus on the above mentioned GTR, which proposes a global recovery and reconsideration of rhetoric in combination with contemporary text theories. The names of García Berrio, Albaladejo, Chico Rico, Pujante and Pozuelo (all of whom are concerned with theoretical-literary issues) play a decisive role because of their modern redefinition of rhetoric, as a field of knowledge dealing with expressiveness.

Our first subsection deals with the concept of *intellectio*, which Chico Rico (1989) claimed was the operation that established the framework for the rhetorical act as a whole and which affects both the *inventio* and the other rhetorical operations. The *intellectio*, which is eminently pragmatic in nature, can be used to examine the cause that will be the object of the discourse, the factors that make up the situational context and the figure of the target audience, which means both the ideal recipient (as imagined by the orator) and the real audience of the discourse (Albaladejo 1993). For the authors cited above, this refers to a series of instructions that enable the different levels of discourse to be constructed. This instructional status of the *intellectio* (which is of a pragmatic nature, semiotically speaking) belongs to the area of the rhetoric act, which embraces both rhetoric discourse and the relations that such discourse maintains with the orator, the audience, the referent and the context in which the communication takes place (Albaladejo/Chico Rico 1998, 346).

Another key issue concerns the role played by the *dispositio* in the structure of the rhetorical system − a role that had sometimes become a little vague. As pointed out by other scholars in rhetoric, for Albaladejo (1989) the operation of *compositio* is left a little out of place in the conceptual scheme, since it does not correspond to the *res*, like the *inventio*, or to the *verba*, which constitute the microstructures of the *elocutio*. The standpoint adopted by this author is to incorporate it into the macrostructures in a similar sense to the one put forward by van Dijk and other text linguists, as a way to organise the semantic-intensional content of discourse.

Another of Albaladejo's contributions, on a more concrete plane, refers to what is known as *polyacroasis*, that is, the fact that the same discourse is aimed at more than one type of audience. It is well known that, for Aristotle, genres can be classified according to the types of listeners. Albaladejo (1999) coined the term *polyacroasis* to refer to the numerous positions of reception and interpretation that a discourse can have, either explicitly or implicitly. In discourses belonging to the epidictic genre, receivers do not have to be *persuaded*, since they do not have to decide, but can be instructed about certain subjects and *convinced* to accept a particular posture. In the genres whose purpose is to persuade receivers (where these have the capacity to decide), there may also be other listeners who do not have to be induced to decide at all; nevertheless, it is wise to convince them if possible. For Albaladejo, however, these three types must be seen not only as genres but as *genre components* that combine with one another in specific rhetorical acts, which often involve more than one genre. The combination of all these variables gives rise to a profile of the audience and makes it possible to characterise certain rhetorical games that are undoubtedly relevant in different fields of today's communicative activity, such as political discourse.

Literature, on the other hand, is not free from this diversity of receptive positions because its communicative framework contains essentially the same elements as oratory, although the mechanism used to transmit the discourse is usually written. For this author, the contributions made by rhetoric are a good starting point from which to address the semiotics of literature with an important pragmatic dimension.

As far as the theory of literary genres is concerned, we should also acknowledge (as do today's scholars) the contribution made by classical rhetoric throughout history. Through authors like Dionysius of Halicarnassus, Cicero or Quintilian, it laid the foundations for the classification of poetic genres in the ancient world (García Berrio/Huerta Calvo 1992).

Further, it should be remembered that this body of studies that intend to drive the recovery and enrichment of classical rhetoric is based on a series of studies of the history of rhetoric, the contextualisation of its achievements and the publication of classical texts and their translations. Pujante (2003, II, 2) presents a list of references to some of these works on the history of rhetoric on the Iberian Peninsula. As underlined by Laborda (2005), it is also true that the historiography of linguistics has largely neglected (or negatively valued) references to rhetoric, although there have been some notable exceptions, such as that by Serrano (1983). Yet, this same critical review performed by Laborda also attempts to put the situation to rights and endorses a kind of linguistics that, far from becoming reduced to a formal linguistics, considers discursive aspects and takes on a hermeneutic dimension. Moreover, it should be noted that, for years, prominent linguists like López García (1985) have been calling for the recovery of rhetoric from within the parameters and interests of general linguistics.

While we do not have the results of this colossal task, we cannot really speak of a *Rhetorica recepta*, whose legacy is to be the base on which to construct a GTR, which will be more developed and will also be able to draw on the contributions of modern text linguistics and the pragmatics of literature. In addition, this modern rhetoric will have to expand the point of view of the classical contribution, which was focused on the mechanisms behind discourse production (i. e. onomasiological mechanisms) while little attention was paid to reception (semasiological mechanisms), and it must attempt to integrate the two perspectives. While this is essential in any application to contemporary rhetoric (advertising or political discourse, for example), it is even more so in the case of literary discourse, which is one of the fundamental fields of application of the rhetorical tradition (Albaladejo 1989, 183).

2.2. Rhetoric and argumentation

As we have seen earlier, following Pozuelo's proposal, the new approach to the conceptualisation of rhetoric that came about in the second half of the 20th century followed three paths. In addition to the outlined GTR, we also mentioned the interest in argumentation and the structuralist studies on literary language. As we shall now see, both movements had an influence on the Hispanic-Portuguese sphere.

The first of these two impulses was the renewed interest in discursive argumentation, which was inspired by the work of Chaim Perelman and Lucy Olbrechts-Tyteca. This reflection on argumentation can be considered as one of the formal findings of a rhetoric of rational argument, which comes from the classical era. Indeed, as specified by Laborda (2006, 16−19), the rhetoric of reason and of proof is based on a mastery of the techniques of argumentation and, moreover, on opting for prose as the sophists did, on choosing certain discourse models that are far removed from the repetitiveness of verse and which require a discursive progression that, in turn, entails a heuristic progression that allows new ideas to be discovered.

In the second half of the 20th century, the development of studies into argumentation was driven by Perelman's proposal to turn our gaze towards the legacy of classical rhetoric. Indeed, this line of thinking takes maximum advantage of the reflections and descriptions of all the mechanisms that give discourse a persuasive capacity, by means of the different rhetorical operations. Its possible applications in the fields of law, politics or advertising are obvious.

Argumentation is one of the parts of rhetorical discourse, which prototypically follows on from the narration of the facts and precedes the conclusion. Jiménez Leube (1997, 32) studied it as part of discourse in his considerations on the dialectic usefulness of the rhetorical method: "Argumentation is the part of discourse that is directed towards bestowing more faith, authority and force on our cause than that of our rivals." Argumentation is also something inherent to the whole development of rhetorical discourse; it is its *raison d'être*, which permeates all the *logos* and uses the *pathos* and the *ethos* to help it accomplish the aim of persuading the audience. Américo de Sousa, one of the most prominent Portuguese scholars in persuasion, who is thoroughly familiar with Perelman's new rhetoric, argues that it is wise to extend the concept of argumentation in these terms: There is an urgent need to establish a comparison between rhetorical persuasion and hypnotic induction, and about the latter he reminds us of some observations made by Moscovici and by Morin (Sousa 2001). The difference between the two practices is only a question of degree, since they share elements both on the conceptual plane (modification of attention and awareness) and on that of the procedures utilised (orator's credibility, audience's adhesion, figurative language).

This approach intends to question the borderline between intelligence and the emotions, in a very up-to-date line of thinking that is in stark opposition to any kind of Cartesianism. Sousa goes a step further than Perelman, however, by considering that the latter had forced the conception of argumentation to fit into supposedly objective and rational schemas. Argumentation therefore extends beyond the framework of what is purely the *logos* to connect with the *pathos* (the emotions of the receiver, or of the patient being hypnotised) and the *ethos* (credibility of the orator or of the hypnotiser).

Undeniably, the notion of *ethos*, which is rooted in the classical age, has played a leading role in recently conducted new studies, in relation to the *enunciation scene*. The discursive image of the speaker acts as a factor adding more credibility and this makes it easier to persuade the listener. The speaker constructs an image of his or herself with respect to his/her knowledge of things and her personal attitude. This presentation of one's own self is the image that his/her discourse projects; it is a function of it and is defined on the basis of certain socially accepted expectations and on the conventions that belong to each genre of discourse. In the field of discourse analysis in Catalan, and due the influence of Maingueneau, this is the concept that has been applied. Thus, for example, for Salvador (2002) the *ethos* typically found in the essay, as a genre of inner deliberation founded by Michel de Montaigne, is compatible with an image of a sceptical but at the same time curious author, who is open-minded and enjoys a certain degree of intellectual, existential and even physical maturity. In the same way, the woman who writes her autobiography or who introduces her own image in novels or poems constructs and offers a representation of herself as a woman, which can be radically different to the masculine representation. Thus, she writes about love, motherhood or about her experience as the daughter of a father or a mother from her feminine corporality. In both cases (that of the link between the *ethos* and a literary genre or a sexual gender)

the construction of one's own *ethos* is essential to make a discourse convincing and to arouse a particular *pathos* in the audience.

The notion of *ethos* has also been addressed in Portuguese, above all because of the influence of the studies conducted on discourse analysis in the French-speaking world. Thus, for example, we could mention one study by Daniela Braga (2005) on the argumentative *ethos*, which the author applies to political debates on television, and then studies the discourse strategies that make it possible to construct an image of leadership and to accomplish some of the persuasive aims inherent to this television genre.

The recovery of rhetoric has also had a considerable effect on contemporary philosophy. In the line of a Cartesian critique of rationalism, there are often calls for a return to practical reason, to the argumentative rationality that can be traced back to the Sophists. This entails a conception of philosophical discourse as something that is conditioned by the mother tongues in which it is expressed, by the historical circumstances it developed under and by its own social context. It is, then, a genuine rhetorical turn, as claimed by the Portuguese author Manuel Maria Carrilho, the director of a collection entitled "Arguments", in one of his works (Carrilho 1994).

At this point we will not examine the practical consequences of this rhetorical turn taken by philosophy, but mention should be made of this new area of influence of ancient rhetoric that has been recovered by the study of argumentation. On the basis of such considerations, which have been well represented in Portuguese writings in recent years (Grácio 1993), philosophical discourse (which is understood to be a philosophy of the reasonable) resembles legal discourse, since it shifts from being just a display of truths to become a sort of argumentative activity, which is deployed before a universal audience that would act as the warrant of practical rationality. This rationality, moreover, cannot be a prisoner to the inertias that are characteristic of common sense, but rather it must argue to make knowledge progress; however it cannot be detached from common sense, which has to be its referent in opposition to any temptation to slip into theoreticism and solipsism. We should also add, as does Grácio, that that same common sense is not immovable and ahistorical, but instead it will be elaborated and transformed dialectically by argumentative activity, in which the word stands apart from any kind of violence and any sort of argument of authority.

In Grácio's conception, this argumentative rationality, which to some extent resembles legal discourse, is oriented by a sense of justice. But argumentation is also substantially linked to education. In fact, rhetoric has often been indissolubly linked to a *psychagogic* function, of guiding souls, that is to say, of instructing people through words. So, the concept of psychagogy often appears in the new rhetoric of our times, above all following Foucault's clarification, according to which the idea was not to change the disciple's knowledge or attitudes, as occurs with pedagogy, but rather to modify the subject's way of being (Asensi 1990). In any event, the psychagogic dimension is still linked to the *paideia*. On a closer look, when political debates failed to be relevant, the whole of the rhetorical tradition was redirected from the agora back to school, as an instructional discipline (López Eire 1994, 36).

Another point we must take into account is the fact that the attention to argumentation in political discourse has also spread to the argumentative mechanisms that operate in private interactions, such as a conversation, for example (Gallardo 2001). The studies conducted into conversational interaction entail a revalorisation of the argumentative component and of the extent to which language structures (at a lexical, syntactical or

discourse marker level) bear within them certain argumentative orientations. The study of argumentation has undoubtedly been well received within the field of Spanish linguistics (Gutiérrez Ordóñez 1996). One very extensive and well-researched work on the linguistic mechanisms of persuasion in Spanish (Fuentes/Alcaide 2002) performs a detailed application of certain notions of the Theory of Argumentation in Language put forward by Osvald Ducrot and colleagues.

2.3. New Rhetoric and structuralist studies of literary language

Undeniably, the shift of the primitive rhetoric, which was focused on the oratory, towards the written text and towards literature played a decisive role in reorienting these fields of knowledge. The relationship between rhetorical theory and the theory of literature is certainly legitimate and productive, and very lengthy chapters have been written on the subject in contemporary literary studies. We are now going to look at a domain of application of literary rhetoric that focuses on the *elocutio*, the component that had been hypertrophying for centuries and which at one point largely monopolised the image of rhetoric. This privilege of the *elocutio* has decreased in recent years, as rhetoric recovered the multidimensionality it previously enjoyed. It has, however, been a preferred object for the structuralist theories of literary language (the third of the paths to recovering rhetoric we mentioned earlier), which, since the 1960s, have often focused their interest on these aspects (Pujante 2003, 392).

Such neo-formalist theories, with Todorov, Genette, Le Guern, Cohen, Leech and, more especially, the *Mu* Group from Liège as their main references, adopt a semasiological or interpretive approach in their study, with little attention being given to the onomasiological or productive perspective. Their main centre of interest, on the other hand, lies in rhetorical devices and tropes, with special emphasis on metaphors. Their vision of literary discourse often consists in an object of analysis that turns out to be a deviation from, or even transgresses, a sort of language zero degree which does not coincide exactly with colloquial or scientific discourse, but is instead an abstraction that embodies something like absolute neutrality. These conceptualisations were undoubtedly well known and had a considerable impact on the Iberian Peninsula but their resonance was limited by the weight of the tradition of Spanish stylistics and by the GTR's conception that considered this perspective to be formalistic; it also tended to trim down the broad rhetorical programme and was free of ideological considerations (Pozuelo 1988, 183). In any event, it had nothing whatsoever to do with the other new rhetoric, that is, the one promoted by Perelman. GTR, on the other hand, was considered to be far more comprehensive and took on a textual dimension and was more committed to the relation between literature and the representation of the world and certain topics from the *Rhetorica recepta*.

In any case, what remains in some of the authors from this period is the awareness of the importance of figurative language and tropological rhetoric. Of course that interest was not new in Spanish studies on stylistics, but it did grow and gave rise to different studies on the subject (Tato 1975). As we shall see later, even Carlos Bousoño's theorising about poetic expression, which has its roots in the stylistics of Dámaso Alonso and develops the study of images, could be considered to run parallel to this approach.

We must also add the advent, in the eighties, of the cognitive semantics that had been started at the beginning of that decade in American linguistics. The metaphor arose then as a first-order cognitive instrument that was generalised in different types of discourse but played a key role in understanding lyrical poetry and linguistic creativity (Meseguer 1994).

3. Other contributions from literature theory

Before leaving the section on rhetoric and moving on to that of Stylistics we should mention some of the contributions from literary theory over recent decades that are not too far removed from this subject matter, the study of literature as rhetorical discourse, even when they often prefer to make use of other disciplinary labels.

On the one hand, we can cite the work of the group of researchers at the University of Valencia, who have been working on the semiotics of literature (and the cinema) since the seventies. These studies are based chiefly on references from Czech structuralism, the Tartu School and Italian semiotics (Talens 1978). One of the topics they have researched into over the years was the interpretation work carried out on the textual artefact in order to turn it into authentic text.

On the other hand, the process of reading literary texts has inspired many other studies, such as that by Dolors Oller (1990), who drew up a typology of the poetic discourse based on phenomenological categories. This researcher's main source of influence was the conceptualisations of Iser, but she was also inspired by authors from other epistemological origins, such as Félix Martínez Bonati. She proposes (Oller 2003) the idea of considering rhetoric as poetic pragmatics and a projection of the five traditional branches of rhetoric (without being limited, therefore, to the *dispositio* and the *elocutio*) over the study of literature and literary reading. In this author's version, the *inventio* would correspond to an intertextual reading; the *dispositio* would constitute a grammar of discourse; the *elocutio* would be consistent with the new pragmatic rhetoric where rhetorical figures take on a semantic value that in the end is essential; the *memoria*, in the new system, refers to architextuality, that is to say, the survival and productivity of generic conventions or ritual formulas inherited from the tradition; and, finally, the *actio* preserves, as in classical rhetoric, its character of being a performative space, the actions and intentions of the word as a poetic act, which the author calls *textual virtues*.

Another Spanish literary theorist, Manuel Asensi, puts forward a philosophy-based theory of reading and highlights the deep similarities between writing and reading. For him, Borges' Pierre Menard, who is determined to rewrite Cervantes' *Don Quixote*, only takes hermeneutics to their ultimate exasperation, by replacing "reading" by "writing" (Asensi 1995, 247).

With regard to theorising about "realism" as a strategy for the literary representation of reality, Darío Villanueva (2004) suggests that this does not consist in a way of reproducing reality but rather in a rhetoric, that is, a set of pragmatic instructions whose effect is to induce a particular type of reading. For Villanueva, the question is not one of how literature copies reality but rather how it makes us believe that it copies it.

The two aspects of the theories of reception, (on the one hand, what we could exemplify by the notion of the "act of reading" studied by Iser and, on the other, the more

historicist line represented by Jauss) had a strong impact on the Hispanic literature in the sixties and successive decades, due to translations of the works by the authors cited above and also the publication of two concise manuals about these theorisations, one in Spanish (Acosta 1989) and the other in Catalan (Guzman 1995).

A large part of the work carried out in literature theory focuses on the rhetorical notion of discourse genres and how to fix and characterise their typology. Since this notion was developed in the classical era by Plato and, above all, by Aristotle and Horace, the classification of literature according to genres was present in the Spanish tradition throughout the 16th to 18th centuries, thanks to authors such as Alfonso López Pinciano, Francisco de Cascales or Ignacio Luzán. In the contemporary age, and after overcoming the discredit that the concept is submitted to by certain romantic and idealistic ideas about individual genius and originality, reflection on genres takes on a renewed vitality, far removed from any kind of prescriptive vision. The leading Spanish and Portuguese theoreticians on literature addressed the phenomenon (Aguiar e Silva 1968; Lázaro Carreter 1976) and a number of manuals were published on the subject (García Berrio/Huerta Calvo 1992; Spang 1993).

4. Stylistics

4.1. Spanish stylistics

The term stylistics (with all the ambiguities that derive from the difficulty involved in defining the concept of style) is linked to rhetoric mainly through the part that studies the *elocutio*, and has sometimes been considered to be the 20th century discipline that has been handed down from rhetoric. It also undoubtedly has some degree of kinship with linguistics and with modern literature theory. Historically, its development has been linked to the figure of Charles Bally, on the one hand, and to the German idealist school, with Leo Spitzer as its leading proponent, on the other. Both lines of research (which have been made to coincide approximately with the stylistics of language and the stylistics of speech, respectively) were to exert an undeniable influence on the Spanish school, represented above all by Amado Alonso and Dámaso Alonso.

Firstly, it must be said that this line of study, within the Spanish domain, has its roots in the tradition of the philology of Ramón Menéndez Pidal, who managed to combine linguistic and literary interests over an extended period of time and with fruitful results. In this regard, the Spanish philological tradition was an excellent breeding ground for the development of a study of literary language such as stylistics aims to become. Thus, the positions that defended the need for the linguistic and the literary approaches to be brought closer together, as was manifested at the Bloomington Congress in 1958 for example, were not unknown to the Spanish stylistics of the preceding years. By following that direction in the linguistic study of literature, Spanish stylistics is comparable to the reasoning of Slavic formalism and of the German *Stilforschung* (Albaladejo/Chico Rico 1994).

On the other hand, both Amado Alonso and Dámaso Alonso came into contact very early on with the structural linguistics introduced by Ferdinand de Saussure, who went on to become part of their frame of reference (it must be remembered that the first of

these two authors translated the Genevan professor's *Cours de linguistique générale* into Spanish). One of the features of Spanish Stylistics is its immanentist approach, which emerges as a reaction to the historicism and positivism that dominated the study of literature in earlier times. We must also bear in mind that its favourite field of application for stylistic analysis was poetry: Neruda for Amado Alonso, classical Spanish poetry for Dámaso Alonso and more innovative contemporary poetry for Carlos Bousoño (it should be remembered that both Dámaso and Bousoño were also exceptional poets). That predilection for lyrical poetry as an object of analysis made it even easier to adopt an immanentist stance that, in the study of other genres such as the novel, would be more difficult to apply because there is no socio-historical context. Poetry, as a genre that is less directly dependent on the context and more given over to cultivating expressive intensity by means of verbal elaboration resources, was to become the favourite object of stylistics, as also occurred with Jakobsonian poetry. Moreover, the possibility of isolating a text that is brief and endowed with a significant amount of autonomy − a poem − made the exercise of analysis more practicable than in the case of a novel or a play. In any event, the representatives of Spanish Stylistics showed an undeniable interest in researching into aspects of literary history or the biographies of authors, even when these features played a secondary role in their method of analysing style.

The work carried out in the field of linguistics by Amado Alonso (a Spaniard who spent many years in Latin America, where he died in 1952) is of the highest quality. His thorough knowledge of the contributions made by structuralism allowed him to develop of a theory of literary language (Gómez Alonso 2002). The researcher takes the influence of idealistic stylistics and more particularly Vossler as his starting point, but attempts to combine that line of research with the stylistics of language that, for Bally, must be based on ordinary rather than literary language. Thus, Alonso published studies on literary discourse − Pablo Neruda, Lope de Vega, Jorge Guillén − but also insightful works on the stylistic resources that the Spanish language offers its users, whether they be literary writers or common speakers, that is, the diminutive, types of articles, verbs, and so forth. We can say that his investigation systematically besieges the aspects of language that are not strictly notional and that his contributions to the description of Spanish sometimes seem to be ahead of their time (Garrido Medina 1997, 29).

Dámaso Alonso would be included in a very similar epistemological line and, in certain fields, his work can be seen to deploy some of the ideas of Amado Alonso, following the premature death of this latter author (Alvar 1977). As an expert in Genevan structuralism, Alonso points out serious discrepancies with the Saussurian conception of the signified as merely conceptual content and understands that the object of stylistics has to comprise the three aspects that he himself considered to be the dimensions of the signified, i. e. the notional, affective and imaginative aspects. The three taken together, from his point of view, should be the object of stylistic inquiry (Báez 1971).

One the concepts this author insists upon is what he calls *inside form*, that is, the relation that is established between the signified and signifier, which is a perspective that complements the *outside form*, which adopts the opposite approach (from the signifier to the signified). For Dámaso Alonso, stylistics should integrate both perspectives and not limit itself to just the second. We should also point out that, for the author, common and literary speech are not radically different languages, but rather degrees of the same thing. His defence of the *culterana* poetry by the Golden Age poet Luís de Góngora (so apparently obscure and separated from ordinary language) is based on precisely this

assumption, according to which poetical discourse creates new dimensions of the language but does not constitute a differentiated system of expression.

Nevertheless, Dámaso Alonso remains within the framework of thinking that considers the literary resources studied by stylistics as being manifestations of a *deviation* of literary discourse with respect to ordinary language. Such a conception is shared by most of the lines of stylistics, including the generative approach, but in the case of our author that deviation which enhances originality does not represent any kind of rupture or transgression but rather an enhancement of the language system. Since, like Bally, neither Dámaso nor Amado Alonso lose a stylistics of language from sight, for them the concept of *choosing* from among the possible variations the language has to offer is still valid. However, in our view, this concept cannot be identified with that of deviation and even less with that of transgression. For them, the origin and the outcome of the series of choices taken during the process of writing a literary work are nothing more than the expression of the writer's personality, which is in line with the theories advocated by German idealistic stylistics. In fact, this idealistic and spiritualistic inheritance, which has its roots in Romanticism, turns the critic's personal intuition into a kind of totem that paralyses the rationality of Dámaso Alonso's analysis. Paz Gago (1993, 64) makes this negative appraisal of the issue: "The aim of the Spanish School is to perform a systematic study of the linguistic, constructive and aesthetic procedures of the artistic text, but the truth is that its idealistic bases prevented it from carrying out the intended formal, immanent and systematic analysis." It is undoubtedly an overstatement to say that they prevented this analysis which really provided the study of literary language with some succulent material but, at least as far as Dámaso Alonso is concerned, they did seriously restrict it; moreover, his insistence on notions such as intuition and ineffability curbed the development of a rational, systematic analysis.

The influence of Dámaso Alonso, from his University Chair and as president of the Real Academia Española, played a decisive role in the continuity of the way of thinking of this school of stylistics in the Spanish-speaking world. One of his collaborators, Carlos Bousoño, is surely the most brilliant representative of that continuity. Bousoño − a poet, literary critic and poetical theorist − devoted many years of research to producing a characterisation of the language of poetry, in connection with the rhetorical tradition. This connection is much firmer in Bousoño's case than in that of Dámaso Alonso, who acknowledged a degree of kinship between the two orientations but still felt and expressed some reservations about the rhetorical tradition, which he considered to be linked to preceptive reasoning and also weighed down by concepts that for him were nothing more than 'rusty tools'.

In contrast, Bousoño was largely in favour of recovering rhetoric, above all from the sixties onwards and even more especially so following the appearance of the fourth edition of his *Theory of Poetic Expression* in 1966. In fact his line of inquiry has been called *neo-rhetoric* (Pulido 1994), and many similarities can be seen between this type of renewal of rhetoric and the formalism of the *Mu* group in Liège. Yet, the rhetoric that was accepted and cultivated by Bousoño was not limited to the figures of speech and tropes of the *elocutio*, which in any case he calls expressive resources, but instead adopts a more generalised perspective that leads to an authentic rhetoric of poetry. Some of the expressive resources his work emphasises most strongly are the *desplazamiento calificativo* (qualifying shift), the *visionary image*, the superposition of (temporal, spatial, and so forth) planes or the *rupture of the system* (contravening the expectations of a certain

association of words, with the resulting surprise effect). And of course the metaphor, which he deals with taking the ideas put forward by José Ortega y Gasset decades before as his starting point. He then goes on to develop his own theorisation and applies it to the most avant-garde poetry of his time, which he was so familiar with.

4.2. Stylistics in Catalan and Portuguese

Within the domain of the Catalan language, stylistics did not grow at the same rate as that of the Spanish School that we have just examined. The splendour of that school (especially in the forties and fifties) coincided with a phase of severe political constraints on the study of Catalan and many researchers of literature from the Catalan-speaking world conducted their studies in Spanish and on the Spanish language. When things returned to normal in the field of Catalan philology, practically in the seventies, stylistics (at least in the restricted sense conferred on it by the Spanish School) had declined and had been replaced by other more advanced approaches, as we shall see below.

At this point, however, mention must be made of one particular character − the poet, translator and literary scholar, Carles Riba. In Germany, back in the twenties, Riba had been a disciple of Vossler, who was already known in Spain thanks to another Catalan, Manuel de Montoliu. Vossler, Valéry (with some theoretical bases that partly came close to those of the contemporary Russian formalism of this author) and, to a lesser extent, Saussure were to be the fundamental influences on his theory of the poetical word and on his conceptualisation of the differences between the literary and ordinary uses of language (Malé 2001).

Although the work on stylistics in Portuguese cannot be compared to that carried out in Spanish, there are still several very important milestones in this language. Bearing in mind that the Spanish and Portuguese intellectual worlds have often lived with their backs to each other, it is surprising to observe that in the field of stylistics and other aspects related to literary theory, there is evidence to indicate that they were familiar with each other's work. Thus, we can note that the ideas of Amado Alonso, and even more so in the case of Dámaso Alonso, clearly influenced Portuguese studies. Reciprocally, in Spain a certain amount of attention was paid to the reflections on stylistics on the other side of the border, such as the work by Manuel Rodrigues Lapa, for example. Even more symptomatic is the fact that, in the decades following those of the blossoming of stylistics, two of the works by Vítor Manuel Aguiar e Silva (a manual of literature theory and a monographic study of the concept of literary competence) were translated into Spanish in a publishing house that was a reference for Spanish philology − Gredos, which was founded by Dámaso Alonso.

Of all the different handbooks and treatises on the stylistics of Portuguese one of the most notable is that of Rodrigues Lapa, which was repeatedly re-edited and extended from the moment it first appeared in 1945. The prologue to this work cited Bally, Vossler, Spitzer and also Amado Alonso, who is taken as the starting point from which to approach some of the topics. The author aims to present an authentic stylistics of language and systematically studies a number of style resources in Portuguese, often exemplified by literary fragments, which involve lexical and grammatical issues. Significantly, Spitzer is one of the references taken in examining invariable words and Amado Alonso is used in the case of articles and nouns. All of this is studied from the perspective of style, that

is, the expressive variation allowed by the language, versus the rigidity of adhering strictly to grammar. It must be said that in some aspects the author raises topics that years later would be dealt with by pragmatics or recently developed disciplines such as phraseology. Thus, for example, Rodrigues Lapa addresses questions such as that of the asyndetic style or that of clichés in the lexical combinations that are currently in vogue in pragmastylistic studies. It should also be noted that Xesús Alonso Montero (2002) takes this book as the starting point for his reflections on the lexical stylistics of Galician, which is intimately related to that of Portuguese.

We could say that, generally speaking, the stylistics of Portuguese is oriented more towards language than towards studies on literature. One important treatise on stylistics is that of the Brazilian Joaquim Mattoso Câmara (1952), which contributed to the development of a linguistics of the style and the expressive possibilities of Portuguese. Another manual of stylistics that is well-known in Portugal, where the original version published in Brazil was re-edited, is that by Gladstone Chaves de Melo (1979), who puts forward a stylistics of expression, in line with the French school of Marouzeau, Cressot and Guiraud. For the author, stylistics fills the gap left by the ancient rhetoric and corresponds to the "physiology" of the language, just as grammar would be its "anatomy".

From the seventies onwards, stylistic studies in Portuguese and Catalan, as well as in Spanish, overlap with linguistic poetics, with semiotics or pragmatics, and often tend to recover the rhetorical tradition. All this will be dealt with in the next section, but we should highlight here one work that played a key role in explaining this turn of stylistics and which set off a renewed interest for conducting studies into literary discourse in Catalan (Serrano 1978). Its author, a linguist at the University of Barcelona, presents an approach to literary discourse that highlights the limitations of Spanish stylistics, which was hindered by the weight of intuition and preferred to opt for a semiotic framework that responded to the conceptualisations of the ancient rhetoric. Hence, using examples from Catalan literature, Serrano analyses a set of expressive procedures such as concretisation, magnification (which includes, but is not limited to, hyperbole), repetition, contrast, and so forth. One of the virtues of this work is that it goes beyond the framework of micro-stylistics to adopt a semiotic or rhetorical perspective that includes, under the same concepts, microstructural resources (which are comparable to the *elocutio*) and macrostructural resources (belonging to textual *composition*).

5. The legacy of stylistics: The pragmatics of literature and the pragmastylistics of language

As of the seventies, different studies have taken stock of the course followed by stylistics, some of the more notable being the following: First, we have the evaluation proposed by Fernando Lázaro Carreter (1976), a renowned philologist, linguist, literary scholar and the promoter of the method currently used to write analyses of literary texts in schools in Spain. For Lázaro, the path followed by Stylistics leads to Poetics or general science of literature, where it would be the area of application to textual analysis, while Poetics would be included within the wider framework of semiotics. At this new stage, stylistics should fulfil three conditions, that is, it should: a) be based on an explicit linguistic theory; b) adopt a rational perspective that fosters verifiable descriptions rather

than resorting to intuition; and c) characterise texts linguistically, without referring back to the author's psyche. This third feature would clearly distinguish it from idealistic stylistics. Moreover, the same author clearly opts for a "communicative" approach to the study of literature along the same lines as literary pragmatics (Lázaro 1987).

Another appraisal of the issue carried out around the same time (in fact there is a first edition – albeit incomplete – from 1974) is the book by Alicia Yllera (1979), which eagerly defends the name Stylistics and relates it to poetics and literary semiotics. Yllera puts special emphasis on the work of Amado Alonso, who (in her view) goes beyond Idealistic Stylistics and, owing to the systematicity of his descriptions, belongs more properly to Structural Stylistics and even anticipates the semiotics to come.

A third state of the art, published some years later, is that of Vázquez Medel (1987), who highlights the unbearable polysemy of the term *style* and, after going through the different phases of studies in stylistics from traditional rhetoric to idealism, structuralism and generativism, ends up calling for a socio-semiotics-based stylistics as the starting point for a renewal of the discipline.

But without a doubt the most thorough and precise study of stylistics is that of José María Paz Gago (1993), in a monographic book on the subject. The author claims that the project to include stylistics as a chapter of literary discourse studies has finally reached its end. This was especially true after the works by García Berrio, which were still linked with the tradition of Dámaso Alonso in the seventies and eighties, veered towards the constitution of a General Textual Rhetoric. Paz Gago proposed replacing this project by the new pragmatics of literature as a more comprehensive paradigm, which was already to be found in a veiled form in certain works on structural stylistics such as those by Riffaterre and which would constitute a more ambitious and powerful framework for dealing with the issues historically posed by the thinking on style.

We should also mention a more recent study (Vilariño 2001) that traces the relations between Spanish stylistics and phenomenology, introduced in the Spanish-speaking world by Ortega y Gasset, José Gaos and other philosophers who were familiar with the work of Husserl. For Vilariño, this influence is obvious in Amado Alonso and in Dámaso Alonso, and even more so in Bousoño.

Although structural and generative stylistics were both known in the Hispanic world, no notable developments were added from this area. In contrast, the pragmatics of literature has aroused more interest and has fostered the appearance of more autochthonous texts. Aguiar e Silva (1977) presented the insufficiency of the generative poetics paradigm by means of a critique of the concept of linguistic competence, following the line started by the ethnography of communication some years earlier. From the frame of reference of GTR, Chico Rico (1988) also put forward a pragmatic conceptualisation of narrative discourse. Studies in the Catalan-speaking world also opted for this line of investigation, largely under the influence of certain French theoretical approaches of the time (Salvador 1984; Maingueneau/Salvador 1995).

In one of the studies cited above (Oller 2003), the author describes the path it followed in the late 20th century from stylistics to a new rhetoric understood as being poetical pragmatics. One of the keys to this 'rhetorical turn', which followed an earlier linguistic turn in literary studies, is the problem posed by the notion of subject (that of the author and that of the reader). From Oller's point of view, in stylistics (as well as the different formalisms and New Criticism) subjectivity is relegated to the realm of the occult and ineffable or takes refuge in regions of psychology or history. Thus, we find

ourselves operating within a terrain that is *free from fissures or suspicions* that makes it possible to put on show a series of refined strategies for the formal analysis of a text which is assumed to have a pre-existing meaning, i. e. what the author *meant to say*. In contrast, within the framework that embraces a new rhetoric that is understood as being the pragmatics of literary discourse, the study of style in literature takes on new shades of meaning and responds to a more complex conception of (inter)subjectivity and identification of the author and reader by means of discursive mechanisms.

And thus our journey through stylistics comes back to its starting point, which was the renewal of the old rhetoric, now converted into the basis for the modern pragmatics of literature. Nevertheless, studies into style (especially what has been called the *stylistics of language*) have also drifted into a new pragmatics of linguistic variation that is not necessarily related to literary studies. That is to say, it is not immediately linked to Poetics but instead to the phenomenon of *free variation* that is allowed by a language system. This refers to the variation that can take place within the limits imposed by the lexical-grammatical system of each language. Hence, because they are associated to certain contexts, each of the alternative realisations of a variable is *connoted*, which thus leads to different effects of meaning for each alternative. In other words, the choice itself becomes significant.

We are no longer dealing with a stylistics of *deviation*, which is associated to the concept of originality that is typical of the artistic tension of literary discourse, but rather a stylistics of *choice*. From this point of view, it is therefore a systematic study of the different ways of expressing notionally equivalent contents (although they are not identical because perfect synonymy does not exist). This line of approach, which has a number of precedents in a good many practitioners of stylistics throughout history (from Bally to Amado Alonso, but is also unquestionably present in many passages by Spitzer, for example), is reinforced by the development of linguistic pragmatics, which examines the different values of use of the language structures in context. On occasions the name "pragmastylistics" (Hickey 1987) has been proposed to designate the line of research in which the stylistics of language and pragmalinguistics converge, a prolific approach in the corresponding studies conducted in Spanish, Catalan and Portuguese.

The body of work carried out in this field in the last few decades is so abundant, and sometimes so recent, that we will have to limit ourselves to mentioning just a few illustrative examples. The monographic issue of the Catalan journal *Caplletra* number 29, entitled *Pragmastylistics* includes a list of the main publications in Catalan up till that moment, studies on specific aspects of stylistics in that language and some brief historical introductions to the stylistics of Spanish and Portuguese. Further material concerning the pragmatics of colloquial Catalan can be found in the manual by Payrató (2003) and a collection of works coordinated by the same author (Payrató 1998). There is also a manual of Catalan pragmatics (Bassols 2001) that deals with some of these pragmastylistic dimensions. Questions such as the pragmatics of phraseological units, discourse markers, the interjection, the nominalised style, the pragmatics of the verb tense and aspect or the asyndetic style are some of the topics that have received attention in studies of this language, and some of them are also related to the theory of argumentation, as has been pointed out above.

In Spanish, the literature on the matter is even more abundant. Just as an example we could cite the manual of pragmatics by Victoria Escandell (1996) or one dealing with discourse analysis (Calsamiglia/Tusón 1999). Notable works on colloquial Spanish and

the oral variation of the language include the journal *Oralia* and its related publications, which started in 1998, together with the research conducted by the ValEsCo group (Briz 1998). The literature also contains studies on specific topics related to the oral use of the language, such as the vocative (Bañón 1993) or interjections (Cueto/López Bobo 2003), on courtesy (Havertake 1994) or on more general aspects such as metonymy, which is dealt with from an approach that is cognitivist and at the same time pragmatic (Ruiz de Mendoza 1999). As was mentioned in the previous chapter, some of the references given when speaking about argumentation could also be included in this section. Furthermore, it should be pointed out that in the field of Basque there are also studies into the stylistics of this language with an applied approach and a textual and pragmatic orientation, such as that of Ezeiza (1996).

A large number of studies dealing with Portuguese have also been carried out. First, we should highlight the numerous studies, directed by Joaquim Fonseca, that have appeared in the collection *Lingüística* published by Porto Editor. These works deal with a wide range of topics related to the pragmastylistics of Portuguese, without neglecting the discursive dimension, and often have not only a descriptive but also a contrastive and applied focus. A good example is a systematic and ground-breaking study by the director of this collection (Fonseca 1994). The reflections by Maria Antónia Coutinho (2002) on the linguistic and pragmatic approach to the notion of style, which the author examines working from Bally, Bajtin and the Portuguese tradition represented by Herculano de Carvalho in the second half of the 20th century, are also worthy of mention. Other instances of addressing key issues in the approach we are presenting here are those dealing with interjections (Gonçalves 2002) and determination (Nunes 2002).

6. Selected bibliography

Acosta, Luis A. (1989): El lector y la obra. Teoría de la recepción literaria. Madrid.
Aguiar e Silva, Vítor Manuel de (1977): Competência lingüística e competência literária, Coimbra.
Aguiar e Silva, Vítor Manuel de (1968): Teoría da literatura. Coimbra.
Aguiar e Silva, Vítor Manuel (1990): Teoría e metodología literárias. Lisboa.
Albaladejo, Tomás (1989): Retórica. Madrid.
Albaladejo, Tomás (1993): Algunos aspectos pragmáticos del sistema retórico. In: Mercedes Rodríguez Pequeño (ed.): Teoría de la literatura. Investigaciones actuales. Valladolid, 47–61.
Albaladejo, Tomás (1999): Los géneros retóricos: clases de discurso y constituyentes textuales. In: Isabel Paraíso (ed.): Técne Rhetoriké. Reflexiones actuales sobre la tradición retórica. Valladolid, 55–64.
Albaladejo, Tomás/Francisco Chico Rico (1994): La Teoría de la Crítica lingüística y formal. In: Pedro Aullón de Haro (ed.): Teoría de la crítica literaria. Valladolid, 175–293.
Albaladejo, Tomás/Francisco Chico Rico (1998): La Intellectio en la serie de las operaciones retóricas no constituyentes de discurso. Teoría/Crítica 5, 339–352.
Alonso, Amado (1944): Materia y forma en Poesía. 3rd ed. Madrid 1986.
Alonso, Amado (1951): Estudios lingüísticos. Temas españoles. 3rd ed. Madrid 1982.
Alonso, Dámaso (1950): Poesía española. Ensayo de métodos y límites estilísticos. Madrid.
Alonso Montero, Xesús (2002): Para unha estética (e estilística) da lengua: sobre as palabras máis hermosas do galego. In: Anuario de estudos literarios galegos, 71–86.
Alturo, Núria et al (eds.) (2006): L'argumentació. Barcelona.
Alvar, Manuel (1977): La estilística de Dámaso Alonso (herencias e intuiciones). Salamanca.

Asensi, Manuel (1990): Retórica logográfica y psicagogías de la retórica (Notas sobre la retórica en la actualidad). Revista de Literatura LII 103, 5–46.
Asensi, Manuel (1995): Literatura y filosofía. Madrid.
Azaustre, Antonio/Juan Casas (1997): Manual de retórica española. Barcelona.
Báez, Valerio (1971): La estilística de Dámaso Alonso. Sevilla.
Bañón, Antonio M. (1993): El vocativo en español. Barcelona.
Bassols, Margarida (2001): Les claus de la pragmàtica. Vic.
Bousoño, Carlos (1953) Teoría de la expresión poética. 6th. Ed. Madrid 1976.
Braga, Daniela (2005): O ethos argumentador: Rostos e estratégias lingüístico Discursivas. In: Diacrítica, Ciencias da linguagem 19/1, 39–72.
Briz, Antonio (1998): El español coloquial en la conversación. ¿Cómo se comenta un texto coloquial? Barcelona.
Calsamiglia, Helena/Amparo Tusón (1999): Las cosas del decir. Manual de análisis del discurso. Barcelona.
Carrilho, Manuel M.(1994): Jogos de racionalidade. Porto.
Chico Rico, Francisco (1988): Pragmática y construcción literaria. Discurso retórico y discurso narrativo. Alicante.
Chico Rico, Francisco (1989): La *intellectio*. Notas sobre una sexta operación retórica. Castilla. In: Estudios de literatura 14, 47–55.
Coutinho, Maria Antónia (2002): Perspectivas lingüísticas sobre a noção de estilo. In: Actas do Encontro comemorativo dos 25 anos do Centro de lingüística da Universidade do Porto. Vol.2. Porto, 41–54.
Cueto, Natalia/María Jesús López Bobo (2003): La interjección. Semántica y pragmática. Madrid.
Escandell, Victoria (1996): Introducción a la pragmática. Barcelona.
Ezeiza, Josefa (1996): Testuaren Harian. Euskal esaldiaren estilistika. Donostia.
Fonseca, Joaquim (1994): Pragmática lingüística. Introdução, Teoria e descripção do portugués. Porto.
Fuentes, Catalina/Esperanza R. Alcaide (2002): Mecanismos lingüísticos de la persuasión. Madrid.
Gallardo, Beatriz (2001): Teoria de la persuasió. In: Ángel López García/Manuel Pruñonosa (eds.): Fonaments de la comunicació. València, 267–290.
García Berrio, Antonio (1989): Teoría de la literatura (la construcción del significado poético). Madrid.
García Berrio, Antonio/Javier Huerta Calvo (1992): Los géneros literarios: sistema e historia. (Una introducción). Madrid.
Garrido Medina, Joaquín (1997): Estilo y texto en la lengua. Madrid.
Gómez Alonso, Juan Carlos (2002): La estilística de Amado Alonso como una teoría del lenguaje literario. Murcia.
Gonçalves, Miguel (2002): A interjeição em portugués. Lisboa.
Grácio, Rui Alexandre (1993): Racionalidade argumentativa. Porto.
Gutiérrez Ordóñez, Salvador (1996): Sobre la argumentación. Actas III Jornadas de metodología y didáctica de la lengua y la literatura españolas. Cáceres, 91–119.
Guzman, Josep Roderic (1995): Les teories de la recepció literària. València.
Hickey, Leo (1987): Curso de pragmaestilística. Madrid.
Havertake, Henk (1994): La cortesía verbal. Estudio pragmalingüístico. Madrid.
Jiménez Leube, Jorge (1997): La construcción del discurso: Notas sobre el método retórico. Madrid.
Laborda, Xavier (2005): Historiografía lingüística y visibilidad de la Retórica. Revista de Investigación Lingüística VIII, 95–130.
Laborda, Xavier (2006): Argumentació iretòrica, una descoberta formal i ideològica. In: Núria Alturo et al. (eds.): L'argumentació. Barcelona, 15–32.
Laborda, Xavier (ed.) (2005): Special issue on "Retòrica i persuasió". In: Llengua, Societat i Comunicació 3. http://www.ub.edu/cusc/LSC/hemeroteca/nu ero3/lsc_3.htm [march 2007].
Lázaro, Fernando (1976): Estudios de poética (la obra en sí). Madrid.

Lázaro, Fernando (1987): La literatura como fenómeno comunicativo. In: José Antonio Mayoral (ed.): Pragmática de la comunicación literaria. Madrid, 151−170.
López Eire, Antonio (1994): Entre el Ágora y la Escuela. In: Teoría/Crítica 5, 17−41.
López Eire, Antonio (2000): Esencia y objeto de la Retórica. Salamanca.
López García, Ángel (1985): Retórica y lingüística: una fundamentación del sistema retórico tradicional. In: J. M. Díez Borque (ed.): Métodos de estudio de la obra literaria. Madrid, 601−654.
Maingueneau, Dominique/Vicent Salvador (1995): Elements de lingüística per al discurs literari. Valencia.
Malé, Jordi (2001): Poètica de Carles Riba. Els anys del postsimbolisme 1920−1938. Barcelona.
Martín Zorraquino, Maria Antonia/Estrella Montolío (eds.) (1998): Los marcadores del discurso. Teoría y análisis. Madrid.
Mattoso Câmara, Joaquim (1952): Contribução à Estilística portuguesa. Rio de Janeiro.
Medina, Jaume (2000): L'art de la paraula. Tractat de retòrica i poètica. Barcelona.
Melo, Gladstone Chaves de (1979): Ensaio de estilistica da língua portuguesa. Albufeira.1st. ed. in Brasil 1976.
Meseguer, Lluís et al. (eds.) (1994): Metàfora i creativitat. Castelló.
Nunes, Clara (2002): Estudos de determinação. Lisboa.
Oller, Dolors (1990): Virtuts textuals: una tipologia de la paraula poètica. Bellaterra.
Oller, Dolors (2003): Una retórica poética. http://www.upf.edu/materials/fhuma/oller recerca/refl_ text/oller.htm [march 2007].
Payrató, Lluís (ed.) (1998): Oralment. Estudis de variació funcional. Barcelona.
Payrató, Lluís (2003): Pragmàtica, discurs i lengua oral. Introducció a l'anàlisi funcional de textos. Barcelona.
Paz Gago, José M. (1993): La estilística. Madrid.
Pozuelo Yvancos, José M. (1988): Teoría del lenguaje literario. Madrid.
Pujante, David (2003): Manual de retórica. Madrid.
Pulido Tirado, Genara (1994): Retórica y neorretórica en Carlos Bousoño. Granada.
Pulido Tirado, Genara (ed.) (2003): La Retórica en el ámbito de las Humanidades. Jaén.
Rodrigues Lapa, Manuel (1975): Estilística da língua portuguesa. 8th. ed. Expanded.
Coimbra.
Ruiz de Mendoza, Francisco J. (1999): Introducción a la teoría cognitiva de la metonimia. Granada.
Salvador, Vicent (1984): El gest poètic. Cap a una teoria del poema. Barcelona.
Salvador, Vicent (2002): Coneixement i autoimatge: l'escriptura del Jo. In: Joaquim Espinós et al. (eds.): Memòria i literatura. Valencia, 21−35.
Serrano, Sebastià (1978): Literatura i teoria del coneixement. Barcelona.
Serrano, Sebastià (1983): La lingüística: su historia y desarrollo. Barcelona.
Sousa, Américo de (2001): A persuasão. Covilhã.
Spang, Kurt (1993): Géneros literarios. Madrid.
Talens, Jenaro et al. (eds.) (1978): Elementos para una semiótica del texto artístico. Madrid.
Tato, Juan L. (1975): Semántica de la metáfora. Alicante.
Vázquez Medel, Manuel A. (1987): Historia y crítica de la reflexión estilística. Sevilla.
Vilariño Picos, Maria Teresa (2001): La idea de la literatura. Fenomenología y Estilística en el ámbito hispánico. Zaragoza.
Villanueva, Darío (2004): Teorías del realismo literario. Madrid.
Yllera, Alicia (1974): Estilística, poética y semiótica literaria. 2nd. ed. Revised.Madrid 1979.

Vicent Salvador, Universitat Jaume I, Castelló (Spain)

13. Rhetoric and stylistics in Anglo-Saxon countries in the 20th and 21st centuries

1. Rhetoric and stylistics
2. Stylistics and linguistics
3. Defining stylistics and its object of study
4. Selected bibliography

Abstract

This article aims to provide the reader with a general overview of rhetoric and stylistics in English-speaking countries in the twentieth century, especially since 1940. Each of three main sections aims to answer questions that will hopefully interest and instruct the reader. In section 1, the question of where stylistics comes from is addressed by looking briefly at how the rhetorical tradition has evolved to include, not only stylistics, but also composition. In section 2, the question of how stylistics relates to linguistics is addressed. Section 3, which addresses the question of how to define stylistics and its object of study, concludes with a suggestion about the direction the field might take in the future. While section 3 does not focus on the evolution of academic disciplines in sociological terms, such a perspective could no doubt prove fruitful when charting the fates of rhetoric, linguistics, and stylistics. If there was rarely any consensus over definitions of stylistics in the past, to some extent this problem was inextricably entwined with problems of how to define style.

1. Rhetoric and stylistics

In a world without rhetoric, stylistics would never have been invented. Indeed, it is now common to believe that stylistics descends directly from rhetoric (Bradford 1997, 3), even if that belief seems questionable to some. According to Fahnestock (2005, 215–230), there are at least three differences between classical rhetoric and contemporary stylistics. First, classical rhetoric was often taught for the practical purpose of creating arguments; contemporary stylistics, on the other hand, focuses on the analysis of texts already created by others. Thus, production was often the purpose of rhetorical instruction whereas analysis is often the purpose of stylistics. Second, while contemporary stylistics continues the tradition of analyzing literary texts, the modern view of 'literature' as a distinct category of discourse would have seemed strange to many teachers of rhetoric during the ancient, medieval, and Renaissance periods. In fact, the alleged difference of literature raises the eternal question of whether or not the language of literature is different from the language of the everyday world. Third, the argumentative force of rhetorical figures, which was presupposed by classical rhetoricians, is not a presupposition that has traveled well into the land of contemporary stylistics, where figures are rarely studied in terms of their persuasive force. Given these apparent differences in

purposes, methods, or materials, the claim that stylistics comes from rhetoric might grossly oversimplify what is in fact a complex history. However, a reminder of the development of rhetoric offers some support for the view that stylistics comes from rhetoric.

1.1. Rhetoric and pedagogy

The teaching of rhetoric began over two thousand years ago; indeed, it seems that as long as there have been schools there has been rhetoric. According to Gray (1973, 502), instruction in literacy in Ancient Greece involved studying texts such as Homer's *Iliad* and *Odyssey*. Students were taught how to read and write and speak, especially in the public sphere, but they were not explicitly trained to create literary texts. More often than not, literacy education was bilingual since many students were learning to read, write, and speak an unfamiliar language. The production of the commentary, "with its line-by-line translation and linguistic description of the text […] embodied the schoolroom method of literary study" for centuries (Gray 1973, 508). If translation and linguistic description defined the commentary, then the bilingual nature of training in rhetoric is clear. Presumably, differences existed between the students' first language and the second language (e. g. Latin) they were being taught. Rhetorical criticism may have thus become popularized over the centuries by the production of commentaries on texts that were initially written in languages that were foreign to the students studying them. A similar bilingual situation exists today for there are a number of scholars doing research on the rhetoric and stylistics of texts written in English even though English is not their native language. As for the commentary, coming up with something to say has always been a problem, which may be why, according to Ong (1968, 45), invention has "received the lion's share of attention" in rhetorical training.

As vernacular languages became standard languages, the bilingual nature of literacy instruction diminished. By the nineteenth century students in school were finally able to study texts written in their first languages. In England, this transition gradually started in the Tudor period as literacy manuals written in Latin gradually gave way to similar manuals written in English. According to Ong (1968, 67), the English manuals of that period "mark important steps in the development of an English vocabulary adequate for learned expression." Texts such as Cox's *Art or Crafte of Rhetoryke* (1530), Wilson's *Arte of Rhetorique* (1553), Rainolde's *Foundacion of Rhetorike* (1563) − which contained *progymnasmata* (i. e. exercises), Sherry's *Treatise of Schemes and Tropes* (1550), Peacham's *Garden of Eloquence* (1577), Day's *English Secretorie* (1586), and Hoskins' *Directions for Speech and Style* (1600), were all signs of a shift from Latin to English in the sixteenth century. Although the history and fate of rhetoric cannot be easily summarized, *The History and Theory of Rhetoric* by Herrick (2001) offers a fine introduction to the subject.

1.2. Rhetoric and composition

Rhetoric was once part of a core curriculum that focused on the *trivium* (i. e. grammar, rhetoric, dialectic) (Ong 1968, 41). More recently, rhetoric provided a foundation for the teaching of writing in America. For example, *The Origins of Composition Studies in the*

American College: 1875–1925 by Brereton (1995) relies on fascinating archival evidence from a range of campuses to chart the early development of college writing courses in America. The fact that such writing courses are often required, rather than optional, is addressed in *Composition in the University* by Crowley (1998). Crowley examines in depth the history of composition in twentieth century America, analyzing the contests English Departments in America have often witnessed between mainly adjunct faculty who teach writing and mainly tenured faculty who teach literature.

Starting in the late nineteenth century, composition and literature became involved in a complex and powerful dialectic that, like it or not, defined English Studies in America. Aristotle's belief in the ethical nature of rhetoric lost its force over time as specific courses in 'composition' slowly replaced general courses in 'rhetoric' in American universities. Likewise, Sinclair's idea (1993, 561) that rhetoric, as well as being defined in antiquity as the art of persuasion "was also an opportunity for self-invention," was yet another idea from classical rhetoric that was apparently lost during the modern transition to composition. But this is not to say that rhetoric itself disappeared in the transition.

1.3. Composition and literature

By insisting on composition's prehistory in rhetoric, some writing teachers and theorists after the 1940s probably sought to lend prestige to composition since respect for composition has always been in short supply. Sadly, the received idea that literature is more important than composition persists. Moran's remark (2002, 42) that "composition did not seriously interfere" with literary studies in English Departments in America in the twentieth century is both misleading and insulting. It positions literature 'above' composition without offering any justification whatsoever for that ideological hierarchy. Again, a classical rhetorician from many centuries ago would probably be startled by this state of affairs.

Having said that, the path from rhetoric to stylistics includes composition along the way. This is because for so many years studying rhetoric entailed studying texts or speeches written by others, and also writing texts or speeches oneself. Textbooks by Wright and Hope (1996), Thomas and Turner (1993), and Williams (2006) all demonstrate that writing can be taught effectively when focusing on the concept of style. Haynes's (1995) textbook also aimed to make students sensitive to style as choice and variation, although he felt strongly that a textbook on style was no place to "adjudicate" debates on stylistics (1995, 1). Studying style also remains important in training lawyers and judges. According to Posner (1995, 1425), "Law clerks often prepare for their job by reading a bunch of their boss's old opinions […] and then model[ing] their own style on that of the opinions they read."

1.4. The place of stylistics

Locating stylistics within the complex history of ideas is not easy. For instance, Alonso (1942, 490) situated stylistics within the tradition of philology, which seemed justifiable given the research that Erich Auerbach and Leo Spitzer were engaged in during the 1940s. But if philology itself had its origins in rhetoric, then the ultimate roots of stylis-

tics remain unchanged. Despite the gap Fahnestock (2005, 215−230) noticed between "rhetorical stylistics" and "literary stylistics," many past scholars have shown a preference for seeing stylistics as a continuation of the rhetorical tradition. In the 1960s, for example, Hughes (1965, 159) argued that stylistics added value to American programs in rhetoric. At the same time, Milic (1966, 129) argued that "sane and useful criticism of style will no longer be able to proceed without some technical knowledge of the language and of rhetoric […]" If Milic, a pioneer in American stylistics, believed knowledge of rhetoric was vital to stylistics, then it is hard to imagine stylistics as separate from rhetoric. However, just as composition's affinity with rhetoric was debated, so too was the relation between stylistics and composition.

According to Tibbetts (1968, 242), serious misgivings about stylistics were raised during the 1968 Conference on College Composition and Communication. The divide between the stylistic analysis of fiction on the one hand, and the production of non-fiction student essays on the other, seemed to be a gap that stylistics could not bridge in the writing classroom. But ten years later, de Beaugrande (1977, 246) argued that "generative stylistics […] would influence the skills of writing" for students. Park (1979, 51), however, disagreed; he wrote that importing stylistics into the composition classroom "hypercomplicates the whole enterprise; it demands from theory and research directions and instructions they cannot provide; it turns work that should be valuable and exciting into Augean labor." Park's suggestion here was that to associate stylistics with composition only belittled stylistics, and it offered little of value to students and teachers of composition classrooms.

But for Winterowd (1987, 257) this debate was part of a longer trend towards purification in English Studies whereby rhetoric became "purified of theory" and the study of literature became "purified to theory". Of course, the notion that rhetoric became "purified of theory" makes no sense at all. For example, knowledge of linguistics (especially sociolinguistics) has become crucial to graduate students training to be writing teachers in American universities. Parker and Campbell (1993, 310) thus confidently state that "linguistics and composition can be seen as symbiotic: linguistics provides part of the theoretical foundation for composition, and composition provides a practical application and testing ground for linguistic theory." If linguistics is relevant to composition, and if composition springs from rhetoric, then suggesting that rhetoric has become void of theory seems to be misguided given the role linguistics now plays in rhetorical training.

Of course, the formation of disciplines tends to be chaotic (Abbott 2001), and English is no exception to this rule when one considers the uncertain welcome twentieth century English Departments offered history, rhetoric, composition, stylistics, linguistics, or even philosophy. In the 1960s, Hughes thought of stylistics as adding value to rhetoric programs, but two decades later Winterowd (1987, 267) disagreed by claiming that, since the 1940s within English Studies, "Rhetoric […] was reduced to stylistics and was devalued in English Departments since it is an 'applied' art."

Although who 'devalued' rhetoric (and why) is never made clear, the very truth of the claim is questionable. Departments of Mathematics are often divided into 'pure' and 'applied' sections, just as Departments of Linguistics are often divided into 'theoretical' and 'applied' sections. But dividing English Departments into 'pure' and 'applied' sections would make creative writing into a 'pure' art since it teaches students how to create primary texts. Literary criticism would then become an 'applied' art since it fuels the

production of secondary texts. But the idea that rhetoric's status owes something to its nature as an 'applied' art is misleading. The uncertain position of creative writing in many English Departments offers a counterexample to Winterowd's claim that 'pure' arts are not devalued even though 'applied' arts are. Moreover, to blame the fate of composition in English Departments on the 'reduction' of rhetoric to stylistics seems unfair.

But in the 1980s Winterowd was not alone in arguing that rhetoric had been reduced to stylistics. "If there was a general tendency" in teaching rhetoric for eighty generations, Sperber and Wilson wrote (1990, 140), then "it consisted simply in a narrowing down of the subject matter of rhetoric: one of its five branches, *elocutio*, the study of figures of speech, gradually displaced the others, and in some schools became identified with rhetoric *tout court*." Rhetoric typically focused on *inventio*, as Ong has suggested, but the new emphasis on *elocutio* noted by Sperber and Wilson may have simply signaled the birth of stylistics, not the death of rhetoric. It is understandable why the so-called 'reduction' of one subject to another might be a cause for concern, but the extent to which rhetoric was 'reduced' either to composition or to stylistics remains an open question.

1.5. Rhetoric's persistence

Telling the story of rhetoric and stylistics in modern English-speaking countries is to impose teleological order upon countless actors and institutions who played major roles in the story. Although it is hard to do justice to such a story, the good news is that repeated attempts to kill off rhetoric and stylistics have ultimately failed. The fact that rhetoric and stylistics continue to be taught and studied all around the world is evidence for that claim. One reason for rhetoric's relevance was already apparent to Booth (1965, 11) when he argued that we had to "find some place in our revived rhetorical studies for training in how to build arguments that coerce, by their cogency, the agreement of all who will attend to them." Along with the eternal importance of knowing how to construct arguments, Larson (1971, 666) also saw rhetorical analysis in general, and *inventio* in particular, as invaluable. In Britain, the continued popularity of textbooks such as *Persuading People: An Introduction to Rhetoric* by Cockcroft and Cockcroft (1992) suggests that teachers and students remain interested in rhetoric.

But why is rhetoric so timeless? For Scharbach (1972, 187), "rhetoric is the sister-art of literary criticism […]. In praising or taking to task an author for his success or failure in establishing empathy, the critic is engaging in rhetorical analysis. In defending his own particular literary theories against the attacks of rival schools of criticism, the critic is […] also employing the rhetorical means of persuasion." Using rhetoric to critique rhetoric is not new, of course, but it is interesting to see Scharbach (1972, 187) continue his argument by saying "it is harmful to the literary arts in general to permit rhetoric to be relegated to speech and social science departments." Rhetoric's search for a home began several decades earlier, when English Departments decided that the study of literature was more valuable than the study of rhetoric. Indeed, Mailloux (2006) offers a recent analysis of rhetoric's journey from English Departments to Rhetoric Departments and then to Speech and/or Communication Departments.

The success of rhetoric might be found in the highly interdisciplinary nature of rhetorical analysis now. According to Logan (1978, 621), "Rhetorical analysis, in most essays, occurs in conjunction with other textual modes of analysis, notably thematic and

psychoanalytical." While psychoanalytical theory is no longer popular in the humanities, Logan's point that rhetorical analysis is multifaceted remains valid today. As Amoros saw it (1994, 49), "In recent decades, rhetoric has become the matrix discipline of a general science of discourse, in collaboration with classical poetics and other twentieth century trends in linguistic and literary thought such as Russian formalism, New Criticism, stylistics, European structuralism, and text linguistics, whose object is the intrinsic study of the text, whether literary or not." Amoros' reference to the rhetorical analysis of non-literary texts reflects the fact that just as the methods of rhetorical analysis have become increasingly interdisciplinary, so too have the materials analyzed. While the anthology by Jost and Olmstead (2004) contains many essays that rhetorically analyze literary texts, Skyum-Nielsen and Schröder's anthology (1994) is a reminder that rhetorical analysis may also involve advertisements and political speeches.

With regard to advertisements, Scott's (1994, 265) modern theory of visual rhetoric in advertisements was based on a classical system that focused on "the invention, the arrangement, and the delivery of argument." Scott's theory of visual rhetoric aimed to be empirical by linking semiotic speculation to findings in cognitive psychology. It was an incredibly ambitious program which, if pursued to the fullest, would have given rise to an empirical semiotics of culture. However, as Scott (1994, 271) maintained, "Exploring the functioning of imagery as commercial rhetoric promises a rich path for consumer research […] and may contribute to the knowledge of imagery, history, and persuasion in other fields. Thus, the beneficiaries of our work might be not only marketers, but also consumers, artists, policymakers, and the historians of the future." Lest the importance of stylistics be overlooked in the analysis of advertisements, McQuarrie and Mick (1996, 435) also supported a rhetorical analysis of advertisements that "integrates and explains stylistic devices that may be used to accomplish […] goals." By 'goals' they meant that advertising agencies had to motivate readers to read their advertisements. They also had to create advertisements that could be highly memorable and easily understood within a matter of seconds. Rhetoric's longevity may thus have something to do with the fact that rhetorical analysis often changes forms.

In Critical Discourse Analysis, for example, scholars closely examine the discourse of politics, economics, advertising, media, institutions, and so on (Blommaert/Bulcaen 2000, 450). By renewing its methods and materials, rhetoric seems to have guaranteed its interdisciplinary success. Even the rhetoric of science (Gross 1990) and the rhetoric of rhetoric (Booth 2005) are fields of study at present. That said, the urge to analyze ideology in discourse runs the risk of methodological tautology. According to Toolan (1990, 306), it is naïve to argue that "[t]hese texts contain those forms, and those forms carry these ideological assertions and evasions, hence the text necessarily carries these ideological marks" because making those assumptions leads merely to "assertion rather than demonstration (i. e. we know the forms carry the ideologies we say they do […] because we're skilled readers)." That said, although Critical Discourse Analysis, like stylistics before it, might not be perfect, it has nevertheless helped extend the rhetorical tradition.

2. Stylistics and linguistics

If rhetoric is the father of stylistics, then linguistics is its mother. Put another way, stylistics is the child of rhetoric and linguistics. The value of linguistics to literary criti-

cism ought to seem obvious. For Utley (1960, 328), linguistics can help literary critics "see some light in the tangled jungle of literature," and there is "no reason why critics and teachers should not learn what linguists have to teach them." But some literary critics think they have little to learn from linguists, even though much work in stylistics and rhetoric suggests that analyzing language makes little sense now without the insights offered by linguistics.

Since the 1940s linguistics has become increasingly influential. Spiegel (1997, 1) writes of a remarkable "linguistic turn" that took place in various disciplines in the social sciences and the humanities a few decades ago. In *English Stylistics*, Bailey and Burton (1968, v) explained that although some scholars would disagree with the inclusion of their work in a bibliography of stylistics research published between 1500 and 1967, they justified their choices by saying that "[w]henever a scholar − whatever he may call himself − turns to literary uses of language *qua* language, he is concerned with what we have defined as stylistics", namely "the linguistic study of literary texts." While there are many different ways to define stylistics, as section 3 of this article reveals, developments in stylistics have very closely followed those in linguistics.

2.1. Developments in linguistics

De-contextualization and re-contextualization were two major trends in linguistics in the twentieth century (Geeraerts 2007). While Saussure's notions of *langue* and *parole* inspired a host of similar dichotomies in linguistics, including Chomsky's concepts of competence and performance (Roy Harris 2001), the rise of theoretical linguistics resulted in part from studying languages in a de-contextualized manner. This was especially true within the Chomskyan frameworks of generative and transformational grammar, where syntax rather than semantics or pragmatics became the centre of attention. By the 1970s, however, limits to these frameworks were increasingly recognized as more and more linguists found it necessary to study languages by re-contextualizing them once again. Labov's pioneering work in sociolinguistics, or Halliday's equally influential work in functional-systemic linguistics, are examples of this trend in the 1970s.

The re-contextualization of the study of language had a major impact on scholars in semantics and pragmatics, but the return to re-contextualization was controversial. In fact, it reflected an incommensurability of competing paradigms that sparked what Randy Harris (1995, 1) called "the linguistics wars" between Chomsky and some of his former students (e. g. Lakoff). The special relationship stylistics had to linguistics exposed it to the challenges that faced structural and generative linguistics. While Lester (1969, 367) echoed Utley by maintaining that students of literature could learn something from linguistics, he nevertheless admitted that "the attempts of structural linguists to shed light on questions of interest to literary critics were out-and-out failures."

One problem was the structural linguist's attitude towards meaning, which was often excluded from systematic study. But the more attention linguistics paid to meaning, the greater the influence linguistics had on stylistics. Cognitive stylistics and cognitive poetics, with their roots firmly in cognitive linguistics, are recent examples of that fruitful influence. Although Lester's depiction of structural linguistics is incomplete, it nevertheless makes sense as a sign of the gradual trend towards a re-contextualized linguistics, a trend that was beneficial to stylistics. His remarks also reinforce the idea that stylistics

is only as good as its linguistics. Topics like this were presumably debated and discussed in depth at the 1958 conference on Style in Language at Indiana University in the United States, the international symposium on Literary Style in 1969 in Bellagio (Italy), and the 1986 conference on the Linguistics of Writing at Strathclyde University in Scotland given the fact that developments in stylistics were often driven by those in linguistics.

2.2. From linguistics to stylistics

The re-contextualization of linguistics in Anglo-Saxon countries might explain why Freeman, in his influential anthology (1970), could claim that "modern linguistics, with its increasing interest in those characteristics of mind which underlie aspects of natural language, can make substantive theoretical and factual contributions to our understanding of the poetic process" (1970, 4). Within linguistic stylistics Freeman (1970, 16) saw three different attitudes towards style: "[1] style as deviation from the norm [e. g. Mukarovsky], [2] style as recurrence or convergence of textual pattern [e. g. Jakobson, Leech, Halliday], and [3] style as a particular exploitation of a grammar of possibilities [e. g. Bierwisch, Ohmann]." The theorists in Freeman's anthology constitute a pantheon of sorts in linguistic approaches to literature, but it would be cynical to say stylistics is simply a conversation monopolized by linguists. The relationship between linguistics and stylistics has not always been easy, of course. For instance, Shopen (1974, 797) saw "grammar as the study of the inherent properties of language, and the theory of style as the study of the interplay between language and thought in effective verbal communication," which suggests that linguistics and stylistics had radically different aims. Just as Lester argued that structural linguists had little to offer literary critics, Kintgen (1974, 824) also felt that until linguistics developed a full theory of semantics, "the dangers of using transformational grammar, both practical and theoretical, will far outweigh its utility" in stylistics. When we include here Fish's opinion (1976, 1023) that Speech Act Theory could neither "serve as the basis of a stylistics" nor "be elaborated into a poetics of narrative," then the limits of certain kinds of linguistics in stylistics become clear.

That said, another way to define the relationship of linguistics to stylistics is to call it a "division of labor" (Ellis 1978, 253). For example, Ellis (1978, 253) was concerned with "the relation of literary criticism to the linguistic analysis of literary texts […] [where] the split between two methodologically different activities becomes a division of labor between critic and linguist. The latter scrutinizes the text, comes up with scientifically controlled and verifiable facts, and passes them on to the critic, who will provide a literary interpretation of them." Although fine at first glance, Ellis (1978, 254) said there was a problem with this division: while "the linguist's facts are true and precise, but seem trivial […] the critic's judgments are weighty, but unproven and unprovable." This tension between 'facts' and 'opinions' undermines the epistemological status of literary criticism. More specifically, it reveals a sharp divide between linguistic description on the one hand and literary interpretation on the other. Simply put, the problem for the linguistically-oriented literary critic was to find a way to navigate between the poles of subjectivity and objectivity. Stylistics seemed to offer a path between the two, although its detractors disagreed.

Of course, some scholars did not let their reservations over methods get in the way of research; they simply got on with the job. For example, as Fowler (1977, 24) argued

rather confidently in the 1970s, "The theory and methods of describing sentences are by now well advanced; the theory and criticism of narrative somewhat less so. If the structure of narrative corresponds to that of sentences, then the criticism of fiction may profit from the application of linguistic concepts to the broader structural patterns of novels." Although Fowler's linguistic criticism had more in common with narratology than stylistics, his suggestion that the analysis of sentences in linguistics could be analogous to the analysis of novels in criticism was an attempt to overcome a methodological problem. The problem was applying methods (from linguistics) designed to analyze single sentences to the analysis (in criticism) of much longer stretches of fiction. While Fowler (1996, 5) aimed "to demonstrate the value to criticism of an analytic method drawn from linguistics", not everyone was convinced linguistics belonged in literary criticism. Indeed, Bateson's very heated debate with Fowler in England in the mid-1960s made that quite clear (Simpson 2004, 148−157). But despite Bateson's rejection of linguistic criticism, Fowler apparently won the debate. Popular textbooks like Traugott and Pratt's *Linguistics for Students of Literature* (1980) not only got written and published, they became widely read and inspirational for a whole new generation of scholars.

2.3. The rise of literary linguistics

The 1990s saw the rise of literary linguistics as more and more concepts from linguistics became influential to the close analysis of literary texts. For Bernstein (1990, 3), "[s]emiotics, discourse analysis, and sociolinguistics are but a few of the linguistic fields with applications to literary studies," which implies that just as linguistics became diversified so too did rhetoric and stylistics. After the appearance of Fabb's major anthology (1987), the 1990s also became a time for taking inventory. The anthologies by Toolan (1992) and Weber (1996) suggest this much. Although Baldick (1990, 215) seemed confident in calling stylistics "a branch of modern linguistics," Toolan's influential work in the 1990s reminded readers of tensions between linguistics and stylistics. For example, the picture Toolan (1990, 299) painted of stylistics around 1990 is worth quoting in full: "Traditionally stylisticians are forgiven, by the more tolerant linguists, for their inexplicit criteria, their deficiencies of scientific method, and their arbitrary positing of something (a claimed prior textual effect) for their machinery to explicate. The stylistician is pitied, when not dismissed, as being in the miserable position of being sure to furnish accounts that are inadequate even to his or her own fuller response − let alone those of others − to even a limited aspect of a text. In linguistics, it is claimed, we do things otherwise."

Such a story is really a story about guarding disciplinary boundaries. For example, the development of English Studies in America witnessed the creation of imaginary walls between the study of rhetoric and the study of composition, between the study of composition and the study of literature, between the study of literature and the study of language, and between the study of literature and the study of theory. In Toolan's story an additional wall between linguistics and stylistics was also being raised. Some linguists, while flattered to be put on a pedestal in stylistics, nevertheless saw no place for stylistics in linguistics. For Toolan (1990, 314) that explained why stylisticians "are so commonly perceived and treated as an irritation (rarely, these days, a threat) to their colleagues comfortably within 'normal' disciplines − traditional literary studies or standard core and 'hyphenated' linguistics." A decade later, Saïd (2000, 289), then President of the Modern

Language Association, would make a similar point by complaining of "hyphenated and ill-formed new fields of activity – many of which are neither linguistics nor psychoanalysis nor anthropology nor history nor sociology nor philosophy but bits of all of them, flooding and overcoming the (perhaps false) serenity of former times." The rise of literary linguistics may have done little to ease concerns over where to situate rhetoric and stylistics. But in such a simple neither/nor framework of disciplinary definition, literary linguistics would seem to be yet another "ill-formed" field stuck between linguistics and literary criticism.

2.4. The persistence of stylistics

Ironically, ambiguity over disciplinary boundaries might actually account for the longevity of stylistics. As Short, a pioneer in stylistics in England, has recently stated in an interview (Plummer/Busse 2007, 136), "Stylistics in its modern formulation started in the West in the 1960s. But it has always acknowledged a strong influence from the early twentieth century Russian Formalists, the Prague School and their successors." The obvious way to acknowledge that rich tradition is citing key authors from the past, and examining the citation habits of those in stylistics could one day uncover the field's true genealogy. Simply put, scholars engaged in stylistics might be identified by the company they keep in their bibliographies. When their works cited lists contain fewer items by literary critics than items by linguists, this might explain what Short called the "rather uneasy relationship between stylisticians and some literary critics" (Plummer/Busse 2007, 136). But this is not to say that stylistics can entirely ignore literary criticism. According to Fabb (1995, 147), at the end of the day linguistics had little to tell us about "processes like reading and interpretation," which is why, if "our ways of talking about text which, because figurative, are neither articulate nor verifiable" (Fabb 1995, 149), then stylistics needed to break free of linguistics at times. But this then raises two intractable questions: what is stylistics and what is its object of study?

3. Defining stylistics and its object of study

Terminological polysemy is a fact of life in many disciplines. For instance, many literary or critical terms carry a wide of range of meanings, and many critical disputes are but arguments over definitions. As far back as the 1920s, scholars like Lambert (1928, 175) felt that "stylistics" referred to "the science of style" in Anglo-Saxon countries although it appeared to "designate a distinct field of linguistic study" in Continental Europe. In the 1940s, Alonso (1942, 490) made a similar argument when defending the usefulness of stylistics in literary criticism. A few years later, Hatzfeld (1949, 62) contrasted nineteenth-century stylistics, which he said tended to focus on syntax and rhetorical figures, with "the new stylistics," which he called "the science of language as the artistic-psychological expression of potential structures, or inner forms of concepts." Despite Hatzfeld's ambiguity, he might have helped introduce North American scholars to the work of Continental Europeans such as Spitzer and Auerbach.

3.1. What is stylistics?

Contrasting 'new' and 'old' stylistics reflects the polysemy of the term *stylistics*. Hatzfeld saw stylistics as a form of philology, but two decades later Bailey and Burton (1968, v) simply called it "the linguistic study of literary texts." A few years later, the opinion that stylistics was a form of a linguistics was becoming widespread. For example, Chapman (1973, 11) called stylistics "the linguistic study of different styles," and he argued that it was a part of sociolinguistics (i. e. "language studied in relation to society"). Chapman's move suggests that the trend towards re-contextualization in linguistics was having an impact in stylistics. Like Chapman, G. W. Turner (1973, 8) wrote that stylistics "means the study of style, with a suggestion, from the form of the word, of a scientific or at least methodical study." Widdowson (1975, 4) next offered a more nuanced definition when he explained in detail how stylistics was where two subjects (English language and English literature) met two disciplines (linguistics and literary criticism); as such, stylistics was where they all converged. Although that could help explain why it is hard to pinpoint the location of stylistics, philosophers like Goodman (1975, 809) seemed to disagree with that view when arguing that stylistics ought to be "confined to features of what and how the works symbolize, and still further to such of these features as are characteristic of a given author, period, region, school, etc." Such definitional discrepancies might be taken as a sign of growing uncertainty in the 1970s over stylistics and its object of study.

As Bloomfield (1976, 272) admitted in his major survey of the field in the 1970s, "Part of the quarrel over the legitimacy of stylistics in our time is due to the disparate meanings the term covers." What Bloomfield found was that the term was used in at least eight different ways. Aesthetic stylistics was concerned with textual aesthetics while theoretical stylistics was simply another term for poetics, given its interest in literariness. Descriptive stylistics was deeply rooted in linguistic theory while rhetorical stylistics often turned to rhetorical theory for textual analysis. Historical stylistics was concerned with diachronic changes in lexical semantics and prose styles while cultural and group stylistics was but a form of applied sociolinguistics. Finally, topographical and visual stylistics studied effects produced by visual aspects of textual layout, whereas psychological stylistics, which Bloomfield (1976, 275) felt was exemplified in Spitzer's work, aimed to "understand the mystery of literary creation." With so many different kinds of 'stylistics' around, defining them all was a recipe for confusion. The task remains daunting even now. To Bloomfield's partial list can now be added the terms affective stylistics, pedagogical stylistics, pragmatic stylistics, critical stylistics, feminist stylistics, and cognitive stylistics, all terms which have been used to define various strands of research on style since the 1970s.

If the 1970s seemed to be a period of uncertainty for stylistics, in retrospect the challenges mounted against it could actually be interpreted as a sign of the field's importance. After all, why spill so much ink over a field that was supposed to be of little consequence? Hirsch (1975, 577), for example, seemed to harbor mixed feelings about stylistics when he wrote that although it might not "be a reliable method of determining meaning, or a reliable method of confirming an interpretation […] neither can any other method perform those feats." Hirsch (1975, 577) also imagined that stylistics might one day "provide evidence that helps shift the weight of probability from one interpretation to another," although he added this caveat: "Of course, in that sense all interpretive

arguments employ some of the tools of stylistics, whether or not they call themselves stylistics." Here Hirsch echoes Bailey and Burton's (1968, v) implication that scholars might do stylistic analysis even if they never defined it as stylistics. In other words, tools from stylistics could have permeated literary criticism by the middle of the 1970s even though the term itself was regarded skeptically. What is fascinating from today's perspective is how long and heated the debate over stylistics became between 1970 and 1980.

3.2. The challenge to stylistics

The most serious challenge to stylistics culminated in Fish's landmark book, *Is There a Text in this Class?* (1980). Fish's work in the 1970s cannot be quickly summarized, but nor can it be easily dismissed. Essentially, he challenged stylistics because he rejected the belief (1) that its methods or materials were scientific or objective, and the belief (2) that literary language, which stylistics apparently studied, was somehow categorically unique. Fish's challenge did not go answered, of course. For example, Regis (1976, 276) complained vehemently that Fish's promotion of reader response theory, at the seeming expense of stylistics, presupposed the existence of a reader who was "an anonymous, lifeless, cipher, consisting of no more and no less than the set of interpretive conventions that Fish […] programmed into it." While Regis seemed to allude to Culler's (1975, 114) famous concept of literary competence, another review, written in a less hostile tone by Ray (1978, 71), concluded that "the only thing that emerges with certainty from all this [Fish's work] is the necessity and desirability of uncertainty."

If 'affective stylistics' was really only a vehicle to promote a new theory of reader response, then the purpose of attacking stylistics becomes vague. The introduction of new methods need not always entail the extinction of others. Smith (1978, 158) disliked Fish's "saturation bombing of stylistics," and Short has said that Fish's attack was so virulent that it led to "the virtual disappearance of stylistics in the USA for many years" (Plummer/Busse 2007, 138). While the responses to Fish are too many to mention here, Toolan (1996) and Hamilton (2004) offer more recent discussions of the issue. According to Paton (2000, 167–168), "Fish's affective stylistics emerged directly out of his antagonistic engagement with post-Chomskyan stylistics" although his "slick polemic" appeared to be more or less aimed specifically at Riffaterre rather than at everyone in the world of stylistics. If one limitation Fish saw in stylistics was its aim for objectivity, then it is ironic that the very same limitation is what specifically spared stylistics from the sharp attack on theory led by Knapp and Michaels (1982, 723).

3.3. What is style?

If defining stylistics was always risky business, then defining style was perhaps even more so. Questions about what stylistics studies are rarely answered in a satisfactory manner. So many different critics over the years have offered different definitions of style, the alleged object of study in stylistics, that they cannot all be mentioned here. But to their credit many scholars have often admitted openly that the term *style* tends to frustrate by its polysemy.

Few seem content to say that style simply refers to variation and/or choice. For example, according to Alonso (1942, 490), style meant "the expressive system of a work, of an author, of an epoch," which is rather similar to the definition Goodman (1975, 809) offered some thirty years later. Cope (1954, 235) argued for a distinction to be made between an entire work of art and its style, but by then arguing that stylistics should only be concerned with "those parts which are essential to the style," Cope (1954, 235) failed to clarify what was "essential," what not. For Fowler (1966, 15), "Style − a property of *all* texts, not just literary − may be said to reside in the manipulation of variables in the structure of a language, or in the selection of optional or 'latent' features." In Epstein's memorable phrase, style was "the regard that *what* pays to *how*" since "the *what* is created by the *how*" (Epstein 1978, 1; 80). Epstein meant that if we felt an urgent need to continue to cling to the belief that form and content were different, then we could simply equate content with 'what', style with 'how'. For their part, Leech and Short (1981, 10−11) defined style as "the linguistic characteristics of a particular text," and two decades later Verdonk (2002, 3) would write that "style in language can be defined as distinctive linguistic expression."

By using the word 'linguistic' in their definitions of style, Leech, Short, and Verdonk may have sought to remind readers that stylistics shared common ground with linguistics. But van Peer's (1986, 182) statement − "That literature is dependent for its very existence on the linguistic medium, is hardly a controversial issue nowadays" − suggests that there was a time when that assumption was indeed debatable. In the 1960s, Anglophone critics became familiar both with Jakobson's (1960, 16) proposal that the poetic was but one of six functions of language, and also with Mukarovsky's (1964, 19) distinctions between poetic and standard language. Although critics who assumed the existence of these distinctions would be challenged in the 1970s, Fowler (1966, 10) was one of the few in the 1960s ready to concede in public that it "is unlikely that any formal feature, or set of features, can be found, the presence or absence of which will unequivocally identify literature. Put another way, there is probably no absolute formal distinction between literature and non-literature: neither of these two categories is formally homogeneous." In light of Fahnestock's (2005, 215−230) contrast of rhetorical stylistics to literary stylistics, one could see Fowler's remarks as a reiteration of the classical rhetorical belief that literature, as language, hardly constitutes a special category of discourse. Fowler (1996, 199) repeated this position years later when arguing that viewing literary language as distinct from ordinary language created obstacles to linguistic criticism.

Having said that, it is worth remembering that opinions about language amongst classical rhetoricians were not always homogeneous. For example, Bruns (1969, 244) saw a tension between two separate concepts of language amongst classical rhetoricians in ancient Greece: in "*logos* human speech is seen in its orientation toward thought," but "in *epos* the orientation is toward song." Like the separation forced upon *logos* and *epos* in Ancient Greece, the separation of literary from non-literary language dominated critical discussions in the 1970s. According to de Man (1972, 181), "[T]aking for granted there is such a thing as 'literary language,' one can describe a particular subset of the class, but as soon as one confronts the question of defining the specificity of literary language as such, complications arise." While de Man seemed to be repeating the very same point made a few years earlier by Fowler, the critical conundrum was undeniably clear. Lists of criteria meant to define everyday language on the one hand, and literary

language on the other, could easily be challenged by finding counterexamples of language from non-literary texts that fit most (if not all) of the criteria one might have listed specifically for literary language.

The methodological need for two categories of language most likely had its roots in comparative philology, which is why those like Gray (1973, 510) maintained that stylistics was impossible in an age of monolingual rhetorical training. Gray (1973, 510) was quite clear on this point, arguing that "stylistics retains or attempts to retain the technique of comparative linguistic analysis without having anything to compare; it attempts to evaluate texts linguistically without having any norm or standard of language against which such evaluations could be made." If stylistics, like rhetoric before it, was only possible in 'bilingual' settings, then one could understand Gray's skepticism of having English-speaking students analyze English literary texts, especially when they were told that there was no difference between everyday language and literary language. That said, Gray's use of the word 'evaluations' belies another issue at stake here. Although Jakobvits (1969, 325) felt that the "problem of developing evaluation criteria for assessing the style of discourse is […] not different from the problem of evaluating any human endeavor," detractors of stylistics in literary criticism probably felt that while studying the style of literary texts was one thing, studying the style of non-literary texts was yet another. To argue whether or not it is right to study the style of Shakespeare and the style of the phone book in the same manner would appear to be a debate over materials; however, it is actually a debate over values. If the materials of stylistics prove to be interchangeable whenever the same methods are used to study, say, Dickens and *The New York Times*, then this poses an evaluation problem for the champions of Dickens. Indeed, one consequence of efforts to weed stylistics out of mainstream literary criticism might have been the debates over the literary canon in the 1980s.

Advances in cognitive science in the 1990s brought the language debate to a close. As Fludernik et al. (1999, 392) wrote, "Traditionally, 'literary' and 'nonliterary' language have been considered almost totally distinct, with literary language developed for expressive and aesthetic purposes and ordinary language discourse developed for communicative and persuasive purposes […] [But] the same cognitive mapping processes are at work in both forms of language production and comprehension." With only one mind to process presumably different kinds of language, the very existence of those different kinds of language becomes tenuous. While those like Gray insisted that stylistics or rhetoric could only be studied when different language types were recognized, advances in cognitive science in the 1990s that erased those linguistic differences provided empirical evidence supporting the intuitions of scholars from the past who felt that literary and non-literary language were hardly distinct categories.

3.4. Developments in stylistics

Despite the challenge to stylistics, it persevered after the 1970s (especially in Europe) although definitions of it remained varied. Leech and Short (1981, 10–11) defined it both as "the (linguistic) study of style" and as a method to "relate the critic's concern of aesthetic appreciation with the linguist's concern of linguistic description." If pleasing two masters at once is impossible, then stylistics could never please literary critics or linguists without angering one or the other (or even both) from time to time. According

to Cummings and Simmons (1983, viii), "Not so long ago, 'stylistics' was often seen as rather threatening; the linguistic analysis of a literary work would be denounced almost as if it was an indecent act, an uncouth violation of its integrity." Given this zero-tolerance policy towards stylistics, Leech and Short's suggestion that stylistics enriched our understanding of aesthetic value could simply be seen as a desire to move stylistics into new directions after the 1970s.

The rise of deconstructive criticism in the 1980s was probably a blessing in disguise for stylistics and rhetoric. Although Henkel (1990, 448−463) felt that deconstructive criticism would put an end to the linguistic analysis of literature, it gave professors something else to fret over for a change. For Toolan (1992, xiv), however, the popularity of other approaches to the study of literature apparently reflected "a misunderstanding of stylistics − as purely formalist, treating the text as autonomous, 'delimited,' and so on." Possibly in order to counter that misunderstanding, scholars such as Mills (1995, 17) linked feminist theory to stylistics so as to examine ideologies in a very wide range of written genres. At the same time, Crawshaw (1996, 276) defended stylistics as "an integrated discipline that brings together the complementary domains of linguistics, psychology, and sociology". But if Schilb (1992, 46) was right that "scholars can boost their persuasive force if they suggest that they are bringing together various lines of academic inquiry," then cynics might reject Crawshaw's claim that stylistics unites rather than divides disciplines. The alternative would have been to define stylistics negatively by saying what is was not, rather than explaining positively what it was. Yet that was probably assumed to be a losing strategy by previous promoters of stylistics writing in the wake of Fish. Having said that, the work of Mills (1995) shows that stylistics did indeed move in new directions after the 1980s.

3.5. The future of rhetoric and stylistics

Just as linguistics continues to develop, so too will rhetoric and stylistics. Hall's recognition (2003, 353) of the increasing importance of "cognitive poetics / stylistics / rhetoric" suggests an undeniable influence of cognitive linguistics in these fields at present. While these fields show great promise (Semino/Culpeper 2003), Bradford (1997, xii) reminds us that "modern stylistics is caught between two disciplinary imperatives." For some linguists, literature is merely language, but for most literary critics there is something unique about imaginative texts (e. g. their style) that makes them worth studying. The future of stylistics and rhetoric will depend on how scholars are able to satisfy such competing demands.

Although Brooke-Rose (1990, 287) was referring to the fate of narratology when she wrote that we lived in a "highly consumerist society where 99% of both criticism and artistic production also gets jettisoned after barely a decade," stylistics continues to develop in new and interesting ways. The recent Stockwell and Lambrou anthology (2007) demonstrates that rhetorical analysis continues to flourish in a variety of forms thanks to developments in neighboring disciplines. It was Searle (1993, 706) who once ironically referred to "literary history, philology, and stylistics" as "old-fashioned subjects", but such subjects clearly remain relevant today. Moreover, Lecercle's (1993, 18) pithy remark − "La stylistique est morte, vive la stylistique" − is merely another ironic way of trying to explain the long life of stylistics.

But in the end, perhaps the longevity of stylistics (like that of rhetoric) is simple to explain. Dillon (1982, 77) noted that there was no limit to the questions we could put to literary texts. If so, then stylistics and rhetoric will remain useful as long as they help scholars find answers to questions or solutions to problems. And Fabb's (1995, 147) statement that "[t]he problem for literary criticism is to say something about a text which the text itself does not say" suggests that literary linguistics will survive as long as it enables critics to find new things to say about old texts. It would thus appear that *inventio* is as important as *elocutio* after all.

4. Selected bibliography

Abbott, Andrew (2001): Chaos of Disciplines. Chicago.
Alonso, Amado (1942): The Stylistic Interpretation of Literary Texts. In: Modern Language Notes 57.7, 489–496.
Amoros, Jose (1994): Henry James's 'Organic Form' and Classical Rhetoric. In: Comparative Literature 46.1, 40–64.
Bailey, Richard/Dolores Burton (eds.) (1968): English Stylistics: A Bibliography. Cambridge, MA.
Baldick, Chris (1990). Oxford Concise Dictionary of Literary Terms. Oxford.
Beaugrande, Robert de (1977): Generative Stylistics: Between Grammar and Rhetoric. College Composition and Communication 28.3, 240–246.
Bernstein, Cynthia (1990): Introduction: Linguistic Approaches to Literature: Beyond the Text. In: South Central Review 7.2, 1–4.
Blommaert, Jan/Chris Bulcaen (2000): Critical Discourse Analysis. In: Annual Review of Anthropology 29, 447–466.
Bloomfield, Morton (1976). Stylistics and the Theory of Literature. In: New Literary History 7.2, 271–311.
Booth, Wayne (1965): The Revival of Rhetoric. In: PMLA 80.2, 8–12.
Booth, Wayne (2004): The Rhetoric of Rhetoric. Oxford.
Bradford, Richard (1997): Stylistics. London.
Brereton, John (1995): The Origins of Composition Studies in the American College: 1875–1925. Pittsburgh.
Brooke-Rose, Christine (1990): Whatever Happened to Narratology? In: Poetics Today 11.2, 283–293.
Bruns, Gerald (1969): Rhetoric, Grammar, and the Conception of Language as a Substantial Medium. In: College English 31.3, 241–262.
Chapman, Raymond (1973): Linguistics and Literature. London.
Cockcroft, Robert/Susan Cockcroft (1992): Persuading People: An Introduction to Rhetoric. London.
Cope, Jackson (1954): James Joyce: Test Case for a Theory of Style. In: ELH 21.3, 221–236.
Crawshaw, Robert (1996): The Boundaries of Style and Stylistics: Beyond the Form/Content Debate. In: Modern Language Review 91.2, 273–280.
Crowley, Sharon (1998): Composition in the University. Pittsburgh.
Culler, Jonathan (1975): Structuralist Poetics. Ithaca, NY.
Cummings, Michael/Robert Simmons (1983): The Language of Literature. Oxford.
Dillon, George (1982): Styles of Reading. In: *Poetics Today* 3.2, 77–88.
Ellis, John (1978): Critical Interpretation, Stylistic Analysis, and the Logic of Inquiry. In: Journal of Aesthetics and Art Criticism 36.3, 253–262.
Epstein, E.L. (1978): Language and Style. London.
Fahnestock, Jeanne (2005): Rhetorical Stylistics. In: Language and Literature 14.3, 215–230.

Fabb, Nigel et al. (eds.) (1987): The Linguistics of Writing. Manchester.
Fabb, Nigel (1995): The Density of Response: A Problem for Literary Criticism and Cognitive Science. In: Payne, Jonathan (ed.): Linguistic Approaches to Literature: Papers in Literary Stylistics. Birmingham, 144–157.
Fish, Stanley (1976): How to do Things with Austin and Searle: Speech Act Theory and Literary Criticism. In: MLN 91.5, 983–1025.
Fish, Stanley (1980): Is There a Text in This Class? Cambridge, MA.
Fludernik, Monika et al. (1999): Metaphor and Beyond: An Introduction. In: Poetics Today 20.3, 383–396.
Fowler, Roger (ed.) (1966): Essays on Style and Language. London.
Fowler, Roger (1977): Linguistics and the Novel. London.
Fowler, Roger (1996): Linguistic Criticism. Oxford.
Freeman, Donald C. (ed.) (1970): Linguistics and Literary Style. New York.
Geeraerts, Dirk (2007): 30 Years of Cognitive Linguistics and Beyond. Keynote Speech, 10th Biannual Conference of the International Cognitive Linguistics Association. 20 July 2007, Krakow, Poland.
Goodman, Nelson (1975): The Status of Style. In: Critical Inquiry 1.4, 799–811.
Gray, Bennison (1973): Stylistics: The End of a Tradition. In: Journal of Aesthetics and Art Criticism 31.4, 501–512.
Gross, Allan (1990): The Rhetoric of Science. Cambridge, MA.
Hall, Geoff (2003): The Year's Work in Stylistics: 2002. In: Language and Literature 12, 353–370.
Hamilton, Craig (2004): Preface to Special Issue. In: Style 38.4, 404–409.
Harris, Randy (1995): The Linguistics Wars. Oxford.
Harris, Roy (2001): Saussure and His Interpreters. Edinburgh.
Hatzfeld, Helmut (1949): Stylistic Criticism As Art-Minded Philology. In: Yale French Studies 3, 62–70.
Haynes, John (1995): Style. London.
Henkel, Jacqueline (1990): Linguistic Models and Recent Criticism: Transformational-Generative Grammar as Literary Metaphor. In: PMLA 105, 448–463.
Herrick, James (2001): History and Theory of Rhetoric. Boston.
Hirsch, Jr. E.D. (1975): Stylistics and Synonymity. In: Critical Inquiry 1.3, 559–579.
Hughes, Richard (1965): The Contemporaneity of Classical Rhetoric. In: College Composition and Communication 16.3, 157–159.
Jakobovits, Leon (1969): Rhetoric and Stylistics: Some Basic Issues in the Analysis of Discourse. In: College Composition and Communication 20.5, 314–328.
Jakobson, Roman (1960/1996): Closing Statement: Linguistics and Poetics. In: Weber. 10–35.
Jost, Walter/Wendy Olmstead (ed.) (2004): A Companion to Rhetoric and Rhetorical Criticism. Oxford.
Kintgen, Eugene (1974): Is Transformational Stylistics Useful? In: College English 35.7, 799–824.
Knapp, Steven/Walter Benn Michaels (1982): Against Theory. In: Critical Inquiry 8.4, 723–742.
Lambert, Mildred (1928): Studies in Stylistics, I: The Importance of Colloquial Idiom. In: American Speech 3.3, 173–181.
Larson, Richard (1971): Invention Once More: A Role for Rhetorical Analysis. In: College English 32.6, 665–672.
Lecercle, Jean-Jacques (1993): Briefings Number 3: The Current State of Stylistics. In: The European English Messenger 2.1, 14–18.
Leech, Geoffrey/Michael Short (1981): Style in Fiction. London.
Lester, Mark (1969): The Relation of Linguistics to Literature. In: College English 30.5, 366–375.
Logan, Marie-Rose (1978): Rhetorical Analysis: Towards a Tropology of Reading. In: New Literary History 9.3, 619–625.
Mailloux, Steven (2006): Disciplinary Identities. New York.

Man, Paul de (1972): Literature and Language: A Commentary. In: New Literary History 4.1, 181–192.
McQuarrie, Edward/David G. Mick (1996): Figures of Rhetoric in Advertising Language. In: Journal of Consumer Research 22.4, 424–438.
Milic, Louis (1966): Metaphysics in the Criticism of Style. In: College Composition and Communication 17.3, 124–129.
Mills, Sara (1995): Feminist Stylistics. London.
Moran, Joe (2002): Interdiscplinarity. London.
Mukarovsky, Jan (1964): Standard Language and Poetic Language. In: Paul Garvin (ed): A Prague School Reader on Esthetics, Literary Structure, and Style. Washington DC., 17–30.
Ong, Walter (1968): Tudor Writings on Rhetoric. In: Studies in the Renaissance 15, 39–69.
Park, Douglas (1979): Theories and Expectations: On Conceiving Composition and Rhetoric as a Discipline. In: College English 41.1, 47–56.
Parker, Frank/Kim Sydow Campbell (1993): Linguistics and Writing: A Reassessment. College Composition and Communication 44.3, 295–314.
Paton, Fiona (2000): Beyond Bakhtin: Towards a Cultural Stylistics. In: College English 63.2 (2000): 166–193.
Plummer, Patricia/Beatrix Busse (2007): An interview with Mick Short. In: Anglistik: International Journal of English Studies 18.1, 135–152.
Posner, Richard (1995): Judges' Writing Styles (And Do They Matter?). In: University of Chicago Law Review 62.4, 1421–1449.
Ray, William (1978): Supersession and the Subject: A Reconsideration of Stanley Fish's 'Affective Stylistics.' In: Diacritics 8.3, 60–71.
Regis, Jr. Edward (1976): Literature by the Reader: The 'Affective' Theory of Stanley Fish. In: College English 38.3, 263–280.
Saïd, Edward (2000): Presidential Address 1999: Humanism and Heroism. In: PMLA 115.3, 285–291.
Scharbach, Alexander (1972): Rhetoric and Literary Criticism: Why Their Separation. In: College Composition and Communication 23.2, 185–188.
Schilb, John (1992): 'Traveling Theory' and the Defining of New Rhetorics. In: Rhetoric Review 11.1, 34–48.
Scott, Linda (1994): Images in Advertising: The Need for a Theory of Visual Rhetoric. In: Journal of Consumer Research 21.2, 252–273.
Searle, John (1993): Is There a Crisis in American Higher Education? In: Partisan Review 60, 693–709.
Semino, Elena/Jonathan Culpeper (ed.) (2003): Cognitive Stylistics. Amsterdam.
Shopen, Tim (1974): Some Contributions from Grammar to the Theory of Style. In: College English 35.7, 775–798.
Simpson, Paul (2004): Stylistics. London.
Sinclair, Patrick (1993): The Sententia in Rhetorica ad Herennium: A Study in the Sociology of Rhetoric. In: American Journal of Philology 114.4, 561–580.
Skyum-Nielsen, Peter/Hartmut Schröder (ed.) (1994): Rhetoric and Stylistics Today. Frankfurt.
Smith, Barbara Herrnstein (1978): On the Margins of Discourse. Chicago.
Sperber, Dan/Deirdre Wilson (1990): Rhetoric and Relevance. In: John Bender/David Wellbery (ed.): The Ends of Rhetoric. Stanford. 140–155.
Spiegel, Gabrielle (1997): The Past as Text. Baltimore.
Stockwell, Peter/Marina Lambrou (eds.) (2007): Contemporary Stylistics. London.
Thomas, Frank/Mark Turner (1993): Clear and Simple as the Truth. Princeton.
Tibbetts, A.M. (1968): The Uses of Stylistics in Composition Classes. In: College Composition and Communication 19.3, 241–242.
Toolan, Michael (1990): The Stylistics of Fiction. London.
Toolan, Michael (ed.) (1992): Language, Text, and Context. London.

Toolan, Michael (1996): Stylistics and Its Discontents; or, Getting Stylistics off the Fish 'hook'. In: Weber (ed.), 117–137.
Turner, G.W. (1973): Stylistics. Harmondsworth.
Traugott, Elizabeth/ Mary Louise Pratt (1980): Linguistics for Students of Literature. New York.
Utley, Francis (1960): Structural Linguistics and the Literary Critic. In: Journal of Aesthetics and Art Criticism 18.3, 319–328.
van Peer, Willie (1986): Stylistics and Psychology. London.
Verdonk, Peter (2002): Stylistics. Oxford.
Weber, Jean Jacques (ed.) (1996): The Stylistics Reader. London.
Williams, Joseph (2006): Style. New York.
Widdowson, H. G. (1975): Stylistics and the Teaching of Literature. London.
Winterowd, W. R. (1987): The Purification of Literature and Rhetoric. In: College English 49.3, 257–273.
Wright, Laura/Jonathan Hope (1996): Stylistics. London.

Craig Hamilton, Mulhouse (France)

14. Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in den slawischen Ländern

1. Kulturelle Tradition
2. Barocke und barockkritische Lehre
3. Rhetorik, Dreistillehre, Kommunikation
4. Rhetorik und Kultursemiotik
5. Rhetorik und Phantastik
6. Rhetorikkritik
7. Neorhetorik
8. Stilkonzepte und Funktionalismus
9. Rhetorik und Dialogizität
10. Anagrammatik und Rhetorik
11. Innere Rede und Rhetorik
12. Neuere Rhetorikforschung
13. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Although two different rhetorical traditions evolved under the influence of Byzantium and Rome in the Slavic world, the Western tradition prevailed in the 17th c. Its major achievements can be seen in the rhetorical treatises of the 17th and 18th centuries and in the neorhetorical concepts of the 20th c. The treatise on acumen by the Polish rhetorician Sarbievius is a remarkable contribution to Baroque theory. In Russia, Feofan Prokopovič, schooled at the Kiev Academy and whose teaching was modeled on the curricula of the Polish Jesuits, emphasizes decorum as the principle of his classicist publication Rhetorica. *This is in accordance with the centralism of the Petrine reforms, and the aim of pursuing the establishment of a unitarily communicative world.*

Toolan, Michael (1996): Stylistics and Its Discontents; or, Getting Stylistics off the Fish 'hook'. In: Weber (ed.), 117–137.
Turner, G.W. (1973): Stylistics. Harmondsworth.
Traugott, Elizabeth/ Mary Louise Pratt (1980): Linguistics for Students of Literature. New York.
Utley, Francis (1960): Structural Linguistics and the Literary Critic. In: Journal of Aesthetics and Art Criticism 18.3, 319–328.
van Peer, Willie (1986): Stylistics and Psychology. London.
Verdonk, Peter (2002): Stylistics. Oxford.
Weber, Jean Jacques (ed.) (1996): The Stylistics Reader. London.
Williams, Joseph (2006): Style. New York.
Widdowson, H. G. (1975): Stylistics and the Teaching of Literature. London.
Winterowd, W. R. (1987): The Purification of Literature and Rhetoric. In: College English 49.3, 257–273.
Wright, Laura/Jonathan Hope (1996): Stylistics. London.

Craig Hamilton, Mulhouse (France)

14. Rhetorik und Stilistik der Neuzeit in den slawischen Ländern

1. Kulturelle Tradition
2. Barocke und barockkritische Lehre
3. Rhetorik, Dreistillehre, Kommunikation
4. Rhetorik und Kultursemiotik
5. Rhetorik und Phantastik
6. Rhetorikkritik
7. Neorhetorik
8. Stilkonzepte und Funktionalismus
9. Rhetorik und Dialogizität
10. Anagrammatik und Rhetorik
11. Innere Rede und Rhetorik
12. Neuere Rhetorikforschung
13. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Although two different rhetorical traditions evolved under the influence of Byzantium and Rome in the Slavic world, the Western tradition prevailed in the 17th c. Its major achievements can be seen in the rhetorical treatises of the 17th and 18th centuries and in the neorhetorical concepts of the 20th c. The treatise on acumen by the Polish rhetorician Sarbievius is a remarkable contribution to Baroque theory. In Russia, Feofan Prokopovič, schooled at the Kiev Academy and whose teaching was modeled on the curricula of the Polish Jesuits, emphasizes decorum as the principle of his classicist publication Rhetorica. *This is in accordance with the centralism of the Petrine reforms, and the aim of pursuing the establishment of a unitarily communicative world.*

Lomonosov is the author of the first Russian Rhetoric to contain both Baroque and modified Classicist elements, and a treatise in which he modifies the doctrine of the three styles. Despite the dissolution of its normative function, rhetoric persists even in the essentially Romantic literature of the fantastic, where stylistic elements such as paradox and adynaton are tolerated. Russian formalists and structuralists (Šklovskij, Jakobson, Vinogradov a.o.) as well as Czech structuralists (Mukařovsky, Havránek, Doležel a.o.) transform conceptual and terminological elements originating in the rhetorical tradition. What emerges, especially in functional stylistics, is, in effect, a new rhetoric.

In Bakhtin's theory of dialogism, rhetorical concepts and terms are placed – beyond the rhetorical framework – into an innovative conception of language and text (preparing for the concept of intertextuality). According to more recent theoretical approaches (Starobinski, Jakobson, Toporov, Greber), de Saussure's anagrammatics can be seen against a rhetorical background. Even the psycholinguistic analysis of inner speech (Vygotskij) lends itself to a rhetorical interpretation.

1. Kulturelle Tradition

1.1. Entsprechend der byzantinischen kulturellen Einflusssphäre einerseits und der lateinischen andererseits haben sich bei den Slawen divergierende rhetorische Traditionen herausgebildet, die erst im 17. Jh. zusammengeführt werden. Während Bulgaren, Serben, Ukrainer und Russen in ihrem kirchenslawisch verfassten Schrifttum und ihrer Predigtpraxis byzantinischen rhetorischen Mustern folgen, die auch die volkssprachliche, weltliche Literatur prägen, partizipieren Polen, Tschechen, Slowaken und Kroaten in ihrem bis in die Renaissance weitgehend lateinisch verfassten Schrifttum an der westeuropäischen rhetorischen Tradition. Innovative Ansätze sind zum einen mit der barocken und nachbarocken Rhetorik (17./18. Jh.) und zum andern mit der neorhetorisch orientierten Theorie des russischen Formalismus und des Prager Strukturalismus sowie mit der Dialogizitätstheorie Michail Bachtins (20. Jh.) gegeben.

1.2. Die Einführung der Rhetorik als Disziplin und als Regelkorpus in Russland vollzieht sich im Kontext einer kulturellen Kontroverse, die von der Rezeption westlicher (d. h. fremder) Bildungsmuster und der Behauptung einer eigenen, die byzantinisch-bulgarischen Wurzeln bewahrenden Überlieferung bestimmt ist. Sie findet im Widerstreit zwischen jesuitischer und orthodoxer, lateinischer (polnischer) und griechischer (kirchenslawischer) Bildung ihren Ausdruck. Die Integration des rhetorischen Textes westlicher Prägung als eines kulturellen Metatextes mit präskriptiver und deskriptiver Funktion tangiert die geltende Tradition und damit das kulturelle Selbstverständnis. Das tief greifende religiöse Schisma, das in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. zwischen der auch westliche Bildung zulassenden Hofkultur Aleksej Michajlovičs und der Reformkirche einerseits und den Staat und Kirche als Institutionen verneinenden generell bildungsfeindlichen Altgläubigen andererseits entsteht und das Auseinandertreten der Kultur in eine offizielle und eine inoffizielle bewirkt, schließt auch den Disput um den Status der Rhetorik ein. Die Rhetorik ‚gewinnt' in diesem Disput – auch die Altgläubigen haben sich Ende des Jahrhunderts der rhetorischen Tradition (wenn auch mit anderen Zielen als die offiziellen Kulturvertreter) angeschlossen. Es kommt zum Aufbau einer kontinuierlichen Korrespondenzbeziehung zwischen Rhetorik und Text/Redepraxis und zur Herausbildung einer

verbindlichen, bestimmte Schreibweisen prägenden Stillehre. Die Rhetorik generell und die Stillehre im besonderen werden wie keine andere Instanz mit metatextlicher Funktion zu Trägern sprachästhetischer Vorstellungen, sie verfestigen sich als Kräfte, die den Sprachgebrauch innerhalb der Grenzen steuern, die das geltende Kommunikationsfeld abstecken. Die Steuerung führt zur Kanonisierung funktional bestimmter sprachlicher Habitus, die integrierender Bestandteil des von der dominierenden Gruppe der Kultur vertretenen Kommunikationssystems werden. Die Vermittlung rhetorischer Lehre erfolgt zunächst an ukrainischen Lehrstätten, insbesondere an der Geistlichen Akademie in Kiev (mit Lehrprogrammen nach polnisch-jesuitischem Muster), hernach an der Moskauer Slawisch-Griechisch-Lateinischen Akademie (Nicolosi 2005, Sp. 1726 ff.).

1.3. Die Anfänge der Rhetorik in Polen sind mit der Gründung des Lehrstuhls für Rhetorik an der Jagellonenuniversität in Krakau Anfang des 15. Jhs. verbunden, deren Lehre sich im Kontext der geltenden rhetorischen Traditionen entwickelt (vgl. Terlecka-Frankowska 1988). So etwa lassen sich in einzelnen Traktaten Spuren einer Auseinandersetzung mit ciceronianischen Konzepten, mit solchen der Hermogenes-Tradition, derjenigen des Pseudo-Demetrius, des Ramismus (Lichański 2003, 21−32) sowie mit der Reformationsrhetorik (Melanchthon) ausmachen. Die Traktate von Jakub Górski *De generibus dicendi liber* (1559), Benedykt Herbest *Periodicae responsionis libri V* (1566) und Adam Romer *De ratione recte eleganterque scribendi et loquendi libri tres* (1590) bestimmen die durch eine Hochblüte der Literatur (Jan Kochanowski) ausgezeichnete Renaissanceepoche. Die Kontroverse zwischen Górski und Herbest zeigt den Kampf zwischen einem klassischen, an Cicero geschulten, und einem ‚liberaleren', an Pseudo-Demetrius ausgerichteten, hier die Satzstilistik betreffenden, Ideal (Lichański 1992, 92; 125 ff.). Stätten rhetorischer Lehre sind Kollegien und Gymnasien neben lokalen Akademien. Jesuiten (seit 1565) und Piaristen (seit 1642) sind die häufigst genannten Rhetoriklehrer und Autoren von Handbüchern (Rynduch 1967). Die Texte, weitestgehend handschriftlich überliefert, erscheinen entweder als normativ-klassifizierend oder als Anleitung zu freier *inventio* und *elocutio*, aber auch als unsystematische Sammlung von Rhetorikauszügen. Die dominierende jesuitische Ausbildung führt im Verlauf des 17. Jhs. zu einer Konsolidierung der Lehre, die neben dogmatischer auch liberale Auslegung zulässt.

1.4. Die Rezeption der lateinischen Rhetoriktradition sowie die vor allem konfessionelle Konflikte reflektierenden Diskussionen bestimmen die Entwicklung von Lehrprogrammen in Böhmen und Mähren. Die mit dem 15. Jh. einsetzende homiletische Praxis wird von normativen, meist stilkritischen Lehren begleitet. Die Melanchthon-Rezeption spielt eine weit größere Rolle als in Polen. In der Gegenreformation treten die Jesuitenschulen − mit den verzweigten reformatorischen Bildungskonzepten konkurrierend − auf den Plan, allerdings ist ihr Wirken weniger einflussreich als im Nachbarland. Die Konkurrenz des Latein mit der Volkssprache, die für die Redepraxis und Prosaliteratur ebenso gilt wie für die rhetorischen Lehrtexte und während der Religionskriege zu heftigen Auseinandersetzungen führt, kann bis ins 18. Jh. verfolgt werden (Jakubec 1929, 230 ff.).

2. Barocke und barockkritische Lehre

2.1. Die polnische Rhetorik erlebt mit den im Kontext der Barocktheorien entstandenen rhetorisch-poetischen Traktaten des Jesuiten Maciej Kazimierz Sarbiewski (Sarbievius)

einen Höhepunkt (vgl. Szmydtowa 1964, 410–436). Prominent wird seine rhetorisch-poetische Lehre neben den Traktaten *De figuris sententiarum*, *Praecepta poetica*, *De perfecta poesi* besonders in dem Traktat *De acuto et arguto* von 1619–1623, der auch hinsichtlich einer spezifisch barocken Aristoteles-Interpretation als ein früher Beitrag zur Theorie des aus den Traktaten von Baltasar Gracián, Emanule Tesauro, Camillo Pellegrini bekannten Concettismus gelten kann (vgl. Blanco 1992, 171 ff.). Entsprechend der concettistischen Bevorzugung der *inventio* und *elocutio* unterscheidet Sarbiewski das für die akute Argumentation zuständige *acumen* vom *argutum*, dem sprachlichen *acumen*. Das *acumen* erscheint als ein Phänomen aller Diskurstypen bis hin zur Alltagsrede. Die Ausweitung des *acumen*- und *argutia*-Bereichs in den *sermo familiaris* stellt eine abweichende Auslegung der aristotelischen Dichotomie triviale/erhabene Rede dar, deren Werte von Sarbiewski nicht auf fix einander gegenüberstehende Sprachen appliziert, sondern als Möglichkeiten begriffen werden, Sprache in verschiedenen Diskursformen *trivial* oder *erhaben* zu verwenden. Das *acumen* erscheint als ästhetisch-kognitive Möglichkeit von Sprache, eine Durchbrechung des Trivialen im *sermo familiaris* ebenso wie die Störung der Normen in den habitualisierten, trivial gewordenen literarischen und oratorischen Genres zu erreichen; d. h. als eine Form des Denkens und Sprechens, die auf *admiratio* und *delectatio* ausgerichtet, das *taedium* und *fastidium* in jedem Genre abbaut und eine neue Sicht der *res* und *verba* verbürgt. Sarbiewskis zweiteiliger Traktat führt das Raffinement der *ratiocinatio* und des sprachlichen Ludismus vor. In beiden wird Ähnlichkeit thematisiert und das In-Vergleich-Setzen zweier Elemente (zweier Termini, zweier Sätze, zweier sprachlicher Einheiten) als zentrale Strategie herausgestellt. Die Beispiele, die Sarbiewski für die akute *elocutio* aufführt, sind solche der Störung der mechanischen Assoziation von Laut und Bedeutung. Der *lusus verborum* erscheint als Aufdeckung der der Sprache innewohnenden *dubia significatio*, und als höchste Form der Zurschaustellung ihrer Ambiguität wird das *homophone Oxymoron* vorgestellt. Die *dubia significatio* tritt auf als Deformation der Normsprache, als semantischer Synkretismus, der in der Verneinung des alltagssprachlichen Bedeutungsautomatismus (consuetudo), der die Ambiguität unterdrückt, in den Raum des *erhabenen*, also akuten Sprechens vordringt (vgl. Lachmann 1994, 101 ff.). In der Auslegung der für alle Traktatisten geltenden oxymoralen Formel concors discoria betont Sarbiewski die *aequivocatio* (vgl. Sarnowska-Temeriusz 1967, 137 ff.; Otwinowska 1968, 81 ff.). Seine Schriften haben nicht nur für die lateinische und volkssprachliche literarische Produktion in Polen, sondern auch für die Entstehung barockrhetorischer Konzepte im ostslavischen Raum zentrale Bedeutung (vgl. Łużny 1966, 47 ff.; Lewin 1972). Die Zusammenführung von Rhetorik und Poetik gelingt in den Traktaten von Jan Kwiatkiewicz *Phoenix rhetorum* von 1672, und *Eloquentiae reconditor* von 1698. Diese Traktate führen ebenso wie Z. Lauxmins die polnische Entwicklung stark beeinflussenden *Praecepta artis rhetoricae* von 1645 die barocke Tradition fort. Der Versuch einiger Rhetoriklehrer, das Latein zugunsten des Polnischen als Lehrbuchsprache zurückzudrängen, gelingt nur zögerlich.

2.2. Im Laufe des 18. Jhs. werden barockkritische Schriften publiziert, die insbesondere dem in der Predigt sich äußernden Concettismus gelten. In diesen Kontext gehört die Redeanleitung von S. H. Konarski *De emendandis eloquentiae vitiis* von 1741, die wegweisend für das 18. Jh. lusus-Verfahren und unangemessenen *ornatus* verwirft und damit die Rückkehr zum ciceronianischen Redeideal signalisiert (vgl. Lichański 1992, 183).

2.3. Der böhmische Jesuit Bohuslav Balbín behandelt in seinem Traktat *Verisimilia humanarum disciplinarum* von 1666 neben der Dichtkunst auch die Historiographie. Der Einfluss Caussinus' führt zu weit wirkenden Ergebnissen in seinen beiden rhetorischen Lehrbüchern *Quaesita oratoria* von 1677, und *Brevis tractatio de oratione rhetorica* von 1688. Er vertritt in den in Dialogform verfassten *Quaesita* ein Stilideal des *aptum* und *decorum*, verurteilt Verstöße gegen das ciceronianische Latein und kritisiert unter Berufung auf Quintilians Stilistika des Wortspiels, der ungewöhnlichen Komposition u. a. Dennoch bleibt die barocke Prägung erhalten (vgl. Kraus 1981, 72 ff.). Der bedeutendste Beitrag zur Rhetorik dieser Zeit ist die zunächst den Böhmischen Brüdern geltende Predigtlehre *Zpráva a naucení o kazátelství* von 1651 des Jan Amos Komenský (Comenius). Auch der dritte Teil seiner Schrift *Eruditionis scholasticae, Atrium rerum et linguarum ornamento exhibens* ist der Rhetorik gewidmet: *Ars oratoria, sive grammatica elegans*. Hier führt Komenský Stilistika des Redeschmucks an und zählt *loci communes* aus der Perspektive seiner in *Pansophia* entwickelten Lehre auf. Die vierteilige *Zpráva*, die für *inventio*, *dispositio*, *elocutio* und *pronuntiatio* tschechische Terminologie einführt (bzw. bestehende präzisiert), zeugt von der Rezeption sowohl der anders strukturierten Rhetorik Melanchthons als auch der Rhetorik seines Herborner Lehrers Alsted, *Philomela theologico-philosophica* von 1627 (Kraus 1981, 25 ff. 1998, 80 ff.). Für Komenský steht die Rhetorik, insbesondere die Predigtpraxis ganz im Dienst der Brüderunität. Die ausführlich mit Kommentaren und Definitionen ausgestatteten Teile seiner Lehre und die Bevorzugung eines ciceronianischen Redeideals zielen auf die Verfertigung von Texten, deren ornatus die Botschaft nicht verstellt − womit Komenský vom barocken *ornatus difficilis* seines poetischen Prosawerks *Labyrint světa a ráj srdce* [Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens] abrückt. Die bereits während der Religionskriege hoch aktuelle Frage der Volkssprache − gegenüber dem Latein und in der Folge gegenüber dem Deutschen − gewinnt im Kontext der Aufklärung und der Romantik bei Böhmen, Mähren und Slowaken an Gewicht. Fast alle Reformatoren haben sprachtheoretische, Grammatik, Prosodie und Orthographie betreffende Schriften verfasst, die bezüglich der Text- und Redeproduktion präskriptive Funktion übernehmen.

2.4. Im südslawischen Bereich lassen sich die nämlichen Etappen verfolgen; originelle Weiterentwicklungen zu sind nicht überliefert. Sakrale, später auch weltlich ausgerichtete Literatur und Predigt orientieren sich in Serbien an der für die slavia orthodoxa geltenden Lehre, wobei die Rezeption barocker und hernach klassizistischer Positionen weitgehend der russischen und ukrainischen Entwicklung folgt. Ein äußerst schwach entwickeltes Schulsystem behindert die Übersetzung rhetorischer Handbücher. Erst durch den Kontakt mit der Rhetorik der Kiever Geistlichen Akademie (besonders mit den Werken von J. Galjatovskij und L. Baranovič) wird in Serbien eine rhetorische, Literatur und Oratorik prägende, Lehre verbindlich, die barocke Züge und im 18. Jh. barockkritische, klassizisierende Tendenzen zeigt. Der ukrainisch-russische Einfluß wird durch die Gründung von Serbisch-Lateinischen Schulen, die auch die ersten rhetorischen Lehrbücher in Latein benutzen, überlagert. Die erste serbisch verfaßte Rhetorik, das *Rukovodstvo k slavenskom krasnorečju* [Handbuch zur slawischen Beredsamkeit] von Avram Mrazović erscheint erst 1821. Obwohl Đorđe Maletić noch 1856 Schulbücher schreibt, die den Regeln der klassizistischen Rhetorik folgen, ist die Abwendung von älteren rhetorischen Traditionen, sowohl im Schulwesen als auch in der Literatur selbst feststellbar.

2.5. Die Bildungsstätten Ragusas (Dubrovnik), insbesondere das Jesuitenkolleg, Collegium Ragusinum, und die nach italienischem Muster entstandenen Literatur- und Sprachakademien sind Vermittler rhetorischer Lehre. Die rhetorischen Werke *In primum librum Artis inventione et dispositione rhetorica* von ca. 1653 des Nikola Gučetić, der in der ciceronianischen Tradition stehend in seiner Affektenlehre jedoch barocke Züge zeigt, und *Eloquentia, sive de inventione et dispositione rhetorica* von Ivan Lukarević, der an Stradas *Eloquentia bipartita* anknüpfend die Schulrhetorik und damit auch die Dichtkunst Ragusas nachhaltig prägt, gehören in diesen Kontext (Potthoff 1995, 53 ff.). Mit der Rezeption italienischer, ungarischer, deutscher und österreichischer Literatur, die wie eine implizite rhetorische Anweisung fungiert, wird das barocke Stilideal durch das klassizistische abgelöst. In Dubrovnik ist dieser Paradigmenwechsel nur eine literarische Erscheinung ohne theoretisches Pendant. In Slawonien dagegen schafft der in Ungarn bei den Franziskanern ausgebildete Latinis Matija Katančić mit seinem *De poesii illyricae libellus ad leges esteticas exactus* von 1817 ein erstes rhetorisches Handbuch des kroatischen Klassizismus mit einer ausführlichen Figurenlehre (Beganović 2005, Sp. 1732).

3. Rhetorik, Dreistillehre, Kommunikation

3.1. Aus der ukrainischen Tradition geht das für Russland wohl folgenreichste rhetorische Werk hervor, der Kurs *De arte rhetorica libri X* von 1706 des Lehrers der Poetik und Rhetorik, späteren Oberhaupts der orthodoxen Kirche, geistigen Exponenten und Propagators der Reformen Peters I., Feofan Prokopovič (Cracraft 1973, 75 ff.). Seine Rhetorik strebt die Vereinheitlichung des gesamten Kommunikationsraums durch eine allgemeine Rhetorisierung an. Prokopovičs rhetorische Lehre wächst wie seine poetische in *De arte poetica* von 1705 aus der barocken Konzeption hervor, aber ihr entgegen und über sie hinaus. Er schreibt sich ein in eine Tradition, die innerhalb des Barock eine zur Klassizität, zum Maß tendierende Richtung repräsentiert. Es ist diese Tendenz, die Prokopovič elaboriert und in ihrer Funktionalität für einen neu sich gestaltenden sozialen und kommunikativen Kontext begründet. Während für die *Poetica* neben Scaligers Traktat die Abhandlungen von Pontanus, Masenius, Donatus den Referenzrahmen darstellen, übernehmen diese Rolle für seine *Rhetorica* die Werke von Strada, Junius, Caussinus, Vossius, Soarius und Mendoca. Mit Prokopovičs Rhetorik wird erstmals ein rhetorisches Denken vermittelt, das zu einem zentralen Faktor der kulturellen Interaktion avanciert und die Esoterik des kleinen höfischen Kreises und die Selbstgenügsamkeit der Bildungsstätten überwindet. Das rhetorische Projekt Prokopovičs betrifft die neue petrinische Gesellschaft in ihrer Totalität. Das regulative Prinzip, das der Tendenz dieser Rhetorik entspricht, ist das *decorum*, das gegen die mit dem *acumen* verbundene rhetorische Tradition gerichtet ist. Als ästhetisches, sprachlich-stilistisches, moralisches und gesellschaftliches Postulat wird es zum Exponenten eines rhetorischen Weltmodells, das im 18. Jh. mit der weiterhin virulenten Barocktradition in Konkurrenz tritt. Prokopovič versucht, ein lateinisch formuliertes System von Sprachverwendungen, Gattungen und Kommunikationssituationen auf den russischsprachigen Hintergrund zu projizieren. Es ist der Versuch, ein Inventar von Stilen, Gattungen und Redezielen mit normativem Anspruch zu entwerfen, allerdings ohne die tatsächlichen kommunikativen Gegebenhei-

ten des kulturellen Kontextes und dessen kommunikative Bedürfnisse zu problematisieren. Entscheidend bleibt allerdings, dass Prokopovič auf die Rhetorik als Ordnungsfaktor setzt. Denn die Ausdifferenzierung von Funktionen und die Formulierung von Dichotomien erweisen sich zugleich Versuche zu einer Vereinheitlichung der Sprache, zur Vereinheitlichung des gesamten Kommunikationssystems und der darin möglichen Kommunikationsformen. Denn die Vielzahl nicht kanonisierter Sprachen bedeutet immer auch eine noch ungefügte Vielzahl koexistierender Kulturen und damit die prinzipielle Gefährdung einer sich konsolidierenden Kultur. Die Sprachkonzeption Prokopovičs Rhetorik impliziert die klare Vorstellung einer homogenisierten Sprache mit deutlichen Abgrenzungsmerkmalen gegenüber der nicht vereinheitlichten, bzw. dem amorphen Bereich sprachlicher Heterogenität. Ein solches Konzept impliziert, dass die Rhetorik in einem zunächst rhetorikfreien, d. h. nicht normierten Kommunikationsraum diese regulative Funktion übernehmen kann (Lachmann 1994, 181 ff.).

3.2. Eine wichtige Etappe des phasenverschobenen Barockstils in Russland markiert Michail Lomonosov, der als Schüler der aus Kiev an die Moskauer Akademie übergewechselten Rhetoriker Fedor Kvetnickij und Porfirij Krajskij selbst eine Rhetorik, die erste russischsprachige, verfasst, das *Kratkoe rukovodstvo k krasnorečiju* [Kurze Anleitung zur Wohlredenheit] von 1748, in der das *acumen*, das *ostroumie* [Scharfsinnigkeit] wieder einen Platz einnimmt. Letzteres wird allerdings durch Maßvorstellungen eingedämmt, die ihrerseits auf die Rezeption klassizistischer Konzepte vor allem aus der deutschen ästhetisch-rhetorischen Tradition, vor allem auf Johann Christoph Gottscheds *Ausführliche Redekunst* von 1736 hinweisen (vgl. Grasshoff 1961, 495 ff.; Keipert 1967, 134 ff.). In seinem aus der Einbildungslehre des 18. Jhs. entwickelten Begriff der *sila sovobraženija* [Einbildungskraft] verknüpft er das *ostroumie* mit dem zügelnden *rassuždenie* [Urteilskraft]: die blitzartigen und erfindungsreichen Einfälle, die ungewöhnliche Verbindungen zwischen den Phänomenen der Welt herzustellen vermögen, müssen durch Regeln in akzeptable Bahnen gelenkt werden. Von entscheidender Bedeutung für das Konzept einer gestaffelten Literatursprache ist Lomonosovs Versuch, die bereits von Prokopovič eingeführte Dreistillehre nunmehr in seiner Schrift *Predislovie o pol'ze knig cerkovnych v rossijskom jazyke* [Vorwort über den Nutzen der kirchlichen Bücher in der russischen Sprache] von 1758 mit russischer Terminologie auf die geltenden Sprachverhältnisse zu applizieren und diese in eine durch die Konkurrenz von Kirchenslawisch und Russisch brisant gewordene Sprachsituation als Ordnungsfaktor einzuführen (vgl. Vomperskij 1970, 20 ff.). Das bedeutet, ein Entsprechungsverhältnis zwischen einer hierarchisch interpretierten Stiltriade und einer Gattungshierarchie herzustellen, die einem barock-klassizistischen Kanon entspricht, und das vorfindliche Sprachmaterial im Sinne dieser triadischen Hierarchie zu qualifizieren. Lomonosovs, den hohen Stil (in seiner Odendichtung) privilegierende Stillehre und seine barockisierenden Positionen führen zu einer die zweite Hälfte des 18. Jhs. prägenden Kontroverse, die ästhetische Normen und zugleich sprachgeschichtliche Daten (die Genese des Russischen betreffend) tangiert. Da diese Kontroverse in neuen Formen ausgetragen wird (Sendschreiben, Traktat, Vorwort) und über den Rahmen des Handbuchs hinausführt, kann sie als Beginn der russischen, linguistische Fragen implizierenden Literaturwissenschaft und -kritik gelten. Die Stilpolemik prägt über den Sentimentalismus (der den mittleren Stil literarisch etabliert) hinaus bis zu den archaisierenden Tendenzen der zwanziger Jahre des 19. Jhs. die literarische (kom-

munikative) Situation. Entscheidend ist, dass in der dieser Entwicklung vorangehenden Phase auf die Stagnation der Lehre ebenso wie auf diejenige der Schreibweisen reagiert wird, die sich an ihr ausrichten.

4. Rhetorik und Kultursemiotik

Um den zweigipfligen Vorgang zu verstehen, an dessen Anfang die Etablierung und an dessen Ende der Rückzug der Rhetorik steht, ist die Anwendung eines Modells, wie es die Kultursemiotik (vgl. Lotman/Uspenskij 1971, 144 ff.) vorschlägt, praktikabel. Die Kultursemiotik geht hinsichtlich der Vorgänge, die eine Kultur bestimmen, von einem Mechanismus aus, der eine Pendelbewegung zwischen Offenheit und Geschlossenheit, Dynamik und Stillstand bewirkt. Die Tendenz einer Kultur, ihr Kommunikationssystem zu zentralisieren, bewirkt die Zunahme der Monosemie innerhalb des Systems. Das bedeutet Abbau von Ambivalenz und zugleich den Versuch, die unvollständige Geordnetheit des Systems in Geordnetheit zu überführen. Allerdings behält das System aufgrund der unvollständigen Geordnetheit seine Dynamik und vermag die zentrifugalen Kräfte zu nutzen etc. Die Gegentendenz, also Reduktion von Polysemie, vollständige Ordnung, Zentripetalismus, ist auf Techniken der Selbstbeschreibung angewiesen, denen ein Ordnungsmodell zugrunde liegt. Hier kommt nun der Begriff des Metatexts ins Spiel, der eine solche Funktion gegenüber der Kultur (als Text bzw. Ensemble von Texten) übernimmt. Es ist die Rhetorik, die als derjenige Metatext verstanden werden kann, der die Vereinheitlichung des Kommunikationssystems betreibt, dessen Regeln beschreibt und vorschreibt. Rhetorik wird zu einem Instrument kommunikativer Disziplin, das dissentierende, abweichende Diskurse eliminiert, insbesondere solche, die als schismatisch oder unaufgeklärt gelten.

Mit dem Abbau der rhetorischen Autorität jedoch wird das kanonisierte Gattungs- und Stilsystem in seinen mündlichen und schriftlichen Formen durch das Eindringen vergessener, zensierter und verdrängter oder in das geltende Gattungssystem nicht aufgenommener Formen erschüttert. Es sind Formen, die das Fortbestehen unterschiedlicher Traditionen der inoffiziellen und nicht kanonisierten russischen Kultur nachhaltig bezeugen. Zum einen die folkloristische Tradition, die durch das Zaubermärchen und die mündlichen Überlieferungen des Aberglaubens, in denen vor-christliche Elemente sich erhalten haben, vertreten ist, zum anderen die vielgestaltige Tradition heterodoxer Literatur, die gegenaufklärerische Tendenzen manifestiert.

5. Rhetorik und Phantastik

Die in der Romantik (nach etlichen Vorstufen) sich konsolidierende phantastische Schreibweise, die diese rhetorisch nicht abgesicherten Formen aufnimmt, vollzieht die Ablösung des rhetorisch verwalteten Gattungssystems, und beendet die Hierarchisierung der Stile, womit auch die Forderungen der Angemessenheit, Proportion und Wahrscheinlichkeit überholt werden. Die Einschätzung des Vermögens der Phantasie (*imaginatio*, Einbildungskraft), an der Rhetorik und Poetik seit der Antike, und seit dem 18. Jh. auch die Ästhetik beteiligt sind, kommt in zwei entgegengesetzten Traditionen zum Ausdruck

(vgl. Ränsch-Trill 1996, 108 ff.). Der Lizenz zu Regelüberschreitung, Brüskierung rationaler Parameter, Erfindung realitätsunverträglicher Bilder, der Ermächtigung der Sprache metamorphotisch zu operieren und das Unmögliche auszusagen, stehen Reglementierung, Verurteilung der Transgression, Zügelung der Verwandlungsexzesse entgegen. Die entbundene (morbide) und die gemäßigte (gesunde) Einbildungskraft konkurrieren in der Geschichte der diesbezüglichen Disziplinen und werden in der Romantik, in der die Phantastik nach vielen vorangehenden Stufen ihren massiven Auftritt hat, mit erneuter Verve diskutiert. Rhetorik und Phantasia stehen in einem Spannungsverhältnis: zum einen geht es um den Entwurf eines auf die Sprache bezogenen Regelwerks, einer sekundären Grammatik (Kopperschmidt 1973, 35 ff.), die als Produkt eines ordnenden Geistes gelten kann, zum andern geht es um ein menschliches Vermögen, das man als dessen Pendant oder als dessen Kehrseite bezeichnen kann. Die Phantasmen (Simulakren) treten sprachlich in Erscheinung, indem sie sich der Struktur und Semantik von Figuren wie Paradox, Oxymoron, Adynaton bedienen. Dies sind Figuren, die zum einen über ein regelsprengendes Potential verfügen (wie auch viele Tropen), zum andern aber werden solche zur Devianz neigenden Figuren bzw. Schemata nicht zur Gänze aus der rhetorischen Systematik entlassen. Gegenüber den Bildkonstrukten der Phantasmen (die das Übernatürliche, Wunderbare, Unerklärliche, die andere Ordnung der Dinge, die unbekannten Gesetzmäßigkeiten der Ereignisse umfassen) sind Paradox, Oxymoron und Adynaton sprachreflexive Denkkonstrukte. Letztere können in Bilder transferiert, erstere können in Gedankenfiguren überführt werden. Die Phantasieapologetik des 18. Jhs., die die Phantasie gegen die Aufklärung verteidigen muss, argumentiert emanzipatorisch und gemäßigt zugleich. Es geht letztlich um die Aufwertung eines durch den Rationalismus herabgeminderten Vermögens, das, an die Sinne gebunden, von einer Wahrnehmungslehre interpretiert wird, durch deren Überschreitung es jedoch als theoretische Provokation bestehen bleibt. Dies wird deutlich im Kontext der Diskussion um das Mögliche-Unmögliche, die einen für die poetologischen Konzepte der sich formierenden Literatur der Phantastik tauglichen Phantasiebegriff vorformuliert. Das Adynaton wird zum Problem für eine Phantasie-Konzeption, die den totalen Verstoß gegen alles Geltende verwirft. Verkehrung und Umgestaltung, Verwandlung des Bestehenden sind mit einem gemäßigten Phantasiekonzept verträgliche Verfahren, das Adynaton dagegen ist etwas Exorbitantes, das zum Irrealen gehört. Das Irreale stellt die Kategorie des (vereinbarungsgemäß) Realen auf die Probe. Das Phantastische erscheint nicht nur als eine quasi häretische Version des (oder eines) Realitätsbegriffs, sondern auch der Fiktion selbst. Es unterwirft sich nicht den Regeln, die der fiktionale Diskurs, den eine Kultur toleriert, zugrunde legt. Der Geltungsbereich der Mimesis wird verlassen, wenn die Kategorien von Zeit, Raum und Kausalität verschoben, entstellt oder suspendiert werden. Doch Verschiebung, Entstellung und Suspendierung sind auf die sprachlichen Modi angewiesen, die die Rhetorik verwaltet. Dennoch: Im Begriffsfeld der poetischen und rhetorischen Tradition erscheinen Adynaton und Paradox als Gedankenfiguren, die die Rhetorik/Poetik von innen anzugreifen und in eine Gegenrhetorik des Phantastischen zu überführen scheinen. Die unklassische ‚Rhetorik' der phantastischen Literatur hat keinen systematischen Ort, sie lässt sich allerdings aus den Poetologien der Autoren und den wertenden Positionen der Literaturkritiker ermitteln (vgl. Lachmann 2003, 79 ff.). Dies gilt für alle slawischen Literaturen der Romantik. Die Rhetoriklehre an Schulen und Universitäten wird gleichwohl fortgesetzt. In Russland ist die Betonung der Stillehre auffällig. So etwa kommt die *Kratkaja ritorika* [Kurze Rhetorik] von Aleksej Merzljakov

von 1809/21 ohne Findungs- und Anordnungslehre aus; auch die *Obščaja ritorika* [Allgemeine Rhetorik] von 1818/1849 von N. F. Košanskij ist der *elocutio* gewidmet, wobei der *stylus specialis* als für das Schöpferische und Individuelle zuständig hervorgehoben wird (vgl. Nicolosi 2005, Sp. 1730).

6. Rhetorikkritik

Die Kritik an einer reglementierenden (im Sinne der klassischen) Rhetorik fußt im Kontext der Realismus-Debatten der 40er Jahre des 19. Jhs. zum einen auf dem Originalitäts- und Kreativitätskonzept, zum andern auf einer neuen Bewertung sprachlicher Verfahren und deren Rolle für bestimmte kommunikative Ziele. Als prominenter Literaturkritiker weist Vissarion Belinskij mit dem Vorwurf des *Rhetorismus*, der Schematismus, Unoriginalität, das Unschöpferisch-Unliterarische, die Lüge konnotiert, den totalisierenden Anspruch der Rhetorik zurück. Für ihn ist die Autorität einer kodifizierten Rhetorik im Gewande des Lehrbuchs verwirkt, was in seiner Kritik an der 9. Auflage der *Rhetorik* von Košanskij zum Ausdruck kommt (Belinskij 1955, 503 ff.). Eine systemstabilisierende Rolle übernimmt nunmehr die Literaturkritik mit ihrer ausschließlich wertenden Topik (vgl. Lachmann 1994, 284 ff.).

7. Neorhetorik

7.1. Mit der Abhandlung des in der Humboldt-Tradition stehenden Sprachtheoretikers Aleksandr Potebnja *Mysl i jazyk* [Gedanke und Sprache] von 1862 werden neue Konzepte eingeführt, die für die dichotomische Konzeption der Sprache (Alltagssprache vs. poetische Sprache) und für deren semiotischen Charakter relevant werden und zur Formulierung einer sowohl ästhetisch wie linguistisch begründeten Poetizitätsdefinition beitragen. Die kontroverse Diskussion der Potebnjaschen Positionen im Kontext einer formorientierten, sprachreflexiven Literaturtheorie führt zu einer Renaissance bestimmter rhetorischer Ansätze und zu umfassenderen Fragestellungen (Produktion, Rezeption, Werk-Struktur, Semantik und Ästhetik sprachlicher Konstrukte). So z. B. übernehmen Dialogizitätsstilistik und funktionale Stilistik Aufgaben, die die Rhetorik nicht mehr erfüllen kann, und erkunden neue Dimensionen des Funktionierens von Sprache in literarischen Texten. Allerdings lassen sich auch in anderen Ablösedisziplinen rhetorische Elemente ausmachen; entweder solche der Fragestellung, des Ansatzes oder solche der Begrifflichkeit, die eine Art *Neorhetorik* begründen.

7.2. Als neorhetorisch können die Text-Analysen des Formalismus gelten, einmal weil sie punktuell rhetorische Begrifflichkeit aufgreifen, zum anderen weil der vom Formalismus herausgebildete Deskriptionsmodus an die rhetorische Tradition anzuknüpfen scheint. Dies gilt für Arbeiten von Viktor Šklovskij, der in *Voskrešenie slova* [Die Auferweckung des Wortes] von 1914 und *Iskusstvo kak priem* [Kunst als Verfahren] von 1918 mit seinem Begriff des *ostranenie* [Verfremdung] den aristotelischen Begriff des *xenikon* und die Ausführung zu den *glotta* und zum *thaumazein* aufnimmt und mit den Analysen von Sujetfügungs- und Stiltypen Fragen der *dispositio* und *elocutio* reaktiviert, wobei es ihm um die

Formulierung von Gesetzmäßigkeiten, also um die Etablierung einer *technē* geht (Hansen-Löve 1978, 99 ff.). Šklovskij setzt poetische Sprache als Sprache der bewussten Konstruktion (reč'-postroenie) der durch einen Wahrnehmungsautomatismus verschliffenen Alltagssprache entgegen. Verfremdung fungiert als Verfahren der Desautomatisierung, das semantische, phonetische und syntaktische Strukturen auf neue Weise wahrnehmbar macht. Alle im Formalismus und Strukturalismus entwickelten Poetizitätsdefinitionen, denen Konzepte einer Sprachdichotomie zugrunde liegen und die über komplexe Abweichungstheoreme plausibilisiert werden, haben vor dem Hintergrund der aristotelischen Binäropposition von trivialer und erhabener Rede eine rhetorische Implikation.

7.3. Auch Roman Jakobson geht von einer zweistelligen Opposition aus und operiert mit den Begriffen Assoziation und Dissoziation von Laut und Bedeutung, die den Aspekt der Automatisierung-Desautomatisierung rekapitulieren. Die mechanische Assoziation von Laut und Bedeutung der Alltagssprache wird in der poetischen durch Dissoziation aufgehoben, was durch Verfahren wie etymologische Metapher, Allusion, Wortspiel, Kontamination und Paronomasie herbeigeführt und letztlich zum Verlust des dinglichen Bezugs, also zur Selbstreferenz führt (Jakobson 1921, 18 ff.). Dieses Konzept bestimmt auch die frühe (phänomenologisch ausgerichtete, den Bezug zu Potebnjas Sprachtheorie nicht aufgebende) Definition, wonach poetische Sprache als „vyskazyvanie s ustanovkoj na vyraženie" [Äußerung mit Einstellung auf den Ausdruck] (Jakobson 1921, 30) bezeichnet wird (vgl. Holenstein 1975, 10 ff.). Die Selbstdarstellung der Sprache in allen ihren Dimensionen wird durch Abweichungsverfahren erreicht, die als Lizenzen und Restriktionen bestimmt (Leech 1966, 135 ff.) und im Sinne der Tropen- und Figurenlehre interpretierbar sind. Restriktionen fungieren als Operationen der *detractio*, *adiectio* und *transmutatio*, wobei syntaktische Primärregeln als Objekt dienen, während Lizenzen im Sinne von Operationen der *immutatio* auf der semantischen Ebene (z. B. Metapher) metasemantisch eingesetzt werden. Dazu kommen spezifische phonetische Abweichungen, die von Lev Jakubinskij (1923, 96–195) und Osip Brik (1919, 58 ff.) im Kontext einer Lautsemantik behandelt werden, die Aage Hansen-Löve aus der Perspektive des Verfremdungsbegriffs systematisiert hat (Hansen-Löve 1978, 340 ff.). Schwierige, ungewohnte Lautverbindungen, Alliterationen, Assonanzen und Lautwiederholungen in Homophonie und Paronomasie decken verborgene semantische Eigenschaften der Sprache auf, die die Alltagssprache dementiert. Die Selbstbezüglichkeit bleibt zentrales Konzept.

7.4. Auch der tschechische Strukturalist Jan Mukařovský geht von der Selbstgerichtetheit des sprachlichen Zeichens aus, in der sich die ästhetische Funktion der Sprache realisiere, im Gegensatz zum kommunikativ-medialen Gebrauch des Zeichens, in dem sich die praktische Funktion realisiere (Mukařovský 1938/67, 44 ff.). Roman Jakobsons (an die frühere anschließende) Definition der poetischen Funktion als „set toward the message as such" (Jakobson 1960, 350 ff.) hebt diese von den übrigen Funktionen der Sprache, die er in seinem sechs Funktionen umfassenden (aus Karl Bühlers drei Funktionen entwickelten) Kommunikationsmodell unterscheidet, auf eine Weise ab, dass die nämliche Opposition zum Tragen kommt. Macht man sich das Konzept des *Semiozentrismus* Mukařovskýs und der message-Orientiertheit Jakobsons zunutze, so lässt sich zur Unterstützung der auf die Rhetorik bezogenen Interpretation anfügen, dass Sprache in ihrer ästhetischen (poetic) Funktion sich Sprache zum Gegenstand nimmt. Dieser Aspekt ermöglicht eine zusätzliche Deutung durch die Herstellung einer Analogie zur *metalin-*

gual function – die in Jakobsons Funktionsbild eine Sonderstellung ober- und außerhalb der genannten Opposition innehat – insofern die poetische wie die metasprachliche Funktion die Primärzeichen in ein Zeichensystem höherer Ordnung überführt, in welchem diese zu Objekten von Verfahren werden, die durch die sekundären Regeln definiert werden. Damit erscheinen die Primärregeln als Implikate der Sekundärregeln. Das bedeutet: die als Lizenzen und Restriktionen qualifizierten Verfahren, die in den einzelnen tropischen und figuralen Regeln repräsentiert sind, fungieren als Beschreibung von Operationen, die die konventionalisierten Relationen zwischen Zeichen und Referenz des primärsprachlichen Systems bearbeiten. Dies führt zu sekundären semantischen Daten (die auch referenzfrei sein können), d. h. zu den Ergebnissen eines Vorgangs, den Jakobson mit „a total re-evaluation" (1960, 377) umschrieben hat, was einer Definition der spezifischen Leistung der *poetic function* der Sprache gleichkommt. – Die Rhetorik (in diesem neorhetorischen Umfeld) ist von ästhetischen Vorstellungen bestimmt, wobei die Wechselbeziehung mit avantgardistischer Literatur, insbesondere der Dichtung des Futurimus, eine zentrale Rolle spielt.

7.5. Neorhetorisch in Fragestellung und deskriptivem Ansatz sind Jakobsons an Prosa- und Gedichttexten exemplifizierten Arbeiten zu Metonymie und Metapher (die sich nicht streng an die rhetorische Definition hält), bzw. zu Kontiguität und Similarität. Die Prosa ist von der Metonymie, die Lyrik von der Metapher dominiert, jedoch werden innerhalb bestimmter Prosa- und Versdichtungen weitere Differenzierungen eingeführt (Jakobson 1935, 357 ff.). In seiner linguistisch ausgerichteten Aphasieforschung findet diese Opposition einen zweiten Fokus. Er konstatiert Similaritätsstörung bei Unfähigkeit zu metaphorischer Assoziation und Kontiguitätsstörung bei Unfähigkeit zu metonymischer Assoziation und entwirft somit zwei Typen sprachpathologischen Verhaltens. Genuin rhetorische Begriffe werden aus der ursprünglichen Systematik entbunden und als universale Kategorien pathogenen und gestalteten verbalen Ausdrucks profiliert (Jakobson 1956/1971, 323 ff.).

7.6. Neorhetorisch ist auch das analytische Interesse für die Rhetorik-Praxis Lenins, die nach dessen Tod einsetzt. An den Analysen seiner Publizistik (öffentliche Reden bei Massenkundgebungen, Reden vor Genossen, Presseartikel) sind Formalisten und dem Formalismus nahestehende Wissenschaftler beteiligt. Die Analysen der Lenin-Reden gelten als Indiz für eine Wechselbeziehung zwischen revolutionärer Publizistik und linguistischer, rhetorisch orientierter Forschung – der Formalismus in seiner zweiten nachrevolutionären Phase tritt als angewandte Theorie auf (Hansen-Löve 1978, 253 ff.). Die praktische Stilistik als Wissenschaft von der Redetechnik, als normative Theorie und Technologie greift in die revolutionäre Kommunikation ein, wobei Kritik an den Agit-Verfahren geübt und durch das *obnaženie priema* [Entblößung des Verfahrens] der Automatisierung in der zu Floskeln neigenden Propagandarede entgegengewirkt werden soll, womit neorhetorische Begriffe präskriptiv eingesetzt werden. (Lachmann 2005, Sp. 1355 ff.).

7.7. In einer als Übungsbuch konzipierten Arbeit *Das Bild des Rhetors in der sowjetischen Sprachkultur* verfolgt Aleksandr Romanenko Jahrzehnte später die Etablierung des rein wertenden sprachlichen (die Publikationsorgane und Medien bestimmenden) Habitus, stellt antonymische Paare negativer und positiver Bezeichnungen auf, geht der „ger-

menevtika“ [Hermeneutik] von Begriffen wie „kleveta“ [Verleumdung]; „ložnost’“ [Lügenhaftigkeit]; „iskaženie“ [Verzerrung]; „izvraščenie“ [Verdrehung] etc. nach und analysiert den zum *Archi-Sem* avancierten Terminus „idejnost’“ [Ideenhaltigkeit] (Romanenko 2003, 35 ff.). Es entsteht eine normativ verfahrende rhetorische Analysepraxis, deren wertende Konzepte aus der Auseinandersetzung mit den Folgen der Revolutionssprache und des Sprachtotalitarismus resultieren. Dieser Versuch ließe sich als postsowjetische Version einer Stilkritik verstehen, die diejenige am stilus corruptus im Sinne einer Sprachkatharsis wieder aufnimmt.

8. Stilkonzepte und Funktionalismus

8.1. In den Arbeiten von Viktor Vinogradov, den man als den Begründer einer sowohl linguistisch als auch literaturwissenschaftlich ausgerichteten Stilistik in Russland bezeichnen kann, deren Konzepte von den frühen 1920er Jahren bis in die 1970er Jahre Modifikationen erfahren haben, lassen sich die unterschiedlichen, zum Teil konträren Akzentsetzungen der Poetizitätsproblematik ablesen. Die Aufgabenstellung, die Vinogradov der Stilistik zuweist, ist ein Beitrag zur methodischen Differenzierung der funktionalen Stilistik und lässt sich zugleich auf rhetorische Fragestellungen zurückführen. Die Konkurrenz linguistischer und metalinguistischer Gesichtspunkte hebt Vinogradov auf, indem er linguistische Beschreibung (Qualifizierung von Abweichungsphänomenen, statistische Bestimmung von Stilen) der ästhetischen Bewertung vorordnet. Während bei den meisten Formalisten der auf die Herstellung eines sprachlichen Kunstwerks gerichtete Produktionsprozess nicht als individuelle Handlung, sondern als Handlung der Sprache erscheint, betont Vinogradov das schöpferisch-aktive individuelle Moment des *podbor* [Auswahl] und des *sopostavlenie* [Zusammenstellung] syntaktischer Einheiten hinsichtlich der Organisierung von Sprachmaterial auf ein ästhetisches Ziel hin.

8.2. Indem er die Bedeutung des Auswahlprozesses und der jeweils geltenden Auswahlnormen für bestimmte (individuell verantwortete, aber sozial verankerte) Redeziele unterstreicht, bereitet Vinogradov eine Fragestellung vor, die ihre Antwort erst in einer pragmatischen Stilistik finden kann. Eine solche versucht Lubomír Doležel, auf den Ergebnissen der funktionalen Stilistik der russischen und der Prager Schule aufbauend, zu entwickeln. Auch mit der Behauptung, Beschreibungen und Klassifikationen bei der synchronen Untersuchung eines Individualstils seien statistisch, nähert sich Vinogradov Positionen der Prager Schule der 30er und 40er Jahre an, die in Doležels Statistik-Arbeiten fortgesetzt werden (1971, 41 ff.). In der Forderung einer Symbolik (simvolika) und Komposition oder Syntaktik (kompozicija, sintaktika) als Disziplinen einer Stilistik, die zum einen das Symbolsystem eines Autors, seine Verfahren der Umwandlung eines Symbols im System eines ästhetischen Objekts und zum andern die Verfahren der Verknüpfung der Symbole untersucht (Symbol wird hier als Zeichen in Anlehnung an Sechehayes Zeichenbegriff verstanden), umreißt Vinogradov die Aufgaben einer semantischen und einer syntaktischen Stilistik im semiotischen Sinn.

8.3. Die folgenreiche Rezeption der von Karl Bühler entwickelten Funktionstheorie durch die Prager Funktionalisten und Jakobson lenkt das Hauptinteresse von der Differenzierung einer Vielzahl funktionaler Stile auf ein Modell von der Sprache in ihren

elementaren Leistungen, wie sie in der Kommunikation, dem konkreten Sprechereignis (im Sinne der de Saussureschen *parole*) realisiert werden. Im Prager Linguistenkreis wird das Konzept des Funktionalismus weiterentwickelt (Doležel 1968, 143 ff.). Die funktionale Unterscheidung betrifft nicht mehr nur die Gebrauchsweise und Zielrichtung der sprachlichen Äußerung, sondern meint unterschiedliche Strukturen, die sich zur sprachlichen Gesamtstruktur wie Substrukturen verhalten. Diese werden als funktionale Schichten bezeichnet, die entsprechend der Rolle, die sie für ein spezifisches Sprachkollektiv übernehmen, aufgegliedert werden. Bohuslav Havránek unterscheidet funktionale Stile und funktionale Sprachen, Interdialekte, wobei die ersten vom Zweck der gegebenen sprachlichen Äußerung determiniert sind, also eine Funktion des Sprechaktes (parole) repräsentieren, während die letzteren durch den Über-Zweck der Strukturtotalität aller sprachlichen Ausdrucksmittel bestimmt, also eine Funktion der *langue* sind (Havránek 1942, 409 ff.).

9. Rhetorik und Dialogizität

9.1. Auch in der Theoriebildung Michail Bachtins (der dem Formalismus gegenüber eine kritische Position einnimmt) spielt die Rhetorik in doppelter Hinsicht eine konstitutive Rolle, zum einen als deskriptiver Apparat, zum andern als Ensemble von heterogenen Redetypen mit je spezifischer Lexik, Argumentationsstrategie und stilistischer Ausstattung. In seiner Konzeption erhält die Rhetorik (das Rhetorische) einen Platz zwischen den rein monologischen und den dialogischen Formen der Rede, wobei die konstitutive Rolle rhetorischer Formen bei der Entstehung des Romans als eines Gattungssynkretismus ebenso anerkannt werden wie die Bedeutung der Rhetorik bei der Analyse des dialogischen, als fremden Worts. Bachtin schlägt nun vor, von einer „gesonderten rhetorischen Zweistimmigkeit im Unterschied zu einer künstlerisch-prosaischen und von einer zweistimmigen rhetorischen Wiedergabe des fremden Wortes im Unterschied zu dessen zweistimmiger Repräsentation im Roman“ zu sprechen, in der „die Einstellung auf die Gestalt [er sagt obraz, Bild] der Sprache in ihrer Vielschichtigkeit zu konkretem Ausdruck gelangt.“ (Bachtin 1963, 213). Hierbei sind nun zwei von Bachtin nicht gesonderte Ebenen zu unterscheiden; die Ebene der Grammatik (der Deskription und Analyse) und die Ebene der konkreten Redeformen, der sprachlichen Aktivität überhaupt. Rhetorik als eine Art sekundäre Grammatik gehört ebenso wie Bachtins Metalinguistik zur ersten Ebene, während die dialogisierten Redeformen, die dialogisierten Genres und diejenigen Eigenschaften der Redeinteraktion zur zweiten Ebene gehören, die als Dialogizität bzw. Rhetorizität hervortreten. Des weiteren ergibt sich aus den Bemerkungen Bachtins zu Rhetorik und Roman, dass die Rhetorik in doppelter Weise die Entwicklung der künstlerischen Prosa bestimmt hat: zum einen als einer der formgenerierenden Faktoren bei der Entstehung des antiken Romans, und zum andern als Inventar von Verfahren und Redegenres rein außerkünstlerischen Charakters, das die Kunstprosa immer wieder zu beeinflussen vermochte. Im ersten Fall generiert die Rhetorik künstlerische Formen, funktioniert als paradigmatisches Schema, in dem das Sprechverhalten verschiedener sozialer Schichten seine Spuren hinterlassen hat, d. h. injiziert in die Romanform gerade solche Elemente, die aus einem markiert außerkünstlerischen, lebensweltlich-umgangssprachlichen Zusammenhang stammen.

9.2. Die Aufdeckung oder Konstruktion dessen, was Bachtin Dialogizität der Sprache und Zweistimmigkeit des Wortes genannt hat, verdankt sich einer Analyse von Redeformen und konzentriert sich auf die Beschreibung einzelner Dialogizität hervortreibender Verfahren. Auch in der analytischen, deskriptiven und typologisierenden Bearbeitung von Redeformen berühren sich Rhetorik und Bachtins Methode; der normative Aspekt der Rhetorik hat seine Entsprechung in der Bachtinschen Privilegierung der dialogischen Phänomene. Auch terminologische Anleihen bei der Rhetorik sind auszumachen: Synkrisis, Anakrisis, Enthymema, Metapher, Trope etc. figurieren in seinen Analysen. Selbst dort, wo die rhetorische Terminologie fehlt, erweist sich die konzeptuelle Einstellung als letztlich rhetorisch. Bezeichnungen vom Typ *slovo s ogljadkoj* [Wort mit Seitenblick]; *slovo s lazejkoj* [Wort mit Hintertür] und andere für Bachtins wissenschaftliche Prosa charakteristische terminologisierte Metaphern erweitern nicht nur das Inventar deskriptiver Begriffe, denen sich die Rhetorik seit ihren Anfängen bedient, sondern beleuchten auch Phänomene, die außerhalb des Blickfeldes der kodifizierten Rhetorik liegen (Lachmann 2000, 224 ff.). Entscheidend für die Bachtinsche Konzeption ist die Annahme eines zwischen den Wörtern stattfindenden Kontakts, der zu einer Vielschichtigkeit des dabei entstehenden Bedeutungskomplexes führt. Bachtin strebt die Aufhebung einer isolierten Betrachtung des Wortes, der Äußerung (des Satzes), des Textes, der Rede und der Sprache an. So spielt sich das, was er Dialog nennt, nicht nur im Inneren eines Wortes ab, in dem zwei Stimmen aufeinander treffen, sondern auch zwischen Sprachstilen und Dialekten. Aus metalinguistischer Sicht spricht Bachtin – unter Verzicht auf eine stringente Terminologie – von *dialogičnost'*, *dvu-golosost'*, *raznogolosost'*, *polifonija* [Dialogizität, Zweistimmigkeit, Verschiedenstimmigkeit und Polyphonie] in Bezug auf die Wort- und Äußerungsebene, von *raznorečie* [Redevielfalt], wenn eine Vielzahl von Soziolekten, Dialekten und Interlekten innerhalb einer Sprechergemeinschaft koexistent in Kontakt stehen, und von *raznojazyčie* [Sprachvielfalt], wenn innerhalb eines kulturellen Kontextes mehrere Sprachen koexistieren – z. B. eine Hochsprache (Latein) und eine Volkssprache. Das dialogische Prinzip bedeutet das Sich-Öffnen einer sprachlichen Einheit (verschiedener Größenordnung) auf eine andere hin sowie deren semantisch relevante Interaktion. Die Opposition von monologischem, monovalentem und dialogischem, ambivalentem Wort wiederholt sich in Bezug auf die Gesamtsprache eines Kollektivs in der Opposition von *Einheitssprache* und *Sprachvielfalt* (vgl. Grübel 1979, 25 ff.). Bachtin bettet diese Konzeption in eine übergreifende Kulturkonzeption ein und wertet Normstabilisierung, Vereinheitlichung und Offizialisierung als Merkmale der Einheitssprache, der sich die zentrifugalen Kräfte der Sprachvielfalt innerhalb einer Kultur entgegenstellen. In seiner Typologie des Prosaworts führt Bachtin neben dem direkten, denotativen Wort, das als Ausdruck einer abgeschlossenen auktorialen Sinnsetzung des Sprechers (Autor, Erzähler) gelten kann, und dem Objektwort, dem Wort der dargestellten Person, einen dritten Typ ein, das Wort mit Einstellung (ustanovka) auf ein fremdes Wort, das zweistimmige, das dialogische Wort. Das fremde Wort, das sich in Formen wie Stilisierung, Parodie, Polemik, skaz äußert, ist ein mitverstandenes, implizites Wort. Der Aspekt der Replik wird fundierend für die gesamte Konzeption: Jedes Wort, jede Äußerung findet bereits ein Wort, eine Äußerung vor, die in der Replik aufgenommen, verworfen, weitergesprochen und in neue mögliche Worte und Äußerungen geöffnet werden.

9.3. Die Dialogizität hat zwei Antipoden: die offizielle Sprache eines vereinheitlichten Kanons mit festgelegten Bedeutungshierarchien und – in strikter Absetzung vom For-

malismus – die poetische Sprache im Sinne der Sprache der Lyrik. Bachtin geht davon aus, dass die poetische Sprache die natürliche Dialogizität der Sprache unterdrückt und zum Autoritär-Dogmatischen tendiert. Das poetische Wort wird als etwas Voraussetzungsloses begriffen, das keines Kontextes bedarf, sich selbst genügt und jegliche Wechselbeziehung mit einem fremden Wort verneint. Das poetische Wort ist das auf sich selbst bezogene, eine einzige Perspektive durchsetzende monovalente, monologische Wort. Dieser negativ bewerteten Ästhetik des Wortes der Lyrik stellt Bachtin die Ästhetik des doppelstimmigen, ambivalenten Prosawortes gegenüber, das stets durch personale Perspektiven motiviert (Autor, Erzähler, Held) ist und damit vorzüglich und ausschließlich als ein Phänomen des Romans erscheint. Diese markante Beschränkung, die auch die auf dem Prinzip des Dialogs basierende Lyrik der Akmeisten Anna Achmatova und Osip Mandel'štam nicht zur Kenntnis nimmt, wird von Julia Kristeva überwunden (Kristeva 1974, 45–110; vgl. Lachmann 1990, 126 ff.).

9.4. Der Ästhetik der Dialogizität geht eine linguistische Beschäftigung mit dem Phänomen des Dialogs voraus. Hierbei steht die Frage der genetischen Priorität im Vordergrund, die im Kontext des sog. Funktionalismus einsetzt. Lev Jakubinskij behauptet, auf Lev Ščerbas (1915, 1 ff.) Dialektstudien aufbauend, die Priorität dialogischer vor monologischer Rede (Jakubinskij 1919, 35 ff.). Diese Position sowie die von Leo Spitzer erarbeiteten Ergebnisse werden im Bachtinkreis elaboriert. Dazu tritt die auch für den Formalismus relevante Gegenüberstellung von gesprochener und schriftlicher Rede, die besonders im Zusammenhang der sog. *skaz*-Theorie an Bedeutung gewinnt. Jan Mukařovský rekurriert auf diese Ansätze und gelangt zu einer Theorie der semantischen Dynamik des Kontextes einerseits und des Dialogs als einer Redeform, die das im sprachlichen Austausch Gesagte zu speichern, bzw. zu akkumulieren vermag, andererseits. Hierbei bewertet er Monolog und Dialog grundsätzlich als gleichwertige Erscheinungen (Mukařovský 1982, 208 ff.).

10. Anagrammatik und Rhetorik

10.1. Bezüglich einiger Analysen Jakobsons, die der Aufdeckung einer Regel des subliminal gelten (1970, 302 ff.), ließe sich allerdings auch von einem para-rhetorischen Ansatz sprechen, bzw. einer zur kodifizierten abendländischen Rhetoriktradition parallel verlaufenden erst mit Ferdinand de Saussures Anagrammstudien in die Forschung eingebrachten Theorie, die ein archaisches Substrat hat. Zu deren Vertretern zählt nach Jean Starobinski, der die von de Saussure selbst verworfenen Ergebnisse seiner Analysen altindischer und griechischer Texte mit einer grundlegenden Interpretation zugänglich gemacht hat (Starobinski 1971, 1 ff.) auch Vladimir Toporov, der de Saussures Ansatz aufgegriffen und in *Die Ursprünge der indoeuropäischen Poetik* weitergeführt hat (1981, 1 ff.). Die Untersuchungen verweisen nicht nur auf die unter den manifesten Wörtern verborgenen Wörter, die entsprechend einer Regel aufgedeckt werden können, sondern auch auf ein den poetischen Texten immanentes und in diesen Texten durch Beschreibungsmetaphern artikuliertes oder aber chiffriertes Wissen vom Machen der Texte selbst, d. h. auf eine metapoetische Semantik. Jakobson betont den Aspekt des Subliminalen, wenn er in Gedichten des Futuristen Velimir Chlebnikov verdeckte Signale, d. h. unter der manifesten

eine latente Schicht herausarbeitet, die er dem regelhaften Wirken der Sprache selbst zuschreibt. In der poetischen Sprache zeichnet jede sprachliche Strategie eine latente Regel, *subliminal pattern*, mit auf. Jedes Element der poetischen Sprache umfasst einen manifesten und einen verborgenen Zeichenwert. Der anagrammatische Wert eines Wortes meint seine zweifache Lesbarkeit, die den Gebrauchswert verdrängt und die latente Grammatikalität zum Sprechen bringt. Toporov geht von einer die Urszene der indoeuropäischen Poetik bestimmenden Unio zwischen Poet und Linguist aus, für diese gelten zwei Operationen: das Zerlegen und das Zusammensetzen, Analyse und Poiesis.

Die Übersetzung der hier entwickelten Konzepte in eine rhetorische Theorie und umgekehrt, die Öffnung rhetorischer Theoriebildung für die Regelhaftigkeit einer solchen Doppelkodierung in poetischen Texten könnte zu einem aufschlussreichen Vergleich zwischen der uns vertrauten kodifizierten Rhetorik (und Poetik) und einer textimmanenten Poetologie mit archaischen Wurzeln führen. Wobei letztere, was Erika Greber in *Textile Texte. Wortflechten, Kombinatorik und poetologische Reflexion* nachweisen kann, im Wortflechten der älteren slawischen Literatur und dem *entrebescar los motz* der Troubadours ebenso wie in den anagrammatischen Texten der Moderne fortwirkt. Greber geht es dabei auch um die Nachzeichnung einer aus dieser Tradition rührenden Begriffsmetaphorik, die im Strukturalismus und Poststrukturalismus insistiert (Greber 2002, 235 ff.).

10.2. Das aus der Anagrammtheorie und der Bachtinschen Dialogizität herleitbare Konzept der Intertextualität (vgl. Kristeva 1969, 182 ff.) hat rhetorische Implikationen. Die Beziehungen eines Textes zu antezedenten Texten, die als Zitat, Allusion, Parodie, Cento, Travestie etc. bezeichnet werden, lassen eine weitere Bestimmung der durch das Einlagern von Elementen fremder Texte entstehenden semantischen Komplexion zu, wenn tropische und figurale Begriffe einbezogen werden (vgl. Jenny 1976, 54 ff.). Michel Riffaterre setzt für die doppelt kodierten Zeichen, *dual signs*, den Begriff der Syllepse ein, um eine Doppelsinnstruktur zu beschreiben, die in der Kreuzung eines manifesten mit einem latenten Kode entsteht (Riffaterre 1979, 496 ff.). Text-Text-Beziehungen beruhen auf Similarität oder Kontiguität, was nahelegt, Metapher, Metonymie und Synekdoche als Beschreibungsbegriffe zu nutzen. Anagrammatisieren (Analyse und Synthese, bzw. ‚Zerstückelung' und Zusammensetzung) und Kontaminieren (Kombination von heterogenen Elementen) können als Bezeichnungen für textuelle Strategien fungieren, während die vier fundamentalen quintilianischen Änderungskategorien *adiectio*, *detractio*, *transmutatio*, *immutatio* von der Wort- auf die Textebene übertragbar sind (vgl. Lachmann 1990, 51 ff.).

11. Innere Rede und Rhetorik

Das fundamentale Werk des russischen Sprachpsychologen Lev Wygotski (Vygotskij) *Myšlenie i reč'* [Denken und Sprechen] von 1934 aus rhetorischer Perspektive zu interpretieren, ist ein lohnendes Unternehmen, da die darin formulierten Gesetzmäßigkeiten, die auf der Beobachtung von Abbreviatur und Reduktion beruhen, auf eine innere Rhetorik schließen lassen. Vygotskij deckt in erster Linie syntaktische Verfahren auf, die er mit grammatischen Begriffen umschreibt. Parallelen zum inneren Monolog – etwa bei James Joyce (Vygotskij selbst rekurriert auf Abbreviaturen in Tolstojs *Krieg und Frieden*) –

d. h. zu literarischen Strategien, die das non-verbale *Sprechen* nachbilden, unterstützen die Annahme, dass das Fragmentarische, scheinbar Unverknüpfte, Sprunghafte und syntaktisch Ungeordnete des (Noch) Nicht-Ausdrucks der inneren Rede als nach Regeln funktionierend zu interpretieren sei. Vygotskij setzt die innere Rede (die er auch inneren Dialog nennt), deren verwandte Erscheinung die egozentrische Sprache des Kindes ist, mit der mündlichen Rede, die er in Anschluss an Ščerba und Jakubinskij als ursprünglich dialogisch versteht, und der schriftlichen Rede in Vergleich, womit er einen Bogen vom Impliziten zum Expliziten des Ausdrucks zeichnet. Da letztere mit Rückgriff auf (klassische) rhetorische Verfahrensbegriffe nicht ausreichend bestimmt werden können, würde sich die Notwendigkeit zu innovativen Konzepten ergeben, die an *brevitas*, Allusion, Enthymema und *obscuritas* als anschließbar erscheinen.

12. Neuere Rhetorikforschung

Das historische Interesse an der kulturellen Rolle der Rhetorik seit ihrem ersten Auftreten lässt sich zunächst bei polnischen Forschern, die sich der Jesuitenrhetorik angenommen haben, feststellen, wobei auch systematische Fragestellungen verfolgt werden. Eine Darstellung der polnischen Rhetorik seit ihren Anfängen bieten die Arbeiten von Jakub Zdzisław Lichański, die an ältere Forschungen anknüpfen und zugleich die Problematik aktueller Theoriebildung aufnehmen (Lichański 1992; 1996; 2000; 2003); die allgemein angelegte Untersuchung von Jerzy Ziomek verbindet Konzeptgeschichte mit Theoriebildung (Ziomek 1990). Die neuere tschechische Rhetorikforschung repräsentieren die Arbeiten von Jiří Kraus, die rhetorikhistorische mit allgemeinen theoretischen Aspekten verknüpfen (vgl. Kraus 1981; 1998).Die Rezeption der *Rhétorique générale* der Gruppe My einerseits und der *Nouvelle Rhétorique: Traité de l'Argumentation* von Chaim Perelman und Lucie Olbrechts-Tyteca andererseits spielt in verschiedenen slawischen Ländern eine entscheidende Rolle bei der Neubestimmung der Rhetorik und des Rhetorischen. Mitte der 1980er Jahre setzt in Russland die Entwicklung einer Rhetorikforschung ein, die neben kulturhistorischen Fragestellungen (die vereinzelt mit Editionen verknüpft sind) auch linguistische und literaturwissenschaftliche (poetologische) verfolgt (Bogdanov 2005, 2 ff.). Für die neuere Theoriebildung spielt hier wie auch bei Tschechen, Slowaken, Polen, Kroaten und Serben die Rezeption dekonstruktivistischer Rhetorikmodelle und der in diesem Kontext entwickelten Theorien der Metapher, Allegorie, der Syllepse, der Ironie, Prosopopoiia, Hypallage u. a. ihre Rolle (Stojanović 1984; Benčić/Fališevac 1995; Rusinek 2003).

13. Literatur (in Auswahl)

Bachtin, Michail (1929/1963): Probleme der Poetik Dostoevskijs. Übers. v. Adelheid Schramm. München 1971.

Bachtin, Michail (1965): Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Übers. v. Gabriele Leupold. Hrsg. v. Renate Lachmann. Frankfurt a. M. 1988.

Balbín, Bohuslav (1666): Verisimilia humanarum disciplinarum.

Balbín, Bohuslav (1677): Quaesita oratoria.

Balbín, Bohuslav (1688): Brevis tractatio de oratione rhetorica.
Beganović, Davor (2005): Rhetorik. Slavischer Sprachraum. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 7. Tübingen, Sp. 1732.
Belinskij, Vissarion (1953−1959): Polnoe sobranie sočinenij v trinadcati tomach. Hrsg. v. AN SSSR. Moskva.
Benčić, Živa/Dunja Fališevac (eds.) (1995): Tropi i figure. Zagreb.
Blanco, Mercedes (1992): Les rhétoriques de la pointe. Baltasar Gracián et le conceptisme en Europe. Genf.
Bogdanov, Konstantin (2005): Terminologija russkojazyčnych ritorik XVII−XVIII veka: problemy jazykovoj i kul'turnoj adaptacii. Moskva.
Brik, Osip (1919): Zvukovye povtory. In: Poetika. Petrograd, 58−100.
Comenius, Johannes Amos (Komensky) (1651): Zpráva a naučení o kazatelství. In: J. A. Comenius (1983): Opera omnia, T. 4, Praha, 9−120.
Comenius, Johannes Amos (Komensky): Eruditionis scholasticae, Atrium rerum et linguarum ornamento exhibens. (Manuskript)
Cracraft, J. (1973): Feofan Prokopovič. In: J. G. Garrard (Hrsg.): The Eighteenth Century in Russia. Oxford, 75−105.
Doležel, Lubomír (1965): Zur statistischen Theorie der Dichtersprache. In: Jens Ihwe (Hrsg.) (1971): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven II/1. Frankfurt a. M., 41−61.
Doležel, Lubomír (1968): Russian and Prague School Functional Stylistics. In: Style 2, 143−158.
Genette, Gérard (1982): Palimpsestes − La littérature au second degré. Paris.
Górski, Jakub (1559): De generibus dicendi liber. Kraków.
Grasshoff, Helmut (1961): Lomonosov und Gottsched. In: Zeitschrift für Slawistik VI/4, 495−507.
Greber, Erika (2002): Textile Texte. Literaturtheorie und poetologische Metaphorik: Studien zur Tradition des Wortflechtens und der kombinatorischen Dichtung. Köln/Wien.
Grübel, Rainer (1979): Zur Ästhetik des Wortes bei Michail Bachtin. In: Rainer Grübel (Hrsg.): Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt a. M., 1−25.
Hansen-Löve, Aage (1978): Der russische Formalismus. Wien.
Havránek, Bohuslav (1942): K funkčnímu ozvrstvení spisovného jazyka. In: Časopis pro moderni filologii. 28, 409−416.
Herbest, Benedykt (1566): Periodicae responsionis libri V. Leipzig.
Holenstein, Elmar (1975): Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus. Frankfurt a. M.
Jakobson, Roman (1921): Novejšaja russkaja poezija. Nabrosok pervyj. Velimir Chlebnikov. In: Wolf Stempel (Hrsg.)(1972): Texte der russischen Formalisten II. München, 18−135.
Jakobson, Roman (1956): Der Doppelcharakter der Sprache. Die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik. In: Jens Ihwe (Hrsg.)(1971): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 1. Frankfurt a. M., 323−333.
Jakobson, Roman (1960): Linguistics and Poetics. In: Thomas A. Sebeok (ed.): Style in Language. Cambridge, Mass., 350−377.
Jakobson, Roman (1970): Subliminal Verbal Patterning in Poetry. In: R. Jakobson/S. Kawamoto (ed.): Studies in General and Oriental Linguistics. Tokyo, 302−308.
Jakubec, J. (1929−34): Dějiny literatury česke I. Praha.
Jakubinskij, Lev (1923): O dialogičeskoj reci. In: Russkaja reč'. Petrograd, 96−195.
Jenny, Laurent (1976): La stratégie de la forme. In: Poétique 27, 257−281.
Keipert, Helmut (1967): Zur Quellenfrage von Lomonosovs zweiter ‚Rhetorik'. In: Peter Brang (Hrsg.): Festschrift für M. Woltner, Heidelberg, 134−143.
Konarski, Stanisław. H. (1741): De emendandis eloquentiae vitiis.
Kopperschmidt, Josef (1973): Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der persuasiven Kommunikation. Stuttgart.
Košanskij, N. F. (1818; 1849 Zweitausgabe): Obščaja ritorika. Moskva.
Kraus, Jiří (1981): Rétorika v dějinách jazykové komunikace. Praha.
Kraus, Jiří (1998): Rétorika v evropské kultuře. Praha.

Kristeva, Julia (1969): Semeiotike − Recherches pour une sémanalyse. Paris.
Kristeva, Julia (1974): La révolution du langage poétique. Paris.
Kvetnickij, Fedor (1732): Clavis Poetica. In: Bernd Uhlenbruch (Hrsg.) (1985): Rhetorica Slavica. Bd. 3. Köln/Wien.
Kwiatkiewicz, Jan (1698): Eloquentiae reconditor.
Kwiatkiewiecz, Jan (1679): Phoenix rhetorum. Wrocław.
Lachmann, Renate (1990): Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne. Frankfurt a. M.
Lachmann, Renate (1994): Die Zerstörung der schönen Rede. Rhetorische Tradition und Konzepte des Poetischen. München.
Lachmann, Renate (2000): Dialogisches Denken und Rhetorik bei Michail Bachtin. In: Walter Erhart/Herbert Jaumann (Hrsg.): Jahrhundertbücher. Große Theorien von Freud bis Luhmann. München, 224−244.
Lachmann, Renate (2002): Erzählte Phantastik. Zu Phantasiegeschichte und Semantik phantastischer Texte. Frankfurt a. M.
Lachmann, Renate (2005): Revolutionsrhetorik. In: Gert Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 7. Tübingen, Sp. 1310−1363.
Leech, G.N. (1966): Linguistics and the Figures of Rhetoric. In: R. G. Fowler (ed.): Essays on Style and Language. London, 135−156.
Lewin, Paulina (1972): Wykłady poetyki w uczelniach rosyjskich XVIII w. (1722−1774) a tradycje polskie. Wrocław/Warszawa.
Lichański, Jakub Zdzisław (1992): Retoryka od średniowiecza do baroku. Warszawa.
Lichański, Jakub Zdzisław (1996): Co to jest retoryka. Kraków.
Lichański, Jakub Zdzisław (2000): Retoryka od renesansu do współczesności − tradycja i innowacja. Warszawa.
Lichański, Jakub Zdzisław (2003): Retoryka w polsce. Studia o historii, nauczaniu i teorii w czasach I Rzeczpospolitej. Warszawa.
Lomonosov, Michail (1748): Kratkoe rukovodstvo k krasnorečiju. In: Lomonosov, M.V.: Polnoe sobranie sočinenij. AN SSSR. Bd. 7. Moskva/Leningrad 1952, 91−388.
Lomonosov, Michail (1758): Predislovie o pol'ze knig cerkovnych v rossijskom jazyke. In: Lomonosov, M.V.: Polnoe sobranie sočinenij. AN SSSR. Bd. 7. Moskva/Leningrad 1952, 587−592.
Lotman, Jurij/Boris Uspenskij (1971): O semiotičeskom mechanizme kul'tury. In: Trudy po znakovym sistemam V. Tartu, 144−166.
Łużny, Ryszard (1966): Poetika Feofana Prokopoviča i teorija poezii v Kievo-Mogilijanskoj akademii. In: XVIII vek, 7. 47−53.
Merzljakov, A.F. (1809; 1821 Zweitausgabe): Kratkaja ritorika. Moskva.
Mukařovský, Jan (1938): Die poetische Benennung und die ästhetische Funktion der Sprache. In: Kapitel aus der Poetik. Übers. v. W. Schamschula. Frankfurt a. M. 1967, 44−54.
Mukařovský, Jan (1942): Místo estetické funkce mezi ostatními. In: Jan Mukarovsky (1966): Studie z estetiky. Praha, 80−94.
Mukařovský, Jan (1982): Dialog a monolog. In: Květoslav Chvatik (ed.): Studie z poetiky. Praha, 208−229.
Nicolosi, Riccardo (2005): Rhetorik. Slavischer Sprachraum. In: Gert Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 7. Tübingen, Sp. 1726 ff.
Otwinowska, Barbara (1968): Concors discordia Sarbiewskiego v teorii konceptyzmu. In: Pamiętnik Literacki 59, 81−110.
Potebnja, Aleksandr (1862): Mysl i jazyk. In: Estetika i poetika. Ed. by I. Ivan'o/A. Kolodnaja. Moskva 1976, 35−220.
Potthoff, Wilfried (1995): Počeci hrvatske retorike. In: Živa Benčić/Dunja Fališevac (eds.): Tropi i figure. Zagreb, 53−64.
Prokopovič, Feofan (1705): De arte poetica. In: Sočinenija. Ed. by I. P. Eremin. Moskva−Leningrad 1961, 229−333.

Prokopovič, Feofan (1706): De arte rhetorica libri X. Mit einer einleitenden Untersuchung hrsg. v. Renate Lachmann. Rhetorica Slavica I. Köln/Wien 1982.
Ränsch-Trill, Barbara (1996): Phantasie. Welterkenntnis und Welterschaffung. Zur philosophischen Theorie der Einbildungskraft. Bonn.
Riffaterre, Michel (1979): La syllepse intertextuelle. In: Poétique 40, 496–501.
Romanenko, Aleksandr (2003): Obraz ritora v slovesnoj kul'ture. Učebnoe posobie. Moskva.
Romer, Adam (1590): De ratione recte eleganterque scribendi et loquendi libri tres.
Rusinek, Michał (2003): Między retoryką a retorycznością. Kraków.
Rynduch, Zbigniew (1967): Nauka o stylach w retorykach polskich XVII wieku. Gdańsk.
Sarbievius, Matthias Kasimir (1619–1623): De acuto et arguto sive Seneca et Martialis. In: Sarbievius, Matthias: Wykłady poetyki. Ed. by Stanisław Skimina. Wrocław/Kraków 1958, 1–41.
Sarnowska-Temeriusz, Elżbieta (1967): Teoria poezji M.K. Sarbiewskiego. In: Michał Głowiński (ed.): Studia z teorii i historii poezji. Wrocław, 137–142.
Ščerba, Lev (1915): Vostočno-lužickoe narečie. Petrograd.
Šklovskij, Viktor (1914): Voskrešenie slova. In: Wolf-Dieter Stempel (Hrsg.) (1972): Texte der russischen Formalisten II. München, 2–17.
Šklovskij, Viktor (1919): Iskusstvo kak priem. In: Jurij Striedter (Hrsg.) (1969): Texte der russischen Formalisten I. München, 1–34.
Sprachraum. In: Gert Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 7. Tübingen, Sp. 1732.
Starobinski, Jean (1971): Les mots sous les mots – les anagrammes de Ferdinand de Saussure. Paris.
Stojanović, D. (1984): Ironija i značenje. Beograd.
Szmydtowa, Zofia (1964): Poeci i poetyka. Warszawa.
Terlecka-Frankowska, M. (ed.) (1988): Retoryka w XV wieku. Wrocław.
Toporov, Vladimir (1981): Die Ursprünge der indoeuropäischen Poetik. In: Poetica 13, 1–63.
Vinogradov, Viktor (1923): O zadačach stilistiki. In: Russkaja reč' I. Petrograd, 195–293.
Vinogradov, Viktor (1927): K postroeniju teorii poetičeskogo jazyka. In: Poetika III, Leningrad, 5–24.
Vinogradov, Viktor (1963): Stilistika. Teorija poetičeskoj reči. Poetika. Moskva.
Vomperskij, Valentin (1970): Stilističeskoe učenie M.V. Lomonosova i teorija trech stilej. Moskva.
Vomperskij, Valentin (1988): Ritoriki v Rossii XVII–XVIII vv. Moskva
Wygotski, Lew (Vygotskij) (1934): Denken und Sprechen. Hrsg. v. Johannes Helm, übers. v. Gerhard Sewekow. Frankfurt a. M.
Ziomek, Jerzy (1990): Retoryka opisowa. Wrocław/Warszawa/Kraków.

Renate Lachmann, Konstanz (Deutschland)

II. Praxisgeschichte der Rhetorik und Stilistik

15. Applied rhetoric and stylistics in ancient Greece

1. Introduction to the study of ancient Greek rhetoric
2. Rhetoric in ancient Greek education
3. Standardizing the rhetorical curriculum: The canon of the Attic orators
4. Developing the rhetorical and stylistic curriculum: The *progymnasmata* and beyond
5. Social contexts for the practice of rhetoric and the emergence of rhetorical genres
6. Selected bibliography

Abstract

This article is concerned with the development and implementation of Greek rhetorical theory and practice, especially as found in Athens. Topics discussed include the place of rhetoric in the educational system, the curriculum of such study, the canon of the authors seen as determinative of Greek rhetoric, and the contexts in which the three major rhetorical genres developed.

1. Introduction to the study of ancient Greek rhetoric

Study of the theory of rhetoric and stylistics can only go so far in understanding the actual practice of rhetoric in ancient Greece. In order to do so, one must examine a number of factors. These include the educational and related contexts in which rhetoric was used, the Greek speech culture in which rhetoric was practiced, and the social contexts that precipitated emergence of the genres or types of rhetoric. Each of these is treated below.

2. Rhetoric in ancient Greek education

The Hellenistic educational system was the foundation of Greek rhetorical practice, as it was the location for developing the basic literacy skills that provided for the teaching and development of rhetorical practice.

2.1. The Structure of Greek education

The Greek educational system has traditionally been portrayed in terms of three relatively distinct stages: primary education, secondary education and higher education (e. g. Marrou 1956, 142 ff.; Clark 1957, 9 ff., esp. 60; Gwynn 1926; Bonner 1977, 165 ff.). Ac-

cording to this system, the primary school was where the student learned the basics of reading and writing, and perhaps some mathematics, from a *grammatistes* (γραμματιστής), a teacher of elementary letters, or even a "teacher of liberal letters or literature" (Kaster 1988, 447 ff.). Once students were competent in reading and writing, they (and the vast majority of students were male) were qualified to attend a secondary school, taught by a *grammaticus* (γραμματικός). The secondary school, reserved for the elite of society, focused upon learning grammar and some composition, including letter writing, and introduced the students to Greek literature – particularly, 'The Poet' Homer (especially the *Iliad*), along with Hesiod, Pindar and other lyric poets including contemporary ones like Callimachus, Euripides mostly among the tragedians, Menander, and the like – as well as elementary rhetorical exercises. Only a very privileged few were allowed to progress to the third educational stage, which involved instruction from a *rhetor* or *sophistes* (ῥήτωρ, σοφιστής) and focused on oral and written composition, public speaking, and the study of prose writers. Rather than pursuing rhetoric, some others – due to the ideological and social commitments involved, fewer than most realize – went on to pursue philosophy in the form of advanced education, following the model espoused by Plato. Some scholars have assumed on the basis of this tripartite scheme that a fixed curriculum was in place and that there was a uniformity in the materials used (e. g. Marrou 1956, 142 ff.; Bonner 1977, 165 ff.), but this is hardly the case, as recent research into the papyrological evidence indicates (Morgan 1998, 67 ff.). This rigidly linear and systematic reconstruction of Greek education has recently been called into question in favor of a socially organized parallel two-phase educational paradigm, which recognized regional and local variations. This model instead suggests "that the boundaries between 'primary' teacher and the *grammaticus* were blurred and that the teachers' function overlapped" (Kaster 1983, 329), that is, the grammarian functioned both as the primary and secondary teacher (cf. also Booth 1979; Cribiore 2001, 37). The primary school, in this revisionist model, was reserved for the lower social orders such as slaves, while the grammar school and rhetorical school were the two successive schools for those of status, including the wealthy and elite (Plato, *Prot*. 326c; see Cribiore 2001, 53, on the restrictions according to wealth and status on either stage). Even within this revised system, there is recognition that there was much more flexibility due to regional and social variation.

In either analysis of the Greek educational system, rhetorical education only became very important at the end of the educational process (as either the third of a tripartite system or the second of a bipartite one), and was reserved for those who by position and wealth were able to reach the advanced stage of study. The essentials of this educational system remained intact well into the Roman period, and spread to a number of cities that became centers of rhetorical education, besides Athens, such as Alexandria, Tarsus and Rome, among others (Clark 1957; Bonner 1977, 65 ff.; Morgan 1998, 26 f.).

2.2. The emergence of rhetorical instruction in Athens

By the sixth century BC, the educational system in Athens, which began as a strictly military institution, had become an almost entirely civilian enterprise (cf. Thucydides 1.6) – and would eventually set the standard for rhetorical education for the entire Hellenic world. Despite the civilian status of education, rhetorical training remained within the domain and influence of the aristocracy alone (Marrou 1956, 38).

With the development of democratic Athens, an attitude began to rise among the people for a 'new school', one that was available for all free men in Athens. Emerging from the aristocratic emphasis on sport, a mainly physically oriented type of education emerged first. Later it included musical and literary forms of schooling as well (Marrou 1956, 40 ff.). The focus, however, remained upon art and athleticism, and it was not until later in the classical period that writing and composition began to take on a fundamental role in education at Athens. Plato's *Protagoras* provides a helpful description of the Old Athenian educational perspective:

> As soon as a child can understand what is said to him, his nurse and his mother and his teacher and his father himself strive to make him as good as possible, teaching and showing him by every word and deed that this is right and that wrong, this praiseworthy and that shameful, this holy and that unholy, *do this* and *don't do that*. If he obeys voluntarily, so much better; if not, they treat him like a piece of wood which is getting warped and cooked, and straighten him out with threats and beatings. And then when they send him to school they tell the teachers to pay much more attention to the children's behavior than to their letters or their music. The teachers do that, and then when they have learned their letters and are going on to understand the written word, just as they did with speech before, they set before them at their desks the works of good poets to read and make them learn them by heart; they contain a lot of exhortation, and many passages praising and eulogizing good men of the past, so that the child will be fired with enthusiasm to imitate them, and filled with the desire to become a man like that. The music teachers, too, do just the same, and see to it that the children are well behaved and don't do anything bad [...] And then they send them to a trainer as well, so that once their minds are properly formed their bodies will be in a better condition to act under their direction, and they won't be forced by physical deficiency to act the coward in battle or in any other situation. The people who are best able to do it − I mean, the wealthiest − do this especially, and their sons begin to go to school at the earliest age and stay there the longest (Plato, *Prot*. 325c−326d; trans. Taylor 1991, 18).

In this passage from Plato, rhetoric has yet to be introduced, and the emphasis remains on the moral and social, with the goal of training and conforming behavior, rather than on literary development. The military orientation of education in sports is still apparent. The emphasis on art, aesthetics and physical activity dominates the understanding of education at this phase.

The implementation of rhetoric within Athenian education was coincident with the development of the new school of Greek education in the fifth century BC and the invention of rhetoric itself at this time. The first teachers of Greek rhetoric are claimed by Greek literary sources to have been two Sicilians, Corax and Tisias − if they were in fact two distinct people, rather than a single person, Tisias, called Corax ('crow') (Wilcox 1943; Kennedy 1994, 34) − who emerged onto the scene late in the first half of the fifth century BC and used rhetorical practices in legal contexts (Cicero, *Brut*. 46 ff., citing Aristotle's now no longer extant συναγωγὴ τεχνῶν). The formation of schools of rhetoric under Tisias, Corax and other teachers followed soon after. Even though formal rhetoric had begun to develop in Athens prior to his appearance, for example in speeches given at funerals for fallen soldiers (Marrou 1956, 52), the sophist Gorgias of Sicily provides the most obvious link between Sicily and Greece with his coming to Athens in 427 BC (on Sicilian rhetoric, see Enos 1993, 57 ff.). Not a systematic thinker regarding rhetoric, Gorgias influenced the development of rhetorical education through his speeches (Kennedy 1963, 62; cf. Kennedy 1959, 169). While Corax and Tisias are usually

credited with being the first teachers of rhetoric, Empedocles of Agrigentum, the teacher of Gorgias, is generally acknowledged to be the founder of rhetoric per se (Marrou 1956, 53).

Gorgias represents one of two approaches to rhetorical instruction in the fifth century BC, according to Aristotle. As Aristotle states,

> The educational system of those who taught eristic for money was like the approach of Gorgias. He and his fellows assigned rhetorical discourses to be learned by heart, the teachers of eristic assigned discourse of question and answer. It was presumed for the most part that these discourses included the arguments on both sides of the issue. As a result, the teaching was quick, but unsystematic. The teachers thought they would educate by imparting not art, but the products of art, just as if someone were to claim to furnish knowledge for the prevention of sore feet and then did not teach shoemaking nor how suitable shoes could be procured, but offered many varieties of all sorts of foot gear. Such a teacher has come to the practical aid of a want, but has not taught an art
>
> (Aristotle, *Sophistical refutations* 183b36 ff., cited in Kennedy 1963, 52).

Gorgias had his students learn through memorizing rhetorical discourse, whereas the teachers of eristic used a question and answer format. Gorgias did not write a systematic handbook or refer authoritatively to a particular body of writings (Cicero, *Brut*. 46 ff.; Kennedy 1963, 62, noting that references to Gorgias's *ars* probably refer to his verbal discussions). His instruction was through his epideictic speeches and through commonplaces (κοινοὶ τόποι), a reduction of a subject to common knowledge. In his teaching he emphasized rhetoric, not as a form of entertainment, but as the art of persuasion (Plato, *Grg*. 453a2; see Kennedy 1994, 35; cf. Kennedy 1963, 62). Gorgias was renowned for his three *Gorgiaic figures*: antithesis (a feature taken from Greek poetry and pressed to its extremity), balance of clauses (ἰσόκωλα) and final assonance (ὁμοιοτέλευτον). His introduction of *paradoxologia* − a means of embracing paradoxical thought and expression − was significant as well. These figures reflected his philosophical orientation to truth, in that, for example, his use of antithesis reflected his relative view of truth that demanded weighing of alternatives (Marrou 1956, 53; Kennedy 1963, 64 f.). Thrasymachus played an important role in providing something of an alternative school for rhetoric in Athens, his approach focusing mainly upon prose and rhythm (Aristotle, *Rhet*. 3.8.4 1409a1−2; Grube 1952, 251; Kennedy 1963, 68).

After Gorgias and Thrasymachus, the tradition of oratorical instruction continued to develop under the sophists. The sophists employed both a set of rules for their students to use as standards in speech composition (τέχνη) at the theoretical level and model speeches for students to copy and/or emulate at the practical level. The theoretical instruction included general rules regarding the construction of speeches that had already been established by common consent and practice. The practical dimension included taking a sample speech prepared by the teacher and examining it for its form and argument. Their instruction was primarily oral, but students also studied written speeches (Marrou 1956, 53 f.).

Plato was significant in laying the foundations of the philosophical dimension of advanced education (Kennedy 1994, 39 ff.; cf. Marrou 1956, 61 ff.; Kennedy 1963, 74 ff.). As Kennedy observes, the two major portions of Plato's *Phaedrus* "correspond strikingly to the two methods of rhetorical instruction in classical Greece" (Kennedy 1963, 74). The sample speeches in the first half reflect a practical side of rhetorical instruction, while in the second half the comments upon method reflect a theoretical orientation. Plato was also one of the key individuals upon whom Cicero later built his influential

theory and practice of rhetoric. The schools that emerged in Athens during this period were numerous and differed with respect to focus. As Plato observes, one could learn to speak for the purpose of art, *paideia*, becoming a professional *rhetor*, or personal enrichment (Plato, *Prot*. 312b). Nevertheless, Plato's Academy became one of the two or three most important schools.

It was Isocrates's oratorical instruction in Athens from around 390 BC and for over fifty years, however, that played the most formative role in developing rhetoric so that it would become the crowning achievement of Greek education (cf. Pernot 2005, 28). Isocrates was reputedly a student of two significant sophist orators, Prodikos and Gorgias (Cicero, *Orat*. 176; Ps.-Plutarch, *Isoc*. 1), and he seems to have built significantly upon the work of Gorgias (Too 1995, 238 f.). Unlike most *rhetors*, his teaching was restricted to private and/or written settings, and he refused to deliver his speeches or enter into rhetorical debate in public (Isocrates, *To Phil.* 12), but instead published them in written form, often after years of development. In several ways, he was more like the sophists, accepting payment for teaching and offering guidance in how to succeed in public life − to the point that there was criticism in later life for his apparent financial success (Kennedy 1994, 46). This ironic juxtaposition of private instruction for public purpose, nevertheless, was instrumental in marking the beginning of the practice of precomposed public speeches. Prior to the invention of rhetorical theory, Athenians gave public speeches impromptu (typically in the Assembly and court room settings). Oratorical theory and practice solidified standards for composing these speeches beforehand. For Isocrates, higher education meant learning the art of oration. Students traveled from all over the world to study at Isocrates's school, and it came to be, over the course of fifty plus years, the most significant rival to Plato's academy. Isocrates heavily implemented the Homeric pedagogical technique of example and imitation, and set in motion the emulation of literary models as a fixed and defining feature of classical education, to the point of developing "set speeches" that followed the formal norm (Marrou 1956, 80 ff.; cf. Kennedy 1963, 72). He focused his teaching upon rhetoric and applied philosophy, using his own works as the basis for the classes in his school (e. g. *On Exchange*; Marrou 1956, 81). In *Against the Sophists*, usually dated around 390 BC, Isocrates has much to say about the nature of education and how teachers should go about their task. His remarks indicate that several instructors and schools had already emerged in Athens and address a growing epidemic among teachers who were overcharging for instruction and making empty promises to students who had little natural rhetorical ability. He insists that the character of rhetorical education should extend beyond merely judicial matters. Many hold this to be a novel development by Isocrates in oratorical instruction (esp. Hinks 1940), but Wilcox has convincingly argued that the earliest theorists employed both deliberative and judicial rhetoric (Wilcox 1942). Isocrates went further, however, and wished not to differentiate the genres of rhetoric but to see a mix of the elements of deliberation and forensic rhetoric, such as praise and blame, in all speeches (Kennedy 1963, 72). Isocrates's conviction that rhetorical education should extend beyond legal matters is, nevertheless, significant, and his explicit emphasis on this issue from a theoretical perspective is unprecedented:

> But there remain to be considered those who lived before our time and did not scruple to write the so-called arts of oratory. These must not be dismissed without rebuke, since they professed to teach how to conduct law-suits, picking out the most discredited of terms, which

> the enemies, not the champions, of this discipline might have been expected to employ – and that too although this facility, in so far as it can be taught, is of no greater aid to forensic than to all other discourse (Isocrates, *Against the Sophists* 19 f. Loeb).

Isocrates's philosophy of oratorical education as expressed in his oration *On the Exchange of Estates* also has considerable bearing upon understanding early rhetorical instruction in Athens. Shortly after the introduction of formal rhetoric into Greece, Isocrates already viewed Athens as the educational center for rhetorical study. While the Spartans were known for their military education and the Thessalians for their skills in horsemanship, Athens's 'intellectual culture' is what most commanded the admiration of foreigners. Athens was regarded as the "teacher of all who can speak or teacher others to speak; the greatest prize, the best schools, the most constant practice is supplied by her" (Isocrates, *Exchange of Estates*, cited in Monroe 1906, 108).

From the time of Isocrates to Aristotle, several other rhetoricians also played pivotal roles in the development of rhetorical practice and instruction in Athens. Theodorus of Byzantium wrote a significant handbook mentioned by Aristotle that extended speech categories to include narration (Aristotle, *Rhet*. 3.8.5 1414b13–15). Pupils of Gorgias such as Antisthenes, Alcidamas, Polus and Licymnius made contributions (Kennedy 1963, 70). *Rhetoric for Alexander* (340–300 BC) is also an important reflection of early oratorical instruction in Athens. Its author is unknown, but it is transmitted with the manuscript tradition of Aristotle and was probably written at the time of Aristotle. The author specifies seven types of oratory (the word *rhetoric* is never used in the treatise apart from the title): exhortation, dissuasion, praise, blame, accusation, defense, and investigation (Kennedy 1994, 50). *Rhetoric for Alexander* seems to be a classification of contemporary rhetorical theory and practice and is, therefore, an important indication of the kind of material that was likely used in many of the schools of rhetoric.

Aristotle was also responsible for several significant advancements in Athenian oratorical instruction. He learned rhetoric and philosophy as a member of Plato's Academy from 367–347 BC, a period of twenty years. Around 355 BC, he began teaching a course on rhetoric in Athens that included exercises, thus further establishing the heritage of great *rhetors* who taught in Athens. Kennedy theorizes that the course was probably presented as a popular counterpart to dialectic, which was part of what Aristotle was teaching philosophical students at the time. These lectures were probably the basis of, or at least later integrated within, his *On Rhetoric*, chapters 5–15 of book 1 in particular, which constitutes the heart of the book (Kennedy 1994, 53). *On Rhetoric*, considered by most to be the most important achievement of rhetorical theory in classical Greece, was not produced for publication but seems instead to have been created for pedagogical purposes (Pernot 2005, 41; Kullmann 2005). Therefore, it did not get a wide reading in antiquity despite its significance and novelty.

3. Standardizing the rhetorical curriculum: The canon of the Attic orators

The first formalized standardization of the rhetorical curriculum occurred with the canonization of the ten Attic orators. These orators were: Antiphon, Lysias, Isocrates, Isaeus, Andocides, Demosthenes, Aeschines, Lycurgus, Hyperides and Dinarchus. A pre-

cise date concerning its establishment cannot be determined, but the set of canonical authors seems to have been settled sometime between the time of Alexander's successors and the flourishing of the Roman Empire (i. e. from the third century BC to the second century AD). Several writers of antiquity mention the canon. These include Caecilius from Calacte (first century BC) who wrote the now lost treatise, *On the Character of the Ten Orators* (cited in *Souda* K1165), Quintilian (first century AD) who places them in Athens (*Inst. Or.* 10.1.76), Lucian (*Scythian Oration* 10; second century AD), Hermogenes of Tarsus (second century AD) who gives a brief accounting of each, and Pseudo-Plutarch's *Lives of the Ten Orators* (date of composition unknown) (Worthington 1994, 244 ff.; Pernot 2005, 36; cf. Kennedy 1963, 125). The canonization of a body of literature was a common Greek practice, especially in education, as is seen in the use of Homer and of Euripides among the tragedians in the grammar school. This practice allowed the selection of a list of authors from a particular genre or type of literature to be standardized as the common objects of instruction in the schools. Literary collections of poets and canons of various philosophers follow this pattern. These collections of authors provided the basis for curriculum within the ancient schools; which authors were emphasized or selected remained much more fluid.

A collection of model speeches is found in Antiphon's *Tetralogies*. Authorship and date of this collection is disputed, but recent discussion attributes them to Antiphon around the late 430s BC (Usher 1999, 6). The *Tetralogies* are three sets of four speeches each, two for the prosecution and two for the defense in each group of four. Each of the sets deals with an imaginary case of homicide, in which the direct evidence is limited and hence requires rhetorical interpretation and presentation. The model speeches provide such argumentation. The speeches of the *Tetralogies* tend to follow the division of a speech into three parts − *prooemium*, presentation of the case, and the *epilogue* (see below for discussion of development of this division of parts). The *Tetralogies* provide a major source of information regarding rhetorical theory at the time of the Attic orators, and hypothetical, instructive examples of the practice at the outset of their influence and development (Kennedy 1963, 130 f.; Usher 1999, with summary in 7 ff.).

As far as the ten Attic orators are concerned, each of them made a significant contribution to the development of rhetorical theory and practice. The writings of these ten orators became the basis for instruction, imitation and criticism in the schools of rhetoric in Greece, and then throughout the Hellenistic and Roman worlds. As Pernot points out, however, establishing such canons can have both positive and negative effects, as those authors in the canon are copied and preserved, while those who are not are often neglected and eventually lost (Pernot 2005, 37, citing Worthington 1994, esp. 247 f.). Nevertheless, there were other orators who have survived though not listed in the Attic ten. These include: the founder of the Cynics, Antisthenes; Alkidamas, who wrote on the sophists; and the contemporaries of Demosthenes, Apollodoros and Hegesippos (Pernot 2005, 38).

The ten orators who are in the canon, however, are listed in a variety of orders that does not appear to follow any consistent principle (such as chronology or subject matter), and the subjects that they treat in their speeches vary considerably. The speeches run the gamut from daily and mundane occurrences to significant events that shaped the world of the time (Pernot 2005, 38). The only governing principle which all of the Attic orators seem to have in common − besides the fact that all of them were accepted in and had some connection to Athens, the center of rhetorical education and practice

(Worthington 1994, 245) – was the notion of *division* (Usher 1999, 22 ff.). In Sicilian theory, a speech was to have a *prooemium*, a central section containing the primary issue of contention in the speech, and an *epilogue*, still found in the *Tetralogies*. In the hands of the Attic orators, the structure of the speech was expanded by adding a narrative section, so that the speech consisted of four parts: *prooemium*, *narrative*, *proof*, and *epilogue* (Lausberg 1998, 119 ff.; cf. Aristotle, *Rhet*. 3.13 1414a–b, who endorses two parts to a speech; Aristotle argues that the arrangement of speeches should be applicable to each speech-type and faults previous classifications for their preference toward forensic speeches. The philosophical orientation of Aristotle's *Rhetoric* leads him to say that each speech is to have two essential parts: the statement and the argument. Speeches may also include an introduction and epilogue, but never more than these four parts. Refutation and comparison are included within the argument portion of the speech). The *prooemium* was designed to sway the orator's audience in his favor. This might involve several strategies including flattery, expression of sympathies with the jury, appeal to sympathy for lack of ability or other disadvantages, apologies for having to employ clever arguments, noting his opponent's advantages, expressions of abundance of arguments and evidence, ascription of bad motives to the opposition, and the like. The *narrative* was a less defined notion in Sicilian rhetoric and was developed to the point of gaining an independent status among the Attic orators. The narrative contained a statement of the fact with which the speech is concerned. The *proof* section contained the *topoi*, which were the various arguments and figures of thought that supported the speaker's interpretation of the fact at issue. These proofs often were biographical or focused upon types of character. When developed, these proofs included a combination of *topoi*, forms of argument and figures of thought. The final part was the *epilogue*. The epilogue offered a summary in favor of the speaker and made a last emotional appeal to the audience (Usher 1999, 22 ff.). The employment of these divisions provides a basic minimum of continuity among the ten orators, each of whom merits brief summary in terms of his individual contribution to rhetorical education (the speeches of each are analyzed in Usher 1999, 27 ff.; cf. Kennedy 1963, 125 ff.).

Antiphon (480–411 BC) is known for his keen ability as a lawyer and for his forensic speeches (all his extant speeches concern homicide) (cf. Thucydides 8.68.1). As Enos notes, "Antiphon's concepts of *probable case*, *motive*, *intent*, and *presumption* in litigation represent one of the earliest applications of such techniques, predating Aristotle by several decades" (Enos 1993, 102). His impact upon early rhetoric was so significant that many ancient writers thought of him as the founder of it. He was the first to create a business as a professional logographer or speech composer – at least his were the earliest known speeches to those who wrote about the Attic orators (Usher 1999, 27), and he offered his services to litigants in need of defensive speeches. An example of one such speech is *On the Murder of Herodes*, which was Antiphon's most famous speech, according to Ps.-Plutarch (*Lives of the Ten Orators* 833d), and his "longest and most accomplished" (Usher 1999, 34). His influence clearly continued to be felt within curricula for later rhetorical instruction, on the basis of both his *Tetralogies*, which became teaching exercises employed as pedagogical models and were undoubtedly implemented in rhetorical instruction throughout the Greek and Hellenistic worlds, and the high regard given to his speeches – even if they were still limited to the tripartite structure.

Lysias (445–380 BC) made an impact upon Greek rhetoric in two major ways: first, in his prose style, which, influenced by a number of his predecessors, became the stand-

ard for "Attic purity"; and, secondly, in his concept of *ethopoiia*, the ability to portray the personality of a patron in the speeches he wrote for their delivery (Kennedy 1963, 135). Influenced by a number of previous rhetoricians, Lysias expanded Antiphon's framework to include often a description of character, what is called an "ethical digression" (Kennedy 1994, 67), used as a form of proof. This occurs in his speech, *Against Eratosthenes* (secs. 37 ff.), in an attempt to undermine his opponent (Kennedy 1963, 137). Much of the standardization of rhetorical topoi, formulas and figures of thought was due to the influence of Lysias. Both forensic and deliberative rhetoric can be found among Lysias's speeches and he was the most productive orator until Demosthenes (Usher 1999, 54) – although admittedly there are a number of speeches attributed to Lysias that are probably forgeries (Dover 1968).

As a rival of Plato and his Academy, Isocrates (436–338 BC), despite charging high fees for his teaching, had a hundred students, many of whom became significant individuals themselves (Enos 1993, 113). It was for his students that he wrote his epideictic speeches, which include *Panegyricus* and *To Phillip* (Usher 1998, 118, on Isocrates's rhetorical and educational careers). His rhetorical teaching seemed to focus upon his students mastering the *general principles* (ινδεαί) that lay behind the creation and delivery of a speech (Marrou 1956, 84). However, before becoming an important and influential teacher, Isocrates was a writer of speeches for others (Usher 1999, 118). As a result, he wrote several significant judicial speeches, including *Aegineticus* and *Against Callimachus*. One of the most significant contributions he made to the practice of rhetoric was his emphasis on logography or written speech composition. He refined the theory and practice of logography, which was later integrated heavily into the curriculum within his school. As Enos observes, "through Isocrates' school, logography became a discipline of indispensable value – elevating the principles of rhetoric to a position of esteem in the areas of law, history and civic functions" (Enos 1993, 113). Logography became an especially important tool for use in Athenian courts, where litigants would hire logographers to write speeches that they could recite to the jury.

One of Isocrates's most significant students was Isaeus (415–340 BC), but there is relatively little else known of him personally. However, as Kennedy says, the "oratory of Isaeus is the triumph of technique" (Kennedy 1963, 141), and he became known for his bold technique and innovative style. This is evident in his speeches. All eleven of his extant complete speeches are testamentary cases that address the topic of inheritance. His two most significant connections were Lysias, who though a contemporary was nearing the end of his career when Isaeus came on the scene, and Demosthenes, whom he probably taught and apparently influenced (Kennedy 1963, 141). The employment of narrative in Isaeus is unique. Narratives are utilized in brief segments to create the right atmosphere for arguments instead of functioning as more extended sections as they do in Lysias. Isaeus also departed from Lysias's *ethopoiia*, integrating a similar urgent style within all of his extant speeches (cf. Kennedy 1963, 144; Usher 1999, 128).

Andocides (440–390 BC) is perhaps the least accomplished of the ten Attic orators (Usher 1999, 42), both in terms of both his own rhetorical achievements and his relation to the rhetorical educational tradition. Andocides was not a logographer – the speeches we have of his were written for himself – or a particularly successful political orator. Instead, he is famous for his involvement in the Athenian scandal in 415 that involved mutilation of the statues of Hermes and profanation of the Eleusian mysteries. Two of the speeches that we have attempt to give his view of the scandal in attempts to re-enter

the city after being exiled: *On his Return* and *On the Mysteries*. *On his Return* (408 BC) is viewed with mixed response by modern scholars. Some think that the speech is not very satisfactory, lacking a suitable conclusion and being deficient in proof and development (Kennedy 1963, 146 f.). Others think that, though the speech was unsuccessful, it does demonstrate some familiarity with deliberative rhetorical technique (Usher 1999, 42). Nevertheless, it was not received well by the Assembly and failed to win his release from exile. *On the Mysteries* (399 BC), however, was more effective, demonstrating a higher level of rhetorical competence. It was a response to the old charges brought against him regarding the Decree of Isotomides, aimed directly at him and exiling from public places anyone who had mutilated the statues of Hermes. This time Andocides was successful. His final authentic speech (a fourth is thought to be inauthentic), *On the Peace*, was the first deliberative speech addressed to an actual historical situation (Usher 1999, 49), but the Assembly rejected his negotiated peace and exiled him again in 392.

Demosthenes (384–322 BC) was an extremely significant figure in the development of Athenian rhetoric and is considered to be the most accomplished of the Attic orators. His entrance into rhetoric was precipitated by financial difficulties brought on by the dissipation of his estate by his guardians and his prosecution of them. Recent scholarship, however, views some of the details surrounding the financial situation to be questionable (Usher 1999, 172; cf. Kennedy 1963, 206 f.). Nevertheless, his successful prosecution of his guardians established his reputation as a rhetorician. He was a student of Isaeus – some of his early speeches have been thought to be written by Isaeus – but probably not of Isocrates as some have thought (Usher 1999, 171 f.). Demosthenes went on to become a well-known logographer and a heavily influential political figure through his oratorical activity, seeking to employ his rhetorical abilities as an expression of his unfailing patriotism for Athens, even ultimately at the cost of exile and suicide (cf. Kennedy 1994, 68 ff.). In addition to several important political speeches, his private court orations also provide insight into Greek customs and Attic law. Demosthenes's orations – around 40 of the 60 attributed to him are thought authentic – are marked by elegance and aesthetic appeal. He employs the Greek language in a unique way, creating a special effect upon his audience. Demosthenes used abstract noun phrases, including the articular infinitive, which he used more than any other classical author, to create his unique style, and consistently employed marked word-order by means of hyperbaton and often made use of asyndeton at transitions (Usher 1999, 277). His most significant contributions to the development of rhetoric were not in his innovations, but are seen most clearly in his literary accomplishments. These include his novel use of both scale and form in his deliberative orations (Usher 1999, 277).

Aeschines (395–322 BC), a significant political figure in Athens though not a professional rhetorician, is famous for his sustained rivalry with Demosthenes. As Usher states, Aeschines is the "most celebrated, and possibly the most eloquent political opponent, forensic adversary, and personal enemy of Demosthenes" (Usher 1999, 279). This rivalry eventually led to Aeschines's exile as the result of a debate in classic rhetorical style. That he had the oratorical ability to rival Demosthenes is indicative of the level of skill possessed by Aeschines. He does not, however, seem to have been a formally educated rhetorician, a teacher of rhetoric (at least until his retirement to Rhodes), or a professional logographer. There is no evidence that he composed speeches for others, writing them only for himself. Nevertheless, his previous experience as a secretary to the Assembly gave him an uncanny knowledge of Athenian law and legal proceedings (Harris 1995,

30) – as did his having been an actor on the stage, with its development of his skills of presentation. These influences seem to have impacted his style in significant ways. His style can be described as emphasizing graphic description over detailed argumentation, various diversionary maneuvers, and an emphasis on legalism (Kennedy 1963, 238). We possess three speeches from Aeschines, which may have been all that he published (Usher 1999, 279). Each of these speeches emerged out of Aeschines's debate with Demosthenes. This personal rivalry may be at least one reason why policy was not a major topic of discussion in his speeches. Another seems to be that Aeschines thought it necessary to compromise and make adjustments to older Athenian traditions, but it is possible that he was not a profound thinker (Kennedy 1963, 243).

Lycurgus (390–324 BC), although not as important to the development of rhetoric as some of the other orators, performed several significant public services and delivered a number of noteworthy speeches during his tenure as 'Treasurer' from 338–326 BC (Kennedy 1963, 249). Trained in the school of Isocrates, he was known in Athens as a powerful politician and economist, and became well equipped to deliver political speeches on a range of topics. He consistently expressed his dissatisfaction with Philip II, and hence was closely aligned with Demosthenes. The speeches of Lycurgus, however, were all forensic, most of which were prosecutions. Only one of his speeches survives.

Hyperides (390–322 BC) was an important figure in the resistance to Philip of Macedon and Alexander, having learned rhetoric under Isocrates and Plato. Known for the lack of selectivity he showed in choosing the clients he represented, he reasoned that everyone deserved a defense. This illustrates not only his talents as an orator, which were apparently considerable, but also his willingness to undertake prosecutions of cases that may not have been very strong legally through using techniques of *ethopoiia*. As a result, he took cases with a wide variety of clients, simply for the purpose of engaging in rhetoric (Kennedy 1963, 252 ff.). Seventy-seven speeches have been attributed to Hyperides, but only one of his speeches survives in its entirety, and this one now in fragmentary shape – there are also small fragments of five others (cf. Usher 1999, 329).

The final Attic orator, Dinarchus (361–292 BC), born in Corinth (Dionysius of Halicarnassus, *Din.* 2), gained recognition through several speeches he wrote for others to deliver in association with the Harpalus bribery affair in 324 BC. Moving from Corinth as a young person, Dinarchus made a career as a professional logographer in Athens, receiving his instruction under Theophrastus and Demetrius of Phaleron. The last known record of his activity is a speech (now fragmentary) pleading for return from exile to Athens after fifteen years, which was granted. Most believe that he did not live long after this (Usher 1999, 344).

These, then, were the ten Attic orators, whose writings were chosen to be the basis of rhetorical imitation, criticism and instruction within the Greek and Hellenistic schools of ancient rhetoric. The knowledge we have of them varies, and they enjoyed varied reputations, even in the ancient world. This is indicated in part by the varied literary remains. Those rhetoricians who were considered more important had their works constantly copied and recopied. The amount of possible forgery connected to several of the orators also attests to their importance, as people sought to associate with their writings. This literary evidence is also a reliable indication of the relative significance of these authors within the rhetorical curriculum. The canon of Attic orators is both fortunate and unfortunate in this sense. Because of the emphasis on these works as the basis of rhetorical instruction, many have survived to provide insight into ancient rhetorical

practice. However, due to the preference of these orators, many other significant works representing early Greek oratory have not been preserved. Nevertheless, the scope of the remains offers a guide to developments in rhetorical practice in Athens.

Outside of Athens, however, as time passed there was some reaction to the Attic standards represented by the ten Attic orators, especially the style represented by someone like Demosthenes. The scope of this reaction is debated. Some believe that especially in the East there arose a movement called Asianism (Blass 1905). Asianism was a first century AD stylistic reaction to the Attic dialect that resulted in a style characterized by "truncated sentences, […] dancing rhythm, […] unusual images and artificial phrases" (Wifstrand 2005, 87). There is a sense in which Asianism is nothing more than a locally influenced stylistic reaction to the Attic periodic style (and sometimes associated with the rival educational center Rhodes; see Enos 2004), especially as found in the Attic orators, and to be understood in the light of the spread of Greek culture, including rhetoric, well beyond its original bounds to the further reaches of the Mediterranean world. As Rowe (1997, 156) describes it, "Atticism versus Asianism stands for a controversy that began in the first century BC, when certain Greek orators appeared to have departed from the purity of diction and style that prevailed in the glorious period of Attic oratory, the fourth century". These aberrant orators were called Asianists, because "orators of Asia Minor seemed especially decadent in their use of the Greek language" (Rowe 1997, 156). Those who reacted by invoking the standards of fourth-century Athens were called Atticists (Wifstrand 2005, 17 ff. and passim; see Denniston 1952; Dover 1997). Like Asianism, Atticism was at least in part a cultural-linguistic phenomenon as Greek authors longingly wished to return to the (now archaic and artificial) standards of a previous era. In some ways, as Pernot points out, the two styles are not opposed, as they are both reactions to the linguistic and cultural changes around them (Pernot 2005, 144).

These stylistic and cultural critiques went along with the development of theories of levels of style, and their application. These came about as rhetoric became located in various educational centers in the Hellenistic and later Roman worlds. Most rhetorical handbooks differentiated elements of style. Aristotle has the earliest extant theoretical account, but he only recognizes a simple concept of style as virtue, including correctness, clarity, ornamentation and appropriateness (Aristotle, *Rhet*. 3.2 1403b−1405b). This framework was endorsed and developed by Aristotle's pupil Theophrastus (according to Cicero, *Orat.* 79; see also Quintilian, *Inst. Or.* 1.5.1; 8.1 ff.; 11.1).

Later handbooks from the Roman period differentiated three levels of style − (1) the complicated or grand style, with complexity associated with the use of periods; (2) the running or elegant style, which was typified by parataxis and associated with narrative; and (3) the plain or loose style, which was typical of spontaneous conversations, without grammatical refinement (similar schemes being found first in *Rhetoric ad Herennium* 4.11 ff.; then in Cicero, *On the Orator* 3.177, 199, 212; *Orat.* 20 ff.; Quintilian, *Inst. Or.* 12.10.58 ff.). Demetrius, the first century BC writer, added a fourth style, the forcible style, which was typified by short sentences typical of dialog (Demetrius, *Eloc*. 240 ff.; see also Pernot 2005, 58 ff.; cf. Russell 1981, 129 ff.; Rutherford 1998, 10 ff.). These styles were later developed into an even more complex scheme in which various qualities and virtues were associated with style. Written works often had a combination of two styles: oratory belonged mainly to the complicated or grand style, with its developed periods, and the forcible style, with its literary ornamentation (Porter 1997, 577).

4. Developing the rhetorical and stylistic curriculum: The *progymnasmata* and beyond

As rhetorical theory and practice continued to develop within the school system of the Hellenistic and Roman periods, the exercises employed in the classrooms, both by the *grammaticus* and by the *rhetor*, became more standardized as well. There was a decided development from the contemporary examples provided by the canon of Attic orators to a system of exercises for students to learn before studying the orators. The *progymnasmata* or preparatory compositional exercises (to the art of declamation; Kennedy 1994, 83) were the domain of the grammarian, and the use of them apparently occurred in one of two places in the curriculum, depending on context and location. The *progymnasmata* were apparently used either at the end of the grammatical education (whether this is seen as the first of two or second of three stages) in preparation for rhetorical training (the final stage by all account), or at the beginning of the rhetorical education. Grammar school students increasingly learned about words, then sentences, and finally about basic literary features of a text, including punctuation and marking of change of speakers. At this stage poets were the major authors read, with an eye toward identifying the features of poetic texts and how to evaluate them. As noted above (sec. 2), there were certain authors who were at the core of the curriculum, while others were at the periphery. The students learned to read, recite and explain these authors; in other words, there was a huge emphasis upon the oral and mnemonic character of education. However, the curriculum also included a written component. It was during the first century that grammatical study became a more or less fixed part of the grammar school curriculum. There was also practice in composition. These included the so-called preparatory exercises, or *progymnasmata* (Kennedy 2003). The ability to create these *progymnasmata* was considered necessary preparation for moving to the next stage in education, rhetoric proper. These exercises prepared students to study the canon of Attic orators or, in some circumstances, to study the material produced and modeled by the teacher himself. These exercises focused on declamation and involved composing a written speech and reading it out loud.

Elementary compositional exercises probably began to develop in the grammar and rhetorical schools of the fourth century BC (the first mention of *progymnasmata* is in the *Rhetoric for Alexander* 28; see Kennedy 2003, xi), but formal curricula for the *progymnasmata* do not appear until the Roman period during the first century. The earliest compositional handbook is by Aelius Theon (first century AD), but several others followed soon after, such as Hermogenes of Tarsus (second century AD) (though this work may be spurious), Libanius (fourth century AD), Aphthonius (fourth century AD) and Nicolaus (fifth century AD). These provide representative samples of what the elementary rhetorical curriculum would have looked like (Kennedy 2003, xii).

An outline and brief description of Hermogenes's handbook and categories provide a general indication of what exactly was involved for students at these early stages of rhetorical instruction (the headings and descriptions in Kennedy's 2003 edition are followed here).

1. On Fable
2. On Narrative
3. On Chreia

4. On Maxim
5. On Refutation and Confirmation
6. On Common-Place
7. On Encomion
8. On Syncrisis
9. On Ethopoeia
10. On Ecphrasis
11. On Thesis
12. On Introduction of a Law

Other handbooks have similar but expanded or modified categories for the exercises (Kennedy 2003, xiii, provides a synoptic chart of the extant *progymnasmata*). *The Exercises of Aelius Theon*, for example, include introductory comments on education, sections on topos (amplifying a fault or a brave deed) and *prosopopoeia* (personification) as well as exercises on reading, listening, paraphrase and counter-statements. But maxims, encomion and material on confirmation (though counter-statements address some of the material in this section) are lacking. These differences indicate that there was not a strict standardization of the curriculum itself at this time, just the agreed upon and utilized method of composition and instruction.

Each section of the *progymnasmata* begins with a definition and/or explanation of the category with its varieties, and then proceeds to give instruction on constructing the particular literary item through an *elaboration* that often includes examples. A word on each of the exercises discussed by Hermogenes provides a foundation for briefly exploring some of the more significant categories used in rhetoric and learned at the elementary stages of composition instruction.

Hermogenes devotes the first section to the fable, a characteristically Greek form of story (Oldaker 1934, 85 ff.; Morgan 1998, 221 ff.). The exercise begins by explaining the value of students learning to compose fables as a first step in forming students' minds while still impressionable. Hermogenes then offers comments on the opinion of the ancients concerning their meaning and purpose. Next, instructions and compositional examples are offered on how to compose concisely a fable, and then how to expand a fable. Finally, Hermogenes recommends avoiding "the use of periods and to be close to sweetness" (Kennedy 2003, 75), one of Hermogenes's central concepts of style.

The second exercise deals with narrative composition. Hermogenes states that the ancients understood narrative as the portrayal of an event as if it had already happened. Narratives played an important role as rhetoric developed in the fourth century BC under the Attic orators, so it remained a significant preliminary compositional skill for aspiring orators. Five figures of narrative are mentioned: direct declarative, oblique (or indirect – in the sense of the oblique Greek cases), interrogative, asyndetical, and comparative (Hermogenes 2.4 f.; Kennedy 2003, 76). Examples of each are given followed by appropriate uses. Direct figures are suitable for history, while oblique work well in trials; interrogative is appropriate for dialectical debate and asyndetical is suitable for epilogues.

Hermogenes addresses the *chreia* third. The *chreia* has been the most widely studied of the various exercises. *Chreias* recollect short sayings or actions that can be cited for some useful purpose. These sayings played a very important role in developing elementary compositional skills (Hock/O'Neil 1986; 2002; Morgan 1998, 185 ff.; Aelius Theon relates *chreias* to maxims and reminiscences in 3.96). *Chreias*, according to Hermogenes,

may be verbal (referring to a saying), actional (referring to a deed), or both. In the elaboration portion of the exercise various ways of integrating different types of *chreia* in composition are illustrated.

Maxims or universal summary statements, the fourth type of exercise, were to be used for either exhortation or dissuasion. Maxims are classified according to levels of certainty and style. They may be either true, plausible, simple, compound or hyperbolic. They are described by Aelius Theon as a form of *chreia* (Kennedy 2003, xiii), and Hermogenes sees similarities with the elaboration which, like the elaboration for the *chreia*, illustrates the types of maxims and the ways they can be employed in composing discourse.

The fifth exercise gives instruction on the use of refutation and confirmation. Arguments that are unclear, implausible, impossible, inconsistent, inappropriate and not advantageous are all candidates for refutation (Hermogenes 5.11; Kennedy 2003, 79). Hermogenes provides students with an example of how each can be refuted, and he insists that confirmation can be derived from the opposites of each of these.

Commonplaces formed an essential element of rhetorical theory and practice early on, as noted above, and mastery of them was a sign of mature and well-developed oratory. Thus, exposure to these compositional techniques played a formative role in the development of young *rhetors*. Commonplaces are dealt with in Hermogenes's sixth exercise. The exercise explains the syntax for the descriptive phrase: *topos* (place), modified by *koinos* (common). These were amplifications of things that were commonly agreed upon, from the temple robber to the war hero. Detailed instructions are provided by Hermogenes on how commonplaces are to be constructed. The first step is an explanation of the opposite, followed by a statement of the action itself, and concluded by a comparison and a maxim. Then the person's past is attacked on the basis of conjectures about the present, followed by rejection of pity through the use of *final headings* and a *vivid sketch of the action*. These descriptions are followed by various examples and suggestions for implementing commonplaces within the discourse.

The seventh section is devoted to discussion of the *encomion*, that is, expositions of the good qualities of a person or thing. These can have a general connotation (*encomion* of a man) or a specific connotation (*encomion* of Socrates), according to Hermogenes (Kennedy 2003, 81). Differences between *encomion* and commonplaces are spelled out. The two coincide in many respects, but they differ in terms of their goal or outcome: the purpose of commonplaces is for the subject to receive a gift, while for the *encomion* it is for the purpose of bearing testimony to virtue. Various ways in which people and things can be praised are then expounded at some length.

Syncrisis, Hermogenes's eighth type of exercise, refers to comparisons between two sides of a topic or issue − lesser versus greater, similar versus dissimilar (Kennedy 2003, 83, but the definition is lacking in the original Greek manuscript). Some ancients included *syncrisis* with the discussion of commonplaces, where certain actions are amplified through comparison. Hermogenes, however, suggests that it proceeded from encomiastic topics, comparing men with men, cities with cities, and so on. The exercise closes by listing various ways in which *syncrisis* can be employed in discourse.

Ethopoeia, the topic of the ninth exercise, refers to the "imitation of the character of a person supposed to be speaking" (Hermogenes 9.20; Kennedy 2003, 84). It is distinct from *prosopopoeia*, a form of personification in which one imagines the words of a real person as opposed to a non-existing person. Hermogenes mentions two types of

characterization along these lines: *definite* and *indefinite persons*. Indefinite characterizations speak in very broad terms, such as what a boy would say when leaving home, while definite characterizations portray what Achilles would say to Deidamia concerning war. The elaboration provides instructions on the most efficient way to use *ethopoeia*. It is best to use figures by proceeding from temporal perspectives – starting with the present, then moving back to the past and finally referring to the future.

The tenth exercise is *ecphrasis* or *descriptive speech*. This section develops the practice of vivid portrayal in speech. The proper form of this mode of speaking depends upon whether one is describing an action, person, place or season. In describing an action, one begins by telling about the things that came before the event. Hermogenes uses an *ecphrasis* on war as an example, in which various events preceding the war, such as recruiting soldiers, expenses, fears and attacks, would be mentioned as a prelude to the discussion of war itself. An *ecphrasis* on a person, place or season, however, is drawn from "narration and from the beautiful or useful or unexpected" (Hermogenes 10.23; Kennedy 2003, 86). The discussion concludes with the disclaimer that some authorities do not include an exercise on *ecphrasis* since fables, narratives, commonplaces and *encomions* all involve descriptive language, but "some writers of no small authority number ecphrasis among the exercises" (Hermogenes 10.23; Kennedy 2003, 86).

Thesis is the subject of the eleventh exercise, which is defined as a statement on a subject viewed apart from particular circumstances. Often a thesis takes the place of a very general piece of advice that is applicable to any person. Application of a thesis to a particular person, therefore, violates the form of this figure. Hermogenes makes a distinction between political and non-political theses, but these terms are used in a very broad sense. By political Hermogenes means advice or statements regarding common thoughts. He uses the example of whether someone should teach rhetoric or not. Nonpolitical theses are more appropriate to the domain of some fields within the sciences or philosophy, such as the shape of sky or the substance of the sun, and should be used among people who are familiar with these things. Theses are distinct from commonplaces. Commonplaces amplify something that is agreed upon, whereas theses expound upon something that is in doubt. Four logical divisions for theses, called *final headings*, are listed: justice, advantage, possibility and appropriateness (Hermogenes 11.25 f.; Kennedy 2003, 87 f.). These really function as various grounds a speaker may give for a particular thesis. For example, he may argue that his thesis is just and advantageous.

The final exercise is on the introduction of a law. Hermogenes notes that he includes this among the exercises because proposing laws and making objections to them can create a context for discussion. There are six subdivisions: clarity, justice, legality, advantage, possibility and appropriateness (Hermogenes 12.27; Kennedy 2003, 88). The exercise ends with an example of each type of introduction of a law.

Once students mastered these preliminary exercises they were ready to begin the more advanced stages of rhetorical instruction involving mastery of the handbooks and the imitation of oratorical models. Kennedy speculates that, after the preliminary exercises, the student was then introduced to the parts of rhetoric. These included invention, arrangement, style, memory and delivery. Perhaps, he thinks, some rhetorical teachers read from the handbooks to their students, while others may have offered their own lectures. This was all directed toward the student developing in his knowledge and understanding of the principles and practice of rhetoric so that he could learn to declaim or speak. The teacher would select a hypothetical subject and then the student would declaim on the

subject. This practice perhaps began as early as around 300 BC (so Quintilian, *Inst. Or.* 2.4.41), but most of the evidence is from the later Roman period (see Kennedy 1994, 83 f.).

5. Social contexts for the practice of rhetoric and the emergence of rhetorical genres

Several contexts provided opportunity for the practice of rhetoric in ancient Greece, but especially important were the legal and political realms. Aristotle divides rhetoric into three distinct categories, each associated with different types of listeners (Aristotle, *Rhet.* 1.3 1358a−b). Hearers are either observers or one of two types of judges, of things past or things to come. On the one hand, there are members of the Assembly who observe speeches from a political perspective, while on the other hand there are observers who make a decision about the skill of the orator. On the basis of the contexts, Aristotle concludes that there are three types of oratory: political (deliberative), judicial (forensic) and ceremonial (epideictic). Each of these types is further divided into two types of speeches which emerged out of these contexts, on the basis of the times with which they were associated and the ends for which they were employed. Deliberative speeches can be exhortative or dissuasive, forensic speeches are either accusative or defensive, and epideictic speeches either praising or censorious. The times are based upon the events judged by the audiences. Juries make decisions about the past (forensic), the Assembly makes decisions about the future (deliberative), and the observer of the ceremonial orator makes decisions about the present (epideictic). Political speeches are employed for expediency and inexpediency; judicial speeches for justice and injustice; and ceremonial speeches for honor and dishonor. The setting and audience give rise to each of these three genres.

Many scholars have claimed that the early rhetorical handbooks were designed exclusively for describing oratory in the law courts and, therefore, dealt only with creating forensic rhetoric (e.g. Hinks 1940, 63; Kennedy 1959, 169; 1963, 203 f.; Wuellner 1997, 61). According to this position, deliberative rhetoric is said to have developed much later. The major assumption that led to this position − proceeding from *dicanic* and *stasis* theory in later rhetoric − is that there was greater opportunity in early Athens for speaking in the law courts than there was for speaking among the assemblies. However, Wilcox had already convincingly argued that this assumption is based upon the predominance of forensic rhetoric much later in Athens under entirely different social conditions than those that would have been present in pre-Aristotelian Greece. Wilcox suggests instead that, in the political climate of fifth century BC Athens, orators would probably have had more opportunity to speak at assemblies than in the law courts (Wilcox 1942, 125 f.). The giving of speeches by those in official roles traveling outside of Athens is a natural extension of this Athenian context. These orations took place in a variety of contexts, such as negotiating treaties, offering of greetings and thanksgiving, giving speeches on foreign policy, etc. Ceremonial settings also provided contexts for the practice and development of Greek rhetoric. These situations included funerals, festivals and games. Speeches more akin to lectures on a wide range of topics took place in non-public settings as well.

Each of these settings relates to the issue of rhetorical exigency. The settings identify the historically-based rhetorical situations that occasioned and encouraged the development of formal rhetoric in Athens (Stamps 1993). These exigencies are explored below with particular reference to how they provided contexts for the emergence of formalized rhetorical theory and practice.

5.1. The assembly and the development of deliberative rhetoric

The Assembly was responsible for the governance of Athens including the legislation of decrees, the election of magistrates at the κυρία ἐκκλλησία, execution of executive decisions, response to requests for public or private discussion of a matter (Aristotle, *Ath. Pol.* 43.4) and handling political or civil emergencies when they arose (in the form of a meeting referred to as the ἐκκλησία σύγκλητος; see Hansen 1982). The Assembly met three times a month on the hill of Pnyx which was equipped with benches for members and a podium for those who were speaking (scholion at Demosthenes 24.20 ff.; cf. Aristotle, *Ath. Pol*. 43.4, who notes that the Assembly met four times every prytany). The format for the discussion of various matters was simple. A herald asked, "Who wishes to speak?", which was followed by a series of speeches, debate and a vote by the Assembly (Demosthenes 18.170). The Assembly attempted to conduct its proceedings according to a set of self-imposed rules so as to promote equality and fairness in all its deliberations. In his extensive research on the Athenian Assembly, Hansen has illustrated the importance of the *rhetors* and *strategoi* in ancient Greek politics in general and within the Assembly in particular (Hansen 1983/1989; cf. Pilz 1934). Hansen suggests that these *rhetors* and *strategoi* were the closest ancient Athens came to modern day politicians. A catalogue of all of the attested references to *rhetors* and *strategoi* between 403 and 322 BC demonstrates that *rhetors* formed a significant cross-section of citizens within the Assembly. They were not a clearly defined body, but on several occasions they participated in proposing decrees. The close association of the *rhetor* and the political life of early Athens is also seen in the fact that the first attested use of the term describes a speaker in the Assembly. The meaning of the term was later expanded to include speakers in other capacities. The Council prepared the agenda for Assembly meetings and so had a significant role in Athenian governance, even though their proceedings were conducted in private by citizens thirty years old and above (as opposed to the Assembly, which was composed of citizens who were 18 years old and above).

These political contexts provided significant opportunities for orators to develop and practice deliberative rhetoric. The frequent and consistent meetings of the courts and Assembly gave sufficient opportunity for the delivery of orations before the Athenian citizenry, usually numbering in the thousands. These settings made the development of good oratorical skills essential for citizens, as the persuasiveness of the speaker was ultimately determinative of the way the citizens would vote.

As a result of these contexts, orators were encouraged by circumstances to reflect seriously on how their political actions could have the greatest effect upon the audiences to whom they were speaking. The practice of rhetoric thus informed and precipitated reflection upon rhetorical theory, which in turn contributed to oratorical practice – including far from mundane challenges such as projecting their voice and being heard in less than ideal acoustical and weather situations (Olbricht 1997). All of these factors

contributed to the production of a rigorous theory of rhetoric in ancient Athens. The earliest instruction in oratory, therefore, was probably aimed at training people for speaking and debating within the Assembly, and a distinction between speech in the Assembly and in the law courts was probably not strictly theoretically maintained.

Several significant advances in deliberative rhetorical theory grew out of the praxis of political oratory in fourth-century Athens (Aristotle frg. 65). The earliest extant political speech is the third oration of Andocides, *On the Peace*, published and delivered by him. The speech, written and delivered in 392 BC as a result of Athens' refusal to accept the terms of a peace treaty he negotiated with Sparta, takes the form of a narration, which was uncommon for deliberative speeches (see sec. 3 above).

Unlike forensic speeches − which were tediously prepared and written down − political speeches (Hudson-Williams 1951) were usually delivered extemporaneously − or the orators at least attempted to give that impression (Plato, *Phaed*. 257 f., 277d; Aristotle, *Rhet*. 3.1.7 1404a). Isocrates classifies epideictic and forensic speeches as distinctly written compositions (Isocrates, *Antid*. 1.46.). Even though political speeches were given *impromptu* (or seemed to be so), they still had structure and organization. Hudson-Williams suggests that on Alcidamas's recommendation speakers could draw upon memorized model speeches and use these as skeletons for their own speech (Cicero, *Brut*. 46 f.). The seven categories outlined for deliberative speech in *Rhetoric for Alexander* could also have been used as a basic theoretical guide to composing political speeches. The style of the political orators also seems to have had an effect upon the literary speeches of Thucydides and Isocrates. As Hudson-Williams observes, "Isocrates aimed at combining the literary qualities of the epideictic composition with the important subject-matter of the extempore political speech", while Thucydides's speeches are largely based on "the demegoric speech and appear to have been composed on similar principles" (Hudson-Williams 1951, 72 f.).

When the tradition of writing political speeches became standard practice is hard to determine. Demosthenes's written deliberative orations are valued literary sources today, but the ancients were quite critical of his work, especially the school of Isocrates, due to their prejudice against written speeches. Even these written orations of Demosthenes were not entirely free from improvisation, however, which would have obviously been much more apparent in the speech itself than is evident in the extant literary account, which was clearly revised, edited and polished for publication (Adams 1912, 5; Daitz 1957). Demosthenes was, nevertheless, extremely influential in establishing a tradition of political speech publications. He devoted much of his career to political oration, especially against the encroachment of Philip and Alexander on Athenian autonomy, and many of his extant orations are deliberative speeches.

Of the three speech types discussed in Aristotle's *Rhetoric*, book 1, political rhetoric is dealt with first but is second to forensic oratory in the level of detail of the treatment. The subjects of political oratory are classified under five headings by Aristotle: (1) ways and means, (2) war and peace, (3) national defense, (4) imports and exports and (5) legislation (Aristotle, *Rhet*. 1.4 1359a−1360b). Aristotle emphasizes the importance of appeals to decisions that bring about happiness, goodness and the better of two *goods* (Aristotle, *Rhet*. 1.5 ff. 1360b−1365b). Finally, Aristotle describes four types of knowledge that the political orator needs to be persuasive to the governing officials: democracy, oligarchy, aristocracy and monarchy, along with their characteristic customs, institutions and interests (Aristotle, *Rhet*. 1.8 1365b−1366a).

5.2. The law court and the development of forensic rhetoric

A second significant setting that provided a context for the development of rhetorical theory and practice was the law courts. Forensic (also referred to as dicanic or judicial) rhetoric seems to have emerged through judicial needs that arose, through the influence of Corax and Tisias, in the fallout from the overthrow of the Tyrants in Sicily (466 BC). Shortly after these events, an increase in litigation in Athens provided a central setting for the development of rhetoric within the law courts. The Athenian courts were in session year around, and verdicts were rendered by juries selected from the ordinary male Athenian citizens thirty years of age and older. Athenian courts not only tried matters connected with various criminal activities, but were closely tied to administrative and political endeavors as well (e.g. the evaluation of officials for public office). This encouraged active participation by the citizens in judicial defenses and prosecutions. The court procedures followed a standardized format that allowed the litigant to speak twice in alteration with the prosecution in order to begin the trial.

It was common for litigants to hire a logographer or speech writer to compose a defense that they could memorize and recite to the jury. Speeches were probably expensive, but logographers put considerable time and effort into the composition and prided themselves on the end product. Alternatively, litigants would sometimes study rhetorical handbooks or sit under the instruction of a teacher of oratory in order to prepare their own defenses. The hiring of a *rhetor* as an advocate – a practice that became standard within the Roman courts – had not yet become a common practice, but litigants did choose this route on occasion. *Sycophants*, professional prosecutors who would exploit their right to bring accusations against the wealthy as a form of blackmail, also played a role in the Athenian courts, but efforts were made to guard against this type of extortion.

The judicial climate in fourth-century BC Athens led to development of a formalized forensic rhetoric. This rhetorical exigency led to two types of forensic speeches in association with the two central figures in the courtroom: the plaintiff and the defendant. The plaintiff made accusations, while the defendant offered a defense against the accusations. Accusatory and defensive speeches thus became standard in Athenian and later Roman forensic rhetoric (Aristotle, *Rhet*. 1.3.3 1358b; cf. 1.3.9 1359a where the two are coupled). Forensic speeches usually contain some type of formal recognition that they are either defensive or accusatory. Defensive speeches usually have a title beginning with the Greek preposition for *on behalf of* (ὑπέρ, *huper*) followed by the name of the litigant, whereas accusations usually begin with the preposition for *against* (πρός, *pros*) followed by the name of the accused (e.g. *Against Andocides*).

Several significant orators emerged in association with the tradition of legal rhetoric. Antiphon, as noted above, was well-known for his skill in forensic oratory (Thucydides 8.68.1). His *Tetralogies* are a collection of paired model accusatory and defensive speeches in three groups, all of which omit narrative sections typical in later forensic speeches. Two of three speeches by Antiphon in actual court cases utilize the narrative section, but not very well – it may be that Antiphon is merely a product of his time and the narrative was just beginning to be incorporated around the time of their composition (Kennedy 1963, 131). Lysias was also known for his skills as a logographer. In contrast to Antiphon, Lysias made consistent use of the narrative and refined its function. His oratorical abilities are displayed in several important forensic speeches. Dionysius of Halicarnassus preserved parts of Lysias's *Against Diogeiton* as an example of Lysias's

judicial oratory (Dionysius of Halicarnassus, *Lys*. 24). According to Dionysius the *prooemium* is a model example of what *prooemium* should be. The narrative is straightforwardly factual and powerful with very little comment, and the proof is effective (Usher 1999, 80). Other significant forensic speeches composed by Lysias include *Against Alcibiades for Desertion*, *Against Simon*, *Against Epicrates* and *Against Ergocles*. Lysias is often considered representative of early Athenian judicial rhetoric. Isocrates has already been discussed, but his impact upon the development of logography and judicial rhetoric should also be noted. Isaeus was another important logographer. While innovation in forensic rhetoric became difficult after Lysias's substantial contribution, Isaeus's knowledge of and expertise in Athenian law marked him as an important forensic orator. His detailed and sometimes critical exposition of the laws made a powerful presence in the Athenian law court (Usher 1999, 127).

Aristotle's *Rhetoric* provides the most detailed treatment of the theoretical discussion of forensic rhetoric (Aristotle, *Rhet*. 1.10 ff. 1368b−1377b; cf. Kennedy 1991, ix). A knowledge of wrong-doing is, according to Aristotle, needed to be a forensic orator, as is an understanding of specific laws (specific legal regulations) and general laws (laws generally acknowledged or assumed). An exposition of seven causes of human action is also given. Three are involuntary: (1) chance, (2) nature, and (3) compulsion. Four are voluntary: (4) habit, (5) reason, (6) anger, and (7) appetite. Voluntary actions are said to be good or apparently good; pleasant or apparently pleasant. The reader is referred to the discussion of the *good* in political rhetoric, and the *pleasant* is developed in association with forensic rhetoric. Various circumstances that lead men to commit injustices are also considered. The actions themselves are classified into categories and subcategories. Actions are dealt with in terms of (1) the law and (2) persons affected. The law can be (a) special or (b) universal, and the persons affected can be (a) corporate or (b) individual. A final section deals with comparing bad and worse actions.

5.3. Ceremonies and the development of epideictic rhetoric

A third and final significant public setting for the development of rhetoric in early Athens was various ceremonial contexts. The funeral orations delivered at Kerameikos, the Athenian cemetery, were given in honor of Athenian soldiers. Various festivals, public ceremonies and games also provided opportunities for speaking. These speeches did not have a distinctively political or judicial purpose − they did not develop out of a pragmatic and vocational need provided by various situations. Instead, they are characterized mainly by their aesthetic appeal and ornamentation. They are not addressed to the Assembly or juries, but attempt to impress the skills of the orator upon observing spectators. Kennedy asserts that "Epideictic is the form of oratory closest in style and function to poetry; both epic and drama are also delivered before spectators rather than before judges of fact or policy" (Kennedy 1963, 153). This public context provided the setting for the development of what is referred to in the handbooks as demonstrative or epideictic oratory.

Of the ten Attic orators, Isocrates made some of the most significant theoretical advances in this type of rhetoric. As Usher points out,

> with a wider audience, an educational and political programme, and, most of all a special style of writing in mind, Isocrates redefined epideictic literature, broadening its subject-

> matter and treating it on an unprecedented scale. Thus when earlier models are found – the fifth-century *Athenaion Politeia* for *Areopagiticus*, and the hortatory speeches of *Thucydides for Archidamus* – the Isocratean discourse is seen to range far more widely, embracing moral and philosophical ideas within a more complex structure (Usher 1999, 321 f.).

Several types of specific speeches emerge from this genre, especially in connection with funerals and festivals. Funeral orations (*epitaphioi*) were the most common expression of epideictic oratory. As a civic institution, these funeral speeches were given annually in honor of Athenian soldiers who had died in battle that year. The orator was voted on by the people and commissioned by the Council. Funeral orations immediately received a very formulaic character that became a distinguishing quality (Kennedy 1963, 154). The speech included a eulogy with a listing of the dead and their ancestral line, and words of encouragement and comfort directed toward the audience (Kennedy 1963, 155). It was not only a time for mourning, but also one for celebration. Only six known speeches can be unequivocally labeled today as funeral orations: two by Pericles, twenty-one lines from one of Gorgias's speeches quoted by Dionysius of Halicarnassus, Plato's *Menexenus*, the sixth speech of Demosthenes and a fragmentary oration by Hyperides (Kennedy 1963, 154 ff.). Various festivals and the Olympic Games also gave opportunity for oratorical displays. Panegyrics would be delivered with the Pan-Hellenic audience who attended the games in mind. These speeches were looked upon as an opportunity for the promotion of Greek culture and politics (Kennedy 1963, 166 f.; Usher 1999, 349 ff.).

Epideictic rhetoric is treated with the least detail by the theoreticians. The *Rhetoric for Alexander* asserts that this species deals with praise and blame (*Rhet. Alex*. 1440b). Aristotle provides a slightly more nuanced description, affirming that epideictic oratory is concerned with virtue and vice, praising and blaming (Aristotle, *Rhet*. 1.9 1366a). Aristotle also addresses the question of rhetorical devices in epideictic rhetoric. Amplification is particularly appropriate within this species while examples are well suited for political oratory and enthymemes for forensic oratory.

6. Selected bibliography

Adams, Charles Darwin (1912): Are the Political "Speeches" of Demosthenes to be regarded as Political Pamphlets? In: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 43, 5–22.

Blass, Friedrich (1905): Die Rhythmen der asianischen und römischen Kunstprosa. Leipzig.

Bonner, Stanley F. (1977): Education in Ancient Rome: From the Elder Cato to the Younger Pliny. Berkeley.

Booth, Alan D. (1979): Elementary and Secondary Education in the Roman Empire. In: Florilegium 1, 1–14.

Clark, Donald L. (1957): Rhetoric in Greco-Roman Education. Morningside Heights, NY.

Cribiore, Raffaella (2001): Gymnastics of the Mind: Greek Education in Hellenistic and Roman Egypt. Princeton.

Daitz, Stephen G. (1957): The Relationship of the De Chersoneso and the Philippica quarta of Demosthenes. In: Classical Philology 52, 145–162.

Denniston, John D. (1952): Greek Prose Style. Oxford.

Dover, Kenneth James (1968): Lysias and the Corpus Lysiacum. Berkeley.

Dover, Kenneth James (1997): The Evolution of Greek Prose Style. Oxford.

Enos, Richard L. (1993): Greek Rhetoric Before Aristotle. Prospect Heights, IL.
Enos, Richard L. (2004): The Art of Rhetoric at Rhodes: An Eastern Rival to the Athenian Representation of Classical Rhetoric. In: Carol S. Lipson/Roberta A. Binley (eds.): Rhetoric Before and Beyond the Greeks. New York, 183–196.
Grube, George M. A. (1952): Thrasymachus, Theophrastus, and Dionysius of Halicarnassus. In: American Journal of Philology 73, 251–267.
Gwynn, Aubrey (1926): Roman Education: From Cicero to Quintilian. Neuaufl. New York 1964.
Hansen, Mogens Herman (1982): When did the Athenian Ecclesia Meet? In: Greek, Roman and Byzantine Studies 23, 331–350.
Hansen, Mogens Herman (1983/1989): The Athenian Ecclesia: A Collection of Articles. 2 vls. Vl. 1: 1983; Vl. 2: 1989. Copenhagen (Opuscula Graecolatina, 26, 31).
Harris, Edward Monroe (1995): Aeschines and Athenian Politics. Oxford.
Hinks, D. A. G. (1940): Tisias and Corax and the Invention of Rhetoric. In: Classical Quarterly 34, 61–69.
Hock, Ronald F./Edward N. O'Neil (eds.) (1986): The Chreia in Ancient Rhetoric: The Progymnasmata. Atlanta (Texts and Translations, 27; Graeco Religion Series, 9; 1).
Hock, Ronald F./Edward N. O'Neil (eds.) (2002): The Chreia and Ancient Rhetoric: Classroom Exercises. Leiden (SBL Writings from the Greco-Roman World, 2).
Hudson-Williams, Harri Lloyd (1951): Political Speeches in Athens. In: Classical Quarterly 1, 68–73.
Kaster, Robert A. (1983): Notes on 'Primary' and 'Secondary' Schools in Late Antiquity. In: Transactions of the American Philological Association 113, 323–346.
Kaster, Robert A. (1988): Guardians of Language: The Grammarian and Society in Late Antiquity. Berkeley.
Kennedy, George A. (1959): The Earliest Rhetorical Handbooks. In: American Journal of Philology 80, 169–178.
Kennedy, George A. (1963): The Art of Persuasion in Greece. Princeton.
Kennedy, George A. (1991): Aristotle on Rhetoric: A Theory of Civic Discourse. New York.
Kennedy, George A. (1994): A New History of Classical Rhetoric. Princeton.
Kennedy, George A. (2003): Progymnasmata: Greek Textbooks of Prose Composition and Rhetoric. Leiden (SBL Writings from the Greco-Roman World, 10).
Kullmann, Wolfgang (2005): Kommunikation und Rhetorik bei Aristoteles. In: Joachim Knape/Thomas Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetoriktradition. Wiesbaden, 21–37 (Philosophie der Antike, 18).
Lausberg, Heinrich (1998): Handbook of Literary Rhetoric: A Foundation for Literary Study. Leiden.
Marrou, Henri Irénée (1956): A History of Education in Antiquity. London.
Monroe, Paul (1906): Source Book of the History of Education for the Greek and Roman Period. London.
Morgan, Teresa (1998): Literate Education in the Hellenistic and Roman Worlds. Cambridge.
Olbricht, Thomas H. (1997): Delivery and Memory. In: Stanley E. Porter (ed.): Handbook of Classical Rhetoric in the Hellenistic Period 330 B.C.–A.D. 400. Leiden, 159–167.
Oldaker, Wilfrid H. (1934): Greek Fables and Babrius. In: Greece and Rome 8, 85–93.
Pernot, Laurent (2005): Rhetoric in Antiquity. Washington D.C.
Pilz, Werner (1934): Der Rhetor im attischen Staat. Weida.
Porter, Stanley E. (1997): Paul of Tarus and his Letters. In: Stanley E. Porter (ed.): Handbook of Classical Rhetoric in the Hellenistic Period 330 B.C.–A.D. 400. Leiden, 533–586.
Rowe, Galen (1997): Style. In: Stanley E. Porter (ed.): Handbook of Classical Rhetoric in the Hellenistic Period 330 B.C.–A.D. 400. Leiden, 121–158.
Russell, Donald Andrew (1981): Criticism in Antiquity. London.
Rutherford, Ian (1998): Canons of Style in the Antonine Age: Idea-Theory in its Literary Context. Oxford.

Souda = Suidae Lexicon/Suidas, 5 vls. Ed. by Ada Adler (1928−1935). Leipzig (Lexicographi Graeci, 1).
Stamps, Dennis L. (1993): Rethinking the Rhetorical Situation: The Entextualization of the Situation in New Testament Epistles. In: Stanley E. Porter/Thomas H. Olbricht (eds.): Rhetoric and the New Testament: Essays from the 1992 Heidelberg Conference. Sheffield, 193−210.
Taylor, Christopher C. W. (1991): Plato Protagoras: Translated with Notes. Rev. ed. Oxford.
Too, Yun Lee (1995): The Rhetoric of the Identity of Isocrates: Text, Power, Pedagogy. Cambridge.
Usher, Stephen (1999): Greek Oratory: Tradition and Originality. Oxford.
Wifstrand, Albert (2005): Epochs and Styles. Selected Writings on the New Testament, Greek Language and Greek Culture in the Post-Classical Era. Ed. by Lars Rydbeck and Stanley E. Porter. Tübingen.
Wilcox, Stanley (1942): The Scope of Early Rhetorical Instruction. In: Classical Quarterly 53, 221−255.
Wilcox, Stanley (1943): Corax and the Prolegomena. In: American Journal of Philology 64, 1−23.
Worthington, Ian (1994): The Canon of the Ten Attic Orators. In: Ian Worthington (ed.): Persuasion: Greek Rhetoric in Action. London, 244−263.
Wuellner, Wilhelm (1997): Arrangement. In: Stanley E. Porter (ed.): Handbook of Classical Rhetoric in the Hellenistic Period 330 B.C.−A.D. 400. Leiden, 51−87.

Stanley E. Porter, Hamilton (Canada)

16. Rhetorische und stilistische Praxis der römischen Antike

1. Terminologie
2. Rhetorische Praxis vor der rhetorischen Theorie
3. Institutionalisierung und Professionalisierung der Rhetorik in republikanischer Zeit (161 v. Chr.−31 v. Chr.)
4. Die Bedeutung der Redepraxis in republikanischer Zeit: das Beispiel Cicero
5. Rhetorik und Bildung in der Kaiserzeit (Prinzipat) (31 v. Chr.−529 n. Chr.)
6. Gattungen der Redenliteratur
7. Rhetorik und Stilprogramme
8. Rhetorizität literarischer und fachsprachlicher Prosatexte
9. Rhetorizität poetischer Texte
10. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*During the period of the Republic, rhetorical practice was established in form of the public speech both in political and forensic institutions (*genus deliberativum *in the Senate and in public assemblies,* genus iudicale *in criminal and civil court proceedings). Structurally comparable to the Greek situation, it largely determined the social and political status of the speaker.*

After some initial reservation, rhetoricians began to make use of the full range of Greek rhetorical theory and practice in the second half of the second century BC. Within the field of

Souda = Suidae Lexicon/Suidas, 5 vls. Ed. by Ada Adler (1928−1935). Leipzig (Lexicographi Graeci, 1).
Stamps, Dennis L. (1993): Rethinking the Rhetorical Situation: The Entextualization of the Situation in New Testament Epistles. In: Stanley E. Porter/Thomas H. Olbricht (eds.): Rhetoric and the New Testament: Essays from the 1992 Heidelberg Conference. Sheffield, 193−210.
Taylor, Christopher C. W. (1991): Plato Protagoras: Translated with Notes. Rev. ed. Oxford.
Too, Yun Lee (1995): The Rhetoric of the Identity of Isocrates: Text, Power, Pedagogy. Cambridge.
Usher, Stephen (1999): Greek Oratory: Tradition and Originality. Oxford.
Wifstrand, Albert (2005): Epochs and Styles. Selected Writings on the New Testament, Greek Language and Greek Culture in the Post-Classical Era. Ed. by Lars Rydbeck and Stanley E. Porter. Tübingen.
Wilcox, Stanley (1942): The Scope of Early Rhetorical Instruction. In: Classical Quarterly 53, 221−255.
Wilcox, Stanley (1943): Corax and the Prolegomena. In: American Journal of Philology 64, 1−23.
Worthington, Ian (1994): The Canon of the Ten Attic Orators. In: Ian Worthington (ed.): Persuasion: Greek Rhetoric in Action. London, 244−263.
Wuellner, Wilhelm (1997): Arrangement. In: Stanley E. Porter (ed.): Handbook of Classical Rhetoric in the Hellenistic Period 330 B.C.−A.D. 400. Leiden, 51−87.

Stanley E. Porter, Hamilton (Canada)

16. Rhetorische und stilistische Praxis der römischen Antike

1. Terminologie
2. Rhetorische Praxis vor der rhetorischen Theorie
3. Institutionalisierung und Professionalisierung der Rhetorik in republikanischer Zeit (161 v. Chr.−31 v. Chr.)
4. Die Bedeutung der Redepraxis in republikanischer Zeit: das Beispiel Cicero
5. Rhetorik und Bildung in der Kaiserzeit (Prinzipat) (31 v. Chr.−529 n. Chr.)
6. Gattungen der Redenliteratur
7. Rhetorik und Stilprogramme
8. Rhetorizität literarischer und fachsprachlicher Prosatexte
9. Rhetorizität poetischer Texte
10. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*During the period of the Republic, rhetorical practice was established in form of the public speech both in political and forensic institutions (*genus deliberativum *in the Senate and in public assemblies,* genus iudicale *in criminal and civil court proceedings). Structurally comparable to the Greek situation, it largely determined the social and political status of the speaker.*

After some initial reservation, rhetoricians began to make use of the full range of Greek rhetorical theory and practice in the second half of the second century BC. Within the field of

oratorical literature, this led to the development of the first Latin Kunstprosa *(artistic prose), which was characterized by the opposition of Asianism and Atticism and reached its first culmination in the prose of Cicero.*

Being an essential component of public life in all cities of the Imperium Romanum*, both political and forensic oratorical activity increased during the Imperial period, but it suffered a loss of prestige and significance, as its power was curtailed by those of the emperor. Thus, it was replaced by many forms of epideictic oratory, which enjoyed a growing popularity at both private and public institutions. Rhetorical instruction became a vehicle for providing a type of general education that also included philosophy. Such a system of education created homogenous upper classes and soon formed a regular prerequisite for political and social careers.*

The rhetorization of education resulted in a rhetorization of all types of literature. Christians, too, who had viewed on rhetorical methods with skepticism, or even with hostility, came to use it for their literature. Moreover, St Augustine spurred the development of a theory of the sermon based on traditional rhetoric.

In more general terms, rhetorical knowledge entered the Roman Kunstprosa (artistic prose) and found broad and variegated application in scholarly prose and in fictional writing starting from Ovid to Late Antiquity.

1. Terminologie

Zur einschlägigen Terminologie der rhetorischen Praxis gehören die synonymen Ausdrücke wie *eloquentia*, *facundia* und *facultas dicendi*, die mit ‚Beredsamkeit', ‚Redegewandtheit' und ‚Redefähigkeit' wiederzugeben sind; sie sind Begriffen der rhetorischen Theorie gegenübergestellt, deren Kern der Ausdruck *ars* ist: *ars rhetorica*, *ars oratoria*, *ars bene dicendi*. Allerdings sind die Begriffe der Theorie und Praxis nicht präzise geschieden. Die übliche Bezeichnung für den Redner, der öffentlich agiert, ist *orator*; sie kommt dem Redner vor Gericht zu wie auch dem Redner in politischen Institutionen. Ein *orator* kann daher sowohl ein Anwalt als auch ein Politiker sein. Für den Redner vor Gericht sind außerdem noch der Terminus *advocatus* ‚Anwalt', ‚Sachwalter', ‚Gerichtspatron' und *causidicus* ‚Anwalt' gebräuchlich; dem Redelehrer und Redner kann auch die Bezeichnung *rhetor* zukommen, seit dem 2. Jh. auch der Begriff *sophistes*/*sophista*, der nicht mehr negativ konnotiert ist. Für den Redner außerhalb der gerichtlichen und politischen Institutionen ist auch noch die Bezeichnung *declamator* üblich geworden, die sowohl für den Verfasser von Reden als auch für den Redner selbst gilt.

2. Rhetorische Praxis vor der rhetorischen Theorie

Für die Römer der Oberschichten gab es nur zwei prominente Möglichkeiten, politisch und gesellschaftlich tätig zu werden, entweder als Redner oder als Jurist. Ein höheres Prestige hatte offensichtlich die Tätigkeit eines Redners (Cicero, *Brutus* 151 ff.). Diesem garantierten der römische Staat und die römische Gesellschaft zur Zeit der Republik ein hohes Maß an Betätigung, das zumindest strukturell den griechischen Verhältnissen ähnelte. Die zentralen Bereiche öffentlicher Rede, die Beratungs- oder politische Rede (*genus deliberativum*), die Gerichts- oder forensische Rede (*genus iudiciale*) und die Lob- oder Festrede (*genus demonstrativum*) hatten einen festen Platz. Vor allem war im Rah-

men der staatlichen und gerichtlichen Institutionen eine überzeugungsbildende Redefähigkeit zur Durchsetzung von Ansprüchen und Wünschen gefordert. Wer im römischen Senat, dem wichtigsten politischen Organ mit 300 (seit 82/81 v. Chr. mit 600) Mitgliedern, auf dessen Beschlussfassung Einfluss nehmen wollte, musste fähig sein, seinen Standpunkt überzeugend zu vertreten. Und wer bei Abstimmungen in den beschließenden Volksversammlungen, den *comitia* und *concilia plebis*, Erfolg haben wollte, musste in den beratenden Volksversammlungen, den *contiones*, die den beschließenden Versammlungen vorausgingen, die öffentliche Meinung steuern lernen. Da galt es, ein Massenpublikum zu beeinflussen. Allerdings war die Zahl der möglichen Redner relativ gering. Im Senat waren es die Senatoren, die nach einer klaren Rangordnung (zuerst die ehemaligen Konsuln, die Consulare, dann die ehemaligen Prätoren, die Praetorier usw.) reden konnten, in den Volksversammlungen die Magistrate als Versammlungsleiter und die von diesen zugelassenen Rednern, vornehmlich wieder Consulare und Praetorier. Nicht weniger war die Redefähigkeit der Ankläger und Verteidiger vor den Gerichten gefordert. Da die Richter nicht rechtskundig sein mussten und es als Laien in der Regel auch nicht waren, konnte es nicht ausbleiben, dass auch sachfremde Überzeugungsmittel zur Gewinnung der Richter eingesetzt wurden. Die öffentlichen Strafprozesse fielen in die Zuständigkeit entweder der vielköpfigen Volksgerichte, der *comitia centuriata* mit vorgeschalteten *contiones*, oder der zunächst ad hoc eingerichteten Gerichtshöfe, den *quaestiones extraordinariae*, später der ständigen Gerichtshöfe, den *quaestiones perpetuae*, mit in der Regel 30 bis 60 Mitgliedern. Die Zivilprozesse, die zwar im Hause der Richter stattfanden, im Prinzip aber trotzdem öffentlich waren, kamen mit einem Richter aus, den die streitenden Parteien zu überzeugen hatten. Wenn auch im Zentrum der Prozesse Fragen von Recht und Unrecht des Angeklagten standen, so hatten die Rechtsvertreter der streitenden Parteien doch auch ein eigenes Interesse, denn Erfolge befestigten den politischen und gesellschaftlichen Einfluss und begünstigten den Aufstieg dahin. Da die Tätigkeit vor Gericht an keinen politischen Status gebunden war, konnte sich hier jeder rhetorisch bewähren (Jehne 2000, 171−174). Von geringerer Bedeutung war die Lob- oder Festrede. Sie hatte vor allem als *laudatio funebris*, als Leichenrede, im Rahmen des Begräbnisses von Mitgliedern der Oberschicht ihren prominenten Platz und diente der Darstellung sozialen Prestiges und politischer Macht. Nutznießer der Rhetorik waren also einmal die Politiker, zum andern die Anwälte. Diese waren zwar unentgeltlich tätig, denn nach der *Lex Cincia de donis et muneribus* von 204 v. Chr. durften sie kein Honorar für ihre Tätigkeit annehmen, aber sie vermehrten ihr gesellschaftliches und politisches Prestige, da sie als Gerichtspatrone ihr soziales Netzwerk in der Form der *clientela* stärkten und erweiterten. Daher konnte die Tätigkeit als Anwalt auch die politische Karriere vorbereiten und begünstigen, so im Falle des älteren Cato und Ciceros, die beide als *homines novi* den politischen Aufstieg in die höchsten Ämter ihrer Anwaltstätigkeit verdankten.

Obwohl die öffentliche Rede in Rom ein bedeutender Faktor politischen und gesellschaftlichen Einflusses war, gab es bis weit ins 2. Jh. v. Chr. keine theoretische Ausbildung. An ihrer Stelle stand das Lernen durch Nachahmung erfolgreicher Redner. Die Redepraxis war die beste Lehrmeisterin. Ein Beispiel für diese Praxis sind die Reden des älteren Cato, des Marcus Porcius Cato Censorinus (234−149 v. Chr.), die uns in Fragmenten erhalten sind und noch nicht die Überformung durch eine rhetorische Theorie zeigen. Die Ignorierung einer solchen Theorie überrascht zunächst, denn in der zeitgenössischen griechischen Rhetorik lag ein hochdifferenziertes System vor, das sich zur Vermittlung anbot, zumal es Gegenstand des Bildungswesens im griechischen Kultur-

raum war. Aber die Römer, zumindest die der Oberschicht, waren von dessen Leistungsfähigkeit nicht überzeugt. Diese Skepsis spiegelt ihre grundsätzliche Einstellung gegenüber den kulturellen Leistungen der Griechen und ihrer Lebenswirklichkeit. Mit diesen sich nicht auseinanderzusetzen war freilich nicht möglich, denn die Römer eroberten seit dem Beginn des 2. Jhs. v. Chr. alle Staaten der griechischen Mittelmeerwelt, und umgekehrt wurde Rom zum Anziehungspunkt der Griechen. Die Römer taten sich lange schwer mit ihnen. Die griechische Rationalität mit einem offenen Wertesystem widersprach ihrem Vertrauen auf einen festgefügten und normativen *mos maiorum*. Mit einer Mischung aus Ängstlichkeit und Verachtung schützten sie sich vor den Anfechtungen einer fremden Kultur. Für diese Haltung steht der ältere Cato, der in der griechischen Kultur einen Feind römischer Identität und eine Infektion durch das Virus der griechischen Bildung fürchtete: „Wenn uns dieses Volk mit seiner Bildung beschenkt, dann verdirbt es alles“ (C. Plinius Secundus, *Naturalis historia* 29,14). Vor dem Hintergrund dieser Haltung sind die speziellen Vorbehalte gegenüber der Rhetorik zu verstehen. Da war einmal der Verdacht der Manipulation durch die Macht der Rede, ein Verdacht, der seit Platons rigorosem Verdikt unausrottbar war. Zum andern war man vielfach überzeugt, dass die Theorie und Systematik der in Griechenland vermittelten Rhetorik für die rhetorische Praxis nutzlos seien. Platon hatte bereits im *Phaidros* (266 d 5−267 d 4) seinen Spott über den hohen Grad der Differenzierung ausgegossen. Und programmatisch formulierte der ältere Cato seinen antirhetorischen Grundsatz: *rem tene, verba sequentur* [Erfasse die Sache, die Worte werden folgen] (Julius Victor, *Ars rhetorica* 1). Das war vor allem gegen den elaborierten Bereich des Stils gesagt, der in der *lexis* (*elocutio*) gepflegt wurde. Catos wirkungsvolle rhetorische Verfahren sind in der Tat nicht durch die rhetorische Theorie vermittelt, sondern das Ergebnis der Erprobung. Nicht auszuschließen ist auch, dass Statusängste mit im Spiele waren. Schließlich konnte die Rhetorik als erlernbare Technik den sozialen Aufstieg befördern und durch dieses egalitäre Potenzial die traditionelle Hierarchie der Gesellschaft gefährden.

3. Institutionalisierung und Professionalisierung der Rhetorik in republikanischer Zeit (161 v. Chr.–31 v. Chr.)

Im griechischen Kulturraum war die Rhetorik als Krone der Bildung im Rahmen des *Gymnasion* seit dem 3. Jh. v. Chr. institutionell fest verankert und wurde von professionellen Lehrern vermittelt. Die Rezeption der Rhetorik in Rom führte aber erst sehr zögerlich zu vergleichbaren Verhältnissen. Im Bildungssystem der griechischen Staaten nahm seit dem 3. Jh. v. Chr. der Rhetorikunterricht nach dem Elementar- und Grammatikunterricht die dritte und höchste Stufe ein. Im Zuge ihrer militärischen und politischen Expansion in den Raum der griechischen Staatenwelt lernten die Römer dieses System kennen und schätzen; denn mögen sie zunächst auch vor allem als Eroberer gekommen sein, so entstand doch schon früh das Bedürfnis, gerade das Bildungssystem zu nutzen, insbesondere das Angebot der Rhetorik. Diese wurde im Rahmen des *Gymnasion* in allen griechischen Städten vermittelt, und sie lag in der Hand von professionellen Lehrern, die meist für Rhetorik und Philosophie gleichzeitig zuständig waren. Die Bildungsmetropolen Athen und Rhodos zogen vor allem die Römer an, aber auch zahlreiche regionale Bildungszentren waren attraktiv. Insgesamt entwickelte sich schon sehr früh ein reger Bildungstourismus von Mitgliedern der römischen Oberschichten, dem Senatoren- und

Ritterstand (Habicht 1997, 9–18). Umgekehrt lockte Rom als das aufsteigende politische Zentrum jener Welt Griechen an, die die Römer für die kulturellen Leistungen der Griechen gewinnen wollten. Angesichts der Bedeutung öffentlicher Rede in Rom war es naheliegend, die Römer von der Bedeutung der Rhetorik zu überzeugen. Allerdings war das öffentlich lange nicht möglich, sondern nur in den Häusern der Nobilität. Hier konnten die Römer auch auf professionelle Wanderlehrer zurückgreifen, die ihren Unterricht in verschiedenen Städten Griechenlands anboten. Auf jeden Fall gab es ein umfassendes Angebot an professionellen Rhetoriklehrern, die die römischen Oberschichten als Privatlehrer einsetzen konnten. Öffentliches Werken verhinderte jedoch u. a. der Praetor M. Pomponius, der im Jahr 161 v. Chr. einen Senatsbeschluss bewirkte, der griechische Philosophen und Rhetoren aus Rom auswies (Sueton, *De rhetoribus* 1). Öffentliche Empörung löste im Jahr 156 v. Chr. der griechische Philosoph Karneades in Rom aus, als er anlässlich einer Gesandtschaftsreise im Auftrag der Stadt Athen an zwei aufeinander folgenden Tagen in griechischer Sprache öffentlich über die Gerechtigkeit sprach, und einmal für, zum andern gegen sie als sozialethisches Prinzip plädierte. Das war eine Werberede für die Leistungen der Rhetorik, die seit ihren Anfängen den Anspruch erhob, überzeugende Argumente für das Pro und Kontra eines Sachverhaltes liefern zu können. Der ältere Cato versuchte daraufhin, den Senat zu einer Ausweisung zu bewegen. Über den Erfolg ist allerdings nichts bekannt. Insgesamt verhinderte der geistige Widerstand gegen die griechische Kultur im 2. Jh. v. Chr. die Einrichtung von allgemein zugänglichen Schulen, die der Rhetorikausbildung dienten. Diese war zwar durchaus gefragt, aber sie war eine private Angelegenheit, für die die einzelnen Familien der Oberschicht selbst sorgten. Unterrichtssprache wird im Allgemeinen das Griechische gewesen sein. Erst für den Beginn des 1. Jhs. v. Chr. ist eine allgemein zugängliche Rhetorikschule nachweisbar. Es war die Schule des L. Plotius Gallus, eine private Fachschule, die sich auch noch dadurch auszeichnete, dass der Unterricht in lateinischer Sprache und mit römischen Sujets in der Form des Ganztagsunterrichts durchgeführt wurde (Sueton, *De grammaticis* 25). Dieser 94 v. Chr. gegründeten Einrichtung stand der römische Staat misstrauisch gegenüber, der 92 v. Chr. durch die Censoren tätig wurde. Diese missbilligten die Konzentration auf die praktische Rhetorik in dem ganztägigen Unterricht, weil sie dadurch einen Verlust an traditioneller Ausbildung durch das *tirocinium fori*, die forensische Rekrutenzeit, befürchteten. Daher versuchten sie den Unterricht zu unterbinden. Ob der Unterricht und die Einrichtung weiterer Schulen dadurch nachhaltig behindert wurden, ist nicht bekannt. Für die nächsten Jahrzehnte gibt es nur wenige sichere Daten. Erst aus den 60er Jahren sind weitere Schulen nachweisbar: so die Schulen des M. Epidius, die M. Antonius (geb. 82 v. Chr.) und später Augustus (geb. 63 v. Chr.) besuchten (Sueton, *De grammaticis* 28,1), des Sex. Clodius (Sueton, *De grammaticis* 29,1) und des M. Antonius Gnipho, zu dessen Hörern Cicero in seiner Amtszeit als Prätor gehörte. Der Unterricht wird jetzt weitgehend zweisprachig geworden sein, wegweisend für die Zukunft. Spätestens in diesen Jahren muss sich die Rhetorikschule als private Institution endgültig durchgesetzt haben. Ciceros Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Rhetorik und sein eigenes Bildungsideal in *De oratore* (55 v. Chr.) sind nur im Horizont einer umfassenden Institutionalisierung der Rhetorik zu verstehen. Offen waren diese Schulen nicht nur für die Oberschichten, sondern auch für andere Schichten, falls sie hinreichend vermögend waren. Der Dichter Horaz (geb. 63 v. Chr.) konnte so in seiner Jugend als Sohn eines Freigelassenen eine sorgfältige Ausbildung erhalten. Die Inhalte des Unterrichts sind allerdings nicht kenntlich, so dass die Stellung dieser Ausbildung im Rahmen

des noch recht offenen Bildungssystems unbekannt bleibt. Nimmt man die Urteile Ciceros in *De oratore* ernst, dann handelte es sich bei dem Unterricht um einen engen Fachunterricht zur Vermittlung von Redetechniken, ohne dass damit besondere Bildungsansprüche für eine Allgemeinbildung erfüllt worden wären. So waren diese ersten Rhetorikschulen eher Schwundstufen der entsprechenden griechischen Schulen, die durch ihre Verbindung von Rhetorik und Philosophie allgemeinbildenden Charakter hatten. Es ist ein historisches Paradox: Der lange Weg zur Institutionalisierung führte in dem Augenblick zum Ziel, als die Republik, der Nährboden der vielfältigen Beredsamkeit, in Agonie verfiel (83−31 v. Chr.) und die Bedeutung der Beredsamkeit schließlich durch die autoritäre Herrschaftsform des Prinzipats (seit 31 v. Chr.) eingeschränkt wurde.

4. Die Bedeutung der Redepraxis in republikanischer Zeit: das Beispiel Cicero

Im Prinzip gab es zwei Möglichkeiten, die Redefähigkeit für eine Karriere einzusetzen. Entweder richtete man sich als Anwalt ein und gewann durch Sicherung und Vergrößerung seiner Klientel Einfluss und Bedeutung in der Gesellschaft, oder man sah die Anwaltstätigkeit als Vorbereitung für den Einstieg in die höhere Beamtenlaufbahn, den *cursus honorum*, an. Wer nicht der Oberschicht der Nobilität angehörte, musste über diese Anwaltstätigkeit öffentliches Prestige gewinnen, um für die höheren Ämter wählbar zu werden. M. Tullius Cicero (106−43 v. Chr.), als Theoretiker der Rhetorik eine epochale Gestalt, steht beispielhaft für die Bedeutung und die Möglichkeiten der Beredsamkeit im republikanischen Rom. Da er nicht der Oberschicht angehörte, konnte er sich für eine politische Karriere nur durch eine Tätigkeit als Anwalt qualifizieren. Und so war es seit seiner Jugend sein festes Ziel, Anwalt zu werden. Als dem 27-jährigen die Ärzte 79 v. Chr. empfahlen, aus gesundheitlichen Gründen seine Anwaltstätigkeit aufzugeben, da glaubte er, „noch so große Risiken eingehen zu sollen als auf den erhofften Ruhm eines Redners zu verzichten“ (Cicero, *Brutus* 313 f.). Diese Entscheidung endete − nach Formulierungen im *Brutus* − mit seinem Aufstieg zum gesuchtesten Anwalt Roms. Die rhetorische Ausbildung ist zunächst vor allem eine Ausbildung durch die Praxis gewesen. Der enge Anschluss an die herausragenden Prozessredner der Zeit, an M. Antonius und L. Licinius Crassus, garantierte die beste Vorbereitung. Schriftlich aufgezeichnete erfolgreiche Reden von ihnen und anderen Rednern boten Übungsmaterial, auch als Gegenstand des Auswendiglernens. Vor allem aber boten die Reden in den beratenden Volksversammlungen und in den Strafprozessen zahlreiche Möglichkeiten des Lernens. Den Zugang zum Griechischen verschaffte ihm der Privatunterricht des griechischen Dichters Aulus Licinius Archias, der ihn als erster angeregt hatte, den Beruf eines Redners und Anwalts zu ergreifen, und ihm durch die Lektüre griechischer Literaturwerke, einschließlich der Redenliteratur, gute Voraussetzungen geschaffen hatte. Nachdem das Schulhaupt der Akademie in Athen, Philon von Larisa, im Jahre 88 v. Chr. nach Rom übergesiedelt war, hörte Cicero nicht nur dessen philosophische Vorlesungen, sondern nahm auch an dessen rhetorischen Übungen teil. Für die Einübung rhetorischer Fertigkeiten sorgte er in den 80er Jahren selbst: „Ich übte mich im Deklamieren [...], oft gemeinsam mit (den älteren Studiengenossen) Marcus Piso und Quintus Pompeius und sonst wem, Tag für Tag; dies tat ich häufig in lateinischer Sprache, doch öfter noch auf griechisch: weil das Griechische, das mehr Schmuck darbot, darin übte, in ähnlicher

Weise lateinisch zu sprechen, und weil mich meine berühmten griechischen Lehrer nur dann verbessern und unterweisen konnten, wenn ich mich des Griechischen bediente" (Cicero, *Brutus* 310). Werbung für die Leistungen der griechischen Rhetorik machten gelegentlich in Rom auftretende griechische Rhetoren, so Apollonios Molon aus Rhodos, der als Gesandter im Jahre 81 v. Chr. nach Rom kam. Seine Bildungsreise in den griechischen Osten (79−77 v. Chr.) führte Cicero nicht nur in die Akademie in Athen, sondern auch in die Rhetorenschulen des Ostens, insbesondere in die Schule des Apollonios Molon in Rhodos, der ihm eine kräfteschonende Vortragsart empfahl.

Den Einstieg in seine Rednertätigkeit wagte Cicero erst 81 v. Chr. im Alter von 25 Jahren. In einem Zivilprozess trat er erfolgreich als Verteidiger auf (*Pro P. Quinctio*). Er setzte sich dabei gegen Quintus Hortensius Hortalus durch, den besten Anwalt der Zeit, den die Gegenseite aufgeboten hatte. Das war ein durchaus spektakulärer Einstand. Ein weiterer Erfolg als Verteidiger im folgenden Jahr in einem Strafprozess mit politischem Hintergrund (*Pro Sex. Roscio Amerino*) brachte schon den Durchbruch und machte Cicero zum gesuchten Anwalt, der eine Fülle neuer Aufgaben übernahm. Seine Bildungsreise 79−77 v. Chr. bedeutete keinen Karriereknick, sondern brachte eine Verbesserung der Redetechnik, die seine Leistungsfähigkeit als Redner steigerte. Als Anwalt in zahlreichen Prozessen verschaffte er sich Ansehen und zugleich eine beachtliche Klientel. So konnte er sich im Mindestalter für das Jahr 75 v. Chr. um die Quästur, die den Beginn der höheren Ämterlaufbahn, des *cursus honorum*, markierte, mit Erfolg bewerben. Er war stolz darauf, aufgrund eigener Tüchtigkeit (*virtus*) gewählt geworden zu sein, und nicht, weil er einem vornehmen Geschlecht angehörte (*In L. Pisonem* 2). Nun gehörte er mit dem Ende der Amtszeit dem Senat an. Die Bewerbungen um die weiteren Ämter des *cursus honorum* waren gleichfalls im Mindestalter erfolgreich. 69 v. Chr. folgte die Ädilität, 66 v. Chr. die Prätur und − als Höhepunkt − 63 v. Chr. das Konsulat. Die Jahre zwischen der Quästur und der Wahl zum Konsul waren vor allem angefüllt mit Prozessreden, von denen einige wie z. B. die erfolgreichen Reden gegen Verres (*In Verrem*) im Strafprozess wegen Erpressung aus dem Jahre 70 v. Chr. in einem politisch verminten Gelände gehalten wurden. Die erste politische Rede hielt er als Prätor 66 v. Chr. in einer Volksversammlung, in der er einen Gesetzesantrag zugunsten des Cn. Pompeius Magnus unterstützte (*De imperio Cn. Pompei*). Im Konsulatsjahr folgten die politisch brisanten Reden gegen Catilina (*In Catalinam*), teils im Senat, teils in Volksversammlungen. Sie trugen dazu bei, die Gefahr des Putsches durch diesen zu beseitigen. Über zwei Jahrzehnte blieb Cicero mit einigen Unterbrechungen als Politiker und politischer Anwalt eine bedeutende Gestalt der späten Republik; durch seine Reden versuchte er den Gang der Politik zu beeinflussen. Von den zahlreichen Reden sind 58, teilweise mit Lücken, erhalten, weitere ca. 100 sind durch Titel oder Fragmente bekannt. Die letzten Reden, die Reden gegen M. Antonius (*Philippicae*) im Jahre 43 v. Chr., brachten ihm den Tod ein.

5. Rhetorik und Bildung in der Kaiserzeit (Prinzipat) (31 v. Chr. – 529 n. Chr.)

Die Etablierung der monarchischen Staatsform des Prinzipats durch Augustus führte zu einem großen Bedeutungsverlust der öffentlichen politischen Rede primär in Rom, denn dort wurde die Volksversammlung politisch bedeutungslos, und der Senat verlor seine alten gestalterischen Möglichkeiten an den Kaiser, wenn er auch als ein Organ der Bera-

tung und Empfehlung im Rahmen kaiserlicher Vorhaben durchaus tätig werden konnte. Allerdings bestand immer die Gefahr, dass einzelne Kaiser eher die Akklamation zu eigenen Maßnahmen als die Beratung suchten. Wichtiger aber noch als der Verlust politischer Bedeutsamkeit des Senats war die Tatsache, dass eine politische oder administrative Karriere nicht von der Rednertätigkeit abhängig war, sondern in der Hand des Kaisers lag. Allerdings darf man das Ausmaß rednerischer Betätigung im öffentlichen Leben auf keinen Fall minimieren. Das gilt besonders für die zahlreichen Städte des Imperium Romanum. Eine nicht unbedeutende kommunale Selbstverwaltung, die im lateinischen Westen erst in der Kaiserzeit in Anlehnung an die Verhältnisse im griechischen Osten eingerichtet wurde, verlangte im Stadtrat (Senat/Bule) rednerische Kompetenz, wenn es um die Realisierung kommunaler Aufgaben ging. Selbst die Volksversammlung behielt eine öffentliche Bedeutung. Insgesamt ist also ein größerer Bedarf an Redefähigkeit anzusetzen. Die Provinzialverwaltung mit dem vom Kaiser bestellten Statthalter übte eher eine allgemeine Aufsichtsfunktion aus. Neben der politischen Rede behielt weiterhin die gerichtliche Rede ihre Bedeutung in Privat- und Strafprozessen; sie nahm angesichts der Ausdehnung des Imperium quantitativ natürlich erheblich zu. Gleichzeitig setzte sich die Tätigkeit des Anwalts als ein fester Beruf durch, der auch honoriert wurde. Ebenfalls für den Aufstieg zu einer politischen Karriere in der munizipalen Selbstverwaltung kamen Redner infrage. Hohe Ämter wurden nicht selten von ihnen eingenommen. Redner konnten selbst Konsuln werden − natürlich nur mit Zustimmung des Kaisers, der für diese Ämter zur entscheidenden Instanz geworden war. Prominentes Beispiel ist M. Cornelius Fronto (2. Jh.), der sich als Rechtsanwalt und Redner für den traditionellen *cursus honorum* qualifizierte und es bis zum Prätor brachte, bis ihn Kaiser Antoninus Pius zum Erzieher seiner adoptierten Kinder (M. Aurelius und L. Verus) machte. Die enge Verbindung zum Kaiserhaus garantierte dann seine Wahl zum *consul suffectus*. Ein instruktives Beispiel ist auch der vielseitige Literat Decimus Magnus Ausonius (um 310−394), der als *grammaticus* und *rhetor* in Burdigala (Bordeaux) tätig war, bis er Erzieher des späteren Kaisers Gratian in Trier (um 367) wurde und während dessen Regierungszeit (375−383) eine steile politische Karriere begann. Vor allem die politische epische Panegyrik war ein probates Mittel für den sozialen Aufstieg. Claudius Claudian (um 400) erhielt so ein Amt und eine Ehrenstatue auf dem Trajansforum für seine Panegyrik auf Stilicho.

Neu produktiv wurde die epideiktische Rede. In republikanischer Zeit war sie vor allem als *laudatio funebris* präsent; in der Kaiserzeit zeigte diese Redegattung aber ein hohes Entwicklungspotenzial, das durch Rezeption der griechischen Praxis zu neuen Möglichkeiten führte. Eine Fülle von Redeanlässen ließen diese Gattung regelrecht explodieren. Ihre Formen waren nicht selten eine Angelegenheit großer und prestigeträchtiger Öffentlichkeiten, was auch zur Ausbildung professioneller Redner führte, die es zu einigem Reichtum bringen konnten. Aber auch unterhalb der professionellen Ebene wurden diese Redeformen gepflegt. Insgesamt stand dem Bedeutungsverlust der politischen Rede in Rom ein quantitativer Zuwachs an Redepraxis in Staat und Gesellschaft im gesamten Imperium gegenüber. Aber der Umfang ist nicht das Bemerkenswerte; er zeigt nur, dass die Redepraxis ein bedeutender Faktor des öffentlichen Lebens war. Bemerkenswert ist vielmehr, dass die Rhetorik im Bildungssystem einen zentralen Platz erhielt. In der vertikalen Gliederung des Systems stellte der Unterricht der Rhetorikschule nach dem Elementar- und Grammatikunterricht das Ziel jeder höheren Bildung dar. Das ist die Fortschreibung des hellenistischen Systems. Während in republikanischer Zeit die Bildungseinrichtungen privat organisiert waren, wurden diese nun von den Städten über-

nommen. Von Rom ausgehend breiteten sich bereits im 1. Jh. n. Chr. die Rhetorikschulen im ganzen lateinsprachigen Westen aus. In ihrer Zweisprachigkeit zeigten sie die Gleichwertigkeit der lateinischen und griechischen Sprache. Im griechischsprachigen Osten, der einsprachig blieb, wurden sie konsolidiert und auch vermehrt. Zentren waren u. a. Athen, Ephesos, Alexandreia und im 4. Jh. Antiocheia. Insgesamt wurden die Rhetorikschulen vielfältig gefördert. Nicht nur die Städte, sondern auch die Kaiser setzten sich dafür ein. Begünstigt wurden die Lehrer der Rhetorik durch Verleihung des römischen Bürgerrechts, durch Besoldung aus öffentlichen Mitteln, durch Abgabenfreiheit, durch Stiftungen und durch Überlassen öffentlicher Räume. Die Kaiser setzten vor allem auf einzelne prestigeträchtige Maßnahmen. Vespasian (69−79) richtete als erster zwei Professuren für Rhetorik in Rom ein, die eine für griechische, die andere für lateinische Rhetorik (Sueton, *Vespasian* 18); Mark Aurel (161−180) finanzierte für Athen neben vier Professuren für Philosophie auch eine für Rhetorik; Theodosius II. (408−450) gründete in Konstantinopel eine Hochschule u. a. mit 20 Professuren für Grammatik sowie mit acht Professuren für Rhetorik.

Dass die Rhetorik die Krone der Bildung werden konnte, ist vor allem darin begründet, dass sie mehr als eine Technik der Überredung oder − so die alten Feinde der Rhetorik − der Manipulation zu sein beanspruchte. Sie war durch ihren Gegenstand, die Sprache, den Logos, geadelt. Dieser unterscheidet den Menschen vom Tier. „Nichts in der Welt, was mit Vernunft geschieht, geschieht ohne Logos, sondern der Logos ist der Führer aller Tätigkeit und alles Denkens, und die ihn am meisten gebrauchen, sind diejenigen, die den meisten Geist haben“ (Isokrates, *Nikokles* 5−9). Was Isokrates im 4. Jh. v. Chr. formuliert hat, gab der Rhetorik in der Folgezeit das ideelle Fundament. Cicero hat im 1. Jh. v. Chr. daran angeknüpft und der Rhetorikausbildung den Rang der Humanitätsbildung zugesprochen (Andersen 2001, 269−271). Die Rhetorik vermittelte nicht nur eine dreistufige Fachbildung für die Redepraxis (mit Vorübungen zum Verfassen verschiedener Texttypen, mit der Vermittlung der Theorie, vor allem der Stilistik und Argumentationstechnik und mit dem Verfertigen und Vortragen von Reden über fiktive oder reale Musterfälle, den declamationes), sondern auch eine sprachlich-literarisch orientierte Allgemeinbildung, die als Kunst des moralisch rechten Lebens verstanden war. Der so Gebildete war ein *orator* bzw. *perfectus orator.* Er zeichnete sich nicht nur durch die „dicendi eximia facultas [außergewöhnliche Rednergabe]“, sondern auch durch „omnes animi virtutes [alle Mannestugenden]“ aus (Quintilian, *Institutio oratoria* 1, Prooemium 9). Catos prägnante Definition des Redners als eines „vir bonus dicendi peritus [eines integren Mannes, der sich im Reden auskennt]“ kam hier mit umfassender Begründung wieder zur Geltung (Quintilian, *Institutio oratoria* 12,1,1). Der jüngere Plinius bestätigte diese Definition (*Epistulae* 4,7,5), wenn er einen Denunzianten durch die Umkehrung charakterisierte: „vir malus dicendi imperitus [ein übler Mensch, der sich im Reden nicht auskennt]“. Dass der Rhetorikunterricht in der Praxis diesen Ansprüchen nicht immer gerecht wurde, sondern sich nicht selten in der Vermittlung von Techniken zum Schreiben und Reden erschöpfte, dürfte nicht überraschen. Auf jeden Fall wurde die Bildung durch Rhetorik dadurch zur Erfolgsgeschichte, dass sie als Qualifikation für alle Führungspositionen im Imperium Romanum akzeptiert war. In diesem Modell war die Rhetorik nicht Teil einer Allgemeinbildung, sondern repräsentierte diese. Von den Wissensbeständen anderer Disziplinen war nur ethisches, juristisches und historisches Wissen erforderlich (Quintilian, *Institutio oratoria* 12,1−4), wobei das ethische Wissen meist als Teil der Rhetorik selbst verstanden wurde. Weiteres Wissen wie z. B. musikalisches und

geometrisches Wissen war nicht Teil, sondern als propädeutisches Wissen Voraussetzung dieser Bildung und gehörte in die Grammatikschule. Der Anspruch und die Praxis der Rhetorikausbildung im Rahmen des Bildungssystems blieben trotz vielfältiger politischer und wirtschaftlicher Krisen bis in die Spätantike im ganzen Imperium bemerkenswert stabil. So war in Burdigala (Bordeaux) im 4. Jh. noch eine Ausbildung im Lateinischen und Griechischen selbstverständlich, wie das Beispiel des Ausonius zeigt. Erst im Laufe des 6. Jhs. brach im Westen wie im Osten das traditionelle Bildungssystem langsam zusammen. Freilich hatte im Westen seit dem 3. Jh. die Zweisprachigkeit stark abgenommen, die im Osten nie eine Rolle gespielt hatte.

Unabhängig von den Institutionen der allgemeinen Jugendbildung formierte sich bereits seit hellenistischer Zeit in unterschiedlichen Bereichen ein Diskurs über eine systematische Bildungskonzeption mit enzyklopädischem Charakter (*enkyklios paideia*), die aber erst unter neuplatonischem Einfluss in dem Kanon der sieben *artes liberales* als propädeutischer Fächer ein schärferes Profil erhielt (Augustin, *De ordine*; Martianus Capella, *De nuptiis Philologiae et Mercurii*) und erst im lateinischen Mittelalter Zentrum der höheren Bildung wurde. Als Teil des später so genannten Triviums erhielt die Rhetorik in dieser Konzeption neben Grammatik und Dialektik einen festen Platz (Hadot 1984).

Auch das Christentum, die prominenteste Sonderkultur der Antike, hat auf Dauer das traditionelle Bildungssystem einschließlich seiner Unterrichtsgegenstände akzeptiert und genutzt, freilich nicht ohne Widerstände. Vor allem in seiner frühen Geschichte, als das Christentum noch in der Gefahr stand, zu einer Parallelkultur im Imperium Romanum zu verkümmern, wurde auch das Bildungssystem verdächtigt, entweder ein gefährlicher Gegner oder zumindest unnütz für die christliche Lehre zu sein. Insbesondere war es die Rhetorik, die auf Vorbehalte stieß. Daraus entwickelte sich eine Rhetorik der Antirhetorik. Der Evangelist Markus (13,11) und der Apostel Paulus (*1. Korintherbrief* 2,1 f.) hielten sie für überflüssig, der frühchristliche Theologe Tertullian (um 160 − nach 212) für ‚Gift' (*De idolatria* 10,6). Und noch Hieronymus (331/348−420), der mit der Übersetzung der Bibel ins Lateinische, der Vulgata, eine epochale Leistung vollbrachte, sah sich in einem Traum vor Gottes Thron als unchristlicher Anhänger Ciceros (Ciceronianus) beschuldigt und bestraft (*Epistulae* 22,30). Stärker als die Widerstände waren jedoch die Antriebe, das Bildungssystem zur kulturellen Integration zu nutzen, indem man auf seinen propädeutischen Charakter abhob. Im griechischsprachigen Osten plädierte z. B. der Kirchenlehrer Basileios von Kaisareia (um 330−379), der in jungen Jahren auch für kurze Zeit als Rhetoriklehrer tätig war, für die griechische Bildung als propädeutische Ausbildung (*Traktat an die Jugend über den nützlichen Gebrauch der heidnischen Literatur*). Als Gregor von Nazianz (330−390) im Nekrolog auf seinen Freund (*Oratio* 43) auf diese Leistung verwies, betonte er aber noch ausdrücklich, dass die meisten Christen auf diese Bildung spuckten, da sie tückisch und verhängnisvoll sei und von Gott abführe. Und im lateinischsprachigen Westen war es Augustinus (354−430), vor seiner Bekehrung Rhetoriklehrer an verschiedenen Orten, der sich in *De doctrina christiana IV* für die Nutzung der Rhetorik in der Predigt einsetzte und mit diesem Werk die erste christliche Predigtlehre schrieb − mit Cicero als Lehrmeister, dem *auctor Romani eloquii* (4,34). Wie stark die Entwicklung zur Integration der heidnischen Bildung in das Christentum im 4. Jh. vorangeschritten war, zeigt die Reaktion der Christen auf das − insgesamt nur zwei Jahre gültige − Schulgesetz des heidnischen Kaisers Julian (362), nach dem es den christlichen Lehrern verboten war, weiterhin die Klassiker der paganen

griechischen Bildung zu unterrichten (Iul., *Ep*. 61c [Bidez]). Mit Empörung reagierten etliche Christen auf dieses Verbot, weil sie dadurch den Ausschluss von der höheren Bildung und damit auch vom sozialen Aufstieg befürchteten.

6. Gattungen der Redenliteratur

Die drei antiken Redegattungen (*genera dicendi*) sind ein hinreichend taugliches Klassifikationssystem zur Erfassung der Redenliteratur, wenn auch das *genus demonstrativum* eine eher weiche Kategorie ist. Es ist vor allem negativ dadurch bestimmt, dass es nicht an bestimmte staatliche und gerichtliche Institutionen und Anlässe gebunden ist wie die beiden anderen Gattungen, sondern den Rest umfasst, der von Vielfalt geprägt ist. Wenn man die aristotelische Gliederung in drei Großgattungen beibehalten will, empfiehlt es sich, als Untergliederung unterschiedliche Textsorten nach Anlässen und Funktionen − wie im Falle der beiden anderen Gattungen − zu bestimmen. Ohne Probleme ist dann die christliche Predigt auch als Textsorte des *genus demonstrativum* zu verstehen, falls sie nicht als vierte Gattung die kanonische Trias erweitert. Wegen der Vielfalt der Anlässe und Funktionen ist die Reihe der Textsorten des *genus demonstrativum* offen. Adressaten wechseln zwischen privaten und öffentlichen Gruppen. Die wichtigsten Formen sind: Übungsreden (*praeexercitamina*, griech. *progymnasmata*) und unterschiedliche Formen okkasioneller Reden (Gelegenheitsreden) wie Leichenreden, Lobreden (mit weitem Themenkatalog), Begrüßungs- und Festreden, Hymnen in Prosa, Gesandtschaftsreden, Diatriben (heidnische Predigten), schließlich christliche Predigten.

In der Zeit der Republik dominierte die forensische und politische Rede. Aus dieser Zeit sind einzig 58 Reden Ciceros, teilweise mit Lücken, erhalten, die trotz Überarbeitung doch im Kern die gehaltenen Reden wiedergeben. Bescheidene Fragmente von Reden des älteren Cato (1. Hälfte des 2. Jhs. v. Chr.) und des C. Sempronius Gracchus (2. Hälfte des 2. Jhs. v. Chr.) lassen noch den hohen Standard der rhetorischen Praxis ahnen, die im Falle des Gracchus schon durch die griechische Rhetoriklehre bestimmt war. Für die Kaiserzeit sind trotz hoher Produktivität die erhaltenen Beispiele forensischer und politischer Rede spärlich, was auch mit dem Bedeutungs- und Ansehensverlust dieser Gattungen zusammenhängt. Die lateinische Verteidigungsrede *Pro se de magia* des Philosophen und Dichters Apuleius (2. Jh.) gehört immerhin dazu, wenn auch der Verdacht starker nachträglicher Bearbeitung bestehen bleibt. Einen gewissen Ersatz bieten für die frühe Zeit die von dem älteren Seneca (61/55 v. Chr. − um 39/40 n. Chr.) gesammelten und reformulierten lateinischen *declamationes* (Übungsreden) berühmter Redner, die als *controversiae* (analog zum *genus iudiciale*) und als *suasoriae* (analog zum *genus deliberativum*) die forensische und politische Redepraxis spiegeln, allerdings in ihrer Eigenschaft als Übungsreden zum *genus demonstrativum* gehören. Auch die unter dem Namen Quintilians überlieferten *declamationes maiores* und *minores* haben dieselbe Stellung. Mögen solche *declamationes* auch zum Selbstzweck geworden sein, so konnten sie trotz ihrer realitätsfernen und bizarren Themen als Kabinettsstücke der Argumentations- und der Stilkunst durchaus den Sinn für diese Techniken schärfen. Bis in die Spätantike sind sie ein eifrig gepflegter Typus gewesen.

Omnipräsent in der Kaiserzeit war dagegen das *genus demonstrativum* mit seinen verschiedenen Formen und Funktionen. Seine Textsorten bildeten die Leitliteratur der Kaiserzeit. Die Lobrede als Herrscherlob (*Panegyrik*) war eine besonders prominente Rede-

form mit Beispielen im lateinischen Bereich von dem jüngeren Plinius (*Panegyricus auf Kaiser Trajan* aus dem Jahr 100) über die *Panegyrici Latini* (4. Jh.) und Q. Aurelius Symmachus (4. Jh.; Fragmente von drei Panegyrici) bis hin zu Ennodius (um 500; *Panegyricus auf Theoderich*). Beispiele griechischer *Panegyrik* liefern Reden des Libanios (4. Jh.) und Themistios (4. Jh.). Für das Städtelob stehen u. a. griechische Reden des Ailios Aristeides (Athen, Rom) und Libanios (Antiocheia). Aus der Fülle der Literatur der Großgattung sei nur noch der Typus der Predigt angeführt, der als − pagane − Diatribe (Dion Chrysostomos, 2. Jh.) und − christliche − *Homilie*/*Sermo* (Origines, 3. Jh.; Johannes Chrysostomos, 4. Jh.; Augustinus, um 400) von großer Produktivität war. Insgesamt ist in der Kaiserzeit die Geschichte der Prosaliteratur zu bedeutenden Teilen eine Geschichte der Textsorten des *genus demonstrativum*.

7. Rhetorik und Stilprogramme

Rhetorisches Wissen zur Abfassung von Reden wurde in der Antike nicht nur aus einschlägigen Lehrschriften und durch Nachahmung der rhetorischen Praxis gewonnen, sondern auch durch Lektüre und Erklärung literarischer Texte im höheren Unterricht. Diese Texte galten als rhetorisch geprägt, zumal sie im Epos oder im Drama Reden enthielten. Im griechischen Sprachbereich wurden Homers Epen aus dem 8. Jh. v. Chr., die *Ilias* und *Odyssee*, so gelesen wie auch die attischen Tragödien aus dem 5. Jh. v. Chr. Entsprechendes galt für den lateinischen Sprachbereich. Quintilian zitierte in seiner *Institutio oratoria* ausgiebig Vergil (am zweithäufigsten mit einigem Abstand zu Cicero), gelegentlich auch Horaz, Catull und andere Dichter. Von den Griechen wurde Homer bevorzugt. Durch die Systematisierung der rhetorischen Theorie erhielten diese Texte ihre Rhetoriktauglichkeit und konnten nun als Elemente der Theorie nicht nur in der Redenliteratur, sondern auch in allen anderen Texten produktiv werden, ohne als fremd zu erscheinen. Die enge Verbindung von Literatur und Rhetorikunterricht garantierte einen wechselseitigen Einfluss, so dass im Einzelnen die Herkunft rhetorischen Wissens oft nicht bestimmbar ist. Der Literarisierung der Rhetorik entsprach die Rhetorisierung der Literatur.

Rhetorisches Wissen ist insgesamt durch die rhetorische Theorie systematisiertes sprachliches Wissen. Da es aber kein allgemein akzeptiertes System der Rhetorik gab, sondern nur Einzelentwürfe von begrenzter Reichweite und Geltung, bleibt der Begriff des rhetorischen Wissens notwendig unscharf und letztlich diffus. Er hat sein Zentrum in der Stilistik, dort vor allem (1) in der Lehre vom *ornatus* (Schmuck, griech. *kósmos*), (2) in der Lehre von den Redeteilen, dort insbesondere in der Argumentationslehre, der Lehre von den Überzeugungsmitteln (*probationes*, griech. *písteis*) und (3) in der Lehre und Praxis der Texttypen.

(1) Die *ornatus*-Lehre behandelte die sprachlichen Formen unter dem Aspekt ihrer Form und ihrer Funktionen. Der *ornatus* als ästhetische Kategorie war auch ein Überzeugungsmittel, das dem *docere*, *movere* und *delectare* zugute kam. Er berücksichtigte die Ebene der Phoneme, Morpheme, Lexeme und Sätze in allen Redegattungen; bis zur Unübersichtlichkeit trieb der Systematisierungsdrang die Differenzierung im Bereich der Figuren und Tropen.

(2) Die Argumentationslehre gehört ihrer Herkunft nach in die Gattung der Gerichtsrede; selbst wenn sie in die anderen Gattungen eindrang, wies die Theorie ihr einen

besonderen Platz in jener Gattung zu. Aristoteles hatte in seiner Rhetorik die Argumentationslehre/Überzeugungslehre zum Angelpunkt seiner Theorie gemacht. Er unterschied – ganz in Übereinstimmung mit seinem Kommunikationsmodell – drei Arten von Überzeugungsmitteln: „Sie sind entweder im Charakter (*ēthos*) des Redners begründet (glaubwürdige Selbstdarstellung des Redners) oder darin, den Hörer in eine gewisse Stimmung (*páthos*) zu versetzen (emotionale Stimmungserzeugung) oder schließlich in der Rede selbst, d. h. durch Beweisen oder scheinbares Beweisen“ (Arist. *Rhet.* 1356a). Dabei waren für Aristoteles die Beweistechnik und – als Gegenstück – die Widerlegungstechnik als sachlogische Phänomene die wichtigsten Formen der Argumentation. Sie bedienten sich – in Analogie zur Logik – induktiver und deduktiver Schlussverfahren, induktiver wie des Beispiels, der Fabel und des Vergleichs, deduktiver wie des *Enthymems* als eines Wahrscheinlichkeitsschlusses. Spätestens in der römischen Rhetorik änderte sich die Bewertung der Überzeugungsmittel: nicht die sachlogischen, sondern die emotionalisierenden Mittel galten als wirkungsvoller. „Erheblich mehr bringt der zuwege, der den Richter emotional bewegt (inflammet) als der, der ihn unterrichtet (doceat)“ (Cicero, *Brutus* 89).

(3) Die Texttypenlehre war vor allem praxisorientiert. Ihr Ziel war die Einübung von Texttypen, als Vorübungen (*praeexercitamina*, griech. *progymnasmata*) für den Einsatz bei einzelnen Redegattungen und Redeteilen, so insbesondere der Sentenz, der Beschreibung, der mimetischen Charakterdarstellung, des *Enkomions*, der Paraphrase und der Loci communes (nach den griechischen Rhetoren Theon, 1. Jh. und Aphthonios, um 400; Andersen 2001, 242–249).

Im Rahmen der Rhetorik ist es in der Zeit der römischen Republik und der römischen Kaiserzeit zur Ausbildung von fünf begrifflich hinreichend klar konzipierten Stilprogrammen gekommen, die nicht nur die Redenliteratur, sondern auch andere Sprachvarietäten (Hochsprache, Umgangssprache, literarische Sprachen, Fachsprachen) und einzelne Sprachebenen – und zwar in unterschiedlicher Weise – bestimmt haben. Trotz starker Individualisierungstendenzen innerhalb der Sprachverwendungsgeschichte haben sie einen starken Normierungsdruck ausgeübt. Es waren dies der lateinische Attizismus in seiner rigiden (Caesar) und in seiner gemäßigten (Cicero) Form, und der lateinische Asianismus (Manierismus, Modernismus) als sein Konkurrent, ferner der Ciceronianismus als neuer Klassizismus und der Archaismus, im griechischen Sprachbereich ein Attizismus eigenen Profils.

Da von der lateinischen Redenliteratur aus der Zeit der Republik und der frühen Kaiserzeit nur forensische und politische Reden Ciceros und der *Panegyricus* des jüngeren Plinius erhalten sind, haben wir nur wenige Beispiele für die unmittelbare Transformation der rhetorischen Theorie in die rednerische Praxis. Für die Transformation in andere Varietäten gibt es jedoch hinreichend Beispiele, so dass die unterschiedlichen Stilprogramme in ihrer Eigenart kenntlich sind.

Mit dem – nicht negativ konnotierten – Gegensatzpaar Asianismus (Manierismus) und Attizismus (Klassizismus) wird auf eine Stilrichtungskonkurrenz des 1. Jhs. v. Chr. im lateinischen Sprachbereich verwiesen. Der Begriff des Asianismus bezeichnet zwei Stilarten, die in den griechischen Zentren der rhetorischen Ausbildung in Kleinasien (u. a. Ephesos, Pergamon, Smyrna) propagiert und gepflegt wurden (Cicero, *Brutus* 325). Zu den Merkmalen der ersten Art gehörten parallel und chiastisch gebaute kleinteilige Sätze (*minutissimae sententiae*, Quintilian, *Institutio oratoria* 1,130) mit ausgeprägter Rhythmisierung und pointierten Sentenzen, während die zweite Art weit ausholende unsymmetri-

sche durch Inkonzinnität und Anakoluth markierte Satzgefüge bevorzugte. Beiden Arten war eine freie Lexik gemeinsam (mit *Neologismen*, *Archaismen* und *Poetismen*). Das waren die modernen griechischen Stilarten, die auch im 1. Jh. v. Chr. in Rom Anhänger fanden. Widerstand gegen sie regte sich in Rom mit dem Attizismus, einer an dem schlichten und doch zugleich eleganten Stil der attischen Redner Lysias und Hypereides orientierten Form des Klassizismus. Zwar sind uns keine Reden mit diesem theoretischen Hintergrund erhalten, aber die *Commentarii* des Feldherrn und Politikers Caesar sind doch vom Attizismus bestimmt. Allerdings bieten sie als ein im Wesentlichen narrativer Text nur eine Vergleichsmöglichkeit mit dem Redeteil der *narratio* in den Reden Ciceros. Auffällig ist vor allem auf der Satzebene die Verdichtung der Satzstruktur durch nebensatzwertige Formen, insbesondere durch Partizipien (*Participium coniunctum*, *Ablativus absolutus*), anstelle von ‚Nebensätzen', und durch die Beschränkung auf eingliedrige Satzteile ohne Synonymverwendung, was diesem Satzbau seit der Antike die Charakterisierung als kurz (Tugend der *brevitas*) eingebracht hat. Parallelismus und Symmetrie ohne Satzunterbrechung (Parenthese) markieren diese Verdichtung und schaffen, unterstützt durch lexikalische Wiederholung (statt Einsatz von Synonymen) und den Verzicht auf ungebräuchliche und neue Wörter, einen diskreten lapidaren und einförmigen Stil, der ganz sachverhaltsbezogen erscheint. Der restriktive Einsatz von Figuren und Tropen, insbesondere die Eliminierung expressiver und appellativer Formen, verstärkt diese Tendenz.

Cicero, der in seinen frühen Reden (*Pro Q. Roscio comoedo*, 76 v. Chr.) dem Asianismus der zweiten Spielart verpflichtet war, entwickelte sich in den späteren Reden (seit den *Orationes in Verrem*, 70 v. Chr.) in Auseinandersetzung mit dem rigiden Attizismus zu einem freien Attizisten, der sich trotz Selbststilisierung als Demosthenes Romanus in der Wahl seiner Vorbilder nicht beschränkte. Seine Generierung von Reden auf dem Hintergrund der Theorie, in der Auseinandersetzung mit Asianismus und Attizismus gewonnen, führte zu einer großen Vielfalt rhetorischer Merkmale, die der an Cicero orientierte Klassizismus allerdings später nicht mehr wahrnahm, sondern auf wenige Merkmale reduzierte. Im Bereich des *ornatus* ist für die Reden Ciceros vor allem die hohe Differenzierung der Sätze nach ihrer Form (Satzreihe/*Parataxe*, hypotaktischer Satz/*Hypotaxe*), nach ihrer grammatischen Art (Aussagesatz, Ausrufesatz, Fragesatz, Indirekte Rede) und dem Einsatz von Figuren und Tropen bemerkenswert, die durch ihre Funktion in den einzelnen Redeteilen (*exordium*, *narratio*, *argumentatio* mit *probatio* und *refutatio*, *epilogus*/*peroratio*) bestimmt ist, und die zur Ausbildung unterschiedlicher Texttypen in dem narrativen Teil und in den anderen, primär argumentativen/diskursiven Teilen führte. Zum Markenzeichen Ciceros wurden − in der Rezeption der Satzmodelle des griechischen Redelehrers und Redners Isokrates − vor allem hochkomplexe hypotaktische Sätze (Satzgefüge/*Perioden*) besonders in den Proömien der Reden, dann auch in der philosophischen Prosa, mit häufig zweistufiger Hypotaxe (Nebensatz im Nebensatz und Verwandtes), die symmetrisch u. a. mit *Parallelismen*, *Gegensatzfiguren*, *Polyptota*, *Homoioteleuta* und *asyndetischen Häufungen* konstruiert und an syntaktisch markierten Stellen (Satz- und Satzteilende) rhythmisch gestaltet waren. Außerdem ist seine Vorliebe auffällig, im Prooemium und Epilog emotionalisierende *expressive* (*o tempora, o mores!*; *o me miserum, o me infelicem*) und *appellative Äußerungen* (Imperative und rhetorische Fragen) zu verwenden, häufig miteinander kombiniert (*cavete, per deos immortalis, iudices*), zudem mit Anakoluthen, Parenthesen, Personifikationen von Abstrakta und Metaphern angereichert. Stilistisch unauffälliger ist die *narratio*, die einem strengeren Attizismus verpflichtet ist.

Mit einem eigenen Profil entwickelte sich in der griechischen Sprachwelt ein folgenreicher Attizismus. Mit dem Rhetor und Historiker Dionysios von Halikarnassos (2. Hälfte des 1. Jhs. v. Chr.) setzte hier ein programmatischer Attizismus ein, der sich allerdings nicht auf Lysias und Hypereides beschränkte, sondern sich auf alle bedeutenden attischen Autoren des 5. und 4. Jhs. v. Chr. als literarisch-rhetorische Vorbilder erweiterte, und außer Lysias und Hypereides die übrigen acht von den alexandrinischen Grammatikern kanonisierten Redner, Platon und Thukydides als Vorbilder aktivierte. Das Bewusstsein von der grundlegenden Bedeutung des klassischen Athen für die Entwicklung der literarischen Kultur hat vor allem in der Frühphase diesen Attizismus gefördert. Der darauf zurückgehende Klassizismus konzentrierte sich auf die Ebene der Morpheme und – besonders folgenreich – auf die Ebene der Lexik. Er führte zur Reaktivierung des Optativs, der seit dem 3. Jh. v. Chr. aus der Umgangssprache verschwunden war, und des spezifisch attischen Wortschatzes, der in Lexika gesammelt wurde. War diese Archivierung zunächst nur eine Erscheinung der Rhetorikausbildung, die für die Gestaltung anspruchsvoller literarischer Prosa gefordert wurde, wucherte der Attizismus, institutionell gefördert und gestützt durch den Unterricht in den beiden unteren Bildungsgängen, in allen Formen schriftlicher Sprache – mit den Folgen einer *Diglossie*: Umgangssprache und Schriftsprache bildeten zwei unterschiedliche Sprachvarietäten. Erst christliche Autoren öffneten sich in der für breitere Kreise bestimmten Erbauungsliteratur (Heiligenviten) der Umgangssprache. Trotzdem blieb bis in die Spätantike die *Diglossie* allgemein akzeptiert.

8. Rhetorizität literarischer und fachsprachlicher Prosatexte

Stärker noch als im griechischen Sprachbereich prägte in der lateinischen Kultur die Theorie der Rhetorik und die mit ihr mehr oder weniger direkt verknüpfte Redenliteratur den Stil der literarischen und nichtliterarischen Texte. Die Redenliteratur war seit dem 2. Jh. v. Chr. der eigentliche Motor für die Entwicklung des lateinischen Prosastils. Ihre Publikation schuf die Voraussetzung für ihre Wirkung. Dabei war die veröffentlichte Fassung der Reden natürlich nicht identisch mit der vorgetragenen Fassung. Für die Geschichte der Prosa wurde die Redenliteratur Ciceros von unabsehbarer Bedeutung. Da Cicero alle Register der rhetorischen Praxis beherrschte, gab es immer wieder unterschiedliche Anknüpfungen. Der Ciceronianismus blieb so bis in die Spätantike ein entscheidender Faktor der Stilgeschichte, allerdings gab es auch immer wieder Distanzierungsbewegungen. Die Geschichtsschreibung und – mit Abstand – die philosophische Prosa waren die privilegierten Gattungen in der Entwicklung der literarischen Prosa. Während der Historiker Livius (59 v. Chr. – 17 n. Chr.) vor allem auf der Ebene des Satzes mit den hochkomplexen Satzgefügen und auf der Ebene der Lexik Cicero verpflichtet war, wurde der nur wenig ältere Historiker Sallust (86 – 34 v. Chr.) zum Anticiceronianer, der durch kurze inkonzinne Sätze und durch Archaisierung auf der Ebene der Phoneme, Morpheme und Wörter ein Gegenmodell zum Ciceronischen Stil entwickelte. Als weiteres Gegenmodell konnte sich der Asianismus mit seinen kurzen rhythmisierten Sätzen und pointierten Sentenzen etablieren, der zum Lieblingsstil der Deklamationskultur in den Rhetorikschulen wurde und auch auf andere literarische Gattungen übergriff. Es war vor allem der jüngere Seneca, der diesen Stil zum Modestil machte. Er war das Idol

der Jugend: „tum [...] solus hic fere in manibus adulescentium fuit [damals befand er sich fast ganz allein in den Händen der Jugend]“ (Quintilian, *Institutio oratoria* 10,125). Parataxe statt Hypotaxe, Asyndese statt Syndese wurden zu Merkmalen der Satzstruktur. Die Semantik der Sätze wurde nicht mehr durch syntaktische Mittel logisch markiert. Senecas Sätze bezeichneten mehr als sie sprachlich formulierten, was er selbst einmal im Gespräch mit einem seiner Gesprächspartner wie folgt formulierte: „plus significas quam loqueres [Du bezeichnest mehr als du sprachlich ausdrückst]“ (*Epistulae* 59,5). Der Erfolg löste eine klassizistische Gegenreaktion aus, für die vor allem die *Institutio oratoria* Quintilians steht. Damit etablierte sich endgültig der an Cicero orientierte Klassizismus, der Ciceronianismus, der als Sprache der Literatur bis in die Spätantike wirksam blieb und auch die christliche Literatur (Lactantius, um 300, als Cicero christianus) prägte. Allerdings blieb er nicht ohne Widerspruch. Prominentestes Beispiel ist der Historiker Tacitus (um 55−um 120), der zum entschiedensten Dekonstruktivisten des Ciceronianismus wurde, aber auch auf Distanz zum Asianismus und Archaismus ging, trotz einiger Berührungen in der Lexik. Vor allem die Satzstruktur war eine Provokation bisheriger Verfahren und wies über Sallust auf den griechischen Historiker Thukydides (5. Jh. v. Chr.). *Inkonzinnität*, Veränderung des Satzablaufs (*Anakoluth*) und *brevitas* mit antithetischer Pointenstruktur bedeuteten eine artifizielle Deformation und begründeten einen *Code antirhétorique*, der zur Eindeutigkeit und Deutlichkeit der Rede quer lag. Als Konkurrenzmodell konnte sich zeitweise auch ein strenger *Archaismus* behaupten. Entstanden in der Historiographie des Sallust (1. Jh. v. Chr.) als Gegenmodell zum Ciceronischen Stil, hielt er sich zunächst als epocheübergreifende Nebenlinie der Stilgeschichte in der Prosa und − häufiger − in der Dichtung, bis ihn im 2. Jh. die Rhetorik entdeckte. Der römische Rhetor und Rhetoriklehrer Fronto aktivierte ihn für die Rhetorik und entwickelte (gegen den Ciceronianismus und Asianismus) eine entsprechende Programmatik, die die vorklassischen Autoren wie Plautus und den älteren Cato zu Vorbildern machte, vor allem im Bereich der Lexik. Eine selektive archaische Imprägnierung auf der Ebene der Phoneme und Morpheme verstärkte die archaische Patina. Dieser Archaismus war die Parallelerscheinung zum griechischen Attizismus, der jedoch für die griechischen Literatursprachen folgenreicher war.

Wenn auch unter dem Eindruck griechischer klassischer und hellenistischer Schriftsteller historisches und philosophisches Wissen bevorzugt in einer den Ansprüchen künstlerischer und damit rhetorischer Gestaltung genügenden Prosa vermittelt wurde, so war die Rhetorisierung der Prosa doch nicht selbstverständlich. So war z. B. war ein Großteil philosophischer Texte ohne große literarische Ambitionen verfasst. Vor allem die Stoiker haben den *ornatus* aus ihren Schriften verbannt, und damit alle emotionalisierenden Elemente, weil sie ihrer Vernunftlehre widersprachen. Darüber spottete Cicero, der ihre Lehrbücher über Rhetorik als eine Anleitung zum Verstummen empfahl und ihre Schriften wegen des Verzichts auf jede Emotionalisierung für wirkungslos hielt (Cicero, *De finibus bonorum et malorum* 4,7). So wie sich die Stoiker angesichts des hohen Standards der Literarisierung auch der Fachliteratur mit dem Problem der Rhetorisierung abgeben mussten, waren auch die anderen Fachschriftsteller gefordert, in dieser Frage ihren Standpunkt zu artikulieren und eine Entscheidung für oder gegen eine Rhetorisierung zu treffen. Drei Begründungen gegen sie dominierten. (1) Das Fachwissen als sachverhaltsbezogenes Wissen erlaubt keine Literarisierung, (2) das Fachwissen wird durch Literarisierung für die Adressaten unverständlich und (3) der Fachwissenschaftler hat kein Talent für die rhetorische Darstellung.

(1) Beispiel für den ersten Fall ist der Geograph Pomponius Mela (1. Jh.), der seinen Gegenstand, die Geographie, für nicht rhetorikfähig hielt („impeditum opus et facundiae minime capax [eine hindernisreiche und für eine elegante Darstellung ganz ungeeignete Arbeit]“, *De chorographia* 1,1), was ihn allerdings nicht hinderte, immer wieder rhetorisch-stilistische Mittel bis hin zu rhythmischen Klauseln einzusetzen, um den Leser für den Gegenstand zu gewinnen. Geradezu rhetorikfeindlich äußerte sich der Buntschriftsteller Solinus (um 300): „Velut fermentum cognitionis magis ei [libro] inesse quam bratteas eloquentiae [dieses Buch habe mehr Gärungsmittel zum Denken als Goldflitter der Beredsamkeit]“ (*De mirabilibus mundi* 2). Was für Mela in Grenzen zutrifft, gilt noch mehr für andere Schriftsteller. Das Credo eines unliterarischen Stils wurde zum Bescheidenheitstopos, den auch sorgfältige Stilisten vorbrachten. Quintilian, der Verfasser eines systematischen Rhetoriklehrbuchs, der *Institutio oratoria*, war zwar vor allem im Bereich des Satzbaus ein praktizierender Ciceronianer, betonte aber in der Praefatio, dass er mehr auf die Forschung (*inquisitio*) als auf die sprachliche Gestaltung (*stilus*) Wert gelegt habe.

(2) Für den zweiten Fall steht prominent der ältere Plinius, der die Verständlichkeit als ein Mittel der Nützlichkeit gegen den Gebrauch rhetorischer Stilisierung ausspielte. Er lobte die Fachschriftsteller, „qui difficultatibus victis utilitatem iuvandi praetulerint gratia placendi [die nach Überwindung aller Schwierigkeiten die Möglichkeit, nützliche Hilfe zu bringen, der Annehmlichkeit des Gefallens vorgezogen haben]“ (*Naturalis historia*, Praefatio 16). Ähnlich äußerte sich der Agrarschriftsteller Palladius (5. Jh.), der als Landwirt zu Landwirten sprach und sich um Verständlichkeit bemühte: „Das erste Gebot der Klugheit ist es, die Person, die man belehren will, richtig einzuschätzen. Wer einen Landwirt ausbildet, soll nicht durch Künste der Beredsamkeit (*artibus et eloquentia*) mit Rhetoren wetteifern; und doch haben die meisten das getan: Indem sie mit beredten Wörtern (*diserte*) zu Bauern sprachen, haben sie nur erreicht, dass deren Wissenschaft auch von den Beredtsten (*disertissimis*) nicht verstanden (*intelligi*) werden kann“ (*Opus agriculturae* 1,1; Albrecht 1994, 453).

(3) Der dritte Fall wird durch den älteren Plinius repräsentiert, der im Prooemium seines Werkes auf seinen Mangel an Talent verwies.

Wenn auch die Argumente gegen eine Rhetorisierung häufig waren, so werden sie aber nicht immer durch die Texte selbst bestätigt, die Tendenz zu einem restriktiven Gebrauch rhetorischer Mittel ist allerdings signifikant. Freilich gibt es Ausschläge in Richtung auf ein Weniger und Mehr. Die Texte der Feldmesser (*agrimensores*) tendierten teilweise zum Vulgärsprachlichen, während der Agrarschriftsteller Columella (1. Jh.) rhetorischen Ehrgeiz hatte, was ihm den Ehrentitel ‚Cicero der Agronomie‘ eingebracht hat. Die hypotaktische Satzstruktur mit ihrer *Konzinnität* und dem Verzicht auf die fachsprachliche *Brachylogie*, semantische *variatio* und *Klauselrhythmus* sind seine wichtigsten Merkmale. Mit diesem Grad der Literarisierung geriet Columellas Werk in die Nähe des Lehrgedichts, dessen Form er dann auch im 10. Buch von *De re rustica* übernahm. Dieses Buch ist als Ergänzung zu Vergils *Georgica* in daktylischen Hexametern verfasst. Damit kam diese Prosa an die Grenze dessen, was Fachsprache zu leisten hat, an die Grenze der Eindeutigkeit, oder überschritt sie sogar. Vor allem der Umgang mit der Fachterminologie musste zum Problem werden. Der Verzicht auf sie zugunsten lexikalischer Variation und Umschreibung stand der Eindeutigkeit im Wege. Daher konnte das Lehrgedicht auch nie ein wirklicher Konkurrent der Fachprosa werden. Der hohe Grad der Literarisierung war der Feind der Eindeutigkeit. Immerhin wurde das Lehrgedicht seit dem 1. Jh.

v. Chr. zu einem Vehikel des Fachwissens. Die Anlehnung an Metrik, Sprache und Stil vor allem des Epos führte zu einer eigenen Form von Literarität, die über den Filter der Dichtung an die Rhetorik anknüpfte. Der römische Schriftsteller Lucretius (um 95−55 v. Chr.) setzte in seinem Lehrgedicht *De rerum natura* die poetische Form als List ein, um die ‚bittere' (*amarum*) epikureische Philosophie zu ‚versüßen' (*dulcis*) und sie so für die Leser genießbar zu machen (4,11−25). Die poetische Form (vor allem durch Bildlichkeit wie Personifikation, Metapher und Gleichnis, aber auch durch grammatische und stilistische Archaisierung im Anschluss an die Epik des altlateinischen Dichters Ennius) war so verstanden ein wichtiges Überzeugungsmittel. Eine besondere poetische Erscheinung war die Entfachlichung des Wortschatzes durch Paraphrase und Variation, die allerdings bisweilen auf Kosten der Eindeutigkeit ging. In der Geschichte des lateinischen Lehrgedichts blieb kein Fachwissen von der poetischen Bearbeitung ausgeschlossen. Wissen aus den Bereichen Jagd, Gartenbau, Astronomie, Medizin, Grammatik, Metrik, Vulkanismus usw. bildete immer wieder neu eine poetische Herausforderung, die zu unterschiedlichen Formen und Graden der Poetisierung führte. Die Schrift *De rerum natura* des Lucretius, die *Georgica* Vergils und die griechische *Phainomena* des Arat wurden die beliebtesten Referenztexte.

9. Rhetorizität poetischer Texte

Im Bereich der Stilistik hat die Rhetorik immer die poetischen Texte für ihre Theorie und Praxis der Prosa in Anspruch genommen, sowohl in ihrer Andersartigkeit als auch in ihrer Ähnlichkeit. Das Axiom von der Andersartigkeit schärfte den Blick für Unterschiede, dasjenige von der Ähnlichkeit ließ die Herleitung von Normen aus der Dichtung zu. So lobte Quintilian (*Institutio oratoria* 8,3,24) den Gebrauch von Wörtern archaischer Prägung wie *olli* (statt *illi*), *moerus* (statt *murus*) durch Vergil als ‚einzigartig' (*unice*): Diesen Wörtern „gibt das Alter (*antiquitas*) eine Würde; denn solche Wörter machen die Rede weihevoller (*sanctiorem*) und bewundernswerter (*magis admirabilem*), die nicht jeder beliebige gebrauchen würde, und solchen Schmuckes hat sich P. Vergilius in einzigartiger Weise bedient". Umgekehrt hat die Dichtung Elemente des rhetorischen Wissens aus Theorie und Praxis usurpiert, ohne dass die Wege der Rezeption im Einzelnen erkennbar sind. Nachweisbar sind meist nur Interferenzen zwischen der rhetorischen und poetischen stilistischen Praxis. Sie sind dadurch begründet, dass Reden und poetische Texte wie auch Prosatexte als Kommunikationsmittel den Adressaten durch *docere*, *movere* und *delectare* überzeugen wollten. Die Rhetorisierung der Dichtung wuchs dabei seit Beginn der Kaiserzeit kontinuierlich. Ovid (43 v. Chr.−17 n. Chr.) ist für uns der Dichter, der diese Öffnung nach seinem erfolgreichen Studium der Rhetorik forciert hat. Sein vielfältiges Werk, dann, einige Dezennien später, die Tragödien des jüngeren Seneca (um 4 v. Chr.−65 n. Chr.) und das Epos *Pharsalia* des Lukan (39−65) zeigen den vollen Einbruch der Rhetorik in die Dichtung, der dann bis in die Spätantike anhielt. Artifizielle Stilformen (z. B. *Satzparallelismus* mit *Antithese*) wurden immer wieder favorisiert. Wichtiger als diese wurden aber die Texttypen, die als Progymnasmata im Rhetorikunterricht trainiert wurden und die vielfältige markante Spuren in der Dichtung hinterlassen haben. Diese Feststellung gilt nicht nur für die lateinische, sondern auch für die griechische Dichtung der Kaiserzeit (Hose 2004). Besonders produktiv waren die Übungsformen (1) der *Sentenz*, (2) der *Beschreibung*, (3) der *Charakterdarstellung*, (4) des *Enkomions*, (5) der *Paraphrase* von Texten und (6) der *Loci communes*.

(1) Ein prägender Faktor war die *Sentenz* (*sententia*, griech. *gnóme*) in ihren unterschiedlichen Formen, deren gemeinsame Merkmale Kürze und Prägnanz waren. Vielgeübt im Unterricht, wurde vor allem die pointierte Sentenz zur Signatur der modernen Dichtung (Norden 1958, 280−285; Wanke 1964, 121−133). *Antithesen* und *Paradoxien* bildeten die Grundstruktur: „victor vincitur [ein Sieger wird besiegt]“ (Seneca, *Hercules Oetaeus* 753); „victrix causa diis placuit, sed victa Catoni [die siegreiche Sache gefiel den Göttern, die besiegte aber den Cato]“ (Lucan, *De bello civili* 1, 128). M. Valerius Martialis (um 40−103/4) machte die pointierte *Sentenz* zum Gattungsmerkmal des *Epigramms*.

(2) Die *Beschreibung* (*descriptio*, griech. *ékphrasis*) war als Mittel der Veranschaulichung von Personen, Sachen, Situationen, Orten, Jahreszeiten usw. allgegenwärtig (Fantuzzi 1997). Die Schildbeschreibung in der *Ilias* Homers (18, 468−608) ist das vorrhetorische Urbild.

(3) Mit der *Charakterdarstellung* (*ethopoeia*, griech. *ethopoiía*) drang ein mimetisches Element in die Dichtung ein. Ein frühes Beispiel sind die *Heroides* des Ovid, in denen Frauen in der Form des Briefes ihre psychische Befindlichkeit entwickelten. Solche Charakterdarstellungen knüpften an die Monologe der griechischen Tragödie an und bestimmten als Psychogramme das monologische Sprechen, insbesondere im Epos und in der Tragödie (Wanke 1964, 78−81).

(4) Das *Enkomion* kam dem Bedürfnis der Mächtigen nach Verherrlichung eigener Taten zugute. Vor allem die Epik stand ganz im Zeichen politischer Panegyrik (Pollmann 2001, 93−129). Claudians epische Gedichte (u. a. *De laudibus Stilichonis*; *Panegyricus dictus Probino et Olybrio*) beherrschten die ganze Klaviatur der panegyrischen Topik der Rhetorik (Andersen 2001, 245 f.) und setzten sie als Instrument politischer Propaganda ein. Die Invektive als das Gegenstück des *Enkomions* (Claudian, *In Rufinum*; *In Eutropium*) verstand sich ebenfalls auf die Topik der Rhetorik.

(5) Die *Paraphrase* als erzählerische Darstellung eines Ausgangstextes in einer neuen Form diente in der rhetorischen Ausbildung der Erweiterung der Ausdrucksfähigkeit. Als eigenständige epische Textsorte hat sie sich durch die Paraphrase biblischer Texte in der Spätantike einen Namen gemacht (Herzog 1975); darunter befinden sich die *Evangeliorum libri* des Juvencus (nach 325), das *Carmen Paschale* des Sedulius (um 450), *De spiritalis historiae gestis* des Avitus (um 500) und die *Actus Apostolorum* des Arator (um 540).

(6) Die *Loci communes* waren allgegenwärtig. So boten z. B. die Epigramme des Spötters Martial (1. Jh.) und die Satiren Juvenals (um 100) ein breites Spektrum an solchen Topoi (Wechsel des Glücks, Verfall der Moral, Gier, Missgunst) auf.

Aber nicht nur einzelne Texttypen wurden vielfältig in der Dichtung adaptiert, sondern auch die Redegattungen selbst wurden transformiert. Dialoge wurden vor allem in den Tragödien Senecas als *suasoriae* oder *controversiae* gestaltet, so die Diskussion zwischen Pyrrhus und Agamemno darüber, ob Polyxena getötet werden soll oder nicht (*Troades* 203−352). Insgesamt wird man aus der Generierung poetischer Texte aus der Praxis des Rhetorikunterrichts schließen, dass dieser bis in die Spätantike stabil geblieben ist.

10. Literatur (in Auswahl)

Albrecht, Michael von (1994): Geschichte der römischen Literatur. 2 Bde. 2. Aufl. München.

Andersen, Øivind (2001): Im Garten der Rhetorik. Die Kunst der Rede in der Antike. Darmstadt (Dt. Übers. der norweg. Originalausgabe ‚I Retorrikens Hage‘, Oslo 1995).

Fantuzzi, Marco (1997): Ekphrasis. In: Der Neue Pauly 3, 942–950.
Habicht, Christian (1997): Roman Citizens in Athens (228–31 v. Chr.). In: Michael C. Hoff/Susan I. Rotroff (eds.): The Romanization of Athens. Oxford, 9–18.
Hadot, Ilsetraut (1984): Arts liberaux et philosophie dans la pensée antique. Paris.
Herzog, Reinhart (1975): Die Bibelepik der lateinischen Spätantike. Formgeschichte einer erbaulichen Gattung. Bd. 1. München.
Hose, Martin (2004): Poesie aus der Schule. Überlegungen zur spätgriechischen Dichtung. München.
Jehne, Martin (2000): Rednertätigkeit und Statusdissonanzen in der späten römischen Republik. In: Christoph Neumeister/Wulf Raeck (Hrsg.): Rede und Redner. Bewertung und Darstellung in den antiken Kulturen. Paderborn, 167–189.
Kaster, Robert A. (1988): Guardians of Language. The Grammarian and Society in Late Antiquity. Berkeley u. a.
Kennedy, George A. (2003): Progymnasmata: Greek Textbooks of Prose Composition and Rhetoric. Leiden.
Norden, Eduard (1958): Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bde., hier Bd. 1. 5. Aufl. ([1]1898). Darmstadt.
Pernot, Laurent (2000): La Rhétorique dans l'Antiquité. Paris (Engl. Übers. ‚Rhetoric in Antiquity', Washington D.C. 2005).
Pocetti, Paolo u. a. (2005): Eine Geschichte der lateinischen Sprache. Ausformung, Sprachformung, Kommunikation. Tübingen/Basel (Dt. Übers. der italien. Originalausgabe ‚Una storia della lingua latina', Rom 1999).
Pollmann, Klara (2001): Das lateinische Epos in der Spätantike. In: Jörg Rüpke (Hrsg.): Von Göttern und Menschen erzählen. Stuttgart, 93–129.
Suerbaum, Werner (2002): Literarische Redekunst. In: Werner Suerbaum (Hrsg.): Die archaische Literatur von den Anfängen bis Sullas Tod. München, 459–523 (Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, 1).
Wanke, Christiane (1964): Seneca, Lucan, Corneille. Studien zum Manierismus der römischen Kaiserzeit und der französischen Klassik. Heidelberg (Studia Romanica, 6).

Manfred Landfester, Gießen (Deutschland)

17. Rhetorische und stilistische Praxis des lateinischen Mittelalters

1. Grundlagen und konzeptionelle Aspekte
2. Kontexte, Träger, Formen und Normen der Rede im gelehrten Mittelalter
3. Stilistische Praxis in Prosa und Dichtung des lateinischen Mittelalters
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In the Latin Middle Ages, rhetorical and stylistic practice is part of a learned Christian culture fundamental for the fields of education, knowledge, spirituality, law, politics, and related institutions, esp. the church, schools, and universities. Taught at monasteries, ca-

Fantuzzi, Marco (1997): Ekphrasis. In: Der Neue Pauly 3, 942–950.
Habicht, Christian (1997): Roman Citizens in Athens (228–31 v. Chr.). In: Michael C. Hoff/Susan I. Rotroff (eds.): The Romanization of Athens. Oxford, 9–18.
Hadot, Ilsetraut (1984): Arts liberaux et philosophie dans la pensée antique. Paris.
Herzog, Reinhart (1975): Die Bibelepik der lateinischen Spätantike. Formgeschichte einer erbaulichen Gattung. Bd. 1. München.
Hose, Martin (2004): Poesie aus der Schule. Überlegungen zur spätgriechischen Dichtung. München.
Jehne, Martin (2000): Rednertätigkeit und Statusdissonanzen in der späten römischen Republik. In: Christoph Neumeister/Wulf Raeck (Hrsg.): Rede und Redner. Bewertung und Darstellung in den antiken Kulturen. Paderborn, 167–189.
Kaster, Robert A. (1988): Guardians of Language. The Grammarian and Society in Late Antiquity. Berkeley u. a.
Kennedy, George A. (2003): Progymnasmata: Greek Textbooks of Prose Composition and Rhetoric. Leiden.
Norden, Eduard (1958): Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bde., hier Bd. 1. 5. Aufl. ([1]1898). Darmstadt.
Pernot, Laurent (2000): La Rhétorique dans l'Antiquité. Paris (Engl. Übers. ‚Rhetoric in Antiquity', Washington D.C. 2005).
Pocetti, Paolo u. a. (2005): Eine Geschichte der lateinischen Sprache. Ausformung, Sprachformung, Kommunikation. Tübingen/Basel (Dt. Übers. der italien. Originalausgabe ‚Una storia della lingua latina', Rom 1999).
Pollmann, Klara (2001): Das lateinische Epos in der Spätantike. In: Jörg Rüpke (Hrsg.): Von Göttern und Menschen erzählen. Stuttgart, 93–129.
Suerbaum, Werner (2002): Literarische Redekunst. In: Werner Suerbaum (Hrsg.): Die archaische Literatur von den Anfängen bis Sullas Tod. München, 459–523 (Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, 1).
Wanke, Christiane (1964): Seneca, Lucan, Corneille. Studien zum Manierismus der römischen Kaiserzeit und der französischen Klassik. Heidelberg (Studia Romanica, 6).

Manfred Landfester, Gießen (Deutschland)

17. Rhetorische und stilistische Praxis des lateinischen Mittelalters

1. Grundlagen und konzeptionelle Aspekte
2. Kontexte, Träger, Formen und Normen der Rede im gelehrten Mittelalter
3. Stilistische Praxis in Prosa und Dichtung des lateinischen Mittelalters
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In the Latin Middle Ages, rhetorical and stylistic practice is part of a learned Christian culture fundamental for the fields of education, knowledge, spirituality, law, politics, and related institutions, esp. the church, schools, and universities. Taught at monasteries, ca-

thedral schools and universities, the theory and practice of rhetoric and stylistics is based on important elements, norms and structures from ancient rhetoric, but cannot be reduced to this background for two reasons: First, the new (medieval and post-ancient) institutional, social, political, communicative, and intellectual contexts of oratorical and stylistic practice result in a number of new, and post-ancient, forms of speech that cannot any longer be characterized by the classical triad of advisory, legal, *and* epideictic speech. *Second, during the 12th century a new type of systematic "techniques"* (artes) *emerge in almost all areas of rhetorical and stylistic practice and significantly change the practice of writing (and delivering) Latin speeches and texts by establishing new normative orders of textual discourse.*

The most important oratorial genre in the Latin Middle Ages is the Sermon, *a religious discourse deeply rooted in Christian spiritual, liturgical and pastoral practice. Sermons are used, by diverse spiritual groups to communicate spiritual and moral issues or norms but also to formulate and negotiate ecclesiological positions and political programs; often aiming at more than just a communication of content, they may be related to the building of identity (esp. in religious groups), the creation of charisma (esp. for influential figures), or the establishment of (moral, spiritual, or institutional) discipline. Unlike often insinuated in the Latin Middle Ages, a great number of other forms and genres of speech is of importance, too: while the influence of declamatory practices for medieval schooling is often exaggerated by modern scholarship, it is, besides speeches at law-courts and in universities, the* political speech *that gains a high (and understudied) importance, be it in the context of councils and ecclesiastic contexts, be it as an integrated element of the new political culture and new type of the public emerging in late medieval Italian towns and communities. – As in classical Latin literature, and partly as a consequence of a* rhetorization of literary practice *starting in late Antiquity, the* style *of Medieval Latin texts cannot be described as "personal" or "individual style", but needs to be understood as a collective use (or combination) of specific, collectively available or required linguistic norms and techniques (as e. g. prose rhythm, diverse registers of prose, etc.). In a more general sense, 'style', in the Latin Middle Ages, refers to, or implies, the specific character of 'Latinity' itself developped in diverse institutional and cultural contexts and reading to diverse linguistic and textual registers (as e. g. scholastic prose or the language of medieval official documents).*

1. Grundlagen und konzeptionelle Aspekte

1.1. Grundlagen

Die rhetorische und stilistische Praxis des lateinischen Mittelalters ist Teil einer gelehrten, weitgehend auf eine christliche Bildungselite beschränkten ‚textuellen Kultur', deren zentrales Fundament die Vermittlung der (nicht mehr als Muttersprache gelernten) lateinischen Sprache sowie der damit verbundenen Wissensinhalte an den Kloster- und Kathedralschulen, später auch an den Universitäten ist. In diesem ‚Schulkontext' werden die für die rhetorische und stilistische Praxis grundlegenden antiken Texte, Normen und Vorbilder überliefert und reich rezipiert: einschlägig sind dabei insbesondere Ciceros *De inventione* und die ihm im Mittelalter zugeschriebene *Rhetorica ad Herennium*, weniger die – gleichwohl präsente – *Institutio oratoria* Quintilians; dazu kommen die auf die Rhetorik bezogenen Teile der einflussreichen spätantiken Artes-Kompendien (insb. Mar-

tians *De nuptiis*, Buch 4) sowie eine Reihe wichtig werdender *minores* (insb. Diomedes und Fortunatian). Mit den (Ps-)Quintilianschen Deklamationen und den Werken Senecas d. Ä. sind überdies wichtige Elemente der antiken *progymnasmata*-Tradition überliefert; über die Reden Ciceros bzw. die im Schulunterricht gelesenen und kommentierten antiken *auctores* (insb. Vergil, Ovid, Lukan, Juvenal) stehen zentrale Vorbilder oratorischer bzw. stilistischer Praxis zur Verfügung.

Auf dieser Grundlage hat sich im lateinischen Mittelalter eine reiche oratorische und stilistische Praxis, resp. ‚Kultur', entwickelt, die sich freilich (anders als oft suggeriert) nicht als Produkt eines (der Antike verhafteten) ‚Schulraumes' *allein* erklären lässt: vielmehr ist sie eine Konsequenz des für Kirche, Wissen, Verwaltung, Recht, Politik (und ihre jeweiligen Institutionen) einschlägigen Kommunikationsmittels Latein und unterscheidet sich überdies aufgrund der veränderten Sprachsituation, Textualität und Institutionalität wesentlich von der antiken Situation, ja transformiert sie in entscheidenden Punkten (s. u.).

Die – quantitativ und qualitativ – wichtigste Gattung der Rede (vgl. u. 2.) ist dabei die *Predigt* (vgl. u. 2.2.), dazu treten die oft vernachlässigten mittelalterlichen *Gerichts-*, *Gelegenheits-* und *politischen Reden* (vgl. u. 2.3.). Die Praxis stilistischer Gestaltung dagegen betrifft aufgrund der starken Prägung der Sekundär- und Kultursprache Latein durch Regeln, Normen und Konventionen nahezu alle Formen und Gattungen lateinischer Textualität: neben dichterischen Texten (vgl. u. 3.3.) und ‚literarischer' Prosa wie insb. *Brief*, *Historiographie* und *Rede* sind dabei auch die meisten Formen *pragmatischer* Textualität wie die philosophisch-theologische Prosa oder das politisch-rechtliche Schrifttum (*Traktate*, *Urkunden*) zu nennen.

1.2. Rede *und* Stil: übergreifende konzeptionelle Aspekte

Im Rahmen des mittelalterlichen Schulraumes kommt es – teils durch die spätantike Entwicklung vorbereitet, vor allem aber als Folge der qualitativ veränderten Sprach- und Sprechsituation – zu einer prinzipiellen Entgrenzung und zugleich Redimensionierung des antiken rhetorischen Systems, das nun zunehmend für die sprachliche Gestaltung der meisten Texte (nicht nur von Reden) relevant wird: dadurch prägt die rhetorische Theorie die stilistische Praxis. Grundsätzlich lässt sich von daher ein hybrider Raum einer rhetorisch-stilistischen ‚Praxis mittellateinischer Textualität' postulieren, für den im Ganzen folgende Faktoren eine übergreifende Relevanz zeitigen:

(a) Die *christliche Transformation der antiken Rhetorik*, durch die das antike rhetorische System – exemplarisch in Augustins *De doctrina christiana* – verstärkt auf die spezifischen Bedürfnisse einer christlichen Kommunikation ausgerichtet wird, die sowohl die Heterogenität und unterschiedlichen kognitiven, gedanklichen und vor allem *sprachlichen* Kompetenzen der Adressaten auf neue Weise zu integrieren hat, wie als Konsequenz der spezifischen Sprachlichkeit der *Bibel* neue Stilräume (dazu insb. Auerbach 1958, 25–63), etwa den *sermo humilis* oder die Praxis biblischer Allusivik, eröffnet.

(b) Die *Transformation des antiken rhetorischen Systems zu Normen rhetorisch-stilistischer Praxis seit dem 12. Jh.* Seit ca. 1170 kommt es zur Entstehung ‚technischer' Traktate (*artes*), die auf der Basis eines neuen und nach-antiken Konzeptes der *normativen Ordnung des sprachlichen Diskurses* die Komposition und sprachlich-stilistische Gestaltung von Predigt und weltlicher Rede sowie weitere Prosaformen (Brief) und der Dichtung systematisch zu regulieren suchen (sogenannte *artes praedicandi*, *artes poetrie*, *artes*

dictaminis). Obgleich sich die *aktuale* rhetorisch-stilistische Praxis selten schlicht oder bruchlos als bloßer Niederschlag bzw. Reflex der in diesen *artes* formulierten Regeln und Techniken beschreiben lässt und teilweise auch anderen Normen/Konzepten folgt, stellen diese Traktate gleichwohl als einflussreiche Entwürfe (korrekter und gelingender) Rede- und Schreibpraxis' ein fundamentales Element in der Geschichte der praktischen Rhetorik und Stilistik des lateinischen Mittelalters dar: schließlich entwerfen sie die den Verfassern von Reden und Texten prinzipiell zu Gebote stehenden Möglichkeiten der Gestaltung und rekurrieren dabei zumeist auf *aktuale* und bereits etablierte Normen des Schulbetriebs; überdies enthalten sie als Illustrationen der aufgestellten Stilnormen teils von den Verfassern der *artes* selbst geschriebene, oft aber der zeitgenössischen Literatur entnommene Beispieltexte, stehen also in unmittelbarem Bezug zur aktualen rhetorisch-stilistischen Praxis.

(c) *Praxis als Norm – Norm durch Praxis*. Obgleich sich die *imitatio* im Sinne einer durchgängigen *Nachahmung eines Autors* oder *einer Stillage* im Mittelalter sehr selten in der Radikalität und Stringenz wie im Humanismus findet (und nicht zum kulturideologischen Programm erhoben wird), spielt die Nachahmung wichtiger Vorbilder gleichwohl eine wichtige Rolle: in nahezu allen Bereichen rhetorisch-stilistischer Praxis im lateinischen Mittelalter sind kanonisierte Modelle – sei es im Rahmen der *artes* (s. o.) oder unabhängig davon – für die faktische Stil- und Redepraxis wie als wichtige Faktoren bei der *Durchsetzung* (immer auch kollektiver!) rhetorisch-stilistischer Normen, Modi und Formen von grundlegender Bedeutung. Grundsätzlich ergibt sich aus all dem [(b) und (c)], dass die Darstellung resp. Geschichte rhetorisch-stilistischer Praxis im lateinischen Mittelalter nicht schlicht auf die *Rekonstruktion* einer vermeintlichen Aktualität des geschriebenen bzw. gesprochenen Wortes zielen kann, sondern neben kontextuellen Faktoren die Normen, Regeln, Konzepte etablierter Praxisentwürfe und kanonisierter Vorbilder notwendig miteinzuschließen hat.

(d) *Geistlich vs. Weltlich*. Ebenfalls zu dynamisieren ist die – allenfalls heuristisch wichtige – Opposition zwischen weltlicher und geistlicher Rede- bzw. Stilpraxis, da dieser Gegensatz (i) über die Konstruktion zweier vermeintlich homogener Bereiche von Geistlichkeit und Weltlichkeit die plurale Diversität mittelalterlicher Kultur maskiert sowie (ii) vor allem dadurch obsolet wird, dass im lateinischen Mittelalter auch die vermeintlich weltliche Kultur – der Verwaltung, des Rechts, des Wissens – überhaupt nur im Rahmen kirchlicher Institutionen und vor allem Bildungsformen und -normen existiert.

Zu diesen übergreifenden Faktoren treten spezifischere Implikationen, die sich aus den spezifischen Produktions-, Rezeptions- und systematischen Bedingungen *oratorischer* auf der einen und *stilistischer* Praxis auf der anderen Seite ergeben (s. u. 2.1. bzw. 3.1.).

2. Kontexte, Träger, Formen und Normen der Rede im gelehrten Mittelalter

2.1. Lateinische Rede als kommunikative Praxis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Die mediävistische Forschung hat sich in jüngster Zeit intensiv mit dem komplexen Verhältnis von Mündlichkeit/Oralität und Schriftlichkeit befasst sowie die Modi, Varietäten und Implikationen kommunikativer Praxis untersucht. Als spezifisch gestalteter *Sprech-*

akt sowie als Modus aktualer Kommunikation steht die lateinische *oratio* dabei zwar im Schnittpunkt dieser Felder, ist aber wegen der starken Konzentration auf den volkssprachigen Bereich (und seinen Literatur- und Aufführungstraditionen) sowie als Folge der Aufwertung nicht-verbaler – gestischer, ritualhafter, ‚symbolhafter' – Aspekte der Kommunikation bislang im Hintergrund geblieben und trotz der (wichtigen) Analyse einzelner Reden (maßgeblich hier Haye 1999, 17–320) konzeptionell vergleichsweise wenig erschlossen. Insbesondere die komplexe Zwischenstellung der lateinischen Rede im Mittelalter zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit und die damit verbundene Qualifizierung des Gegensatzes zwischen *Oralität* und *Schrift* muss dabei betont werden. So gilt nämlich zunächst auch für die lateinischen Reden des Mittelalters die allfällige Problematik, dass sie – trotz eines (systematisch noch nicht dargestellten, methodisch herausfordernden) ‚Corpus' der ‚Reaktionen' auf aktual gehaltene lateinische Reden – nur *schriftlich* überliefert sind und im Akt der Verschriftlichung häufig für die Schriftlichkeit überarbeitet wurden und dabei überdies auch *rekonzeptualisiert* oder aus darstellerischen bzw. politisch-tendentiösen Gründen bewusst *verzerrt* werden konnten; darüber hinaus werden als ‚Reden' komponierte und/oder überlieferte Texte häufig für die *Schriftlichkeit* verfasst, sei es im Falle von traktatartigen, zur Lektüre gedachten monastischen Predigtsammlungen, sei es, weil sich ‚orale' Kontexte, etwa der Bereich der schriftlichen Vorlage von Gerichtsreden im Gerichtsprozess, als zutiefst verschriftlicht erweist oder auch weil zu haltende Reden – wie im Falle der Predigten auf spätmittelalterlichen Konzilien – für eine Vorzensur schriftlich vorgelegt werden mussten (vgl. Helmrath 1989, 147 f.). Vor allem aber gilt selbst im Falle der aktual vorgetragenen Rede im lateinischen Mittelalter, dass „sowohl in der fortlaufenden Rede als auch im Spiel von Rede und Antwort […] nicht Spontaneität, sondern Ritualisierung das Ideal [war] [und es damit um eine] konzeptionelle Verschriftlichung der Sprechgewohnheiten [geht]. Maßgebend war nicht unser Prinzip ‚Schreib, wie du sprichst', sondern das Umgekehrte: ‚Sprich, wie Du schreibst!'" (von Moos 1993, 88). – Wenn somit im Ganzen konstatiert werden muss, dass „die Geschichte der lateinischen Rede im Mittelalter [...] noch nicht geschrieben ist" (Haye 1999, 320, vgl. 323, 328), impliziert dieses Desiderat einerseits die Notwendigkeit, ununtersuchte einzelne Reden präzise zu analysieren und „in einer Matrix zumindest nach Regionen, Epochen und Aufführungssituationen zu strukturieren" (Haye 1999, 322). In *qualitativer* Hinsicht bedarf es indes auch hier eines Ansatzes, der nicht allein auf die Rekonstruktion einer vermeintlichen Redeaktualität zielt, sondern die prinzipiell komplexe ‚Streuung' der Redepraxis als Raum zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit integriert und dabei die funktionalen, kontextuellen Dimensionen bzw. Implikationen einer gelehrten kommunikativen Praxis zu adressieren vermag, wie etwa: die disziplinierende und/oder identitätsstiftende Rolle der Predigt oder die politische Rede als Moment der Konstruktion von Öffentlichkeit.

2.2. Die Predigt

Der wichtigste Raum oratorischer Praxis im lateinischen Mittelalter ist die Predigt (lat. *sermo*, auch *(h)omilia* und *tractatus*), ein „religiöser Diskurs" (Kienzle in: Kienzle/d'Avray 1996, 659), über den vor einer mehr oder weniger gelehrten, teils auch laikalen, Zuhörerschaft dogmatische Inhalte vermittelt und Fragen des Glaubens und der Moral verhandelt, Spiritualität eingeübt und normalisiert, aber auch (kirchen-)politische Positionen und Programme, in nicht selten disziplinierender Absicht, kommuniziert und na-

turalisiert sowie Gegenpositionen und differente Stimmen diskreditiert werden (Forschungsbericht von Muessig 2002).

Grundlagen der Predigtpraxis: Als wohl fundamentalster *Sprech-Akt* der christlichen Religion ist die Predigt in *Bibel* (vgl. Mk 1,29; Joh. 6,29), Liturgie, Kirchenjahr (Sonntage, Festtage), ‚Dogmatik' und pastoraler Praxis sowie in der Kirchengesetzgebung basal verwurzelt (Murphy 1974, 269−275); auch auf Synoden und Konzilien spielte die Predigt als (stark politisierte) ‚öffentliche' Kommunikationsform eine wichtige Rolle (Synodalpredigt, Kreuzzugspredigt!). Im Ganzen sind es dabei neben den Bischöfen denen (bzw. deren Delegenten), grundsätzlich das Recht und die Pflicht zur Predigt zusteht, folgende geistliche Gruppierungen bzw. Institutionen, die als wichtigste Träger Gestalt, Stil und Entwicklung der *praedicatio* maßgeblich prägen: (a) die Angehörigen der monastischen Welt − also zunächst die Benediktiner, dann seit dem 12. Jh. insbesondere der ‚neue' Orden der Zisterzienser −, wobei die (zunächst überwiegend an die eigene Kommunität gerichtete) Predigttätigkeit ein wichtiges Moment der Kommunikation spiritueller und normativer Inhalte/Fragen darstellt, und zahlreiche klösterliche Regeln und *consuetudines* auch der *Lektüre* von Predigten als *meditativer Praxis* eine zentrale Rolle beimessen; (b) der weltliche Klerus, insbesondere die theologischen Universitätslehrer in Paris, wo die Predigt statutenmäßiger Teil der Schulpraxis war und als drittes zentrales Element neben Vorlesung und Disputation verstanden wurde (*lectio − disputatio − praedicatio*); weniger lehrorientiert als bisweilen dargestellt, leisten diese, häufig an Problemen praktischer Moralität orientierten, Predigten dabei einen fundamentalen Beitrag für die Disziplinierung der Universitätslandschaft und für die Entstehung der Pariser Universität (Ferruolo 1985, 184−278); (c) die ‚neuen' seit ca. 1220 mit umfassenden Predigtprivilegien ausgestatteten (Bettel-)Orden, die sich selbst teils sogar aus dem Willen zur Wanderpredigt im Kontext der Ketzerbekämpfung ableiteten (Dominikaner) oder der Predigt zumindest eine wichtige, zunächst informelle, dann zunehmend institutionalisiertere Funktion im Rahmen der für sie zentralen Seelsorgepraxis (*cura animarum*) zumaßen (Franz von Assisi bzw. die Franziskaner); davon nicht immer scharf trennbar sind (d) zahlreiche, nicht ‚offiziell' institutionalisierte, oft als heterodox bekämpfte spirituelle Gruppen (Waldenser, Katharer) oder Einzelpersonen (z. B. Wanderprediger wie Robert von Arbrissel), für deren breitere Wirkung und Sprengkraft das Instrument ihrer oft als hoch charismatisch wahrgenommenen und identitätsstiftenden Predigten zentral war. Überhaupt trug die Fähigkeit und der Ruf charismatischen Predigens maßgeblich zum spirituellen ‚Kapital' und zum (kirchen-)politischen Einfluss geistlicher Figuren bei, am Berühmtesten im Falle Bernhards von Clairvaux. Schließlich kann der Raum der Predigt (e) als eine der wichtigsten (intellektuellen) Einflussmöglichkeiten für *Frauen*, insbesondere für Nonnen und Äbtissinnen, betrachtet werden (Hildegard von Bingen!).

Gattungen: Formal muss grundsätzlich zwischen Predigtserien/-sammlungen und Einzelpredigten, aber dazu auch zwischen Auslegungen umfassenderer Einheiten bzw. längerer Passagen der *Bibel* auf der einen und einzelner, kurzer Bibelstellen und -zitate auf der anderen Seite unterschieden werden. Überliefert sind Predigten dabei überwiegend als (i) in mehreren Handschriften zirkulierende, oft für die Schriftlichkeit überarbeitete und/oder in Sammlungen zusammengestellte „modellhafte" *sermones* (d'Avray 1994, 662 f.) bzw. (ii) als ‚protokollierte' Mitschriften (*reportationes*), wobei beide (!) Formen den Text der Predigt(en) entweder zur Gänze oder auch gekürzt bzw. (insbesondere seit dem 13. Jh.) auch als ‚Gerüst' oder lediglich in seiner noch aktual mit Inhalt zu füllenden Struktur enthalten können. Was die *Autorschaft* angeht, so ist inbesondere in monasti-

schen Kontexten mit *Konstruktions-* und *Retextualisierungsprozessen* zu rechnen, durch die Orden, Filiationen, Konvente die Texte ‚ihrer' einflussreichen Figuren verschriftlichen oder auch neuen spirituellen und politischen Gegebenheiten anpassen. Nicht zuletzt diese Überlieferung und Stellung zwischen (reiner) Mündlichkeit und Schriftlichkeit macht die Erforschung der mittelalterlichen lateinischen Predigtpraxis zu einer „hochkomplexen Aufgabe", da es prinzipiell gilt „auf die Ergebnisse und Methodologien von Exegese, Liturgie, Theologie, Sozialgeschichte, Kulturgeschichte, Textkritik/Überlieferungsgeschichte zurückzugreifen", um die „mündliche und fließende Realität" der Predigt zu verstehen (O'Malley in: Amos/Kienzle 1989, 2).

Geschichte der Predigtpraxis: In der Zeit bis zum 12. Jh. finden sich – häufig mit missionarischer Intention – (i) *katechetische Predigten*, in denen Kernsätze und v. a. -texte (etwa das Credo oder Vaterunser) ausgelegt und Aspekte liturgischer Praxis, etwa die Einhaltung von Festtagen, eingeübt werden sollten: die didaktische und doktrinäre Relevanz dieser Predigten war dabei über Kapitularien und Synodalbeschlüssen fest in der karolingischen Gesetzgebung verankert. Dazu treten (ii) monastische – teils als Sammlungen gestaltete – *sermones*, in denen zentrale Elemente klösterlichen Lebens wie Meditation und Gebet eingeführt, normalisiert und auf ihre spirituelle Dimension hin ausgelegt wurden; zentrale Autoren sind dabei Beda Venerabilis oder Hrabanus Maurus, für die Predigt wichtige Zentren Auxerre (St. Germain), Würzburg, Mondsee. Grundlegend – und das gilt prinzipiell für das gesamte Mittelalter – für die *rhetorisch-stilistische Gestaltung* sind dabei: (a) die *Imitation der Bibelsprache*, dazu *allegorische und typologische Auslegungen*; (b) die *Orientierung am spätantiken, patristischen* (oft über Sammlungen greifbaren) *Modell*, insbesondere an Augustin, Gregor dem Großen, Hieronymus und Caesarius von Arles; (c) *spezifische rhetorisch-stilistische Mittel*, insbesondere Parallelismen, Antithesen, Paronomasien sowie spezifische Rhythmen und teils auch Klauseln; (d) der Einsatz illustrativer *Exempla* und *Vergleiche* bzw. *Gleichnisse* (*similitudines*).

Im 12. Jh. treten zunächst eine Reihe einflussreicher Prediger auf den Plan, neben Ailred von Rielvaux, Isaac von Stella und Helinand von Froidmont insbesondere Bernhard von Clairvaux, dessen – bereits von seinen Zeitgenossen als exzeptionell charakterisierter – Predigtstil vor allem von der *imitatio*, ja *Anverwandlung biblischer Sprache* sowie einem stark *affektbasierten Kommunikationsstil* geprägt war. Bernhard nutzte seine kommunikative Macht überdies für politische Einflussnahme auf Konzilien, etwa im Zusammenhang der Verurteilung Peter Abaelards (1140) und Gilberts von Poitiers (1148) sowie im Rahmen seiner Kreuzzugspropaganda; seine teils von seinen Schülern substantiell überarbeiteten oder auch selbst verfassten Predigten – etwa der Zyklus zum *Hohelied* – exemplifizieren darüber hinaus die *Funktion der Predigt* als eines *para-theologischen* Raums, in dem – unabhängig vom System der universitären Theologie und oft aus der Reflexion über die aktuale Redesituation eines predigenden Subjekts heraus – v. a. Theologien der religiösen Erfahrung und deren Kommunikation entworfen werden (vgl. später auch die Predigten Meister Eckhards und weiterer ‚Mystiker'). – Besonders wichtig für die Ausweitung der Predigt im Hochmittelalter waren die Bestimmungen des 4. Laterankonzils von 1215 (Canon 2 und 10), das diejenigen verurteilte, die ohne Erlaubnis predigten, und als Entlastung der Bischöfe die Einsetzung geeigneter ‚Glaubensmänner' als Prediger vorsah.

Predigtlehren als Praxisentwürfe: Bereits im letzten Viertel des 12. Jhs. entstehen die ersten der bis in die Renaissance fortgeführten Predigtlehren (*artes praedicandi*), darunter die (sog.) *Summa de arte praedicandi* des Alanus von Insulis, die *Summa de arte* des

Thomas von Chobham, die *Ars concionandi* Pseudo-Bonaventuras und die Traktate des Johannes von Wales und Humbert von Romans. Diese „homiletische Revolution" (Murphy 1974, 310) ist dabei im Ganzen auf einen – bereits im Mittelalter als ‚modern' konzeptionalisierten – neuen Predigtmodus, die (sog.) *thematische Predigt*, bezogen. Diese beginnt (a) mit der kurzen Nennung des Themas (üblicherweise einer Bibelstelle), worauf ein oft als *captatio benevolentiae* verstandenes Gebet folgt; nach dem darauf folgenden ‚Prothema' – einem weiteren thematisch einschlägigen Zitat – kommt es (b) zur *divisio*, einer Art Durchführung bzw. Amplifikation, die den Zuhörern die zentrale Problematik der Predigt in zumeist drei Schritten nahebringen soll (Genaueres s. u.); bisweilen, aber nicht immer, kommt es (c) zu einem formal markierten Schluss, etwa durch ein Gebet. Zumeist begreifen die *artes praedicandi* die Predigt als „offene und öffentliche Instruktion in Moral und Glauben, die der Bildung (*informatio*) der Menschen dient sowie auf rationaler Durchführung und dem Quell der Autoritäten basiert" (Alanus von Lille zitiert in: Briscoe/Jaye 1992, 21), um auf dieser Grundlage nicht nur die Reform als wichtigstes *movens* des Predigens zu entwerfen, sondern auch verschiedene *genera* von Zuhörern zu unterscheiden und das für den Prediger nötige *ethos* und *pathos* zu erörtern; immer wieder finden sich dabei zwar auch allgemeine rhetorische Normen wie die Anpassung (*adaptio*) der Rede an die jeweilige Zuhörerschaft, Plädoyers für *brevitas*, gedankliche Kohärenz, Vorschläge für den Gebrauch von Gleichnissen und *Exempla* oder auch inhaltliche Präzepte wie die Notwendigkeit, Tugendhaftigkeit zu preisen, die Sünde zu verdammen, Heil zu versprechen oder Verdammung anzudrohen. Im Vordergrund steht indes – und daran zeigt sich der (in seiner prägenden Kraft freilich umstrittene) *scholastische* Hintergrund der Traktate am deutlichsten – die Anleitung zur wort- und begriffsbezogenen Abhandlung des Themas bzw. der einschlägigen Bibelstelle: in einer *divisio* soll der Prediger dabei zunächst die – als ideal, aber nicht zwingend erklärten – drei Hauptteile der Predigt eruieren und statuieren; als Mittel zur Gewinnung dieser ‚Partitionen' der Predigt werden dabei (zumeist listenartig) eine Reihe gedanklicher Operationen präsentiert, die prinzipiell sehr eng mit der auch in Logik, Disputation und juristischen Kontexten wichtigen diskursiven Praxis der Distinktion, des ‚systematischen Gliederns', verbunden ist: so soll der Prediger die relevante Bibelstelle bzw. das Thema in einschlägige Worte bzw. Begriffe gliedern; diese wiederum lassen sich über die Einordnung als *genera* und/oder *species* (bzw. *Substanzen* und/oder *Akzidentien*), über die Bestimmung von Gegensätzen und -teilen oder auch über begrifflich-semantische Analysen weiter unterteilen. Als Beispiel ließe sich eine Predigt Guiberts von Tournai anführen (d'Avray 1985, 260–271), in der der einschlägigen Bibelstelle zunächst das Wort *Reichtum* entnommen und danach begrifflich zwischen temporalem, spirituellem, himmlischem und überhimmlischem Reichtum unterschieden wird: in jedem der so eruierten, die einzelnen Arten des Reichtums erörternden Teile werden dabei Haupt- und Nebenautoritäten für die jeweiligen Klassen des Reichtums zitiert. Zahlreiche im Kontext der *artes* entstehende Traktate adressieren eben diesen zentralen Aspekt der thematischen Predigt. So stellt etwa ein Werk wie die *Distinctiones* des Alanus von Lille dem Prediger Distinktionen zentraler Begriffe zur Verfügung; andere Traktate führen aus, wie sich die durch die *divisio* gewonnenen ‚Punkte'/‚Teile' darstellen und amplifizieren lassen (z. B. die *ars dilatandi sermones* des Richard von Thetford): als probate Mittel zur Amplifikation erscheinen dabei rationale (Schluss-)Verfahren wie Syllogismen, Induktionen, Enthymeme, der Gebrauch von Autoritäten, die Verwendung ausführlicher Exempel, Etymologien, allegorische/typologische/literale Expositionen, aber auch die Techniken anti-

ker *elocutio* und die diversen *colores rhetorici*. Besonders wichtig sollte dabei der Gebrauch von Exempeln und Gleichnissen werden, der im späten Mittelalter zunehmend auch theoretisch reflektiert wurde und zur Entstehung selbstständiger *Gleichnis*-, *Vergleichs*- und *Exempelsammlungen* führen sollte. Häufig sind in den *artes praedicandi* Modellpredigten zu unterschiedlichen Themen und für verschiedene Adressatengruppen enthalten: systematisch integriert wird das hierin implizite Prinzip von *Demonstration qua Vorbild* bzw. *imitatio* im 14. Jh., wenn zahlreiche Traktate ‚klassische' und normativ gedachte Predigttypen unterscheiden und mit berühmten Predigern – etwa Christus, Paulus, Augustin, Hieronymus, Bernard von Clairvaux (!) – gleichsetzen. Im spezifischen Ausmaß ihrer Wirkung auf die aktuale Praxis noch nicht zur Gänze untersucht, entwerfen die mittellateinischen *artes praedicandi* doch eine sehr spezifische Redepraxis und weisen durch ihre theoretische Konzeptualisierung de facto auf die aktualen Probleme, Strategien, oratorischen Möglichkeiten mittelalterlichen Predigens, insbesondere im universitätsnahen Milieu; dabei sollte – neben der typischen Verklammerung von *inventio* und *dispositio* im Hauptteil der *divisio* – betont werden, dass die *begrifflich* ausgerichtete, oft auf diversen, auch adressatenbezogenen Ebenen angesiedelte ‚Verhandlung' *eines* zentralen Gedankens einen fundamentalen Unterschied zur antiken Redepraxis darstellt, insofern diese auf eine „kalkulierte Folge linearer Argumentationsschritte" (Murphy 1996, 635) zielt. Inhalte stehen in den *artes praedicandi* dagegen nicht im Vordergrund, sondern erschließen sich allein durch die Analyse der (überwiegend unerschlossenen) mittelalterlichen Predigtkorpora. Besonders wichtig ist dabei die hoch- und spätmittelalterliche Predigtpraxis der Bettelorden, an denen in besonderer Weise die nicht nur religiöse, sondern soziale (bzw. sozialgeschichtlich relevante) Dimension der mittelalterlichen Predigt deutlich wird (d'Avray 1985, 204–259): vor dem Hintergrund etablierter christlicher Kritik definieren sie etwa die Bedingungen, unter denen die neuen ökonomischen Strategien, insb. der Handel städtischer Eliten, ‚legitim' zu sein vermögen. Die spätmittelalterlichen Memorialpredigten auf verstorbene Herrscher dagegen erweisen sich als Diskurse an der Grenze zwischen geistlicher und säkularer Welt, in denen auf der Basis einer oft spezifisch wahrgenommenen Individualität der verstorbenen Herrscher zentrale politische Werte und Autoritätskonzepte entworfen und verhandelt werden (d'Avray 1994, 69–227). Die thematische Nähe zur humanistischen Leichenpredigt(!) weist dabei auf eine für die gesamte Predigt und teils auch Predigttheorie geltende Kontinuität der Predigt zwischen Mittelalter und Renaissance (d'Avray 1994).

2.3. Weitere Felder gelehrter Rede

Obgleich häufig anders dargestellt, gab es im nachantiken und vor-humanistischen Mittelalter auch andere Gattungen der Rede in lateinischer Sprache (*sermo*, *oratio*) als die Predigt: eine Tatsache, die weniger an die Überlieferung (spät-)antiker Rede*theorie* bzw. *-praxis* gebunden, sondern im Zusammenhang der auch für das Mittelalter grundlegenden Bereiche bzw. Institutionen des Rechts (Gerichtsrede), der Politik und des Wissens (Universität!) sowie der daraus entstehenden Typen von Öffentlichkeit zu betrachten ist. Im Vergleich zur Predigt ist der Editions- und Forschungsstand dieser Redepraxis allerdings erst in den Anfängen und beschränkt sich zumeist auf Fallstudien (einschlägig Haye 1999, 17–320).

Trotz einer vom Hochmittelalter an zunehmenden Tendenz zur Verschriftlichung des Gerichtsprozesses ist die Rede insbesondere als Klage (*actio*) und Plädoyer (*conclusio*)

sowohl im zivilen wie im kanonischen Recht ein integraler Bestandteil des Gerichtsverfahrens. Theoretische Traktate wie Boncompagnos *Rhetorica novissima* entwerfen dabei eine oratorische Praxis, die grundsätzlich auf antiken Prinzipien fußt, aber das antike fünfgliedrige Schema zur einfacheren Trias von *exordium* – *narratio* – *conclusio* transformiert: als an (weltliche und geistliche) Juristen gerichteter „Traktat über die forensische Redepraxis" (Tunberg 1986, 301) liefert das Werk dabei weniger eine systematische Theorie denn eine „Serie praktischer Anleitungen, verbunden mit einiger theoretischer Spekulation und einem reichhaltigen Angebot an Modellen" (Tunberg 1986, 331). Besonders einschlägig für die hier entworfene Praxis sind dabei: die aus dem Bereich der Brieflehre stammende Überbetonung des Redeanfangs, neben der *captatio benevolentiae* insbesondere die korrekte Grußformel (*salutatio*); die Aufwertung der stilistischen Mittel der *aggregatio* und *annominatio* (Paronomasie); die Betonung der Lizenz des forensischen Orators, als Teil seines *officium* auch Lügen und Unwahrheiten durch sprachliche Operationen und Techniken (*palliatio*, *subductio*) zu maskieren und als wahr zu kommunizieren; dazu werden die nicht-sprachlichen Aspekte der Rede, insbesondere die Vermeidung falscher und Unsicherheit verratender Gestik erörtert und auch psychologische (und teils physiologische) Faktoren, darunter die Rolle von Angst und Selbstvertrauen für Vortrag und gute Rede mitberücksichtigt. Erhaltene Gerichtsreden zeigen eine (kontextuell bedingte) sprachliche Varietät: so findet sich in der *Rhetorimachia* Anselms von Besate und in Reden des Guido von Bazoches eine starke Rhetorisierung, insbesondere durch die Verwendung von *cursus*, Paronomasien, Polyptota und Tropen. In Lütticher Gerichtsreden der zweiten Hälfte des 12. Jhs. dagegen „fällt auf, dass [sie] einen relativ geringen sprachlich-rhetorischen Pomp aufweisen" (Haye 1999, 114 sowie 42–86 (Anselm/Guido) und 86–122 (Lütticher Gerichtsreden)). Eine wichtige Rolle spielt neben der Einhaltung vorgeschriebener juristischer Formeln übergreifend die Verwendung biblischer Zitate (*auctoritates*) für die Begründung der juristischen Argumentation; dazu kommen psychologisch ausgefeilte Überzeugungsstrategien. Im Ganzen lässt sich somit eine – etwa in einschlägigen (und vielzitierten) Passagen Wibalds von Stablo – behauptete Unmöglichkeit *antiker* Redestrategien an *christlichen* Gerichten de facto nicht halten und muss eher als normativ gedachte Warnung theologisch orientierter Zeitkritik verstanden werden (vgl. dazu Haye 1999, 119–120).

Einen der wichtigsten Räume gelehrter politischer Rede im lateinischen Mittelalter stellen die – insb. spätmittelalterlichen – Konzilien dar. Sowohl über Konzilspredigten (an Sonn- und Festtagen) wie in teils mehrtägigen, bisweilen als Rede und Gegenrede organisierten Traktat-, Prunk- und/oder Gesandtschaftsreden avancierte die – auch hier komplex mit Formen der Schriftlichkeit verbundene (Helmrath 1989, 146–148) – oratorische Praxis der Konzilsteilnehmer, „die […] existenziell an die Wirkung von Rede und Predigt für den Sieg [ihrer] *veritas* glaubte(n)" (Helmrath 1989, 151) zum zentralen „Propagandamittel" (Helmrath 1989, 138), über das eine konziliare Öffentlichkeit überhaupt erst hergestellt wurde.

Einschlägig für die politische Rede des Mittelalters (*sermo*, *arenga*, *concio*) ist im weltlichen Bereich vor allem die Öffentlichkeit der seit der Mitte des 12. Jhs. entstehenden ‚autonomen' italienischen Kommunen, in deren Verfasstheit die interne Kommunikation (im Rat oder öffentlich) sowie die diplomatische Verhandlungspraxis mit anderen Kommunen von zentraler Bedeutung war und eine wichtige Aufgabe der Amtsträger, insb. des *podestá*, darstellte. Obgleich das oft zitierte *dictum* Boncompagnos, nach dem „die Aufgabe der Rede an das Volk sehr selten die Gelehrten (Lateinkundigen) betrifft [...]

[und] den Laien zu überlassen ist", auf die Tatsache verweist, dass in diesem Kontext sowohl die Volkssprache vorherrschte wie der Nicht-Klerus am Zuge war, spielt die lateinische Rede de facto auch hier – und nicht eigentlich als Konkurrenzsprache – eine bedeutende Rolle. Zunehmend bezieht sich dabei die ursprünglich stark auf die Schriftlichkeit ausgerichtete *ars dictaminis* (s. u. 3.2.) auch auf diese politische Redepraxis und entwickelt sich „von einer bloßen Prosastillehre zu einer Persuasionsrhetorik *sui generis*, ja zu einer umfassenden Verhaltenslehre auf dem Gebiet der politisch relevanten Willensäußerung" (von Moos 1997, 72, vgl. 70–75); eigenständige *artes arengandi* bzw. *concionandi* entstehen und auch die eher moralisch ausgerichtete politische Traktatstilistik (*De regimine*-Traktate) enthält politische Musterreden (*dicerie*), die teilweise auch in eigenständigen Sammlungen überliefert sind: häufig handelt es sich dabei um Konzepte für standardisierte Gelegenheiten (z. B. Amtsbeginn, Friedensverhandlungen etc.), teilweise sind die Reden auch nach Art von *controversiae* als Rede und Gegenrede angeordnet. Stilistisch dominiert dabei ein eher maßvoller Einsatz sprachlicher Mittel wie *cursus*, Hyperbaton, Prosareim, Parallelismus; Leitprinzip ist der gewählte, zwar nicht vulgäre, aber ebenso wenig verstiegene Ausdruck; nicht selten wird überdies auch die Technik guter Aussprache erörtert, oft findet sich eine ausgeprägte Formelhaftigkeit; wichtig ist zudem die Verwendung von – zunehmend als *auctoritates* ohne Verfasser angeführter – Zitaten und Maximen sowie die starke Benutzung biblischer Zitate und Sprachlichkeit. Besonders auffällig ist schließlich die ausführliche Diskussion nicht-sprachlicher Aspekte der *oratio*: das geboten-dezente Auftreten des Redners (Kleidung, Gestalt), die Notwendigkeit einer diplomatischen Haltung und die Pflege eines guten Rufes.

Neuere – von der Rhetorikforschung noch konzeptionell zu verarbeitende – Forschungen zu den *Spielregeln der Politik im Mittelalter* (Althoff 1997) zeigen, dass bei der politischen Kommunikation im Allgemeinen sowie der Rede im Rahmen politischer Auseinandersetzungen nicht nur die Vermittlung von Inhalten oder Positionen im Vordergrund stand als vielmehr der Versuch, Standpunkte, Zugeständnisse, Kompromisse und Drohungen auf eine Weise sprachlich und außersprachlich zu vermitteln, bei der Ehre und die Wahrung von Souveränität bzw. Integrität der Sprecher und beteiligten Parteien garantiert blieben.

Zahlreiche Testimonien, insbesondere des Hochmittelalters weisen darauf hin, dass inszenierte Kontroversen und Deklamationen auch im Mittelalter ein – freilich nicht zu überschätzender – Teil des Schulunterrichts waren. Dass die, oft an Ps.-Quintilians Deklamationen und Seneca d. Ä. anschließenden, Werke dabei nicht nur für die Schriftlichkeit verfasst, sondern zur Einübung insbesondere forensischer Rede*praxis* gedacht waren, kann dabei nicht ausgeschlossen werden: Beispiele inkludieren etwa die im Mittelalter entstandenen Stücke der ps.-quintilianischen Deklamationen (IIIb) (dazu Haye 1999, 191–212; no. 8).

Das in *lectio* und *quaestio disputata* prozedural formalisierte „gesprochene Wort an mittelalterlichen Universitäten" (Miethke 1990, 1) fällt nicht eigentlich in den Bereich der „*Rede*praxis", wohl aber die Universitätspredigt (s. o.) sowie – als wichtiges Beispiel der (kaum untersuchten) mittelalterlichen Gelegenheitsrede – die Orationen im Rahmen zeremonieller Veranstaltungen (*Promotionen*) oder anlässlich von Herrscherbesuchen.

2.4. Literarische Inszenierung von Rede

Anders als im Falle der griechischen und römischen Antike sind die in literarischen Werken enthaltenen fiktiven Reden oder dargestellten Redesituationen kaum untersucht: ein-

schlägig etwa wären neben den in Viten geschilderten Predigten die im Rahmen des Alexanderstoffes erfundenen oratorischen Diskurse und poetischen Deklamationen, die Ansprachen fiktiver Figuren (wie der *Prudentia* des *Anticlaudianus* Alains von Lille), aber auch als ‚aktual' inszenierte, diskursartige Orationen wie die Reden Solons, Platons, Bions und anderer Philosophen im *Architrenius* des Johannes von Hauvilla oder Reden im Rahmen der Liebeslyrik und -kasuistik (bspw. Andreas Capellanus). Dazu kommen die in der Historiographie – vor allem des italienischen Spätmittelalters – eingestreuten, ‚realen' Akteuren wie Ezzelino da Romano in den Mund gelegten politischen und diplomatischen Reden. Auch die im Mittelalter meist (kirchen-)politisch motivierten *Parodien* und *Travestien* einschlägiger Redesituationen gehören zu diesem vernachlässigten, ‚alternativen' Aspekt der Geschichte der Redepraxis im lateinischen Mittelalter: so entlarven etwa der sog. *Archipoeta* über seine hochsubtilen und witzigen Predigttravestien oder auch zahlreiche anonyme moralisch-satirische Gedichte (etwa im Rahmen der *Carmina Burana*) die manipulative und verführerische Kraft einer Predigt- bzw. Argumentationspraxis und -sprache, die sich der Autorität geistlicher Texte und Zitate bediente, um de facto nur eigene Interessen durchzusetzen oder zu verschleiern.

3. Stilistische Praxis in Prosa und Dichtung des lateinischen Mittelalters

3.1. Grundlagen und Forschungsstand

Die Erforschung der stilistischen Praxis des lateinischen Mittelalters hat sich bislang vor allem auf eine Reihe spezifischer *Sachfragen* konzentriert. Im Vordergrund standen dabei insbesondere das Problem des *cursus* (s. u. 3.2.) und allgemein wichtige *Stilmöglichkeiten*, *-mittel* und *-figuren* (*amplificatio*, *abbrevatio*, Ellipse, Metaphorik). Als wirkmächtiger Höhepunkt wird dabei wegen der Entstehung der einflussreichen *artes poetrie* bzw. *dictandi*, neuer Stiltypen und der Kanonisierung fortan einflussreicher Vorbilder das 12. Jh. betrachtet; für das Frühmittelalter dominiert die Untersuchung des sprachlich distinkten anglo-lateinischen bzw. anglo-irischen Stils (s. u. 3.2.). Auch die Erforschung der mittellateinischen Stilistik konzentriert sich dabei überwiegend auf die Analyse von *Prosatexten*; anders als in den mediävistischen Nachbardisziplinen und in den neueren Philologien wird freilich einer Reihe von problematischen Begriffen, etwa der *Spannung zwischen Klassik und Manierismus* oder *Epochenstil(en)*, eine leitende Funktion für die Analyse zugemessen. In den meisten Studien herrscht dabei ein *pragmatischer Stilbegriff* vor, der Stil aufgrund der starken Verbindlichkeit rhetorisch-stilistischer Normen nicht als *Individualstil* fasst, sondern als *spezifische Verwendung überpersonal geprägter* bzw. *kollektiv verfügbarer sprachlicher Mittel* begreift: im Vordergrund steht somit weniger der Einzelfall als vielmehr das „*System* kollektiver Sprachverwendung, [der] *Vorrat* an Gestaltungs*mitteln* in der Gemeinsprache der Gebildeten einer Zeit, eines Kulturraums" (Stotz 1998, 421, Hervorhebungen F.B.).

Dass es dabei insgesamt, wie oft betont wird, „noch viel zu lernen gibt" (Tunberg 1996, 111) liegt einerseits an der vergleichsweise unbefriedigenden Editions- und Forschungslage einer quantitativ äußerst umfangreichen, auch nicht-literarische und pragmatische Gattungen umfassenden *terra incognita* der Literatur im lateinischen Mittelal-

ter, vor allem aber an der *qualitativen* Komplexität mittellateinischer Textualität(en) *an sich*: „für das vielfältige und in sich disparate Textgut des Mittelalters zu klaren Anschauungen und Ergebnissen [über Gegenstand, Charakter, Aufgabe lateinischer Stilistik] zu kommen […] erscheint aussichtslos" (Stotz 1998, 419). Auch aus diesem Grund sind methodische Überlegungen, konzeptionelle Strategien und grundlegendere Modelle (anders als im Falle der antiken lateinischen Stilistik) selten, wobei man sich (abgesehen von der pragmatischen Dimensionierung des Stilbegriffs (s. o.)) zumeist kritisch mit der Übertragbarkeit der für die lateinische Literatur entwickelten konzeptionellen Überlegungen auf das Mittelalter auseinandersetzt (z. B. Stotz 1998, 419−420), um darüber den „Abstand" zu bestimmen, „den das Bemühen um Stilfragen betreffend mittelalterliche Texte davon zu nehmen hat" (Stotz 1998, 419). Dabei werden insbesondere Ansätze problematisiert, die einen ‚Stilwillen' oder ‚Stilzüge' durch Kontrastierung mit den Normen und Usancen antiker Latinität abzuleiten versuchen: nicht selten erweist sich eine (vermeintliche) *stilistische* Intention bzw. Sprachverwendung des Lateinischen nämlich weniger als Stilmerkmal denn als habitualisierte Sprachtatsache der Grammatik des Mittellateinischen (Beispiele bei Stotz 1998, 422−425). Fundamentaler Ausgangspunkt jeden Modells lateinischer Stilistik im Mittelalter muss die spezifische ‚Situation' der lateinischen Sprache in der vorhumanistischen Nachantike sein: das Latein des Mittelalters stellt weder eine spezifische (und geografisch) begrenzte ‚Sprachstufe' (wie etwa das Mittelhochdeutsche) noch die uniforme Bildungssprache *einer* Elite dar; vielmehr lässt es sich als Vielfalt von Verwendungen einer − nicht mehr muttersprachlich, sondern unter spezifischen Normen im Unterricht vermittelten − *Sekundär-* bzw. *Kultursprache* bestimmen, die keinen prinzipiellen Verfall markiert, sondern in ihrer spezifischen, hochpluralen Sprachlichkeit und Textualität von spezifischen institutionellen, kulturellen, sozialen und kommunikativen Faktoren bestimmt ist. Aus dieser *condition linguistique* folgt, dass eine *übergreifende* „stilistische Grammatik" (Stotz 1998, 425), die gattungs- und text*übergreifend* typische stilistische Operationen des Mittellateinischen − etwa *Ellipse* oder *Prosareim* − im Sinne eines Repositoriums herausarbeiten will, nur die eine Seite einer im Ganzen noch zu schreibenden mittellateinischen Stilgeschichte darstellt. Angesichts der stets anzusetzenden kontextuellen Prägung der Sprachlichkeit des Latein im Mittelalter (so auch Stotz 1998, 420) gilt es vielmehr, den Stilbegriff selbst umzuakzentuieren und als Ausdruck der jeweiligen spezifischen „Geformtheit" (Stotz 1998, 427) spezifischer Latinitäten im lateinischen Mittelalter jenseits einer systematisch auf das *recte loquendi* verpflichteten *grammatischen* Perspektive zu verstehen: *Stil* erweist sich damit als die überindividuelle, teilweise aber nicht notwendig durch formulierte Normen veranlasste oder regulierte Sprachlichkeit spezifischer Textualitäten in spezifischen institutionellen, historischen und teils auch intertextuellen Zusammenhängen; dadurch wird es − um nur einige Beispiele zu nennen − möglich, sowohl den Stil des ‚scholastischen Lateins' wie des ‚mittellateinischen Briefes', wie der ‚rhythmischen Dichtung', wie ‚der Urkunden' zu integrieren. Aus der bereits für die Stilistik des antiken Lateins nicht adäquaten Dimensionierung des stilistischen Raums als derjenigen Dimension der „Sprache, die der *Wahl* ihres Benutzers unterworfen ist" (Marouzeau in: Ax 1976, 24−27) wird damit die spezifischen Kontexten zukommende − und von ihnen motivierte − spezifische *Prägung* des Lateinischen. Prinzipiell erweist sich die Praxis der Stilistik im lateinischen Mittelalter damit auch als Teil einer zunehmend als Desiderat verstandenen „Kulturgeschichte der Sprache" (Burke 2005, 183) und lässt sich nur als Ineinander sprachlicher, institutioneller und kontextueller Aspekte bzw. Implikationen schreiben.

3.2. Der Stil der Prosa

Obgleich es über den mittellateinischen Prosastil „noch viel zu lernen gibt“ (Tunberg 1996, 111), lassen sich doch eine Reihe grundsätzlicher Züge und Aspekte benennen, die über die bloße Verwendungweise einzelner grundsätzlicher Stilmittel und sprachlicher Techniken hinausgehen (hierzu Stotz 1998, 430−510). Von fundamentaler Relevanz ist dabei im Ganzen der Einfluss des *patristischen* Lateins, für dessen (teils intendiertes) Abweichen vom Kanon der antiken lateinischen Hochsprache die kalkulierte Verwendung biblischer Sprache und Bildlichkeit ebenso fundamental war wie die Schaffung neuartiger ‚Stilräume‘, die über eine einschlägige Transformation der antiken *genera dicendi* nun radikaler auf die sprachlichen Fähigkeiten und moralische Qualität der Rezipienten hin entworfen werden: so sucht der *sermo humilis* als bewusst niedrige Stilform die Nähe zur schlichten Sprache der *Bibel*, die aufgrund ihres hohen *Gegenstandes* indes als Form erhabener Schlichtheit gedacht ist; in einer für das Mittelalter typischen, kulturell bedingten *Semantisierung des Stils* wird eine sprachlich-stilistische *Schreiblage* dabei auch zum Ausweis oder Träger christlicher Demut. Obgleich in seiner Relevanz als autonomer Stilraum (dazu insb. Auerbach 1958, 29−63) nicht zu überschätzen und keine direkte Konsequenz einer zugrundegegangenen Latinität (Banniard 1992, z. B. 84 f.) stellt er grundsätzlich eines der wichtigsten sprachlichen Register zur Verfügung, das insbesondere in Gattungen wie der *Heiligenvita* zum Tragen kommen kann.

Geschichte des Prosastils: Neben den Stilformen einschlägiger patristischer Autoren des 6. und 7. Jhs. (Gregor der Große, Gregor von Tours, Isidor von Sevilla) sind für das *frühe Mittelalter* insbesondere die spezifisch ausgeprägten Stilformen des anglo-irischen Raumes von Bedeutung und exemplifizieren bereits eine für das gesamte lateinische Mittelalter wichtige Spannweite zwischen ‚Normalstil‘ und ‚Manierismus‘: während Bedas − von ihm zum Teil auch theoretisch konzeptualisierter − Prosastil nach sprachlicher Ökonomie und Klarheit strebt, ist der (bis ins 11. Jh. einflussreiche) ‚hermeneutische Stil‘ Aldhelms von langen, teils exzentrischen und komplex strukturierten Perioden, von Reim und Alliteration sowie einer (teils der Amplifikation dienenden) Verwendung seltener, archaischer, aus dem Griechischen adaptierter und/oder aus Glossaren gewonnener Worte geprägt. Ans Bizarre schließlich grenzt der (notorisch unverständliche) Stil der im 7. Jh. (vermutlich im Schulkontext verfassten) sog. *Hisperica Famina* − einer Sammlung von Klerikerdialogen, Alltagsbeschreibungen und einer Schlachtdarstellung −, deren der Dichtung nahe stehenden Sprache von exzessivem Hyperbaton sowie Archaismen, unverständlichen Neologismen und Lehnwörtern aus dem Griechischen, Hebräischen und Keltischen geprägt ist. Inwiefern die allgemeinen Sprachreformen der sog. *karolingischen Reform* um 800 nicht nur zu einer Anhebung des (korrekten) Sprach-, sondern auch des *Stil*niveaus führten, ist umstritten: unverkennbar freilich ist, dass bei Autoren am Hof Karls und seiner Nachfolger neben der *Bibel* und den Kirchenvätern nun auch vermehrt antike Texte als stilistische Vorbilder bzw. Referenzräume dienen; am einschlägigsten ist dabei die *Vita Karoli* Einhards, die Sprache, Stil, Motive und Bauformen der Kaiserviten Suetons imitiert.

Die zentrale Stellung des 12. Jh. für die mittellateinische Stilgeschichte beruht nicht nur auf der Entstehung theoretischer Entwürfe stilistischer Prosapraxis, den sog. *artes dictaminis* (s. u.), sondern auch auf der Kanonisierung einflussreicher Modelle, insbesondere der Briefe Hildeberts von Lavardin und des Petrus Venerabilis sowie der philosophisch-literarischen Prosa des Bernardus Silvestris oder Alanus von Lille; dazu kommt

die Etablierung übergreifender, von der Forschung bisweilen als ‚klassizistisch' bzw. ‚manieristisch' bezeichneter Stilmuster (s. u.).

Prosastillehren: Als ‚Lehren für das (korrekte und stilistisch avancierte) Verfassen von Texten' formulieren die seit Ende des 11. Jhs. entstehenden, oft breit überlieferten und einflussreichen *artes dictaminis* die wichtigsten Grundlagen und Normen des Prosastils im lateinischen Mittelalter: auf der Grundlage einer Unterscheidung differenter Text- bzw. Prosatypen konzentrieren sie sich dabei vor allem auf Briefe sowie auch rechtliche Dokumente (Privilegien, Verträge, Urkunden) und enthalten sehr häufig extensive Sammlungen von Musterbriefen bzw. -dokumenten. Ihre ‚Ursprünge' und wichtigsten Entwicklungsmomente liegen in der Kultur der oberitalienischen, im 12. Jh. prosperierenden Städte (insbesondere Bologna) bzw. ihren stark auf die juristische und politische Praxis ausgerichteten Schulen; seit ca. 1200 werden die *artes* überdies als wichtiger Teil der Rhetorik an der Universität von Bologna unterrichtet. Neben den in Deutschland, England und Spanien verfassten *artes* ist dazu auch die im 12. Jh. beginnende französische Tradition zu nennen, die die frühen italienischen Traktate rezipiert sowie wichtige Aspekte der späteren italienischen Entwicklung des 13. Jhs. anstößt bzw. vorwegnimmt. Die auch theoretischere Klärungen, etwa zu Definitionen, Wesen, Klassifizierung des Briefes, enthaltenden Traktate gehen dabei fast durchgängig von einer Einteilung des Briefes in fünf Teile aus und setzen auch in der Gewichtung bzw. Diskussion vergleichbare Akzente: von überragender Bedeutung ist dabei die Grußformel (*salutatio*), deren zentrale ‚stilistische' Herausforderung nicht nur in der formal korrekten Anrede, sondern in der adäquaten Abstimmung des sozialen Status von Empfänger und Absender liegt. Während der darauffolgende Teil des Briefes, die *captatio benevolentiae*, ebenfalls ausführlich und häufig über Beispiele erörtert wird, stehen die letzten drei Teile − *narratio*, *peticio* und *conclusio* − eher im Hintergrund. Durch sämtliche *partitiones* hindurch ziehen sich *stilistische* Präzepte, die sich vor allem auf zu vermeidende *vitia* kaprizieren: neben *claritas* und *varietas* (bzw. ihren Gegenteilen *obscuritas* und *similitudo)* sowie den *colores rhetorici* steht dabei insbesondere die Forderung nach *brevitas* (bzw. Vermeidung von *prolixitas*) im Vordergrund „nahezu jeder überlieferten *ars dictandi*" (Camargo 1991, 24); dazu kommt eine charakteristisch sowohl auf Satzklang wie Gedankengang bezogene *Klausellehre*, bei der Methoden und Techniken zu Aufbau und Lösung von Spannung/Erwartung am Satzende erörtert werden: so baut etwa die *distinctio suspensiva* eine nicht aufzulösende Spannung auf, während die *distinctio constans* zumindest eine Lösung oder Fortsetzung andeutet, während die *distinctio finitiva* die Spannung ganz aufhebt. Vor allem wird an dieser Stelle auch eines der wichtigsten (und vergleichsweise gut erforschten) Stilmerkmale mittellateinischer Prosapraxis überhaupt erörtert: der Prosarhythmus bzw. *cursus*, also das System der akzentuierenden (bzw. ‚rhythmischen') Klauseln und Satzschlüsse. In der *cursus*-Lehre werden dabei verschiedene Formen des geregelten Wechsels betonter und unbetonter Silben am Klausel- bzw. Satzende normiert, an dem ein drei- oder viersilbiges Wort zu stehen hat; je nach dessen Akzent und der Position des Akzents des vorausgehenden Wortes ergeben sich drei Haupt-*cursus*-Typen, die sich zunehmend als *römisches System* durchsetzen: (a) der *cursus tardus* (auch *ecclesiasticus*), bei dem entweder einem dreisilbigen Proparoxytonon ein weiteres Proparoxytonon vorangeht (*insídias pónere*) oder einem viersilbigen Proparoxytonon ein Paroxytonon (*habére commúnitas*); (b) der *cursus planus*, bei dem einem dreisilbigen Paroxytonon ein Paroxytonon vorangeht (*serváre quaesíta*); (c) der *cursus velox*, bei dem einem viersilbigen Paroxytonon ein Proparoxytonon vorangeht (*hóminem recepístis*). Die notwendige

Silbenzahl kann dabei in einer sog. *consillabacatio* auch durch Enklise kürzerer Wörter (*et*, *ad* etc.) erzielt werden (*terrárum quas-régunt*). Besonders im frühen Mittelalter findet sich darüber hinaus auch der sog. *trispondiacus* (*ésse valebámus*). Die mittellateinische Praxis des (rhythmischen) *cursus* ist in einem komplexen Prozess aus der antiken bzw. spätantiken Klauseltechnik entstanden und hat sich – entgegen der Ansicht der älteren Forschung, die einen ‚Verfall' zwischen dem 7. und 11. Jh. postulierte – durchgängig, wenngleich in lokal und institutionell verschiedener Weise, gehalten. Die *artes dictaminis* theoretisieren, normalisieren und standardisieren diese Praxis mit sichtbarer Wirkung (nicht nur) auf die epistolare Prosa (so bei aller Skepsis sogar Martin 1982, 539), wobei es prinzipiell und bis ca. 1250 zwischen einer französischen und italienischen Auffassung zu unterscheiden gilt: während die französische Schule – von eher theoretischen Konzeptualisierungsdifferenzen abgesehen – auch den Satz*beginn* adressiert und grundsätzlich auch sehr langsilbige Schlusswörter zulässt, wird in italienischen Traktaten eine maßvolle Klauselläng e gefordert. Damit propagieren diese de facto die Praxis der römischen Kurie, die den wohl wichtigsten institutionellen Faktor für die Etablierung der *cursus*-Praxis darstellt: vor allem seit dem unter Urban II. (1088–92) wirkenden Kanzler Johannes von Gaeta ist der *cursus* eines der wichtigsten Stilmerkmale der päpstlichen Kanzlei und wird erst von Pietro Bembo – als Folge der humanistischen Ablehnung des rhythmischen *cursus* – Anfang des 16. Jhs. abgeschafft. Darüber hinaus erörtern die *artes* ein weiteres Moment strukturierter Klausel- bzw. Satzgestaltung, den – in der antiken Stilpraxis vermiedenen – *Prosareim*, also den diverse Formen des ein- sowie (seit dem 12. Jahrhundert zunehmend verbindlicheren) zweisilbigen (Paar-, Kreuz-, Tiraden-)Reims umfassenden Reims an Periodenenden und kleineren Sprechpausen. Praktiziert wird der Prosareim im frühen Mittelalter insbesondere von Venantius Fortunatus und Isidor von Sevilla (von daher die mittelalterliche Bezeichnung dieser Praxis als *stilus Isidorianus*), dann einschlägig von Hrotswith von Gandersheim sowie teilweise auch in philosophisch-theologischer Prosa (Anselm von Canterbury, Honorius Augustodiensis, Bernhard von Clairvaux) sowie im Rahmen spezifischer Stillagen (s. u.).

Imitatio: Als durchgehende Imitation des Stils *eines* Autors spielt die *imitatio* in der mittellateinischen Stilpraxis eine untergeordnete Rolle (wichtig insbesondere die Sallust-Imitatio bei Einhard (s. o.) oder Wilhelm von Poitiers, dazu Martin 1982, 548–549), häufiger ist die Mischung distinkter Stilelemente *verschiedener* Autoren: zahlreiche Testimonien – etwa Johannes von Salisbury, *Metalogicon* (I,24) oder eine einschlägige Äußerung des Petrus von Blois – zeugen indes von der Relevanz stilistischer Modelle im Rahmen des Schulunterrichts, wobei es im 12. Jh. zur Kanonisierung einer Reihe nachantiker Vorbilder kommt. Besonders einschlägig ist dabei das Korpus der Briefe des Petrus Venerabilis und Hildebert von Lavardins, die beide überdies als exemplarisch für eine spezifische, bewusst gehobene Stillage gelten können („elevated prose style", Martin 1982, 544).

Stillagen: Deren grundlegende Momente sind neben der sorgfältigen Gestaltung des Prosarhythmus und der Verwendung biblischer Diktion dabei vor allem das Streben nach Symmetrie und Parallelismus in der Klauselgestaltung sowie die (dafür notwendige) Konstruktion langer Satzperioden, die freilich weniger durch Hypotaxe als durch eine kaskadenartige Kopplung ‚loser', von einem vergleichsweise unwichtigen Hauptsatz ausgehender Sätze und Satzteile entstehen und dabei grundsätzlich danach streben, eine Dynamik von Spannung, Retardation und Lösung zu inszenieren; Symmetrie und Parallelismus in diesen Perioden werden dabei auf verschiedenen Ebenen angestrebt: als glei-

che Länge einzelner paralleler Glieder (Isokolon), durch parallelen Klang bzw. Reim, durch syntaktischen Parallelismus, anaphorischen Klausel- bzw. Phrasenbeginn sowie weitere parallel eingesetzte Stilmittel, darunter insbesondere Antithesen. Vom derart ‚gehobenen Prosastil', der auch für zahlreiche mittelalterliche Predigten von Relevanz ist und eine prinzipielle Homologie zur patristischen Stilpraxis aufweist, hebt sich als weitere wichtige Stillage eine bewusst schlichtere, aber gleichwohl auf artifiziellem Bau beruhende Form des Schreibens ab: in ihr werden Parallelismus und Symmetrie weit sparsamer eingesetzt (bzw. vermieden), dazu kommt ein deutliches Streben nach *brevitas* und eher knappen Sätzen, das mit einer oft abstrakteren Diktion sowie Sentenzen und Gnomik verbunden ist. Insofern dies den Einfluss des (im 12. Jh. wichtigen) Seneca verrät, und sich nicht selten mit Anspielungen auf die antiken *auctores*, insbesondere Horaz, verbindet sowie im Ganzen eine Differenz zur distinkt un-antiken Stilpraxis des ‚gehobeneren Prosastils' darstellt, lässt sich hier von einem ‚klassizistischen' Stilideal (z. B. Martin 1982) sprechen, ohne dass dies mit programmatisch formulierten Konzepten einer Renaissance verbunden (oder gar aus ihnen abgeleitet) werden dürfte. Als dritte (und spektakulärste) Stillage erscheint seit dem 12. Jh., insbesondere im französischen Raum, eine meist als *Manierismus* gefasste Schreibart, die von einer bewusst-intendierten Übertreibung, ja Aggregation an sich klassischer Stilfiguren geprägt ist: besonders charakteristisch in den zumeist sehr langen Perioden sind dabei Hyperbaton und Annominatio bzw. Paronomasie; damit verbindet sich eine hochartifizielle Metaphorik und komplizierte Bildlichkeit, bei der nicht selten die technische Sprache und Begrifflichkeit von Grammatik, Rhetorik und/oder Dialektik benutzt wird, um bizarre Sprach- und Sinn-Effekte zu erzielen; einschlägige Beispiele etwa inkludieren die Briefe des Guy von Bazoches (gest. 1203), aber auch die literarisch-philosophischen Werke des Bernardus Silvestris (*Cosmographia*) und Alanus von Lille (*De planctu naturae*).

Ein weiterer wichtiger, kategorial indes differenter Bereich mittellateinischen Prosastils ist die sprachliche Gestaltung philosophischer und theologischer Texte. Die noch nicht universitäre, in Schulen und Klöstern originierende Wissensprosa erweist sich bis zum 12. Jh. dabei durchaus als von Stilformen und -normen des ekklesiastischen, monastischen und Schulkontexts beeinflusst: so zeitigt etwa die Prosa Anselms von Canterbury nicht nur Elemente patristischen Schreibens, sondern setzt rhetorische Mittel – Anaphern, Parallelismen, rhetorische Fragen, Anreden – zur Intensivierung einer ruminierenden Denkbewegung ein, um darüber eine charakteristische, Meditation und rationale Reflexion verbindende, Spekulationspraxis zu erzeugen. Die Sprache der Philosophen und Theologen der sog. *Renaissance des 12. Jhs.* dagegen ist stark von der Unterrichtspraxis der Kathedralschulen geprägt, die an einer enzyklopädisch ausgerichteten *grammatica* und *lectio auctorum* ausgerichtet ist: Naturphilosophen wie Adelard von Bath oder Wilhelm von Conches schreiben ein periodenreiches Latein, das durch Ausrufe, Anreden und rhetorische Fragen lebendig wird und immer wieder Zitate aus den *auctores* einsetzt; paraphilosophische Texte wie die *Cosmographia* des Bernardus Silvestris oder der *Planctus Naturae* des Alanus von Lille weisen eine von Hyperbata geprägte hochrhythmisierte und -metaphorisierte Sprache auf, imitieren die idiosynkratische Sprache der lateinischen Übersetzung von Platons *Timaeus* durch Calcidius und sind im oben skizzierten hochmanieristischen Latein abgefasst (insb. Alanus von Lille). Teilweise auch von Reflexionen über die Notwendigkeit einer bildfreien, unrhetorischen, Mehrdeutigkeit vermeidenden Sprache begleitet, beginnt sich im 12. Jh. indes vor allem jenes „scholastische Latein" auszubilden, das zum zentralen Idiom der mittelalterlichen Universität

wird: „im Rahmen eines Milieus von Spezialisten [...], in dem man die Strenge des Gesagten dem Streben nach Gefälligkeit vorzog“ (Hubert 1949, 216), ist es vom strikt terminologisch orientierten Gebrauch der Begriffe (bzw. deren Neubildung) und von der Sprachlichkeit der nach wörtlicher Korrespondenz strebenden Aristoteles-Übersetzungen geprägt, vermeidet Bildlichkeit sowie jegliche rhetorische ‚Couleur‘ und weist im Ganzen nur schlichte, übersichtliche Hypotaxe, aber dafür zahlreiche formelartig geprägte Wendungen (*sed non est ita*; *melius est quod dicatur*) auf.

3.3. Der Stil der Dichtung

Auch im Falle der mittellateinischen Dichtung kommt es im 12. und 13. Jh. über die in Frankreich entstehenden *artes poetriae* bzw. *poeticae* − besser: *artes versificatoriae* − zu normativ angelegten Entwürfen idealer Praxis: „eine Kodifizierung der im Schulunterricht der vorhergehenden Generation mit peinlicher Genauigkeit ausgebildeten Lehren und Anweisungen. Werke solcher Art hat das frühe Mittelalter nicht hervorgebracht“ (Munari 1957, 310−311). Einschlägig sind dabei insbesondere die zwischen 1175 und 1280 entstandenen Werke des Matthäus von Vendome (*Ars Versificatoria*), Johannes de Garlandia (*Parisiana Poetria*), Geoffrey (Galfred) von Vinsauf (*Documentum*, *Poetria Nova*), Gervasius von Melkley (*Ars poetica*) und Eberhard von Bethune (*Laborintus*). Auch diese *artes* enthalten exemplarische Passagen, die teils von den Autoren selbst verfasst, teils der antiken Literatur, vor allem aber den im 12. Jh. entstandenen Werken des Bernardus Silvestris, Alanus von Lille und Johannes de Hauvilla entnommen sind. Dass das zentrale Anliegen dieser Traktate die auf die *Praxis* zielende Transformation und Applikation rhetorischer Regeln und Technik auf die Vers- und Prosakunst ist − und es nicht etwa um eine theoretische Grundlegung des *Begriffs* der Dichtung geht, zeigt sich bereits in der fundamentalen poetologischen Metapher der Traktate, die den Dichter auf der Grundlage platonischer Philosopheme mit einem *artifex* vergleicht, der einer ungeformten *materia* (der Sprache) durch seine literarische Technik Form verleiht: diese prinzipiell nicht grammatisch, sondern *stilistisch* gedachte Dimension wird damit zum Prinzip des Literarischen an sich; in der Auffassung der *artes poetrie* − und zahlreicher Gedichte des lateinischen Mittelalters − heißt zu dichten, die adäquate *stilistische* Gestaltung zu finden. Folgende Lehrinhalte sind dabei für die potentiellen Stilräume mittellateinischer Dichtung von besonderer Bedeutung und stehen auch quantitativ im Vordergrund der prinzipiell teils explizit, teils implizit alle wesentlichen Teile der antiken Rhetorik (*inventio* − *dispositio* − *elocutio* − Vortrag/Gestik) enthaltenden Traktate (das Folgende nach Kelly 1991, 68−85): (1) die narrative Abfolge eines Plots, also die Frage, ob in der chronologischen Reihenfolge der Ereignisse erzählt wird oder nicht; (2) die konsequente Verpflichtung der Stilart auf den Stoff/Gegenstand (*materia*): nicht nur im Falle der Kopplung von Stillage und sozialem Stand (*rota Vergilii*), sondern vor allem in der Lehre der adäquaten Beschreibung (*descriptio*) von Personen und Dingen, bei der bestimmte *loci* (etwa *nomen*, *natura*, *fortuna*, *tempus* etc.) zu erheben sind, um Material, aber auch einen Modus für die Darstellung zu gewinnen; zahlreiche der im Rahmen der mittellateinischen Literatur überlieferten *descriptiones* folgen dabei de facto den in den *artes* exemplarisch formulierten Regeln, etwa die *a capite ad pedes* prozedierende Beschreibung der (schönen, häßlichen) Frau oder die *locus amoenus*-Darstellungen; (3) die (im Gegensatz zur antiken Rhetorik) quantitativ als Längung und Kürzung verstandene

amplificatio und *abbrevatio*, die als ein fundamentales (Stil-)Prinzip mittelalterlichen Dichtens überhaupt verstanden werden können: als diesbezüglich adäquate Mittel erscheinen dabei u. a. Wiederholung des Ausdrucks, Umschreibung, Vergleich, Digression bzw. Beschränkung auf das Wesentliche, Andeutung, aber auch *ablativus absolutus* oder Asyndeton; (4) die Lehre vom ‚schweren' und ‚leichten' Ornat der Rede (*ornatus difficilis* (oder *gravis*) bzw. *levis*), die auf der Lehre der antiken Tropen und Figuren basiert: seit Galfried wurde der *ornatus levis* dabei mit der Verwendung von Wort- und Gedankenfiguren, der *ornatus difficilis* mit der Verwendung von Tropen verknüpft; (5) die Lehre von Determination (*determinatio*) und Konversion (*conversio*), die das Material bzw. die Prinzipien für die Wahl von Epitheta bzw. ‚grammatischer Form' (eines Wortes oder Gedankens) erörtert; dazu kommen Regeln für Versbau und Prosarhythmus.

Dass die stilistischen Präzepte der einzelnen *artes* mit ihren „Empfehlungen elaborierter Verzierung und weit-hergeholter Metaphorik [...] die Produktion zutiefst manieristischer Dichtung förderten" (Martin 1982, 554−555) zeigt sich dabei nicht zuletzt in den von ihren Autoren, insb. Matthäus von Vendome, verfassten Beispielgedichten, die von Wortspielen (insb. *Annominatio*/*Paronomasie*), Anaphern, blühender Metaphorik und formal topischem (oft sentenzartigem und/oder als *Zeugma* inszeniertem) Beginn geprägt sind.

Manieristische Tendenzen zeigen sich überdies (wie im Falle der Prosa) seit dem 12. Jh. auch unabhängig von den *artes*: charakteristisch für diesen poetischen Manierismus ist dabei, wie etwa die Gedichte Hildeberts von Lavardin exemplarisch illustrieren, weniger das (spezifische) *einzelne* Stilmittel, als vielmehr die aggregierende *Häufung* einer Vielzahl sprachlicher Mittel, etwa der Anapher über mehrere Verse, des übertriebenen Asyndeton und Zeugmas oder des Einsatzes pointierter und überraschender Ideen und Metaphern.

‚Diesseits' dieser allgemeinen stilistischen Grundierung sowie universalerer Aspekte − etwa der auch für die mittelalterliche Dichtung im Ganzen zentralen zitierenden, allusiven oder evokativen Anspielung auf antike Vorbilder (insb. Ovid, Vergil, Lucan, Statius) bzw. auf die Sprache der Bibel − erschließt sich die stilistische Dimension mittellateinischer Dichtung nur im spezifisch *form*- (A) bzw. *gattungsgeschichtlichen* (B) Zusammenhang. So stehen (A) in den drei grundlegenden formalen Modi dichterischer Praxis auch verschiedene stilistische Möglichkeiten zu Gebote: (a) Grundlegend für die auch im lateinischen Mittelalter wichtige quantitative, *metrische* Dichtung − neben daktylischem Hexameter und elegischem Distichon auch komplexere Strophenformen wie die sapphische Strophe − ist dabei der Einsatz (bzw. Nicht-Einsatz) des anders als in der Antike stets möglichen, vor allem im daktylischen Hexameter eingesetzten Reims, dessen Spektrum Binnenreim, Endreim sowie nicht zuletzt die charakteristische Kombinationen beider Reimarten umfasst. Wichtig sind dabei: bloße Assonanz, insbesondere auch im Gefolge des einflussreichen spätantik-christlichen *Carmen paschale* des Sedulius; der sog. *versus Leoninus*, bei dem sich die erste Hälfte des dritten Fußes und das Versende reimen; der dreifach binnengereimte Vers, mit überwiegend männlichem Reim an den Zäsuren (*trinini salientes*) bzw. Dihäresen (*tripertiti*, einschlägig und stilbildend Bernhard von Morlas *De contemptu mundi*). Dazu kommen Hexameter mit Endreimpaaren, entweder ohne Binnenreim als sog. *versus caudati* (a|a) oder mit zusätzlichem, versübergreifendem Binnenreim, etwa in Form der *versus unisoni* (aa|aa), *collaterales*/*concatenati* (ab|ab), *crucifer*i (ab|ba) oder in Form oft komplex gereimter Verklammerungen der dreifach binnengereimten *versus trinini salientes* bzw. *tripertiti*. Dabei vermag die bewusste *Vermeidung*

des Reims in metrischer Dichtung durchaus als Konsequenz eher „klassizistischer" Stilprogramme begriffen werden (vgl. Martin 1982, 559); umgekehrt kann der Einsatz des Reims eine bewusst anti-klassische Tendenz (etwa bei Hugo Primas) verstärken oder auch zum wichtigen Moment eines Stils werden, der gehäuft nach Wortspiel und -witz strebt (Serlo von Wilton). (b) Nahezu verbindlich ist der Reim dagegen in der rhythmischen (akzentuierenden) Dichtung, bei der es neben geprägten geistlichen wie weltlichen Strophentypen (etwa der Hymnenstrophe bzw. der Vagantenstrophe) zu ausgefeilten und subtilen, auf Assonanz, ein- und mehrsilbigem Reim basierenden Reimschemata kommt (Analyse z. B. Gottschalks von Sachsen bei Klopsch 1983, 87–94); spezifische stilistische Effekte *rhythmischer* Dichtung inkludieren dabei Alliteration und Paronomasie, Wortspiel, Anapher, Epanalepse und Epipher. Ein prinzipiell anders dimensionierter Stilraum wird (c) im Rahmen der Sequenz als der dritten zunächst geistlichen, dann auch säkularen poetischen Großform eröffnet, bei der ein Text einer vorgelesenen Melodie unterlegt ist, die von zwei Chören wechselgesangsartig und mit zumeist strenger Responsion gesungen wird. Abgesehen vom Einsatz des Reims und neben einem häufig hochkomplexen Strophenbau sind die (teils auch rhythmisierten) Sequenzen (bzw. Sequenzverse) häufig in einer charakteristisch freien, lockeren Syntax verfasst: dabei streben sie in diesem Rahmen nach Parallelismen und Klangfiguren (z. B. Präferenz bestimmter Vokale in einzelnen Versen/Strophen), suchen das ‚besondere Wort' und lassen als Folge der hier besonders deutlichen Sprecherrollen auch Ausrufe und Anreden zu.

Auch je nach Gattungskontext ergeben sich (B) spezifischere Stilmittel bzw. -formen und -register. So abundiert etwa die kirchenkritisch ausgerichtete sog. *moralisch-satirische* bzw. *Vaganten-Dichtung* in parodistischen Anspielungen und travestieartigen Umdeutungen biblischer *auctoritates* oder vermag am Strophenende durch ein nicht mehr rhythmisches, sondern metrisch gebautes Zitat aus der antiken Literatur einen formalen wie oft inhaltlich signifikanten Effekt zu erzielen. In der *Liebesdichtung* dagegen findet sich als spezifische Metaphorik häufig der Rückgriff auf die *grammatische* (!) und *logische* (!) Terminologie, um Liebeshandlungen zu ‚kodieren', dazu kommt die charakteristische Verbindung von Anklängen an die Sprache des *Hohelieds* und Ovids. Das *Lehrgedicht* dagegen kennt den Einsatz ansonsten vermiedener Partikeln.

3.4. Stil-Räume als Sinnträger, Stil-Räume und kulturelle Räume

Die stilistische Praxis des lateinischen Mittelalters lässt sich einerseits im Sinne eines *kollektiven Repositoriums* normierter bzw. kanonisierter sprachlicher Gestaltungsmittel beschreiben, deren spezifische Auswahl, Verwendungsweise und Kombination von den epochalen, medialen und gattungsmäßigen Bedingungen der jeweiligen Texte abhängt (s. o. 3.2. und 3.3.). Doch im Falle mittellateinischer Texte und Textualitäten kann Stil im Sinne der *überindividuellen*, *spezifischen Verwendung* sprachlicher Mittel auch grundsätzlicher als spezifische Formung, Ausprägung, Dimensionierung des mittelalterlichen Latein in spezifischen institutionellen und kulturellen Kontexten begriffen werden (s. o. 3.1.). Die Erforschung dieser noch weitgehend zu leistenden Dimension zielt dabei weder auf die Inventarisierung sprachlich-stilistischer Züge und -normen allein, noch auf die bloße Beschreibung von Kontexten: vielmehr geht es dieser *Kulturgeschichte der Sprache* darum, die spezifische Funktionalität und Relevanz spezifischer Sprachstile für ihre Kontexte zu beschreiben. Einschlägige Fragen inkludieren dabei: die Relevanz spezifischer

Sprachstile für die Möglichkeit, Ausbildung, Durchsetzung und ‚das Funktionieren' von Wissensfeldern und Epistemen (z. B. vorscholastisches Wissen; Scholastik; Alchemie); Stil als Träger von Authentizität und Echtheit, etwa im Falle mittelalterlicher Urkunden oder als Sprachstil einer Kanzlei (z. B. Friedrichs II.); die Rolle des gemeinsam geteilten Stils für die Bildung, Kohärenz, Identität spezifischer Gruppen; Stil als Mittel zur Auratisierung von Rede und Schrift und Autorität (Bernhard von Clairvaux); Stil als Träger oder Exponent von Normen, Ideologien und Programmen: am einschlägigsten etwa im Falle des *sermo humilis*, über den ebenso Demut und spirituelle Autorität beansprucht wie argumentative Schwächen kaschiert zu werden vermögen, aber auch in spezifischen Fällen wie in der karolingischen Dichtung, in der die bewusste *imitatio* antiker Autoren (etwa Vergils im sog. *Karlsepos*) zum sprachlichen Ausdruck der kulturellen bzw. politischen Programmatik einer *translatio studii* bzw. *imperii* wird.

Gerade im Falle dieser Dimension mittellateinischer Stilpraxis gilt es dabei kulturwissenschaftliche Ansätze und insbesondere auch linguistische Perspektiven auf Stil als „semiotisch komplexe Einheit" (vgl. Fix 2001, 113–117; 121 f.) bzw. zu „Stil als sozialhistorischem Phänomen" (Jakobs/Rothkegel 2001, 375–510) angemessen einzubeziehen.

4. Literatur (in Auswahl)

Auerbach, Erich (1958): Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter. Bern.

Althoff, Gerd (1997): Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde. Darmstadt.

Amos, Thomas L./Beverly M. Kienzle (eds.) (1989): De Ore Domini. Preacher and Word in the Middle Ages. Kalamazoo.

d'Avray, David L. (1985): The Preaching of the Friars: Sermons Diffused from Paris before 1300. Diss. Oxford.

d'Avray, David L. (1994): Death and the Prince: Memorial Preaching before 1350. Oxford.

Ax, Wolfram (1976): Probleme des Sprachstils als Gegenstand der lateinischen Philologie. Hildesheim.

Banniard, Michel (1992): Viva voce. Communication écrite et communication orale du IV^{e} au IX^{e} siècle en occident latin. Paris.

Barré, Henri (1962): Les homéliaires carolingiens de l'école d'Auxerre. Authenticité, inventaire, tableaux comparatifs, initia. Rom.

Bataillon, Louis-Jacques (1985): Similitudines et exempla dans les sermons du XIII^{e} siècle. In: Katherine Walsh (ed.): The Bible in the Medieval World: Essays in Memory of Beryl Smalley. Oxford, 191–205.

Bériou, Nicole/David L. d'Avray (eds.) (1994): Modern Questions about Medieval Sermons: Essays on Marriage, Death, History and Sanctity. Spoleto.

Bonnet, Max (1890): Le latin de Grégoire de Tours. Paris. Nachdruck Hildesheim 1968.

Briscoe, Marianne G./Barbara H. Jaye (Hrsg.) (1992): Artes praedicandi. Artes orandi. Turnhout (Typologie des sources du Moyen Âge occidental, 61).

Burke, Peter (2005): Was ist Kulturgeschichte? Frankfurt a. M.

Camargo, Martin (1991): Ars dictaminis, ars dictandi. Turnhout (Typologie des sources du Moyen Âge occidental, 60).

Cole, Penny J. (1991): The Preaching of the Crusades to the Holy Land: 1095–1270. Cambridge, MA.

Curtius, Ernst R. (1993): Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter. 11. Aufl. Tübingen/Basel.
Ferruolo, Stephen C. (1985): The Origins of the University: the Schools of Paris and their Critics, 1100–1215. Stanford, CA.
Fix, Ulla (2001): Zugänge zu Stil als semiotisch-komplexer Einheit. Thesen, Erläuterungen und Beispiele. In: Jakobs/Rothkegel (Hrsg.) (2001), 113–125.
Hamesse, Jacqueline (1993): De l'homélie au sermon: histoire de la prédication médiévale. Louvain-La-Neuve.
Haye, Thomas (1999): Oratio: mittelalterliche Redekunst in lateinischer Sprache. Leiden/Boston/Köln.
Haye, Thomas (2005): Lateinische Oralität: gelehrte Sprache in der mündlichen Kommunikation des hohen und späten Mittelalters. Berlin/New York.
Helmrath, Johannes (1989): Kommunikation auf den spätmittelalterlichen Konzilien. In: Hans Pohl (Hrsg.): Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft. Stuttgart, 116–172.
Hubert, Paul M. (1949): Quelques aspects du latin philosophique aux XII^{e} et XIII^{e} siècles. In: Revue des études latines 27, 211–233.
Jakobs, Eva-Maria/Annely Rothkegel (Hrsg.) (2001): Perspektiven auf Stil. Tübingen.
Janson, Tore (1975): Prose Rhythm in Medieval Latin from the 9th to the 13th Century. Stockholm.
Kelly, Douglas (1991): The Arts of Poetry and Prose. Turnhout (Typologie des sources du Moyen Âge occidental, 59).
Kienzle, Beverly M./David L. d'Avray (1996): Sermons. In: Mantello/Rigg (1996), 659–669.
Klopsch, Paul (1972): Einführung in die mittellateinische Verslehre. Darmstadt.
Klopsch, Paul (1983): Die mittellateinische Lyrik. In: Heinz Bergner (Hrsg.): Lyrik des Mittelalters: Probleme und Interpretationen. Bd. 1. Stuttgart, 19–196.
Leclercq, Jean (1966): Sur le caractère littéraire des sermons de S. Bernard. In: Studi Medievali 3rd ser. 7, 701–744.
Longère, Jean (1983): La prédication médiévale. Paris.
Mantello, Frank A.C./Alastair G. Rigg (eds.) (1996): Medieval Latin. An Introduction and Bibliographical Guide. Washington.
Martin, Janet (1982): Classicism and Style in Latin Literature. In: Robert L. Benson/Giles Constable/Carol D. Lanham (eds.): Renaissance and Renewal in the Twelfth Century. Oxford. Nachdruck Toronto/Buffalo/London 1991, 537–568.
Miethke, Jürgen (1990): Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort. In: Historische Zeitschrift 251, 1–44.
Mohrmann, Christine (1977–1985): Études sur le latin des chrétiens. 4 Bde. Rom.
von Moos, Peter (1993): Aspekte der Dialogforschung. Die italienische *ars arengandi* des 13. Jahrhunderts als Schule der Kommunikation. In: Horst Brunner/Norbert R. Wolf (Hrsg.): Wissensliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Wiesbaden, 67–90.
Mostert, Marco (1999): New Approaches to Medieval Communication. Turnhout.
Muessig, Carolyn (2002): Sermon, Preacher and Society in the Middle Ages. In: Journal of Medieval History 28, 73–91.
Munari, Franco (1957): Tradition und Originalität in der lateinischen Dichtung des XII. Jahrhunderts. In: Romanische Forschungen 69, 305–331.
Murphy, James J. (1974): Rhetoric in the Middle Ages. A History of Rhetorical Theory from Saint Augustine to the Renaissance. Berkeley/Los Angeles/London.
Murphy, James J. (1978): Medieval Eloquence. Studies in the Theory and Practice of Medieval Rhetoric. Berkeley/Los Angeles/London.
Murphy, James J. (1996): Rhetoric. In: Mantello/Rigg (1996), 629–638.
Norden, Eduard (1961): Die antike Kunstprosa vom 6. Jh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bde. 6., erw. Aufl. ([1]1898). Darmstadt.

Offermanns, Winfried (1970): Die Wirkung Ovids auf die literarische Sprache der lateinischen Liebesdichtung des 11. und 12. Jahrhunderts. Wuppertal.
Polheim, Karl (1963): Die lateinische Reimprosa. 2. Aufl. Berlin.
Quadlbauer, Franz (1962): Die antike Theorie der genera dicendi im lateinischen Mittelalter. Graz/Wien/Köln.
Schaller, Dieter (1979): Bauformen für akzentrhythmische Verse und Strophen. In: Mittellateinisches Jahrbuch 14, 2–21.
Schaller, Hans M. (1957/1958): Die Kanzlei Kaiser Friedrichs II. Ihr Personal und ihr Sprachstil, Teil 1: Das Personal der Kanzlei. In: Archiv für Diplomatik 3, 207–286. Teil 2: Der Sprachstil der Kanzlei. In: Archiv für Diplomatik 4, 264–327.
Schneider, Johannes (1965): Die Vita Heinrici IV. und Sallust: Studien zu Stil und Imitatio in der mittellateinischen Prosa. Berlin.
Schüppert, Helga (1972): Kirchenkritik in der lateinischen Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts. München.
Stotz, Peter (1998): Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. Bd. 4. Zehntes Buch: Stilistik. München, 419–510.
Tunberg, Terence O. (1986): What is Boncompagno's ‚Newest Rhetoric'? In: Traditio. Studies in Ancient and Medieval Thought, History and Religion 42, 299–334.
Tunberg, Terence O. (1996): Prose Styles and Cursus. In: Mantello/Rigg (1996), 111–121.
Ward, John Q. (1972): Artificiosa eloquentia in the Middle Ages. Diss. Toronto.
Weijers, Olga (1992): Vocabulaire des écoles et des méthodes d'enseignement au moyen âge: actes du colloque 21–22 octobre 1989. Turnhout.

Frank Bezner, Berkeley (USA)

18. Rhetorische und stilistische Praxis des deutschen Mittelalters

1. Forschungsfeld und Forschungsgeschichte
2. Exemplarische Gattungen und Texte
3. Übergreifendes
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Due to constraints in historical tradition, rhetorical practice of the Middle Ages that is in German can only be traced from written sources and therefore its structure and style is basically stylistic practice understood and described as intentional linguistic expression. Recourse to the concepts of reflection in the Latin theoretical tradition, which has been characteristic of historical research from the very beginning, is almost inevitable.

Stylistic practice both in form of verses and prose started to prosper from the early Middle Ages onwards in its confrontation of oral popular language traditions and models of Latin literary form-function correlation.

Offermanns, Winfried (1970): Die Wirkung Ovids auf die literarische Sprache der lateinischen Liebesdichtung des 11. und 12. Jahrhunderts. Wuppertal.
Polheim, Karl (1963): Die lateinische Reimprosa. 2. Aufl. Berlin.
Quadlbauer, Franz (1962): Die antike Theorie der genera dicendi im lateinischen Mittelalter. Graz/Wien/Köln.
Schaller, Dieter (1979): Bauformen für akzentrhythmische Verse und Strophen. In: Mittellateinisches Jahrbuch 14, 2–21.
Schaller, Hans M. (1957/1958): Die Kanzlei Kaiser Friedrichs II. Ihr Personal und ihr Sprachstil, Teil 1: Das Personal der Kanzlei. In: Archiv für Diplomatik 3, 207–286. Teil 2: Der Sprachstil der Kanzlei. In: Archiv für Diplomatik 4, 264–327.
Schneider, Johannes (1965): Die Vita Heinrici IV. und Sallust: Studien zu Stil und Imitatio in der mittellateinischen Prosa. Berlin.
Schüppert, Helga (1972): Kirchenkritik in der lateinischen Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts. München.
Stotz, Peter (1998): Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. Bd. 4. Zehntes Buch: Stilistik. München, 419–510.
Tunberg, Terence O. (1986): What is Boncompagno's ‚Newest Rhetoric'? In: Traditio. Studies in Ancient and Medieval Thought, History and Religion 42, 299–334.
Tunberg, Terence O. (1996): Prose Styles and Cursus. In: Mantello/Rigg (1996), 111–121.
Ward, John Q. (1972): Artificiosa eloquentia in the Middle Ages. Diss. Toronto.
Weijers, Olga (1992): Vocabulaire des écoles et des méthodes d'enseignement au moyen âge: actes du colloque 21–22 octobre 1989. Turnhout.

Frank Bezner, Berkeley (USA)

18. Rhetorische und stilistische Praxis des deutschen Mittelalters

1. Forschungsfeld und Forschungsgeschichte
2. Exemplarische Gattungen und Texte
3. Übergreifendes
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Due to constraints in historical tradition, rhetorical practice of the Middle Ages that is in German can only be traced from written sources and therefore its structure and style is basically stylistic practice understood and described as intentional linguistic expression. Recourse to the concepts of reflection in the Latin theoretical tradition, which has been characteristic of historical research from the very beginning, is almost inevitable.

Stylistic practice both in form of verses and prose started to prosper from the early Middle Ages onwards in its confrontation of oral popular language traditions and models of Latin literary form-function correlation.

Starting in the late 12th century, this practice emerged in the courtly poetry with a high level of artistic challenge, in particular focusing on the demonstration of linguistic art, a function which was then to live on in several poetic genres of the late Middle Ages. Finally, a broad functional spectrum of various stylistic profiles eventually developed in the prose genres of the late Middle Ages.

1. Forschungsfeld und Forschungsgeschichte

Vorauszuschicken sind mehrere Problemanzeigen. Kaum die Rede sein kann von einer mittelalterlichen deutschsprachigen rhetorischen Praxis als einer auf Persuasion zielenden, institutionalisierten öffentlichen Kommunikation im Sinn der antiken genera causarum. Ausgenommen sind Pendants zur epideiktischen Rede in Gestalt des Fürstenlobs volkssprachlicher Dichter. Der Entfaltung einer vernakulären juristischen oder politischen Beredsamkeit, die in die schriftliche Überlieferung hätte eingehen können, standen die kulturellen Bedingungen entgegen (Knape 2001). Wie fern etwa das antike Modell der deliberativen Rede lag, zeigt noch die poetische Imagination: Die epischen Beratungsszenen bieten statt Überzeugungskunst eher Konsensbildungsrituale. Persuasionskunst führt der höfische Roman in dezidiert artifiziellen Situationen vor, so wenn Konrad von Würzburg im *Trojanerkrieg* die drei Göttinnen beim Parisurteil in einem Redewettstreit über den Vorrang von Weisheit, Reichtum und Liebe auftreten lässt. Die deklamatorischen Schulübungen, die hinter solchen Konstruktionen stehen, sind über die lateinische Unterrichtstradition vermittelt. Selbst bei der einzigen institutionalisierten Form persuasiver öffentlicher Kommunikation in der Volkssprache, der Predigt, dokumentieren die überlieferten Texte, zumeist Lesepredigten, keine rhetorische Praxis. Eine solche ist im deutschsprachigen Mittelalter nur als Gestaltetheit überlieferter Schrifttexte greifbar; diese wiederum lässt sich mit einem entsprechend weiten Stilbegriff erfassen.

Dass in der jüngeren germanistischen Mediävistik eine methodisch und programmatisch profilierte historische Stilistik entwickelt wurde, wird man trotz der Existenz zahlreicher Untersuchungen, die ausdrücklich oder de facto stilistischen Phänomenen gelten, nicht behaupten wollen. Die älteren positivistischen Stellensammlungen erweisen sich kaum noch als anschlussfähig, desgleichen die großräumigen geistesgeschichtlichen Generalisierungen (Verzeichnis älterer Studien: Sowinski 1991, 182 ff.). Insbesondere deren Neigung, Epochenstile als Ausdruck eines Zeitgeists zu verstehen, trug der Stilgeschichte dauerhafte Vorbehalte ein. Reanimationsversuche, auch wenn sie wie derjenige Lerchners (1996) die Glossematik bemühen, haben geringe Erfolgsaussichten. Eher wären Text- oder Verfasserstile und, wegen der weithin funktionsgeschichtlich bestimmten Textsorten, vor allem Gattungsstile als primäre Ordnungskategorien anzusprechen (Goheen 1986; 1996). Angesichts mancher wahrnehmungs- und mediengeschichtlicher Positionen lässt sich indes kaum noch ein Konsens darüber unterstellen, dass die stilistische Textanalyse der volkssprachlichen Überlieferung des Mittelalters angemessen ist. Zumthor (1986) plädierte dafür, dass sich die Stilanalyse volkssprachlicher mittelalterlicher Texte prinzipiell auf Performanz zu beziehen habe, da der schriftlich überlieferte *Text* stets nur eine Spur des *Werks* sei, dessen wahre Existenz in der Vokalität bestanden habe. Wahrnehmungs- und mediengeschichtliche Zugriffe tendieren überdies dazu, Ausdrucksformen nicht als Ergebnis reflektierter sprachlicher Formgebung zu verstehen, sondern als Konsequenzen von Wahrnehmungs- und Denkmustern (etwa die *Allegorealität* bei

Czerwinski 2003). Eine stilgeschichtlich orientierte Vokalitätsforschung ist unter diesen Umständen schwer vorstellbar. Im Gegenzug setzte sich Zumthors scharfe Trennung zwischen der lateinischen Schriftlichkeit und der volkssprachlichen Vokalität gerade in stilgeschichtlich orientierten Untersuchungen nicht durch; der Bezug auf lateinische Textmuster und Produktionstheorie spielt hier weiterhin eine zentrale Rolle. Den Gegenstand liefern dabei freilich in der Regel Texte, denen produktionsseitige Schriftlichkeit unterstellt werden kann.

Der Bezug auf die lateinische Reflexionstradition konstituierte bereits die beiden zentralen Meistererzählungen altgermanistischer Stilgeschichte. Die Keimzelle der ersten legte Ehrismann (1919), den Nordens Buch (1898) über die lateinische Kunstprosa zur Unterscheidung zwischen attizistischem und asianischem Stil in der höfischen Versdichtung anregte. Brinkmann (1928) knüpfte daran das dichotomische Modell eines leichten (Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg) und eines schweren (Wolfram von Eschenbach) Stils, die die Verssprache bis ins 15. Jh. bestimmt hätten. Die beiden Typen brachte er in Zusammenhang mit der Unterscheidung zwischen ornatus facilis (Figuren ohne Tropen) und ornatus difficilis (Tropen) in den mittellateinischen Poetiken, die er mit der funktionalen Unterscheidung zwischen perspicuitas und obscuritas verband. Das Modell prägte noch de Boors (1962) lange Zeit einflussreiche Literaturgeschichte des Spätmittelalters. Die zweite Meistererzählung beruht auf Konrad Burdachs (1925; 1926–1932) früh zurückgewiesener, aber bis heute irrlichternder These vom *böhmischen Frühhumanismus* im Umfeld Johanns von Neumarkt und der Prager Hofkanzlei des 14. Jhs. Burdach glaubte in der nach rhetorischen praecepta stilisierten Kunstprosa der Prager Kanzlei einerseits den Einfluss der Latinität italienischer Humanisten, andererseits die Grundlage für die weitere Entwicklung der deutschen Schriftprosa zu erkennen. Wie die mittelhochdeutsche Verssprache wäre demnach auch die frühneuhochdeutsche Prosa von lateinischer Stilpraxis und rhetorischer Lehrtradition geprägt.

Die auch nach dem Ende der Großkonstruktionen anhaltende Wirkungsmacht des Bezugs auf die lateinische Reflexionstradition gründet darin, dass nur sie historische Begriffe liefert, ohne die Stilgeschichte stets von ahistorischen Projektionen bedroht bleibt. Auch wer Gumbrechts (2003, 510) These zu radikal findet, wonach „Stilphänomene erst durch die Anwendung von Stilbegriffen konstituiert werden“, so dass es keine Sachgeschichte ohne Begriffsgeschichte gebe, mag Kaempferts (2004) Position folgen können, dass das eigentliche Ziel der Stilanalyse die Aufdeckung einer die Sprachverwendungsstrategie lenkenden Norm sei, die selbst jedoch nicht aus der Praxis induziert, sondern nur anhand zeitgenössischer Reflexion in der Praxis erkannt werden könne.

Der folgende Überblick fasst rhetorische Praxis als Textgestaltung unter einen weiten Begriff von stilistischer Praxis: (1) Stilgeschichte lässt sich nicht auf die *mikrostilistischen* Ebenen der Lautgestalt (einschließlich Versifikation), der Lexik und der Syntax (einschließlich der jeweiligen Hyperstrukturmuster aus der ornatus-Lehre) begrenzen. Zum Gegenstandsbereich gehören ebenso die *makrostilistischen* (Sowinski 1999) Formen der Textebene, insbesondere deskriptive, argumentative und narrative Muster der thematischen Entfaltung, insofern sie sich in der konkreten Sprachgestalt äußern. Auf dem Feld der narrativen Muster reicht das stilgeschichtliche Interesse bis zur narrativen Oberflächenstruktur (discours), nicht dagegen bis zur Tiefenstruktur (histoire). (2) Was als stilistisches Phänomen eingeschätzt wird, setzt Wahlmöglichkeiten und damit die Unterstellung voraus, dass das Handlungsziel prinzipiell auch mit anderen im Sprachsystem verfügbaren Formen zu erreichen wäre (Rosenberg u. a. 2003, 642). Stilistische Praxis wird

deshalb als Ergebnis intentionaler Stilisierung verstanden, einige traditionell als Stile beurteilte Phänomene eher als Sprachvarietäten. Stilgeschichtliches Interesse und sprachgeschichtliche Erforschung der Systeme und ihres Gebrauchs lassen sich freilich gerade bei der Geschichte des Deutschen als Literatursprache (Sonderegger 1990, Gärtner 2004) nicht scharf voneinander abgrenzen. (3) Zu den Vorläufern des Prinzips der Wahlmöglichkeit gehört in der rhetorischen Tradition die unterstellte Ablösbarkeit der sprachlichen Formgebung von Inhalten samt der Einschätzung, dass bei der Textproduktion Inhalte eine sprachliche Form erhalten. Stilgeschichtliches Interesse gilt in diesem Sinn der Formgebung. (4) Stilistische Phänomene werden wahrnehmbar durch Rekurrenz (Gumbrecht 2003, 509) innerhalb eines Texts oder einer Gruppe von Texten (Verfasserœuvre, Einzeltextreferenz als Orientierung an einem spezifischen Vorbild, Gattung, Epoche) und durch Differenz gegenüber anderen Texten oder Textgruppen, denn Stil gibt es nur, wenn Stile unterscheidbar sind (Rosenberg u. a. 2003, 647). Stilgeschichtliches Interesse bezieht sich demgemäß weniger auf Systemaktualisierung, sondern mehr auf Musterbildung und -verarbeitung.

2. Exemplarische Gattungen und Texte

2.1. Althochdeutsche, altniederdeutsche und frühmittelhochdeutsche Verssprache

2.1.1. Althoch- und altniederdeutsche Dichtung

Am Beginn der Überlieferung deutschsprachiger Dichtung steht ein stilgeschichtlicher Modellfall, insofern die frühen Evangeliendichtungen zwei unterschiedliche Modelle sprachlicher Stoffgestaltung dokumentieren. Otfrieds von Weißenburg *Evangelienbuch* schließt im ausdrücklichen Bemühen um eine Aufwertung der Volkssprache an das Vorbild lateinischer Bibeldichtung mit ihren in der produktionsseitigen Schriftlichkeit intentionsgemäß verfügbaren sprachlichen Möglichkeiten an, orientiert sich in der Versifikation an der lateinischen Hymnenstrophe und greift daneben auch Gestaltungsprinzipien der volkssprachlichen mündlichen Tradition auf, die damit ebenfalls verfügbare Techniken werden (Haubrichs 1995, 292 ff.). Die altsächsischen Bibeldichtungen *Heliand* und *Genesis* geben dem biblischen Stoff dagegen die sprachliche Gestalt des mündlichen Heldenlieds, die zu diesem Zweck von ihren gewohnten Inhalten abgelöst und dadurch zur intentional eingesetzten Verfahrensweise wird. Komplexität und Einzelaspekte dieses Vorgangs (Sowinski 1985, Gantert 1998) setzen herrschender Ansicht nach schriftliche Textproduktion voraus. Haferland (2004a) erklärt die Textfaktur dagegen als Ergebnis mündlicher Produktion eines illiteraten Sängers, der den Stoff nicht stilisiert, sondern heroisch aufgefasst hätte.

Eine in der produktionsseitig mündlichen Tradition vorgegebene, nicht trennbare Einheit von Stoff und Form liegt der einzigen frühmittelalterlichen deutschen Heldenliedverschriftlichung, dem *Hildebrandslied*, zugrunde. Zwar lassen sich auch hier Gestaltungsmuster beschreiben (Lühr 1982, Sowinski 2003), doch waren diese vom heroischen Gegenstand nicht unabhängig und ablösbar; sie unterlagen keiner intentionalen Verfügungsmacht und waren, etwa was das Verhältnis von Vers, Satz und lexikalischer *Formel*

anbelangt, nicht so gestaltbar, dass die sprachlichen Ebenen unabhängig voneinander als Gegenstand technischer Operationen greifbar würden (Schaefer 1992). Unter diesen Umständen greift das der Schriftkultur entstammende rhetorische Modell der sprachlichen Formung eines vorgängigen Inhalts nicht: Das Heldenlied war eher eine Sprachvarietät als das Produkt einer Stilisierung.

2.1.2. Frühmittelhochdeutsche Dichtung

Wegen der Heterogenität der Einzeltexte sind in der frühmittelhochdeutschen Dichtung eher Werk- als Gattungsstile beschreibbar; eine übergreifende Kategorienbildung ermöglichen die unterschiedlichen Stofftraditionen, die die deutschen Schrifttexte an lateinische oder französische Schriftlichkeit und an deutsche mündliche Überlieferung anschließen (Vollmann-Profe 1994). Funktionalstilistische Zugriffe gelingen am besten dort, wo Texte entweder direkte lateinische Vorbilder haben oder Charakteristika lateinischer Texttypen aufgreifen. So lassen sich verschiedenartige Aktualisierungen hymnischer Register (*Ezzolied*, *Melker Marienlied*, *Mariensequenzen aus Muri und Seckau*, *Vom Himmelreich*) sowie der Bußpredigtrhetorik beobachten (*Memento mori*, *Priesterleben*, *Erinnerung an den Tod*). Thematischen Aufbau und persuasiv funktionale elocutio des *Ezzolieds* brachte Urbanek (1987/88) mit dem Vorbild der lateinischen Heilspredigt in Verbindung. Den historiographischen Berichtsstil auf Deutsch entwickelt nach dem *Annolied* die *Kaiserchronik*, die weitere Erzählweisen in Gestalt anderer narrativer Typen (Legenden, Anekdoten etc.) integriert (Eilers 1972). Besondere Bedeutung kommt literarischen Umsetzungen exegetischer Allegoreseverfahren und ihrem Verhältnis zu rhetorischen Allegorisierungsverfahren zu (Freytag 1982, Hellgardt 1984, Schmidtke 1995).

Vorrangig der Schultradition und dem Stilprofil der lateinischen Historiographie verpflichtet ist die literarische Technik des ersten deutschen Erzähltextes nach französischer Vorlage, Lambrechts *Alexander* (Mackert 1999). Neuer stilgeschichtlicher Untersuchung bedürfte die zweite Bearbeitung einer − ihrerseits auf mündlicher Tradition beruhenden − französischen Schriftvorlage, Konrads *Rolandslied*. Historisch am schwersten einzuordnen ist die sprachliche und narrative Faktur von *König Rother* (Kiening 1998b) und *Herzog Ernst*, die mündliche deutsche Erzähltraditionen aufgreifen. Die Verschriftlichung kann sich nur gelehrten Dichtern verdanken, deren Stilisierungsleistung im Verhältnis zur mündlichen Tradition schwer einzuschätzen ist.

2.2. Mittel- und frühneuhochdeutsche Verssprache

2.2.1. Höfischer Roman

Im Rückgriff auf das claritas-Ideal der mittellateinischen Poetiken beurteilte Gottfried von Straßburg im Literaturexkurs des *Tristan* den höfischen Roman nach französischen Vorlagen dezidiert als Stilkunst; Heinrich von Veldeke erscheint als ihr Begründer, Hartmann von Aue als Musterautor. Einen ungenannten Konkurrenten, wohl Wolfram von Eschenbach, trifft der obscuritas-Vorwurf (Huber 1979, Nellmann 1988). Ernst zu nehmen sind sowohl die historische Konstruktion wie auch das Verständnis der poetischen Qualität als stilistische. Veldekes *Eneasroman* begründete einen Typus der Erzählkunst,

der mit der Bearbeitung französischer Texte auch die im lateinischen Grammatik- und Rhetorikunterricht gelehrten Bearbeitungstechniken zur Grundlage volkssprachlicher Epik machte (Worstbrock 1985, 1999; Schmitz 2007). Er brachte die Vers- und Reimtechnik auf einen Weg, der bald in eine nicht weiter perfektionierbare Qualität mündete, und führte literarische Muster ein, die den Einfluss rhetorischer Formgebung signalisierten: Allem voran descriptiones (Worstbrock 1985, Hübner 2000, Wandhoff 2003), in denen sich die Schaustellung höfischer Pracht mit derjenigen der Dichterkompetenz paart, dazu Liebesmonologe, -dialoge, -briefe und Totenklagen, die höfische Exklusivität und Sprachkunst zugleich vorführen, sodann erzähltechnische Glanzstücke wie die stichomythischen Figurendialoge. All dies setzt der Kunst des höfischen Romans nicht nebenrangige Glanzlichter auf, sondern gehört zum Kern ihres Anspruchs. Ernst zu nehmen ist ebenso Gottfrieds Rekurs auf claritas und obscuritas, die als Stilideale jedoch nicht mit den Ausstattungstypen ornatus facilis und ornatus difficilis zusammenfallen. Wolfram trifft der obscuritas-Vorwurf insofern zu Recht, als seine poetische Technik auf Verständniserschwerung zielt; die poetologischen Passagen im *Parzival* rechtfertigen dies mit der Komplexität von Stoff und Sinnkonstruktion. Die Dunkelheit ist Konsequenz einer auf Verrätselung angelegten Metaphorik im Verein mit schwer durchschaubaren Neologismen, Gallizismen, Dialektwörtern, Paraphrasen und syntaktischen Konstruktionen (Bumke 2004). Umgekehrt wird Gottfrieds Klarheit durch seinen Tropengebrauch (Wessel 1984) nicht gemindert, sondern unterstützt; auch sonst zielt die Figurierung im *Tristan* von der Euphonie über Wortgeminationen bis zur syntaktischen Hyperstrukturierung auf Eleganz und Eindrücklichkeit (Sawicki 1932). Gottfried und Wolfram hatten für einige Dichter des 13. Jhs. Modellcharakter, wobei auf Seiten der claritas neben Rudolf von Ems Konrad von Würzburg herausragt, auf Seiten der obscuritas wegen der auf die Spitze getriebenen Verrätselungstechnik Albrecht, der Dichter der *Jüngeren Titurel* (Huschenbett 1979, Schirok 1982, Neukirchen 2006). Die verbreitete Einschätzung, dass Wolframs Stil seit dem späteren 13. Jh. als *geblümt* bezeichnet und über die Epik hinaus in Minnesang, Spruchdichtung und Minneallegorie übernommen worden wäre, lässt sich durch den zeitgenössischen Sprachgebrauch nicht stützen (Hübner 2000).

Auch für die erzählerische Vermittlung entwickelte der höfische Roman charakteristische Verfahrensweisen. Eine profilierte Erzählerstimme lenkt den Publikumskontakt, wertet autoritativ − nicht zuletzt durch den Rekurs auf Sentenzen (Mieder 2001, Eikelmann/Tomasek 2002) −, sorgt durch Ironie und Komik für Distanz (Green 1979, Nellmann 1973, Ridder 2002), bringt jedoch regelmäßig auch die eigene Konstruiertheit zur Sprache und schränkt den eigenen Geltungsanspruch dadurch ein, so dass die Abhängigkeit der Sinnkonstruktion von der Vermittlungsinstanz thematisch wird. Größeres Interesse verdient die Entwicklung der fast immer eingebetteten Ich-Erzählung (Fromm 1996, Mecklenburg 1996, Schulz 1999, Hübner 2003). Zum Erzählstil des höfischen Romans gehören ferner differenzierte Techniken der Redewiedergabe (Gernentz 1958, Emberson 1981, Trimborn 1985, Honemann 1996, Urscheler 2002, Hundsnurscher/Miedema 2007), wobei insbesondere den Figurenmonologen (Kartschoke 1988, Meyer 1999) als Verfahrensweisen der gattungstypischen Innenweltdarstellung historisches Gewicht zukommt. Im engen Zusammenhang mit ihr steht die Entwicklung perspektivierten Erzählens (Hübner 2003), das nicht nur bei Wolfram von Eschenbach (Knapp 2002, Kern 2002, Schu 2002) sinnkonstitutiv wird. Die Verfahrensweisen des szenischen Erzählens brachten Christ (1977) und Chinca (1993) mit den evidentia-Techniken der rhetorischen Tradition in Verbindung. Die narrative Zeitregie wurde − abgesehen von der Unterschei-

dung zwischen ordo naturalis und ordo artificialis (Fromm 1996) – erst in den letzten Jahren grundsätzlich zum Gegenstand gemacht (Kartschoke 2000, Störmer-Caysa 2007). Jenseits der Beschreibungs- und Erzählverfahren verdienen im makrostilistischen Bereich Argumentationstechniken samt den ihnen zugrunde liegenden Kompetenzen größere Aufmerksamkeit (Freytag 1988/89; 1993).

2.2.2. Heldenepik

Bestimmenden Einfluss in der jüngeren Diskussion über die sprachliche Gestalt des *Nibelungenlieds* als erstem Zeugen mittelhochdeutscher Heldenepik gewann Curschmanns (1979; 1992) Position, wonach der Dichter intentional ein archaisierendes Stilideal in Gestalt einer Kunstsprache (*Nibelungisch*) verfolgte, die zwar Reste originärer mündlicher Überlieferung integriert, insgesamt aber Heldenlied-Diktion mit den Mitteln schriftlicher Komposition fingiert (zum Diskussionshorizont: Müller 1998, Haymes 1999, Haferland 2004 a). Im *Nibelungenlied* wäre demnach Stil, was im *Hildebrandslied* eine Sprachvarietät ist. An der Simulation haben *heroische* Wörter ebenso Anteil wie die von der metrischen Gestalt beeinflussten syntaktischen und narrativen Gepflogenheiten. Die Strophenform lässt den heldenepischen Langvers anklingen, bedient sich jedoch der avancierten Versifikations- und Reimtechnik der höfischen Dichtung. Die Erzählerstimme simuliert den Heldenlied-Sänger. Zur inszenierten Mündlichkeit könnten auch kalkulierte Formulierungsambiguitäten gehören (Müller 1998, Mertens 2001). Gegen die Vorstellung einer intentional archaisierenden Stilisierung stellt Haferland (2004a), auch für andere Heldenepen des 13. Jhs., das Modell einer Verschriftlichung, die originäre Mündlichkeit bewahrt und deren traditionsbedingte Sprachgestalt den Erfordernissen des auswendigen Vortrags dient.

2.2.3. Minnesang

In der Minnesangforschung steht das Interesse an Verfahrensweisen hinter dem an Konzeptionen und, in jüngerer Zeit, an Pragmatik zurück. Zuletzt geriet die Sprachgestalt im Kontext der Debatte um schriftabhängige Literarizität und körpergebundene Performanz neu ins Blickfeld. Cramer (1998) stützt mit der Deutung von Sprachspielen als Kunstdemonstration die These einer die Gattung produktions- wie rezeptionsseitig bestimmenden Schriftlichkeit; Haferland (2004b) versteht die Verfahrensweisen des frühen und klassischen Minnesangs dagegen als performative Posen, die dem Sänger beim Liedvortrag persönlich zuzurechnen waren. Entscheidend für die stilgeschichtliche Einschätzung des Minnesangs bleibt die Frage, ob er über eine unterstellbare produktionsseitige Schriftlichkeit an die Verfahrenskalküle der lateinischen und volkssprachlichen Schriftdichtung anzuschließen ist; in Abhängigkeit davon wären etwa die Konstruktionsweisen der Metaphorik (Leuchter 2003), die Funktion syntaktischer Formen für den Text- und Bedeutungsaufbau (Eikelmann 1988) oder die Argumentationsverfahren (Hübner 1996) zu beurteilen. Ausgeprägter ist das Interesse an Gestaltungstechniken in der Forschung zum nachklassischen Minnesang, seitdem Kuhn (1967) eine stilgeschichtliche Wende zum Formalismus nach Walther von der Vogelweide in Gestalt eines tropenbestimmten ornatus-difficilis-Typ und eines figurierten, aber komplizierte Metaphorik meidenden orna-

tus-facilis-Typ ausmachte. Obschon weder die Unterscheidung zwischen konzeptionsorientierter Früh- wie Blütezeit und formorientierter Spätzeit noch die ornatus-Dichotomie den komplexen Verhältnissen gerecht werden (Hübner 2008), befruchtete Kuhn die Forschung nachhaltig (zu den Strophenformen: Ranawake 1976; zu Komik, Ironie und Parodie: Schiendorfer 1983, Tomasek 1999; zur *Konkretisierung*: Glier 1984; zu elokutionären Verfahrensweisen: Goheen 1984, Hübner 1994; 1996; 2000; zur impliziten Poetik: Worstbrock 1996; zur Euphonie: Meyer 1998, Stock 2004; zur Metaphorik: Köbele 2003).

2.2.4. Minneallegorien

Die minneallegorischen Reimpaarreden des 14. und 15. Jhs. knüpfen thematisch an die Minnesangtradition an. Jüngere Einzelstudien beschäftigten sich besonders mit den durch ihre Länge und Komplexität herausragenden Aktualisierungen des Texttyps: Die Allegorie in der *Minneburg* versteht Sommer (1999) als Verfahren zur Integration eines sexuellen und eines religiösen Liebesbegriffs; die Allegorie in Hadamars von Laber *Jagd* beschreibt Steckelberg (1998) als Verfahrensweise polyvalenter Bedeutungskonstitution, die sich in der Überlieferungsvarianz spiegelt. Die stark konventionalisierten poetischen Techniken der Gattung wurden mit Begriffen wie *Serialität* und *Trivialität* zu erfassen versucht (Lieb/Neudeck 2006).

2.2.5. Sangspruchdichtung, Meistergesang, Heroldsdichtung

Offensichtlich ist die Orientierung der Sangspruchdichter an rhetorischen dispositio- und elocutio-Mustern (Roethe 1887, Stackmann 1958, Kibelka 1963). Die poetischen Techniken dienen sowohl dem Text- und Bedeutungsaufbau als auch der Demonstration des *meisterlichen* Kunstanspruchs, der durch Sprachartistik und Vermittlung anerkannten Wissens die Geltung volkssprachlicher Dichtung begründet (Wachinger 2007). Zugriffsmöglichkeiten bieten der jüngeren Forschung Autoren (Haustein 1995, Alex 1998), Formtypen wie Sprichwort, *bispel* und Rätsel (Teschner 1970, Tomasek 1994, Hofmeister 1995, Löser 1998), thematische Typen wie Fürstenpreissprüche (Huber 1993, Stolz 1994, Haustein 1997) oder Minnesprüche (Egidi 2002), epideiktische Typen wie Marienpreis, Fürstenpreis und Frauenpreis (Hübner 2000). Besonderes Interesse fanden die persuasiven Strategien Walthers von der Vogelweide (Baltzer 1991, Padberg 1997), der auch auf die Dreistillehre anspielt (Urbanek 1995). Zum Repertoire der Sangspruchdichter gehörten zudem religiöse Strophenlieder, Leiche und Reimpaardichtungen, die vor dem Horizont der lateinischen Tradition bisweilen innovative Techniken der Bedeutungskonstitution (Worstbrock 1979, Schmolinsky 1996) sowie ein Höchstmaß sprachlicher Artistik entfalten (Hübner 2000). Die spruchdichterische Kunstdemonstration setzt sich im städtischen Meistergesang fort; das gesamte Textmaterial bis zum 18. Jh. einschließlich der poetischen Techniken beschreibt das *Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder* (Brunner/Wachinger 1986–2005). Ebenso knüpft die Stilisierung der in Reimpaarversen verfassten spätmittelalterlichen Heroldsdichtung an die Sangspruchdichtung an; heraldische Totenklagen und Preisreden folgen festen Dispositionsmustern und dokumentieren den Kunstanspruch durch artistische Figurierung (Nolte 1983, Schmitz 1990).

2.2.6. Lehrdichtung

Weniger eingehend erforscht ist die Stilgeschichte der Lehrdichtung jenseits der Sangspruchdichtung. Während etwa Thomasins von Zirclaere *Welscher Gast* zu Beginn des 13. Jhs. den Anschluss an die Diktion des höfischen Romans sucht, ist in Hugos von Trimberg *Renner* gegen Ende des 13. Jhs. ein einfacherer, auf plane Informationsvermittlung orientierter Formulierungstyp und eine offen gestaltete Themenprogression mit variierender Wiederholung als didaktisches Prinzip (Weigand 2000) zu greifen. Ein einfacher und leicht verständlicher Stil, der offenbar an dispositionelle und elokutionäre Gepflogenheiten der Predigt anknüpft, prägt im 14. Jh. die Lehrreden des Teichners (Lämmert 1970). Mit Wittenwilers *Ring* steht dem ein vielschichtig stilisierter, perspektivisch gebrochener Text gegenüber (Laude 2002). Erheblich planer nimmt sich dagegen am Ende des 15. Jhs. Sebastian Brants *Narrenschiff* aus, dessen Verfahrensweisen womöglich als volkssprachliche Applikation humanistischer Dichtungskonzeption zu verstehen sind. In diesem Sinn beschreibt Knape (2005) die charakteristischen Gestaltaspekte des *Narrenschiffs* – die kohärenzbildende Allegorie, die argumentativ funktionalen Narrheitspersonifikationen und die zahlreichen Exempla, die dem kommunikativen aptum verpflichtete Kunstfertigkeit der Versifikation und Figurierung, die Holzschnitte als visuell bewerkstelligte evidentia – als Anwendung horazischer Poetologie und rhetorischer praecepta; das *Narrenschiff* erscheint als Modellfall jenes der rhetorischen Tradition verdankten Konzepts der Inhaltsformung, das Stil als Produkt intentionaler Stilisierung ausweist. Brant steht damit auch in der Tradition hoch- und spätmittelalterlicher volkssprachlicher Dichtungspraxis und ihrer lateinischen Fundamente. Eigene Wege geht er vor allem bei der medialen Inszenierung.

2.3. Alt- und frühmittelhochdeutsche Prosa

Nicht als kontinuierlicher Prozess, sondern als Abfolge heterogener Unternehmungen stellt sich lange Zeit die Geschichte der deutschen Schriftprosa dar, die durch Übersetzungen lateinischer, im späteren Mittelalter außerdem französischer Texte geprägt ist. Mit der *Althochdeutschen Isidorgruppe* gelang schon im frühen 9. Jh. eine ausgereifte Übersetzungsleistung im Dienst des Verständnisses der lateinischen Ausgangstexte. Notkers des Deutschen um 1000 entstandenen Übersetzungen lateinischer Unterrichtstexte und der Psalmen, deren stilistische Leistung Sonderegger (1987) zusammenfassend würdigt, widmeten sich in jüngerer Zeit detaillierte Studien zu Syntax (Eilers 2003), Übersetzungs- und Kommentierungstechnik (Glauch 2000, Hehle 2002) und Stabreimformeln (Jeep 1987).

Auf der Grundlage der kommentierenden Hohelied-Übersetzung Willirams von Ebersberg (Hellgardt 2000) steht im 12. Jh. als bedeutendstes frühmittelhochdeutsches Prosawerk das *St. Trudperter Hohelied*. Seine Kunstprosa, die mit den Mitteln von Gemination, Anapher, Wortreihung, Parallelismus, Chiasmus, Apostrophe und Frage teilweise hymnenartig geformt ist und zukunftsweisende Ausdrucksmöglichkeiten für die Vereinigung der Seele mit Gott als inneres Erleben entwickelt, bildet Ohlys (1998) Ausgabe neben der reichen Kommentierung auch im Textlayout ab.

2.4. Mittel- und frühneuhochdeutsche Prosa

2.4.1. Predigt

Als erste kontinuierlich bediente Prosatextsorte der deutschen Literaturgeschichte ist die Predigt nach alt- und frühmittelhochdeutschen Anläufen seit dem letzten Drittel des 12. Jhs. breit überliefert (Übersicht: Schiewer 2000). Sowohl über konkrete lateinische Textvorbilder als auch wegen der Schulbildung ihrer Verfasser ist sie von den Produktionslehren der artes praedicandi beeinflusst, deren präzeptiver Grundbestand auf der augustinischen Rezeption antiker Rhetorik beruht. Das auf Wahrheitsvermittlung konzentrierte Stilideal der Predigtlehre präferiert Klarheit und Einfachheit; die elocutio soll der Argumentation und Beweisführung dienen. Die deutsche Textüberlieferung bietet eher Predigtmuster und Lesepredigten; auch Nachschriften gehaltener Predigten können keine rhetorische actio dokumentieren und verdanken ihre sprachliche Faktur der jeweiligen Adressatenorientierung als Lesetexte (exemplarisch zu Geiler von Keysersberg: Mertens 2002). Mit der Einsicht, dass der Textüberlieferung eine Rhetorik der Predigtpraxis nicht abzugewinnen ist, schwand das Interesse der in jüngerer Zeit ohnehin überlieferungsgeschichtlich orientierten Forschung an stilgeschichtlichen Fragen. Für die Entwicklung der deutschen Schriftprosa dürften indes gerade die Lesetexte bedeutsam gewesen sein, die innerhalb des generellen Verständlichkeitsideals durchaus ein nach Adressatenorientierung differenziertes stilistisches Spektrum aufweisen. Eine explizite, Redundanz nicht scheuende, auf unkomplizierten Ausdruck und übersichtliche Gliederung angelegte Textgestaltung prägt etwa des Priesters Konrad Musterpredigten (Mertens 1971). Die im Umfeld Bertholds von Regensburg entstandenen Lesepredigten fingieren mit der Konstruktion von Orator-Rolle und Publikumsbezug noch als literarisierte Lesetexte Vortragsmündlichkeit (Neuendorff 2000). Argumentationsweise und Rezeptionslenkung in Meister Eckharts Predigten geben der instruktiv-appellativen Funktion eine höchst spezifische Form (Hasebrink 1992). Im 14. Jh. reicht der Horizont von den auf Kürze, einfache Diktion und narrative Veranschaulichung konzentrierten *Elsässischen Predigten* über Johannes Taulers affektiv-emphatische elocutio (Siegroth-Nellessen 1979) bis zur abstrakten Begrifflichkeit und komplexen Argumentation in der Sammlung *Paradisus anime intelligentis*.

2.4.2. Geistliche Traktatliteratur

Dass die Volkssprache in Gestalt der zahlreichen geistlichen Prosatraktate des 14. und 15. Jhs. zum Instrument der Theologie wird (Steer 1987, Janota 2004), äußert sich nicht nur in Gestalt von Wortschöpfungen zur Begriffsbildung oder in der Übernahme gelehrter Formen argumentativer Textkonstitution wie des quaestio-Schemas und des Lehrdialogs. Kaum in den Horizont der überlieferungsgeschichtlich orientierten Forschung rückte, dass viele geistliche Traktate mit ihrer Kombination unterschiedlicher pragmatischer Typen (Paränese, Lobpreis, Exegese, Meditation, Bittgebet etc.) funktionalstilistische Analysen geradezu verlangen. Als ein stilgeschichtlicher Markstein erscheint nach wie vor die Kunstprosa Johanns von Neumarkt (zum Œuvre Ochsenbein 1994) im *Buch der Liebkosung*, die unter dem Eindruck des lateinischen Prätexts auf Verständlichkeit und artistische Gestaltung (ornatus, mehrgliedriger Ausdruck, rhythmische Satzgliede-

rung) zielt; zwei Briefe Johanns reflektieren die Formambition. Burdachs These einer Orientierung an humanistischen Stilidealen gilt als widerlegt (Vollmann 1994); den lateinischen Stil Johanns führt Vollmann (1997) auf das Profil des leicht in deutsche Prosa übertragbaren ornatus facilis zurück. Johann könnte auch die erfolgreichste deutsche Übersetzung des in diversen lateinischen Fassungen verbreiteten *Stimulus amoris* verfasst haben (Eisermann 2001), die die Charakteristika der Prager Kanzleiprosa aufweist. Auch wenn deren sprachhistorischer Einfluss heute zurückhaltend beurteilt wird (Besch 1987), bleibt ihre stilgeschichtliche Bedeutung für die geistliche Prosa weiter im Fokus. So glaubt Haberkern (2003), das stilistische Profil der Traktate aus der Wiener Schule des späten 14. und frühen 15. Jhs. mit dem Vorbild des Prager Kanzleistils erklären zu können.

2.4.3. Legende

Im Fall der Heiligenlegende lassen sich stilgeschichtliche Veränderungen mit funktionsgeschichtlichen beim Übergang vom Vers zur Prosa in Verbindung bringen. Die Verslegenden des 12. und 13. Jhs. entfalten ihre Diktion je nach Adressatenorientierung zwischen den Polen katechetischer Belehrung und höfisch-artistischer Textgestaltung samt der aus dem Roman übernommenen Techniken identifikatorischen Erzählens. Mit dem *Passional*, einer Versdichtung vermutlich für den Deutschen Orden, steht am Ende des 13. Jhs. auch die erste deutschsprachige Legendensammlung in dieser Tradition. Die Prosalegendare des 14. Jhs. (*Elsässische Legenda aurea*, *Der Heiligen Leben*) zeigen sich dagegen an ausführlicher Katechese ebenso wenig interessiert wie an narrativen Identifikationsangeboten und Sprachkunst. Die konzentrierte Vermittlung des Plots – bei straffer Handlungs- und Dialogführung, Kürze und Einfachheit im Satzbau sowie dem Verzicht auf ornatus – demonstriert einem breiten Publikum vor allem aus den städtischen Bildungsgruppen und in Frauenklöstern die zuverlässige Wirkungsmacht des Heiligen. Da die Prosalegendare neben den lateinischen Legendaren, die das stilistische Vorbild liefern, auch volkssprachliche Verslegenden als Quellen benutzen, lässt sich der Prozess der *Vereinfachung und Entrhetorisierung* (Mertens 1979, Riehl 1993, Feistner 1995) als konkretes Bearbeitungsverfahren fassen. Im Unterschied zu den Legendaren weisen spätmittelalterliche Einzellegenden ein breiteres Stilisierungsspektrum auf, zu dessen Optionen neben gelehrter Wissensreflexion der Rückgriff auf höfische Diktion gehört (Feistner 1995).

2.4.4. Mystik

Mystische Texte – die Begriffsbestimmung muss unberücksichtigt bleiben – in den Typen Visionsbericht, Vita, Brief, Traktat und Predigt sind wegen ihrer Verfahren zur Versprachlichung religiöser Erfahrung ein prominenter stilgeschichtlicher Gegenstand (Grundsätzliches: Haug 1986 und 2000, Haas/Stirnimann 1980, Köbele 1993, Haas 1996, Seelhorst 2003). Die *mystische* Sprache darf als jenes mediävistische Gebiet gelten, auf dem die Anwendung avancierter Sprachtheorie am besten etabliert ist, denn sie bietet, nicht zuletzt im Zeichen innenweltbezogener Formulierungsanstrengungen, Ähnlichkeiten zu moderner Sprachkunst: expressiv-emphatische Lexik und Syntax; *absolute* Meta-

phorik, die Gemeintes eher konstituiert als repräsentiert und eine Neigung zur Paradoxie aufweist; auf Vagheit und Entautomatisierung der Bezeichnungskonventionen, im Extremfall auf Selbstaufhebung angelegte Sinnbildungsverfahren. Die sprachlichen Strategien sind seit dem 12. Jh. auf lateinischem Fundament traditionsbestimmt, von Verfahrensweisen der Hoheliedexegese, der Hagiographie und der Visionsliteratur abhängig und durch rhetorische Muster geprägt, wie sie der Schulunterricht und seine Reflexe in der Predigt- und Traktatliteratur vermittelten. Obwohl sie dergestalt ein erlernbares operationales System bilden, waren sie weithin an die religiöse Erfahrung als spezifischen Gegenstand gebunden, wie umgekehrt das Erfahrungssubstrat kaum von den Ausdrucksformen unabhängig gewesen sein dürfte. Zur Stilisierungstechnik würden *mystische* Sprachstrategien erst, wenn die Anwendung auf einen anderen Gegenstand eine Trennbarkeit von Inhalt und Form zu erkennen gäbe. *Mystische* Sprache wäre in diesem Sinn keine stilistische Option, sondern eher eine Fachsprache.

2.4.5. Prosaroman

Roloffs (1970) grundlegende Analyse des Prosaroman-Stils am Beispiel der auf einer französischen Versvorlage beruhenden *Melusine* Thürings von Ringoltingen operierte zwar noch mit dem Gegensatz zwischen Bürgertum und Aristokratie, deutete aber bereits an, dass das Stilideal faktenorientierter Einfachheit und verständlichkeitsfördernder Genauigkeit das der historiographischen Tradition ist (Knape 1984, Schnell 1984). Die beschriebenen Charakteristika wurden später ebenso an anderen Texten beobachtet: Konzentration auf das Handlungssubstrat bei einfacher Handlungsführung, Bevorzugung des raffenden Erzählerberichts gegenüber szenischem Erzählen, Vermeidung emphatischer Syntax und Bevorzugung parataktischer Gefüge in der Erzählerrede zur Simulation der Berichtsdiktion, komplexere und emphatischere Syntax in der Figurenrede zur Simulation von Beredsamkeit (Betten 1985), Profilierung einer moralisch generalisierenden Erzählerstimme (Lötscher 1997), Rekurrenz expliziter kausaler und konsekutiver Verknüpfungen, hochfrequenter Wortschatz mittlerer Abstraktionslage, Verzicht auf elocutio-Spielwiesen wie Monologe oder Beschreibungen, zurückhaltender Einsatz von ornatus, Neigung zu Paarformeln (Bichsel 1999). Vor allem bei Prosaromanen ohne Versvorbilder suchte man seit Kästners (1990) *Fortunatus* -Studie den Anschluss an Beschreibungskategorien Bachtins, um die Redevielfalt des modernen Romans schon in seiner Frühphase nachzuweisen. Die Heteroglossie reicht im *Fortunatus* etwa vom Kanzlei- über den Chronikstil und die Wissenschaftsdiktion bis zur derben Alltagsrede. In ihrer Verschiedenheit wahrnehmbar gemacht und intentional eingesetzt, werden die Redeweisen zu Stilisierungstechniken. Verstärkt ins Blickfeld rückte zudem in detaillierten Analysen die Vorlagenbearbeitung (etwa Meisch 1994 zu Hans Mairs *Buch von Troja* nach lateinischer Vorlage). Exemplarisch untersucht ist ebenso die Übersetzungstechnik des singulären Vorläufers der Prosa-Historien nach französischer Quelle aus dem 13. Jh., des *Prosa-Lancelot* (Hennings 2001). Neben dem historiographischen Berichtsstil, der die Prosa in Verbindung mit der Chronik-Fiktion als Signal für historischen Wahrheitsanspruch funktionalisiert, zeigen sich hier auch Erbgüter des höfischen Versromans; eine teilweise komplexe Syntax (Betten 1980) widerstrebt dem historiographischen Ideal ebenso wie komplizierte Erzählverfahren (Waltenberger 1999).

2.4.6. Der *Ackermann*

Als frühe Prosadichtung ohne fremdsprachiges Textvorbild fand der *Ackermann* Johanns von Tepl anhaltendes Interesse (Szklenar 1981, Hahn 1984, Bertau 1994, Kiening 1998a). Die Benutzung von Johanns von Neumarkt *Buch der Liebkosung* verweist auf den Prager Kanzleistil als produktionsästhetischen Horizont. Auch wenn Versuche, die stilistische Praxis im *Ackermann* mittels präzeptiver Literatur oder direkter Vorbilder aus dem Prager Umfeld zu erklären, nicht überzeugend ausfielen, steht deren Bedeutung als Schulungsinstrumente außer Frage. Ein Brief Johanns von Tepl reflektiert mit Fachterminologie aus der Tradition der ars dictandi die rhetorische Durchformung des Textes und akzentuiert den Wert der Rhetorik als *affektische Kunst* (Stolt 1974), aus dem der Text auf eine in der historischen Umgebung singuläre Weise Kapital schlägt. Unbeschadet seiner diskursgeschichtlichen Leistungen inszeniert der *Ackermann* dabei als deklamatorische Übung die persuasiven Potentiale der Affekterregung. Er stünde mit seinem deklamatorischen Charakter weniger allein, wenn sich im Gefolge von Steinmetz' (2000) Deutung der lateinischen *Historia septem sapientium* aus dem 14. Jh. deren seit dem späteren 15. Jh. entstandene deutsche Prosaübersetzungen in die Nähe der deklamatorischen Tradition stellen ließen: Sollte hier tatsächlich richtiger und falscher Gebrauch narrativer Exempelerzählungen vorgeführt werden, hätte man es mit einer gezielten Inszenierung des argumentativen Potentials der narratio zu tun.

3. Übergreifendes

Historische Längsschnittstudien zur konkreten Praxis sind selten und, wie etwa die Arbeit von Lutz (1984) zur rhetorischen Gestaltung von Dichtergebeten, auf überschaubarere Phänomene konzentriert. Vergeblich bleibt, mit Ausnahme von Bettens (1987) Buch zur Geschichte der Prosasyntax, die Suche nach weiträumigen Darstellungen komplexerer Gegenstände wie etwa einer Geschichte der Erzähl- oder der Argumentationsverfahren. März' (1999) Plädoyer für eine Beschäftigung mit dem Konnotationspotential von Versformen macht deutlich, dass an eine Versgeschichte als Ersatz für Heusler (1925–29) angesichts des Mangels an jüngeren Studien kaum zu denken ist. Am Fehlen von Büchern solcher Art zeigt sich der Verlust des epistemischen Felds Stilgeschichte. Auch eine Geschichte der Formen und Funktionen ‚uneigentlicher' Rede existiert nicht, obschon Michels (1987) systematische Darstellung der verschiedenen Verfahrensweisen und zahlreiche Einzelstudien eine Grundlage dafür bieten. Interesse wurde insbesondere der Allegorie als Technik der Text- und Bedeutungskonstitution zuteil (Meier 1976, Haug 1979, Harms/Speckenbach/Vögel 1992), aber auch dem Vergleich (Knapp 1975), der Personifikation (Kiening 1994) oder der narrativ in Handlung umgesetzten Metapher (Ruberg 1976, Bässler 2003). Die historische Hermeneutik metaphorischer Sinnbildungsprozesse selbst steht freilich mehr denn je zur Debatte (Czerwinski 2003, Hübner 2004). Auch Knapes (2006) vergleichende Darstellung der vormodernen Poetik- und Rhetorikdoktrin bleibt Ausnahme.

Ein seit langem verfolgtes Phänomen stilistischer Praxis ist die *geblümte Rede* (Hübner 2000 mit Forschungsbericht), weil *blüemen* und *florieren* als mittelhochdeutsche Stilbegriffe von historischem Interesse sind. Sie bezeichneten zum einen in genereller Weise

die Figurierung der Rede, zum anderen seit dem späteren 13. Jh. in spezifischerer Weise amplifikatorische Reihen hyperbolischer Metaphorik in laudativen Texten oder Textpassagen. Dabei steht die Doppelfunktion, höfische Exklusivität und Sprachartistik zugleich vorzuführen, im Mittelpunkt. In der Epik kommt das Form-Funktions-Muster in Schönheitsbeschreibungen und als Exklusivitätsmodell höfischer Konversation zum Einsatz; bei den Sangspruchdichtern durchzieht es verschiedene epideiktische Texttypen. Eine textkonstitutive Rolle spielt es zudem in einigen umfangreicheren Marienlobdichtungen wie Konrads von Würzburg *Goldener Schmiede* und Heinrichs von Mügeln *Tum* (Stolz 1996).

4. Literatur (in Auswahl)

Alex, Heidrun (1998): Der Spruchdichter Boppe. Edition − Übersetzung − Kommentar. Tübingen (Hermaea, 82).

Bässler, Andreas (2003): Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500. Berlin/New York (Quellen und Forschungen, 27).

Baltzer, Ulrich (1991): Strategien der Persuasion in den Sangsprüchen Walthers von der Vogelweide. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 120, 119−139.

Bertau, Karl (Hrsg.) (1994): Johannes de Tepla Civis Zacensis. *Epistola cum Libello ackerman* und *Das Büchlein Ackerman*. Nach der Freiburger Hs. 163 und der Stuttgarter Hs. HB X 23. 2 Bde. Berlin/New York.

Besch, Werner (1987): Die Entstehung der deutschen Schriftsprache. Bisherige Erklärungsmodelle, neuester Forschungsstand. Opladen.

Betten, Anne (1980): Zu Satzbau und Satzkomplexität im mittelhochdeutschen Prosa-Lancelot. Überlegungen zur Beschreibung mittelhochdeutscher Prosa. In: Sprachwissenschaft 5, 15−42.

Betten, Anne (1985): Direkte Rede und epischer Bericht in der deutschen Romanprosa. In: Sprache und Literatur 55, 25−41.

Betten, Anne (1987): Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 82).

Bichsel, Peter (1999): Hug Schapler − Überlieferung und Stilwandel. Ein Beitrag zum frühneuhochdeutschen Prosaroman und zur lexikalischen Paarform. Bern (Zürcher germanistische Studien, 53).

Boor, Helmut de (1962): Die deutsche Literatur im späten Mittelalter. Zerfall und Neubeginn. Erster Teil. 1250−1350. München (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, 3.1).

Brinkmann, Hennig (1928): Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Halle a. d. S.

Brunner, Horst/Burghart Wachinger (Hrsg.) (1986−2005): Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts. 16 Bde. Tübingen.

Bumke, Joachim (2004): Wolfram von Eschenbach. 8. Aufl. Stuttgart/Weimar.

Burdach, Konrad (1925): Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. Bd. 1.2. Reformation und Renaissance. Halle a. d. S.

Burdach, Konrad (1926−1932): Der Dichter des *Ackermann aus Böhmen* und seine Zeit. Berlin (Vom Mittelalter zur Reformation 3,2.3.).

Chinca, Mark (1993): History, Fiction, Verisimilitude. Studies in the Poetics of Gottfried's *Tristan*. London.

Christ, Winfried (1977): Rhetorik und Roman. Untersuchungen zu Gottfrieds von Straßburg *Tristan und Isold*. Meisenheim a. Gl. (Deutsche Studien, 31).

Cramer, Thomas (1998): *Waz hilfet âne sinne kunst?* Lyrik im 13. Jahrhundert. Studien zu ihrer Ästhetik. Berlin (Philologische Studien und Quellen, 148).

Curschmann, Michael (1979): Nibelungenlied und Nibelungenklage. Über Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Prozess der Episierung. In: Christoph Cormeau (Hrsg.): Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven. Stuttgart, 85–119.

Curschmann, Michael (1992): Dichter *alter maere*. Zur Prologstrophe des Nibelungenliedes im Spannungsfeld von mündlicher Erzähltradition und laikaler Schriftkultur. In: Gerhard Hahn/Hedda Ragotzky (Hrsg.): Grundlagen des Verstehens mittelalterlicher Literatur. Literarische Texte und ihr historischer Erkenntniswert. Stuttgart, 55–71.

Czerwinski, Peter (2003): Allegorealität. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 28, 1–37.

Egidi, Margreth (2002): Höfische Liebe: Entwürfe der Sangspruchdichtung. Literarische Verfahrensweisen von Reinmar von Zweter bis Frauenlob. Heidelberg (Germanisch-romanische Monatsschrift, Beiheft, 17).

Ehrismann, Gustav (1919): Studien über Rudolf von Ems. Beiträge zur Geschichte der Rhetorik und Ethik im Mittelalter. Heidelberg.

Eikelmann, Manfred (1988): Denkformen im Minnesang. Untersuchungen zu Aufbau, Erkenntnisleistung und Anwendungsgeschichte konditionaler Strukturmuster des Minnesangs bis um 1300. Tübingen (Hermaea, 54).

Eikelmann, Manfred/Tomas Tomasek (2002): Sentenzverwendung in mittelhochdeutschen Artusromanen. Ein Zwischenbericht mit einem Beispiel aus dem späteren Artusroman. In: Christel Meier u. a. (Hrsg.): Pragmatische Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur. München, 135–160 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 79).

Eilers, Helge (1972): Untersuchungen zum frühmittelhochdeutschen Sprachstil am Beispiel der *Kaiserchronik*. Göppingen (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 76).

Eilers, Helge (2003): Die Syntax Notkers des Deutschen in seinen Übersetzungen: Boethius, Martianus Capella und Psalmen. Berlin/New York (Studia linguistica Germanica, 66).

Eisermann, Falk (2001): *Stimulus amoris*. Inhalt, lateinische Überlieferung, deutsche Übersetzungen, Rezeption. Tübingen (Münchener Texte und Untersuchungen, 118).

Emberson, Jane (1981): Speech in the *Eneide* of Heinrich von Veldeke. Göppingen (Göppinger Arbeiten zur Germnanistik, 319).

Feistner, Edith (1995): Historische Typologie der deutschen Heiligenlegende des Mittelalters von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Reformation. Wiesbaden (Wissensliteratur im Mittelalter, 20).

Freytag, Hartmut (1982): Die Theorie der allegorischen Schriftdeutung und die Allegorie in deutschen Texten besonders des 11. und 12. Jahrhunderts. Bern/München (Bibliotheca Germanica, 24).

Freytag, Wiebke (1988/89): Zur Logik *wilder aventiure* in Konrads von Würzburg Paris-Urteil. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 5, 373–395.

Freytag, Wiebke (1993): *rehte güete* als wahrscheinlich *gewisse lêre*: Topische Argumente für eine Schulmaxime in Hartmanns *Iwein*. In: Martin H. Jones/Roy Wisbey (Hrsg.): Chrétien de Troyes and the German Middle Ages. Cambridge, 165–217. (Arthurian Studies, 26).

Fromm, Hans (1996): Die mittelalterlichen Eneasromane und die Poetik des *ordo narrandi*. In: Harald Haferland/Michael Mecklenburg (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. München, 27–40 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, 19).

Gärtner, Kurt (2004): Grundlinien einer literarischen Sprachgeschichte des deutschen Mittelalters. In: Werner Besch u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. 4. Teilband. Berlin/New York , 3018–3042 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.4).

Gantert, Klaus (1998): Akkomodation und eingeschriebener Kommentar. Untersuchungen zur Übertragungsstrategie des Helianddichters. Tübingen (ScriptOralia, 111).

Gernentz, Hans Joachim (1958): Formen und Funktionen der direkten Reden und der Redeszenen in der deutschen epischen Dichtung von 1150 bis 1200. Habil. masch. Rostock.
Glauch, Sonja (2000): Die Martianus-Capella-Bearbeitung Notkers des Deutschen. 2 Bde. Tübingen (Münchener Texte und Untersuchungen, 116–117).
Glier, Ingeborg (1984): Konkretisierung im Minnesang des 13. Jahrhunderts. In: Franz H. Bäuml (Hrsg.): From Symbol to Mimesis. The Generation of Walther von der Vogelweide. Göppingen, 150–168 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 368).
Goheen, Jutta (1984): Mittelalterliche Liebeslyrik von Neidhart von Reuental bis zu Oswald von Wolkenstein. Eine Stilkritik. Berlin (Philologische Studien und Quellen, 110).
Goheen, Jutta (1986): Die kommunikative Funktion des Stils im mittelhochdeutschen Text. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 18, 78–106.
Goheen, Jutta (1996): Stilwandel und Geschichtlichkeit der Literatur. Zur Ungleichzeitigkeit literarischer Stile im Mittelalter. In: Ulla Fix/Gotthard Lerchner (Hrsg.): Stil und Stilwandel. Festschrift Bernhard Sowinski. Frankfurt a. M. 163–181 (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte, 3).
Green, Dennis H. (1979): Irony in the medieval romance. Cambridge.
Gumbrecht, Hans Ulrich (2003): Stil. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 3, 509–513.
Haas, Alois M. (1996): Mystik als Aussage. Erfahrungs-, Denk- und Redeformen christlicher Mystik. Frankfurt a. M.
Haas, Alois M./Heinrich Stirnimann (Hrsg.) (1980): Das *einig ein*. Studien zur Theorie und Sprache der deutschen Mystik. Freiburg, Schweiz (Dokimion, 6).
Haberkern, Ernst (2003): Die *Wiener Schule* der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert. Entstehung, Konstituenten, literarische Wirkung. 2 Bde. Göppingen (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 712).
Haferland, Harald (2004a): Mündlichkeit, Gedächtnis und Medialität. Heldendichtung im deutschen Mittelalter. Göttingen.
Haferland, Harald (2004b): Minnesang als Posenrhetorik. In: Albrecht Hausmann u. a. (Hrsg.): Text und Handeln. Zum kommunikativen Ort von Minnesang und antiker Lyrik. Heidelberg, 65–105 (Beihefte zum Euphorion, 46).
Hahn, Gerhard (1984): Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl. Darmstadt (Erträge der Forschung, 215).
Harms, Wolfgang/Klaus Speckenbach/Herfried Vögel (Hrsg.) (1992): Bildhafte Rede in Mittelalter und früher Neuzeit. Probleme ihrer Legitimation und Funktion. Tübingen.
Hasebrink, Burkhard (1992): Formen inzitativer Rede bei Meister Eckhart. Untersuchungen zur literarischen Konzeption der deutschen Predigt. Tübingen (Texte und Textgeschichte, 32).
Haubrichs, Wolfgang (1995): Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60). 2. Aufl. Tübingen (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, 1.1).
Haug, Walter (Hrsg.) (1979): Formen und Funktionen der Allegorie. Stuttgart (Germanistische Symposien. Berichtsbände, 3).
Haug, Walter (1986): Zur Grundlegung einer Theorie des mystischen Sprechens. In: Kurt Ruh (Hrsg.): Abendländische Mystik im Mittelalter. Stuttgart, 494–508 (Germanistische Symposien. Berichtsbände, 7).
Haug, Walter (Hrsg.) (2000): Deutsche Mystik im abendländischen Zusammenhang: neu erschlossene Texte, neue methodische Ansätze, neue theoretische Konzepte. Kolloquium Kloster Fischingen, 5.–9. Okt. 1998. Tübingen.
Haustein, Jens (1995): Marner-Studien. Tübingen (Münchener Texte und Untersuchungen, 103).
Haustein, Jens (1997): Autopoietische Freiheit im Herrscherlob. Zur deutschen Lyrik des 13. Jahrhunderts. In: Poetica 29, 94–113.
Haymes, Edward R. (1999): Das Nibelungenlied. Geschichte und Interpretation. München.

Hehle, Christine (2002): Boethius in St. Gallen. Die Bearbeitung der *Consolatio philosophiae* durch Notker Teutonicus zwischen Tradition und Innovation. Tübingen (Münchener Texte und Untersuchungen, 122).

Hellgardt, Ernst (1984): Zur Poetik frühmittelhochdeutscher Dichtung. In: Klaus Grubmüller u. a. (Hrsg.): Geistliche Denkformen in der Literatur des Mittelalters. München, 131–138 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 51).

Hellgardt, Ernst (2000): mysteria regni celestis ... quasi ruminando conferenda et exponenda. Die logisch-ästhetische Struktur der lateinisch-deutschen *Expositio in Cantica canticorum* Willirams von Ebersberg. In: Anna Grotans (Hrsg.): De consolatione philologiae. Festschrift Evelyn S. Firchow. Bd. 1. Göppingen, 149–160 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 682).

Hennings, Thordis (2001): Altfranzösischer und mittelhochdeutscher Prosa-Lancelot. Übersetzungs- und quellenkritische Studien. Heidelberg (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte).

Heusler, Andreas (1925–1929): Deutsche Versgeschichte mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses. 3 Bde. Berlin/Leipzig (Grundriss der germanischen Philologie 8.1–3).

Hofmeister, Wernfried (1995): Sprichwortartige Mikrotexte als literarische Medien, dargestellt an der hochdeutschen politischen Lyrik des Mittelalters. Bochum (Studien zur Phraseologie und Parömiologie, 5).

Honemann, Volker (1996): Daniel monologisiert, der Riese berichtet, die Damen erzählen: Aspekte der Figurenrede im *Daniel von dem blühenden Tal* des Strickers. In: Harald Haferland/Michael Mecklenburg (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. München, 221–232 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, 19).

Huber, Christoph (1979): Wort-Ding-Entsprechungen. Zur Sprach- und Stiltheorie Gottfrieds von Straßburg. In: Klaus Grubmüller (Hrsg.): Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. Festschrift Hans Fromm. Tübingen, 268–302.

Huber, Christoph (1993): Herrscherlob und literarische Autoreferenz. In: Joachim Heinzle (Hrsg.): Literarische Interessenbildung im Mittelalter. Stuttgart/Weimar, 452–473 (Germanistische Symposien. Berichtsbände, 14).

Hübner, Gert (1994): Versuch über Konrad von Würzburg als Minnelyriker. In: Stephan Füssel u. a. (Hrsg.): Artibus. Kulturwissenschaft und deutsche Philologie des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Festschrift Dieter Wuttke. Wiesbaden, 63–94.

Hübner, Gert (1996): Frauenpreis. Studien zur Funktion der laudativen Rede in der mittelhochdeutschen Minnekanzone. 2 Bde. Baden-Baden (Saecvla spiritalia, 34–35).

Hübner, Gert (2000): Lobblumen. Studien zur Genese und Funktion der *Geblümten Rede*. Tübingen/Basel (Bibliotheca Germanica, 41).

Hübner, Gert (2003): Erzählform im höfischen Roman. Studien zur Fokalisierung im *Eneas*, im *Iwein* und im *Tristan*. Tübingen/Basel (Bibliotheca Germanica, 44).

Hübner, Gert (2004): Überlegungen zur Historizität von Metapherntheorien. In: Arthur Groos/Hans-Jochen Schiewer (Hrsg.): Kulturen des Manuskriptzeitalters. Göttingen, 113–153 (Transatlantische Studien zu Mittelalter und Früher Neuzeit, 1).

Hübner, Gert (2008): Minnesang im 13. Jahrhundert. Eine Einführung. Tübingen.

Hundsnurscher, Franz/Nine R. Miedema (Hrsg.) (2007); Formen und Funktionen von Redeszenen in der mittelhochdeutschen Großepik. Tübingen (Beiträge zur Dialogforschung, 36).

Huschenbett, Dietrich (1979): Albrechts *Jüngerer Titurel*. Zu Stil und Komposition. München (Medium aevum, 35).

Janota, Johannes (2004): Orientierung durch volkssprachliche Schriftlichkeit (1280/90–1380/90). Tübingen (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, 3.1).

Jeep, John M. (1987): Stabreimende Wortpaare bei Notker Labeo. Göttingen (Studien zum Althochdeutschen, 10).

Kaempfert, Manfred (2004): Grundlinien einer literarischen Sprachgeschichte in neuhochdeutscher Zeit. In: Werner Besch u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. 4. Teilband. Berlin/New York, 3042–3070 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.4).

Kästner, Hannes (1990): Fortunatus – Peregrinator mundi. Welterfahrung und Selbsterkenntnis im ersten deutschen Prosaroman der Neuzeit. Freiburg i. Br.

Kartschoke, Dieter (1988): Der epische Held auf dem Weg zu seinem Gewissen. In: Thomas Cramer (Hrsg.): Wege in die Neuzeit. München, 149–197 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, 8).

Kartschoke, Dieter (2000): Erzählte Zeit in Versepen und Prosaromanen des Mittelalters und in der Frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für Germanistik N. F. 10, 477–492.

Kern, Peter (2002): *ich sage die senewen âne bogen*. Zur Reflexion über die Erzählweise im *Parzival*. In: Wolfram-Studien 17, 46–62.

Kibelka, Johannes (1963): *der ware meister.* Denkstile und Bauformen in der Dichtung Heinrichs von Mügeln. Berlin (Philologische Studien und Quellen, 13).

Kiening, Christian (1994): Personifikation. Begegnungen mit dem Fremd-Vertrauten in mittelalterlicher Literatur. In: Helmut Brall u. a. (Hrsg.): Personenbeziehungen in der mittelalterlichen Literatur. Düsseldorf, 347–387 (Studia humaniora, 25).

Kiening, Christian (1998a): Schwierige Modernität. Der *Ackermann* des Johannes von Tepl und die Ambiguität historischen Wandels. Tübingen (Münchener Texte und Untersuchungen, 113).

Kiening, Christian (1998b): Arbeit am Muster. Literarisierungsstrategien im *König Rother*. In: Wolfram-Studien 15, 211–244.

Knape, Joachim (1984): *Historie* in Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext. Baden-Baden (Saecvla spiritalia, 10).

Knape, Joachim (2001): Mittelalter. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 1372–1384.

Knape, Joachim (2005) (Hrsg.): Sebastian Brant: Das Narrenschiff. Studienausgabe. Mit allen Holzschnitten des Drucks Basel 1494. Stuttgart.

Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300–1700. Wiesbaden.

Knapp, Fritz Peter (1975): Similitudo. Stil- und Erzählfunktion von Vergleich und Exempel in der lateinischen, französischen und deutschen Großepik des Hochmittelalters. Wien/Stuttgart (Philologica Germanica, 2).

Knapp, Fritz Peter (2002): Subjektivität des Erzählers und Fiktionalität der Erzählung bei Wolfram von Eschenbach und anderen Autoren des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Wolfram-Studien 17, 10–29.

Köbele, Susanne (1993): Bilder der unbegriffenen Wahrheit. Zur Struktur mystischer Rede im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache. Tübingen/Basel (Bibliotheca Germanica, 30).

Köbele, Susanne (2003): Frauenlobs Lieder. Parameter einer literarhistorischen Standortbestimmung. Tübingen/Basel (Bibliotheca Germanica, 43).

Kuhn, Hugo (1967): Minnesangs Wende. 2. Aufl. Tübingen.

Lämmert, Eberhard (1970): Reimsprecherkunst im Spätmittelalter. Eine Untersuchung der Teichnerreden. Stuttgart.

Laude, Corinna (2002): *Daz in swindelt in den sinnen.* Die Poetik der Perspektive bei Heinrich Wittenwiler und Giovanni Boccaccio. Berlin (Philologische Studien und Quellen, 173).

Lerchner, Gotthard (1996): Stilistische Solidaritäten. Stilgeschichte zwischen Literatur- und Sprachhistoriographie. In: Zeitschrift für Germanistik N. F. 6, 337–348.

Leuchter, Christoph (2003): Dichten im Uneigentlichen. Zur Metaphorik und Poetik Heinrichs von Morungen. Frankfurt a. M. (Kultur, Wissenschaft, Literatur, 3).

Lieb, Ludger/Otto Neudeck (Hrsg.) (2006): Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Berlin/New York (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 40).

Löser, Freimut (1998): Rätsel lösen. Zum Singûf-Rumelant-Rätselstreit. In: Wolfram-Studien 15, 245–275.

Lötscher, Andreas (1997): Satzbau und narrative Mikrostrukturen in Prosaromanen des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Alexander Schwarz/Laure Abplanalp (Hrsg.): Text im Kontext. Anleitung zur Lektüre deutscher Texte der frühen Neuzeit. Bern, 155–170 (Textanalyse in Universität und Schule, 9).

Lühr, Rosemarie (1982): Studien zur Sprache des Hildebrandsliedes. 2 Bde. Frankfurt a. M./Bern.

Lutz, Eckart Conrad (1984): Rhetorica divina. Mittelhochdeutsche Prologgebete und die rhetorische Kultur des Mittelalters. Berlin/New York (Quellen und Forschungen, 82).

Mackert, Christoph (1999): Die Alexandergeschichte in der Version des *Pfaffen* Lambrecht. Die frühmittelhochdeutsche Bearbeitung der Alexanderdichtung des Alberich von Bisinzo und die Anfänge weltlicher Schriftepik in deutscher Sprache. München (Beihefte zur Poetica, 23).

März, Christoph (1999): Metrik, eine Wissenschaft zwischen Zählen und Schwärmen? Überlegungen zu einer Semantik der Formen mittelhochdeutscher gebundener Rede. In: Jan-Dirk Müller/Horst Wenzel (Hrsg.): Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent. Stuttgart/Leipzig, 317–332.

Mecklenburg, Michael (1996): So horet wie Ulixes sprach. Die Erzählung des Ulysses in Herborts von Fritzlar *Liet von Troye*. In: Harald Haferland/Michael Mecklenburg (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. München, 27–39 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, 19).

Meier, Christel (1976): Überlegungen zum gegenwärtigen Stand der Allegorie-Forschung. Mit besonderer Berücksichtigung der Mischformen. In: Frühmittelalterliche Studien 10, 1–69.

Meisch, Rainer (1994): Troja und die Reichsstadt Nördlingen. Studien zum *Buch von Troja* (1390/92) des Hans Mair. Wiesbaden (Wissensliteratur im Mittelalter, 18).

Mertens, Volker (1971): Das Predigtbuch des Priesters Konrad. Überlieferung, Gestalt, Gehalt und Texte. München (Münchener Texte und Untersuchungen, 33).

Mertens, Volker (1979): Verslegende und Prosalegendar. Zur Prosafassung von Legendenromanen in *Der Heiligen Leben*. In: Volker Honemann u. a. (Hrsg.): Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter. Tübingen, 265–289.

Mertens, Volker (2001): Inszenierte Mündlichkeit und szenisches Erzählen. Überlegungen zu einer performativen Poetik des Nibelungenliedes. In: Danielle Buschinger/Jean François Candoni (Hrsg.): Les Nibelungen. Amiens, 85–110.

Mertens, Volker (2002): Authentisierungsstrategien in vorreformatorischer Predigt: Erscheinungsform und Edition einer oralen Gattung am Beispiel Johannes Geilers von Kaysersberg. In: editio 16, 70–85.

Meyer, Matthias (1998): *Objektivierung als Subjektivierung*. Zum Sänger im späten Minnesang. In: Elizabeth Andersen u. a. (Hrsg.): Autor und Autorschaft im Mittelalter. Tübingen, 185–199.

Meyer, Matthias (1999): Struktur und Person im Artusroman. In: Friedrich Wolfzettel/Peter Ihring (Hrsg.): Erzählstrukturen der Artusliteratur. Forschungsgeschichte und neuere Ansätze. Tübingen, 145–163.

Michel, Paul (1987): Alieniloquium. Elemente einer Grammatik der Bildrede. Bern (Züricher germanistische Studien, 3).

Mieder, Wolfgang (2001): *als man daz golt sol liutern in der esse*. Sprichwörtliche Ironie und Didaktik in Hartmanns von Aue *Erec*. In: Mittellateinisches Jahrbuch 36, 45–76.

Müller, Jan-Dirk (1998): Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes. Tübingen.

Nellmann, Eberhard (1973): Wolframs Erzähltechnik. Untersuchungen zur Funktion des Erzählers. Wiesbaden.

Nellmann, Eberhard (1988): Wolfram und Kyot als *vindaere wilder maere*. Überlegungen zu *Tristan* 4619–88 und *Parzival* 453,1–17. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 117, 31–67.

Neuendorff, Dagmar (2000): *Bruoder Berthold sprichet* – aber spricht er wirklich? Zur Rhetorik in Berthold von Regensburg zugeschriebenen deutschen Predigten. In: Neuphilologische Mitteilungen 101, 301–312.

Neukirchen, Thomas (2006): Die ganze *aventiure* und ihre *lere*. Der *Jüngere Titurel* Albrechts als Kritik und Vervollkommnung des *Parzival* Wolframs von Eschenbach. Heidelberg (Beihefte zum Euphorion, 52).

Nolte, Theodor (1983): Lauda post mortem. Die deutschen und niederländischen Ehrenreden des Mittelalters. Frankfurt a. M./Bern.
Norden, Eduard (1898): Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bde. Leipzig/Berlin.
Ochsenbein, Peter (1994): Johann von Neumarkt als geistlicher Schriftsteller. In: Wolfram-Studien 13, 67–80.
Ohly, Friedrich (Hrsg.) (1998): Das St. Trudperter Hohelied. Eine Lehre der liebenden Gotteserkenntnis. Frankfurt a. M. (Bibliothek des Mittelalters, 2).
Padberg, Susanne (1997): *Ahî wie kristenlîche nû der bâbest lachet.* Walthers Kirchenkritik im Unmutston. Edition, Kommentar, Untersuchungen. Herne.
Ranawake, Silvia (1976): Höfische Strophenkunst. Vergleichende Untersuchungen zur Formentypologie von Minnesang und Trouvèrelied an der Wende zum Spätmittelalter. München (Münchener Texte und Untersuchungen, 51).
Ridder, Klaus (2002): Narrheit und Heiligkeit. Komik im *Parzival* Wolframs von Eschenbach. In: Wolfram-Studien 17, 136–156.
Riehl, Claudia Maria (1993): Kontinuität und Wandel von Erzählstrukturen am Beispiel der Legende. Göppingen.
Roethe, Gustav (Hrsg.) (1887): Die Gedichte Reinmars von Zweter. Leipzig.
Roloff, Hans-Gert (1970): Stilstudien zur Prosa des 15. Jahrhunderts. Die Melusine des Thüring von Ringoltingen. Köln/Wien (Literatur und Leben, 12).
Rosenberg, Rainer u. a. (2003): Stil. In: Karlheinz Barck (Hrsg.): Ästhetische Grundbegriffe. Bd. 5. Stuttgart/Weimar, 641–702.
Ruberg, Uwe (1976): *Wörtlich verstandene* und *realisierte* Metaphern in deutscher erzählender Dichtung von Veldeke bis Wickram. In: Helmut Rücker/Kurt Otto Seidel (Hrsg.): *Sagen mit sinne*. Festschrift Marie-Luise Dittrich. Göppingen, 205–220 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 180).
Sawicki, Stanislaw (1932): Gottfried von Straßburg und die Poetik des Mittelalters. Berlin (Germanische Studien, 124).
Schaefer, Ursula (1992): Vokalität. Altenglische Dichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Tübingen (ScriptOralia, 39).
Schiendorfer, Max (1983): Ulrich von Singenberg, Walther und Wolfram. Zur Parodie in der höfischen Literatur. Bonn (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, 112).
Schiewer, Hans-Jochen (2000): German Sermons in the Middle Ages. In: Beverly M. Kienzle (Hrsg.): The Sermon. Turnhout, 861–961 (Typologie de sources du moyen âge occidental, 81–83).
Schirok, Bernd (1982): Parzivalrezeption im Mittelalter. Darmstadt (Erträge der Forschung, 174).
Schmidtke, Dietrich (1995): Bemerkungen zu den Varianten allegorischen Gestaltens in der frühmittelhochdeutschen Literatur. In: Annegret Fiebig/Hans-Joachim Schiewer (Hrsg.): Deutsche Literatur und Sprache von 1050–1200. Festschrift Ursula Hennig. Berlin, 221–234.
Schmitz, Silvia (1990): Das Ornamentale bei Suchenwirt und seinen Zeitgenossen. Zu strukturellen Zusammenhängen zwischen Herrschaftsrepräsentation und poetischem Verfahren. In: Hedda Ragotzky/Horst Wenzel (Hrsg.): Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen. Tübingen, 279–302.
Schmitz, Silvia (2007): Die Poetik der Adaption. Literarische *inventio* im *Eneas* Heinrichs von Veldeke. Tübingen (Hermaea, 113).
Schmolinsky, Sabine (1996): Wie dunkel ist die *wilde rede*? Allegorische Verfahren beim Wilden Alexander. In: Cyril Edwards (Hrsg.): Lied im deutschen Mittelalter. Überlieferung, Typen, Gebrauch. Tübingen, 147–156.
Schnell, Rüdiger (1984): Prosaauflösung und Geschichtsschreibung im deutschen Spätmittelalter. In: Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Hrsg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Stuttgart, 214–248 (Germanistische Symposien. Berichtsbände, 5).

Schu, Cornelia (2002): Vom erzählten Abenteuer zum Abenteuer des Erzählens. Überlegungen zur Romanhaftigkeit von Wolframs *Parzival*. Frankfurt a. M. (Beiträge zur Mittelalterforschung, 2).

Schulz, Armin (1999): Erzählungen in der Erzählung. Zur Poetologie im *Guoten Gêrhart* Rudolfs von Ems. In: Horst Brunner u. a. (Hrsg.): *Helle schöne döne*. Versammelte Arbeiten zur älteren und neueren deutschen Literatur. Festschrift Wolfgang Walliczek. Göppingen, 29–59 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 668).

Seelhorst, Jörg (2003): Autoreferentialität und Transformation. Zur Funktion mystischen Sprechens bei Mechthild von Magdeburg, Meister Eckhart und Heinrich Seuse. Tübingen/Basel (Bibliotheca Germanica, 46).

Siegroth-Nellessen, Gabriele von (1979): Versuch einer exakten Stiluntersuchung für Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse. München (Medium aevum, 38).

Sommer, Anja (1999): Die Minneburg. Beiträge zu einer Funktionsgeschichte der Allegorie im späten Mittelalter. Mit der Erstedition der Prosafassung. Frankfurt a. M.

Sonderegger, Stefan (1987): Notker der Deutsche als Meister einer volkssprachlichen Stilistik. In: Rolf Bergmann u. a. (Hrsg.): Althochdeutsch. Bd. 1. Heidelberg, 839–871.

Sonderegger, Stefan (1990): Grundsätzliche Überlegungen zu einer literarischen Sprachgeschichte des Deutschen. In: Werner Besch (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift Johannes Erben. Frankfurt a. M./Bern, 31–49.

Sowinski, Bernhard (1985): Darstellungsstil und Sprachstil im Heliand. Köln/Wien (Kölner germanistische Studien, 21).

Sowinski, Bernhard (1991): Stilistik. Stiltheorien und Stilanalysen. Stuttgart.

Sowinski, Bernhard (1999): Stilistik. Stiltheorien und Stilanalysen. 2. Aufl. Stuttgart.

Sowinski, Bernhard (2003): Zur Stilerfassung historischer Texte – Beispiel: *Hildebrandslied*. In: Irmhild Barz u. a. (Hrsg.): Sprachstil. Zugänge und Anwendungen. Festschrift Ulla Fix. Heidelberg, 295–303 (Sprache, Literatur und Geschichte, 25).

Stackmann, Karl (1958): Der Spruchdichter Heinrich von Mügeln. Vorstudien zur Erkenntnis seiner Individualität. Heidelberg (Probleme der Dichtung, 3).

Stackmann, Karl (1975): Redebluomen. Zu einigen Fürstenpreis-Strophen Frauenlobs und zum Problem des geblümten Stils. In: Hans Fromm u. a. (Hrsg.): Verbum et signum. Festschrift Friedrich Ohly. Bd. 2. München, 203–230.

Steckelberg, Ulrich (1998): Hadamars von Laber *Jagd*. Untersuchungen zu Überlieferung, Textstruktur und allegorischen Sinnbildungsverfahren. Tübingen (Hermaea, 79).

Steer, Georg (1987): Geistliche Prosa. In: Ingeborg Glier (Hrsg.): Die deutsche Literatur im späten Mittelalter. 2. Teil. Reimpaargedichte, Drama, Prosa. München, 306–370 (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, 3.2).

Steinmetz, Ralf-Henning (2000): Exempel und Auslegung. Studien zu den *Sieben weisen Meistern*. Freiburg, Schweiz (Scrinium Friburgense, 14).

Stock, Markus (2004): Das volle Wort – Sprachklang im späten Minnesang. Gottfried von Neifen, *Wir suln aber schône enpfâhen* (KLD Lied 3). In: Albrecht Hausmann u. a. (Hrsg.): Text und Handeln. Zum kommunikativen Ort von Minnesang und antiker Lyrik. Heidelberg, 185–202 (Beihefte zum Euphorion, 46).

Stolt, Birgit (1974): Wortkampf. Frühneuhochdeutsche Beispiele zur rhetorischen Praxis. Frankfurt a. M. (Respublica literaria, 8).

Stolz, Michael (1994): Heinrichs von Mügeln Fürstenpreis auf Karl IV. Panegyrik, Herrschaftslegitimation, Sprachbewußtsein. In: Wolfram-Studien 13, 106–141.

Stolz, Michael (1996): *Tum*-Studien. Zur dichterischen Gestaltung im Marienpreis Heinrichs von Mügeln. Tübingen/Basel (Bibliotheca Germanica, 36).

Störmer-Caysa, Uta (2007): Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman. Berlin/New York.

Szklenar, Hans (1981): Magister Nicolaus de Dybin. Vorstudien zu einer Edition seiner Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Rhetorik im späteren Mittelalter. München (Münchener Texte und Untersuchungen, 65).

Teschner, Joachim (1970): Das bispel in der mittelhochdeutschen Spruchdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Diss. Bonn.

Tomasek, Tomas (1994): Das deutsche Rätsel im Mittelalter. Tübingen (Hermaea, 69).

Tomasek, Tomas (1999): Komik im Minnesang. Möglichkeiten einer Bestandsaufnahme. In: Werner Röcke/Helga Neumann (Hrsg.): Komische Gegenwelten. Lachen und Literatur in Mittelalter und früher Neuzeit. Paderborn, 13–28.

Trimborn, Karin (1985): Syntaktisch-stilistische Untersuchungen zu Chrétiens *Yvain* und Hartmanns *Iwein*. Ein textlinguistischer Vergleich. Berlin (Philologische Studien und Quellen, 103).

Urbanek, Ferdinand (1987/88): Das Ezzolied in den Traditionen von ars rhetorica und germanisch-heimischer Redekunst. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 106, 321–340 und 107, 26–48.

Urbanek, Ferdinand (1995): Die genera dicendi in der Dichtung Walthers von der Vogelweide. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 114, 1–28.

Urscheler, Andreas (2002): Kommunikation in Wolframs *Parzival*. Eine Untersuchung zu Form und Funktion der Dialoge. Bern (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, 38).

Vollmann, Benedikt Konrad (1994): Prager Frühhumanismus? In: Wolfram-Studien 13, 58–66.

Vollmann, Benedikt Konrad (1997): Johann von Neumarkt: Lateinischer und deutscher Stil. In: Wolfgang Harms u. a. (Hrsg.): Mediävistische Komparatistik. Festschrift Franz Josef Worstbrock. Stuttgart/Leipzig, 151–161.

Vollmann-Profe, Gisela (1994): Wiederbeginn volkssprachiger Schriftlichkeit im hohen Mittelalter (1050/60–1160/70). 2. Aufl. Tübingen (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, 1.2).

Wachinger, Burghart (2007): Sangspruchdichtung und frühe Meisterliedkunst in der Literaturgeschichte. In: Dorothea Klein (Hrsg.): Sangspruchdichtung. Gattungskonstitution und Gattungsinterferenzen im europäischen Kontext. Tübingen, 17–34.

Waltenberger, Michael (1999): Das große Herz der Erzählung. Studien zur Narration und Interdiskursivität im *Prosa-Lancelot*. Frankfurt a. M. (Mikrokosmos, 51).

Wandhoff, Heiko (2003): Ekphrasis. Kunstbeschreibungen und virtuelle Räume in der Literatur des Mittelalters. Berlin (Trends in medieval philology, 3).

Weigand, Rudolf Kilian (2000): Der *Renner* des Hugo von Trimberg. Überlieferung, Quellenabhängigkeit und Struktur einer spätmittelalterlichen Lehrdichtung. Wiesbaden (Wissensliteratur im Mittelalter, 35).

Wessel, Franziska (1984): Probleme der Metaphorik und die Minnemetaphorik in Gottfrieds von Straßburg *Tristan und Isolde*. München (Münstersche Mittelalter-Schriften, 54).

Worstbrock, Franz Josef (1979): Das *Kindheitslied* des Wilden Alexander. Zur Poetik allegorischen Dichtens im deutschen Spätmittelalter. In: Dietrich Huschenbett (Hrsg.): Medium Aevum deutsch. Beiträge zur deutschen Literatur des hohen und späten Mittelalters. Festschrift Kurt Ruh. Tübingen, 447–465.

Worstbrock, Franz Josef (1985): Dilatatio materiae. Zur Poetik des *Erec* Hartmanns von Aue. In: Frühmittelalterliche Studien 19, 1–30.

Worstbrock, Franz Josef (1996): Lied VI des Wilden Alexander. Überlieferung, Interpretation und Literarhistorie. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 118, 183–204.

Worstbrock, Franz Josef (1999): Wiedererzählen und Übersetzen. In: Walter Haug (Hrsg.): Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze. Tübingen, 128–142 (Fortuna Vitrea, 16).

Zumthor, Paul (1986): Mittelalterlicher *Stil*. Plädoyer für eine ‚anthropologische' Konzeption. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt a. M., 483–496.

Gert Hübner, Leipzig (Deutschland)

19. Rhetorische und stilistische Praxis des Lateinischen in den deutschsprachigen Ländern in Humanismus, Renaissance, Reformation

1. Italienische Renaissance und Humanismus
2. Deutscher Humanismus
3. Reformation
4. Jesuiten
5. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Renaissance and humanism mark the beginning of a new rhetorical era on the threshold of early modern Europe. Within the context of the renovatio studiorum*, rhetoric takes a key position. In fact, this renaissance of rhetoric does not only refer to schools and universities, qualifications in this field increasingly turn into a precondition for a wide range of political, administrative or diplomatic activities and professions. Treatises of conduct adapt the rhetoric doctrine of Cicero's* De oratore*, the ideal courtier in Castigliones* Il Cortegiano *is modeled on the* orator perfectus*.*

In Germany, the ideals of Italian humanism are received at the end of 15th century, in particular by universities, where regular chairs for rhetoric and poetics are installed (e. g. Ingolstadt, Tübingen, Vienna). Reformation marks only a temporary break in this evolution. Luther refuses rhetoric as a discipline, whereas it is devoted a central role in Melanchthons reformation of education. His Statutes of Wittenberg *(1523) become a model for the subsequent foundation of protestant schools and universities influenced or initiated by Melanchthon. Still, Johannes Sturm's* gymnasium illustre *protestant high school remains the dominating type of school in Germany until the 18th century and beyond. It aims, as Sturm puts it, at an* eloquens et sapiens pietas*, a link between rhetoric, philosophy and religion. Sturm's model is immediately adapted and copied by the Jesuit order in its reform of the catholic* gymnasia *(high schools).*

1. Italienische Renaissance und Humanismus

Renaissance und Humanismus markieren an der Schwelle zur Neuzeit den Auftakt einer „rhetorische(n) Kulturepoche" (Plett 1993, 14). Im Rahmen der durch Petrarca angestoßenen *renovatio* antiker Bildung, Literatur und Kultur rückt die Rhetorik, die das gesamte Mittelalter hindurch innerhalb des Triviums ein Schattendasein neben der Logik geführt hatte, ins Zentrum der *artes sermocinales*. Der primäre Impuls der Renaissance ist sprachlicher bzw. sprachkritischer Natur. Die mittelalterliche Latinität, d. h. konkret die Fachterminologie der Logik/Dialektik, wird als barbarisch und manieristisch abge-

lehnt; die Polemik ist dabei „sprachästhetisch, pädagogisch und sozialutilitaristisch“ motiviert (Seifert 1996, 227). Gefordert wird im Sinne des imitatio-Prinzips die Rückkehr zum ‚guten‘ Latein der antiken Autoren, unter denen Cicero und Vergil eine bedeutende, aber noch keine exklusive Rolle spielen. Für die Humanisten steht die Priorität der Sprache als Medium der Welterschließung und -erkenntnis außer Frage. Die Rhetorik avanciert innerhalb der *studia humanitatis* (Buck 1984) zur unumschränkten Leitkompetenz mit pragmatisch-anthropologischer, kommunikativer und epistemologischer Reichweite. In institutions- und bildungssystematischer Hinsicht kommt es dabei weniger zu einem grundsätzlichen Wandel als zur wachsenden „Betonung des schon vorhandenen oratorischen Elements“ (Dolch 1965, 176) auf Kosten der Dialektik wie der Fächer des Quadriviums. Reflektiert werden solche neuen Akzente in einer Vielzahl programmatischer Reden und Traktate zu Erziehungsfragen, z. B. in Battista Guarinos d. J. *De modo et ordine docendi et discendi* (1459) oder in Enea Silvios *Traktat über Kindererziehung* (*De liberorum educatione* 1450), die jedoch zunächst nur sporadisch in die Realität umgesetzt werden. Neue Bildungsinstitutionen wie Privatschulen und Internate (z. B. die des Guarino Veronese in Ferrara oder Vittorino da Feltres *Casa Giocondo* in Mantua), von den Humanisten meist *Gymnasien* oder *contubernia* genannt, schaffen Gegengewichte und Alternativen zur Universität. Neue Lehrbücher der Rhetorik wie Lorenzo Vallas *Elegantiae*, die eine *restitutio linguae latinae* anstreben, ersetzen das *Doctrinale* des Alexander De Villa Dei (Buck 1984, 16). In der frühmodernen Gesellschaft weiten sich dabei die Einsatzmöglichkeiten der Rhetorik als *scientia civilis* im Sinne Ciceros ständig aus: „Die Humanisten repräsentieren die Klasse der professionellen Lehrer der humanistischen Disziplinen an den Universitäten wie auch an den höheren Schulen; sie repräsentieren auch die Klasse der berufsmäßigen Kanzler und Sekretäre, die die Urkunden, Briefe und Reden zu verfassen wussten, die zu ihren Amtspflichten gehörten“ (Kristeller 1976, 13). Die Liste ließe sich weiter um Geistliche, Kaufleute, Theologen, Juristen oder Ärzte ergänzen. Vor allem in Verwaltung und Diplomatie sind rhetorische Kenntnisse und Schulung in Schreib- und Redefähigkeit unabdingbar. Ermolao Barbaro z. B. charakterisiert in seinem Handbuch *De officio legati* (1478/80) die Pflichten des Botschafters und Emissärs auf der Grundlage eines an Cicero und Quintilian geschulten Verhaltens- und Tugendkatalogs, der neben *moderatio* und *humanitas* auch *dexteritas, gravitas* und *lenitas* einfordert (Hinz 1998, 1505). Gleiches gilt für das weite Feld der ‚Zivilität‘, der Benimm- und Etikettebücher, der Konversations-, Erziehungs- und Hofmannslehren, die ohne das Kategoriengerüst der Rhetorik (insbes. die Lehren zu *actio* und *pronuntiatio*) weder denk- noch darstellbar wären (Hinz 1992). Formung der Sprache und Formung *durch* Sprache sind komplementär. *Elegantia* ist zugleich Stil- und Verhaltensideal, *elocutio* und *actio* stehen in engstem Zusammenhang. So liest sich z. B. Castigliones *Cortegiano*, eines der meistgedruckten Bücher der Epoche, über weite Strecken wie eine Kollage aus Ciceros *De oratore* (Kinney 1989, 87 ff.). Der vollkommene Hofmann folgt dem Modell des *orator perfectus*. Die detaillierten Verhaltenslehren sind dabei in ein komplexes Zeichensystem eingeschrieben, dessen kategoriales Zentrum die Begriffe *grazia* und *sprezzatura* bilden. Die ciceronianische Rhetorik wird durch Castiglione „zum entscheidenden Interaktionsmodell für die europäischen Oberschichten bis mindestens ins 18. Jh. hinein“ Hinz 1998, 1618; umfassend Göttert 1988). Auf einen eher bürgerlichen Adressatenkreis bezogen gilt ähnliches für Erasmus’ erfolgreiche Schrift *De civilitate morum puerilium* oder später Friedrich Dedekinds *Grobianus* (Müller 2007).

Erstmals seit der Antike wird in der Renaissance die soziale und sozialisierende Kraft des Wortes erkannt und im topischen Argumentationssystem der *laudes eloquentiae* ge-

würdigt. So formuliert Poliziano, einen *locus classicus* Ciceros (*De inventione* I, 2) aufgreifend: „haec igitur una res et dispersos primum homines in una moenia congregavit, et dissidentes inter se conciliavit, et legibus moribusque omnique denique humano cultu civilique coniunxit“ [sie allein also vermochte es, die verstreut lebenden Menschen in einem Mauerring zu versammeln und durch Gesetze, Moral, schließlich durch bürgerliche Gesinnung und Zivilisierung zu verbinden] (Garin 1952, 882). Im Anschluss an Cicero wird die Verbindung von Wort und Wissen, *eloquentia* und *philosophia* zu einer homogenen Kultureinheit im Zeichen der geformten Rede gefordert. So definiert Leonardo Bruni: „eruditionem autem intelligo non vulgarem istam et perturbatam, quali utuntur ii, qui nunc theologiam profitentur, sed legitimam illam et ingenuam, quae litterarum peritiam cum rerum scientia coniungit“ [Unter Bildung verstehe ich nicht diese verbreitete und verkehrte, wie sie diejenigen vertreten, die zur Zeit Theologie lehren, sondern die echte und wahre, die Kenntnis der Texte mit dem Wissen um die Dinge verbindet] (Bruni 1928, 6). Anders als im Mittelalter werden nun nicht mehr nur einzelne Präzepte sondern der Diskurs der antiken Rhetorik als Ensemble formaler Ausdruckspotentiale, systemischer Komponenten und pragmatischer Kontexte reaktualisiert. Rezipiert wird nun *der ganze Cicero*: Seine Schriften werden als Arsenal von Ausdrucksformen erkannt, das sich zur sprachlichen Bewältigung unterschiedlichster Sprech- und Kommunikationsanlässe nutzbar machen ließ. Gattungen wir Brief, Rede oder Dialog werden für das humanistische Gattungsspektrum und Diskurssystem zentral. Auch die Debatte um den Ciceronianismus, deren Höhepunkt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt, hat eine pragmatische Dimension: Die strenge *imitatio Ciceroniana* wird ausschließlich von Autoren vertreten, die − wie Paolo Cortese und Pietro Bembo − im engsten Umfeld der römischen Kurie agieren, ihre Opponenten dagegen „operieren im politischen, stadtstaatlichen oder imperialen Kontext“ (Hinz 1998, 1511). Die Kontroverse um Cicero tangiert somit weniger stilistische Alternativen als alternative Funktionsbereiche von Stil und Sprache (Robert 2007). Geht es den einen (z. B. Bembo) um ein überregional verbindliches Schreibideal, einen strengen Kanzleistil, so zielen die anderen (z. B. Pico) auf *dissimulatio artis*, *prompte loqui* und Mündlichkeit. Der Konflikt zwischen einer *Sprache der Nähe* und einer *Sprache der Distanz* (Koch/Oesterreicher 1985), der im Zeitalter des Buchdrucks aufbricht, wird als stilistischer Gegensatz verhandelt. Mit Erasmus' *Ciceronianus* gewinnt der Streit zusätzlich eine geopolitische und konfessionelle Dimension und gerät zur „Auseinandersetzung zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Kanzlei, wo sich die Erasmianer etablieren“ (Hinz 1998, 1511).

2. Deutscher Humanismus

Der Humanismus nördlich der Alpen steht gegenüber dem Mutterland der *studia* in einem diffizilen Verhältnis von *imitatio* und *aemulatio*. In Deutschland wird weniger die italienische Renaissance und ihre *Kultur* (im Sinne Burckhardts) als vielmehr der Humanismus als Bildungsbewegung rezipiert. Von einer deutschen „Eigenrenaissance“ (Müller 1984, 228) läßt sich nur mit Einschränkungen sprechen. Dennoch stellt die Periode zwischen 1480 und 1555 auch in Deutschland eine Blütezeit der Rhetorik dar. Die *eloquentia* ist jedoch − von dem kurzen Intermezzo des vorreformatorischen ‚Hochhumanismus' (Celtis, Reuchlin, Bebel oder Hutten) abgesehen − heteronom gegenüber den pädagogi-

schen wie theologischen Interessen, denen sie systematisch wie institutionell zu- und untergeordnet wird. Die im Anschluss an Cicero erhobene Forderung, Philosophie und Rhetorik zu verbinden, realisiert sich in Deutschland in der Spielart einer „Konkordanz von christlicher Gesittung und literarischer Bildung“ (Kühlmann 1996, 163), deren überkonfessionelle Schlagworte „philosophia Christi“ (Erasmus), „pietas litterata“ (Melanchthon) oder „eloquens et sapiens pietas“ (Sturm) lauten.

2.1. Früher Humanismus

Die Rezeption des italienischen Humanismus in Deutschland setzt in spürbarem Umfang im zweiten Drittel des 15. Jhs. ein. Sie erfolgt über mehrere Quellen und Kanäle. Anregungen gehen einerseits auf in Deutschland lebende und wirkende Italiener, andererseits auf die stetig wachsende Zahl von Rechts- und Medizinstudenten zurück, die sich im Zuge ihrer *peregrinatio academica* an ober- und mittelitalienischen Universitäten − bevorzugt sind Padua, Bologna, dann Siena und Perugia − einschreiben. Diese Bildungsmigration führt dazu, dass die *natio germanica* oder *natio Alamannorum* bald die quantitativ bedeutendste Landsmannschaft an den genannten Universitäten darstellt. Eine Initialzündung für den Frühhumanismus bedeuten die Reformkonzilien in Konstanz (1414−1418) und Basel (1431−1449), die Gelegenheit zu „deutsch-italienischem Gedankenaustausch“ (Buck 1996, 42) bieten. Sie machen die pragmatische Bedeutung rhetorischer Bildung allen Beobachtern evident. Im Umfeld der Kaiser wirken italienische Humanisten als Diplomaten wie z. B. Enea Silvio Piccolomini, der 1432 als Sekretär des Kardinals Domenico Capranica nach Basel kommt und dort zum viel beachteten „Apostel des Humanismus in Deutschland“ (Georg Voigt) wird. Anders als in Italien ist das Schrifttum des deutschen Frühhumanismus weitgehend lateinisch. Dennoch zeichnen sich in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. Versuche ab, das System der lateinischen Rhetorik terminologisch wie praktisch in die Volkssprache zu übertragen: „Die Rhetorik hat Konjunktur“ (Knape 2002, 12; zum Überblick Knape 2006). Kompendien wie Friedrich von Nürnbergs *Deutsche Rhetorik*, die sog. *Ingolstädter Rhetorik*, *Stadtschreibers Examen* oder Niklas von Wyles im Kontext seiner *Translatzen* erschienener Rhetoriktraktat bis hin zur ersten deutschen ‚Vollrhetorik‘, Friedrich Riederers *Spiegel der wahren Rhetorik* (1493), bezeugen die steigende Relevanz der Rhetorik (namentlich der Briefrhetorik) für die administrativen Bedürfnisse der aufsteigenden spätmittelalterlichen Städte. Auf die pragmatischen und funktionalen Kontexte dieser *Rhetorica deutsch* verweisen die Biographien ihrer Verfasser. So kann Niklas von Wyle „als Prototyp des südwestdeutschen hohen Kanzleibeamten seiner Zeit“ gelten (Knape 2002, 32), jener neuen laikal orientierten, „intellektuelle[n] Funktionselite“ (Kühlmann 1996, 154), die sich als universale Kommunikationsexperten in Zeiten einer „Verschriftlichung vieler öffentlicher Vorgänge“ anboten (Hammerstein 2003, 97). Für diese protohumanistische deutsche Rhetorik bedeutet der Hochhumanismus eine nachhaltige Zäsur. Die Restitution der (internationalen) neulateinischen Rhetorik geht auf Kosten der deutschen; die Volkssprache wird in toto als „sermo barbarus“ oder „avita crassae murmura vulgi“ (Celtis) abgewertet, von einer rhetorischen Kunstprosa in der Volkssprache ist bald keine Rede mehr. Die von Celtis postulierte „translatio artium“ sah keine „Translazen“ vor, sondern den ‚Transfer‘ sprachlich-kultureller Standards aus dem Mutterland der *studia* (Robert 2003, 83 ff.). Die *eloquentia* blieb in Theorie und Praxis fortan weitgehend auf das Terrain des (Neu-)Lateins verwiesen.

2.2. Hochhumanismus

Im Unterschied zu Italien fehlen dem Humanismus in Deutschland die Resonanz- und Wirkmöglichkeiten an den Höfen, er findet daher an den Universitäten seine bedeutendste Wirkungsstätte. Nahezu alle frühen Universitätsgründungen im deutschen Sprachraum sind „Ausdruck der kulturpolitischen Ansprüche ihrer weltlichen und geistlichen Stifter, die im Zeichen des humanistischen Bildungsaufbruchs standen" (Boehm 1978, 324). In der zweiten Jahrhunderthälfte kommt es im Rahmen einer zweiten Gründungswelle zu zahlreichen Universitätsgründungen. In den 150 Jahren vor 1500 entstehen vierzehn Universitäten, zwischen 1500 und 1650 folgen sechzehn neue (Seifert 1996, 198 ff.). Die Zahl der Lateinschulen und Gymnasien seit der Reformation liegt bei über hundert. Dieser „Universitätshumanismus" (Baumgart 1984, 173) bricht keineswegs radikal mit der Tradition der *artes*-Ausbildung, es kommt eher zu einer „curricularen und methodischen Neubegründung vor allem der Grammatik, Rhetorik und Poetik" (Kühlmann 1996, 154; eingehend Paulsen 1919, 78 ff.). Die *facultas artium*, die als „universitätsinternes Gymnasium" (Seifert 1996, 205) den höheren Fakultäten vor- und untergeordnet war, erhält ungeahntes Prestige. Das lässliche Propädeutikum wird zum unverzichtbaren Studium generale. Diese Entwicklung spiegelt sich im Status des Lehrpersonals: Wurde der Unterricht in den *artes* traditionell von sog. *magistri regentes*, d. h. von unbesoldeten, frisch promovierten Magistern erteilt, so tritt in Deutschland − abweichend vom Rest Europas − mit den humanistischen *poetae et oratores* eine neue professionelle Lehrerkaste auf, die den Anspruch erhebt, mit den *professores ordinarii* der höheren Fakultäten auf gleicher Stufe zu stehen, auch wenn ihre Position im universitären Lehrkörper und Fächergefüge noch durchaus unbestimmt bleibt. Aus dieser exzentrischen Stellung wie aus dem leitkulturellen Anspruch des neuen Bildungsparadigmas resultierten die andauernden Konflikte der humanistischen Gründergeneration vor allem mit den scholastischen Theologen, die den abfällig als *poetae* bezeichneten Humanisten einseitige Orientierung an der Sprache vorwarfen (Seifert 1996, 229 ff.).

Die Institutionalisierung der *studia* und in ihrer Mitte der Rhetorik ist folglich ein langsamer, aber kontinuierlicher Prozess, der sich im Zeitraum zwischen 1450 und 1500 vollzieht. In Tübingen etwa wird im Stiftungsbrief des Grafen Eberhard vom 3. Juli 1477 unter den vier artistischen Lehrstühlen noch keine Rhetorik oder Poesie erwähnt; erst vier Jahre später ist die Rede von „ainem der in Oratorien lyset" (Benhelm/Benhelm 1997, Barner 1970, 418). Diese Entwicklung ist repräsentativ für zahlreiche weitere Universitäten wie etwa Freiburg, Basel, Ingolstadt oder Wien. Bisweilen scheint die Resonanz auf die neu eingerichteten Rhetoriklehrstühle nur gering gewesen zu sein. In Tübingen wird der Lehrstuhl für Rhetorik noch 1491 ausgedehnt auf Moralphilosophie und Poetik, dennoch bleibt er eineinhalb Jahrzehnte unbesetzt, bis Heinrich Bebel von 1496 an als außerordentlicher Professor für Poetik und Rhetorik („poeticam et oratoriam publice profitens in studio Tubingensi") humanistische Vorlesungen hält und mit seinen verbreiteten Lehrbüchern der Metrik und Epistolographie dem Unterricht eine zeitgemäße Grundlage verleiht (Mertens 1997, Barner 1970, 418 ff.). Auch andernorts zählen erst um 1500 besoldete, zumeist noch außerordentliche *lectores in humanitate* oder *in poesi* zum festen Personalstamm. Der Lebensweg dieser sog. *Wanderlehrer* ist i. d. R. noch unstet, in ihm spiegelt sich die „akademische Außenseiterposition" (Kühlmann 1996, 162) der *studia humanitatis* im Ensemble der spätmittelalterlichen Universität. Exemplarisch zeigt dies der Weg Peter Luders, der in Ferrara und Padua studiert hatte, schließlich

an der Universität Heidelberg Poesie und Rhetorik lehrte, jedoch erst in Basel eine reguläre Stelle erhielt. Luder kündigt in Heidelberg „Studia humanitatis, id est poetarum et oratorum et hystoriographorum libri“ [Bei den *studia humanitatis* handelt es sich um die Bücher der Poeten, Redner und Geschichtsschreiber] an und hält aus Anlass seines Amtsantritts eine weitgehend aus Guarino Veronese gespeiste programmatische Antrittsrede (15. Juli 1456; wiederholt 1460 in Erfurt und 1462 in Leipzig), eine Hymne auf die *studia humanitatis*, die erstmals nicht nur den Begriff, sondern auch die Systematik der neuen Bildungskonzeption in Deutschland exponiert. Auch für Luder zählen zum Kernbereich der *studia* die Lektüre der „Geschichtsschreiber, Redner und Dichter“ (ad studia humanitatis, historiographos, oratores scilicet et poetas; Humula 1946, 8). Mit seiner Programmrede etabliert Luder einen in Italien längst bekannten Typus epideiktischer Rhetorik, der in seiner apologetischen Tendenz und Topik an Ciceros *Archias*-Rede anschloß. Neben *praefationes*, Brieftraktaten, Komödien (Wimpfeling, Reuchlin) und expliziten Apologien (*apologiae*, *defensiones*) werden die epideiktischen Erziehungserklärungen vom Typ *De formando studio* zum bevorzugten Medium einer Popularisierung humanistischer Bildungsideen. Zugleich sind sie ihrer Substanz nach die unmittelbaren Vorläufer der späteren Schulordnungen und -statuten. Es ist Rudolf Agricola, der „Vater des deutschen Humanismus“ (Lewis W. Spitz), der das Genre durch seine mehrfach wiederholte Ferrareser Antrittsrede *In laudem philosophiae et reliquarum artium oratio* (1476) etabliert. Sie entwirft bereits „ein universales abendländisches Kulturprogramm“ (Kühlmann 1982, 31), in dem die Rhetorik jedoch noch nicht im Zentrum steht, sondern in den Dienst der Affektdisziplinierung gestellt wird. Zu nennen sind neben anderen Cassandra Fedeles *Oratio pro Bertucio Lamberto* (1487), Jakob Lochers *Oratio de studio humanarum disciplinarum et laude poetarum* (zur Eröffnung des WS 1495/96 in Freiburg) oder Nikolaus Marschalks *Wittenberger Antrittsrede* (1503).

Als Fanal wirkt in Deutschland Celtis' *Ingolstädter Rede*, gehalten am 31. 8. 1492 anläßlich seines Amtsantritts als außerordentlicher Professor für Rhetorik und Poetik (Gruber 2003). Gedruckt im Verbund mit einem hexametrischen Programmgedicht (*Panegyris*), enthält sie seine Ideen zu einer internen Reform des universitären Fächerkanons, die auf die neuen pragmatisch-funktionalen Wirkungsareale der *studia humanitatis*, insbes. der Rhetorik/*eloquentia* verweist. Kerngedanke der Rede ist die Verschränkung von *eloquentia* und *sapientia* im Anschluss an Ciceros Konzept einer rhetorischen Philosophie. Die intensive Lektüre der alten Philosophen, Dichter und Redner vermittle moralphilosophische Grundsätze im Sinne einer *ratio bene beateque vivendi* sowie Einblicke in das Wesen der Dinge, mithin Naturphilosophie. Der von Dürer nach Celtis' Plänen ausgeführte *Philosophia*-Holzschnitt demonstriert die Schlüsselstelle, die der *eloquentia* als Integral von Dichtung (Poetik) und Kunstprosa (Rhetorik) im diachronen wie synchronen Zusammenhang des Wissens zugewiesen wird (Robert 2003, 105 ff.). Angelegt ist dies innerhalb des Druckensembles von 1492 in der *Panegyris ad duces Bavarie*. Mit ihr hat Celtis „als erster Humanist in Deutschland ein umfassendes Wissenschaftsprogramm formuliert“ (Worstbrock 1994, 712), das einen kühnen strukturellen Umbau der vier Fakultäten zugunsten der um die Naturphilosophie erweiterten *studia humanitatis* vorsah. Die Rhetorik verbleibt hier zunächst mit Grammatik und Logik innerhalb der propädeutischen *artes sermocinales*, während die Dichtung als ‚höhere' *eloquentia* sich zwischen die oberen Fakultäten schiebt und hierarchisch nur mehr von der Theologie überragt wird. In der *Ingolstädter Rede* werden weitere Funktionsbereiche der *eloquentia* ausgewiesen. Eng ist die Verbindung zu den Juristen, für die ein propädeutisches Grund-

studium der Rhetorik unumgänglich sei; ähnliches gilt für die angehenden Funktionsträger des frühmodernen Staates, der in dieser Hinsicht auf das Modell der römischen Republik verwiesen wird. Schon in seiner metrisch-poetologischen Erstlingsschrift, der *Ars versificandi et carminum*, hatte Celtis der *eloquentia* einen festen Platz bei der moralphilosophischen Qualifizierung der jungen *nobiles* zugewiesen. Sozial- und Affektdisziplinierung werden als psychagogische Leistungen kultivierter Rede hervorgehoben (Robert 2003, 41 ff.). Indem Celtis schon seine *Ars versificandi* (1486) dem nachmaligen Kurfürst Friedrich III. von Sachsen widmet, unterstreicht er den unbedingten Willen, die *studia humanitatis* in den Dienst des frühmodernen Feudalstaates, seiner Verwaltungs- und Repräsentationsinteressen zu stellen. In dieselbe Richtung weist die Widmung des Rhetoriklehrbuches (*Epitoma*, 1492) an Maximilian. Die *Ciceroniana eloquentia* wird einer Hofhistoriographie mit panegyrischer Tendenz dienstbar gemacht, als deren Ziel der politische wie kulturelle Anschluss an das *imperium Romanum* bzw. *graecum* ausgegeben wird. Die spätere Einrichtung des *Collegium poetarum et mathematicorum* in Wien realisiert für kurze Zeit die institutionelle Nähe von Hof und Humanismus.

In dieser Symbiose zwischen Dynast und Dichter lag das Zukunftsweisende des Celtis'schen Ansatzes. Es kann daher nicht überraschen, wenn Celtis auch eine zentrale Rolle am Hof Maximilians I. und im Zusammenhang seines Ruhmes- und *Gedechtnus*-Werks spielt (Müller 1982). Hier zeigen sich die pragmatischen und institutionellen Räume, die nunmehr von der neuen laikalen Funktionselite der *Schreiber* ausgefüllt wird. „Stilistische Gewandtheit, aber auch Schönschrift, Mundieren und Registrieren von Urkunden" (Müller 1982, 48) zählen zum Qualifikationsprofil neuer administrativer, notarieller und diplomatischer Tätigkeiten, die sich zunehmend ausdifferenzieren und professionalisieren. In der Praxis erfüllten sich die idealistischen Hoffnungen der Humanisten auf eine Erneuerung der politischen Wirksamkeit des *orator perfectus* jedoch nicht. Die Ausübung der Rhetorik blieb im Alltag vielfach auf rudimentäre Fähigkeiten in Mnemotechnik und *actio* beschränkt. Die oft betonte Universalität der *eloquentia* war hierin durchaus ambivalent: sie eröffnete den *docti* und *litterati* zwar prinzipiell den Zugang zu allen „Intelligenzberufen" (Müller 1982, 52), ordnete ihnen jedoch kein spezifisches ‚ausdifferenziertes' Tätigkeitsfeld zu. Vor dieser sozialen und pragmatischen Wirklichkeit müssen jene idealen, in der Realität jedoch nahezu wirkungslosen Studienentwürfe gesehen werden, wie sie etwa Celtis in Bild und Text vorgelegt hatte.

3. Reformation

3.1. Renaissance und Reformation

Das Verhältnis von Reformation und Renaissance (bzw. Humanismus) ist zwiespältig und nicht ohne Paradoxie. Auch wenn man nicht mehr ohne weiteres von einer „reformatorischen Pause" (Stammler) sprechen wird, bedeutete doch die Reformation für den Hochhumanismus als einer innerweltlich-säkularen Strömung einen signifikanten Rückschlag. Andererseits stand die neue Bewegung in der breiten, von der Generation des Celtis nur episodisch verdeckten Tradition eines christlichen Humanismus, einer *docta pietas*, wie sie Jakob Wimpfeling oder auch Erasmus vertraten. Der deutsche Humanismus ist von Anfang an „religiöse Renaissance" (Spitz). Wie viele andere sieht Melanch-

thon einen Zusammenhang, keinen Gegensatz zwischen *renovatio studiorum* und religiöser Erneuerung. So trifft Lewis Spitz' Aussage zu: „The Reformation determined the destiny of humanism, but humanism helped to define the nature and direction of Reformation" (Spitz 1974, 153). Dies spiegelt sich bildungsgeschichtlich wider: Erst die Reformation sorgt für eine institutionelle Etablierung der *studia humanitatis* und der Rhetorik in zahlreichen Schul- und Hochschulgründungen. „Neben die Diskontinuität in der Theologie trat so die Kontinuität in den Humaniora" (Baumgart 1984, 184 f.). Die zahlreichen humanistischen Bildungsentwürfe vom Typ *De formando studio* konkretisieren sich nun in immer ausgefeilteren Lehrplänen und Schulordnungen, die seit den 1520er Jahren unter Bezeichnungen wie *Racio studiorum*, *Ordo discendi*, *Ordinatio scholi* u. ä. firmieren. In ihnen werden die alten *artes sermocinales* zu „Kristallisationsachsen" (Dolch 1965, 209) eines revidierten Disziplinen- und Unterrichtssystems, das den Hang der Zeit zu ‚methodischer' und rationaler Disposition teilt. Es kommt nun zu einer Systematisierung und Homogenisierung des Unterrichtsbetriebs an den protestantischen Hochschulen. Grammatik, Rhetorik und Autorenlektüre (insbes. Cicero) nehmen neben dem Studium der drei ‚Kreuzessprachen' den breitesten Raum ein (vgl. Mertz 1902, 457 ff.). Die Kritik der Reformatoren richtet sich nicht gegen die humanistischen Errungenschaften wie die Rhetorik, sondern allein gegen deren säkularisierende, die Bildung von der *pietas* entkoppelnde Tendenzen. Luthers Diktum „die Gelehrten, die Verkehrten" (Tischreden VI, 345, Nr. 7030) oder Sebastian Francks Sprichwort: „Ie gelerter ie verkerter / Ie stöltzer ie verherter" radikalisieren lediglich Prinzipien eines christlichen Humanismus, indem sie sich gegen *weldtklugheit* und eine virtuose Rhetorik richten, die vermeintlich sophistisch alles verkehrt (Müller 1984, 165 ff.). Noch die neuere Forschung hat diese forcierte Antirhetorik (allzu) wörtlich genommen und gegen die lateinhumanistische Tradition jene ‚andere' Reformationsrhetorik gestellt, wie sie sich in den v. a. volkssprachigen Texten der Flugblattpolemik findet (Matheson 1998). Damit einher geht eine Ausdehnung des Begriffs Rhetorik, der sich nicht mehr nur auf Texte sondern auch „auf aktionale, visuelle und symbolische Formen der Kommunikation" erstreckt (Meenken 2005, 1078).

3.2. Luther

Luthers Verhältnis zur Rhetorik ist auf den ersten Blick unzweideutig. Am bekanntesten dürfte seine vergleichende Selbstbeschreibung sein: „Res et verba Philippus, verba sine res Erasmus, res sine verbis Lutherus, nec res nec verba Carolstadius" [Inhalt und Sprache Philippus (Melanchthon), Sprache ohne Inhalt Erasmus, Inhalt ohne Sprache Luther, weder Inhalt noch Sprache Karlstadt] (Tischreden WA III, 460, Nr. 3619). Zahlreiche rhetorikkritische Einlassungen haben in der älteren Forschung die *communis opinio* bestärkt, für Luther sei die Sprache nicht mehr gewesen als „phonetisches Packpapier" (Schirokauer). Tatsächlich wird bes. in den *Tischreden* die Rhetorik als ‚Artistik' an vielen Stellen abgelehnt: „Ich kann keine predigt thun noch machen nach der Kunst" (TR II, 37, Nr. 1312). Über der Rhetorik rangiert ihm die Dialektik. (Dialektisches) *docere* und (rhetorisches) *movere* gehören ihm gleichermaßen zur Predigt, es finden sich sogar Stellen und Anlässe, die eine rein auf das *delectare* beschränkte, epideiktische Spielart der Homiletik zulassen − etwa am Tag der Verkündigung Mariä (TR I, 218, Nr. 494): „an dem tag solt man eitel rhetoricam predigen, ut gauderemus de Christo incarnato". Die plakative Rhetorikschelte kann daher nicht die überragende Bedeutung rhetorischer

Prinzipien für seine Schriften verdecken (Stolt 2000, 118 ff.). Das Verdikt über die *Theorie* wird durch die *Praxis* widerlegt. Das rhetorische Substrat seiner Prosa ist auch Luthers Zeitgenossen nicht entgangen. Schon von seinem Korrektor Christoffel Walther wird er als deutscher Cicero apostrophiert. Im Bezugshorizont der *imitatio*-Theorie und der schwelenden Diskussionen um den Ciceronianismus rückt Luther in die Reihe des alleinigen *auctor imitandus* ein, eine Tradition, die bis zu Schottelius und Harsdörffer lebendig bleibt (Josten 1976, 104 ff.). Luthers Rhetorikkritik ist somit keineswegs absolut; sie bezieht sich lediglich auf eine Hypertrophie der Form auf Kosten des Inhalts. Wie Melanchthon vertritt er den alten Grundsatz *Rem tene, verba sequentur*: „Qui rem tenent, facile loqui possunt, rerum enim cognitionem sequitur artificium" [Wer auf den Inhalt schaut, kann sich leicht ausdrücken, die (rhetorische) Kunst folgt der Kenntnis der Dinge] (TR II, 37, Nr. 1312). Nicht die Rhetorik, sondern eine bestimmte *Stillage* wird verurteilt. Luther selbst zieht die Option des „stilus humilis" (Stolt 1969, 135), die sich dem Ideal hermeneutischer Transparenz (*proprietas*, *aptum*) verpflichtet: „Christus hat am einfeltigsten geredt und war doch eloquentia selbst. Die propheten machens auch nicht hoch, sindt doch viel schwerer! Drumb ists am besten un die hochste eloquentia simpliciter dicere" (TR IV, 664, Nr. 5099). Die Anwendung rhetorischer Prinzipien ist für die Schreibpraxis der Zeit so selbstverständlich geworden, dass sie theoretisch bereits wieder negiert werden kann. In dieser „Rhetorikvergessenheit" (Berwald 1994, 30) berührt sich Luthers Haltung eng mit der Argumentationsstrategie der Anticiceronianer in der Auseinandersetzung um die *imitatio Ciceroniana*. Der antirhetorische Impuls ist selbst schon rhetorischer Topos – *dissimulatio artis*.

3.3. Melanchthon

Hatte Luther anfangs in den Universitäten Kultstätten des ‚Heiden' Aristoteles gesehen, so ist es Melanchthon, der ihn von der Bedeutung einer institutionell verankerten Bildung für die *renovatio* des wahren Glaubens überzeugt. „Der genialste Schüler aber, den Melanchthon hatte, ist sein Freund Martin Luther" (Hartfelder 1889, 204). Beide lehren an der *Leucorea* nebeneinander, und es ist Luther, der 1524 ein Sendschreiben *An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, dass sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen* (WA 15, 27 ff.) verfasste, in dem er deren Bedeutung für den Glauben wie für säkulare Berufe wie Ärzte und Juristen nachdrücklich hervorhob. Erst Melanchthon macht jedoch die Rhetorik (neben der Dialektik) zum Zentrum des humanistischen Gymnasiums und der reformierten Universitäten, die unter seiner Ägide in Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1548/58) oder Helmstadt (1576) entstehen (Paulsen 1919, 216 ff.). Überragend ist sein Einfluss als Strukturreformer und „Wissensorganisator" (Baumgart 1984, 174): Er initiierte, begutachtete oder entwarf persönlich die neuen Studienordnungen der Artistenfakultäten, entschied durch seinen Rat Stellenbesetzungen an protestantischen Schulen und Hochschulen und verfasste die maßgebenden Kompendien der griechischen und lateinischen Grammatik, der Rhetorik und Dialektik. In Melanchthons Bildungskosmos fällt der Rhetorik überragende Bedeutung für die Bildung des einzelnen wie für die Konstitution der Gemeinschaft zu (Knape 1993, 5 ff.; Berwald 1994; Knape 1999). Ihr Nutzen erstreckt sich nicht nur auf die Propädeutik, sondern „auf die Verwaltung des Staates, die Öffentlichkeit, die Ratsversammlung, die Beratung von Gesetzen, die Warnung vor dem Laster, den Schluss von Krieg und Frieden, schließ-

lich auf die Einrichtung aller Funktionen in einem gut verfassten Staatswesen. („Rhetorica, dicendi artificium, vsui sane magno veteribus fuit, non ad paedeian solum industria quadam tractandam, sed omnino etiam ad rei publicae administrationem, forum, consilia, suadendas leges, dissuadenda vicia, sancienda belli pacisque iura, denique ad omnia ciuitatis recte constituendae munera“) (*De rhetorica*, 1519, A iiijr). *Eloquentia* zivilisiert, stiftet – hier folgt Melanchthon Cicero (*De inventione*) – Gesellschaft: „Omnis hominum societas, ratio vitae instituendae publice ac privatim, conquirendorumque omnium quibus vitam tuemur, denique commercia omnia sermone continentur“ [Jede menschliche Gemeinschaft, die Einrichtung des Lebens im öffentlichen wie privaten Bereich, die Art und Weise, wie wir alles Lebensnotwendige erwerben, schließlich jedweder Verkehr hängt von der Rede ab] (CR XI, 52). Melanchthon geht in seiner Stillehre von dem protohermeneutischen Gedanken aus, dass nur Klarheit und Verständlichkeit der Rede wahre *elegantia* bedeute: „Ipsa orationis puritas nativaque facies elegantia est, quam nisi tueare, non modo non venuste aut inquinate, sed improprie, obscure, ac inepte dixeris“ [Die Reinheit der Rede und ihr natürliches Antlitz macht die Eleganz aus; wenn man das nicht beachtet, spricht man nicht nur nicht angenehm oder inkorrekt, sondern uneigentlich, dunkel und unangemessen] (CR XI, 53). Gewarnt wird daher vor Manierismen und Archaismen (z. B. Apuleius), sprachlichen Monstrositäten und Spitzfindigkeiten; gerade in der Theologie seien viele Konflikte auf Verständnis- und Übersetzungsfehler sowie mangelnde rhetorische Schulung zurückzuführen. *Elegantia* ist nicht nur Stil-, sondern Kommunikationsideal mit hoher Praxisrelevanz in einer Zeit der kontinuierlichen Auseinandersetzung, der Pluralisierung und des „Konsensverlusts“ (Meenken 2005, 1081). Das Ideal des *orator perfectus* kann aus diesem Grund nicht auf eine spezialisierte humanistische Bildungselite beschränkt bleiben, sondern muss auch die Spitzen des Staates und der Gesellschaft einschließen. Exempla solcher Erudition, darunter adlige Herrscher (Friedrich III, Kurfürst von Sachsen, König Matthias I. Corvinus aus Ungarn) und ihre obersten Verwaltungsbeamten, stellt Melanchthon in seinen ca. 50 Deklamationen vor.

3.4. Schul- und Universitätsgründungen

Melanchthon hat die institutionelle Verankerung der Rhetorik in der protestantischen Schul- und Universitätsbildung entscheidend und nachhaltig geprägt. „Die Reformation der Universität ging also auf Luther zurück, die Universität der Reformation jedoch auf Melanchthon“ (Hammerstein 2003, 18). In seiner Wittenberger Antrittsrede (1518) formuliert er ein erstes „vollständiges Programm für eine humanistische Universitätsreform“ (Pedersen 1996, 371), in deren Zentrum eine enzyklopädisch erweiterte „Symbiose von Sach- und Wortwissen“ steht (Kühlmann 1996, 165). Der Statusgewinn der ehemals nur propädeutischen *artes* zeichnet sich in den Wittenberger Fakultätsstatuten (1523) ab, die zum Modell für zahllose protestantische Universitätsgründungen werden. Die curriculare Studienordnung alten Typs wird aufgehoben, der Unterricht erfolgt ausschließlich in *lectiones publicae*. Gegenüber der Theologie (vier Lehrstühle), der Jurisprudenz (vier bis fünf) und der Medizin (zwei) erhält die Artistenfakultät ein deutliches Übergewicht: Melanchthon scheinen nunmehr zehn bis elf *lectores linguarum et philosophiae* nötig, ohne dass diese Zahl in der Folge tatsächlich über längere Zeit durchgehalten wurde. Die traditionellen Lehrstühle für Grammatik, Dialektik, Mathematik, Physik

und Astronomie werden ergänzt durch solche für Hebräisch, Griechisch, Geschichte und Poesie. Zwei Lehrstühle für Rhetorik zeigen die Schlüsselstellung, die der Eloquenz im Zuge der Akademisierung und „Verwissenschaftlichung" der Gelehrtenausbildung (Schindling), d. h. konkret des Theologiestudiums, zufällt. Bei fast allen protestantischen Schul- und Hochschulgründungen der Folgezeit wird Melanchthon persönlich um Rat und Unterstützung gebeten. Seine pädagogischen Konzeptionen werden von namhaften Schulleitern wie Valentin Trotzendorf (1490−1556), Michael Neander (1525−1595) oder Johannes Sturm (1507−1589) in anderen Territorien aufgegriffen. Dabei konvergieren die Bedürfnisse der theologischen Reform mit denen des frühmodernen Territorialstaates, dessen Verwaltung zunehmend auf Kenntnisse und Kompetenzen der rhetorisch gebildeten Kommunikations- und Schriftexperten angewiesen ist: „Die Verbindung von humanistischer Bildung, politischem Amt und Einfluss in der Gesellschaft wurde seit dem 16. Jh. ein wichtiger Faktor in der europäischen Staats- und Sozialgeschichte" (Schindling 1977, 7). Die Folgen für die nunmehr flächendeckend etablierten *studia humanitatis* sind ambivalent. Man hat von einem „Pyrrhussieg des Humanismus" (Rüegg 1996b, 50 ff.) gesprochen. Einerseits werden Grammatik, Philologie und Rhetorik zum unverzichtbaren Unterbau der Theologie, andererseits sind sie dabei mehr denn je funktionalen und dogmatischen Beschränkungen unterworfen, „die Rhetorik wird zur Homiletik" (Dolch 1965, 208).

In dieser Spannung zwischen humanistischer Substanz und theologischer Funktion steht auch die protestantische Gelehrtenschule melanchthonschen Typs, die im deutschsprachigen Raum zu der bis ins 17. Jh. und darüber hinaus dominierenden Schulform avanciert (Seifert 1996, 282 ff.). Ihre beiden Prototypen bildeten Melanchthons 1528 in seiner kursächsischen Visitationsanordnung entworfene Schulordnung (in der Vermittlung Johann Bugenhagens) und Johannes Sturms 1538 gegründetes Straßburger *gymnasium illustre* (Schindling 1977). Sturms Schlagwort von der *sapiens atque eloquens pietas* [der klugen und zugleich beredten Frömmigkeit] wurde dabei das „synthetische Bildungsziel für Generationen von Lehrern und Schülern" (Barner 1970, 259). Unangefochtener Mittelpunkt der neuen Institution waren die Lektionen in Grammatik und Rhetorik (vor allem in der Oberstufe). „Das protestantische Gymnasium war eine Lateinschule" (Seifert 1996, 302), der Unterricht erfolgte ausschließlich auf Latein oder Griechisch, das Deutsche erfüllte reine Dienstfunktion. Grundsätzlich blieb die Rhetorik den Fortgeschrittenen vorbehalten; gerade für kleinere Anstalten war die vorgesehene Zeit kurz bemessen. Der maßgebliche *Unterricht der Visitatoren* (1528) legte für die dritte, d. h. oberste Klasse, täglich eine Stunde vormittags fest (Mertz 1902, 260 f.). Geschult werden alle Formen und *genera* der klassischen Rhetorik, vor allem das *genus demonstrativum* und *deliberativum*: Melanchthon hatte dem noch das *genus didascalicum* (Lehrrede) hinzugefügt, das vor allem der Predigt zugute kommen sollte. Die Instruktion zielt auf den Erwerb lateinischer Sprachkompetenz in mündlicher wie schriftlicher Praxis. Als Lehrbücher dienten die klassischen Traktate Ciceros, der Auctor ad Herennium und Quintilian; daneben sind Erasmus' *De duplici copia* oder sein Brieftraktat (*De conscribendis epistolis*), vor allem Melanchthons Rhetorik(en) Grundlage des Rhetorikunterrichts, der gewöhnlich etwas früher als der in der Dialektik begann. Viele Lehrbücher weisen Dialogform auf, die beliebten *Colloquia* des Erasmus (gedruckt 1518) sowie die *Paedologia* des Petrus Mosellanus (1518), die ein festes Repertoire alltagssprachlicher dialogischer Formeln (v. a. aus Terenz und Cicero) anboten und etwa in Melanchthons *Unterricht der Visitatoren* verordnet wurden (Dolch 1965, 203). Die Rolle des Performativen,

der *actio* und *pronuntiatio*, in der rhetorischen Bildung zeigt sich in den Schulactus und -deklamationen. Sie erwuchsen unmittelbar dem Rhetorikunterricht und belegten Eltern u. a. die erreichten Fortschritte der Schüler. Eine vergleichbare Funktion erfüllte das Schultheater, das nunmehr institutionalisiert wurde (Barner 1970, 304). Es trug nicht nur zur Einübung moralphilosophischer Grundsätze in alltagsrelevanten Handlungssituationen bei, sondern schulte vor allem eine lebendige, kolloquiale Latinität und befestigte die *memoria*: „Conducunt etiam comoediae ad emendate loquendum et ad parandam uberiorem dicendi facultatem" [Auch die Komödien sind förderlich für das saubere Sprechen und zum Erwerb einer reicheren Sprachkompetenz] (Melanchthon, CR XIX, 692).

3.5. Sturm

Eine institutionelle Sonderform zwischen Gelehrtenschule und Universität stellen die sog. *gymnasia illustria* dar, auch als *semiuniversitates* bezeichnet. Sie zeigten eine „Kombination von klassengegliederter Schule und *lectiones publicae* ohne Universitätsstatus" (Seifert 1996, 292), dafür jedoch mit Lehrstuhlprinzip. Anregungen aus Paris, Zürich, Bern und Lüttich aufgreifend schafft Johannes Sturm einen Prototyp der neuen Schulform 1538 in Straßburg (Schindling 1977). Sturms detaillierte Lehrpläne und Lehrschriften legten den Akzent entschieden auf die *eloquentia*. Ihren ideellen Eckpfeiler hatte die *methodus Sturmiana* in der Synthese von *eloquentia* und *pietas*: „Propositum a nobis est, sapientem atque eloquentem pietatem finem esse studiorum" [unser Grundsatz ist, dass das Ziel der Studien eine philosophisch-rhetorisch unterlegte Frömmigkeit darstellt] (*De litterarum ludis recte aperiendis*, 1538, Fol. 12 a). Die Rhetorik wird zum Fundament aller Bildung, die propädeutische Ausbildung in den *artes* erfolgt „propter studium theologicum" (Seifert 1996, 294), richtet sich auf eine verbesserte Schulung des geistlichen Standes. Das Straßburger Gymnasium gliederte sich nach Altersklassen, die den Stoff im Turnus der Lehrveranstaltungen boten. Das ehrgeizige Projekt ging zunächst von neun, später zehn Jahrgangsstufen bzw. Klassen aus, hinzu kamen *lectiones publicae* in Rhetorik, Dialektik, Hebräisch, Griechisch, Mathematik, Philosophie, Medizin, Jurisprudenz und Theologie. Personell wie hinsichtlich des Fächerspektrums entsprach dies beinahe einer Volluniversität. Die Straßburger Ratsherren beschränkten die Schule jedoch auf die *prima principia in artibus* und widersetzten sich dem Ausbau zur Volluniversität, da sie keine externen Korporationen auf eigenem Boden dulden wollten. Erst 1566 wurden vom Kaiser die artistischen Promotionsrechte erbeten und erwirkt. Die Implementierung der Rhetorik an den reformierten Schulen und Hochschulen war ein Akt von nachhaltiger Strahlkraft bis an die Schwelle zur Moderne. Vor allem die protestantische Gelehrtenschule bleibt in ihren beiden durch Melanchthon und Sturm entworfenen Prototypen in Deutschland konkurrenzlos der am weitesten verbreitete Schultyp bis ins 18. Jh. hinein (Barner 1970, 259). Sturms Sonderform eignete sich besonders in kleineren Territorien und Städten, die sich keine Volluniversität leisten konnten und wollten (Seifert 1996, 295). Im norddeutschen Raum ähnelten die Schulordnungen Johannes Bugenhagens für Hamburg (1529), Lübeck (1529), Schleswig (1542) den Ideen Sturms. Ähnliches gilt für das St.-Anna-Gymnasiums in Augsburg (nach seiner Reform 1557), Straßburger Tochtergründungen waren Hornbach und Lauingen.

4. Jesuiten

Die katholischen, oberdeutschen Territorien gewannen erst im Zuge der Gegenreformation Anschluss an die modernen reformatorischen Bildungsideen und -institute. Auch wenn der konkrete Einfluss der *methodus Sturmiana* auf die katholische Reorganisation des Schulwesens umstritten bleibt, sind die überkonfessionellen Analogien nicht zu übersehen (Seifert 1996, 312 ff.; Barner 1970, 330 ff.; Bauer 1986). De facto unterschied sich das Gymnasium der Jesuiten kaum von den humanistisch ausgerichteten Anstalten der Protestanten. Die Ordnungen des Kölner Jesuitenkollegs (1552 ff.) oder der Münchner *Index lectionum* (1569) orientierten sich stillschweigend an den protestantischen Gelehrtenschulen, was deren Organisatoren mit einer Mischung aus Genugtuung und Misstrauen zur Kenntnis nahmen. Johannes Sturm bezog in den Vorreden zu seinen *Classicae epistolae* (1565) zu dieser Entwicklung Stellung, lobte den katholischen Einsatz für die *bonae litterae* und wies auf die methodische Nähe zu den eigenen Instituten hin: „quae a nostris praeceptis institutisque usque adeo proxime abest: ut a nostris fontibus derivata esse videatur“ [die ihrigen stehen unseren Vorgaben und Einrichtungen so wenig fern, dass es den Anschein hat, sie leiten sich aus unseren Quellen ab] (Barner 1970, 329). Die Neuordnung des katholischen Bildungswesens ging beinahe vollständig in die Hand der Jesuiten über, die das Monopol über pädagogische Inhalte wie Institutionen gewannen. Ihre Grundlinien waren bereits in den Ordenskonstitutionen (1550) angelegt und wurden in der *Ratio studiorum* (1599) für 200 Jahre festgeschrieben. Ziel war die Ausbildung jesuitischer Priester und Ordenstheologen. Wie im protestantischen Bereich galt auch hier das Paradigma einer *Christiana eloquentia*; die *ratio studiorum* unterstellte den Unterricht jedoch noch konsequenter und diktatorischer dem „obsequio et amori Dei ac virtutum“ (Barner 1970, 330). Hier wie dort stand die Verteidigung des rechten Glaubens, die polemische Auseinandersetzung mit den Abgefallenen und Häretikern im Sinne einer *rhetorica militans* im Zentrum (Barner 1970, 362). Im Rhetorikunterricht gewinnen daher die eristischen Formen der *concertationes* und *disputationes* an Raum (Barner 1970, 332). Das von den Jesuiten neu begründete katholische Gymnasium hat aufgrund der straff organisierten, standardisierten und daher effektiven Lehrmethode schnellen Erfolg. Wie in der protestantischen Schule Melanchthon-Sturmscher Prägung war der Besuch des Gymnasiums als „Unterbau des katholischen Bildungssystems“ (Seifert 1996, 318) der weiteren theologischen Ausbildung unabdingbar; wie von Sturm vorgeprägt, wurde in fünf Klassen unterrichtet, die Versetzung erfolgte nach bestandener Prüfung am Schuljahresende. Das Studienprogramm spannte sich von den Anfangsgründen der Grammatik bis zur Rhetorik, die die Oberschüler mindestens zwei Jahre hören mussten. Lehrbücher und Autoren waren für jede Klasse präzise vorgeschrieben. Dem Grammatikunterricht wird die *Institutio grammatica* des Emanuel Alvarez zugrunde gelegt, die sich an klassizistischen Maßstäben der *puritas*, *latinitas* und *elegantia* orientiert. Während die Jesuiten einerseits zu den bedeutendsten Vertretern der europäischen *argutia*-Bewegung und damit zur literarischen Avantgarde zählen (Gracián, Tesauro, Masen), bleibt der Rhetorikunterricht (insbes. die Epistolographie) an der Basis einem strikten Ciceronianismus verpflichtet, als wichtigstes Lehrbuch etabliert sich Cyprianus Soarez' *De arte rhetorica libri tres* (1560). Zentrales Unterrichtsziel ist die Einübung in mündlich-kolloquiale Sprachkompetenz; *actio* und *pronuntiatio* treten − nicht zuletzt im Jesuitentheater − in den Vordergrund. Deklamationen, Disputationen, eristische Dialoge (*concertationes*) zählen auch hier zu den wichtigsten progymnastischen Gattungen, die sich in

der literarischen Produktion des Ordens niederschlagen. An den Universitäten traf die Implementierung der zumeist vom Landesherrn gerufenen Jesuiten auf den Widerstand der artistischen und theologischen Fakultäten. Sie stellte die Autonomie der Universität nachhaltig in Frage, zumal sich die jesuitisch unterlaufenen Kollegien nicht mehr dem universitären Korporationsverband zugehörig fühlten, sondern einem Kollegrektor oder Ordensprovinzial unterstanden, mithin exemten Status beanspruchten (Seifert 1996, 322). Hinzu kam, dass das schulähnliche Kurssystem der Jesuiten der inzwischen landesweit üblichen Praxis widersprach, den Wissensstoff durch *lectiones publicae* zu vermitteln. Die Überlegenheit der kurrikularen jesuitischen Lehrmethode über das bestehende System war jedoch so durchschlagend, dass sie sich bis zur Jahrhundertwende im altgläubigen Raum flächendeckend durchsetzte und bis ins 19. Jh. hinein das Gesicht der „oberdeutschen Literatur“ (Breuer 1979) ebenso entscheidend prägte wie die protestantische Gelehrtenschule das der nord- und mitteldeutschen, der in einem mit Martin Opitz anhebenden Prozess die landsmannschaftliche Hegemonie in der deutschen Literaturentwicklung zufallen sollte.

5. Literatur (in Auswahl)

Barner, Wilfried (1970): Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen. Tübingen.

Bauer, Barbara (1986): Jesuitische „ars rhetorica“ im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Frankfurt a. M. (Mikrokosmos, 18).

Baumgart, Peter (1984): Humanistische Bildungsreform an deutschen Universitäten des 16. Jahrhunderts. In: Reinhard (1984), 171−191.

Benhelm, Andrea/Dag Benhelm (1997): Die Anfänge der Tübinger Rhetorik im 15. Jahrhundert. In: Joachim Knape (Hrsg.): 500 Jahre Tübinger Rhetorik − 30 Jahre Rhetorisches Seminar. Ausstellungskatalog Tübingen, 13−15.

Berwald, Olaf (1994): Philipp Melanchthons Sicht der Rhetorik. Wiesbaden (Gratia, 25).

Boehm, Laetitia (1978): Humanistische Bildungsbewegung und mittelalterliche Universitätsverfassung: Aspekte zur frühneuzeitlichen Reformgeschichte der Universitäten. In: Josef Ijsewijn (Hrsg.): The universities in the late Middle Ages. Leuven, 315−346 (Mediaevalia lovaniensia, 1; 6).

Breuer, Dieter (1979): Oberdeutsche Literatur 1565−1650. Deutsche Literaturgeschichte und Territorialgeschichte in frühabsolutistischer Zeit. München.

Bruni, Leonardo (1928): Humanistisch-philosophische Schriften. Mit einer Chronologie seiner Werke und Briefe. Hrsg. von Hans Baron. Leipzig. Nachdruck Wiesbaden 1969.

Buck, August (1984): Die „studia humanitatis“ im italienischen Humanismus. In: Reinhard (1984), 11−24.

Buck, August (1996): Der italienische Humanismus. In: Hammerstein (1996), 1−56.

CR = Corpus Reformatorum.

Dolch, Josef (1965): Lehrplan des Abendlandes. Zweieinhalb Jahrtausende seiner Geschichte. Ratingen.

Garin, Eugenio (Hrsg.) (1952): Prosatori latini del Quattrocento. Mailand/Neapel (La letteratura Italiana. Storia e testi, 13).

Göttert, Karl-Heinz (1988): Kommunikationsideale. Untersuchungen zur europäischen Konversationstheorie. München.

Gruber, Joachim (Hrsg.) (2003): Conradi Celtis Protucii: Panegyris ad duces Bavariae. Mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar. Wiesbaden (Gratia, 41).

Hammerstein, Notker (1996): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 1: 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe. München.

Hammerstein, Notker (2003): Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. München (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 64).

Hartfelder, Karl (1889): Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. Berlin. Nachdruck Nieuwkoop 1964 (Monumenta Germaniae paedagogica, 7).

Hinz, Manfred (1992): Rhetorische Strategien des Hofmannes. Studien zu den italienischen Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts. Stuttgart.

Hinz, Manfred (1998): Rhetorik (Frühe Neuzeit und Frühhumanismus). In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 4, 1505–1523.

Humula, Maria (1946): Beiträge zum humanistischen Bildungsprogramm des Peter Luder, Rudolf Agricola und Konrad Celtis. Diss. (masch.) Wien.

Josten, Dirk (1976): Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation. Frankfurt a. M. (Arbeiten zur Mittleren Deutschen Literatur und Sprache, 3).

Kinney, Arthur F. (1989): Continental humanist poetics. Studies in Erasmus, Castiglione, Marguerite de Navarre, Rabelais, and Cervantes. Amherst.

Knape, Joachim (1993): Philipp Melanchthons ‚Rhetorik'. Tübingen (Rhetorik-Forschungen, 6).

Knape, Joachim (1999): Melanchthon als Begründer der neueren Hermeneutik und theologischen Topik. In: Günther Wartenberg (Hrsg.): Philipp Melanchthon (1497–1560). Werk und Rezeption in Universität und Schule bis ins 18. Jahrhundert. Tagung anläßlich seines 500. Geburtstags an der Universität Leipzig 1997. Leipzig, 123–131 (Herbergen der Christenheit, Sonderband, 2).

Knape, Joachim (2002): Einleitung. In: Knape/Roll (2002), 11–36.

Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300 – 1700. Wiesbaden (Gratia, 44).

Knape, Joachim/Bernhard Roll (2002): Rhetorica deutsch. Rhetorikschriften des 15. Jahrhunderts. Wiesbaden (Gratia, 40).

Koch, Peter/Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.

Kristeller, Paul Oskar (1976): Humanistische Gelehrsamkeit in der italienischen Renaissance. In: Paul Oskar Kristeller: Humanismus und Renaissance II. Philosophie, Bildung und Kunst. Hrsg. von Eckhard Keßler. München, 9–29.

Kühlmann, Wilhelm (1982): Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters. Tübingen.

Kühlmann, Wilhelm (1996): Pädagogische Konzeptionen. In: Hammerstein (1996), 153–196.

Matheson, Peter (1998): Rhetoric of the Reformation. Edinburgh.

Meenken, Immo (2005): Reformation. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 1078–1096.

Mertens, Dieter (1997): Der humanistische Rektor Heinrich Bebel (1472–1518). In: Joachim Knape (Hrsg.): 500 Jahre Tübinger Rhetorik – 30 Jahre Rhetorisches Seminar. Ausstellungskatalog Tübingen, 16–19.

Mertz, Georg (1902): Das Schulwesen der deutschen Reformation. Heidelberg.

Müller, Jan-Dirk (1982): Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I. München (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, 2).

Müller, Jan-Dirk (1984): Zum Verhältnis von Reformation und Renaissance in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts. In: August Buck (Hrsg.): Renaissance-Reformation. Gegensätze und Gemeinsamkeiten. Wiesbaden, 227–253 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 5).

Müller, Jan-Dirk (2007): Formung der Sprache und Formung durch Sprache. Zur anthropologischen Interpretation des *imitatio*-Konzepts. In: Müller/Robert (2007), 159–199.

Müller, Jan-Dirk/Jörg Robert (Hrsg.) (2007): Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Münster (Pluralisierung & Autorität, 11).

Paulsen, Friedrich (1919): Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Bd 1. Leipzig.
Pedersen, Olaf (1996): Tradition und Innovation. In: Rüegg (1996a), 363−390.
Plett, Heinrich F. (1993): Renaissance-Rhetorik. Renaissance rhetoric. Berlin u. a.
Reinhard, Wolfgang (1984): Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts. Weinheim (Mitteilung der Kommission für Humanismusforschung, 12).
Robert, Jörg (2003): Konrad Celtis und das Projekt der Deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich. Tübingen (Frühe Neuzeit, 76).
Robert, Jörg (2007): „Audite simiam Ciceronis". Nachahmung und Renaissancepoetik − ein systematischer Aufriß. In: Müller/Robert (2007), 75−127.
Rüegg, Walter (Hrsg.) (1996a): Geschichte der Universität in Europa. Band II: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500−1800). München.
Rüegg, Walter (1996b): Themen, Probleme, Erkenntnisse. In: Rüegg (1996a), 21−52.
Schindling, Anton (1977): Humanistische Hochschule und Freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538−1621. Wiesbaden.
Seifert, Arno (1996): Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien. In: Hammerstein (1996), 197−374.
Spitz, Lewis W. (1974): Humanism in the Reformation. In: Robert M. Kingdon (Hrsg.): Transition and Revolution: Problems and Issues of European Renaissance and Reformation history. Minneapolis/Minnesota, 153−188.
Stolt, Birgit (1969): Studien zu Luthers Freiheitstraktat. Stockholm (Acta Universitatis Stockholmensis, 6).
Stolt, Birgit (2000): Martin Luthers Rhetorik des Herzens. Tübingen.
Treml, Christine (1989): Sozio-kulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit (Historische Texte und Studien, 12).
Worstbrock, Franz Josef (1994): Hartmann Schedels „Index librorum". Wissenschaftssystem und Humanismus um 1500. In: Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen. Hrsg. von Johannes Helmrath u. a. München, 697−715.

Jörg Robert, Würzburg (Deutschland)

20. Rhetorische und stilistische Praxis des Deutschen in den deutschsprachigen Ländern in Humanismus, Renaissance, Reformation

1. Einführendes
2. Vorreformatorische Schulen und Universitäten
3. Kommunikations- und Schulwesen der Reformation
4. Zusammenhang von religiöser und weltlicher Redekultur
5. Religiös bestimmte Redekultur
6. Weltliche Redekultur
7. Schriftkultur: Prosastil, Kunstprosa, pragmatische Textsorten
8. Literatur (in Auswahl)

Paulsen, Friedrich (1919): Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Bd 1. Leipzig.
Pedersen, Olaf (1996): Tradition und Innovation. In: Rüegg (1996a), 363−390.
Plett, Heinrich F. (1993): Renaissance-Rhetorik. Renaissance rhetoric. Berlin u. a.
Reinhard, Wolfgang (1984): Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts. Weinheim (Mitteilung der Kommission für Humanismusforschung, 12).
Robert, Jörg (2003): Konrad Celtis und das Projekt der Deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich. Tübingen (Frühe Neuzeit, 76).
Robert, Jörg (2007): „Audite simiam Ciceronis". Nachahmung und Renaissancepoetik − ein systematischer Aufriß. In: Müller/Robert (2007), 75−127.
Rüegg, Walter (Hrsg.) (1996a): Geschichte der Universität in Europa. Band II: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500−1800). München.
Rüegg, Walter (1996b): Themen, Probleme, Erkenntnisse. In: Rüegg (1996a), 21−52.
Schindling, Anton (1977): Humanistische Hochschule und Freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538−1621. Wiesbaden.
Seifert, Arno (1996): Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien. In: Hammerstein (1996), 197−374.
Spitz, Lewis W. (1974): Humanism in the Reformation. In: Robert M. Kingdon (Hrsg.): Transition and Revolution: Problems and Issues of European Renaissance and Reformation history. Minneapolis/Minnesota, 153−188.
Stolt, Birgit (1969): Studien zu Luthers Freiheitstraktat. Stockholm (Acta Universitatis Stockholmensis, 6).
Stolt, Birgit (2000): Martin Luthers Rhetorik des Herzens. Tübingen.
Treml, Christine (1989): Sozio-kulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit (Historische Texte und Studien, 12).
Worstbrock, Franz Josef (1994): Hartmann Schedels „Index librorum". Wissenschaftssystem und Humanismus um 1500. In: Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen. Hrsg. von Johannes Helmrath u. a. München, 697−715.

Jörg Robert, Würzburg (Deutschland)

20. Rhetorische und stilistische Praxis des Deutschen in den deutschsprachigen Ländern in Humanismus, Renaissance, Reformation

1. Einführendes
2. Vorreformatorische Schulen und Universitäten
3. Kommunikations- und Schulwesen der Reformation
4. Zusammenhang von religiöser und weltlicher Redekultur
5. Religiös bestimmte Redekultur
6. Weltliche Redekultur
7. Schriftkultur: Prosastil, Kunstprosa, pragmatische Textsorten
8. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*The vivid speech culture of the late Middle Ages and early modern times in Germany is basically linked with the religious annunciation of sermons. The sermon is the folksiest form of rhetoric with a high level of popularity. During Reformation, it turned into the key element for upheaval and reformation propaganda. However, the dissemination of the new faith is as strongly driven by the new possibilities of dismissive communication provided by the emerging letterpress. One of the pre-requisites for the enormous flourishing of written propaganda is the new educational challenge of this epoch. It is mainly derived from humanism and is taken up by the reformers. At the tertiary schools, rhetoric turns into a ruling discipline of humanistic scholars. In Germany, the well-known humanists often read elaborated lectures in Latin. They speak in front of councils and imperial councils (*Reichstag*) as well as set and disseminate new benchmarks in the secular speech culture. As a whole, the genre 'speech' takes on a new relevance as a figurative, high-quality form of interaction performed both at universities and in politics. The new humanistically shaped benchmarks are soon applied and become valid for speeches held in German. In fact, the style of the German prose only needed to develop. Its rhetorical principles, however, are taught by independent writing trainers in courses open to everybody. Of particular importance were, of course, the chanceries as institutionalized places and their writing schools also promoting pragmatic writing.*

1. Einführendes

Eine ganze Reihe politischer Vorhaben, gesellschaftlich wirksamer Entwicklungen und wissenshistorischer Anliegen schufen einen günstigen Boden für die Rhetorik im praktischen Leben der Menschen des 15. und 16. Jhs. In diesem Zusammenhang sind etwa religiöse Bestrebungen wie der Konziliarismus des 15. Jhs. und die Reformation des 16. Jhs. zu nennen, politische Zwänge wie der militärisch als höchste Bedrohung erfahrene Druck des Osmanischen Reichs auf Europa sowie der Aufbruch des Wissens und der Künste im Renaissance-Humanismus. In Spätmittelalter und früher Neuzeit erreicht zudem die Kommunikationskultur einen neuen Stand. Wichtig ist hier, dass auf allen Gebieten institutionalisierter, sozialoffener Kommunikation die Schriftlichkeit in einem bis dahin ungeahnten Ausmaß neben die traditionelle Mündlichkeit trat. „Der Verschriftlichungs- und Bürokratisierungsprozeß, der die europäische Kultur seit dem 11. Jahrhundert erfaßte, ist einer der wenigen ‚autonomen Prozesse' gewesen, die diesen Namen verdienen" (Helmrath 1989, 154). Der Bedarf an neuen technischen Möglichkeiten, wie sie ab 1450 etwa der Buchdruck bot, steht damit in Zusammenhang. Der Buchdruck schuf seinerseits wieder neue Kommunikationsmöglichkeiten für humanistische und religiös-reformatorische Bestrebungen (Überblick bei Knape/Till 2008). Bei all dem kam auch der deutschen Sprache und der deutschsprachigen Textkultur eine unvermeidlich wichtige Rolle zu. Zu Recht hebt man in der Forschung angesichts des rasch expandierenden Buchdrucks gerade diejenigen Funktionen hervor, die auf eine Ersetzung oraler Kommunikation hinausliefen. „Doch das Verhältnis des Buches, des gedruckten wie schon des geschriebenen, zur mündlichen Kommunikation ist komplex. Denn ein beträchtlicher Teil der Buchproduktion dient direkt oder indirekt der Mündlichkeit. Das

gedruckte Buch hat mündliche Kommunikationsformen gewiß beeinflußt, geformt, gesteuert und somit verändert, vielfach auch abgewertet. Doch religiöse Reformbewegungen, Reformation, Humanismus und Diplomatie haben teils vor dem und teils im Zeitalter des gedruckten Buches Formen mündlicher Kommunikation aufgewertet wie collacio [Unterhaltung, Diskussion, Beratung], Predigt, Rede, geselliges Gespräch bei geselligem Mahl (sermones convivales), Religionsgespräch“ (Mertens 1997a, 405).

2. Vorreformatorische Schulen und Universitäten

2.1. Höhere Schulen und Universitäten

Der Humanismus als Reform- und Bildungsbewegung „im Sinne einer neuen reflektierten anthropozentrischen Kulturhaltung, als literarisch-ästhetische Rückwendung zu den Autoren der Antike und deren Sprachlichkeit mit den darin vermittelten sittlichen Normen – in bewußter Absetzung gegen das ‚gotische‘, ‚barbarische‘ *Medium aevum*, sein ‚Küchenlatein‘ und sein scholastisches Lehrsystem“ (Boehm 1978, 317) hatte enormen Einfluss auf die Entwicklung des Schul- und Universitätswesens in den deutschsprachigen Ländern. Aus Sicht der humanistischen Bildungsbewegung dient der gekonnte Gebrauch von Sprache „not only for simple communication, but also to demonstrate competence, rank, and power, not to mention aesthetic sophistication and intellectual worthiness“ (Kühlmann 2007, 138). Sprachausbildung ist damit Charakterausbildung, Sprachwissen wird darüber hinaus zu einem bedeutenden epistemologischen Instrument.

Innerhalb der *studia humanitatis* nimmt die Rhetorik als Disziplin demgemäß einen zentralen Platz ein (Kristeller 1981, 43 f.) und erlebt als Lehrfach an den Universitäten einen Aufschwung. In den humanistisch geprägten Lateinschulen und Gymnasien ist der Rhetorikunterricht ebenfalls fest in den Sprachenunterricht eingebunden; berühmte Beispiele sind die humanistische Schule in Schlettstadt (Adam 1980), die Schulen in Ulm, in Nürnberg und im sächsischen Zwickau (Hammerstein 2003, 11) sowie für die eidgenössischen Städte die Berner Lateinschule (Zahnd 1994, 95 f.). Der Rhetorikunterricht gewinnt „als Propädeutikum des Universitätsstudiums ständig an Bedeutung“ und erscheint „im Verlauf des 16. Jahrhunderts immer mehr als die Krönung des gesamten sprachbezogenen Unterrichts“ (Braungart 2005, 184). Die deutsche Sprache bleibt in den höheren Schulen und an den Universitäten jedoch „noch lange auf die Rolle der Hilfssprache beschränkt“ (Hartweg/Wegera 2005, 63). Die Sprache der Gelehrten ist zunächst weiterhin Latein, so dass von einer ‚deutschsprachigen rhetorischen Praxis‘ im Zusammenhang mit den höheren Schulen und Universitäten eigentlich nicht gesprochen werden kann.

Dennoch sollte der Einfluss der universitären Rhetorikausbildung auf die deutschsprachige Praxis nicht unterschätzt werden, denn nur wenige Humanisten (z. B. Celtis, Bebel, Erasmus, Melanchthon) publizieren ausschließlich lateinische Texte (Knape 2000a, 1675). Neben Übersetzungen antiker Werke sowie von Werken zeitgenössischer Humanisten entsteht eine Reihe neugeschaffener Dichtungen und „oratorischer, speziell auch agitatorischer“ Prosaschriften (Knape 2000a, 1675) in deutscher Sprache. Auf diese Weise fließt humanistische Rhetorik, sofern sie auf deutsche Sprachverhältnisse übertragbar ist, auch in zeitgenössische volkssprachliche Texte ein.

Darüber hinaus besetzen humanistisch gebildete Männer oftmals zentrale Positionen in den Kanzleien der Fürsten und Städte. Eine Vielzahl an deutschsprachigen Rhetorikschriften aus dem Umfeld der Kanzleien stammt aus der Feder universitär gebildeter Verfasser. Ab der Mitte des 15. Jhs. schließlich beginnen zudem auch immer mehr humanistisch gebildete Priester und Ordensbrüder, ihre Predigten an den neuen Stil der Humanisten anzupassen (Kristeller 1981, 50).

2.2. Niederes Schulwesen

Die sozioökonomischen Entwicklungen in den Städten des Reichs (vor allem in Städten, die Handels- und Verwaltungszentren etablieren konnten) sorgten für eine erhöhte Nachfrage beim städtischen Bürgertum nach „Bildungsmöglichkeiten, die den Bedürfnissen der Gewerbetreibenden entsprachen“ (Hartweg/Wegera 2005, 63). Im 15. Jh. kommt es daher vermehrt zu Schulgründungen (Hammerstein 2003, 9 f.), auch im Bereich des niederen Schulwesens. Zu den niederen Lehrinstitutionen haben z. T. auch Mädchen als Schülerinnen Zugang; vermittelt werden insgesamt zumeist die elementaren Grundkenntnisse: Lesen und Schreiben in deutscher Sprache, Rechnen, aber auch Buchführung (für angehende Handwerker und Kaufleute), ‚Zucht‘ und religiöses Grundwissen (Hartweg/Wegera 2005, 64). Rhetorik als Disziplin findet hier keinen Eingang in den Lehrplan (zu den Schreiberschulen siehe unten 2.4.).

2.3. Schriftrhetorik-Trainer

Vertextungskompetenz in deutscher Sprache für Gebrauchstexte in Prosa wird im bürgerlichen Alltag jedoch dringend benötigt. Bereits ab dem 13./14. Jh. werden Urkunden und Briefe, besonders wenn die Texte für einen größeren und/oder bürgerlichen Leserkreis bestimmt sind, zunehmend auf Deutsch abgefasst (vgl. Hasselbach 1920, 9; Bentzinger 2000, 1666–1668). „Die deutschsprachige Schriftrhetorik gewann in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts so sehr an Bedeutung, daß sich unter den Schreibern bald Schriftrhetoriktrainer fanden, die mit den interessierten Kommunikatoren die neue Kunst in Schnellkursen einübten“ (Knape 2002a, 26). Im cgm 2607, Bl. 35^{r} ist ein werbender Ankündigungstext eines solchen, namentlich nicht bekannten Schriftrhetorik-Trainers überliefert (der kurze Text findet sich in Knape 2002a, 26 f.), der „predigern, Canczlschreibern, procuratoren, brieftichtern, burger, rathern, Rednern oder vorsprechen“ (Knape 2002a, 27) – also all denjenigen, die professionell mit Kommunikation zu tun haben – anbietet, ihnen innerhalb von drei Tagen die entsprechenden Kompetenzen im Abfassen schriftlicher Texte zu vermitteln. Speziell sollen die deutsche Wortwahl und die Auswahl der richtigen Textbausteine thematisiert werden, so dass die Teilnehmer des Kurses ihre Schreiben fortan „nach artt der fursten Cantzley volfuren“ können (Knape 2002a, 27).

2.4. Die Kanzleien und deutschen Schreiberschulen als Ausbildungsstätten

Texte, die ‚nach artt der fursten Cantzley‘ abgefasst waren, hatten in der Tat Vorbildsfunktion. Die großen internationalen Versammlungen der ersten Hälfte des 15. Jhs., die

Konzilien von Konstanz (1414−1418) und Basel (1431−1449), offenbarten den hohen Standard, den die Möglichkeiten der Verschriftlichung in pragmatischer Kommunikation in Europa inzwischen erreicht hatten (Helmrath 1989, 154−166). Dies war das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses in der Kommunikations- und Medienkultur, welcher zunehmend auch die deutschsprachige Interaktion erfasste.

Die fürstlichen und auch städtischen Kanzleien konnten sich im 14. Jh. als „Zentralstellen der Landes- oder Stadtverwaltung für das gesamte Schreibwesen" (Eggers 1986, 23) etablieren. Besoldete, vereidigte Kanzleischreiber, ab dem 15. Jh. zunehmend (z. T. humanistisch) gebildete Laien (Bentzinger 2000, 1668), waren hier als professionelle Kommunikatoren tätig, ganz speziell ausgebildet zum Abfassen von Prosatexten für den institutionellen Kommunikationszusammenhang (Meier 1996).

Die Anzahl an schriftbasierten Textsorten in deutscher Sprache, die ein Schreiber im 15. Jh. beherrschen musste − vor allem verschiedene Sorten von Briefen, Urkunden und Verträgen − war umfangreich und wuchs mit der zunehmenden Institutionalisierung des öffentlichen Lebens, der zunehmenden Verschriftlichung von Verwaltungsvorgängen und dem fortschreitenden Zurücktreten des Lateinischen als Amts- und Verwaltungssprache immer weiter an (einen Überblick bieten Kästner/Schütz/Schwitalla 2000, 1609).

Stil und Form der zumeist auch auf überregionale Verständlichkeit (*Sprachausgleich*) hin entwickelten Kanzleisprachen und Kanzleitexte wurden paradigmatisch für den gesamten nicht-privaten Schriftverkehr der Zeit. Die Fähigkeit, nach Art der Kanzleien schreiben zu können, wurde zu einer wichtigen Voraussetzung für den kommunikativen Erfolg im wirtschaftlichen wie im institutionellen Bereich.

Neben dem entsprechenden spezifisch rhetorisch-kommunikativen Wissen und Können musste das angehende Kanzleipersonal hauptsächlich auch über juristische Grundkenntnisse verfügen, die für eine Tätigkeit in der Verwaltung unabdingbar waren (zum Kanzleipersonal, den Anforderungen an das Personal und den sonstigen Aufgaben der Schreiber siehe z. B. Thiele 1973; Burger 1960; Battenberg 1974).

Bereits ab dem 14. Jh. entstanden in diesem Zusammenhang die deutschen Schreiberschulen, die vor allem Arbeitskräfte für die fürstlichen und städtischen Kanzleien ausbilden sollten. Hier wurde das Abfassen von ‚deutschen Briefen' (d. h. von behördlichen, aber auch geschäftlichen Briefen und Urkunden aller Art) eingehend eingeübt (Nickisch 1969, 19).

Ende des 15. Jhs. waren gedruckte deutsche Formular- und Rhetorikbücher, die als Kompendien für den Schreiber, aber auch als Lehrwerke für den Schreiberlehrling benutzt werden konnten, weit verbreitet (Nickisch 1969, 19). Müller (1882, 362) macht deutlich, dass diese Briefsteller und ‚Formulari' vielfach voneinander abhängig sind. (Eine unvollständige Zusammenstellung der Briefsteller des 15. und 16. Jhs. findet sich bei Nickisch 1969, 245−260; Editionen verschiedener ‚kleiner' deutschsprachiger rhetorischer Schriften bei Knape/Roll 2002.)

Als Beispiele für solche auf die Kanzleipraxis bezogenen Lehr-Rhetoriken können Niklas von Wyles *Unterweisung* von 1478, eine „Abhandlung zu ausgewählten Problemen der deutschen Briefschreiberkunst" (Knape 2002c, 186), genannt werden sowie das um 1479 gedruckte *Stadtschreibers Examen*, ein Meister-Schüler-Dialog im Frage-Antwort-Schema eines nicht namentlich bekannten Verfassers (Erstdruck nicht vor 1479; hrsg. v. Knape 2002b).

Besonders erwähnenswert ist auch die Schreiberlehre des Freiburger Kanzlisten und Buchdruckers Friedrich Riederer. Sie steht am Beginn des zweiten Teils von Riederers

Spiegel der wahren Rhetorik (1493), der umfassendsten zeitgenössischen Rhetorik in deutscher Sprache. Die Textpassage stellt eines der wenigen bedeutenden Beispiele einer Theorie dar, die speziell auf den Schreiberberuf bezogen ist. Sehr klar wird hier zwischen dem professionellen Kommunikator (dem Schreiber) und dem Auftraggeber derselben Schreiben unterschieden. Für die Schreiber fordert Riederer über fachliches Wissen und Können hinaus ein bestimmtes Berufsethos. Unter anderem werden Gottesfurcht, Rechtes-Maß-Halten, Ehrlichkeit, Redlichkeit, Verschwiegenheit und eine gewisse realistische Einschätzung des eigenen Könnens und Nichtkönnens verlangt. Die Funktionen des Schreibers können Riederer zufolge je nach Bildungs- und Intelligenzgrad des Auftraggebers sehr unterschiedlich ausfallen, sei es, dass der Schreiber zum gelehrigen Schreibarm des kundigen Auftraggebers werden kann, sei es, dass er zum Rechtsberater des ungebildeten Auftraggebers in Vertragssachen werden muss, oder sei es, dass derselbe Schreiber bei zwielichtigen Auftraggebern gar auf der Hut sein sollte, sich nicht unwillentlich zum Komplizen eines Betruges zu machen (siehe auch Knape 2000b, 226–234).

3. Kommunikations- und Schulwesen der Reformation

Die lutherische Reformation verstand sich in ihrem Streben nach Rückkehr zu den Ursprüngen des Glaubens durchaus in gewissem Sinne „als legitime Erbin des Humanismus“ (Seifert 1996, 256). Die Rhetorik wurde, wie auch im Humanismus, als erkenntnisförderndes Instrument genutzt und zur Bibelexegese herangezogen. In seiner Rhetorik von 1519 macht Melanchthon gar jegliche Hermeneutik von rhetorisch-produktionstheoretischem Wissen abhängig (Knape 1999; Knape 2007, 125). Darüber hinaus benötigte die Reformation rhetorisch bewanderte Prediger, die – auch in der Volkssprache – predigen und die neue Lehre verbreiten konnten und die zugleich der Gegenseite rednerisch gewachsen waren. Im 16. Jh. wurde die Rhetorik an den protestantischen Universitäten und höheren Schulen daher immer wichtiger, und auch das Interesse an volkssprachlicher Rhetorik begann allmählich zu erwachen. Der in der Nachfolge Melanchthons stehende Marburger evangelische Hofprediger Caspar Goldtwurm meint sich noch für die Tatsache rechtfertigen zu müssen, dass er seine *Schemata rhetorica, Teutsch* (1545) in der Volkssprache verfasst, führt für sein Vorgehen dann aber Gründe an, „die mit der reformatorischen und gemeindlichen Verkündigung zusammenhängen“, unter anderem, dass eine zu schlichte Alltagsrede die Menschen weniger leicht zu bewegen vermöge als eine unter rhetorischen Gesichtspunkten verfasste Rede (Knape 2006, 46). Anders als der Humanismus war die Reformationsbewegung schließlich nicht nur auf die Zustimmung der Gelehrten angewiesen, sondern auch und gerade auf die Zustimmung breiter Volksschichten.

In diesem Zusammenhang wird der in der Forschungsliteratur häufig verwendete Begriff der ‚reformatorischen Öffentlichkeit‘ (kritisch zu diesem Begriff Wohlfeil 1984; Schutte 1971, 8–12) wichtig, welche „auch über Luther hinaus vor allem eine druckgestützte“ war (Burkhardt 2002, 56). Was dabei leicht übersehen wird, ist, dass der Buchdruck zwar eine Technologie ist, die prinzipiell Dimissivik, also Kommunikation über große Distanzen ermöglicht und Kommunikation mit vielen Kommunikatoren und Adressaten erlaubt (Knape 2007, 116); eine Druckerpresse allein vermag jedoch noch keine wie auch immer geartete ‚Öffentlichkeit‘ herzustellen. Vor allem braucht man dazu die geeigneten Kommunikationsteilnehmer, d. h. möglichst viele Menschen, die die Produk-

tion und Rezeption des gedruckten Schriftkodes beherrschen, die also lesen und schreiben können. Idealerweise sollten diese darüber hinaus noch die Fähigkeit besitzen, die neuen, evangelischen Argumente eigenständig auf rationaler Basis (also nicht nur aufgrund emotionaler Elemente oder aufgrund der Autorität des Predigers) bewerten zu können. Jeder Kommunikationsteilnehmer braucht demnach, so Luthers feste Überzeugung, eine gewisse Grundbildung.

Die Reformationsbewegung musste dementsprechend nicht nur professionelle Kommunikatoren ausbilden, sondern zunächst z. T. auch deren Adressaten, um eine möglichst große Anzahl an Menschen in einen ‚öffentlichen' Argumentations- und Persuasionsprozess über Glaubensfragen einbinden zu können. So verwundert es wenig, dass sich Martin Luther (1483−1546) nicht nur um den Zustand der höheren Schulen und Universitäten sorgt, sondern darüber hinaus nachdrücklich eine Grundbildung für alle, auch für Mädchen, fordert (Abdruck von Texten Luthers zu Schule und Unterricht bei Endermann 2006; zum Thema Schulwesen der deutschen Reformation siehe noch immer Mertz 1902 sowie Dolch 1965; für die höheren Schulen und Universitäten Seifert 1996; Hammerstein 2003).

4. Zusammenhang von religiöser und weltlicher Redekultur

Noch aus dem Blickwinkel des aufgeklärten 18. Jhs. heraus galten in Deutschland die Settings religiöser Verkündigung, symbolisiert in der Kanzel des Predigers, als die entscheidenden Rhetorikkontexte. Entsprechend kommt Johann Gottfried Herder zu dem Urteil: „Beredsamkeit aber wohnte nur da, wo Republik war, wo Freiheit herrschte, öffentliche Berathschlagung die Triebfeder aller Geschäfte" war. „Da wir nun überdem außer der Kanzel, auf der die Beredsamkeit in so kalter Luft ist, fast gar keine Gelegenheit zu öffentlichen Reden haben […]: da von jeher Deutschland das Vaterland des Ceremoniels, und einer hölzernen Knechtschaft gewesen, so ists ja Thorheit, Regeln einer Kunst zu suchen, wo die Kunst selbst fehlt" (Herder 1780/81, 42. Brief, 243 f.). Tatsächlich kann man davon ausgehen, dass Bildung, Wissensgenerierung und -vermittlung, dass ästhetische, philosophische und ideologische Festlegungen, ja, auch politisch-soziale Ordnungsvorstellungen und entsprechende lenkende Maßnahmen bis gegen Ende der frühen Neuzeit immer dem kontrollierenden Blick der Kirchen ausgesetzt waren und dass sich jedes Autonomiestreben gegenüber dieser Instanz mehr oder weniger zu rechtfertigen hatte. Infolgedessen sind die Grenzen zwischen dem geistlichen und weltlichen Bereich nicht immer scharf zu ziehen. Große politisch-gesellschaftliche Kommunikationsereignisse wie Konzilien und Reichstage (siehe unten Kapitel 6.1. und 6.2.), aber auch die Kommunikation im akademischen Bereich, waren aufgrund zahlreicher Überschneidungen von Klerus und laikalem Personal immer zugleich weltlich und geistlich bestimmt (Helmrath 2002).

Demgegenüber kann das Predigtwesen, von Ausnahmen wie etwa der Kreuzzugspredigt abgesehen, sehr viel besser der Sphäre religiöser Kommunikation im engeren Sinn zugeordnet werden. Wenn man sich allerdings den Sitz im Leben der *gedruckten* Literatur des 15. Jhs. und hier die Sammlungen von Predigten und weltlichen Reden ansieht, so wird deutlich, dass die Gattungen nicht selten in einem gemeinsamen, eher von gelehrten Interessen geleiteten Rezeptionszusammenhang stehen: „Bei den *Sermones*-Sammlungen handelt es sich um lateinische Texte, die − von der stillen individuellen Lektüre abgese-

hen – entweder für das wortwörtliche klösterliche Vorlesen *in ecclesia, in refectorio, in choro* verwendet oder als Predigthilfe benutzt werden konnten, um in lateinische oder volkssprachliche Predigten zu definierten und jährlich wiederkehrenden Anlässen umgesetzt zu werden. Die Reden jedoch entziehen sich mangels vergleichbar traditioneller, eingespielter Funktionalität einem solchen ersten Zugriff" (Mertens 1997a, 403 f.). – „Das Beispiel der *sermones funebres* [Leichenpredigten] des Johannes von San Geminiano, eines Bettelmönches, deren Drucklegung von Jodocus Badius, einem Humanisten, in hohen Tönen gepriesen wird, zeigt, daß wir außerdem nicht etwa automatisch und voreilig zwischen *sermones* als humanistisch uninteressanten Predigtsammlungen und den *orationes* als humanistisch geprägten und interessanten Texten scheiden dürfen" (Mertens 1997a, 404).

5. Religiös bestimmte Redekultur

5.1. Vorreformatorische Predigtpraxis

Seit dem 12./13. Jh. wurde die Predigt zu einem besonders wichtigen Bestandteil der regulären öffentlichen Seelsorge. Der tiefgreifende gesellschaftliche Wandel, die Vermehrung und Vergrößerung der Städte in Europa, die Abwehr von Ketzerbewegungen und deren Predigttätigkeit veranlassten schon das Vierte Laterankonzil (1213–1215), den Ausbau der Predigtorganisation zu befördern. Hier entstand das genuine Betätigungsfeld der bis zur Reformation einflussreichen Bettelorden (Mertens 1997a, 406 f.). Die Erforschung der unter solchen Vorzeichen stehenden vorreformatorischen Predigtpraxis ist zunächst verbunden mit einer Reihe von Problemen. Kienzle (2000, 151) definiert ‚Predigt' folgendermaßen: „1) The sermon is essentially an oral discourse spoken in the voice of a preacher who addresses an audience, 2) to instruct and exhort them, 3) on a topic concerned with faith and morals and based on a sacred text."

Das erste Problem besteht darin, dass die Predigt zwar eine genuin mündliche Textsorte ist, deutschsprachige Predigten aus dem Zeitraum des Humanismus und der Renaissance aber immer in schriftlicher Form überliefert sind (zu den verschiedenen Überlieferungsmöglichkeiten siehe Mertens 1983, 77). Man geht mittlerweile davon aus, dass die meisten Predigtniederschriften in deutscher Sprache von den Predigern selbst vorgenommen oder zumindest autorisiert wurden (Schiewer 2000, 863). Einige der überlieferten Texte mögen vielleicht niemals gepredigt worden sein, sondern dienten als Stilübung oder Lehrexempel. Darüber hinaus mögen einige Predigten, die uns nur in lateinischer Sprache überliefert sind, tatsächlich in der Volkssprache gepredigt worden sein (Kämmerer 2005, 5) und Predigten, die in deutscher Sprache überliefert sind, können Übersetzungen ursprünglich lateinischer Predigten darstellen (hierzu gehören beispielsweise die von Kämmerer 2005 herausgegebenen frühneuhochdeutschen Predigten Thomas Ebendorfers (1388–1464)). Die überlieferten schriftlich fixierten Texte tragen oftmals Stilmerkmale gesprochener Sprache (siehe z. B. Schiewer 2000, 862 f.; Betten 1987, 24). Diese können Eingang in den schriftlichen Text gefunden haben, damit sich der Text in einem Vorlesevorgang bzw. Lautlesevorgang in die gesprochene Sprache ‚umkodieren' ließ. In jedem Fall stellen die vorliegenden Texte jedoch Literarisierungen (Betten 1987, 24) eigentlich mündlicher Textsorten dar und lassen insofern nur begrenzt Rückschlüsse auf die tatsächliche Performanz des Textes zu.

Zum anderen muss man sich stets vergegenwärtigen, dass aus dem 15. Jh. zwar eine große Anzahl an Predigttexten überliefert ist, für die jedoch gilt, dass sie vor allem eine Auslese von Texten der kirchlich-theologischen Elite darstellen, so dass sich „die Predigtgeschichte faktisch weithin auf die Geschichte der großen Prediger verengt" hat (Beutel 2005, 46). Eine Vielzahl dieser Predigten ist zudem nicht ediert, weshalb Schiewer (2000, 885 f.) zu dem Schluss kommt: „Taken as a whole, the literary history of the German sermon in the fifteenth century is still to a great extent unfamiliar territory".

Besonderes Forschungsinteresse wurde dem Phänomen der städtischen Predigt entgegengebracht. Neben dem Einfluss verschiedener Reformbewegungen wurde das Predigtwesen im 15. Jh. vor allem dadurch geprägt, dass in vielen Städten Stiftungsprädikaturen eingerichtet wurden. Die Stelle des städtischen Dom- oder Kathedralpredigers war mit einem hohen Ansehen (Schiewer 2000, 885) und wohl auch einiger finanzieller Sicherheit für den Prediger verbunden (Kämmerer 2002, 5), was sowohl zu einer noch regeren Predigtpraxis als auch zu einer Erhöhung der Qualität der Predigten in den Städten führte − und darüber hinaus die Entstehung homiletischer Lehrbücher (z. B. das *Manuale curatorum* des Johann Ulrich Surgant von 1502) beförderte (Müller 1996, 1502; zum *Manuale curatorum* siehe Roth 1956). Zu den berühmtesten Inhabern einer solchen Stiftungsprädikatur zählt Johannes Geiler von Kaysersberg (1445−1510), der in Straßburg Münsterprediger war (Voltmer 2005).

Die in den Städten gehaltenen Predigten waren oftmals sehr genau auf ihren Adressatenkreis zugeschnitten. Neben den *sermones de tempore* und den *sermones de sanctis* treten seit dem Mittelalter immer häufiger die *sermones ad status* auf: „[D]er Predigtinhalt [wurde] nun nicht mehr vom jeweiligen Feiertag oder vom zu verehrenden Heiligen bestimmt, sondern er fand sein Thema in der Beschreibung und Verdammung von spezifischen Sünden und Lastern, die einem bestimmten *status* [d. h. Stand] zugeordnet wurden" (Voltmer 2005, 9).

Besonders die Predigten der Mendikantenprediger in den Städten stellten ein „kompliziert inszeniertes Ereignis [dar], bei dem der einzelne Prädikant alle Register von Rhetorik, Selbstdarstellung und kreativ-charismatischer Ausdruckskraft in Sprache, Mimik und Gestik ziehen konnte" (Voltmer 2005, 8). Zahlreiche Beispiele erzählen von einer hypnotisierenden, Massenhysterien auslösenden Wirkkraft mancher Predigten, so dass die Predigt als die vielleicht mächtigste Kommunikationsform der Zeit bezeichnet werden kann (Voltmer 2005, 8). Als einer der bekanntesten Wander- und Bußprediger des Spätmittelalters ist Johannes von Capestrano (1386−1456) zu nennen (Suckale/Hennig/Ruß 1989).

Tatsächlich widerspricht eine stark effektträchtige Predigtpraxis jedoch dem Einfachheits-Postulat des Augustinus. Dieser passte im 4. Buch seines Werks *De doctrina christiana* (erstmals 1465 in Straßburg gedruckt als *Ars praedicandi Sancti Augustini*) „die Regeln der Rhetorik den besonderen Bedürfnissen der Prediger" an (Stolt 2000, 43; siehe Knape 1994) und forderte mit Bezug auf Paulus (1 Kor 1, 21), den Stil einer Predigt nicht von der Wichtigkeit ihres Inhalts abhängig zu machen (Stolt 2000, 64 f.). Über heilige Dinge solle nicht automatisch auch im hohen Stil gepredigt werden; vielmehr solle der Predigtstil aus theologischen Überlegungen heraus in der Regel schlicht bleiben: „Im Stall zu Bethlehem habe sich das Erhabene in niedriger Gestalt offenbart, darum dürfe auch der Redner in einfachen Worten über die himmlischen Geheimnisse sprechen" (Stolt 2000, 65). Wirkung sollte der *sermo humilis*, der im mittelalterlichen Kirchenrecht verankert war und in eine Vielzahl mittelalterlicher *artes praedicandi* Eingang fand, vor

allem durch den göttlichen Inhalt der Predigten sowie das Ethos des Predigers entfalten (Shuger 1993, 48). Entsprechend beklagt auch das 5. Laterankonzil 1516 in seinem Dekret *Circa modum praedicandi* die verbreitete Praxis einiger Prediger, schreiend über Wunder und Prophezeiungen zu berichten und den Zuhörern durch Katastrophenankündigungen Angst einzujagen, anstatt den Inhalt der Bibel zu verkünden (Schöttler/Biesinger 2005, 63).

Teilweise passten humanistisch gebildete Prediger Stil und Form ihrer Predigt an die Beredsamkeitsideale des Humanismus an. Sie predigten zwar geistliche Inhalte, „hielten sich [aber] nicht mehr an die Vorschriften der *artes praedicandi*, eröffneten ihre Predigten mit einem *prooemium* anstelle von oder in Ergänzung zu einem Bibelvers und folgten den Kompositionsregeln einer weltlichen Rede“ (Kristeller 1981, 50).

Insgesamt geben die Predigten des 15. Jhs. inhaltlich und formal betrachtet somit ein sehr facettenreiches Bild ab: „Besides sermons with mystagogical content we find exhortative, moralising, and meditative sermons; there are also sermons which interpret very simple Biblical texts. This variety is related to the different forms of piety in the convents of various orders and reform movements“ (Schiewer 2000, 911).

5.2. Predigt der Reformation

Die deutsche Sprache erhält bei Luther den gleichen Rang wie die lateinische, griechische und auch die hebräische Sprache. Das gesprochene Wort wird dabei dem geschriebenen vorgezogen, „denn aus den Büchern, Die buchstaben sind todte wörter, die mundliche rede sind lebendige wörter, die geben sich nicht so eigentlich und gut in die schrifft, als sie der Geist oder Seele des Menschen durch den mund gibt“ (WA 54, 74,17−19) − eine bemerkenswerte Aussage für den Reformator, der seinen Erfolg auch und vor allem der neuen Technologie des Buchdrucks verdankt.

Luther selbst war als Prediger äußerst aktiv. Seinen Predigtstil und seine Predigtinhalte versuchte er möglichst weit zu verbreiten. So wurde Luthers *Wartburgpostille* durch Predigtmitschriften zu einem vollständigen Jahrgang ergänzt, so dass sie als Sammlung von Musterpredigten dienen konnte (Sträter 2005, 66). Luther empfiehlt in der *Vorrede zur Deutschen Messe* (1526) die Verlesung seiner Postillenpredigten im Gottesdienst (Sträter 2005, 66) und machte sich damit quasi zum Paradigma des reformatorischen Predigers.

Die Quellenlage für die Predigten, die Luther gehalten hat, ist dennoch „mißlich“ (Stolt 2000, 62). Die bereits zu Luthers Lebzeiten erscheinenden Drucke hat dieser zwar autorisiert, nicht aber betreut. Der Großteil der Lutherpredigten „liegt in lateinisch-deutschen Nachschriften von Georg Rörer vor, dem es ausschließlich um das Festhalten des Inhalts, nicht der äußeren Form ging“ (Stolt 2000, 62). Vielfach sind auch schwerwiegende Eingriffe der Schreiber und/oder Herausgeber zu verzeichnen. Rückschlüsse auf die ‚ursprüngliche‘ Rede Luthers sind in solchen Fällen kaum möglich. Einigermaßen Verlass ist lediglich auf die von Luther selbst in den Druck gegebenen Predigten, so z. B. der 1530 gedruckte *Sermon oder Predigt, daß man Kinder zur Schulen halten solle* (Stolt 2000, 62 f.).

Die Frage nach dem „Rhetorikbedarf“ der Kirche (Knape 2007, 123) stellt sich mit und für Luther erneut und verschärft; besonders deshalb, weil sich die Prediger plötzlich in einer agonalen Konkurrenzsituation wiederfanden, die es in dieser Härte vor Luther nicht gegeben hatte. Die These der älteren Luther-Forschung, Luther habe der Rhetorik

gegenüber eine ablehnende Haltung eingenommen, kann spätestens seit den Untersuchungen von Stolt (1974; 2000) und Junghans (1999) als widerlegt gelten. Nicht ‚die Rhetorik an sich', verstanden als die Kunst der effizienten und überzeugenden Rede, lehnte Luther ab, sondern eine spezielle Art von Rhetorik, nämlich eine Art des Redens und Predigens, die der sprachlichen Ausgestaltung des Textes – der Elokution – ein zu großes Gewicht beimaß, besonders wenn dies mit einer unzureichenden inhaltlichen Sachkenntnis einherging.

Luther steht als Prediger deutlich in der Tradition des *sermo humilis* (Stolt 2000, 66); mehrfach wird der Apostel Paulus, ein Verfechter der Einfachheitsmaxime, von Luther mit dem Titel ‚Rhetor' versehen (Stolt 2000, 67) und als solcher in einer Tischrede folgendermaßen zitiert und interpretiert: „Die Dialektik lehrt, die Rhetorik bewegt. Jene gehört zum Verstand, diese zum Willen […] und diese beiden machen eine Predigt aus […]. Aber es kommt noch ein Drittes hinzu, was auch rhetorisch ist, nämlich das Erklären (*illustrans*) der Predigt. Das geschieht durch Anführungen von Bibelstellen, Beispielen, Gleichnissen und anderem Redeschmuck dieser Art, womit die Zuhörer bewogen werden können, deinen Worten zu glauben und zu gehorchen" (WA Tischreden 2, Nr. 2199a, 359; Übersetzung von Stolt 2000, 67).

Eine Predigt besteht nach Luther aus den Bestandteilen *docere* und *exhortare*, Lehren und Ermahnen, eine Einteilung, die Luther wiederum von Paulus (Röm 12, 7) ableitet (Stolt 2000, 66). Seine Vorstellung vom Redeaufbau erinnert deutlich an die Doktrin der *Artes praedicandi*: „Ein Prediger muß ein Dialektiker und Rhetor sein, das heißt, er muß lehren und ermahnen. Wenn er etwas lehren will, muß er es zunächst genau bezeichnen, danach definieren; drittens muß er Bibelstellen dazu anführen, viertens es mit Beispielen aus der Bibel oder anderswoher beleuchten, fünftens diese seine Worte mit Gleichnissen ausschmücken; sechstens die Schlechten, Widerspenstigen und Faulen tadeln" (WA Tischreden 2, Nr. 2216, 368; Übersetzung von Stolt 2000, 68).

Luthers Predigten stehen nach Stolt für eine „Rhetorik des Herzens", „wobei ‚Herz' – wie auch in der Bibel und bei Augustin – nicht nur das Gefühl, sondern das gesamte geistig-seelische Zentrum des Menschen umfaßt" (Stolt 2001, 678), immer wird also sowohl die Rationalität als auch die Affektivität der Adressaten angesprochen. Auch Nembach (1972) befasst sich mit Luther als Rhetor und betont sehr stark den Einfluss Quintilians, den Luther nach eigenen Aussagen allen antiken Autoren vorzog.

Besonders in den Städten traten bald eine Vielzahl weiterer reformatorischer Prediger auf, die in deutscher Sprache predigten, teilweise Geistliche, teilweise jedoch auch weltliche, theologisch gebildete Personen. Bekanntheit erlangten in Wittenberg Andreas Karlstadt; in Nürnberg Andreas Osiander, Veit Dietrich und Lazarus Spengler (Hamm 1984; Lesting-Buermann 1982); in Ulm Johann Eberlin von Günzburg; in Straßburg Sebastian Meyer (sowie als mächtiger Gegner Luthers Thomas Murner) und in Miltenberg Johannes Drach (siehe z. B. Moeller/Stackmann 1996; ebd. auch eine Analyse städtischer reformatorischer Predigten, die als Flugschriften erhalten sind).

6. Weltliche Redekultur

Die weltliche Rede hatte ihren Platz in Settings, in denen sich größere Gruppen versammelten, um politische, ideologische, wissenschaftliche oder andere gesellschaftlich relevante Themen abzuhandeln. Schlösser, Rathäuser, Kirchen und öffentliche Versammlungsplätze boten Raum für die Zusammenkünfte.

Was die kommunikativen Verfahren und Zielsetzungen angeht, so haben wir es regelmäßig mit der Deklaration von Standpunkten bzw. argumentativen Vorbereitungen von Entscheidungen, mit der wechselseitigen Abstimmung unter den Teilnehmern bzw. Gruppen-Tunings, mit Debatten oder Disputationen zu tun. Insofern stellt die Zeit des 15. und 16. Jhs. keinen Sonderfall dar. Ungewöhnlich ist aber die zahlenmäßige Beschränkung der Ereignisse und die schmale Quellenbasis, auf die wir uns heute in Anbetracht der einschlägigen Vorgänge stützen können. „Richtet man den Blick von der geistlichen zur weltlichen Seite, von Geschichte und System der mittelalterlichen Predigt auf die öffentliche weltliche Rede des Mittelalters, so muß man als erstes feststellen, daß es eine vergleichbare Forschungstradition und entsprechende Darstellungen nicht oder nur in Ansätzen gibt", stellt Dieter Mertens (1997a, 408) fest und resümiert weiter: „Das in den letzten Jahrzehnten massiv gewachsene Interesse an der Rhetorik hat sich zu einem erheblichen Teil auch auf das Mittelalter gerichtet und nicht allein auf die geistliche Rhetorik und Beredsamkeit, doch bezüglich der weltlichen Rhetorik nahezu allein auf die Theorie. Weltliche Rede ist nicht nur lateinische Gelehrtenrede, sondern wesentlich auch Laienrede und als solche volkssprachlich und sehr oft ohne Verschriftlichung geblieben. Erst in jüngerer Zeit wird ihr explizit Aufmerksamkeit gewidmet. Gerd Althoff hat in zahlreichen Beispielen aus dem frühen und hohen Mittelalter nachgewiesen, daß Reden Bestandteil der durchaus geregelten öffentlichen Beratungen waren, daß Könige und Große, Boten und Gesandte im *colloquium publicum* in förmlicher Weise redeten" (Mertens 1997a, 408; vgl. Althoff 1990).

6.1. Konzilsrhetorik im 15. Jahrhundert

Die Reihe der Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414−18), Pavia/Siena (1423/24), Basel (1431−49) und Ferrara/Florenz (1438−45) brachte für Europa die bis dahin größten und längsten Versammlungen seiner Geschichte mit sich. Die Städte Konstanz und Basel „sahen während der Konzilszeit bei rund 2.300 bzw. 3.500 eidlich inkorporierten Konzilsvätern eine geschätzte Gesamtzahl von 70.000 bzw. 150.000 Besuchern von Schottland bis Polen, Schweden bis Kastilien, vor allem aber aus Deutschland, Italien, und Frankreich in ihren Mauern" (Helmrath 1989, 116 f.). Während der Konzilszeit fanden in Konstanz und Basel gleichzeitig Reichstage sowie weitere Versammlungen neben dem eigentlichen Versammlungsgeschehen statt, so dass Leopold von Ranke im Konstanzer Konzil die „Mischung eines allgemeinen Conciliums und eines deutschen Reichstags" erblickte (Ranke 1888, 182) und Johannes Helmrath (1989, 119) davon spricht, dass die Konzilien dieser Zeit generell „parlamentarisierend" wirkten.

Die konziliare Oratorik oder Redekultur wurde rhetorikhistorisch bedeutsam, denn auf diesen großen Versammlungen prägte sich ein neues Bewusstsein für Kommunikationsfragen im Allgemeinen sowie im konkreten Redewettstreit eine neue Sensibilität für die Rhetorik im Besonderen aus. Der humanistische Redestil fand hier erstmals ein breites internationales Publikum. Die kommunikativen Verfahren waren mit denen auf anderen großen Repräsentativversammlungen wie Reichs-, Stände- oder Städtetagen weitgehend identisch. In Basel erließ das Konzil zusätzlich „eine Art Verhaltenskodex", der „auch Regeln der Kommunikation unter den Konzilsmitgliedern umfaßt; zum Beispiel soll man einen Redner zu Ende sprechen lassen, seine eigenen Emotionen zügeln etc." (Helmrath 1989, 130).

Was Medien, Performanz und Textsorten angeht, so ergänzten sich wechselseitig die für die Dimissivik bestimmten, schriftbasierten Kommunikationsformen (Briefe, Protokolle, Traktate) mit den für die Situativik bestimmten, oralen (Vortrag von Schriftstücken, Rede, Predigt).

Bei den oratorischen, also zur Gattung ‚Rede' gehörenden Textsorten unterscheidet Sieberg (1951, 157−177, 198−202) Gesandtenrede, Prunk- und Zeremonialrede, kanonistische *Traktat*-Rede, den Legationsbericht sowie die speziell kirchliche Form der Predigt. Unter diesen Reden hat man vor allem noch den Typus der *Humanistenrede* isoliert, der sich „durch ein klassischeres, an Cicero und seinem christlichen Pendant Lactanz orientiertes Latein" auszeichnet; vor allem zielten diese Reden „stärker auf das Publikum und seine Unterhaltung durch rhetorische Mittel (Ekphrasis usw.), ein Zug, der der scholastischen Traktatrede völlig fremd war", und die Redner selbst legten zudem auch großen Wert auf die Performanz, also „das physische Element beim Sprechen, die pronuntiatio und actio" (Helmrath 1989, 141 f.).

Bedeutende Frühhumanisten traten mit derartigen Reden vor den Konzilien auf, von Poggio Bracciolini bis Enea Silvio Piccolomini. Diese Humanisten setzten rhetorische Glanzlichter, doch ihre Reden waren die Ausnahme, nicht die Regel, und über ihre langfristige Ausstrahlung kann man nur spekulieren (Helmrath 1989, 143). Die großen Glaubens-Agone der Konzilien, sei es mit den Hussiten, sei es mit den schismatischen Päpsten, verliefen nach Art der scholastischen Disputationen, die durch die Argumentation von Opponent und Respondent, nicht durch Redeschmuck zu überzeugen hatten. Sie waren damit zwar nicht weniger rhetorisch, aber eben nicht eloquent im humanistischen Sinn.

Zusammenfassend kommt Helmrath (1998, 271) zu dem Befund, dass „die Konzilien von Konstanz und Basel mit ihrer debattenfördernden Geschäftsordnung, ihrer Forumsfunktion für Gesandtschaften aus ganz Europa, ihrer Predigtintensität" zweifellos „über viele Jahre hinweg die bedeutendsten oratorischen Zentren" Deutschlands waren (Helmrath 1998, 271).

6.2. Reichstagsrhetorik

Die Redner auf den deutschen Reichstagen des 15./16. Jhs. konnten von diesen Ereignissen viel lernen. So sprach etwa der berühmte spanische Theologieprofessor Juan de Segovia als Orator des Basler Konzils 1441 in Mainz vor den dort zum Reichstag Versammelten. Nach vier Stunden ununterbrochener Rede versagt ihm die Stimme (*magnitudo deficeret vocis*). „Erst nach einer längeren Pause macht er weiter. Am Ende hat sein Vortrag 7½ Stunden gedauert. Das ist Rekord"; die längste bekannte Rede vor einem spätmittelalterlichen Reichstag (Helmrath 1997, 423). Die spezifisch politische Redekultur solcher im außerkirchlichen Setting stattfindenden Redeereignisse, insbesondere die Oratorik (Redepraxis) der Reichstage, hat die historische Forschung erst in den letzten Jahrzehnten entdeckt. Hier sind Namen wie Schubert (1966), Mertens (1991, 1997b und 1997c) sowie Helmrath (1997 und 1998) zu nennen.

Das im 19. Jh. begonnene Großprojekt einer Edition der *Deutschen Reichstagsakten* erlaubt den Schluss − obwohl Reden dort gern wegen politischer Irrelevanz (weil ‚bloß rhetorisch') vernachlässigt wurden −, dass bei diesen politischen Großereignissen zwischen 1400 und 1600 mindestens rund 80 Reden im engeren Sinn (d. h. textlich isolierbare mündlich-monologische Redeereignisse mit rhetorischen Kennzeichen) gehalten wurden.

Ob sie nur die Schauseite einer in den Kabinetten der Mächtigen längst beratenen und vorbeschlossenen Politik waren oder ob sie tatsächlich situativ-meinungsbildenden Einfluss hatten, bleibt umstritten. Helmrath fasst seine Ergebnisse wie folgt zusammen: „Niemals konnte die ‚Reichstagsrede' so systemkonstitutiv werden wie die englische Parlamentsrede in der Zeit der Pitts. Beim Reichstag, jener aristokratisch verharrenden Magnatenversammlung mit Städteappendix, etwas anderes zu erwarten, wäre tatsächlich ein Anachronismus. Es konnte freilich gezeigt werden, daß es wenigstens drei Phasen der Reichstagsgeschichte gab, in denen die Rede eine zentrale Rolle spielte: 1. als von scholastischer Gelehrsamkeit geprägte Traktatrede auf den Konzilsreichstagen 1438 bis 1446; 2. als professionelle humanistische Staatsrede, in einem ersten Schub auf den Türkenreichstagen 1454/55, und seither immer dann, wenn es um die Türkenfrage ging; 3. in einem zweiten großen Schub humanistischer Oratorik in der *aetas Maximilianea*, der aber bis 1530 reichte" (Helmrath 1998, 286).

Das Ablaufschema der Reichstage legte die Möglichkeiten, ja Notwendigkeiten für Rede-Akte fest. Zu nennen sind die Rede zur Eröffnung oder zum Abschluss, die Antragsreden (Propositionen), sodann die Gesandtenrede bei der Audienz mit den entsprechenden Responsionen sowie als Sonderform die Predigt in der Heilig-Geist-Messe, mit der der Reichstag begonnen wurde. Die Reden waren Teil eines Verhandlungsrituals, das sich der deutschen Sprache bediente. Bei bedeutenden humanistisch geprägten Redeereignissen internationalen Zuschnitts jedoch, etwa wenn Enea Silvio Piccolomini (1405–1465, ab 1458 Pius II.) seine Türkenreden im Jahre 1454/55 hielt, wurden die Texte auf Latein vorgetragen. „Zwar wurden die Reden für die deutschen Teilnehmer gleich anschließend übersetzt – ‚damit niemandem die Meinung des Kaisers entgehe' –, doch ihren exemplarischen Charakter verdanken sie ihrer lateinischen Gestalt" (Mertens 1997b, 301).

Noch in der Neuzeit hat es für den großen Redegestus der Humanisten nicht immer ungeteiltes Lob gegeben. So kritisiert etwa Johannes Haller in seiner Edition einer Basler Konzilsrede des Enea Silvio Piccolomini von 1438 den Eindruck einer bloß „auf äusseren Effect berechneten Declamation", die „bei allem moralischen Pathos" doch im Ton „nur um so hohler" klinge, und wie „bei den meisten Humanistenreden" seien die zahlreichen Zitate aus Klassikern „zum Teil recht bei den Haaren herbeigezogene" (Haller 1900, 85). Die heutige Forschung sieht den humanistischen Ansatz Piccolominis anders, besonders bei seinen Türkenreden, die Helmrath (1998, 272) als Exempel der zu ihrer Zeit „modernen humanistisch ciceroträchtigen Aktionsrede" einstuft. Zu nennen ist hier insbesondere auch seine zweistündige Frankfurter Rede *Constantinopolitana clades* von 1454, die Begeisterung hervorrief, die man heute mit einem sportlichen Vergleich als die „Kür der großen politischen Beratungsrede" (Helmrath 1998, 275) bezeichnet und die als eine der am meisten schriftlich verbreiteten Reden am Ende des Handschriftenzeitalters gilt.

Die heutige Forschung würdigt bei dieser Art Reden gerade den rhetorischen Impetus und die rhetorische Form als kulturhistorische Anreger ersten Ranges (Mertens 1997c, 49; Mertens 1997b, 302 f.). Ihre Ausstrahlung auf die Zeitgenossen bewirkte, dass es der Württemberger Graf Eberhard im Barte auf dem Wormser Reichstag von 1495 für sinnvoll erachtete, die von Johannes Reuchlin (1455–1522) ins Deutsche übersetzte erste *Olynthische Rede* des Demosthenes kursieren zu lassen, um seine politischen Ziele, die Erhebung in den Herzogsstand, zu befördern (Poland 1899; Helmrath 1998, 279 f.). Viele Zeitgenossen, auch unter den Politikern, verstanden also den neuen Anspruch humanistisch eingestellter Redner durchaus und hoben in ihren Kommentaren gerade das neue

Eloquenzideal hervor. „Dies geschieht auch bei deutschsprachigen Reden, die an Zahl wohl zunahmen", z. B. bei der Wormser Fürstenerhebung von 1495, wo auch „eine *lang zierlich red* des Oberhofmeisters, des eloquenten Veit von Wolkenstein" vorgesehen war; „1507 hielt der seiner Beredsamkeit wegen oftmals gerühmte König Maximilian persönlich vor dem Konstanzer Reichstag eine ebenfalls lange, und dem Urteil Eitelwolfs von Stein zufolge, effektvolle, die Stände sehr bewegende Rede" (Mertens 1997b, 303 f.).

Neben der eloquenten Humanistenrede findet sich als Typus die rein geschäftsmäßige Antrags- oder Propositionsrede, im Duktus trocken und klar. Sie wird durch eine der ersten, in deutscher Sprache überlieferten Reichstagsreden repräsentiert, die der im Namen der Kurfürsten sprechende Ritter Johann von Talburg im Jahre 1400 in Frankfurt hielt (Weizsäcker 1877, Nr. 142). Ihr schlichter Stil steht in deutlichem Kontrast zu den später höchst manieriert und kanzlistisch gewunden klingenden Reden (die freilich als epideiktisch einzustufen sind), wie wir sie in der schriftlichen Version der deutschen Eröffnungsrede des Würzburger Bischofs auf dem Augsburger Reichstag von 1582 (Rauch 1905, 101 f.) und in den zwei Redebeispielen der Reichstagsordnung von 1612 (Rauch 1905, 54 und 55 f.) vorliegen haben.

Den Typus der sachlich beweisenden Rede stellt die wohl berühmteste deutsche Rede der frühen Neuzeit dar: Luthers Verteidigungsrede auf dem Reichstag von Worms 1521. Sie ist zweifellos als rhetorischer Höhepunkt der Epoche anzusehen, denn sie machte Geschichte als Widerstandsrede mit welthistorischen Folgen: dem Durchbruch der Reformation. Die Rede ist in drei Versionen erhalten: 1. Ein kurz vor dem Auftritt vor dem Reichstag entstandenes deutsches Entwurfsfragment vom 18. April 1521 (WA 7, 815; bessere Textgestalt bei Volz 1955, 65 f.). Das Fragment zeigt, dass die anderen, vollständigen Fassungen halbwegs authentisch sein dürften, auch wenn sie überarbeitet wurden. 2. Die vollständige lateinische Version, mit dem später auf Deutsch hinzugefügten Schlusssatz: „Ich kan nicht anderst, hie stehe ich, Got helff mir, Amen" (WA 7, 831–838). 3. Die deutsche Übersetzung der lat. Version in zwei Fassungen (WA 7, 867–877).

Luther trug die Wormser Rede nach Augenzeugenberichten frei und unaufgeregt vor. Der Text folgt insgesamt der Freimütigkeitsmaxime (*licentia*). Er ist im Argumentationsgang eine Mischung aus persönlicher Rechtfertigung und Anklage gegen die kirchlichen Missbräuche. Luther scheut sich dabei nicht, mit geschicktem Einsatz von Bibelzitaten als prophetischer Kämpfer zu erscheinen. Er stellt sich als Redner dar, der sich im Bunde mit der Heiligen Schrift äußerst selbstbewusste Sprechakte erlauben kann, nämlich Beweise zu fordern, selbst anzuprangern, zu warnen und zu drohen: „Ich bin nicht kommen, den frid, sonder das schwert zusendenn" (WA 7, 874). Auch von den folgenden, sog. Reformationsreichstagen sind wichtige Reden erhalten (Helmrath 1998, 283), die ebenfalls die Prinzipien freimütiger und gut argumentierender Rede repräsentieren.

6.3. Akademische Rhetorik

Lernen konnte man die elaborierte Rede zu Luthers Zeit auf den hohen Schulen. Freilich stellt die reformatorische Anklage- oder Verteidigungsrede nach Art der genannten Luther-Rede eine selbstbewusste Weiterentwicklung der theologischen Disputationsrede und der humanistischen, auf das *genus iudiciale* bezogenen Rede dar. Die akademisch seit dem 15. Jh. gepflegten humanistischen Reden waren demgegenüber zunächst Vorzeigereden (*genus demonstrativum* oder *epideiktikon*), mehrheitlich Preisreden, nicht selten

mit akademisch-selbstreflexivem Charakter (Beispiele zusammengestellt bei Gruber 2003, XL–XLVII). „Das epideiktische Redegenus ist geeignet, den weltlichen Bereich als einen eigenständigen herauszuarbeiten, ohne die Relation zur Theologie positiv oder negativ bestimmen zu müssen. Da die epidektische Rede lobt und tadelt, könnte der Redner an sich auch Gelegenheit zu expliziter Konfrontation nehmen und Lob gegen Tadel stellen, doch in aller Regel tut er dies nicht, weil ein Sachverhalt ja als gewiß und nicht noch zu entscheiden herausgestellt werden soll“ (Mertens 1997a, 414).

Der Hörsaal war das rhetorische Exerzierfeld der Gelehrten, die jenseits der scholastischen Redeformen neue Akzente setzen wollten und sich daher für die neuen-alten Maßstäbe der klassischen Rhetorik interessierten. Im universitären Milieu der Zeit um 1500 traten viele der rhetorikgeschichtlich wichtigen gelehrten Redner als bewusste Exponenten des Humanismus auf. Für die Anfangszeit ist hier Peter Luder (ca. 1415–1472) als prominentes Beispiel zu nennen; für den durch die Reformation gegangenen späteren Humanismus steht Philipp Melanchthon (1497–1560). Doch auch andere Gelehrte sind mit humanistischen Reden hervorgetreten, so etwa Konrad Celtis (1459–1508; Ausgaben einiger Reden bei Rupprich 1934; Obermeier 1953; Gruber 2003) oder Nikolaus Marschalk (ca. 1470–1525), „der Bannerträger des Hellenismus in Erfurt“ mit seiner Rede anlässlich einer Promotionsfeier (hrsg. v. Reinke/Krodel 1967, 26). Johannes Reuchlin gehört zu den Humanisten, die zugleich den Typus des gelehrten Auftragsredners im Fürstendienst vertreten. Er hielt 1498 im Auftrag des Kurfürsten Philipp, Herzogs von Bayern, eine Rede in Rom vor Papst Alexander VI., um dessen Befreiung vom Kirchenbann zu erwirken (dt. Übersetzung bei Schwab 1998, 105–110).

Von der frühhumanistischen „Pionier-Gestalt“ Peter Luder (Barner 1987, 227) sind mehrere Reden überliefert (Übersicht bei Bockelmann 1984, 167–169). Dazu gehört eine Anfang der 1450er Jahre entstandene lateinische Lobrede auf den späteren Würzburger Dompropst Kilian von Bibra (hrsg. v. Wattenbach 1869, 96–99 und Buchner 1907, 219–222; vgl. Bockelmann 1984, 12 f.). Besondere Aufmerksamkeit hat aber Luders Heidelberger Lobrede auf Friedrich den Siegreichen von 1458 gefunden, die in der Universität gehalten und von Barner (1987) und Müller (1989 und 1994) genau analysiert wurde (siehe auch Studt 1992, 41–43 und 315–325). In dieser mit konventionellen rhetorischen Mitteln arbeitenden Rede, zu ihrer Zeit bewundert, wechseln Lobpreis, historischer Bericht und darauf fußende Argumentation ab. Die Rede ist auf Deutsch und Latein überliefert (lat. hrsg. v. Wattenbach 1871, 25–37; dt. v. Baumgarten 1887). Indem der Humanist Luder redet, expliziert er das humanistische Programm, positioniert sich selbst als Vertreter der mit neuem Selbstbewusstsein auftretenden laikalen Intelligenz und vollzieht dabei zugleich das humanistische Programm praktisch-rhetorisch. Humanistische *Laudes*, zu denen die Heidelberger Fürstenpreisrede Luders zählt, sind „nicht nur an die Anwesenden, nicht einmal nur an die Mitwelt, sondern ebensowohl an die Nachwelt gerichtet. Wie die überlieferten Vorbilder epideiktischer Rede die *docta vetustas* insgesamt als Resonanzraum beanspruchten, zielt auch Luder auf eine ort- und zeitübergreifende gelehrte Hörerschaft, die im akademischen Senat Heidelbergs nur zufällig repräsentiert ist. Diese Öffentlichkeit aber ist allein durch die Schrift erreichbar. Die wiederkehrenden Formen gelehrter Mündlichkeit stehen von vorneherein im Zusammenhang einer elaborierten Schriftkultur“ (Müller 1994, 293 f.). Eine von Müller (1994, 299–304) vorgenommene genaue Übersetzungsanalyse der deutschen Version dieser Rede zeigt, dass eine möglichst genaue Anlehnung ans lateinische Vorbild gesucht wurde, um so viel wie möglich vom *ornatus* der Vorlage zu retten. Die verschachtelte Argumentation Lu-

ders bringt den Übersetzer in Schwierigkeiten, syntaktisch angemessene Äquivalente im Deutschen zu finden. Bei all dem kann die Form der Rede „nur äußerlich“ gewahrt werden; insgesamt tritt die „Mitteilungsfunktion gänzlich hinter die Demonstration ‚hohen‘ Sprechens zurück, hinter einen stilistischen Gestus, für den in der Volkssprache ein Äquivalent erst noch gefunden werden muß. Das literarische Genus epideiktischer Rede soll für die Volkssprache gewonnen werden. Dieses Sprechen ist aber von vorneherein schriftliterarisch“ (Müller 1994, 304).

Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands (*Praeceptor Germaniae*), wie man ihn ehrfurchtsvoll genannt hat, blieb stets auf dem sicheren Terrain lateinischer Oratorik; nur vereinzelt erschienen Reden von ihm auf Deutsch. Für seine universitäre Laufbahn lassen sich etwa fünfzig lateinische akademische Deklamationen nachweisen. Sie bestehen „aus Lob- und Trauerreden auf Musterbeispiele an überragender Erudition, rhetorischer Vollkommenheit und menschlicher Größe. Diese lassen sich drei Bereichen zuordnen: Zum einen werden adlige Herrscher und ihre obersten Verwaltungsbeamten vorgestellt, zumeist Zeitgenossen und zum Teil persönliche Bekannte Melanchthons. Eine zweite Gruppe umfaßt zeitgenössische Gelehrte von Rudolph Agricola und Erasmus bis zu Melanchthons Wittenberger Kollegen und Freunden. Schließlich steht eine Reihe antiker Forscher und Kirchenväter Modell für den Umriß des *orator perfectus*“ (Berwald 1994, 36f.; Quellenbibliographie ebd., 109–134; Ausgabe mehrerer Reden bei Nürnberger 1961; Übersetzungen bei Schmidt 1989 und Beyer/Rhein/Wartenberg 1997).

7. Schriftkultur: Prosastil, Kunstprosa, pragmatische Textsorten

7.1. Zum Prosastil

Der Übergang von der mittelhochdeutschen zur frühneuhochdeutschen Schriftsprache (Überblick bei Hartweg/Wegera 2005) geht einher mit dem breiten Durchbruch, ja, „Zwang zur Schriftlichkeit der Laiensprache, zu einer allgemeinen Schriftkultur auf deutsch“ (Kuhn 1969, 264; Überblick bei Betten 1987, 20 ff.). Damit verbunden ist ein unvergleichlicher Entwicklungsschub bei allen Prosatextsorten (Betten 2000, 1652–1654).

Die von der Forschung geltend gemachten Gründe sind vielfältig: ideologisch motivierte Fiktionalitätsskepsis, die die Prosa wahrhaftiger erscheinen lässt als den Vers; aus sozialgeschichtlicher Perspektive die Zunahme der Privatlektüre und des Vorlesephänomens; aus bildungsgeschichtlicher Perspektive die verbesserte Laienbildung und zunehmende Verbreitung von Lesefähigkeit; schließlich auch Einflüsse des Sprachwandels (Betten 1987, 57–62). Insbesondere bei den literarischen Gattungen und Textsorten im engeren Sinn vollzieht sich eine weitreichende Öffnung hin zur Prosaliteratur (Überblicke bei Stammler 1966 sowie im Artikel 18 dieses Bandes). Dass sich dabei vielfach ein affektrhetorischer Grundzug herausprägte, wie Burger (1969) postuliert, hält einer genaueren Überprüfung kaum stand. Auch im Bereich pragmatischer Textsorten, wie sie etwa im Kanzlei- und Bildungswesen vorkommen, vollzieht sich die deutliche Expansion des Gebrauchs deutschsprachiger Schriftprosa (Bentzinger 2000). Dies hatte praktische und theoretische Konsequenzen hinsichtlich des Phänomens *deutsche Schriftprosa*. Neben die intensive Stilschulung im Lateinunterricht musste nach und nach auch etwas Entsprechendes für die deutsche Prosatextkultur treten.

Der deutsche Prosastil, wenn man ihn denn als dem lateinischen Prosastil gleichwertig erachten wollte, wurde zur Herausforderung. In der Praxis wurde diese Herausforderung von den Literaten und Kanzlisten angenommen. Sie waren die maßgeblichen Experimentatoren auf dem Gebiet einer systematischen Kultivierung der Prosastilistik.

Die theoretische Frage, mit der sich die Erforschung der Prosastilistik als Aspekt der deutschen Literatursprache auseinanderzusetzen hat, ist die Frage nach der Differenz von Sprachgebrauchsnormen allgemeiner Art und ästhetisch motivierten Normen (im Sinne von Overcodes). Anders gesagt: Die Stilregulative von Prosatexten in Normalkommunikation können sich deutlich von jenen unterscheiden, die in bestimmten Arten der Sonderkommunikation, z. B. im Fall von Dichtung, zum Tragen kommen. Insofern ist für die Literatursprache Leo Spitzers berühmte Kongruenzthese deutlich zu modifizieren. Sie lautet: „nihil est in syntaxi quod non fuerit in stylo [nichts ist in der Syntax, was nicht vorher im Stil war]. Syntax, ja Grammatik sind nichts als gefrorene Stilistik" (Spitzer 1928, 517). In literarischen Texten − und nicht nur dort − gelten regelmäßig andere Spielregeln. Die von Dichtern gefundenen Stilvarianten können historisch gesehen natürlich irgendwann zu grammatischen Normen werden, jedoch gehört nicht jede literarische Stilvariante auf die theoretische Ebene der Grammatik, sondern ihre stilistischen Generierungsregeln liegen regelmäßig oberhalb der Grammatik (d. h. nutzen grammatische Möglichkeiten nur aus), bisweilen sind sie auch jenseits der Grammatik angesiedelt. Ein berühmtes Beispiel sind die epochentypischen Synonymenhäufungen, die Wenzlau (1906) unter die Rubrik *Zwei- und Dreigliedrigkeit in der deutschen Prosa des XIV. und XV. Jahrhunderts* subsumiert.

Vor diesem Hintergrund ist Roloffs richtungsweisende Studie von 1970 zu sehen, die den Stil eines frühen prominenten Vertreters frühneuhochdeutscher Prosaliteratur untersucht. Roloff vergleicht den *Melusinen*-Prosaroman von 1456 mit seiner französischen Quelle und kommt zu dem Befund: „Der pathetisch-rhetorische Stil, das ästhetisch-formenreiche Spiel einer der höfischen Dichtung verpflichteten Darstellungsweise ist gegen eine lineare, nüchtern-faktische Erzählweise ausgewechselt worden" (Roloff 1970, 102). „Strukturelle Gestaltung" und Wortwahl sind mit Begriffen wie „einfach, klar und geordnet" (Roloff 1970, 190) zu kennzeichnen. „Die Bauformen im syntaktischen Bereich zeichnen sich durch Kürze und Übersichtlichkeit aus" (Roloff 1970, 190). Roloff konstatiert große „Eigenständigkeit" des deutschen Bearbeiters der *Melusine*. Die genannten Stilmerkmale interpretiert er aber weder als Ergebnis eines an der Bibel orientierten Schlichtheitsprinzips oder eines gewissermaßen ‚attizistischen' Stilideals noch als Indikator einer unterentwickelten Virtuosität auf dem Gebiet deutscher Kunstprosa, die nach weiteren Anstrengungen verlangt. Für ihn ist es ein Psychogramm, Ausdruck einer geistigen Befindlichkeit, begrenzter „geistige[r] Leistungsfähigkeit" des deutschen Übersetzers: „Sein stereotypes Ursache-Folge-Denken, seine Unfähigkeit zu dynamischer Gestaltung der Satzgeschehnisse, seine Vorliebe für eindeutige Genauigkeit und enge Verknüpfung einzelner Teile miteinander verraten die Simplizität seiner geistigen Leistungsfähigkeit" (Roloff 1970, 191).

Bei Autoren mit humanistischem Hintergrund ergeben sich durchaus andere Befunde. In der Forschung ist schon früh darüber nachgedacht worden, welchen Einfluss der lateinische Humanismus auf die Entwicklung deutscher Prosatextkultur hatte (Überblick bei Knape 2000a). So beschäftigte sich etwa Konrad Burdach mit den ersten Berührungspunkten deutscher Prosakunst mit dem italienischen Humanismus im 14. Jh. (Burdach 1839 sowie 1930−35), und Eduard Norden ging dem „Einfluss des Humanistenlatein auf

den Prosastil der modernen Sprachen im XVI. und XVII. Jh.“ nach (Norden 1898, 780 ff.). Sein Ergebnis lautet: „Die Humanisten haben, wie bemerkt, die von ihnen verpönten modernen Sprachen durch den Todesstoss, den sie der lateinischen Sprache gaben, in ihrer Entwicklung gefördert. Wenn sie sich einmal herabliessen, der ‚barbarischen‘ Idiome zu gedenken, so pflegten sie daran die Ermahnung zu knüpfen, jene sollten sich den antiken Stil zum Muster nehmen“ (Norden 1898, 780). Pointenstil und betonte Antithetik, aber auch den Schwulst in der frühneuhochdeutschen Literatur führt Norden auf diese Einflüsse zurück. Ob hier von Anfang an eine stilreformerische Programmatik am Werk war oder man doch eher von einer langsamen Entwicklung nach dem Prinzip von ‚Trial and Error‘ sprechen muss, ist umstritten (Vollmann 1997).

Zweifellos kommt den deutschen Übersetzungen antiker Texte (Worstbrock 1976) eine besondere Rolle bei der Ausprägung eines deutschen Prosastilbewusstseins zu. Zeitgenössische Kanzlisten wie Niklas von Wyle erklären die lateinische Syntax gar zur Normgeberin des Deutschen. Wyle setzt sich auch ausdrücklich für die Anwendbarkeit des rhetorischen Figurenarsenals in Kanzleiprosa ein; Friedrich Riederer schließlich macht 1493 den bemerkenswerten Versuch, in produktiver Auseinandersetzung mit den 50 rhetorischen Stil-Praecepta Albrecht von Eybs eigene deutsche Stilstandards zu entwickeln (Knape 2006, 18−42).

Die Erforschung des deutschen Prosastils in Spätmittelalter und früher Neuzeit erhielt neue Impulse von Wolfgang Stammler, der erstmals 1954 im Rahmen seiner Prosageschichte des Mittelalters den kurzen *Versuch einer Stilgeschichte* der älteren deutschen Prosa veröffentlichte (Stammler 1966, 1064−1079). Er findet in der reichen Prosaliteraturlandschaft folgende Stiltypen: „wirklichkeitsnaher Stil“ bei wissenschaftlicher Prosa, „latinisierender Stil“ bei populärwissenschaftlich-scholastischer Literatur, „ekstatischer“ und „weicher Stil“ in der Mystik, „Mischstil“ in der Erbauungsliteratur des 15. Jhs., sodann „geblümter Stil“ (dazu kritisch Hübner 2000) sowie frühhumanistischer Stil. Insgesamt haben sich für Stammler im Lauf der Zeit zwei Stilrichtungen herausgebildet: „die eine schreibt für die oberen Schichten, ist in manchem noch dem Latein verhaftet und hat der deutschen Prosa eine Eigentümlichkeit bis heute vererbt: die Hypotaxe, die Satzverschränkung. Die andere offenbart sich in der Erbauungsliteratur und im populärwissenschaftlichen Schrifttum und rechnet auf die unteren Schichten der Leser. Sie verwendet vielfach noch die ‚altmodische‘, aus der Spätgotik überlieferte Prosa“ (Stammler 1966, 1079).

Vor allem in der Reformationszeit bekommt der deutsche Prosastil neue Impulse. Luthers Bestreben, bei seinen Veröffentlichungen, insbesonders auch bei der Bibelübersetzung, Allgemeinverständlichkeit anzustreben, wird teils kritisch als Nivellierungsvorgang (Schirokauer 1957), teils als unvermeidliches Eingehen auf Kommunikationsnotwendigkeiten interpretiert. Luther ging es ausdrücklich darum, beim Wortschatz seine Leser abzuholen, stets eine dem Gegenstand angepasste stilistische Ebene zu finden und speziell bei der Bibelübersetzung auch mit ästhetischem Anspruch eine rhythmisch durchgegliederte Prosa zu schreiben (Tschirch 1966, 65 ff.; Stolt 1991; Besch 2000; Schöndorf 2000).

Insgesamt wird man in Hinblick auf die deutsche Prosa des 15./16. Jhs. wohl nicht von einem Epochenstil reden können. Anne Betten macht deutlich, dass man in aller Regel von textsortenbezogenen Funktionalstilen ausgehen muss (*Textsortenstile*), die auf die jeweiligen kommunikativen Absichten und Performanzbedingungen Rücksicht nehmen (Betten 2000, 1650−1658). In ihrem zusammenfassenden Überblick zur älteren

deutschen Prosasyntax warnt Betten (1987) vor bestimmten Generalthesen, z. B. der Simplizitätsthese, in Bezug auf die älteren Zeugnisse deutscher Prosa. Man müsse stets in Rechnung stellen, dass zu unterschiedlichen Zeiten differente „Stilwillen" (Betten 1987, 163) am Werk gewesen seien, die jeweils „anderen strukturellen Ausdrucksmöglichkeiten (gesehen als Reflex von Kommunikationsbedürfnissen)" den Vorzug gaben. „Ob beim Vergleich von Tempus- vs. Aspektsystem, parataktischen oder hypotaktischen Verknüpfungsmitteln: An vielen Beispielen läßt sich zeigen, daß verschiedene Mittel Vergleichbares leisten oder aber Ausdruck ganz unterschiedlicher Mitteilungsbedürfnisse sind". Sie sind als „Differenz", aber nicht als „Defizit" zu bewerten (Betten 1987, 163).

7.2. Kanzleitexte: Vertextungstechnik und Textbaustein-Verfahren

Unter den genannten pragmatischen Textsorten sind die kanzlistischen besonders hervorzuheben, weil sie zum alltäglichen, in großem Umfang und überall verbreiteten Alltagsbestand an Zeugnissen der sozialoffenen Kommunikation gehören. Hier ist das Augenmerk auf eine ganz bestimmte Vertextungstechnik für offizielle Gebrauchstexte zu lenken, die in den Kanzleien praktiziert wurde: das formularhafte Verfassen von Texten nach dem Textbaustein-Verfahren. Bei dieser Vertextungstechnik stehen dem Schreiber sowohl für die syntagmatische als auch für die paradigmatische Achse des zu verfassenden Textes eine Reihe von Textbausteinen zur Verfügung, die er nur noch je nach Anlass gekonnt kombinieren (bzw. ggf. auch anpassen) muss, um den gewünschten Text zu erhalten.

Ein besonders schönes Beispiel für ein epistolographisches Textbausteinschema ist in cgm 3607, Bl. $32^{r}-32^{v}$ überliefert; der Text wurde wohl zu Lehrzwecken verwendet (Abdruck bei Knape 2002 a, 22–24). Für die Begrüßung/Salutatio des Briefs gilt hier bspw. auf der syntagmatischen Achse, dass zunächst „Was kurzer grues", danach „verporgener grues" und schließlich eine „clausula" aufeinander folgen sollen. An der Stelle „Was kurzer grues" kann dann auf der paradigmatischen Achse z. B. „Vnsern grues vnd alles guet" ausgewählt, an die Stelle „verporgener grues" „durchleuchtiger furst" gesetzt und als „clausula" „lieber oham" hinzugefügt werden. Für einen möglichen Brief könnte die komplette Begrüßung demzufolge lauten: ‚Vnsern grues vnd alles guet durchleuchtiger furst lieber oham' (alle Zitate nach Knape 2002a, 23).

Viele der im 15. und 16. Jh. entstandenen Titel-, Brief- und Contractlehren arbeiten mehr oder weniger ausgeprägt mit diesem Textbaustein-Verfahren; besonders für Begrüßung und Anrede gelten starre Regeln, je nach Stand des Senders und des Adressaten.

7.3. Private deutsche Gebrauchstexte

Der Brief ist im offiziellen Kommunikationszusammenhang längst zu einer der wichtigsten Textsorten geworden (Metzler 1987). Nun wird er auch für den privaten oder semiprivaten Bereich entdeckt. Die experimentelle und avantgardistische Kultivierung der Epistolographie findet zunächst wiederum bei den Humanisten statt (Voigt 1881, 422–441; Worstbrock 1983). Petrarca, der Begründer des Humanismus, wird hier zum Vorbild und seine Briefsammlungen zum unerreichten Muster. Bis zum 17. Jh. wurden davon drei Briefe ins Deutsche übersetzt (hrsg. v. Hess 1975; Knape 1993; Knape 1997). Wie

später die reformatorischen *Sendschreiben*, hatten diese Humanistenbriefe aber einen halböffentlichen und hochliterarischen Charakter.

Bereits im 15. Jh. gelangen dann aber auch nach und nach ‚Privatsachen' im engeren Sinn „deutlicher ins Zuständigkeitsfeld der für Schreiber gedachten Theorien" (Knape 2002a, 14), so dass neben Mustern für institutionelle und geschäftliche Gebrauchstexte auch Muster für private Gebrauchstexte überliefert sind. So findet sich bspw. in der Figurenlehre des Niklas von Wyle als Exempel des 6. Colors ein Brief, in welchem ein verzweifelter Mann Gott darum bittet, ihn von seinem Liebesleid zu befreien (hrsg. v. Knape 2002d, 227−231). In der Handschrift des *Modus epistolandi deutsch* (cgm 3607) ist gleich ein ganzer Liebesbriefwechsel als Muster mitgeliefert, wobei hier das Liebeswerben des Mannes mit Gehorsamkeits-, Dienst- und Treueformeln einhergeht, welche sonst aus der üblichen *ars dictaminis* bekannt sind (hrsg. v. Knape 2002a, 15 f.; Fröhlich 2003, 222 f.).

Friedrich Riederer teilt in seinem *Spiegel der wahren Rhetorik* von 1493 (hrsg. v. Knape/Luppold 2008) Briefe in drei große Klassen ein: 1. *lernung* oder *bericht* (Kriterium: Nützlichkeit des Inhalts/Information), 2. *schimpf* (Kriterium: Belustigung des Adressaten/Spott) und 3. *ernsthafftikeit* (Kriterium: Erhabenheit des Inhalts), wobei für diese Klassifikation zunächst unerheblich ist, ob der Brief ein offizielles, semiprivates oder privates Schreiben darstellt. So finden sich eine Vielzahl von Musterbriefen für Schreiben privater oder semiprivater Natur teilweise direkt neben Exempeln für offizielle Schreiben. Interessanterweise unterliegen auch hier private und offizielle Schreiben häufig denselben grundlegenden Kompositionsregeln, so dass insgesamt vorsichtig vermutet werden darf, dass der Kanzlei- bzw. Geschäftsstil zunehmend auch den Stil privater bürgerlicher Schreiben beeinflusste, besonders wenn diese im Auftrag von einem professionellen Schreiber verfasst wurden.

7.4. Reformationspropaganda aus der Druckerpresse

Ohne die Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern hätte die Reformation nicht auf die Art und Weise stattfinden können, wie sie tatsächlich stattgefunden hat. Die Reformation war zu einem großen Teil „Geschichte aus der Druckerpresse" (Burkhardt 2002, 30; siehe auch Scribner 1981; Talkenberger 1994). Dass Luthers Thesen zwar womöglich niemals an die Tür der Wittenberger Schlosskirche angeschlagen wurden (Iserloh 1968), sich jedoch mithilfe der neuen Drucktechnologie in Windeseile über das gesamte deutschsprachige Gebiet ausbreiten konnten, fügt sich in dieses Bild. Auch umgekehrt gilt, dass die Reformation und die mit ihr einhergehende gesteigerte „Nachfrage nach tagesaktuellem, bekenntnishaftem Schrifttum" (Knape/Till 2008, 281) dem Druck zum endgültigen Durchbruch als vorherrschender Medientechnologie verhalf. In der „Druckmetropole" Augsburg, wo in den Jahren zwischen 1474 und 1517 jährlich um die 50 Drucke entstanden, springt die Zahl der jährlich produzierten Drucke in den Jahren zwischen 1517 und 1525 plötzlich „auf eine Marke von 300" (Burkhardt 2002, 26). Ein ähnliches Bild ergibt sich für gedruckte Flugschriften in deutscher Sprache (Burkhardt 2002, 28).

Generell wurde die Reformation damit zum Katalysator eines medientechnologischen Wandels und „führte zu einer Modernisierung der spätmittelalterlichen Kommunikationsverhältnisse" (Knape/Till 2008, 281). Der Wandel in den Kommunikationsverhältnis-

sen bleibt nicht auf die Medienfrage beschränkt. Auch die Zahl und Art der Kommunikationsteilnehmer verändert sich merklich. Schuster stellt fest, dass auch für die Zeit der Reformation gilt, was generell in Zeiten revolutionärer Umbruchprozesse feststellbar ist, nämlich „daß neue Bevölkerungsschichten in den schriftsprachlichen Kommunikationsprozeß eingegliedert werden, wodurch sich der Radius der öffentlichen Kommunikation beträchtlich erweitert“ (Schuster 2001, 17).

Vom Begriff der ‚reformatorischen Öffentlichkeit‘ und dem Bestreben der Reformatoren, möglichst breite Schichten der Bevölkerung in den Kommunikationsprozess einzubinden, war schon die Rede. Vor allem in den Städten begnügten sich die bürgerlichen Schichten keinesfalls damit, lediglich die Rolle der Adressaten zu spielen; bald schon wurden Flugschriften nicht nur *für* Bürger und Laien, sondern auch *von* Bürgern und Laien verfasst. Die Verfasser der Laienschriften waren unter den Verwaltungsbeamten der Städte und Fürsten zu finden − z. B. Lazarus Spengler, Ratsschreiber in Nürnberg (Lesting-Buermann 1982, 175−215), Benedict Gretzinger in Reutlingen, Johann Vögeli in Konstanz und Jakob Schorr, Kanzler in Zweibrücken und später Gutachter für Pfalzgraf Ruprecht (siehe Chrisman 1996, 207−226) −, aber auch unter Bürgern, die nicht in der Verwaltung tätig waren (wie z. B. der Ulmer Stadtarzt Wolfgang Rychard und sein Kreis; siehe Breitenbruch 1981, 69). Handwerker traten ebenfalls als Verfasser reformatorischer Schriften in Erscheinung (z. B. Hans Sachs, Clemens Ziegler, Sebastian Lotzer, Georg Schönichen, Ulrich Richsner, Hans Staygmayer, Melchior Hoffmann, Hans Mörlin, Peter Reychart, Nikolaus Kadolzburger; siehe Arnold 1990; zu Hans Sachs auch Balzer 1973). Darüber hinaus griffen Laien unter den oberen Ständen, Adlige und Ritter, zur Schreibfeder (z. B. Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Hartmut Cronberg; siehe Chrisman 1996, 65−89).

Die Konfessionspolemik ist das Ergebnis einer literarischen Popularisierungswelle, die bereits im späten Mittelalter ihre Anfänge hat (Müller 1927, 5). Der Unterschied zwischen spätmittelalterlichen, populärtheologischen Schriften und reformatorischen Schriften liegt laut Müller (1927) aber darin, dass erstere Belehrung über nicht in Zweifel zu ziehende wahre Glaubensinhalte zum Ziel hätten, während letztere vom Rezipienten plötzlich eine „weltanschauliche Stellungnahme“ (Tompert 1978, 212) erforderten. Schutte argumentiert noch stärker, dass sich mit den reformatorischen Schriften ein „Funktionswandel der volkstümlichen Massenliteratur“ vollzogen habe, da diese nun „zum ersten Mal zu einem relevanten Faktor des *öffentlichen* Lebens wird; sie erfüllt eine *publizistische* Funktion […]“ (Schutte 1971, 12). Mit anderen Worten: Statt lediglich eine Verbesserung des Wissensstandes der Adressaten zum Ziel zu haben, sind die Schriften der Reformation nun systematisch darauf ausgerichtet, einen Meinungswechsel bei großen Teilen der Bevölkerung herbeizuführen; sie weisen massenkommunikative Merkmale und eine starke persuasive Komponente auf und sind für eine Situation der offenen Meinungskonkurrenz (agonale Situation) geschaffen. In diesem Sinne kann durchaus von einer Rhetorisierung des Schrifttums in der Reformation gesprochen werden.

Mit der Öffnung des Zugangs zur Kommunikator-Rolle ist die Kommunikator-Adressaten-Beziehung im religiösen Kommunikationszusammenhang nicht mehr automatisch gekoppelt an ein hierarchisches Autoritäts- oder gar Machtverhältnis (‚der sozial höherstehende Prediger belehrt das Volk‘). Persuasionsversuche können theoretisch durch ein und denselben Text ‚von oben nach unten‘, ‚auf gleicher Ebene‘ sowie ‚von unten nach oben‘ stattfinden, d. h. Texte müssen oftmals prinzipiell auf einen viel heterogeneren Adressatenkreis zugeschnitten sein als jemals zuvor.

Dabei sind die reformatorischen Flugblätter und Flugschriften Texte, die in verschiedener Hinsicht Grenzen überschreiten oder verwischen (für eine Auswahl deutscher Flugschriften zur Reformation siehe auch Simon 1980). Zum einen ist in vielen Texten ein Schwanken des Stils zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit auffällig. Flugblätter und Flugschriften sind zunächst Medien, deren Texte für die Dimission bestimmt und daher von vornherein schriftlich fixiert werden; aber natürlich konnten sie später auch immer wieder laut verlesen werden. Eine Vielzahl an Flugschriftentexten weist Merkmale gesprochener Sprache auf, wie sie eigentlich für die situative Face-to-face-Kommunikation üblich sind. Schuster spricht in diesem Zusammenhang von den „nähesprachlichen Zügen" (Schuster 2001, 19) der Flugschriftentexte und argumentiert, dass diese nicht „habituell" (Schuster 2001, 278) in die schriftlichen Texte eingeflossen, sondern vielmehr strategisches Mittel seien, um die Verständlichkeit der Texte und des mit ihnen vermittelten Wissens zu befördern (Schuster 2001, 278−286). Zum anderen verschwimmen in den reformatorischen Schriften die Grenzen zwischen Predigt und agitatorischem Traktat, zwischen geistlichem und politischem Inhalt. Klein (2003, 1484) sieht einen zentralen Grund für die Flut politisch-religiöser Flugblätter und Schriften vor allem im Fehlen eines öffentlichen Forums, auf dem (religionspolitische) Konflikte in institutionalisierter Weise unter Einbindung breiterer Bevölkerungsschichten hätten ausgetragen werden können. Besonders augenfällig wird die Verbindung zwischen Glaubensinhalten und politischer Ansicht in den Schriften der Aufständischen im Bauernkrieg, die ihre (politischen) Forderungen peinlich genau mit Bibelinhalten zu rechtfertigen suchen.

8. Literatur (in Auswahl)

Adam, Paul (1980): Der Humanismus zu Schlettstadt. Die Schule. Die Humanisten. Die Bibliothek. Obernai.

Althoff, Gerd (1990): Colloquium familiare − colloquium secretum − colloquium publicum. In: Frühmittelalterliche Studien 24, 145−167.

Arnold, Martin (1990): Handwerker als theologische Schriftsteller. Studien zu Flugschriften der frühen Reformation (1523−1525). Göttingen (Göttinger theologische Arbeiten, 42).

Balzer, Bernd (1973): Bürgerliche Reformationspropaganda. Die Flugschriften des Hans Sachs in den Jahren 1523−1525. Stuttgart (Germanistische Abhandlungen, 42).

Barner, Wilfried (1987): „Studia toto amplectenda Pecatore." Zu Peter Luders Programmrede vom Jahre 1456. In: August Buck/Martin Bircher (Hrsg.): Respublica Guelpherbytana. Wolfenbütteler Beiträge zur Renaissance- und Barockforschung. Festschrift für Paul Raabe. Amsterdam, 227−251 (Chloe, 6).

Battenberg, Friedrich (1974): Gerichtsschreiberamt und Kanzlei am Reichshofgericht 1235−1451. Köln (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Reihe B, 2).

Baumgarten, Paul Maria (1887): Laudes palacii et palatini. Deutsche Lobrede auf Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz. In: Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte 1, 231−258.

Bentzinger, Rudolf (2000): Die Kanzleisprachen. In: Besch u. a. (2000), 1665−1673.

Berwald, Olaf (1994): Philipp Melanchthons Sicht der Rhetorik. Wiesbaden (Gratia, 25).

Besch, Werner (2000): Die Rolle Luthers für die deutsche Sprachgeschichte. In: Besch u. a. (2000), 1713−1745.

Besch, Werner u. a. (Hrsg.) (2000): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. 2. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2, 2).

Betten, Anne (1987): Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 82).
Betten, Anne (2000): Zum Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache im Frühneuhochdeutschen. In: Besch u. a. (2000), 1646–1664.
Beutel, Albrecht (2005): Predigt. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 45–51.
Beyer, Michael/Stefan Rhein/Günther Wartenberg (Hrsg.) (1997): Melanchthon deutsch. Bd. 1. Leipzig.
Bockelmann, Eske (Hrsg.) (1984): Die Metrikvorlesung des Frühhumanisten Peter Luder. Bamberg (Gratia, 14).
Boehm, Laetitia (1978): Humanistische Bildungsbewegung und mittelalterliche Universitätsverfassung: Aspekte zur frühneuzeitlichen Reformgeschichte der deutschen Universitäten. In: Jozef Ijsewijn/Jacques Paquet (eds.): The Universities in the Late Middle Ages. Leuven, 315–346 (Mediaevalia Lovaniensia, Series I, 6).
Braungart, Georg (2005): Neuzeitliche Institutionengeschichte: Deutschland. In: Gert Ueding (Hrsg.): Rhetorik. Begriff – Geschichte – Internationalität. Tübingen, 184–188.
Breitenbruch, Bernd (1981): Predigt, Traktat und Flugschrift im Dienste der Ulmer Reformation. Ausstellung zur 450. Wiederkehr ihrer Durchführung im Jahre 1531. Ausstellungskatalog. Weißenhorn.
Buchner, Maximilian (1907): Eine humanistische Lobrede (Peter Luders?) auf Kilian von Bibra den spätern Würzburger Dompropst († 1494). In: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 49, 203–222.
Burdach, Konrad (1893): Vom Mittelalter zur Reformation. Berlin.
Burdach, Konrad (1930–1935): Schriften Johanns von Neumarkt. 4 Teile. Berlin (Vom Mittelalter zur Reformation, 6).
Burger, Gerhart (1960): Die südwestdeutschen Stadtschreiber im Mittelalter. Böblingen (Beiträge zur schwäbischen Geschichte, 1–5).
Burger, Heinz-Otto (1969): Renaissance. Humanismus. Reformation. Deutsche Literatur im europäischen Kontext. Bad Homburg/Berlin/Zürich (Frankfurter Beiträge zur Germanistik, 7).
Burkhardt, Johannes (2002): Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung. 1517–1617. Stuttgart.
Chrisman, Miriam Usher (1996): Conflicting Visions of Reform. German Lay Propaganda Pamphlets, 1519–1530. New Jersey (Studies in German Histories).
Dolch, Josef (1965): Lehrplan des Abendlandes. Zweieinhalb Jahrtausende seiner Geschichte. 2. Aufl. Ratingen.
Duchhardt, Heinz/Gert Melville (Hrsg.) (1997): Im Spannungsfeld von Recht und Ritual. Soziale Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. Köln/Weimar/Wien (Norm und Struktur, 7).
Eggers, Hans (1986): Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 2: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche. Reinbek bei Hamburg.
Endermann, Heinz (Hrsg.) (2006): Martin Luther: Schriften über Schule und Unterricht. Hildesheim/Zürich/New York (Theologische Texte und Studien, 12).
Fröhlich, Jürgen (2003): Bernhard Hirschvelders Briefrhetorik (Cgm 3607). Untersuchung und Edition. Bern u. a. (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, 42).
Gruber, Joachim (Hrsg.) (2003): Conradi Celtis Protucii Panegyris ad duces Bavariae, mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar. Wiesbaden (Gratia, 41).
Haller, Johannes (1900): Eine Rede des Enea Silvio vor dem Concil zu Basel. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 3, 82–102.
Hamm, Berndt (1984): Stadt und Kirche unter dem Wort Gottes: das reformatorische Einheitsmodell des Nürnberger Ratsschreibers Lazarus Spengler (1479–1535). In: Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Hrsg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposion Wolfenbüttel 1981. Stuttgart, 710–729 (Germanistische Symposien, Berichtsbände, 5).

Hammerstein, Notker (2003): Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. München (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 64).
Harms, Wolfgang/Jan-Dirk Müller (Hrsg.) (1997): Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag. Stuttgart/Leipzig.
Hartweg, Frédéric/Klaus-Peter Wegera (2005): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2., neu bearb. Aufl. Tübingen.
Hasselbach, Eva (1920): Die „deutsche" Schule im Mittelalter. In: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 10, 1−56.
Helmrath, Johannes (1989): Kommunikation auf spätmittelalterlichen Konzilien. In: Hans Pohl (Hrsg.): Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft. Referate der 12. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 22.−25. 04. 1987 in Siegen. Stuttgart, 116−172.
Helmrath, Johannes (1997): Rhetorik und ‚Akademisierung' auf den deutschen Reichstagen im 15. und 16. Jahrhundert. In: Duchhardt/Melville (1997), 423−446.
Helmrath, Johannes (1998): Reden auf Reichsversammlungen im 15. und 16. Jahrhundert. In: Lotte Kéry/Dietrich Lohrmann/Harald Müller (Hrsg.): Licet preter solitum. Ludwig Falkenstein zum 65. Geburtstag. Aachen, 265−286.
Helmrath, Johannes (2002): „Geistlich und werntlich". Zur Beziehung von Konzilien und Reichsversammlungen im 15. Jahrhundert. In: Peter Moraw (Hrsg.): Deutscher Königshof, Hoftag und Reichstag im späteren Mittelalter Stuttgart, 477−518 (Vorträge und Forschungen, 48).
Helmrath, Johannes (2007): Enea Silvio Piccolomini (Pius II.) − Ein Humanist als Vater des Europagedankens? In: Themenportal europäische Geschichte. http://www.europa.clio-online.de/2007/Article=118; rev. 31. 03. 2008.
Herder, Johann Gottfried (1780/81): Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Bd. 1. Weimar.
Hess, Ursula (Hrsg.) (1975): Heinrich Steinhöwels ‚Griseldis'. Studien zur Text- und Überlieferungsgeschichte einer frühhumanistischen Prosanovelle. München (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 43).
Hübner, Gert (2000): Lobblumen. Studien zur Genese und Funktion der „Geblümten Rede". Tübingen (Bibliotheca Germanica, 41).
Iserloh, Erwin (1968): Luther zwischen Reform und Reformation. Der Thesenanschlag fand nicht statt. 3., verb. u. erw. Aufl. Münster (Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung, 23/24).
Junghans, Helmar (1999): Martin Luther und die Rhetorik. Leipzig (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Klasse, 136, 2).
Kämmerer, Carmen (Hrsg.) (2005): Thomas Ebendorfer: Sechs frühneuhochdeutsche Predigten. Berlin.
Kästner, Hannes/Eva Schütz/Johannes Schwitalla (2000): Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen. In: Besch u. a. (2000), 1605−1623.
Kienzle, Beverly Mayne (ed.) (2000): The Sermon. Turnhout (Typologie des sources du moyen âge occidental, 81−83.)
Klein, Josef (2003): Politische Rede. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 1465−1521.
Knape, Joachim (1993): Eine Melker Übersetzung von Petrarcas Brief über das Leben (Sen. XI, 11) aus dem 15. Jahrhundert. In: ZfdA 122, 312−327.
Knape, Joachim (1994): Augustinus ‚De doctrina christiana' in der mittelalterlichen Rhetorikgeschichte. Mit Abdruck des rhetorischen Augustinusindex von Stephan Hoest (1466/67). In: Adolar Zumkeller/Achim Krümmel (Hrsg.): Traditio Augustiniana. Studien über Augustinus und seine Rezeption. Festschrift für Willigis Eckermann zum 60. Geburtstag. Würzburg, 141−173.
Knape, Joachim (1997): Petrarca protestantisch. Flacius Illyricus rezipiert Petrarca (mit Abdruck der deutschen Version des Babylon-Briefs/Sine nomine 18). In: Norbert Bachleitner/Alfred Noe/Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Beiträge zu Komparatistik und Sozialgeschichte der Literatur. Festschrift für Alberto Martino. Amsterdam, 195−210 (Chloe, 26).

Knape, Joachim (1999): Melanchthon als Begründer der neueren Hermeneutik und theologischen Topik. In: Günther Wartenberg (Hrsg.): Philipp Melanchthon (1497–1560). Werk und Rezeption in Universität und Schule bis ins 18. Jahrhundert. Tagung anläßlich seines 500. Geburtstags an der Universität Leipzig 1997. Leipzig, 123–131 (Herbergen der Christenheit, Sonderband, 2).
Knape, Joachim (2000a): Das Deutsch der Humanisten. In: Besch u. a. (2000), 1673–1681.
Knape, Joachim (2000b): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.
Knape, Joachim (2002a): Einleitung. In: Knape/Roll (2002), 11–27.
Knape, Joachim (Hrsg.) (2002b): Stadtschreibers Examen. In: Knape/Roll (2002), 157–182.
Knape, Joachim (Hrsg.) (2002c): Niklas von Wyle: Unterweisung. In: Knape/Roll (2002), 185–203.
Knape, Joachim (Hrsg.) (2002d): Niklas von Wyle: Figurenlehre. In: Knape/Roll (2002), 203–231.
Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300–1700. Wiesbaden (Gratia, 44).
Knape, Joachim (2007): Theologie, Medialität und Rhetorik. Religiöse Ansätze in der älteren Rhetoriktheorie. In: Irene Dingel/Wolf-Friedrich Schäufele (Hrsg.): Kommunikation und Transfer im Christentum der Frühen Neuzeit. Mainz, 115–128 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung für europäische Religionsgeschichte, 74).
Knape, Joachim/Bernhard Roll (Hrsg.) (2002): Rhetorica deutsch. Rhetorikschriften des 15. Jahrhunderts. Wiesbaden (Gratia, 40).
Knape, Joachim/Stefanie Luppold (Hrsg.) (2008): Friedrich Riederer: Spiegel der wahren Rhetorik. Wiesbaden (Gratia, 45).
Knape, Joachim/Dietmar Till (2008): Deutschland. In: Alfred Noe (Hrsg.): Geschichte der Buchkultur. Bd. 6. Renaissance. Graz, 231–304.
Kristeller, Paul Oskar (1981): Studien zur Geschichte der Rhetorik und zum Begriff des Menschen in der Renaissance. Göttingen (Gratia, 9).
Kühlmann, Wilhelm (2007): Education in Early Modern Germany. In: Max Reinhart (ed.): Early Modern German Literature 1350–1700. Rochester/Suffolk, 137–187.
Kuhn, Hugo (1969): Versuch einer Literaturtypologie des deutschen 14. Jahrhunderts. In: Stefan Sonderegger/Alois M. Haas/Harald Burger (Hrsg.): Typologia litterarum. Festschrift für Max Wehrli. Zürich, 261–280.
Lesting-Buermann, Beate (1982): Reformation und literarisches Leben in Nürnberg. Ein Beitrag zur Kommunikationsgeschichte der frühen Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der Predigten A. Osianders, V. Dietrichs und der Schriften Lazarus Spenglers. Diss. Universität Freiburg.
Meier, Ulrich (1996): *Ad incrementum rectae gubernationis*. Zur Rolle der Kanzler und Stadtschreiber in der politischen Kultur von Augsburg und Florenz in Spätmittelalter und früher Neuzeit. In: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.): Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirtschaftgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts. Berlin, 477–503 (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 18).
Mertens, Dieter (1991): Europäischer Friede und Türkenkrieg im Spätmittelalter. In: Heinz Durchhardt (Hrsg.): Zwischenstaatliche Friedenswahrung in Mittelalter und Früher Neuzeit. Köln/Wien, 45–90 (Münstersche Historische Forschungen, 1).
Mertens, Dieter (1997a): Die Rede als institutionalisierte Kommunikation im Zeitalter des Humanismus. In: Duchhardt/Melville (1997), 401–421.
Mertens, Dieter (1997b): Der Reichstag und die Künste. In: Harms/Müller (1997), 295–314.
Mertens, Dieter (1997c): „Europa, id est patria, domus propria, sedes nostra …“. Zu Funktionen und Überlieferung lateinischer Türkenreden im 15. Jahrhundert. In: Franz-Reiner Erkens (Hrsg.): Europa und die osmanische Expansion im ausgehenden Mittelalter. Berlin, 39–58 (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 20).
Mertens, Volker (1983): „Der implizierte Sünder“. Prediger, Hörer und Leser in Predigten des 14. Jahrhunderts. Mit einer Textpublikation aus den ‚Berliner Predigten‘. In: Walter Haug/Timothy R. Jackson/Johannes Janota (Hrsg.): Zur deutschen Literatur und Sprache des 14. Jahrhunderts. Dubliner Colloquium 1981. Heidelberg, 76–114.
Mertz, Georg (1902): Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert. Heidelberg.

Metzler, Regine (1987): Zur Textsorte Privatbrief in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Rudolf Grosse (Hrsg.): Untersuchungen zur Pragmatik und Semantik von Texten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Berlin, 1−74 (Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte, 168).

Moeller, Bernd/Karl Stackmann (1996): Städtische Predigt in der Frühzeit der Reformation. Eine Untersuchung deutscher Flugschriften der Jahre 1522 bis 1529. Göttingen (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, 3. Folge, 220).

Müller, Günther (1927): Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock. Wildpark-Potsdam (Handbuch der Literaturwissenschaft, o. Nr).

Müller, Hans M. (1996): Homiletik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, 1496−1510.

Müller, Jan-Dirk (1989): Der siegreiche Fürst im Entwurf der Gelehrten. Zu den Anfängen des höfischen Humanismus in Heidelberg. In: August Buck (Hrsg.): Höfischer Humanismus. Weinheim, 17−50 (Mitteilung XVI der Kommission für Humanismusforschung, Acta Humaniora).

Müller, Jan-Dirk (1994): Sprecher-Ich und Schreiber-Ich. Zu Peter Luders Panegyricus auf Friedrich d. S., der Chronik des Mathias von Kemnat und der Pfälzer Reimchronik des Michel Beheim. In: Jan-Dirk Müller (Hrsg.): Wissen für den Hof. Der spätmittelalterliche Verschriftlichungsprozeß am Beispiel Heidelberg im 15. Jahrhundert. München, 289−321.

Müller, Johannes (1882): Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Gotha. Mit einer Einl. von Monika Rössing-Hager. Nachdruck. Hildesheim 1969.

Nembach, Ulrich (1972): Predigt des Evangeliums. Luther als Prediger, Pädagoge und Rhetor. Neukirchen-Vluyn.

Nickisch, Reinhard M. G. (1969): Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Göttingen (Palaestra, 254).

Norden, Eduard (1898): Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Bd. 2. Leipzig/Berlin.

Nürnberger, Richard (Hrsg.) (1961): Philipp Melanchthon: Humanistische Schriften. Gütersloh (Melanchthons Werke in Auswahl, 3).

Obermeier, Rudolf (Hrsg.) (1953): Conradus Celtis Protucius: Oratio in Gymnasio in Ingolstadio publice recitata. In: Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt 62, 3−17.

Poland, Franz (Hrsg.) (1899): Reuchlins Verdeutschung der ersten olynthischen Rede des Demosthenes (1495). Berlin (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen, 6).

Ranke, Leopold von (1888): Weltgeschichte. Hrsg. v. Alfred Dove und Georg Winter. Bd. 9,1. Leipzig.

Rauch, Karl (Hrsg.) (1905): Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert. Eine offiziöse Darstellung aus der Kurmainzischen Kanzlei. Weimar (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit, 1,1).

Reinke, Edgar C./Gottfried G. Krodel (eds.): Nicolaus Marschalk's Commencement Adress. Delivered at the University of Wittenberg, January 18, 1503. St. Louis, Missouri.

Riederer, Friedrich (1493): Spiegel der waren Rhetoric. Freiburg i. Br., Friedrich Riederer, siehe Knape/Luppold (2008).

Roloff, Hans-Gert (1970): Stilstudien zur Prosa des 15. Jahrhunderts. Die Melusine des Thüring von Ringoltingen. Köln (Literatur und Leben, N.F. 12).

Roth, Dorothea (1956): Die mittelalterliche Predigttheorie und das Manuale Curatorum des Johann Ulrich Surgant. Basel.

Rupprich, Hans (1934): Der Briefwechsel des Konrad Celtis. München (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Humanistenbriefe, 3).

Schiewer, Hans-Jochen (2000): German Sermons in the Middle Ages. In: Kienzle (2000), 861−961.

Schirokauer, Arno (1957): Frühneuhochdeutsch. In: Wolfgang Stammler (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriss. 2., überarb. Aufl. Bd. 1. Berlin, 855−930.

Schmidt, Günther R. (Hrsg.) (1998): Philipp Melanchthon. Glaube und Bildung. Texte zum christlichen Humanismus. Stuttgart.

Schöndorf, Kurt Erich (2000): Luther als Übersetzer in Theorie und Praxis. In: Cathrine Fabricius-Hansen/Johannes Østbø (Hrsg.): Übertragung, Annäherung, Angleichung. Frankfurt a. M., 135–148.

Schöttler, Heinz-Günther/Albert Biesinger (2005): Predigt. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 51–64.

Schubert, Friedrich Hermann (1966): Die deutschen Reichstage in der Staatslehre der frühen Neuzeit. Göttingen (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 7).

Schuster, Britt-Marie (2001): Die Verständlichkeit von frühreformatorischen Flugschriften. Eine Studie zu kommunikationswirksamen Faktoren der Textgestaltung. Hildesheim/Zürich/New York (Documenta Linguistica, 4).

Schutte, Jürgen (1971): „Schympff red". Frühformen bürgerlicher Agitation in Thomas Murners „Großem Lutherischen Narren" (1522). Diss. Universität Berlin.

Schwab, Hans-Rüdiger (1998): Johannes Reuchlin. Deutschlands erster Humanist. Ein biographisches Lesebuch. München.

Scribner, Robert W. (1981): For the sake of simple folk. Popular propaganda for the German reformation. Cambridge et al. (Cambridge studies in oral and literate culture, 2).

Seifert, Arno (1996): Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien. In: Notker Hammerstein (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 1. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe. München, 197–374.

Shuger, Debora (1993): Sacred Rhetoric in the Renaissance. In: Heinrich Plett (Hrsg.): Renaissance-Rhetorik/Renaissance Rhetoric. Berlin/New York, 121–142.

Sieberg, Werner (1951): Studien zur Diplomatie des Basler Konzils. Diss. Universität Heidelberg.

Simon, Karl (Hrsg.) (1980): Deutsche Flugschriften zur Reformation. Stuttgart.

Spitzer, Leo (1928): Stilstudien. 2. Teil. München. Nachdruck. Darmstadt 1961.

Stammler, Wolfgang (1966): Mittelalterliche Prosa in deutscher Sprache. In: Wolfgang Stammler (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriss. Bd. 2. 2. Aufl. Berlin, 749–1102.

Stolt, Birgit (1974): Wortkampf. Frühneuhochdeutsche Beispiele zur rhetorischen Praxis. Frankfurt a. M. (Respublica literaria, 8).

Stolt, Birgit (1991): Martin Luthers rhetorische Syntax. In: Gert Ueding/Walter Jens (Hrsg.): Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Tübingen, 207–220.

Stolt, Birgit (2000): Martin Luthers Rhetorik des Herzens. Tübingen.

Stolt, Birgit (2001): Luthersprache. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 677–690.

Sträter, Udo (2005): Predigt. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 65–96.

Studt, Birgit (1992): Fürstenhof und Geschichte. Legitimation durch Überlieferung. Köln/Weimar/Wien.

Suckale, Robert/Lothar Hennig/Hubert Ruß (Hrsg.): Der Bußprediger Capestrano auf dem Domplatz in Bamberg. Eine Bamberger Tafel um 1470/75. Ausstellungskatalog Bamberg. Bamberg (Schriften des Historischen Museums Bamberg, 12).

Talkenberger, Heike (1994): Kommunikation und Öffentlichkeit in der Reformationszeit. Ein Forschungsreferat 1980–1991. In: Wolfgang Frühwald u. a. (Hrsg.): Forschungsreferate. 3. Folge. 6. Sonderheft. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Tübingen, 1–26.

Thiele, Folkmar (1973): Die Freiburger Stadtschreiber im Mittelalter. Freiburg (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, 13) (zugl. Diss. Universität Freiburg 1973).

Tompert, Hella (1978): Die Flugschrift als Medium religiöser Publizistik. Aspekte der gegenwärtigen Forschung. In: Josef Nolte/Hella Tompert/Christof Windhorst (Hrsg.): Kontinuität und Umbruch. Theologie und Frömmigkeit in Flugschriften und Kleinliteratur an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Stuttgart, 211–221 (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit, 2).

Tschirch, Fritz (1966): Die Sprache der Bibelübersetzung Luthers heute – Eine Apologie der Bibelrevision von 1956/64 durch Besinnung auf ihre sprachgeschichtlichen Voraussetzungen. In: Fritz

Tschirch (Hrsg.): Spiegelungen. Untersuchungen vom Grenzrain zwischen Germanistik und Theologie. Berlin, 68–108.
Voigt, Georg (1881): Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 2. Aufl. 2. Bd. Berlin.
Vollmann, Benedikt Konrad (1997): Johann von Neumarkt: lateinischer und deutscher Stil. In: Harms/Müller (1997), 151–162.
Voltmer, Rita (2005): Wie der Wächter auf dem Turm. Ein Prediger und seine Stadt. Johannes Geiler von Kaysersberg und Straßburg. Trier (Beiträge zur Landes und Kulturgeschichte, 4).
Volz, Hans (Hrsg.) (1955): Martin Luther. Ausgewählte deutsche Schriften. Tübingen.
WA = D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe).
Wattenbach, Wilhelm (1869): Peter Luder, der erste humanistische Lehrer in Heidelberg. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22, 33–127.
Wattenbach, Wilhelm (1871): Peter Luder's Lobrede auf Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. 2, 21–38.
Weizsäcker, Julius (Hrsg.) (1877): Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel. 3. Abtheilung. München.
Wenzlau, Friedrich (1906): Zwei- und Dreigliedrigkeit in der deutschen Prosa des XIV. und XV. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des neuhochdeutschen Prosastils. Halle (Hermaea, 4).
Wohlfeil, Rainer (1984): Reformatorische Öffentlichkeit, Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. In: Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Hrsg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformation. Stuttgart, 41–54.
Worstbrock, Franz Josef (1976): Deutsche Antikenrezeption. Verzeichnis der deutschen Übersetzungen antiker Autoren. Mit einer Bibliographie der Übersetzer. Bd. 1. Boppard am Rhein (Veröffentlichungen zur Humanismusforschung, 1).
Worstbrock, Franz Josef (Hrsg.) (1983): Der Brief im Zeitalter der Renaissance. Weinheim (Mitteilung IX der Kommission für Humanismusforschung, Acta Humaniora).
Zahnd, Urs Martin (1994): Lateinschule – Universität – Prophezey. Zu den Wandlungen im Schulwesen eidgenössischer Städte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Harald Dickerhof (Hrsg.): Bildungs- und schulgeschichtliche Studien zu Spätmittelalter, Reformation und konfessionellem Zeitalter. Wiesbaden, 91–115 (Wissensliteratur im Mittelalter, 19).

Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)
Stefanie Luppold, Tübingen (Deutschland)

21. Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder in der Zeit des Barock

1. Sitz im Leben
2. Rhetorische Textpraxis im Barock und der Barockstil
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The essay outlines the extensive influence of the rhetorical system on all scholarly production of texts in the baroque period. First, the pivotal position of the rhetorical tradition

Tschirch (Hrsg.): Spiegelungen. Untersuchungen vom Grenzrain zwischen Germanistik und Theologie. Berlin, 68–108.
Voigt, Georg (1881): Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 2. Aufl. 2. Bd. Berlin.
Vollmann, Benedikt Konrad (1997): Johann von Neumarkt: lateinischer und deutscher Stil. In: Harms/Müller (1997), 151–162.
Voltmer, Rita (2005): Wie der Wächter auf dem Turm. Ein Prediger und seine Stadt. Johannes Geiler von Kaysersberg und Straßburg. Trier (Beiträge zur Landes und Kulturgeschichte, 4).
Volz, Hans (Hrsg.) (1955): Martin Luther. Ausgewählte deutsche Schriften. Tübingen.
WA = D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe).
Wattenbach, Wilhelm (1869): Peter Luder, der erste humanistische Lehrer in Heidelberg. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22, 33–127.
Wattenbach, Wilhelm (1871): Peter Luder's Lobrede auf Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. 2, 21–38.
Weizsäcker, Julius (Hrsg.) (1877): Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel. 3. Abtheilung. München.
Wenzlau, Friedrich (1906): Zwei- und Dreigliedrigkeit in der deutschen Prosa des XIV. und XV. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des neuhochdeutschen Prosastils. Halle (Hermaea, 4).
Wohlfeil, Rainer (1984): Reformatorische Öffentlichkeit, Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. In: Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Hrsg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformation. Stuttgart, 41–54.
Worstbrock, Franz Josef (1976): Deutsche Antikenrezeption. Verzeichnis der deutschen Übersetzungen antiker Autoren. Mit einer Bibliographie der Übersetzer. Bd. 1. Boppard am Rhein (Veröffentlichungen zur Humanismusforschung, 1).
Worstbrock, Franz Josef (Hrsg.) (1983): Der Brief im Zeitalter der Renaissance. Weinheim (Mitteilung IX der Kommission für Humanismusforschung, Acta Humaniora).
Zahnd, Urs Martin (1994): Lateinschule – Universität – Prophezey. Zu den Wandlungen im Schulwesen eidgenössischer Städte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Harald Dickerhof (Hrsg.): Bildungs- und schulgeschichtliche Studien zu Spätmittelalter, Reformation und konfessionellem Zeitalter. Wiesbaden, 91–115 (Wissensliteratur im Mittelalter, 19).

Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)
Stefanie Luppold, Tübingen (Deutschland)

21. Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder in der Zeit des Barock

1. Sitz im Leben
2. Rhetorische Textpraxis im Barock und der Barockstil
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The essay outlines the extensive influence of the rhetorical system on all scholarly production of texts in the baroque period. First, the pivotal position of the rhetorical tradition

and its historic modifications in the era's educational system are discussed. The following section provides a survey of the rhetorical system's productive employment in broader fields of social communication and its relation to the era's specific literary life. Finally, different types of oral and written texts are described in reference to rhetorical regulations and the essay then discusses the idea of a unique 'baroque style' of texts.

1. Sitz im Leben

In den deutschsprachigen Ländern der „Barockepoche", und damit sei hier provisorisch eine vage zeitliche Begrenzung auf das 17. Jh. vorgenommen (vgl. Schöne 1988, V ff.), entfaltet sich die Rhetorik unter dem Einfluss verschiedener synchron und diachron variabler konfessioneller, sozialer, politischer, mentalitäts- und stilgeschichtlicher Dispositionen. Es kann hier nicht darum gehen, dies in allen Einzelheiten und Zusammenhängen zu erörtern. Vielmehr sollen im Folgenden einige wesentliche Determinanten rhetorischer Praxis im Kontext der derzeitigen Forschungslage dargestellt werden. Dazu gehören, als bildungsgeschichtliches Substrat rhetorischer Praxis, die konfessionellen Schulen und Universitäten und, als mehr oder minder klar definierte soziale Räume und Kommunikationsbereiche mit den ihnen eigenen Rahmenbedingungen: Hof, Stadt, Sprachgesellschaften und Kirche.

1.1. Bildungswesen

Als zentrale Vermittlungsinstanzen der Rhetorik des Barock, die sowohl wesentlich zur Tradierung rhetorischer Theorie beitragen als auch eine Stelle der praktischen Umsetzung jener Wissensbestände bilden, gelten die konfessionellen Gymnasien und die Universitäten (vgl. grundlegend Barner 1970, 241 ff.). Nach den Bildungsreformen des 16. Jhs. (vgl. im Überblick Hammerstein 2003, 30 ff.) ist die Kanonisierung und Privilegierung des Faches der Rhetorik an den protestantischen Gelehrtenschulen insbesondere auf den Einfluss Martin Luthers, Philipp Melanchthons und Johannes Sturms zurückzuführen. Unter den Reformatoren ist es v. a. Melanchthon, der durch sein Mitwirken an der Gründung diverser Schulen, etwa in Magdeburg (1524), Eisleben (1525) und Nürnberg (1526), durch die Konstitution der prominenten kursächsischen Schulordnung von 1528 und durch seine rhetorischen Lehrbücher für eine Aufnahme traditioneller humanistisch-rhetorischer Lehrinhalte in den schulischen Bildungskanon sorgt (vgl. Barner 1970, 260). Auf Grundlage von Melanchthons theoretisch-systematischer Fundierung der rhetorischen Unterrichtslehre ist es der Gründer des Straßburger Gymnasiums (1539) Sturm, der mit seinem im Studienplan der Oberstufe vorgegebenen Bildungsideal „sapiens atque eloquens pietas" das humanistische und reformatorische Prinzipien synthetisierende „Bildungsziel für Generationen von Lehrern und Schülern einprägsam" festhält (Barner 1970, 259). Die Wertschätzung des rhetorischen Fachs ist durch seine Stellung innerhalb der kumulativ konzipierten Schulausbildung bezeugt: nach den im 16. Jh. entworfenen Schulordnungen ist es, der Rangfolge des mittelalterlichen Triviums entsprechend, zumeist den oberen Klassen zugeordnet (vgl. Dolch 1959, 207 f.). Wenn sich die Darstellung der Praxis schulischer Vermittlung rhetorischer Wissensbestände auf historische Schulordnungen und auf die in den Gelehrtenschulen verwendeten Lehrbücher

der Rhetorik beruft, ist dabei die historisch-regionale Varianz der in den jeweiligen institutionellen Ausprägungen des protestantischen Gelehrtenschulwesens realisierten Bildungsprogramme in Rechnung zu stellen. Jenseits aller Modifikationen der reformatorischen Grundlegung schulischer Ausbildung gilt aber für nahezu das gesamte 17. Jh. eine Einigung auf das Lehrziel der lateinischen Redekompetenz und die methodische Verkoppelung von *praecepta* (Vermittlung der Theorie), *exempla* (Lektüre kanonischer Mustertexte) und *imitatio* (eigene Textproduktion im Wettstreit mit den kanonischen Vorbildern) (vgl. Barner 1970, 283 ff.). Die verwendeten Lehrmaterialien, z. B. das einflussreiche systemrhetorische Lehrbuch *Rhetorica contracta* von Gerhard Johannes Vossius (zuerst 1621), prägen den Rhetorikunterricht insofern maßgeblich, als sie über eine Auswahl nicht nur der zugrundegelegten rhetorischen Systematik, sondern auch der entsprechenden rhetorisch-poetischen Mustertexte eine normative Anbindung an die antiken Autoren konstituieren (vgl. Barner 1970, 273 f.). Während die den Rhetorikunterricht begleitenden Schreibübungen v. a. vorbereitenden Charakter haben, gilt sein eigentliches Ziel der Demonstration oratorischer, d. h. redepraktischer Fähigkeiten. Die hierfür in der Prima praktizierten Übungstechniken, nach monologischer (*ars declamatoria*) und dialogischer Form (*ars colloquendi* und *ars disputandi*) untergliedert, bilden gleichsam eine Schnittstelle zwischen der schulinternen rhetorischen Praxis und deren außerschulischem Kontext. So ist der Vortrag von selbstverfassten Reden und Gedichten fester Bestandteil der regelmäßigen, an ein öffentliches Publikum gerichteten Schulactus, als deren unmittelbare Anlässe nach Knape (1992, 1314) große kirchliche Feste, öffentliche Examina, Promotionen und Demissionen sowie Gedenkveranstaltungen für verstorbene Schulmäzene und außerdem politische Ereignisse bzw. Festivitäten (Geburtstage des Landesvaters, Feier der Ratswahl, Vertragsabschlüsse etc.) dienen. Die Skala der rhetorischen Schulactus ist dabei nicht auf o. g. Formen der Deklamationskunst beschränkt, sondern umfasst außerdem halbtheatralische Actus wie etwa die Inszenierung großer Prozesse der Antike und mündet in den Aufführungen des protestantischen Schultheaters (vgl. Barner 1970, 300). Orte dieser öffentlichen Demonstrationen rhetorischer Fähigkeiten waren, nach schulspezifischen Möglichkeiten und jeweiligem Anlass differenziert, schuleigene Räumlichkeiten, Räume des städtischen Patriziats oder mitunter der Ratssaal der Stadt (vgl. Barner 1970, 295). In der Reichsstadt Nürnberg bspw. wird, wie Paul (2002, 243 f.) in seiner Studie zum Verhältnis zwischen theatraler Fest- und politisch-sozialer Stadtkultur vermerkt, zu diesem Zweck im Jahr 1642 ein *auditorium publicum* eingerichtet. Am Beispiel der hier inszenierten Redeoratorien Johann Klajs zeigt Paul (2002, 257 ff.), was nach Barner (1970, 292 f.) für die rhetorischen Schulactus generell gilt: ihre multiple pädagogisch-soziale Funktionalität. So dienen die Actus und das Schultheater neben oratorischen Übungszwecken der institutionellen Selbstrepräsentation, die auf die Vermittlung schulischer wie städtischer Leistungsfähigkeit und Ansehen abzielt. Darüber hinaus gerät gerade das Schultheater über die Einübung exemplarischer Rollen zu einem Medium „ethischer Erziehung und gesellschaftlicher Disziplinierung“ (Paul 2002, 342 f.).

Bemerkenswert ist, dass das Schultheater als Stelle im Anwendungsbereich rhetorischer Systematik gilt, an der das für den gesamten rhetorischen Schulbetrieb konstatierte Primat der Latinität im Verlauf des 17 Jhs. brüchig wird (vgl. Eggers 1976, 210 ff.). Das allmähliche Vordringen des Deutschen auf dem Schultheater steht in Koinzidenz mit programmatischen Reformbestrebungen des Schulbetriebs, die neben dem muttersprachlichen Unterricht eine stärkere Berücksichtigung realistischer Lehrinhalte in den auf die

humaniora fokussierten Lehrplänen propagieren. Während die der Forderung ‚res, non verba' folgenden Reformprogramme der ‚Realisten', zuvorderst Wolfgang Ratkes und Johann Amos Comenius', kaum zu durchgreifenden Veränderungen im Bereich des Gelehrtenschulwesens führen (vgl. Barner 1970, 248), erfolgt gegen Ende des 17. Jhs. mit dem Versuch des Zittauer Pädagogen Christian Weise, „die politisch-weltmännische Bildung unter sinnvoller Einbeziehung der traditionellen Bildungsgüter langsam durchzusetzen, […] ein bedeutsamer Einbruch in das starre Gefüge des bürgerlichen Bildungswesens" (vgl. zu Weises Reformpädagogik die Studie von Horn 1966, hier 130). Im Kontext einer Orientierung an den gesellschaftlich erwarteten Kompetenzen eines Absolventen des höheren Bildungsganges, nicht zuletzt die Fähigkeit zur politischen Rede in variierenden Kommunikationssituationen, wird die Förderung von oratorischen Fähigkeiten in der Muttersprache und von realistischer Bildung in den Fächern Geographie, Chronologie, Geschichte, Physik, Ethik und Politik in den schulischen Ausbildungsprozess eingeschlossen (vgl. Horn 1966, 124). Freilich negieren die Weise'schen Reformen die Ziele der rhetorischen Disziplin keineswegs: es handelt sich hierbei vielmehr um die zeitgemäße Modifikation eines zuvor primär auf traditionsgebundene Inhalte fixierten Systems, welche nach wie vor dem Bildungsideal der Beredsamkeit untergeordnet ist:

> Bey jungen Leuten darf die Information nichts seyn / als ein continuirliches Exercitium Oratorium. Die Logica giebt das erste fundament zur Rede / die Grammatica gibt die Worte / die Rhetorica die Zierlichkeit / wenn etwas von real Disciplinen mit eingemischet wird / so geschieht es darum / dass die Materie zum reden soll desto gewisser seyn
>
> (Weises *Vertraute Gespräche* 1697, 82 f.; zitiert nach Horn 1966, 94 f.).

Noch stärker als in den protestantischen Gelehrtenschulen ist die Pflege der Rhetorik in den jesuitischen Gymnasien der katholischen Reichsgebiete auf ein einheitliches Schema verpflichtet. Diese Ordensschulen breiten sich ab Mitte des 16. Jhs. im deutschsprachigen Gebiet ausgehend von Bayern und Österreich über die westlichen Territorien aus und gelangen im 17. Jh. mit der Gegenreformation bis nach Schlesien, wo dem Orden in dem barockliterarischen Zentrum Breslau 1638 die Gründung einer eigenen Schule gelingt (vgl. Barner 1970, 322 f.). Das jesuitische Bildungskonzept, das in der über zwei Jahrhunderte gültigen *Ratio studiorum* (1599) dokumentiert ist (vgl. Hammerstein 2003, 38), orientiert sich entsprechend seiner programmatischen Wertschätzung der Rhetorik bzw. *eloquentia* an denselben Idealen wie das protestantische Gymnasium Sturm'scher Prägung und unterscheidet sich bezüglich des Rhetorikunterrichts von diesem nur unwesentlich (vgl. Barner 1970, 330 ff.): Auf den Grammatik-Unterricht in der Grundstufe, der sich primär am klassischen Latein Ciceros orientiert, folgt in der Mittelstufe (*Humanitas*) − vermittelt über den Dreischritt von *praecepta*, *exempla* und *imitatio* − die Fundierung rhetorisch-poetischer Kenntnisse, wonach das letzte Drittel der Ausbildung (*Rhetorica*) sich dem Studium der Rhetorik im engeren Sinn widmet. Dessen theoretische Grundlage bildet, als Gegenentwurf zu Vossius' *Rhetorica contracta*, das zunehmend kanonisierte Lehrbuch des portugiesischen Jesuiten Cyprianus Soarez *De arte rhetorica* (zuerst 1560). Wenn nun das erklärte Ziel des jesuitischen Rhetorikunterrichts die Beherrschung der freien Rede ist (vgl. Barner 1970, 339), dann scheint sich dieser von dem protestantischen allein durch seine noch unnachgiebigere Fixierung auf das Lateinische zu unterscheiden. Allerdings indizieren die den Ausbildungsgang ab der ersten Klasse begleitenden disputatorischen (Vor-)Übungen eine wesentliche Modifikation der protestantischen Rhetorik.

So steht die Einlösung des *eloquentia*-Ideals wesentlich im Dienst religionspolitischer Zwecke: „Der Orden, der sich die ‚conversio' der Häretiker und Apostaten zum Ziel gesetzt hat, kann nicht früh genug damit beginnen, seine Zöglinge gerade in der Kunst des Streitens und Widerlegens zu schulen" (Barner 1970, 342). Analog zur protestantischen Tradition dienen die regelmäßig abgehaltenen Schulactus und v. a. deren komplexeste Ausformung, das jesuitische Schultheater, der Einübung und Demonstration rhetorischer Fähigkeiten. Ein eigenständiges Profil erlangt das jesuitische Schultheater nicht zuletzt durch seine multimedialen Inszenierungen (vgl. Breuer 2000, 874 ff.; Krump 2000, 941 ff.), in denen sich die Funktion öffentlicher Repräsentation und die Aufgabe, „die Schüler zu ingeniösen Akteuren auf der Bühne des öffentlichen Lebens auszubilden" (Breuer 2000, 875), überlagern. Die umfassenden Versinnlichungsstrategien des jesuitischen Theaters sind, wie Krump (2000, 938 ff.) in Abgrenzung zu früheren Forschungspositionen ausführt, nicht hinreichend aus der Perspektive einer primär religionspolitisch motivierten, rhetorischen Wirkungsästhetik zu erschließen, sondern erhellen sich erst im Kontext der sensualistischen Grundierung jesuitischer Spiritualität. Gleichwohl ist dem Orden ein politisches Kalkül insofern zu bescheinigen, als er mit seinem Schul- und Theaterbetrieb die institutionelle Anbindung an die höfisch-politische Elite sucht. Prominente Spielorte der Jesuiten sind bspw. die fürstlichen Residenzen in München und Wien (vgl. Thomke 1999, 383).

Der strategischen Ausrichtung jesuitischer Aktivitäten auf den Hof komplementär gelagert ist das Entstehen höfischer Bestrebungen nach humanistischer Bildung, die im Zeichen eines wesentlich von der Romania geprägten Interaktionsideals stehen (vgl. zu dessen diskursgeschichtlicher Tradition Geitner 1992, 10 ff.). Wesentlich ist dieser ideologischen Entwicklung, die ablesbar ist an den ab Ende des 16. Jhs. in den deutschen Literaturmarkt eindringenden ‚Hof-Schulen' oder *institutiones aulicae*, eine utilitaristische Rhetorikkonzeption, die auf die kommunikativen Anforderungen der frühabsolutistischen Höfe reagiert. In der Adelserziehung, deren Ziel „nicht der eloquente Gelehrte [war] sondern der Regent oder Hofmann, der für die praktisch-rhetorischen Aufgaben der politischen Szene gerüstet ist" (Barner 1970, 379), wird dieser Entwicklung zum Hofmann-Ideal durch die Gründung von Ritterakademien (ab 1600, verstärkt nach dem Dreißigjährigen Krieg) Rechnung getragen. Neben der im traditionellen Gelehrtenschulsystem vernachlässigten Realienbildung widmen sich die ständischen Akademien einer rhetorisch-dialektischen Schulung, als deren zentrale Übungsform die u. a. in der *Mantissa consultationum et orationum* (1656) des Tübinger Collegiums-Professors Thomas Lansius kompilierten *consultationes* gelten. Mittels des hier trainierten Argumentationsverfahrens (Problemexposition − Erörterung durch die Schüler − Entscheidung) sucht die rhetorische Ausbildung der zukünftigen politischen Elite sich der Praxis in den fürstlichen Beratungsgremien anzupassen (vgl. Kramer 1976, 264 ff.).

Nach Absolvierung einer vorakademischen Ausbildung gehört sowohl für Bürger als auch für Adelige der Universitätsbesuch zur Vervollständigung eines gehobenen Bildungsganges (vgl. Barner 1970, 387). Während die verschiedentlich erworbenen rhetorischen Kenntnisse universitäts- und fakultätsübergreifend etwa innerhalb des Disputationswesens zur Anwendung gebracht werden können, unterliegt die Rhetorik als eigenständiges Fach einer konfessionellen Varianz: Auf den protestantischen Universitäten ist sie als propädeutische Disziplin an die Artistenfakultät gebunden, die den drei oberen Fakultäten (Theologie, Jura, Medizin) institutionell untergeordnet ist (vgl. Barner 1970, 408 f.). Effekt dieser Regelung ist, dass „jeder akademisch Sozialisierte [...] in der Frühen

Neuzeit bis ins 18. Jh. hinein mit den Theoriebeständen der klassischen Rhetorik konfrontiert [wird]" (Braungart 2005, 185). Das jesuitische Bildungswesen hingegen kann in Ansehung seiner starken Vereinheitlichung und strengen Konzeption bereits der vorakademischen Rhetorikausbildung auf ein gesondertes Fach der Rhetorik auf den Universitäten verzichten (vgl. Barner 1970, 408).

Wo in der Universitätslandschaft Rhetoriklehrstühle eingerichtet sind, profiliert sich das Fach allerdings nicht durch innovative Leistungen in den Bereichen der rhetorischen Theorie bzw. Didaktik; die akademische Rhetoriklehre unterscheidet sich nach dem Zeugnis der Lehrbücher der Professoren nur unwesentlich von der schulischen und ist im besten Fall als deren Vertiefung zu begreifen (vgl. Barner 1970, 412). Zugleich mangelt es den universitären Eloquenz-Lehrstühlen, die oftmals aus den seit dem 15. Jh. eingerichteten Poetik-Professuren hervorgegangen sind, an einer klaren disziplinären Konturierung: Ihre Professoren sind häufig nicht allein der Betreuung des rhetorischen Faches verpflichtet, sondern unterrichten daneben in den Disziplinen Poetik bzw. Poesie, Logik, (klassische) Philologie, Geschichte und bisweilen Geographie (vgl. Knape 1992, 1315). Die Offenheit der akademischen Disziplin der Rhetorik aber ermöglicht nach Barner gerade ihren herausragenden Vertretern, „über das Elementare hinaus auch Eigenes, Selbsterarbeitetes zu bieten" (Barner 1970, 413) und macht die Lehrstühle zu einer Anlaufstelle literarisch ambitionierter Schüler (vgl. das Beispiel August Buchners, der in Wittenberg eine Vielzahl prominenter Literaten des 17. Jhs. wie Arndt, Gerhardt, Gueintz, Klaj, Schottel, Zesen etc. um sich versammelt; Barner 1970, 413). Die Institution der Universität gilt mithin – insbesondere dort, wo sie eine dem wittenbergischen Exempel vergleichbare Ausstrahlungskraft besitzt – als hochrelevante gesellschaftliche Vermittlungsstelle zwischen metasprachlichen Wissensmengen der rhetorischen Theorie und deren praktischer Umsetzung in literarische Texte.

1.2. Hof – Stadt – Kirche – Sprachgesellschaften

In der polyzentrisch organisierten politischen Landschaft des Heiligen Römischen Reiches gewinnen die Höfe insbesondere im Zuge der Konsolidierung ihrer herrschaftlichen Bedingungen nach dem Westfälischen Frieden gesellschaftspolitisch und ökonomisch zunehmend an Relevanz (vgl. Müller 1995, 17). Hervorgegangen aus den fürstlichen Haushalten, üben sie ab Mitte des Jahrhunderts durch die verstärkte Zentralisierung politischer Macht und Monopolisierung wirtschaftlicher Chancen große Anziehungskraft auf die Mitglieder des territorialen Adels aus, die sich hier in eine feste hierarchische Struktur unter der Führung des Fürsten eingliedern (vgl. Müller 1995, 33 ff.). Der fürstliche Machtanspruch gegenüber Adel und Volk, die hierarchische Binnenstruktur des Hofes und zwischenhöfische Distinktionsbestrebungen äußern sich in der Konstituierung einer höfischen Symbolwelt, die von Schloss- und Gartenarchitektur bis zu sprachlichem Verhalten eine Fülle von Medien einbezieht (vgl. Maurer 1999, 36 ff.). Innerhalb dieses Zeichensystems ist rhetorische Praxis punktuell verortet. Sie ist auf der Stufe der *actio/pronuntiatio*, zumindest dort, wo eine Verbindung der höfischen Sphäre zum Schultheater besteht, Bestandteil theatraler Aufführungen der höfischen Festkultur. Ferner liegt mit der Festbeschreibung eine Textsorte vor, die ephemere festliche Ereignisse mittels ihrer schrift- und bildmedialen Fixierung für die Nachwelt konserviert und eine Erweiterung des Adressatenkreises ermöglicht. Als Repräsentationsform zweiter Ebene (vgl. Wagenknecht 1981, 75) aktivieren Festbeschreibungen rhetorisch-poetische Strategien der

Affekterzeugung, die einen wirkungsästhetisch angemessenen Nachvollzug der jeweiligen höfischen Festivität intendieren. Rahn, der mit seiner Monographie zur Festbeschreibung erstmals einen umfassenden textsortenspezifischen Forschungsbeitrag leistet, spricht in diesem Kontext von „superlativischen Prachtbilanzen, die auf die Verwunderung des Lesers setzen“ (Rahn 2006, 39). Den rhetorisch regulierten literarischen Texten, die u. a. über ihre repräsentative Funktion definiert sind, lassen sich weitere Formen (panegyrischer) Casualdichtung zurechnen (vgl. Heldt 1997, 18–20), welche die verschiedensten familiären, sozialen und politischen Ereignisse des Herrscherlebens dokumentieren und begleiten (vgl. Schilling 1999, 324–328). Mithin bildet der Hof aufgrund seines Bedarfs repräsentativer poetischer Texte einen gesellschaftlich-kulturell relevanten Ort der Verdichtung und Stimulation literarischer und insofern rhetorischer Praxis. Er bietet nicht zuletzt bürgerlichen Autoren die Möglichkeit zur Steigerung des Sozialprestiges und materiellen Zugewinn in Form von Gratifikationen (vgl. Schilling 1999, 322).

Parallel hierzu zeitigt der institutionelle Rahmen des Hofes ein Ideal mündlicher Rede, das, wie Braungart in seinen Studien zur Praxis höfisch-politischer Rede im deutschen Territorialabsolutismus deutlich macht, grundlegend von dem schulisch und universitär vermittelten differiert (vgl. die Zusammenfassung in Braungart 1988, 289–293). Zum einen kann höfische Rede als Ausdrucksform absolutistischer Macht ohnehin auf eine rhetorische Ausformung im Dienst der *persuasio* verzichten (vgl. Barner 1970, 154 f.), oder aber sie ist an die regulativen Bedingungen des höfischen Zeremoniells gebunden. Dieses delegiert die Darstellung sozialer Hierarchie und fürstlicher Dignität unter dem Kalkül größerer Anschaulichkeit und sinnlich-affektiver Wirkmacht überwiegend an visuelle und akustische, nicht sprachlich-diskursive Medien wie Tischordnungen, Festarchitektur, Einzüge, musikalische Darbietungen etc. (vgl. Braungart 1995, 202). Höfisch-politische Rede hingegen dient primär dem expliziten Vollzug kommunikativer – bisweilen rechtlicher – Akte wie Begrüßung, Abschied, Danksagungen, Ablegen eines Eides etc. (vgl. den Katalog zeremonieller Akte bei Braungart 1988, 155) und gewährleistet die Einheit des sequentiell ausdifferenzierten zeremoniellen Prozesses (vgl. Braungart 1995, 206). Die zeremonielle Funktionalisierung von Rede stellt an den Höfling die Anforderung, sich flexibel an die jeweiligen durch den situativen Kontext definierten Redekonventionen anzupassen, d. h. mitunter den singulären Redeakt als Element einer Sequenz mehrerer Redeakte zu begreifen und ihn dementsprechend kurz und effizient zu realisieren (vgl. Braungart 1988, 292). Die Differenz zwischen dem Textverständnis höfischer Beredsamkeit und dem der gelehrten Rhetorik lässt sich demnach idealtypisch auf die aristotelische Opposition von *praxis* und *poesis* bringen: Während die Rede des Höflings in hohem Maß adressaten-, situations- und handlungsorientiert ist und insofern v. a. textexterne Faktoren in Rechnung stellt, widmet sich der gelehrte Rhetoriker der Produktion eines in erster Linie nach textinternen Kriterien geformten, in sich geschlossenen Werkes (vgl. Braungart 1991, 91; 97). Die konstatierte Differenz zwischen dem Normalfall höfisch-zeremonieller Rede und den nach klassisch-rhetorischer Theorie produzierten Texten ist – zumindest was den Bereich des *sermo publicus* anbelangt – dokumentiert in den überlieferten höfischen Reden selbst (vgl. exemplarisch Johann Christian Lünigs Kompilation *Grosser Herren, vornehmer Ministren, und anderer berühmten Männer gehaltene Reden*, 1707–22; zur Quellenlage und Publikationspraxis höfischer Reden vgl. Braungart 1988, 9 ff.) und wird nach Braungart (1991, 90 f.) ferner durch die Existenz zweier grundsätzlich verschiedener Paradigmen der Textgenese evident, die jeweils aus den metasprachlichen Texten rekonstruierbar sind. Der streng systematisierten Pro-

duktion einer Rede nach schulisch-universitärem Muster steht eine über die Kanzleipraxis tradierte Methode gegenüber, die die Generierung schriftlicher und mündlicher Texte primär über *exempla* zu regeln sucht. Exemplarisch wird die Wahrnehmung eines Defizits der gelehrten rhetorischen Theorie im Kontext aktueller Bedingungen politischer Rede und die programmatischen Bemühungen, dieses per Darbietung von aus der politischen Praxis entnommenen Beispielen auszugleichen, aus der *Instrvctio Oratoris* (1618) des Basler Notars Johann Rudolf Sattler ersichtlich:

> Vnd seytmahlen die Orationes, vnd Reden / deren wir vns auff alle nothwendige Fähl in diesem zeitlichen Leben zugebrauchen / nicht bey vielen Authorn, auff jetzige Zeit / (zu welchem alles auffs höchste komen ist /) gerichtet / beschrieben funden werden / will ich dieselbigen / denjenigen zu gutem / so der Imitation vnd Exercitation, sich zu befleissen begern / in diesem Tractätlein […] beschreiben […]
>
> (Sattler 1618, 3; zitiert nach Braungart 1991, 90).

Erst Weise gelingt es in der zweiten Jahrhunderthälfte u. a. mit seinem *Politischen Redner* (1627), eine Synthetisierung von Rhetorik und politischer Kommunikationspraxis „[d]urch eine konsequente Entschlackung der Systematik und eine entschiedene Aufwertung des situativen Aptums und vor allem des Ziel- und Adressatenbezugs“ vorzunehmen (Braungart 1991, 89).

Neben dem Hof gilt die Stadt, zumindest in der jüngeren literaturwissenschaftlichen Forschung, als relevanter Faktor im barockliterarischen Betrieb (vgl. die forschungsgeschichtliche Bestandsaufnahme bei Garber 1998, 5 ff.). Sie zeichnet sich zum einen als literarische Produktionsstätte aus, die mitunter als Residenzstadt in enger Relation zur höfischen Sphäre steht, zum anderen als Ort der Ausbildung einer spezifisch urbanen Mentalität, die über ihre literarische Medialisierung zu erschließen ist (vgl. Kleinschmidt 1982, 5). Die Frage nach einer städtischen Kultur der Rhetorik kann sich in Ansehung der Quellenlage v. a. auf das hohe Aufkommen panegyrischer und casualpoetischer Texte berufen, die funktional oder inhaltlich-thematisch an ihrem Bezugsrahmen der städtischen Kommune orientiert sind (vgl. Adam 1998, 103). Dieses ist Zeugnis eines analog zur höfischen Sphäre bestehenden Bedürfnisses an politischer und gesellschaftlicher Repräsentation, das von der städtischen Ober- und zunehmend auch der Mittelschicht ausgeht (vgl. Kleinschmidt 1982, 107). Die Anlässe rhetorisch ausformulierter Dichtung liegen im Bereich zwischen politischer Öffentlichkeit und der repräsentativen bürgerlichen Privatsphäre; sie umfassen also eine breite Palette exzeptioneller Einschnitte im stadtpolitischen Leben, die von Jubiläen einzelner Berufsgruppen bis hin zu Begräbnisfeiern einzelner Stadtbewohner reicht. Jedes wichtige Ereignis wird poetisch verarbeitet und „aus der Sphäre der engeren Hausgemeinschaft in die der erweiterten sozialen Lebensgemeinschaft der *gemeine* [gerückt]“ (Kleinschmidt 1982, 107). Wie Adam (vgl. 1998, 94–102) am Beispiel des lateinischen Lobgedichts auf die Stadt Breslau *Vratislavia Urbs Augusta Caput Silesiae Heroico Carmine decantata* (1667) von Heinrich Mühlpfort zeigt, interferieren in den urbanen Casualtexten mitunter mehrere Funktionsebenen. Panegyrische Intentionen in der Tradition der *laus urbis* sind hier verknüpft mit der textuellen Konstitution von „Wert- und Ordnungsvorstellungen einer städtischen Führungsschicht“ und unter Wahrung der der *res* angemessenen Stilebene des *genus sublime* vermittelt (Adam 1998, 97). Die Demonstration einer ideellen Identität der Stadtbewohner ist nicht nur in diesem Fall begleitet von deren Verpflichtung auf politische, soziale, konfessionelle und kulturelle Normen (vgl. Adam 1998, 102; 105). Dass die literarische Verhandlung

ideeller Werte primär innerhalb eines exklusiven Zirkels abläuft, offenbart das Gedicht von Mühlpfort exemplarisch, indem die Verwendung des Lateinischen den ungelehrten Rezipienten per se ausschließt.

Eine Gruppe, deren Schaffen für die deutschsprachige literarisch-rhetorische Kultur von eigenem Wert ist, bilden die im 17. Jh. sich formierenden Sprachgesellschaften. Jeweils sozietätspezifisch und historisch variierend aus Mitgliedern des gelehrten Adels und Bürgertums bestehend und in mehr oder minder enger institutioneller Verbindung verfolgen sie eine Programmatik, die Tugend- und Sprachpflege koordiniert und mit kulturpatriotischen Intentionen vereinigt. Während der Begriff ‚Sprachgesellschaft' erst im 19. Jh. etabliert wird, changiert die zeitgenössische Benennung zwischen Termini wie Orden, Bruderschaft, Sozietät/*societas*, Gesellschaft etc. (vgl. Berns 1978, 54). Ältere Forschungsansätze haben die Sprachgesellschaften in einem reduktionistischen Sinn allein als Instrument nationalistischer Sprachpflege und v. a. -reinigung begriffen, wohingegen sie ab den 1960er Jahren als Sozietäten oder Akademien in der Tradition deutscher und europäischer Institutionen verstanden und ihre ethischen, konfessionellen und politischen Zielsetzungen verstärkt in den Blick genommen werden (vgl. Hambsch 2007, 1089; zur Neubewertung des Aspekts der Sprachpflege vgl. Hundt 2000, 18 ff.). Wenngleich die Sprachgesellschaften exklusive Zirkel aus Dichtern und Gelehrten darstellen und eine Mitgliedschaft – etwa im Fall der einflussreichen, 1617 gegründeten *Fruchtbringenden Gesellschaft* – bis 1641 Adelsstand oder die Zugehörigkeit zum Hof voraussetzt (vgl. Conermann 1978, 122), haben sie durch die Konstitution sprachlicher und literarischer Normen eine überregionale Wirkung (vgl. van Ingen 1978, 23 f.). Ihre Bemühungen stehen im Kontext einer rhetorisch geprägten Sprachkultur und werden im Einzelnen durch sie erhellt. Exemplarisch zeigt dies die Satzung der *Fruchtbringenden Gesellschaft*, in der das Ziel eines tugendhaften Lebens noch vor der Verpflichtung ihrer Mitglieder steht, „unsere hochgeehrte Muttersprache […] sowol in Reden / Schreiben als Gedichten / aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben" (Stoll 1973, 28). Wie Haas (vgl. 1980, 45) bemerkt, rekurriert der hier wörtlich oder sinngemäß mehrfach verwendete Tugend-Begriff auf nichts anderes als das von der Rhetorik entwickelte antike Bildungsideal des *vir bonus*, die postulierte Sprachnorm ist den Stil-Prinzipien *ornatus* und *perspicuitas* („zier- und deutlichkeit") verpflichtet. Die hier nur angedeutete programmatische Adaption antiker rhetorischer Handlungs- und Sprachideale ist Leitbild für die aus dem Kreis der Sprachgesellschaften publizierten Rhetoriken, Poetiken und Ethiken, der grammatischen und orthographischen Lehrbücher sowie für ihre sprachtheoretischen Überlegungen (vgl. Haas 1980, 48; Ueding/Steinbrink 2005, 101). Wenn neben diese Produktion von Sprach- und Verhaltenslehren die dichterischen Tätigkeiten der Mitglieder der Sprachgesellschaften treten, ergänzen sich beide – im Grunde analog zur Verknüpfung von *exempla* und *praecepta* in der rhetorischen Systematik – im Dienst der Konstituierung einer hochdeutschen Sprach- und Literaturnorm. Zuletzt ist die (meta-)poetische Fortführung rhetorischer Tradition durch die Sprachgesellschaften von der Pflege einer Konversationskultur nach dem Vorbild italienischer Akademien begleitet, in der „gesellschaftliches Verhalten und Sprechen noch ungetrennt sind" (Conermann 1978, 113) und die sich – im Fall einer überregionalen Streuung der Mitglieder – in einem regen Briefverkehr niederschlägt (vgl. Conermann 1978, 112 ff.). Die Ideale dieses gesellschaftlichen Verhaltens, wie sie den Statuten der *Fruchtbringenden Gesellschaft* zu entnehmen sind („alles zu nutzen / frommen / und ergetzung"; zitiert nach Schöne 1988, 39), rekurrieren auf die rhetorischen Wirkungsziele *prodesse* und *delectare*; rhetorische Theorie gerät in den Sprachgesellschaften zum Leitbild sozialer Interaktion.

Neben Schule und Theater bildet die Kirche den kommunikativen Rahmen, in dem die katholische wie protestantische Geistlichkeit ihre rhetorische Schulung qua Profession zur Entfaltung bringt. Ihre Rolle als Träger der rhetorisch-literarischen Kultur des Barockzeitalters ist in Ansehung der Massenwirkung des Sprechens von der Kanzel aus von großer Bedeutung (vgl. Knape 1992, 1319). Die Anlässe hierzu sind nicht allein kirchlicher, sondern ebenso politischer Natur. Neben den regelmäßigen Gottesdiensten und Festtagen im Kirchenjahr werden Regierungsantritte, fürstliche Jubiläen, Friedensschlüsse usw. von kirchlicher Seite kommentierend gewürdigt: „Jedes Vorkommnis, das in einer Stadt oder in einer andern Öffentlichkeit von Belang ist, will vom Prediger besprochen werden." (Herzog 1991, 18) Hinzu tritt die Überführung gesellschaftsrelevanter Ereignisse des privaten Lebens (Geburten, Hochzeiten, Todesfälle etc.) in die öffentliche Sphäre per kirchlichem Redeakt. Das bevorzugte Medium religiöser Verkündigung ist die vor dem Hintergrund des Konfessionalismus als Instrument des Glaubenskampfes genutzte Predigt (vgl. Knape 1992, 1320 f.), deren literarische Niederschläge einen analytischen Zugriff auf die kirchliche rhetorische Praxis der Epoche erlauben (vgl. 2.2.). Als Predigtliteratur ist sie gleichsam Bestandteil der in vielfachen Formen publizierten Erbauungsliteratur, und zählt neben den Gebet- und Gesangbücher sowie den christlichen bzw. mystischen Erbauungs- und Übungsbüchern zu den erfolgreichsten Textsorten des frühneuzeitlichen Buchmarkts (vgl. Cersowsky 1999, 177 f.). Wie Krummacher (vgl. 1986, 98 ff.) feststellt, sind die Impulse der Erbauungsliteratur für die Entwicklung der gesamten Literatur des Barock von zentraler Bedeutung; deren rhetorische Prägung und religiöse Durchdringung scheint von den Erbauungstexten seit Ende des 16. Jhs. bereits antizipiert zu sein.

2. Rhetorische Textpraxis im Barock und der Barockstil

Schon 1929 hat Müller den umfassenden Einfluss der Rhetorik auf die verschiedensten Kommunikationsformen in der Barockepoche deutlich gemacht: „Wie Predigtkunst und Dichtkunst, so gehören auch Briefkunst und Kanzleikunst, gehört nicht nur politischer Vortrag, sondern ebenso die Kunst der gesellschaftlichen Unterhaltung und des gelehrten Gesprächs zum Herrschaftsgebiet der Rhetorik." (Müller 1929, 83) Diese Einschätzung wird von der späteren Forschung im Wesentlichen bestätigt. Wenn Müller hier den Einflussbereich der Rhetorik auf mündliche wie schriftliche Kommunikation geltend macht, wird das Problem der Quellenlage evident. Eine Erschließung mündlicher rhetorischer Praxis ist, sofern nicht wie bei den Textgattungen der Rede oder Predigt mitunter schriftlich fixierte Exemplare vorliegen, weitgehend auf die vorliegenden, metatextuellen Zweckgattungen angewiesen, während die literarischen Gattungen sich einem analytischen Zugriff öffnen und Rückschlüsse auf stilistische Merkmale der Epoche zulassen.

2.1. Komplimentierkunst

Mit seiner umfassenden Studie *Frühmoderne Höflichkeit* hat Beetz (1990) einen grundlegenden Beitrag zur Aufarbeitung des Themenkomplexes der Regulierung von Interaktion durch metakommunikative, pragmatische Textsorten geleistet. Die Menge und Auflagenzahl der im 17. und 18. Jh. publizierten Anstandsliteratur zeugt von dem großen literari-

schen und gesellschaftlichen Interesse, das dem Diskurs des gesellschaftsethischen Verhaltens entgegengebracht wurde (vgl. die tabellarische Übersicht bei Beetz 1990, 106 f.). Die Aufarbeitung dieses frühneuzeitlichen Diskurses der ‚Höflichkeit' sieht sich mit der Problematik konfrontiert, eine gattungsmäßige Differenzierung der entsprechenden Textsorten vorzunehmen. Eingebettet in ein Feld von Textgruppen, die im weitesten Sinn normative gesellschaftliche Theoreme und soziale Fertigkeiten verhandeln, widmen sich die Kommunikationslehren im engeren Sinn schwerpunktmäßig der Anleitung zu verbalem Sozialverhalten (vgl. Beetz 1990, 32 ff.). Hierunter fallen einerseits Komplimentierbücher, die Aspekte der mündlichen und/oder schriftlichen Kommunikation verhandeln, und andererseits Konversationsbücher, die explizit dialogisches Gesprächsverhalten thematisieren und dieses mitunter im Modus der Darstellung reproduzieren. Der Begriff des ‚Compliments' umfasst in den vorliegenden Quellen ein breites Spektrum von Höflichkeits- und Dankbezeugungen, Referenzen, Entschuldigungen, Einladungen etc. und bezeichnet in seinem weitesten Sinn die verbale Interaktion generell (vgl. Beetz 1990, 111). Als individualpolitisches Instrument ist die Komplimentierkunst in das Anforderungsprofil des ‚Politicus' integriert, der sich über Techniken der Selbstdarstellung und Insinuation im ständisch gegliederten Hofverband des Absolutismus zu bewähren hat (vgl. Horn 1966, 97). Die prinzipielle Interferenz zwischen dem antiken rhetorischen Diskurs und dem barocken Höflichkeitsdiskurs besteht in ihrer jeweiligen Verpflichtung auf sprachliche *decorum*-Standards, die den sozialen Status, das Alter und die spezifische Kommunikationssituation in Rechnung stellen. Im Bereich der Konversation fallen darunter etwa die Wahl der Gesprächsthemen, kommunikative Regeln wie Gesprächsrhythmus und -lenkung und die verbale und nonverbale Affektmodellierung der Gesprächspartner (vgl. Beetz 1997, 570 ff.). Die Frage nach den systematischen Übereinstimmungen von Komplimentierkunst und rhetorischer Beredsamkeit ist aufgrund des weiten historischen Bedeutungsspektrums des ‚Compliments' nicht generell zu beantworten. Braungart (1988; vgl. 1.2.) schlägt eine Binnendifferenzierung der höfischen Redeakte nach Kriterien der Textproduktion (*praxis* vs. *poesis*) vor und stellt so den prinzipiellen Abstand zwischen Komplimentierkunst und Rhetorik in den Vordergrund, während Beetz die rhetorisch-systematische Tradition einiger Komplimentierlehren betont (vgl. Beetz 1990, 58 ff.). Letzthin bleibt eine Aufarbeitung dieser Thematik weiteren Forschungen überlassen, die gerade hinsichtlich der Frage nach einem konkreten Kommunikationsverhalten auf Texte abseits des Metadiskurses ‚Komplimentierkunst' wie Briefdokumente oder Hofkritiken zurückgreifen.

2.2. Predigten und Reden

Die Predigt gilt in Ansehung ihrer Breitenwirkung als rednerische Hauptgattung des 17. Jhs. und konkretisiert sich in einer Reihe von anlassspezifischen Subgattungen. Neben die schriftauslegende Homilie tritt eine Vielzahl von Kasualpredigten, innerhalb derer sich mit der katholischen Marien- und Heiligenpredigt und der überwiegend im Protestantismus verankerten Leichenpredigt jeweils konfessionsspezifische Sonderformen herausbilden (vgl. Eybl 1999, 404). Wie Brooks (vgl. 2002, 218 ff.) feststellt, steht die rhetorische Praxis der Predigt in einem Spannungsfeld zwischen intendierter Allgemeinverständlichkeit und dem Anspruch auf eine dem inneren wie äußeren *aptum* entsprechende sprachlich-stilistische Ausarbeitung. Wenn die Predigt ferner den drei rhetori-

schen Wirkungszielen *docere*, *delectare* und *movere* gleichermaßen gerecht werden muss, ergibt sich daraus im Grunde genommen eine textsortenspezifische Aporie; der Prediger steht vor dem Dilemma, „die verschiedenen Spielarten des aptum-Ideals – i. e. die Kongruenz von Stil und Publikum, von Stil und Sprecher, von Stil und Gegenstand der Rede, von Stil und angepeilter Wirkung – […] zur Deckung zu bringen" (Brooks 2002, 223; vgl. außerdem Herzog 1991, 251 ff.). Vor dem Hintergrund dieses innerhalb des metasprachlich-homiletischen Diskurses vielfach diskutierten Anforderungsprofils der Predigt bringt das 17. Jh. eine Fülle verschiedener Predigtstile hervor, die abseits eines nivellierenden Urteils kaum sachgerecht zu erfassen sind. Generell gilt zumindest, dass der inventorische Bezugsrahmen der Barockpredigt nicht auf die Heilige Schrift allein beschränkt ist, sondern eine weite Spanne von Repertorien umfasst: „Bibellexika und Schatzkammern liefern die Parallelstellen aus der Schrift, Promptuarien erschließen Quellen aus der Antike, Lexika und Enzyklopädien stellen auch naturwissenschaftliches Wissen bereit." (Eybl 1999, 404; vgl. Herzog 1991, 206) Mit der Öffnung des inventorischen Rahmens der Predigt vollzieht sich ferner eine Aufnahme von Gedichten und Liedern sowie von Erzählstoffen aus der Volksbuch-Tradition (vgl. Herzog 1991, 28 ff.). Greifbar wird diese Integration außerbiblischer Wissensbestände u. a. in der sich im barocken Katholizismus wie Protestantismus etablierenden Sonderform der Emblempredigt, die unter Rückgriff auf die emblematischen Enzyklopädien zu einer stofflich-thematischen Variabilität und sinnbildlicher Anschaulichkeit gelangt (vgl. zur versierten Praxis der Emblempredigt von Abraham a Sancta Clara exemplarisch Jónácsik 1999, 193 ff.). Innerhalb der katholischen Kirche wird mit der Concetto-Predigt in der Tradition ihres jesuitischen Theoretikers Emanuele Tesauro ein besonders scharfsinniger und rhetorisch elaborierter Predigtstil gepflegt. In dieser in einzelne Abschnitte (Paragraphen) gegliederten Predigtform gilt es mittels „einer effektvollen Komposition, die sich durch ungewöhnliche Gedankenführung, antithetische Gestaltungsprinzipien, sprachspielerische Verfahren und neuartige Bildverknüpfungen auszeichnet" (Bitter 1997, 270), die in der Schrift verborgenen Geheimnisse Gottes zu entschlüsseln. Während die Concetto-Predigt zwar angesichts ihrer „elitären literarisch-rhetorischen Verstiegenheit" (Herzog 1991, 170) einiger Kritik ausgesetzt ist, zeugt ihre Popularität von dem zeitgenössischen Verständnis für rhetorische Argumentations- und Amplifikationsverfahren auch im Bereich der geistlichen Rede (vgl. Herzog 1991, 270).

Außerhalb des sakralen Kommunikationsbereichs wird eine rhetorisch überformte mündliche Redekunst – abgesehen von den bis Ende des 17. Jhs. weitgehend durch das Lateinische dominierten Schulreden – v. a. in panegyrischen Fest- und Gelegenheitsreden verwirklicht. Als Exempel für eine besonders anspruchvolle rhetorische Praxis wäre etwa Daniel Casper von Lohensteins *Lob-Rede* (1679) auf den verstorbenen Hoffmannswaldau zu nennen, die den Aufklärern Gottsched und Breitinger als „Musterbeispiel des Schwulst-Stils" (Schwind 1977, 303) gilt, sowie Georg Philipp Harsdörffers *Lobrede des Geschmacks* (1651) anlässlich der Ernennung von Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar zum Oberhaupt der *Fruchtbringenden Gesellschaft* (vgl. Hundt 2000, 413–420). Ein besonders prägnantes Muster für die oratorische Praxis im späten 17. Jh. liefert Christian Weise mit seiner Leichenrede auf den Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen aus dem Jahr 1691. Weise löst hier das in seinem beigefügten Kommentar postulierte Ideal eines unprätentiösen Prosastils ein, der sich an den Bedingungen politischer Praxis misst und neben der verstärkten Beachtung des äußeren *decorums* die sparsame Verwendung sprachlicher Wirkungsmittel impliziert (vgl. Knape 1994, 75 f.). Mit seiner Abwen-

dung von einem als gekünstelt und überladen empfundenen Stil steht Weises Redepraxis paradigmatisch für einen rhetorischen „Neubeginn im Zeichen des ‚Politischen'" (Barner 1970, 167; vgl. Horn 1966) und weist bereits auf das Rhetorikverständnis der frühen Aufklärung voraus.

2.3. Literarische Texte

Die Erforschung der rhetorischen Einflussnahme auf literarische Textproduktion ist bis dato nicht in allen Bereichen gleichermaßen vorangeschritten. Auf der Grundlage einer kategorialen Unterscheidung zwischen Gattungen der ‚schönen' Literatur und denen der Zweckliteratur, die dem historischen Literaturverständnis nicht gerecht wird (vgl. Barner 1970, 78 ff.), sind bspw. auf dem Gebiet der Historiographie, des Briefes oder der juristischen Textsorten noch Forschungsdesiderate zu verzeichnen. Die rhetorische Überformung der Barock-‚Literatur' im engeren Sinn, genauer: der Poesie und Kunstprosa, wurde indes durch Fallstudien vielfach nachgewiesen und erstreckt sich auf Belange der *inventio*, *dispositio* wie auch *elocutio* (vgl. exemplarisch den Überblick bei Knape 1992, 1328). Sie kann prinzipiell als Symptom des über die ‚rhetorische Sozialisation' des gelehrten Barockdichters gewährleisteten normativen Einflusses der in den rhetorischen wie poetologischen Theorietexten enthaltenen *praecepta* und *exempla* auf die Textproduktion gewertet werden (vgl. Knape 2006). Insgesamt steht die konstatierte Rhetorizität barocker Dichtung mit der forschungsgeschichtlich immer wieder auftretenden Frage nach ihren stilistischen Merkmalen in engem Zusammenhang, da Rhetorik und Poetologie über ihr ausdifferenziertes System der Sprachregulation den Textstil maßgeblich beeinflussen. Innerhalb der Forschungsgeschichte wurde jene Rhetorizität der Barockdichtung als stilanalytisches Differenzkriterium verschiedentlich in Anspruch genommen, wobei sich zwei Argumentationslinien im Grunde konträr zueinander verhalten. So wurde rhetorikaffines Schreiben einerseits mit einem manieristischen oder schwulstigen Stil identifiziert, während es andererseits als Merkmal eines klassizistischen Stils herhielt (vgl. Wiedemann 1966, 123 f.). Dass diese Funktionalisierung der rhetorischen Grundlegung barocker Literatur als stilanalytisches Unterscheidungsmerkmal problematisch ist, verdeutlicht Barner (1970, 73), wenn er mit seinem Statement, es gebe „‚den rhetorischen Stil' überhaupt nicht", auf die multiplen dem traditionellen rhetorischen System inhärenten Stilarten verweist. Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, die Frage nach stilistischen Rekurrenzen in barocken Texten von der Diskussion um deren Kompatibilität mit metasprachlichen Konzeptionen der Rhetorik oder Poetologie abzukoppeln und an die deskriptive Analytik der historischen Linguistik zu delegieren. Den beiden diesbezüglich vorliegenden Arbeiten von Blume (1980) und Kaempfert (2004) ist gemein, dass sich erstens das ihrer Analyse zugrunde gelegte Korpus v. a. aus lyrischen Texten rekrutiert, und sie zweitens eine besonders hohe Dichte elokutiver Strukturen als signifikantes Stilmerkmal herauspräparieren. Diese Tendenz zum verstärkten Einsatz rhetorischen Schmucks ist nach Blume (vgl. 1980, 722) einerseits als intertextuelles Phänomen auf den Einfluss von Vorbildern z. B. der silbernen Latinität und des italienischen Manierismus zurückzuführen, andererseits in literatursoziologischer Sicht auf das Bestehen eines bürgerlich-gelehrten Bedürfnisses nach gesellschaftlicher Reputation, das sich in der Demonstration rhetorischer Virtuosität äußert. Kaempfert (vgl. 2004, 3047) verweist zudem auf die Privilegierung des erhabenen Stils in den zeitgenössischen Poetiken. Zu dem der-

gestalt motivierbaren artistischen Zug der Barockdichtung gehören etwa der häufige Gebrauch tropischer und vor allen Dingen metaphorischer Wendungen, mitunter in Kombination mit weiteren Stilfiguren (Hoffmannswaldau: *Der liebliche corall der lippen wird verbleichen; Der schultern warmer schnee wird werden kalter sand* / […]), auf Ebene der semanto-syntaktischen Verknüpfung der Parallelismus (Abschatz: *Was nutzt die Tapfferkeit / was hilfft der freye Mutt*), die Reihung (Gerhardt: *Nun ruhen alle wälder / Vieh / menschen / städt / und felder*) und die Anapher (als Stilprinzip z. B. bei Kuhlmann auf die Spitze getrieben: alle 24 Verse seines 15. Kühlpsalms beginnen mit dem Wort *Triumf*!) (vgl. Blume 1980, 722). Hinzu treten vielfach antithetische Konstruktionen auf Wort-, Satz- oder Textebene, v. a. bei den Pegnitzschäfern onomatopoetische Wortbildungen und verschiedene Formen des hyperbolischen Sprechens (vgl. Blume 1980, 722; Kaempfert 2004, 3049). Gemein ist diesen hier nur exemplarisch angeführten elokutiven Strukturen, dass sie graduelle Abweichungen von einem idealtypischen, ‚natürlichen' Sprachgebrauch dokumentieren, die gerade in ihren extremen Ausformungen evident werden. Dementsprechend erfassen die Versuche, einen ‚typischen' literarischen Barockstil über das Kriterium der *ornatus*-Dominanz zu definieren, v. a. Werke von Autoren der *Zweiten schlesischen Schule* wie Hoffmannswaldau oder Lohenstein, jener Autoren also, die der Epoche spätestens seit der Aufklärung den Vorwurf des Schwulstes eingetragen haben. Textsorten wie z. B. das protestantische Kirchenlied oder Werke von Autoren wie Schupp, Dach u. a. m. entziehen sich hingegen der Tendenz zu einem starken Schmuck der Rede (vgl. Blume 1980, 720).

Abgesehen von jener binnenepochalen stilistischen Ausdifferenzierung ist der barocken Dichtung zumindest eines gemein: Sie definiert sich − wie andere Textsorten der Epoche auch − generell über das rhetorische Wirkungsziel der *persuasio* und orientiert sich strukturell an den in Rhetorik und Poetologie konstituierten Regeln, deren Vermittlung über die genannten sozialen Instanzen gewährleistet ist. Dieses Verständnis von künstlerischer Textproduktion wird dem 18. Jh. zunehmend fremd erscheinen und von dem Konzept einer autonomen ‚Literatur' abgelöst werden.

3. Literatur (in Auswahl)

Adam, Wolfgang (1998): Urbanität und poetische Form. Überlegungen zum Gattungsspektrum städtischer Literatur in der Frühen Neuzeit. In: Klaus Garber (Hrsg.): Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit. Bd. 1. Tübingen, 90−111 (Frühe Neuzeit, 39).

Barner, Wilfried (1970): Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen. Tübingen.

Beetz, Manfred (1990): Frühmoderne Höflichkeit. Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum. Stuttgart (Germanistische Abhandlungen, 67).

Beetz, Manfred (1997): Leitlinien und Regeln der Höflichkeit für Konversation. In: Wolfgang Adam (Hrsg.): Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter. Wiesbaden, 563−579 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 28).

Berns, Jörg Jochen (1978): Zur Tradition der deutschen Sozietätsbewegung im 17. Jahrhundert. In: Bircher/Ingen (1978), 53−73.

Bircher, Martin/Ferdinand van Ingen (Hrsg.) (1978): Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichtergruppen. Hamburg (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 7).

Bitter, Gottfried (1997): VII. Katholische Predigt der Neuzeit. In: Gerhard Müller (Hrsg.): Theologische Realenzyklopädie 27, 262−296.

Blume, Herbert (1980): Deutsche Literatursprache des Barock. In: Hans Peter Althaus/Herbert Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. ([1]1973). Tübingen, 719–725.

Braungart, Georg (1988): Hofberedsamkeit: Studien zur Praxis höfisch-politischer Rede im deutschen Territorialabsolutismus. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 96).

Braungart, Georg (1991): *Praxis* und *poesis*: Zwei konkurrierende Textmodelle im 17. Jahrhundert. In: Gert Ueding (Hrsg.): Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik". Tübingen, 87–98 (Rhetorik-Forschungen, 1).

Braungart, Georg (1995): Die höfische Rede im zeremoniellen Ablauf: Fremdkörper oder Kern? In: Jörg Jochen Berns/Thomas Rahn (Hrsg.): Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Tübingen, 198–208 (Frühe Neuzeit, 25).

Braungart, Georg (2005): Rhetorik. Neuzeitliche Institutionengeschichte: Deutschland. In: Gert Ueding (Hrsg.): Rhetorik. Begriffe – Geschichte – Internationalität. Tübingen, 184–188.

Breuer, Dieter (2000): Ingenium, Phantasia, Argutia in jesuitischen Traktaten zur Dichtkunst. In: Hartmut Laufhütte (Hrsg.): Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit. Bd. 2. Wiesbaden, 871–882 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 35).

Brooks, Thomas (2002): „Alletagsworte" und „Fey'rtagsgwandl". Anmerkungen zu Stil und Syntax in der Predigt der Frühen Neuzeit. In: Franz Simmler (Hrsg.): Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Bern u. a., 217–228 (Jahrbuch für internationale Germanistik: Reihe A, Kongressberichte, 67).

Cersowsky, Peter (1999): Buchwesen. In: Meier (1999), 176–200.

Conermann, Klaus (1978): War die Fruchtbringende Gesellschaft eine Akademie? Über das Verhältnis der Fruchtbringenden Gesellschaft zu den italienischen Akademien. In: Bircher/Ingen (1978), 103–130.

Dolch, Josef (1959): Lehrplan des Abendlandes. Zweieinhalb Jahrtausende seiner Geschichte. Ratingen.

Eggers, Dietrich (1976): Das Breslauer Schultheater unter Andreas Gryphius: Literaturgeschichte als Bildungsauftrag. In: Schöne (1976), 210–224.

Eybl, Franz M. (1999): Predigt/Erbauungsliteratur. In: Meier (1999), 401–419.

Garber, Klaus (1998): Stadt und Literatur im alten deutschen Sprachraum. In: Klaus Garber (Hrsg.): Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit. Bd. 1. Tübingen, 3–89 (Frühe Neuzeit, 39).

Geitner, Ursula (1992): Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen.

Haas, Elke (1980): Rhetorik und Hochsprache. Über die Wirksamkeit der Rhetorik bei der Entstehung der deutschen Hochsprache im 17. und 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M.

Hambsch, Björn (2007): Sprachgesellschaften. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 8, 1088–1097.

Hammerstein, Notker (2003): Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. München (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 64).

Heldt, Kerstin (1997): Der vollkommene Regent. Studien zur panegyrischen Casuallyrik am Beispiel des Dresdner Hofes Augusts des Starken. Tübingen (Frühe Neuzeit, 34).

Herzog, Urs (1991): Geistliche Wohlredenheit. Die katholische Barockpredigt. München.

Horn, Hans Arno (1966): Christian Weise als Erneuerer des deutschen Gymnasiums im Zeitalter des Barock. Der „Politicus" als Bildungsideal. Weinheim (Marburger pädagogische Studien, 5).

Hundt, Markus (2000): „Spracharbeit" im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica, 57).

Ingen, Ferdinand van (1978): Die Erforschung der Sprachgesellschaften unter sozialgeschichtlichem Aspekt. In: Bircher/Ingen (1978), 9–26.

Jónácsik, László (1999): „*Verus Israëlita, in quo dolus non est*“. Zur allegorischen Naturdeutung, zur Emblematikrezeption und zur applicatio sensuum bei Abraham a Sancta Clara am Beispiel der Schwanenallegorese in der laudatio funebris auf Johannes von Eilers. In: Birgit Boge/Ralf Georg Bogner (Hrsg.): Oratio Funebris. Die katholische Leichenpredigt der frühen Neuzeit. Zwölf Studien. Amsterdam/Atlanta, GA, 187–209 (Chloe. Beihefte zu Daphnis, 30).

Kaempfert, Manfred (2004): Grundlinien einer literarischen Sprachgeschichte in neuhochdeutscher Zeit. In: Werner Besch u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 4. Teilband. Berlin/New York, 3042–3070 (HSK, 2.4).

Kleinschmidt, Erich (1982): Stadt und Literatur in der frühen Neuzeit. Voraussetzungen und Entfaltung im südwestdeutschen, elsässischen und schweizerischen Städteraum. Köln/Wien (Literatur und Leben, Neue Folge, 22).

Knape, Joachim (1992): Barockrhetorik: Theorie und Praxis der Beredsamkeit. Grundlagen und Entwicklungen in Deutschland. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 1285–1332.

Knape, Joachim (1994): „Was im Oratorischen Wesen annehmlich“ – Eine Kasualrede und Rede-Grundsätze Christian Weises aus dem Jahre 1691. In: Peter Behnke/Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Christian Weise. Dichter – Gelehrter – Pädagoge. Bern u. a., 65–78 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, 37).

Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300–1700. Wiesbaden 2006 (Gratia, 44).

Kramer, Martin (1976): Rhetorikunterricht und dramatische Struktur. Am Beispiel der consultationes. In: Schöne (Hrsg.) (1976), 261–274.

Krummacher, Hans-Henrik (1986): Überlegungen zur literarischen Eigenart und Bedeutung der protestantischen Erbauungsliteratur im frühen 17. Jahrhundert. In: Walter Jens (Hrsg.): Rhetorik und Theologie, 97–113 (Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch, 5).

Krump, Sandra (2000): Sinnenhafte Seelenführung. Das Theater der Jesuiten im Spannungsfeld von Rhetorik, Pädagogik und ignatianischer Spiritualität. In: Hartmut Laufhütte (Hrsg.): Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit. Bd. 2. Wiesbaden, 937–950 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 35).

Lansius, Thomas (1656): Mantissa Consvltationvm Et Orationvm. Tübingen.

Lünig, Johann Christian (1707–22): Grosser Herren, vornehmer Ministren, und anderer berühmten Männer gehaltene Reden. 12 Teile in 6 Bänden. Leipzig.

Maurer, Michael (1999): Geschichte und gesellschaftliche Strukturen des 17. Jahrhunderts. In: Meier (1999), 18–99.

Meier, Albert (Hrsg.) (1999): Die Literatur des 17. Jahrhunderts. München (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 2).

Müller, Günther (1929): Höfische Kultur der Barockzeit. In: Hans Naumann/Günther Müller (Hrsg.): Höfische Kultur. Halle, 79–154 (Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Buchreihe, 17).

Müller, Rainer A. (1995): Der Fürstenhof in der frühen Neuzeit. München (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 33).

Paul, Markus (2002): Reichsstadt und Schauspiel. Theatrale Kunst im Nürnberg des 17. Jahrhunderts. Tübingen (Frühe Neuzeit, 69).

Rahn, Thomas (2006): Festbeschreibung. Funktion und Topik einer Textsorte am Beispiel der Beschreibung höfischer Hochzeiten (1568–1794). Tübingen (Frühe Neuzeit, 108).

Sattler, Johann Rudolf (1618): Instructio Oratoris. Frankurt a. M.

Schilling, Michael (1999): Höfische Lyrik. In: Meier (1999), 316–332.

Schöne, Albrecht (Hrsg.) (1976): Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. München.

Schöne, Albrecht (Hrsg.) (1988): Das Zeitalter des Barock, Texte und Zeugnisse. Studienausgabe. München.

Schwind, Peter (1977): Lohensteins Lobrede auf Hoffmannswaldau als Beispiel argumentativen Figureneinsatzes barocker Gelegenheitsrede. In: Martin Bircher/Eberhard Mannack (Hrsg.): Deutsche Barockliteratur und europäische Kultur. Hamburg, 303−305 (Dokumente des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur, 3).
Soarez, Cyprianus (1569): De Arte Rhetorica Libri Tres. Hispali, Pescioni. Oxford Microform Publ. 1986.
Stoll, Christoph (1973): Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts. München.
Thomke, Helmuth (1999): Geistliches Drama und Kritik am Drama. In: Meier (1999), 377−400.
Ueding, Gert/Bernd Steinbrink (2005): Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 4., aktualisierte Auflage. ([1]1986). Stuttgart/Weimar.
Vossius, Gerardus Joannes (1660): Rhetorices Contractae, sive Partitionum Oratorium Libri Qvinqve. Editio Ad eam, qvae ad ultimam Auctoris manum aliqvot in locis auctior prodiit, exacta & suprà illam tùm emendata, tùm Tabellis synopticis & Indice aucta. Leipzig ([1]1621).
Wagenknecht, Christian (1981): Die Beschreibung höfischer Feste. Merkmale einer Gattung. In: August Buck u. a. (Hrsg.): Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert. Bd. 2. Hamburg, 75−80 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 9).
Weise, Christian (1683): Politischer Redner, das ist kurtze und eigentliche Nachricht, wie ein sorgfältiger Hofmeister seine Untergebenen zu der Wohlredenheit anführen soll. Leipzig. Nachdruck. Kronberg/Ts. 1974.
Weise, Christian (1697): Vertraute Gespräche/Wie Der geliebten Jugend Im Informations-Wercke Mit allerhand Oratorischen Handgriffen Möchte gedienet und gerathen seyn […]. Leipzig.
Wiedemann, Conrad (1966): Johann Klaj und seine Redeoratorien. Untersuchungen zur Dichtung eines deutschen Barockmanieristen. Nürnberg (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft, 26).

Steffen Ohlendorf, Kiel (Deutschland)

22. Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder in der Zeit der Aufklärung

1. Problemstellung
2. Historische Grundlagen
3. Frühaufklärung
4. Hochaufklärung
5. Spätaufklärung
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In literary practice of the Age of Enlightenment, scholastic, courtly and legal rhetoric is gradually being replaced by a tendency towards a more individual 'poetic style'. In 1959, Blackall emphatically called this process the Emergence of German as a Literary Language.

Schwind, Peter (1977): Lohensteins Lobrede auf Hoffmannswaldau als Beispiel argumentativen Figureneinsatzes barocker Gelegenheitsrede. In: Martin Bircher/Eberhard Mannack (Hrsg.): Deutsche Barockliteratur und europäische Kultur. Hamburg, 303−305 (Dokumente des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur, 3).
Soarez, Cyprianus (1569): De Arte Rhetorica Libri Tres. Hispali, Pescioni. Oxford Microform Publ. 1986.
Stoll, Christoph (1973): Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts. München.
Thomke, Helmuth (1999): Geistliches Drama und Kritik am Drama. In: Meier (1999), 377−400.
Ueding, Gert/Bernd Steinbrink (2005): Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 4., aktualisierte Auflage. ([1]1986). Stuttgart/Weimar.
Vossius, Gerardus Joannes (1660): Rhetorices Contractae, sive Partitionum Oratorium Libri Qvinqve. Editio Ad eam, qvae ad ultimam Auctoris manum aliqvot in locis auctior prodiit, exacta & suprà illam tùm emendata, tùm Tabellis synopticis & Indice aucta. Leipzig ([1]1621).
Wagenknecht, Christian (1981): Die Beschreibung höfischer Feste. Merkmale einer Gattung. In: August Buck u. a. (Hrsg.): Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert. Bd. 2. Hamburg, 75−80 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 9).
Weise, Christian (1683): Politischer Redner, das ist kurtze und eigentliche Nachricht, wie ein sorgfältiger Hofmeister seine Untergebenen zu der Wohlredenheit anführen soll. Leipzig. Nachdruck. Kronberg/Ts. 1974.
Weise, Christian (1697): Vertraute Gespräche/Wie Der geliebten Jugend Im Informations-Wercke Mit allerhand Oratorischen Handgriffen Möchte gedienet und gerathen seyn […]. Leipzig.
Wiedemann, Conrad (1966): Johann Klaj und seine Redeoratorien. Untersuchungen zur Dichtung eines deutschen Barockmanieristen. Nürnberg (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft, 26).

Steffen Ohlendorf, Kiel (Deutschland)

22. Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder in der Zeit der Aufklärung

1. Problemstellung
2. Historische Grundlagen
3. Frühaufklärung
4. Hochaufklärung
5. Spätaufklärung
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In literary practice of the Age of Enlightenment, scholastic, courtly and legal rhetoric is gradually being replaced by a tendency towards a more individual 'poetic style'. In 1959, Blackall emphatically called this process the Emergence of German as a Literary Language.

The differentiation between eloquence and poetical writing is becoming evident, when considering the increasing prevalence of non-traditional genres (e. g. epistolary essay, novel, idyll, autobiography or domestic tragedy) and non-traditional principles of style (e. g. satirical polemics or sentimentalism 'Empfindsamkeit') in contemporary writing.

1. Problemstellung

In der Epoche der Aufklärung wird der Geltungsbereich der klassischen Rhetorik in theoretischen Debatten wie auch in der Praxis schrittweise eingeschränkt. Der Bedeutungsverlust der Beredsamkeit betrifft sowohl die Schuldisziplin als auch ihre Funktion als theoretische Grundlegung der Dichtkunst (vgl. Fuhrmann 1983, 15–19). Dyck/Sandstedes *Quellenbibliographie zur Rhetorik, Homiletik und Epistolographie des 18. Jahrhunderts* belegt zwar, um dieser These eines Verfalls der Rhetorik zu entgegnen (Dyck/Sandstede 1996, XV ff.), einen Anstieg rhetorischer Publikationen. Sie tut dies freilich vor dem Hintergrund eines sehr weiten Rhetorik-Begriffes und eines im untersuchten Zeitraum explodierenden Buchmarktes. Daher hat zuletzt Till (2004, 11–14) die These eines Transformations-Prozesses der rhetorischen Disziplin untermauert.

Die Grenze des rhetorischen Schreibens wird in der Forschung meist dort gesetzt, wo sich eine stilistische Praxis entwickelt, die sich mit demonstrativem Autonomiegestus von der *officia*-Tradition der klassischen Rhetorik loslöst, um ‚regelwidrige' poetische Ausdrucksweisen zu erproben. Die Integrations- und Ausgrenzungsversuche zwischen rhetorischer, poetischer und ästhetischer Tradition, wie sie für das Zeitalter der Aufklärung typisch sind, bilden somit den Hintergrund auch für die Erforschung der zeitgenössischen Stilpraxis. Die Forschung konzentriert sich dabei nicht allein auf die oratorische Praxis, sondern auch auf den Wandel der schriftlichen Rede- und Stilkunst im sozial- und kulturgeschichtlichen Kontext eines sich etablierenden bürgerlichen *Literatursystems*. Als Standardwerk für die Stilgeschichte der Aufklärungszeit ist weiterhin die Studie von Blackall (1966, engl. 1959) zu werten.

2. Historische Grundlagen

Die kultur- und sozialpolitischen Grundlagen des 18. Jhs. sind im Zeitalter der Aufklärung einem tiefgreifenden Strukturwandel unterlegen (vgl. Habermas 1990, 69 ff.; Gestrich 1994, 201 ff.), der vor allem durch den Ausbau eines bürgerlichen *Literatursystems* seine Prägung erhält (vgl. Schmidt 1989, 280 ff.). Der Bedeutungsverlust der Mäzene spiegelt sich im Verfall der panegyrischen Rede-Förmlichkeit (allegorisch-emblematisches Herrscherlob); dabei ist die Loslösung der Redekunst vom Kontext höfischer Repräsentation als Emanzipationsprozess zu verstehen, der nur durch die fortwährende Macht absolutistischer Zensur gebremst wird.

Eine tiefgreifende Transformation des Bildungssystems zeichnet sich ab in der Vielzahl von Schulreformen, die schon früh zu einer Bedeutungsminderung des klassischen Lateinunterrichts und damit auch der Schulrhetorik führen. Selbst Gottsched ergänzt die Progymnasmata des Aphthonios in seinen *Vorübungen der Beredsamkeit* (1754) mit Bemerkungen zur praktischen Rhetorik des Briefes und des Vortrags. Beispiele für den

Fortbestand der öffentlichen Schuldeklamation und der Schülerrede sind Klopstocks lateinische Abiturrede oder Schillers deutschsprachige Gymnasialreden an der Karlsschule (1779 und 1780). Erst im letzten Drittel des Jahrhunderts weicht die Gymnasialrede der sich durchsetzenden Praxis des schriftlichen Aufsatzes und der schriftlichen Stilübungen (vgl. Jäger 1981, 15; Ludwig 1988, 105 ff.). Die Verstaatlichung der Schulen und die damit verbundenen Lehrplan-Reformen marginalisieren die Vortragskunst zugunsten der Einübung in die Techniken der auf Schrifttexte ausgerichteten *inventio*, *dispositio* und *elocutio*.

Auch die mangelnde Option mündlicher, zumal politischer Rede untermauert diese ‚Verschriftlichung' der Sprachkultur. Besonders schwer wiegt in der Geschichte der deutschsprachigen Rede die mangelnde Praxis der Parlaments- und Gerichtsrede (vgl. Meyer 2005, 736 ff.). Mit Ausnahme der Schweizerischen Kantone, wo bis zur Verfassungsreform der Helvetischen Republik (1798–1803) in den Patrizierstädten die Ratsversammlungen, in den Landorten die Landsgemeinden fortleben, ist die öffentliche Beredsamkeit auf die Kanzel, das Katheder und das Theater limitiert.

Im 18. Jh. verfestigt sich die Rolle der Universitätsstädte als Zentren der Aufklärung. Als Reaktion auf die zunehmende Verschriftlichung der Sprache entwickeln sich dort neue Formen der Geselligkeit, die dem allgemeinen Ideal einer aufklärerischen Gesprächskultur verpflichtet sind (vgl. Fauser 1991, 164–187). Der Kulturkampf, der zwischen den städtischen Zentren der Aufklärung aufflammt, ist Ausdruck einer zunehmenden Institutionalisierung des ‚literarischen Lebens'. Die sich formierenden Zirkel von Aufklärern in Leipzig (Gottsched, Gleim, Seume, Garve u. a.), Halle (Thomasius, Wolff, Francke u. a.), Berlin (Nicolai, Sulzer, Mendelssohn, Moritz u. a.), Göttingen (Kästner, Lichtenberg u. a.), Braunschweig-Eschenburg, Hamburg bzw. Wolfenbüttel (Lessing) oder Zürich (Lavater, Geßner) motivieren die weitere Ausdifferenzierung von Gruppen- und Periodenstilen. Der Kompensation fehlender politischer Öffentlichkeit dienen die neu gegründeten Gelehrten- und Rednergesellschaften – darunter Menckes *Görlitzer Poetische Gesellschaft* (seit 1697), später berühmt geworden in ihrer Weiterführung unter Gottsched als *Leipziger Deutsche Gesellschaft* mit ihrem Organ *Beiträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit* (1734–1744). Gottscheds Seniorat der Gesellschaft wirkt sich unter anderem aus in einem sprachkritischen Plädoyer für eine Prosaliteratur in ‚reinem Hochdeutsch' (Döring 2002, 261). Auch weitere *Deutsche Gesellschaften* entwickeln sich zu Impulsgebern des literarischen Lebens, so etwa in der Schweiz die in Basel und Zürich 1761 gegründete *Helvetische Gesellschaft* (Geßner, Hirzel, Iselin u. a.). Sie werden zu Foren einer – durch ihren Drang zur Öffentlichkeit zu ihrer „Selbstzerstörung" (Bosse 1997, 52) neigenden – *Gelehrtenrepublik*, wie sie der gleichnamige Roman von Klopstock 1774 utopisch revidiert (vgl. Gestrich 1994, 100–114). Einen verstärkten Beitrag zur oftmals streng geregelten Praxis der öffentlichen Debatte (vgl. Goldenbaum 2004, 111 f.) leisten auch die Akademien. Analog zur *Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina* (Halle, seit 1652) und zur *Royal Society* (London, seit 1660) werden unter anderem 1700 die *Kurfürstlich-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften* und 1751 die *Akademie der Wissenschaften zu Göttingen* gegründet. Unberührt von dieser Öffnung der akademischen Beredsamkeit findet aber – insgesamt betrachtet – im 18. Jh. eine Abwertung des Rhetorischen auch als akademisches Bezugssystem statt.

Wie in der Katheder-Rede wandeln sich in der Kanzelrede die rhetorischen Präferenzen. Der Bedeutungsverlust der Textpredigt (im Sinne der altkirchlichen Bibelexegese)

spitzt sich weiter zu: Die autoritative Beweiskraft der Schrift und damit die stilistische Funktion des Bibelzitats ist in der aufklärerischen Predigt verschärft in Frage gestellt. Auch das Verhältnis zwischen Offenbarung und Vernunft wird neu bestimmt – mit Auswirkungen nicht zuletzt auf die rhetorische Gestaltung der Predigt: Klarheit, Kürze und Schlichtheit der Darstellung und Argumentation verdrängen die allegorische und emblematische Uneigentlichkeit barocker Prägung. Im Vordergrund stehen der pastorale Zweck und die Kommunikation mit den Mitgliedern der Kirchgemeinde, deren Rolle als aktive Adressaten der Predigt ernst genommen wird. Die aufklärerische Predigt verlangt die selbstverantwortliche moralische Besserung anstelle der gläubigen Annahme der Offenbarung; dabei bleibt das Ziel der rhetorischen Belehrung und Erbauung erhalten.

Die *biblische Sprache*, für die unter anderem die Rede in Gleichnissen, Sentenzen, Antithesen und Bildern charakteristisch ist, bewahrt aber für die Literatur der Zeit ihren Einfluss. Biographiegeschichtlich lässt sich insbesondere die *Dichtung von Pfarrerssöhnen*, denen die Autorität der biblischen Rede geläufig bleibt, unter dem Aspekt der *Säkularisation als sprachbildender Kraft* interpretieren. Schöne hat diesen Einfluss der biblischen Lektüre auf die Stilgeschichte der Zeit (und darüber hinaus) nachgewiesen – u. a. in Fallstudien zu Jakob Michael Reinhold Lenz und Gottfried August Bürger (vgl. Schöne 1968, 7; 92 ff.; 181 ff.).

Die sich ebenfalls aus der biblischen Sprache speisende pietistische Rhetorik (Bengel, Francke, Zinzendorf u. a.) steht im Widerspruch zur gelehrten und öffentlichen Rede – und damit selbst zur aufklärerischen Predigt. Als Rhetorik des Gebets, des Kirchenlieds, des beichtähnlichen Bekenntnisses und der Innerlichkeit in Briefform und im Tagebuch bleibt sie stets mäßigendes Gespräch mit Gott (vgl. Fauser 1991, 132 ff.). Stilistisch ist sie als *Sprache Canaans* kodiert. Diese „Eigensprachlichkeit" (Schrader 2004, 404) ist erkennbar an ihrer spezifischen Semantik, ihren sprachschöpferischen Formen und Sonderterminologien sowie an der schmucklosen, ‚authentischen' Einfachheit des selbstbeobachtenden Redens. Die privat-religiöse Aussprache entfaltet sich hier auf der Basis eines rundum „psychologischen Wortschatzes" (Langen 1968, VII), zu fassen etwa in der pietistischen Autobiographik seit August Hermann Franckes *Lebenslauff* (1690). Bedingt (vgl. Blackall 1966, 260 f.) wirkt die pietistische Rhetorik auch noch auf Klopstocks gehobenen Stil der vaterländischen und religiösen Schwärmerei („Messias", 1748 ff.), auf die Tagebücher Lavaters, auf die Lebensgeschichte Jung-Stillings (1777 ff.), die Sprache Hamanns, Herders und Goethes und noch auf die Reiseerzählungen Bräkers (1789 ff.) prägend.

3. Frühaufklärung

3.1. Formprinzip des Witzes

Der Redeschmuck (*ornatus*), vor allem die Häufung von Antithesen, Paradoxien, Metaphern, Buchstabenspielen und Pointen, erfährt in dieser Epoche eine Abwertung, selbst dort, wo er im Sinne des barocken *argutia*-Ideals scharfsinnig pointierte Einfälle motiviert. Diese Geringschätzung des Redeschmucks ist für die aufklärerische Dichtungsauffassung bezeichnend, mit der gewichtigen Ausnahme der klassizistischen Poetik, die das *argutia*-Ideal wieder mit dem poetisch Erhabenen und Naiven in Verbindung bringt (vgl. Abeler 1983, 75 ff.). Das demgegenüber innovative *Formprinzip des Witzes* (im Sinne

einer geistreich kombinierenden Konversationsliteratur; vgl. Böckmann 1932/33, 52) verdrängt so weitgehend die für die *argutia*-Rhetorik typische stilistische *obscuritas* (vgl. Neumann 1986, 48–64) in das Reich der *brevitas*, wo sie in engen Grenzen – etwa in der Aufklärungssatire Lessings – lebendig bleibt (vgl. Rüdiger 1958, 345 ff.). In diesem Sinne wird eine als ‚manieristisch' gebrandmarkte Schwulst-Rhetorik, die sich auf den *ornatus*, die *amplificatio* und die *variatio* konzentriert (vgl. Windfuhr 1966, 9 ff.; Schwind 1977, 41 ff.), durch die restriktiveren, humanistischen Stilideale der *elegantia* [Eleganz], *prudentia* [Klugheit], *perspicuitas* [Klarheit] und der sachgerechten *argumentatio* [Beweisführung] verdrängt (vgl. Böckmann 1932/33, 56; Windfuhr 1966, 339 ff.; Schwind 1977, 170 ff.). Angesichts einer verstärkten Verankerung der politischen Rede im Tugendideal einer anwendungs- und wahrheitsorientierten Klugheit, wie sie die Aufklärungsrhetorik anstrebt, muss die Komplimentier-Rhetorik des 17. Jhs. suspekt wirken. Im politischen Sprachgebrauch setzt sich deshalb ebenfalls ein nichthöfischer, *natürlicher* Ton durch, der nicht mehr bloß an einen adressatenabhängigen Handlungszweck gebunden ist; er verfolgt vielmehr einen adressatenneutralen Überzeugungszweck, gekoppelt an das übergeordnete Ideal des allgemeinen und privaten Wohls. Der mit einem derartigen Wertewandel verbundene Wandel der Sprachgewohnheiten lässt sich besonders deutlich am Funktionswandel der Widmungsrhetorik ablesen.

3.2. Philosophische Rhetorik

Der philosophische Rationalismus der Frühaufklärung (Descartes, Leibniz, Thomasius, Wolff, Gottsched u. a.) prägt auch den öffentlichen und literarischen Sprachgebrauch. Wolff stellt mit seinen definitorischen Eindeutschungen lateinischer Fachwörter der selbst noch bei Leibniz *bildhaften* Sprache eine strenge philosophische Terminologie entgegen, untermauert durch die rationalistische Forderung nach *Klarheit* und *Deutlichkeit* seit Descartes (*Discours de la méthode*, 1637). Die zuvor nur meteorologisch gebrauchten Vokabeln *aufklären* (seit den 1720er Jahren) und *Aufklärung* (seit der Mitte des 18. Jhs.) werden damit zur uneigentlichen Bezeichnung eines ‚neuen' Sprachstils und zum Hauptschlagwort einer epochalen Literaturbewegung (Zelle 1997, 161).

Der im 17. Jh. obwaltende *bildhafte* Sprachreichtum, bei barocken Autoren wie Gryphius oder Lohenstein, aber auch bei galanten Autoren wie Talander (d. i. August Bohse), büßt in der Folge seine öffentliche Wertschätzung ein und macht neuen Stilmustern einer ‚vernünftigen Literatur' Platz, welche vorab die Horazischen Kriterien des *prodesse* und des *delectare* erfüllt, aber auch der philosophischen „Aufwertung des iudicium als der Verstandeskraft" (Grimm 1983, 91) entgegenkommt. Vernunft und Sprache werden, von der Vernunftkritik Wolffs bis zu jener Kants, in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit als Einheit angesehen. Mit Blick auf die Sprachphilosophie bei Leibniz und Thomasius kann demnach schon früh die Rede sein von einer *philosophischen Beredsamkeit*.

An der Wende vom 17. zum 18. Jh. steht zudem der Name Weises für eine veränderte Auffassung der praktischen Rhetorik, die sich nach Maßstäben der Vernunft und der Natürlichkeit von der strengen stilistischen Interpretation des rhetorischen *aptums* (im Sinne der höfischen Redesituation und ihrer Tugend- und Geselligkeitskonzepte) verabschiedet. Die rhetorische Repräsentation der Ständehierarchie wird in der Folge auch in der stilistischen Praxis durch das rhetorische *aptum* einer ständeübergreifenden *Natürlichkeit* und praktisch-politischen Klugheit verdrängt, von Weise in eigenen Kasualreden

demonstriert (vgl. Knape 1994, 65 ff.) sowie in Redeübungen, in denen seine Schüler die Konfliktlösung durch rhetorische Argumentation einüben. Seinen eigenen ‚politischen' Romanen – ebenso wie jenen Johann Beers und Johannes Riemers – kommt als Anwendung vernünftiger Rede eine ähnlich große praktische Wirkung zu. Neben Weise fordern und fördern auch Fabricius und Hallbauer die Verbesserung der deutschsprachigen Redepraxis durch eine „Abkehr von der Schuloratorie" (Grimm 1983, 66) und eine Hinwendung zur Erfahrung. Auch Hallbauer veranstaltet in diesem Sinne 1728 in Jena praktische Redeübungen zur Trauerrede.

Gottscheds Revision der rhetorischen Praxis (z. B. 1729 und 1736) richtet sich nicht nur gegen die ‚schwülstige' Barockrhetorik, sondern auch gegen den ‚gemischten' und ‚schulrhetorischen' Stil der Weiseaner. Noch in seinen *Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten* (1758) kritisiert er die stilistische Instrumentalisierung semantischer Mehrdeutigkeit. Die Propagierung des *natürlichen Stils* (der dem *genus medium* entspricht) gegen eine *gelehrte Rhetorik* wird untermauert durch die theoretischen Ziele der Moraldidaxe und der Volksbildung (vgl. Stauffer 1997, 86 ff.). Wie zum Beispiel an Gottscheds Drama *Der Sterbende Cato* (1732) deutlich wird, sind im 18. Jh. poetologische Reflexion und stilistisch-poetische Praxis eng verquickt.

3.3. Publizistik

So ist auch Gottscheds prototypische Moralische Wochenschrift *Die Vernünftigen Tadlerinnen* (1726) als praktische Anwendung eigener Stilideale zu werten: sie richtet sich im *genus medium* an eine allgemeine, bisweilen sogar privat-familiäre Leserschaft. Da sie sich dadurch bereits von Thomasius' exklusiv gelehrter Zeitschrift *Monats-Gespräche* (1688 ff.) unterscheidet, ist sie als Meilenstein auf dem Weg zur Herausbildung eines publizistischen Funktionalstils im 18. Jh. zu werten. Wissenschaftsvermittlung, Didaktik und Dialog sollen hier der öffentlichen Meinungsbildung in einem mehr oder weniger ausgeweiteten „Kommunikationssystem des gelehrten Standes" (Bosse 1997, 63) dienen. Publikationskontexte und Genres wie der Traktat, die Flugschrift, das Intelligenz- bzw. Anzeigenblatt, die öffentliche Disputation, der Almanach oder Zeitschriften wie die Berliner *Voßische Zeitung* (1721 ff.) begleiten also schon zu Beginn der Epoche den Aufstieg der Presse; dabei stützt die sukzessive Öffnung der Gelehrtenrepublik den „Codewechsel vom Lateinischen zur Volkssprache" (Bosse 1997, 62). Gekrönt wird dieser Prozess gegen Ende des Jahrhunderts durch die Herausbildung einer *Sprache des Berufsjournalismus*, zu deren herausragenden Vertretern August Ludwig von Schlözer, Rudolph Zacharias Becker, Matthias Claudius oder Joachim Heinrich Campe gezählt werden.

4. Hochaufklärung

4.1. Lehrhafte, satirische, polemische, utopische und anekdotisch-historiographische Schreibweisen

Die zweite Phase der Aufklärung ist durch ihre sukzessive Distanzierung von der rationalistischen Frühaufklärung charakterisiert, insbesondere durch den Einbezug anthropologischer, psychologischer und erfahrungskundlicher Erkenntnisse unter dem Eindruck

von Humes *Enquiry Concerning Human Understanding* (1748). Auch stilgeschichtlich macht sich in der Literatur des 18. Jhs. ein Streben nach erfahrungsnahen Schreibweisen bemerkbar. In der Periode der Hochaufklärung treten dabei zunehmend stilistische Verfahrensweisen in den Vordergrund, für die die klassische Rhetorik keine Rezepte bereitstellt.

Die didaktische Funktionalisierung des gemischten Stils zum Beispiel im Lehrgedicht (Brockes, Haller) wird komplettiert durch indirekte Formen der Lehrhaftigkeit in *bildlichen* Gattungen wie der Entdeckungs-Parabel (Gellert, Lessing) oder der Fabel, die im Sinne der rhetorischen Tropenlehre *Wahrheit* durch ein *Bild* vermitteln (Breitinger, Gellert) bzw. moralische Belehrung durch ästhetische, das heißt: *anschauende Erkenntnis* implizieren (Lessing). Lessings Theorie und Praxis des *Bürgerlichen Trauerspieles* bereitet ihrerseits eine Dramentradition vor, die der direkten Moral die ästhetische Wirkung des *Mitleids* durch Erzeugung von Illusion entgegensetzt. Seine eigenen Dramen bereichern die deutsche Literatursprache mit Vokabeln und Schreibarten der Sympathie und Empathie (Appelle, Klagen, Interjektionen, Wiederholungen, Emphase durch Erweiterungen; vgl. Blackall 1966, 277). Auch im Bildungsroman (Wieland, Goethe, Wezel) ist die frühaufklärerische Moraldidaxe durch eine stärker humanistisch-ästhetisch geprägte Bildungsidee substituiert, so dass bis hin zum Anti-Bildungsroman von Moritz (*Anton Reiser*, 1785–90) eine Neukonzeption des rhetorischen *docere* zu beobachten ist.

Dabei erhalten auch das Beispiel (*exemplum*) und die Beschreibung (*narratio*) als rhetorische Bestandteile des *docere* besonders in der Geschichtsschreibung und in den literarischen Kleinformen (Fabel, Parabel, Anekdote, Beispielerzählung) zunehmend Raum. Dort verdrängen sie sogar teilweise die Metapher als Instrument der Veranschaulichung abstrakter Begriffe.

Angefangen bei Menckes satirischen Spottreden *Zwei Reden von der Charlataneria oder Marktschreyerey der Gelehrten* (1714) über die Satiren Rabeners, Liscows, Jean Pauls und Wielands (*Geschichte der Abderiten*, 1774) bis hin zur politischen Satire der Spätaufklärung (Wezel, Lichtenberg u. a.) erlebt auch die satirische Schreibweise im Zeitalter der Aufklärung eine Hochblüte. Festzustellen ist dabei ein Stilwandel von der funktional limitierten Kleinsatire, zum Beispiel in den Wochenschriften, hin zur ‚offenen' Großform des satirischen Romans (Schönert 1969, 7). Modellbildend wirken hier die englischen Satiren Swifts und Sternes (etwa für Jacobi, Bock, Schummel und Pezzl; vgl. Klein 1997, 143–171). Als heiter-ironisches, teilweise noch im frivolen Rokoko-Stil verfasstes deutschsprachiges Parallelwerk zu Sternes Reiseroman *A Sentimental Journey through France and Italy* (1768) gilt Thümmels *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* (10 Bde., 1791–1805).

Neben der satirischen feiert weiter die polemische Schreibweise im literaturkritischen Zeitalter der Aufklärung einen Siegeszug; durchwegs begleitet von einem kritischen Abwägen zwischen dem Positivum der Wahrheitsfindung und dem Negativum der nur ‚unmanierlichen' Schimpfrede (Oesterle 1986, 107 f.). Die Gattungen des Streitgesprächs, der Streitschrift, der Rezension (etwa in kritischen Zeitschriften wie den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen*) sowie des vom Persönlichen ins Öffentliche übergreifenden Briefes bilden die zentralen Praxisfelder dieser Schreibform. Die Polemik – in der Aufklärungsdichtung paradigmatisch bei Lessing (z. B. gegen Gottsched, Goeze oder Goethe; vgl. Mauser 1993, 3 ff.) wie auch noch bei Goethe (gegen Newton oder Nicolai) realisiert – wird dabei verstanden als eine den Regeln kritisch-vernünftiger Kommunikation gehorchende literarische Form, die – obwohl im hohen Grade personalisiert – eine Überzeu-

gung weniger des Gegners selbst (den die Sprachagressivität immerhin zur Replik, das heißt im rhetorischen Verständnis: zur *refutatio*, zwingen soll) als des Publikums herbeiführen will. In der spätaufklärerischen Literaturperiode wird die Polemik politische Hofkritik (Lessing, Schiller, Schubart, Seume), indem sich die Rhetorik des barocken Fürstenlobs zum nicht minder rhetorischen Fürstentadel verkehrt.

In der Erzählprosa korrespondiert mit dem hochaufklärerischen Perfektibilitäts-Optimismus auch eine Vorliebe für utopische und konjunktivische Narrationen – mit einer Präferenz für gesellschaftspolitische Raum- und Zeitutopien, so etwa in Schnabels *Wunderliche Fata einiger Seefahrer* (1731–1743). Die Zeitgebundenheit der Aufklärungsutopie impliziert dabei stets auch die „Frage danach, wie es zu einer Realisierung dessen kommen kann, was zunächst nur Fiktion ist" (Neugebauer-Wölk 1996, 8).

Im Unterschied zur Utopie rückt die Anekdote (Nicolai, Archenholtz, Heinrich von Kleist) die historische Dimension des Ezählten in den Vordergrund. Besonders im Roman, Reisebericht und in der Autobiographik greift eine Tendenz zur anekdotischen Schreibweise um sich, unter anderem bei Johann Adam Hiller, Kästner, Bodmer, Schiller, Gottlieb Konrad Pfeffel. Sie ist als Ausdruck eines gesteigerten Interesses an der historischen Exemplarizität des moralischen Handelns zu verstehen (vgl. Hilzinger 1997, 51).

4.2. Französischer Moralismus

Erhebliche stilistische Impulse verdankt die deutsche Literatursprache im frühen 18. Jh. dem Vorbild der französischen Literatur. Deutlich wird dieser Stileinfluss etwa in der deutschsprachigen Aphoristik, die sich zunächst eng an die Maximenliteratur der La-Rochefoucauld-Tradition anlehnt, insbesondere an deren sich konzentrisch und antithetisch um die Lehre menschlicher Tugenden und Laster rankenden Stilmittel der Antithese, der Entlarvung von Irrtümern, des Konsekutivsatzes, der Proportion und der rhetorischen Frage. Ähnlich wie der in der Nachfolge Montaignes und Bacons importierte Essay wird der Aphorismus zum beliebten Vehikel stilistischer Experimente. Bis in die sentenzenhaften Dramen der klassischen Literaturperiode (Schiller, Goethe; vgl. Ueding 1971, 182 ff.) überdauert die Neigung des *aphoristischen Zeitalters* zur antithetischen Pointierung. Ihren kulturgeschichtlichen Ort hat die französische Maximenliteratur als Form der Geselligkeit und des Freundschaftskultes im literarischen Salon (vgl. Seibert 1993, 254 ff.). Neben der Aphoristik sind auch der Dialogroman (Wieland), der Brief (Goethe, Lichtenberg), der Briefroman (in der Nachfolge Richardsons: LaRoches *Fräulein Sternheim*, 1771; Goethes *Werther*, 1773), das literarisierte Tischgespräch oder das traditionsreiche Totengespräch (Johann Zacharias Gleichmann, Christoph Gottlieb Richter, David Faßmann u. a.) dem Ideal des kultivierten urbanen Konversationstons als Anregung zum Selbstdenken verpflichtet (vgl. Winter 1974, 25 ff.; Fauser 1991, 103 f.). Platon, Cicero und Lukian sowie die Dialogliteratur der Humanisten, aber auch Diderots Dialogroman wirkten hier vorbildlich.

Teils nachahmende, teils produktive Versuche, die stilistischen Impulse der französischen Maximenliteratur in die deutsche Sprache zu importieren, unternehmen Lavater, Kästner, Klopstock, Mutschelle, Ehrmann, Heinzmann, Klinger, Knigge, Novalis, Jean Paul; schließlich Lichtenberg und Seume (vgl. Fricke/Meyer 1998, 265 ff.). Als ‚Gesellschaftsspiel' von der Art der französischen Moralistik kann die deutsche Aphoristik jedoch nicht firmieren, eine Veröffentlichung ist nur unter erschwerten Bedingungen

möglich: Lichtenbergs *Sudelbücher* erscheinen postum, so auch wegen ihrer politischen Brisanz die *Apokryphen* Seumes im Anhang zu einer Neuauflage des Reiseberichts *Spaziergang nach Syrakus aus dem Jahre 1802*.

4.3. Rokokostil

Die kritische Rezeption der klassischen Rhetorik im 17. Jh. ist mit Blick auf die höfische Beredsamkeit in der Forschungsliteratur hinreichend belegt (vgl. Sinemus 1978, 57 f.; Braungart 1988, 15 f.; 177 f.; 215 ff.). Die Hofberedsamkeit in der Nachfolge eines Gracián bleibt bis in die 1730er Jahre hinein wirksam, in der Schreibart des Rokoko insbesondere, deren bevorzugte Gattungen der galante Brief und der heroisch-galante Roman sind (Bohse-Talander, Hunold-Menantes, Schnabel).

Zu den frühen Hauptvertretern des Rokoko-Stils gehören Talander (d. i. August Bohse), Celander, Eltesters, Neukirch und Günther; dabei firmiert im Werk des Letzteren der galante Stil bereits nur noch als Folie für eigene stilistische Grenzüberschreitungen. Der scherzhafte Konversations- und Komplimentier-Stil des Rokoko lässt sich bis in die Vorklassik verfolgen, zu den stil- wie stoffgeschichtlich schwer einzuordnenden Jugendwerken Gleims, Weißes, Wielands, Goethes oder Böttigers. Der Rokokostil, wie er zwischen 1740 und 1760 erneut auflebt, setzt den der Gemeinsprache vorgeworfenen Stillastern der *incivilitas*, der *arrogantia* und der *stultitia* die mäßigende Befolgung des rhetorischen *aptums* entgegen; dabei sind die Anklänge an die barocke Bukolik teilweise schon in das neue Genre der Idylle transponiert (Ramler, Hagedorn, Rost, Gleim, Gellert, Geßner, Uz, Rudnick). Außerdem wird die zunächst unpolitisch verstandene Bukolik zunehmend ins Utopisch-Sozialkritische (Friedrich Müller, Franz Xaver Bronner, Seume, Johann Heinrich Voß) oder aber ins Empfindsame gewendet, wo nicht durch den auch stilgeschichtlich innovativen Typus der Erlebnislyrik in der Art Goethes gänzlich abgelöst (vgl. zur zeitgenössischen Kritik des Rokokostils Perels 1974, 123–138).

4.4. Empfindsamkeit

In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. bildet sich, angeregt durch die frühen poetologischen Schriften Bodmers und Breitingers über die Rolle der Einbildungskraft, des Erhabenen, des Neuen und des Wunderbaren in der Dichtung, ein kontrovers rezipiertes Stilverständnis der *Empfindsamkeit* heraus, das sich aus den Idealen der ‚authentischen' Originalität und der schwärmerischen ‚Einfühlung' speist. Bodmer selbst – mit Milton als Vorbild – gründet seine eigene Stilpraxis wieder auf Archaismen, Dialektwörter, Epitheta und Metaphern (Blackall 1966, 210–239). Seine Wiederentdeckung des *genus sublime* versteht sich in offener Konfrontation zur Regelpoetik Gottscheds und wird auch noch von Pyra/Lange, Klopstock und später von den Vertretern der Weimarer Klassik begrüßt.

Vornehmlich die (gegen die Ratschläge Gottscheds) im erhabenen Stil gehaltenen Hymnen und Oden Klopstocks werden für die stilistische Praxis der empfindsamen Literatur modellbildend. Die Rhetorizität des Sprachgebrauchs wird nun nicht mehr gelehrt offengelegt – wie noch in der *poeta doctus*-Tradition der Frühaufklärung. Sie weicht vielmehr dem Einsatz auch ‚dunkler' und pathetischer Stilfiguren, der vom Produzenten

wie vom Rezipienten empathische Eigenkreativität und Selbstaffektierung verlangt – nicht zuletzt unter Einbezug anthropologisch-physiognomischer Dimensionen des Rhetorischen (vgl. Campe 1990, 423 ff.).

Deutlich wird dieser Stilwandel in der Abkehr von der galanten Rhetorik des Briefeschreibens. Der Brief wird zur literarischen Form der Individualität (Gellert, Lichtenberg, Rabener, Gleim, Goethe) und zum Ausdruck eines bürgerlichen Selbstbewusstseins. Beleg für Lichtenbergs frühen Ruhm als Briefschreiber ist etwa die Tatsache, dass ein satirisches Schreiben aus seiner Feder unmittelbar eingeht in Johann Christoph Königs Mustersammlung *Praktisches Handbuch des deutschen Styls* (1792; vgl. Joost 1993, 31 ff.). Noch maßgeblicher für den zeitgenössischen Briefstil sind aber die Briefe von Gellert, die auf eine lebhafte *Natürlichkeit* des gesprächsnahen Ausdrucks bedacht, sich von den rhetorischen und kanzleistilistischen Konventionen der barock-galanten Briefliteratur emanzipieren. Gellerts Briefsteller (1742) fordert eine nicht bloß rein affektive, sondern auch selbstreflexive *Sprache des Herzens*. Seine von guten und schlechten Exempeln antiker Briefe angeleiteten Praxisübungen (*excercitationes*) machen dieses Buch zu einem einflussreichen Stilratgeber der Zeit (vgl. Nickisch 1969, 161 ff.; 189 ff.; Barner 1988, 7 f.).

Zu den Hauptgattungen des empfindsamen Schreibens gehören im 18. Jh. neben dem Brief auch die Autobiographie und der Roman, also speziell jene Gattungen, die als bevorzugte Gefäße *weiblichen Schreibens* Geltung erlangen (vgl. u. a. Niethammer 2000, 175 ff.). Der *empfindsame Roman* (Loen, Gellert, Hermes, LaRoche u. a.) folgt ab den 1740er Jahren den Stilimpulsen von Shaftesbury, Young und Richardson; dabei basiert die deutschsprachige empfindsame Rhetorik vornehmlich auf dem „Schlagwort der Zärtlichkeit“ (Wegmann 1988, 40 ff.). Noch in den Jahren nach 1772 wirkt die Klopstock-Verehrung weiter im Gruppenstil des Göttinger Hainbunds oder in den Romanen Wielands. Spätestens im letzten Drittel des 18. Jhs. wird schließlich Kritik laut an einer zur ‚Sentimentalität‘ neigenden trivialliterarischen Fortsetzung des empfindsamen Stils (in der Art Johann Martin Millers oder August Lafontaines).

Analog zum Roman werden im Drama die innovativen Formen des Bürgerlichen Trauerspiels und des Rührenden Lustspiels (Gellert, Johann Elias Schlegel, Lessing) zu Demonstrationsfeldern einer stark individualisierten Ausdrucks- und Gefühlssprache. Im Gattungsstil des Dramas insbesondere werden den Wirkungsdispositionen des Schreckens und Erschütterns jene des Erbauens und Rührens vorangesetzt – angeregt ebenfalls durch die theoretische Position Lessings (*Hamburgische Dramaturgie*, 1767 f.).

4.5. Sturm und Drang

In der Weise, wie in einer Gegenbewegung zum rhetorischen Rationalismus der Frühaufklärung das rhetorische *ingenium* des Redners und Dichters zunehmend betont wird, konstituiert sich ab den 1770er Jahren die sog. *Genieästhetik* – in ihrer Extremform als Vorstellung von einer gottgleichen Inspiriertheit der *Dichterseele*. Die damit verbundene Stilopposition gegen eine rhetorisch verstandene Poesie und Praxis der öffentlichen Rede geht einher mit der Legitimation von Stilvorbildern nichtantiker Herkunft, unter denen die *Originalgenies* der neuzeitlichen (darunter Goldoni) und der sog. *nordischen* Literaturen (darunter Shakespeare) eine Aufwertung erfahren. Die individualstilistische *creatio* in der Art des *Originalgenies* setzt sich in der Folge gegen die Vorherrschaft der *imitatio veterum* weitgehend durch. Besonders das Theater als rare Form der rednerischen Öffent-

lichkeit ist stark von dieser Shakespeare-Rezeption tangiert (u. a. bei Herder, Goethe, Schiller bis in die Frühromantik). Ausgehend von Lessings Hamburger Reform des Theaters entwickelt sich das Drama des Sturm und Drang. In ihm ist Stil als pragmatische Interaktion zwischen Autor und Theaterpublikum verstanden. Stil ist damit nicht länger sprachzentriert, sondern Mittel zum Ausdruck für den Gefühlszustand der dramatischen Personen (insbesondere des Protagonisten). Diese Psychologisierung des Stils ist bereits vorbereitet in der zeitgenössischen *Erfahrungsseelenkunde* (Ewald, Moritz). Die Sprache des Sturm und Drang-Dramas dient dergestalt (z. B. bei Klinger, Leisewitz oder Lenz) der figuralen Differenzierung von *Stilhaltungen* wie der *Melancholie* – im Einklang mit den Engländern Young und Gray etwa. Der Wechsel von Kontemplation und Pathos, aber auch die affektreichen Sprachgebärden der Dramenfiguren verweisen im anthropologischen Sinne nicht auf die Sprache, sondern auf den ‚Menschen selbst'. Die Differenz zwischen Figur und Figurenrede bzw. Figurenhandlung wird damit sogar noch betont, indem zum Beispiel kanzlistische oder pietistische Sprachfloskeln als *fremde* Figurenrede ironisiert auftreten (vgl. Mattenklott 1968, 143–146).

Als paradigmatische, partiell bereits selbstkritische Beispiele für diese neue Geniedichtung gelten Goethes Gedicht *Prometheus* (1774) sowie dessen Roman *Die Leiden des jungen Werther* (1774) und Moritz' *Anton Reiser* (1785–90).

4.6. Deutsche Klassik

Der omnipräsente Antimanierismus in den ‚nachbarocken' deutschen Poetiken bringt in der Folge auch eine Revitalisierung *klassizistischer* Stilideale in Fortsetzung der humanistischen Tradition mit sich.

Die schon von Gottsched (*Ausführliche Redekunst*, 1736) poetologisch geforderte *imitatio* der Antike und des französischen Klassizismus kulminiert, etwa in den nach dem Vorbild Theokrits und Vergils verfassten *Idyllen* (1756) Geßners. Zur Adaptation stilistischer und metrischer Muster antiker Autoren an die deutsche Sprache gehört auch die akzentuierende Eindeutschung des Hexameters (vgl. Kemper 1995, 85 ff.). Ein anderes Beispiel für die fruchtbare Aneignung antiker Tradition geben die Oden Ewald von Kleists. Und auch Wielands kapriziöser Stil entspricht bereits früh den zeitgemäßen Vorstellungen eines *klassischen Stils*. Das hohe Ziel einer originären deutschen Klassik geht einher mit einem ebenso hohen Anspruch an die ästhetische, sprachliche und stilistische Kunstfertigkeit des Schreibens. Der stärker auf die individuelle Schreibpraxis bezogene Stilbegriff löst spätestens hier den Begriff der Beredsamkeit ab (Goethes *Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl*, 1789). Deutlicher Ausdruck dafür ist die *Erlebnislyrik* Goethes, der es zuvorderst um die ‚authentische' Aussprache des lyrischen Ichs zu tun ist. Einige der bedeutendsten poetischen Kunstwerke der deutschen Literaturgeschichte entstehen in dieser kurzen Zeitspanne der Weimarer Klassik, darunter Goethes *Faust* (1790 ff.) oder Schillers *Wilhelm Tell* (1804). Die Weimarer Klassik bereitet dem hymnischen Ton Hölderlins, dem spielerisch-ironischen Ton Jean Pauls oder der literarischen Romantik (Novalis, Tieck) den Weg. Der Vorrang einer internen Funktionalität der Stilmittel wie auch der Vorrang idealistischer Tugenden ohne direkten Zweckbezug (*Menschlichkeit*, *Toleranz*, *Natur* oder *Freiheit*) definieren dieses neue Literaturkonzept maßgeblich. Die praktischen Funktionen der Redekunst werden schon im noch rhetorisch fundierten Versuch Baumgartens, eine *reine* philosophische *Ästhetik* (*Aesthetica*, 1750–58) zu begründen, spätestens aber nach Kants Verdikt gegen die *corrupta eloquentia* höfi-

schen Zuschnitts (*Kritik der Urtheilskraft*, 1790, §11), aus dem Bereich der Poesie verbannt (vgl. Bezzola 1993, 20 ff.). Ihre Wirksamkeit bleibt dabei der Sache nach als versteckte und ästhetisch funktionalisierte Rhetorik bestehen, so dass selbst die klassische Autonomie-Ästhetik in der aufklärerischen Wirkungsästhetik verankert scheint (Dyck 1998, 70), implizit etwa in ihrer Zielsetzung einer ästhetischen Belehrung des Lesers. Während dabei den Werken Schillers die rhetorisch-historisch-politische Dimension inhärent bleibt (vgl. Ueding 1971, 191 f.), gestaltet sich Goethes Verhältnis zur agitatorischen Rhetorik der Revolutionszeit ablehnend.

5. Spätaufklärung

5.1. Französische und englische Stilmuster

Das technische Rhetorik-Verständnis der rationalistischen Frühaufklärung weicht auch in der Spätaufklärung einer integrativen Stilpraxis, welche die theoretischen Positionen Gottscheds, Bodmers und Breitingers, Baumgartens oder Kants zu vermitteln sucht und damit auch teilweise eine *Rückkehr der Rhetorik* impliziert. Analog zur neuerlichen Aufwertung der französischen Sprache im Kontext der Französischen Revolution, wie sie etwa bei Seume oder Rebmann zu beobachten ist, finden wir bei stärker angelsächsisch ausgerichteten Autoren wie Lichtenberg die Ausrichtung auf die wissenschaftssprachlichen Stilvorbilder aus der englischen Literatur. Als eigentlich ‚kosmopolitische' Gattung nimmt die Bedeutung der Reiseliteratur in der Spätaufklärung noch zu (Nicolai, Wekhrlin, Pezzl, Riesbeck, Knigge oder Rebmann), mit einer Tendenz auch hier zur Subjektivierung und Politisierung der Darstellung. Die spätaufklärerische Reiseliteratur schafft teilweise die sprachlich-stilistischen Voraussetzungen für die spätere *Sprache des Vormärz* (Heine, Herwegh, Büchner u. a.). Die satirische Darstellungsweise gestattet sowohl eine funktionalisierte Selbstdarstellung des Verfassers zum politisch verantwortungstragenden Subjekt als auch eine funktionalisierte Beschreibung der Objektwelt als ‚Misere' mit rhetorisch übertreibender Prägnanz (vgl. Klein 1997, 10 f.). Die stilistische Variabilität der spätaufklärerischen Reiseberichte reicht dabei von indirekten Formen des antiklerikalen und antifeudalen Spotts bis zur direkten polemischen Verachtungsrhetorik (vgl. Meyer 2001, 45–53).

5.2. Politische Rhetorik

Die Kritik des aufklärerischen Fortschrittsoptimismus mündet nun in einer skeptizistischen Sprechweise (Jean Paul, Wezel, Lichtenberg u. a.). Die ebenfalls durch die Aufklärung angeregte Popularisierung des literarischen Stils hingegen führt aber auch zu einer weiteren Hochphase der Popularaufklärung mit Knigges *Über den Umgang mit Menschen* (1788) als dem berühmtesten Beispiel. Beide Tendenzen sind mit dem Ideal der Einfachheit und vor allem der stilistischen Kürze (*brevitas*) verbunden. Statt der Rhetorik Ciceros (*Asianismus*) ist hier das *beredte Schweigen* in der Art des Demosthenes oder des Tacitus (*Attizismus*) das Stilideal einer politischen Rhetorik und politisierten Literatur, die auf die Ereignisse der Zeit rasch zu reagieren bestrebt ist (vgl. Riedl 1997, 155 ff.). Gegen Ende des 18. Jhs. bildet sich zudem eine Tendenz zu einem pathetischen Stil der

Freiheits- und Vaterlandsliebe heraus, welche sich freilich erst unter dem Eindruck der napoleonischen Kriege verstärken wird. Entsprechend resümiert Jäger (1970, 9) mit Blick auf die Literatur dieser kurzen Zeitspanne: „Zu politischem Bewußtsein gelangt nicht nur die progressive, sondern auch die konservative Richtung der Literatur."

Die politischen Revolutionen, in denen das Aufklärungszeitalter gipfelt, liefern dabei die zentralen Prätexte auch für die deutschsprachige Literatur. Gehören schon die programmatischen staatsphilosophischen Schriften Rousseaus zu den meistrezipierten des 18. Jhs., so werden nun in den deutschsprachigen Ländern auch die Dokumente tatsächlicher sozialer Umwälzungen mit großem Interesse gelesen: Neben der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung aus dem Jahr 1776 liefern vor allem die Reden der französischen Nationalversammlung (Robespierre u. a.) das Vokabular einer politisierten Rhetorik.

5.3. Öffentliche Rede

Auch die durch absolutistische Zensurpraxis weitgehend verhinderte Schriftsteller-Rede gewinnt nun an Bedeutung (Bürger, Forster u. a.; vgl. Riedl 1997, 209 ff.). Die im engen Sinne politische Rede drängt neben anderen publizistischen Formen wie dem Essay, dem Aufruf, dem Lied und dem politischen Schauspiel verstärkt an die Öffentlichkeit. Hervorzuheben sind die Reden Forsters, die er vor der *Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit in Mainz* hält, darunter die Rede *Ueber das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken* (vorgetragen am 15. 11. 1792). Die Stadt Mainz, die wie Landau, Worms, Speyer oder Frankfurt durch die vormarschierenden französischen Truppen zeitweise besetzt ist, wird nun zum Forum für Forsters Redekunst. Seine Reden sind geprägt durch eine erregte, appellative, agitatorische und polemische Rhetorik; durch Schlagworte, Parallelismen, Exklamationen, rhetorische Fragen, Anaphern, pathetische Übertreibungen, harte sprachliche Kontrastierungen und wenige, aussagekräftige Metaphern. Die Pariser Parole *ça ira* wird ebenso bemüht wie die nun als Revolutions-Schlagworte gebrauchten *Despotie*, *Freiheit*, *Gleichheit*, *Gemeinwohl* (im Sinne Rousseaus) und *Vernunft*. Die offenbare Eile, in der diese Reden geschrieben und gehalten sind, gibt ihnen den Charakter von Gelegenheitsreden, die ganz auf den scheinbar „günstigen Zeitpunkt" (Forster 1990, 20) zugeschnitten sind und als solche insbesondere keinen „Moderantismus" (Forster 1990, 22) zulassen. Neben Blumauer, Rebmann und Wedekind wird Forster mit seinen Reden vor dem Mainzer Jakobinerclub zu einem Vertreter jener politisch-literarischen Strömung im ausgehenden 18. Jh., die vor allem die historische Forschung als Jakobinismus bezeichnet hat (vgl. Lachenicht 2004, 15 ff.). Den meisten politischen Schriftstellern der Spätaufklärung bietet sich indes keine vergleichbare Öffentlichkeit. Seume zum Beispiel versteckt seine rhetorischen Attacken unter dem Kleid poetischer Dichtungsgattungen, die durch die Aufklärung und die literarische Klassik legitimiert und unverdächtig scheinen: Reisebericht, Anekdote, Aphorismus, klassische Tragödie.

6. Literatur (in Auswahl)

Abeler, Helmut (1983): Erhabenheit und Scharfsinn: Zum ‚argutia'-Ideal im aufgeklärten Klassizismus. Diss. phil. Göttingen.

Barner, Wilfried (1988): Beredte Empfindungen. Über die geschichtliche Position der Brieflehre Gellerts. In: Eberhard Müller (Hrsg.): „... aus der anmuthigen Gelehrsamkeit". FS Dietrich Geyer. Tübingen), 7–23 (Tübinger Studien zum 18. Jahrhundert).

Bezzola, Tobia (1993): Die Rhetorik bei Kant, Fichte und Hegel: ein Beitrag zur Philosophiegeschichte der Rhetorik. Tübingen (Rhetorik-Forschungen, 5).

Blackall, Eric A. (1966): Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Mit einem Bericht über neue Forschungsergebnisse 1955–1964. Dt. übers. v. Hans G. Schürmann. Stuttgart [engl. The Emergence of German as Literary Language 1700–1775. Cambridge 1959].

Böckmann, Paul (1932/1933): Das Formprinzip des Witzes in der Frühzeit der deutschen Aufklärung. In: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts, 52–130.

Bosse, Heinrich (1997): Die gelehrte Republik. In: Hans-Wolf Jäger (Hrsg.): „Öffentlichkeit" im 18. Jahrhundert. Göttingen, 51–76 (Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementa, 4).

Braungart, Georg (1988): Hofberedsamkeit. Studien zur Praxis höfisch-politischer Rede im deutschen Territorialabsolutismus. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 96).

Campe, Rüdiger (1990): Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 107).

Döring, Detlef (2002): Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds. Tübingen (Frühe Neuzeit, 70).

Dyck, Joachim (1998): „Rede, daß ich dich sehe." Rhetorik im Deutschland des 18. Jahrhunderts. In: Gert Ueding/Thomas Vogel (Hrsg.): Von der Kunst der Rede und Beredsamkeit. Tübingen, 70–89.

Dyck, Joachim/Jutta Sandstede (1996): Quellenbibliographie zur Rhetorik, Homiletik und Epistolographie des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. 3 Bde. Stuttgart–Bad Cannstatt.

Fauser, Markus (1991): Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland. Stuttgart.

Forster, Georg (1990): Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Hrsg. v. d. Akad. der Wiss. der DDR. Bd. X,1. (Revolutionsschriften 1792/93, 1. Text). Bearb. v. Klaus-Georg Popp. Berlin.

Fricke, Harald/Urs Meyer (1998): Nachwort. In: Harald Fricke/Urs Meyer (Hrsg.): Abgerissene Einfälle. Deutsche Aphorismen des 18. Jahrhunderts. München, 257–273.

Fuhrmann, Manfred (1983): Rhetorik und Öffentlichkeit. Über die Ursachen des Verfalls der Rhetorik im ausgehenden 18. Jahrhundert. Konstanz (Konstanzer Universitätsreden, 147).

Gestrich, Andreas (1994): Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Göttingen (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 103).

Goldenbaum, Ursula (2004): Einleitung. In: Ursula Goldenbaum (Hrsg.): Appell an das Publikum: die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung 1687–1796. 2 Bde. Berlin, Bd. 1, 1–118.

Grimm, Gunter E. (1983): Von der ‚politischen' Oratorie zur ‚philosophischen' Redekunst. Wandlungen der deutschen Rhetorik in der Frühaufklärung. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 3, 65–96.

Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a. M. [1. Aufl. Neuwied 1962].

Hilzinger, Sonja (1997): Anekdotisches Erzählen im Zeitalter der Aufklärung: Zum Struktur- und Funktionswandel der Gattung Anekdote in Historiographie, Publizistik und Literatur des 18. Jahrhunderts. Stuttgart.

Jäger, Georg (1981): Sozialgeschichte des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von der Spätaufklärung bis zum Vormärz. Stuttgart (Schule und literarische Kultur, 1).

Jäger, Hans-Wolf (1970): Politische Kategorien in Poetik und Rhetorik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Stuttgart.

Joost, Ulrich (1993): Lichtenberg – der Briefschreiber. Göttingen (Lichtenberg-Studien, 5).

Kemper, Raimund (1995): Was heißt ‚gedolmetscht'? Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Übersetzungen des Johann Heinrich Voß. In: Wolfgang Beutin/Klaus Lüders (Hrsg.): Freiheit durch Aufklärung: Johann Heinrich Voß (1751–1826). Frankfurt a. M., 85–119.

Klein, Ulrich (1997): Die deutschsprachige Reisesatire des 18. Jahrhunderts. Heidelberg (Beihefte zum Euphorion, 29).

Knape, Joachim (1994): „Was im Oratorischen Wesen annehmlich." Eine Kasualrede und Rede-Grundsätze Christian Weises aus dem Jahre 1691. In: Peter Behnke/Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Christian Weise: Dichter – Gelehrter – Pädagoge. Bern, 65–78 (Jb. f. Internat. Germanistik, Reihe A, Bd. 37).

Lachenicht, Susanne (2004): Information und Propaganda: Die Presse deutscher Jakobiner im Elsaß (1791–1800). München (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, 37).

Langen, August (1954): Der Wortschatz des deutschen Pietismus. Tübingen. 2. Aufl. 1968.

Ludwig, Otto (1988): Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland. Berlin/New York.

Mattenklott, Gert (1968): Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang. Stuttgart (Studien zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, 1).

Mauser, Wolfram (1993): Streit und Freiheitsfähigkeit. Lessings Beitrag zur Kultur des produktiven Konflikts. In: Wolfram Mauser/Günter Saße (Hrsg.): Streitkultur. Strategien des Überzeugens im Werk Lessings. Tübingen, 3–14.

Meyer, Urs (2001): Politische Rhetorik. Theorie, Analyse und Geschichte der Redekunst am Beispiel des Spätaufklärers Johann Gottfried Seume. Paderborn (explicatio).

Meyer, Urs (2005): Art. Rede (Deutschland). In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7. Tübingen, 736–743.

Neugebauer-Wölk, Monika (1996): Zur Einführung. In: Monika Neugebauer-Wölk/Richard Saage (Hrsg.): Die Politisierung des Utopischen im 18. Jahrhundert. Tübingen, VII–XII (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, 4).

Neumann, Norbert (1986): Vom Schwank zum Witz. Zum Wandel der Pointe seit dem 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M.

Nickisch, Reinhard (1969): Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1474–1800). Göttingen (Palaestra, 254).

Niethammer, Ortrun (2000): Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert. Tübingen/Basel.

Oesterle, Günter (1986): Das „Unmanierliche" der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik. In: Franz Josef Worstbrock/Helmut Koopmann (Hrsg.): Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit. Tübingen (Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internat. Germanistenkongresses Göttingen, 2), 107–120.

Perels, Christoph (1974): Studien zur Aufnahme und Kritik der Rokokolyrik zwischen 1740 und 1760. Göttingen (Palaestra, 1974).

Riedl, Peter Philipp (1997): Öffentliche Rede in der Zeitenwende: Deutsche Literatur und Geschichte um 1800. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 142).

Rüdiger, Horst (1958): Pura et illustris brevitas. Über Kürze als Stilideal. In: Gerhard Funke (Hrsg.): Konkrete Vernunft. FS Erich Rothacker. Bonn, 345–372.

Schmidt, Siegfried J. (1989): Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M.

Schöne, Albrecht (1968): Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne. 2., überarb. u. erg. Aufl. Göttingen (Palaestra, 226).

Schönert, Jörg (1969): Roman und Satire im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Poetik. Stuttgart (Germanistische Abhandlungen, 27).

Schrader, Hans-Jürgen (2004): Die Sprache Canaan. Pietistische Sonderterminologie und Spezialsemantik als Auftrag der Forschung. In: Hartmut Lehmann (Hrsg.): Geschichte des Pietismus, Bd. 4: Glaubenswelt und Lebenswelten. Göttingen, 404–427.

Schwind, Peter (1977): Schwulst-Stil. Historische Grundlagen von Produktion und Rezeption manieristischer Sprachformen in Deutschland 1624–1738. Bonn (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, 231).

Seibert, Peter (1993): Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz. Stuttgart.

Sinemus, Volker (1978): Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat: sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert. Göttingen (Palaestra, 269).
Stauffer, Hermann (1997): Erfindung und Kritik. Rhetorik im Zeichen der Frühaufklärung bei Gottsched und seinen Zeitgenossen. Frankfurt a. M. u. a.
Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen (Frühe Neuzeit, 91).
Ueding, Gert (1971): Schillers Rhetorik. Idealistische Wirkungsästhetik und rhetorische Tradition. Tübingen.
Wegmann, Nikolaus (1988): Diskurse der Empfindsamkeit. Stuttgart.
Wellmann, Günther Th. (1969): Studien zur deutschen Satire im Zeitalter der Aufklärung. Theorie, Stoffe, Form und Stil. Diss. phil. Bonn.
Windfuhr, Manfred (1966): Die barocke Bildlichkeit und ihre Kritiker. Stuttgart (Germanistische Abhandlungen, 15).
Winter, Hans G. (1974): Dialog und Dialogroman in der Aufklärung. Mit einer Analyse von J. J. Engels Gesprächstheorie. Darmstadt.
Zelle, Carsten (1997): Art. Aufklärung. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearb. d. Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, gemeinsam mit Harald Fricke u. a. hrsg. v. Klaus Weimar. Bd. 1. Berlin/New York, 160–165.

Urs Meyer, Freiburg (Schweiz)

23. Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder von der Romantik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

1. Um die Wende zum 19. Jahrhundert
2. Befreiungskriege und Vormärz
3. Von der Revolution 1848/49 bis zur Reichsgründung 1871
4. Das Kaiserreich 1871–1918
5. Resümee
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the rhetorical and stylistic manifestations occurring in the 19th century and attempts to derive general development trends.

The 19th century was substantially influenced by the overall decline of 'classical' rhetoric. According to their conviction, the contemporaries welcomed or deplored this decay. The previous centuries' linguistics, based on rules, lost its influence partly in the course of romanticism and then entirely in the second half of the century. Other branches of art and science such as literature, journalism, historiography, and philosophy absorbed some of its tasks and research issues. Thus, various succeeding and partly overlapping literary trends

Sinemus, Volker (1978): Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat: sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert. Göttingen (Palaestra, 269).
Stauffer, Hermann (1997): Erfindung und Kritik. Rhetorik im Zeichen der Frühaufklärung bei Gottsched und seinen Zeitgenossen. Frankfurt a. M. u. a.
Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen (Frühe Neuzeit, 91).
Ueding, Gert (1971): Schillers Rhetorik. Idealistische Wirkungsästhetik und rhetorische Tradition. Tübingen.
Wegmann, Nikolaus (1988): Diskurse der Empfindsamkeit. Stuttgart.
Wellmann, Günther Th. (1969): Studien zur deutschen Satire im Zeitalter der Aufklärung. Theorie, Stoffe, Form und Stil. Diss. phil. Bonn.
Windfuhr, Manfred (1966): Die barocke Bildlichkeit und ihre Kritiker. Stuttgart (Germanistische Abhandlungen, 15).
Winter, Hans G. (1974): Dialog und Dialogroman in der Aufklärung. Mit einer Analyse von J. J. Engels Gesprächstheorie. Darmstadt.
Zelle, Carsten (1997): Art. Aufklärung. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearb. d. Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, gemeinsam mit Harald Fricke u. a. hrsg. v. Klaus Weimar. Bd. 1. Berlin/New York, 160–165.

Urs Meyer, Freiburg (Schweiz)

23. Rhetorische und stilistische Praxis der deutschsprachigen Länder von der Romantik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

1. Um die Wende zum 19. Jahrhundert
2. Befreiungskriege und Vormärz
3. Von der Revolution 1848/49 bis zur Reichsgründung 1871
4. Das Kaiserreich 1871–1918
5. Resümee
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the rhetorical and stylistic manifestations occurring in the 19th century and attempts to derive general development trends.

The 19th century was substantially influenced by the overall decline of 'classical' rhetoric. According to their conviction, the contemporaries welcomed or deplored this decay. The previous centuries' linguistics, based on rules, lost its influence partly in the course of romanticism and then entirely in the second half of the century. Other branches of art and science such as literature, journalism, historiography, and philosophy absorbed some of its tasks and research issues. Thus, various succeeding and partly overlapping literary trends

resulted and represent the different understanding of language and its usage. Romanticism's irrationality is opposite to poetic realism's sobriety, naturalism's relentless reproduction of underclass language usage (perceived as brutal and vulgar by the contemporaries) is confronted with impressionism's sentimental and perfectly balanced sound patterns.

Political language is to be seen in many variations, ranging from the arid 'officialese' of the announcements regarding the whipper-in pronunciamentos *to the 1848 revolution to the* Professorenreden *(professorial speeches) in the Frankfurt Parliament and the Bismarck era's war speeches and calls to war.*

1. Um die Wende zum 19. Jahrhundert

1.1. Der ‚Rhetorikverfall' im 19. Jahrhundert

Als grundsätzliche Tendenz in der deutschsprachigen Rhetorik des 19. Jhs. wird der Verfall des Faches und die Übernahme von Teilbereichen durch andere bzw. benachbarte Kunst- und Wissenschaftsdisziplinen wie Musik, Literaturtheorie und Geschichtswissenschaften betont (z. B. Ueding/Steinbrink 1994, 134; Fuhrmann 1983). Obwohl dieser Topos genauerer Ausführung bedarf, steht seine generelle Richtigkeit aufgrund nüchterner Daten und Fakten wohl außer Frage: Seit Beginn des 19. Jhs. werden zunehmend Rhetorik-Lehrstühle an den Universitäten für andere Fächer wie Germanistik umgewidmet oder gar aufgelöst. *Rhetorik* im Sinn der klassischen Redekunst oder Beredsamkeit gerät in den Hauch des Antiquierten, ihre Brauchbarkeit wird angezweifelt und abgestritten, nachdem schon im Rahmen des Irrationalismus in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. die Abkehr von der Regelstilistik gefordert und praktiziert worden war (Linn 1963, 47 f.). Unter den Intellektuellen wurde der ‚Zweifel an der Rhetorik' etwa durch die Metarhetorik des Adam Müller (1779–1829) und seinen *Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland* (vorgetragen Mai-Juni 1812 in Wien, erschienen 1816) thematisiert.

Richtig ist allerdings auch, dass die Rhetorik im 19. Jh. eine grundlegende Wandlung und Umgestaltung erfährt. Die „fortschreitende Ausdifferenzierung der Öffentlichkeit, die weiteren Verbesserungen der Drucktechnik, die Voraussetzung für massenhafte und billige Druckerzeugnisse" haben zu einer rasanten Ausweitung besonders der schriftlichen Gattungen der Rhetorik geführt (Ottmers 1996, 42). Waren die schriftlichen Textsorten der klassischen Rhetorik vornehmlich die Predigt und der Brief, so kommen nun – z. T. bedingt durch die neuen Formen der Massenkommunikation – eine Reihe weiterer wie etwa der Essay, der journalistische Bericht und Kommentar hinzu, und ihre Abgrenzung zu den literarischen Gattungen, bisher ohnehin schon schwer auszumachen, wird gänzlich unmöglich. Aber auch in der mündlichen Rhetorik kommt es – nicht zuletzt bedingt durch das Ende rhetorischer Theoriebildung in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. – zu neuen Gattungen.

„Die Befähigung des Individuums zur Redefertigkeit, zur freien Rede, wurde in der ersten Hälfte des 19. Jhs. als wesentliches Element von Humanitätsbildung verstanden" (Lohmann 1993, 24). Die im aufkommenden Bürgertum erfolgende Unterscheidung zwischen *Wohlredenheit* und *Beredsamkeit* trennt die Redekunst in einen privaten und einen öffentlichen Bereich. Für beides soll der junge Mensch im Gymnasium vorbereitet wer-

den, und so gewinnt die Schulrhetorik im Laufe des Jahrhunderts an Bedeutung, aber auch die rhetorische Ausbildung der Lehrer. Andererseits wird die Rhetorik von der Literatur, d. h. der aufkommenden Frühromantik, rezipiert, weiterentwickelt und besonders von Friedrich Schlegel (1772−1829) und Novalis (1772−1801) für die Dichtkunst entdeckt (vgl. Zabka 1993, 84 f.; Krause 2001).

1.2. Die Romantik

Ungefähr um 1795, also unmittelbar mit inoffiziellem Beginn der *Weimarer Klassik*, entsteht in der deutschen Literatur eine neue Bewegung, deren Höhepunkt etwa gleichzeitig mit der Klassik verläuft. Beide Geisteshaltungen sollten daher nicht als Abfolge gesehen werden, sondern als gegenseitiges Bedingen und Befruchten: Auf der einen Seite Vollendung, Begrenzung als Mittel der Vervollkommnung − Unendlichkeit, das Öffnen aller Sinne auf der anderen. Dabei bezeichnen die Namen *Romantik* und *romantisch* schon so etwas wie ein stilistisches Grundprogramm (Kohlschmidt 1974, 13 ff.): Die Hochblüte des Romans in England und die Wiederentdeckung der mittelalterlichen Verserzählung in der Romania führten zuerst in der Generation von Herder und Bürger zur einfachen Bedeutung von „romantisch“ im Sinn von „Dichten, wie es im Prosa- oder Versroman üblich ist“ (Kohlschmidt 1974, 15). Da sich in beiden Gattungen aber in reichlichem Maß das Phantastische, Übersinnliche, Abenteuerliche und Unheimliche finden, wird das Irrationale bald zum Kennzeichen der neuen Dichtung, die damit in bewusstem Gegensatz zu Aufklärung und Klassik tritt, und ihrer Bezeichnung.

Im Unterschied zur Klassik stellen die Romantiker über ihr ‚Arbeitsmittel‘, die Sprache, tiefgehende Überlegungen an. Sie wollen aber nicht die ‚normale‘ Sprache verwenden, sondern eine allen menschlichen Sprachen zugrunde liegende, mystische Ursprache, die es durch Klangästhesien und stilisierte Verwendungsweise zu beschwören gilt. Die Romantiker wollen ihre Sprache daher bewusst von der Sprache des Alltags, der Presse und der Wissenschaften absetzen (Kaempfert 1985, 1826 f.). In deutlicher Anknüpfung an die geistesverwandte Lyrik des 18. Jhs., etwa die Anakreontik oder die Gefühlsdichtung des Sturm und Drang, nimmt die Naturbeobachtung und -beschreibung eine bedeutende Rolle ein, ebenso − in Nachfolge Goethes − die damit zusammenhängenden Naturwissenschaften: auf der einen Seite die wissenschaftliche Erklärung der Natur, auf der anderen die mystische, Alltagserfahrungen überschreitende unheimliche Komponente. Den Romantikern kommt es darauf an, ihren Gefühlen in der Dichtung unmittelbar Ausdruck zu verleihen, entweder durch Wortwahl (z. B. in den Adjektiven) oder durch steigernde oder retardierende Versschemata u. a. m. Sie wollen damit die Form Gefühlen wie Schwermut und Freude, Liebe und Begeisterung, Verzweiflung und Angst anpassen. Eine bevorzugte Haltung werden die Melancholie und die Verzweiflung an der Welt. In der Anpassung an die Gefühlswelt muss die *Grammatik* auf der Strecke bleiben, sodass die Sprache der Romantik − ähnlich wie jene des Sturm und Drang − durch Interjektionen, Anakoluthe, Ellipsen und ähnliche Abweichung vom idealisierten Normsatz gekennzeichnet ist. Als Folge wird ihr in der Schulpädagogik des 19. Jhs. sogar ein schädlicher Einfluss auf die Gymnasiasten zugesprochen und ihre Behandlung in diversen Lehrplänen ausdrücklich verboten. Wie die Musik soll die Sprache durch Klänge und ‚Klangfarben‘, durch Sprachmelodie und -rhythmus die Unendlichkeit des Alls heraufbeschwören. Das Wort verliert seine Begrifflichkeit (de Saussures *signifié*) und soll ge-

fühlsmäßige Assoziationen (d. h. Konnotate), auch neue und ungewohnte Vorstellungen, hervorrufen. Vokalspiele, Metaphern, Archaismen und überraschende Bedeutungsübertragungen werden zum sprachlichen Handwerkszeug des Romantikers, also alles, was das Emotionale betont (und von den Aufklärern und Klassikern als Beeinträchtigung der *Klarheit* schärfstens abgelehnt worden war). Dialekt spielt eine weit weniger bedeutende Rolle, als man bei der Hochschätzung der eigenen Vergangenheit erwarten dürfte. Lediglich bei Achim von Arnim (1781–1831) und Clemens Brentano (1778–1842) sind (vor allem im *Wunderhorn*) Spuren davon zu finden.

In der erzählenden Dichtung, etwa bei E. T. A. Hoffmann (1776–1822), wird die Sichtweise aus der Ich-Perspektive besonders prägnant. So können die Romantiker nicht nur ein intensiveres Gefühlsleben vermitteln, sondern – ganz im Sinn des Irrationalen – die Grenzen zwischen ihrem eigenen Leben und der Ich-Person der Dichtung bewusst verschleiern oder damit spielen. Als typische Textsorten des „Epochengeistes" wurden neben den üblichen Erzählformen das Fragment und das Gespräch ausgemacht (Langen 1966, 1209). In der Spätromantik treten zwei wesentliche Züge hinzu: die Begeisterung für die katholische Kirche, die man sich dem damaligen Mittelalterbegriff entsprechend als allumfassend vorstellt, und der (bis heute umstrittene) Nationalismus. Die Vorstellungen werden – und das ist eines der charakteristischen Kennzeichen romantischen Schreibens – sehr häufig und gerne in sprachlichen Bildern ausgedrückt. Dahinter steht weniger eine schmückende Absicht als vielmehr die Überzeugung, den Symbolgehalt der Sprache zu nutzen. Die Natur selbst ist eine ‚Chiffrenschrift' (Novalis), der geheime Sinn wird sprachlich durchs Bildhafte – und nicht durch konventionell festgelegte Zeichen – angesprochen (Kaempfert 1985, 1828). Modewörter der Romantik sind (neben *romantisch* selbst) *Stimmung, Sehnsucht, Ferne, Heimat, Wunder, Zauber, Traum, inner(lich), Ahnung, Geheimnis, geheimnisvoll, seltsam, absonderlich* u. a. m. (Langen 1966, 1204 ff.) und alle Ausdrücke, die mit *Gefühl* und *Gemüt* zusammenhängen (Kainz 1974, 379).

1.3. Sprache und Musik

Die romantische Konzeption des Gesamtkunstwerks führte zu einer Annäherung von Schriftstellerei, bildender Kunst und Musik. Bezeichnenderweise gibt es im 19. Jh. eine Reihe von Autoren, die sich nur schwer zwischen Malerei und Schriftstellerei entscheiden konnten, die bekanntesten sind Adalbert Stifter und Conrad Ferdinand Meyer. Die Werke von Doppel- und Mehrfachbegabungen wie E. T. A. Hoffmann können ohne die Berücksichtigung der künstlerischen Grenzüberschreitungen auch gar nicht adäquat beurteilt werden.

Grundüberlegungen zum Verhältnis von Rhetorik und Musik finden sich schon in Friedrich Schlegels (1772–1829) *Philosophischen Lehrjahren*, einer Sammlung von etwa 8000 Fragmenten aus den Jahren 1776–1806. Friedrich Schiller hatte 1793 in seiner Abhandlung *Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen* (erschienen 1795 in den *Horen*) die rhetorischen Begriffe *Pathos* und *Ethos* mit der berühmten Dichotomie ‚Stoff' und ‚Form' gleichgesetzt, wobei er im 22. Brief auf die Wirkung der Musik eingeht. Als große Gefahr in ihrer Wirkung sieht er die Tatsache, dass der ‚Stofftrieb' den ‚Formtrieb' überwindet und somit die Sinne allzu sehr in Anspruch nimmt. Die Ähnlichkeiten zwischen der klassischen Rhetorik und der Tätigkeit des Musikers wurden allerdings schon lange vor den Romantikern von den Humanisten be-

merkt. Die fünfteilige Vorgehensweise *Inventio – Dispositio – Elocutio – Elaboratio – Decoratio* gilt im Wesentlichen für den Verfasser und Vortragenden einer Rede wie für den Komponisten und Interpreten eines Musikstückes. Allerdings kristallisierte sich im Laufe der musiktheoretischen Arbeiten des 17. und 18. Jhs. die Konzentration auf die ersten drei Arbeitsgänge unter den Bezeichnungen *Erfinden – Entwerfen – Ausarbeiten* oder *Anlage – Ausführung – Ausarbeitung* als Grundlage der Kompositionslehre heraus. Dabei wurden Elaboratio und Decoratio oft im dritten Schritt (Elocutio) subsumiert, allerdings die Pronunciatio mit Actio als wichtiger Teil eigens hervorgehoben. Einen einzigartigen Versuch unternahm der heute weitgehend vergessene Johann Nikolaus Forkel, ein vollständiges Gebäude der musikalischen Rhetorik bis ins Detail aufzubauen (Forkel 1788/1801).

Damit ist der Weg gewiesen zur Auseinandersetzung mit der Wirkung der Musik, die in der Romantik eine besondere Bedeutung einnahm. E.T.A. Hoffmann etwa stellte 1810 in seiner berühmten Rezension von Beethovens Fünfter Symphonie (in der *Allgemeinen Musikalischen Zeitung*) fest, dass „Beethovens Instrumental-Musik das Reich des Ungeheuren und Unermesslichen" eröffne und die „Hebel des Schauers, der Furcht, des Entsetzens, des Schmerzes" bewege (Hoffmann 1979, 36). Von den drei Wirkungsfunktionen der klassischen Rhetorik, Docere – Delectare – Movere, wurde besonderen Wert auf die letzte, das ‚Packen' der Sinne durch Musik, Bild und Wort gelegt. Dieser Weg führt unweigerlich zu Richard Wagner und seiner Musik, der hier aber nicht nachgezeichnet werden kann (s. Liebert 1993, dem dieser Abschnitt verpflichtet ist).

2. Befreiungskriege und Vormärz

2.1. Bilderbogen, Flugblatt, Plakat

Die politische Ohnmacht des Bürgertums machte sich im geschriebenen Wort Luft, das im 19. Jh. allerdings fast lückenlos der Zensur durch Staat und Kirche unterlag. Neben der schönen Literatur, die durch den Buchhandel und auf den Bühnen verbreitet wurde, fand die Kritik vor allem in der Presse statt. Zahl und Auflagenhöhe der Zeitungen konnten durch Verbesserungen der technischen Produktionsmittel, vor allem der Setzmaschine und der Rotationspresse, in der zweiten Jahrhunderthälfte stetig gesteigert werden. Darüber hinaus waren im 19. Jh. Bilderbögen und Flugblätter weit verbreitet. Bilderbögen wollten ihre Leser mit Bildfolgen und (meist darunter stehenden) kurzen gereimten Texten belehren und unterhalten, einer der bekanntesten Verfasser des Genres ist Wilhelm Busch (1832–1908). Die Flugblätter, die in den Glaubens- und Bauernkriegen des 16. Jhs. entstanden, waren von Anfang an gegen die herrschenden Systeme gerichtet. Durch ihre relativ einfache Herstellung und unkomplizierte Verbreitung konnte mit ihnen die Zensur und Repression leichter umgangen werden als mit anderen Druckwerken; außerdem konnten ihre Hersteller schnell auf Änderungen der politischen Verhältnisse reagieren. Während der napoleonischen Besatzungszeit wurde ihre Schlagkraft in Deutschland gleichsam neu entdeckt. In Verbindung mit der seit der Französischen Revolution vermehrt eingesetzten Karikatur wurden die Flugblätter so zu sehr wirksamen Instrumenten der Propaganda, zu deren Verbreitung trotz Zensur und Berufsverboten für die Verfasser nach der Julirevolution 1830 in Deutschland zahlreiche *Preß- und*

Vaterlandsvereine gegründet wurden, deren vornehmliches und ausschließliches Ziel die Herstellung und Verbreitung einer in den Flugblättern zum Ausdruck gebrachten liberalen, obrigkeitskritischen Meinung war. Das zeigt sich auch darin, dass die Flugblätter weitestgehend kostenlos verteilt wurden, während die Bilderbogen zu einem für das Volk erschwinglichen Preis von Vertragshändlern verkauft wurden. Man unterscheidet im Allgemeinen Flugblätter, die aus einem einzelnen (meist einseitig bedruckten) Blatt, und Flugschriften, die aus mehreren Blättern bestanden.

Neben dem Flugblatt war die Bekanntmachung (wir würden heute ‚Plakat' dazu sagen) die häufigste Form, mit der sich sowohl die Regierungen als auch die Opposition an die Öffentlichkeit wenden konnten. Als Beispiel sei ein militärischer Spendenaufruf zitiert:

> Bekanntmachung. Die gegenwärtig mit aller möglichen Anstrengung zu betreibende Formirung eines Herzoglich Braunschweigischen Truppen=Corps, welches zu dem großen Zwecke der hohen alliirten Mächte, zu der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche, zu der Wiedereinsetzung unserer angestammten Fürstenhäuser in ihre alten, uns so theuren Rechte, nach äußersten Kräften beitragen könne, erfordert mit dringender Nothwendigkeit eine schnellere und bedeutendere Beihülfe, als die wieder zur Erhebung gebrachten öffentlichen Abgaben und sonstige Einnahmen darbieten, welche ohnehin kaum zur Bestreitung der gewöhnlichen Staats=Bedürfnisse, und besonders der großen Lieferungen für die alliierten Truppen, denen sich, so lange der Krieg für die große Sache dauert, kein deutsches Land entziehen mag, hinreichen. […] Um dem Patriotismus, der nie wieder sich so glänzend und heilsam zeigen kann, als jetzt, da die Stunde der Befreiung schlägt, hierunter zur Hand gehen, sollen in dem ganzen Umfange des Herzoghtums Braunschweig, am Tage der Bekanntmachung des Gegenwärtigen, von der Civil=Obrigkeit eines jeden Ortes Register zur Einzeichnung und Kassen zur Empfangnahme freiwilliger Beiträge zur Errichtung des Braunschweigischen Truppen=Corps eröffnet werden, und haben die Orts=Obrigkeiten die auf diese Art eingegangenen Summen auf das Schleunigste und zum Spätesten von 4 zu 4 Tagen, anhero an die zur Bestreitung der Braunschweigischen Militair=Bedürfnisse bei dem Herrn Domainen=Einnehmer Mahner etablirte Special=Kasse abzuliefern, und diesen Ablieferungen ein namentliches Verzeichniß derjenigen, welche durch Beiträge ihren Patriotismus bewährt haben, beizufügen. […] Braunschweig, den 22ten November 1813
>
> (zit. nach Römer 1990, 37).

Es ist kaum vorstellbar, dass diese Bekanntmachung von allen Bevölkerungsschichten gelesen oder gar verstanden werden konnte. Der Text ist lexematisch und syntaktisch sehr komplex: Die zitierte Passage besteht lediglich aus zwei Sätzen. Durch die geradezu sklavisch befolgte Verbendstellung in Nebensätzen kommen manchmal zwei Verben nacheinander zu stehen, wodurch die Bedeutungserfassung des Gesamtsatzes erheblich erschwert wird. Aber auch die Bevorzugung von Funktionsverbgefügen (*zur Bestreitung […] hinreichen*), die deutliche Neigung zum Nominalstil (*die […] zu betreibende Formirung*), der große Anteil von Fremdwörtern (*aliirten*), Fachausdrücken (*Civil=Obrigkeit*) sowie Archaismen (*anhero*) machen den Text zu einem charakteristischen Produkt eines ‚papierenen Amtsdeutsch'. Wenn man bedenkt, dass es sich um einen Spendenaufruf handelt, so entsteht der Eindruck, dass die Behörden die ungebildeten und einkommensarmen Schichten, die ohnehin nichts beitragen können, durch die eingesetzte Sprache a priori ausschließen. Wenn man diese selektive Kommunikation mit dem (zwar 34 Jahre jüngeren) Revolutionsaufruf in Kap. 3.2. vergleicht, so werden die Unterschiede in den pragmatischen Faktoren der Situation, der Zielgruppe, der Intention und der Hörererwartung besonders deutlich.

2.2. Beispiele für die Freiheitsdichtung

Von der Heidelberger Romantik wurden die Aufmerksamkeit auf die eigene Vergangenheit (des Mittelalters) gelenkt und das nationale Bewusstsein verstärkt angesprochen. Die romantische ‚Wiedergeburt' der Nation fiel ziemlich genau mit dem Machtzenit Napoleons und seiner politischen Umgestaltung Deutschlands zusammen. Bei fast allen Schriftstellern waren ab der Jahrhundertwende nationale und auch nationalistische Gedanken zu finden, etwa auch bei Johann Wolfgang Goethe (1749–1832), Friedrich Schiller (1759–1805), Heinrich von Kleist (1777–1811) u. v. a. Darüber hinaus haben Einzelne, besonders während der Freiheitskriege und im nachfolgenden Kampf um eine Verfassung, die Umsetzung ihrer patriotischen Ideale zum Hauptinhalt ihres Lebens gemacht (zum Folgenden vgl. Salzer/von Trunk 1972).

Ernst Moritz Arndt (1769–1860) wird in seinen Schriften eine rücksichtslose Offenheit, gepaart mit der ihm eigenen derben Sprache nachgesagt. Seiner antinapoleonischen Haltung ließ er im *Geist der Zeit* (1806) freien Lauf, worauf er vorübergehend aus Deutschland flüchten musste. Die Befreiungskriege (1806–1813) begleitete er mit einer Fülle populärer Freiheits- und Vaterlandslieder sowie patriotischer Schriften, in denen er zum Volkssaufstand gegen Napoleon aufrief; nach dessen Untergang gründete und redigierte er die Zeitschrift *Der Wächter* (1815–16). In Arndts Prosaschriften ist ein deutlicher Einfluss der Lutherbibel in Wortschatz und Satzbau auszumachen (Langen 1966, 1190). Seine Gedichte, die politischen wie die nichtpolitischen, begeisterten die Zeitgenossen, insbesondere die Burschenschaften, durch ihre direkte, unverblümte Sprache. In Arndts späteren Jahren jedoch artete seine Vaterlandsliebe zusehends in eine nationalistische und chauvinistisch-antikatholische Hetze gegen alle Andersdenkenden aus (zur Wirkung Arndts auf die Zeitgenossen vgl. Schäfer 1977, 142 ff.).

Dem Stil Arndts verwandt, jedoch in Inhalt und Ton moderater sind die Arbeiten des Schillerfreundes Theodor Körner (1791–1813, gefallen in den Freiheitskriegen). Seine Dramen, Novellen und Erzählungen wurden nach seinem Tod bald vergessen, wohl weil sie die stilistischen Abhängigkeiten des im dreiundzwanzigsten Lebensjahr verstorbenen Autors sehr deutlich zeigen. Auch sprachlich lässt sich bei Körner nämlich das väterliche Vorbild Schiller deutlich ausmachen. Seinen Stil würde man heute am ehesten als ‚pathetisch' bezeichnen, vor allem dort, wo es um die Liebe zum Vaterland geht. Einige seiner Kriegs- und Freiheitslieder aus *Leyer und Schwert* (posthum 1814) wirken heute demnach auch wie unfreiwillige Schillerparodien, aber den Zeitgenossen gefiel vor allem die unverhohlene Begeisterung.

Das Kaisertum Österreich war – zumindest bis zu den Karlsbader Beschlüssen 1819 – innerhalb des Deutsches Reichs offenbar für Schriftsteller attraktiv; August Wilhelm von Schlegel hielt in Wien seine berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, Tieck, Brentano, Eichendorff, Körner, Kleist weilten zumindest kurzzeitig in der Stadt, und Friedrich von Schlegel, Adam Müller und Friedrich von Gentz konvertierten dort zum Katholizismus. Freiherr Friedrich von Gentz (1764–1832) schwang sich in den Freiheitskämpfen zum Meister des Stils und der Darstellung empor, etwa in seinen Schriften *Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa* (1804) und *Kriegsmanifest über Österreichs Lage, Machtstellung und Beruf* (1809). In seinen späteren Lebensjahren wandelte er sich zum ausgesprochenen Reaktionär, dem auch das Pathos nicht fremd war. Die Brüder Heinrich Joseph von Collin (1772–1811) und Matthäus Casimir von Collin (1779–1824) fühlten sich als Nachfolger der Klassiker,

vor allem Schillers. Mit den *Liedern österreichischer Wehrmänner* (1809) erwies sich Heinrich Joseph ebenso wie in seinen *Gedichten* (1812) als patriotischer Sänger kraft- und wirkungsvoller Gedichte, v. a. Balladen.

2.3. Das Junge Deutschland

Insbesondere nach dem misslungenen Juliaufstand 1830 in Paris und dem sensationellen Zulauf zum Hambacher Fest 1832 trat eine Gruppe von Schriftstellern in Erscheinung, die sich selbst als *Jungdeutsche* bezeichneten und deren Hauptaktivität in die Jahre zwischen 1833 und 1836 fällt. Danach sahen sie sich selbst nicht mehr als Gruppe, standen aber z. T. weiterhin in losem Kontakt miteinander. Zum Führer, dem auch die Bezeichnung *Junges Deutschland* oder *Jungdeutschland* einfiel, schwang sich der Niedersachse Ludolf Wienbarg (1802−1872) auf. Er lieferte gleichsam das literarische Programm, indem er in seinen *Ästhetischen Feldzügen* (1834) − man beachte den martialischen Titel − der Poetik, die nur um ihrer selbst willen von untätigen Schöngeistern geschaffen wird, den Krieg erklärte: „Die Prosa ist eine Waffe jetzt, und man muss sie schärfen“ (Wienbarg 1964, 90). Die Poetik habe ausschließlich im Dienst politischer, geistiger, sozialer und auch religiöser Ziele zu stehen und erfährt nur dort Sinn und Aufgabe (s. dazu Ueding 1983). Journalistisch tätig im heutigen Sinn war auch Theodor Mundt (1808−1861), der den Stil Heinrich Heines nachzuahmen trachtete. Er lieferte das neben Wienbargs *Ästhetischen Feldzügen* zweite grundlegende theoretische Werk des Jungen Deutschland: *Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich* (1837). Mit ihm wird die Gültigkeit der klassischen Rhetorik, vornehmlich mit Bezug auf Cicero, für die deutsche Literatur endgültig verabschiedet.

In diesem Sinn findet man eine auffallend große Zahl von Journalisten in den Reihen der Jungdeutschen. So erklärt sich auch der bewusst journalistische Stil ihrer Werke: Sprache für den Tagesgebrauch, die als Transportmittel für politische, gesellschaftliche, kulturelle Angelegenheit verwendet wird und nicht im Sinn eines die Zeiten überdauernden Kunstwerks. Als stilistisches Kennzeichen ist der hohe Anteil von Mode- und Schlagwörtern festzustellen wie *Mittelstand, Proletarier, Pauperismus, Agitator, Demagoge, Propaganda*. Eines der Lieblingswörter der Zeit ist *modern*. Die politische Gegenseite wird mit allen nur denkbaren Pejorativen bedacht, Mundartformen ausgenommen (Langen 1966, 1272 ff.). Die Leistungen und Beiträge der Jungdeutschen Ludwig Börne (1786−1837) und Heinrich Heine (1797−1856) für die Entwicklung des Journalismus können gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. In dieses Bild fügt sich auch der geradezu leidenschaftliche Hass der Jungdeutschen, etwa von Wienbarg und Heinrich Laube (1806−1884), auf die Klassiker und ihre ‚kalte, tote Sprache‘; Börne ist als erklärter Goethefeind in die Literaturgeschichte eingegangen.

Im Vormärz schlug die Geburtsstunde des Feuilletons, das seinen Ursprung zwar in den Moralischen Wochenschriften des 18. Jhs. hatte, nun aber zu einer geschliffenen Waffe der Obrigkeitskritiker wurde. Angesichts der politischen Ohnmacht wandten sich die Zeitungen des Vormärz vermehrt künstlerischen Themen zu und begannen, auf dem letzten Drittel der ersten Seite − durch einen waagrechten Strich deutlich von der Berichterstattung getrennt − Fortsetzungsromane zu drucken. An demselben Ort wurden dann Fragen der Kunst, etwa der Literatur, nach dem Vorbild englischer Blätter wie dem *Tatler*, dem *Spectator* oder dem *Guardian* diskutiert, wobei die Autoren unter dem Vor-

wand einer Kunstdebatte trachteten, möglichst scharfsinnige Ansichten zu Politik, Gesellschaft und Kultur ‚unter dem Strich' zu lancieren. Entscheidende Vorbilder waren Ludwig Börne und Heinrich Heine, der bedeutendste Vertreter Österreichs ist Ferdinand Kürnberger (1821–1879). Der Stil des Feuilletons wurde unter ihrem Einfluss zusehends witzig-pointiert, kritisch-entlarvend und polemisch; die Kunst bestand daran, dass dem Schreiber die Mühe des Schreibens nicht anzumerken sein sollte. Als Makrostil könnte man am ehesten eine Art Plauderton wie in der gepflegten Unterhaltung des literarischen Salons angeben.

Ludwig Börne erlangte mit seinen polemisch-witzigen Schriften bald einen so großen Bekanntheitsgrad, dass sogar Metternich in seinen Attacken gegen die Restauration eine Gefahr sah und ihn – vergeblich – mit Ämtern zu kaufen suchte. Börnes Stil kann ebenso wie der Heines mit ‚Witz, Ironie, Satire' umschrieben werden (im Gegensatz zu Heine verfasst er aber keine künstlerische Primärliteratur). Sein Werk umfasst eine verwirrende Fülle von Rezensionen, Essays, Skizzen, politischen Artikeln, Reisebeschreibungen, (Literatur-) Kritiken, Tagebucheinträgen und anderen Fragmenten. Als Textsorte liegt ihm die Satire am besten, als einziges größeres zusammenhängendes Werk ragen die *Briefe aus Paris* (6 Teile, geschrieben 1830–1833, erschienen 1832–1834) aus seinem Schrifttum heraus. Sein extremer Subjektivismus wirkt stilbildend auf ganze Generationen. Ein Artikel ist seiner Meinung nach grundsätzlich misslungen und abzulehnen, wenn die eigene Meinung oder persönliche Stellungnahme des Autors nicht – natürlich in pointiert-geschliffener Sprache – deutlich zum Ausdruck kommt (Langen 1966, 1264).

Börnes und Heines politisches Gebrauchsschrifttum übten einen immensen Einfluss auf die Entwicklung des neu entstehenden Feuilletons aus, allerdings zu dem Preis, dass sich die vor Geist sprühenden Stücke meist auf das Tagesgeschehen bezogen und von der Nachwelt somit nicht unmittelbar verstanden werden können.

3. Von der Revolution 1848/49 bis zur Reichsgründung 1871

3.1. Neue Freiheitsdichtung

Ein dritter Höhepunkt der politischen Publizistik begann etwa 1840 und ist in Verbindung mit der ‚in der Luft liegenden' Revolution von 1848/49 zu sehen. Während die Jungdeutschen (mit Ausnahme Heines) kaum Lyrisches produzierten und im Journalismus ihr eigentliches Betätigungsfeld sahen, erhob sich ab etwa 1840 eine neue Welle der politischen Lyrik, deren Vertretern diesmal volksliedähnliche Weisen gelangen, die bis zur Reichsgründung und sogar darüber hinaus auch tatsächlich im Volk gesungen wurden, etwa Max Schneckenburgers *Die Wacht am Rhein*. Zusammen mit *Dem Lied der Deutschen* von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798–1874) war es das meistgesungene patriotische Lied des gesamten 19. Jhs. Hoffmann von Fallersleben ist wie Ludwig Uhland (1787–1862) einer der ‚dichtenden Professoren', wie dieser erreichte er dank der wohlgeformten Einfachheit und Einprägsamkeit seiner Verse eine ungeahnte Volkstümlichkeit. Die stilistischen Möglichkeiten seiner Lyrik sind allerdings begrenzt. Neben dem nationalen, aufrufenden und appellierenden politischen Lied, von denen das *Deutschlandlied* natürlich das bekannteste ist, beherrschte er den volkstümlichen, einfa-

chen Stil meisterhaft, sodass viele seiner *Kinderlieder* (1843) wie *Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald*, *Ein Männlein steht im Walde*, *Alle Vögel sind schon da* noch heute oft fälschlicherweise dem Volksgut zugeschrieben werden.

Als herausragendste Begabung auf dem Gebiet der politischen Lyrik hat Georg Herwegh (1817−1875) zu gelten, dem es scheinbar mühelos gelingt, mitreißende Parolen und Aufrufe in Lyrik umzusetzen. Auch wenn seine Werke für uns heute schal und abgenutzt, ja nationalistisch bis chauvinistisch klingen, so traf er doch den damaligen ‚Zeitgeist' und wusste die aktuellen Stimmungen in seinen Gedichten genau einzufangen. Nach der Revolution nahm die Öffentlichkeit kaum noch Notiz von ihm, vielleicht mit Ausnahme des *Bundeslieds des allgemeinen deutschen Arbeitervereins* (*[...] Alle Räder stehen still / Wenn dein starker Arm es will [...]*), das er 1863 als Freund Ferdinand Lasalles verfasste.

Als ein Beispiel seines Stils und seiner blendenden, gerade im Vortrag ihre Vorzüge ausspielenden Rhetorik sei die erste Strophe seines *Flottenliedes* (1841) genauer betrachtet (zit. nach Hahl 1983, 243 f.):

> Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen,
> Blick' in des Schicksals goldnes Buch,
> Lies aus den Sternen Dir den Spruch:
> „Du sollst die Welt gewinnen!"
> Erwach', mein Volk, heiss' Deine Töchter spinnen!
> Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
> Zu deutschem Segeltuch. [...] (Herwegh 1983).

Dass das Lied der Aufmerksamkeitserregung und Mobilisierung dient, lässt sich an der häufigen Verwendung des Imperativs, der Akzentverlagerung in Vers 2 und 3 und dem wiederholten Mahnruf zeigen. Außerdem erzeugt die Rhythmik des Gedichts durch ihren Wechsel von vier-, fünf- und dreihebigen Versen eine drängende Wirkung mit einem überraschenden, plötzlich (von fünf auf drei Hebungen) reduzierten Ende. Unterstützt wird dieser Eindruck durch das Reimschema abbaaab, das die zuerst aufkommende Erwartung eines umarmenden Reims (abba) enttäuscht.

Neben der bereits erwähnten starken Einbeziehung des Lesers/Hörers unterstreichen Anachronismen wie der vorangestellte Genitiv in *des Schicksals goldnes Buch* und die Wortwahl (*aus den Sternen lesen, heiss' deine Töchter*) das Pathos des *hohen Stils*. Die unmittelbare Wiederholung von *deutsch* in den letzten beiden zitierten Versen, verstärkt durch die angesprochene Verkürzung und Änderung in der Versstruktur, zeigt, worauf es dem Dichter besonders ankommt. Die Forderung nach einer deutschen Flotte erscheint nämlich im Jahr 1841, in dem es noch nicht einmal einen deutschen Nationalstaat gibt, als besonders kühn.

Die „Freiheitsdichtung" im deutschen Sprachraum lässt sich somit in drei Phasen oder Generationen einteilen: die Napoleongegner vor 1815, die Anhänger der Julirevolution von 1830, d. h. in erster Linie das ‚Junge Deutschland', und die Vormärzlyriker von etwa 1840 bis 1848/49. Insgesamt zeigt sich der Stil der so genannten *Freiheitslieder* am deutlichsten an seinem Zweck: Man kann sie als höchst pragmatische Textsorte beschreiben, wird das Ziel der Bemühungen − aus welchen Gründen auch immer − hinfällig, so verfehlen die Texte ihre Wirkungen, wirken antiquiert, unpassend oder gar lächerlich. Dementsprechend ist auch die Variationsbreite der stilistisch-rhetorischen Möglichkeiten eingeschränkt. Spätestens seit der Jahrhundertwende fehlten ihre Werke selbst in den konservativen Anthologien, zum Beispiel im *Hausbuch deutscher Lyrik* (1902) sowie der *Kunstwart*-Zeitschrift von Ferdinand Avenarius (1856−1923).

3.2. Politische Beredsamkeit im 19. Jahrhundert

Eine genaue Abgrenzung des Fachbereichs *politische Rhetorik* von der allgemeinen Rhetorik ist nicht möglich. Im engeren Sinn kann man darunter jegliche Redetätigkeit in politischen Institutionen wie Parlamenten, Parteiversammlungen und politischen Clubs verstehen; allerdings sind die Grenzen zum privaten Gespräch einerseits und der öffentlichen Rede (z. B. im Rahmen der zahlreichen Schiller-Gedenkfeiern 1859) im Allgemeinen offen und durchlässig (vgl. dazu Klein 2003, 1465 f.). Seit der klassischen Antike lässt sich die politische Rede auf zwei Standardsituationen zurückführen: die Gerichtsrede und die Rede vor der Volksversammlung. Bei jeglicher politischen Redetätigkeit bildet der Wille zur Überzeugung und Überredung der Zuhörer bis hin zum Aufruf zum Handeln die Grundlage.

In Deutschland bestand die Gelegenheit zur Fortführung der klassischen politischen Rede nur im Parlament der Frankfurter Paulskirche, später im Bundestag des Deutschen Bundes, im Norddeutschen Reichstag und im Reichsrat des Kaiserreichs. Außer der Paulskirchenversammlung hatten diese ‚Volksvertretungen' – ebenso wenig wie der Reichsrat in Österreich in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. – keine wirklichen staatstragenden Funktionen. Sie können somit wahrhaft als „Alibiparlamente" bezeichnet werden (Burkhardt 2003, 2). Die dort gehaltenen Reden stammen aus dem Mund von Personen, die im Rahmen ihrer humanistischen Bildung auf dem Gymnasium durch die Schulrhetorik rhetorisch gebildet waren und die ihr Wissen um die klassische Rhetorik, insbesondere ihrer Stilfiguren, in ihren Reden auch umsetzten. Somit sind diese Orte die einzigen, wo im 19. Jh., besonders in seiner zweiten Hälfte, die klassische politische Rede noch gepflegt wurde.

Vor der Revolution von 1848/49 gab es keine öffentliche Rede im eigentlichen Sinn, da die Restauration keine öffentliche Meinung zuließ. Ausnahmen bilden das Wartburgfest 1817 und das Hambacher Fest 1832. Die Revolution von 1848 führte zum ersten deutschen Parlament, der Frankfurter Nationalversammlung in der Paulskirche 1848–49. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die dort geführten Reden allesamt dem *hohen Stil* zugeschrieben werden können (wohl mit ein Grund für das Misstrauen in der Bevölkerung) mit allen dafür typischen Merkmalen: mehrheitlich lange bis überlange Sätze, überwiegend Hypotaxen in Form komplexer Strukturen (‚Schachtelsätze'), ein hoher Anteil an Fremdwörtern und rhetorischen Figuren (Vergleiche, Metaphern und sprachliche Bilder im Allgemeinen, Parallelismen, Kreuzformen u. a. m., Beteuerungsformeln), Pathos und emotional-subjektive Argumentation, Archaismen, Vermeidung von Regionalismen und Dialektalismen. Die Verwendung von einsilbigen Wörtern liegt deutlich unter 50 % (Allhoff 1975, 539 ff.; vgl. auch Grünert 1974 und Heibert 1953). Die spöttische Bezeichnung ‚Parlament der Professoren' spielt somit sicher auch auf den *hohen Stil* der gehaltenen Reden an.

Eine andere, weitaus deutlichere politische Rhetorik ist mit dem Medium des Flugblatts verbunden, wie dieser frühe Aufruf zur Revolution zeigt:

> Proletarier! Brot oder Revolution! Das sei Eure Losung, es ist Eure letzte Hoffnung, das einzige worauf Ihr bauen könnt. Was bleibt Euch denn anders übrig? Seid Ihr es nicht, die säen und arbeiten im Schweiße des Angesichts, damit andere, die nichts tun, ernten und schwelgen, während Euch der Hunger die Knochen zerfetzt; Ihr baut Paläste, damit der Lotterbube darin seiner schweinischen Geilheit frönt, Ihr macht Schlösser für seine Goldkis-

> ten, damit er sein Wuchergeld darin verschließen kann; Ihr macht glänzende Bettstellen und weiche Betten, damit Eure Töchter seinem Hurengelüst darauf zum Opfer fallen, alles für ihn, nichts für Euch als der Hunger und der Gerichtsdiener, der Euch aus Euren verfaulten Strohlagern wirft und Euch ins Schuldgefängnis wirft. Proletarier! schüttelt Eure schmutzigen, aber ehrlichen Lumpen, damit sie zittern, aus jedem Loch Eurer zerrissenen Kleider blicke ein Dolch, aus jedem ungesättigten Munde zerschmettere sie ein Fluch, die Elenden, die zu schwelgen wagen, während das arme Volk kaum zusammenarbeiten kann, um trockenes Brot zu kauen. – Erhebt Euch Ihr Armen überall, haltet zusammen. Einigkeit macht stark – stellt Euch in Reih und Glied, der Stock ist Eure Waffe, die Verzweiflung gibt Mut. [...] Brot – oder Revolution, drum seid Männer, bald schlägt die Stunde der Erlösung, denn kein Erbarmen, keine Furcht, vorwärts, das Recht, die Natur, Gott selbst ist mit Euch! –
>
> (Flugblatt 1847, zit. nach Obermann 1972, 34).

Dieser frühe Beleg für die Aufforderung zur gewaltsamen Revolution vereint quasi in nuce eine Reihe stilistischer und rhetorischer Merkmale, die für die Flugblätter charakteristisch sind: Erstens vermeiden sie Fremdwörter und Mundartliches, wohl um möglichst weit und von allen verstanden werden zu können. Zweitens weisen sie, obwohl oder gerade weil sie sich um Deutlichkeit und Eindeutigkeit bemühen, deutliche Merkmale der gesprochenen Sprache auf, sowohl in der Wortwahl (*drum*) als auch in Anakoluthen, Ellipsen und dergleichen. Die Texte solcher Flugblätter sind fallweise sicher auch vorgelesen und als Reden gehalten worden. Drittens werden die Leser/Zuhörer direkt angesprochen durch Anreden, Aufrufe zur Verbrüderung und Parolen des Zusammen- und Durchhaltens. Es wird immer ein Feind genannt (hier der Kapitalist, auch wenn der Begriff nicht fällt), gegen den es sich zu vereinen gilt. Viertens beweist der Text, dass Flugblätter sehr oft nicht von den Menschen, für die sie bestimmt waren, sondern von gebildeten und rhetorisch versierten Autoren verfasst wurden, wie der steigernde Parallelismus des ersten Absatzes (*Ihr baut Paläste [...] – Ihr macht Schlösser [...] – Ihr macht glänzende Bettstellen [...]*) und die Anspielung auf ein Bibelzitat beweisen. Fünftens ist die Wortwahl oft derb (*schweinische Geilheit; Hurengelüste*) und die sprachlichen Bilder oft drastisch, um die Betroffenen aufzurütteln. Schlüsselwörter (wie *Paläste*, man denke an Georg Büchners Parole *Friede den Hütten! Krieg den Palästen!*) setzen klare Fronten. Und sechstens kann man sehr oft einen pseudoreligiösen Habitus ausmachen (*Erlösung, Erbarmen, Gott*), der aus dem Kampf eine ‚heilige' Sache macht, manchmal schließen die Texte auch unverhohlen mit einem ‚Amen'.

Das, was bereits über die Sprachformen der Frankfurter Paulskirchenversammlung gesagt wurde, gilt in stärkerem Maß noch für die Reden des Reichstags im Kaiserreich: Die verwendete Sprachform orientiert sich an der Schriftsprache, für deren Normierung und Kodifizierung nun gezielte Anstrengungen unternommen werden. Die Sätze sind in ihrem Sinn ‚wohlgeformt', also etwa ohne Anakoluthe, Ellipsen, Auslassungen und Abkürzungen, und weisen kaum Merkmale der gesprochenen Sprache auf, höchstens in spontanen Aus- und Zurufen. Selbstverständlich sind auch die im Reichstag gehaltenen Reden Ausprägungen eines prototypischen *hohen Stils*. Ebenso haben sich im Lauf des 47-jährigen Bestehens dieses Parlaments gewisse, für eine Institutionensprache typische Sprachhandlungsrituale und -routinen herausgebildet (Holly 1996). Allerdings kommt gegenüber der ‚Paulskirche' ein deutlich neues Element hinzu: Insbesondere die Redner der Sozialdemokratie, allen voran August Bebel (1840–1913), bringen einen umgangssprachlichen Ton in die Debatten, der sich vor allem in der Wortwahl und kurzen Sätzen, aber auch in umgangssprachlichen Sentenzen (*Ja, der Knüppel liegt beim Hunde*) bemerk-

bar macht (Goldberg 1998, 158). Die Angehörigen des Bildungsbürgertums pflegten über solche Ausdrucksweisen naturgemäß die Nase zu rümpfen und den ‚Sprachverfall' des Deutschen als eine angeblich typische Zeiterscheinung des späten 19. Jhs. zu beklagen, aber die Sprecherabsicht liegt deutlich auf der Hand: Wichtig war es Bebel und seiner Fraktion vor allem, ihre Reden in der sozialdemokratischen Presse massenwirksam verwerten zu können. Otto von Bismarck (1815–1898) selbst war unzweifelhaft einer der bedeutendsten Redner seiner Zeit, allerdings sprach er niemals außerhalb des Reichstages oder des preußischen Abgeordnetenhauses (Wende 1990, 672), was mit seinem Standesdünkel dem „gemeinen Volk" gegenüber zusammenhängt. Insgesamt zeigt sich im deutschen Reichsrat eine sprachlich reichere Vielfalt und ein Bewusstsein für die Sprachpragmatik im Sinn der Sprecherabsicht, Wirkungseinschätzung und Öffentlichkeitsarbeit außerhalb der parlamentarischen Untersuchungen miteinzubeziehen.

3.3. Der Poetische Realismus

Etwa seit der Jahrhundertmitte setzt sich in der Literatur die Sichtweise des heute so genannten Realismus durch. Nach dem Wortführer der Richtung, Otto Ludwig (1813–1865) will der Realismus als Poetischer Realismus die Wirklichkeit möglichst objektiv nachbilden, was besonders in der Dialog- und Redeführung deutlich wird (z. B. bei Adalbert Stifter 1805–1868); erste Forderungen an die Epiker ist Anschaulichkeit und Schlichtheit im Stil. Auch wenn die einzelnen Individualstile erhebliche Unterschiede aufweisen, so finden sich doch gemeinsame Tendenzen, etwa die Ablehnung des Pathos, wie sie z. B. Emanuel Geibel repräsentiert (Langen 1966, 2325 ff.). Theodor Fontane lehnte ausdrücklich das „Forcierte" ab. Obwohl er ein großer Bewunderer Freiligraths war, wollte er doch nicht „gelehnt an eines Hengstes Bug" stehen (Thanner 1967, 73). Die Prosakunst der früheren Generationen wurde in ihrer Artistik nicht fortgeführt, sondern man strebte eine ruhige, ausgeglichene, gleichförmige, konservative Schreibweise mittlerer Stillage an, orientiert an der sich immer deutlicher herausbildenden Schriftsprache, aber auch an umgangssprachlichen Formen, v. a. in direkten Reden (Kaempfert 1985, 1831). Der persönliche Stil Börnes und Heines im Feuilleton wurde abgelehnt, ebenso das Extreme in der Lyrik. Marie Luise Gansberg hat nachgewiesen, dass in der Lexik pathetisches, archaisches und ‚niedriges' (also dialektales) Wortmaterial ebenso vermieden wird wie pointiert-forciert Geistreiches oder allzu viele Fremdwörter (Gansberg 1966). Ebenso spiegelt sich das Bemühen um Gleichmäßigkeit ohne ‚Höhen' und ‚Tiefen' im Satzbau wieder, der auf auffällige, unüberschaubare Konstruktionen verzichtet und schon gar auf rhetorische Figuren, obwohl einige Autoren wie Gottfried Keller in ihrem Personalstil gerne Bilder und Gleichnisse verwenden.

4. Das Kaiserreich 1871–1918

4.1. Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71

Kriegstreiberei und -propaganda weisen zu allen Zeiten ähnliche Stilmerkmale auf. Pragmatisch gesehen ist ihr Zweck, die Soldaten zum Kämpfen und Töten zu animieren und den eigenen Tod in Kauf zu nehmen, der Bevölkerung den Krieg plausibel zu machen,

sie hinter den Regierungen und den Truppen zu vereinen und die finanziellen Mittel für die gewaltsame Auseinandersetzung, etwa durch öffentliche Anleihen, aufzubringen. Diesbezügliche Appelle gehen meist pragmatisch in einer gewissen Reihenfolge von sich steigernden argumentativen Schritten, die etwa folgendermaßen beschrieben werden können:

(1) Es werden eigene Unschuld und vergebliche Bemühungen um den Frieden betont, dem Feind wird alle Schuld für die Auseinandersetzung zugewiesen.
(2) Der Feind wird verhöhnt und lächerlich gemacht, damit er klein erscheint.
(3) Es folgen Vereinigungs- und Verbrüderungsaufrufe zur Verteidigung des Vaterlandes und besonders seiner Ehre, eventuell unter Anrufung der ehrwürdigen Vorfahren.
(4) Damit erhält der Krieg den Anstrich der Notwehr.
(5) Er wird als heilige Sache und gemeinschaftliche Notwendigkeit dargestellt.
(6) Somit wird an den Glauben, religiöse Gefühle und die Liebe zum Vaterland appelliert.
(7) Für die gerechte Sache wird ein Opfer verlangt, von den Kämpfenden in Form des Tötens und der Bereitschaft zum Sterben, von der Zivilbevölkerung in Form finanzieller oder anderer Leistungen (etwa Arbeitseinsatz).
(8) Alle, die dazu nicht bereit sind, werden als Nestbeschmutzer, Feiglinge oder Verräter bezeichnet.
(9) Der Sieg erscheint als moralische Notwendigkeit und wird niemals aus ‚niederen' Beweggründen wie territorialen Erweiterungen oder wirtschaftlichen Gewinnen angestrebt.
(10) Der Sieg ist so gut wie sicher, wenn sich nur alle hart genug dafür einsetzen, und wird alle reichlich für ihre Mühen belohnen.

Einzelne Schritte können ausgelassen, in der Reihenfolge geändert oder thematisch aufgespalten werden, wie es etwa bei Feldpredigten Eduard Herzogs aus den Jahren 1870 und 1871 der Fall ist (vgl. Lustenberger 2000). Der Luzerner Geistliche und Offizier Eduard Herzog hielt seine Feldpredigten vor einem Teil jener Schweizer Bataillone, die in politischer Voraussicht noch vor der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen mobil gemacht worden waren. Sie sind von protestantischem Geist geprägt, indem die Sprache als nüchtern und charakteristisch für den *mittleren Stil* bezeichnet werden kann. Sie enthält kaum rhetorische Figuren oder andere sprachliche Extravaganzen. Inhaltlich zeigen die Feldpredigten keinen ‚Hurrapatriotismus', sie sind aber bemüht, die Zweifel am Blutvergießen zu zerstreuen und das Gewissen der Soldaten zu beruhigen.

Im Norddeutschen Bund und bei seinen Verbündeten nimmt die Propaganda, wohl da noch ein Berufsheer in den Krieg zieht, nicht die Ausmaße wie im Ersten oder gar Zweiten Weltkrieg an. So erschienen die meisten Flugblätter über den Krieg 1870/71 in Frankreich und vor allem Italien; die deutschen sind zahlenmäßig eher gering und inhaltlich oft „fade und geschmacklos" (Wäscher 1956, 19; vgl. auch Zeller 1988). Die Behandlung des Kriegs in der Presse (dazu Koch 1978) und den politischen Reden oder der eigenen Textsorte der Feldherrnrede (dazu Hambsch 1996) bedarf noch genauerer Erforschung. Eine Konzentration der angeführten Merkmale findet sich etwa in nuce in dem Befehl Kaiser Wilhelms I. am 2. August 1870 an seine gesamte Armee:

> Ganz Deutschland steht einmütig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes,

> unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in den Kampf, den unsere Väter einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein (zit. nach Deuerlein 1977, 60).

4.2. Naturalismus, Impressionismus, Symbolismus

Um 1885 entwickelt sich parallel zum Realismus, oder wie manche Forscher meinen, auch aus diesem heraus, der Sprachstil des Naturalismus, dem der Realismus durch seine ‚geglätteten', auf Ausgleich und Gleichförmigkeit im Ausdruck bedachte Sprachformen zu weit entfernt war von der tatsächlichen Sprachverwendung, vor allem durch die unteren Schichten der Bevölkerung. Durch die Industrialisierung entstanden nicht nur das moderne Bankwesen und die Konzentration des Großkapitals, sondern auch die damit verbundene Massenverelendung ab der Jahrhundertmitte (Aufstand der schlesischen Weber 1844) und ein städtisches Proletariat. So wollte eine Gruppe von Schriftstellern den Blick auf die sozialen Tatsachen lenken und die Wirklichkeit in ihrem Sinn ‚ungeschminkt' darstellen. Dazu gehört auch die schonungslose Abbildung der gesprochenen Sprache, *wie sie ist*, mit ihren Dialektformen, umgangssprachlichen Formen, ihren Anakoluthen, Ellipsen, Ausrufen, Interjektionen und realem Verhalten wie Stottern oder Versprechern. Dadurch werden die Personen anhand ihrer Sprache auch sozial definiert. Der so genannte *Sekundenstil* (wir würden heute *Echtzeit* dazu sagen) lehnt jegliche Zeitraffung auf der Bühne ab und gibt die (Sprach-)Handlungen in ihrer natürlichen Dauer mit Dehnungen, Pausen, Beschleunigungen und Stockungen wider. Die erste Fassung seines Sozialdramas *Die Weber* (1892) schrieb Gerhart Hauptmann (1862−1946) im schlesischen Dialekt. Arno Holz (1863−1929) und Johannes Schlaf (1862−1941) gehören mit ihren gemeinsamen Werken (u. a. *Papa Hamlet*, Novellen 1889, und *Die Familie Selicke*, Drama 1900) zu den bedeutendsten Theoretikern der Bewegung. Für die Ziele des Naturalismus eigneten sich erzählende Dichtung und Drama am besten.

Gleichsam als Gegenbewegung zu dem von den Kritikern vorwiegend als negative und negierende Bewegung gesehenen Naturalismus entwickeln sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jhs. die literarischen Richtungen des Impressionismus und Symbolismus, die nicht immer genau zu trennen sind. Zu den Hauptvertretern zählt Hugo von Hofmannsthal (1874−1929), der die Feinnervigkeit des Fin de Siècle auch in eigener Person vertrat. Seine Frühwerke, die wie jene Stefan Georges am Französischen orientiert sind, enthalten auch die typischen Themen der Todessehnsucht und der Frage nach dem Stellenwert der Kunst im Leben. Stefan George (1868−1933) vertrat die elitäre L'art-pour-l'art-Richtung in extremer Weise, indem er seine Kunst einem eigenen Jünger-Kreis in einer Art Kunstsprache und in nur wenigen bibliophilen Kunstdrucken zur Kenntnis brachte. Rainer Maria Rilke (1875−1926, *Das Stundenbuch* 1905, *Das Buch der Bilder* 1902, erweitert 1906) schrieb jahrelang an seinen *Duineser Elegien* (vollendet 1923), in denen er mit den Engelgedichten eine Art ‚neuer Mythologie' schuf.

Das Vorherrschen der Lyrik in diesen Bereichen verwundert daher nicht. Wesentlich wird die Konzentration auf die Sinnesempfindungen des Individuums. Dafür ist − ähnlich wie in der Sprache der Mystik − ein möglichst reichhaltiger und differenzierter Wortschatz notwendig, der nicht nur neue Wortbildungen wie *mühsalen, verleibwehen, zornen, schmetterlingen, weihrauchen, goldregenüberbogen, regenbogenüberbrückt, som-*

merglanzumwoben, durstüberquält, jagdgierzitternd, vielarmausstreckend, sondern auch Phrasen wie *kronenbreite Buche, flügelschwerer Krähenschwarm, schattensatte Marmorhallen, dünndämmeriger Morgenhimmel* und eine hohe Zahl an Fremdwörtern verwendet (Detlev von Liliencron 1844−1909, der als Naturalist begann und als Vorläufer des Impressionismus gilt). Neben Lautmalereien, Klangeffekten, Vokalharmonien auf lautlicher Ebene fallen viele Adjektiv- und Substantivkomposita und charakterisierende Beiwörter besonders bei George und Rilke auf. Rhetorische Figuren wie Metonymie, Oxymoron, Epitheton ornans, Synekdoche u. dgl. sowie der Reichtum an sprachlichen Bildern, sollen die deutliche Abgrenzung von der Alltagssprache demonstrieren. Die Sinnenfreudigkeit im Ausdruck ist auch eine Anspielung auf das psychologische Moment, das durch Sigmund Freud in das Geistesleben eingebracht worden war, bzw. sie soll Gefühle deutlicher machen. Der Satzbau wird, wie zu erwarten ist, komplex, obwohl bewusste Regelverstöße (etwa verblose Sätze bei George) auch hier das Elitäre herausstreichen sollen. Der Rezipient soll möglichst die Sinneswahrnehmungen wie Gerüche, Hören, Sehen, Schmecken, Empfinden von Gefühlen, Sinnen- und Nervenreizen sowie die „Stimmung" der Situation und aller an ihr Beteiligten durch die Sprache nachvollziehen können (vgl. Langen 1966, 1354 ff.; Kaempfert 1985, 1831 f.).

4.3. Wilhelminismus

Wilhelminismus, die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. von 1890 bis 1918, ist kein Begriff der Sprach- oder Literaturgeschichte, sondern der Geschichtsforschung. Genau genommen können daher auch keine ‚wilhelminischen' Stil- oder Rhetorikmerkmale per se festgestellt werden. Nach dem unfreiwilligen Ausscheiden Fürst Bismarcks, der stets auf ein Gleichgewicht der europäischen Großmächte bedacht war, aus der Politik trat mit Wilhelm II. ein Monarch an die Spitze des Deutschen Reichs, der zwar die Führungsrolle beanspruchte, gleichzeitig aber nicht in der Lage war, sie auch erfolgreich auszufüllen. Das ihm nachgesagte ‚Kraftmeiertum', Neigung zu ‚Pomp' und ‚Säbelrasseln' (vor allem im Flottenwettrüsten mit England) führten zu einer vollkommenen Neuordnung der europäischen Bündnisse, gleichzeitig wurde die Politik im Ton schärfer. Zusätzliche, zum Teil sehr heftige internationale Konkurrenz entbrannte im Kolonialismus (nachzulesen etwa in der Zeitschrift *Kolonie und Heimat*), mit dem die europäischen Großmächte mit Ausnahme der Habsburgermonarchie die Welt gleichsam unter sich aufteilen wollten.

Die Folge dieser allgemeinen Tendenzen ist im öffentlichen Schrifttum deutlich bemerkbar. Die nationalen Forderungen vor 1848/49, die ausschließlich innerdeutschen Verhältnissen gegolten haben, werden nun zu nationalistisch-chauvinistischen Parolen − gemischt mit verhohlenem oder offenem Antisemitismus −, die die Deutschen zum Erobern und Regieren der Welt auffordern (*Am deutschen Wesen wird die Welt genesen*) und solcherart der Herrenmenschenmentalität der Nationalsozialisten den Boden bereiten. Das Deutschlandlied etwa, einst ein geeintes Deutschland propagierend, wird nun als Auftrag für eine aggressive Bekriegung anderer Staaten und Völker uminterpretiert.

Die dritte Generation der Freiheitsdichter von 1848/49 (Herwegh, Freiligrath, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben u. a.) ist bereits verstorben, und die im Wilhelminismus schreibenden Autoren müssen von anderen politischen Voraussetzungen ausgehen. Das geeinte Deutschland ist für sie seit über 20 Jahren Realität, sodass sich die politischen Forderungen aufgrund der veränderten Tatsachen ebenfalls verschoben haben. Im We-

sentlichen sind zwei Positionen möglich: Zustimmung zu den herrschenden Verhältnissen oder – ausgehend von der von Bismarck unglücklicherweise nicht nur nicht gelösten, sondern sogar verschärften sozialen Frage – deren vehemente Ablehnung, etwa durch die Arbeiterschaft. Im Reichstag wurden neben der sozialen Frage besonders Fragen der Außenpolitik in zunehmendem Maß diskutiert. Hier steht politische Rede nun nicht mehr im Dienst des Kampfes gegen die etablierten Gewalten, sondern die herrschende Macht bedient sich der etablierten Öffentlichkeit zur Abstützung und Verstärkung der eigenen Politik (Wende 1990, 677). So wusste Bismarck geschickt einen Teil der Tagespresse an sich zu binden im Sinn einer inoffiziellen Zensur (vor allem die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* galt als heimliches Sprachrohr der Regierung), und seine skrupellose Ausnützung der Pressemacht mit der „Emser Depesche" ist hinlänglich bekannt (vgl. Dusel 2004, 56; 104 ff.). Gregor Kalivoda hat eindrucksvoll gezeigt, wie im Reichstag in der so genannten Flottendebatte 1898 und 1900, die der massiven Aufrüstung der deutschen Flotte diente, von den Befürwortern semantisch eindeutig besetzte Wörter wie *Weltmacht, Weltreich, Weltstellung, Weltgeltung* etc. mit *deutscher Politik, deutschem Lebensraum, deutscher Kultur, deutschem Wesen* etc. in Beziehung gesetzt und solcherweise emotionale Konnotate hergestellt werden. Positiv besetzte Begriffe wie *Vitalität, Tüchtigkeit, Thatkraft* im Zusammenhang mit scheinbar neutralen Wendungen wie *nationale Gesichtspunkte, nationale Machtfragen, nationale Ziele* schaffen neue Verbindungen, die man durch die zusätzliche Gegenüberstellung von *bedeutend – unbedeutend, stark – schwach, Held – Feigling, groß – klein, mächtig – abhängig* etc., von denen selbstverständlich die erstgenannten für das eigene Handeln beansprucht werden, verstärkt. Es wird, wie schon in der Kriegspropaganda von 1870/71, an die Opferbereitschaft und den nationalen Sinn der Nation appelliert. Die Opposition ihrerseits versucht, die Regierungsvorhaben und die *kriegerische Semantik* durch die Herausstreichung von Größenwahn, Verschwendungssucht und Kriegshetze zu unterminieren (Kalivoda 1989).

Eine nicht zu unterschätzende Rolle in dieser Zeit spielt Friedrich Nietzsche (1844–1900, geistige Umnachtung seit 1889), nicht nur wegen seiner radikalen und von den Zeitgenossen zum Teil missverstandenen Philosophie, sondern auch wegen seiner – bisher noch nicht erschöpfend dargestellten – Sprachverwendung. Seine Prosa weist eine Meisterschaft auf, die sich nicht nur in der Beherrschung der rhetorischen Kunst ausdrückt, sondern auch in einem Spiel mit der Sprache in Form virtuoser Wörter, Wendungen und Satzbildungen wie *beleu- und belügenmundet, Tunichtgute und Tunichtböse, Gewissensbisse und Vernunftbisse* (Kaempfert 1985, 1832). Zahlreiche seiner Begriffe und Wendungen (*Wille zur Macht, Unzeitgemäße Betrachtungen, Umwertung der Werte, Herrenmoral, Übermensch*) sind auch heute noch im Sprachbewusstsein verankert, auch wenn sie von den Nationalsozialisten missbraucht worden sind.

5. Resümee

Das 19. Jh. ist in Bezug auf die rhetorische Praxis durch vielfältige, einander zum Teil widersprechende Entwicklungen geprägt. Während die Rhetoriktradition des 18. Jhs. zum Teil in der Schulrhetorik und an den Universitäten sowie in theoretischen Schriften weitergeführt wurde, fand im Bewusstsein eines Großteils der Bevölkerung eine deutliche Abwertung der klassischen Rhetorik statt. Lediglich als *Beredsamkeit* war sie dem Bürgertum als Mittel zum sozialen Aufstieg recht. In der Literatur seit der Romantik und

spätestens seit dem *Jungen Deutschland* aber lehnte man die Regelrhetorik bewusst als ‚gekünstelt', ‚demagogisch' und ‚realitätsfern' ab. Dem Realismus und Naturalismus waren rhetorische Mittel wegen ihrer theoretischen Grundlagen verfemt, erst der Impressionismus und Symbolismus der letzten Jahrzehnte des 19. Jhs. und darüber hinaus fanden wieder Gefallen an ihren Möglichkeiten.

Das Flugblatt und die Bekanntmachung weisen eine große stilistische Bandbreite vom ‚papierenen Amtsdeutsch' bis zum mitreißenden Revolutionsaufruf auf. Die Tagespresse entwickelte ihren eigenen, journalistischen Stil, sodass die große rhetorische Geste nur in den politischen Reden der Frankfurter Nationalversammlung, den Landesparlamenten, den Vertretungen des Deutschen und dann des Norddeutschen Bundes und schließlich des deutschen Reichstags 1871–1918 gepflegt wurde. Besonders in diesem kommen aber mit der sozialdemokratischen Bewegung auch neue Töne in die Politik. So ist das 19. Jh. durch den Schritt der Rhetorik aus den elitären Bereichen im 18. Jh. in das Bewusstsein der Sprachteilnehmer im Rahmen von Literatur, Presse und Politik gekennzeichnet.

6. Literatur (in Auswahl)

Allhoff, Dieter-W. (1975): Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten deutschen Parlaments von 1848/49. Insbesondere auf syntaktischer und semantischer Ebene. München (tuduv Studien, 3).

Burkhardt, Armin (2003): Das Parlament und seine Sprache. Studien zu Theorie und Geschichte parlamentarischer Kommunikation. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 241).

Deuerlein, Ernst (Hrsg.) (1977): Die Gründung des deutschen Reiches 1870/71. Düsseldorf.

Dusel, Konrad (2004): Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert. Münster (Einführungen Kommunikationswissenschaft, 1).

Dyck, Joachim/Walter Jens/Gert Ueding (1993): Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch. Bd. 12: Rhetorik im 19. Jahrhundert. Tübingen.

Forkel, Johann Nikolaus (1788/1801): Allgemeine Geschichte der Musik Bd. 1. und 2. Leipzig.

Fuhrmann, Manfred (1993): Rhetorik und öffentliche Rede. Über die Ursachen des Verfalls der Rhetorik im ausgehenden 18. Jahrhundert. Konstanz.

Gansberg, Marie Luise (1966): Der Prosa-Wortschatz des deutschen Realismus. Unter besonderer Berücksichtigung des vorausgehenden Sprachwandels 1835–1855. 2. Aufl. Bonn.

Goldberg, Hans-Peter (1998): Bismarck und seine Gegner. Die politische Rhetorik im kaiserlichen Reichstag. Düsseldorf (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 112).

Grünert, Horst (1974): Sprache und Politik. Untersuchungen zum Sprachgebrauch der „Paulskirche". Berlin, New York (Studia linguistica germanica, 10).

Hahl, Werner (1983): Realitätsverlust im rhetorischen Zeitgedicht des Vormärz. Zu Georg Herweghs Flottengedicht. In: Günther Häntzschel (Hrsg.): Gedichte und Interpretationen Band 4: Vom Biedermeier zum Bürgerlichen Realismus. Stuttgart, 239–249.

Hambsch, Björn (1996): Feldherrnrede. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, 225–337.

Heibert, Helmut (1953): Die Rhetorik der Paulskirche. Phil. Diss. (masch.). Leipzig.

Herwegh, Georg (1983): Die deutsche Flotte (1841). In: Günther Häntzschel (Hrsg.): Gedichte und Interpretationen Band 4: Vom Biedermeier zum Bürgerlichen Realismus. Stuttgart, 235–238.

Hoffmann, Ernst T. A. (1979): Ludwig van Beethoven, 5. Sinfonie. In: Friedrich Schnapp (Hrsg.): E. T. A. Hoffmanns Schriften zur Musik. Aufsätze und Rezensionen. Darmstadt, 34–51.

Holly, Werner (1996): Stilwandel in parlamentarischen Geschäftsordnungen. In: Ulla Fix/Gotthard Lerchner (Hrsg.): Stil und Stilwandel. Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag gewidmet. Frankfurt a. M. u. a., 215–236 (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte, 3).

Kaempfert, Manfred (1985): Die Entwicklung der Sprache der deutschen Literatur in neuhochdeutscher Zeit. In: Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. Berlin, New York, 1810–1837 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.2).

Kainz, Friedrich (1974): Klassik und Romantik. In: Friedrich Maurer/Heinz Rupp (Hrsg.): Deutsche Wortgeschichte. 3. Aufl. Bd. 2. Berlin, New York, 245–491 (Grundriss der Germanischen Philologie, 17/2).

Kalivoda, Gregor (1989): Rhetorik des Machtstaates. Untersuchung zum parlamentarischen Sprachgebrauch im Deutschen Reichstag am Beispiel der Flottendebatten von 1989 und 1900. In: Armin Burkhardt/Franz Hebel/Rudolf Hoberg (Hrsg.): Sprache zwischen Militär und Frieden: Aufrüstung der Begriffe? Tübingen, 269–284 (Forum für Fachsprachen-Forschung, 7).

Klein, Josef (2003): Politische Rede. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 1465–1521.

Koch, Ursula E. (1978): Berliner Presse und europäisches Geschehen. Eine Untersuchung über die Rezeption der großen Ereignisse im ersten Halbjahr 1871 in den politischen Tageszeitungen der deutschen Reichshauptstadt. Berlin (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 22).

Kohlschmidt, Werner (1974): Geschichte der deutschen Literatur von der Romantik bis zum späten Goethe. Stuttgart.

Krause, Peter D. (2001): Unbestimmte Rhetorik. Friedrich Schlegel und die Redekunst um 1800. Tübingen (Rhetorik-Forschungen, 14).

Langen, August (1966): Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart. In: Wolfgang Stammler (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriss. 2. Aufl. Bd. 1. Berlin, 931–1396.

Liebert, Andreas (1993): Die Bedeutung des Wertesystems der Rhetorik für das deutsche Musikdenken im 18. und 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M. u. a. (Europäische Hochschulschriften, 36/98).

Linn, Marie-Luise (1963): Studien zur deutschen Rhetorik und Stilistik im 19. Jahrhundert. Marburg (Marburger Beiträge zur Germanistik, 4).

Lohmann, Ingrid (1993): Bildung und Beredsamkeit im Vormärz. Über die Transformation der Rhetorik durch öffentliche Allgemeinbildung. In: Dyck/Jens/Ueding (1993), 22–30.

Lustenberger, Werner (Hrsg.) (2000): „Soldatendienst ist Gottesdienst". Die Feldpredigten aus den Jahren 1870–1872 von Albert Bitzius und Eduard Herzog. Luzern/Zürich (documenta militaria).

Obermann, Karl (Hrsg.) (1972): Flugblätter der Revolution. Eine Flugblattsammlung zur Geschichte der Revolution von 1848/49 in Deutschland. München.

Ottmers, Clemens (1996): Rhetorik. Stuttgart/Weimar (Sammlung Metzler, 283).

Römer, Christof (1990): Vaterland 1813–1815. Das Ende der napoleonischen Zeit in Braunschweig und Niedersachsen. Braunschweig (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums, 58).

Salzer, Anselm/Eduard von Trunk (1972): Geschichte der deutschen Literatur in drei Bänden. Bd. 2: Von der Klassik bis zum Naturalismus. Zürich.

Schäfer, Karl Heinz (1977): Kollektivbewusstsein am Beginn des 19. Jahrhunderts, dargestellt am Beispiel der Verbreitung der Schrift Ernst Moritz Arndts. In: Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung. München, 137–148 (Studien zur Publizistik, 23).

Thanner, Josef (1967): Die Stilistik Theodor Fontanes. Untersuchungen zur Erhellung des Begriffes „Realismus" in der Literatur. The Hague/Paris (Studies in German Literature, 9).

Ueding, Gert (1983). Rhetorik der Tat. Ludolf Wienbargs Ästhetische Feldzüge. In: Wilfried Barner u. a. (Hrsg.): Literatur in der Demokratie. Für Walter Jens zum 60. Geburtstag. München, 332–344.

Ueding, Gert/Bernd Steinbrink (1994): Grundriss der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar.

Wäscher, Hermann (1956): Das deutsche illustrierte Flugblatt. Von der Zeit der Restauration bis zur Gegenwart. Dresden.
Wende, Peter (1990): Zur politischen Rede in Deutschland zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg. In: Peter Wende (Hrsg.): Politische Reden. Bd. 2: 1869−1914. Unter Mitarbeit von Inge Schlotzhauer. Frankfurt a. M., 671−678 (Bibliothek der Geschichte und Politik, 25).
Wienbarg, Ludolf (1964): Ästhetische Feldzüge. Berlin/Weimar.
Zabka, Thomas (1993): Rede und Rhetorik in der deutschen Frühromantik. In: Dyck/Jens/Ueding (1993), 84−93.
Zeller, Ursula (1988): Die Frühzeit des politischen Bildplakats in Deutschland (1848−1918). Stuttgart.

Peter Ernst, Wien (Österreich)

24. Rhetorische Praxis in Deutschland vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart

1. Rhetorik in Ausbildung, Unterricht und Studium
2. Redekultur in Deutschland
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In the 20th century, innovations in media-technology significantly altered both public communication and rhetoric alike as a practical phenomenon in Germany. Situational speech was an important component in political life throughout that entire century. This was true both of the German Empire as well as the Weimar Republic. Up until the end of World War II, the Nazi Regime also made extensive use of face-to-face communication for its propaganda purposes. The role of speech in the area of symbolic politics also played an important role in the parliamentary culture of post-war Germany as well. Due to today's electronic media, however − in particular television and internet − we are dealing with what amounts to a rhetorical culture of 'Double Medialization'.

By applying the new media, talk in situational settings often becomes a speech in television − in former times, a clip in the newsreel − thereby acquiring a very special character. This medialized, new orality has caused decreased interest in print media, while at the same time sparking increased interest in rhetoric. This in turn has had repercussions for education: rhetoric has again become a key aspect of classroom teaching.

The establishment of rhetoric in school and university education programs can be divided into three general phases. At the beginning of the 20th century, the speech training movement was begun, leading to speech communication studies as 'German' rhetoric which then followed. The Hitler dictatorship firmly integrated rhetoric training for its party speechmakers into the Nazi propaganda system. Following World War II, and particularly since

Wäscher, Hermann (1956): Das deutsche illustrierte Flugblatt. Von der Zeit der Restauration bis zur Gegenwart. Dresden.
Wende, Peter (1990): Zur politischen Rede in Deutschland zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg. In: Peter Wende (Hrsg.): Politische Reden. Bd. 2: 1869−1914. Unter Mitarbeit von Inge Schlotzhauer. Frankfurt a. M., 671−678 (Bibliothek der Geschichte und Politik, 25).
Wienbarg, Ludolf (1964): Ästhetische Feldzüge. Berlin/Weimar.
Zabka, Thomas (1993): Rede und Rhetorik in der deutschen Frühromantik. In: Dyck/Jens/Ueding (1993), 84−93.
Zeller, Ursula (1988): Die Frühzeit des politischen Bildplakats in Deutschland (1848−1918). Stuttgart.

Peter Ernst, Wien (Österreich)

24. Rhetorische Praxis in Deutschland vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart

1. Rhetorik in Ausbildung, Unterricht und Studium
2. Redekultur in Deutschland
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In the 20th century, innovations in media-technology significantly altered both public communication and rhetoric alike as a practical phenomenon in Germany. Situational speech was an important component in political life throughout that entire century. This was true both of the German Empire as well as the Weimar Republic. Up until the end of World War II, the Nazi Regime also made extensive use of face-to-face communication for its propaganda purposes. The role of speech in the area of symbolic politics also played an important role in the parliamentary culture of post-war Germany as well. Due to today's electronic media, however − in particular television and internet − we are dealing with what amounts to a rhetorical culture of 'Double Medialization'.

By applying the new media, talk in situational settings often becomes a speech in television − in former times, a clip in the newsreel − thereby acquiring a very special character. This medialized, new orality has caused decreased interest in print media, while at the same time sparking increased interest in rhetoric. This in turn has had repercussions for education: rhetoric has again become a key aspect of classroom teaching.

The establishment of rhetoric in school and university education programs can be divided into three general phases. At the beginning of the 20th century, the speech training movement was begun, leading to speech communication studies as 'German' rhetoric which then followed. The Hitler dictatorship firmly integrated rhetoric training for its party speechmakers into the Nazi propaganda system. Following World War II, and particularly since

the 1960s and 1970s, rhetoric has gradually established itself as a classroom subject in West German schools, and since 1967 has been offered as a course of study at the University of Tübingen.

1. Rhetorik in Ausbildung, Unterricht und Studium

Seit der ersten Hälfte des 19. Jhs. war die Rhetorik in Deutschland nicht mehr offiziell in Schule und Hochschule curricular verankert. Elementares rhetorisches Wissen lebte trotzdem in populärer Ratgeberliteratur fort. Erst mit dem Aufkommen der Sprecherziehungsbewegung Anfang des 20. Jhs. erfolgte ein gewisser institutioneller Umschwung. Unabhängig davon konnte die Rhetorik als wissenschaftliche Disziplin, die sich nicht nur im Namen bewusst auf die klassische Tradition bezieht, erst in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. an der Universität Tübingen wieder Fuß fassen.

1.1. Sprecherziehung und Sprechwissenschaft in Deutschland seit 1900

Der Begriff der *Sprecherziehung* ist bis heute nicht eindeutig definiert. Im Gegensatz zur Sprachwissenschaft verstehen ihre Vertreter Sprache als Ergebnis persönlicher Leistung (Roß 1994, 26). Teilweise unterscheiden sie zwischen *Sprecherziehung* und *Sprechkunde* beziehungsweise zwischen *Sprechwissenschaft* und *Sprecherziehung* als Theorie und Praxis der mündlichen Ausdrucksfähigkeit (Geißner 1981; 1986; Roß 1994, 26). In den Anfängen der Sprecherziehung galt hierbei auch die schriftliche Ausdrucksfähigkeit noch als Teilgebiet (Roß 1994, 25). Die Sprecherziehung speist sich nicht nur aus der antiken Rhetorik, sondern auch aus der Medizin, der Phonetik und der Physik – soweit diese das Gebiet der Stimmheilkunde betreffen – sowie der Theaterwissenschaft (Roß 1994, 25). Sie sieht sich selbst nicht nur als Nachfolgerin der antiken Rhetorik, sondern gleichzeitig auch als deren Erweiterung. Sprecherziehung umfasst laut Roß (1994, 29) drei Teilgebiete: einen stimmsprachlichen Teil, einen sprechkünstlerischen Teil und einen rhetorischen Teil. Der rhetorische Teil der Sprecherziehung wird – hauptsächlich getragen von Hellmut Geißner – zumeist als Gesprächsrhetorik verstanden. Geißner (1996, 947) schreibt, die Gesprächserziehung sei der Zentralbereich der Sprecherziehung. Ihr Ziel sei die „Entwicklung der Gesprächsfähigkeit, die Gesprächs-Verstehensfähigkeit einschließt." Dazu gehörten die Fähigkeiten, „sich an verschiedenen – regel‚losen' und geregelten – Gesprächen zu beteiligen (zu beginnen, zu beenden, auch: abzubrechen); zuzuhören, nachzufragen, eigene Meinungen klar und situationsangemessen zu formulieren; sich gruppendienlich zu verhalten, ohne eigene Meinungen einfach preiszugeben; wenn es strittig ist oder wird, konfliktfähig zu sein oder zu werden, an der Konfliktlösung mitzuarbeiten, aber auch zur Konfliktvermeidung fähig zu sein; sachangemessen und hörerverständlich zu begründen, die eigene Meinung argumentativ zu vertreten sowie verantwortungs- und kritikfähig zu werden" (Geißner 1996, 948; vgl. auch Geißner 1986).

Ursächlich für die Entstehung der Sprecherziehung zu Beginn des 20. Jhs. waren die gesellschaftlichen Veränderungen, durch die in der Schulbildung sowohl mehr Wert auf die gesprochene Sprache insgesamt als auch auf die deutsche Sprache im Besonderen gelegt wurde (Winkler 1969, 24). Hinzu kamen Veränderungen in der Pädagogik, die

beispielsweise in der durch Otto (1901) geprägten, das Persönlichkeitsbild des Kindes in den Vordergrund stellenden Reformpädagogik ihren Ausdruck fanden (Bahmer/Ockel 1994, 1454). Vor dem Hintergrund nationalistischer Bestrebungen nahm die Ausbildung von Kindern und Jugendlichen einen höheren Stellenwert ein, die deutsche Sprache und damit besonders der Deutschunterricht wurden in den Lehrplänen zu Symbol und Ort der nationalistischen Erziehung. An die Stelle des Aufsatzunterrichts und der Deklamationsübungen traten Übungen im mündlichen Ausdruck (Ludwig 1988, 362). So fasst auch Roß (1994, 17) zusammen: „Die herausbildung der sprecherziehung als Fach muß im zusammenhang mit der politischen entwicklung in Deutschland in diesem jahrhundert gesehen werden. Die sprecherziehung entstand zu einer zeit, als die humanistische bildung durch eine deutsche bildung abgelöst werden sollte und im deutschunterricht die abkehr vom traditionellen (an der rhetorik orientierten) aufsatzunterricht gesucht wurde." Dabei war in den Anfängen der Sprecherziehung weniger die später so genannte *Gesprächsrhetorik* angestrebt, als zunächst der Dichtungsvortrag, wie er 1903 auf den *Weimarer Kunsterziehungstagen* als Bildungsideal betont wurde. Die Jugend sollte über ihn an die deutsche Literatur herangeführt werden (Winkler 1969, 24).

Die Sprecherziehung war in den Anfängen kein eigentliches *Lehrfach*, sondern vielmehr ein *Lehrgrundsatz* (Roß 1994, 24; Neuber 1999, 22), der sich auf alle universitären Fächer erstrecken sollte. Dementsprechend erfolgte der Einzug der Sprecherziehung an den Universitäten zunächst über Lektorate für Sprechkunde, Stimmkunde, Sprachkunst oder Vortragskunst, in denen zumeist Dichtungsvortrag, Sprechtechnik und die so genannte ‚Hochlautung' mit Hilfe von mechanischen Sprechübungen gelehrt wurden (Roß 1994, 22). Roß (1994, 23) spricht hier von der ‚technisch-artistischen Phase' der Sprecherziehung. Lektorate entstanden 1900 in Leipzig, 1903 in Berlin, 1905 in Halle (Krech 1999) sowie 1906 in Bonn. 1919 baute Richard Wittsack in Halle das erste *Institut für Sprechkunde* auf (Winkler 1969, 24 f.; Geißner 1995, 101).

Nachdem 1920 bereits eine Arbeitsgemeinschaft der Lektoren für Vortragskunst an den deutschen Hochschulen unter der Geschäftsführung von Erich Drach gegründet worden war (Roß 1994, 23 f.), hatten sich 1926 die wichtigsten Vertreter der Sprecherziehung zum *Deutschen Ausschuß für Sprechkunde und Sprecherziehung* unter Drach zusammengeschlossen, der 1933–1945 unter der Leitung von Fritz Gerathewohl stand, 1948 von Marie-Hed Kaulhausen wiederbegründet und 1964 in die *Deutsche Gesellschaft für Sprechkunde und Sprecherziehung* umgebildet wurde (Winkler 1969, 25).

Die Lehrinhalte waren zu Beginn sehr uneinheitlich, und es fehlten einschlägige wissenschaftliche Publikationen, wodurch auch das Bemühen des Faches um institutionelle Eigenständigkeit erschwert wurde (Krech 1999, 24). Ewald Geißler, der 1910 den ersten Teil seiner *Rhetorik* veröffentlichte, gilt deshalb aus heutiger Sicht als eigentlicher Begründer der Sprechkunde als wissenschaftlichem Fach, sofern diese als die Theorie der Sprecherziehung verstanden werden kann. Im Verständnis Geißlers liegt das Hauptaugenmerk des Sprecherziehers auf dem frei gesprochenen Wort (Winkler 1969, 25). Als Grundlage auch der modernen Sprecherziehung gilt daneben bis heute das 1922 erschienene Buch *Sprecherziehung* von Drach, sowie das 1926 erschienene *Redende Künste* (Winkler 1969, 25). Drach war nach der Gründung des *Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht* in Berlin im März 1915 mit der Leitung der Sprecherziehung betraut worden. In diesem Rahmen hatte er Vorschläge erarbeitet, wie die Sprecherziehung in die Schule integriert werden könnte. In den Preußischen Richtlinien von 1925 für Deutsch (Sexta-Oberprima) heißt es dann: „1. Lautlehre, 2. Wort- und Satzlehre, 3. Stil-

kunde (erst ab Obertertia), 4. Lesen, Vortrag, freie Rede, 5. Schriftliche Übungen, 6. Schrifttum, 7. Poetik (erst ab Quarta)“ (Pabst-Weinschenk 1993, 137; ausführlich 137−139).

Obwohl Winkler (1969, 25) dem *Deutschen Ausschuss für Sprechkunde und Sprecherziehung* − und damit der Sprecherziehung an sich − bescheinigt, die Jahre 1933−1945 „ohne wesentliche politische Infektion“ überstanden zu haben, räumt Pabst-Weinschenk (1993, 345) ein, das Fach sei „vorsichtig“ auf den Nationalsozialismus hin „orientiert“ worden. In der Tat lassen sich einige − mitunter auch kooperative − Verbindungen zwischen Sprecherziehung und Nationalsozialismus erkennen: Während die Anfänge des Faches durchaus unpolitisch verstanden werden können, stehen die Publikationen anderer wichtiger Sprecherzieher wie Geißler und Weller (vgl. hierzu Geißner 1995, 109−114 bzw. 114−117) deutlich im Dienste des Nationalsozialismus, indem sie Sprache als Ausdruck der Rasse verstehen. Zusammenhänge zwischen Sprechwissenschaft und Nationalsozialismus liegen vor allem darin, die Sprache als Teil des Deutschtums zu betrachten und ihr deshalb besondere Aufmerksamkeit bei der ‚Pflege‘ zu schenken, was auch beinhaltet, sie gezielt zum Lehrgegenstand der Ausbildung von Kindern und Jugendlichen zu machen. Geißner (1995, 105) bringt diese Haltung in der Formel „Volkserziehung in Spracherziehung“ zum Ausdruck. Eine Trennung von demokratischer Gesprächsrhetorik auf der Seite der Sprecherziehung und Propaganda auf der Seite des nationalsozialistischen Staates, wie sie Geißner (1996, 952) beschreibt, kann deshalb bestenfalls auf die frühe Sprecherziehung Drachs zutreffen. Dieser vertrat, so Geißner (1995, 107), „gewiß eine patriotisch-pädagogische Haltung, aber als Sozialdemokrat war er ein Gegner der Nationalsozialisten“. Drach sei anders als beispielsweise Geißler mit dessen „ethnozentristischer und antisemitischer Position“ (Pabst-Weinschenk 1993, 43) kein ‚Sprachreiniger‘ gewesen, seine Vorstellungen von innerer Sprachbildung seien allgemeiner und grundlegender gewesen (Pabst-Weinschenk 1993, 59−61). Dennoch orientiert auch Drach seine späten Publikationen nachweislich am Nationalsozialismus. Seine *Rednerschulung* von 1934 ist eine dementsprechend umgearbeitete Fassung von *Redner und Rede* von 1932 (für einen ausführlichen Vergleich siehe Pabst-Weinschenk 1993, 374−394). Roß (1994, 62) erkennt hier einen Wandel im Anspruch Drachs weg von der Persönlichkeitsbildung, hin zur nationalsozialistischen Erziehung, wie sie zahlreiche Sprechwissenschaftler durchlaufen haben (vlg. auch Pabst-Weinschenk 1993; Geißner 1997). Insgesamt erlebte die Sprecherziehung als institutionelles Fach im Nationalsozialismus eine „Blütezeit“ (Roß 1994, 20), in der zahlreiche Lehrstühle eingerichtet wurden. Allerdings entwickelte das ursprünglich praktische Fach erst nach und nach einen eigentlichen wissenschaftlichen Anspruch, der − so Roß (1994, 20) − dann auch an dem Namenswechsel von *Sprechkunde* hin zu *Sprechwissenschaft* deutlich wurde (vgl. auch Geißner 1969; 1981; 1989). Schwerpunkt blieb der Deutschunterricht, dazu kam die Arbeit in der Erwachsenenbildung (Roß 1994, 21). Die Hochschullehre der Sprecherziehung knüpfte an das nationalsozialistische Ideal der Macht des Wortes an. Schnittpunkte waren vor allem die Charaktererziehung, die Sprecherziehung, die ‚Willenserziehung‘ und die ‚Wehrerziehung‘ (Roß 1994, 101−109). Die sprechtechnische Ausbildung wurde als Teil der Körperschulung und Volksgesundheit verstanden, das gemeinschaftliche Sprechen als Technik zur Förderung des Gemeinschaftsgefühls (Pabst-Weinschenk 1993, 397). Die sprecherzieherischen Vorstellungen eines „Primats des Vortrags“, einer „Choreographie oder gar Liturgie der Rede“ und eines „Rauschs der Rede“ (Bahmer/Ockel 1994, 1455) fielen mit der nationalsozialistischen Ideologie zusammen. Nach 1945 wurden die meis-

ten der im Nationalsozialismus entstandenen Lehrstühle geschlossen, neue wurden nicht vergeben. Zu den wichtigsten Sprecherziehern der deutschen Nachkriegszeit zählen auf Seiten der BRD Maximilian Weller, Fritz Schweinsberg, Christian Winkler und Hellmut Geißner.

In der DDR kam es, wie im Westen auch, zur Übernahme vorbelasteter Sprecherzieher, beispielsweise von Richard Wittsack oder Ewald Geißler (Roß 1994, 219). Die Sprecherziehung mit dem Ziel der Persönlichkeitsbildung blieb hierbei im Sinne des Marxismus-Leninismus bestehen. So schreibt beispielsweise Fiukowski (1982, 159): „Ich gehe von der Prämisse aus, daß Stimm- und Sprachgesundheit, funktionell richtiges sowie verständliches Sprechen und mündliche Ausdrucksfähigkeit (also Lese-, Gesprächs- und Redefähigkeit) unabdingbare Kriterien sprachlicher Kommunikationsfähigkeit der sozialistischen Persönlichkeit sind [...]." Ab den 1950er Jahren kam es naturgemäß zu einer ideologischen Auseinanderentwicklung der Sprechwissenschaft in Ost und West, wo man sich zunehmend an der *Speech Communication* der USA orientierte; (Geißner/Schwandt 1993, 9; Roß 1994, 219). Das Zentrum der Sprechwissenschaft in der DDR war Halle, wo Sprechkunde ab 1952 in einem eigenen Ausbildungsgang studiert werden konnte (Roß 1994, 220; für die Lehrpläne siehe Stock 1981, 22–24 oder Lotzmann 1983, 11–13). 1970 wurde die Ausbildung in Sprecherziehung für Deutschstudenten der DDR obligatorisch, wodurch gleichzeitig die Entstehung der Sprechwirkungsforschung befördert wurde (Roß 1994, 222). Diese verpflichtende, seit 1976 durch das *Lehrprogramm für die Ausbildung von Diplomlehrern der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule im Fach Sprecherziehung an Universitäten und Hochschulen der DDR* vorstrukturierte Sprechbildung wurde jedoch von Sprecherziehern wie Fiukowski (1982, 158) als nicht ausführlich genug kritisiert. Eine Auswertung von Lehrkonzeptionen in der DDR ergibt laut Neuber (1999, 51 f.) als wichtigste Ziele:

> Theoretische Einführungen in Ziele und Aufgaben des Lehrfaches Sprecherziehung; Anfangsaufnahmen und nachfolgende Auswertungen; Atmung und Sprechatmung (Theorie und Übungen); Theorie der Stimmphysiologie (Stimmerzeugung, Einsätze, Indifferenzlage); Entspannungstrainings; Kennenlernen der stimmlichen Möglichkeiten; Stimmkonditionierungsübungen; Stimm- und Sprachstörungen (meist theoretische Überblicke in die für die Schulpraxis wichtigen Stimm- und Sprachstörungen); Entwicklung des Hörens und Beurteilens; Theoretische Wissensvermittlung zur Artikulation (z. B. Lautphysiologie); Standardaussprache; Intonation, sinnrichtige Gliederung, Prosodie; Leselehre, Gestaltung von Sprechtexten; Arbeit am Gedicht; Rhetorik (als allgemeiner Oberbegriff ohne nähere Erläuterung); Theoretische Erläuterungen zu Rede und Gespräch; Übungen zu Rede und Gespräch und zu den ‚Kommunikationsverfahren' (Erläutern, Definieren, Erzählen usw.).

Neben der Universität sieht die Sprecherziehung der DDR auch den vorschulischen Bereich wie den Kindergarten und den außerschulischen Bereich wie den Arbeitsplatz als ihr Einsatzgebiet an.

1.2. Rednerschulung und nationalsozialistisches Rednerwesen 1933–1945

In der Hitler-Diktatur war das Rednerwesen Sache der gleichgeschalteten Kommunikationspolitik des Staates. Der Rednerstab war im nationalsozialistischen Staat hierarchisch gegliedert, bereits ab 1931 wurden Reichs-, Gau- und Bezirksredner unterschieden, wobei allein die Reichsredner direkt der *Reichspropagandaleitung* (RPL) unterstanden (Strobl

1977, 57 f.). Mit der Reorganisation im Jahre 1934 wurden die Gauleiter, Reichsminister, Reichsstatthalter und Minister der Länder automatisch zu Reichsrednern, in der Hierarchie folgten dann die Stoßtruppredner, Stoßtruppredneranwärter, die Gauredner, die Kreisredner − vorher Bezirksredner. Hinzu kamen die Fachredner, die sich auf spezielle Themen wie Landwirtschaft, Wirtschaft, Beamte, Wehrpolitik, Betriebszellenorganisation oder Kriegsgeschädigte konzentrierten (Grieswelle 1972, 32). Als politischer Redner wurde, so Pabst-Weinschenk (1993, 411), nur zugelassen, wer bereits vor der Machtübernahme in der Partei war, sich in der NSDAP, SA, SS oder HJ politisch engagierte, eine politisch-weltanschauliche Schulung nachweisen konnte − was auch eine entsprechende rhetorische und ideologische Schulung beinhaltete − und sich fortlaufend über aktuelle politische Ereignisse unterrichtete.

Die Propagandaabteilung der NSDAP, die bereits mit der Gründung der Partei eingerichtet worden war, hatte 1927 begonnen, das Rednerwesen zu organisieren. In Reaktion auf den Rednermangel 1928 begannen die Gaue mit Wochenendseminaren für Redner. Fritz Reinhardt, Gauleiter von Oberbayern-Schwaben, begann mit Fernkursen, aus denen 1929 die *Rednerschule der NSDAP* entstand. Bis 1933 bildete Reinhardt nach eigenen Angaben 6.000 Redner aus (Bytwerk 1996, 36). 1931 wurde die Propagandaabteilung zur *Reichspropagandaleitung* (RPL) umgebaut (Strobl 1977, 54). Diese hatte zwei Hauptstellen: die RPL I organisierte die Propagandaarbeit der Partei, während die RPL II für das Schulungswesen zuständig war. Mit der Gründung der RPL II unter Fritz Reinhardt wurde die Rednerschulung in die Propagandaorganisation aufgenommen, wobei aber zunächst nur die bereits aktiven Redner erfasst wurden. Die zwei Propagandaleitungen traten hierbei schon bald in Konkurrenz zueinander (Metzger 1997): Reinhardt hatte ab 1929 das *Redner- und Schulungsmaterial der NSDAP* herausgegeben, das 1930 weiter ausgearbeitet worden war und die sechs Hauptkategorien *NSDAP*, *Parteien*, *Preußischer Landtag*, *Reichstag*, *Politik und Verschiedenes* sowie *Wirtschaft* umfasste (Metzger 1997, 18). Zu besonderen Anlässen erschienen ausgearbeitete Reden unter dem Titel *Fritz Reinhardt Schriften*. Ab November 1931 erschien die *Rednerinformation* der RPL I, die in Zielgruppe, Inhalt und geplantem Erscheinungszyklus den Materialien der RPL II entsprach, allerdings kostenlos verschickt wurde. Dazu kamen das für die Redner relevante *Verordnungsblatt der Reichsleitung der NSDAP* und die Monatsschrift *Unser Wille und Weg*. Letztere erschien bis Juni 1941 und wurde dann durch das monatlich von Goebbels herausgegebene *Parteiamtliche Aufklärungs- und Redner-Informations-Material der Reichspropagandaleitung* ersetzt (Strobl 1977, 22). 1932 erfolgte eine Reorganisation der RPL in fünf Hauptabteilungen: *Aktive Propaganda*, *Volksbildung*, *Nachrichtendienst*, *Film* und *Rundfunk,* wobei die *Aktive Propaganda* wiederum fünf Unterabteilungen hatte: *Rednerwesen*, *Archiv und Auskunft*, *Materialverwertung*, *Lügenabwehr* und *Schulung*. Ab 1933 erschienen die von Goebbels herausgegebenen *Rednerinformationen*, ab Mai 1934 als Beilage zu *Unser Wille und Weg*. Nach der letzten Umstrukturierung im Jahre 1934 umfasste die RPL schließlich die fünf Ämter: *Aktive Propaganda*, *Film*, *Rundfunk*, *Kultur* und *Verbindungsstelle*, wobei die Hauptstelle *Rednerwesen* der Abteilung *Aktive Propaganda* unterstand. Ab Oktober 1935 hielt die *Reichsrednerschule* in allen Gauen Sechs-Tageskurse ab.

Die Schulungsmaterialien fokussierten vor allem inhaltliche Aspekte von Reden und Diskussionen: Sie betonten das Primat der Rede, die NS-Ideologie und die zentralen Propagandathesen (Grieswelle 1972, 32; Strobl 1977, 61−74; Metzger 1997, 20). Einen besonderen Schwerpunkt machte dabei der Umschwung der Propaganda nach der

Machtergreifung aus, da diese Entwicklung sich in allen offiziellen Reden der Partei vollziehen musste. Das *Parteiamtliche Aufklärungs- und Redner-Informations-Material der Reichspropagandaleitung* enthielt vor diesem Hintergrund die neuesten Richtlinien und Parolen, machte Themenvorschläge für Reden, gab Argumentationshilfen und reflektierte den ideologischen Hintergrund des NS-Rednerwesens (Strobl 1977, 23). Auch das *Rednerinformationsmaterial* beinhaltete vor allem Anweisungen zu Themenwahl, Parolen, Statistiken und Presseauswertungen als Argumentationshilfen, Analysen der aktuellen politischen Situation und Vorschläge für Hauptpunkte von Reden (Strobl 1977, 26). Kirchner (2003, 126) nennt als Hauptinhalte der Rednerschulungen durch Fritz Reinhardt ebenfalls die Stofffindung und -anordnung, während sprachlich-stilistische Fragen sowie der körperliche und stimmliche Vortrag nachgeordnet erscheinen. Den Rednern wurden zudem Rhetoriklehrbücher − beispielsweise von Maximilian Weller oder Uve Jens Kruse − empfohlen. Darüber hinaus erschienen auch einzelne Broschüren wie 1927 *Propaganda*, 1930 *Moderne politische Propaganda* oder 1933 das *Organisationshandbuch der NSDAP* (Strobl 1977, 28; Bytwerk 1996, 42). Die Redner trafen sich monatlich in so genannten ‚Rednerringen' unter der Leitung des Abteilungsleiters für Rednerwesen der Kreispropagandaleitung, in denen die Erfahrungen der Redner diskutiert wurden. Die Diskussionsergebnisse wurden im Anschluss an die Gauleitung und von dort aus weiter an die Reichsleitung gemeldet. Dadurch wurde eine Überprüfung der Redewirkung möglich (Pabst-Weinschenk 1993, 412).

1.3. Rhetorikausbildung für Alltag und Beruf in der Bundesrepublik Deutschland seit 1949

Bereits 1950 richtete der Deutsche Gewerkschaftsbund ein *Institut für Sprechwirksamkeit und Versammlungswesen* ein, dessen „Leitmotiv" die „Ausbildung gewerkschaftlicher und betrieblicher Interessenvertreter/innen in rhetorischer Kommunikation war" (Büscher/Hinz 1990, 155). Die Rhetorik gilt in der Erwachsenenbildung als „meist verlangter Themenbereich" (Bahmer/Ockel 1994, 1457). Bereits im Rahmen der so genannten ‚Qualifizierungsoffensive' der 1960er und 1970er Jahre wurde sie zu einem wichtigen Gebiet der Erwachsenenbildung, sei es in Volkshochschulen oder in den betrieblichen Weiterbildungseinrichtungen (Dahmen 1990). Heute werden Managementfähigkeiten und Leadership in den Führungsetagen der Wirtschaft ganz selbstverständlich mit rhetorischen Fähigkeiten verknüpft. Das schlägt sich in entsprechenden Zweigen der betriebswirtschaftlichen Ausbildung nieder (Knape u. a. 2001). So wundert es nicht, dass auch der Markt von rhetorischen Trainingsangeboten sehr ausgeweitet wurde, was in den Anzeigenteilen von Fachzeitschriften oder im Internet dokumentiert ist. Da es bislang aber in Deutschland noch kein geregeltes Ausbildungssystem für den praktischen Beruf des Rhetoriktrainers gibt, ist die Qualität der Kurse sehr unterschiedlich (Stiftung Warentest 2006a; 2006b). Ähnlich verhält es sich mit den hunderten von populären Rhetorikratgebern, die in ihrer Fülle den großen Bedarf an einschlägiger Hilfestellung in Alltag und Beruf indizieren (Bremerich-Vos 1991; Knape u. a. 2001, 869−872).

1.4. Rhetorik und Schule in der Bundesrepublik Deutschland seit 1970

Im Gymnasium ist der Deutschunterricht der bevorzugte Lehrkontext, in dem sich, wenn auch begrenzt, sprechwissenschaftliche oder rhetorische Einflüsse auf Lehrbücher und

Lehrpläne geltend machen können (Dyck 1974; Roß 1994, 118). Zwar griff der Deutschunterricht nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst wieder auf den traditionellen Aufsatzunterricht zurück, doch ab den 1970er Jahren trat im Rahmen einer pragmatischen Wende die Forderung nach einem größeren Unterrichtsanteil zur mündlich-rhetorischen Kommunikation auf (Rupp 1994, 558).

Diese Forderung steht im Zusammenhang mit politischen Entwicklungen wie dem Regierungswechsel von CDU zur SPD, der Stärkung der APO oder den Studentenprotesten. Die Entwicklung von Kommunikationsfähigkeit wird als Garant für die Mündigkeit von Schülern und Studenten angesehen (Ockel 1992, 98; Geißner 1996, 952), während die Aufsatztheorie als „gänzlich *unpolitisch*" (Herrlitz 1974, 108) kritisiert wird. Unter *Rhetorik* wird dabei „Gesprächs- und Redeförderung" verstanden, was laut Ockel (1992, 99) folgende Inhalte bedeutet, die in den Lehrplänen der Länder zwischen 1970 und 1974 auftauchen: Reden „halten, hörerwirksam vortragen, sach- und situationsgemäß vortragen, rhetorische Mittel kennen und verwenden, übersichtlich gliedern, Redeformen kennen und verwenden, Redeintentionen erkennen", für das Gespräch: „Gesprächsintentionen einschätzen, Bereitschaft zur Zusammenarbeit/zur Verständigung, Bereitschaft, Meinungsverschiedenheiten auszutragen, eigene und fremde Sozialrollen im Gespräch analysieren, Gespräch planen, vorbereiten, leiten und an ihm teilnehmen, Gesprächsbeziehung analysieren, Gesprächsformen und -verfahren kennen".

Die Zielsetzung der 1982 bis 1990 in allen Bundesländern neu erlassenen Richtlinien lässt sich wie folgt zusammenfassen: „Fähigkeit zu aufgeschlossenem, kritischem, tolerantem Hören und Sprechen / Sicherer Umgang mit situationsangemessenen Sprechweisen / Sprachkompetenz und -performanz / Sprachliche Übungen: Übung im freien Sprechen / Übung von Formen dialogischen und monologischen Sprechens" usw. (Ockel 1992, 103).

1997 vereinbart die Kultusministerkonferenz eine erneute Reform der gymnasialen Oberstufe, in deren Rahmen als fünfte Komponente der Abiturprüfung eine besondere Lernleistung im Umfang eines zweisemestrigen Kurses mit schriftlicher Dokumentation und Kolloquium möglich ist, durch den „die Schüler zu selbständigem Lernen und wissenschaftspropädeutischen Arbeiten geführt werden." (Kemmann 2001, 20). Als Thema hierfür ist auch Rhetorik möglich, gestützt auf innerhalb der letzten zehn Jahre des 20. Jhs. deutlich verbesserte Lehrbücher, in denen „Rhetorik heute breiter und differenzierter dargestellt" (Kemmann 2001, 21) und mit praktischen Übungen verbunden wird. Problematisch bleibt aber die noch immer mangelhafte Ausbildung der Lehrer und die mangelnde Bereitschaft, dem rhetorischen Kompetenzerwerb einen gesicherten Platz in den Curricula zu geben (Merger 1998, X).

Nicht zuletzt kommt es am Ende des 20. Jhs. zu einer Wiederbelebung der Debattierübungen. 1991 wird in Tübingen der erste universitäre Debattierclub gegründet, 1999 folgt in Hamburg der erste Landeswettbewerb *Streitgespräch − Jugend debattiert* für den Bereich des schulischen Debattierens (Kemmann 2001, 22). 2005 umfasst *Jugend debattiert* bereits über 400 Schulen, 40.000 Schüler und 1.500 Lehrer.

1.5. Tübinger Rhetorik

Wie an vielen anderen Universitäten Deutschlands war in Tübingen das Fach Rhetorik seit der Renaissance verankert (Knape 1994; 1997) − und wie an den anderen Universitäten auch wurde es im Rahmen der Fächerdifferenzierung gegen Ende des 18. Jhs. zugun-

ten der einzelsprachlichen Philologien abgeschafft. Nach ersten Anfängen in Heideggers philosophischem Denken der 1920er Jahre (Knape/Schirren 2005) und ihren Folgen bei Gadamer (1976), setzte die Neubesinnung auf den wissenschaftlichen Gehalt der Rhetorik in klassischer Tradition nach dem Zweiten Weltkrieg mit Arbeiten der Romanisten Curtius (1948) und Lausberg (1949; 1960) sowie des Anglisten Dockhorn (1949) ein. Auch in der klassischen Philologie erwachte das theoretische, nicht mehr bloß philologische Interesse an der Rhetorik neu (Kramer 2007). Für den Tübinger Gräzisten und Poeta doctus Walter Jens wurde vor diesem Hintergrund im Jahre 1963 ein außerordentlicher Lehrstuhl für *Klassische Philologie und allgemeine Rhetorik* eingerichtet, der 1967 zu einem *Seminar für Allgemeine Rhetorik* erweitert wurde. Seit den 1970er Jahren wurde dieses einzige universitäre Rhetorikinstitut Deutschlands weiter ausgebaut und bietet seinen Absolventen die üblichen akademischen Studienabschlüsse bis hin zur Promotion. An vielen anderen Universitätsstandorten Deutschlands (vgl. etwa Spinner 1998) oder des deutschen Sprachraums (z. B. in Salzburg) wurde die Rhetorik inzwischen auch als fakultatives Angebot im Bereich der Schlüsselqualifikationen verankert. Unabhängig davon gibt es eine weit verzweigte Forschung zu historischen und systematischen Aspekten der Rhetorik im deutschsprachigen Raum.

Der in Tübingen institutionell verankerte Rahmen hat es seit den 1970er Jahren möglich gemacht, den disziplinären Gehalt des klassischen Rhetorikansatzes (jenseits der deutschen Sprecherziehungstradition im engeren Sinne) zu pflegen, neu zu reflektieren, wissenschaftlich weiter zu entwickeln, theoretisch neu zu systematisieren und zu bestimmen. Bei den Fachvertretern kommt es dabei zu individuellen Akzentsetzungen im Rhetorikverständnis und bei den jeweiligen Arbeitsgebieten.

Walter Jens lehrte bis zum Jahre 1988. Er versteht die Rhetorik explizit als gesellschaftlich wirksame Kraft in der demokratischen Gesellschaft mit moralischem Anspruch. Rhetorik ist für ihn die jeden Bürger betreffende „Kunst des guten Redens (und Schreibens) im Sinne einer von Moralität zeugenden, ästhetisch anspruchsvollen, situationsbezogenen und auf Wirkung bedachten Äußerung“ (Jens 1977, 432). Jens ist Anhänger der rhetorischen Demokratiethese, die letztlich auf Tacitus zurückgeht und nach der gilt, „daß das Schicksal der Rhetorik, als einer Tochter der Republik, die sich allein in Freiheit entfalten könne, untrennbar mit dem Schicksal der Demokratie verbunden sei. Herrscht das Volk, regiert die Rede; herrscht Despotismus, dann regiert der Trommelwirbel“ (Jens 1985, 25). Der mit zahlreichen wichtigen Beiträgen zur Rhetorik hervorgetretene Jens-Schüler Kopperschmidt (1973) arbeitete diesen Ansatz im Sinne einer politischen Rhetorik mit gesellschaftskritischem Impetus weiter aus.

Zusammen mit Walter Jens begründete Gert Ueding, der bis 2009 in Tübingen lehrte, das *Historische Wörterbuch der Rhetorik* (1992 ff.), das in geplanten elf Bänden das gesamte Wissen der Rhetorik im Lexikonformat als eine „konstruierende Begriffs-‚Archäologie‘“ (Till 2004, 23) darbietet. Ueding verfolgt das Konzept einer enzyklopädisch weit ausgreifenden Bildungsrhetorik, die „die reduktionistische Tradierung des Faches, die die meisten Rhetorik-Rezeptionen im 20. Jahrhundert kennzeichnet“, überwinden will, „um, anknüpfend an die traditionell fächerübergreifende Konzeption der Rhetorik, ihr in der europäischen Geschichte entfaltetes Verständnis als Theorie und zugleich integraler Bestandteil der lebensweltlichen Praxis sowie als humanwissenschaftliches Bildungssystem neu zu entwickeln und durchzusetzen“ (Ueding/Steinbrink 1994, 196). Rhetorik wird damit zur Universalwissenschaft alteuropäisch-vormodernen Stils erklärt, vor allem zur Hüterin eines sich immer wieder und immer weiter historisch anreichernden „hoch-

differenzierten Systems“ von diversen „geordneten Zusammenhängen“ kultureller, aber fachlich unspezifischer Art. Ihr Wissen hat demnach zu umfassen „die Fragen nach der Verfassung und den Regeln menschlicher Kommunikation in natürlichen und künstlichen Zeichen, Theorie und Praxis der Argumentation, Informationswesen (Information, Dokumentation, Medien), die anthropologischen Verhältnisse, soziale, politische, rechtliche und ökonomische Verkehrsformen, Herstellung und Untersuchung kultureller und künstlerischer Produkte und schließlich, anknüpfend an anthropologische Konzepte, die rhetorisch immer schon vermittelten Zielinhalte der Bewertung (Ethik in den Geistes- und Naturwissenschaften) und Ausbildung“ (Ueding 2005, 1430 f.).

Demgegenüber arbeitet Joachim Knape, der seit 1991 in Tübingen lehrt, an den theoretischen und methodischen Grundlagen eines modernen Konzepts von Rhetorik (Knape 2000a; 2000b), das im Sinne eines fachlichen Erweiterungspostulats auch neuzeitliche Kommunikationserfordernisse einbezieht, etwa bei der Medien- und Bildrhetorik (Knape 2005a; 2005b; 2007a). Ein theoretisch begründetes und systematisch kohärentes Fachverständnis der Rhetorik muss für Knape den fachlichen Kern in den Blick nehmen und jenes ‚historische Missverständnis‘ vermeiden, das besagt, alles in zweieinhalbtausend Jahren Rhetorikgeschichte historisch kontingent oder zeitbedingt Gewachsene sei allein auf Grund seiner Existenz schon für fachtheoretisch notwendig oder gar gerechtfertigt zu halten. Von der Fachtradition wie von der systematischen Position im heutigen disziplinären Spektrum aus gesehen muss die Allgemeine Rhetorik im Interesse einer kohärenten Theoriebildung zu den mit Kommunikation befassten Fächern gerechnet werden. In diesem Rahmen lässt sich ihr Spezifikum, das zugleich den systematischen Forschungsauftrag definiert, durch zwei Aussagen bestimmen: „In der *Praxis* ist Rhetorik die Beherrschung erfolgsorientierter strategischer Kommunikationsverfahren“ (Knape 2000b, 33); und das Studium der hierauf bezogenen Theorie hat beim Orator im Sinne der aristotelischen Rhetorikdefinition die maßgebliche Kompetenz auszubilden, in jedem vorliegenden, auf Persuasion ausgerichteten Kommunikationsfall das gerade nötige Überzeugungsmittel erkennen und anwenden zu können (vgl. Arist. *Rhet.* 1,2,1). Damit wird die Persuasionsproblematik zur entscheidenden Fragestellung des Faches erklärt. Alle weiteren theoretischen Fragen der Disziplin sind hierauf bezogen. Diese streng fachsystematische Spezifizierung der modernen wissenschaftlichen Rhetorik bildet keinen Gegensatz zu dem ebenfalls begründeten historischen Forschungsauftrag der *Tübinger Rhetorik*, die breite, ausufernde Geschichte aller Rhetorikphänomene zu erforschen (Knape 2008).

Zum Profil der Tübinger Rhetorikvertreter gehört im Übrigen auch die ausübende oder praktische Betätigung in der öffentlichen Kommunikation (*rhetorica utens,* im Unterschied zur bloß theoretisch lehrenden Rhetorik, der *rhetorica docens*). Walter Jens verstand sich immer zunächst auch als Homme de lettres, gehörte schon sehr früh zur literarischen *Gruppe 47* und wirkte und arbeitete jahrzehntelang als Dichter, Feuilletonist und einflussreicher Intellektueller, wovon etwa seine 1988 erschienenen *Feldzüge eines Republikaners* Zeugnis ablegen (siehe auch Jens 1985; Marciniak 2000; Kuschel 2008). Gert Ueding wurde auch als Literaturkritiker oder Kolumnist in Tageszeitungen wie der *FAZ* und der *Welt* bekannt. Joachim Knape tritt immer wieder in den Medien als Kritiker politischer Redner und im Rahmen öffentlicher Kunstdiskussion hervor (z. B. Knape 2007b).

2. Redekultur in Deutschland

Der Begriff *Redekultur* legt einerseits nahe, dass es in Deutschland einen eigenen Bereich öffentlicher Rede gab und gibt, andererseits, dass die Rede eine wichtige, kulturwissenschaftlich zu untersuchende Komponente der deutschen Geschichte ist. Die zahlreichen neueren Editionen deutscher Reden belegen ein offensichtliches Interesse am sozialen, politischen und kulturellen Faktor *Rede* (Hinderer 1973; Jens 1986; Ferdinand 1988; Wende 1990−1999; Ueding 1999; Brodersen 2002; Urbanek 2005). Das Interesse ist begründet in der Tatsache, dass viele der in diese Sammlungen aufgenommenen Reden als herausragende Akte symbolischer Politik, programmatisch-politischer Manifestation, ganz besonderer historischer Situierung (Idee des *kairós*) sowie inhaltlicher Kondensation der mentalen Befindlichkeit von Gruppen und Parteien oder gar der Nation angesehen werden. Wenn dabei bisweilen von *großen Reden* gesprochen wird, schwingt oft auch noch der Gedanke besonderer rhetorischer Elaboriertheit mit. Beim Konzept der *großen Rede* muss deutlich die rhetorikgeschichtliche Dimension von der Dimension aktueller Befindlichkeit in demokratischen Gesellschaften unterschieden werden. Vor diesem Hintergrund ist Kopperschmidts (2002) Apologie einer „Rhetorik *auf platter Erde*“ und seine Kritik am Große-Reden-Konzept zu beurteilen.

Was in den genannten Textsammlungen an redetheoretischer bzw. -systematischer Erschließung mitgeliefert wird, ist zumeist unbefriedigend. Darin spiegelt sich der problematische Stand der theoretischen Aufarbeitung des Phänomens *Rede* wider, der meist den antiken Erkenntnissen zur Redeteillehre und zur grobmaschigen Gattungstrias von Beratungs-, Gerichts- und Vorzeigerede verhaftet bleibt (Walde 2002; Schmitz 2005). An den Erfordernissen moderner Textsorten- und Performanztheorie orientierte Ansätze sind dagegen noch selten (Tillmann 1989; Knape 2003).

Wenn man einmal vom Bereich privater Redekultur absieht, die oft Gegenstand der gängigen Rede-Ratgeber ist (z. B. Duden. Reden gut und richtig halten! 2004), so lassen sich für die öffentliche situative Rede im Deutschland des 20. Jhs. zahlreiche Diskursbereiche unterscheiden, die in spezifischen Settings nach Redetexten verlangen, die genau auf ihre Bedingungen hin geeicht sind. Klassisch sind die politischen Settings mit einem differenzierten Redesortenspektrum. Hier stehen etwa die im Parlament zugelassenen Redearten und -unterarten voran (Klein 1995; Hafner u. a. 2003). Hinzu kommen so genannte „außerparlamentarische Redetypen“, die man nach ihren Anlässen als Parteitagsrede, Wahlkampfrede, Diskussionsbeitrag, Kongressreferat, Grußwort, Protestveranstaltungsrede, Leistungsbilanz, X-Punkte-Programm, Rechenschaftsbericht, Abschlusserklärung oder Gedenkrede bezeichnen kann (Klein 2003, 1500). Aber auch die Diskursbereiche Justiz, Wirtschaft, Schule und Hochschule, Religion, Militär, Bildung und Künste sowie gesellschaftliches Leben haben je spezifische Settings und Anlässe, in denen diskursspezifische Redesorten gepflegt werden.

Unter den Bedingungen der neuzeitlichen Medienkultur tritt das Problem der Doppelmedialisierung auch im Bereich der Redekultur deutlich hervor. Die Möglichkeiten der Presse und der neuen elektronischen Echtzeitmedien veranlassen Redner zunehmend, ihre Redekalküle nicht mehr nur auf die Face-to-face-Situativik auszurichten, sondern zugleich auf die distanzkommunikative Dimissivik mit ihren spezifischen medialen Bedingungen (Knape 2000b, 90−102). So werden etwa im Parlament zunehmend die bekannten ‚Fensterreden‘ gehalten, die hauptsächlich fürs Fernsehpublikum konzipiert sind. Die Rezeption der Rede, aber auch ihre mediale Performanz (d. h. der gewählte

Ausschnitt, die Perspektive, die Kommentierung und Einbettung) entzieht sich dabei weitestgehend der Kontrolle durch den Redner. Dieser erscheint selber durch die häufige Präsenz im Journalismus als allgegenwärtige und öffentliche Person. Die Darstellung seiner politischen Arbeit unterliegt den Strukturen des journalistischen Systems, was zur Verkürzung, Boulevardisierung und emotionalen Aufladung politischer Inhalte führt. Die politischen Redetexte erfahren durch ihre ‚Wiederholung' in verschiedenen Medien eine „Reformulierung" (Klein 1995, 74), so dass sich die eigentliche Botschaft verändern kann. Inzwischen gibt es auch Reden, die ausschließlich für die Dimission gedacht sind (Radio-, Fernseh-, Internetansprachen). Ausschließlich schriftlich verbreitete Texte, die mit der Gattungsbezeichnung *Rede* spielen, stellen demgegenüber einen gattungstheoretischen Sonderfall dar, weil bei ihnen keine mündliche Performanz vorgesehen ist.

Die politische Rede wurde ab ca. 1970 Unterrichtsstoff, parallel mit der Entwicklung der Rhetorik zum Lehrfach. Ursächlich hierfür waren laut Asmuth (1992, 85) politische Krisen wie der Vietnamkrieg, die Philosophie der Frankfurter Schule, die wachsende Bedeutung von Massenmedien wie Fernsehen und Film und die damit verbundene Entstehung der Medien- und Kommunikationswissenschaften, die linguistischen Entwicklungen von Pragmatik und Sprechakttheorie und damit die Verlagerung der Linguistik auf Alltagskommunikation sowie die von der Sprecherziehung gestärkte Bedeutung der Mündlichkeit im Deutschunterricht. All dies führte insgesamt zu einem gesteigerten Interesse an den Zusammenhängen von Politik, Werbung und Persuasion. Die Vermittlung der politischen Rede erfolgt dabei hauptsächlich in der gymnasialen Oberstufe (Asmuth 1992, 87), Lehrgegenstand sind zumeist Reden politischer Führer aus Gegenwart und Zeitgeschichte, „deren Autoren noch in guter oder schlimmer Erinnerung sind" (Asmuth 1992, 88), wie die Propagandareden Hitlers oder im Kontrast die Rede Weizsäckers von 1985 zum Gedächtnis des Kriegsendes. Die Reden Churchills sind ein häufiges Beispiel für nicht-deutschsprachige Reden; Bismarck oder Wilhelm II. werden als Redner des 19. Jhs. behandelt. Zu kritisieren ist die Unterrepräsentation von Frauen als Rednerinnen und von Rednern aus anderen Epochen, wie beispielsweise dem Barock (Asmuth 1992, 88). Die im Schulunterricht behandelten Reden werden im Wesentlichen mit linguistischem Hintergrund hinsichtlich ihrer Schlag- und Schlüsselwörter untersucht, oder vor dem Hintergrund der Stilistik hinsichtlich ihrer Tropen und Figuren (Asmuth 1992, 92). Beides bleibt jedoch zumeist „lästige Pflichtübung" (Asmuth 1992, 95), eine Verbindung zur intendierten oder tatsächlichen Wirkung wird nicht gezogen. Ebenso werden die Reden nicht in ihrer historischen Angemessenheit beurteilt, sondern häufiger wird ihr Inhalt aus heutigem Blickwinkel moralisch und ideologisch bewertet (Asmuth 1992, 95).

Sowohl die Schule als auch die Herausgeber von Redensammlungen haben mit der Frage zu ringen, welche überlieferten Redetexte als signifikante, herausragende, nennenswerte oder diskussionswürdige Exponenten der deutschen Redekultur des 20. Jhs. gelten sollen. Auch wenn die Antworten unterschiedlich ausfallen, wird man doch beim Durchgang durch die deutsche Redegeschichte einige bemerkenswerte Redner und Redetexte finden können, die aus sehr unterschiedlichen Gründen als Repräsentanten ihrer Zeit gelten können. Insgesamt ist die Forschung allerdings wenig befriedigend, weil die Auswahl der untersuchten Redner und Texte kontingent oder von persönlichen Interessen geleitet zu sein scheint, jedenfalls kaum systematisch geschieht, und auch die Untersuchungsraster keiner generalisierungsfähigen Logik folgen. Vor diesem Hintergrund kann im Folgenden nur ein knapper Überblick über historisch wichtige Abschnitte speziell der politischen Redekultur Deutschlands gegeben werden.

2.1. Kaiserreich und Weimarer Republik

Die Reichsverfassung des Deutschen Reiches von 1871 gab dem Reichskanzler Bismarck eine besondere Machtstellung als preußischem Ministerpräsidenten, Reichskanzler und Vorsitzendem des Bundesrates (Kessel 2001, 30). Bis zu seiner Entlassung 1890 kam es deshalb häufig zu Konflikten zwischen Bismarck und den Parlamentariern. Der Umgangston war wie schon im kleindeutschen Parlament kompetitiv und aggressiv, es kam zu häufigen Verunglimpfungen, bei denen sich die Parlamentarier gegenseitig Unglaubwürdigkeit und Verstöße gegen politische und ethische Werte vorwarfen (Hafner u. a. 2003, 627). Auch mit der nach der Jahrhundertwende erfolgten Stärkung der Arbeiterbewegung – 1912 wurde die SPD stärkste Kraft im Reichstag – wurde die Verfassung nicht an die veränderten politischen Verhältnisse angepasst.

Kaiser Wilhelm II. war unbestritten der herausragende Exponent der Redekultur seiner Zeit: anmaßend, romantisch, großtuerisch, egozentrisch, nationalistisch. All dies sind Prädikate, die man seinen Redeauftritten zugesprochen hat. Insbesondere außenpolitisch wurde er dadurch zu einer problematischen Figur (Biehle 1962; Johann 1966; Sösemann 1976; Reinhardt 1994). Innenpolitisch erfreute sich Wilhelm II. in der Bevölkerung großer Beliebtheit, nicht zuletzt wegen seiner vielen Reden, was ihm die Bezeichnung „Redekaiser“ eintrug (Sieg 2004, 85). Wilhelm II. hielt in zwölf Regierungsjahren 406 offizielle Ansprachen, dazu zahlreiche Stegreifreden (Sieg 2004, 100). Der Stil Wilhelms II. entsprach der historischen Bedeutung, die er für sich beanspruchte: Er neigte zu „theatralischen Bildern“, verwendete häufig Superlative und einen insgesamt blumigen Stil (Sieg 2004, 101).

Die Stärke des bis 1890 amtierenden Kanzlers Bismarck war demgegenüber eher die Geheimdiplomatie. Mit dem öffentlichen Reden stand er auf Kriegsfuß. Er hatte eine „Fistelstimme“ (Goldberg 1998, 377) und sprach stockend mit vielem Räuspern, was auch in seinem schlechten Gesundheitszustand begründet war (Kühn 1986, 31; Jansen 2004, 71). Bismarck lehnte den Parlamentarismus und die öffentliche Rede ab, so erklärte er beispielsweise, er fühle sich beleidigt, wenn man ihn als Redner bezeichnete (Kühn 1986, 27). Häufig enthielten auch die Reden Hinweise darauf, dass er zur Rede gezwungen sei, die Rede lediglich die Erfüllung einer Pflicht darstelle (Goldberg 1998, 387 f.). Nicht selten endeten Bismarcks Reden mit einer Drohung an die Parlamentarier, beispielsweise die, den Reichstag aufzulösen (Goldberg 1998, 435).

Dementsprechend bevorzugte Bismarck einen knappen Nominalstil, oft mit Nachstellung des Adjektivs und unpersönlichem ‚Es‘ (Goldberg 1998, 484). Er bevorzugte kurze Reden, für die er nur selten seine schriftlichen Notizen heranzog (Kühn 1986, 32), so dass seine Reden einer „kalkulierten Improvisation“ (Goldberg 1998, 379) entsprachen. Häufig kam es deshalb zu sehr langen Sätzen, besonders gegen Ende der Rede, wenn Bismarck den gesamten Gedankengang noch einmal zusammenzufassen versuchte (Goldberg 1998, 431). Entsprechend seinem stilistischen Vorbild, der Lutherbibel, enthielten Bismarcks Reden häufig Bilder und Parallelen (Kühn 1986, 32), das betrifft sowohl die argumentativen Teile seiner Reden, in denen er häufig zwischenstaatliche Vergleiche oder subjektive Erfahrungen aus seinen Erlebnissen als Politiker oder Gutsbesitzer heranzog, als auch die weitaus größeren narrativen Teile, die er zudem häufig in szenischem Sprechen inszenierte (Goldberg 1998, 397–399).

Die sozialdemokratische Opposition wurde im Reichstag seit 1900 von August Bebel angeführt. Er war rednerisch begabt und galt daher als „Naturredner“ (Goldberg 1998,

99); seine schriftlichen Texte dagegen waren eher farblos (Kühn 1986, 48). Bebels Reden sind meist streng gegliedert, eindeutig, funktional und wohl geordnet (Goldberg 1998, 116–119). Seine Argumentation stützt sich größtenteils auf induktive Beweise, die Reden haben dadurch den Charakter einer Enthüllung, deren Kern die konkrete und detaillierte Einzelfallschilderung ist (Goldberg 1998, 141). Bebel führt in seinen Reden Erkenntnisprozesse vor, weswegen sie häufig den Charakter von Gerichtsreden haben (Goldberg 1998, 158). Als Primus unter den sozialdemokratischen Abgeordneten legte er großen Wert auf das disziplinierte und höfliche Auftreten seiner Fraktion (Kühn 1986, 56). Seine Reden sind zwar häufig sarkastisch, jedoch frei von den bei anderen Rednern üblichen Beschimpfungen (Kühn 1986, 50).

Die weiter links stehende oppositionelle Redekultur in der „Tradition der *sozialistischen* und *marxistischen Agitationsrede*“ (Meyer 2005, 739) wurde seit Beginn des 20. Jhs., insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg, von Karl Liebknecht sowie den Rednerinnen Rosa Luxemburg und Clara Zetkin angeführt (Reetz 1973; Dietel 1976). Liebknecht war kein „Mann des Katheders, sondern der Aktion“ (Kühn 1986, 94), der zumeist ohne Manuskript und ohne Rednerpult frei von Lastwagen und Plattformen herunter sprach (Kühn 1986, 99) über Themen wie den Antimilitarismus, die sozialdemokratische Jugendbewegung oder den Kampf gegen Preußen, beispielsweise beim Dreiklassenwahlrecht (Trotnow 1980, 73–112). Die Reden im Reichstag dagegen waren sorgfältig formuliert, kennzeichnend sind bildhafte Wendungen, häufige Parenthesen und Wiederholungen, Ironie und Sarkasmus (Kühn 1986, 100).

Zum Parlament der Weimarer Republik (1919–1933) liegen nur wenige rhetorikhistorische Arbeiten vor (Nickl 1976). Es bestand aus ungefähr 30 Parteien und Gruppen, die miteinander Koalitionen eingingen oder sich blockierten, oftmals nicht nur aus politischen, sondern auch aus ethnischen Gründen. Das „multiethnische Parlament“ (Hafner u. a. 2003, 628) führte dazu, dass zehn Verhandlungssprachen zugelassen waren, zudem war die Redezeit nicht begrenzt, so dass Reden häufig länger als eine Stunde dauerten (Mergel 2002, 185). Diese Schwachstellen der parlamentarischen Ordnung wurden von der KPD und der NSDAP, die offen die Auflösung des Reichstages forderten, missbraucht, hinzu kamen direkte Verstöße gegen die parlamentarische Ordnung (Mergel 2002, 140). Die Debatten der Weimarer Republik haben deshalb häufig zwei Ebenen: die Auseinandersetzung über das Thema selbst und den „Fundamentaldissens über das politische System“ (Hafner u. a. 2003, 629). Erschwerend kam hinzu, dass verschiedene Vorstellungen, wie Politik stattzufinden habe, aufeinander prallten. Während die Arbeitervertreter öffentliche und offene Auseinandersetzung forderten, wehrten sich die etablierten Parteien dagegen, weil sie derartiges Gebärden als Verstoß gegen die „Würde“ des Parlamentes ansahen (Mergel 2002, 163). Die eigentliche politische Arbeit verlagerte sich zunehmend in die Ausschüsse (Mergel 2002, 196). Gleichzeitig erfuhr die parlamentarische Arbeit keine große Reflexion im Journalismus, weil der Nachrichtenwert von Politik sowohl von Seite der Journalisten als auch von Seite der Politiker als gering eingestuft wurde (Mergel 2002, 355).

2.2. Hitler-Diktatur 1933–1945

Auf der äußersten rechten Seite des politischen Spektrums der Weimarer Republik konnten die Nationalsozialisten unter Führung von Adolf Hitler und Joseph Goebbels in den 1930er Jahren spektakuläre Erfolge verbuchen. Sie selbst schrieben ihren Erfolg der

unermüdlichen rednerisch-situativen Straßenagitation in den zahlreichen Wahlkämpfen der Zeit zu. 1933 konnten sie die diktatorische Macht übernehmen. Joseph Goebbels setzte früh auf alle Mittel der Propaganda, die ihm neben den Printmedien insbesondere die neuen Medien Radio und Kino boten. Doch die situative Rede blieb weiterhin ein erstrangiges Mittel der politischen Indoktrination, das im NS-Staat auch institutionell mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht wurde.

2.2.1. Nazi-Propaganda und politische Rede

Rhetorik des Nationalsozialismus bedeutet im Wesentlichen öffentliche Rede in Form der „einseitigen, massiven, massen- und wirkungsbezogenen propagandistischen Indoktrination." (Kirchner 2003, 116; siehe auch Strobl 1977, 20). Die öffentliche Rede dient nicht der Herausbildung eines Konsenses durch Rede und Gegenrede, sondern der Zustimmungserreichung zu einer bereits festgelegten Politik. Primäres Ziel war es, eine bestimmte Ideologie und Politikauffassung im Volk zu verankern. Dabei erfolgte eine besonders große Ansprache der Affekte, so dass sich die Bevölkerung emotional mit dem Propagandisten identifizieren konnte (Kirchner 2003, 117 f.). Lügen und Halbwahrheiten, Verleumdungen, Diffamierungen, Übertreibungen, die Verwendung von Schlagwörtern und polemischen Losungen waren Standard (Kirchner 2003, 131). Die NS-Propaganda war entgegen der Propaganda im Ersten Weltkrieg sehr viel mehr an den Stimmungen der Bevölkerung ausgerichtet, über die Goebbels durch den Propagandaapparat unterrichtet wurde (Welch 1983, 5).

Goebbels wusste, wie wichtig die Inszenierung einer Rede war. Im Rahmen einer NS-Versammlung stellte sich dies in etwa wie folgt dar (Strobl 1977, 213–255): Vor der Veranstaltung wurden die geplanten Parteireden im *Völkischen Beobachter* und mit Flugblättern, Plakaten, Presseankündigungen oder Anschlägen in öffentlichen Gebäuden oder Betrieben angekündigt, der Redner erhielt eine Einweisung in die politische Situation vor Ort. Das Publikum bestand zumeist aus Parteimitgliedern. Um die Wirkung der Rede nicht zu schmälern, ging ihr nur eine kurze Begrüßung voraus, zudem waren die Versammlungsleiter aufgefordert, an die erste Rede keine eigene zweite anzuschließen.

Die politische Rede des Nationalsozialismus ist hauptsächlich anhand der Hitlerreden untersucht, was von Strobl (1977, 4) kritisiert wird. Hitler habe mit Ausnahme der Jahre 1919 bis 1926 stets ‚Führer-Reden' gehalten, die innerhalb der NS-Propaganda einen besonderen Stellenwert gehabt haben, ab 1927 habe Hitler nur noch im Forum von ‚Hitler-Kundgebungen' gesprochen. Die in den Hitler-Reden aufzufindenden rhetorischen und stilistischen Elemente könnten deshalb nicht als repräsentativ für die rednerischen Auftritte der vielen Parteiredner angesehen werden.

2.2.2. Die Methode der kultischen Überhöhung des Settings im Rahmen von Feierpropaganda

Eine zentrale Rolle spielten im Nationalsozialismus die Feiern, wie sie Priamus/Goch (1992) am Beispiel der Stadt Gelsenkirchen untersuchen. Die Feierpropaganda beinhaltete überhöhte Inszenierungen der Politik in reichsweiten Feiern und Gedenktagen (Priamus/Goch 1992, 8). Die Elemente wie das Zeigen von Symbolen auf Fahnen, Standarten,

Zeichen, Abzeichen, die Verwendung von Fanfaren und Pauken oder die „Verehrung des Feuers“ (Priamus/Goch 1992, 95) waren aus verschiedenen anderen Systemen wie der Arbeiterbewegung, der Religion oder der (militarisierten) Kultur des Kaiserreiches entlehnt (Priamus/Goch 1992, 7). Der Aufbau war stets dreiteilig mit einer Hinführung durch einen Fackelmarsch o. ä., einem Aufruf und einer Verkündigung sowie einem Bekenntnis oder Gelöbnis mit Führerehrung (Priamus/Goch 1992, 93). Propagandafeiern fanden zum 30. Januar, dem Tag der Machtergreifung, statt, an diesem Tag wurden zudem häufig wichtige politische Handlungen vollzogen, wie 1934 das *Gesetz über den Neuaufbau des Reiches* (Priamus/Goch 1992, 11 f.). Weiterhin wurden die Parteifeiertage in der ersten Septemberhälfte jeweils propagandistisch überhöht, ebenso der 24. Februar, an dem der Verkündigung des NSDAP-Parteiprogramms im Jahr 1920 gedacht wurde (Priamus/Goch 1992, 16). Gleiches gilt für die Helden- und Totenfeiern wie den Heldengedenktag am 16. März oder den Gedenktag des Hitlerputsches jeweils am 9. November.

2.2.3. Hitler und Goebbels als Redner

Hitlers Talent als Redner besteht nach aktuellem Kenntnisstand vor allem darin, „neben der rhetorischen Begabung und einem guten Gedächtnis auch analytische Fähigkeiten, das Talent zu gekonnter Vereinfachung und Zuspitzung sowie zur intuitiven Produktion rauschhafter Stimmungen besessen zu haben“ (van Laak 2004, 156). Der Aufbau von Hitlers Reden ist laut Ulonska (1997, 10), der die Reden bis 1933 untersucht, gleich bleibend: Die Rede beginnt mit der Schilderung der allgemeinen Notlage, um Angst und Sorge bei den Zuhörern auszulösen. Dann folgt eine Phase der Diffamierung, in der Hass, Abscheu, Widerwillen, Ärger und Zorn erzeugt werden. Am Ende wird das in der zweiten Phase erzeugte Wir-Gefühl in eine „Vision der Volksgemeinschaft in einem blühenden, starken Deutschland“ (Ulonska 1997, 10) gesteigert, die durch die Peroratio, in der Hitler von sich selbst spricht, direkt mit ihm als Führer verbunden wird. Die Strategie der ersten Phase ist dabei die der Negation, wobei sich Hitler gegen die bestehenden Verhältnisse wendet (Grieswelle 1972, 64). Hinzu kommt, so Grieswelle (1972), der sich ebenfalls auf die Reden bis 1933 konzentriert, die Diffamierung bestimmter Personen oder Personengruppen, die mit der bestehenden Notlage in Verbindung gebracht werden. Hitler verwendete hierfür provokante Fragestellungen oder Hohn, Spott und Häme (Grieswelle 1972, 149; Beck 2001, 19−26) und verstand sich dabei immer auch auf besondere prosodische und interaktionale Akzentuierungen (Schnauber 1972; Beck 2001). Stilistisch sind besonders Figuren zur Emotionssteuerung wie Hyperbel, Gemination, Klimax, zusammen mit emotionsbehafteten oder religiös aufgeladenen Wörtern und der Aufbau von Freund-Feind-Gegensätzen kennzeichnend (Klein 2003, 1503 f.), auch die Wiederholung von Gedanken, Bildern oder Slogans (Grieswelle 1972, 149). Die verwendeten Metaphern entstammten häufig dem militärischen Bereich (Grieswelle 1972, 151). Mittel wie der fingierte Dialog mit Frage und Antwort oder die Darlegung der gegnerischen Position in indirekter Rede erzeugten eine scheinbare Dialogizität der Rede und dienen gleichzeitig der antithetischen Gegenüberstellung (Grieswelle 1972, 158 f.). Als Autoritäten werden häufig Clausewitz, Nietzsche, Schopenhauer, Chamberlain, Treitschke, Mommsen, Voltaire, Rousseau, Fichte, Friedrich der Große oder Bismarck angeführt, womit Hitler an die „Halbbildung“ (Grieswelle 1972, 173) seines Publikums anknüpft. Besonders auffällig bei der Performanz von Hitlers Reden waren Stimm-

führung und Körpersprache, die die inhaltlich angesprochenen Gefühle von Wut und Entrüstung umsetzten. Gestik, Mimik und Stimme waren dabei von Hitler „unermüdlich“ (van Laak 2004, 156) einstudiert, um die gewünschten Emotionen durch den eigenen Vortrag auch im Publikum zu erwecken, denn Hitler appellierte an „extreme Emotionen wie Glaube, Liebe und Haß statt an komplexere Zustände wie Wissen, Achtung und Abneigung“ (van Laak 2004, 165). Die Reden von oft zwei bis drei Stunden Länge waren meist frei gesprochen, anfangs unsicher und stockend, sich dann steigernd in einen gespielten Rausch der Gefühle (Grieswelle 1972, 122).

Eine ähnliche Rhetorik ist bei Joseph Goebbels zu beobachten. Er war in seinen öffentlichen Reden sehr erfolgreich, was sich nicht zuletzt auch von der sorgfältigen Inszenierung seiner Reden her begründen lässt. Kennzeichnend ist laut Nill (1991) der „Anti-Intellektualismus“, der einer inneren Haltung Goebbels entspricht und sich in seinen Reden und Aufsätzen zum einen in der Vereinfachung und emotionalen Ansprache zeigt, zum anderen in der offenen Ablehnung von Wissenschaft und Vernunft, die durch die Ideale von Natur und Instinkt ersetzt werden. Wissenschaft sei für Goebbels der Gegensatz des gesunden Menschenverstandes gewesen (Nill 1991, 174). Diese Haltung wirkt sich besonders auf die argumentativen Strukturen in Goebbels’ Reden aus, das Infragestellen einmal gefundener Antworten sei, so Nill (1991, 230) von Goebbels als „zersetzend“ abgelehnt worden. Die in Goebbels’ schriftlichen Texten aufgefundenen stilistischen und dispositorischen Besonderheiten (Kessemeier 1967; Beißwenger 2000) treffen weitgehend auch auf seine öffentlichen Reden zu, werden hier aber kombiniert mit einer sorgfältigen Inszenierung und einem ausdrucksstarken Vortrag. Besonders gut ist dies für die wohl bekannteste Rede am 18.2.1943 im Berliner Sportpalast nachgewiesen, mit der Goebbels die Begeisterung des Volkes für den Krieg zu zeigen versuchte (Bohse 1988). Das Publikum, das aus 15.000 geladenen Gästen bestand (Beetz 1995, 176), hauptsächlich aus Lazaretten, Wehrmachtsdienststellen, NS-Unterorganisationen und Berufsverbänden (Bohse 1988, 98), bildete trotz der scheinbaren Dialogizität der Rede keinen wirklichen Redepartner, sondern war „bloßer Resonanzkörper“ (Klein 2003, 1507). Der Raum war zurückhaltend dekoriert, um dem Charakter der Rede gerecht zu werden, die an die „Innerlichkeit“ appellierte (Bohse 1988, 100). Die etwa zweistündige Rede wurde für die *Wochenschau* aufgezeichnet, die Kameraleute hatten dafür genaue Anweisungen erhalten, sie waren beispielsweise angewiesen, positive Reaktionen prominenter Zuhörer ebenso wie den frenetischen Beifall aufzuzeichnen (Bohse 1988, 98 f.). Die Rede wurde zudem am Abend vom Großdeutschen Rundfunk übertragen (Beetz 1995, 175).

2.3. DDR und Bundesrepublik Deutschland seit 1949

In der öffentlichen Redekultur der zwei im Jahr 1949 gegründeten und dann vierzig Jahre separat existierenden deutschen Staaten versuchten die Redner zunächst an die Zeit der Weimarer Demokratie, also an die Zeit vor 1933, anzuknüpfen. Erst langsam bildete sich in der Bonner Republik eine eigene parlamentarische und öffentliche demokratische Redekultur heraus, die von Kritikern skeptisch eingeschätzt wurde (Magass 1967) und die erst 1998 der Bundespräsident Roman Herzog positiv würdigen konnte. Noch immer sind deren spezifisch rhetorische Aspekte aber nicht ausreichend erforscht.

Das gilt auch für die Redekultur in der DDR, also der Deutschen Demokratischen Republik (1949–1990). Bisweilen finden sich in Monographien zum Führungspersonal

redebezogene Ausführungen. So tauchen etwa in einschlägigen Biographien kurze Charakterisierungen der mangelnden Rednerfähigkeiten des ersten DDR-Parteichefs Walter Ulbricht auf (Gries 2004, 197–199). Auch die Volkskammer als quasi-parlamentarische Bühne des Landes (Schirmer 2002) ist unter rhetorischer Perspektive kaum erforscht (Geier 2000; Burkhardt 2002). Die existierenden Arbeiten sind meist ideologiekritisch motiviert und wollen den Propagandacharakter der rhetorischen Aktivitäten in der DDR nachweisen (z. B. Beck 1991). Eine frühe vergleichende, in der Methodik facettenreiche Studie ist die Arbeit von Pelster (1966). Sie dokumentiert sechs westdeutsche und sechs ‚sowjetzonale' Reden führender Politiker und analysiert sie nach den folgenden Kriterien: Gegenstand, zugrunde liegende Weltanschauung, politische Leitwörter, sprachliche Mittel, Sprachregister, Stilebenen, rhetorische Mittel, Redearten. Das wenig überraschende Ergebnis lautet: im Westen waren die Reden der 1950er Jahre demokratische Debattenbeiträge, im Osten reine Propaganda. In Hinblick auf Reden aus der Hochzeit der DDR kommen auch die Einzelanalysen von Barthel (1998) zu diesem Ergebnis. Er dokumentiert 18 Reden aus den verschiedenen Phasen der DDR-Entwicklung bis 1990 und liefert zu jeder Rede eine kritische Analyse.

Jenseits der eigentlichen Rede sind in der DDR die massenmedial gestützte Propaganda und Agitation das eigentliche Betätigungsfeld der Rhetorik. Nach übereinstimmender Forschungsmeinung richtet sich die Agitation dabei einmal nach innen, um die Massen auf die politische Linie auszurichten und zu disziplinieren, und einmal nach außen, um sich gegen den politischen Gegner abzugrenzen (Stammen 2001, 960). Die gleichgeschaltete Propaganda der DDR schließt sich inhaltlich und im Sprachcode an die der sowjetischen kommunistischen Partei an. Zentrale Inhalte sind die Legitimation der Ideologie und der aktuellen Politik (Picaper 1976, 29 f.); so auch das Konzept der Produktionspropaganda, das durch Eichler/Hölzel/Hunn (1958) in der ersten eigenen Propagandaschrift der DDR festgehalten wurde.

Zum Deutschen Bundestag, seinen Reden und Rednern ist der Forschungsstand unterschiedlich entwickelt. Wissenschaftlich tragfähige Monographien zu einzelnen Rednerfiguren fehlen, sodass sich nach wie vor keine Aussagen zu Typen, historischen Schulen oder phasenspezifischen Rhetorikverständnissen machen lassen. Die wenigen, meist essayistischen Einzelarbeiten zu Kurt Schumacher, Konrad Adenauer, Franz Josef Strauß oder Carlo Schmid füllen diese Lücke nicht (Maier 1980; Kirst 1981; Kühn 1986; Jens 1997).

Spezifische Forschungsbeiträge sind der Debattenstruktur und den Kommunikationsverfahren im Bundestag gewidmet: Protokollwesen, Redner-Performanz, Debattenorganisation, der Zwischenruf oder das Phänomen des Redenschreibers (Heinze 1979; Borst 1999; Krier 2001; Burkhardt 2002; Schwarze/Walther 2002). Auch zur *Topik* der Parlamentsreden bis zur Wiedervereinigung liegen Analysen vor, die zeigen, dass es seit 1949 verschiedene Leitthemen der westdeutschen Politik gab, die sich nicht spezifisch von denen anderer Länder unterschieden: Freiheit, Frieden, Feindbilder, Extremismus, Krisen; einzig die *Deutsche Frage* war stets ein Sonderthema (Oehler 1989; Rensing 1996; Fritton 1998; Grieswelle 2000; Korte 2002; Mackiewicz 2002). Die Arbeit von Notarp (2005) erweitert diese inhaltlichen Fragestellungen auf der Basis von zehn Politikerreden zu einer Kulturanalyse; dabei wird die diskursanalytisch ermittelte Redetopik mit der kulturellen Befindlichkeit Deutschlands korreliert. Neben der Topik sind auch sprachliche und logische Gestaltungsprinzipien ausgewählter Reden der Bundesrepublik untersucht worden, sei es zur Argumentstruktur (Bartoszewicz 2000), zu Phraseologismen

(Elspaß 1998) oder zu sprachlich, in Form von Attributfeldern, Schlüsselwörtern, Fachwortschatz und Tropen realisierten kognitiven Mustern (Eppler 1992; Dörner 1995; Felder 1995; Radünzel 2002).

Im Bereich politischer Redekultur widmete die Forschung große Aufmerksamkeit einzig und zu Recht dem *Fall Jenninger*, auch unter rhetorischen Gesichtspunkten (Übersicht zur Forschung bei Siever 2001). Dabei geht es um den plötzlichen Sturz des Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger im Jahre 1988, dessen Ursache in der völlig missglückten Performanz seiner Gedenkrede zur Pogromnacht 1938 lag. Daneben gibt es eine Reihe von Analysen zu den Regierungserklärungen einzelner Kanzler (Kirst 1981; Jung/Lange/Walther 1985; Zimmermann 1985; Burkhardt 1986; Geier/Schuppener 2002; Korte 2002; Radünzel 2003; Pörksen 2004).

Zukünftige Forschung hätte einerseits den Einfluss von politisch-administrativem oder organisatorischem Handeln, andererseits den des politisch-symbolischen Redens zu untersuchen und deren jeweiliges Gewicht zu würdigen. In monographischen Abhandlungen müssten zudem deutlicher Rednereinzelprofile herausgearbeitet werden, um sodann historische Phasentypologien abzuleiten, die die Redekultur nicht nur aufs Thematische reduzieren. Damit ist die Frage der Redestile berührt. Besonders wichtig wäre schließlich unter dem Stichwort der *Doppelmedialisierung* die Klärung der Frage, welchen Einfluss die Echtzeitmedien auf die Modalitäten des öffentlichen Redens in Deutschland im 20. Jh. hatten.

3. Literatur (in Auswahl)

Asmuth, Bernhard (1992): Politische Rede in der Schule. In: Gert Ueding (Hrsg.): Rhetorik und Politik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 11, 85–97.

Bahmer, Lonni/Eberhard Ockel (1994): Erziehung, rhetorische. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 2, 1438–1460.

Barthel, Henner (Hrsg.) (1998): Politische Reden in der DDR. St. Ingbert.

Bartoszewicz, Iwona (2000): Formen der Persuasion im deutsch-polnischen politischen Dialog. Untersuchungen zu politischen Reden zwischen 1989 und 1995. Wroclaw (Acta Universitatis Wratislaviensis, 2182).

Beck, Hans-Rainer (2001): Politische Rede als Interaktionsgefüge: Der Fall Hitler. Tübingen (Linguistische Arbeiten, 436).

Beck, Martin (1991): ‚Rhetorische Kommunikation' oder ‚Agitation und Propaganda'. Zu Funktionen der Rhetorik in der DDR. Eine sprechwissenschaftliche Untersuchung. St. Ingbert.

Beetz, Manfred (1995): Totalitäre Rhetorik und Konstruktivismus. Zu Goebbels' Proklamation des totalen Krieges im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943. In: Albert F. Herbig (Hrsg.): Konzepte rhetorischer Kommunikation. St. Ingbert, 171–208.

Beißwenger, Michael (2000): Totalitäre Sprache und textuelle Konstruktion von Welt am Beispiel ausgewählter Aufsätze von Joseph Goebbels über „die Juden". Stuttgart.

Biehle, Herbert (1962): Wilhelm II. als Redner. Seine Rhetorik im Urteil der Zeitgenossen und der Geschichte. In: Publizistik 7, 90–99.

Bohse, Jörg (1988): Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille. Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus. Stuttgart.

Borst, Timo (1999): Die Praxis der Präsentation. Ein sequenzanalytisches Verfahren zur Untersuchung von Bundestagsreden. Wiesbaden.

Bremerich-Vos, Albert (1991): Populäre rhetorische Ratgeber. Tübingen.

Brodersen, Kai (Hrsg.) (2002): Große Reden. Von der Antike bis heute. Darmstadt.

Burkhardt, Armin (1986): Auf/Vor/Nach/Entrüstung ist der Preis des Friedens. Eine linguistische Nachlese zur Rede von Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl in der ‚Nachrüstungsdebatte' des Deutschen Bundestages am 21. und 22. November 1983. In: Muttersprache 96, 287–308.

Burkhardt, Armin (2002): „Von ihrem Platz aus haben Sie selbstverständlich die Möglichkeit, [...] Zwischenrufe einzubringen". Der parlamentarische Zuruf im Deutschen Bundestag und in der DDR-Volkskammer im Vergleich. In: Matti Luukainen/Riitta Pyykkö (Hrsg.): Zur Rolle der Sprache im Wandel der Gesellschaft. Helsinki, 43–58.

Büscher, Günter/Thomas Hinz (1990): Rhetorik und betriebliche Interessenvertretung – spielt sie hierbei eine Rolle? In: Geißner (1990), 155–164.

Bytwerk, Randall L. (1996): Die nationalsozialistische Versammlungspraxis. Die Anfänge vor 1933. In: Gerald Diesener/Rainer Gries (Hrsg.): Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert. Darmstadt, 35–50.

Curtius, Ernst Robert (1948): Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern.

Dahmen, Raimund (1990): Raum für kritische Mündigkeit in der Qualifizierungsoffensive. In: Geißner (1990), 81–92.

Dietel, Heinz (1976): Zur Argumentation Karl Liebknechts und ihrer Wirksamkeit in Reden zur Rolle des Rüstungskapitals und der Armee des Jahres 1913. Diss. Dresden.

Dockhorn, Klaus (1949): Die Rhetorik als Quelle des vorromantischen Irrationalismus in der Literatur- und Geistesgeschichte. Göttingen.

Dörner, Andreas (Hrsg.) (1995): Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne. Berlin/New York.

Drach, Erich (1922): Sprecherziehung. Die Pflege des gesprochenen Wortes in der Schule. Frankfurt a. M.

Drach, Erich (1926): Die redenden Künste. Leipzig (Wissenschaft und Bildung, 221).

Duden. Reden gut und richtig halten! (2004) Ratgeber für wirkungsvolles und modernes Reden. Hrsg. und bearb. von der Dudenredaktion in Zusammenarbeit mit Siegfried A. Huth. 3., neu bearb. und erg. Aufl. Mannheim.

Dyck, Joachim (Hrsg.) (1974): Rhetorik in der Schule. Kronberg/Ts.

Eichler, Erich/Günter Hölzel/Alfred Hunn (1958): Die Produktionspropaganda für die technische Arbeitsnormung. Erfahrungen und Hinweise. Berlin (Schriftenreihe des Instituts für Arbeitsökonomik und Arbeitsschutzforschung Dresden, Reihe Arbeitsökonomik, 8).

Elspaß, Stephan (1998): Phraseologie in der politischen Rede. Untersuchungen zur Verwendung von Phraseologismen, phraseologischen Modifikationen und Verstößen gegen die phraseologische Norm in ausgewählten Bundestagsdebatten. Opladen.

Eppler, Erhard (1992): Kavalleriepferde beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache. Frankfurt a. M.

Felder, Ekkehard (1995): Kognitive Muster der politischen Sprache. Eine linguistische Untersuchung zur Korrelation zwischen sprachlich gefaßter Wirklichkeit und Denkmustern am Beispiel der Reden von Theodor Heuss und Konrad Adenauer. Frankfurt a. M.

Ferdinand, Horst (Hrsg.) (1988): Reden, die die Republik bewegten. Freiburg i. Br./Basel/Wien.

Fiukowski, Heinz (1982): Zur Sprecherziehung für Lehrerstudenten – Aufgaben, Probleme, Möglichkeiten. In: Eva-Maria Krech/Eberhard Stock (Hrsg.): Sprechwirkungsforschung, Sprecherziehung, Phonetik und Phonetikunterricht. Halle, 157–169 (Wissenschaftliche Beiträge Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 55, F 40).

Fritton, Matthias (1998): Die Rhetorik der Deutschlandpolitik. Eine Untersuchung deutschlandpolitischer Rhetorik der Regierungen der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung von Reden anläßlich des Gedenkens an den 17. Juni 1953. Stuttgart.

Gadamer, Hans-Georg (1976): Rhetorik und Hermeneutik. Göttingen.

Geier, Ruth (2000): Parlamentarische Reden in den Farben der DDR. In: Armin Burkhardt/Kornelia Pape (Hrsg.): Sprache des deutschen Parlamentarismus. Studien zu 150 Jahren parlamentarischer Kommunikation. Wiesbaden, 419–430.

Geier, Ruth/Georg Schuppener (2002): „Bestürzt und schmerzlich berührt". Reden von Bundeskanzler Schröder und Bundespräsident Rau zum 11. September 2001. In: Muttersprache 112.1, 15–24.
Geißler, Ewald (1910): Rhetorik: Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Leipzig (Aus Natur und Geisteswelt, 310).
Geißner, Hellmut (1969): Rede in der Öffentlichkeit. Eine Einführung in die Rhetorik. Stuttgart u. a.
Geißner, Hellmut (1981): Sprechwissenschaft. Theorie der mündlichen Kommunikation. Königstein/Ts. (Monographien Literatur, Sprache, Didaktik, 26).
Geißner, Hellmut (1986): Sprecherziehung. Didaktik und Methodik der mündlichen Kommunikation. 2. Aufl. Frankfurt a. M. (Monographien Literatur, Sprache, Didaktik, 30).
Geißner, Hellmut (1989): Von der Beredsamkeit in die Unredlichkeit? In: Sprechen II/89, 4–18.
Geißner, Hellmut (Hrsg.) (1990): Ermunterung zur Freiheit. Rhetorik und Erwachsenenbildung. Festschrift für Ilse Schweinsberg zur Vollendung ihres 70. Lebensjahres. Frankfurt a. M.
Geißner, Hellmut (1995): Antisemitisches in der deutschen Sprechwissenschaft/Sprecherziehung bis 1945. In: Albert F. Herbig (Hrsg.): Konzepte rhetorischer Kommunikation. St. Ingbert, 101–119 (Sprechen und Verstehen. Schriften zur Sprechwissenschaft und Sprecherziehung, 7).
Geißner, Hellmut (1996): Gesprächserziehung. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, 947–953.
Geißner, Hellmut (1997): Wege und Irrwege der Sprecherziehung. Personen, die vor 1945 im Fach anfingen und was sie schrieben. St. Ingbert.
Geißner, Hellmut/Bernd Schwandt (1993): Bibliographie der deutschsprachigen Veröffentlichungen aus Sprechwissenschaft und Sprecherziehung seit der Jahrhundertwende. St. Ingbert.
Goldberg, Hans-Peter (1998): Bismarck und seine Gegner. Die politische Rhetorik im kaiserlichen Reichstag. Düsseldorf (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 112).
Gries, Rainer (2004): „Walter Ulbricht – das sind wir alle!" Inszenierungsstrategien einer charismatischen Kommunikation. In: Frank Möller (Hrsg.): Charismatische Führer der deutschen Nation. Oldenburg, 193–218.
Grieswelle, Detlef (1972): Propaganda der Friedlosigkeit. Eine Studie zu Hitlers Rhetorik 1920–1933. Stuttgart.
Grieswelle, Detlef (2000): Politische Rhetorik: Macht der Rede, öffentliche Legitimation, Stiftung von Konsens. Wiesbaden.
Hafner, Jochen u. a. (2003): Parlamentsrede. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 582–637.
Heinze, Helmut (1979): Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. Vergleichende Untersuchungen von Bundestagsreden und deren schriftlich aufgezeichneter Version. Düsseldorf.
Herrlitz, Hans-Georg (1974): Vom politischen Sinn einer modernen Aufsatzrhetorik. In: Joachim Dyck (Hrsg.): Rhetorik in der Schule. Kronberg/Ts., 97–112.
Herzog, Roman (1998): Rhetorik in der Demokratie. In: Gert Ueding/Thomas Vogel (Hrsg.): Von der Kunst der Rede und Beredsamkeit. Tübingen, 205–215.
Hinderer, Walter (Hrsg.) (1973): Deutsche Reden. Stuttgart.
Jansen, Christian (2004): Otto von Bismarck. Modernität und Repression, Gewaltsamkeit und List. Ein absolutistischer Staatsdiener im Zeitalter der Massenpolitik. In: Frank Möller (Hrsg.): Charismatische Führer der deutschen Nation. München, 63–83.
Jens, Walter (1977): Rhetorik. In: Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte 3, 432–456.
Jens, Walter (1985): Von deutscher Rede. In: Walter Jens: Von deutscher Rede. 4. Aufl. München u. a., 24–53.
Jens, Walter (Hrsg.) (1986): Große Reden, große Redner: Manuskripte zur Sendereihe des Bayerischen Rundfunks. München.
Jens, Walter (1988): Feldzüge eines Republikaners. Ein Lesebuch. München.
Jens, Walter (1997): Auf einen Politiker: Carlo Schmid – ein Meister der Beredsamkeit. In: Walter Jens: Macht der Erinnerung. Betrachtungen eines deutschen Europäers. Düsseldorf/Zürich, 208–226.

Johann, Ernst (Hrsg.) (1966): Reden des Kaisers. Ansprachen, Predigten und Trinksprüche Wilhelms II. München.

Jung, Ingrid/Barbara Lange/Horst Walther (1985): Zur Sprachpolitik der ‚Wende'. Analyse einer Kohl-Rede. In: Franz Januschek (Hrsg.): Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis. Opladen, 235–270.

Kemmann, Ansgar (2001): Wie kann in Deutschland Rhetorik in Schule und Hochschule wieder eingeführt werden? Gutachten im Auftrag der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung. Frankfurt a. M.

Kessel, Wolfgang (2001): Deutscher Bundestag. Parlamentsgeschichte 1815–2000. In: Der deutsche Bundestag. Geschichte und Funktion des Parlamentarismus. Hrsg. v. Deutschen Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit. Spangenberg, 10–103.

Kessemeier, Carin (1967): Der Leitartikler Goebbels in den NS-Organen „Der Angriff" und „Das Reich". Münster (Studien zur Publizistik, 5).

Kirchner, Alexander (2003): Nationalsozialistische Rhetorik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 115–135.

Kirst, Wolf-Dieter (1981): Kurt Schumacher als Redner. Eine rhetorische Analyse. Gießen.

Klein, Josef (1995): Politische Rhetorik. Eine Theorieskizze in Rhetorik-kritischer Absicht mit Analysen zu Reden von Goebbels, Herzog und Kohl. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 26. Themenheft: Rhetorik und Schreiben, 62–99.

Klein, Josef (2003): Politische Rede. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 1465–1521.

Knape, Joachim (1994): Die Interdisziplinarität der Tübinger Rhetorik in historischer Sicht. Mit einem Anhang zu den Tübinger Rhetorikprofessoren. In: Karl Strobel (Hrsg.): Die deutsche Universität im 20. Jahrhundert. Die Entwicklung einer Institution zwischen Tradition, Autonomie, historischen und sozialen Rahmenbedingungen. Vierow bei Greifswald, 200–217.

Knape, Joachim (Hrsg.) (1997): 500 Jahre Tübinger Rhetorik – 30 Jahre Rhetorisches Seminar. Katalog zur Ausstellung im Bonatzbau der Universitätsbibliothek Tübingen vom 12. Mai bis 31. Juli 1997. Tübingen.

Knape, Joachim (2000a): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.

Knape, Joachim (2000b): Was ist Rhetorik? Stuttgart.

Knape, Joachim (2003): Rede$_2$, Redegattungen. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 3, 233–235.

Knape, Joachim (Hrsg.) (2005a): Medienrhetorik. Tübingen.

Knape, Joachim (2005b): Rhetorik. In: Klaus Sachs-Hombach (Hrsg.): Bildwissenschaft: Disziplinen, Themen, Methoden. Frankfurt a. M., 134–148.

Knape, Joachim (Hrsg.) (2007a): Bildrhetorik. Baden-Baden (Saecvla Spiritalia, 45).

Knape, Joachim (2007b): Situative Kommunikation. Die Tübinger Kunstgespräche des Jahres 2003 in historischer und systematischer Sicht. In: Heiko Hausendorf (Hrsg.): Vor dem Kunstwerk. Interdisziplinäre Aspekte des Sprechens und Schreibens über Kunst. München, 317–362.

Knape, Joachim (2008): Rhetorik zwischen Historismus und moderner Wissenschaft. In: „Denn die Rede trieb mich an ...". Festschrift für Gert Ueding. Hrsg. vom Seminar für Allgemeine Rhetorik unter Federführung von Joachim Knape, Olaf Kramer und Peter Weit. Tübingen.

Knape, Joachim u. a. (2001): Managementrhetorik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 843–872.

Knape, Joachim/Thomas Schirren (2005): Martin Heidegger liest die Rhetorik des Aristoteles. In: Joachim Knape/Thomas Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetorik-Tradition. Stuttgart, 310–327 (Philosophie der Antike, 18).

Kopperschmidt, Josef (1973): Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der persuasiven Kommunikation. Stuttgart.

Kopperschmidt, Josef (2002): Für eine Rhetorik „auf platter Erde". Oder: Warum wir keine großen Reden mehr brauchen. In: Joachim Dyck/Gert Ueding (Hrsg.): Neue Tendenzen in der Rhetorikforschung. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 21, 1–18.

Kopperschmidt, Josef (2003): War Hitler ein großer Redner? Ein redekritischer Versuch. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Hitler der Redner. München, 181–204.

Korte, Karl-Rudolf (Hrsg.) (2002): „Das Wort hat der Herr Bundeskanzler". Eine Analyse der Großen Regierungserklärungen von Adenauer bis Schröder. Wiesbaden.
Kramer, Olaf (2007): Rhetorikforschung. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 8, 137–177.
Krech, Eva-Maria (1999): Sprechwissenschaft an der Universität Halle – Entwicklung und Perspektiven. In: Eva-Maria Krech/Eberhard Stock (Hrsg.): Sprechwissenschaft – Zu Geschichte und Gegenwart. Festschrift zum 90jährigen Bestehen von Sprechwissenschaft/Sprecherziehung an der Universität Halle. Frankfurt a. M. u. a., 21–39 (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 3).
Krier, Fernande (2001): Diskursorganisation in den Debatten des Deutschen Bundestages. In: Deutsche Sprache: Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 29.2, 97–121.
Kühn, Heinz (1986): Auf den Barrikaden des mutigen Wortes. Die politische Redekunst von Ferdinand Lassalle und Otto von Bismarck, August Bebel und Jean Jaurès, Ludwig Frank und Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Clara Zetkin, Giacomo Matteotti und Otto Wels, Konrad Adenauer und Kurt Schumacher. Bonn.
Kuschel, Karl-Josef (2008): Walter Jens. Literat und Protestant. Tübingen.
Laak, Dirk van (2004): Adolf Hitler. In: Frank Möller (Hrsg.): Charismatische Führer der deutschen Nation. München, 149–169.
Lausberg, Heinrich (1949): Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der romanischen Philologie. München.
Lausberg, Heinrich (1960): Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. 2 Bde. München.
Lotzmann, Geert (1983): Zur Entwicklung und zum Stand der Sprechwissenschaft und Sprecherziehung in der DDR. In: Sprechen: Zeitschrift für Sprechwissenschaft, Sprechpädagogik, Sprechtherapie, Sprechkunst 1, 4–16.
Ludwig, Otto (1988): Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland. Berlin.
Mackiewicz, Maciej (2002): Verantwortung, Erinnerung, Wahrheit. Zur Macht des Wortes am Beispiel der präsidialen Reden Richard von Weizsäckers. Frankfurt a. M. u. a. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, 1838).
Magass, Walter (1967): Das öffentliche Schweigen: gibt es Maßstäbe für die Kunst der öffentlichen Rede in Deutschland? Antwort auf die Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vom Jahre 1965. Heidelberg.
Marciniak, Dariusz (2000): Die Diktion des Poeta doctus. Zur Essayistik und Rhetorik von Walter Jens. Münster/Hamburg/London.
Maier, Hans (1980): Strauß als Rhetor. Redekunst und Parlamentarismus heute. In: Friedrich Zimmermann (Hrsg.): Anspruch und Leistung. Widmungen an Franz Josef Strauß. Stuttgart-Degerloch, 261–280.
Mergel, Thomas (2002): Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag. Düsseldorf (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 135).
Merger, Andrea (1998): Die Rhetorik der freien Meinungsrede. Ein Unterrichtsprojekt im Deutschunterricht der Sekundarstufe II. In: Andrea Merger (Hrsg.): Rhetorik in der Schule. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 17, 134–147.
Metzger, Jochen (1997): Rednermaterial und Rednerinformation. Kompetenzstreitigkeiten in der NS-Propaganda von 1929–1933. In: Johannes G. Pankau (Hrsg.): Rhetorik im Nationalsozialismus. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 16, 16–25.
Meyer, Urs (2005): Rede, Deutschland. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 736–743.
Neuber, Baldur (1999): Sprechwissenschaft und Sprecherziehung in der Lehrerbildung der ehemaligen DDR. Versuch einer kritischen Betrachtung mit dem Ziel neuer konzeptioneller Lösungsansätze unter besonderer Berücksichtigung der Arbeit in den neuen Bundesländern. Frankfurt u. a.
Nickl, Michael M. (1976): Zur Rhetorik parlamentarischer Mißtrauensvoten im Deutschen Reichstag 1931/32 und Bundestag 1972. München (Tuduv Studien: Reihe Sprach- und Literaturwissenschaften, 4).

Nill, Ulrich (1991): Die „geniale Vereinfachung". Anti-Intellektualismus in Ideologie und Sprachgebrauch bei Joseph Goebbels. Frankfurt a. M. u. a. (Sprache in der Gesellschaft, 18).

Notarp, Ulrike (2005): Die deutsche politische Rede. Eine exemplarische kultur- und diskurstheoretische Untersuchung anhand ausgewählter Reden von J. Rau, G. Schröder, K. Wowereit, J. Fischer, E. Stoiber, F. Merz und R. Koch. Wroclaw (Acta Universitatis Wratislaviensis, 2736).

Ockel, Eberhard (1992): Rede- und Gesprächsfähigkeit in der gymnasialen Oberstufe. Forderungen der Richtlinien und Umsetzungsvorschläge. In: Gert Ueding (Hrsg.): Rhetorik und Politik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 11, 98–114.

Oehler, Katherina (1989): Geschichte in der politischen Rhetorik. Historische Argumentationsmuster im Parlament der Bundesrepublik Deutschland. Hagen (Beiträge zur Geschichtskultur, 2).

Otto, Berthold (1901): Lehrgang der Zukunftsschule. Nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. Leipzig.

Pabst-Weinschenk, Marita (1993): Die Konstitution der Sprechkunde und Sprecherziehung durch Erich Drach. Faktenfachgeschichte von 1900 bis 1935. Magdeburg/Essen.

Pelster, Theodor (1966): Die politische Rede im Westen und Osten Deutschlands. Vergleichende Stiluntersuchung mit beigefügten Texten. Düsseldorf.

Picaper, Jean Paul (1976): Kommunikation und Propaganda in der DDR. Stuttgart (Bonn Aktuell, 26).

Pörksen, Uwe (2004): Was ist eine gute Regierungserklärung? Grundriß einer politischen Poetik. 2. Aufl. Göttingen (Politik – Sprache – Poesie, 3).

Priamus, Heinz-Jürgen/Stefan Goch (1992): Macht der Propaganda oder Propaganda der Macht? Inszenierung nationalsozialistischer Politik im „Dritten Reich" am Beispiel der Stadt Gelsenkirchen. Essen (Schriftenreihe des Instituts für Stadtgeschichte. Beiträge, 3).

Ptassek, Peter (1992): Macht und Meinung: die rhetorische Konstitution der politischen Welt. Göttingen (Neue Studien zur Philosophie, 5).

Radünzel, Claudia (2002): Russische und deutsche Reden vor den Vereinten Nationen. Eine kontrastive Analyse. Frankfurt a. M. (Berliner slawistische Arbeiten, 19).

Radünzel, Claudia (2003): Die Reden Präsident Putins und Bundeskanzler Schröders auf dem Millenniumsgipfel der Vereinten Nationen: Eine kontrastive Analyse. In: Zeitschrift für Slawistik 48.1, 93–106.

Reetz, Dorothea (1973): Clara Zetkin als sozialistische Rednerin. Diss. Berlin.

Reinhardt, Sonja (1994): „Wie ihr's euch träumt, wird Deutschland nicht erwachen": Formen der Herrschaftslegitimation in ausgewählten Reden von Kaiser Wilhelm II. und Adolf Hitler. Hannover.

Rensing, Matthias (1996): Geschichte und Politik in den Reden der deutschen Bundespräsidenten 1949–1984. Münster/New York (Internationale Hochschulschriften, 186).

Roß, Klaus (1994): Sprecherziehung statt Rhetorik. Der Weg zur rhetorischen Kommunikation. Opladen.

Roß, Klaus (2003): Reden für alle. Redelehre und Sprecherziehung. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Hitler, der Redner. München, 75–93.

Rupp, Gerhard (1994): Deutschunterricht. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 2, 555–559.

Schirmer, Roland (2002): Die Volkskammer der DDR. Eine Einführung. In: Werner J. Patzelt/Roland Schirmer (Hrsg.): Die Volkskammer der DDR. Sozialistischer Parlamentarismus in Theorie und Praxis. Wiesbaden, 26–41.

Schmitz, Thomas A. (2005): Rede. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 698–709.

Schnauber, Cornelius (1972): Wie Hitler sprach und schrieb. Zur Psychologie und Prosodik der faschistischen Rhetorik. Frankfurt a. M.

Schwarze, Antje/Antje Walther (2002): Redenschreiben für den Bundeskanzler: Formulieren, Koordinieren und Beraten. In: Karl-Rudolf Korte (Hrsg.): „Das Wort hat der Herr Bundeskanzler". Eine Analyse der Großen Regierungserklärungen von Adenauer bis Schröder. Wiesbaden, 33–55.

Sieg, Ulrich (2004): Wilhelm II. – ein „leutseliger Charismatiker". In: Frank Möller (Hrsg.): Charismatische Führer der deutschen Nation. München, 85–108.
Siever, Holger (2001): Kommunikation und Verstehen: Der Fall Jenninger als Beispiel einer semiotischen Kommunikationsanalyse. Frankfurt a. M. u. a. (Publikationen des Fachbereichs Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim: Reihe A, Abhandlungen und Sammelbände, 29).
Sösemann, Bernd (1976): Die sogenannte Hunnenrede Wilhelms II. Textkritische und interpretatorische Bemerkungen zur Ansprache des Kaisers vom 27. Juli 1900 in Bremerhaven. In: Historische Zeitschrift 222, 342–358.
Spinner, Kaspar (1998): Praktische Rhetorik – ein großes Desiderat an der Universität Augsburg. Vor allem Lehramtsstudierende leiden an mangelnder Sprecherziehung. http://www.presse.uni-augsburg.de/unipress/up199802/artikel_22.shtml; rev. 15. 02. 2008.
Stammen, Theo (2001): Marxistische Rhetorik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 954–961.
Stiftung Warentest (2006a): Reden wie die Profis. In: Stiftung Warentest. Finanztest Spezial. Sonderheft Oktober 2006, 64–69.
Stiftung Warentest (2006b): Gute Rhetorik kann man lernen – an fünf bis zehn Wochenenden. Interview mit Joachim Knape. In: Stiftung Warentest. Finanztest Spezial. Sonderheft Oktober 2006, 67.
Stock, Eberhard (1981): Die Entwicklung der Disziplin Sprechwissenschaft an der Universität Halle. In: Eva Maria Krech u. a. (Hrsg.): Hallesche Standpunkte zur gesprochenen Sprache – Ihre Grundlegung und ihr Werden. Halle.
Strobl, Ingrid (1977): Rhetorik im Dritten Reich. Diss. Wien.
Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen (Frühe Neuzeit, 91).
Tillmann, Alexander (1989): Ausgewählte Textsorten politischer Sprache. Eine linguistische Analyse parteilichen Sprechens. Göppingen (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 513).
Trotnow, Helmut (1980): Karl Liebknecht. Eine politische Biographie. Köln.
Ueding, Gert (Hrsg.) (1999): Deutsche Reden von Luther bis zur Gegenwart. Frankfurt/Leipzig.
Ueding, Gert (2005): Rhetorik. A.II. Aktuelle Bedeutung in Wissenschaft und Gesellschaft. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 1429–1439.
Ueding, Gert/Bernd Steinbrink (1994): Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 3., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar.
Ulonska, Ulrich (1997): Ethos und Pathos in Hitlers Rhetorik zwischen 1920 und 1933. In: Johannes G. Pankau (Hrsg.): Rhetorik im Nationalsozialismus. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 16, 9–15.
Urbanek, Ferdinand (Hrsg.) (2005): Sternstunden der abendlandischen Rede: Eine Sammlung bedeutender Rede-Texte von Perikles bis John F. Kennedy. Paderborn.
Walde, Christine (2002): Redegattungen. In: Der neue Pauly 15.2, 626–649.
Welch, David (1983): Introduction. In: David Welch: Nazi propaganda. The power and the limitations. London/Canberra, 1–9.
Wende, Peter (Hrsg.) (1990–1999): Politische Reden. 4 Bde. Frankfurt a. M.
Winkler, Christian (1969): Deutsche Sprechkunde und Sprecherziehung. 2. Aufl. Düsseldorf.
Zimmermann, Hans Dieter (1985): Frieden in Freiheit und Freiheit in Frieden. Zur Nachrüstungsdebatte im Deutschen Bundestag am 21. und 22. November 1983. In: Diskussion Deutsch 16, 152–163.

Dagny Guhr, Tübingen (Deutschland)
Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)

25. Rhetorische und stilistische Praxis der Neuzeit in Frankreich

1. Das französische Paradox
2. Historische Hintergründe und Gegensätze
3. *Ars epistolae* und *ars conversationis*
4. Eine französische Revolution in der Rhetorik?
5. Die beiden Pfeiler des Französisch-Unterrichts seit 1880: der rhetorische Aufsatz und die Texterklärung
6. Rhetorik und Stilistik im öffentlichen Leben
7. Welche Zukunft für die Rhetorik und die Stilistik in Frankreich?
8. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article attempts to describe how stylistics and rhetoric are applied in France, both in the school system and in public life. The introduction states that neither stylistics nor rhetoric have firmly been established as disciplines in higher education and that they originally developed in opposition to each other. Currently, rhetoric is being given more attention due to the number of studies devoted to the field of argumentation.

Under the Ancien Régime, the practice of rhetoric was characterized by the interplay of many antagonistic movements, the most prominent examples being the rivalry between French and Latin, the controversy between Jesuits and Jansenists and the feud between Court and Parliament. Such quarrels were instrumental in the emergence of two specific genres: letters and enlightened conversation. In the school system, as it was reformed in the aftermath of the French revolution, the two disciplines are practiced through two kinds of assignments which are typical of the French educational system and are common to all the humanities (literature, history, philosophy, etc.): dissertation and text analysis. In the annual reports on competitive examinations for civil servants (whether they are teachers or high-level executives in administrative positions), a three-section structure is recommended for dissertations. Such a dominating trend actually undermines the teaching of argumentation techniques, which some educators are trying to re-introduce into high school curricula. Similarly, in spite of the contribution of discursive linguistics, stylistics is very often reduced to a mere catalog of stylistic devices that are to be found in any given text. However, the notion that ordinary texts can also be labeled stylistically is gradually gaining acceptance.

With regard to public life, the authors observe that centralized teaching and recruitment of high-level civil servants based on their aptitude to write a dissertation is a contributing element to the uniformity (or even vacuousness) of political discourse, which may explain why public opinion on 'political rhetoric' is increasingly wary. Those who are more optimistic consider that the advent of a new sense of citizenship may allow for a new approach to rhetoric.

1. Das französische Paradox

Obwohl das öffentliche Leben in Frankreich stark unter dem Einfluss von Rhetorik und Stilistik steht, werden beide Fächer von der akademischen Gemeinschaft quasi ignoriert (Bordas 2005, 21). Aufschlussreich ist der Umstand, dass beide Disziplinen nie den

Sprung zum eigenen Fach an der Universität geschafft haben. M. W. gibt es keinen Lehrstuhl für Rhetorik in ganz Frankreich, und die wenigen Professoren, die sich auf das Gebiet der Stilistik spezialisiert haben, müssen als Linguisten (Adam, Gardes-Tamine), Semiotiker (Genette, Molinié) oder Literaturwissenschaftler (Larthomas) getarnt walten. Die in Frankreich veröffentlichten Arbeiten über Rhetorik stammen meistens von Autoren aus Belgien (Perelman, Meyer), der Schweiz (Adam, Grize, Jenny) oder Québec (Vincent). Cogard (2001, 74) stellt fest, dass das *CNRS* (die französische Entsprechung zur DFG) Stilistik und Rhetorik nicht in der Stichwörterliste anführt. Sehr wahrscheinlich haben die theoretischen Debatten um 1970, die sogar den Tod der Stilistik angekündigt hatten (Arrivé 1969, 3), zur allgemeinen Verwirrung in der akademischen Welt geführt und die heutige Desorientierung verursacht.

Ein weiteres Paradox steckt in der alltäglichen Verwendung beider Termini. Während *Stilistik* fast nie erwähnt wird (im Gegensatz zu *Stil*, der alles Mögliche kennzeichnen kann), finden sich (z. B. in der Presse) unzählige Belege für *Rhetorik*, allerdings nicht in der Bedeutung ‚Wissenschaftszweig', sondern als (dubiose) Redekunst verstanden. Über zwei Drittel der Belege bei *google* sind von einem abwertenden Adjektiv begleitet (*rhétorique creuse, rhétorique partisane, rhétorique spécieuse*). Andere Stichproben ergaben, dass Rhetorik viel öfter im Hinblick auf radikale Parteien (*extrême-gauche, extrême-droite*) als auf so genannte bürgerliche benutzt wird. Rhetorik wird im Alltagsgebrauch mehr oder weniger immer als Manipulation gedeutet, und wird − ungerechterweise − genauso wie die antiken Sophisten in Verruf gebracht. Wenn Genette (zitiert in Adam 2002, 1) 1969 „das rhetorische Monopol der *dissertation*" denunziert, so wird mit dem Terminus nur Negatives mitgemeint. Alle neueren Arbeiten bedauern das allgemeine Misstrauen gegenüber Stilistik und Rhetorik und versuchen diesen Tatbestand durch die historische Entwicklung zu erklären. Interessante Rückblicke bieten Adam (1997, 15−28), Karabétian (2000, 14−26) und Cogard (2001, 26−86), wenn sie auch unterschiedliche Schlüsse aus dieser Entwicklung ziehen. Festzuhalten bleibt, dass Stilistik einigermaßen einheitlich als Kunst des Interpretierens und Bewertens meist literarischer Texte verstanden wird. Dagegen bezieht sich Rhetorik eher auf das Produzieren von Texten, bzw. von Reden. Viele Autoren setzen aber stillschweigend Rhetorik und Argumentation gleich, so dass der Terminus oft sehr mehrdeutig gebraucht wird, darüber hinaus nennen viele Wörterbücher etwa die Tropen einfach *figures de rhétorique* [rhetorische Figuren]. Es ist also nicht verwunderlich, wenn der einfache Bürger keine klare Vorstellung von der Rhetorik hat.

2. Historische Hintergründe und Gegensätze

Wenn das Wort *rhétorique* in Frankreich seit 1130 verbürgt ist (Rey 1993, 1802), wurde *stylistique* erst 1872 aus dem Deutschen entlehnt. Die Stilistik kann also einerseits als Erbin der Rhetorik angesehen werden, andererseits hat sie sich zuerst als Reaktion auf diese etabliert. Das relativ junge Alter der Stilistik erklärt auch, dass ihre Bedeutung eindeutiger umrissen werden kann. Das französische Wort *rhétorique* bezeichnet einerseits die Kunst der Rede und andererseits das Lehren dieser Kunst, ohne dass beide Bedeutungen immer strikt unterschieden werden. Wenn der sehr begabte Redner Victor Hugo (in *Les Contemplations*, Buch I, Gedicht VII) der Rhetorik den Krieg erklärt («*guerre à la rhétorique et paix à la syntaxe*») [Krieg der Rhetorik und Frieden für die

Syntax], hat er wahrscheinlich nur das ganze Schulsystem im Visier. Umso paradoxer erscheint sein Ausspruch, wenn man bedenkt, dass seine Verse die meisten Belege in Stilistik-Lehrbüchern liefern. Um die jeweilige Entwicklung beider Disziplinen richtig einzuschätzen, ist es notwendig, sich den französischen Zentralismus ins Gedächtnis zu rufen, der zur Folge hat, dass für jeden Schüler jedes kleinsten Dorfes dieselben Schulprogramme gelten, dass alle Lehrer die gleiche Lehramtsprüfung (eigentlich eine Auswahlprüfung) ablegen und nachher an den Schulen das gleiche Muster wiederholen. Die staatlichen Richtlinien (*instructions officielles*) sind die Bibel jedes jungen Lehrers. Die Geschichte der Rhetorik wie der Stilistik läuft also in Frankreich parallel zur politischen Entwicklung des Landes, wie dies treffend von Leroy (2001) vom 17. Jh. bis heute belegt wird. Dabei ist diese Geschichte von einer Reihe von gegensätzlichen Bewegungen geprägt, die nicht unbedingt einheitlich verlaufen, jedoch die rhetorische Landschaft gleichermaßen bestimmen: Die Rivalität zwischen Latein und Französisch, dann der Konflikt zwischen den Jesuiten und den Jansenisten und schließlich das freundlich-feindliche gemeinsame Walten von Kirche und Monarchie sowie von Hof und Parlament haben schwerwiegende Konsequenzen für das gesellschaftliche Leben und die öffentliche Rede gehabt. Das dreimal wieder aufgelegte Meisterwerk von Fumaroli (2002) *L'âge de l'éloquence* (mit einer Bibliografie von über 1700 Titeln) veranschaulicht treffend diese Gegensätze, insbesondere für das 17. Jh. Hier können sie nur skizzenhaft angeführt werden, bevor zwei typisch französische Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Treibens näher untersucht werden: der Briefverkehr und die (Pariser) Salons.

2.1. Französisch *versus* Latein

Als erster hat Franz I. 1539 die französische Sprache als Kanzleisprache etabliert, und damit den damaligen Dialekt der *Ile de France* (*langue d'oïl*) als *lingua franca*. Artikel 110 dieses Edikts (Edit de Villers-Cotterêts) begründet diese Entscheidung mit erstaunlich modernen Argumenten: „damit keine Zweifel über die Verständlichkeit unserer Verordnungen entstehen und diese keine Zweideutigkeiten oder Unklarheiten enthalten". Dies hat bald einige Dichter (die sich in der Gruppe *La Pléiade* zusammengetan hatten) ermuntert, für eine neue Dichtkunst zu plädieren, die sich von den lateinischen Mustern befreien und vor allem einer neuen, verbesserten französischen Sprache bedienen sollte. In einem feurigen Manifest (*La deffence et illustration de la langue françoyse*, 1549) forderte der junge Joachim du Bellay seine Dichterkollegen auf, das Französische zu einer echten Kultursprache anzureichern und zu modernisieren, wobei er Dichter und Redner als die „zwei Pfeiler, die die französische Sprache stützen" bezeichnete. Ein guter Dichter solle neue Vokabeln nicht scheuen und die lateinischen Eigennamen dem französischen Ohr anpassen. Dieser Appell wurde verschiedentlich befolgt. Viele Dichter hielten an dem Lateinischen fest, wie die von Thill (1999) herausgegebene Anthologie von lateinischen Gedichten beweist, aber auch die Philosophen, für die Latein die Sprache der Argumentation schlechthin war. Die *Metaphysischen Meditationen* von Descartes (1641) wurden zuerst in lateinischer Sprache verfasst, bald darauf aber mit dem Einverständnis des Autors in einer Übersetzung des Herzogs von Luynes (der auch an einer französischen Ausgabe der *Vulgata* mitarbeitete) publiziert. Ein weiterer Verfechter des Französischen ist François Malherbe (1555–1628), der für ein Ideal der Klarheit und Einfachheit plädiert und auf den Wohlklang des gesprochenen Französisch setzt (Fumaroli 1994,

261 f.). 1635 gründet Kardinal Richelieu die *Académie française* mit dem Ziel, die französische Sprache zu bereinigen, ihr Normen zu setzen und sie allen verständlich zu machen. Als erstes sollen die Akademiker ein Wörterbuch verfassen, dessen erste Ausgabe 1694 erscheint. Bis heute wacht die Akademie über die Reinheit der Sprache und versinnbildlicht die Verquickung von Staatsmacht und Bildungswelt. Zum Ritual ihrer regelmäßigen Versammlungen gehört die epideiktische Rede (Lob jedes neuen Mitglieds, Rede zur Aufnahme in den Kreis der Erwählten), die bis heute eifrig praktiziert wird. Es wäre sicher lohnend, die Entwicklung dieser Textsorte, von der zahlreiche Exemplare veröffentlicht wurden, von den Anfängen bis heute zu verfolgen (Beugnot 1999, 554).

In diesem Kampf für die französische Sprache spielen auch die Frauen eine entscheidende Rolle. Da sie den lateinischen Unterricht der Jesuiten nicht genießen dürfen, werben sie für eine Literatur in der Muttersprache, gepaart mit einem Engagement für die Sache der Frauen. Das Parade-Beispiel dieser Frauen ist sicher Marguerite de Valois (1553−1615), die 1614 öffentlich mit einem weiberfeindlichen Jesuiten so geschickt polemisiert, dass dieser ihre Replik in sein Buch einbezieht (Viennot 2001). In den Salons dieser gebildeten Frauen (Marchal 2001) werden Gedichte oder Theaterstücke vorgelesen, als Mäzeninnen oder auch als Dichterinnen haben sie einen maßgebenden Einfluss auf die Anerkennung des Französischen als Literatursprache ausgeübt.

2.2. Jesuiten gegen Jansenisten

Der ursprünglich religiöse Streit über die Gnadenlehre des Augustinus breitete sich in allen Bereichen des kulturellen Lebens aus und hatte Nachwirkungen auf das Lehrsystem sowie auf das politische Leben. Wenn die Anfänge der Jesuiten in Frankreich auch nicht besonders leicht waren − sie wurden von 1594 bis 1604 aus dem Königreich verbannt −, genossen sie jedoch während des 17. Jhs. eine quasi monopolistische Stellung im Erziehungswesen, da in ihren Kollegien Zucht und Ordnung herrschten und sie mit der Erziehung der adeligen Sprösslinge (darunter der zukünftige König Ludwig XIII.) beauftragt wurden (Fumaroli 2002, 233 f.). Dies brachte ihnen unter anderem die Feindschaft der Sorbonne ein. Die Pariser Universität verweigerte den Zöglingen der Jesuiten-Schulen lange die Immatrikulation (Fumaroli 2002). Wenn die Mehrheit der Jesuiten eine „sakrale Eloquenz" (Beugnot 1999, 560) pflegen, in der die traditionellen Gattungen der Predigt und der Grabrede (vgl. Jacques Bossuet, 1669) vorherrschen, werden viele andere durch einen regen Verkehr mit der königlichen Familie zu Höflingen, sie machen Karriere als Hofprediger (wie Pater Dominique Bouhours) und entwerfen dabei eine Rhetorik der Kompromisse und der Schmeichelei, die manchmal scharf kritisiert wird, so etwa von Jacques de Maussac (Fumaroli 2002, 530 f.).

Das Zisterzienserkloster Port-Royal-des Champs entwickelte sich im 17. Jh. unter dem Einfluss des Abts Saint Cyran (Fumaroli 2002, 630−646) zum Gegenpol der jesuitischen Kollegien und zog bedeutende Philosophen und Autoren an (unter ihnen Pascal und Racine, der Schüler von Claude Lancelot war). Der Advokat Antoine Lemaistre de Sacy gründete dort 1643 mit einigen Grammatikern, Moralisten und Übersetzern das *Collège de Port-Royal*, wo im Gegensatz zu den Jesuitenschulen in französischer Sprache gelehrt wird. Das *Collège* wird 1667 eine französische Übersetzung der Bibel veröffentlichen, an der viele prominente Linguisten mitwirken, die aber von der Sorbonne und der Kirche gleichermaßen angefochten wird. Dort wird eine neue Pädagogik entwickelt, wie

etwa die Titel aller Werke von Claude Lancelot verraten (*Nouvelle Méthode pour…*), die im Vergleich zu den traditionellen Methoden der Jesuiten hochmodern erscheint. Der Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal publiziert 1656 anonym eine Reihe von satirischen Briefen (*Lettres Provinciales*) gegen die Thesen der Jesuiten und etabliert damit die Textsorte des öffentlichen Briefs als stilistisches Mittel der Kritik. Obwohl das Kloster 1710 auf Befehl des Königs zerstört wurde, blieb sein Einfluss auf das geistige Leben groß und beherrschte die ganze französische Modernität. Der Triumph der Jesuiten war auch nur von kurzer Dauer, da sie selber 1764 wieder aus Frankreich ausgewiesen und ihre Kollegien vom Parlament geschlossen wurden.

2.3. Kirche gegen Monarchie gegen Parlament

Die beiden eben erwähnten Antagonismen werden durch den Auftritt dieses dritten Elements erheblich kompliziert. Fumaroli (2002, 234 f.) analysiert sehr präzise das Zusammenspiel aller Faktoren. Als Vertreter des Papstes in Frankreich treffen die Jesuiten auf den Widerstand der *Gallikane*, die das Pariser Parlament und die Universität, vor allem die Sorbonne beherrschen. Dabei stellen sich die jeweiligen Könige bald auf eine Seite, bald auf die andere, je nach dem Einfluss ihrer Minister und Beichtväter. Der Anspruch der Jesuiten, in Paris eine Schule zu eröffnen, wurde von der Sorbonne-Universität wie vom *Collège Royal* (von Franz I. gegründet), als Kriegserklärung verstanden und Anlass zu einer ganzen Reihe von polemischen Schriften, in denen beide Lager öffentlich debattierten. Fumaroli (2002, 235) schreibt, dass die Geschichte des französischen Anti-Jesuitismus eine Fülle von Reden oder Schriften hervorgebracht habe, die die Geschichte der französischen Eloquenz markierten und stellt fest, dass die Untersuchung dieser Pamphlete noch aussteht. Das Parlament und die Pariser Universität leiteten mehrere Prozesse gegen die Jesuiten ein, bis Heinrich IV. sie im Edikt von Rouen in Schutz nahm und ihnen einige Kollegien zugestand (*La Flèche* und *Clermont*, das heutige Pariser Prestige-Gymnasium *Louis-le-Grand*). Als Reaktion entstand innerhalb des Pariser Parlaments, das als oberster Gerichtshof des Königreichs nicht nur private Konflikte zu schlichten hatte, sondern auch die Edikte der Könige überprüfen und registrieren sollte (aber manchmal nicht wollte), eine parallele Rhetorik, die mehr oder weniger gegen den Hof (und also auch gegen die Jesuiten) gerichtet war. Diese Rhetorik wurde in dem Werk *Stylus Curie Parlamenti* von Louis d'Orléans programmatisch umrissen (Fumaroli 2002, 427 f.). Viele Advokaten des Parlaments (deren Ämter käuflich waren) waren hervorragende Redner, die die Eröffnungsreden des Parlaments zu einer neuen Textsorte erhoben, die sie wiederum in ihren theoretischen Schriften definierten. Unter vielen Namen seien hier nur zwei genannt: zuerst Etienne Pasquier (Fumaroli 2002, 469 f.), der 1565 die Sorbonne im Prozess gegen die Jesuiten vertrat und einen strengen, sachlichen und klaren Stil forderte, für den Wahrheit und Verantwortlichkeit oberstes Gebot sei (Fumaroli 2002). Dann Jérôme Bignon, ein Wunderkind, das mit 18 Jahren als Advokat ins Parlament kommt und 1627 bei der Frühjahrseröffnung des Parlaments eine großartige Rede hält, in der er die leere Eloquenz des Hofs (sprich: der Jesuiten) der wahren Rhetorik des *Logos* gegenüberstellt (Fumaroli 2002, 551–568). Während des ganzen 17. Jhs. wird das Kulturleben in Frankreich von diesem Gezerre zwischen zwei gegensätzlichen Rhetoriken geprägt sein, wobei der Konflikt nicht gradlinig verläuft: Bald gewinnt die eine Seite, bald die andere. Beugnot (1999, 540) macht darauf aufmerksam, dass die Werke

beider Richtungen auch auf zwei Sorten von Publikum trafen: Im Parlament (oder an der Sorbonne) saßen Gelehrte, Juristen, ja auch Pedanten, am Hof machten geistreiche Damen den größten Teil der Hörerschaft aus.

Richelieu bringt es jedoch fertig, einen Teil der Magistrate auf seine Seite zu ziehen und höhlt somit die Macht des Parlaments konsequent aus: die Eröffnungsreden sind allmählich verpönt und der Sorbonne wird das Zensurrecht aberkannt. Nach der Revolte der *Fronde* (1648−1653) und während der Regierungszeit Ludwigs XIV. fühlen sich die jungen Advokaten immer mehr vom Hof angezogen und frönen einer theatralischen Rhetorik. Es bliebe zu erwähnen, dass die Jesuiten und das Parlament gemeinsam gegen die Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert (1750−1780) vorgingen und deren Erscheinen momentan (1759) zu verhindern wussten. Die Enzyklopädie forderte nämlich eine grundlegende Reform der Schule (z. B. die Einführung von Fremdsprachen und Naturwissenschaft in die Programme) und vertrat außerdem die Auffassung, dass die Autorität des Königs vom Volk herrühre, das dem Herrscher die Macht vertraglich delegiert. Erst die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich konnte die Enzyklopädie retten.

3. *Ars epistolae* und *ars conversationis*

In diesem sehr bewegten politischen Kontext tauchen neue, bzw. erneuerte Textsorten auf, für die eine Fülle von theoretischen Anleitungen veröffentlicht werden. Für zwei Formen der gesellschaftlichen Kommunikation, nämlich Briefe und Konversation, entstehen zahlreiche Stillehren, die bisher noch nicht ausreichend erforscht sind.

3.1. Private und öffentliche Briefe

Das Interesse für die Briefschreibung ist zwar im letzten Jahrzehnt reger geworden, davon zeugen mehrere Tagungen, es bleiben jedoch ganze Themenfelder unbeackert. Vaillancourt (2003, 19) bedauert, dass seit dem Tod von Fritz Neubert die Forschung über Briefschreibung im 16. Jh. quasi brach liegt. Vor allem mangele es an einer ausführlichen Typologie der Briefformen in der Neuzeit. Er unterscheidet selbst (Vaillancourt 2003, 24) vier Typen: den lateinischen Brief in Versform bzw. Prosa, den französischen Brief in Versform bzw. Prosa, und vergleicht unter dem Blickwinkel der Rhetorik die französische Produktion (Hélisenne de Crenne, 191 ff.; Etienne du Tronchet, 235 ff. und Etienne Pasquier, 353 ff.) mit den europäischen Lehrbüchern des Humanismus. Seine These lautet, dass die Briefe des 16. Jhs. eine Rückkehr zur antiken Rhetorik und somit einen Bruch mit dem Mittelalter darstellen: „Vom mittelalterlichen Formalismus befreit, dem Dialog näher als der geschriebenen *oratio*, entdeckt der französische Brief mit Pasquier den *sermo* der Antike wieder" (Vaillancourt 2003, 392). Für den humanistischen Briefschreiber sei es unmöglich, sich außerhalb des von der Rhetorik festgesetzten Rahmens zu situieren (Vaillancourt 2003, 396). Anfang des 17. Jhs. gelten die Briefe von Guez de Balzac, die ab 1624 veröffentlicht werden, als das Musterbeispiel schlechthin des guten Stils und sind am Hof tonangebend. Das *parler Balzac* versteht sich als Kompromiss zwischen der strengen ciceronischen Prosa und einem blumigen Stil und wird von jedem *honnête homme* gepflegt. Gleichermaßen stellt Grassi (1994, 189) für das 18. Jh. fest, dass

die Briefschreibung sich sehr wohl in die drei Redegattungen der Rhetorik einfügt und prinzipiell die Dreiteilung respektiert (*exordium, narratio, conclusio*). In ihrer fast 800seitigen Dissertation hat Tonolo (2005) Versbriefe von Tristan bis Boileau untersucht und dabei unveröffentlichte Manuskripte ans Licht gebracht. Sie bestätigt für das 17. Jh. die obligatorische Dreiteilung, betont die poetische Abrundung der Gattung und legt den Akzent auf die soziale Relevanz des Versbriefs. Die Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert (Artikel *Style*) empfiehlt jedoch dem Briefschreiber, sich von den Gesetzen der Rhetorik zu befreien und einer „natürlichen Ordnung zu folgen".

Manche sehen in den *Provinciales* von Pascal den Neuanfang des Briefs als literarisches und polemisches Medium. Fest steht, dass solche fiktiven öffentlichen Briefe das beliebteste Mittel der Satire im *Ancien Régime* darstellen. Man denke nur an die *Lettres satiriques et amoureuses* von Cyrano de Bergerac (1654), die *Lettres Persanes* von Montesquieu (1721) und die *Lettres Philosophiques* von Voltaire (1734). In diesen Flugschriften, die dem Geschmack der Zeit entsprachen und mehrmals der Zensur ausgesetzt wurden, wird die Ironie als Waffe gegen die Jesuiten und den Absolutismus bzw. Obskurantismus eingesetzt. Neben diesen berühmten Autoren, die in jedem Schulbuch vertreten sind, gibt es viele weniger bekannte Epigonen: Paul-Louis Courier de Méré (1772−1825) oder Hippolyte Babou (1824−1859). Diese Gattung hat sich bis heute bewährt und stellt eine beliebte schulische Aufgabenform dar.

3.2. Die Pariser Salons und die Kunst der Konversation

Die französische Forschung über die Pariser Salons wurde von Habermas (1963/1990) neu angeregt, wenn auch nicht alle Autoren die von ihm angenommene Zäsur zwischen dem 17. und 18. Jh. anerkennen. Ob die Konversation in den Salons einer eigentlichen Rhetorik gehorcht, ist heute heftig umstritten. Fumaroli (im Vorwort der Anthologie von Hellegouarc'h 1997) etabliert die Kunst der Konversation als eigentliche aber verkannte Gattung und betrachtet die Salons als die „dritte Gewalt im *Ancien Régime*" (Hellegouarc'h 1997, XXV). Duchêne und Hellegouarc'h (in Marchal 2001, 21−28 und 32) weisen darauf hin, dass wir die damaligen Gespräche nur aus zweiter Hand kennen, durch die Briefe der Beteiligten, durch ihre − oft satirische − Wiedergabe in Romanen oder Komödien der Zeit, und schließlich durch die Stillehren, die vorschreiben, wie man sich in Gesellschaft angenehm und vornehm verhalten soll. Die Anthologie aber, die Hellegouarc'h (1997) herausgegeben hat und die viele nicht mehr verfügbare Texte versammelt, zeigt, dass im 17. Jh. eine Stillehre der Mündlichkeit im Entstehen war, deren vortrefflichstes Beispiel sicher die Schriften der Madeleine de Scudéry (1607−1701) darstellen. In ihren Romanen entwirft sie ein Modell der mondänen Konversation und bietet dem angehenden Höfling fertige Musterbeispiele (Hellegouarc'h, in Marchal 2001, 33). Fast gleichzeitig erscheinen mehrere Abhandlungen über die Kunst der Konversation, die großen Erfolg haben: *Les entretiens d'Ariste et d'Eugène* (Bouhours 1671), *De l'esprit, de la conversation* (Chevalier de Méré, 1677), *Conversations sur divers sujets* (Madeleine de Scudéry, 1680): darin wird das Gespräch als erlernbares Handwerk betrachtet und fast immer durch einen musterhaften Dialog veranschaulicht. Alle Autoren betonen, dass diese Kunst vor allem durch die Praxis derselben erlernt wird. Die vorgeschriebenen Regeln lauten: man soll alles Anstößige vermeiden, die Themen variieren, sich natürlich und vernünftig ausdrücken, nicht zu viel und auch nicht zu wenig reden und den sozialen

Kontext richtig einschätzen (Madeleine de Scudéry 1680, Anthologie, 112). Man findet bei dem Fräulein von Scudéry schon die Maximen, die die amerikanische Soziologie neu entdeckt hat. Um sich in den Salons beliebt zu machen, muss man sich vor allem durch seinen Witz, durch seine *bons mots* auszeichnen, wodurch die Form des Aphorismus besonders beliebt wird: Exemplarisch gelten die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld (1613−1680), die Kürze und Würze mit einem moralischen Anspruch verbinden. Selbst wenn die *ars conversationis* im 17. Jh. ihre maximale Relevanz erfährt, erscheinen später weitere Anleitungen zum Gespräch, ob sie von Geistlichen (Abbé Trublet, 1770 in die Académie aufgenommen), Dichtern (Rousseau), Adligen (Paradis de Moncrif, 1687−1770) oder geistreichen Frauen (Germaine Necker, Baronne de Staël, 1766−1817) verfasst werden. Letztere schreibt in ihrem berühmten Werk *Über Deutschland* (1814), dass „seit einem Jahrhundert der Lauf der Dinge völlig von der Konversation geregelt worden sei" (in Hellegouarc'h 1997, 407). Und Fumaroli (in Hellegouarc'h 1997, XXV) behauptet als selbstbewusster *Académicien*, dass das politische Leben in Frankreichs heute immer noch in den (zugegebenermaßen anders gearteten) Pariser Salons entschieden wird.

4. Eine französische Revolution in der Rhetorik?

Von etwa 1610 ab (Neueröffnung des *Collège de Clermont*) war de facto fast das ganze Schulsystem von den Jesuiten bestimmt, die die lateinische Sprache und Kultur als Modell für den christlichen Menschen aufstellten. Die *Ratio Studiorum* bestimmte lange die schulischen *curricula* (Beugnot 1999, 547 f.): In der logischen Folge des mittelalterlichen *trivium* galt Rhetorik als das noble Fach und beherrschte den ganzen Unterricht (Barthes 1970, 186). Man verdankt den Jesuiten die besten Lehrbücher der Rhetorik im 17. und 18. Jh. (Fabri, Dumarsais, Du Batteux, Lamy, Fontanier, um nur einige zu nennen). In dieser Richtung wird das Schöne, Edle, Wahre in den Vordergrund gestellt, die beliebtesten schulischen Übungen sind die Lektüre der Biographien wichtiger Männer und die *imitatio*, i. e. die Erstellung von Lebensläufen nach deren Muster. Die französische Revolution, inspiriert durch die Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert, bringt diesen Unterricht in Verruf, aber nur für kurze Zeit. Die Rhetorik erlebt dann eine knappe Renaissance unter Napoleon, aber die eigentliche Wende (Revolution?) im Schulsystem erfolgt in der dritten Republik, mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht (1882, Jules Ferry) und des Laizismus im Unterricht. Die Jesuiten werden somit endgültig aus den Universitäten vertrieben und die Ausbildung der Lehrer fällt von nun an ausschließlich dem Staat zu. Das Erlernen der französischen Sprache tritt an erste Stelle und verdrängt das Latein, ein allgemeines Misstrauen gegenüber dem Elitedenken zieht auch die Rhetorik in Mitleidenschaft. Die Bezeichnung *classe de rhétorique* für das vorletzte Jahr des Gymnasiums wird 1902 abgeschafft, was eine allgemeine Polemik entfacht (Breton 2000, 10). Obwohl nun die Beherrschung der französischen Sprache das Hauptziel des Unterrichts darstellt, bleiben jedoch Spuren der überlieferten Rhetorik (Houdart-Mérot 1998, 80 f.). Zwar muss die Fantasie der Schüler gefördert werden, die *imitatio* tritt also zu Gunsten der *inventio* zurück, es gelten aber immer noch die ethischen Werte des Schönen und Guten, nach denen die Arbeiten bewertet werden. Ein anderes maßgebliches Faktum ist, dass in Frankreich Philosophie − nach einer kurzen Unterbrechung − seit

1863 im letzten Gymnasium-Jahr unterrichtet wird und philosophische Aufsätze einen entscheidenden Anteil an der Gesamtnote fürs Abitur bekommen. Obwohl Rhetorik also im französischen Schulsystem offiziell nicht mehr vertreten ist, gelten ihre Prinzipien immer noch. Dass dabei stilistische Ansprüche berücksichtigt werden müssen, liegt auf der Hand, bedeutet aber nicht, dass das Schulsystem Stilistik auf den Lehrplan setzt.

Die zahlreichen Einführungen in die Stilistik, die seit etwa 10 Jahren erschienen sind, dürfen nicht täuschen. Sie sind nicht aus einem Wiederaufleben dieser Wissenschaft entstanden, sondern es sind nur praktische Handbücher für die Kandidaten für die Lehramtsprüfung. Sie enthalten auch meistens keine theoretischen Überlegungen zur Stilistik, sie liefern bloß praktische Rezepte, wie man die Stilistik-Prüfung beim Staatsexamen bewältigen kann. Dieses für Ausländer merkwürdige Faktum erklärt sich vor allem durch den Zentralismus, der verlangt, dass an allen Universitäten gleiche Studienpläne zu gleichen (staatlichen) Diplomen führen. Die Lehramtsprüfung (für welches Fach auch immer) wird nicht − wie in Deutschland − auf regionaler Ebene durchgeführt, sondern auf nationaler, d. h. alle Kandidaten müssen dasselbe (jedes Jahr wechselnde) Programm büffeln. Diese Tatsache allein sichert den Verlagen jedes Jahr einen komfortablen Ertrag. Außerdem müssen Hochschulprofessoren einen großen Teil ihrer Energie darauf verwenden, ihre Studenten auf eben diese Prüfung vorzubereiten, und das erklärt vorwiegend, warum es in Frankreich keine Stilistik der Gebrauchstexte gibt: Die meisten Arbeiten werden im Rahmen des Agrégationsprogramms veröffentlicht. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, dass die Stilistikforschung zur Geisel dieses Systems geworden ist (vgl. Bordas 2005, 23), da alle Romanistik-Institute verpflichtet sind, ihre Lehre nach diesem Programm auszurichten. Das Gewicht des französischen Zentralismus − der eigentlich auf dem Prinzip der Gleichheit beruht − kann man am besten nachvollziehen, wenn man jene beiden Aufgabentypen betrachtet, die jeder Schüler und Student zu meistern hat und die für ausländische Studenten eine oft unverständliche Hürde darstellen.

5. Die beiden Pfeiler des französischen Schulsystems seit 1880: der rhetorische Aufsatz und die Texterklärung

Da in Frankreich die Lehrpläne in Paris für das ganze Land erarbeitet und beschlossen werden, müssen alle französischen Schüler und Studenten diese beiden Aufgaben lernen und beherrschen und folglich alle Lehrer sie in ihrem Unterricht anbieten. Die erste Aufgabe betrifft die Produktion von Texten und wird als solche direkt von rhetorischen Prinzipien bestimmt, die zweite, die erst Ende des 19. Jhs. eingeführt wurde, hat es mit der Rezeption von (literarischen) Texten zu tun, und sie hat sich als Nährboden für die Stilistik entwickelt. Diese Übungen, die am Anfang nur für den Literatur-Unterricht galten, sind allmählich auf alle Humanwissenschaften übertragen worden, und Studenten der Philosophie, Geschichte, Geographie oder Sozialwissenschaft müssen ihre Arbeiten nach denselben Regeln verfassen. Wenn dies auch vom Standpunkt der Textlinguistik als gerechtfertigt erscheinen mag (eine politische Rede sollte auf alle Fälle gleich interpretiert werden, unabhängig vom Fachbereich des Interpreten), so hat das jedoch zu einer gewissen Starrheit der Analyseverfahren geführt.

5.1. Dissertation

Die erste *dissertation* (ein Terminus, der mit dem deutschen *Aufsatz* nur schwach übersetzt werden kann), wurde 1866 vom damaligen Bildungsminister Victor Duruy als Pflichtfach für das philosophische Abitur etabliert und hat alle Umwälzungen der Geschichte überlebt. Wie es das mehrmals wieder aufgelegte Lehrbuch von Boirac (1890) erklärt, soll eine *dissertation* nach den Prinzipien der Rhetorik verfasst werden: Der Suche nach den Gedanken (*inventio*) muss die *dispositio* folgen (ein strikter Aufbau ist zu erkennen), wobei die *elocutio* nicht vernachlässigt werden darf. Die *dispositio* wird besonders streng geregelt: Die Dreiteilung ist Pflicht, dabei wird das so genannte dialektische Muster (These, Antithese, Synthese) immer noch als das beste betrachtet. Dieses strikte Muster hat sich allmählich auf alle Fächer ausgebreitet (Philosophie, Geschichte, Sprachen, Wirtschaftslehre, Jura etc.). Der UB-Katalog in Lyon umfasst gut 100 Titel über die Kunst der *dissertation*, einer von diesen stellt sich im Klappentext als Methode vor, „eine *dissertation* zu schreiben, für verschiedene Fächer, von der Philosophie über die Literatur bis hin zur Geographie, Jura oder Biologie (*sic*!)". Obwohl jeder neue Bildungsminister in Frankreich Wert darauf legt, eine Reform der Schule mit seinem Namen zu verbinden, hat es noch keiner gewagt, an diesem hundertjährigen Gebilde zu rütteln. Die staatlichen Richtlinien für jedes Schulfach finden ihre getreue Abbildung in den Vorworten jedes Schulbuchs, werden in allen Berichten über die Lehramtsprüfung (die auf der Internet-Seite des Bildungsministeriums eingesehen werden können: www.education.gouv.fr) wiederholt. Beim Exzerpieren der Berichte der Prüfungskommissionen für die *Agrégation* [Lehramtsprüfung] 2004 konnte festgestellt werden, dass für die Fächer Französisch, Geschichte, Philosophie und Wirtschaftslehre die von der Jury verfassten Aufsatzmodelle alle die Dreiteilung aufwiesen, wobei jeder Teil womöglich noch einmal dreigeteilt werden soll. Als typisches Beispiel sei hier die empfohlene Gliederung für den Aufsatz beim ersten Staatsexamen für Wirtschaftslehre 2004 zitiert (ftp//trf.education.gouv.fr/pub/edutel/siac/siac2/jury/2004/capes_ext/ses.pdf). Das Thema lautete: „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Wettbewerbsfähigkeit" (ftp//trf.education.gouv.fr/pub/edutel/siac/siac2/jury/2004/capes_ext/ses.pdf, 8) und konnte anscheinend nur so behandelt werden (in meiner Übersetzung):

„a) Einerseits sollten ABM die Wettbewerbsfähigkeit fördern;
b) Andererseits ist festzustellen, dass einige Maßnahmen die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen eher gefährden;
c) Wobei anzumerken ist, dass wiederum das Streben nach Wettbewerbsfähigkeit sich auf den Arbeitsmarkt auswirkt."

Diese aufgezwungene Gliederung ist insofern exemplarisch, als sie aufzeigt, wie schwierig (bzw. gefährlich) für einen Kandidaten es ist, seine Gedanken außerhalb der Kategorien PRO und CONTRA zu organisieren, und auch wie künstlich der dritte (synthetische?) Teil wirkt.

Obwohl die wenigsten Schüler (und auch Stundenten) wissen, wie man eine gute *dissertation* schreibt, halten die französischen Schulbehörden an diesem Muster fest, wohl weil ihre Beamten es dadurch zu ihrem Posten gebracht haben. Es soll in Abschnitt 6 die besondere Rolle beleuchtet werden, die diese Aufgabe in den Curricula der Staatshochschule ENA (*école nationale d'administration*) spielt. Eine Suche nach dem Stichwort ‚Methode der Dissertation' bei *google* ergab fast 600 Antworten, dabei gut hundert –

mehr oder weniger seriöse – Publikationen über das Thema. Jeder Verleger in Frankreich weiß, wie rentabel ein Handbuch über die Kunst der *dissertation* ist, von allgemeinen Werken bis zu den auf ein Teilgebiet spezialisierten (*l'art de la dissertation historique, philosophique*, etc). Jedoch kann keinem verborgen bleiben, dass die Dreiteilung manchmal nur eine hohle Nuss darstellt. Der frühere Premierminister Rocard erklärte eines Tages scherzhaft, dass am Institut für politische Wissenschaft von Paris der Musteraufsatz so auszusehen hätte: England ist a) eine Insel, b) die vom Wasser umgeben ist, c) und zwar von allen Seiten. Alle Prüfungsberichte (ob für das Abitur, das Staatsexamen oder die Auswahlprüfungen für die Elite-Hochschulen) bedauern seit Jahren den allgemeinen Mangel an argumentativen Fähigkeiten der Kandidaten. Deshalb wurden in den letzten zehn Jahren die Argumentationstheorien wieder entdeckt und ihre Neueinführung in die Schulprogramme als Wundermittel gefeiert. Auf diese Weise kehrte die Rhetorik maskiert und unbemerkt in die Schule zurück. Plantin (1990, 267–308) warnt aber auf sehr eindrucksvolle Weise davor, diese Neuentdeckung der Rhetorik überzubewerten. Er weist (Plantin 1990, 279) darauf hin, dass eine richtige rhetorische Arbeit nicht aus leeren Mechanismen besteht, sondern immer für einen Rezipienten und mit einem besonderen Ziel verfasst wird, dass also einfache Rezepte, wie sie in der Schule vermittelt werden, nicht ausreichen, um die Schwierigkeiten der *dissertation* zu überwinden.

Zwar wird die Alleinherrschaft der *dissertation* regelmäßig – mit politischen wie didaktischen Argumenten – angefochten, die letzten offiziellen Richtlinien für den Französisch-Unterricht (2001) lassen nun auch die Form des Essays (*texte d'invention*) gelten, aber die *dissertation* gilt immer noch als Maßstab für die Bewertung jedes Kandidaten, vom Abitur bis zur ENA.

5.2. Texterklärung

Die Texterklärung (oder der Textkommentar) ist ursprünglich eine mündliche Übung gewesen, die anfangs dem Muster der *praelectio* folgte, wie sie in den Jesuitenschulen praktiziert wurde (Houdart-Mérot 1998). Aus dem Vorlesen eines Textes entwickelte sich allmählich eine Art Kommentar desselben. Es galt zuerst die Bedeutung eines Textes und den Stil eines Autors zu würdigen, wobei bis Mitte des 20. Jhs. Inhalt und Form noch systematisch getrennt untersucht wurden. Die Inhaltsangabe war eine Art Paraphrase oder Nacherzählung, die sehr oft von der Biografie des Autors auszugehen hatte, und die Formanalyse begnügte sich in der Regel mit der Aufzählung der stilistischen Mittel. Typisch für dieses Vorgehen waren die von Lagarde und Michard verfassten Französisch-Lehrbücher, die bis Ende der sechziger Jahre an allen Gymnasien benutzt wurden und heute in CD-Rom-Form wieder aufleben. Jedem Auszug folgte eine Reihe von Fragen, die zuerst den Aufbau des Textes, dann die Psychologie der Figuren, und schließlich die stilistischen Merkmale des Textes betrafen. Dabei war immer eine moralische Bewertung des Helden bzw. des Autors intendiert. In den siebziger Jahren war eine solche Trennung von Form und Inhalt – wohl unter dem Einfluss der Linguistik – verpönt und die linguistischen Fakten wurden in den Vordergrund gerückt. Aus ideologischen Gründen (die 68er Bewegung wirkte nach) wurde auch jedes moralische Urteil verworfen. Es galt nun von der Form auszugehen um den Text zu deuten. Die pragmatische Wende, zusammen mit der Einstellung vieler junger Lehrer, die an den Universitäten eben diese Wende miterlebt hatten, hatte zur Folge, dass in den Lehrplänen der gesamte Begriffsapparat der Textlinguistik nun als erforderlich angesehen wird, nicht nur für die Lehrer, sondern

auch für die Schüler, von der achten Klasse ab. Zwölfjährige werden nun darauf getrimmt, die verschiedenen Textprogressionen richtig zu erkennen, sie lernen (nicht immer mit Widerwillen) die verschiedenen Namen der Stilfiguren. Die staatlichen Richtlinien von 2001 (www.education.gouv.fr/bo/2001/28/encartb.htm) werden von vielen Didaktikern als Anmaßung empfunden und als Verkennung der Realität an den Schulen. Nach diesen Richtlinien sollten Schüler jede Paraphrase vermeiden, die Feinheiten des Versmaßes erkennen, sich die Erkenntnisse der Textlinguistik und der Stilistik zu Nutze machen, um dadurch den eigentliche Sinn des Textes zu eruieren. Darüber hinaus sollen sie sich alle Techniken der Argumentation aneignen. Dass weder Schüler noch Studenten der Literatur dazu imstande sind, bleibt den Inspektoren des Schulwesens (die in Frankreich das Sagen haben) verborgen, macht aber den Lehrern und Professoren zu schaffen. Nach dem Erscheinen der Programme für das Gymnasium 2001 entfachte sich eine Polemik zwischen Schulbehörde und Lehrern, die Michel Leroy zu einem sehr interessanten Bericht (2001) inspirierte, der wiederum zu Auseinandersetzungen führte (Leroux 2003). Im Jahre 2003 wurde die mündliche Französisch-Prüfung fürs Abitur wiederholt abgeändert. Dabei verfasste das Ministerium ein dreiseitiges Merkblatt für die Prüfer, das die Form der zu stellenden Fragen festlegt (www.eduscol.education.fr/D0056/00-EAF-oral-note.pdf): Empfohlen werden verständliche Fragen (*sic*!), Fragen über stilistische Mittel oder die Psychologie der Figuren des Textes sollten vermieden werden. Wenn man bedenkt, dass die Schüler über Texte befragt werden, die sie im Laufe des Jahres im Unterricht schon interpretiert haben, bleibt man solchen Anweisungen gegenüber ratlos. Was haben im Endeffekt die Schüler während der ganzen Schulzeit gelernt? Die Texterklärung, die von den Schülern immer noch nicht gemeistert wird, bleibt auch beim Staatsexamen (egal für welches Fach) die Prüfung, die die schlechteste Durchschnittsnote erlangt. Der Prüfungsbericht für die *Agrégation* 2004 in Geschichte weist darauf hin, dass die Texterklärung kein „Kommentar nach englischem Muster sei", dass die Struktur und der Sinn des Textes im Kontext seiner Entstehung zu Tage gefördert werden sollen. Ein weites Feld …

In einem sehr gut dokumentierten und kritischen Aufsatz hinterfragt Bordas (2005) den Sinn des stilistischen Unterrichts an den Universitäten und beklagt die Tatsache, dass Stilistik einzig und allein unter dem Blickwinkel des Staatsexamens berücksichtigt wird. Dabei räumt er ein (Bordas 2005, 30), dass das Pauken der stilistischen Mittel für die künftigen Lehrer wahrscheinlich wirklich eine Hilfe darstellt. Man kann nicht umhin, darin einen fatalen Teufelskreis zu erkennen, als wäre das einzige Ziel des Unterrichts die Reproduktion des Ewiggleichen. Der kritisch zu bewertende Unterricht der Rhetorik und Stilistik an französischen Schulen wäre noch keine Katastrophe, wenn er auf den Schulbereich beschränkt wäre, und nur eine Angelegenheit der Pädagogen. Die Auswirkungen aber sind in allen Bereichen des öffentlichen Lebens spürbar, wenn auch nicht überall mit negativem Einfluss.

6. Rhetorik und Stilistik im öffentlichen Leben

In diesem Abschnitt sollen die praktischen Folgen des Schulsystems für die Öffentlichkeit beleuchtet werden. Weit entfernt von jeder theoretischen Auseinandersetzung zeigt sich, dass Rhetorik und Stil ein gewisser gesellschaftlicher Wert beigemessen wird und dass sie für den gesellschaftlichen Erfolg als entscheidend angesehen werden. Dafür drei Beispiele:

6.1. Stilfibeln

Parallel zu den verschiedenen Einführungen in die Stilistik erscheinen jährlich viele Ratgeber, wie man ein stilistisch einwandfreies Französisch schreiben kann. Exemplarisch für solche Stilfibeln ist das mehrmals wieder aufgelegte Lehrbuch von Kokelberg (2000) *Les techniques du style*, das in einem bekannten Universitätsverlag erscheint, jedoch m. E. jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrt. Charakteristisch für solche Ratgeber ist, dass der Klappentext minimal ausfällt und das anvisierte Publikum nicht präzisiert wird, sodass jeder sich angesprochen glaubt. Solche Handbücher verkennen die Tatsache, dass der Stil der jeweiligen Textsorte angemessen sein soll, und dass man einen Zeugenbericht nicht wie eine Bewerbung oder einen Liebesbrief schreiben sollte. Indem sie die Techniken des Stils vermitteln wollen, verbreiten sie den irrigen Glauben, dass es nur auf die Form ankommt, dass wohlgeformte Perioden über die inhaltliche Leere hinwegtäuschen können. Die Rezepte, die dort geliefert werden, verblüffen durch ihre Trivialität (man soll sich relevant, präzis, expressiv, harmonisch ausdrücken) und den kategorischen Ton, mit dem sie dargestellt werden. Sie veranschaulichen insofern das Scheitern der schulischen Bildung, als sie den Minimal-Katalog darstellen, mit dem jeder junge Mensch die Schule verlassen sollte.

6.2. Stilistik der Werbung

Wie in jedem Land macht sich in Frankreich die Werbung die Instrumente der Stilistik und die Tricks der Rhetorik zu Nutze. Den Anweisungen von Roland Barthes folgend, konnte Durand (1970, 71 f.) nachweisen, dass „in der Werbung nicht nur einige, sondern alle rhetorischen Figuren zu entdecken sind". Er definiert Rhetorik als „fingierte Übertretung einer Norm" und versucht als überzeugter Strukturalist, die rhetorischen Stilmittel als System von vier Operationen zu beschreiben, unter denen die klassischen Figuren neu (?) klassifiziert werden: Hinzufügung, Auslassung, Ersetzung und Umstellung. Es folgt dann eine eindrucksvolle Liste von Beispielen, die je eine besondere Stilfigur veranschaulichen. Er schließt seinen Beitrag mit der Empfehlung an die Werbungstexter, sie sollten die Rhetorik als Werkzeugkasten ansehen. Dieser grundlegende Aufsatz wurde das Muster vieler Stilanalysen von Werbungen, die hier nicht alle zitiert werden können, die aber im Laufe der Jahre die neuen technischen Mittel (Synthese-Bilder, 3D-Filme) in die Analyse einbeziehen. In jüngerer Zeit sind Adam und Bonhomme (1997; 2005) in einer sehr gut dokumentierten Abhandlung auch dieser Frage nachgegangen: Sie zeigen ebenfalls, wie die meisten Werbetexte den allgemeinen Regeln der Redekunst gehorchen. Interessant ist, wie Adam in einem Interview feststellte, dass die Werbung neuerdings immer öfter ihre Vorgehensweise offen legt und auch manchmal den stilistischen Jargon humorvoll reflektiert: So besprachen zwei Kinder in einer Milch-Werbung sehr ernsthaft, ob das von den Eltern vorgetragene Märchen vom Storch ein *Euphemismus* oder eine *Chimäre* (*coquecigrue*) sei. Die terminologische Bewandertheit der Kinder ging einher mit ihrer überlegenen Bewertung des Eltern-Diskurses. Das ist wiederum ein Hinweis dafür, dass diese Fachtermini beim Publikum nicht abstoßend wirken und dass sie eine implizite gesellschaftliche (positive) Relevanz haben.

6.3. Rhetorik und Politik

6.3.1. Die *Enarchie*

Das politische System in Frankreich wird oft als *enarchie* karikiert, womit auf die Tatsache angespielt wird, dass das politische und öffentliche Personal quasi nur aus Absolventen der Staatshochschule ENA (*Ecole Nationale d'Administration*) besteht. Diese Schule wurde gleich nach dem zweiten Weltkrieg gegründet, mit dem Auftrag, hohe Beamte für den Staat auszubilden (www.ena.fr). Ihre Studenten werden nach einem *Bachelor* (meistens in Politikwissenschaft, aber auch in Literatur) durch eine Auswahlprüfung rekrutiert. Nach Absolvierung des (bezahlten) Studiums bekommen sie einen Posten in verschiedenen Ministerien, von wo aus sie alle Stufen einer politischen Karriere erklettern können. Fast alle − rechten wie linken − Premierminister der fünften Republik sind Absolventen der ENA gewesen. Da sie von Kindesbeinen an auf die *dissertation* und ihre Dreiteilung getrimmt wurden, schlägt sich dies im öffentlichen Diskurs nieder. Es wird für den einfachen Bürger immer schwieriger, rechte und linke Positionen zu erkennen, so ähnlich klingt der routinierte Diskurs. Jedoch kann aus der ausgiebigen Literatur über den heutigen politischen Diskurs kein eindeutiges Bild gewonnen werden: Man beklagt allerseits das Vakuum der politischen Rhetorik, was nicht bedeutet, dass der argumentative Aufbau oder die stilistische Ausführung der Reden beanstandet wird. Vielmehr werden die äußeren Bedingungen des öffentlichen Diskurses angeprangert (Bonnafous 2003, 249 ff.). Mit anderen Worten: Die Politiker beherrschen die Form, sie haben es aber verlernt, alte Formen mit neuen Inhalten zu füllen, die *inventio* lässt zu wünschen übrig.

6.3.2. Eine neue Rhetorik des politischen Diskurses

Patrick Charaudeau, der in Frankreich einen angesehen Zweig der Diskursanalyse vertritt, zeigt in seinem letzten Buch *Le discours politique* (2005, besonders 87−128), dass die politische Welt diesen Mangel an Inhalten heutzutage auf zweifache Weise zu beheben versucht: einmal durch die Konstruktion eines Selbstbildes (*ethos*) der Politiker, um wie bei einem Filmstar automatisch die Zustimmung des Publikums zu gewinnen; zweitens durch die Theatralisierung des Diskurses selber. Beide Mittel können gleichzeitig wirksam sein: So nutzte im Wahljahr 2002 Chevènement geschickt die Tatsache aus, dass er nach drei Wochen eines medikamentösen Komas quasi auferstanden sei. Auf Wahlplakaten zeigte er sich vor dem Hintergrund eines entfesselten Ozeans, als würde er aus der Flut auftauchen, mit der Energie des Neugeborenen. Das Bild des (kalten) Meerbades gehört anscheinend zu den wirksamsten Mitteln der äußeren Kraft eines Politikers (Charaudeau 2005, 107). Das positive Ethos ist aber auch öfter mit intellektuellen bzw. literarischen Fähigkeiten verbunden. Charaudeau (2005, 113) erinnert daran, dass viele Politiker in Frankreich sich in der Literatur hervorgetan haben (Pompidou, Bayrou, Mitterrand, Malraux, um nur einige zu nennen). Premierminister de Villepin fand trotz einer überfüllten Agenda die Zeit, einen Band Gedichte zu veröffentlichen. Charaudeau schließt seine Arbeit mit der Frage, ob wir einer Entartung des politischen Diskurses beiwohnen (2005, 194). Er weist zu Recht darauf hin, dass dieser Diskurs nicht von den Politikern allein verantwortet wird, sondern dass er aus dem Zusammenfallen der

Einflussstrategie der Politiker und der Erwartungen der Gesellschaft entsteht. Wobei erneut die Frage gestellt wird, über welche Instrumente der Bürger verfügt, um die Rhetorik der Politiker zu analysieren und zu bewerten. Wo die Schule halb gescheitert ist, können vielleicht die Medien Abhilfe schaffen. Die Rolle des Fernsehens als Aufklärungsquelle wird in vielen Arbeiten thematisiert.

6.3.3. Politische Rhetorik im Fernsehen

Politische Sendungen sind in Frankreich weniger verbreitet als in Deutschland, außer natürlich in Wahlperioden. Grundsätzlich lässt die Praxis der kontradiktorischen Debatte in Frankreich zu wünschen übrig (man denke nur an die konfliktuellen Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden). Die Debatten im Parlament werden auf einem privaten Kanal gesendet, den wohl fast niemand anschaut. Obwohl sie natürlich öffentlich sind, ist das Interesse des Publikums an solchen Debatten mäßig. Politiker treten ihrerseits lieber in Talk-Shows oder in vorbereiteten Interviews auf, bei denen die Schlagfertigkeit manchmal unnatürlich wirkt. Dass die Fernsehsender seit etwa zehn Jahren kein Interesse mehr an politischen Debatten haben, ist klar, über die Ursache des Phänomens wird aber gestritten. Für die einen sind die Einschaltquoten schuld, andere argwöhnen einen direkten Einfluss der Regierung, die politische Aufklärung befürchtet. Ghiglione/Bromberg (1998, 51 f.) untersuchen die Sendung *Die Stunde der Wahrheit*, die von 1982 bis 1995 im Zweiten Fernsehen von bekannten Journalisten moderiert wurde. Sie legen ein Paradox an den Tag: Solche Debatten leisten ihren Teil zur demokratischen Bildung des Publikums (wobei sie sich S. 84 auf Habermas beziehen) und fördern eine individuelle Meinungsbildung, jedoch verleihen sie *de facto* den eingeladenen Politikern eine Legitimierung, die nicht unbedingt gewollt ist (Ghiglione/Bromberg 1998, 55). Diese Legitimierung soll also während der Debatten gefestigt werden. Ghiglione/Bromberg zeigen jedoch, dass mehr oder weniger alle Politiker die gleichen rhetorischen Kunstgriffe benutzen, dass also die Rolle solcher Fernseh-Debatten bei der endgültigen Entscheidung gering bleibt. Diese Sendung wurde vor drei Jahren im selben Kanal durch eine andere abgelöst, *Hundert Minuten um zu überzeugen*, die trotz ihrer ungewohnten Länge bislang gute Zuschauerquoten erzielt. Sie beansprucht auch die Form der kontradiktorischen Debatte eher als die des Interviews. Schon im Titel wird auf die argumentative Dimension angespielt. Neu ist auch die Tatsache, dass diese Sendung (*100 minutes pour convaincre*) noch relativ früh am Abend läuft. Man kann aber noch nicht behaupten, dass damit eine Renaissance der Rhetorik im medialen politischen Diskurs zu bemerken ist. Zwar scheint das Beispiel der Sendung *Arrêt sur images* im fünften Kanal (France 5) diese Annahme Lügen zu strafen, aber die niedrigen Zuschauerquoten dieses mit Arte vergleichbaren Senders sind nicht relevant genug: Seit zwei Jahren untersucht eine junge Lehrerin, die eine Doktorarbeit über die Rhetorik der Inszenierung geschrieben hat (Bernard 2000) bei dieser kritischen sonntäglichen Sendung (www.france5.fr/asi/) politische Reden auf die rhetorischen Tricks. Dabei merkt man, welche Nachwirkungen das in der Schule Gelernte hat. Vor allem erkennt man die Kluft zwischen den Rednern, die eine klassische Ausbildung genossen haben und die Codes der Rhetorik beherrschen, und denjenigen, die − aus welchen Gründen auch immer − dieser Ausbildung fern geblieben sind. Es gibt immer noch ein rhetorisches Gefälle, was eben durch die ehrgeizige Reform von Jules Ferry vermieden werden sollte. Die Glossen von Bernard

erreichen immer ein positives Echo bei den Zuschauern, wie die vielen Stellungnahmen auf dem Forum der Sendung nachweisen, obwohl (oder gerade weil) sie gerne auf den terminologischen Jargon zurückgreift. Nach der Sommerpause 2007 wurde die Sendung aus dem Programm gestrichen und lebt im Internet weiter fort (www.arretsurimages.net/).

Während der Krawalle in den Vorstädten im November 2005 wurden Stimmen laut, die eine neue politische Sprache forderten. Eine neue, bzw. veränderte Rhetorik ist auch dringend nötig, wenn man vermeiden will, dass weiterhin Rhetorik mit Sophistik gleichgesetzt wird. Jüngere Politiker wie Arnaud Montebourg beklagen die Theatralisierung des politischen Lebens und verlangen die Einführung von regelmäßigen politischen Debatten bei den öffentlichen Sendern, um „die Franzosen mit der Demokratie zu versöhnen", wie der Titel seines letzten (2005 erschienenen) Buchs lautet. Alle diese Appelle veranschaulichen die derzeitige große Misere der politischen Rhetorik in Frankreich.

7. Welche Zukunft für die Rhetorik und die Stilistik in Frankreich?

Dieser Beitrag mag pessimistisch klingen und den Eindruck erwecken, die Verfasserin gefalle sich als Nestbeschmutzerin. Ich möchte einer solchen Interpretation vorbeugen und im letzten Abschnitt einige Wege zeigen, die Anlass zur Hoffnung geben.

7.1. Neuansätze in der Schule

Selbst wenn die Schulprogramme Anforderungen stellen, die für die heutige Zeit weder realistisch noch nützlich sind, so lässt sich jedoch ansatzweise eine Wende erkennen. Die neuen Programme für die 10. Klasse legen unter anderem den Akzent auf die epideiktische Rede (Lob und Tadel), wobei die argumentativen Mechanismen besonders beachtet werden sollen. Auch wird die Zusammenarbeit mit anderen Fächern (Geschichte, Kunst, Sprachen) empfohlen, was sicher unter anderem zu einem besseren Verständnis des Stils führen sollte. Und seit 2002 wird beim Abitur der Essay gleichberechtigt mit der *dissertation* als Aufgabe angeboten. Zwar sind die Lager der Modernisten und Konservativen noch ziemlich voneinander entfernt, aber die europäische Annäherung der Studienpläne könnte auf die Dauer zu interessanten Veränderungen führen. Eine Zeitschrift wie *Pratiques*, die von André Petitjean (vgl. unter anderem Petitjean 1981; 2000; 2003) gegründet wurde und noch geleitet wird, beweist, dass Didaktiker sehr wohl imstande sind, Theorie und Praxis klug zu verbinden.

Das Internet hat seinerseits eine rege Zusammenarbeit zwischen Französisch-Lehrern ermöglicht, die nun ihre Erfahrungen und Experimente austauschen können. Die beste Site, www.fabula.org, bietet außerdem Rezensionen über alle Neuerscheinungen, die es jedem Lehrer erlauben, sich kosten- und mühelos auf dem Laufenden zu halten. Und viele regionale Institute für Didaktik (CRDP) bieten im Internet ihre eigenen Publikationen an (wie die Zeitschrift mit dem schön mehrdeutigen Titel *Lettres Ouvertes* in Rennes) und geben somit das Wort an junge Lehrer. Die Universität Caen hat ebenfalls vor zwei Jahren eine elektronische Zeitschrift gegründet, *Questions de style* (www.unicaen.fr/mrsh/puc/revues/thl/questionsdestyle/), die sich zur Aufgabe gemacht hat, die Kluft zwischen der Theorie und den Anforderungen der Lehramtsprüfung zu überbrücken und die Stilis-

tik-Forschung zu ‚dynamisieren'. Zu gleicher Zeit (2005) wurde die *Association Internationale de Stylistique* ins Leben gerufen (http://www.styl-m.org/AIS/), deren Satzung die Förderung von Stilistik in Frankreich vorsieht und schon etwa vierzig (meist junge) Wissenschaftler versammelt, die aus verschiedenen Fachbereichen stammen, und die den Dialog zwischen Linguisten und Literaturwissenschaftlern befürwortet. Nach einer Tagung (Juni 2006) über Rhetorik plant nun die *Association* für 2007 eine internationale Tagung zum Thema: *Die Stilistik in Frage/Fragen der Stilistik*. Eine der letzten Nummern der Zeitschrift *Littérature* (Dezember 2005) behandelt sowohl rhetorische als auch stilistische Probleme, was als Annäherung beider Wissenschaftszweige gedeutet werden kann. Zu nennen wäre auch die elektronische Zeitschrift *Texto* (http://www.revue-texto.net/), die unter der Leitung von François Rastier eine Fülle von Aufsätzen zur Texthermeneutik publiziert. Es ist wohl zu erwarten, dass solche Initiativen sich vermehren werden. Wenn man einen solchen Trend nur begrüßen kann, so bleibt jedoch zu bedauern, dass m.W. bisher kein institutioneller Raum für eine Stilistik der Gebrauchstexte vorgesehen ist.

7.2. Ein neuer politischer Diskurs?

Was den politischen Diskurs betrifft, ist festzustellen, dass viele jüngere Arbeiten unter dem Einfluss der *Neuen Rhetorik* von Perelman ein sehr differenziertes Instrumentarium zur Analyse anbieten. Es wäre zu begrüßen, wenn Politikwissenschaftler, Philosophen und Linguisten enger zusammenarbeiten würden. Politikwissenschaftler haben sich bisher eher auf die Analyse des Wortschatzes einer Partei oder eines Politikers konzentriert (vgl. die Zeitschriften *Mots* und *Lexicometrica*). Die besten Ansätze sind wohl in der Textlinguistik zu suchen: Hier sind vor allem Amossy (2000 und 2005, 57) und Charaudeau (2005) zu erwähnen, die beide, in Anlehnung an Perelman, die Fragen des Auditoriums und des Ethos des Redners in den Vordergrund stellen. Man kann die Hoffnung hegen, dass diese Arbeiten sowohl Schüler als auch Studenten zu einem besseren Verständnis der früheren wie der heutigen Reden verhelfen werden. Darüber hinaus könnte sich vielleicht auch der Stil und die gesamte Tonalität des politischen Diskurses verändern. Immer mehr Wissenschaftler verlangen eine neue Demokratie auf der Basis eines neuen politischen Diskurses. Wenn man bedenkt, dass Aristoteles seine Rhetorik im Dienste der *polis* konzipiert hat, wäre dies ein gerechtfertigtes Zurück zu den Quellen der Redekunst. Charaudeau (2005, 246) spricht von einer „neuen utopischen Demokratie", in der „man einen Diskurs und politische Strukturen erfinden sollte, die zu einer Ethik der Mitbeteiligung führten, mit auf der einen Seite der Pflicht zu sagen und auf der anderen dem Recht zu wissen". Sein Wort in Gottes Ohr!

8. Literatur (in Auswahl)

Adam, Françoise (2002): Réussir la dissertation littéraire, Paris.
Adam, Jean-Michel (1997): Le style dans la langue. Une reconception de la stylistique. Lausanne.
Adam, Jean-Michel/Marc Bonhomme (2005): L'argumentation publicitaire. Rhétorique de l'éloge et de la persuasion. Paris.
Amossy, Ruth (2000): L'argumentation dans le discours. Discours politique, littérature d'idées, fiction. Paris.

Amossy, Ruth (2005): De la sociocritique à l'argumentation dans le discours. In: Littérature n° 140, 56–71.
Arrivé, Michel (1969): Postulats pour la description linguistique des textes littéraires. In: Langue Française n° 3, 3–13.
Barthes, Roland (1970): L'ancienne rhétorique. In: Communications 16, 172–229.
Bergez, Daniel (ed.) (2001): Introduction à la stylistique. Paris.
Bernard, Judith (2000): Rhétorique du discours de mise en scène: Mythes et pratiques de la parole dans la répétition de théâtre. Lyon.
Beugnot, Bernard (1999): La précellence du style moyen (1625–1650). In: Marc Fumaroli (ed.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne: 1450–1950. Paris, 539–599.
Boirac, Emile (1890): La dissertation philosophique. Choix de sujets. Plans. Développements. Paris.
Bonnafous, Simone et al. (2003): Argumentation et discours politique. Rennes.
Bonnafous, Simone (2003): La dégénérescence du discours politique, un lieu commun de l'Antiquité à nos jours ? In: Bonnafous, Simone et al. (2003), 249–257.
Bordas, Eric (2005): Enseigner la stylistique In: Jean-Michel Bouvard (Hrsg.): De la langue au style, Lyon, 21–35.
Bossuet, Jacques-Bénigne (1689), (1961, ed. by Jacques Truchet): Oraisons funèbres. Paris.
Breton, Philippe (2000): Citoyenneté et enseignement de l'argumentation. In: Actes des Premières Rencontres Inter-IUFM. Caen. (www.ina.fr/inatheque/activites/iufm/caen2000/caen01.pdf)
Brune, François (2003): De l'idéologie, aujourd'hui. Paris.
Buffard-Moret, Brigitte (2005): Introduction à la stylistique. Paris.
Charaudeau, Patrick (2005): Le discours politique. Les masques du pouvoir. Paris.
Cogard, Karl (2001): Introduction à la stylistique. Paris.
Combettes, Bernard/Etienne Karabétian (eds.) (2002): La stylistique entre rhétorique et linguistique. Langue Française 135. Paris.
Deroubaix, Jean-Claude (ed.) (2001): Discours politique. Lexicometrica, numéro spécial. Paris.
Douay-Soublin, Françoise (1999): La Rhétorique en France au XIX° siècle à travers ses pratiques et ses institutions. In : Marc Fumaroli (ed.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1460–1950. Paris, 1071–1214.
Du Bellay, Joachim (1972): La deffence et illustration de la langue françoyse. Paris
Dumarsais, César (1730): Des tropes. Paris.
Durand, Jacques (1970): Rhétorique et image publicitaire. In: Communications 15, 70–95.
Fontanier, Pierre (1821): Manuel classique pour l'étude des tropes. Paris.
Fromilhague, Catherine/Anne Sancier-Chateau (1996): Introduction à l'analyse stylistique. Paris.
Fumaroli, Marc (1994): Trois institutions littéraires. Paris
Fumaroli, Marc (ed.)(1999): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne: 1450–1950. Paris.
Fumaroli, Marc (2002): L'âge de l'éloquence. Genève.
Gardes-Tamine, Joëlle (1996): La rhétorique. Paris.
Gardes-Tamine, Joëlle/Marie-Antoinette Pellizza (1998): La construction du texte: de la grammaire au style. Paris.
Ghiglione, Rodolphe/Marcel Bromberg (1998): Discours politique et télévision. Paris.
Gicquel, Bernard (1999): Stylistique littéraire et informatique. Arras.
Giraud, Yves/Anne-Marie Clin-Lalande (1995): Nouvelle bibliographie du roman épistolaire en France: des origines à 1842. Fribourg.
Gouvard, Jean-Michel (2005): De la langue au style. Lyon.
Goyet, Francis (ed.)(1990): Traités de poétique et de rhétorique de la Renaissance. Paris.
Grassi, Marie-Claire (1994): L'art de la lettre au temps de *La Nouvelle Héloïse* et du romantisme. Genève. Paris.
Guiraud, Pierre (1985): Essais de stylistique. Paris.
Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt.
Hélisenne de Crenne (1539): Epistres familières et invectives. Paris.
Hellegouarc'h, Jacqueline (ed.) (1997): L'art de la conversation. Anthologie. Paris.

Herschberg-Pierrot, Anne (2003): Stylistique de la prose. Paris.
Houdart-Mérot, Violaine (1998): La culture littéraire au lycée depuis 1880. Rennes.
Karabétian, Étienne (2000): Histoire des stylistiques. Paris.
Kokelberg, Jean (2000): Les techniques du style. Paris.
Kuentz, Pierre (1970): Le „rhétorique" ou la mise à l'écart. In: Communications 16. Paris, 143−157.
Lagarde, André/Laurent Michard (1951): Le XVII° siècle. Paris.
Lamy, Bernard (1675): La rhétorique ou l'art de parler. Paris.
Larthomas, Pierre (1998): Notions de stylistique générale. Paris.
Lauren, Nicolas (2001): Initiation à la stylistique. Paris.
Leroux, Michel (2003): La destruction programmée de l'enseignement des Lettres. In: Commentaire 102, 325−335.
Leroy, Michel (2001): Peut-on enseigner la littérature française? Paris.
Marchal, Roger (ed.) (2001): Vie des salons et activités littéraires, de Marguerite de Valois à Madame de Staël. Nancy.
Molinié, Georges (1986): Éléments de stylistique française. Paris.
Molinié, Georges (1998): Sémiostylistique. L'effet de l'art. Paris.
Molinié, Georges/Pierre Cahné (1994): Qu'est-ce que le style? Paris.
Montebourg, Arnaud (2005): La constitution de la 6° République. Réconcilier les Français avec la démocratie. Paris.
Morier, Henri (1961): Dictionnaire de poétique et de rhétorique. Paris.
Neveu, Franck (ed.) (2001): Styles: langue, histoire, littérature. Paris.
Pasquier, Etienne (1619): Lettres. 22 Bände. Paris.
Petitjean, André (ed.) (1981): Pouvoirs des discours. Pratiques n° 30. Metz.
Petitjean, André (ed.) (2000): Les nouveaux programmes du lycée. Pratiques n° 107−108. Metz.
Petitjean, André (2003): Histoire de l'écriture d'invention au lycée. In: Pratiques n° 117−118, 181−207.
Plantin, Christian (1990): Essais sur l'argumentation. Paris.
Poucet, Bruno (1999): Enseigner la philosophie. Histoire d'une discipline scolaire, 1860−1990. Paris.
Rastier, François (1998): Rhétorique et interprétation − ou le miroir et les larmes. In: Michel Balabriga (ed.): Sémantique et rhétorique. Toulouse, 33−57.
Reboul, Anne (1992): Rhétorique et stylistique de la fiction. Nancy.
Reboul, Olivier (1998): Introduction à la rhétorique: théorie et pratique. Paris.
Rey, Alain (1993): Dictionnaire historique de la langue française. Paris.
Ricalens-Pourchot, Nicole (2003): Dictionnaire des figures de style. Paris.
Scudéry, Madeleine de (1680): Conversations sur divers sujets. Amsterdam.
Siess, Jürgen (ed.) (1998): La lettre entre réel et fiction. Paris.
Stolz, Claire (1999): Initiation à la stylistique. Paris.
Thill, Andrée (1999): La lyre jésuite: anthologie de poèmes latins (1620−1730). Genève.
Tonolo, Sophie (2005): Divertissement et profondeur. L'épître en vers et la société mondaine en France de Tristan à Boileau. Paris.
Tronchet, Estienne du (1569): Lettres missives et familières. Paris.
Vaillancourt, Luc (2003): La lettre familière au XVIe siècle. Rhétorique humaniste de l'épistolaire. Paris.
Viennot, Eliane (2001): Une intellectuelle, auteure et mécène parmi d'autres: Marguerite de Valois (1553−1615). In: Clio 13/2001. http://clio.revues.org/document137.html.

Marie-Hélène Pérennec, Lyon (Frankreich)

26. Rhetorische und stilistische Praxis der Neuzeit in Italien

1. Vorbemerkungen
2. Abgrenzung und Überblick
3. Sozialpraktische Einbettung
4. Rhetorik und Stilistik in ausgewählten Kommunikationszusammenhängen
5. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article provides an overview of applied rhetoric and stylistics in modern Italy, covering the period from the first half of the 15th century to the end of the fascist regime. Since a comprehensive history of applied rhetoric and stylistics in Italy is still lacking, major focus will be on rhetoric and stylistics as entities embedded in social practice, for example in education and other cultural forms of knowledge transfer. Moreover, methods of their standard practice will be examined in communicative contexts, in terms of the structures generated (text genres and style features specific to a given epoch).

After some introductory remarks, the article examines the role of rhetoric and stylistics in institutions such as schools, universities, and academies. These disciplines are of great importance here, although in the case of the universities, early signs of decline have already become evident at the beginning of the 17th century. As far as schools are concerned, rhetoric became particularly important in the context of Jesuit instruction. In daily life within the academies, such as the Accademia della Crusca *(Florence), which still exists today, rhetorical activities also played a central role.*

Finally, this article discusses nine areas where rhetoric and stylistics exert a particular normative power: military oratory, the rhetoric of brevity, scientific prose, sermons, epistolary works, literature, political discourse, pleas (in the late 19th/early 20th centuries), and press.

In many cases, the importance of each area is largely dependent on the specific period within the timescale under consideration: e. g., the practice of military rhetoric depends heavily on the political situation in Italy in the second half of the 16th century and at the beginning of the 17th century, while the stylistic peculiarities of newspaper texts evolve in accordance to their increasing importance as sources of information during the 19th century.

Certain fields of rhetoric and stylistics usage, as well as their respective text genres and style features, also appear or disappear for reasons other than just changing circumstances: for instance, early 'modern' political discourse at the end of the 18th century is influenced and positively impacted by the rhetoric and stylistic arsenal of religious speech. One should, however, note that such 'borrowings' must be considered as a more general phenomenon which stems from the particular characteristics of the external history of the Italian language: the binding codification for the literary work of the Tre Corone *variety (Dante, Boccaccio, and Petrarch), developed by Bembo and Salviati in the 16th century, hindered to a significant extent the evolution of specific functional styles. It follows that in many areas, even in those where one would least expect it, we can still find a strong influence of elements of literary style, at least up to the mid 19th century.*

1. Vorbemerkungen

Der vorliegende Beitrag behandelt anhand ausgewählter Bereiche die Rolle von Rhetorik und Stilistik in Italien einerseits in Bezug auf ihre sozialpraktische Einbettung (Ausbildung und Wissenskultur) und regulative Funktion in Kommunikationszusammenhängen (u. a. im öffentlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Bereich) und andererseits hinsichtlich ihres Einflusses auf epochenspezifische Strukturprägungen (Textsorten, Stilmerkmale).

Eine umfassende Praxisgeschichte der Rhetorik in Italien, die deren vielfache Eingebundenheit in den Bereichen Gesellschaft, Politik, Religion, Literatur usw. berücksichtigt, liegt bislang nicht vor. Einige Darstellungen (Galletti 1938, Santini 1923/1928, Vercesi/Santini 1931−1938) sind stark vom Geist ihrer Entstehungszeit geprägt, aber im Hinblick auf die Fakten immer noch nützlich; andere sind vorrangig in literaturhistorischer Perspektive konzipiert und legen ihre Schwerpunkte entsprechend (etwa Battistini/Raimondi 1990). Für den Zeitraum bis zur Mitte des 17. Jhs. sei besonders auf Fumaroli (1980) sowie auf die entsprechenden Beiträge in Fumaroli (1999) verwiesen. Eine knappe und nützliche Synthese liegt mit Marazzini (2001) vor.

2. Abgrenzung und Überblick

Entsprechend der Konzeption des Handbuchs ist die hier zu behandelnde *Neuzeit* strukturell nur in der einen Richtung durch *Mittelalter* abgegrenzt; als ‚untere' Grenze soll das Ende des Zweiten Weltkriegs und damit des Faschismus herangezogen werden, von dessen durchgreifendem Einfluss sich die rhetorische und stilistische Praxis der Nachkriegszeit erst wieder erholen musste (zum politischen Bereich vgl. etwa Huss 2005, 1354). Auf diese Weise kann die gerade mit Blick auf Italien komplexe Problematik von historisch, geistes- oder kulturgeschichtlich fundierten Periodisierungen *Frühe Neuzeit*, *Humanismus*, *Renaissance*, *Moderne* vermieden werden, der die italienische Literatur- und Sprachgeschichtsschreibung ihrerseits häufig mit einer dem Gegenstand gänzlich äußerlichen Gliederung nach Jahrhunderten zu entgehen sucht.

Dass in Bezug auf Italien die Frage ‚Kontinuität oder Bruch?' zwischen einer mittelalterlichen und einer (humanistisch-)neuzeitlichen Rhetorik unterschiedlich beantwortet worden ist (vgl. u. a. Marazzini 2001, 70 und Battistini/Raimondi 1990, 75 f.), zeigt, dass die Abgrenzung ‚Mittelalter − Neuzeit' zumindest für Italien keine der Thematik inhärente ist. Einige Ereignisse in der ersten Hälfte des 15. Jhs. markieren dennoch einen klaren Wendepunkt für die weitere Entwicklung: Zunächst ist hier die Entdeckung der vollständigen Texte von Quintilians *Institutio oratoria* (1416) und von Ciceros *De oratore* (1421; vgl. Murphy 1974, 357 ff.) zu nennen. Entscheidend sind dabei allerdings nicht so sehr die Texte selbst, da sie in Italien zumindest teilweise bereits bekannt waren, sondern zum einen die angemessene ‚Würdigung' dieser Funde seitens der Humanisten und zum anderen der Umstand, dass sich Cicero in *De oratore* deutlich von seiner Jugendschrift *De inventione* distanziert, die ihrerseits für die mittelalterliche Rhetorik von großer Bedeutung gewesen war. Ein weiterer Umstand ist die Erweiterung des kanonischen Korpus rhetorischer Texte, das zunächst nur solche der lateinischen Tradition umfasste, um Werke wie etwa die 1433−1435 entstandenen (und 1472 erstmals gedruckten) *Rhetorico-*

rum libri quinque Georgs von Trapezunt. Nach langer Zeit wurde es so wieder möglich, Rhetorik als Bestandteil eines umfassenden sozialen Systems zu sehen: „Saldandosi agli ideali di vita attiva e antiascetica, l'eloquenza rientra con pieno diritto nella sfera degli interessi sociali e politici [Das Idealbild eines tätigen Lebens wird um den Aspekt der Beredsamkeit erweitert, die so im gesellschaftlichen und politischen Bereich einen vollgültigen Platz einnimmt]" (Battistini/Raimondi 1990, 76), d. h. die rhetorischen Techniken, deren Anwendung im Mittelalter zum Selbstzweck geworden war, kehren in einen unmittelbar lebensweltlichen, anwendungsbezogenen Kontext zurück.

Selbstverständlich hat sich die rhetorische und stilistische Praxis im Zeitablauf verändert, doch sind lange Zeit der Platz der Rhetorik im sozialpraktischen Zusammenhang und ihre regulative Funktion nicht grundsätzlich in Frage gestellt worden. Im Verlauf des 18. Jhs. mehren sich jedoch die Anzeichen einer tief greifenden Veränderung, etwa wenn Saverio Bettinelli klar zwischen Beredsamkeit und Rhetorik unterscheidet, wobei er Letztere mit einem „tirannico giogo [tyrannischen Joch]" und einer „umiliante prigion d'una scuola [einem erniedigenden Eingesperrtsein in einer Schule]" in Verbindung bringt, während die *eloquenza* „un dono del cielo, un entusiasmo del cuore, un ardore dell'anima [ein Geschenk des Himmels, ein Entzücken des Herzens, eine Leidenschaft der Seele]" sei (Bettinelli 1782, 15; 26). Zum Ende des 18. Jhs. breitet sich so in Italien eine „retorica ‚naturale', sempre più distaccata dai precetti [‚natürliche', immer weniger an Regeln orientierte Rhetorik]" aus (Marazzini 2001, 208; vgl. auch France 1999, 962), die entsprechende Auswirkungen auf die Praxis hat: Carlo Denina etwa lehrt zwar in Turin *eloquenza*, publiziert aber kein Rhetorikhandbuch mehr; seine *Bibliopea o sia l'arte di compor libri* (1776) gibt vielmehr konkrete praxisorientierte Ratschläge im Hinblick auf Sprachliches, Stilistisches (je nach Textsorte), Layout, Zitierweise usw.

Wenn sich ab dem Ende des 18. Jhs. der ‚innere' Zusammenhang zwischen einer normgebenden Rhetorik bzw. Stilistik und der entsprechenden Praxis im Rahmen umfassenderer ideengeschichtlicher Entwicklungen (Bettinelli und Denina sind Vertreter des *Illuminismo*) zu lösen beginnt, wird dadurch in Italien die Situation insofern noch verschärft, als die im 16./17. Jh. kodifizierte Literatursprache zwischenzeitlich „zu einer als fremd und unnatürlich empfundenen Kunstsprache" (Krefeld 1988, 756) geworden war und sich „*die* dem traditionellen Italienisch qua Literatursprache *fehlenden* [...] *Funktionalstile*" (Krefeld 1988, 757; Hervorhebung L. F.) erst herausbilden mussten.

3. Sozialpraktische Einbettung

3.1. Schule

Ein auf Rhetorik bzw. Stilistik basierender Sprachunterricht ist im humanistischen Italien ein wichtiges Unterrichtsfach und bleibt es auch im weiteren Verlauf, freilich unter wechselnden Vorzeichen (Latein vs. Italienisch). Für den Unterricht fehlen anfangs altersgerechte spezifische Lehrwerke, sodass zunächst noch *De inventione*, die *Rhetorica ad Herennium* oder Synopsen davon wie die *Rhetorica praecepta* Enea Silvio Piccolominis Verwendung finden. Eine indirekte Bestätigung für diese Situation liefern z. B. Stefano Fieschis *Synonyma sententiarum* (1437), die zwar humanistischen Ansprüchen keineswegs genügten, aber dennoch weite Verbreitung fanden. Als angemessener können Giorgio

Valagussas *Elegantiae Ciceronianae* (um 1456; vgl. Resta 1964, 37 ff.) gelten; Handbuchcharakter hat Antonio Mancinellis *Scribendi orandique modus* (1493), der v. a. das Abfassen von Briefen behandelt. Im Mittelpunkt steht also „the application of rhetorical techniques to the writing of a text that probably would not be delivered orally" (Grendler 1989, 209).

Eine wichtige Funktion kommt Rhetorik und Stilistik ab der zweiten Hälfte des 16. Jhs. in den jesuitischen Bildungseinrichtungen zu (vgl. dazu Eybl 1998 mit weiteren Hinweisen). Maßgeblich geworden für den Unterricht dort ist die 1599 verabschiedete und später lediglich zweimal (1616 und 1832) revidierte *Ratio atque Institutio Studiorum Societatis Iesu*, in der in zwei Kapiteln die Form des Rhetorikunterrichts festgelegt ist: Die *Regulae Professoris Rhetoricae* (vgl. Ratio, 112 ff.) betreffen das normale Programm, in dessen Rahmen anhand des Studiums der klassischen Texte ebenso wie der „exercitationes discipulorum [Schülerübungen]" (Ratio, 115) Grundbegriffe der Rhetorik und Poetik vermittelt werden mit dem Ziel einer *perfecta eloquentia* (vgl. Ratio, 112), die allerdings „nec vtilitati solum servit, sed etiam ornatui indulget [nicht nur der Nützlichkeit dient, sondern auch den Schmuck berücksichtigt]" (Ratio, 112). Dabei liegt insoweit ein weites Verständnis von Rhetorik zugrunde, als dazu neben den *praecepta dicendi* und dem *stylus* auch die *eruditio* gehört (vgl. Ratio, 112). Die *Academia Rhetorum, & Humanistarum* dagegen ist explizit einer hochmotivierten Elitegruppe vorbehalten (vgl. Ratio, 155), der Lehrplan ist in den *Regulae Academiae Rhetorum, & Humanistarum* festgelegt (vgl. Ratio, 165 ff.).

Für den Unterricht wurden zunächst die *De arte rhetorica libri tres ex Aristotele, Cicerone et Quintiliano praecipue deprompti* (1562) des Jesuitenpaters Cyprianus Soarez verwendet, deren Erfolg sich nicht nur in der bereits 1565 erschienenen zweiten Auflage zeigt, sondern auch darin, dass sie Ferrante Pallavicino als Vorlage für die Parodie *Retorica delle puttane* (1642) dienten (vgl. Schlüter 2006). An die Stelle von Soarez' Kompendium trat ab 1659 François-Antoine Pomeys *Candidatus rhetoricae*, der dem (auch in didaktischer Hinsicht) veränderten Zeitgeist besser entsprach. Ab 1710 wurde Pomeys Werk dann in der von Joseph de Jouvency überarbeiteten Fassung verwendet (zu den jeweiligen Veränderungen vgl. Battistini 1981). Nach Ausweis der Drucke und Neuauflagen scheinen allerdings die *De arte rhetorica libri quinque* (zuerst 1715) von Dominique de Colonia und die *Istituzioni oratorie sugli esemplari de' primi maestri di quest'arte* (zuerst 1794) von Ignazio Falconieri in Italien noch wichtiger gewesen zu sein. Komplementär enstehen auch Werke für die Ausbildung der Lehrenden selbst (etwa Francesco Sacchinis *Paraenesis ad magistros scholarum inferiorum Societatis Iesu* und *Protrepticon ad magistros scholarum inferiorum Societatis Iesu*, beide 1625).

Beschränkte sich die jesuitische Ausbildung zunächst ausschließlich auf das Lateinische, rückt ab der zweiten Hälfte des 17. Jhs. auch die Volkssprache immer stärker ins Blickfeld (vgl. De Blasi 1993, 397). Im 18. Jh. zeichnet sich eine zunehmende Relevanz praxis- bzw. berufsorientierten Unterrichts ab, sodass gerade im Bereich der Elementarschulen der Italienischunterricht das ‚Gegenprogramm' zur *scuola di retorica* (Latein) wird. Orientiert am Vorbild der bereits von Carlo Dati initiierten *Prose fiorentine* (1661) entstehen deshalb für den Schulgebrauch spezielle Anthologien wie Girolamo Tagliazucchis *Raccolta di prose, e poesie* (1734). In der ab 1744 beigegebenen Vorrede mit dem Titel *Della maniera di ammaestrare la gioventù nelle umane lettere* wendet sich Tagliazucchi gegen die übliche mechanische Vermittlung rhetorischer Grundbegriffe und weist vielmehr auf die ganz alltägliche Gegenwart der Redefiguren hin: Es handle sich um

„modi di parlare dettati dagli affetti [durch die Empfindungen bedingte Ausdrucksweisen]“, die sich auch „nella casa, nelle botteghe, nelle piazze [zu Hause, in den Läden, auf den Plätzen]“ fänden, was ihn zu der Schlussfolgerung „la vera arte rettorica tutta nella natura è fondata [die wahre rhetorische Kunst liegt ganz in der Natur begründet]“ (zit. in Marazzini 2001, 195 f.) führt. Ein weiterer Reformversuch ist mit Francesco Soave verbunden: Nach der Übersetzung von Hugh Blairs *Lectures on Rhetoric and Belles-Lettres* (1783; der italienische Text erschien 1801/1802) publizierte er eine für den Schulgebrauch adaptierte Fassung (1808), in der der rhetorische Begriffsapparat deutlich reduziert ist und die stärker orientiert ist „all'educazione del *gusto*, alla formazione del senso critico, dando spazio ad autori e testi nuovi [hin auf die Erziehung des Geschmacks und die Ausbildung kritischer Urteilsfähigkeit, weshalb sie neue Autoren und Texte berücksichtigt]“ (Marazzini 2001, 214 f.). Gleichwohl bleibt gerade während des *Risorgimento* und in den Jahren nach der *Unità* der auf Rhetorik und Stilistik basierende Sprachunterricht konservativ ausgerichtet: „esiste sempre [...] una retorica delle scuole [...] cristallizzata in valori trasmessi da una tradizione dialetticamente antagonistica di ogni novità [es existiert weiterhin eine Schulrhetorik, die starr an jenen Werten festhält, die eine gegenüber jeder Neuerung systematisch feindselige Tradition überliefert hat]“ (Battistini/Raimondi 1990, 366). Obwohl detaillierte Untersuchungen zum schulischen Rhetorikunterricht im 19. Jh. und 20. Jh. bisher nicht vorliegen (vgl. auch Noe 2005 [1673]), deutet sich in einer 1880 von Giosuè Carducci angefertigten Aufstellung rhetorischer Lehrwerke (vgl. Marazzini 2001, 220) dennoch ein klarer Richtungswechsel an: In den Titeln erscheint anstelle von *retorica* immer häufiger *arte del dire/dello scrivere* (vgl. dazu ausführlicher Marazzini 2001, 221 ff.).

Erlangt der Italienischunterricht im Anschluss an das Verbot des Jesuitenordens 1773 und im Rahmen der Errichtung eines staatlich organisierten Schulsystems endgültig seine Eigenständigkeit (vgl. De Blasi 1993, 400), stellt sich im Gegenzug die Dialektophonie der meisten Schüler verschärft als Problem. Unabhängig davon, welches Modell des Italienischen (vgl. dazu 4.6.) in den Schulen unterrichtet wurde, bleibt als Konstante ein stilistisches Ideal (besonders im lexikalischen Bereich), das Ciro Trabalza 1917 als „deformante manierismo [entstellende Nachahmung]“ (zit. in De Blasi 1993, 419) bezeichnet hat und das sich geradezu in einem spezifischen *italiano scolastico* [Schulitalienisch] manifestiert, dessen Charakteristika sich bis in die Nachkriegszeit hinein in Schüleraufsätzen finden lassen (etwa *intonare un canto* [~ einen Gesang anstimmen] für *cantare* [singen]).

3.2. Universität

Ist Rhetorik im mittelalterlichen Lehrbetrieb noch wichtiger Bestandteil des Propädeutikums, werden um die Mitte des 15. Jhs. die *studia humanitatis* autonom mit der Folge, dass Lehrstühle für Rhetorik und Poetik eingerichtet werden, auf die häufig wichtige Humanisten berufen werden (vgl. Grendler 2002, 199 ff.). Der Einfluss der Rhetorik im universitären Betrieb bleibt aber u. a. aus praktischen ebenso wie ideologischen Gründen zunächst noch stark eingeschränkt: Zum einen waren die Stellen deutlich schlechter bezahlt als etwa die Tätigkeit als Kanzler einer Stadtrepublik oder Sekretär eines Fürsten und hatten auch weniger Prestige; zum anderen darf die „Zurückweisung des Universitätslatein und der mit ihm verbundenen Logik als barbarisch und spitzfindig“ (Hinz 2005a [1510]) seitens der Humanisten selbst nicht übersehen werden.

Die institutionelle Verankerung der Rhetorik bedarf insgesamt einer differenzierten Betrachtung: In Bologna gab es bereits 1427/1428 fünf Stellen für Rhetorik, doch nachdem die beiden prominentesten Stelleninhaber, Gasparino Barzizza und Francesco Filelfo, die Universität nach kurzer Zeit wieder verlassen hatten, konnte die Rhetorik dort erst ab etwa 1460 dauerhaft Fuß fassen (vgl. Grendler 2002, 210; 216 ff.). Die Universität Pavia bittet bereits 1435 den Herzog von Mailand in einer Petition, Baldassare Rasini gegen angemessene Bezahlung zu berufen (zum Wortlaut der Petition vgl. Grendler 2002, 211 f.). Wie das Beispiel Florenz schließlich zeigt, konnte auch die politische Konstellation eine wichtige Rolle spielen: Ab 1428 lehrt dort Francesco Filelfo, der allerdings wegen der Berufung des Medici-Protégé Carlo Marsuppini 1431 seine Stellung gefährdet sieht und sich auf die Seite der Medici-Gegner schlägt. Nach seiner Verbannung 1434 wird er an die Universität Siena berufen, die er 1438 wiederum in Richtung des Mailänder Hofes verlässt.

In Rom lehrten um die Mitte des 15. Jhs. Georg von Trapezunt und Lorenzo Valla Rhetorik am *Studium Urbis*, und im weiteren Verlauf stieg die Zahl der Rhetorik-Professuren sogar bis auf 18 (1514, unter dem Pontifikat Leos X.). Ging die Zahl danach etwas zurück, dürfte dies u. a. finanzielle Ursachen gehabt haben (vgl. Grendler 2002, 221). Nach dem *sacco di Roma* (1527) wurde die Universität 1535 wieder eröffnet und Papst Paul III. konnte 1544 den renommierten Latinisten und Rhetoriklehrer Romolo Amaseo von Bologna nach Rom holen. Auch nach dessen Tod setzte der Rhetorikunterricht an der *Sapienza* Maßstäbe, insbesondere mit Marc Antoine Muret, der dort ab 1572 auch Rhetorik lehrte und als „le meilleur orateur du temps [der beste Redner seiner Zeit]“ (Montaigne 1582/1992, 174) galt.

Im Zusammenhang mit dem allgemeinen Niedergang der italienischen Universitäten zu Beginn des 17. Jhs. zeigen sich − nach dem „golden age“ von 1450 bis 1575 − erste „signs of decline“ (Grendler 2002, 248), die besonders im Hinblick auf den Rhetorikunterricht eng mit den entstehenden jesuitischen Bildungseinrichtungen in Verbindung stehen; dies gilt insbesondere für Rom, wo 1551 das *Collegio Romano* eingerichtet wird (zu den jesuitischen Kollegien in Italien vgl. Scaglione 1986, 75 ff.). Als symptomatisch kann hier ein an Papst Clemens VIII. gerichteter (und letztlich erfolgloser) Appell aus den Jahren um 1595 gelten, in dem zu lesen ist, dass Aldo Manuzio die Universität verlassen habe, dass Justus Lipsius seinen Ruf schließlich doch ausgeschlagen habe, dass aber unter der Bedingung einer angemessenen Bezahlung Tommaso Correa oder Antonio Riccobono gewonnen werden könnten (vgl. McGinness 1995, 603 f.).

War es um die Mitte des 16. Jhs. noch durchaus üblich, dass auch Laien künftige religiöse Führungskräfte unterrichteten, entwickelt sich die Situation um die Wende zum 17. Jh. insgesamt stärker auf eine Vormachtstellung religiöser Institutionen hin. Die Gründe für diese Entwicklung dürften aber weniger institutioneller Natur sein (der Unterricht am *Collegio Romano* war kostenlos), und auch hinsichtlich der Grundfrage der *imitatio* gab es keine fundamentalen Divergenzen. Als entscheidend erscheint vielmehr die unterschiedliche lebensweltliche Relevanz der drei klassischen *genera*, von denen Muret bedauernd feststellt, dass nur das *genus demonstrativum*, „quod olim minimi pretii habebatur, in usu relictum est [das früher sehr gering geschätzt wurde, noch in Gebrauch ist]“ (zit. in McGinness 1995, 620). Aus jesuitischer Sicht dagegen kommt gerade der persuasiven Funktion der öffentlichen Rede − d. h. konkret in der Predigt − eine zentrale Stellung in der Verteidigung der *res publica christiana* zu, sodass Rhetorik wesentlich als „paideia for preaching“ (McGinness 1995, 622) verstanden wird. Dass die jesuiti-

sche Rhetorikausbildung wesentlich durch diese Sicht geprägt war und sich entsprechend an den lateinischen Vorbildern orientierte, andererseits aber vorrangig in der Volkssprache gepredigt wurde, stellte offensichtlich keinen Widerspruch dar.

An den Universitäten hatte die Rhetorik im Laufe der Zeit eine „imbalsamazione scolastica" [schulmäßige Einbalsamierung] (Battistini/Raimondi 1990, 217) erfahren und entsprach in der praktizierten Form nicht mehr dem Geist der Zeit. Diesen Schluss lässt nicht nur Francesco Scipione Maffeis *Parere sul migliore ordinamento della R. Università di Torino* (1718) zu, in dem er die Abschaffung des Rhetorik-Lehrstuhls vorschlägt, sondern auch der Umstand, dass im habsburgischen Lombardo-Venetien die Lehrstühle für Rhetorik abgeschafft und die entsprechenden Inhalte im Rahmen der philosophischen Ästhetik vermittelt werden (vgl. Battistini/Raimondi 1990, 261). Eine Beurteilung der weiteren Entwicklung ist schwierig, da es für den universitären Bereich (ebenso wie für den schulischen, vgl. 3.1.) an diesbezüglichen Untersuchungen mangelt.

3.3. Akademien

Nicht ohne Einfluss auf die Stellung der Rhetorik im Rahmen der universitären Lehre war auch die Gründung einer großen Anzahl von Akademien (zwischen dem 16. und 19. Jh. insgesamt ca. 2000; vgl. Quondam 1982), zunächst besonders im Rahmen der humanistischen Bewegung. Dort wird eine „an den antiken Vorbildern orientierte Gesprächskultur" gepflegt, wobei natürlich die Rhetorik besondere Aufmerksamkeit erfährt, da „geregelte Kommunikation als Instrument der Erkenntnis" gilt (Noe 2005 [1668]). Auf diese Weise bestand für Angehörige der gebildeten Schichten die Möglichkeit, rhetorische Techniken einzuüben, zu pflegen und damit auch weiterzugeben. Solche Akademien entstehen v. a. in Florenz, aber u. a. auch in Venedig, Rom oder Neapel und sind bald als formelle Institutionen organisiert, in deren Statuten auch bestimmte Funktionsträger vorgesehen sind, wie etwa die *censori*, deren Aufgabe in der sprachlichen und stilistischen Korrektur der von den Akademikern verfassten Texte bestand. Von besonderem Interesse sind diejenigen Akademien, die sich ausdrücklich der Sprachpflege widmen, wie etwa die *Accademia degli Infiammati* (gegründet 1540, Padua) oder die (heute noch existierende) *Accademia della Crusca* (gegründet 1582, Florenz), in deren Rahmen man sich u. a. mit der italienischen Sprache und Dichtung, insbesondere im Hinblick auf Wortschatz und Stil der sog. *Tre Corone* Dante, Boccaccio und Petrarca beschäftigte. Grundlegender Maßstab für die stilistische Praxis im literarischen Bereich ist das 1612 von den *Accademici della Crusca* herausgegebene *Vocabolario* geworden, das im lexikalischen Bereich hauptsächlich den *Tre Corone* verbindlichen Charakter zuwies (vgl. 4.6.).

4. Rhetorik und Stilistik in ausgewählten Kommunikationszusammenhängen

4.1. *Oratoria militare*

Von der Mitte des 16. bis zum Anfang des 17. Jhs. erfreuten sich in Italien Traktate militärischen Inhalts großer Beliebtheit: Ihr Inhalt sind für den *condottiero* [Truppenführer] unabdingbare praktische Kompetenzen (Architektur, Medizin, Ballistik usw.), aber

auch ‚Führungsqualitäten', wozu auch rhetorische Fähigkeiten gehörten: Für Domenico Mora ist der *capitan generale* [oberste Heerführer] notwendig „bel parlatore" [guter Redner] (Mora 1570, 22), und Mario Savorgnano betrachtet in seiner (1618 auch ins Deutsche übersetzten) *Arte militare terrestre, e marittima* sogar „l'autorità, & la fortuna [...] più tosto come aggiunte, & accidenti" [die Autorität und das Geschick eher als Beigaben und keineswegs notwendige Eigenschaften] (Savorgnano 1599, 5), eine „militare eloquenza" [Beredsamkeit in militärischen Belangen] dagegen als „molto necessaria in vn General d'esserciti, poi che con essa egli puo efficacemente mostrar a' soldati la speranza certa del uincere, inalzando il proprio valore, & abbassando le forze del nemico" [unverzichtbar für einen Heerführer, denn mit ihrer Hilfe kann er den Soldaten wirksam Siegesgewissheit vermitteln, indem er die eigene Tapferkeit hervorhebt und die Stärke des Feindes herunterspielt] (Savorgnano 1599, 6). Natürlich verweist Savorgnano auf die „Capitani, cosi Greci come Latini [...] eloquentissimi" [äußerst beredten Heerführer bei den Griechen wie den Römern] (Savorgnano 1599, 6), die ihre Erfolge in weitaus größerem Umfang ihren rhetorischen Fähigkeiten verdanken würden als man gemeinhin annehme. Dem offensichtlich gängigen Vorurteil, Soldaten seien ungebildet, begegnet explizit Alessandro Massari Malatesta: Unter ihnen fänden sich durchaus auch „iures consulti, & Philosophi, & anco Theologi" [Rechtsgelehrte, Philosophen und auch Theologen] (Massari Malatesta 1623, 58). Gewiss übertreibt diese Darstellung, aber dass der ideale Heerführer gebildet sein sollte, hatte bereits Roberto Valturio in seinem Traktat *De re militari libri XII* (1472 u. ö.) gefordert. Noch deutlicher als bei Valturio zeigt sich der Stellenwert der Rhetorik in Bernardino Roccas *Imprese, stratagemi, et errori militari*. In der Kurzbiographie des idealen *capitano* Pandolfo Delfino wird zunächst sehr Unterschiedliches unmittelbar nebeneinander gestellt: „Si dilettaua della geometria [...], leggeua uolentieri i poemi, & libri di astrologia, & i fatti de gli huomini grandi, & le scritture sacre, & quasi sempre consumaua ne i studij il tempo ocioso" [Er hatte Gefallen an der Geometrie, las gerne Gedichte, astrologische Werke, die Taten der großen Männer und die heiligen Schriften, und seine freie Zeit verbrachte er fast immer mit Studien] (Rocca 1566, 479). In Bezug auf seine rednerische Begabung heißt es dann wenig überraschend: „[...] nel suo ragionare era eloquentissimo, & talmente fondato con uiue ragioni, che faceva piegar ogni animo indurato a tutte le sue uoglie" [in seinen Darlegungen erwies er sich als äußerst beredt und so scharfsinnig, dass er jeden verstockten Geist dazu brachte, ihm seinen Willen zu tun] (Rocca 1566, 479).

Die folgende Stelle aus Machiavellis *Dell'arte della guerra* gibt allerdings Anlass zu der Vermutung, dass Anspruch und Wirklichkeit keineswegs zusammenfielen: „[...] gli eccellenti capitani conveniva che fussono oratori, perché sanza sapere parlare a tutto l'esercito, con difficultà si può operare cosa buona; *il che al tutto in questi nostri tempi è dismesso*" [die herausragenden Heerführer mussten gute Redner sein, denn ohne zu wissen, wie man zum gesamten Heer spricht, kann man kaum Erfolge erzielen; von diesem Erfordernis ist man in unserer heutigen Zeit gänzlich abgekommen] (Machiavelli 1521/2001, 184; Hervorhebung L. F.). Sei eine Rede an das Heer nun tatsächlich nicht mehr üblich (*è dismesso*) oder auch aufgrund von dessen Größe auch praktisch nicht mehr möglich (vgl. Marazzini 2001, 158), auch für Machiavelli hat die *oratoria militare* einen sehr hohen Wert. Wenn es dann wenig später heißt: „[...] quel principe o republica che disegnasse fare una nuova milizia e rendere riputazione a questo esercizio, debbe assuefare i suoi soldati ad udire parlare il capitano, e il capitano a sapere parlare a quegli" [wenn ein Fürst oder eine Republik beabsichtigt, ein neues Heer aufzustellen und ihm

Ansehen zu verschaffen, müssen die Soldaten daran gewöhnt werden, den Anführer reden zu hören, und der Anführer muss lernen, zu ihnen zu sprechen] (Machiavelli 1521/2001, 185), wird ein Wunsch sichtbar, dem der Dominikanermönch Remigio Fiorentino Nannini entspricht: Seine *Orationi militari* (1557) stellen eine umfangreiche Sammlung solcher Reden zu verschiedenen Anlässen dar, die v. a. antiken, aber auch historiographischen Werken zeitgenössischer Autoren entnommen sind (u. a. Bruni, Sabellico und Machiavelli), obwohl in deren Fall teilweise auch die Primärtexte unmittelbar zugänglich gewesen wären. Auf diese Weise erhalten also die mehr oder weniger fiktiven Reden aus der Feder der Geschichtsschreiber Modellcharakter, sodass es zu einer gewissen Zirkularität kommt, die das von Machiavelli angesprochene Fehlen ‚organischer' rhetorischer Fähigkeiten bei den *condottieri* letztlich nur bestätigt.

In der öffentlichen Wahrnehmung spielte die − auch in der Forschung bisher wenig beachtete (vgl. aber Marazzini 2001, 155 ff.) − *oratoria militare* offenbar keine besondere Rolle: In Francesco Sansovinos *Orationi* etwa findet sich lediglich die Rede Bartolomeo Cavalcantis *Alla milizia fiorentina* anlässlich des Aufmarsches der Truppen von Papst Clemens VII. 1529 vor Florenz, doch auch sie gehört eher in die Reihe analoger (und teilweise anschließend gedruckter) Ansprachen von „intellettuali mobilitati per la difesa della patria in un momento di esaltazione repubblicana [Intellektuellen, die in einem bewegten Moment der Republik für die Verteidigung der Heimat aufgeboten wurden]" (Marazzini 2001, 156; Cavalcanti ist in der Tat auch der Autor einer umfangreichen *Retorica*). Benedetto Varchi berichtet in seiner *Storia fiorentina* (begonnen 1546/1547, gedruckt 1721) als Augenzeuge von diesen Reden, wobei er bisweilen auch ausdrücklich die Qualität der jeweiligen *elocutio* und *actio* erwähnt (vgl. Varchi 1721/1858, 140 f.; 237 f.).

4.2. Rhetorik der *brevità*

Im 16. Jh. dienen so genannte *imprese* (von span. *empresa* [Sinnspruch]) und Wappen (*emblemi*) als eine Form der Kommunikation mit ‚Überraschungseffekt': Es handelt sich hier um eine Gattung, „che nel nodo di parola e immagine, concetto e figura tocca il problema dell'espressione al centro della speculazione dal Manierismo al Barocco" [die in ihrer Verknüpfung von Wort und Bild, Sinnspruch und Abbildung das Problem des Ausdrucks berührt, das vom Manierismus bis zum Barock im Mittelpunkt des Nachdenkens steht] (Doglio 1978, 9). Der Humanist und Historiograph Paolo Giovio spricht in seinem 1551 entstandenen *Dialogo dell'imprese militari e amorose* von einer „arte dell'invenzioni e imprese" [Kunst der Einfälle und Sinnsprüche] (Doglio 1978, 34) und stellt sie damit unmittelbar in den Kontext der zahlreichen Poetiken und Rhetoriken (vgl. Doglio 1978, 9).

Wenngleich *imprese* und *emblemi* zunächst nicht in direktem Zusammenhang mit Rhetorischem stehen, verbindet sie damit doch der Gebrauch von ‚Figuren', in erster Linie Metaphern. Bekanntlich hatte gerade der Barock eine besondere Vorliebe für neue, gewagte Metaphern, in die sich so das Aufkommen der *imprese* kongenial einfügt, wie der *Cannocchiale aristotelico* von Emanuele Tesauro, dem „maggior teorico italiano del Barocco" [größten italienischen Theoretiker des Barock] (Marazzini 2001, 176), zeigt: Der Untertitel lautet *Idea dell'arguta et ingeniosa elocutione Che serve à tutta l'Arte oratoria, lapidaria, et simbolica*, und die Kapitel 15 und 16 tragen die Überschrift *Idea delle*

argutezze heroiche, Vulgarmente chiamate Imprese bzw. *Trattato Degli Emblemi* (vgl. Tesauro 1670/2000). Aus der Feder desselben Autors stammt überdies die zwischen 1622 und 1629 enstandene *Idea delle perfette imprese* (vgl. Doglio 1975).

Einige Elemente dieser rhetorischen und stilistischen Neuorientierung, in der die *elocutio* wesentlich wichtiger wird als *inventio* und *dispositio*, lassen sich jedoch bereits in der Renaissance, etwa in Giulio Camillo Delminios *Topica, o vero della elocuzione* (ca. 1540), finden, in der die *locuzion figurata* bestimmt wird als „quel modo artificioso di parlare che [...] ci rappresenta quasi la figura o imagine [...] della cosa, senza spesse volte nominar quella, che più tosto ci par di vederla che di leggerla o di udirla" [jene kunstvolle Redeweise, die gleichsam selbst ein Bild der Sache ist, wobei sie diese häufig gar nicht benennt, so dass wir sie eher zu sehen als zu lesen oder zu hören meinen] (Weinberg 1970, 384; vgl. dazu Vasoli 1991). Vor diesem Hintergrund lassen sich sowohl die *arte lapidaria* als auch die *arte simbolica* als Formen der *elocutio* auffassen: „Si tratta di insegnare a concentrare in un motto o comunque in un testo breve la metafora e il gusto per il pellegrino" [Es soll gelehrt werden, wie man in einem Sinnspruch oder zumindest in einem kurzen Text die Metapher und den Gefallen am Sonderbaren vereinigen kann], im Falle der *emblemi* „in testi brevi e brevissimi, collegati a un'immagine" [in teilweise sehr kurzen Texten in Verbindung mit einer Abbildung] (Marazzini 2001, 177). Der bisherigen ausgeprägten rhetorischen Ausformung von Texten steht hier also das Ideal der *brevità*, der Kürze, gegenüber, das aber nicht nur durch *parole pellegrine*, d. h. solche, „*che Significano veramente gli obietti senza velo di metafora* [...] *ma non senza gratia di Nouità"* [die die Dinge zwar unmittelbar und ohne den Schleier der Metapher, aber nicht ohne den Reiz des Neuartigen bezeichnen] (Tesauro 1670/2000, 249 f.), sondern auch durch ebensolche Metaphern erreicht werden kann (vgl. Tesauro 1670/2000, 116). Im Vordergrund steht also immer der größtmögliche Effekt, der in einem kürzestmöglichen Text erzielt werden kann, denn „Ogni Perfetta Argutezza" [jede vollkommene geistreiche Rede] ist zugleich eine „*Oration Persuasiva*" [überzeugende Rede] (Tesauro 1670/2000, 541), sodass sich zum Ideal der Kürze das Ziel des unmittelbaren Effekts und nicht (mehr) das der strukturbezogenen Ästhetik hinzugesellt.

4.3. Wissenschaftliche Prosa

Der v. a. wegen seiner Geschichte des Konzils von Trient bekannte Jesuit Pietro Sforza Pallavicino richtet mit seinen *Considerazioni sopra l'arte dello stile e del dialogo* (1646) die Aufmerksamkeit der Rhetorik zum ersten Mal auf die wissenschaftliche Prosa, insbesondere im Bereich der Naturwissenschaften, die in dieser Zeit noch von einer „forte carica di letterarietà [einer erheblichen Menge an literarischen Ausdrucksformen]" (Marazzini 2001, 188) geprägt waren, etwa bei Galileo Galilei oder Francesco Redi. Obwohl im Titel nicht explizit angesprochen, taucht die Frage nach der formalen Gestaltung wissenschaftlicher Texte häufig in den *Considerazioni* auf: Sie können die Form eines Traktats oder auch eines Dialogs haben, dem der letzte Teil des Werkes gewidmet ist. Es geht also um eine an einen ganz präzisen Texttyp gebundene Rhetorik, wobei Sforza Pallavicino besonders auf die Vermeidung des exzessiven Gebrauchs von Redefiguren achtet. Im Vordergrund steht damit die *elocutio*, während die anderen, strukturellen Bereiche der Rhetorik deutlich in den Hintergrund treten. Wenn die ‚Last' des *ornatus* (unter besonderer Berücksichtigung der Metapher) und die Frage nach seinem Nutzen

in wissenschaftlichen Texten diskutiert werden, dann mit Blick auf das Ziel, die Kunst des Schreibens auf die Anforderungen wissenschaftlicher Kommunikation hin zu funktionalisieren.

Ebenso wie Emanuele Tesauro (vgl. 4.2.) setzt auch Sforza Pallavicino entsprechend dem Geschmack der Zeit auf den Überraschungseffekt, d. h. auch der wissenschaftliche Diskurs soll mit der textuellen Erwartung des Rezipienten ‚spielen'. Sforza Pallavicino diskutiert neben der Metapher besonders die *concetti*, die beim Rezipienten „qualche maraviglia particolare" [besondere Verwunderung] hervorrufen sollen, wie es im *Trattato dello stile e del dialogo* heißt (Sforza Pallavicino 1662, 115 und passim). Zu den Mitteln, dieses Ziel zu erreichen, gehört auch die Eleganz des Ausdrucks, die etwa mit einer „*moltitudine di minute metafore*" [einer großen Menge feiner Metaphern] (Sforza Pallavicino 1662, 211) erreicht werden kann.

Besondere Aufmerksamkeit verdient Sforza Pallavicinos Auseinandersetzung mit der *brevitas*, die hier nicht allein im Sinne einer adäquaten Wortwahl zu verstehen ist, sondern auch die Länge eines Textes und damit seine Rezeptionszeit mit in die Betrachtung nimmt (vgl. Marazzini 2001, 189), sodass erstmals auch die Effizienz eines Textes in der Informationsvermittlung in den Blick genommen wird. Als besonders kritisch erweist sich vor diesem Hintergrund die Form des Dialogs: Sie bedingt Zeitverschwendung nicht nur aufgrund der sprachlichen Wiedergabe der Gesprächssituation oder der Gesprächsfloskeln, sondern auch durch den Dialog selbst, den Pallavicino als „vna girevole strada" [eine gewundene Straße] beschreibt (Sforza Pallavicino 1662, 347). Er verwirft diese Darstellungsform gleichwohl nicht gänzlich, sondern nur die Übertreibung, wie sie typisch ist für Epigonenhaftes: „si pecca talora in troppo sì nelle lunghe introduzioni, sì negli spessi trauiamenti" [man sündigt bisweilen allzusehr sowohl durch lange Einleitungen als auch durch häufige Abschweifungen] (Sforza Pallavicino 1662, 354). Deutet sich hier also eine gewisse Umbruchsstimmung an, verändert sich die Form der wissenschaftlichen Prosa im 18. Jh. grundlegend: Auf die Dialogform, die eine konservative und klassizistische Konnotation erhält, wird fast durchgängig verzichtet, der sprachliche Ausdruck wird flüssiger, der Text wird in − oft systematisch nummerierte − Abschnitte gegliedert (vgl. etwa Melchiorre Cesarottis *Saggio sulla filosofia delle lingue*, 1785). Dass hier bisweilen auch über das Ziel hinausgeschossen wurde, lässt Carlo Deninas eindringliche Warnung in der *Bibliopea* vermuten: „Conciossiacché, non essendo possibile che si leggano di seguito i grossi libri, il lettore affrettato, stanco, ed impaziente è costretto a scorrere gl'indici, e i sommarj, e si avvezza in tal modo non a leggere, ma veramente a trascorrere, e passeggiare" [Angesichts der Unmöglichkeit, dicke Bücher in einem Zug zu lesen, ist der eilige, müde und ungeduldige Leser also gezwungen, die Inhaltsverzeichnisse und Zusammenfassungen zu überfliegen, und so gewöhnt er sich daran, nicht zu lesen, sondern vielmehr herumzublättern und im Text herumzuspazieren] (Denina 1776, 137 f.).

4.4. Predigtrhetorik

Der religiösen Rhetorik und Predigtpraxis hatte es nach Bernhard von Siena und Girolamo Savonarola spürbar an bedeutenden Persönlichkeiten gefehlt. War noch zu Beginn des 16. Jhs. abschätzig etwa von *frateschi schiamazzi* [Mönchsgeschnatter] die Rede, verbessert sich im weiteren Verlauf die rhetorische und stilistische Qualität der Predigten

deutlich (vgl. Coletti 1983, 212 ff.), insbesondere nach dem Konzil von Trient und im Zuge der Gegenreform (zu einem Vergleich mit der Situation im 15. Jh. vgl. Marazzini 1993, 96 ff.).

Das Konzil befasst sich bereits im April/Mai 1546 mit einem *Decretum de lectoribus et praedicatoribus sacrae scripturae*, an dessen Ende das Bild eines *optimus praedicator* gezeichnet wird: „Curentque non tam ut doceant, delectent et flectant in persuasibilibus humanae sapientiae et eloquentiae verbis, quam ut intelligenter, libenter, obedienter audiantur in ostensione spiritus et virtutis, nec sc. quam veritatem ore praedicant, opere impugnent. [...] sint verba eorum velut eloquia Dei casta, munda, examinata, aliena ab errore, ab immunditia, a dolo, a sermone adulationis, ab occasione avaritiae, a desiderio inanis gloriae et ostentationis“ [Sie mögen sich nicht so sehr bemühen, zu lehren, zu erfreuen und zu rühren mittels Überredung durch kluge und gewandte Worte, sondern darum, dass man ihnen beim Erweis von Geist und Kraft verständig, gerne und willig zuhört [vgl. 1. Kor 2, 4], d. h. dass sie nicht mit ihrem Tun der Wahrheit zuwider handeln, die sie mit Worten verkünden. [...] ihre Worte seien wie die Rede Gottes lauter, rein, sorgfältig gewählt, ihnen sei Irrtum, Unreinigkeit, List, Schmeichelei, versteckte Habgier, eitle Ruhm- und Prahlsucht fern [vgl. 1. Thess 2, 3; 5 f.]] (Ehses 1911, 107). Obwohl dieser Abschnitt schließlich nicht mehr in den 1564 veröffentlichten *Decreta* enthalten ist, war die ‚Mühe‘ insoweit nicht vergeblich, als der Mailänder Erzbischof Carlo Borromeo diese Gedanken in die *Acta Ecclesiae Mediolanensis* aufnimmt und damit über die Diözesengrenzen hinaus bekannt macht. Die im Rahmen des Konzils formulierte Feststellung, die „praedicatio evangelii [Verkündigung des Evangeliums]“ sei das „praecipuum episcoporum munus [die vorzügliche Aufgabe der Bischöfe]“, bedeutet für die Praxis nicht nur „un héroïsme du prédicateur, vive représentation de la sainteté“ [ein heroisches Auftreten des Predigenden als lebendige Vergegenwärtigung des Heiligen], sondern auch „un art de la parole, emprunté à Cicéron ou aux virtuoses de la Seconde Sophistique“ [eine Kunst des Wortes, die Cicero oder den Meistern der Zweiten Sophistik entlehnt ist] (Mouchel 1999, 433). Wie seine *Instructiones Praedicationis Verbi Dei* zeigen, fühlt sich Borromeo diesem *munus* in außerordentlicher Weise und mit den entsprechenden Konsequenzen verpflichtet: „Ce triomphe de l’éloquence orale [...] se paie bien sûr par l’asservissement de ce qu’elle a de plus libre: l’art de l’ornement, l’heureuse invention d’un discours ‚pour la montre‘, sans autre finalité que sa propre jouissance“ [Der Preis für diesen Triumph der Beredsamkeit in mündlicher Rede ist freilich die umfassende Beschneidung der ihr eigenen Freiräume: die Kunst des Schmuckes, die gelungene Schöpfung eines Diskurses ‚um ihrer selbst willen‘, nur zum eigenen Vergnügen] (Mouchel 1999, 433; vgl. auch O’Malley 1988).

Ein unbedingter Wille zur Vereinbarung von humanistischer Bildung und seelsorgerischer Arbeit zeigt sich bei Agostino Valier, Bischof von Verona, der auch Autor einer unvollendet gebliebenen, lateinisch verfassten *Historia de rebus gestis Venetorum delineata* ist. Diese Einstellung führte zu einer verstärkten Bezugnahme auf die Kirchenväter, die als gelungenes Beispiel einer solchen glücklichen Verbindung betrachtet wurden und damit als Rechtfertigung dafür dienen konnten, in der Predigt die sprachlich-stilistischen Ressourcen antiker Vorbilder optimal auszuschöpfen.

In stilistischer Hinsicht orientiert sich die Predigtpraxis immer stärker an dem in Pietro Bembos *Prose della volgar lingua* (1525) kodifizierten Stilideal (vgl. dazu 4.6.), sodass auch die Predigten in ihrer Elaboriertheit anderen Gattungen nicht mehr nachstehen: Es ist bezeichnend, wenn Bernardino Tomitano in der Vorrede zur Predigtsammlung

Cornelio Mussos (vgl. Musso 1567, *A' Lettori*) Bembo selbst, dessen Schüler Musso in Padua gewesen war, mit den Worten zitiert, Musso sei ein Engel, „che favellando persuadesse il mondo" [der allein durch Reden die Welt überzeugt]. In Tomitanos Vorrede zeigt sich deutlich das Bewusstsein, ein noch unberührtes Feld zu betreten, sodass zwar die Regeln der antiken Rhetorik anwendbar waren, man sich aber nicht der ganzen Last der Tradition zu beugen hatte: In Mussos Predigten ist in der Tat ein Modell realisiert, dessen innovativer Charakter sich in einem „apparato artificioso [...] che può sconfinare nell'ampollosità e nel grottesco" [Inventar kunstvoller Ausdrucksmittel, mit denen bisweilen die Grenze zur Schwülstigkeit und zum Grotesken überschritten wird] zeigt (Bolzoni 1984, 1061; zu Beispielen vgl. Bolzoni 1984, 1061 und Marazzini 1993, 282 ff.). Den innovativen Charakter dieses Predigtstils erkennt auch Emanuele Tesauro, wenn er Musso im *Cannocchiale Aristotelico* als Begründer eines „nouello stile di Oration sacra" [neuen Stils frommer Rede] (Tesauro 1670/2000, 501) bezeichnet.

Als weitere wichtige Persönlichkeit ist der Franziskanermönch Francesco Panigarola zu nennen, den Emanuele Tesauro als im Vergleich zu Musso „più perfettionato con lo studio, & col talento" [durch seine Sorgfalt und Begabung noch vollkommener] betrachtet (Tesauro 1670/2000, 502). Er ist der Verfasser sowohl des kurzen, für Anfänger gedachten Traktats *Modo di comporre una predica* (erschienen 1584) als auch des erst posthum gedruckten, umfassenden und systematischen *Il predicatore* (1609), der sich ausführlich mit der Frage nach dem einer Predigt angemessenen Stil befasst, wobei die Möglichkeit der Orientierung an antiken Vorbildern bereits programmatisch aus dem Untertitel deutlich wird: *E la vana Elocutione de gli Autori profani accomodata alla Sacra Eloquenza de' nostri Dicitori, e Scrittori Ecclesiastici.* In Panigarolas Predigten sind die wesentlichen Stilmerkmale dieser Gattung im 17. Jh. bereits vorgeprägt: Alliterationen, Assonanzen, klimaktische Synonymenhäufungen, Ausrufe, rhetorische Fragen, absurd wirkende Aufzählungen (vgl. etwa Bolzoni 1984, 1067 f.; Marazzini 1993, 106 f.; Pozzi 1960, 47 f.). Ihr Modellcharakter als „forma regolare e specifica di oratoria ‚moderna'" [übliche und typische Form ‚moderner' Predigt] (Marazzini 1993, 107) zeigt sich unmittelbar darin, dass ein Autor wie Giovanbattista Marino in seinen *Dicerie sacre* in ganz ähnlicher Weise verfährt, und die *Dicerie* ihrerseits wiederum von Klerikern, „che ambivano a una letterarietà ‚alla moda'" [die nach einer ‚zeitgemäßen' literarischen Ausdrucksform strebten] (Marazzini 1993, 107), imitiert werden.

Den Predigtsammlungen Mussos und Panigarolas war dauerhafter Erfolg beschieden (noch 1730 erscheint ein *Compendio* des *Predicatore*, dem als Anhang auch der *Modo* beigegeben ist), doch darf nicht übersehen werden, dass es gleichwohl auch weiterhin einen ‚volkstümlichen' Predigtstil gibt, wie er bereits bei Filippo Neri in der Gegenüberstellung von *volgo* und *popolo* deutlich wird: „I nostri Padri nel sermonare si accomodino soprattutto alla capacità del volgo senza cercare in alcun modo pomposo il vano applauso del popolo" [Bei der Predigt mögen sich unsere Brüder besonders am Auffassungsvermögen der einfachen Leute orientieren und nicht mit prahlerischem Gehabe nach dem eitlen Beifall der Bürger streben] (zit. in Santini 1923/1928, 27). Wenden sich die stilistisch sehr elaborierten Predigten v. a. an die städtische Bevölkerung, gibt es zugleich eine gegenläufige Tendenz, die sich in schlichter gehaltenen Predigttexten manifestiert, deren Zielgruppe die ländliche Bevölkerung ist. Zu nennen sind hier Daniello Bartoli und besonders Paolo Segneri, der v. a. wegen seiner bisweilen geradezu theatralisch inszenierten *missioni rurali* [Missionsreisen in die ländlichen Gegenden] bekannt war.

4.5. Briefsteller

Im 16. und 17. Jh. wird der Briefstellerei wieder jener Erfolg zuteil, den sie bereits im Mittelalter hatte, doch geht es nicht mehr in erster Linie um vielseitig verwendbare Formelinventare, sondern um Sammlungen von Briefen berühmter Persönlichkeiten (etwa von Claudio Tolomei, Bernardo Tasso, Annibale Caro), zu denen sich freilich auch solche weniger oder gar völlig unbekannter Schreiber gesellen (vgl. das Inventar in Quondam 1981, 277 ff.; zur Thematik insgesamt vgl. Doglio 2000 und Ortner-Buchberger 2003; zu lateinischen Briefsammlungen Griggio 1998). Der Ausdruck *segretario* ist dabei nicht nur oft titelgebend (etwa bei Francesco Sansovino, Giulio Cesare Capaccio oder Angelo Ingegneri), sondern bezeichnet zugleich die „figura emblematica del nuovo genere epistolare moderno" [Schlüsselfigur der neuen zeitgemäßen Briefgattung] (Marazzini 2001, 161), wie er in den fürstlichen Kanzleien zum Alltag gehört. Die Autoren solcher Briefsammlungen sind häufig erfahrene Praktiker wie z. B. Paolo Filippi dalla Briga (vgl. Firpo 1964, 193 ff.): Der Inhalt seiner *Complimenti* (1601; der Ausdruck geht zurück auf span. *cumplimiento*) ist „in sette Capi principali" [in sieben Hauptabschnitte] gegliedert, die als Typologie der Vorlagen gelesen werden können, und enthält die Anlässe „Visita, Congratulazione, Condoglienza, Ringratiamenti, Raccomandatione, Ragguagli, e Complimenti misti" [Besuch, Gratulation, Kondolieren, Danksagung, Empfehlung, Auskunft und Verschiedenes]. Die Widmung an Carlo Emanuele Duca di Savoia, in der ausdrücklich die Rede ist von einer „impresa non tentata fin qui da nissuno in questa Corta" [einem Unterfangen, das bisher niemand an diesem Hof unternommen hat]", zeigt übrigens, dass solche literarischen und rhetorischen Modelle auch im Umfeld des Savoyer-Hofes präsent waren, der lange Zeit von den „‚eleganze' della lingua italiana [‚stilistischen Feinheiten' des Italienischen] (Marazzini 2001, 161) unberührt geblieben war (ebenfalls für das Piemont seien noch die Briefsammlungen von Aquilino Coppino (*Epistolarum libri sex*, 1613) und Teodoro Pelleoni (*Lettere diuerse*, 1625) erwähnt). Natürlich gibt es daneben auch Briefe rein informativen Charakters, doch solche *letteracce*, wie Luca Contile sie in seiner Sammlung *Delle lettere* (1564) nennt, wurden gewissenhaft ausgesondert (zu Contile vgl. Quondam 1981, 19 ff.; für ein Beispiel einer *letteraccia* vgl. Quondam 1981, 27).

Ebenso wie die Predigt (vgl. 4.4.) folgt im 17. Jh. auch die Gattung der Briefsammlung dem Geschmack der Zeit, wie die barocken Werke *Il secretario errante* (1665) von Giovan Battista da Ripa Ubaldini oder Michele Benvengas *Proteo* (1689) zeigen.

Von der wichtigen Rolle des Briefes zeugt auch die große Menge entsprechender Handbücher (vgl. Selmi 1998), von denen hier nur die *Arte delle lettere missive* Emanuele Tesauros genannt sei, die auch ins Spanische übersetzt wurde (1696; zu weiteren Werken vgl. Marazzini 2001, 162). Diese Handbücher begründen eine Tradition, die auch die Krise der Rhetorik übersteht: 1788 erscheint etwa in Turin als Adaption der französischen Vorlage *Secrétaire parfait* der *Segretario perfetto ovvero modelli di lettere di vario argomento* in einer zweisprachigen Ausgabe, sodass er im zweisprachigen Piemont je nach Bedarf verwendet werden konnte. In diesem Werk finden sich allerdings auch *lettere d'affari*, die in den früheren Modellsammlungen noch nicht enthalten waren bzw. selbstständig publiziert wurden, wie etwa Matthias Kramers ebenfalls zweisprachiger *Il secretario di banco; ovvero Stile di corrispondenza Mercantile/Banco-Sekretarius, oder Kauffmännischer Correspondentz-Stylus* (1693), der auf jeweils zwei Seiten die italienische bzw. deutsche Fassung von 300 Modellbriefen einander gegenüberstellt. Das 1821 erschienene

Istradamento al comporre Francesco Cherubinis schließlich zeigt, dass diese Tradition sogar in die habsburgische Schulreform integriert wird: Als Vorlage dient die *Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen über Gegenstände des bürgerlichen Lebens* von 1820. Die wesentliche Neuerung besteht aber immerhin darin, dass auch *biglietti*, d. h. kurze Briefe für „cose di poco momento a persona amica o inferiore, la quale si trovi nello stesso paese in cui siamo" [Angelegenheiten geringer Bedeutung an eine befreundete oder rangniedrigere Person, die sich am selben Ort wie man selbst aufhält] (1826, 144) aufgenommen werden. Eines der letzten Werke dieser Art dürfte Gianfrancesco Rambellis *Istruzione epistolare per giovinetti* sein, die bis 1863 22 Auflagen erfuhr. Eine ‚Fortsetzung' finden die Briefsammlungen im *Segretario galante*, einer bis in die 40er Jahre des 20. Jhs. gängigen Mustersammlung von Liebesbriefen (mit Titeln wie *Il Casanova. Nuovissimo Segretario Galante*) usw. für die ‚einfache' Bevölkerung.

Hingewiesen sei abschließend auch auf *libri di lettere* aus der Feder weiblicher Autoren, etwa Vittoria Colonnas *Litere della divina Vetoria Colona* (1544) oder Veronica Francos *Lettere familiari* (1580), die in der neueren Forschung (Doglio 1993; Zarri 1999) verstärkt Beachtung finden.

4.6. Literarischer Bereich

In Italien ist der literarische Bereich von der Mitte des 15. Jhs. bis zur ersten Hälfte des 16. Jhs. von rhetorisch-stilistischen Normierungsbestrebungen geprägt, die nicht nur die grundsätzliche Alternative *Latein* vs. *Volkssprache*, sondern jede dieser beiden ‚Optionen' auch intern betreffen. Im Bereich des Lateinischen stehen sich zunächst ein ciceronianisches und ein eklektisches Modell gegenüber, doch setzt sich letztlich das erstere als „Inbegriff humanistischen Lateins" (Koch 1988, 346) durch. Die − keineswegs für Italien spezifische − Frage ‚Latein oder Volkssprache?' ist insoweit von Bedeutung, als im Rahmen des im 15. Jh. entstehenden *umanesimo volgare* deren Koexistenz für durchaus möglich und ein am Latein orientierter Ausbau der Volkssprache für notwendig gehalten wird; solche Überlegungen konkretisieren sich etwa bei Cristoforo Landino und bei Lorenzo de' Medici und seinem Kreis. Innerhalb der volkssprachlichen Option stehen sich im Rahmen der sog. *Questione della lingua* (vgl. dazu insgesamt Vitale 1978), die sich allerdings vorrangig „come problema letterario, come aspirazione a un ‚gusto', a una ‚maniera'" [als literarisches Problem, als Streben nach einem ‚Geschmack', einem ‚Stil'] (Migliorini 1968, 14) darstellt, drei Modelle gegenüber, die sich alle „auf funktionierende diskurstraditionelle Praktiken (mit teilweise bestimmter regionaler Verteilung in einem politisch zersplitterten Gebiet) stützen" (Koch 1988, 349): Das Modell der *lingua cortigiana*, das Modell des zeitgenössischen Florentinisch und das *Tre Corone*-Modell (mit Dante, Boccaccio und Petrarca als Referenzautoren). Die *lingua cortigiana*, die zunächst v. a. an den norditalienischen Kanzleien und dann auch in der höfischen Konversation (Ferrara, Mantua, Urbino, Rom) praktiziert wird, findet tendenziell auch Eingang in die literarische Praxis, etwa bei Matteo Maria Boiardos *Orlando innamorato* (die beiden ersten Bücher erscheinen 1483, das dritte 1495) oder Ludovico Ariostos *Orlando furioso* (1516). Das Modell des zeitgenössischen Florentinisch ist eng an die politischen und kulturellen Rahmenbedingungen des 15. und 16. Jhs. gebunden (Medici). Sein Anwendungsschwerpunkt liegt in den poetischen Werken (im Bereich der Prosa wird dieses Modell erst durch Niccolò Machiavelli realisiert), die im Umkreis von Lorenzo de' Me-

dici entstehen und unter denen Luigi Pulcis *Morgante* (zunächst abgeschlossen um 1470, eine erweiterte Fassung erscheint 1483) und Angelo Polizianos *Stanze per la giostra* (gedruckt 1494) zu nennen sind. Mit Blick auf die stilistische Praxis besonders interessant ist hier ferner, dass v. a. Pulci in der *Beca di Dicomano* an „Elemente des aktuellen Florentinisch zur stilisierten Herstellung konzeptioneller Mündlichkeit in der Literatur" (Koch 1988, 351) anknüpft. Dieses Vorgehen wird später charakteristisches Merkmal in den Komödien von Giovan Battista Gelli, Antonfrancesco Grazzini und Antonfrancesco Doni sowie im Hedonismus Pietro Aretinos. Das *Tre Corone*-Modell schließlich ist dasjenige, das sich durchgesetzt hat und im Wesentlichen bis ins 19. Jh. hinein gültig geblieben ist. Seine Kodifizierung erfolgt im Rahmen der *Prose della volgar lingua* (1525) Pietro Bembos und der *Regole della toscana favella* (1575/1576) bzw. der *Avvertimenti della lingua sopra 'l Decamerone* (1584–1586) Leonardo Salviatis, des (Mit)Begründers der *Accademia della Crusca*, doch darf dabei nicht übersehen werden, dass einige Autoren schon vorher bzw. parallel dazu ihre Werke im Sinne dieses Modells überarbeiten: Zu nennen sind hier etwa Iacobo Sannazaros *Arcadia* (1484 vs. 1504), Ariostos *Orlando furioso* (1516 *vs*. 1521 *vs*. 1532) oder auch Baldassare Castigliones *Il Cortegiano* (1519 vs. 1528). Alessandro Manzoni wird später seinen Roman *I promessi sposi* (1827 vs. 1840) in umgekehrter Richtung, d. h. im Hinblick auf das zeitgenössische Florentinisch überarbeiten. Dass es sich dabei um einen umfassenden ‚Paradigmenwechsel' handelt, der keineswegs nur den literarischen Bereich betrifft, hat sein Zeitgenosse Ascoli unmittelbar deutlich gemacht: „[Manzoni] è riuscito [...] a estirpar dalle lettere italiane, o del cervello dell'Italia, l'antichissimo cancro della retorica" [Manzoni ist es gelungen, aus der italienischen Literatur, oder dem Hirn Italiens, das uralte Krebsgeschwür der Rhetorik zu tilgen] (Ascoli 1873, XXVIII).

Die stilistische Praxis im literarischen Bereich nach dem Erscheinen der überarbeiteten Fassung von *I promessi sposi* sei hier nur anhand einiger willkürlich ausgewählter Beispiele vorgestellt (zu einer ausführlicheren Darstellung vgl. Coletti 2000, 265 ff.).

Bei Giosuè Carducci zeigt sich ein deutlicher stilistischer Unterschied zwischen seinem poetischen Werk und seinen Prosaschriften: Folgt er in Ersterem durchgängig den klassizistischen Normen (vgl. Coletti 2000, 256 ff.), vermischen sich in Letzteren typische Stilelemente des 14.–16. Jhs. (z. B. (*im*)*perocché* [~ alldieweil]) mit Charakteristika der zeitgenössischen gesprochenen Sprache, besonders natürlich des Toskanischen. Analoges gilt auch für die Prosa von Gelehrten wie Pio Rajna und Francesco D'Ovidio (vgl. Serianni 1993, 565 f.).

Ein Beispiel ganz anderer Art ist Giovanni Verga, der besonders in *I Malavoglia* (1881) einen Stil praktiziert, der die zeitgenössische Kritik meist ratlos machte; einer der wenigen, die die Eigenart der „rivoluzione verghiana" [Revolution Vergas] (Serianni 1993, 564) erfassten, ist Francesco Torraca, ein Schüler von Francesco De Sanctis: „[Verga] ha preso una via di mezzo, e non è sceso sino al dialetto, ma ha dato quanto ha potuto alla lingua l'andatura, le movenze del dialetto" [Verga hat einen Mittelweg gewählt und ist nicht bis zum Dialekt hinabgestiegen, sondern hat dem Italienischen so gut er konnte den Rhythmus und die Wendungen des Dialekts gegeben] (zit. in Serianni 1993, 564), wie sie sich in der systematischen Verwendung von Formen dialektaler (sizilianischer) oder zumindest volkstümlicher Provenienz, besonders im Bereich des Wortschatzes, aber auch der Morphosyntax zeigen. Ein charakteristisches Stilmerkmal der Prosa Vergas ist ferner die Verwendung der erlebten Rede, die schon in *I Malavoglia*, aber noch ausgeprägter in den Novellensammlungen *Novelle rusticane* und *Per le vie*

(1883) anzutreffen ist und dazu eingesetzt wird, die Grenzen zwischen Erzähler- und Personenrede verschwimmen zu lassen.

Eine „rivoluzione stilistica“ [stilistische Revolution] (Ferroni 1991, vol. 4, 538) im Bereich der Lyrik unternehmen die Schriftsteller, die unter der Bezeichnung *Crepuscolarismo* (von *crepuscolo* [Dämmerung]) zusammengefasst werden, etwa Guido Gozzano, Corrado Govoni, Marino Moretti oder Sergio Corazzini. Ihre Werke entstehen in Opposition zum Versuch Gabriele D'Annunzios, eine besondere Auswahl sprachlicher Mittel (z. B. die Imperfektform *facean* statt *facevano*, *teco* statt *con te* [mit Dir]) als distinktives Merkmal der Dichtung zu etablieren, und stellen im Vers solchen Formen typische Elemente gesprochener Sprache (*gli* anstelle von *le* [ihr]; Gesprächswörter; Diminutivbildungen; Parataxe), aber auch technisches Vokabular (z. B. *dagherrotipo* [Daguerreotyp]) gegenüber (vgl. Coletti 2000, 408 ff.). Der *Crepuscolarismo* findet seine formale Fortsetzung und zugleich Radikalisierung dann im Futurismus.

4.7. Politischer Bereich

Seit der Mitte des 15. Jhs. wird im Anschluss an den Frieden von Lodi zwischen Venedig und Mailand und der Gründung der *Lega italica* nach und nach die Institution eines ständigen Vertreters an anderen Höfen üblich. Im Zusammenhang mit der Entstehung ‚moderner' Staaten bildet sich dabei nicht nur eine in ihrem Funktionieren stark reglementierte höfische Gesellschaft heraus, sondern auch, innerhalb dieses Systems, die Rolle eines jederzeit an präzisen Verhaltensmustern erkennbaren Funktionsträgers, insbesondere des Diplomaten als „emissario ufficiale abilitato ad agire con la dignità e l'eloquenza convenienti al prestigio del sovrano di cui è portavoce“ [offizieller Abgesandter, der mit solcher Würde und Beredsamkeit auftritt, wie sie dem Ansehen des Fürsten entsprechen, den er vertritt] (Battistini/Raimondi 1990, 113; zu einem Überblick vgl. Gilmore 1962 und Mattingly 1955). Die zentrale Rolle der Rhetorik wird dabei unmittelbar daran deutlich, dass diese Repräsentanten zunächst völlig indifferent als *ambasciatori* oder *oratori* bezeichnet wurden.

Zu nennen ist hier zunächst einmal Ermolao Barbaro, selbst Sohn eines Diplomaten, der als Gesandter der Republik Venedig in Mailand und Rom wirkte und in seinem Werk *De officio legati* (entstanden 1489−1491) die rhetorischen Ratschläge selbst praktisch umsetzt (vgl. Galand-Hallyn 1999, 142; auch Figliuolo 1999). Die zentrale Rolle rhetorischer und stilistischer Fähigkeiten unterstreicht auch Torquato Tasso in seinem wenig bekannten *Il Messagiero*: „Non può dunque alcuno esser perfetto ambasciatore, ch'insieme non sia buon oratore“ [Niemand kann also vollendeter Gesandter sein, der nicht zugleich auch ein guter Redner ist] (Tasso 1582/1958, 322). In der Praxis zeigen sich nach Tasso, der auch selbst für verschiedene Fürsten und Kardinäle tätig war, diese Fähigkeiten des *perfetto ambasciatore* in „destrezza d'ingegno e accortezza e facondia e grazia nel spiegar i concetti, gravità e piacevolezza nel conversare, affabilità e cortesia nel favorire gli amici e conoscenti“ [Umsicht, Klugheit, Redebegabung und Gefälligkeit in der Darstellung der Gedanken, Würde und Anmut im Gespräch, Umgänglichkeit und Höflichkeit bei der Unterstützung von Freunden und Bekannten] (Tasso 1582/1958, 331). Dabei muss der Diplomat in gleicher Weise das *genus deliberativum* („trattare i negozî [Verhandlungen führen]“) als auch das *genus demonstrativum* („fare complimenti [Glückwünsche aussprechen]“; Tasso 1582/1958, 320; vgl. auch Tasso 1582/1958, 330 f.) beherr-

schen. Die Wichtigkeit rhetorischer Fähigkeiten wird auch in Ottaviano Maggis *De Legato Libri Duo* (1566; vgl. Mattingly 1955, 212) und Gaspare Bragaccias *L'ambasciatore* (1626/27) unterstrichen.

Komplementär zu den rhetorischen Anforderungen an die Gesandten selbst entwickelt sich auch – insbesondere in der Republik Venedig – die Textgattung des ‚Abschlussberichts' im Anschluss an eine diplomatische Mission, der nach und nach einer einheitlichen *dispositio* folgt, die über geographische, historische, militärische und wirtschaftliche Informationen des Landes bis hin zur Beschreibung der Bewohner, der Hofleute, der Minister und des Fürsten reicht.

Im Zusammenhang mit der Rolle von Rhetorik und Stilistik im politisch-höfischen Bereich sind natürlich insbesondere auch die Hofmannslehren anzusprechen, wobei angesichts der umfangreichen Sekundärliteratur hier auf eine detailliertere Darstellung verzichtet werden kann (vgl. etwa Hinz 1992). Zu den wichtigsten Vertretern in diesem Bereich stark ritualisierter Kommunikationsvorgänge gehören Baldassare Castigliones *Il libro del cortegiano* (1528) und Giovanni della Casas *Il Galateo* (entstanden zwischen 1551 und 1555, gedruckt posthum 1558). Ferner ist Stefano Guazzos *La civil conversazione* (1574) zu erwähnen, aus der deutlich wird, dass „sich Castigliones Modell der (scheinbar) egalitär konversierenden Hofmannskaste an den absolutistischen Höfen nicht mehr realisieren läßt" (Hinz 2005b, 1617). V. a. Castigliones Werk und die darin zugleich beschriebene und umgesetzte rhetorische und stilistische Praxis (Schlüsselbegriffe sind *grazia* und *sprezzatura*) werden zum „Grundbuch der europäischen Adelsgesellschaft" (Hinz 2005b, 1617; es erscheinen Übersetzungen ins Spanische, Französische, Englische, Deutsche, Lateinische und sogar Polnische) und machen die Rhetorik Ciceronianischer Prägung zum „entscheidenden Interaktionsmodell für die europäischen Oberschichten bis mindestens ins 18. Jh. hinein" (Hinz 2005b, 1618).

Hatte also der Florentiner Humanist Angelo Poliziano zwar den Verlust an praktischer Relevanz des *genus iudiciale* und des *genus deliberativum* richtig erkannt, sind das von ihm entsprechend aufgewertete *genus demonstrativum* und eine damit verbundene „private Bildungsrhetorik", wie sie aus seiner Gegenüberstellung von *forum/rostra/subsellia/conciones* und *ocium/vita privata* (vgl. Garin 1952, 882) deutlich wird, keineswegs „das letzte Wort der Renaissance" (Hinz 2005b, 1618). Einen Sonderfall hinsichtlich der praktischen Relevanz der drei *genera* stellt allerdings Venedig dar, wo bis zum Ende der Republik dem *genus iudiciale* bzw. *genus deliberativum* eine zentrale Rolle in der forensischen bzw. administrativ-politischen Praxis zukommt (vgl. Eufe 2006 mit weiteren Hinweisen): „Non s'usa più la retorica ne' giudizii, se non forse in Venezia [Bei Gericht spielt die Rhetorik keine Rolle mehr, außer vielleicht in Venedig]", bemerkt bereits Alessandro Tassoni (zit. n. Croce 1903, 152), und noch Carlo Goldoni legt in vielen seiner Komödien (besonders im *Avvocato veneziano*, 1749) beredtes Zeugnis davon ab.

Gegen Ende des 18. Jhs. erhält die rhetorische und stilistische Praxis eine im modernen Verständnis ‚politische' Relevanz, und zwar in Form einer Revolutionsrhetorik im doppelten Sinne einer „Redekunst in Zeiten politisch-gesellschaftlicher Umwälzungen, die ihren Ausdruck in innovativen, mit etabliertem Sprachgebrauch brechenden Formen der öffentlichen Rede finden" (Huss 2005, 1349). Der erste Versuch in dieser Richtung im sog. *trienno rivoluzionario* (1796–1799) scheitert allerdings u. a. an der literatursprachlichen und damit großen Teilen der Bevölkerung unzugänglichen Form des politischen Diskurses, sodass neben ‚revolutionäre' Kommunikationsformen (z. B. die *circoli costituzionali*, vgl. Leso 1994, 719; 721) und eine Instrumentalisierung der Predigt (vgl.

Guerci 1992, 36 ff.) spezifische Textgattungen wie Flugschriften und Manifeste, aber auch revolutionäre Katechismen treten, wobei Letztere mit ihrem Frage-Antwort-Muster strukturell unmittelbar an die religiöse Tradition anknüpfen. Hinzu kommen „einfach gehaltene Dialogtexte jakobinisch-demokratischer Doktrin" (Huss 2005, 1350). Typische Stilelemente des jakobinischen, persuasiv-suggestiv orientierten Diskurses sind ferner der extensive Gebrauch religiöser Schlüsselbegriffe (etwa *sacre armi formidabili della religione* [die gewaltigen heiligen Waffen der Religion]; vgl. Leso 1991, 138 ff.), der sich über das *Risorgimento* bis in den Faschismus hinein fortsetzt. Im Verlauf des 19. Jhs. verlieren ferner die späteren Schlüsselbegriffe *duce* und *dittatore* ihre historische Konnotation und werden zu „Termini des zeitgenössischen politischen Diskurses", während *nazione* und *patria* „pathetisch-epideiktische Dimensionen" (Huss 2005, 1351) hinzugewinnen. Zum Ende des 19. Jhs. entsteht im Zusammenhang mit der Arbeiterbewegung die ausdrückliche Forderung nach einem Stil, der vorrangig den Idealen von *brevitas* und *perspicuitas* verpflichtet ist. Er wird in entsprechenden, nach der Gründung des *Partito Socialista Italiano* auch ‚institutionell' verankerten Einrichtungen vermittelt und weist eine ganze Reihe von Parallelen zur religiösen Praxis auf (vgl. Pisano 1986, 21). Kennzeichnend ist insbesondere die Verwendung von idiomatischen Wendungen, Sprichwörtern, volkstümlichen Redensarten und Erzählungen, allerdings prägen solche Elemente ebenso den reaktionären Diskurs, v. a. in der Toskana. Bedingt durch das Ziel einer umfassenden rhetorisch-politischen ‚Massenerziehung' wird diese stilistische Ausrichtung zu Anfang des 20. Jhs. abgelöst durch eine Rhetorik, die v. a. auf einen „höheren Grad an Referenzhaltigkeit und Argumentationslogik" (Huss 2005, 1352) hin orientiert ist, etwa bei Palmiro Togliatti (vgl. die Analyse einer Rede in Paccagnella 1975), dessen Stil vor dem Hintergrund moderner Rhetoriktheorie als ‚doktrinär' bezeichnet worden ist (vgl. Fedel 2003, besonders Kap. 3). Benito Mussolini schließlich hat nicht nur Elemente der jakobinischen ebenso wie der risorgimentalen Rhetorik gleichsam zu einer Synthese geführt und „zu einem mystizistisch-revolutionären Italien-Diskurs weiterentwickelt" (Huss 2005, 1353), sondern auch einen expressiv-kathektischen Stil (vgl. Fedel 2003, besonders Kap. 1) geprägt, der im faschistischen Rahmen geradezu modellbildend-normative Wirkung entfaltete (vgl. Cortelazzo 1978, 64; zu exemplarischen Analysen etwa Cortelazzo 1975 und Leso 1978), zumal zum Programm des italienischen Faschismus explizit die Etablierung eines auch sprachlichen *stile fascista* gehörte, der sich u. a. nicht nur in der verbindlichen Verwendung der Anredeform *voi* [Ihr] (statt *lei* [Sie]) und des gesetzlichen Verbots von Fremdwörtern manifestierte, sondern auch in der ‚Allgegenwart' Mussolinis selbst: Auf unzähligen Plakaten mit Parolen des *duce*, in den Zeitungen (Mussolinis Reden wurden dort auch typographisch besonders hervorgehoben), in eigenen Anthologien und sogar in Sprachlehrbüchern für die Schulen (vgl. Leso 1973, 141).

Die faschistische Rhetorik (d. h. wesentlich der Stil Mussolinis selbst), die sich freilich nicht nur aus den genannten ‚politischen', sondern auch aus literarischen Quellen wie Giosuè Carducci, Alfredo Oriani und Gabriele D'Annunzio speist (vgl. Leso 1973, 144), ist inhaltlich durch ihren Mystizismus und formal durch ihre Ausrichtung auf eine vorrangig mündliche Massenkommunikation geprägt (vgl. dazu Müller 2006). Neben einer extensiven Verwendung von Elementen des religiösen Wortschatzes zeichnet sie sich deshalb v. a. durch eine besondere Beachtung prosodisch-rhythmischer Faktoren aus, die sich vorrangig im Gebrauch binärer und ternärer Strukturen (oft in Form von Alliteration, Paronomasie oder Polyptoton) manifestiert. Diese dienen ihrerseits inhaltlich zur Formulierung (scheinbarer) Antithesen und Dilemmata, sodass die rhythmische Struktur

häufig das Fehlen einer inhaltlichen Logik verdeckt (zu Beispielen vgl. Leso 1973, 145 ff.). Ein weiteres Charakteristikum faschistischen Stils ist der Gebrauch von Metaphern, besonders aus den Quellbereichen Militär (*battaglia/vittoria del grano* [Kampf um/Triumph über das Getreide]) und Medizin (*gobbo* [bucklig], *idropico* [wassersüchtig], *microcefalo* [schwachsinnig]), der allerdings insofern im Gesamtkontext faschistischer Rhetorik zu sehen ist, als solche Metaphern auch zu den gängigen Ausdrucksmitteln in anderen politischen Diskursen gehören, etwa bei dem Sozialisten Filippo Turati (vgl. Leso 1973, 150).

4.8. Forensische Rhetorikpraxis (Ende des 19./Anfang des 20. Jhs.)

Eine in gewisser Weise kuriose Form rhetorischer Praxis findet sich im ausgehenden 19. Jh. in den Gerichtssälen insbesondere der Provinz. Die Wortgefechte der Anwälte, die Guglielmo Ferrero 1894 mit einer „corrida spagnuola [einem spanischen Stierkampf]“ verglichen hat (zit. in Battistini/Raimondi 1990, 387), zog v. a. Angehörige niedriger sozialer Schichten an, deren Sensationsgier zum Umschlag des „potere deliberativo della retorica“ [der abwägenden Funktion der Rhetorik] in „esibizione epidittica“ [prahlerische Selbstdarstellung] (Battistini/Raimondi 1990, 387) beiträgt. Es handelt sich hier freilich nur scheinbar um eine periphere Erscheinung, wie nicht nur die eigenständige Publikation solcher Reden (z. B. Genuzio Bentinis *Arringhe penali* (1927) und *Nuove arringhe* (1939)) zeigt, sondern auch die Entstehung einschlägiger Periodika wie z. B. *L'eloquenza: antologia, critica, cronaca* (Rom, 1911), *Movimento e colore: rassegna mensile d'arte e di eloquenza* (Catania, 1925) oder *Gli oratori del giorno: rassegna mensile d'eloquenza* (Rom, 1927), in denen überdies auch Reden von (mehr oder weniger) bekannten Politikern (etwa Giovanni Giolitti, vgl. Moretti 2001) abgedruckt und analysiert werden. Die darin enthaltenen Reden bieten allerdings nicht nur einem interessierten Publikum die Möglichkeit, diese „arringhe teatralizzate e orali“ [theatralischen, mündlich vorgetragenen Plädoyers] (Battistini/Raimondi 1990, 388) nachzulesen, sondern verwandeln sie als ‚Musterbücher‘ auch in eine Art der Wiedergebrauchsrede. Der Erfolg dieser Publikationen ist natürlich auch vor dem zeit- und kulturgeschichtlichen Hintergrund zu sehen, denn die öffentliche Rede hatte schon seit einiger Zeit eine Art Wettkampfcharakter zurückgewonnen, wie es in einem Handbuch für den Schulunterricht unmittelbar deutlich wird, dessen fünfte Auflage von 1887 ([1]1869) noch 1934 nachgedruckt wurde: Die Rhetorik ist darin charakterisiert als eine „nella lotta e in atto di lottare“ [im Kampf und beim Kämpfen] entstandene „forza espansiva e aggressiva“ [expansive und aggressive Kraft], der Redner selbst „naturalmente battagliero“ [von seiner Natur her Kämpfer] (Bernardi 1878, 97).

4.9. Presse

Wenn hier unter *Presse* in Abgrenzung zum „giornalismo letterario e critico [Literatur- und kritischen Journalismus]“ des 18. Jhs. der „giornalismo politico e d'informazione“ [politische und Informationsjournalismus] (Masini 1994, 638) verstanden wird, liegt damit einer der unter 2. angedeuteten Bereiche vor, in denen sich ein spezifischer Funktio-

nalstil erst entwickeln muss. Der Stil der ersten Publikationen dieser Art gründet auf dem Humus der literatursprachlichen Tradition und nimmt auf allen Ebenen des Sprachlichen in völlig unorganischer und heterogener Weise Elemente anderer Provenienz auf (verwaltungssprachliche Wendungen und Ausdrücke, Neologismen, Fremdwörter).

Ist die Presse in der ersten Hälfte des 19. Jhs. noch vorrangig ein „strumento di persuasione e di lotta" [Instrument des Überredens und des Kampfes] (Masini 1994, 635), das der reinen Berichterstattung noch wenig Raum lässt, deutet sich im Zusammenhang mit den Ereignissen der Jahrhundertmitte insofern eine Veränderung an, als die Leserschaft qua Publikum in den Blick gerät und dies auch stilistisch relevante Auswirkungen hat: Implizit in Form des bewussten Einsatzes von Elementen gesprochener Sprache, explizit in der direkten Anrede des Lesers, die so eine Art Dialogsituation suggeriert, vgl. etwa „Che volete che io vi dica, buoni lettori? La colpa non è nostra" [Was soll ich Euch sagen, liebe Leser? Wir sind nicht schuld] (zu diesem und weiteren Beispielen vgl. Masini 1994, 649 f.). Der wachsende Raum, den mit der Zeit auch die *cronaca* [der Nachrichtenteil] einnimmt, und die darin behandelten Themen (v. a. amtliche Mitteilungen) prägen wesentlich auch die stilistische Praxis der zuständigen Redakteure (emblematisch etwa „il *di lei* avvocato difensore [~ der ihrige Verteidiger]"; vgl. das Beispielmaterial in Masini 1994, 656 ff.), die erst gegen Ende des 19. Jhs. vor dem Hintergrund einer wachsenden Leserschaft auch auf Lesbarkeit hin ausgerichtet erscheint. Den Anforderungen knapper und konziser Formulierung entspricht dabei auch die seit etwa 1870 zunehmend systematische Verwendung des Nominalstils, der sich formal u. a. in Aufzählungen und Appositionen und funktional als ‚Abschlussformel' einer Nachricht manifestiert („Qual mare magno di discorsi! I codici, la magistratura, i carcerati" [Was für ein Gewirr von Reden! Die Gesetze, die Justiz, die Häftlinge], „ma nell'insieme poca cosa" [aber insgesamt wenig Substanz], „Grande spavento negli abitanti, però nessun grave danno e nessuna vittima" [Großer Schreck bei den Bewohnern, aber keine schweren Schäden und keine Opfer]; zit. n. Masini 1994, 663).

Die Wende zum 20. Jh. bringt auch für die journalistische Praxis eine Reihe von Veränderungen quantitativer (stark steigende Auflagen, größerer Umfang), inhaltlicher (erweiterte (Sport) bzw. neue Rubriken (Wirtschaft, Unterhaltung, Kleinanzeigen)) und − damit verbunden − stilistischer Art mit sich. Die technischen und organisatorischen Veränderungen führen zu einer stilistischen Uniformierung der Texte, zu der auch das aufkommende Berufsjournalistentum beiträgt. Der sich allmählich herausbildende Funktionalstil ‚Zeitungssprache' manifestiert sich dabei nicht nur in der Homogenisierung innerhalb eines Blattes, sondern auch − angesichts der Mobilität der Journalisten − in genereller Hinsicht. Im Vergleich zur Praxis des 19. Jhs. zeigt sich ein (freilich in Abhängigkeit von Zeitung und Themenbereich noch unterschiedlich) deutlicher Rückgang literarischer Stilelemente, insbesondere im syntaktischen Bereich, wo sich ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Para- und Hypotaxe beobachten lässt (vgl. Bonomi 1994, 672 f.). Wachsender Beliebtheit erfreut sich ferner der Nominalstil, besonders als textstrukturierendes Element, aber auch in speziellen Themenbereichen wie etwa Nachrichten aus dem Krieg in Libyen (zu Beispielen vgl. Bonomi 1994, 671). Im Zusammenhang mit den technischen Veränderungen (Telefon) zu sehen ist das Eindringen von Elementen gesprochener Sprache und ausschließlich parataktischer Strukturen, insbesondere bei Auslandsnachrichten (zu Beispielen vgl. Bonomi 1994, 671 f.).

Die mit der Machtübernahme der Faschisten (sicher mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, vgl. Leso 1973, 141 f.) einhergehende *fascistizzazione* der Presse hat erhebliche

Konsequenzen nicht nur in struktureller, sondern auch in sprachlich-stilistischer Hinsicht. Die Präsenz von Elementen der gesprochenen Sprache und auch der Dialekte wird deutlich zurückgedrängt − allerdings mit Ausnahme des lexikalischen Bereiches, soweit entsprechend konnotierte Elemente sich als funktional im Sinne der spezifisch faschistischen Rhetorik erweisen. Ist ferner der spürbare Rückgang verwaltungssprachlicher Stilelemente in Verbindung mit dem sinkenden Anteil an (Lokal)Nachrichten zu sehen, ergibt sich die ebenso deutlich rückläufige Verwendung des Nominalstils, also eines pressesprachlichen Stilelements *par excellence*, aus den grundlegenden Charakteristika faschistischer Rhetorik überhaupt. Zu diesen Merkmalen gehören u. a. extreme Parataxe, dreigliedrige Strukturen mit einem „valore musicalmente definitorio [einer die Satzmelodie bestimmenden Funktion]“ (Leso 1973, 146) wie z. B. „arginare, sospingere e riunire idee, tendenze, volontà e sforzi [Einfälle, Tendenzen, Absichten und Anstrengungen eindämmen, vorantreiben und vereinen]“ (zit. in Bonomi 1994, 687; zu weiteren Charakteristika Bonomi 1994, 687 ff.).

5. Literatur (in Auswahl)

Ascoli, Graziadio Isaia (1873): Proemio. In: Archivio glottologico italiano 1, V−XLI.

Battistini, Andrea (1981): I manuali di retorica dei Gesuiti. In: Gian Paolo Brizzi (a c. di): La „Ratio studiorum“. Modelli culturali e pratiche educative dei Gesuiti in Italia tra Cinque e Seicento. Roma (Biblioteca del Cinquecento, 16), 77−120.

Battistini, Andrea/Ezio Raimondi(1990): Le figure della retorica. Una storia letteraria italiana. Torino (Piccola Biblioteca Einaudi, 530).

Bernardi, Gaetano (1878): Avviamento all’arte del dire. Lezioni di Gaetano Bernardi ad uso delle classi superiori del ginnasio. Terza edizione interamente rifatta dall’Autore. Napoli.

Bettinelli, Saverio (1782): Saggio sull’eloquenza. Venezia (Opere dell’abate Saverio Bettinelli, 8).

Bolzoni, Lina (1984): Oratoria e prediche. In: Alberto Asor Rosa (a c. di) (1984): Letteratura italiana III: Le forme del testo. II. La prosa, Torino, 1041−1074.

Bonomi, Ilaria (1994): La lingua dei giornali del Novecento. In: Serianni/Trifone (1993/1994), vol. 2, 667−701.

Chemello, Adriana (a c. di) (1998): Alla lettera. Teorie e pratiche epistolari dai Greci al Novecento. Milano.

Cherubini, Francesco (1826): Istradamento al comporre, o sia Precetti intorno al modo di esprimere per iscritto i proprj pensieri ed esempi di quelle scritture delle quali è più frequente il bisogno nella civil società. Milano.

Coletti, Vittorio (1983): Parole dal pulpito. Chiesa e movimenti religiosi tra latino e volgare. Casale Monferrato (Collana di saggistica, 6).

Coletti, Vittorio (2000): Storia dell’italiano letterario. Dalle origini al Novecento. Torino (Piccola Biblioteca Einaudi − Nuova serie, 28).

Cortelazzo, Michele A. (1975): Lingua e retorica di Mussolini oratore socialista. In: Lingua nostra 36, 73−77.

Cortelazzo, Michele A. (1978): Mussolini socialista e gli antecedenti della retorica fascista. In: Leso u. a. (1978), 63−81.

Croce, Benedetto (1903): Francesco Patrizio e la critica della retorica antica. In: Miscellanea di studi critici edita in onore di Arturo Graf. Bergamo, 149−159.

De Blasi, Nicola (1993): L’italiano nella scuola. In: Serianni/Trifone (1993/1994), vol. 1, 383−423.

Denina, Carlo (1776): Bibliopea o sia l’arte di compor libri. Torino.

Doglio, Maria Luisa (a c. di) (1975): Emanuele Tesauro. Idea delle perfette imprese. Testo inedito. Firenze (Università di Torino, Centro di studi di letteratura italiana in Piemonte „Guido Gozzano“ − Testi, 1).
Doglio, Maria Luisa (a c. di) (1978): Paolo Giovio. Dialogo dell'imprese militari e amorose. Roma (Biblioteca del Cinquecento, 4).
Doglio, Maria Luisa (1993): Lettera e donna. Scrittura epistolare al femminile tra Quattro e Cinquecento. Roma (Humanistica, 14).
Doglio, Maria Luisa (2000): L'arte delle lettere. Idea e pratica della scrittura epistolare tra Quattro e Seicento. Bologna.
Ehses, Stephanus (ed.) (1911): Concilii Tridentini actorum pars altera. Acta post sessionem tertiam usque ad concilium Bononiam translatum. Friburgi Brisgoviae (Concilium Tridentinum − Diariorum, actorum, epistularum, tractatuum nova collectio, 5).
Eufe, Rembert (2006): Rhetorik und distanzsprachliche Mündlichkeit: Marco Foscarinis *Della improvvisa eloquenza* und der Status des Venezianischen. In: Franceschini u. a. (2006), 39−53.
Eybl, Franz M. (1998): Jesuitenrhetorik. In: Ueding (1992−2005), Bd. 4, 717−728.
Fedel, Giorgio (2003): La retorica politica italiana nel secolo delle ideologie: un esercizio di analisi. Genova (Quaderni del Centro di analisi dei simboli e delle istituzioni politiche Mario Stoppino, 2).
Ferroni, Giulio (1991): Storia della letteratura italiana. 4 voll. Torino.
Figliuolo, Bruno (1999): Il diplomatico e il trattatista. Ermolao Barbaro ambasciatore della Serenissima e il *De officio legati*. Napoli (Storici e Storia, 2).
Filippi dalla Briga, Paolo (1607): Complimenti. Venetia.
Firpo, Luigi (a c. di) (1964): Federico della Valle. Prose. Bologna (Scelta di curiosità letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XIX, 262).
France, Peter (1999): Lumières, politesse et énergie (1750−1776). In: Fumaroli (1999), 945−999.
Franceschini, Rita u. a. (Hrsg.) (2006): Retorica: Ordnungen und Brüche. Beiträge des Tübinger Italianistentags. Tübingen.
Fumaroli, Marc (1980): L'âge de l'éloquence. Rhétorique et „res literaria“ de la renaissance au seuil de l'époque classique. Genève (Hautes études médiévales et modernes, 43).
Fumaroli, Marc (éd.) (1999): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne 1450−1950. Paris.
Galand-Hallyn, Perrine (1999): La rhétorique en Italie à la fin du Quattrocento (1475−1500). In: Fumaroli (1999), 131−190.
Galletti, Alfredo (1938): L'eloquenza (dalle Origini al XVI secolo). Milano.
Garin, Eugenio (a c. di) (1952): Prosatori latini del Quattrocento. Milano/Napoli (La letteratura italiana. Storia e testi, 13).
Gilmore, Myron P. (1962): The World of Humanism. 1453−1517. New York.
Grendler, Paul F. (1989): Schooling in Renaissance Italy. Literacy and Learning, 1300−1600. Baltimore/London.
Grendler, Paul F. (2002): The Universities of the Italian Renaissance. Baltimore/London.
Griggio, Claudio (1998): Dalla lettera all'epistolario. Aspetti retorico-formali dell'epistolografia umanistica. In: Chemello (1998), 83−107.
Guerci, Luciano (1992): „Mente, cuore, coraggio, virtù repubblicane“. Educare il popolo nell'Italia in rivoluzione (1796−1799). Torino.
Hinz, Manfred (1992): Rhetorische Strategien des Hofmannes: Studien zu den italienischen Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts. Stuttgart (Romanistische Abhandlungen, 6).
Hinz, Manfred (2005a): Rhetorik − Geschichte − Begriffsgeschichte − Frühe Neuzeit. In: Ueding (1992−2005), Bd. 7, 1505−1523.
Hinz, Manfred (2005b): Rhetorik − Geschichte − Systemgeschichte − Frühe Neuzeit. In: Ueding (1992−2005), Bd. 7, 1600−1620.
Holtus, Günter/Michael Metzeltin/Christian Schmitt (Hrsg.) (1988−2005): Lexikon der romanistischen Linguistik. 8 Bde. Tübingen.

Huss, Bernhard (2005): Revolutionsrhetorik − Revolutionsrhetorik in einzelnen Ländern − Italien. In: Ueding (1992−2005), Bd. 7, 1349−1355.

Koch, Peter (1988): Italienisch: Externe Sprachgeschichte I. In: Holtus/Metzeltin/Schmitt (1988−2005), Bd. 4, 343−360.

Krefeld, Thomas (1988): Italienisch: Periodisierung. In: Holtus/Metzeltin/Schmitt (1988−2005), Bd. 4, 748−762.

Leso, Erasmo (1973): Aspetti della lingua del fascismo. Prime linee di una ricerca. In: Maurizio Gnerre/Mario Medici/Raffaele Simone (a c. di) (1973): Storia linguistica dell'Italia nel Novecento. Atti del quinto convegno internazionale di studi. Roma (Pubblicazioni della Società di Linguistica Italiana, 6), 139−158.

Leso, Erasmo (1978): Osservazioni sulla lingua di Mussolini. In: Leso u. a. (1978), 15−62.

Leso, Erasmo (1991): Lingua e revoluzione. Ricerche sul vocabolario politico italiano del triennio rivoluzionario 1796−1799. Venezia.

Leso, Erasmo (1994): Momenti di storia del linguaggio politico. In: Serianni/Trifone (1993/1994), vol. 2, 703−755.

Leso, Erasmo u. a. (1978): La lingua fascista e il fascismo. Bologna.

Machiavelli, Niccolò (1521/2001): L'arte della guerra. Scritti politici minori. A cura di Jean-Jacques Marchand, Denis Fachard e Giorgio Masi. Roma (Edizione Nazionale delle Opere di Niccolò Machiavelli, I, 3).

Marazzini, Claudio (1993): Storia della lingua italiana. Il secondo Cinquecento e il Seicento. Bologna.

Marazzini, Claudio (2001): Il perfetto parlare. La retorica in Italia da Dante a Internet. Roma (Università, 351).

Masini, Andrea (1994): La lingua dei giornali dell'Ottocento. In: Serianni/Trifone (1993/1994), vol. 2, 635−665.

Massari Malatesta, Alessandro (1623): Trattato vniversale della vera arte militare. Torino.

Mattingly, Garrett (1955): Renaissance Diplomacy. London.

McGinness, Frederick J. (1995): The Collegio Romano, the University of Rome, and the Decline and Rise of Rhetoric in the Late Cinquecento. In: Roma moderna e contemporanea 3, 601−624.

Migliorini, Bruno (1968): La questione della lingua. In: Umberto Bosco u. a. (a c. di) (1968): Questioni e correnti di storia letteraria. Milano (Problemi ed orientamenti critici di lingua e letteratura italiana, 3), 1−75.

Montaigne, Michel de (1582/1992): Les Essais. Livre I. Édition conforme au texte de l'exemplaire de Bordeaux par Pierre Villey. Paris (Collection „Quadrige", 94).

Mora, Domenico (1570): Il soldato. Venetia.

Moretti, Mauro (2001): L'éloquence libérale. Théories et pratiques d'un art caméral dans l'Italie de la Belle Époque. In: Fabrice D'Almeida (éd.): L'éloquence politique en France et en Italie de 1870 à nos jours. Roma (Collection de l'École française de Rome, 292), 79−100.

Mouchel, Christian (1999): Les rhétoriques post-tridentines (1570−1600): la fabrique d'une société chrétienne. In: Fumaroli (1999), 431−497.

Müller, Frank Ernst (2006): Aspekte der Rhetorik von Benito Mussolini − die ‚oratoria di piazza'. In: Franceschini u. a. (2006), 71−87.

Murphy, James J. (1974): Rhetoric in the Middle Ages. A History of Rhetorical Theory from Saint Augustine to the Renaissance. Berkeley/Los Angeles/London.

Musso, Cornelio (1567): Il primo libro delle prediche. Vinegia.

Noe, Alfred (2005): Rhetorik − Geschichte − Neuzeitliche Institutionengeschichte − Italien. In: Ueding (1992−2005), Bd. 7, 1667−1674.

O'Malley, John W. (1988): Saint Charles Borromeo and the *Praecipuum Episcoporum Munus*: His Place in the History of Preaching. In: John M. Headley/John B. Tomaro (eds.) (1988): San Carlo Borromeo. Catholic Reform and Ecclesiastical Politics in the Second Half of the Sixteenth Century. Washington/London/Toronto, 139−157.

Ortner-Buchberger, Claudia (2003): Briefe schreiben im 16. Jahrhundert. Formen und Funktionen des epistolaren Diskurses in den italienischen libri di lettere. München (Humanistische Bibliothek, I, 53).

Paccagnella, Ivano (1975): Retorica politica: gli interventi di Togliatti all'Internazionale nel 1926. In: Quaderni del Circolo Filologico Linguistico Padovano 6, 169–186.

Pisano, Rossano (1986): Il paradiso socialista. La propaganda socialista in Italia alla fine dell'800 attraverso gli opuscoli di „Critica sociale". Milano (La società italiana moderna e contemporanea, 14).

Pozzi, Giovanni (a c. di) (1960): Giovanbattista Marino. Dicerie sacre e La strage de gl'innocenti. Torino (Nuova raccolta di classici italiani annotati, 5).

Quondam, Amedeo (a c. di) (1981): Le ‚carte messaggiere'. Retorica e modelli di comunicazione epistolare: per un indice dei libri di lettere del Cinquecento. Roma (Biblioteca del Cinquecento, 14).

Quondam, Amedeo (1982): L'Accademia. In: Alberto Asor Rosa (a c. di) (1982): Letteratura italiana I: Il letterato e le istituzioni. Torino, 823–898.

Ratio, atque Institutio Studiorum Societatis Iesu. Roma 1616.

Resta, Giovanni (1964): Giorgio Valagussa. Umanista del Quattrocento. Padova (Miscellanea erudita, 13).

Rocca, Bernardino (1566): Imprese, stratagemi, et errori militari. Venetia.

Santini, Emilio (1923/1928): L'eloquenza italiana dal concilio tridentino ai giorni nostri. 2 voll. Milano/Palermo/Napoli u. a. (Biblioteca ‚Sandron' di Scienze e Lettere, 91/118).

Savorgnano, Mario (1599): Arte militare terrestre, e marittima. Venetia.

Scaglione, Aldo (1986): The Liberal Arts and the Jesuit College System. Amsterdam/Philadelphia.

Schlüter, Gisela (2006): Rhetorik und Pornographie. Ferrante Pallavicinos *Retorica delle puttane* und die Krise der Renaissance-Rhetorik. In: Franceschini u. a. (2006), 337–350.

Selmi, Elisabetta (1998): Fra „negotio" e „parole": per una „institutio" retorica dei „libri del segretario". La svolta degli anni Novanta. In: Chemello (1998), 173–227.

Serianni, Luca (1993): La prosa. In: Serianni/Trifone (1993/1994), vol. 1, 451–577.

Serianni, Luca/Pietro Trifone (a c. di) (1993/1994): Storia della lingua italiana. 3 voll. Torino.

Sforza Pallavicino, Pietro (1662): Trattato dello stile e del dialogo. Roma.

Tasso, Torquato (1582/1958): Il messaggiero. In: Torquato Tasso. Dialoghi. Edizione critica a cura di Ezio Raimondi. Firenze, II-1, 247–332.

Tesauro, Emanuele (1670/2000): Il cannocchiale aristotelico O sia Idea dell'arguta et ingeniosa elocutione Che serve à tutta l'Arte oratoria, lapidaria, et simbolica Esaminata co' Principij del divino Aristotele. Ristampa Anastatica. Torino/Savigliano.

Ueding, Gert (Hrsg.) (1992–2005): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. 7 Bde. Tübingen.

Varchi, Benedetto (1721/1858): Opere di Bendetto Varchi: ora per la prima volta raccolte. Vol. I. Trieste (Biblioteca classica italiana – secolo XVI, 6).

Vasoli, Cesare (1991): Tra retorica, cabala, arte della memoria e religiosità: G. Camillo Delminio. In: Vittore Branca/Carlo Ossola (a c. di) (1991): Crisi e rinnovamenti nell'autunno del rinascimento a Venezia. Firenze (Civiltà Veneziana – Saggi, 38), 133–154.

Vercesi, Ernesto/Emilio Santini (a c. di) (1931–1938): L'eloquenza (dal sec. XVII ai giorni nostri). Milano.

Vitale, Maurizio (1978): La questione della lingua. Nuova edizione. Palermo.

Weinberg, Bernard (a c. di) (1970): Trattati di poetica e retorica del Cinquecento. Vol. 1. Bari (Scrittori d'Italia, 247).

Zarri, Gabriella (a c. di) (1999): Per lettera. La scrittura epistolare femminile tra archivio e tipografia. Secoli XV–XVII. Roma (I libri di Viella, 16).

Ludwig Fesenmeier, Köln/Bochum (Deutschland)

27. Applied rhetoric and stylistics in Spain and Portugal in the 20th and 21st centuries

1. Rhetoric and stylistics in political, legal and administrative contexts
2. Discourse in the mass media
3. Literature and religious discourse
4. Science, popularisation, education
5. Selected bibliography

Abstract

Rhetoric and stylistics have undoubtedly played an important role in the development of socio-communicative contexts in Spain and Portugal, as well as in their educational curricula. In the late 20th century, rhetoric had regained a good reputation and was endorsed by modern disciplines such as semiotics or discourse analysis. This helped to increase the number of references made to its tradition.

Political activity with its inseparable discourse practices is the field in which rhetoric is most readily visible. Like politics, public administration, religion, advertising, journalism, literature and other spheres of social activity involve discourse interaction that is not impervious to the changes of perspective brought about by rhetorical ideas.

Stylistics, on the other hand, played a significant role in the educational programmes in the second half of the 20th century. Stylistic studies were included in the school curricula and became quite fashionable with the practice of analysing literary texts and, some time later, the linguistic analysis of all kinds of texts. Thanks to the style guides used by different media, journalism is perhaps the field of discourse practice where the term 'style', in the sense of the respective reflections on uses and preceptive indications, reached the highest degree of popularity.

Style is a linguistic context-dependent variable and is therefore sensitive to changes in genre, historical period and cultural environment. Think, for example, of the changes introduced into political speeches, from the pompous models rooted in the Romantic era to the far more colloquial-sounding discourse used by many politicians in the late 20th and early 21st centuries, which became steeped in the habits established by television. These changes took place as the decline of the dictatorships in the two countries (that of Oliveira Salazar in Portugal and that of General Franco in Spain) in the mid-seventies gave rise to an atmosphere that favoured a new style of communication and a different rhetorical approach.

1. Rhetoric and stylistics in political, legal and administrative contexts

1.1. Political activity

Indeed, political discourse (as used by politicians and as continuation in the media) is determined by a series of ideas and preconceptions concerning rhetoric and stylistics, whose evolution can be traced back in time and which undoubtedly constitute a func-

tional response to changes in historical circumstances and in social structures. All of these are factors that are relevant to an analysis of the different functions and modalities of political discourse (Lorda/Ribas 2002; Salvador forthcoming). We will begin by examining the course of political oratory in the contemporary era, a discourse activity that has been well anthologised and contextualised in a recent work by Cuenca Toribio (2002).

The 1812 *Cortes de Cádiz* where the first Spanish constitution was to see the light, started the parliamentary tradition of public oral debates, which was to become increasingly popular throughout the 19th century. The parliamentary arena saw the development of a political oratory that was often influenced by the vehement *pathos* that was typical of the Romantic movement. The figure that stands out most in the memory of successive generations of Spaniards and Hispano-Americans was without a doubt Emilio Castelar, the so called 'Spanish Demosthenes', who became President of the First Spanish Republic in the 1870s. The Second Spanish Republic (1931−1939) was also a period with a brilliant parliamentary activity with exceptional orators such as José María Gil-Robles, the Catalan Francesc Cambó or the intellectual and writer Manuel Azaña, President of the Second Republic. Another president of this Republic, Niceto Alcalá-Zamora, was renowned for his Baroquestyle oratory and, while in exile in Argentina, he published a history of the Spanish oratory (Alcalá-Zamora 1946). The functionality and rational structure of the oratory style employed by Cambó has led it to be considered as the paradigm of modernity.

Another decisive orator at the time of the Second Republic was José-Antonio Primo de Rivera, who also laid down the guidelines for the official political discourse used throughout Franco's dictatorship (1939−1975), and later founded the right-wing movement *Falange Española*. In a study on the subject, Martínez Garrido (1997) compares this model of oratory with that employed by the Fascists in Italy, which was inspired in D'Annunzio and in the traditional sacred oratory and then refashioned and presented as something new. For this researcher, both the insistence on metaphors related to Christian *pathos* (fire, love, anger, death, sacrifice, new light, crusade, and so forth) and the *dispositio* of the discourse (parallelisms, anaphors, cases of *amplexio* etc.) go to make up an model of oratory lying halfway between the holy and the profane, and profoundly dramatised, although stylistically less elaborate in the case of Primo de Rivera. It is also interesting to note how the hybrid form of preaching and political oratory brings the *poiesis* that is typical of the epidictic genre (metaphors concerning the Passion, the argument structure in dealing with the Sacrifice) closer to the *repetitio* that is typically found in the deliberative genre. In fact, as the author observes, the religious oratory of the 19th century had gradually slid away from one genre towards the other.

During Franco's dictatorship, political, official and barely parliamentary oratory largely stuck to this model, especially at times, when the Regime needed to hoist the dangers of the enemy from outside (the blockade by the western powers following the defeat of the Nazis, the Masonic-Jewish conspiracy, the communist threat, etc.) as a flag with which to stimulate a Spanish nationalism that would help to further the cohesion of the masses around their *caudillo*. As the years went by, the official discourse of the Regime became more technocratic, and this was more particularly so following the changes introduced by the ministers belonging to the Opus Dei in the sixties; nevertheless, the old, autocratic-style rhetoric was never wholly abandoned.

The official oratory of Salazar's Regime in Portugal followed a similar pattern until the victory of the so-called Revolution of the Carnations established a parliamentary-

type democratic system in 1974. This came at the end of a period in which rallies, slogans and even songs with some political symbolism, such as the famous *Grândola vila morena*, were the main players on the scene. In 1975, with the death of Franco one year after the fall of the dictatorship in Portugal, Spain also set out on the path of a transition towards a system of formal liberties where the oratory played an important role in Parliament, in electoral events and in demonstrations on the street. The parliamentary rhetoric that was imposed in this political transition in Spain was one marked by distension, where the use of words with positive connotations such as *tolerance*, *reconciliation* or *consensus* was fostered, while words that were a little more disquieting in that historical setting such as *proletariat*, *Bourgeoisie* or *revolution* were avoided (López Eire/De Santiago 2000, 118 f.). The term *democratic transition* was but a more or less euphemistic expression that attempted to avoid any reference to a radical break away from the previous Regime and any hint of historical revenge. This was surrounded by a spirit of forgetting wrongs and blames, which was to pave the way for a bloodless change of regime. Unlike the speeches delivered by General Franco or by the rulers during democracy and as is to be expected in a modern monarchical system, the speeches of the King of Spain constitute a corpus of institutional texts, situated above the options of the political parties, which defend the essential values of democratic coexistence and which adopt a posture of consensus that is not altogether free of semantic gaps (Quintans 1997).

When their respective dictatorships came to an end, a new era began for political discourse both in Spain and in Portugal. The range of genres in which it is articulated was expanded and became very varied as far as *exhortative discourse* was concerned, that is, slogans, campaigns, propaganda, pamphlets, radio or television interviews, debates in the same media, read or memorised addresses, the 'personal' letter to voters, and so forth (Bassols 2007). Political interviews and debates in the media took place without any kind of anomalies, as should be the case in a democracy, which guarantees the right to publicly discuss decisive aspects in the life of its citizens, such as electoral issues or accusations of corruption by politicians while in office (Sánchez Macarro/Salvador 1993). The argumentative *ethos* adopted by politicians in these debates is, undoubtedly, a central issue (Braga 2005). In the parliamentary setting, the star genre is the debate – a controversial figure that may be on the investiture of a candidate-elect or on the state of the nation or on an appeal to the government.

There exists a detailed study that examines this latter case in Portuguese (Marques 2000), a language in which an increasing number of linguists have become interested in the study of political discourse in recent years. The author of this work dissects the rhetorical structure of the genre 'Appeal to the Government in parliament', which consists of two different levels: on the one hand, there is the relation among the speakers who are physically present in the seat of parliament, while on the other hand there is the Portuguese people, who follow the debate in the media. Each of these levels aims to fulfil a different purpose, namely, to answer the speakers (the controversial side) and to modify citizens' attitude (persuasive side), respectively. The function of person deixis (Nogué 2008), modalising, vocatives and meta-discursive references are essential mechanisms in this device that makes it possible to construct the complex figure represented by the speaker delivering the Appeal to the Government address, a figure who combines the use of *I* (when speaking on their own behalf, as an individual person) and the use of *we* (when they play the role of spokesperson for a collective posture, on behalf of a political party or even for the people in general and their interests). When the orators

delivering this speech insist on the dimension they hold as representatives of the collective opinion, that is, on *we*, then that argumentative strategy reinforces their authority; and when they speak in their own name they accept responsibility individually for their controversial attitude and this gives the impression of being more humanised (Marques 2000, 336).

In Catalan, as in Galician and in Basque, the existence of any official political discourse was banned by the Franco regime for almost forty years. Such discourse therefore did not reach the public arenas and could only be used in private spheres or in writing, within the limits imposed by the fact that it had to be carried out in the utmost secrecy. Following the restoration of the democratic institutions, all the languages spoken in Spain were accepted for official use in their respective political institutions (autonomic parliaments, town councils, local administrations, elections, and so forth). As we have seen earlier, Bassols establishes a classification of the different types of exhortative political discourse, with special attention being given to those produced in Catalan. One of her most insightful observations refers to the current tendency to create an illusion of personalisation or of candidates' dealing directly with voters, which undoubtedly entails certain characteristics of style and of organising the rhetorical act: "Personalisation of the letter is fundamental: it must give the impression that the candidate is addressing the reader exclusively, and that all his/her attention is focused on this reader's vote and his/her going to the polling station. Obviously this is a mirage − a piece of fiction; but it is interesting to see what resources are used by marketing professionals to achieve this effect of immediate and direct discourse" (Bassols 2007, 198).

This characteristic is typical of a general trend in recent political discourse, at least in western countries, which insists on proximity to the receivers, as far as both rhetorical and stylistic aspects are concerned. This can be seen, for instance, as a kind of *conversationalization* of public discourse. This tendency gradually developed among both right and left-wing politicians as the new Spanish democracy consolidated itself. This undoubtedly has to do with the fact that television, in its role as the predominant vehicle for conveying political discourse, imposes its own laws as well as a simplification of the oratory that could be seen as a lowering of its 'literary' quality. Nevertheless, in certain genres there is also a tendency towards recovering an explicit rhetoricism, which can be recognised as being an inheritance from the 19th century Spanish tradition, paradigmatically represented by Castelar. In a discerning study by Pujante and Morales (1996−1997), the authors analyse the speeches delivered in the debate on the state of the nation by the socialist leader Felipe González, President of the Spanish government at that time, and by the conservative politician José María Aznar, who was to immediately succeed him as President. As Pujante and Morales see it, the speech by Aznar, despite being less elaborate and less brilliant than the address by González, was better in terms of its persuasive effectiveness. This was mainly due to the fact that he did not aim it at just the audience of the debate at hand, but instead he took a phantom audience (the future voters) as its final target audience and adopted a populist style typically used at electoral rallies, frequently resorting to metaphors and rather traditional rhetorical strategies. In any case, drastic differences can be observed between these resources and those of the officially approved rhetoric of Franco's regime.

With respect to other events that have taken place since democracy was restored in Spain, such as the Catalan electoral campaign for the general elections to the Spanish parliament in the year 2000, Capdevila (2004) analyses the strategies of persuasion used

on television throughout that campaign. In this case, as in others, it is difficult to separate the study of political discourse from the study of media communication discourse and it is for this reason that, when dealing with that section, we will inevitably encounter new references to political discourse. The same can be said of another work (Marín 2005), which examines the argumentation implicit in the debate in the media about the Catalan elections. The author sets out from an interest in linguistic pragmatics in relation to the grammaticaliation of certain verbs with meanings that express perceptive processes (listen, look, hear, see, and so forth) and she then analyses their conversion into discourse markers and their effectiveness in debates as a means of indicating power relations between the participants.

One very useful succinct study of the language of political communication in Spanish, with a large dose of descriptivism, is that by Fernández Lagunilla (1999). The author dedicates the first part of her work to studying aspects of discourse such as metaphorisation (for example, the State as a ship), the use of personal pronouns, enunciative polyphony or the effect of making semantic nominalisations indefinite (in contrast to more explicit sentential expressions of the same idea) as a rhetorical strategy for the abstract and unspecific presentation of certain social phenomena. The second part focuses on examining the political vocabulary used in recent years, the evaluative connotations taken on by certain words, and a number of assorted lexical phenomena such as neologism or euphemism.

In fact, it is interesting to examine the rhetorical use of expressions such as *Spain* (versus the more neutral *Spanish State*), *nation* (which is reserved exclusively to refer to the whole of Spain, whereas others apply it − even in legal texts such as the Catalonia Statute of Autonomy, which was approved in 2006 − to regions within the State with their own strong historical personality, such as Catalonia or the Basque Country), *nationalism* (which was applied exclusively to peripheral nationalisms and has now shifted to also refer to a centralised Spanish nationalism), and so forth. Words like *demagogy* or *terrorism* are absolutely marked with a negative point of view. For this very reason, expressions like *la banda terrorista ETA* (the terrorist group ETA) or *los violentos* (the violent) are totally conventionalised denominations in official speeches and in the social media. Obviously, in these cases the groups that opt for an independent Basque Country without condemning the armed struggle in order to achieve it resort to denominations of a positive, patriotic or even heroic nature (for example *eusko gudariak* or Basque soldier, an expression which is used as the title of a nationalist anthem). Moreover, however, when there is some chance of talks being held on the issue, the same official spheres usually abandon these terms and replace them by euphemistic or even overtly flattering expressions.

1.2. Legal and administrative discourse

As far as legal and administrative language is concerned, there has been a tendency in recent years to simplify it to a certain extent, thus reducing the traditional pompousness of these kinds of documents. In the case of Catalan, Basque and Galician, the period of democratic transition, with the drawing up of the Statutes of Autonomy of the different Spanish regions, marked the beginning of the production of administrative, legal and, to a lesser extent, judicial texts. The fact that the stylistic patterns of this kind of dis-

course were set at such a late stage as the late nineteen seventies and early eighties means that expression was simplified right from the start. In contrast, it has taken much longer to reduce the traditional formulae in Spanish and Portuguese, whether it be in the form of styles of address (long over-refined in both languages, and especially so in Portuguese) or the stereotyped formulae used in administrative writing. An official request or application addressed to some office in the Administration, for example, could end by 'begging' the acknowledgement of an unquestionable right with an expression such as the following, which even conserves certain religious allusions and was more appropriately used by a subject than by a citizen: *Es gracia que espera alcanzar del recto proceder de V. I., cuya vida guarde Dios muchos años* (in the hope of obtaining grace from your rightful demeanour, and may God grant you a long life).

It is more difficult to examine legal discourse as it is produced in the oral interventions by law professionals in court hearings, which has been subject to analysis from a prescriptive point of view of the rhetorical proceedings of public oratory (Ortega Carmona 2005). Without a doubt there are also a series of formulae that mark the pace of the interaction, the taking of turns and the possibility of being interrupted by the judge, or the markers that signal the end of the hearing (*visto para sentencia – adjourned for sentencing*). Similarly, the oratory pieces by the different professionals, the public prosecutor or defence lawyer, especially when it comes to a trial by jury, are undeniably interesting from a rhetorical point of view and also have a considerable degree of argumentative importance in aspects such as the increasing use of modality or the different functions of interrogative expressions (Casanovas/Moreso 1998; Pascual 1999). In this particular aspect, the timid introduction of trials by jury in Spain since 1995, with formulae that were either mixed or supervised by a judge, has unquestionably influenced the oratory habits of law professionals, who no longer have to address only lawyers but also an audience made up of ordinary citizens. But, of course, such habits do not quite coincide with those commonly portrayed by the US film industry. In any case, the administration of justice has an undeniable argumentative and rhetorical dimension, due to the interaction between the proponent and the opponent and owing to the importance that the collective management of practical knowledge acquires through debate and deliberation. Moreover, these practices, which constitute an extremely complex cognitive-argumentative system, can now benefit from some of the progress being made today in artificial intelligence (Casanovas 2006).

Another type of discourse related to the fields of administration and politics is what has sometimes been called 'wastepaper basket literature'. This term is used to refer to a series of ephemeral texts that are produced within the framework of the local life of a community and which, despite their humble condition, can turn out to be valuable material for use in microhistorical analyses.

2. Discourse in the mass media

The mass media – whether they are written, oral or audiovisual – without a doubt, play a key role in the production of the rhetorical and stylistic models used in social discourse. This is why they are obviously related to political discourse, in that they often act as a vehicle for it and also condition it, as regards both stylistic procedures and rhetorical mechanisms of communication. Thus, factors such as how the press or televi-

sion influence the coverage of an event, the tendency of certain mass media companies or the phenomenon of *agenda setting* practised by the media are cases in which the logic of the media tends to constrain strict political logic. Not to mention the importance of the Internet as a vehicle for providing information about political proposals and arguing them, especially as far as making communication more interactive is concerned (forums and letters on candidates' websites, for example).

2.1. Printed journalism and cyberjournalism

For centuries, written journalism has been the main channel for public information and opinion (and remains so today). Likewise, it is a good showcase for displaying the uses of language, the changes that take place in vocabulary and in syntax, in the rhetorical and stylistic tendencies in each era, as well as the fashioning of expressive clichés and stereotypes in the social imaginary.

Due to its features of discourse production, journalistic language fosters the use of conventional routinely-utilised lexical combinations, which in exchange for the loss of stylistic originality allow the text to be written quicker as well as making it easier to read, as the reader immediately recognises the conventional expressions without needing to make an effort to interpret them. Common phraseological expressions in Spanish such as, for example, *the full weight of the law shall fall upon the guilty parties*, *the scene is set for a showdown* or *that was the last straw* act as repetitive clichés that facilitate the immediate perception of the meanings, while at the same time lowering the quality of the texts.

Some of these routines affect the very system of journalistic information itself, as in the case of 'usually well-informed sources', an expression that has been in use since the early 20th century (when it was seemingly coined by the US press) as a way to ensure the veracity of a piece of information while at the same time concealing the source out of caution. Now, since the seventies and owing to the influence of journalism generated in the United States following the Watergate case, the English expression *deep throat* has been translated into the different languages used on the peninsula to serve the same purpose in cases in which political, criminal or financial plots are denounced with the resulting public outcry (Salvador 2006). The idea on those occasions is to fashion a perceptive, more or less metaphorical, cliché that is immediately recognised by the speakers and is highly functional in news or chronicles or press headlines, which often resort to alluring metaphorical, but easy-to-decode, expressions (Teruel 1997).

A singular and emblematic genre in journalism is the editorial, which in principle represents the collective voice of those responsible for the publication and which constitutes an extraordinary platform for creating opinion. In press editorials, we often come across rhetorical strategies that seek to camouflage subjectivity; yet, studies conducted on the Portuguese press (and more particularly using issues of *Publicidad* and *Diário de Notícias*) have analysed samples of interactivity that shape the editorial writer's *ethos* in a particular manner and perhaps more frequently in the Portuguese tradition (Pinto 2004).

Moreover, a number of handbooks on journalistic writing have acted as a set of guidelines for successive generations of professionals. Here we will only cite one example that has had a notable influence on journalists who have recently finished their training and which provide diverse stylistic resources that, in the author's opinion, make journal-

istic writing more lively and communicative, such as the following metaphor: "Nobody shall reach the grade of article writer unless they get a degree in mastery of the metaphor" (Grijelmo 2001, 325). One, more theoretical and descriptive, study of the plurality of styles and resources in Spanish and Catalan journalistic discourse is that conducted by Palau (2005).

But in addition to the manuals and descriptive studies there is also a more modest source, with a prescriptive intent, that contributes to the body of knowledge on the language models that journalistic companies set for their editors, namely the style guides used by different periodicals. Journalistic discourse is an indicator of the state of the language, of the lexical innovations and the criteria for correction that become the norm in each period of history. Style guides usually attempt to establish the limits of what is considered to be correct, of expressive precision, of the rhetorical and stylistic variation that is acceptable for the newspaper company and, in some cases, even the ethical rules that are inherent to the accuracy of the news and with respect to the people it cites. The *Manual del español urgente,* published in 1985 by the Spanish news agency *Agencia Efe* and which has been repeatedly re-edited and updated, is a compulsory point of reference for anyone wishing to study the basic norms governing style in journalistic Spanish and who seeks to achieve a style of writing that is flowing and up-to-date but at the same time free of foreign words or phrases and unnecessary or whimsical innovations.

In Catalan, a journalistic style guide that established the norms for adapting this language to the conditions of current social communication is the one published by the newspaper *Avui* in the early days of the democratic transition. Nevertheless, it also engendered a great deal of controversy due to its opinion in favour of a model of language that was very orthodox and perhaps not flexible enough to meet the needs of contemporary journalistic communication. In contrast, the proposal that emerged a short time later for radio broadcasts in Catalan offered a model that was more flexible and functional, especially for media that use the spoken language.

Turning to Portuguese, perhaps the most important style guide is that drawn up by the newspaper *Público*, which from Lisbon and from Oporto (a bipolarity that is frequently seen in the Portuguese press) has played an important, constantly evolving role as a reference. Stylistic, constructive and ethical aspects of journalistic writing are all dealt with in this style guide. Another notable point of reference is the study that was generated from the style guide of a Portuguese university publication, *Urbi et orbi*, which constitutes a genuine set of guidelines to journalistic writing (Gradim 2000). It also takes into account digital journalism, which in both Spain and Portugal has grown at an important rate in recent years and has been the subject of several different monographic publications. The platform that this work has been included in − the online publications of the Universidade da Beira Interior − clearly shows the interest in studies into communication and more specifically in digital journalism that currently exists in Portugal, with contributions by authors such as António Fidalgo or Paulo Serra, among others. Another source of useful information worth accessing is the blog written by António Grande, *Ponto Media*, which offers a set of very complete archives dating back to 2001 on different aspects of the media in Portuguese, including cyberjournalism.

As far as Spanish is concerned, but with references to the work produced in Basque and in Galician, there is one handbook of journalistic writing on the Internet that must be cited (Salaverría 2005). This work contains a large amount of up-to-date information and analyses the rhetorical and stylistic mutations produced by the Internet in the dif-

ferent journalistic genres. Indeed, the changes that have taken place in the production and reception of cyberjournalism, the multimodality that combines different semiotic codes around a word, hypertext functioning or the multidirectionality that characterises a reticular communicative structure have significant consequences from the rhetorical point of view and turn the journalist into a kind of 'information architect' who has a series of new expressive resources available for use. One study on the structure of news in digital networks (Machado Goçalves 2000) takes publications of this kind in Spanish and in Portuguese as its corpus. More generally, there is also a systematic study in Spanish (Yus 2001) that was conducted to examine the innovations produced by the Internet in linguistic pragmatics.

In practice, cyberjournalism has undergone a boom in recent years, since the appearance in 1998 of the ground-breaking *Estrella digital*, which wielded, rather like a manifesto or a commercial, a conclusive sentence that said goodbye to the written press, after thanking it for all the work it had done over *the last 200 years*. Older still is the pioneer within the Catalan-speaking areas, *Vilaweb*, which was set up in 1995 and has become extremely popular.

2.2. Radio and television

Just as the introduction of the Internet has been a milestone in the recent history of communications technology, back in the nineteen twenties the emergence broadcasts by radio (and, several years later, television) were also technological milestones that affected the rhetorical structure of journalistic communication in general. Thus, during the Spanish Civil War, from 1936 to 1939, the radio enjoyed a healthy reputation due to its being an innovation, and listeners were fascinated by its efficiency as an instrument for disseminating news and political propaganda. Both the Republic and the rebel generals used the new invention for their own purposes.

Radio journalism, obviously, has to play with different oral registers and in general with a higher degree of interactivity than the printed press. Genres such as the debate, talk shows, interviews or reports with dialogues are typically found in radio broadcasts. Interviews, in particular, can have a complex rhetorical structure where the information is articulated and an image of the interviewer is built up, as has been studied for certain cases of Spanish public radio at times when political commotion is particularly high (Morales 2001).

Iñaki Gabilondo, one of the best-known radio journalists in Spain, insisted on the fact that a good professional must have something interesting to transmit to his or her listeners, must use spoken language skilfully and, thirdly, must know how to listen to the people being interviewed. In other words, good communicators on the radio (and this is just as applicable to television) must build themselves an *ethos* that is open to dialogue; they must know when it is the other's turn to speak despite their own position of control, and they must incorporate the elements introduced by the others into their discourse in an effective interaction. Of course, here we are talking about good democratic communicators, not those whose style is closer to that of populist leaders or televangelist preachers.

Now, dosing silences can also have another rhetorical effect. One of the most famous interviewers on Spanish radio since the eighties, Jesús Quintero, known as *El loco de la*

colina (The fool on the hill) often used the rhetorical strategy of leaving long periods of silence in order to somehow force the guest to go on speaking, as a sort of cross-examination: "The journalist's silence after the answer to his previous question made the person being interviewed feel so uncomfortable that, in an attempt to fill the empty silence with words, they ended up giving more information in their answers than they had surely intended to offer at the outset" (Balsebre 1994, 137).

Televison is introduced in the Iberian Peninsula in the fifties. Alongside the news, shows, soap operas or commercials, notable interactive genres also appeared on television – programmes that stage controversial interactions between participants. In the late eighties and early nineties, there was a very famous talk show on Catalan television, *La vida en un xip*, which the studio audience could take part in and which has been the subject of a systematic study (CAL 1997). The *spectacular* dimension of this genre appears here and there in many others, and has sometimes been considered to be an essential feature of post-modern television (González Requena 1988).

2.3. Advertising

Of course advertising is not impervious to this constant process of sensationalising television discourse. The publicist's relationship with rhetoric is essential, since both of them seek to persuade their audience, regardless of the actual information content, without any firm commitment to the truth and they both make the most of the resources offered by the *elocutio*. In a monographic work that takes examples from advertising in Spain during the nineties, Antonio López Eire (1998) highlights the similarity between this kind of discourse and the rhetorical discourse of praise.

This last characteristic is very prominent, that is to say, the argumentative (or persuasive) utilisation of the common places or *topoi* from the depths of the collective imaginary. In addition, advertising discourse, whether it is only verbal or multimodal, has to be shaped in a light-hearted way in order for it to be flattering and seductive and, hence, more effective. As far as the verbal aspect is concerned, TV commercials draw on all kinds of rhetorical resources, from metaphors or synaesthesia (think of adverts for wine and perfumes, where synaesthesia is essential for expressing meanings linked to the senses of taste and smell), to paronomasia and other plays on words (puns) that achieve an attractive defamiliarisation effect through their humoristic potentiality (López Cara 2005). Moreover, humour, with its own rhetoric, is a crucial ingredient of conversation and of many other types of social discourse; it is also the object of tacit social agreements that make it effective in the construction of identities and efficient as an instrument of persuasion (Viana 2004).

Nevertheless, post-modern advertising often dispenses with the argumentative dimension of making a product publicly known and places more emphasis on style. This style is becoming increasingly more Baroque, to the detriment of the mere functionality of the advertisement, but responds perfectly to the pure strategy of seducing the consumer by evoking spirits of desire. In this regard, advertising in the Iberian Peninsula follows the same course as those usually to be found in the rest of Europe. In recent times, it has undergone large-scale development, with the economic and social importance that this brings with it; it has also generated a substantial body of analytical literature and even manuals that teach the mechanisms of advertising creativity (Ruiz Collantes 2000).

3. Literature and religious discourse

3.1. Literary discourse

There is no need to stress the idea that literary discourse is particularly closely related to rhetoric and stylistics. Literature is where language performs some of its most profound functions, as claimed by one the most renowned Spanish specialists in rhetoric: "Language is by vocation fictional, psychagogical, poetical and rhetorical. But it has nothing, or very little, to do with reproducing reality" (López Eire 1997, 68). In accordance with this point of view, the different genres of literary discourse would not be so much an anomaly as a sort of *revealer* of potentialities that are either hidden or are less patent in other types of discourse. Religious discourse, which is the successor of magic and myth, also often carries out those functions that connect it to poetical discourse.

The distance between literary discourse, however, and other more utilitarian discourses depends on the conceptions of rhetoric and stylistics prevailing in each period and each cultural movement. The different *-isms* that were prominent during the early decades of the 20th century − ultraism, surrealism, and so forth − sometimes generated explicit manifestos in which the conception that such movements had of poetical language where set down in black and white. Their discourse was often provocative. M. Emília Lopes Pereira (2003) has studied the case of the futurist *Ultimatum* by Álvaro de Campos as an example of propagandist discourse, the perlocutionary effect being one of provocation.

In the second half of the century, the realist trends of the fifties and sixties attempted to adapt socialist realism to a situation in which there were no political liberties. On the Iberian Peninsula, the euphemistic terms *social realism* or simply *realism* were frequently used to refer to this socialist realism. The poets who accept this new aesthetic and civic creed (e. g. Blas de Otero and Gabriel Celaya in Spanish, Pere Quart or Vicent Andrés Estellés in Catalan, Gabriel Aresti in Basque, Celso Emilio Ferreiro in Galician) take on a civic commitment to the essential *communicability* of their poetry, understood as meaning 'a weapon loaded with future' that must reach the humbler layers of the population. The *Nova cançó* in Catalan, performed by Raimon and other singer-songwriters, the Spanish *trobas* by Amancio Prada or those in Portuguese by José Afonso, the author of *Grândola, vila morena* were all phenomena that successfully fulfilled their symbolic purpose in the last phase of the dictatorships.

But at this point we should underline the fact that the stylistic alternatives preferred by the poets linked to the so-called *realist* option was a preference for plain, often colloquial, words instead of the specifically lyrical vocabulary used in romantic or symbolist poetry. As exemplified by Aristotle with Euripides' dramatic works, these poets took words from everyday language − and in the case of Catalan or Basque we are talking about languages that had long been neglected − and they then used poetic composition to combine them. A symptom of this procedure is the resource that Bousoño called *ruptura del sistema* (breaking of the system), by means of which a phraseological unit or conventional sequence of words were semantically revitalised by some slight change.

Turning to another type of expression, subversive graffiti was also an act of protest, of denouncement or collective awareness-raising that, once the underground years had come to an end, gave way to a more light-hearted type of mural literature. This involved

writing slogans or imaginative, witty microtexts lying somewhere between poetry and humour on walls, often in combination with graphic and pictorial values (Garí 1995).

Mention should also be made of one particular factor related to the years of the dictatorship, namely, the restrictions on freedom of expression under the Franco and Salazar regimes due to censorship. Further still, writers had to censor themselves and this sometimes gave rise to a special kind of allegorism. The case of the Spanish playwright Antonio Buero Vallejo is symptomatic in this respect. His works often contain an indirectness that conceals allegorical levels referring to Franco's regime, such as his repeated allusion to darkness (for example by blind characters appearing on stage) or by setting a plot about police torture in an absolutely undefined country and age.

Going back to the early 20th century, one significant rhetorical experiment was the one conducted by Fernando Pessoa, in Portuguese literature, with the creation of his *heteronyms* (Alberto Caeiro, Álvaro de Campos, Ricardo Reis). This process involved breaking down the author's *I* into different figures or points of view that were portrayed in different biographies. Something similar was to take place a few years later with *Los complementarios*, written by the Spanish poet Antonio Machado.

Mention was made earlier of the boundary between journalism and literature, a boundary that has two main areas of contact, of osmosis or, if we want, of *promiscuity* (Chillón 1999) − the novel and the essay. With respect to the novel, certain fiction stories constitute exercises in the journalistic description of social reality. Undoubtedly the emblematic case in contemporary universal literature is Truman Capote's *In cold blood*, an authentic novel-report. Without actually going to such extremes, some of the novels by Camilo José Cela or the Portuguese writer José Saramago (to mention but two illustrative examples) contain accounts of a society that are sometimes almost journalistic in their style. This intertwining can be observed even more clearly in thrillers, or *black novels*, which by definition have to use fiction to denounce the real underworld and the corruption in different institutions, and exhibit sometimes the slang or *antilanguage* used by criminals, as for example in the novels of Manuel Vázquez Montalbán.

The essay is another of the areas of osmosis between literature and journalism, especially with regard to think pieces, which may be considered as being small essays or fragments of a miscellaneous work that comprise a book thanks to the fragmentary essence of the essay as a genre.

In Spanish, José Ortega y Gasset is, together with other Spanish intellectuals of the 1920s and 1930s, an outstanding figure in this field. He was a philosopher − and also a man related to journalism − who strived to express his thoughts in such a way that they could be disseminated throughout society, beyond the barriers of speciality, with a terse prose and a vocation for clarity ("clarity is the elegance of the philosopher", he used to say). Nevertheless, at the same time he elaborated his writing with all the different resources of rhetoric, beginning with metaphors, which he was capable of using in highly original ways and which he also took as an object of study (Ayala 1985).

3.2. Religious discourse

Another intellectual who made important contributions to the rhetorical elaboration of Spanish prose is Miguel de Unamuno, a Basque philologist who wrote in Castilian and one of the greatest thinkers of the early 20th century. His obsession with Christianity

and with immortality makes him worthy of a place among authors of religious, or at least metaphysical, discourse. The anguish he felt with regard to death is expressed in a tortured writing, full of rhetorical figures of all kinds. For example, playing with the etymologies of words leads him to semantic digressions that sometimes constitute a sort of juggling act with language and ideas.

Religious discourse, in the strict sense of the term, is made apparent in a number of different writings, from liturgical and pious works (prayer books) to apologetic (sermons, pamphlets) and catechetic compositions, as well as reflections with a theoretical intent. The *nacionalcatolicismo* that came into being during the decades of the dictatorship in Spain fostered a certain degree of confusion between the political powers and the spiritual powers of the Catholic Church, whose hierarchy mostly seconded and legitimised Franco's regime. As a consequence of this monopoly within the framework of a confessional state, the production of religious discourse was very abundant and of a great number of different types, whereas the manifestations of other religions or the expression of critical positions were harshly censored. In addition, there are also expressions of popular religious culture, such as the *saetas* sung in the processions during Holy Week in Andalusia or the abundant sub-literature produced after the Marian Apparitions in Fatima, Portugal.

Separate mention should be made of the religious literature of an aphoristic nature, which is devoted to meditation but also related to propaganda slogans, such as the emblematic book written by the founder of the Opus Dei, *The Way*. Given the political weight of the members of this association, this short work exerted an extraordinary influence in certain layers of society. The following is a brief sample of this gnomic literature, which is loaded with rhetorical and stylistic skills at the service of persuasion: 'Be strong. Be virile. Be a man. And then … be an angel'; 'Treat your body with charity, but with no more charity than you would show towards a treacherous enemy'; 'Everyone can start out, only saints persevere'.

In fact, this aphoristic model, loaded with moral directivism, is somehow related to the aphoristic formulae of the Catalan writer, Joan Fuster, who made the devout origins of his writing quite explicit as, for example, in the almanac calendars where, on the page for each day, there was a pious thought, or a personal religious saying. Fuster inverts some of the characteristics from his pious background (his aphorisms are of an eminently secular nature and sometimes more given over to the *enigma* raised by reader's reflection than to direct *instruction*). Nevertheless, in spite of this inversion of values, the rhetorical pattern chosen continues to preserve part of the validity and effectiveness characteristic of a pious discourse. Here we are referring to the *brevitas* as a strategy for fascinating the reader.

Furthermore, this essayist maintains a sceptical, critical line of thinking, which is eminently secular but he confesses that what he calls *surplice terminology* often sneaks into his own writings. That is to say, a continued use of metaphorical expressions whose vehicles have their origins in religious motives and, more specifically, the Catholic education he had received. For the Spanish and Portuguese writers of the 20th century, the burden of their religious education is, generally speaking, overwhelming and is often made apparent in the rhetorical and stylistic options they choose to use. Even a decidedly atheistic author like José Saramago recognises that it is impossible to erase those biographical and educational connections (Reis 1998, 142 f.). One of the keys to understanding the greater part of the literature and thought that was produced in Spain and Portu-

gal during the 20th century is the fact that most of these writers had a Catholic education. Without taking this factor in mind we cannot account for many aspects of the respective discourse.

4. Science, popularisation, education

4.1. Scientific-technical discourse

In the Late Middle Ages, the Romance languages of the Iberian Peninsula reached a sufficient degree of flexibility and richness (albeit to vary extents) to allow them to become languages that could be used to convey intellectual knowledge. Thus, for example, with the works in prose by Ramon Llull, Catalan attained a degree of aptitude as a vehicle for science similar to that reached, in the same period, in English with Chaucer and his *Treatise on the Astrolabe*. And with regard to Spanish, a number of monographic works have examined the relation between language and scientific knowledge throughout history (Gutiérrez Rodilla 1998). Spanish, Catalan and Portuguese (and to a certain extent Basque, where the issue is still subject to debate) are undoubtedly languages with an internal structure that makes them fully capable of being used today as a medium for expressing scientific discourse (Montejo 2003; Trask 1997).

As regards the hardest sciences and the most advanced technologies, however, the sociolinguistic possibilities of these languages as a vehicle to convey the discourse of scientific research in today's world are, even in the case of Spanish, limited. Nevertheless, in all these languages an important amount of scientific literature is produced and there are a number of conventional mechanisms that mark the layout of the corresponding discourses, not only in aspects concerning precision, explicitness and coherence, as is to be expected in scientific discourse according to the neopositivist canons, but also with respect to what is being called more and more openly the 'rhetoric of science' (Ordóñez 2003).

Such rhetoric consists of the strategies by means of which scientific and technological discourse becomes reliable, socially convincing and admired for its connotations of prestige. It also consists of the way each scientific community reaches an agreement about the norms of reasonable persuasion. Thus, all forms of specialised discourse will have their own terminology, as well as displaying a high level of formality, which entails a certain degree of esotericism that marks the *distinction* (in Bourdieu's words) of the community of specialists, but also a communicative movement towards the outside (Cabré/Bach 2005). Similarly, it will involve mastery of certain argumentative techniques, which are especially visible in the case of controversial topics, but generally present in this type of discourse. Moreover, terminological units enter into an active dynamics with other types of social discourse, and especially with those of the media. Hence, cases of *terminologisation* are continually being produced, in which ordinary words become specialised terms in a particular field of knowledge, and at the same time there is also a process of *de-terminologisation*, by which certain specialised terms become trivialised due to their frequency of use and are then commonplace in journalistic or advertising discourse.

In the ('softer') human sciences, such as historiography, specialised terminology does not play such an important role and also, from modern-day perspectives, the discourse is less transparent, with an important element of rhetorical elaboration, insofar as the narration or argumentation go beyond a mere description and explanation of the facts and documents (Lozano 1987). Neither should we forget the controversial dimension of scientific activity, in all kinds of academic disciplines, which often generates this type of discourse, with its own rhetorical strategies, as illustrated in a study applied to Portuguese (Menéndez 2005).

4.2. Popularization and social management of knowledge

Both the so-called special languages and academic discourse in general are topics that are receiving a huge amount of attention in research circles (Montolío 2002; Alcaraz 2007). Scientific and technological knowledge generates widely varying discourses, which are not always those used by academic research and which are often related to the different professional circles. In fact, there is a tendency to use the label 'professional discourse' to gather together within one single category (alongside kinetic-technical discourse) areas such as law, medicine, social welfare or education. One notable example would be business (business communication), which has an extremely important argumentative dimension (Martins de Almeida 2004). We must also add other factors that are used to make that series of specialised discourses communicable to citizens outside the communities of specialists, thanks to *didacticity* mechanisms operating within the dynamics of social management of knowledge (Salvador 2002). For example, that occurs at all levels of teaching, in the popularisation of science or in journalism that is more or less specialised, or simply interested in a specific piece of knowledge due to the newsworthiness of some extraordinary event, such as a catastrophe, which requires a degree of familiarisation with that knowledge (Calsamiglia 2000). On the other hand, many genres related to popularisation are linked to the expository character of discourse, as studied by Maria Antónia Coutinho (2003) for the case of Portuguese.

The discourses generated around the subject of health are a particularly interesting case for exploration, since they involve both specialised research and popularisation by means of tracts, leaflets or campaigns carried out by the media, which go into the realm of audiovisual advertising but with distinguishing features (Camilo 2006).

Today, the clinical interview is a central focus of attention, which largely bases its effectiveness on successfully choosing the rhetorical strategies that are applied. Another field where an interesting intersection is taking place between scientific and popularising (and even advertising) discourse is that of issues concerning environmental preservation or global commitment to the planet (Benet/Nos 2003). In many of the environmental discourses, the rhetoric of evidence draws on the authority of scientific discourse as a way of guaranteeing rationality (Ramos 2004, 60).

Discourse on war, from the point of view of anti-war pacifists or peace philosophies, entails a call to good sense and social rationality, while at the same time analysing the rhetorical mechanisms of militaristic positions (either acknowledged or naturalised) by means of subtly ideological operations, as a product of common sense (Benet/Sánchez Biosca 2001). Furthermore, of late a number of voices have been heard criticising the rhetoric usually employed in the popularising-advertising campaigns of many NGOs,

which often intertextualise in an ambivalent manner the type of discourse used in technical management and the kind utilised in business advertising, rather than tending towards an effective socio-educational communication (Erro 2003).

A few words on translation will allow us to gauge how important the practices used to translate discourse are in the make-up of a culture, both in the scientific area – where English is the most common source – and in literature and many other social discourses. Understanding translation activity in the broad sense of being an interlinguistic reformulation and socio-historical recontextualisation of the original texts, the interest in this practice is undeniable within the framework of the social management of knowledge. This is even more so in the case of the minority languages within Spain, such as Galician or Catalan, where remarkable work has been carried out. Examples include a comparison of stylistics in English and in Galician (Álvarez Lugris 2001) or the creation of an epistemological and methodological framework for scientific translation from English into Catalan (Montalt 2005). The same can be said of studies on the translation of poetic discourse (Marco 2002) or audiovisual discourse (Chaume 2004). Translation norms, with their rhetorical and stylistic ingredients, are indeed a fundamental part of contemporary social semiosis.

4.3. Educational discourse

As far as curricular or institutional educational discourse is concerned, comprehensive studies on the argumentative mechanisms of oral academic discourse used in the classroom have already been conducted (Cros 2003). One of the most notable of these mechanisms consists in the polyphonic splitting of the teacher's discourse, while also making use of quotes, definitions or exemplifications as educational instruments. Textbooks in different subjects are also an attractive area for scholars, who are working on an emerging discipline known as 'textbook studies', which is aware of the growing importance of multimediality and of the range of rhetorical strategies that can be used by this educational tool (Escolano 2006). A number of specific monographic studies have been conducted that take into account this kind of material in Spanish and in Basque, with special attention being given to the ideological prejudices they may convey and to desirable persuasive strategies (Argibay 1991).

Separate mention should be made of the analysis of literary texts in schools, an area that became extremely popular in the Spanish language domain following the appearance of a renowned book by Lázaro Carreter and Correa Calderón (1957) entitled *Cómo se comenta un texto literario* (*How to analyse a literary text*), which has since been repeatedly re-edited and expanded. This model has long influenced the way Spanish and, to a lesser extent (because it was only included in school curricula relatively recently), Catalan literature are taught. The manual by the scholar of literary discourse Carlos Reis (1976), which has been translated into Spanish, follows the same line. Lázaro and Correa's original model included a considerable part of the methodology from Spanish stylistics, with its huge explanatory virtues and its limitations, such as the predominance of a formalistic approach and of dealing almost exclusivily with poems, which have gradually diminished as the currents of literary pragmatics have been developed.

Moreover, educational discourse has insisted strongly on the importance of *literacy*, of familiarising pupils with written texts, both as readers and as producers, based on the

idea of considering writing to be an extension of the different cultural communities (Lledó 1999). Similarly, great value is also placed on teaching the written language by means of models of the different genres, and of course literature (Gouveia 2005).

5. Selected bibliography

Alcalá-Zamora, Niceto (1946): La oratoria española. Figuras y rasgos. Buenos Aires. 2nd ed. Barcelona, 1976.

Alcaraz, Enrique et al. (eds.) (2007): Las lenguas profesionales y académicas. Barcelona.

Álvarez Lugris, Alberto (2001): Estilística comparada da traducción. Proposta metodolóxica e aplicación práctica ó estudio do corpus TECTRA de traduccións do inglés ó galego. Vigo.

Argibay, Miguel et al. (1991): La cara oculta de los textos escolares. Investigación curricular en ciencias sociales. Bilbao.

Ayala, Francisco (1985): La retórica del periodismo y otras retóricas. Madrid.

Balsebre, Armand (1994): El lenguaje radiofónico. Madrid.

Bassols, Margarida (2007): El llenguatge dels polítics. Anàlisi del cas català. Vic.

Benet, Vicente J./Eloísa Nos (eds.) (2003): La publicidad en el tercer sector. Tendencias y perspectivas de la comunicación solidaria. Barcelona.

Benet, Vicent J./Vicente Sánchez Biosca (eds.) (2001): Decir, contar, pensar la guerra. Valencia.

Braga, Daniela (2005): O ethos argumentador: rostos e estratégias lingüístico-discursivas. In: Diacrítica 19−1, 39−72.

Cabré, M. Teresa/Carme Bach (eds.) (2005): Coneixement, llenguatge i discurs especialitzat. Barcelona.

Calsamiglia, Helena (ed.) (2000): Decir la ciencia: las prácticas divulgativas en el punto de mira. Revista iberoamericana de Discurso y sociedad, 2−2.

Camilo, Eduardo (2006): Processos de influência ou de argumentação? Apontamentos sobre a especificidade das estratégias de publicidade no âmbito das campanhas de sensibilização e de desenvolvimento. Universidade da Beira Interior http://bocc.ubi.pt/pag/camilo-eduardo-processos-de-influencia.pdf [august 2007].

Capdevila, Arantxa (2004): El análisis del nuevo discurso político. Acercamiento metodológico al estudio del discurso persuasivo audiovisual. Barcelona.

Casanovas, Pompeu (2006): L'argumentació en dret: pressupòsits pragmàtics i cognitius per a la construcció de sistemas intel·ligents. In: Núria Alturo et al. (eds.): L'argumentació. Barcelona, 33−62.

Casanovas, Pompeu/Joan Josep Moreso (1988): Argumentació i pragmàtica del dret. Barcelona.

CEA [Cercle d'Anàlisi del Discurs] (1997): La parla com a espectacle. Estudi d'un debat televisiu. Barcelona.

Chaume, Frederic (2004): Cine y traducción. Madrid.

Chillón, Albert (1999): Literatura y periodismo. Una tradición de relaciones promiscuas. Barcelona.

Coutinho, Maria Antónia (2003): Textos(s) e competência textual. Lisbon.

Cros, Anna (2003): Convencer en clase. Argumentación y discurso docente. Barcelona.

Cuenca Toribio, José Manuel (2002): La oratoria parlamentaria española. Una antología. Madrid.

Erro, Javier (2003): ONGD: ¿comunicarse por qué y para qué? El paso de la comunicación mercadeada a la comunicación social educativa. In: Benet/Nos (2003), 53−82.

Escolano, Agustín (ed.) (2006): Currículo editado y sociedad del conocimiento. Texto, multimedialidad y cultura de la escuela. Valencia.

Fernández Lagunilla, Marina (1999): La lengua en la comunicación política. 2 vls. Madrid.

Fonseca, Fernanda Irene (1994): Estudos de lingüística geral e de lingüística aplicada ao ensino do português. Porto.

Garí, Joan (1995): La conversación mural. Ensayo para una lectura del graffiti. Madrid.
González Requena, Jesús (1988): El discurso televisivo: espectáculo de la posmodernidad. Madrid.
Gouveia, Carlos (2005): Syllabuses, textbooks and teaching practices: literacy and language teaching in Portugal. In: Actas I Conferencia Internacional Latinoamericana de Lingüística Sistémico funcional. Mendoza, 400–407.
Gradim, Anabela (2000): Manual de Jornalismo Livro de Estilo do Urbi et Orbi Universidade da Beira Interior Covilhã. http://www.bocc.ubi.pt/pag/gradim-anabela-manual-jornalismo-1.pdf [august 2007].
Grijelmo, Álex (2001): El estilo del periodista. 8th. ed. Madrid.
Gutiérrez Rodilla, Bertha (1998): La ciencia empieza en la palabra. Análisis e historia del lenguaje científico. Barcelona.
Lázaro Carreter, Fernando/Evaristo Correa Calderón (1957): Cómo se comenta un texto literario. 14th. ed. revised and expanded, Madrid 1976.
Lledó, Emilio (1999): El silencio de la escritura. Madrid.
Lopes Pereira, M. Emília: Excessos de/(a) linguagem: o manifesto estético como discurso panfletario. In: Diacrítica. Ciencias da linguagem 17-1, 251–268.
López Cara, Maria del Carmen (2005): La paronomasia como recurso conceptual, expresivo y humorístico en la lengua española actual. PhD thesis Univ. de Granada, unpublished.
López Eire, Antonio/Javier de Santiago (2000): Retórica y comunicación política. Madrid.
López Eire, Antonio (1997): Retórica clásica y teoría literaria moderna. Madrid.
López Eire, Antonio (1998): La retórica en la publicidad. 2nd. ed. Madrid 2003.
Lorda, Clara U./Montserrat Ribas (eds.) (2002): Anàlisi del discurs polític: producció, mediació i recepció. Barcelona.
Lozano, Jorge (1987): El discurso histórico. Madrid.
Machado Gonçalves, Elías (2000): La estructura de la noticia en las redes digitales. PhD thesis Univ. Autònoma de Barcelona.
Marco, Josep (2002): El fil d'Ariadna. Anàlisi estilística i traducció literària. Vic.
Marín Jordà, Maria Josep (2005): Marcadors discursius procedents de verbs de percepció. Argumentació implícita en el debat electoral. Valencia.
Marques, Maria Aldina (2000): Funcionamento do discurso político parlamentar. A organização enunciativa no debate da interpelação ao governo. Braga.
Martínez Garrido, Elisa (1997): Elementos de oratoria sagrada en el discurso fascista italo-español. In: Revista de Filología Románica 14-1, 333–343.
Martins de Almeida, Maria José (2004): The argumentative dimension of meaning in business communication. In: Carlos Gouveia et al. (eds.): Discourse, communication and the enterprise. Lisbon, 129–146.
Menéndez, Fernanda Miranda (2005): Estructuras do discurso polémico en portugués. In: Ciencias da linguagem: 30 anos de investigação e ensino. Braga, 171–182.
Montalt, Vicent (2005): Manual de traducció cientificotècnica. Vic.
Montejo, José Ramón (2003): El euskera, lengua de transmisión del conocimiento científico. Madrid.
Montolío, Estrella (ed.) (2002): Manual práctico de escritura académica. 2 vls. Barcelona.
Morales, Esperanza (2001): Presentación de la información en entrevistas de la radio pública española. In: Signa 10, 408–433.
Nogué, Neus (2008): La dixi de persona en català. Barcelona.
Ordóñez, Javier (2003): Ciencia, tecnología e historia. Madrid.
Ortega Carmona, Alfonso (2005): Retórica. El arte de hablar en público. El arte de negociar. Murcia.
Palau, Dolors (2005): Els estils periodístics. Maneres diverses de veure i construir la realitat. Valencia.
Pascual, Esther (1999): The prosecutor's final report with and without the Spanish jury: interrogatives and the dialogics of orality. Barcelona.

Pinto, Rosalice (2004): A heterogeneidade constitutiva do ethos no editorial português. In: Calidoscópio 2, 25–32.
Pujante, David/Esperanza Morales (1996–97): El discurso político en la actual democracia española. In: Discurso 21–22, 39–75.
Quintans, Rebeca (1997): Discursos del rey (1969–1996). Análisis lingüísticopragmático. Madrid.
Ramos, Rui (2004): Lingüística e ambientalismo. In: Maria Aldina Marques et al (eds): Práticas de Investigação em Análise do Discurso. Braga, 49–62.
Reis, Carlos (1975): Técnicas de análise textual. Coimbra.
Reis, Carlos (1998): Diálogos con José Saramago. Lisbon.
Ricarte, José M. (1998): Creatividad y comunicación persuasiva. Barcelona.
Ruiz Collantes, F. Xavier (2000): Retórica creativa. Programas de ideación publicitaria. Barcelona.
Salaverría, Ramón (2005): Redacción periodística en internet. Pamplona.
Salvador, Vicent (2002): Discurso periodístico y gestión social de los conocimientos: algunas observaciones sobre la didacticidad. In: Anàlisi 28, 107–120.
Salvador, Vicent (2006): Engegueu el ventilador amb les mans ben netes: Fraseología, metáfora i interdiscurs en la comunicació política. In: Vicent Salvador/Laia Climent (eds.): El discurs prefabricat II. Fraseología i comunicació social. Castellón.
Salvador, Vicent (forthcoming): Palabra y cultura del debate. Reflexiones sobre el debate político español. In: María Luisa Villanueva: La Méditerranée et la culture du dialogue. Bern, 25–48.
Sánchez Macarro, Antonia/Vicent Salvador (1993): La entrevista-debate en televisión: a propósito del caso Juan Guerra. In: Archivos de la Filmoteca 15, 111–119.
Teruel, Elvira (1997): Retòrica, informació i metáfora. Anàlisi aplicada als mitjans de comunicació de massa. Barcelona.
Trask, Robert Lawrence (1997): The History of Basque. London.
Viana, Amadeu (2004): Acròbates de l'emoció. Exploracions sobre conversa, humor i sentit. Tarragona.
Yus, Francisco (2001): Ciberpragmática. El uso del lenguaje en Internet. Barcelona.

Vicent Salvador, Universitat Jaume I, Castelló (Spain)

28. Applied rhetoric and stylistics in Anglo-Saxon countries in the 20th and 21st centuries

1. Introduction
2. Applied rhetoric
3. Applied stylistics
4. Conclusion
5. Selected bibliography

Abstract

This article aims to show that rhetorical and stylistic analyses can take on many different forms. Section 1 briefly discusses the evolution of rhetoric in the 20th-century while section 4 concludes with remarks about recent developments in rhetorical theory. Sections 2 and 3

Pinto, Rosalice (2004): A heterogeneidade constitutiva do ethos no editorial português. In: Calidoscópio 2, 25–32.
Pujante, David/Esperanza Morales (1996–97): El discurso político en la actual democracia española. In: Discurso 21–22, 39–75.
Quintans, Rebeca (1997): Discursos del rey (1969–1996). Análisis lingüísticopragmático. Madrid.
Ramos, Rui (2004): Lingüística e ambientalismo. In: Maria Aldina Marques et al (eds): Práticas de Investigação em Análise do Discurso. Braga, 49–62.
Reis, Carlos (1975): Técnicas de análise textual. Coimbra.
Reis, Carlos (1998): Diálogos con José Saramago. Lisbon.
Ricarte, José M. (1998): Creatividad y comunicación persuasiva. Barcelona.
Ruiz Collantes, F. Xavier (2000): Retórica creativa. Programas de ideación publicitaria. Barcelona.
Salaverría, Ramón (2005): Redacción periodística en internet. Pamplona.
Salvador, Vicent (2002): Discurso periodístico y gestión social de los conocimientos: algunas observaciones sobre la didacticidad. In: Anàlisi 28, 107–120.
Salvador, Vicent (2006): Engegueu el ventilador amb les mans ben netes: Fraseología, metáfora i interdiscurs en la comunicació política. In: Vicent Salvador/Laia Climent (eds.): El discurs prefabricat II. Fraseología i comunicació social. Castellón.
Salvador, Vicent (forthcoming): Palabra y cultura del debate. Reflexiones sobre el debate político español. In: María Luisa Villanueva: La Méditerranée et la culture du dialogue. Bern, 25–48.
Sánchez Macarro, Antonia/Vicent Salvador (1993): La entrevista-debate en televisión: a propósito del caso Juan Guerra. In: Archivos de la Filmoteca 15, 111–119.
Teruel, Elvira (1997): Retòrica, informació i metáfora. Anàlisi aplicada als mitjans de comunicació de massa. Barcelona.
Trask, Robert Lawrence (1997): The History of Basque. London.
Viana, Amadeu (2004): Acròbates de l'emoció. Exploracions sobre conversa, humor i sentit. Tarragona.
Yus, Francisco (2001): Ciberpragmática. El uso del lenguaje en Internet. Barcelona.

Vicent Salvador, Universitat Jaume I, Castelló (Spain)

28. Applied rhetoric and stylistics in Anglo-Saxon countries in the 20th and 21st centuries

1. Introduction
2. Applied rhetoric
3. Applied stylistics
4. Conclusion
5. Selected bibliography

Abstract

This article aims to show that rhetorical and stylistic analyses can take on many different forms. Section 1 briefly discusses the evolution of rhetoric in the 20th-century while section 4 concludes with remarks about recent developments in rhetorical theory. Sections 2 and 3

review six major analyses of rhetoric and style, and also provide a short analysis of rhetoric in an 18th-century autobiography and a short analysis of style in 20th-century poetry. As this article implies, rhetoric and stylistics are more similar than different. The five canons of classical rhetoric were invention, arrangement, expression, memory, and delivery. Style (i. e. elocutio or expression) is clearly a part of rhetoric. A stylistic analysis could even be called one kind of rhetorical analysis. Moreover, the fate of stylistics has varied between Anglo-Saxon universities. Some scholars in Britain after the 1960s were less reluctant to define their work as 'stylistics' than were their counterparts in America after the 1970s. Drawing the line between American 'rhetorical criticism' and British 'stylistics' is thus sometimes difficult. Giving different names to similar kinds of research suggests either terminological redundancy or historical amnesia among scholars in stylistics who overlook its roots in rhetorical theory. That said, rhetorical and stylistic analyses do not always address the same questions, as the case studies discussed here reveal.

1. Introduction

If we have inherited from the Ancient world a profound interest in rhetoric, we have also inherited the problem of defining it. In Plato's *Gorgias*, Socrates doubted rhetoric's status as a *tekhne* (i. e. art or skill), but in his *Rhetoric*, Aristotle expressed fewer doubts by calling rhetoric the "ability, in each [particular] case, to see the available means of persuasion" (1991, 29). For Aristotle, rhetoric's "function is not to persuade but to see the available means of persuasion in each case" (1991, 35). The translator George Kennedy argued that Aristotle intentionally distinguished 'seeing' the means of persuasion from actually 'using' them (Aristotle 1991, 13). A rhetor's choice often depended on *kairos*, or picking the right time and place to make a particular argument. To help rhetors decide what to say, the *stases* (Crowley/Hawhee 1999, 440) were invaluable in classical rhetoric since conjecture, definition, evaluation, procedure, and jurisdiction could all be sources of disagreement among rhetors. If defining rhetoric itself was difficult, learning when and how to use it was arguably less so. Indeed, as a theory for creating persuasive discourse and also for analyzing persuasion, rhetoric has flourished. According to Fleming (1998, 169), today "the word 'rhetoric' enjoys considerable intellectual prestige. It appears in a growing number of journal articles, conference papers, scholarly monographs, and graduate seminars".

The renaissance of rhetoric in Anglo-Saxon countries could arguably be traced back to the 1960s, if not earlier (Hauser 2007, 1−14). By 1965, Booth (1965, 11) was able to offer the Modern Language Association a kind of progress report on the 'revival' of rhetorical studies. Ten years after Toulmin's *Uses of Argument* (1958), the Rhetoric Society of America (RSA) was founded and the journal *Philosophy and Rhetoric* was started. When the English translation of Perelman and Olbrechts-Tyteca's *New Rhetoric* appeared in 1969, it became widely read in Anglo-Saxon countries. Then, in 1977, the International Society for the History of Rhetoric (ISHR) was founded. As RSA and ISHR grew in size, the advanced study of rhetoric became more firmly established in Anglo-Saxon countries. These developments are probably what Fleming meant when noting rhetoric's undeniable presence in universities today. Although critics like Gaonkar (1997) have expressed deep misgivings about current directions in rhetorical theory, this is not new: Plato was arguably one of rhetoric's first detractors.

Rhetoric's stubborn persistence despite its critics merits some explanation. In *The Ends of Rhetoric*, for example, Bender and Wellbery argue that "rhetoric has returned" to prominence although it "is neither a unified doctrine nor a coherent set of discursive practices […] [but] a transdisciplinary field of practice and intellectual concern, a field that draws on conceptual resources of a radically heterogeneous nature and does not assume the stable shape of a system or method of education" (1990, 23, 25). What separates 'new' and 'old' rhetorics is rhetoric's 'heterogeneous nature' today, and some might even say present rhetorical theory discontinues rather than continues the classical rhetorical tradition. But that tradition "is larger and more various than most accounts have allowed" (Miller 2001, 181). According to Portnoy (2003, 108), "what counts as 'the tradition' changes with who defines it, uses it, and challenges it." Bender and Wellbery agree that studying rhetoric is still important because "[r]hetorical study has been able to vitalize literary research today precisely because it is no longer what it used to be" (1990, 38).

Training in rhetoric for many centuries often meant analyzing and commenting on literary and non-literary texts. The texts were usually in Greek or Latin rather than students' first languages (G. W. Turner 1973, 229). Today, almost any kind of text can be analyzed rhetorically. Indeed, Perelman and Olbrechts-Tyteca's (1971, 10) landmark book aimed to "examine arguments put forward by advertisers in newspapers, politicians in speeches, lawyers in pleadings, judges in decisions, and philosophers in treatises." So many human activities seem to somehow involve rhetoric that rhetoric seems both ubiquitous and timeless.

Bender and Wellbery also feel we can no longer "study rhetoric *tout court*, but only linguistic, sociological, psychoanalytic, cognitive, communicational, medial, or literary rhetorics" (1990, 38). Pluralism thus appears to be a defining characteristic of rhetoric now, even if Gaonkar (2004, 5) sees this as a sign that rhetoric is "rootless." If rhetoric is nomadic, this then may explain why "rhetorical knowledge is located within three separate departments in the modern American academy: philosophy, speech, and English (which usually houses the teaching of writing). Rhetoric in each of these departments has evolved along its own path, reflecting the interests, methods, and dynamics of each discipline" (Bazerman 1989, 3–4). The fate of rhetoric at Cornell University alone deeply influenced how rhetoric was studied in other in 20th-century American colleges (Corbett 1985). More recently, Mailloux (2000) has explored rhetoric's place in English and Speech Departments although "the common origins of now somewhat disparate fields like communication, English, composition, political science, law, and religious studies" could already be seen in Hugh Blair's *Lectures,* published in 1785 (Gore 2007, 131). If the many homes of rhetoric are not proof of its fragmentation, then perhaps they are signs of its re-contextualization in different intellectual niches.

2. Applied rhetoric

If *rhetoric* often stands for both the production and analysis of persuasive discourse, *applied rhetoric* generally refers to the rhetorical analysis of texts rather than their actual creation. Rhetoric's concepts and tools are usually marshaled for the purpose of analyzing texts, but what is rhetorical analysis? The case studies discussed below imply that there are many answers to that question.

2.1. Booth's *Rhetoric of Fiction*

Booth's study, which focuses on how the writer can "impose his fictional world upon the reader" (1961, i), is one of the best-known examples of modern rhetorical criticism. Imposition requires rhetoric, and for Hehir imposition is a "technique by which an author controls his reader's responses" (1964, 487). When Booth discusses the status of commentary in fiction at one point (1961, 169f), he argues that commentary is a heterogeneous concept; it includes statements directly addressed to the reader, as well as facts that readers "could not easily learn otherwise," thereby suggesting that communicating facts to readers is a primary function of commentary (Booth 1961, 169). But commentary also includes summaries that are presumably more trustworthy when given by the author or omniscient narrator than those given by a character in a story (Booth 1961, 175). One way to produce reliable commentary is to have mature characters comment on, or describe, their own behavior when they were young, as Booth (1961, 176) suggests the mature Pip does in Dickens' *Great Expectations*.

Apart from telling readers things they might not reliably learn otherwise, commentary has other functions too: "As a rhetorician, an author finds that some of the beliefs on which a full appreciation of his work depends come ready-made, fully accepted by the postulated reader as he comes to the book, and some must be implanted or reinforced" (Booth 1961, 177). An author's rhetoric may either be persuasive at times, in order to 'implant' new beliefs in readers, or it may merely 'reinforce' beliefs readers have already. The latter type tries to achieve what Perelman and Olbrechts-Tyteca might call "the adherence of minds" (1971, 4), a vital social function for rhetoric. But rhetoric for novelists can have functions that are not purely persuasive even if they seek to be persuasive from time to time. For example, in Balzac's *Droll Tales* or Greene's *Brighton Rock*, the novelists argue that simple moral standards of judgment should not apply to their characters since their questionable behavior can be justified by mitigating circumstances (Booth 1961, 183). Persuading readers to judge characters by new standards is not easy, of course, but that is to some extent why fiction is rhetorical. A novelist's ability to alter readers' rigid norms, or make readers defer hasty judgments, depends in part on rhetoric.

Creating sympathy for storytellers is a final function of commentary, especially when readers are addressed directly in digressions from plot narration. Booth sees this common 19th-century device used, for example, in *The Old Curiosity Shop* by Dickens, where the narrator speaks to the reader in a friendly, direct, and almost personal way (1961, 207). Such rhetoric seems to add little of value to the actual story, but Booth calls the intrusions important "continuing steps in our acquaintance with the narrators" (1961, 208). Digressions might also contribute to the overall reading experience, which can include, for example, constructing an ethos of the 'Dickens' narrator who, in a friendly manner, frequently addresses readers directly.

What *The Rhetoric of Fiction* ultimately does is re-define fiction as a form of rhetoric. In his review, McKillop justifies Booth's decision to include many examples from different cultures and historical periods because "[r]hetoric is not […] confined to any particular school of fiction" (1963, 296). McKillop is right, but for Booth the situation is clear: "[T]he author cannot choose to avoid rhetoric; he can choose only the kind of rhetoric he will employ" (1961, 1949). Of course, seeing literature *as* rhetoric is hardly new. Scholars like Featherstone study "rhetoric in story-telling" (2001, 82−88), and Fahnestock (2005, 215−230) has suggested that most classical rhetoricians saw literature

as merely epideictic rhetoric. Yet Lodge, who called Booth's book a "Poetics" of fiction (1962, 580), would defend the originality of Booth's works since Lodge feels a novelist "*persuades* us to share a certain view of the world for the duration of the reading experience" (1992, x). While Booth encouraged us to think of fiction again in rhetorical terms, Chatman (1989, 41) wondered what "the rhetoric of fiction" actually meant. In fact, Booth's study of storytelling techniques, implied authors, and unreliable narrators all prefigured narratology, which closely analyzes the language of literature. Readers can thus find new answers to Chatman's old question in texts like *The Cambridge Companion to Narrative* (Herman 2007), *Narrative* (Toolan 2001), and *Towards a 'Natural' Narratology* (Fludernik 1996).

2.2. Gross' *Rhetoric of Science*

The Rhetoric of Science by Gross (1996) offers evidence for the opinion that rhetoric is rather heterogeneous. Rhetoric of science "views its texts as rhetorical objects" and maintains that, "like oratory, science is a rhetorical enterprise, centered on persuasion" (Gross 1996, 5–6). Just as the *stases* or the common topics can help create arguments, so too can they help create scientific arguments. Indeed, science is rhetorical in many ways. A scientist's ethos is constructed by publishing papers, obtaining grants, and offering expert technical advice although Gross also sees "a dialectical contest between authority and innovation" among scientists (1996, 13). As for pathos, emotional reactions are visible in peer review reports, which are "part of the machinery of persuasion" (Gross 1996, 14). Even the so-called objective and passive style of scientific prose is evidence of a "nonrational appeal to the authority of reason" (Gross 1996, 15). Likewise, scientific texts may contain aspects of all three major rhetorical genres: "A scientific report is forensic because it reconstructs past science in a way to support its claims; it is deliberative because it intends to direct future research; it is epideictic because it is a celebration of appropriate methods. Analogously, scientific textbooks strive to incorporate all useful past science, to determine directions for future research, and to comment on accepted methods" (Gross 1996, 10–11). Although Gross admits that the tools or concepts of classical rhetoric are imperfect (1996, xix), he feels they nevertheless help us see scientific texts *as* rhetoric. Scholars like Halloran and Bradford (1984) or Fahnestock (1999) would agree, given their interest in analyzing the figurative language of scientific texts.

Because Gross aims to promote a "neo-Aristotelian rhetoric of science" (1996, 19), it is no surprise at one point to see him discuss how scientific papers are organized. But their present IMRAD structure (i. e. Introduction, Methods, Results, and Discussion) seems 'artificial'; it conceals the erratic process of scientific discovery and misleads readers into thinking there is "unproblematic progress from laboratory results to natural processes" (Gross 1996, 16). By analyzing papers originally written by Boyle in 1662, Einstein in 1923, and Nirenberg and Matthei in 1961, Gross argues that each section of their papers serves an inductive function. In the Introduction, the authors tend to put the experiments they are writing about into the context of a larger research program. In Materials and Methods, the authors often describe how their experiments are performed (although few scientists will ever try to replicate their results). In the Results section, "experimental results are revealed as the foundation of scientific knowledge". Finally, in

the Discussion section, speculation is limited while generalizations are not (Gross, 1996, 86–89).

Although IMRAD "reenacts the process of induction" (Gross 1996, 86), it presents a distorted view of scientific practice in laboratories since true discoveries are rarely predictable. But IMRAD has become so strongly engrained that few if any editors of scientific journals heeded the advice of Nobel laureate P. D. Medawar, who suggested in the 1960s that the Discussion section be placed near the beginning of scientific papers rather than near the end (Gross 1996, 91). For Gross, each scientific paper ultimately "seeks to persuade us that if we follow proper procedures we will establish reliable knowledge of the natural world" (1996, 96). That may or may not be true, and some papers seem more persuasive than others as citation data might suggest. But to his credit, Gross reminds us of rhetoric's omnipresence in science. Since Gross seems less concerned with 'sociology' in science (Melia 1992, 101) and more concerned with rhetoric in science, his pioneering work helped establish a lively new field of rhetorical enquiry.

2.3. Fitzmaurice and New World rhetoric

Rhetorical theory offers insights not only into science but also into history. According to Fitzmaurice, "[m]ost Elizabethan and Jacobean tracts concerning the New World were promotional: their mode was persuasion" (1997, 223). Such "promotional literature" (Fitzmaurice 1997, 237) includes Crashaw's *Sermon Preached before the Right Honourable Lord Lawarre* (1609), Gray's *A Good Speed to Virginia* (1609), Whitaker's *Good Newes From Virginia* (1613), and Purchas' *Hakluytus Posthumus or Purchas his Pilgrimes* (1625). Why focus on early 17th-century tracts? According to Fitzmaurice, "[t]he majority of tracts about the New World written in England between the patent granted to Sir Humphrey Gilbert in 1578, and the foundation of colonies in New England in the 1620s and 1630s, were concerned with how to persuade people to 'adventure' in 'purse or person'" (1997, 226). Despite having such a clear goal in mind, writers of the tracts faced two problems.

First, what kind of rhetoric would be most effective? The answer varied from one audience or context to another. So-called 'propaganda for the ventures' often took the form of sermons, which were increasingly composed in terms of deliberative rhetoric (Fitzmaurice 1997, 239). Thus, in religious contexts, writers like Crashaw who were trying sell the New World to Old World believers preferred to argue that it was religiously honorable to take part in the development of Virginia or Massachusetts. But in secular contexts, those like Captain John Smith in *The General History of Virginia* (1624) felt it was better, when speaking to merchants, to argue that venturing to the New World could be profitable. Skilled rhetoricians like Purchas composed different arguments for different audiences, employing the religious argument in one context by calling the venture 'honorable', and then employing the financial argument in a different context by calling the venture 'profitable'. Understanding an audience's motivations and appealing to them was hardly a new idea, of course; audience accommodation was discussed both in Aristotle's *Rhetoric* and in Cicero's *De Oratore*. Moreover, some audiences can be persuaded simply by having their motivations respectfully reaffirmed (Fahnestock/Secor 1990, 328–331), and the writers Fitzmaurice studies apparently understood that, especially if they were formally trained in rhetoric.

Second, how could Old World readers or listeners understand the New World, which was unknown to them? One answer involved making the unfamiliar familiar. For Fitzmaurice, "the necessity for […] persuasion arose from an uncertainty in the minds of the audience" (1997, 232). Few inhabitants of 17th-century England knew anything about the New World. On 26 April 1607, when Englishmen first reached Virginia, "[t]he ship commanders opened a sealed box and pulled out a secret document: the company's instructions for starting a colony" (Lord 2007, 50). The instructions encouraged self-censorship. According to Lord (2007, 50), "to keep investors investing and settlers settling," the first inhabitants of Jamestown were ordered to "never mention anything unpleasant in letters sent home." Lack of reliable information about the New World would thus support Fitzmaurice's thesis that English rhetoricians often explained the unknown in familiar terms. For example in Symonds' *Virginia* (1609), the Virginian voyage is equated with Abraham's journey to Israel, a familiar Biblical story. For Fitzmaurice (1997, 232−236), other strategies for representing the unfamiliar as familiar included rhetorical figures such as *paralipsis* (a form of aporia), *evidentia* or *pragmatographia* (forms of vivid representation), *meiosis* (a form of understatement), and *paradiastole* (a form of euphemism). For instance, *paralipsis* could mean feigning speechlessness when confronting the wonders of the New World, and *evidentia* could be used not only to vividly portray venturing to the New World but also to establish exigence for an argument. Although many audiences no doubt sought assurances that the venture was less risky than it seemed, making the opposite case was another rhetorical technique writers of the tracts used. To raise doubts about life in England, *paradiastole* could be used, for example, so that "the certainties of home are shown to be an illusion" (Fitzmaurice 1997, 238).

Arguing that life in England and life in Virginia were more similar than different encouraged audiences to find reasons to remain in England rather than find reasons to leave. In other words, transforming 'Why go?' into 'Why stay?' apparently worked, especially with educated audiences. A third of those who arrived in Jamestown in 1609 were gentlemen (Lord 2007, 52). Proportionally speaking, there were six times as many gentlemen in Jamestown as there were in England (Fitzmaurice 1997, 240). But by 1619, most Jamestown settlers were indentured servants (Lord 2007, 56), which suggests the promotional tracts were reaching more diverse audiences in England. According to Fitzmaurice, writers of tracts were clearly "persuading people to establish colonies" (1997, 241). However, he offers little evidence of specific colonists persuaded by specific tracts to journey to, or invest in, the New World. In fact, scholars often assume rhetoric to be persuasive (e. g. Stiff/Mongeau, 2003) without actually demonstrating the persuasiveness of specific texts with specific audiences. Fitzmaurice presupposes another cause-and-effect relationship by assuming, like Quintilian, that vivid displays of rhetoric "will arouse the emotions of the audience" (1997, 226). The existence of such effects is an empirical question (Hanauer 1998; Emmott et al. 2006). But some scholars of rhetoric, to their credit, do not assume *a priori* that such effects exist. In Lanham (1991), for instance, rhetorical figures are almost never defined by reference to their alleged effects on audiences. To be fair, Fitzmaurice suggests that rhetorical analysis can shed some light on one of history's most daunting questions: Why did Europeans colonize America? Rhetorically analyzing 17th-century tracts that tried to move English audiences to take action in the New World offers one answer to that intriguing question.

2.4. Equiano's rhetoric

Just as 17th-century English tracts promoting the New World can be analyzed rhetorically, so too can an 18th-century Abolitionist text. That said, a full Aristotelian analysis might entail several steps. First, a text's author, audience, and subject matter could be identified. Second, the text could be categorized as deliberative, forensic, or epideictic rhetoric. Third, the use of inartistic proofs, such as laws, witnesses, contracts, confessions, or oaths, or even artistic proofs such as ethos, pathos, or logos, could all be pointed out. We might identify as well the topics common to most arguments and the form they are given in the text. Fourth, the argument's arrangement could be studied to see if it begins with a *prooimion* or introduction, contains a narrative and proof in the middle, and ends with an interrogation and epilogue. Fifth, we could examine the writer's style (e. g. diction, correctness, appropriateness, prosody, or use of figures) since style may influence a reader's evaluation of a writer's ethos. Granted, this is not the only possible form a rhetorical analysis could take, but keeping even just a few of these steps in mind could help critics can gain some insight into the workings of *The Interesting Narrative of the Life of Olaudah Equiano* (1995).

In his autobiography, Equiano explains that he was captured at age 11 in 1745 in West Africa and became free in 1766 after more than ten years of slavery in America, the West Indies, and England. He wrote his fascinating autobiography in 1788 and first published it in London in 1789. He even sent a copy of it to Parliament. By the time Equiano died in 1797, his autobiography had become a best-seller and made an important contribution to the Abolitionist cause. Equiano's rhetorical skill is clear throughout the autobiography, but in chapter 6 Equiano (1995, 109−110) successfully defends himself against a false accusation. In Montserrat in early 1765, Robert King (a Philadelphia Quaker), and Captain Thomas Farmer (an Englishman), tell Equiano that they heard he had planned to escape in Philadelphia. At the time, Farmer was preparing to sail one of King's ships to Philadelphia with Equiano on board. King begins the interview by telling Equiano he is a "valuable fellow," but that more severe slave owners have offered to pay King a lot for him (Equiano 1995, 109). Equiano replies to this threat by stating he never said he would "run away in Philadelphia" (1995, 109) and had no intention of doing so. He flatters King and Farmer by admitting he would only think of running away if they treated him poorly, but since he "was used well," there was no need to escape (Equiano 1995, 109). Equiano then humbly admits that his destiny was really in the hands of "the God of Heaven," who alone had the power to set him free (1995, 109). Next, Equiano asks Farmer whether or not he always returned to the ship when in port, even when he could have escaped in Guadeloupe, reminding him that he was the only slave then who remained with Farmer (1995, 110). Farmer confirms this fact for King, thereby bolstering Equiano's argument (1995, 110). After all, King may doubt Equiano, but Equiano knows he trusts Farmer. Duly impressed by the speech, King decides that Equiano not only can go to Philadelphia, he can also purchase his freedom once he has saved enough money to do so (1995, 110).

This quick summary of fifteen lines of a text that contains 168 pages nevertheless reveals Equiano's skill on rhetoric. First, Equiano establishes his ethos as an honest and obedient slave in front of King and Farmer. His ability to speak well saves him from trouble elsewhere (1995, 135), and his use of indirect forms and complex clauses here portrays him as an intelligent writer. Second, Equiano praises Farmer and King, thus

earning their confidence. He directly tells them they treat him fairly while indirectly reminding his Christian readers that God alone decides our fate. Third, Equiano turns to Farmer to enlist his help in persuading King that what he has said is true. Such questioning leads Farmer to defend Equiano, thus bolstering the slave's ethos (1995, 110). Fourth, Equiano arranges his argument effectively. For instance, he offers an example (a kind of *logos*) of his loyal behavior and also questions Farmer, a member of his direct audience. Finally, Equiano's rhetorical performance, at least as presented here, seems successful. He is allowed to go to Philadelphia and he is given permission to buy his freedom. Later on, however, King "has to be shamed into honoring his agreement to Equiano to purchase his freedom" (Hall/Sabino 1999, 10).

Equiano's story was widely read in the late 18th and early 19th-centuries, but critics have recently raised various questions about it. For example, can Equiano's text really be called an 'autobiography' when it displays aspects of deliberative, forensic, and epideictic rhetoric? For instance, Hinds (1998, 637) calls Equiano's *Life* "the quintessential ex-slave spiritual autobiography" while Earley (2003, 11−12) calls the text both "a conversion narrative" and "a spiritual autobiography." As for Equiano's ethos, Carretta (1999) suggests that Equiano may have been born in America, not Africa, which would cast doubt on Equiano's identity. Concerning pathos, Marren (1993, 102) argues that Equiano "continues searching for a language […] he can speak authoritatively within white culture," which is why "he turns to Christian Scripture for solace." Corley (2002, 147) also notes that Biblical language plays an important role in Equiano's rhetoric, thus implying that Equiano used Christian rhetoric deliberately to tailor his argument to his audience. But for Potkay (2001, 608), "Equiano's faith and the biblical pattern of his narrative are the elements […] most likely to be misunderstood or simply ignored" by critics. That might explain why the sincerity of the text continues to be debated. Even so, rhetorical theory offers a few insights into how and why Equiano's *Life* became popular in late 18th-century England.

3. Applied stylistics

Discussing stylistic analyses presupposes an understanding of what stylistics is. For example, Verdonk (2002, 4) called stylistics "the study of style, which can be defined as the analysis of distinctive expression in language and the description of its purpose and effect". Stylistics thus imagined is where criticism (*analysis*) meets linguistics (*description*), although Verdonk's use of the word *effect* might be debated. According to Toolan (1990, 299), "[t]he independent existence of the effects or impressions, whose assumed textual source the stylistician claims he or she is uncovering, is itself always at least partly taken on trust". Moreover, the term 'distinctive expression' may be ironic if literary language and everyday language are indistinct. For M. Burke (2005, 187), "stylistics should proceed from description to interpretation" but how interpretations can actually be deferred is unclear. Meanwhile, Bradford (1997, 188−205) feels stylistics may be helpful for evaluation while G. W. Turner (1973, 233) argues that "[e]valuation presupposes description". Most literary texts analyzed in stylistics are canonical ones, so evaluation seems to be a minor concern in stylistics. Description, however, is not. As early critics of stylistics like Hirsch (1975, 573) argued, "[w]e cannot […] decide whether a trait of

style is part of meaning until we know what the meaning is". But knowing 'what the meaning is' entails interpreting the text first, even in a rudimentary way, before analyzing or describing it. Simply put, questions such as these suggest we would be better off simply 'doing' stylistics than worrying about its ultimate reason for being.

3.1. Leech and Short's *Style in Fiction*

As the Fowler-Bateson debate in the 1960s revealed (Simpson 2004, 148−157), some scholars felt that literary criticism was no place for linguistics. For instance, Hirsch (1975, 564) had challenged stylistics on methodological grounds, arguing that stylistics confused linguistic traits like "lexical choices, clause types, word order, phonemic patterns, rhythm, word length, etymology, sentence length, norm deviation" with so-called "stylistic traits", and thus could not decide if "a trait should be judged a form or a content". In order perhaps to address the form-content question, Leech and Short (1981) proposed to study style systematically. They situated their project within "the 'new stylistics,' which […] applies techniques and concepts of modern linguistics to the study of literature" (1981, 1). For Leech and Short, a "major concern of stylistics is to check or validate intuitions by detailed analysis," which may explain why one method they espoused involved a "checklist of linguistic and stylistic categories" (1981, 5, 75).

For Leech and Short, four categories were important to stylistics. First, there were lexical categories such as vocabulary, nouns, adjectives, verbs, and adverbs (1981, 76). Second, there were grammatical categories such as sentence types, sentence complexity, clause types, clause structure, word classes, and phrase types (1981, 77). Third, there were figures of speech or tropes as well as grammatical, lexical, and phonological schemes (1981, 78−79). Fourth, there were concepts like cohesion and context as well as the techniques writers used to address readers (1981, 79−80). In practice, the checklist method involves asking and answering questions, but some categories had fuzzy boundaries. For example, 'that' may be either a determiner or a pronoun (Leech/Short 1981, 81). Furthermore, the checklist was probably never meant to be used in its entirety, as Leech and Short reveal in their analyses of the opening passages of Joseph Conrad's *The Secret Sharer*, D. H. Lawrence's *Odour of Chrysanthemums*, and Henry James' *The Pupil*.

Leech and Short start with an impression they get after reading each short story, such as the "delay of clarification" in James' character Pemberton (1981, 103). They then offer an analysis to account for the impression. Comparing the Conrad and Lawrence passages, for example, they write: "In both cases, humanity − however dissimilar may be the lot of the lonely sea captain from that of the women who comes 'stooping out of the […] foul-house' − seems dwarfed and overwhelmed by the environment" (Leech/Short 1981, 91). The detailed descriptions that follow the three fictional passages set out to explain how the novelists create or produce certain impressions upon readers. This is very admirable although it raises two issues. First, constructing an explanation that confirms rather than tests a hypothesis often seems easy, especially when an impression's existence is "taken on trust" (Toolan 1990, 299). Second, whose impressions are really validated? Those of many readers or those of just one or two critics? Leech and Short are no doubt aware of these issues, but they aim to go beyond impressionistic criticism by trying to show where impressions originate, and how or why that might be the case.

At one point they summarize their results in a table (Leech/Short 1981, 113–117), although the table excludes data on figures of speech and schemes since Leech and Short admit they are difficult to quantify (1981, 111). The table makes it easy to compare data from the three short stories and see where there are statistically significant differences in each writer's style. In his passage, James uses fewer nouns and physical adjectives (yet more main verbs and third person personal pronouns) than either Conrad or Lawrence. Conrad's sentences tend to be the longest, while Lawrence uses more locatives and concrete nouns than either James or Conrad. These differences in style cannot be denied even if isolating the differences removes them from their context, as Leech and Short admit (1981, 110).

Comparing styles in this manner clearly shows where there are similarities and where there are differences. Such comparisons are invaluable for without them the statistical data are useless. For example, Barry's (2003, 139) discovery that Austen used the word 'silence' thirty-four times in *Mansfield Park* is meaningless because he makes no comparisons with other repeatedly used words by Austen, in neither this nor her other novels, and no comparisons for instance with other repeatedly used words by Austen's contemporaries. The unique value of Austen's *silence* is thus a mystery. But the very use of statistics in literary criticism may itself seem odd. For Clayman, "the most common statistical techniques, developed for the sciences and social sciences, make assumptions about data that are not true for languages or texts" (1992, 386). Even defenders of corpus stylistics openly admit that "the heart of stylistic analysis" is qualitative rather than quantitative (Semino/Short 2004, 7), which means statistical data are perhaps most useful when they augment rather than replace qualitative analyses.

That said, *Style in Fiction* turned out to be a landmark in stylistics. For example, it examined the pragmatics of conversation in fiction and analyzed representations of speech and thought, which both became important topics in narratology. Indeed, the wide range of phenomena Leech and Short examined broadened the horizons of stylistics. Taylor and Toolan (1996, 89) called the book "useful" yet "eclectic," containing as it did concepts from "Gricean pragmatics, generative syntax, Prague school functionalism, quantitative stylistics, speech act theory, structuralist poetics, discourse analysis, and French semiotics". But to be fair, why should methodological boundaries have to be drawn round stylistics? Roberts (1944, 304) may have been the first to use the term "literary stylistics," but Carter and Simpson (1989, 4–7) distinguished linguistic stylistics from literary stylistics by stating that linguistic stylistics seeks to "contribute to linguistic theory" while literary stylistics "draw[s] eclectically on linguistic insights" to support interpretations. Leech and Short (1981, 13) saw linguistics as mainly interested in answering 'what' questions and literary stylistics as mainly interested in answering 'how' and 'why' questions. However, *Style in Fiction* sometimes answers what, how, and why questions, so it defies easy categorization. But that, along with its mixed methodology, might explain its continuing relevance.

3.2. Mills' *Feminist Stylistics*

At the end of the 1980s, Carter and Simpson (1989, 17) wrote that "if the 1960s was a decade of formalism in stylistics, the 1970s a decade of functionalism and the 1980s a decade of discourse stylistics, then the 1990s could well become the decade in which

socio-historical and socio-cultural stylistic studies are a main preoccupation". That opinion is noteworthy for three reasons. First, the recent proposal that discourse stylistics is the future of stylistics (Hall 2003, 366) is misguided; the future of stylistics should not be its past. Second, *Style in Fiction* might be seen as the apex of functional stylistics before discourse stylistics became more fully developed. Third, Mills' *Feminist Stylistics* (1995) can now be seen as defending a form of stylistics concerned with the social, historical, and cultural factors mentioned by Carter and Simpson.

For Mills (1995, 10), feminist stylistics is rooted in critical linguistics, which "relates the language of texts to extra-textual political processes". Mills also wants "stylistics to move away from the analysis of literary texts to […] other forms of writing; for example, advertising, newspaper reports and so on" (1995, 17), which includes sexist jokes, politically incorrect proverbs, and pop songs. Just as Perelman and Olbrechts-Tyteca (1971, 10) proposed a "new rhetoric" for analyzing a wide range of texts, Mills proposes the same for feminist stylistics. If stylistics is useful for analyzing a variety of texts (Wales 2001), then Mills' view is justifiable. Although Cameron (1998, 967) says Mills' book "is useful less as a source of extended discussion of feminist literary and linguistic theory than as a survey of various feminist reading practices whose shared goal is to uncover the workings of gender in texts," to her credit Mills summarizes her method in the form of nearly one hundred questions (1995, 199–202). Whereas Leech and Short's checklist emphasized first putting items into specific categories, Mills' checklist aims to make readers aware of how sexism functions in texts.

Mills shows that many probing questions can be put to texts. For example, answering the "who does what to whom" question (Mills 1995, 146) helps uncover transitivity patterns. The representation of female characters as passive and male characters as active might often be seen in transitivity patterns in fiction. In other words, the verbs writers use can betray a strong bias to represent male characters as agents (or actors) who take action, and female characters as recipients or patients to whom things are done (Mills 1995, 148). Rhetorical theorists like Berthoff (1988, 88) knew the pedagogical value of "how does who do what and why?" questions, as did K. Burke (1969), whose well-known Pentad entailed answering what, where, who, how, and why questions in rhetorical analyses (Comprone 1978, 336–340). Mills is thus not alone in seeing the heuristic value of such pertinent questions.

The word, phrase or sentence, and discourse levels are Mills' three main levels of analysis. This fits with Genova's observation that stylistic analysis often entails "enumerating concrete features of the work, e. g., sentence structures, lexical choices, and phrasing" (1979, 317). Analyzing phrases or sentences, for example, allows Mills (1995, 129–131) to discuss sexist proverbs or clichés such as 'A woman's work is never done', 'Behind every successful man is a woman', or 'Trouble and strife' (rhyming slang for 'wife'). Such expressions encode negative stereotypes of women, and one way to challenge the stereotypes is to revise the expressions. 'A woman's place is in her union', 'A woman's place is in the struggle', or 'A woman needs a man like a fish needs a bicycle', are just a few examples of how sexist clichés have been rewritten (Mills 1995, 129–131). Such interventions may not always be successful at first, because the "process of change in language is relatively slow" (Mills 1995, 126), but they still offer us a way to question stereotypes. Revisions also raise awareness about choice in language use. If style refers to "the linguistic choices made by speakers and writers" (Baldick 1990, 215), then the use of sexist clichés, rather than being seen as inevitable, might merely be a matter of choice.

As an example of phrase level analysis, Mills focuses on the pop song, *Hit*, by the Sugar Cubes, a band from Iceland that was popular in the 1980s. Mills studies the song's ambiguity about a romantic situation in which the female protagonist seems passive yet enjoys her role, an impression tied to transitivity patterns in the song (Mills 1995, 153). To her credit, Mills knows it is easy for feminist critics to construct a simple analysis that confirms their belief that males are represented as powerful whereas females are represented as powerless, even in texts written by women. As Mills honestly states, "[t]he meaning of the song is not a simple question of adding up the number of clause types" (1995, 155) and then discovering (as expected) that it is sexist. In other words, like other forms of stylistics, feminist stylistics should avoid confirmation bias. As Fish reminded us, regard with skepticism any method that always succeeds (1980, 76). For Mills, *Hit* is too sophisticated and ambiguous to conform to commonplace feminist interpretations, which is why she favors "a more complex form of feminist analysis [that] would set out to explore the way that passivity is constructed as pleasurable, and at the same time analyze the ways that the text displays a number of contradictory forces, which undercut that pleasure" (1995, 157). Constantly remaining critical is thus vital to feminist stylistics.

Affinities exist between the feminist stylistic analysis of ads by Mills, and the rhetorical analysis of ads, for example, by Scott (1994), McQuarrie and Mick (1996), Cook (2001), and Featherstone (2001). For instance, in an ad for a plastic surgery service in London, a model asks, 'Are you happy with your looks?' (Mills 1995, 133). For Mills, there are three presuppositions in the ad: "(1) that you are not happy with your looks, (2) that this woman is happy with her looks, (3) that this woman has had surgery" (1995, 134). The final inference? "[I]f you want to be happy with your looks you will have to have surgery" (Mills 1995, 134). What Mills calls presuppositions are actually *enthymemes*, which Aristotle called a "sort of syllogism" (1991, 33). A distinct trait of enthymemes is that their premises may be implicit rather than explicit (Crowley/Hawhee 1999, 168–173). Indeed, "held in the mind," one literal meaning of *enthymeme* in Greek (Herrick 2001, 77), highlights their implicit nature. That is why, for Dascal and Gross, "a complete iteration of premises and conclusion is not necessary to an enthymeme" (1999, 118). Ever since Aristotle, rhetoric teachers have recognized the persuasive force of enthymemes. By omitting the obvious, enthymemes are instances of audience accommodation whereby rhetors rely on audiences to make explicit that which is implicitly implied. As Mills and (1995, 134) and Crowley and Hawhee (1999, 170) suggest, modern advertisers fully understand the power of enthymemes, which is why the rhetoric of ads is worth studying.

3.3. Emmott's cognitive stylistics

Just as Gibbs and Franks (2002) analyzed metaphors used in narratives by women with cancer, Emmott (2003) recently analyzed narratives by men who had strokes or suffered other debilitating injuries. Her goal? To explain why "instances of splitting and/or different versions of characters seem to arise naturally from the nature of the human self and from the nature of narrative" (2003, 161). For Emmott (2003, 158), recent theories developed by cognitive linguists like George Lakoff and Gilles Fauconnier are useful for studying split-self metaphors and narratives, especially since "linguists have not previously had models sophisticated enough to handle such commonplace examples in natu-

ral discourse." Cognitive linguistics thus makes cognitive stylistics feasible; it adds value to stylistics in a way that other kinds of linguistics cannot. As Emmott notes (2003, 161), thinking or speaking of oneself as divided is widespread not only in fictional narratives by Atwood, Lessing, or J. K. Rowling, but also in autobiographical stories such as Bauby's *The Diving-Bell and the Butterfly* (1998), McCrum's *My Year Off* (1998), Reeve's *Still Me* (1998), and J. Simpson's *Touching the Void* (1988).

The split-self idea may stem from Cartesian dualism, which assumed the body and mind to be separate. The so-called mind-body division is thus analogous to a self-body division (Emmott 2003, 163). In many first-person narratives, for example, "a narrating self […] [looks] back in time at events involving an earlier version of the self," which is seen in the stories by Reeve or McCrum, where the patient – a presently injured self – talks about his formerly healthy self (Emmott 2003, 171). The taxonomy is far from simple, however, since mind-mind splits, mind-body splits, body-body splits, and social self-hidden self splits are all possible according to Emmott (2003, 174).

Cognitive linguistic theory helps Emmott recognize several important features of split-self narratives. First, many patients discuss being 'imprisoned' metaphorically in their own bodies, perhaps due to frustration (2003, 164–165). Second, narrators who imagine alternative selves, or the kind of people they would be were it not for their injuries, "can motivate action, add to suspense and encourage strong empathy" by telling stories in this manner (2003, 167). Third, by presenting the self as split by illness or injury, narrators may question their identity when comparing 'before' and 'after' versions of themselves (2003, 169).

While cognitive linguistics gives Emmott new insights into split-self metaphors and narratives, she nevertheless feels that cognitive linguistics may be of limited interest to literary critics. For starters, cognitive linguists are rarely concerned with questions that interest literary critics. Also, literary linguists always face the problem of analyzing long stretches of discourse with linguistic models that were first developed to analyze single sentences. Finally, cognitive models developed to account for everyday language may be insufficient or inappropriate for analyzing the language of literary texts (Emmott 2003, 177).

Despite these misgivings, Emmott's work shows that theories in cognitive linguistics can help us grasp something about patient narratives that we might not have been able to understand before. Indeed, Henkel (1996, 65) sensed that "interest in cognitive linguistics" was increasing in literary criticism, and many critics since then have found cognitive linguistic theories to be useful for textual analysis, including Turner (1996), Stockwell (2002), Steen and Gavins (2003), and Semino and Culpeper (2003), to name just a few. Furthermore, since Weber (1996, 7) felt that stylistics needed "to work towards a greater synthesis of cognitive and social approaches, a synthesis which […] has already been partially achieved in the study of metaphor", Emmott's work on split-self narratives could be seen as an example of the kind of synthesis that Weber was encouraging.

But it is perhaps in metaphor research where the synthesis is most visible. For Franke, if metaphor "has once again acquired cognitive status," this might explain the renaissance of metaphor studies (2000, 137–138). And yet, cognitive approaches to literature are also concerned with reception theory so as to understand how readers respond to specific texts (M. Burke 2005; Hamilton 2007). "For the stylistician," Riffaterre wrote (1970, 47), "the original meaning of a text is revealed by the reactions it elicited from its contemporary readers". If true, then cognitive stylistics merely extends the concerns of

conventional stylistics. Although Emmott agrees that "'applied' cognitive linguistic work provides perceptive new angles on narrative texts" (2003, 160), she still feels that better answers to questions about how the self evolves or how identity changes over the course of a story can be found in narratology rather than cognitive stylistics.

But if the work of Booth as well as Leech and Short adumbrated narratology, and if cognitive stylistics, like rhetorical criticism, is a close relative of narratology, then is it fair to make sharp distinctions between these activities? Toolan (1990, 309) used "literary linguistics" as a synonym for 'stylistics', but others might prefer using 'rhetoric' as the umbrella term covering everything from philology to linguistics to stylistics to narratology. Unfortunately, terms continue to proliferate. Weber defended "contextualized stylistics" (1996, 1−8) although the essays in his collection were put into formalist, functionalist, affective, pedagogical, pragmatic, critical, feminist, and cognitive categories (1996, v−vi). Moreover, when Simpson (2004, 3) called cognitive stylistics "one of the established branches of contemporary stylistics," he brought cognitive stylistics under the umbrella of stylistics *tout court*.

Perhaps terminology is not that important. If a rose by any other name smells just as sweet, then the many forms of rhetorical criticism might be just as useful regardless of what they are called. But as the proliferation of terms reveals, stylistics still follows developments in linguistics. The labels in Weber's collection refer in fact to different schools of thought in linguistics, which is why stylistics must remain aware of developments in linguistics. One remark by Cameron (1998, 966) clearly explains why: "The linguistic theory implicitly underlying poststructuralist approaches − Saussure's − is one linguists have not taken seriously for fifty years". Much current work in stylistics remains indebted to linguistics (Hamilton 2004), perhaps because "[s]tylistics proper still cannot 'go beyond its linguistics'" (Toolan 1990, 315). But that may not be a problem as long as stylisticians discard linguistic theories that linguists themselves have already rejected. That said, just as linguistics has re-contextualized the study of language (Geeraerts 2007), so too has stylistics (Carter/Simpson 1989, 17). This suggests that stylistics still remains deeply rooted in linguistics.

3.4. Auden's blends

Conceptual blending theory in cognitive linguistics (Fauconnier/Turner 1998; 1999; 2002) is of great relevance to the study of rhetoric and style. In modern poetry, for instance, many of W. H. Auden's metaphors for the human body were based on conceptual blends. Spatial structures like houses, cities, and landscapes all became metaphors for the human body in Auden's work. In fact, Auden often used a form of "XYZ metaphor" (Turner 1991, 197−201) in his poetry. XYZ metaphors contain three noun phrases, but the second and third noun phrases are separated by a prepositional phrase like 'of'. For example, to imply as Auden once did that "[a] poet is the father of his poem" is to argue that the relationship a poet has to his poem is analogous to the relationship a father has to his child. That relationship is one of creation; the father helps create a child just as the poet helps create a poem. To infer that a poem is thus a child of a poet is to conceptually blend the two analogical relationships (i. e., that of the father and child, and that of the poet and poem). The fact that analogical inferences result from metaphorical blends was one of Fauconnier and Turner's major discoveries.

XYZ metaphors like "A poet is the father of his poem" can be shortened to "YZ compounds" with a "NounPhrase-of-NounPhrase" syntax (Turner 1998, 54). Full blends such "the father of his poem" can thus be explicitly expressed with only two nouns separated by a preposition. Throughout his career, Auden (1991) produced many such blends for the human body, including the following examples: "the channels of the ear" (1991, 130); "land of flesh and bone" (1991, 137); "the provinces of his body" (1991, 247); "the deserts of the heart" (1991, 249); "the harbor of her hand" (1991, 251); "the shabby structure of indolent flesh" (1991, 285); "the kind gates of the body" (1991, 627); "the pools of my pores" (1991, 838); "the tropical forests of arm-pit and crotch" (1991, 838); "the deserts of my fore-arms" (1991, 838); "the cool woods of my scalp" (1991, 838). Blends such as 'the provinces of his body', in Auden's famous poem, *In Memory of W. B. Yeats*, provide minimal cues for a full process of analogical reasoning. This is true even though only two terms (rather than the four traditionally associated with metaphorical analogies) are explicitly stated. The full metaphorical line in the poem is 'the provinces of his body revolted'. This metaphor may explain in part the cause of Yeats' death. We process the metaphor to reason that the relationship provinces have to a whole country is analogous to the relationship that parts of a body (i. e. limbs or organs) have to a body as a whole.

Aristotle, in *Poetics*, was probably the first to grasp the analogical nature of such XYZ metaphors (Fauconnier/Turner 1999, 406). But Fauconnier and Turner surpass Aristotle by specifically examining the implicit cognitive processes that bring such metaphors to life. By suggesting, for example, that certain parts of a body were the provinces of a country, Auden combined a specific term ('provinces') with a generic term ('body'). He thus created a new understanding of the part-whole relationship that limbs, for instance, have with bodies. Representing the human body through metaphorical blends was a major feature of Auden's poetic style (Hamilton 2001), and once a blend has been established readers can continue to draw inferences from it (e. g. inferences about Ireland's role in Yeats' poetry).

4. Conclusion

Thanks to developments like conceptual blending theory in cognitive linguistics, new fields like cognitive poetics and cognitive stylistics (or what I would simply call cognitive rhetoric) are becoming well-established. Indeed, Cockcroft's latest book (2002) offers a nice example of cognitive rhetoric by re-defining *pathos* in light of current cognitive neuroscience research on emotions. But while analyses range freely from literature to advertising (Hamilton 2005) in this era of New Rhetoric, where to draw the line between rhetoric and stylistics often remains unclear. Although Herrick (2001, 97) suggests style belongs to the canon of *pronuntiatio*, others locate it within the canon of *elocutio* (Sperber/Wilson 1990, 140; Crowley/Hawhee 1999, 30). Style therefore remains firmly located within the canons even though not all canons are equal. For example, Hugh Blair, Edinburgh University's first Regius Chair of Rhetoric, defined rhetoric in the late 18th-century as "the study of tropes or figurative language" on the one hand, and "persuasive public speech" on the other (Frow 2001, 12). Like many of his contemporaries, Blair saw the study of rhetoric as involving just two canons: "*elocutio* (style or expression) and *pronuntiatio* (delivery)" (Frow 2001, 10). Focusing on only two canons made

figurative language synonymous with *elocutio* or style (Sperber/Wilson 1990, 140). Since then, studying style has usually meant studying figures, although Chapman saw figurative language as "the language of rhetoric" as a whole (1973, 72–84). But if figurative language is part of *elocutio*, and *elocutio* part of rhetoric, then stylistics remains a form rhetorical criticism, especially when figurative language is analyzed.

Some might disagree with that proposal, of course, but Toolan (1990, 310) sees a "heterodox clash of voices within stylistics" as a "welcome development." That said, re-defining stylistics and rhetorical criticism as literary linguistics openly reveals their theoretical debt to linguistics although the term may simultaneously exclude from analysis non-literary texts. To be fair, this article does not offer the definitive word on rhetoric or stylistics today. The case studies discussed here are limited in number; they may not even be the best examples of their type. The rhetoric or style of political speeches, newspaper articles, or other forms of persuasive discourse were often overlooked here even though they are often analyzed rhetorically. But the fact that there is no shortage of stylistic analyses to review is a good thing. The sustained critique of stylistics in the 1960s and 1970s was ultimately constructive rather than destructive for it never offered "an overwhelming argument to stop doing stylistics" (Toolan 1996, 131). The same may be true for rhetorical criticism, which still flourishes despite eternal attacks against rhetoric.

Acknowledgments: Generous support from the Universität Freiburg Englisches Seminar (Lehrstuhl Fludernik) and a DAAD grant (Kennziffer A/07/07402) enabled me to write articles 13 and 28 for this Handbook. I also thank Dr Robert Cockcroft (Nottingham University) for his comments on this article.

5. Selected bibliography

Aristotle (1991): Rhetoric. By George Kennedy (Trans.). Oxford.
Auden, Wystan Hugh (1991) Collected Poems. New York.
Baldick, Chris (1990): Oxford Concise Dictionary of Literary Terms. Oxford.
Barry, Peter (2003): English in Practice. London.
Bazerman, Charles (1989): Rhetoricians on the Rhetoric of Science. In: Science, Technology, and Human Values 14.1, 3–6.
Bender, John/David Wellbery (eds.) (1990): The Ends of Rhetoric. Stanford.
Berthoff, Ann (1988): Forming, Thinking, Writing. Portsmouth, NH.
Booth, Wayne (1961): The Rhetoric of Fiction. Chicago.
Booth, Wayne (1965): The Revival of Rhetoric. In: PMLA 80.2, 8–12.
Bradford, Richard (1997): Stylistics. London.
Burke, Kenneth (1969): A Grammar of Motives. Berkeley.
Burke, Michael (2005): How Cognition Can Augment Stylistic Analysis. In: European Journal of English Studies 9.2, 185–196.
Cameron, Deborah (1998): Gender, Language, and Discourse. In: Signs 23.4, 945–973.
Carretta, Vincent (1999): Olaudah Equiano or Gustavus Vassa? New Light on an Eighteenth-Century Question of Identity. In: Slavery and Abolition 20.3, 96–105.
Carter, Ron/Paul Simpson (1989): Language, Discourse, and Literature. London.
Chapman, Raymond (1973): Linguistics and Literature. London.
Chatman, Seymour (1989): The 'Rhetoric' 'of' 'Fiction.' In: James Phelan (ed.): Reading Narrative. Columbus, Ohio, 40–56.

Clayman, D. L. (1992): Trends and Issues in Quantitative Stylistics. In: Transactions of the American Philological Association 122, 385–390.
Cockcroft, Robert (2002): Rhetorical Affect in Early Modern Writing. Basingstoke.
Comprone, Joseph (1978): Kenneth Burke and the Teaching of Writing. In: College Composition and Communication 29.4, 336–340.
Cook, Guy (2001): The Discourse of Advertising. London.
Corbett, Edward (1985): The Cornell School of Rhetoric. In: Rhetoric Review 4.1, 4–14.
Corley, Ide (2002): The Subject of Abolitionist Rhetoric: Freedom and Trauma in 'The Life of Olaudah Equiano.' In: Modern Language Studies 32.2, 139–156.
Crowley, Sharon/Deborah Hawhee (1999): Ancient Rhetorics for Contemporary Students. Boston.
Dascal, Marcelo/Alan Gross (1999): The Marriage of Pragmatics and Rhetoric. In: Philosophy and Rhetoric 32.2, 107–130.
Earley, Samantha (2003): Writing from the Center or the Margins? Olaudah Equiano's Writing Life Reassessed. In: African Studies Review 46.3, 1–16.
Emmott, Catherine (2003): 'Split selves' in Fiction and in Medical 'Life Stories': Cognitive Linguistic Theory and Narrative Practice. In: Elena Semino/Jonathan Culpeper (eds.), 153–182.
Emmott, Catherine et al (2006): Capturing the Attention of Readers? Stylistic and Psychological Perspectives on the Use and Effect of Text Fragmentation in Narratives. In: Journal of Literary Semantics 35.1, 1–30.
Equiano, Olaudah (1995 [1789]): The Interesting Narrative of the Life of Olaudah Equiano, Written by Himself. Boston.
Fahnestock, Jeanne (1999): Rhetorical Figures in Science. New York.
Fahnestock, Jeanne (2005): Rhetorical Stylistics. In: Language and Literature 14.3, 215–230.
Fahnestock, Jeanne/Marie Secor (1990): A Rhetoric of Argument. New York.
Fauconnier, Gilles/Mark Turner (1998): Conceptual Integration Networks. In: Cognitive Science 22, 133–187.
Fauconnier, Gilles/Mark Turner (1999): A Mechanism for Creativity. In: Poetics Today 20, 397–418.
Fauconnier, Gilles/Mark Turner (2002): The Way We Think. New York.
Featherstone, Simon (2001): Everyday Rhetorics. In: Rebecca Stott et al (eds.): Speaking Your Mind. Harlow, 68–89.
Fish, Stanley (1980): Is There a Text in This Class? Cambridge, MA.
Fitzmaurice, Andrew (1997): Classical Rhetoric and the Promotion of the New World. In: Journal of the History of Ideas 58.2, 221–243.
Fleming, David (1998): Rhetoric as a Course of Study. In: College English 61.2, 169–191.
Fludernik, Monika (1996): Towards a 'Natural' Narratology. London.
Franke, William (2000): Metaphor and the Making of Sense: The Contemporary Metaphor Renaissance. In: Philosophy and Rhetoric 33.2, 137–153.
Frow, John (2001): Text, Culture, Rhetoric: Some Futures for English. In: Critical Quarterly 43.1, 5–18.
Gaonkar, D.P. (1997): The Idea of Rhetoric in the Rhetoric of Science. In: Alan Gross/William M. Keith (eds.): Rhetorical Hermeneutics: Invention and Interpretation in the Age of Science, 25–85.
Gaonkar, D.P. (2004): Introduction: Contingency and Probability. In: Walter Jost/Wendy Olmstead (eds.), 5–21.
Geeraerts, Dirk (2007): 30 Years of Cognitive Linguistics and Beyond. Keynote Lecture, 10th Biannual Conference of the International Cognitive Linguistics Association. 20 July 2007, Krakow.
Genova, Judith (1979): The Significance of Style. In: Journal of Aesthetics and Art Criticism 37.3, 315–324.
Gibbs, Ray/Heather Franks (2002): Embodied Metaphor in Women's Narratives about Their Experiences with Cancer. In: Health Communication 14.2, 139–165.

Gore, David (2007): Review of Hugh Blair's Lectures on Rhetoric and Belles Lettres (edited by L. Ferreira-Buckley and S. M. Halloran). In: Rhetoric and Public Affairs 10.1, 130–132.
Gross, Alan (1996): The Rhetoric of Science. Cambridge, MA.
Hall, Geoff (2003): The Year's Work in Stylistics: 2002. In: Language and Literature 12, 353–370.
Hall, Jennifer/Robin Sabino (1999): The Path Not Taken: Cultural Identity in the Interesting Life of Olaudah Equiano. In: MELUS 24.1, 5–19.
Halloran, S. Michael/Andrea Bradford (1984): Figures of Speech in the Rhetoric of Science and Technology. In: Robert Connors et al (eds.): Essays on Classical Rhetoric and Modern Discourse. Carbondale, IL. 179–192.
Hamilton, Craig (2001): Opaque Enigmas: Mind, Body, and Metaphor in W.H. Auden's Poetry. University of Maryland PhD Thesis.
Hamilton, Craig (ed.) (2004): Style 38.4 [special issue].
Hamilton, Craig (ed.) (2005): Language and Literature 14.3 [special issue].
Hamilton, Craig (2007): Stylistics or Cognitive Stylistics? In: Bulletin de la Société de Stylistique Anglaise 28, 55–66.
Hamilton, Craig (2008): Rhetoric and Stylistics in the Modern Anglo-Saxon Countries. In: Andreas Gardt et al. (eds.): Rhetoric and Stylistics: An International Handbook of Historical and Systematic Research. Berlin.
Hanauer, David (1998): Reading Poetry: An Empirical Investigation of Formalist, Stylistic, and Conventionalist Claims. In: Poetics Today 19.4, 565–580.
Hauser, Gerard (2007): Philosophy and Rhetoric: An Abbreviated History of an Evolving Identity. In: Philosophy and Rhetoric 40.1, 1–14.
Hehir, Diana (1964): Review of Booth's Rhetoric of Fiction. In: Journal of Aesthetics and Art Criticism 22.4, 487–488.
Henkel, Jacqueline (1996): The Language of Criticism. Ithaca, NY.
Herman, David (ed.) (2007): Cambridge Companion to Narrative. Cambridge.
Herrick, James (2001): History and Theory of Rhetoric. Boston.
Hinds, Elizabeth (1998): The Spirit of Trade: Olaudah Equiano's Conversion, Legalism, and the Merchant's Life. In: African American Review 32. 4, 635–647.
Hirsch, Jr. E. D. (1975): Stylistics and Synonymity. In: Critical Inquiry 1.3, 559–579.
Jost, Walter/Wendy Olmstead (eds.) (2004): A Companion to Rhetoric and Rhetorical Criticism. Oxford.
Lanham, Richard (1991): Handlist of Rhetorical Terms. Berkeley.
Leech, Geoffrey/Michael Short (1981): Style in Fiction. London.
Lodge, David (1962): Review of Booth's Rhetoric of Fiction. In: Modern Language Review 57.4, 580–581.
Lodge, David (1992): The Art of Fiction. New York.
Lord, Lewis (2007): The Jamestown Story. In: U.S. News and World Report, 29 January/5 February issue, 46–58.
Mailloux, Steven (2000): Disciplinary Identities. In: Rhetoric Society Quarterly 30.2, 5–29.
Marren, Susan (1993): Between Slavery and Freedom: The Transgressive Self in Olaudah Equiano's Autobiography. In: PMLA 108.1, 94–105.
McKillop, Alan (1963): Review of Booth's Rhetoric of Fiction. In: Modern Philology 60.4, 295–298.
McQuarrie, Edward/David Mick (1996): Figures of Rhetoric in Advertising Language. In: Journal of Consumer Research 22.4, 424–438.
Melia, Trevor (1992): Untitled review. In: Isis 83.1, 100–106.
Miller, Carolyn (2001): Review of Kastely's Rethinking the Rhetorical Tradition. In: Philosophy and Rhetoric 34.2, 179–181.
Mills, Sara (1995): Feminist Stylistics. London.
Perelman, Chaïm/Lucie Olbrechts-Tyteca (1971): The New Rhetoric. A Treatise on Argumentation. London.

Portnoy, Alisse (2003): Defining, Using, and Challenging the Rhetorical Tradition. In: Philosophy and Rhetoric 36.2, 103–108.
Potkay, Adam (2001): History, Oratory, and God in Equiano's Interesting Narrative. In: Eighteenth Century Studies 34.4, 601–624.
Riffaterre, Michael (1970): The Stylistic Approach to Literary History. In: New Literary History 2.1, 39–55.
Roberts, Murat (1944): The Science of Idiom: A Method of Inquiry into the Cognitive Design of Language. In: PMLA 59.1, 291–306.
Scott, Linda (1994): Images in Advertising: The Need for a Theory of Visual Rhetoric. In: Journal of Consumer Research 21.2, 252–273.
Semino, Elena/Michael Short (2004): Corpus Stylistics. London.
Semino, Elena/Jonathan Culpeper (eds.) (2003): Cognitive Stylistics. Amsterdam.
Simpson, Paul (2004): Stylistics. London.
Sperber, Dan/Deirdre Wilson (1990): Rhetoric and Relevance. In: John Bender/David Wellbery (eds.), 140–155.
Steen, Gerard/Jo Gavins (eds.) (2003): Cognitive Poetics in Practice. London.
Stiff, James/Paul Mongeau (2003): Persuasive Communication. New York.
Stockwell, Peter (2002): Cognitive Poetics. London.
Taylor, Talbot/Michael Toolan (1996): Recent Trends in Stylistics. In: Jean-Jacques Weber (ed.), 87–91.
Toolan, Michael (1996): Stylistics and Its Discontents; or, Getting Stylistics off the Fish 'hook'. In: Jean-Jacques Weber (ed.), 117–137.
Toolan, Michael (1990): The Stylistics of Fiction. London.
Toolan, Michael (2001): Narrative. London.
Toulmin, Stephan (1958): Uses of Argument. Cambridge.
Turner, Mark (1991): Reading Minds. Princeton.
Turner, Mark (1996): The Literary Mind. New York.
Turner, Mark et al (1998): Figurative Thought and Language. New York.
Turner, G. W. (1973): Stylistics. Harmondsworth.
Verdonk, Peter (2002): Stylistics. Oxford.
Wales, Katie (2001): Dictionary of Stylistics. London.
Weber, Jean Jacques (ed.) (1996): The Stylistics Reader. London.

Craig Hamilton, Mulhouse (France)

29. Rhetorische und stilistische Praxis der Neuzeit in Russland

1. Rhetorik in Russland. Einführung
2. Rhetorische Schulen und Institutionen in Russland
3. Die Rhetorik zwischen Wissenschaft und Orthodoxie
4. Die Rhetorik in der Zeit der ‚Europäisierung' Russlands durch Peter I.
5. Der Niedergang der russischen Rhetorik
6. Literatur (in Auswahl)

Portnoy, Alisse (2003): Defining, Using, and Challenging the Rhetorical Tradition. In: Philosophy and Rhetoric 36.2, 103–108.
Potkay, Adam (2001): History, Oratory, and God in Equiano's Interesting Narrative. In: Eighteenth Century Studies 34.4, 601–624.
Riffaterre, Michael (1970): The Stylistic Approach to Literary History. In: New Literary History 2.1, 39–55.
Roberts, Murat (1944): The Science of Idiom: A Method of Inquiry into the Cognitive Design of Language. In: PMLA 59.1, 291–306.
Scott, Linda (1994): Images in Advertising: The Need for a Theory of Visual Rhetoric. In: Journal of Consumer Research 21.2, 252–273.
Semino, Elena/Michael Short (2004): Corpus Stylistics. London.
Semino, Elena/Jonathan Culpeper (eds.) (2003): Cognitive Stylistics. Amsterdam.
Simpson, Paul (2004): Stylistics. London.
Sperber, Dan/Deirdre Wilson (1990): Rhetoric and Relevance. In: John Bender/David Wellbery (eds.), 140–155.
Steen, Gerard/Jo Gavins (eds.) (2003): Cognitive Poetics in Practice. London.
Stiff, James/Paul Mongeau (2003): Persuasive Communication. New York.
Stockwell, Peter (2002): Cognitive Poetics. London.
Taylor, Talbot/Michael Toolan (1996): Recent Trends in Stylistics. In: Jean-Jacques Weber (ed.), 87–91.
Toolan, Michael (1996): Stylistics and Its Discontents; or, Getting Stylistics off the Fish 'hook'. In: Jean-Jacques Weber (ed.), 117–137.
Toolan, Michael (1990): The Stylistics of Fiction. London.
Toolan, Michael (2001): Narrative. London.
Toulmin, Stephan (1958): Uses of Argument. Cambridge.
Turner, Mark (1991): Reading Minds. Princeton.
Turner, Mark (1996): The Literary Mind. New York.
Turner, Mark et al (1998): Figurative Thought and Language. New York.
Turner, G. W. (1973): Stylistics. Harmondsworth.
Verdonk, Peter (2002): Stylistics. Oxford.
Wales, Katie (2001): Dictionary of Stylistics. London.
Weber, Jean Jacques (ed.) (1996): The Stylistics Reader. London.

Craig Hamilton, Mulhouse (France)

29. Rhetorische und stilistische Praxis der Neuzeit in Russland

1. Rhetorik in Russland. Einführung
2. Rhetorische Schulen und Institutionen in Russland
3. Die Rhetorik zwischen Wissenschaft und Orthodoxie
4. Die Rhetorik in der Zeit der ‚Europäisierung' Russlands durch Peter I.
5. Der Niedergang der russischen Rhetorik
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

In Russia, the attitude towards rhetoric in the 17th and 18th centuries is characterized, to a large extent, by ideological circumstances. Among these, the most important is the notion that rhetoric was imported knowledge and a foreign invention. In the climate of unremitting 'debates on faith', storms of religious intolerance and daily xenophobia, the adaptation of rhetorical knowledge is essentially limited by dispersed and fragmentary evidence of the Greek and Latin rhetorical traditions. Until the 18th century, Russian translations of rhetorical manuals can only be found in few texts. Rhetoric was perceived in the context of disconnected data which comprised hand-written "encyclopedic" collections of heterogeneous materials. Therefore, it is almost impossible to acquire in-depth rhetorical knowledge through these collections. The foundation of the Slavic-Greek-Latin Academy in Moscow in 1685 opened up and expanded the possibilities of receiving rhetorical training. However, learning rhetoric, as understood by the Venetian Lichud Brothers, who directed teaching activities in the academy, required faithful vigilance. Europeanization processes in Russia, initiated by Peter the Great, increased the number of institutions that provided trainings in rhetoric and assigned the discipline the status of an officially approved form of secular knowledge. However, it did not change the medieval Russian scholarly tradition and the associated concept of positive knowledge. The latter was traditionally understood in terms of piety, which encouraged the "love of wisdom" (liubomudrie, philosophy), but discouraged the "love of debate" (liuboprenie), which was perceived as the love of dispute, and even more strongly as the aspiration to argue on the basis of a formally circulating line of argument. The lack of fixed traditions in civic rhetoric, which was characteristic of Western Europe, had both theoretical and socio-cultural consequences. Unlike Western Europe, where rhetorical education developed in close association with the universities and academic institutions, general science, the practice of court eloquence, and the professionalization of literature, rhetoric in Russia remained within the boundaries of clerical and sermon-related activities, thus lingering in the periphery of social demand. Consequently, any theoretical reflection on rhetorical practice never went beyond the problems of translation and Russian assimilation of the Latin rhetorical terminology.

1. Rhetorik in Russland. Einführung

Das Verhältnis zur Rhetorik in Russland im 17. und 18. Jh. wird vor allem von ideologischen Voraussetzungen bestimmt, unter denen der Einschätzung der Rhetorik als importiertes Wissen die größte Bedeutung zukommt (Bogdanov 2006, 68–104). Die Aneignung der rhetorischen Tradition bedeutet in erster Linie die Aneignung einer fremden kulturellen Erfahrung, die meist mit der griechischen oder lateinischen, in jedem Fall aber mit einer fremdsprachigen Schrifttradition verbunden wird.

Bis zum 17. Jh. wird in Russland die Rhetorik als Teil des Triviums vor allem mittels aus dem Griechischen übersetzter homiletischer Schriften erlernt, die indirekt mit der rhetorischen Tradition und insbesondere der aristotelischen Einteilung der Redegattungen in Fest-, Gerichts- und Beratungsrede verbunden sind. Die formalen Übereinstimmungen (feierliche Predigten und Festrede, belehrende Predigten und Beratungsrede sowie polemische Predigten und Gerichtsrede), die für die altbulgarische Homiletik von

Bedeutung sind (Petkanova-Toteva 1974, 65 ff.; Stancev 1985, 74–82), besitzen allerdings wenig Aussagekraft für das Verständnis der altrussischen Kultur. Es gibt keine Belege, dass die altrussischen Verfasser von Predigten bei ihrer Arbeit sich nicht nur an Beispielen, sondern an Regeln für das Abfassen sprachlicher Werke orientierten (Bulanin 1991, 83–87). Das einzige Werk, das einen Hinweis auf die Bekanntschaft der altrussischen Autoren mit der Rhetorik als Lehre von den sprachlichen Ausdrucksformen gibt, bildet die altkirchenslavische Übersetzung des Traktats des Georgios Choiroboskos über die poetischen Figuren, der im Izbornik [Sammelband] des Fürsten Svjatoslav von 1073 enthalten ist. Von den 24 bekannten Abschriften des Izbornik ist der Traktat in 16 Abschriften enthalten, was wohl das Interesse der russischen Schreiber an dem Werk des byzantinischen *didaskalos* [*Lehrer*] belegt, dies reicht aber nicht aus, um ihn als theoretische Anleitung im Bereich der weltlichen oder der geistlichen Redekunst zu interpretieren. In praktischer und terminologischer Hinsicht blieb der Traktat unberücksichtigt (Thomson 1999, 341; Maksimovic 1991, 113–129). Es ist charakteristisch, dass die Bedeutung des Wortes *Rhetor* im Russischen zunächst nur mittelbar an seine griechische Bedeutung erinnert. Im mathematisch-astronomischen Werk von Kirik Novgorodec *Über das Zählen der Jahre* von 1136 wurden „Rechenkunstliebhaber" als „Rhetoren" bezeichnet: „Rechenkunstliebhaber oder Rhetoren sollten wissen, dass ein Tag aus 12 Stunden besteht. So entstehen Wochen, Monate und Jahre" (GPB. Sobr. Pogodina – N° 76.1952). Ein moderner Gebrauch, der der Bedeutung des Wortes *Rhetor* im Griechischen entsprach, kam erst im 16. bis 17. Jh. auf (Slovar' Pamvy Beryndy 1655). Das Werk Kiriks wurde bis ins 18. Jh. hinein weiter von Kopisten abgeschrieben, und die Verwendung des Wortes *Rhetor* im Kontext der Kalenderberechnung wurde nicht in Frage gestellt (CGADA. F. 196. N° 1069. L. 116 ob.). Die spärlichen Zeugnisse von der Vertrautheit russischer Gelehrter mit der westlichen rhetorischen Tradition bestätigen die alte Schlussfolgerung von S. K. Bulič über die sprachwissenschaftliche Situation im damaligen Russland: Die wissenschaftliche Revolution des 16. und 17. Jhs., die für jene Zeit grundlegende und herausragende grammatische und lexikographische Werke westeuropäischer Wissenschaftler ins Leben gerufen hatte, „zeigte eine nur schwache Wirkung im westlichen Teil Russlands und gar keine in der Moskauer Rus'. Unsere Gelehrten mussten sich mit ihren Azbukovniki und byzantinischen grammatischen Traktaten zufrieden geben" (Bulič 1904, 190; Zahar'in 1995).

Die Situation der Rhetorik wird von D. M. Bulanin nicht weniger eindeutig beschrieben: „Die hellenischen Wissenschaften des Triviums und des Quadriviums wurden weder bei den Ost-, noch bei den Südslaven zum Gegenstand der Lehre. Unvoreingenommene Quellenuntersuchungen lassen nicht mehr als den Nachweis von Privatschulen zu, in denen elementare Schreib- und Lesefertigkeiten gelehrt wurden. Nur Schulen dieser Art gab es im Alten Russland, angefangen von der Annahme des Christentums bis ins 17. Jh." (Bulanin 1991, 270 f.). Eine gegenteilige Meinung bezüglich der Situation im Alten Russland wird vertreten in *Očerki istorii školy i pedagogičeskoj mysli narodov SSSR* (1989, 36–39). Im Rahmen der ‚Übersetzungsprojekte' im 16. und zu Beginn des 17. Jhs., die gewisse Voraussetzungen für die Ausarbeitung einer rhetorischen Tradition in Russland schufen, lässt sich die philologische Arbeit an der Übersetzung des *Tolkovaja Psaltyr*, der Korrektur der Kirchenbücher, die sich in den Beschlüssen des Stoglavij Sobor [Hundertköpfiges Konzil] widerspiegelt und die die philologischen Grundlagen des Buchdrucks vorbereitet, nennen. Hierzu gehören auch die Editionsarbeit, die mit der Zusammenstellung der Nikonchronik und der literarischen Werke, die die Großen Lese-

menäen des Metropoliten Markarij bilden, verbunden ist sowie die Zusammenstellung der lexikologisch-grammatikalischen „azbukovniki“ [Enzyklopädien] (Kovtun 1975; Kovtun 1977; Kalugin 1997, 611−616). Das Erscheinen der dem Erzbischof Markarij zugeschriebenen Rhetorik am Ende des zweiten Jahrzehnts des 17. Jhs. lässt sich allerdings nur mit großen Einschränkungen als Ereignis werten, das sich auf eine vorhergehende philologische Tradition gründet. Die der Markarij-Rhetorik gewidmeten Untersuchungen konnten zwar die Hauptquelle des russischen Textes aufzeigen − eine gekürzte Variante der Rhetorik von Philipp Melanchthon (*Elementorum rhetorices libri duo*, 1531) − das Wesentliche aber bleibt der Eindruck der Einmaligkeit dieses Textes in der Geschichte der russischen Kultur des 17. Jhs. (Lachmann 1980, 3−74; Steinkühler 1983, 153−177). Was förderte die Entstehung dieses in russischer Sprache verfassten Werkes, das auf paradoxe Weise der Entstehung jener sozialen Institutionen zuvorkam, die es hätten ideologisch motivieren können (wie es beispielsweise mit dessen westeuropäischer Quelle der Fall war) (Knape 1993, 5−21; Berwald 1994)? Die Antwort auf diese Frage fiele uns leichter, würden wir den Namen des Melanchthon-Übersetzers kennen; darüber lassen sich aber nur Vermutungen anstellen. A. H. Vostokov hat einmal die Frage nach Polonismen im russischen Text aufgeworfen (Vostokov 1842, 238). Wie aber weitere Untersuchungen gezeigt haben, musste dem russischen Text nicht unbedingt ein polnisches Original zugrunde liegen, eher hatte der Urheber der Markarij-Rhetorik eine polnisch-lateinische Ausbildung genossen (Sobolevskij 1903, 120).

2. Rhetorische Schulen und Institutionen in Russland

Die ersten Belege für eine rhetorische Ausbildung in Russland sind mit der Ankunft des griechischen *didaskalos* Arsenios im Gefolge des Jerusalemer Patriarchen Paisios in Moskau am 27. Januar 1649 verbunden. Nach der Abreise des Patriarchen im Juni desselben Jahres blieb Arsenios als Rhetoriklehrer in Moskau zurück. Die Lehre hat er anscheinend allerdings nicht aufgenommen, da er bereits im Juli wegen Abfalls von der Orthodoxie in das Kloster auf der Inselgruppe Solovki verbannt wurde. Nach Moskau kehrte Arsenios 1653 zurück und leitete die griechisch-lateinische Schule, die sich im Kreml, in der Nähe des Patriarchensitzes befand. Die Art seiner Lehrtätigkeit zu dieser Zeit ist ungeklärt. 1662(?) wurde er verhaftet und erneut verbannt. Es ist bekannt, dass Arsenios 1666 freigelassen wurde und wieder nach Moskau zurückkehrte, aber Belege über sein weiteres Leben existieren nicht (Fonkic 1977, 108−125).

Die Regierungserlasse zur Wiederbelebung der mündlichen Predigt vom Ende der sechziger Jahre des 17. Jhs. würden ein Anwachsen des gesellschaftlichen Bedarfs an rhetorischem Wissen vermuten lassen. Die Notwendigkeit der mündlichen Predigt wurde explizit in den Erlassen des Konzils von 1667 genannt, dennoch stellt sich die Lage schwieriger dar. 1684 erklärte der anonyme Autor der Predigtensammlung *Statir* [Silbermünze], ein Priester aus Solikamsk, in seinem Vorwort, dass er vorhabe, Belehrungen mündlich vorzutragen, und bekannte gleichzeitig, dass er selbst mündliche Predigten nie gehört habe (Eleonskaja 1990, 10). Aus dieser Zeit stammt auch die anonyme Schrift *Privilegija* [Privileg] (um 1682), das Projekt einer Akademie, an der nach dem Willen des Autors „staatsbürgerliche und geistliche Wissenschaften, angefangen bei Grammatik, Poetik, Rhetorik, Dialektik, Philosophie des Verstandes, der Natur und der Moral bis

hin zur Theologie“ gelehrt werden würden (Drevnaja Rossijskaja vivlionika 1788, 406). Die seltenen Zeugnisse eines Interesses orthodoxer Geistlicher an rhetorischen Schriften kontrastieren mit einer großen Anzahl einer betonten Ablehnung der in ihrer Herkunft ausländischen Neuerungen durch die orthodoxen Gelehrten. Ein bezeichnendes Beispiel einer solchen Ablehnung sind die Sendschreiben des Einsiedlers Artemij und die *Vypiski* [Auszüge] Avvakums, der frei aus der polnischen oder ukrainischen Übersetzung von Cesare Baronios *Annales Ecclesiastici* zitiert (Bubnov 1995, 72). Es ist nicht auszuschließen, dass die Sendschreiben von Artemij eine der Quellen der „antirhetorischen“ Philippiken des Protopopen Avvakum waren (Robinson 1974, 323). In ihrer Rhetorik- und Philosophiekritik hätten sich Schismatiker und Altgläubige übrigens auch an vielen anderen Texten orientieren können. In den *Vypiski*, die zur Grundlage des berühmten Briefes an Fedor Mihajlovič Rtiščev vom 27. Juni 1664 wurden, schrieb Avvakum: „Christus lehrte uns weder Dialektik, noch Rhetorik, noch Redekunst, denn ein Rhetor oder Philosoph kann kein Christ sein“ (Kirillov 1916, 257−262). Antirhetorische Deklarationen, die Avvakum und seine Anhänger vertreten haben, konnten auch durch eine von Zaharij Kopystenskij zusammengestellte Ausgabe des Werkes von Baronij angeheizt worden sein. Diese Schrift musste bereits in den 1640er Jahren in Moskau im Umlauf gewesen sein. Bekannt ist in jedem Fall, dass im Jahr 1644 auf Wunsch des Beichtvaters des Zaren, Stefan Voniefat’ev, eine Kompilation von Zaharijs Schriften zusammengestellt wurde, die 1648 in Moskau ins Russische übersetzt und im selben Jahr unter dem Titel *Büchlein oder Schreiben über den rechtgläubigen Glauben* gedruckt wurde. Die Leser von Zacharij (und dem von ihm ausgelegten Baronij) konnten der Broschüre Argumente gegen die päpstliche Kurie entnehmen, die sie an die Anhänger der nikonianischen Reformen umadressierten (Bubnov 1995, 101 f.). Im Bittbrief des Avvakum an Aleksej Mihajlovič (1664) wird Stefan Voniefat’v lobend erinnert wegen seiner ‚bescheidenen Lehre‘: „Nicht in listigen Redekünsten war er stark, sondern in der Einfachheit des Herzens“ (Pamjatniki istorii staroobrjadčestva XVII 1927, 724; 733).

Bis zum Beginn des 18. Jhs. bilden die russischen Übersetzungen rhetorischer Traktate nur eine kleine Anzahl − neben den Abschriften der Markarij-Rhetorik zählen hierzu (mit Einschränkungen) die *Grammatika* von Meletij Smotrickij (erste Ausgabe: Ev′e 1619; 1648 anonym in Moskau erschienen), die eine Betrachtung einer Reihe rhetorisch-grammatischer Begriffe enthält, die *Skazanie o sedmi svobodnich mudrostech* [Erzählung von den sieben freien Weisheiten], die in der russischen Übersetzung vom Beginn des 17. Jhs. bekannt wurde, der kompilatorische Traktat Nikolaj Spafarijs *Kniga izbrannaja vkratce o devjati musach i o sedmich svobodnich chudožestvach* [Kurz gefasstes Buch über die neun Musen und über die sieben freien Künste] (1672), sowie das aus dem Ukrainischen übersetzte Werk des Rektors der Kiev-Mohyla-Akademie Ioannikij Galjatovskij *Nauka albo sposob zloženija kazanja* [Wissenschaft oder Anleitung zum Abfassen von Predigten], das homiletische und rhetorische Anweisungen enthält. Diese Aufzählung gibt einen Eindruck von der sprachlichen Vielfalt der Rhetorikadaption in Russland zwischen 1620 und 1670: Die russische Übersetzung Markarijs geht auf einen lateinischen Text zurück, die slavische Übersetzung griechischer Begriffe in der Behandlung der Metaplasmen in der *Grammatika* von Meletij Smotrickij *O strasteh krasnorecii* [Über die leidenschaftliche Redekunst] verweist auf die Grammatiken von Philipp Melanchthon, Konstantin Laskaris und Martin Krusius (Kociuba 1975); die Texte von Nikolaj Spafarij kompilieren sowohl lateinische als auch griechische Quellen (Belobrova 1978, 5 f.); die *Erzählung von den sieben freien Weisheiten* besitzt eine ebenso uneinheitliche

Herkunft, der Traktat Galjatovskijs stellt eine Übersetzung aus dem Ukrainischen dar, verweist aber auf lateinische und polnische Texte (Sumcov 1884, 10–14). Die Rhetorik wird wahrgenommen und rezepiert als Teil fragmentarischer Kenntnisse „enzyklopädischen" Charakters, die den Inhalt von Sammelhandschriften bilden (Lichačev 1983, 245 f.; Demin 1985, 247). Diese heterogenen Sammlungen verbinden rhetorische Lehren mit Gebeten, Psalmen, biblischen Erzählungen, *azbukovniki*, einer Aufzählung der Metropoliten, Belehrungen *über den Tod*, dem *Buch über die lateinischen Häresien*, Auszügen aus dem Chronographen, dem Katechismus, den Werken von Grigorij Sinait, Vasilij Velikij, Johannes Chrysostomos usw.

3. Die Rhetorik zwischen Wissenschaft und Orthodoxie

In der Atmosphäre unablässiger ‚Glaubensdiskussionen' wird die Rhetorik in Russland als Teil eines fragmentarischen, ‚enzyklopädischen' Wissens wahrgenommen, das in inhaltlich heterogenen Handschriften versammelt ist (Lichačev 1983, 245 f.; Demin 1985, 247). Es muss jedoch nicht nur berücksichtigt werden, welche Texte in diese Handschriften aufgenommen wurden, sondern auch wie sie gelesen und rezipiert wurden. Als bezeichnendes Beispiel hierfür lässt sich die Feindseligkeit der orthodoxen *gramotei* [Gelehrten] gegenüber der Syllogistik und der damit verbundenen, für die westeuropäische Rechtstradition grundlegenden, diskursiven Verfahren anführen. Wo in altrussischen Texten Syllogismen erwähnt werden, bleibt bei diesen Erwähnungen bezeichnenderweise die Tradition der inhaltlichen Interpretation dieses Begriffs weitgehend unberücksichtigt; sie sind allerdings charakteristisch für die gesellschaftlichen und psychologischen Aspekte der Rhetorik- und Logikrezeption im Russland der Zeit vor Peter dem Großen. Die russischsprachigen Transliterationen des Begriffs Syllogismus (silogizmos) (Velikie Minei Čet'i, Dez. 1–5, 340) gehen auf die Übersetzungen der in Russland weit verbreiteten Dialektik des Johannes von Damaskus zurück. Eine einigermaßen ausführliche Auslegung dieses Begriffs ist aber erst in den Werken A. M. Kurbskijs zu finden, der im Rahmen seiner antilateinischen Polemik Johann Spangenbergs Werk über Syllogismen ins Russische übersetzt (Eismann 1971; Gavrjušin 1984, 210–236). Der Text der Übersetzung befindet sich zusammen mit der Makarij-Rhetorik in einer Sammelhandschrift aus dem Jahr 1700 (Russische Nationalbibliothek. Fond Vjazemskij, Q81). Ebenso negativ wird die Syllogistik in einem gegen den Rektor des Wilnaer Jesuitenkollegiums Piotr Skarga gerichteten Werk von Ivan Vyšenskij bewertet – *Začapka mudrogo latynjanina s glupym rusinom* [Gespräch eines weisen Lateiners mit einem dummen Russen] von 1607–1610. Interessant ist hierbei der Umstand, dass bei allem Lob für das Kirchenslavische die Texte in ‚einfacher Sprache' [prostaja mova] verfasst sind und damit ihre ‚antirhetorische' Einstellung eines Autors, dessen Positionen später einen Widerhall in den antirhetorischen Philippiken der Altgläubigen finden, demonstrieren (Goldblatt 1991, 354–384; Gröschel 1972, 18–26). In der Makarij-Rhetorik (1620) entspricht die Interpretation des Begriffs Syllogismus der traditionellen Auslegung Ph. Melanchthons als Argumentationsverfahren bei einer Gerichtsverhandlung oder einer Diskussion, allerdings ist die Darstellung unklar (Steinkühler 1983, 153–177).

Während in der Kurzfassung der Makarij-Rhetorik die Beschreibung einzelner Bestandteile des Syllogismus unberücksichtigt bleibt, wird in der langen Fassung des Ščukin-Kodex die Bedeutung des Syllogismus mit einem Vergleich verdeutlicht: „Im Glau-

ben kämpft die Wahrheit Gottes gegen die Häresie, so wie die Wahrheit gegen die Lüge kämpft“ (Pančenko 1974, 120). In der zweiten Hälfte des 18. Jh. bleibt es weitgehend bei einer nicht inhaltlichen, sondern emotional wertenden Deutung der Syllogistik. So spiegelt sich in der katechetischen Sammlung polemischer Aufsätze, die auf Anordnung des Patriarchen Ioakim zusammengestellt wurde, der Streit zwischen dem latinstvujuščij [Lateiner] Simeon Polockij und dem mudrejšij [allerweisesten] Gräkophilen Hieromonach Epifanij Slavineckij. Dem zu Syllogismen neigenden Epifanij erteilt Simeon eine rechtgläubige Belehrung: „Flüchte [...] vor den Syllogismen wie vor dem Feuer, wie der Hl. Basileios der Große lehrt, weil Syllogismen, nach dem Hl. Gregor [von Nyssa], den Glauben in die Irre führen und das Geheimnis auszehren“.

In einem anonymen Werk mit dem bezeichnenden Titel *Ist es nützlicher für uns, Grammatik, Rhetorik, Philosophie und Theologie und Dichtkunst zu beherrschen und mit diesem Wissen die Heilige Schrift zu erkennen, oder ist es besser, ohne diese Findigkeiten zu lernen, einfach Gott zu Liebe zu handeln und durch das Lesen der Heiligen Schriften ihre Weisheit zu erfahren?* wird die von der Syllogistik ausgehende Gefahr schon allein dadurch erklärt, dass die lukavye iezuity [listigen Jesuiten] sie verwenden. Die Jesuiten sind, wie der Autor behauptet, die Ursache jener otstuplenija ot istiny [Abweichung vom Glauben], unter der Kleinrussland gelitten hat und immer noch leidet (Mirkovič 1886, 17). Dieses Werk wird zumeist dem Mönch Evfimij aus dem Čudov-Kloster zugeschrieben und war in den Jahren 1684−1685 unter den Moskauer Schriftgelehrten sehr verbreitet (vgl. die Einstellung des Protopopen Avvakum zur Rhetorik, deren Verurteilung konstitutiv für das Schisma zwischen Altgläubigen und Reformkirche war in Lachmann 1994, 21−50). Interessanterweise wird dieser a priori negativ bewertete Begriff (zusammen mit anderen fremdsprachigen Entlehnungen) auch graphisch markiert durch die Kombination kyrillischer und griechischer Schreibweise: συλλогийствовать (Isačenko-Lisovaja 1989, 201). 150 Jahre später sollte sich P. Čaadaev mit seiner masochistischen Schmähung der russischen Kultur an den Syllogismus erinnern, um den intellektuellen Rückstand Russlands zum Westen in einen Aphorismus zu fassen: „Der Syllogismus des Westens ist uns unbekannt“ (Čaadaev 1908, 105). Eine der wichtigsten Ursachen für die erschwerte Aneignung der westeuropäischen Logik- und Rhetorikterminologie in Russland war m. E. die altrussische Buchtradition und die damit verbundene Vorstellung positiven Wissens. Letzteres wird traditionell in Begriffen der Frömmigkeit gedacht, die die ljubomudrie [Liebe zur Weisheit] zulassen, ljuboprenie [die Liebe zum Disput] aber verurteilen, wobei hierunter nicht nur die Streitlust verstanden wird, sondern auch bereits das Bestreben nach einer Auseinandersetzung auf der Grundlage einer formal folgerichtigen Argumentation. Bis Mitte des 18. Jhs. waren alle in irgendeiner Form für die russische Rhetoriktradition bedeutsamen Autoren geistliche Würdenträger. Die ‚Glaubensdiskussion‘, die im 17. Jh. den Prozess der Aneignung des rhetorischen Wissens in Russland prägt, bleibt die wichtigste Besonderheit der russischen Rhetorik des frühen 18. Jh. (Kagarlickij 1999). Die Rhetorik, die vor der Entstehung der Literatur als sozialer Institution und vor der Entstehung bürokratischer Schriftregeln (Keipert 1981, 67−101) rezipiert wurde, wurde stärker mit der homiletischen Traditon verbunden als mit der Tradition der weltlichen Redekunst (Volkov 2001). „Literarische Institutionen fehlen in Russland bis in die 1760er Jahre […], die Literatur erfüllt weder eine soziale noch eine politische Funktion“ (Živov 2002, 558).

Die 1687 in Moskau eröffnete Slavisch-griechisch-lateinische Akademie gilt in der Geschichte der russischen Kultur als erste humanistische Institution (Fonkič 1987, 64 f.).

Einige Monate vor der Eröffnung waren zwei venezianische Bürger, die Griechen Joanikos (1633–1717) und Sofronios (1625–1730) Leichud nach Moskau gekommen. Sie leiteten in der Folge den Unterricht in der Akademie und traten als Anhänger der griechisch-byzantischen Bildungstradition auf (Smencovskij 1899). Das Studium der Rhetorik verpflichtete auch nach den Vorstellungen der Brüder Leichud zur rechtgläubigen Wachsamkeit. In den von ihnen in Moskau und Novgorod gehaltenen Vorlesungen benutzten sie zwar die Werke von Aristoteles, bereits S. K. Obrazcov hat allerdings darauf hingewiesen, dass „sie ihn [Aristoteles, K. B.] meisterhaft kürzten und dem Nationalcharakter ihrer Schüler anpassten. [...] Beispiele entnahmen sie größtenteils den Werken der Kirchenväter und nicht den Werken der philosophischen und rhetorischen Klassiker des Altertums. Die ‚göttliche' und ‚heroische' Redekunst – damit waren in ihrer Terminologie die Heilige Schrift und die Werke der Kirchenväter gemeint – galt ihnen als höherwertig gegenüber der menschlichen Redekunst, wie sie in den Werken Ciceros, Demosthenes' und anderer heidnischen Autoren zum Ausdruck kam. [...] Deshalb unterscheidet sich ihre Rhetorik vollständig sowohl von den antiken als auch von den zeitgenössischen westlichen Rhetorikanleitungen" (Obrazcov 1867).

Die überwiegende Anzahl der russischsprachigen Rhetoriklehrbücher, die in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. herausgegeben wurden, wurde entweder von Geistlichen verfasst oder war an Geistliche gerichtet. Dies führte zwangsläufig dazu, dass rhetorisches Wissen und traditionelle Formen religiöser Belehrung als zusammenhängend betrachtet wurden. In diesen Belehrungen wurde der Zähmung der Leidenschaften eine besondere Stellung eingeräumt, wobei die traditionellen *slova* [Reden] *über das Schweigen*, *über die Enthaltsamkeit, über die Rührung* usw. die Grundlage bildeten. Das Fehlen fester Traditionen einer weltlichen Rhetorik, wie sie insbesondere die westeuropäischen Länder besaßen, hatte sowohl theoretische als auch soziokulturelle Folgen. Aus historischer Perspektive lässt sich dieses Missverhältnis zwischen der, vereinfacht gesagt, epideiktischen Redekunst der russischen Rhetoriker und der weltlichen Redekunst der europäischen Rhetoriker als Unterschied in Bezug auf die jeweilige ideologische Funktion fassen. Dieser Funktionsunterschied besteht zwischen konsolidierenden rhetorischen Gattungen einerseits (Chazagerov 1994, 65), also Textgattungen, die an Gleichgesinnte gerichtet sind und deshalb keine sofortige abweichende Reaktion annehmen, und konfrontierenden Gattungen andererseits, die ihr Ziel in der Überzeugung der Gegner oder neutraler Zuhörer bzw. Leser haben. Möglicherweise lässt sich gerade mit diesem Umstand die Tatsache erklären, dass die Figurenlehre in der ostslavischen Tradition kaum ausgearbeitet ist, während die russischen Redner den rhetorischen Tropen besondere Aufmerksamkeit widmen. (Karačenceva 1999).

4. Die Rhetorik in der Zeit der ‚Europäisierung' Russlands durch Peter I.

Die von Peter dem Großen initiierte ‚Europäisierung' Russlands geht mit einem Sprachwechsel in der Rhetorikausbildung einher. Die in der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie im späten 17. Jh. im Wesentlichen vorherrschenden gräkophilen Tendenzen werden zu Anfang des 18. Jhs. durch die Dominanz der Lateiner innerhalb des Lehrkörpers verdrängt. Bis 1700 wird in der Akademie vor allem auf Griechisch gelehrt (Latein wird im Rhetorikunterricht gestattet), von 1700 bis 1775 wird der Unterricht nur auf

Latein gehalten (Smirnov 1855, 17). In Übereinstimmung mit den ‚latinophilen' Prinzipien der Ausbildung weisen die Bildungsanstalten zu Beginn des 18. Jhs. eine gewisse Ähnlichkeit mit der polnisch-lateinischen Tradition der Jesuitenschulen auf (Lebedev 1848; Florovskij 1962, 316–335; Lewin 1972; Okenfuss 1973, 106–130). Dabei sollten die strukturellen Übereinstimmungen in der Organisation der Ausbildung in den entsprechenden Einrichtungen in Polen und Russland nicht die konfessionellen, politischen und kulturellen Unterschiede verdecken. Diese kamen in der sich verstärkenden gegenseitigen Antipathie während der petrinischen Epoche und letztlich im Abklingen der polnisch-russischen Kulturbeziehungen zur Geltung (Nikolaev 1996, 52; 58).

1698 übersetzt Koz'ma Afonoiverskij die Rhetorik von Sofronios Leichud (Gosudarstvennyj istoričeskij muzej, Sobranije Uvarova. Nr. 318. L.151) aus dem Griechischen. Die darauf folgenden Rhetoriken werden – bis zur Zeit Katharinas der Großen – auf Latein verfasst, aus dem Lateinischen übersetzt oder stellen Überarbeitungen bereits existierender russischer Übersetzungen dar. Dies gilt beispielsweise für die Rhetorik von Michail Usačev (1699), die in der Anordnung des Materials wesentliche Ähnlichkeiten mit der Makarij-Rhetorik aufweist, wobei offen bleibt, ob sie von letzterer direkt abhängig ist (Vomperskij 1988, 70 f.; Annuškin 1999, 79 f.). Ebenso gilt dies für die Übersetzungen von Raimundus Lullus' *Ars Magna* und *Ars brevis* sowie die Übersetzung von Stefan Javorskijs *Ritoričeskaja ruka* [Rhetorische Hand], die 1705 von Fedor Polikarpov angefertigt wurde.

Die Gesamtzahl der russischsprachigen Handschriften mit Werken Lulls beträgt an die 80 (Gorfunkel' 1962, 336). *Kratkoe rukovodstvo k ritorike* [Die Kurze Anleitung zur Rhetorik] (um 1743) stellt eine Umarbeitung eines lateinischen Textes dar und wurde von Lomonosov auf der Grundlage des handschriftlichen Rhetoriklehrbuches von Porfirij Krajskij zusammengestellt, dessen Vorlesung der Autor in der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie 1733/1734 besucht hatte (Voskresenskij 1891, 14; Lomonosov 1952, 790). *Kratkoe rukovodstvo k krasnorečiju* [Kurze Anleitung zur Redekunst] (1747), die zweifellos zum Meilenstein in der Geschichte der russischen Philologie wurde, ist in Hinblick auf die Russifizierung der rhetorischen Termini originell und konsequent, inhaltlich allerdings von ihren Quellen, den Werken von G. Kossen, F. A. Pomeus und besonders J. Ch. Gottsched, abhängig (Grasshof 1961, 498–507; Lachmann 1994, 148–172; 173–180; Markasova 2002, 28). Eine Ausnahme bilden diesbezüglich die so genannten altgläubigen Rhetoriken (Ponyrko 1981, 154–162). Synonymische, analogische und assoziative Variationen bei der Wiedergabe der rhetorischen Termini lassen auf das allgemeine Problem des Zusammenwirkens ursprünglich russischer Wörter einerseits und Lehn- und Fremdwörter andererseits in Russland am Ende des 17. und Anfang des 18. Jhs. Schliessen (Biržakova/Vojnova/Kutina 1972; Dem'janov 2001). Die Tendenz zur Polyfunktionalität des Bücher-Slavischen (des späten Kirchenslavischen) war bereits Mitte des 17. Jhs. ersichtlich: Auf seiner Grundlage entstehen neue Gattungen weltlicher Literatur – Reimereien, Dramen, galante Erzählungen, Ritterromane (Stang 1952; Kutina 1984, 63 f.). In der Zeit Peters des Grossen wurde der Strom der Lehn- und Fremdwörter noch stärker, lexikalische Innovationen machten die Gegenüberstellung der literarischen und der alltagssprachlichen Kommunikation noch deutlicher. Laut Heinrich Wilhelm Ludolf (Autor einer 1696 in Oxford veröffentlichten russischen Grammatik) ließ sich die Sprachsituation in Russland am Ende des 17. Jhs. anhand eines Sprichwortes darstellen: „Man muss auf Russisch sprechen und auf Slavisch schreiben" (loquendum est Russice et scribendum est Slavonice) (Ludolf 1959). Wie aber historisch-linguistische

Untersuchungen gezeigt haben, ist diese Behauptung nur teilweise gerechtfertigt: Außerhalb der kirchlichen Welt schrieben die Russen sowie auf Kirchenslavisch als auch auf Russisch (*Istočniki po istorii russkogo jazyka* 1976, 205). Die Schwierigkeit des Zusammenwirkens der mündlichen und schriftlichen Sprache in Russland wurde von B. A. Uspenskij als Diglossie beschrieben (Uspenskij 1989, 206−227) von V. A. Černov sogar als Polyglossie. Die vielschichtige sprachliche Situation spiegelt die insgesamt komplizierte kommunikative Typologie der russischen Gesellschaft jener Zeit wider (Černov 1984, 24−30). Auf dem Gebiet der Adaptation des rhetorischen Wissens wirkten sich diese komplexen Umstände sogar noch mehr aus, denn die Rhetorik als eigentlich übernommene Lehre basierte sowohl auf schriftlichen als auch mündlichen Retranslationsformen. Allem Bestreben nach einer etymologischen Russifizierung der rhetorischen Termini zum Trotz werden die griechischen und lateinischen Originale uneinheitlich und überwiegend kontextuell übersetzt. Die lateinischen Lehrbücher, die im Rhetorikunterricht an der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie und der Kiever Akademie grundlegend blieben, zeigen in der gleichen Zeit eine gewisse thematische Verschiebung des Interesses von einer detaillierten Behandlung der Figuren und Tropen hin auf die äußere Psychologisierung der Rede. Die Darlegung rhetorischer Regeln beinhaltet Belehrungen „über das Gefühl […], über die Angst, die Gewissheit, die Scham und die Schamlosigkeit, […], über den Zorn, die Frömmigkeit, die Liebe und den Hass und über die Folgen des Hasses; über die Empörung, die Eifersucht und über die Folgen der Liebe, über das Unglück und über die Untreue“, „über die Mängel und die Kraft der Stimme“, „über die Aussprache“, „über die Körperbewegungen“, „über die Mängel einer schlechten Redekunst“, „über die seelischen Affekte“, über die Frage, ob „ein Redner Flüche und Schimpfwörter gegen die Sündhaften und Häretiker benutzen sollte oder ob er besser die Sünden der einen durch Lachen und der anderen durch eindrucksvolles Reden bekämpfen“ solle (Stratij/Litvinov/Andruško 1982, 73 f.; 106; 112; 126). Im Anhang zu den rhetorischen Texten finden sich in den gleichen Sammlungen Belehrungen über das Übel der Trunksucht: *Sinopsar‘ na pamjat‘ pivorizam o izobličenii sivuchi* [Belehrung an die Trinkenden über das Übel des Alkohols] und *Lekarstvo na boljaščich p’janstvom* [Heilmittel für die an der Trunksucht Krankenden] in Versform geschrieben. Für das Russland dieser Epoche von einer bereits ausgebildeten rhetorischen bzw. juristischen Terminologie zu sprechen, erscheint daher unbegründet (Vasilenko 1999; Ruposova 1987; Sergeev 1965, 301−310). Dasselbe gilt auch für die philosophische Terminologie (Weiher 1964, 147−175). Die Unterscheidung von konsolidierenden und konfrontierenden rhetorischen Gattungen in Russland besitzt eine Parallele in den Beobachtungen von V. Lefebvre über den Unterschied zwischen verschiedenen national-psychologischen Stereotypen, die der jeweiligen Auswahl verschiedener Kommunikationsmuster (‚Angriff‘, ‚Rückzug‘, ‚Kompromiss‘) entsprechen. Dabei weisen nach Lefebvre die in der russischen Kultur herrschenden sozialpsychologischen Modelle die Tendenz auf, eine Situation als Konflikt zu behandeln (Lefebvre 1982, 39−42). Unter diesem Aspekt lässt sich das Vorherrschen der konsolidierenden rhetorischen Gattungen als monologische Antizipation einer kommunikativen Konfliktsituation begreifen: Die Festlegung a priori auf ein ‚Einverständnis‘ verhindert eine konfrontative Reaktion und ignoriert mögliche Einwände seitens der Adressaten, indem sie Einstimmigkeit mit und unter diesen deklariert. Konfrontative rhetorische Gattungen setzen umgekehrt Diskussionsmöglichkeiten voraus und lassen damit auch einen Kompromiss zu, der durch Dialog und gegenseitiges kommunikatives Nachgeben erzielt wird, sodass die Standpunkte verschiedener Seiten gegeneinander ab-

gewogen werden können. Anders ausgedrückt bedeutet dies, dass konsolidierende rhetorische Gattungen in höherem Maße dazu neigen, das Gewünschte als Gegebenes auszugeben, während konfrontative Gattungen nicht nur auf das Gewünschte verweisen, sondern auch auf das Nötige und Mögliche. Das Nebeneinander verschiedenster lexikalisch-stilistischer Varianten bei der Adaptation der westeuropäischen Rhetoriken erscheint nicht unerheblich sowohl für den Prozess einer ideologischen Revision der traditionellen Hierarchie von *slovo i delo* [Wort und Tat] und des von Peter dem Großen begonnenen Vorhabens, die ‚Gesellschaft des Redens' in eine ‚Gesellschaft der Tat' umzuwandeln, als auch für die Traditionen der russischen Rechtswissenschaft, die ihren institutionellen Rahmen zur Regierungszeit Peters erhielt. Im Unterschied zu Westeuropa bildet sich die Einstellung zur Rhetorik unter Einbeziehung administrativer Neuerungen aus. Renate Lachmann hat zu Recht darauf hingewiesen, dass die Rhetorik in ihrer Eigenschaft als Instrument zur Schaffung einer neuen sozialen Wirklichkeit in Russland die Funktion ideologischer Präskription übernimmt und nicht die einer ideologiefreien ‚Empfehlung' (Lachmann 1994, 181–250). Im Gegensatz zu Westeuropa, wo die Rhetorik bereits vorhandene Redepraktiken kodifizierte, bedeutet der Import des rhetorischen Wissens nach Russland eine Veränderung der Redepraktiken und des gesellschaftlichen Verhaltens. Die von außen herangetragene Rhetorik wird als Element des von der Staatsmacht geförderten kommunikativen Dekorums empfunden, und ihr Spezifikum wird von Lachmann treffend mit dem Begriff der Dekorum-Rhetorik charakterisiert (Feofan Prokopovič 1982, LXI; Zivov 198, 247–278). Zugleich entzieht sich die Rhetorik in ihrer Eigenschaft als äußeres Attribut der Reorganisation von Diskurs- und Verhaltensregeln ihrer eigenen Kodifizierung ‚von unten', also durch diejenigen, deren Rede- und Verhaltenspraxis zu reorganisieren sie bestimmt ist.

Die widersprüchliche Stellung des rhetorischen Wissens innerhalb der petrinischen Reformen kommt deutlich in der Tatsache zum Ausdruck, dass die Rhetorikausbildung auf der einen Seite obligatorisch war, sie aber andererseits institutionell relativiert wurde. Die Schüler der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie wurden oft gezwungen, in andere Ausbildungsstätten zu wechseln – medizinische Schulen, Ziffernschulen, Navigationsschulen, Artillerieschulen oder Ingenieursschulen (Tolstoj 1885). Besonders häufig bediente sich der Leiter des Militärhospitals, Nikolaj Bidloo, seines Rechtes, Schüler aus der Akademie abzuberufen (Smirnov 1855, 239 ff.; Znamenskij 1881, 53 f.; Luppov 1973, 22 ff.). Die nicht fertig ausgebildeten Rhetoren wurden so zu Medizinern, Schiffsbauern, Militäringenieuren usw. Folgerichtig bleibt die Zahl der Rhetorikschüler in Russland zu Anfang des 18. Jhs. sehr bescheiden, und die Schüler selbst zeigen – folgt man den erhaltenen Zeugnissen – keine besondere Begeisterung für die rhetorische Ausbildung (Znamenskij 1881, 43 f.). Eine ähnliche Situation findet sich in anderen Bildungsstätten mit Rhetorikausbildung: In der ‚Velikoluckaja'-Schule der Novgoroder Eparchie (die 1726 geschlossen wurde), in der vom Metropoliten Dorofej Korotkevič in Smolensk gegründeten kirchlichen Schule und in der Schule von Feofan Prokopovič am Fluss Karpovka in St. Petersburg (Luppov 1973, 30–34). Bezeichnend ist auch das Gesuch eines gewissen P. Savel'ev: Der von besitzlosen Bauern abstammende Schüler bat 1728 nach vier Jahren Unterricht in der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie darum, ihn zu einem Silberschmied in die Lehre zu entlassen (Semenova 1983, 92). Die Rhetorik wird dabei von der öffentlichen Meinung weder in einen eindeutigen institutionellen noch in einen konfessionellen Rahmen eingeordnet. In der Atmosphäre der erneut auftretenden ‚Glaubensdiskussionen', in denen sich die Aktivierung der antiprotestantischen Polemik

zu Beginn des 18. Jh. äußerte, sorgte besonders der Fall von Dmitrij Tveretinov 1713–1714 für großes öffentliches Aufsehen. Er begann mit der Festnahme des Studenten der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie Ivan Maksimov, der beschuldigt wurde, die Ikonenverehrung und die Anbetung der Reliquien abgelehnt zu haben. Den Prozessberichten zufolge erfreuten sich in den Disputen zwischen Tveretinov und seinen Opponenten mit der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie verbundene Persönlichkeiten besonderer Autorität (Smilajnskaja 2003, 265; 307). 1717–1718 ermittelt der Senat gegen den ehemaligen Präfekten der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie und Abt des Kiewer Höhlenklosters Stefan Pribylovič, der aufgrund seiner Korrektur der Gebete im Kirchengebetbuch des Protestantismus angeklagt wurde. Pribylovič bestritt sämtliche Anschuldigungen und überbot sich dabei – nach Ausdruck der Zeugen – in *Ritorstvo i kazuistika* [Rhetorikerei und Kasuistik]. Dessen ungeachtet wurde er unter Aufsicht ins Kloster verbannt (Ebd., 272–273). Theologische Kenntnisse bei Rednern und rhetorische Fähigkeiten bei Geistlichen blieben auch später noch verdächtig (Pis'ma i donesenija iezuitov o Rossii konca XVII–načala XVIII veka, 1904). Zum Ruf der Rhetoren als gotteslästerliche Gelehrte vgl. auch den paškvil'noe pis'mo [Schmähbrief], der dem Fall *O raskol'nike Sergee Michajloviče i drugich, suždennych za prinadležnost' k raskolu, volšebstvu* [Über den Raskolnik Sergej Michajlov und andere, die für ihre Beteiligung am raskol und an der Zauberei verurteilt wurden] aus dem Jahre 1737 hinzugefügt wurde.

Der gesellschaftliche Bedarf an rhetorischem Wissen beschränkte sich in der Regierungszeit Peters des Großen darauf, Schüler der Slavisch-griechisch-lateinischen Akademie zur Organisation von Festveranstaltungen, Triumphfeiern und Feuerwerken heranzuziehen. Diese Situation führte in der Entwicklung einer russischen Theorie der Rhetorik einerseits zu einer intensiven Entwicklung der Panegyrik (Deržavina 1979; Małek 1981, 14; Nicolosi 2002) und andererseits zu einem starken Interesse an der rhetorischen Emblematik in Russland (Uhlenbruch 1983, 115–127). Die Rhetorik diente als Arsenal und Mittel der ‚textuellen' Gestaltung der Emblematik, die um die Mitte des 18. Jh. unabdingbarer Bestandteil des höfischen Zeremoniells und der staatlichen Feierlichkeiten wurde. Der Rückgriff auf das antike rhetorische Erbe begleitet bezeichnenderweise die Aneignung mythischer Gestalten und Sujets im Kontext einer Sakralisierung des Herrschers, die ostentativ einen Bezug zwischen der russischen Geschichte und derjenigen des antiken Rom postuliert (Lotman/Boris 1982, 236–249). Die Abfassung von Panegyriken in lateinischer Sprache unterscheidet sich hier grundsätzlich nicht von der durch die Staatsmacht initiierten Verwendung der Bildersprache der antiken Mythologie in öffentlichen Schaustellungen (Triumphalbauten, Illuminationen, Feuerwerken), die der Festigung des Herrscherkultes dienen sollten (Wortman 2000). Die ihrer Tendenz nach aufklärerischen Reformen des Imperators wurden in erster Linie als repräsentative Manifestationen der Staatsmacht wahrgenommen. Die visuelle Selbstdarstellung der Macht ließ die Rhetorik als eine Methode der *Ausschmückung* und der Metaphorisierung der Rede zur Geltung kommen und in einem umfassenderen Sinn als eine Methode der *Verdopplung* der eigentlichen durch die uneigentliche Rede.

5. Der Niedergang der russischen Rhetorik

Dass sich während der Regierung Katharinas der Großen die Zahl der russischsprachigen Rhetorikanleitungen erhöhte und es einige Ansätze zu einer Verbesserung der Ausbildung gab, ändert im Wesentlichen nichts an der Tatsache, dass ein institutioneller Bedarf

an einer rhetorischen Ausbildung kaum existierte. Im Unterschied zu Westeuropa bleibt die Rhetorik weiterhin am Rande der sozialen Nachfrage, während die Theoriebildung sich im Wesentlichen auf die Übersetzung und Russifizierung lateinischer rhetorischer Termini beschränkt. Annuškin nennt die Zeit zwischen 1800 und 1850−60 „die Blütezeit der russischen Rhetorik" (Annuskin 1995, 131−136). Allerdings erbringt Annuškin weder in dieser noch in anderen Arbeiten den Beweis für die von ihm postulierte These. Das Verständnis der Rhetorik als einer kulturellen und gesellschaftlichen Praxis, die auch Konsequenzen für Formen der nicht-verbalen Kommunikation hatte, veranlasste ihre Apologeten im ausgehenden 18. und frühen 19. Jh. auf Argumente zurückzugreifen, die (west)europäische Kritiker an einer scholastischen Rhetorik bereits hundert Jahre zuvor vorgebracht hatten, und sie ließ zugleich die rousseauistische These von der *heilsamen Nähe zur Natur* und der Unmittelbarkeit des Emotionalen als durchaus annehmbar erscheinen.

In der Nachfolge von Vertretern der Aufklärung, die kategorisch erklären, dass sich der Wert einer Aussage nach dem sozialen Wert der ausgesagten Ideen und nicht nach den rhetorischen Formen, in denen diese ausgesagt wird, bemisst (Fuhrmann 1983) und gleichermaßen in der Nachfolge der Anhänger Rousseaus, die die *Wahrheit des Gefühls* (France 1999, 989−996) postulierten, schwankt die Auffassung der Rhetorik in Russland: Teils wird sie als Lehre von den Gefühlen und teils als Lehre von gesellschaftlich bedeutsamen Ideen interpretiert. Am Anfang des 19. Jhs. bestimmten die Prioritäten des ‚Allgemeinnutzens' das Verhältnis zur Rhetorik, die in der *Zakonopoloženie* [Gesetzesbestimmung] des freimaurerischen *Sojuz Blagodenstvija* [Wohlfahrtbund] festgehalten wurden: „Wahre Redekunst besteht nicht im üppigen Aufbauschen unbedeutender Gedanken mit lauten Worten, sondern im anständigen Ausdruck nützlicher, erhabener und lebhaft gefühlter Gedanken" (Pypin 1908, 571). Die von den Idealen der praktischen Philanthropie begeisterten Freimaurer (und später die Dekabristen) verstanden die Rhetorik als bürgerliche Verantwortung des Sprechenden für seine Worte. Der Redner solle sich daran orientieren, was in der antiken Rhetorik als *parhessia*, *licentia* bezeichnet wurde: Der Redner muss seine Gedanken und Emotionen frei äußern (Lomonosov übersetzte diesen Terminus als *vol'nost'* − Freiheit, Ungebundenheit), er muss eine nicht immer angenehme Wahrheit offen aussprechen können (Colclough 1999, 177−212). Als Verfechter traditioneller rhetorischer Regeln treten am Ende des 18. und Anfang des 19. Jhs. Literaten auf, die sich dem gesellschaftlichen und literarischen Mainstream gegenüberstellen. Als Beispiel eines solchen Lobes der Rhetorik − archaisch nicht nur für die europäische, sondern auch für russische Kultur des frühen 19. Jhs. − gilt die Erzählung von N. P. Brusilov *Armer Leander oder Autor ohne Rhetorik* (1803). Der Hauptprotagonist erleidet künstlerische Niederlagen und Schmähungen der Kritiker, weil er mit den rhetorischen Künsten nicht vertraut ist. Brusilov versucht in einer anderen Erzählung − *Alter Mann oder Widerwärtigkeiten des Schicksals* −, unter Anwendung rhetorischer Regeln die von ihm deklarierten Prinzipien und die eigene Kreativität zu demonstrieren (Avtuhovič 1995, 77). Die in den Jahren 1810−1830 erscheinenden universitären Rhetoriklehrbücher von A. F. Merzljakov, F. Malinovskij, A. Mogilevskij, Košanskij, P. E. Georgievskij stellen angepasste Übersetzungen westeuropäischer Werke dar. Im Jahr 1811 stellt der Autor des Artikels *O krasnorečii* [Über Redekunst], abgedruckt im *Vestnik Evropy*, die Frage nach den Ursachen für den Niedergang der Rhetorik. Die Antwort gibt er sich selbst: „In den Gedanken gibt es weder Ordnung noch Verbindung − es gibt keine absolute Überzeugung und Vernunft" (Hume 1811, 14−32). Ein anderer Autor, dessen Artikel in

demselben Band unter dem Titel *Sokraščennoe načertanie ritoriki* [Kurze Darstellung der Rhetorik] erscheint, versucht zu beweisen, dass Rhetorik nicht nur eine Wissenschaft des Redens sei, sondern „eine Wissenschaft, die den Zuhörer überzeugen und auf die eigene Seite bringen kann. […] Man erweckt Mitgefühl in den Zuhörern, rührt ihr Herz und bezwingt ihren Willen" (Vestnik Evropy. 1811. N° 6. S. 104−123). Ein Jahr später, in der liberalen Zeitschrift der Gesellschaft der Literaturliebhaber *Sanktpeterburgskij vestnik* (N° 6), verbindet der anonyme Autor eines Artikels über römische Redekunst die Blütezeit der Rhetorik mit der Zeit der Redefreiheit und den Verfall der Rhetorik mit der Etablierung der Tyrannei (Pjatkovskij 1888, 140). Eine inhaltliche Beschneidung des rhetorischen Wissens illustrieren auf charakterische Weise später erschienene Anleitungen von J. V. Tolmačev und E. B. Fuks in „militärischer Rhetorik" (Tolmačev 1825; Fuks 1825), die Überlegungen von A. S. Šiškov, G. Gorodčaninov und S. N. Glinka zur Überlegenheit der kirchlichen Redekunst gegenüber der weltlichen (Šiškov 1811, 2. Aufl. 1825; Gorodčaninov 1821, 45−69; Glinka 1829). Nikolaj Ostolopov bringt 1821 ein 3-bändiges Wörterbuch − *Wörterbuch altertümlicher und neuzeitlicher Poesie* − heraus, das poetische und rhetorische Termini in gleicher Weise behandelt. Der Autor betont insbesondere die Schwierigkeiten rhetorischer Termini, die er bei der Arbeit am Wörterbuch überwinden musste (*Slovar' drevnej i novoj poezii, sostavlennyj Nikolaem Ostolopovym* 1821). Das Arsenal einheimischen Literaturschaffens versorgt den Autor mit viel Beispielmaterial zu den angeführten Begriffen, aber bei deren Erklärung verweist er auf Scaliger, Foss und Caesius und nicht auf russische Autoren. In seiner Erklärung rhetorischer Begrifflichkeiten fühlt sich Ostolopov nicht weniger als Wegbereiter als neun Jahrhunderte früher A. Kantemir, der es für angebracht hielt, seine Übersetzungen und Satiren mit weitschweifigen terminologischen Kommentaren zu ergänzen, ohne jegliche Erwähnung vorhergehender Rhetoriken (Veselitskij 1974). Der Einbruch der Hoffnungen, die einst mit der Rhetorik verbunden wurden, erreicht seinen Höhepunkt am Ende der 1830er Jahre. 1836 berichtet die Zeitschrift *Biblioteka dlja čtenija* über das Erscheinen der vierten Auflage von *Obščaja retorika* [Allgemeine Rhetorik] und der dritten Auflage *Častnoj ritoriki* [Rhetorik. Besonderer Teil] von Košanskij. Man zweifelt an der praktischen Nützlichkeit der Bücher und ironisiert: „Merzljakov schuff Herrn Košanskij und Košanskij schuf Puškin. Ergo − Puškin hat mit der Rhetorik von Košanskij gelernt, ergo − mit Hilfe von Košanskijs Rhetorik kann man lernen, wunderbar zu schreiben" (Mihajlova 1978, 58). Die Vorgänger von Košanskij sollen natürlich nicht einmal besprochen werden: Das poetische Werk von Lomonosov stellt, laut V.G. Belinskij, ab sofort nur mehr eine „sogenannte Poesie" dar, entstanden aus den „barbarischen scholastischen Rhetoriken geistlicher Lehranstalten des 17. Jhs." (Belinskij 1954, 524). In der Mitte des 19. Jhs. gilt Rhetorik im größten Teil der russischen Gesellschaft als Disziplin, die einen abzulehnenden Normativismus in Literatur und Kunst unterstützt.

6. Literatur (in Auswahl)

Annuskin, Valdimir (1999): Pervaja russkaja ritorika XVII veka. Moskva.
Avtuhovič, Tatjana (1995): Ritorika i russkij roman XVIII veka. Grodno.
Belinskij, Vissarion(1954): Polnoje sobranije sočinenij v 13 tomah. T. 5. Moskva.
Belobrova, Ol'ga (1978): Ličnost' i naučno-prosvetitelskije trudy Nikolaja Spafarija Leningrad.

Berkov, Pavel (1964): Očerk razvitija russkoj literaturovedčeskoj terminologii do načala XIX veka. In: Izvestija akademii nauk. Seriaj literatury i jazyka. B. XXIII. Vyp. 3, 240–241.
Berwald, Olaf (1994): Philipp Melanchtons Sicht der Rhetorik. Wiesbaden.
Biržakova, Elena/Lidya Vojnova/Lidija Kutina (1972): Očerki po istoričeskoj leksikologii russkogo jazyka XVIII veka. Jazykovyje kontakty i zaimstvovanija. Leningrad.
Bogdanov, Konstantin (2006): Pravila ritoriki: terminy i isključenija. In: Konstantin Bogdanov: O krokodilach v Rossii. Očerki iz istorii zaimstvovanij i ekzotizmov. Moskva.
Bubnov, Nikolaj (1995): Staroobrjadčeskaja kniga v Rossii v XVII v. St. Petersburg.
Bulanin, Dmitrij (1991): Antičnyje tradicii v drevnerusskoj literature XI–XVI v. München.
Bulič, Sergej (1904): Očerki istorii jazykoznanija v Rossii. St. Petersburg.
Čaadaev, Pjotr (1908): Filosofskiie pis'ma i apologija sumašedšego. Moskva.
Černov Valerij (1984): Russkij jazyk v 18 veke. Krasnojarsk.
CGADA F. 196. Sobr. Mazurina. N° 1069. L. 116 ob.
Chazagerov, Georgij (1994): „O Obrasech". Ioann, Chirovosk, Trifon (k diachronii tropov i figur v greko-slavjanskoj tradicii. In: Izvestija Akademii nauk. Serija literatury i jazyka. T. 53. Nr. 1.
Colclough, David (1999): Parrhesia: The Rhetoric of Free Speech in Early Modern England. In: Rhetorica. Bd. XVII, 177–212.
Dem'janov, Vladimir (2001): Inojazyčnaja leksika v istorii russkogo jazyka XI–XVII vv. Problemy morfologičeskoj adaptacii. Moskva.
Demin, Anatoljy (1985) Pisatel' i obščestvo v Rossii XVI–XVII vekov (Obščestvennye nastroenija). Moskva.
Deržavina, Olga (ed.) (1979): Panegiričeskaja literatura petrovskogo vremeni. Moskau.
Drevnjaja Rossijskaja vivliofika VI. Moskva. 1788.
Eismann, Wolfgang (1971): O silogizme vytolkovano. Eine Übersetzung des Fürsten Andrej M. Kurbskij aus den Erotemata Trivii Johann Spangenbergs. Wiesbaden.
Eleonskaja, Anna (1990): Russkaja oratorskaja proza v literaturnom processe XVII veka. Moskva.
Florovskij, Antonij (1962): Latinskije školy v Rossii v epochu Petra I. In: XVIII vek 5, 316–335.
Fonkic, Boris (1977): Grečesko-russkij kulturnye svjazi XV–XVII vv. Moskva.
Fonkič, Boris (1987): Novyje materialy dlja biografii Lichudov. In: Pamjatniki kultury. Moskva.
France, Peter (1999): Lumières, politesse et énergie (1756–1776). In: Marc Fumaroli (ed.): Histoire de la rhétorique dans l'Europe moderne, 1450–1950. Paris, 989–996.
Fuhrmann, Manfred (1983): Rhetorik und öffentliche Rede. Über die Ursachen des Verfalls der Rhetorik im ausgehenden 18. Jahrhundert. Konstanz.
Fuks, Egor (1825): O voennom krasnorečii. St. Petersburg.
Gavrjušin, Nikolaj (1986): Naučnoe nasledie A. M. Kurbskogo. In: Pamjatniki nauki i techniki, 1984. Moskva.
Georgievskij, Petr (1835): Rukovodstvo k izučeniju russkoj slovesnosti, soderzasčej jazykoucenije, obsčuju ritoriku i teoriju sloga prozaičeskih i stihotvornyh sočinenij. St. Petersburg.
Glinka, Sergej (1829): O biblejskom i duhovnom krasnorečii po otnoseniju k nasej nravstvennosti i slovesnosti. Moskva.
Goldblatt, Harvey (1991): On the Reception of Ivan Vyšenskij's Writing among the Old Believers. In: Harvard Ukrainian Studies 14, 354–384.
Gorfunkel', Aleksandr (1962): „Velikaja nauka Raimunda Lullija" i ee čitateli. In: XVIII vek, St. Peterburg.
Gorodcaninov, Grigorij (1821): Rassuzdenija o prevoshodstve biblejskogo i sv. Otcov krasnorečija nad vitijstvom jazyceskih pisatelej. In: Kazanskij vestnik, 45–69.
GPB. Sobr. Pogodina–76. (1952). In: Hrestomatija po istorii drevnerusskogo jazyka. Moskva/Leningrad.
Grasshof, Helmut (1961): Lomonosov und Gottsched. Gottscheds „Ausführliche Redekunst" und Lomonosovs ‚Ritorika'. In: Zeitschrift für Slawistik 6-4, 498–507.
Gröschel, Bernhard (1972): Die Sprache Ivan Vyšenskijs. Untersuchungen und Materialen zur historischen Grammatik des Ukrainischen. Köln/Wien.

Hume, David (1811): O krasnorečii. In: Vestnik Evropy 9, 14–32.
Isačenko-Lisovaja, Tatjana (1989): O perevodičeskoj dejatelnosti Evfimija Čudovskogo. In: Christianstvo i cerkov' v Rossii feodalnogo perioda (materialy). Novosibirsk.
Ivan Vyšenskij, Sočinenija (1955): Podgotovka teksta, stat'ja i kommentarii I. P. Eremina. Moskva/Leningrad.
Kagarlickij, Jurij (1999): Ritoričeskie strategii russkoj propovedi perechodnogo perioda (1705–1775). Moskva.
Kalugin, Vasilij (1997): Teorija teksta v russkoj literature XVI v. // TODRL. T. L. St. Petersburg.
Karačenceva, Natalija (1999): K istorii russkoj filologičeskoj terminologii: tropy i figury. Rostov n/D.
Keipert, Helmut (1981): Russische Sprachgeschichte als Übersetzungsgeschichte. In: Wolfgang Girke (Hrsg.): Slavistische Linguistik 1981. Referate des VII. Konstanzer Slavistischen Arbeitstreffens, Mainz, 30. 9.–2. 10. 1981. München 1982, 67–101.
Kirillov, Ivan (1916): Pravda staroj veroj. Moskva.
Knape Joachim (1993): Philipp Melanchtons „Rhetorik". In: Rhetorik-Forschungen. Bd. 6. Tübingen, 5–21.
Kociuba, Ostap (1975): The Grammatical Sources of Meletij Smotrickyj's Church Slavonic Grammar of 1619. Diss. Phil. Columbia University.
Košanskij, Nikolaj (1829): Obsčaja ritorika. St. Petersburg.
Košanskij, Nikolaj (1832): Častnaja ritorika. St. Petersburg.
Kovtun, L. S. (1975): Leksikografija v Moskovskoj Rusi XVI–XVII. Leningrad.
Kovtun, Ljudmila (1977): Drevnije slovari kak istočnik russkoj leksikologii. Leniningrad.
Kutina, Lidija (1984): Čuzaja rec' v knizno-slavjanskom kontekste (k voprosu o razgovornoj funkcii cerkovnoslavjanskogo jazyka). In: Funkcional'nyje i social'nyje raznovidnosti russkogo literaturnogo jazyka XVII veka. Leningrad.
Lachmann, Renate (Hrsg.) (1980): Einleitung. Die Makarij-Rhetorik („Knigi sut' ritoriki dvoi po tonku v voprosekh spisany"). Köln/Wien.
Lachmann, Renate (1994): Die Zerstörung der schönen Rede. Rhetorische Tradition und Konzepte des Poetischen. München.
Lebedev, Stepan (1848): O stepeni vlijanija Pol'ši na jazyk i ustrojstvo učilisč v Rossii. St. Peterburg.
Lefebvre, Vladimir (1990): Algebra of Conscience. A Comparative Analysis of Western and Soviet Ethical Systems. London 1982.
Lefebvre, Vladimir (1990): The Fundamental Structures of Human Reflexion. In: E. Wheeler, H. (ed.): The Structure of Human Reflexion: The Reflexional Psychology of Vladimir Lefebvre. New York.
Lewin, Paulina (1972): Wykłady poetyki w uczelniach rosyjskich XVIII wieku (1722–1774) a tradycja szkół polskich. Wrocław.
Lichačev, Dmitrij (1983): Tekstologija. Na materiale russkoj literatury X–XVII vekov. Leningrad.
Lomonosov, Mihail (1952): Polnoe sobranie sočinenij. Bd. 7. Moskva/Leningrad.
Lotman, Jurij/Boris Uspenskij (1982): Otzvuki koncepcii „Moskva – tretij Rim" v ideologii Petra Pervogo (K probleme srednevekovoj tradicii v kul'ture barokko). In: Chudožestvennyj jazyk srednevekov'ja. Moskva, 236–249.
Ludolf, H.-W. (1959): Grammatica Russica / Ed. B. O. Unbegaun. Oxford. Praefatio, A/2 Kniga v Rossii v pervoj četverti XVIII veka. Leningrad.
Luppov, Sergej (1973): Kniga v Rossii v pervoj četverti XVIII veka. Leningrad.
Maksimovic, Kiril (1991): O tropah, ili oborotah reči. Moskva.
Małek, Elisa (1981): Panegiryk w życiu literackim Rosji drugiej połowy XVII–początku XVIII wieku. In: Zesztye naukowe wyższej szkoly pedagogicznej w Budgoszczy. Studia Filologiczne. Bydgoszcz.
Malinovskij, Fjodor (1815): Osnovanija krasnorečija. St. Petersburg.
Malinovskij, Fjodor (1816): Pravila krasnorečija, v sistematičeskij porjadok nauki privedennyje i sokratovym sposobom raspoložennyje. St. Petersburg.

Markasova, Elena (2002): Predstavlenije o figurach reči v russkich ritorikach XVII–načala XVIII veka. Petrozavodsk.
Merzljakov, Aleksandr (1809): Kratkaja ritorika ili Pravilo, otnosjaščeesja ko vsem rodam sočinenij prozaiceskih. V pol'zu blagorodnyh vospitannikov blagorodnogo pansiona. Moskva.
Mihajlova, Natalija (1978): Puškin-prozaik i ritorika ego vremeni. In: Boldinskije čtenija. Gor'kij.
Milejkovskaja, Galina (1984): Pol'skije zaimstvovanija v russkom literaturnom jazyke XV–XVIII vekov. Warszawa.
Mirkovič, Grigorij (1986): O vremeni presuscestvlenija sv. Darov. Spor, byvsij v Moskve vo vtoroj polovine XVII veka. (Opyt istoriceskogo issledovanija). Vil'na.
Mogilevskij, A. (1817): Rossijskaja ritorika. Osnovannaja na pravilah drevnih i novejsih avtorov. Har'kov.
Nicolosi, Riccardo (2002): Die Petersburg-Panegyrik. Russische Stadtliteratur im 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M.
Nikolaev, Sergej (1996): Literaturnaja kul'tura Petrovskoj ėpochi. St. Petersburg.
Obrazcov, Ioann (1867): Brat′ja Lichudy. Epizod iz istorii russkogo prosvescenija v konce XVII stoletijaa. In: ŽMNP. IX.
Okenfuss, Max (1873): The Jesuit Origins of Petrine Education. In: J. G. Garrad (ed.): The Eighteench Centery in Russia. Oxford, 106–130.
Pamjatniki istorii staroobrjadčestva XVIIv. (1927): Kn.I.Vyp.1. In: RIB. B. XXXIX. Leningrad.
Pančenko, Aleksandr (1974): O smene pisatelskogo tipa v Petrovskuju ėpochu. In: XVIII vek 9, 120–121.
Petkanova-Toteva, Donka (1974): Retoričeskata proza prez srednekovieto. Rodovem osobennosti, obsca harakteristika. Lit. Misl.
Petrova, Zinaida (1981): Epitety Murav'jeva. In: Jazyk russkoh pisatelej XVIII veka. Leningrad.
Pis'ma i donesenija iezuitov o Rossii konca XVII–načala XVIII veka (1904). St. Petersburg.
Pjatkovskij, Aleksandr (1888): Iz istorii nasego literaturnogo i obščestvennogo razvitija. St. Petersburg.
Ponyrko, Natalija (1981): Učebniki ritoriki na Vygu. In: Trudy otdela drevnerusskoj literatury 36, 154–162.
Prokopovič Feofan/Renate Lachmann (eds.) (1982): De arte rhetorica libri X. Köln/Wien, LXI ff.
Prokopovič Feofan/Viktor M. Živov (eds.) (1985): Izvestija AN SSSR. Serija literatury i jazyka 44, Nr. 3, 247–278.
Pypin, Aleksandr (1908): Obščestvennoje dvizenije v Rossii pri Aleksandre I. St. Petersburg.
Robinson, Andrej (1974): Bor'ba idej v russkoj literature XVII. Moskva.
Ruposova, Lidija (1987): Formirovanie terminologii gumanitarnych nauk v russkom literaturnom jazyke. Moskva.
Semenova, Lidija (1983): Obučenije masterovych v Peterburge v pervoj treti XVIII v. In: Promyslennost' i torgovlja v Rossii v XVII–XVIII vv. Moskva, 92.
Sergeev, Vladimir (1965): K istorii terminologii izobrazitel'nogo iskusstva v russkom jazyke XVII–načala XIX veka. In: Ju. S. Sorokin (ed.): Materialy issledovanija po leksike russkogo jazyka XVIII v. Moskva/Lenigrad, 301–310.
Siskov, Aleksandr (1811): Rassuzdenije o krasnorečii Svjascennogo Pisanija i o tom, v cem sostoit bogatstvo, obilije, krasota i sila rosijskogo jazyka i kakimi sredstvami onyj ešče bolee rasprostranit', obogatit' i usoversenstvovat' možno. St. Petersburg.
Slovar' drevnej i novoj poezii, sostavlennyj Nikolaem Ostolopovym (1821). St. Petersburg.
Slovar' Pamvy Beryndy (1655). 2. Aufl. Kuteinskij monastyr'.
Smencovskij, Mihail (1899): Brat'ja Lichudy. Opyt issledovanija iz istorii cerkovnogo prosveščenija i cerkovnoj žizni konca XVII i načala XVIII veka. St. Petersburg.
Smilajnskaja, Elena (2003): Volšebniki. Bogochul'niki. Eretiki. Moskva.
Smirnov, Sergej (1855): Istorija Moskovskoj slavjano-greko-latinskoj akademii. Moskva.
Sobolevskij, Aleksej (1903): Perevodnaja literatura Moskovskoj Rusi XIV–XVII vekov. St. Petersburg.

Stancev, Krasimir (1985): Stilistika i zanrove na starobolgarskata literatura. Sofia.
Stang, Christian (1952): La langue du livre „Učenije i hitrost'ratnogo stroen i ja pehotnyh ljudej. 1647". Une monographie linguistique. Oslo.
Steinkühler, Heinrich (1983): Die Theorie der Rede in Russland zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Die Makarij-Rhetorik im europäischen Kontext. In: Renate Lachmann (Hrsg.): Slavische Barockliteratur. II. Gedenkenschrift für D. Tschizewskij. Forum Slavicorum. Bd. 54. München, 153–177.
Stratij, Jaroslava/Vladimir Litvinov (1982): Opisaniie kursov filosofii i ritoriki professorov Kievo-Mogiljansko akademii. Kiev.
Sumcov, Nikolaj (1884): Ionnikij Galjatovskij. K istorii juzno-russkoj literatury XVII v. Kiev.
Thomson, Francis (1999): The Reception of Byzantine Culture in Mediaeval Russia. Aldershot et al.
Tolmacev, Jurij (1825): Voennoje krasnorečije, osnovannoje na obščih načalah slovesnosti, s prisovokupleniem primerov v raznyh rodah onogo. St. Petersburg.
Tolstoj, Dmitrij (1885): Vzgljad na učebnuju čast' v Rossii v XVIII stoletii do 1782 goda. St. Petersburg.
Uhlenbruch, Bernd (1983): Emblematik und Ideologie In: Renate Lachmann (Hrsg.): Slavische Barockliteratur. Bd. 2. München.
Uspenskij, Boris (1989): Jazykovaja situacija i jazykovoje soznanije v Moskovskoj Rusi: vosprijatije cerkovno-slavjanskogo i russkogo jazyka. In: Vizantija i Rus'. Moskva, 206–227.
Vasilenko, Tatjana (1999): Terminologija russkich ritorik XVIII–načala XIX v. Moskva.
Veselitskij, Vladimir (1974): Antioh Kantemir i razvitije russkogo literaturnogo jazyka. Moskva.
Velikie Minei Čet'i, Dez. 1–5.
Volkov, Aleksandr (2001): Kurs russkoj ritoriki. Moskva.
Vomperskij, Valentin (1988): Ritoriki v Rossii XVII–XVIII vv. Moskva.
Voskresenskij, Grigorij (1891): Lomonosov i Moskovskaja slavjano-greko-latinskaja akademija. Moskva.
Vostokov, A. H. (1842): Opisanije russkih i slavjanskih rukopisej Rumjancevskogo museuma. St. Petersburg.
Weiher, Eckhard (1964): Studien zur philosophischen Terminologie des Kirchenslavischen. In: Die Welt der Slaven. Bd. 9. Wiesbaden, 147–175.
Wortman, Richard (2000): Scenarios of Power: Myth and Ceremony in Russian Monarchy from Peter the Great to the Abdication of Nicolas II. Princeton.
Zahar'in, Dmitrij (1995): Evropejskije naučnyje metody v tradicii starinnyh russkih grammatik (XV -ser. XVIII v.). Specimina philologiae slavicae. Supplementband 40. München.
Živov, Viktor (2002): Razyskanija v oblasti istorii i predistorii russkoj kultury. Moskau.
Zivov, Viktor (1988): Istorija russkogo prava kak lingvo-semiotičeskaja problema. In: Morris Halle et al. (eds.): Semiotics and the History of Culture (In Honor of Jurij Lotman). Ohio.
Znamenskij, Pjotr (1881): Duhovnyje skoly v Rossii do reformy 1808 goda. Kazan.

Konstantin A. Bogdanov, Konstanz (Deutschland), St. Petersburg (Russland)

III. Systematische Bereiche der klassischen Rhetoriktheorie

30. Der Orator

1. Der Orator als Kategorie der modernen Rhetoriktheorie
2. Die antiken Rhetoriktheorien und der Orator. Einleitende Bemerkungen
3. Die Orator-Konzepte antiker Rhetorikschriften im Einzelnen
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The term Orator *means a determined and methodically acting communicator. In this role, they apply the findings of rhetoric. Modern rhetorical theory, however, also examines their specific problems and considers both corporate and institutional orators' associations and the systemic conditions of social and media-based communication.*

In fact, the ancient orator's concept deviates from this perception basically because of the more comprehensive determination of purpose in ancient rhetoric. Mostly, orators had to fulfil a social function. They were not just determined and well-organized speakers but also served as a role model.

1. Der Orator als Kategorie der modernen Rhetoriktheorie

Unter der Kategorie *Orator* ist der rhetorisch handelnde Akteur im Kommunikationszusammenhang zu verstehen. Man kann ihn in personaler Betrachtungsweise als das ‚Ich' bezeichnen, das vor die anderen tritt, weil es ein kommunikatives Ziel hat und weil es sein Ziel unter bestimmten Bedingungen für erreichbar hält. Als Erweiterung kann man unter den Begriff *Orator* auch kollektive Kommunikatoren subsumieren.

„Der Orator […] ist der archimedische Punkt der Rhetoriktheorie" (Knape 2000a, 33). Macht man sich den besonderen Problemzugang der Rhetorik bewusst, der darin besteht, sich in die Lage des zielstrebigen Orators zu versetzen, um ihm zu zeigen, wie er planmäßig vorzugehen hat, dann kann die Rhetorik auch als das ‚Pflichtenheft' des Orators verstanden werden. Hier steht systematisch beschrieben, wie er sich kommunikativ zu verhalten hat, um sein Telos zu erreichen.

1.1. Die Eigenschaften des Orators

Dass der Orator auf ein kommunikatives Ziel eingestellt ist, unterscheidet ihn von anderen Kommunikationsteilnehmern, die ebenfalls in kommunikative Interaktionen verwickelt sind. Nicht Gleichgültigkeit zeichnet den Orator aus, sondern Zielstrebigkeit (Er-

folgsorientiertheit). Der Orator ist kein „Mitspieler im Konzert der kommunikativen Welt, sondern […] Solist oder Dirigent, falls er den Taktstock ergreifen sollte“ (Knape 2000a, 34).

Das oratorische ‚Ich‘ ist von der Durchsetzbarkeit seines kommunikativen Ziels anhand kommunikativer Mittel fest überzeugt, weiß aber auch, dass es sich richtig darauf einstellen muss: Der Orator agiert zweckrational und richtet sein kommunikatives Handeln an seinem kommunikativen Ziel aus. Insofern ist der Orator im strengen Sinn nur derjenige rhetorisch bewusste Kommunikator, der strategisch vorgeht. Er redet (kommuniziert) nicht einfach, sondern überlegt. Neben Zielstrebigkeit ist Planmäßigkeit das zweite Merkmal, das den Orator auszeichnet.

Das Ziel des Orators kann sowohl darauf angelegt sein, Wechsel und Veränderung auf Seiten seiner Adressaten zu erwirken (Metabolie), als auch nach sozialer Bindung zu streben (Systase) (Knape 1998 und 2000a, 34). Ob das Ziel sozial vertretbar und/oder praktisch machbar ist, entscheidet sich an Kriterien, die außerhalb der Rhetoriktheorie liegen (Ethik, Politik).

1.2. Der theoretische und der empirische Orator

Der Orator und die ihn kennzeichnenden Merkmale sind ein theoretisches Konstrukt, das aus der Konzeption der Rhetoriktheorie hervorgeht. So, wie sie ihn sich vorstellt, existiert er zunächst nur als abstrakte Größe. Gleichwohl lässt er sich analytisch aus der Beobachtung der kommunikativen Wirklichkeit ableiten. Man erkennt ihn als „kognitives Kalkül“, das hinter Diskursen steht, oder als „soziale Handlungsrolle“, die kommunikativ das ‚Heft in die Hand‘ nimmt (Knape 2000a, 33).

1.2.1. Der Orator als strategischer Kommunikator

Oratorisches Handeln lässt sich empirisch keinesfalls nur an ‚Rednern‘ beobachten. Entsprechend ist auch die theoretische Größe *Orator* keinesfalls nur als Redner konzipiert, wie das deutsche Wort ‚Redner‘ nahelegt. Vielmehr ist jedes ‚Ich‘, das auf kommunikativem Weg – sei es medial oder unmittelbar, sei es über mündliche Rede, schriftlichen Text oder anhand von Bildern – ein kommunikatives Ziel verwirklichen möchte und dabei strategisch vorgeht, ein Orator. Man kann einen Orator deswegen auch „den strategischen Kommunikator nennen“ (Knape 2000a, 33).

1.2.2. Korporative und institutionelle Auktorialität

Wie in der kommunikativen Wirklichkeit so auch in der Rhetoriktheorie kann das ‚Ich‘ hinter dem Orator auch ein ‚Wir‘ sein, insofern es um kommunikative Ziele geht, die man als Gruppe erreichen möchte bzw. erreicht hat. Es handelt sich dann um eine korporative oder institutionelle Auktorialität. Wenn Unternehmen unter einer *Corporate Identity* auftreten, wenn Institutionen ‚mit einer Stimme‘ sprechen (das Ideal aller Parteien), liegt ein solcher Fall vor. In der Theorie der Rhetorik wird das Agieren der Gruppe jedoch als Ergebnis einzelner daran mitwirkender Oratoren aufgefasst, die zusammenge-

funden haben, weil sie in ihren einzelmenschlichen Zielen zeitweilig übereinstimmen, auch wenn man davon im Sprachgebrauch abstrahiert. Das theoretische Konzept des Orators fußt auf der einzelmenschlichen Perspektive, weswegen „jede Inblicknahme von institutionellen Kommunikatoren […] derivativen Status“ (Knape 2000a, 35) hat.

1.3. Das Oratorkonzept angesichts moderner Sozialtheorien

Das Konzept des Orators beruht auf einer voluntaristischen Vorstellung. Es geht davon aus, dass Einzelmenschen potentiell auf die kommunikative Wirklichkeit einwirken können. Es geht zudem davon aus, dass ein ‚Ich‘ eine individuelle Vorstellung von sich selbst entwickelt hat und deswegen individuelle Bedürfnisse hegt. Und es geht schließlich davon aus, dass dieses ‚Ich‘ trotz seiner Subjektivität einen Bezug zu seinen Adressaten herstellen kann.

1.3.1. Postmoderne und systemtheoretische Zweifel an der Existenz des Orators

Postmoderne Theorien, die vom *Tod des Autors* (Barthes 1968) sprechen, oder systemtheoretische Modelle, die dem Luhmannschen Leitsatz folgen, „nur die Kommunikation kann kommunizieren“ (Luhmann 1986, 51), scheinen das Konzept des Orators, wie es sich die Rhetoriktheorie vorstellt, zu negieren, zumindest aber auszuklammern. Gerade die Tatsache institutioneller Kommunikation hat den Eindruck entstehen lassen, als fände sie ausschließlich nach den sich selbst organisierenden Vorgaben eines Systems statt und als habe der einzelmenschliche Orator keinen Einfluss mehr darauf. Dem kann man entgegenhalten, dass kommunikative Systeme nicht ohne Anschlussoperationen auskommen, die auf einzelmenschlich-interaktiver Ebene stattfinden, und dass deswegen eine Reziprozität zwischen den Operationen des kommunikativen Systems und den kommunikativen Handlungen auf einzelmenschlicher Ebene besteht (vgl. Schmidt 1994). In dieser kommunikationstheoretischen Sicht lässt sich auch der rhetoriktheoretische Orator konzeptualisieren, da die Rhetoriktheorie trotz ihrer Oratorperspektive durchaus systemisch denkt. Sie geht dabei jedoch nicht den Weg einer Komplexitätsreduktion, um etwa nur die Operationen des Systems der Massenkommunikation zu untersuchen, sondern betrachtet die „Verflechtungen einzelmenschlicher kognitiver Systeme mit übergeordneten objektiven Systemen und […] [die] Abhängigkeit von tiefenstrukturalen Gesetzmäßigkeiten der sozial-kommunikativen Welt“ (Knape 2000a, 38).

1.3.2. Das Ich-Bewusstsein des Orators aus handlungstheoretischer Sicht

Dass der Orator sich ein Ziel setzen kann, bedeutet, dass er eigene Bedürfnisse und Interessen formulieren kann, was wiederum bedeutet, dass er sich als ein individuelles ‚Ich‘ wahrnimmt. Handlungstheoretische Überlegungen betonen jedoch, dass es ein vollkommen unabhängiges und von vornherein bestehendes individuelles ‚Ich‘ nicht gibt. Vielmehr entsteht ein Ich-Bewusstsein stets durch Bezugnahme auf ein Gegenüber, d. h. durch Vergleich. Identität lässt sich deswegen nicht als ‚Gabe‘, sondern nur als ‚Leistung‘

(Dewey 1989, 237 ff.) und nur als soziale Identität denken. Gleichwohl ist hier ein Prozess der Formung im Gange, der mehr und mehr den eigenen Standpunkt bzw. das ‚Ich' ausweist und somit auch das Subjekt mehr und mehr in die Rolle des Orators hineinwachsen lässt. Ab einem bestimmten Moment ist es die Oratorrolle, die den Prozess der Formung zu weiteren Ausdifferenzierungen vorantreibt. Trotz der individualistischen Perspektive des Orators veranlasst ihn die soziale Rückbindung seiner Identität aber auch dazu, sein rhetorisches Handeln sozial rückzukoppeln, „d. h. sich immer selbst auch in der Rolle des Mitsprechers [zu] sehen" (Knape 2000a, 45). Alles andere wäre psychopathisch.

1.3.3. Der Adressatenbezug des Orators aus pragmatischer Sicht

Die Erfolgshoffnung, die dem Oratorkonzept innewohnt, beruht auf der grundsätzlichen Annahme, dass zwischen Orator und Adressat ein intellektueller Kontakt möglich ist. Bestimmte radikal-konstruktivistische Positionen verweisen indessen darauf, dass ein solcher Kontakt zunächst einmal äußerst unwahrscheinlich erscheint, weil eine grundsätzliche Verständigungsbasis zwischen abgeschlossenen psychischen Systemen im Voraus nicht gegeben sei und Verstehen deswegen kaum stattfinden könne. Dass trotzdem Verständigung und Persuasion stattfinden, erklärt die Sprachpragmatik durch das Vorhandensein intersubjektiv erzeugter Gemeinsamkeiten (Habermas 2002, 359 f.). Zu ihnen gehören nicht nur unser gemeinsames Sprachverständnis, sondern ganz wesentlich auch gegenseitige Unterstellungen hinsichtlich dessen, was man als gültig erachten kann. Ein solches intersubjektiv erzeugtes, gemeinsames Vorverständnis ist die Voraussetzung für jede kommunikative Handlung (vgl. Knape 2000a, 46–63). Der Orator hat also nicht nur seine Identität dem sozialen Abgleich entnommen, sondern bezieht auch die kommunikativen Mittel, mit denen er umgeht, aus dem sozialen Interaktionsraum. Der erste Schritt zum Erfolg seines Anliegens führt deswegen auch hier zunächst über die soziale Rückkopplung. Erst im zweiten Schritt, wenn die notwendige Verständigungsbasis bereit steht, kann er sich daran machen, sein Ziel zu verwirklichen.

2. Die antiken Rhetoriktheorien und der Orator. Einleitende Bemerkungen

Der Orator und seine Problemlage können auch in den antiken Rhetoriktheorien als Fixpunkt angesehen werden, auf den die theoretischen Überlegungen hin ausgerichtet sind. Die antiken Rhetoriken liefern ebenfalls eine Antwort auf die Frage: ‚Wie gehe ich vor, um ein kommunikatives Ziel zu verwirklichen?'

Trotz des gleichen Problemzugangs entsprechen sich die Oratorkonzepte der antiken und der modernen Rhetorikschriften jedoch nur zum Teil. Vor allem, wenn man in Betracht zieht, dass der Rhetorik in der Antike im Vergleich zu heute meist eine viel umfassendere Zweckbestimmung gegeben wurde, fallen erhebliche Unterschiede hinsichtlich der Vorstellung vom Orator, seiner Aufgaben und seiner Eigenschaften auf.

2.1. Rhetorisches und ethisches Handeln

Ein deutlicher Unterschied besteht darin, dass die antiken Rhetoriktheorien oft *nicht* rein fachlich, unabhängig von praktisch-philosophischen, d. h. ethischen Überlegungen entworfen wurden. Die „neuzeitliche Trennung von Technik und Ethik" fand in der Regel nicht statt, was darauf zurückgeht, dass „die Antike jegliches Handeln immer primär unter ethischem Aspekt" thematisierte (Robling 2007, 22). Die Frage, ob das kommunikative Handeln eines Orators sozial vertretbar ist, wurde deswegen immer wieder auch als integraler Bestandteil der Rhetoriktheorie behandelt, d. h. ein Orator wurde rhetorik*intern* nicht nur an seinem kommunikativen Erfolg, sondern auch anhand von Maßstäben beurteilt, die seine moralische Integrität betreffen. Dabei wurde oft auch erwartet, dass er sich durch eine umfassende Bildung auszeichnet. Dies sind Kriterien, die man heute als außerfachlich bezeichnen würde (vgl. Knape 2000a, 34).

2.2. Der Orator als Redner in einer sozialen Handlungsrolle

Ein weiterer Unterschied zeigt sich darin, dass die antike Rhetorik beim Gedanken an den Orator tatsächlich an einen Redner dachte, der mit einem mündlichen Vortrag vor einem Publikum zu bestehen hat. Nur am Rande bezieht sich die antike Rhetorik auch auf den Orator als Autor schriftlicher Texte (vgl. Robling 2007, 35). In der mündlichen Redesituation vor einer Versammlung trat die soziale Handlungsrolle des Orators deutlich zum Vorschein. Auch hier mag ein Grund liegen, warum die antike Rhetorik keine strikte Trennung zwischen den menschlichen und den rednerischen Qualitäten des Orators ziehen wollte. Der Redner als Mensch unter Menschen, meist auch mit amtlichen Funktionen, stand zu sehr im Vordergrund.

2.3. *Artifex*: ein Könner und Kenner der Rhetorik (Planmäßigkeit)

Indessen stellen die moderne und die antike Rhetoriktheorie den Orator bis zu einem gewissen Grad übereinstimmend als jemanden dar, der planmäßig strategisch agiert (zum rhet. Strategiebegriff siehe Becker/Böhme/Knape 2009). Er ist ein ‚Techniker' effektiver Kommunikation. In dieser Rolle bezeichnen ihn Cicero und Quintilian als handwerklichen Fachmann und Experten (*artifex*, Quint. *Inst. or.* 2,14,5 und Cic. *De or.* 1,2−3). Jedoch ist die Planmäßigkeit des antiken Orators untrennbar an die Rhetorik, die *ars*, gebunden, d. h. sie muss anhand der von der Rhetorik vorgegebenen Regeln erfolgen. Deswegen war der antike Orator auch kein „Schöpfer eines Kunstwerks" im Sinne der Genieästhetik (Robling 2007, 29). Er schrieb sich vielmehr in die Tradition des kunstvollen ‚rhetorischen' Redens ein. Als *artifex* zeichnete den Orator nicht zwingend Naturbegabung aus, sondern vor allem erlerntes Können, das in seinem Falle immer ein Können gemäß der Rhetorik war. Er konnte an seiner Kunstfertigkeit bzw. an kunstinternen Kriterien gemessen werden (vgl. Robling 2007, 29). Aristoteles unterstrich die Notwendigkeit, dass zum Können auch das theoretische Verständnis gehört. Bei ihm war der Orator nicht nur ein Könner, sondern auch ein Kenner der Kunst (Arist. *Metaph.* 1,1, 981a25−30, 981b8 f.).

2.4. *Orator perfectus*: ein universal gebildeter Redner

Ein Könner und Kenner sollte der antike Orator aber auch auf allen erdenklichen Gebieten des Wissens und der Philosophie sein. Wieder tritt die umfassendere Zweckbestimmung der Rhetorik deutlich hervor. Der Orator sollte nicht nur die rhetorische Theorie, sondern auch die Wissensstoffe, auf die er sich in seinen Reden bezog, verstehen und anwenden können. Nach Cicero war der *Orator perfectus* der universal gebildete Redner. Er hatte Sachverstand und Geschick in der Dialektik, in der Dichtkunst, in den Wissenschaften und in der Philosophie (Cic. *De or.* 1,59 ff.).

2.5. *Vir bonus*: moralische Integrität als Merkmal

Vom Redner Können in seinem Fach und darüber hinaus universale Bildung zu fordern, sollte ihn gewissermaßen darauf verpflichten, dem Gemeinwohl zu dienen. Insofern verbarg sich eine entschieden ethische Stoßrichtung dahinter. Den moralischen Aspekt bringen Cato und, in seiner Folge, Quintilian auf den Begriff des rednerisch fähigen *Vir bonus*, den der Orator verkörpern soll (Quint. *Inst. or.* 1, praef. 9). Der Orator hat demnach sittliche Vorbildlichkeit vorzuleben und in seinen Reden zum Ausdruck zu bringen. Der Redner war der, der gut spricht, aber auch Gutes spricht.

2.6. Die Rhetorik als Ziel (Zielstrebigkeit)

Auf den ersten Blick scheint auch die Zielstrebigkeit, die die antike Rhetoriktheorie dem Orator zuschreibt, mit dem modernen Oratorkonzept überein zu stimmen. Aristoteles kennzeichnet den Redner als jemanden, der ein Ziel (Telos) verwirklichen möchte. Jedoch zeigt sich, dass die antike Rhetoriktheorie dazu tendierte, die individuellen Ziele der Redner dem „immanenten Ziel der Kunst“ (vgl. Robling 2007, 39) hintan zu stellen, zumindest sie mit ihm gleich zu setzen. Mit anderen Worten: Das Ziel des Redners war die Erfüllung der umfassenden Zweckbestimmung, die der Rhetorik gegeben war. Hier liegt der Grund, warum Planmäßigkeit immer im Sinne der Rhetorik zu sein hatte. Sich an die Regeln der Rhetorik zu halten bedeutete, die Aufgabe der Rhetorik zu erfüllen. In der Antike gab es unterschiedliche Vorstellungen darüber, worin das ‚immanente Ziel‘, sprich die Zweckbestimmung oder Aufgabe der Rhetorik besteht. Bei Aristoteles etwa ging es darum, dass in bestimmten Situationen nur durch Überzeugung etwas erreicht werden konnte. Hier versagten die Dialektik und Philosophie, also war die Rhetorik gefordert (Arist. *Rhet*. 1,2,14). Bei Quintilian fiel das Ziel der Rhetorik teils mit der Umsetzung innerfachlicher Regeln, teils mit äußerem Redeerfolg (Knape 2005), aber auch mit der Festlegung des Orators auf sittliche Vorbildlichkeit zusammen. Die oratorische Praxis sollte eine erhabene und vorbildliche Lebensweise aufzeigen und zum Nachahmen einladen (Quint. *Inst. or.* 2,13,33).

3. Die Orator-Konzepte antiker Rhetorikschriften im Einzelnen

Was bis jetzt als *das* antike Oratorkonzept der antiken Rhetoriktheorie skizziert wurde, fand in den antiken Schriften freilich sehr unterschiedliche Ausprägungen. Um sie deut-

lich zu machen, werden im Folgenden vier Vertreter der antiken Rhetoriktheorie auf den jeweiligen Schwerpunkt ihres Oratorkonzepts befragt: die Sophistik, Aristoteles, Cicero und Quintilian.

3.1. Der sophistische Orator als Fachmann des Redens

Die sophistischen Schriften zur Rhetorik waren meist Lehrbücher mit Anleitungen und Lehrsätzen (*praecepta*) ohne eine weitere wissenschaftlich-theoretische Erörterung. Das Bild der Rhetorik, das sich durch die Lehrbuchform abzeichnete, ist das einer Handwerkskunst: Sie vereint das nötige Wissen, um zielgerichtet ihr Produkt mit den vorhandenen Materialien und Werkzeugen herzustellen. Entsprechend ist das Bild des Orators: „Seine Kunst wird gelenkt vom Wirkungsziel; die methodische, durch die Beachtung von Regeln gesteuerte Handlung will den Zufall ausschalten. Sein Vorgehen beruht auf Erfahrung. Das Produkt des rhetorischen ‚Handwerkers' ist immateriell: die peithò, die Überredung bzw. Überzeugung" (Robling 2007, 38).

Dass es sich bei den sophistischen Oratoren scheinbar nur um Fachmänner der Rede ohne bestimmte inhaltliche Festlegung handelt, hat Platon zu seiner Grundsatzkritik an der Rhetorik veranlasst. In seinen Augen war der Orator derjenige, der dank seines rhetorischen Geschicks zwar alles erreichen konnte, von der Sache selbst, die er verhandelte, aber nichts verstehen musste, geschweige denn verstand. Durch die Rhetorik, so Platon, werde der Wahrheit nicht gedient. Letztlich werde mit ihr auf verhängnisvolle Weise sogar nur das Recht des Stärkeren zur Geltung gebracht (Platon *Gorgias* 455d–e 502d–503d, 518d–519a; vgl. Robling 2007, 97).

In ihrer Zuspitzung waren Platons Vorwürfe sicherlich unberechtigt, stellte die Sophistik, die die Rhetorik lehrte, doch auch ein umfassendes Bildungsprogramm dar, das sich nach Protagoras ‚die Erziehung des Menschen' auf die Fahnen geschrieben hatte und insofern eben gerade nicht eine skrupellose Anwendung der rhetorischen Mittel lehrte (vgl. Robling 2007, 37). Jedoch spiegelt Platons Kritik das Selbstbewusstsein wider, das manche sophistische Oratoren zur Schau trugen. Gorgias etwa sah sich als Redner in einem Kampf stehen und war sich gewiss, dass ihm die Rhetorik zum Sieg verhalf. Die Rhetorik bot nach Meinung der Sophisten die Möglichkeit, die schwächere Sache zur Stärkeren zu machen, was man, wie Platon, auch absichtlich falsch verstehen konnte. Gorgias behauptete, über jedes beliebige Thema dank der Rhetorik reden zu können (Platon *Gorgias* 457a–b, 459d–e). Die Befähigung zur wirkungsvollen Rede scheint bei den Sophisten also durchaus ein gewisses Gefühl der Überlegenheit geweckt zu haben. Davon ist auch das Bild ihres Orators gekennzeichnet: ein Kommunikationsfachmann, der ein Ziel verfolgt und dank seiner spezifischen fachlichen Fähigkeiten auf dem Gebiet der Redekunst fast schon sicher ist, es auch zu erreichen.

3.2. Der aristotelische Orator im Dienst der Überzeugung

Das aristotelische Orator-Konzept erschließt sich aus der Zweckbestimmung, die er der Rhetorik gibt. Aristoteles (*Rhet.* 1,2,1) schreibt, sie stelle „das Vermögen dar, bei jedem Gegenstand dasjenige zu entdecken, das als Überzeugendes infrage kommt. Denn dies ist

die Funktion keiner anderen Kunst“ (Knape 2000a, 31 f.). Sie ist nicht auf apodiktische Gewissheit oder gar Evidenz ausgelegt wie die Dialektik und Philosophie. Dass sie beides nicht zu bieten hat, bedeutet aber nicht, dass das Überzeugende an einem Gegenstand, das sie aufzuzeigen imstande ist, nur ein bloßer Anschein ist. Vielmehr garantieren gerade die rhetorischen Verfahren, die das Überzeugende an einem Gegenstand zum Vorschein bringen, dass es gerechtfertigt ist, sich von dem, was als Überzeugendes hervortritt, auch überzeugen zu lassen (Knape 2003). Im aristotelischen Sinn wird durch die Rhetorik Überzeugung nicht erschlichen. Sie wappnet sogar vor möglichen Täuschungen, indem sie erlaubt, „das Überzeugende und das nur scheinbar Überzeugende zu sehen“ (Arist. *Rhet*. 1,1,14).

Für den Orator bedeutet diese Zweckbestimmung der Rhetorik, dass das Ziel zu überzeugen gar nicht in erster Linie von einer persönlichen Absicht motiviert sein muss. Indem ein Orator als Orator auftritt, erfüllt er zunächst einmal eine Aufgabe, die von Philosophen oder Dialektikern nicht erfüllt werden kann, nämlich durch Überzeugung Zustimmung dort zu erlangen, wo man sich nicht auf Evidenz oder apodiktische Gewissheit berufen kann. Gemeint sind die konsenspflichtigen Bereiche der Gesellschaft. Was den Orator deswegen besonders kennzeichnet, ist seine Kunstfertigkeit, d. h. sein rhetorisches Können, das sich daran bemisst, wie gut er die Aufgabe der Rhetorik zu erfüllen versteht. Aristoteles will seinen Orator hier ganz bewusst vom sophistischen abgrenzen, dem seit Platon ein schlechter Ruf anhängt. Er unterstellt ihm, nur erlernt zu haben, wie er seine Absicht durchsetzen kann. „Die Sophistik liegt nämlich nicht in der Befähigung, sondern in der Absicht“ (Arist. *Rhet*. 1,1,14). Demgegenüber ist der Orator im aristotelischen Sinn derjenige, der sein Wissen, d. h. seinen rhetorischen Sachverstand, einbringt, um eine Aufgabe zu erfüllen.

Wenn Aristoteles nichtsdestotrotz betont, dass der Orator eine Absicht verfolgt und ein Ziel hat (Telos), dann muss man sich das Ziel als ein geläutertes denken. „Es geht bei der Rhetorik also nicht in erster Linie um das sophistische Überzeugen (die *peitho*) um jeden Preis“ (Knape 2000b, 32). Vielmehr agiert der Orator im Dienst des Überzeugenden, dem Aristoteles eine besondere Funktion im menschlichen Miteinander zuschreibt.

Aristoteles ist aber auch weit davon entfernt, sich etwas vorzumachen. Er stellt fest, dass etwas, das nur dem Anschein nach überzeugend ist, vom Publikum oft als überzeugender wahrgenommen wird als das wirklich Überzeugende. Insofern kennt er auch den ‚Vortragskünstler‘, der sich wesentlich durch seine Zielstrebigkeit auszeichnet und sein kommunikatives Handeln zweckrational auf seine individuelle Absicht ausrichtet (vgl. Robling 2007, 101). Offensichtlich ist auch, dass sich die aristotelische Rhetoriktheorie in diesem Sinne instrumentalisieren lässt. In seiner Ethos-Lehre erörtert er sogar den Charakter des Redners als eigenständige Widerstandskategorie. „Drei ‚ethische‘ Merkmale muss der Redner zum Vorschein bringen […], wenn der Erfolg der Rede nicht gefährdet sein soll: 1. Rationalität, Einsicht bzw. ‚Umsicht‘ (*phronesis*) […] 2. Persönliche Integrität, sittliche ‚Bestheit‘ bzw. ‚Ernst‘ (*arete*) […] 3. Zuneigung bzw. freundschaftliches Wohlwollen oder ‚gute Gesinnung‘ (*eunoia*)“ (Knape 2000b, 43 f.; vgl. Arist. *Rhet*. 2,1,5–8).

Hinter solchen Vorgaben, die sich funktional instrumentalisieren lassen, verbirgt sich bei Aristoteles aber immer ein auf Aufrichtigkeit ausgerichteter Gestus. Die charakterlichen Eigenschaften, um die sich ein Redner um seines rednerischen Erfolgs willen zu bemühen hat, verleihen ihm zweifellos auch eine gewisse moralische Integrität. Genau

hier liegt der Grund, warum es zulässig ist, sich von einem rhetorisch agierenden Orator auch überzeugen zu lassen: Die aristotelischen Vorgaben laufen tendenziell immer auf ein aufrichtiges kommunikatives Handeln hinaus. Man denke etwa auch an seine Forderung, der sachlichen Argumentation den Vorzug zu geben (Arist. *Rhet*. 1,1,5).

Zu sagen, dass Aristoteles die Rhetorik deswegen nur als etwas Gemeinnütziges konzipiert hat, geht sicher zu weit. Aber ihr volles Recht als *Disziplin* erhält sie gerade aus dieser Möglichkeit. Gleiches gilt für den Orator, wenn er sich an die rhetorischen Vorgaben im Sinne einer Disziplin hält: Sie verleihen ihm eine gewisse Handlungsmacht, lassen ihn aber auch gleichzeitig zu demjenigen werden, der etwas ausübt, was der Gemeinschaft dient, nämlich zu überzeugen, wo nur Überzeugung weiterhilft.

3.3. Der engagierte Orator Ciceros

Was sich bei Aristoteles andeutet, formuliert Cicero aus. Auch er hat für die Rhetorik eine besondere umfassende Aufgabe im menschlichen Miteinander vorgesehen. In *De Oratore* lässt er Crassus eine „Universalvorstellung von der Rolle der Rhetorik" (Knape 2000b, 95) entwerfen. Sie geht von der kulturstiftenden Funktion der Sprache und den versittlichenden Effekten der Rede aus (vgl. Robling 2007, 82 f.). Es gilt der Zusammenhang, wonach Sprache und Rede ihre kulturstiftende Funktion umso besser erfüllen, desto mehr sie gepflegt werden, weswegen die Rhetorik und mithin der Orator dringend gefordert sind. Crassus alias Cicero sieht den Orator entsprechend „in komplexen politisch-kulturellen Leistungszusammenhängen" (Knape 2000b, 96) stehen.

Aus der universalen Rolle der Rhetorik, die direkt auf den Orator überschlägt, ergibt sich sowohl dessen Vorrangstellung, die er inne hat, weil er durch seine Redekunst die Sprache beherrscht, als auch zugleich die hohe Bürde, die ihm auferlegt ist, und das Anforderungsprofil, dem er gewachsen sein muss. Letztlich muss der Orator eine ‚universale Doppelkompetenz' (vgl. Knape 2000b, 98) besitzen. Das bedeutet, „dass man weder in dem beredet sein kann, was man nicht kennt, noch das, worüber man Bescheid weiß, wortgewandt behandeln kann, wenn man bei allem Wissen nicht auch die rechten Worte zu finden und zu feilen weiß" (Cic. *De or.* 1,63). Der Orator muss also sowohl ein Könner seines Fachs sein als auch ein Wissender auf allen anderen Fachgebieten. Cicero „stehen Multiplikatoren, öffentlich wirksame Kommunikatoren vor Augen, die Wissen aus unterschiedlichen Fachdisziplinen verbreiten oder in ihren Äußerungen einbeziehen" (Knape 2000b, 98). Ein Wissender muss der Orator insbesondere in der Ethik sein, weil Cicero in Anlehnung an Aristoteles das Tätigkeitsfeld der Rhetorik vornehmlich in den konsenspflichtigen Bereichen der Gesellschaft sieht.

Was Cicero mit diesem Anforderungsprofil skizziert, ist der *Orator perfectus*. Es ist eine Idealvorstellung, die auch Cicero für unerreichbar hält. Das macht sie in seinen Augen aber nicht minder erstrebenswert (Cic. *De or.* 1,65 und 3,83–85).

Der *Orator perfectus* ist nicht weit entfernt von Catos *Vir bonus dicendi peritus*, dem ‚edlen Mann, der zu reden versteht', jedoch ist der *Orator perfectus* viel stärker durch Bildung und vor allem durch Engagement gekennzeichnet (vgl. Cic. *De or.* 1,208–262). Die Bürde des Orators ist vor allem eine politische Verantwortung, d. h. eine Verpflichtung gegenüber dem Ganzen. Ciceros *Orator perfectus* ist nicht einfach nur ein wortgewandter, geistreicher, ausgefeilter und sehr anständiger Mensch. Er ist auch nicht nur ein Verstandsmensch mit Redekompetenz, d. h. jemand, der sich in höchsten Graden

sachkundig und eloquent zu äußern versteht. Vielmehr ist er darüber hinaus noch ein allzeit tätiger Mann, der sich kraft seiner überzeugenden Worte in das politische Geschäft einmischt, weil er darin seine Bestimmung sieht. Hier mag Cicero an sich selbst gedacht haben.

Dass zu dieser Bestimmung das Ideal des *Orator perfectus* eigentlich durch einen gesunden Pragmatismus ergänzt gehört, diesen Part lässt Cicero in *De Oratore* von Antonius erörtern. Hier erscheint der Orator, wie ihn die römische Wirklichkeit kennt. Zugleich stellt Antonius auch klar, dass Berufsoratoren selbst Fachleute der Rede mit realistischem Anspruch sind. Damit kommt Cicero zu einem erreichbaren Maß zurück. Der Orator hat eben sein Handwerk zu beherrschen. So viel kann und muss man von jedem Redner erwarten. Gleichzeitig soll der *Orator perfectus* als Idealmaß aber immer angestrebt werden.

3.4. Quintilians Orator, der gut ist und gut spricht

> Unser Orator aber und seine Kunst, wie wir sie definieren, ist nicht vom Erfolg abhängig: zwar strebt nach dem Sieg, wer redet, doch wenn er gut geredet hat, hat er, auch wenn ihm der Sieg nicht vergönnt ist, geleistet, was die Kunst ausmacht
> (Quint. *Inst. or.* 2,17,23; vgl. Knape 2005).

Dieser Satz macht deutlich, dass Quintilian im Anschluss an Aristoteles und Cicero dem Orator ins Pflichtenheft schreibt, zunächst einmal eine Aufgabe zu erfüllen, die auf der Befolgung von Kunstregeln basiert. Quintilian vergleicht den Orator dann aber auch mit dem Feldherrn, der in mehrfacher Weise berechtigt und befähigt ist, erfolgsorientiert nach eigenem Kalkül zu handeln: 1. weil es jemanden braucht, dem die Leute folgen können, 2. weil er die Kompetenz hat zu wissen, wo's langgeht, und 3. weil sein Ziel mit dem seiner Truppe letztlich zusammenfällt, nämlich im gemeinsamen Sieg.

Quintilian hält wie Cicero die Beredsamkeit für eine besondere Befähigung und für ein besonderes Kennzeichen des Menschen (vgl. Quint. *Inst. or.* 2,20,9). Quintilian denkt aber noch stärker als Cicero „von der konkreten sozialen Verankerung der Disziplin her". (Knape 2000b, 143) Daraus folgert er für den Orator vor allem eine „sozial-ethische Bindung" (Knape 2000b, 143), für deren Konzeptualisierung er auf Catos Ideal des *Vir bonus dicendi peritus* zurückgreift:

> Von der Rhetorik haben manche geurteilt, sie sei zugleich ‚Staatskunst' […] [und] zugleich ‚Philosophie'. Diesem Wesen der Rhetorik wird am meisten die Definition gerecht: ‚Die Rhetorik sei die Wissenschaft, gut zu reden'; denn sie umfasst mit einem Wort alle Vorzüge der Rede und zugleich auch die sittlichen Lebensgrundsätze des Orators; denn gut reden kann nur ein guter Mensch (Quint. *Inst. or.* 2,15,33 f.; vgl. Knape 2000b, 143).

Umgekehrt ist es aber auch wünschenswert, dass gute Menschen gut reden können. Insofern ist auch Quintilians Orator eine Idealvorstellung. In ihm vereinen sich „alle von der rhetorischen Kunstlehre geforderten Textqualitäten (*orationes omnes virtutes*) als auch die geforderten ethischen Grundsätze des Orators (*mores oratoris*)" (Knape 2000b, 144). Der Orator ist ein Vorbild moralischer Integrität, der dank seiner Sprachgewalt versteht, die Sitten unters Volk zu bringen. Ein wesentlicher Schritt in diese Richtung ist bereits getan, wenn sich der Redner an die Kunstregeln der Rhetorik hält. Denn „die Kunst erst

bringt die Schönheit der Natur zur vollen Erscheinung“ (Robling 2007, 121). Deswegen zeigt sich „die Kultiviertheit eines Redners in Quintilians Augen vor allem am Grad seiner technischen Vollendung“ (Robling 2007, 121). Die Rhetorik ist insofern bereits Ausdruck des Kultivierten und Guten, so dass derjenige, der sich an sie hält, sprich der Orator, ebenso der Kultivierung und dem Guten zuarbeitet.

4. Literatur (in Auswahl)

Aristoteles (1989): Metaphysik. Neubearb. d. Übers. v. Hermann Bonitz, hrsg. v. Horst Seidl. 1. Halbbd. Bücher I(A)−VI(E). 3. Aufl. Hamburg.

Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. u. erl. v. Christof Rapp. 2 Bde. Berlin (Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, 4,1 und 4,2).

Barthes, Roland (1968): La mort de l’auteur. In: Roland Barthes: Œuvres complètes (1966−1973). Bd. 2. Paris 1994, 491−495 [dt. Der Tod des Autors. In: Fotis Jannidis (Hrsg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart 2000].

Becker, Nils/Katie Böhme/Joachim Knape (2009): Strategie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 9.

Büchner, Karl (1978): Zur antiken Vorstellung vom Redner. In: Karl Büchner (Hrsg.): Studien zur römischen Literatur. Bd. 9. Wiesbaden, 27−43.

Cicero (1976): De Oratore. Über den Redner. Übers. und hrsg. von Harald Merklin, Stuttgart.

Dewey, John (1989): Die Erneuerung der Philosophie. Hamburg.

Habermas, Jürgen (2002): Entgegnung. In: Axel Honneth/Hans Joas (Hrsg.): Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas’ ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘. 3. erw. Aufl. Frankfurt a. M., 327−405.

Knape, Joachim (1998): Zwangloser Zwang. Der Persuasions-Prozeß als Grundlage sozialer Bindung. In: Gert Ueding/Thomas Vogel (Hrsg.): Von der Kunst der Rede und Beredsamkeit. Tübingen, 54−69.

Knape, Joachim (2000a): Was ist Rhetorik? Stuttgart.

Knape, Joachim (2000b): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart.

Knape, Joachim (2003): Persuasion. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 874−907.

Knape, Joachim (2005): Rhetorica viva. Die antike Rhetorik in moderner Sicht. In: Karlheinz Töchterle/Wolfgang Kofler (Hrsg.): Pontes III. Die antike Rhetorik in der europäischen Geistesgeschichte. Innsbruck, 15−30 (Comparanda, 6).

Luhmann, Niklas (1986): Intersubjektivität oder Kommunikation: Unterschiedliche Ausgangspunkte soziologischer Theoriebildung. In: Archivo di Filosofia 54, 41−60.

Oesterreich, Peter L. (1990): Fundamentalrhetorik. Untersuchung zu Person und Rede in der Öffentlichkeit. Hamburg.

Quintilian (1972−75): Ausbildung des Redners. Übers. und hrsg. von Helmut Rahn. 2 Bde. Darmstadt.

Robling, Franz-Hubert (2007): Redner und Rhetorik. Studie zur Begriffs- und Ideengeschichte des Rednerideals. Hamburg.

Schmidt, Siegfried J. (1994): Konstruktivismus in der Medienforschung. Konzepte, Kritiken, Konsequenzen. In: Klaus Merten/Siegfried J. Schmidt/Siegfried Weischenberg (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen, 592−623.

Fabian Klotz, Stuttgart (Deutschland)

31. Redeabsicht und Wirkungsmodi (docere, delectare, movere)

1. Platon
2. Aristoteles
3. Cicero
4. Quintilian
5. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The canonical, three-fold subdivision of speech impact forms, proposed Cicero, can already be traced clearly in the works of Plato and Aristotle. These forms, however, have not been totally endorsed in all their impact by these two authors. Factual evidence, seen from the perspective of philosophical rhetoric, has received a specific valency, whereas affect generation seems to be problematic. Theoretical rhetoric, however, considers other factors as decisive ones. Even though persuasion is a fundamental issue in rhetoric, a differentiation must be made regarding the subject areas a speaker needs to deal with. Basically, it may be possible that the use of affective means of persuasion, something that had already been recommended from the very early times onwards, might not always lead to the envisaged goals. Likewise, purely factual arguments may be vulnerable to fail because of the audience which is either not at all open to such factual arguments, or not in such a particular situation. Although we can only grasp a mature theory of speech intentions in the theoretical work on style "On the Orator" (De Oratore) *by Cicero, we may already recognize in Plato's criticism of rhetoric and his outline of an own rhetoric proposed in his "Phaedrus", that Plato considers differences both in the textual and mind structures and postulates these as a pre-requisite for successful persuasion.*

In his theory on evidence (πίστεις/pisteis)*, Aristotle created an important theoretical moment, which basically differentiates between the impact modi but does not necessarily establish hierarchies.*

1. Platon

Im *Phaidros* 271c f. erhebt Sokrates folgende Forderung:

> Weil ja nun die Kraft der Rede eine Form der Seelenleitung (ψυχαγωγία/*psychagogia*) ist, muss, wer ein Rhetor werden will, notwendigerweise wissen, wie viele Formen die Seele hat. Das sind nun so und so viele und so und so beschaffene. Deshalb sind die einen solche Menschentypen und die anderen solche Menschentypen. [...] Die einen also nun so beschaffenen Seele werden von so beschaffenen Worten aufgrund dieser Ursache leicht zu dem und dem Zweck durch Überzeugung gebracht. Die anderen so Beschaffenen aber durch das Folgende sind nicht so leicht durch Überzeugung zu etwas bringen. Wenn man sich das klar gemacht hat, muss man, indem man danach diese Dinge im Handeln und in der Behandlung betrachtet, es genau mit der eigenen Wahrnehmung verfolgen können.

Sokrates gibt mit diesen Worten im Grunde ein *Strategiekonzept* für die erfolgreiche Persuasion unter Einbeziehung von *Adressatentypen* und *Textsorten*.

2. Aristoteles

Von Aristoteles ist in der Lehre von den Beweismitteln (πίστεις/*pisteis*) ein wichtiges Theoriemoment geschaffen worden, das die Wirkungsmodi grundsätzlich differenziert, aber nicht unbedingt hierarchisiert. Aristoteles stellt in *Rhetorik* 1,1 apodiktisch fest, dass der Körper (σῶμα/*soma*) des Beweises der *Sachbeweis* ist, während psychische Vorgänge wie Mitleid, Zorn und dergleichen Affekte der Seele (πάθη/*pathe*) außerhalb des Sachgebietes liegen. An späterer Stelle ergänzt er, dass etwa für den reinen Sachbeweis, wie ihn der Mathematiker vorträgt, keine pathetischen Sprachmittel eingesetzt werden müssen (Arist. *Rhet*. 3,1). All dies nämlich sei nur *Phantasia* (innere Vorstellung) und auf den Zuhörer gemünzt. Solche rhetorikkritischen Einlassungen des Stagiriten zeigen jedoch, dass ungeachtet der Kritik ein klares Konzept von Adressatenbezug und Textstruktur vorliegt. Denn seine Bezugnahme auf den bis dahin erledigten Stoff in Arist. *Rhet*. 3,1 macht deutlich, dass nach dem *Was* der Rede zumal das *Wie* der Rede von erheblicher Bedeutung für den rhetorischen Erfolg ist.

Insbesondere hebt Aristoteles auf die eigentümliche Gestalt der Rede (τὸ φανῆναι ποιόν τινα τὸν λόγον/*to phanenai poion tina ton logon*) ab. Er sagt sogar, dass diese Form des *Logos* die größte Bedeutung für die Performanz der Rede hat. Gleichwohl wertet er auch dieses ganze Geschäft ab, ergänzt aber, dass es sich bei der Rhetorik ohnehin um eine ganz auf die *Doxa*, also den *Schein*, abgestellte Angelegenheit handelt. Die Definition des *Stils* in Arist. *Rhet*. 3,2, die Bestheit des Stils bestehe darin, deutlich zu sein, ohne banal zu wirken, d.h. angemessen zu sein, konzipiert jenes rhetorische Universale, das spätere Theoretiker weiter ausdifferenziert haben, ohne es im Kern zu verändern. In Arist. *Rhet*. 3,7 nimmt er diesen Gedanken wieder auf und formuliert, dass die Lexis das Angemessene dann besitzt, wenn sie sowohl pathetisch als auch ethisch und den zugrunde liegenden Angelegenheiten analog ist. Dieses Analoge besteht darin, weder über Dinge von größerer Bedeutung nachlässig zu sprechen, noch über Billiges besonders würdig, noch dass bei einem einfachen Ausdruck sprachlicher Schmuck angewendet wird. Denn solches evoziere als Verletzung des *Aptum* zwangsläufig eine komische Wirkung.

Es zeigt sich, dass die Konzeption des Aristoteles im Wesentlichen von der Pististrias *Logos*, *Ethos*, *Pathos* einerseits und von seiner Auffassung der Lexis andererseits geprägt ist:

> Weil es aber Rhetorik mit einer Entscheidung zu tun hat, auch Beratungsfragen entscheidet man nämlich und der Strafprozess ist eine Entscheidung, ist es nötig, nicht nur auf die textlich verfasste Rede zu blicken, dass sie beweisend ist und vertrauenswürdig, sondern man muss sich auch selbst und den Richter in entsprechender Weise disponieren. Es macht nämlich hinsichtlich der Beweise einen Unterschied insbesondere bei Beratungsreden, dann aber auch in Prozessreden, dass der Redende als ein Bestimmter erscheint und dass man annimmt, dass er sich in einer bestimmten Einstellung gegenüber den Zuhörern befindet. Außerdem aber, ob sie auch selbst gerade in einer bestimmten Verfassung sind
>
> (Arist. *Rhet*. 2,1, 1377b 20 f.).

Aristoteles differenziert weiter, dass es bei *Beratungsreden* vorteilhafter ist, wenn der Redner sein *Redneretho*s performiert, während den Zuhörer in eine bestimmte Gemütslage zu bringen insbesondere bei *Strafprozessen* von Belang ist:

> Liebenden und Hassenden scheint nämlich nicht dasselbe jeweils der Fall zu sein, noch auch solchen, die zürnen oder die sich gerade sanftmütig verhalten. Vielmehr ist es so, dass diesen entweder alles vollkommen anders erscheint, oder jedenfalls quantitativ
> (Arist. *Rhet*. 1377b 31 f.).

3. Cicero

Ciceros besondere Leistung in dieser Thematik besteht darin, im Anschluss an die aristotelische Pististrias drei mögliche Wirkungsformen der Rede differenziert und als Aufgaben (*officia*) des Redners benannt zu haben:

> Und so sind es Dreierlei, auf die sich jede Rhetoriktheorie stützen muss, um das Ziel der Überzeugung erreichen zu können: dass wir beweisen (probare), dass dasjenige, was wir verteidigen, wahr ist, dass wir uns diejenigen, die uns zuhören, geneigt machen (conciliare), dass wir ihre Herzen zu der Bewegung veranlassen (motum evocare), welche die Sache je erforderlich macht (*De or*. 2,115).

Hiermit knüpft er deutlich an die Pisteis *Sachbeweis*, *performiertes Ethos* und *emotionale Bewegung der Rezipienten* an, die Aristoteles ins Zentrum seiner Überlegungen stellte. Cicero lässt Antonius fordern, dass jeder Redner diese drei Verfahren beherrschen sollte, denn Sachbeweis, Kontakt zum Publikum und Lenkung desselben greifen als Persuasionsprozess ineinander. Erst wenn der Redner einen emotionalen Kontakt hergestellt hat, kann er durch diese Verbindung auch emotional bewegen, und eine positive Einstimmung auf den Redenden ist auch für die Rezeption von Sachargumenten von Vorteil. In der weiteren Erörterung wird daher zunächst eine Topik der Gerichtsrede behandelt (*De or*. 2,116−177), ehe Ethos und Pathos als Wirkungsformen von rhetorischer Persuasion untersucht werden (*De or*. 2,178−216).

In der späteren Schrift *Orator* ändert Cicero die Begrifflichkeit der Wirkungsmodi leicht (beweisen/*probare,* erfreuen/*delectare* und umstimmen/*flectere*) und führt den folgenreichen Begriff des *officums* oratorischer Tätigkeit ein:

> Zu beweisen ist Sache der Notwendigkeit, zu erfreuen Sache der angenehmen Stimmung, aber umzustimmen, das ist Sache des Sieges. Denn dieses allein vermag von allen am meisten, um die Gegenstände für sich zu entscheiden (*Or*. 69).

So deutlich es ist, dass Cicero diese Trias von Aristoteles übernommen hat, wobei er die s*uavitas,* also die angenehme Stimmung sicherlich dem Ethos des Aristoteles zuordnet, geht er doch in einem weiteren Schritt über diese Konzeption hinaus:

> Aber wieviele Aufgaben des Redners (officia oratoris) es gibt, so viele Arten zu sprechen (genera dicendi) gibt es auch. Nämlich das einfache Genus beim Beweis (subtile in probando), das Maßvolle im Erfreuen (modicum in delectando) und schließlich das Heftige im Umstimmen (vehemens in flectendo) (*Or*. 69).

Es sei, fährt er fort, ein umfassendes Einschätzungsvermögen erforderlich (*magni animi iudicii*) und sogar höchste Fertigkeit, sich als *moderator* oder vielmehr *temperator* dieser dreigeteilten Unterscheidung zu bewähren (*Or.* 69−70). Es geht also um die richtige Mischung dieser drei Aufgabenbereiche des Redners. Zu Beginn der Schrift (*Or.* 20) hatte Cicero bedauert, dass es kaum einen echten Beredten (*eloquens*) gebe, der diese drei Stilhöhen wirkungsvoll beherrsche. Unter dieser für die Schrift *Orator* zentralen Kategorie des perfekten Redners (vgl. *Or.* 1−36) werden die aristotelischen Pisteis mit den drei stilistischen Textniveaus verknüpft. So erreicht Cicero eine hochkomplexe Verknüpfung von Sachgegenstand, Redner und Adressat mit der stilistischen Struktur des Textes (*genera dicendi*), die durch die Person des Überzeugungsagenten Orator zur Einheit gebracht werden müssen. Er ordnet dabei die drei Stilhöhen den Pisteis zu: *docere*/*probare* entspricht dem einfachen (*subtile*), *delectare* dem mittleren (*medium*) und *movere* dem heftigen Stil (*vehemens*). In dieser Anordnung ist zugleich eine Hierarchisierung erkennbar, die dem Beweisen einen geringeren stilistischen Aufwand und eine entsprechend geringere persuasive Wirkung zuerkennt, während das *genus vehemens dicendi* auch das oratorische Ziel der Persuasion durch das *movere* erreicht. Gleichwohl insistiert Cicero darauf, dass die erstrebte Wirkung nur unter *Beachtung der Situativität* erreicht werden kann: Stets müsse der Redner das πρέπον/*prepon* im Blick haben (*Or.* 70).

4. Quintilian

Quintilian modifiziert lediglich Ciceros Position, indem er im 8. Buch, das der *elocutio* gewidmet ist, die *officia oratoris* nach Cicero bestimmt (*docere*, *delectare*, *movere*), das *delectare* aber der *elocutio* zuweist, während *docere* in *expositio* und *argumentatio* gehört (*Inst. or.* 8, Pr. 7−8). Der Einsatz von Affekten sei am Anfang und am Ende der Rede sinnvoll. In dieser sehr knappen Rekapitulation versucht der Rhetoriker also, die Ciceronischen *officia* mit den Redestadien zu verknüpfen. *Movere* und *docere* gehören dann in den Bereich der *inventio*, *delectare* in den Bereich der *elocutio*. In *Inst. or.* 5, Pr. 1 referiert er die Meinung anderer nicht genannter Rhetoriker, die darauf zu bestehen schienen, dass als *officium* nur das *docere* erlaubt sei, während sie *Affekterregung* und *Ethosperformanz* abgelehnten; diese ‚affektfreie Lehre' wird man am ehesten einer *stoischen* Richtung zuweisen dürfen, die den Begriff des *officium* möglicherweise auf ihre eigene Pflichtenethik bezogen hat. Doch ist an dieser Stelle auch an die rhetorikkritischen Bemerkungen des Aristoteles zu erinnern (Arist. *Rhet.* 1354a 15−16; vgl. Seneca *Ep.* 75,12).

5. Literatur (in Auswahl)

Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. u. erl. von Christof Rapp. 2 Bde. Berlin (Aristoteles. Werke in dt. Übersetzung, 4,1 u. 4,2).

Fortenbaugh, William W./David C. Mirhady (eds.) (1994): Peripatetic Rhetoric after Aristotle. New Brunswick, NJ.

Leeman, Anton D./Harm Pinkster/Edwin Rabbie (1989): M. Tullius Cicero, De Oratore Libri III: Kommentar. Bd. 3, Buch II. Heidelberg, 99–290.

Platon (1997): Phaidros. Übersetzung u. Kommentar von Ernst Heitsch. 2., erw. Aufl. Göttingen (Platon. Werke, Übersetzung und Kommentar, 3,4).
Wisse, Jakob (1989): Ethos and Pathos from Aristotle to Cicero. Amsterdam.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

32. Funktionalgattungen der Rede (genera causarum)

1. Aristoteles
2. Anaximenes (*Rhetorica ad Alexandrum*)
3. Auctor ad Herennium
4. Cicero
5. Quintilian
6. Martianus Capella
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Both the theoretical and practical challenges of rhetoric address the situations in which speakers act. Situationality *(the setting) as a feature of rhetoric also needs to consider the topic (the* what*) about which the speaker is going to talk. This* what *has already been interpreted early on as the practical implementation of rhetorical activity. Such distinction primarily considers the purpose and the reason why a speaker presents a speech. From these settings, the speakers thus derive the* what *and* how *of their talk.*

1. Aristoteles

Aristoteles, *Rhetorik* 1,3, unterscheidet εἴδη/*eide* bzw. γένη/*gene* von *Reden*. Diese Dreiheit wird von ihm mit der unterschiedlichen Zuhörerschaft begründet: Da nämlich der λόγος/*logos*, also die *Rede*, aus Dreierlei bestehe, aus dem *Redenden*, *dem, worüber geredet wird* und *dem, zu wem geredet wird* (wobei dieser Adressat zugleich das Ziel der Rede ist), scheint es für Aristoteles notwendig, dass dieser Adressat oder Zuhörer, wie er ihn nennt, entweder ein Betrachtender (ein θεωρός/*theoros*) oder ein κριτής/*krites*, also ein Richter ist. Er geht also deduktiv von den Bedingungen von Kommunikation aus und unterscheidet in der *Trias von Gegenstand, Sprecher und Zuhörer* das Grundgerüst von Kommunikation schlechthin. Indem nun das τέλος/*telos* (Ziel) der Rede beim Zuhörer gesehen wird, ist es auch der Zuhörer, der die Formen der Rede bestimmt. Redender und Gegenstand der Rede sind daher vom Adressaten abhängig. Da im *theoros* und *krites* nun zwei unterschiedliche Adressaten und damit auch unterschiedliche Formen der Rezeption genannt sind, ergibt sich die von Aristoteles angestrebte *Dreiteilung von*

Platon (1997): Phaidros. Übersetzung u. Kommentar von Ernst Heitsch. 2., erw. Aufl. Göttingen (Platon. Werke, Übersetzung und Kommentar, 3,4).
Wisse, Jakob (1989): Ethos and Pathos from Aristotle to Cicero. Amsterdam.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

32. Funktionalgattungen der Rede (genera causarum)

1. Aristoteles
2. Anaximenes (*Rhetorica ad Alexandrum*)
3. Auctor ad Herennium
4. Cicero
5. Quintilian
6. Martianus Capella
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Both the theoretical and practical challenges of rhetoric address the situations in which speakers act. Situationality *(the setting) as a feature of rhetoric also needs to consider the topic (the* what*) about which the speaker is going to talk. This* what *has already been interpreted early on as the practical implementation of rhetorical activity. Such distinction primarily considers the purpose and the reason why a speaker presents a speech. From these settings, the speakers thus derive the* what *and* how *of their talk.*

1. Aristoteles

Aristoteles, *Rhetorik* 1,3, unterscheidet εἴδη/*eide* bzw. γένη/*gene* von *Reden*. Diese Dreiheit wird von ihm mit der unterschiedlichen Zuhörerschaft begründet: Da nämlich der λόγος/*logos*, also die *Rede*, aus Dreierlei bestehe, aus dem *Redenden*, *dem, worüber geredet wird* und *dem, zu wem geredet wird* (wobei dieser Adressat zugleich das Ziel der Rede ist), scheint es für Aristoteles notwendig, dass dieser Adressat oder Zuhörer, wie er ihn nennt, entweder ein Betrachtender (ein θεωρός/*theoros*) oder ein κριτής/*krites*, also ein Richter ist. Er geht also deduktiv von den Bedingungen von Kommunikation aus und unterscheidet in der *Trias von Gegenstand, Sprecher und Zuhörer* das Grundgerüst von Kommunikation schlechthin. Indem nun das τέλος/*telos* (Ziel) der Rede beim Zuhörer gesehen wird, ist es auch der Zuhörer, der die Formen der Rede bestimmt. Redender und Gegenstand der Rede sind daher vom Adressaten abhängig. Da im *theoros* und *krites* nun zwei unterschiedliche Adressaten und damit auch unterschiedliche Formen der Rezeption genannt sind, ergibt sich die von Aristoteles angestrebte *Dreiteilung von*

Redeformen aus einer weiteren Unterscheidung des *krites* in den *krites* von *Vergangenem* und den *krites* von *Zukünftigem*. Nach Ansetzung dieser zeitlichen Diversifikation wird die Gegenwart dem *theoros* zugewiesen. Der unmittelbare Übergang von dieser temporalen und situativen Unterscheidung zu den so genannten Redegenera *symbuleutisch*, *dikanisch* und *epideiktisch* macht wahrscheinlich, dass Aristoteles offenbar diese Einteilung bereits in der sophistischen Tradition der Rhetorik vorgefunden hatte. Er unterscheidet nun noch unterschiedliche *Vollzugsformen* der Genera. So vollzieht sich die *Gerichtsbarkeit* rhetorisch entweder als Anklage oder als Verteidigung. Die *beratende Rede* unterscheidet sich in die zuratende und abratende Form und schließlich die *epideiktische* in die lobende oder tadelnde Form. Entsprechend dem ersten Aufweis der je zugeordneten Zeitformen wird nun noch näher erläutert, was damit gemeint ist. Ein Abraten geschieht immer mit Blick auf die Zukunft, anklagen bzw. verteidigen hat Vergangenes im Blick, und das epideiktische, also aufzeigende Sprechen, vollzieht sich in der Gegenwart, denn es geht darum, Vorhandenes zu loben oder zu tadeln, doch kommt dabei auch Gewesenes und Zukünftiges in Betracht, indem man teils daran erinnert, teils Vermutungen für die Zukunft anstellt. Des Weiteren wird diesen drei Redegelegenheiten jeweils ein eigenes Ziel zugeordnet. Dieses Ziel bedeutet eine je spezifische Konkretisierung des anfänglich betonten Zieles von Rede, nämlich des Adressaten. Es muss etwa in der beratenden Rede darum gehen, das Zuträgliche oder das Schädliche für den Zuhörer hervorzuheben. Dieser Vorgabe ordnen sich die anderen Aspekte unter, nämlich, ob der Redegegenstand gerecht ist oder ungerecht, ob er schön oder hässlich ist. Für diejenigen, die vor Gericht sprächen, müsse der Zielpunkt das Gerechte oder das Ungerechte sein (τὸ δίκαιον/*to dikaion*, τὸ ἄδικον/*to adikon*), die übrigen Zielvorgaben müssten sich auf diese beziehen. Für Lobende oder Tadelnde ist die Zielvorgabe das Schöne oder das Hässliche und alles andere bezieht man eben nur auf diese Leitaspekte.

Aristoteles hält explizit fest (Arist. *Rhet*. 1359b 24 ff.), dass trotz dieser Verbindung der unterschiedlichen Leitaspekte miteinander dennoch unverrückbar sei, was der Zielpunkt der Rede ist, d. h. beispielsweise, dass man im Gerichtsprozess zwar zugeben kann, dass etwas geschehen sei, doch dass damit ein Unrecht begangen wurde, dies dürfe vom Redner niemals zugegeben werden. Denn in diesem Falle hätte es gar nicht eines Prozesses bedurft. Ebenso würden diejenigen, die in einem Fall beratender Rede (symbuleutisches Genus) auftreten, niemals zum Unzuträglichen raten, während sie sonst schon mancherlei zur Disposition stellen könnten, was ihrer eigenen Position vielleicht eher abträglich ist. Sogar dass man um des eigenen Vorteils willen ein Unrecht begehe, kann durchaus von einem Beratungsredner behauptet werden. In der Lobrede kann hingegen vom Redner behauptet werden, dass jemand aus moralischen Gründen (also um des ἀγαθόν/*agathon* oder καλόν/*kalon* willen) etwas nicht getan habe, was ihm Nutzen gebracht hätte. Beispiel dafür ist, dass etwa Achilleus dem Freund Patroklos zu Hilfe geeilt ist, obwohl er wusste, dass er sterben müsse, wenn er dieses täte. Er wählte aber eher einen solchen Tod, als dass er den vermeintlichen Nutzen des ruhmlosen Weiterlebens für sich in Anspruch genommen hätte.

Überblickt man diese Konzeption des Aristoteles in ihrer Gänze, so zeigt sich, dass Aristoteles vom *Adressaten* ausgeht, und *Zeit* und *Gegenstand* sowie *Vollzugsformen* unterscheidet. Letztere lassen sich auch als *Sprechhandlungen*, nämlich anklagen, verteidigen, zuraten, abraten, loben und tadeln kategorisieren. Diese Sprechakte orientieren sich ihrerseits an den Leitaspekten der jeweiligen Gattung, nämlich gerecht, ungerecht, nützlich, schädlich, schön und hässlich. Schließlich führt er auch noch spezifische *Argumenta-*

tionsformen ein, die in der Gerichtsrede durch das *Enthymem* gegeben sind, bei der Beratungsrede durch das *Paradeigma* und in der epideiktischen Rede durch die αὔξησις/*auxesis*, also die *Steigerung*. Mit der Auffächerung dieser Redesituationen gewinnt Aristoteles zugleich eine Möglichkeit, die inhaltlichen Aspekte der verschiedenen Redesituationen zu differenzieren (Arist. *Rhet*. 1368a 22−33).

Aus der Unterscheidung der spezifischen Zielpunkte ergibt sich, so Aristoteles, zwangsläufig, dass man auch über die *Protasen* Bescheid wissen müsse, denn der Syllogismus, die typische rhetorische Argumentationsform, bediene sich ja der Protasen. Mit Protasen meint Aristoteles allgemein bekannte, inhaltlich gefüllte Sätze, die zu bestimmten Gegenstandsbereichen gehören. In diesen ist zumal festgelegt, ob etwas möglich oder nicht möglich ist, oder auch, ob etwas einst der Fall gewesen ist oder ob es zukünftig sein kann. Das eigentlich rhetorische Unternehmen beginnt jedoch dort, wo es nicht allein darum geht, das, was zu sagen ist, entsprechend darzustellen, sondern vor allen Dingen zu *qualifizieren* und zu *quantifizieren*. Etwa indem man den Aspekt des vorliegenden Falles mit anderen Fällen vergleicht (Arist. *Rhet*. 1359a 11−29).

2. Anaximenes (*Rhetorica ad Alexandrum*)

In der sophistischen Rhetorik des Anaximenes findet sich zu Beginn von § 1 ebenfalls die bekannte aristotelische Dreiteilung in *Volks*-, *Vorzeige*- und *Gerichtsrede*. Jedoch hat man auf Grund einer Nachricht über eben diesen Anaximenes bei Quintilian (*Inst*. *or*. 3,4,9) und auch bei Syrianus (*Commentaria in Hermogenem* 11, 17−21) gemeint, dass die Dreiteilung erst ein späterer Zusatz sei und sich ursprünglich im Text nur die Einteilung in Volksrede und Gerichtsrede finde. Nun ist aufschlussreich, dass der Autor nach den drei Genera noch sieben Formen (*eide*) unterscheidet (§ 1), und zwar *protreptisch* und *apotreptisch*, also zu- und abratend, *enkomiastisch* und *deiktisch*, also verherrlichend und tadelnd, sowie *kategorisch* und *apologisch*, also anklagend und verteidigend, und schließlich siebtens ein weiteres εἶδος/*eidos*, nämlich das *exetastische*, also das prüfende. Man kann im Verlauf der Schrift erkennen, dass die ersten sechs Formen, sich auf die drei Genera beziehen, nämlich auf die Volksrede (zuratend, abratend) auf die Vorzeigerede, (verherrlichend, tadelnd) und auf die Gerichtsrede, nämlich kategorisch und apologisch. Die siebte, die exetastische, jedoch ist eine allgemeine Form der Widerlegung, die in allen drei Formen anwendbar ist. Selbst dann also, wenn es sich bei dem dritten Genus um einen späteren Zusatz handeln sollte, ist deutlich, dass der Autor drei unterschiedliche Situationen der Rede unterscheidet. Anders als Aristoteles differenziert Anaximenes unterschiedliche Aspekte bei der Volksrede, nämlich das Gerechte, das Gesetzliche, das Zuträgliche, das Schöne und das Angenehme und das leicht zu Verwirklichende. Diese Bestimmungen führen nacheinander auf, woran sich diejenigen, die zu- oder abraten wollen, zu orientieren hätten. Bei den Vorzeigereden ist interessant, dass es um das allgemeine Verfahren einer Vermehrung, einer *auxesis* geht, etwa einer angesehenen Einstellung, Handlung und Rede; hierbei können ausdrücklich der zu lobenden Person auch Fiktionen attribuiert werden. Die Tadelrede ist dann das diesem Entgegengesetzte, nämlich Herabsetzung von Angesehenem und Aufwertung von schlecht Angesehenem. Hierbei greift Anaximenes nun bei der Frage, was angesehen ist, auf die Form des Zu- und Abratens zurück und definiert das Angesehene als dasjenige, was gerecht, gesetzlich,

zuträglich, schön, angenehm und leicht zu tun ist. Wenn es bei einer Vorzeigerede um eine Person geht, so ist zu zeigen, dass all diese Dinge dem zu Lobenden zur Verfügung stehen, entweder weil er sie selbst vollbracht hat, oder mittelbar durch ihn entstanden sind, oder sich in irgend einer Form ergeben haben, oder jedenfalls nicht ohne ihn zustande gekommen sind. Eine andere empfohlene Methode besteht darin, dass man zunächst ein allgemein akzeptiertes Gut nennt und dann ein eigenes daneben stellt und dabei zum Aufweis bringt, dass das Eigene von höherem Wert ist. Und zwar gerade durch den Vergleich. Von diesen Verfahren wird abschließend bemerkt, dass sie in allen Formen, in allen *eide*, nützlich sind, insbesondere aber, wenn es um Lob und Tadel geht.

3. Auctor ad Herennium

Die so genannte *Herennius-Rhetorik* beginnt in den ersten Paragraphen mit der Dreiteilung der *officia oratoris*. Diese werden vom Auctor als die Fähigkeit definiert, über dasjenige sprechen zu können, was im bürgerlichen Leben durch Sitten und Gesetze eingerichtet ist, wobei auf die Zustimmung des Auditoriums Wert gelegt wird, soweit dies möglich ist. Dazu muss der Redner die drei *genera causarum* beherrschen. Ähnlich wie in der Anaximenes-Rhetorik wird vom Auctor jeweils eine binäre Unterscheidung vorgenommen. So ist das demonstrative Genus eingeteilt in Lob oder Tadel einer bestimmten Person, das deliberative Genus hat seinen Ort in der Beratung und beinhaltet sowohl Zuraten als auch Abraten, und das Gerichtsgenus (*genus iudiciale*) hat sein Wesen im Streit (*controversia*) und beinhaltet sowohl Anklage als auch Reklamation mit Verteidigung (*petitio cum defensione*). Von der Fallart, *genus causae*, spricht der Auctor jedoch noch einmal in 1,5. Hier nennt er vier Genera, die im Zusammenhang des richtigen Anfangs der Rede eine Rolle spielen. Es sind dies *honestum* − das Ehrenhafte, *turpe* − das Schändliche, *dubium* − das Zweifelhafte, *humile* − das Unbedeutende. Diese an Hermagoras von Temnos gemahnende Einteilung entspräche im Griechischen ἔνδοξον/*endoxon*, παράδοξον/*paradoxon*, ἀμφίδοξον/*amphidoxon* und ἄδοξον/*adoxon*. Der Begriff der Meinung, δόξα/*doxa*, macht im Griechischen bereits die Frage der Einschätzung durch die Menge deutlich. Ähnlich wie bei den klassischen drei Genera betrifft die Vierfall-Lehre eine Voreinschätzung durch den Redeproduzenten, wie dasjenige, was er zu vertreten hat, in der Meinung seiner Zuhörer situiert ist. So wird er beim ehrwürdigen (*honestum*) Genus z. B. etwas verteidigen, was alle bewundern, oder etwas angreifen, was alle ablehnen. Entsprechend ist das schändliche Genus (*genus turpe*) dadurch bestimmt, dass etwas Angesehenes angegriffen oder etwas Schändliches verteidigt wird. Diese Aspekte betreffen die *inventio*-Frage. Sprechhandlungen und andere elokutionäre Aspekte bleiben unbeachtet.

4. Cicero

In Ciceros Rhetorikdarstellung von *De inventione* (1,7) ist erkennbar, dass die Frage nach den Genera im Kontext einer Allgemeinbestimmung der Rhetorik gestellt wird. Der junge Cicero sucht einen Mittelweg zwischen denjenigen Positionen, die behaupten, Rhetorik habe mit der politischen Wissenschaft gar nichts zu tun, und denjenigen, die meinen, dass alle politische Wissenschaft in der Rhetorik enthalten sei. Sein Kompromiss

besteht darin, die Rhetorik als einen Teilbereich politischer Wissenschaft zu definieren. Bei der Zielbestimmung der *ars* spielt seiner Meinung nach das *Überzeugen* eine entscheidende Rolle. Die *materia artis*, also die Gegenstandsbestimmung, der Bereich der rhetorischen *ars*, wird in Abgrenzung von Gorgias nicht in der Allgemeinkompetenz in jeglichem Sachbereich gesehen, sondern mit Aristoteles in den drei Genera gefunden, nämlich dem demonstrativen, dem deliberativen und dem iudicialen. Die Definition entspricht derjenigen, die der Auctor ad Herennium gibt. Ein Unterschied ergibt sich lediglich in der Bestimmung des deliberativen Genus. Anders als in *Ad Herennium* ist das deliberative Genus dadurch gekennzeichnet, dass es im Bereich der bürgerlichen Beratschlagung (*disceptatio civilis*) und als Vertretung einer bestimmten Überzeugung gesehen wird (*dictio sententiae*).

In der Auseinandersetzung mit Hermagoras betont Cicero (*De inv.* 1,8) dass es nicht im Bereich rhetorischer Kompetenz liege, über Fragen zu räsonieren, die philosophischer Natur seien. Philosophischer Natur seien alle diejenigen Fragen, die nicht auf den konkreten Fall anwendbar sind, sondern Allgemeingültigkeit für sich beanspruchen können. Illustriert wird dieser Unterschied mit der Frage, ob man etwa Achilleus zur Hochzeit raten solle. Während der Redner den konkreten Fall zu behandeln hat, fragt der Philosoph, ob die Ehe überhaupt sinnvoll sei. Zu den besonderen Fragen des Redners gehören dann auch die in den drei Teilen der Rhetorik verhandelten Spezialdisziplinen, nämlich jene der Gerichtsrede, der Beratungsrede und der Vorzeigerede. Hermagoras hatte diese beiden Frageformen θέσις/*thesis* und ὑπόθεσις/*hypothesis* genannt. Bei Cicero erscheinen sie als *quaestio* für die allgemeine Frage, und als *causa* für diejenige Frage, die auf einen konkreten Bereich beschränkt bleibt. In Ciceros rhetorischem Meisterwerk, *De oratore*, wird Crassus von den jüngeren Gesprächsteilnehmern Cotta und Sulpicius dazu gebracht, auf seine eigene rhetorische Ausbildung einzugehen. In *De oratore* 1,138 f entwirft er in knappsten Umrissen das System der Rhetorik. Er unterscheidet finite von infiniten Fragen, also *causa* und *quaestio*, spricht kurz die legalen und rationalen Statusfragen an und untergliedert dann diejenigen Fragen, die nicht in den Bereich der *quaestiones* fallen (*a communi quaestione seiunctae*), in diejenigen, die sich im Gerichtswesen oder in der Beratung bewegen. Es gebe auch noch ein drittes Redegenus, das beim Loben und Tadeln gebraucht würde. Cicero vermeidet hier die Fachtermini. Dies kann man als Anzeichen dafür sehen, dass er die Systematik der *ars* gewissermaßen von außen betrachten will und keine begriffliche Präzision aus einem intrinsischen Betrachtungswinkel anstrebt. Auf diese kurze Beschreibung der *ars* bezieht sich Antonius am nächsten Tag des Gespräches in *De oratore* 2,41 f.: „Da nämlich der Redner, über den wir uns unterhalten, auf dem Forum und vor den Augen der Bürger stehen muss, folgt, dass wir in den Blick nehmen, welches Geschäft wir ihm geben und welche Aufgabe wir ihm auferlegen wollen." Während nun die ersten beiden Genera in ihrer Situierung auf dem Marktplatz bzw. auf dem Gerichtshof als notwendig anerkannt werden, gilt das nicht in gleicher Weise für das dritte Genus, das aus aristotelischer Tradition stammt. Die *laudationes* könne man nämlich analogisch verfassen, indem man sich auf die *attributa personis* usw. beziehe. Also etwa Geschlecht, Geldverhältnisse, Verwandte, Freunde, Sachmittel, Gesundheit usw. Diese Aspekte, die in den anderen beiden Genera verwandt werden können, können eben auch im laudativen Genus angewendet werden. Bemerkenswert ist, dass der Sprecher Antonius die ästhetische Wertschätzung dieses Genus anerkennt (*delectatos esse vehementer in eo genere*), und dass er eine Rede auf Popilia, die Mutter des Catulus, erwähnt, die die erste Lobrede auf eine Frau in der römischen Rhetorik gewesen

zu sein scheint. Der Grund, warum Antonius das dritte Genus als nicht unbedingt notwendig erachtet, liegt darin, dass in seiner reduktiven Betrachtungsart der *ars* „nicht alles, was wir äußern, auf die Kunst und auf die Vorschriften bezogen werden müsse" (*non omnia quaecumque loquimur mihi videntur ad artem et praecepta revocanda esse*). Vielmehr könne man sich eben der Quellen, aus denen auch die übrigen Redegattungen schöpfen, auch als Lobredner bedienen. Es scheint, dass mit Popilia, ebenso wie mit Laelia und Cornelia, ‚emanzipierte' Frauen des 2. vorchristlichen Jhs. gemeint waren, denen solche *laudationes funebres* gewidmet waren (s. Kierdorf 1980). Älter waren natürlich Grabreden für Männer (vgl. Leeman/Pinkster 1985). Der Begriff der Analogie, den man hier verwenden kann, ist insofern zentral, als rhetorisches Handeln sich immer wieder auf diese Denkfigur zurückführen lässt. Ausgehend von einigen wenigen Grundregeln gilt es immer, die jeweilige Situation in Analogie entweder zu anderen Situationen oder zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten rhetorisch zu gestalten. Wer eine Lobrede zu schreiben, oder besser: zu halten hat, wird prüfen, welche Aspekte der *attributa personis* in Frage kommen, und entweder zeigen, dass der Betreffende sie zu gebrauchen weiß, oder, wenn sie ihm nicht zur Verfügung stehen, er auf kluge Weise ihrer auch entbehren kann. Allgemein muss es darum gehen, dass er das, was er tat oder erlitt, immer mit einer bestimmten *virtus* geleistet hat. Dieses und was zu diesem dazu gehöre, könne leicht sehen, wer jemanden loben wolle. Und wer jemanden tadeln wolle, verkehre diese Topik einfach ins Gegenteil.

Es erhebt sich nun die Frage, warum nicht doch ein eigenes Genus dafür angesetzt werden soll, wenn sich die Topik der Lobrede doch so klar erkennen lässt. Cicero lässt durch Antonius erklären, es sei nicht sinnvoll, alles, was irgendwann in den Bereich rhetorischer Fertigkeit falle, so gering es auch sein möge, immer als ein *technisches* Gebiet zu traktieren. Wir stoßen mit einer solchen Position an die Grenze rhetorischer Theoriebildung überhaupt. Wenn Rhetorik die auf Grund von Beobachtung erfolgte Systematisierung von Persuasions-Mechanismen ist, dann besteht ihr Geschäft im Wesentlichen darin, Beobachtungen zu systematisieren und in ein wissenschaftliches Lehrgebäude zu bringen. Antonius steht dieser technischen Betrachtung skeptisch gegenüber. Er will sich an ein Minimalprogramm halten und verweist daher auf die Analogie, durch die überflüssige Kategorisierungen und Vorschriften vermieden werden können. Dies ist insofern gerechtfertigt, als tatsächlich die Tendenz einer *Übersystematisierung* den Ertrag der Wissenschaft regelmäßig zunichte zu machen droht. Insofern ist natürlich schon die Dreiteilung rhetorischer Situationen im Sinne der Drei-Genera-Lehre ein Versuch der Systematisierung. Eine solche Systematisierung muss aber mit Bedacht durchgeführt werden, damit nicht die Annahme einer Vielzahl von rhetorischen Situationen wieder die Praktikabilität erschwert.

5. Quintilian

Quintilian setzt bei seiner *Institutio oratoria* 3,4 unmittelbar mit der Einteilung in die *Genera causarum* ein und fragt, ob es drei oder mehrere gebe. Man könnte sich auf die Autorität des Aristoteles verlassen, der drei angenommen, allerdings statt der deliberativen Rede das *genus contionale* angenommen habe. Man habe, so Quintilian weiter, versucht, insbesondere auch zu seinen Lebzeiten, nicht nur mehr als diese drei Genera anzu-

setzen, sondern, wie er kritisch hinzufügt, geradezu unzählig viele. Damit kommt er wieder auf den systematischen Punkt zurück, der sich auch aus der Problematisierung in Ciceros *De oratore* ergibt, den er in der *Institutio oratoria* 3,4,2 auch eigens erwähnt. Wenn man für das Loben und Tadeln ein eigenes *officium* ansetze, dann könne man sich fragen, ob es auch ein eigenes für das Bedauern, das Trösten, das Beruhigen, das Aufstacheln, das Abschrecken und das Bestärken gebe. Angesichts solcher Vielfalt könne man sich zudem fragen, wie es überhaupt dazu kam, so weit verzweigte rhetorische Fertigkeiten auf nur drei Genera zurückzuführen. Offenbar hatte man nach den Hauptwirkungsarten rhetorischen Handelns unterschieden, nämlich auf die Auditorien der politischen, der juristischen und der sozialen Rede. An dieser Einteilung möchte auch Quintilian festhalten. Allerdings teilt er zunächst in zwei Zuhörergruppen ein, nämlich entweder die innerhalb des Gerichtshofes oder die außerhalb. Die Zuhörergruppen außerhalb des Gerichts ließen sich differenzieren in Festbesucher oder Teilnehmer einer Beratung. Ähnlich wie Aristoteles bringt Quintilian auch die Zeitachse ins Spiel, indem er die Vergangenheit auf den außergerichtlichen Bereich bezieht. Diese Einteilung in Zeitachsen widerspricht allerdings dem aristotelischen Modell, und es ist erstaunlich, dass Quintilian dieses Abweichen nicht eigens hervorhebt, obwohl er Aristoteles ja zu Beginn des Kapitels ausdrücklich als Autorität anerkennt. Auch wird die Zuordnung der Zeitachsen nicht eigens begründet. Zur Unterscheidung nach Zeitachsen fügt Quintilian in *Institutio oratoria* 3,4,7 noch die Frage hinzu, ob der Redner über Bestimmtes oder Zweifelhaftes zu reden hat. Bestimmtes kann man loben und tadeln, über Zweifelhaftes muss der Redner einen besonderen Selektionsprozess vornehmen, was er wie thematisieren kann.

Eine solche Dreiteilung entdeckt Quintilian aber auch bei der Unterscheidung der Fälle: nämlich in solche, die sicher sind und solche, die unsicher sind (*certa*, *dubia*) (*Inst. or.* 3,4,8). Die sicheren Gegenstände könne man loben oder tadeln, bei den unsicheren (*dubia*) müsse man auswählen; man stelle also Überlegungen darüber an, was man auswähle. Bisweilen liege aber eine solche Freiheit für den Redner gar nicht vor, sondern die Sache sei schon durch Positionen bestimmt; in einem solchen Fall bleibe nur die direkte Auseinandersetzung mit dem Kontrahenten (*lis*). Diese Einteilung lässt ebenfalls auf die Dreiheit der Genera-Lehre schließen, nämlich 1. Lob und Tadel im epideiktischen Redegenus (*certa*), 2. die Abwägung der deliberativen Rede (*dubia*) und 3. der Streit in der Gerichtsrede (*lis*). Quintilian versucht durch diese auf anderer Grundlage getroffenen Unterscheidung deutlich zu machen, dass die Dreiteilung sich nicht nur aus den Zuhörergruppen ergibt, sondern auch aus den zur Verhandlung stehenden Sachen selbst. Bei dem historischen Rückblick kommt er auch auf den schon behandelten Anaximenes zu sprechen (Quintilian ist auch einer der Zeugen, die für Anaximenes nur die Zweiteilung annehmen). Außerdem nennt er im Vorübergehen Protagoras, der das Fragen, Antworten, Befehlen, Bitten als Bereiche der Rhetorik anzusetzen schien. Wir müssen heute davon ausgehen, dass Protagoras nicht an eine solche Einteilung dachte, sondern er vielmehr *grammatische* Aussagemodi unterscheiden wollte (s. Fehling 1976). Aber auch die Unterscheidung aus Platons *Sophistes* 222 C wird von Quintilian genannt, der neben dem Gerichtsgenus und dem Beratungsgenus noch das *proshomiletische* (προσομιλητική/*proshomiletike*), also das *dialogische Redegenus*, angesetzt habe (*Inst.or.* 3,4,10). Hier hätten wir − und das ist Quintilian nicht entgangen − den Versuch Platons, die Gesprächsform des Dialogs selbst als ein rhetorisches Genus zu bestimmen. Deshalb kommentiert Quintilian auch, dass diese Art der Rede dieselbe *vis* (Vermögen, Eigenart) habe wie die *Dialektik*.

Quintilians eigene Lösung (*Inst. or.* 3,4,12−16) orientiert sich denn auch stark an der aristotelischen Dreiteilung. Indessen widmet er sich insbesondere dem epideiktischen Genus (Vorzeigegenus), über dessen Benennung er einige Betrachtungen anstellt. Es werden sowohl das laudative als auch des demonstrative Genus genannt. Die griechischen Begriffe dazu sind *enkomiastisch* oder *epideiktisch* (ἐγκωμιαστικόν/*enkomiastikon*, ἐπιδεικτικόν/*epideiktikon*). Quintilian zeigt aber, dass epideiktisch nicht gleichbedeutend mit enkomiastisch ist, da der epideiktische Begriff weiter gefasst ist. Es geht nicht so sehr um das Zeigen einer Tatsache, als vielmehr um ein Zur-Schau-Stellen, und darin kann es sich vom enkomiastischen Genus unterscheiden, das nur das Lob in sich schließt. Das enkomiastische Genus ist also nur auf das Lob bezogen, das epideiktische sowohl auf Loben als auch auf das Zur-Schau-Stellen rednerischer Versatilität überhaupt. So können etwa panegyrische Reden unbedingt als epideiktische angesprochen werden, dennoch sind sie nicht allein Lobreden, sondern haben auch die Kraft des Zuratens oder Abratens in sich. Daraus ergibt sich für Quintilian, dass man die Einteilung (und das hatte er ja auch schon so angelegt) eher vom *Sachbereich* als von den *Zuhörern* her vornehmen sollte. Hatte er zunächst den gerichtlichen und den außergerichtlichen Bereich unterschieden (*Inst. or.* 3,4,6), so fügt sich dazu die Unterscheidung (*Inst. or.* 3,4,14), dass es entweder um Reden im Bereich der *negotia* (Sachprobleme) oder im Bereich der *ostentatio* (Zurschaustellung) handele.

Quintilian bringt also die Reihenfolge: 1. *genus demonstrativum*, *genus deliberativum* und *genus iudiciale*. Dennoch hat er in seiner Darstellung der *Institutio oratoria* dem iudicialen Genus aufgrund der praktischen Anwendbarkeit den Vorzug gegeben und verhandelt daher die Topik der Genera auch in dieser Reihenfolge. In diesen drei Genera finden sich die *species* wieder, und damit hält Quintilian an der Einteilung des Anaximenes und d. h. im Grunde an der sophistischen Einteilung fest. Es gilt aber, dass in all diesen *species* gelobt und getadelt, zugeraten und abgeraten, jemand zu etwas aufgefordert oder von etwas abgeschreckt werden kann. Das heißt, die typischen Modi der Genera finden sich auch in den *species* wieder. Die *species*, anders gesagt, überschneiden sich mit der Einteilung der *materia artis* mit den Genera. Sie sind daher auch *allgemeine* Formen der rhetorischen Kommunikation, insofern sie sich mit dem Raten, dem Erzählen, dem Lehren, dem Vergrößern, dem Verkleinern und dem Aufstacheln, bzw. Sedieren von Affekten der Zuhörer beschäftigen.

6. Martianus Capella

In Buch 5,447 der *Nuptiae* gibt Martianus eine knappe Übersicht über die Drei-Genera-Lehre, gemäß der Reihenfolge *genus iudiciale*, *deliberativum* und *demonstrativum*. Bemerkenswert ist, dass auch Martianus nach den *Zuhörerarten* unterscheidet. Zuhörer ist entweder der *iudex* oder der *inexplicabilis deliberator*, der eine andere Meinung erwarte, und der Zuhörer des demonstrativen Genus ist ein Mensch, der Anständigkeit oder Schändlichkeit einer Tat mit einer, wie es heißt, *libera aestimatio* bewerte. Damit ist das demonstrative Genus als dasjenige bestimmt, das allein in seiner *ästhetischen* Norm gewürdigt wird. Folgerichtig schließt Martianus, man müsse den Zuhörer eigentlich den *aestimator*, also Kunstkritiker, nennen.

7. Literatur (in Auswahl)

Anaximenes (1966): Ars rhetorica: quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Griech.–lat. Ausg. Hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Leipzig (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana); Dt.: Aristoteles (1959): Rhetorik an Alexander. Hrsg. u. aus dem Griech. übers. v. Paul Gohlke. Paderborn (Aristoteles: Die Lehrschriften, 3: Rhetorik und Poetik).

Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. u. erl. von Christof Rapp. 2 Bde. Berlin (Aristoteles. Werke in dt. Übersetzung, 4,1 u. 4,2).

Auctor ad Herennium (1998): Rhetorica ad Herennium. Lat./Dt. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein. 2. Aufl. München u.a.

Cicero (1997): De oratore = Über den Redner. Lat./Dt. Übers. u. hrsg. von Harald Merklin. 3., bibliograph. erg. Aufl. Stuttgart.

Cicero (1998): De inventione = Über die Auffindung des Stoffes. De optimo genere oratorum = Über die beste Gattung von Rednern. Lat./Dt. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein. Düsseldorf.

Commentaria in Hermogenem. Hrsg. v. Hugo Rabe. 2 Bde. Leipzig 1892/93.

Fehling, Detlev (1976): Protagoras und die ὀρθοέπεια. In: Carl J. Classen (Hrsg.): Sopistik. Darmstadt, 341–347 (Wege der Forschung, 187).

Hermogenes (1913): Hermogenis Opera. Hrsg. v. Hugo Rabe. Stuttgart. Nachdruck Stuttgart 1969 (Rhetores Graeci, 6; Bibliotheca Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Kierdorf, Wilhelm (1980): Laudatio funebris. Interpretationen und Untersuchungen zur Entwicklung der römischen Leichenrede. Meisenheim a. Glan (Beiträge zur klassischen Philologie, 106).

Leeman, Anton D. (1963): Orationis Ratio: The Stylistic Theories and Practice of the Roman Orators, Historians, and Philosophers. 2 Bde. Amsterdam.

Leeman, Anton D./Harm Pinkster (1981–2008): M. Tullius Cicero: De oratore libri III: Kommentar. 5 Bde. Heidelberg.

Martianus Capella (1983): De Nuptiis Philologiae et Mercuri. Hrsg. v. James Willis. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana). Dt.: Martianus Capella (2005): Die Hochzeit der Philologia mit Merkur = De nuptiis Philologiae et Mercurii. Übers., mit einer Einl., Inhaltsübers. u. Anm. vers. v. Hans G. Zekl. Würzburg.

Quintilian (1988): Ausbildung des Redners. Institutio oratoria. Hrsg. u. übers. v. Helmut Rahn. 2 Bde. 2 durchges. Aufl. Darmstadt (Texte zur Forschung, 2 u. 3).

Walker, Jeffrey (2000): Rhetoric and Poetics in Antiquity. New York.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

33. Redesachverhaltsfeststellung (Statuslehre)

1. Einleitung
2. Aristoteles
3. Anaximenes (*Rhetorica ad Alexandrum*)
4. Hermagoras
5. Quintilian
6. Hermogenes
7. Literatur (in Auswahl)

7. Literatur (in Auswahl)

Anaximenes (1966): Ars rhetorica: quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Griech.–lat. Ausg. Hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Leipzig (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana); Dt.: Aristoteles (1959): Rhetorik an Alexander. Hrsg. u. aus dem Griech. übers. v. Paul Gohlke. Paderborn (Aristoteles: Die Lehrschriften, 3: Rhetorik und Poetik).

Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. u. erl. von Christof Rapp. 2 Bde. Berlin (Aristoteles. Werke in dt. Übersetzung, 4,1 u. 4,2).

Auctor ad Herennium (1998): Rhetorica ad Herennium. Lat./Dt. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein. 2. Aufl. München u.a.

Cicero (1997): De oratore = Über den Redner. Lat./Dt. Übers. u. hrsg. von Harald Merklin. 3., bibliograph. erg. Aufl. Stuttgart.

Cicero (1998): De inventione = Über die Auffindung des Stoffes. De optimo genere oratorum = Über die beste Gattung von Rednern. Lat./Dt. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein. Düsseldorf.

Commentaria in Hermogenem. Hrsg. v. Hugo Rabe. 2 Bde. Leipzig 1892/93.

Fehling, Detlev (1976): Protagoras und die ὀρθοέπεια. In: Carl J. Classen (Hrsg.): Sopistik. Darmstadt, 341–347 (Wege der Forschung, 187).

Hermogenes (1913): Hermogenis Opera. Hrsg. v. Hugo Rabe. Stuttgart. Nachdruck Stuttgart 1969 (Rhetores Graeci, 6; Bibliotheca Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Kierdorf, Wilhelm (1980): Laudatio funebris. Interpretationen und Untersuchungen zur Entwicklung der römischen Leichenrede. Meisenheim a. Glan (Beiträge zur klassischen Philologie, 106).

Leeman, Anton D. (1963): Orationis Ratio: The Stylistic Theories and Practice of the Roman Orators, Historians, and Philosophers. 2 Bde. Amsterdam.

Leeman, Anton D./Harm Pinkster (1981–2008): M. Tullius Cicero: De oratore libri III: Kommentar. 5 Bde. Heidelberg.

Martianus Capella (1983): De Nuptiis Philologiae et Mercuri. Hrsg. v. James Willis. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana). Dt.: Martianus Capella (2005): Die Hochzeit der Philologia mit Merkur = De nuptiis Philologiae et Mercurii. Übers., mit einer Einl., Inhaltsübers. u. Anm. vers. v. Hans G. Zekl. Würzburg.

Quintilian (1988): Ausbildung des Redners. Institutio oratoria. Hrsg. u. übers. v. Helmut Rahn. 2 Bde. 2 durchges. Aufl. Darmstadt (Texte zur Forschung, 2 u. 3).

Walker, Jeffrey (2000): Rhetoric and Poetics in Antiquity. New York.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

33. Redesachverhaltsfeststellung (Statuslehre)

1. Einleitung
2. Aristoteles
3. Anaximenes (*Rhetorica ad Alexandrum*)
4. Hermagoras
5. Quintilian
6. Hermogenes
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

One of the decisive steps in the inventio *(discovery of factual topics) includes the strategic determination of what the speaker needs to represent. This determination is strategic in that it only picks one of a variety of possible issues which, in fact, is the one that can reasonably well and controversially discussed in the* causa *of the speaker.*

Even for the theory of status (stasis)*, one can refer to its Aristotelian origins, but only Hermagoras of Temnos was able to arrange these thoughts properly. While Quintilian worked on a realistic reduction of the heterogeneously spread system, we can find a highly sophisticated theory in the work of Hermogenes of Tarsos which tries to overcome the rigidity of the system by building a conceptual network using indexing questions.*

1. Einleitung

Innerhalb der antiken Produktionsstadienlehre wird den strategischen Überlegungen zur Frage, welche Sachverhalte im Rahmen einer Rede sinnvoller Weise zu verhandeln sind, breiter Raum im Kapitel zur *inventio* (‚Stofffindung') zugestanden. Während für diesen Akt der Redesachverhaltsfeststellung im Griechischen die Bezeichnung στάσις/*stasis* als Terminus einheitlich ist, wird im Lateinischen neben *status* auch der Begriff *constitutio* verwendet. Schon in der Antike rätselte man über die Bedeutung des griechischen Terminus: *stasis* kann ‚Stand' bedeuten, oder ‚Streit' im Sinne von ‚Aufstand' (vgl. Quint. *Inst. or.* 3,6,1−5; Hermog. *De stat.* 35,15−19).

Die Statuslehrenmodelle, die ab dem ersten vorchristlichen Jahrhundert einen Kernbereich in den meisten Rhetoriklehrschriften ausmachen, geben den Parteien in einem Streitfall eine Übersicht über die möglichen argumentativen Angriffs- und Verteidigungskategorien. Sie ermöglichen den Rednern so eine strategische Auswahl ihrer spezifischen Beweisziele und damit einhergehender Beweislasten. Im wichtigsten Anwendungsbereich der klassischen Statuslehre, dem Rechtsstreit vor Gericht, zeigt sie dem Verteidiger die verschiedenen Argumentationswege auf, mit denen er eine Verurteilung verhindern kann. Zu diesem Zweck enthalten die vollständigen Statuslehren in der Regel eine Theorie der Bestimmung des genauen Konfliktbereichs (*iudicatio* bzw. *krinomenon*), ein fein untergliedertes Modell der möglichen Ergebnisse dieser Bestimmung und eine dazugehörige Topik für die argumentative Heuristik (vgl. Hoppmann 2007; 2008).

2. Aristoteles

Erste Überlegungen zu einer Systematik der Strategien, welche zur Feststellung des Redesachverhalts herangezogen werden können, finden sich in der *Rhetorik* des Aristoteles. Dort geht es im 17. Kapitel des dritten Buches um Beweise als Teil der Rede. Aristoteles ist sich im Klaren, dass der Orator Beweise immer in solchen kommunikativen Situationen anbringen muss, in denen etwas im Rahmen einer Sachlage strittig ist. Dabei müssen die herangezogenen Beweise seiner Ansicht nach unbedingt beweisende Kraft entfalten. Diese scheinbare Tautologie ergibt sich daraus, dass Aristoteles Überzeugungsmittel

(πίστεις/*pisteis*) nur dann akzeptiert, wenn sie ihren Zweck erfüllen, d. h. auch beweisend sind. Das hat eine besondere Relevanz etwa für die Schuldfrage: Unschuld ist nicht positiv zu beweisen, sondern bedarf zu ihrem Erweis allein der Negation der Schuld. Demzufolge hat in einem Gerichtsverfahren der Verteidiger einen Vorteil, da er sich auf die vorgebrachten Anschuldigungen beschränken kann. Nach Auffassung des Aristoteles können vier Streitpunkte vorliegen: (1.) Über die Frage, ob die Tat überhaupt stattgefunden hat (Faktizität), (2.) ob durch die Tat eine Schädigung erfolgte (βλάπτειν/*blaptein*), (3.) ob die Tat gerecht war (δίκαιον/*dikaion*) und (4.) wie schwer die Tat war (πόσον/*poson*).

Auf der Grundlage dieser Unterscheidung in vier Hauptdiskrepanzfälle fordert Aristoteles, dass der Redner bei der Planung seiner Rede nur dort beweisend verfährt, wo etwas auch tatsächlich von der Gegenseite bestritten wird. Darin liegt Zweierlei: (1.) Die Widerlegung des möglichen gegnerischen Einwandes; (2.) dass nicht solche Dinge bewiesen werden, die gar nicht strittig sind. Aristoteles hat offenbar nur diese vier Grundfragen im Blick und wendet sich im weiteren Verlauf der Behandlung des Themas den Beweisen zu, die er hier als Teile der Rede auffasst. Es geht in diesem Zusammenhang also um die allgemeinen Fragen der Beweisformen in den von ihm unterschiedenen drei *genera causarum* (vgl. Artikel 32 in diesem Band). Man kann aber leicht aus der Frage bezüglich des entstandenen Schadens (βλάπτειν/blaptein) und bezüglich der Gerechtigkeit (δίκαιον/*dikaion*) den späteren Status der Beschaffenheit (ποιότης/ποῖον/*poiotes*/*poion*) herleiten, so dass Aristoteles hier immerhin zwei Staseis annimmt. Das entspricht einer kurzen Bemerkung in *Rhet.* 3,16,2 wo gesagt ist, dass der technische Beweis auf die Frage der Existenz (ὅτι ἔστιν/*hoti estin*), der Qualität (ὅτι ποιόν/*hoti poion*) und der Quantität (ὅτι ποσόν/*hoti poson*) Bezug nehmen müsse.

Außer diesen in 3,16 und 3,17 ausgeführten Aspekten der Streitpunktbestimmung findet sich in der *Rhetorik* (1,13) auch noch eine Bestimmung zur Tatbestandsbenennung. Diese wird in der späteren Zeit ὅρος/*horos* bzw. *definitio* genannt. Aristoteles erwähnt eher beiläufig, dass bisweilen nicht über die Faktizität Uneinigkeit besteht, sondern über die Bestimmung des Tatbestandes (ἐπίγραμμα/*epigramma*). So stellt sich im Falle eines geständigen Tempelräubers die Frage, ob dieser einen einfachen Diebstahl (κλέπτειν/*kleptein*) oder einen Tempelfrevel (ἱερόσυλος/*hierosylos*) begangen hat. Dem artverwandt ist die Frage, ab wann man etwas nicht ‚nur' entwendet, sondern gestohlen hat. Für Aristoteles ergibt sich daraus die Notwendigkeit, dass man zunächst bestimmen muss, was Diebstahl, was Gewalt, was Ehebruch etc. ist, bevor man an die Zuordnungen von zur Verhandlung stehenden Tatbeständen schreiten kann. Man fasst also bei Aristoteles schon drei der später unterschiedenen Status. Der in der *Rhetorik* thematisierte Status der *Quantität* hat keinen Eingang in die klassische Statuslehre gefunden. Aristoteles wird ihn wohl deshalb genannt haben, weil er das Vermehren (αὔξησις/*auxesis*) zu den rhetorischen Grundoperationen zählt (vgl. Arist. *Rhet.* 1,9; 1,14; 2,26; Rapp 2002, Bd. 2, 798).

3. Anaximenes (*Rhetorica ad Alexandrum*)

In der sophistisch beeinflussten *Rhetorik* des Anaximenes finden wir ebenfalls eine knappe Erwähnung von Fragen, die der Feststellung des rhetorisch zu vertretenden Sachverhalts dienen. In § 7 (1427a23–30) wird die Verteidigung auf drei ‚Methoden'

(μέθοδοι) gegründet: (1.) Bestreitung der Faktizität, (2.) Versuch, das nicht zu Leugnende als gerecht oder in anderer Hinsicht vertretbar zu erweisen (schön, nützlich etc.) oder aber (3.) Verkleinerung des Vorgeworfenen und Werbung um Verständnis für das Begangene. Diese drei Punkte entsprechen den von Hermagoras aufgestellten Staseis der Vermutung und der Beschaffenheit und sind auch von Aristoteles unterschieden worden. Aus dieser Parallele könnte man schließen, dass eine strukturierende Unterscheidung der Sachverhaltsfeststellung bereits im sophistischen Rhetorikverständnis vorhanden war.

4. Hermagoras

Eine hinreichend elaborierte Systematisierung von strategischen Fragen zur Redesachverhaltsfestellung war erst eine Leistung des Hermagoras von Temnos. Dieser uns nur durch Fragmente greifbare Theoretiker (2. Jh. v. Chr.) geht von insgesamt acht möglichen Streitpunkten aus. Diese zerfallen in zwei Gruppen zu je vier Staseis, nämlich (1.) die sog. στάσεις λογικαί/*staseis logikai*, das sind die rationalen Status, und (2.) die στάσεις νομικαί/*staseis nomikai*, die sog. Gesetzesstreitfragen. Die acht von Hermagoras angesetzten Hauptstatus bzw. -staseis werden nun, so weit wir es rekonstruieren können, in die *inventio* integriert und als Fragebereiche bestimmt, die das Zusammenleben der Menschen, v. a. den staatsbürgerlichen Lebens- und Handlungsbereich betreffen (πολιτικὰ ζητήματα/*politika zetemata*). Sie werden im Sinne der Gegenstandsbestimmung der Kunst (*materia artis*) in allgemeine (θέσεις/*theseis*) und konkrete Fragen (ὑποθέσεις/*hypotheseis*) untergliedert. Die ζητήματα λογικά/*zetemata logika* entsprechen den grundsätzlichen Überlegungen des Aristoteles, wenn Hermagoras sie als Frage über die Faktizität (στοχασμός/*stochasmos*), Frage über die Benennung (ὅρος/*horos*), Frage über die Beschaffenheit (ποιότης/*poiotes*), Frage über die Zuständigkeit des entscheidenden Gremiums, d. h. die Frage der Befangenheit, Kompetenz, etc. (μετάληψις/*metalepsis*) bezeichnet. Die ζητήματα νομικά/*zetemata nomika* betreffen die Sätze und die Auslegung von schriftlichen Gesetzestexten. Sie untergliedern sich (1.) in ῥητόν/*rheton*, also die Frage, ob ein Gesetzestext bereits hinreichend auf seine Sinnstruktur verstanden ist, bzw. inwieweit die Intention des Gesetzgebers in einem vorliegenden Fall zu berücksichtigen ist. (2.) ἀντινομία/*antinomia* betrifft Fragen, inwieweit sich eine Widersprüchlichkeit konstatieren lässt, die sich aus einer besonderen Tat ergeben kann. Dieser Fall tritt dann ein, wenn ein und dieselbe Tat auf Grund unterschiedlicher Gesetze unterschiedlich zu beurteilen ist. Es geht also hier nicht um Antinomien zwischen Gesetzen als solchen, sondern nur um derartige Widersprüche, die sich auf eine bestimmte Tat beziehen. (3.) ἀμφιβολία/*amphibolia* bezeichnet die Möglichkeit, dass ein Schriftstück, ein Text in sich so unklar formuliert ist, dass sich widersprechende Ansprüche darauf beziehen können. (4.) Unter συλλογισμός/*syllogismos* verstand Hermagoras die Möglichkeit, dass eine Tat sich nicht direkt durch ein Gesetz fassen lässt, sondern nur durch Analogieschlüsse evident zu machen ist, ob sie zu verurteilen oder straffrei zu stellen ist. Es kommt also beim *syllogismos* darauf an, für bestimmte Analogien zu werben, die im je parteiischen Interesse stehen.

Die Unterscheidung in diese acht Hauptstaseis wird insbesondere bei der Frage der Beschaffenheit durch eine weitere Differenzierung untergliedert. Man kann mit Fug und Recht behaupten, dass die ποιότης/*poiotes* rhetorisch oft am interessantesten ist, weil in

dieser Stasis der Ankläger durch Gegenvorwürfe selbst belastet werden kann. Der Beklagte kann die Möglichkeit geltend machen, dass (1.) er unter einer Pflichtenkollision litt (ἀντίστασις/*antistasis*), dass (2.) der Kläger selbst sich eines Vergehens schuldig gemacht habe (ἀντέγκλημα/*antenklema*; *translatio criminis*; Gegenklage), des weiteren dass (3.) die Schuld gar nicht wirklich dem Beklagten, sondern vielmehr Dritte treffe (μετάστασις/*metastasis*), und schließlich, dass (4.) der Kläger Verzeihung (συγγνώμη/syngnome) zu gewähren habe, weil der Beklagte aus Unkenntnis so handelte oder er durch höhere Gewalt (ἀνάγκη/*ananke*) zu seinem ihm jetzt vorgehaltenen Verhalten gezwungen worden war. Einen gänzlichen Abweis der Schuld kann der Beklagte durch die ἀντίληψις/*antilepsis* erreichen, in der er darauf hinweist, dass das zur Last Gelegte gar kein Unrecht ist (vgl. Quint. *Inst. or.* 7,4,4; Cic. *De inv.* 2,69). Cicero nennt diese Form die *pars absoluta*, der er die *pars adsumptiva* gegenüberstellt, in der die oben genannten vier Punkte zu Anwendung kommen können.

Bei der Frage nach der Faktizität (*stochasmos*) werden von Hermagoras offenbar drei Fälle unterschieden: (1.) Die Vermutung bezieht sich auf die Frage der Motivation (ἐξ αἰτίας/*ex aitias*; siehe auch: Cic. *De inv.* 2,19 f.). Die argumentative Grundlage dieser *constitutio* besteht darin, dass immer dann ein Tatvorwurf zweifelhaft erscheine, wenn man nicht auch zeigen könne, warum die Tat vom Angeklagten begangen worden sei. Der Ankläger z. B. würde in einem solchen Falle zeigen müssen, dass der Angeklagte eine affektische Verbindung zur Tat gehabt hat. Um wahrscheinlich zu machen, dass er auf Grund dieser Verbindung auch tatsächlich derjenige war, der die Tat begangen hat, kann der Ankläger allgemeine Aspekte des Affektes heraus stellen (z. B. welche Bedeutung die Leidenschaft für das Leben und das Handeln des Menschen überhaupt hat). (2.) Auch die Person des Beschuldigten kann für die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der Anklageberechtigung herangezogen werden (ἐκ προσώπου/*ek prosopu*; *ex persona*). Von Cicero (*De inv.* 2,28) werden folgende Aspekte genannt: z. B. kann der (bürgerliche) Name des Angeklagten oder dessen Spitzname als Ursprung eines gewissen Verdachtsmomentes missbraucht werden. Hier wäre etwa an die lateinische Tradition des *cognomen* zu erinnern. Das Beispiel, das uns der junge Cicero gibt, ist der Beiname *Calidus* (*callidus* = ‚gerissen'), der schon auf einen verwegenen und vielleicht tollkühnen Plan schließen lässt. In dem Moment, wo allerdings auf Naturgegebenheiten referiert wird, kommen wir wieder in den Bereich, der zuvor unter der Motivation betrachtet wurde. Es kann also nicht mit allzu scharfer Trennung zwischen den Unteraspekten gearbeitet werden. Ähnliches gilt auch für (3.) Verdachtsmomente auf Grund der Tatsache selbst (ἐκ τοῦ πράγματος/*ek tu pragmatos*). Hierzu bemerkt Cicero (*De inv.* 2,38), man müsse die gesamten Tatumstände in all ihren Teilen genauestens untersuchen und könne entweder aus dem Tathergang selbst (*negotium*) oder aus einer Verbindung von Person und Tathergang die Verteidigung bzw. Anklage konstruieren. Entscheidend für eine solche Strategie ist, dass tatsächlich auf die Zusammenhänge mit dem Tathergang selbst geachtet werde: also können nur solche Aspekte genannt werden, die unmittelbar und untrennbar mit der zu verhandelnden Sache zusammenhängen.

Quellen für die Rekonstruktion der Hermagoreischen Technai sind für uns insbesondere die Frühschrift des Cicero *De inventione* und die sog. *Herenniusrhetorik*. Diese beziehen sich jedoch nicht direkt, sondern durch mehrere Mittelquellen auf Hermagoras. So geht man heute davon aus, dass Hermagoras in einer griechisch-rhodischen Bearbeitung, die auch andere Nebenquellen wie Aristoteles eingearbeitet hat, schließlich in eine lateinische Übertragung und Bearbeitung gelangte, die den Lehrern Ciceros und des Anonymus

vorlag (nach Matthes 1958, 99 f.). Erst von diesen Lehrern stammt also in einer weiteren Umarbeitung das, was wir aus den Werken von Cicero und dem Auctor ad Herennium rekonstruieren können.

Neben diesen Quellen aus der republikanischen Zeit haben wir in Quintilians ausführliche Darstellung in der *Institutio oratoria* ein Zeugnis kaiserzeitlicher Statustheorie. Möglicherweise konnte dieser aber nicht direkt auf Hermagoras referieren. Weitere Quellen sind Hermogenes von Tarsos, der eine Schrift über die *staseis* um 176 n. Chr. verfasst hat, sowie Pseudo-Augustinus' *De rhetorica.* Diese komplexe und schwierige Quellenlage bringt es mit sich, dass wir nicht mit letzter Sicherheit einzelne Theorieelemente dem Hermagoras zuweisen können. Sicher jedoch ist, dass er der ‚Urvater' (πρῶτος εὑρετής/*protos heuretes*; *primus inventor*) der systematisch gelehrten Statusdoktrin gewesen ist.

Grundlegend für Hermagoras Lehrgebäude ist der Gedanke einer Dynamik unterschiedlicher Ansprüche. Der Prozess, der schließlich zur Entscheidung des κρινόμενον/*krinomenon* führt, stellt sich schematisch betrachtet wie folgt dar: Der Ankläger formuliert einen Vorwurf (*intentio*), der Angeklagte erwidert darauf, indem er die zur Last gelegte Tat bestreitet (*depulsio*) (− tut er das nicht, so hat der Ankläger bereits gewonnen, und es kommt gar kein Status ‚zustande'). Mit dem Bestreiten der vorgeworfenen Tat beginnt gewissermaßen die zweite Runde. Zunächst muss nun ein *aition*, eine Begründung der Anklage nachgereicht werden, die die *depulsio* (‚Verteidigung') des Beklagten zunichte macht. Einige lateinische Quellen (z. B. Ps.-Augustinus *De rhet.* 11−14) nennen diesen Schritt die *ratio.* Darauf antwortet die Verteidigung mit dem συνέχον/*synechon* (*continens*), also ihrer argumentativen Begründung des vorgebrachten Zweifels an der Schuld des Angeklagten. Der Begriff *synechon* wird hier gewählt worden sein, um zu verdeutlichen, dass ein konsistentes Argument gefordert ist, um sich der Position des Anklägers zu widersetzen, im Lateinischen findet sich hierfür auch der Begriff *firmamentum*. Die Verteidigung hat unmittelbar und nur auf denjenigen Punkt zu reagieren, der von der Anklage vorgeworfen wird. Aus diesem Zusammenprall ergibt sich das *krinomenon*, also wörtlich ‚dasjenige, was entschieden wird'; man kann sagen, es geht um den Streitpunkt, der zu verhandeln ist. Im Lateinischen wird dieser Begriff mit *iudicatio* übersetzt. Es stellt sich nun die Frage, was eigentlich der Unterschied zwischen der *stasis* bzw. *constitutio*/*status* und dem *krinomenon* ist.

5. Quintilian

Ziehen wir dazu zunächst die Ausführung von Quintilian heran. Für diesen (Quint. *Inst. or.* 3,6,4−12) ist der Status zunächst − ganz im Sinne Ciceros − die *conflictio causarum*. Allerdings korrigiert Quintilian Cicero (*De inv.* 1,10), indem er die Ansicht vertritt, dass es nicht diese *conflictio* selbst sei, sondern das, was sich aus ihr ergebe. Im Zuge dessen betont er, dass der Status nicht aus der ersten Frage resultiere, die sich stellt. Denn es beinhalte zwar jede Frage (*quaestio*) einen Status, da dieser (oder die *quaestio*?) eben aus *depulsio* und *intentio* bestehe, was dies allerdings bedeutet, bleibt unklar. Jedoch gibt es unter diesen *quaestiones* solche, die zur *causa* im engeren Sinne gehören (*propriae causarum*), und solche, die eher äußerlich bleiben und hinzugefügt sind (*adductae extrinsecus*). Zwar können auch mehrere Teilfragen in einer *causa* erörtert werden, doch ist bei der einfachen *causa* festzustellen, dass wir nur einen *status causae* haben, den der Redner im

Blick haben muss. Darin nämlich besteht auch die gesamte *causa*. Man kann natürlich *quaestiones*, die sich in einer *causa* erheben, wenn man sie genauer untersucht hat, als für den eigenen Standpunkt eher schwach und unerheblich aussondern. Man ‚schenkt' sie dann also gewissermaßen dem Gegner. Die *simplex causa*, der einfache Fall, hat nur einen Status. Um diesen jedoch zu etablieren, muss der Redner bereits sorgfältig planen, denn der Status kann nicht einseitig bestimmt werden. So ist es etwa möglich, wenn man des Mordes beschuldigt wird, darauf zu verweisen, dass dieser zu Recht geschehen sei (z. B. in einer Notwehrsituation). Wenn man sich jedoch auf die Faktizität als den sichereren Status zurückziehen will und die Beweislage dies zulässt, dann bestreitet man überhaupt, die Tat begangen zu haben. Der Status ist somit dasjenige, von dem der Redner − seinem parteiischen Interesse folgend − meint, dass es dem Richter als solches deutlich werden sollte, also mit anderen Worten der Zielpunkt oratorischer Strategie.

So betrachtet hätte man indes bei Quintilian den Begriff der *quaestio* in einem doppelten Sinne. Zum einen ist mit ihm die Kernfrage des Status umschrieben und als solche eigentlich diejenige, die im *krinomenon* für den Prozess fixiert wird. Zum anderen bezeichnet *quaestio*, in einem unspezifischeren Sinne, eine aus nebensächlichen *intentiones* und *depulsiones* resultierende Frage, die lediglich Teilaspekte beleuchtet (Adamietz 1966, 115). Es ergeben sich dann bis zur Erreichung des ultimativen *krinomenon* mehrere von beiden Seiten zu durchschreitende *conflictiones*, die je in eine *quaestio* münden, bis eine von diesen die ultimative Formulierung des *krinomenon* erlaubt. Dies ist eine nachvollziehbare pragmatische Darstellung dessen, was bei der Planung der Anklage bzw. Verteidigung in den Köpfen der Kontrahenten abläuft. Auf *intentio* und *repulsio* folgt demnach die erste *quaestio*. Darauf gibt der Angeklagte eine Begründung des eingestandenen *factum* (*ratio*); der Kläger versucht nun, diese Begründung zu erschüttern (*infirmatio rationis*). Daraus kann sich eine *iudicatio* bzw. ein *krinomenon* ableiten lassen. Allerdings verkompliziert sich diese Konstruktion durch einen Wechsel in der Terminologie und auch der Reihenfolge der Angriffe bzw. Verteidigungen bei den Fachschriftstellern. Quintilian nimmt in seiner Darstellung drei Anläufe, um das Statussystem zu beschreiben: er berichtet von einem älteren, das er jahrelang gelehrt habe (*Inst. or.* 3,6,63−66), von dessen Korrekturen durch eigene Erfahrungen (*Inst. or.* 3,6,67−79) und von einem neuen, eigens entworfenen (*Inst. or.* 3,6,80−82; 86−103) nebst einem vereinfachten, das in der Lehre der Anfänger nützlich sei (*Inst. or.* 3,6,83−85). Betrachtet man nun die Änderungen, dann zeigt sich Folgendes: Quintilian reduziert, wie auch schon der ältere Cicero, die relevanten Status auf die drei Sachfragen, nämlich die der Faktizität, die der Definition und die der Qualität; diesen allgemeinen Status (*status generales*) ordnet er dann diejenigen aus dem Bereich der rechtlichen Status (*legales status*) als Aspekte (*species*) unter, die bei jedem Hauptstatus Berücksichtigung finden können, jedoch nicht im Sinne einer weiteren hierarchischen Untergliederung. In jedem allgemeinen Status können also Fragen der Gesetzesauslegung relevant sein. Der Grund einer solchen Modifikation des Statussystems dürfte darin liegen, dass es auf diesem Wege möglich wird, von einer sachlich klar differenzierbaren Grundsituation auszugehen, die in den drei allgemeinen Status repräsentiert sind, ehe im weiteren Prozessverlauf sich Fragen der Gesetzeshermeneutik ergeben, die dann im Zusammenhang des allgemeinen Status zu verhandeln sind:

> Und so ist es genug, in diesem Punkte gezeigt zu haben, dass es sich um den konjekturalen, den definitiven oder den qualitativen Status handelt. Notwendigerweise gibt es mehrere Arten von Gesetzesstatus, einfach deshalb, weil es viele Gesetze gibt und diese verschiedene Formen haben (Quint. *Inst. or.* 3,6,87).

Das von Quintilian im weiteren ausgeführte Modell für Anfänger stellt den Verteidiger in den Mittelpunkt der Überlegungen: Dieser verliert vom konjekturalen, definitiven, qualitativen bis hin zum Gesetzesstatus immer mehr an ‚Stand', d. h. seine Position wird immer schwieriger zu verteidigen. Diese Darstellung führt vor Augen, dass die Statuslehre vom Verteidiger ausgeht, der sich den besten möglichen Stand aussuchen sollte. Die Tatsache, dass solche Fragen, die im modernen Prozesswesen eine große Bedeutung haben, nämlich solche des Verfahrens und der Hermeneutik, hier als Nebenaspekte erscheinen, zeigt, wie das damalige Rechtswesen mehr an lebensweltlich vermittelten Fragen und Anschauungen interessiert war und sich als streng nomologisches Rechtssystem noch nicht emanzipiert hatte.

6. Hermogenes

Der Traktat des Hermogenes (2. Jh.) *Über die Status* (Περὶ στάσεων/*Peri staseon*) reflektiert das Prinzip der Einteilung als ein Verfahren der rhetorischen Techne, die Mannigfaltigkeit der Phänomene auf einfache Formen zurückzuführen:

> Von den vielen bedeutenden Dingen, die die Technizität der Rhetorik ausmachen − man nahm sie bereits zu Beginn wahr und führte sie mit der Zeit weiter aus, wobei sie einen deutlichen Nutzen für das Leben bewirkt, sowohl bei Beratungsversammlungen als auch im Gericht und überall − scheint mir das Bedeutendste die Einteilung ihrer Gegenstände und der Beweise zu sein. Damit meine ich nicht die Einteilung von Gattungen in Formen und vom Ganzen in Teile. Das nämlich ist geringfügig und nicht eigentlich ein Teil der Rhetorik. Vielmehr soll es um die Einteilung der politischen Fragen in die sogenannten Hauptpunkte (κεφάλαια/*kephalaia*) gehen (Hermog. *De stat.* 28,3−13).

Dabei handelt es sich um das, was sich auf Gesetze und Gewohnheiten stützt, nämlich das Gerechte, das Schöne und das Nützliche. Derartiges wird jedoch nicht in einem philosophischen Sinne behandelt, indem man das Gerechte etc. an sich thematisiert, sondern im Horizont der gegebenen sozialen Anschauungen darüber.

Betrachtet werden also Personen und Taten. Diese können jedoch in Graden ihrer Konkretheit differieren: das höchste Argumentationspotential hat die konkrete Person, andere Aspekte sind soziale Kategorien, wie etwa Verwandtschaftsverbindungen. Lassen sich Verbindungen herstellen, dann können selbst Stereotype an die argumentativen Möglichkeiten von konkreten Personen heranreichen. Man erkennt hieraus, dass Hermogenes nicht nur an die zeitgenössische Gerichtspraxis dachte, sondern sein Werk auch als Muster für fiktive Prozesse in den Deklamationsschulen verstanden wissen wollte, wo ja tatsächlich in der Fallbeschreibung nur knappe Typenklassifizierungen gegeben worden waren.

Für die Einteilung der Fakten in Hauptgesichtspunkte (κεφάλαια/*kephalaia*) und damit für die Klärung der Frage, ob überhaupt rhetorischer Handlungsspielraum gegeben ist, unterscheidet Hermogenes mehrere Optionen: (1.) Ist überhaupt eine Person und ein Gegenstand gegeben? (2.) Haben beide Parteien unterschiedliche Möglichkeiten der Persuasion aufgrund von triftiger Bedeutung? (3.) Ist der Richterspruch selbstevident oder kann ein solcher grundsätzlich von beiden Parteien im eigenen Interesse erreicht werden? Fehlen diese Minimalanforderungen, so handelt es sich um ἀσύστατα/*asystata* also um Fälle, die keinen rhetorischen ‚Bestand' haben. Z. B. bietet ein Sachverhalt dann

rhetorisch keinen Spielraum, wenn ein πρᾶγμα ἐξισάζον/*pragma exisazon* (unentscheidbare Sachlage) vorliegt. Dies ist bspw. der Fall, wenn sich die Parteien gegenseitig mit gleichem Recht Vorwürfe machen, wie die beiden Ehemänner, die mit hübschen Frauen verheiratet sind und sich nachts zwischen den Grundstücken treffen: solchermaßen ertappt, können sie sich gegenseitig des Ehebruchversuchs bezichtigen (*De stat.* 32,14–17).

Hermogenes sieht eine enge Verbindung zwischen der Stasislehre und Fragen des sprachlichen Stiles. Denn seiner Ansicht nach legen die Dinge den Stil fest. Diese in der Rhetoriktheorie unter dem Begriffspaar von *res* und *verba* diskutierte Problematik hätte in *Über die Status* durchaus facettenreich entwickelt werden können; leider beschränkt sich der Theoretiker jedoch bei stilistischen Unterschieden auf die *genera causarum*, so dass die Stilunterschiede in ein zu grobes Raster gefasst werden. Doch wollte er vielleicht auch nur ein besonders deutliches Beispiel bringen. Seiner Meinung nach ist es sinnlos, über die sprachliche Gestaltung nachzudenken, wenn die Einteilung in die zu behandelnden Hauptfragen noch nicht erfolgt ist (κεφάλαια/*kephalaia*). Wer sich darauf nicht verstehe, könne die sehr viel anspruchsvollere Aufgabe der sprachlichen Ausgestaltung (λέξις/*lexis*/elocutio) nicht bewerkstelligen. Hier scheint Hermogenes auf seine Lehre von den Ideai anzuspielen, denen er einen eigenen Traktat gewidmet hat (*De stat.* 34,16–35,14).

Die richtige Einteilung komme dann zustande, wenn die Bedeutung von Personen und Dingen richtig erfasst ist und daraus die Staseis definiert werden. Diese Einteilung verfährt nach dem bekannten Schema der drei rationalen Staseis (Überblick bei Hermog. *De stat.* 36,6–43,14): Der *Stochasmos* fragt nach einer unklaren Sachlage, die *Definition* erhebt die vollständige begriffliche Fixierung zur kardinalen Frage, ist auch diese erreicht, wird die Beschaffenheit des fixierten Tatbestandes problematisiert. In dieser Beschaffenheitsfrage (ποιότης/*poiotes*) findet sich nun die reichhaltigste Untergliederung. Hermogenes steht damit in der Tradition des Hermagoras (siehe oben: Kapitel 2 und 3: ποιότης/poiotes). Doch unterscheidet sich der spätere Rhetoriker darin vom Theoriebegründer, dass er nicht länger die Gesetzesfragen und die logischen vor eine Unterscheidung in die einzelnen Staseis schaltet, sondern erst in der Beschaffenheitsfrage logische von hermeneutischen (= juristischen) Fragen trennt. Insgesamt ergeben sich so dreizehn Staseis, allein in der Beschaffenheitsfrage gibt es zehn. Diese entsprechen im Wesentlichen den Unterscheidungen innerhalb der hermagoreischen Beschaffenheitsfrage und dessen Gliederung der gesetzesrelevanten Fragen (ζητήματα νομικά/*zetemata nomika*). Die μετάληψις/*metalepsis* wird wie von Hermagoras als eigener Statusbereich auf der Ebene der Hauptfragen angesetzt, doch unterlässt es Hermogenes, neben den rationalen Fragen die hermeneutischen in einem eigenen Bereich zu behandeln. Hier werden prozedurale Fragen in zweifacher Hinsicht untersucht, nämlich auf der Grundlage von Texten (ἀπὸ ῥητοῦ/*apo rhetu*) und unter zusätzlicher Heranziehung der Peristasen, wie Ort, Zeit, Person usw.

Hermogenes scheint der erste gewesen zu sein, der die traditionellen acht Hauptfragen der Statuslehre um fünf erweitert und dreizehn Status ansetzt. Mit Blick auf Hermagoras, den Begründer der Statustheorie, kann man jedoch sagen, dass Hermogenes allenfalls Unterfragen zu eigenen Status erhoben hat, eigentlich neue Status werden von ihm nicht unterschieden. Dass in der Reformierung des Systems nun nicht mehr hermeneutische und logischen Fragen differenziert werden, sondern in den Beschaffenheitsfragen beide Zweige als Unterpunkte aufscheinen, könnte man gerade vor dem Hintergrund der hermogenischen Betonung der richtigen Einteilung von Hauptfragen als problematisch

ansehen. Man sollte allerdings solche Schemata auch nicht überbewerten, denn in der konkreten Durchführung, also in der *inventio* spielen diese Aspekte nur eine untergeordnete Rolle. Auch in der Darstellung des Rhetors selbst zeigt sich, dass er immer wieder auf Darstellungsmuster zurückgreift. Dieses Muster kann man etwa in der Einteilung der Beschaffenheit erkennen, wo es auf die Unterscheidung von Unterstatus angewandt wird. Doch auch bei der Behandlung der einfachen Status wie *Faktum* und *Definition* unterscheidet Hermogenes Aspekte, die Ähnlichkeiten mit den Status aufweisen. So etwa, wenn er im konjekturalen Status die Antilepsis betrachtet, die als eigener Status auch in der Beschaffenheitsfrage aufscheint (siehe oben: Kapitel 4: *antilepsis*). Selbiges gilt für die hier verhandelte Metalepsis, die auch als eigener Oberstatus unterschieden wird.

Das Werk des Hermogenes wird reich kommentiert. So besitzen wir etwa die Kommentare des Platonikers Syrianus aus dem 5. Jh., der neben seiner Arbeit an den platonischen Dialogen offenbar auch dieses System für kommentierungsbedürftig und -würdig hielt. Dies zeigt, dass selbst Anhänger des Platonismus wie der Scholarch Syrianus inzwischen die Rhetorik als ein wertfreies Instrument ansahen, das zum Guten wie zum Schlechten genutzt werden kann (Rabe 1913).

7. Literatur (in Auswahl)

Achard, Guy (1994): Cicero. De l'invention. texte établi et trad. Paris

Adamietz, Joachim (Hrsg.) (1966): M. F. Quintiliani Institutionis Oratoriae Liber III. München (Studia et testimonia antiqua, 2).

Anaximenes siehe Chiron (2002).

Aristoteles *Rhetorik* siehe Kassel (1976) und Rapp (2002).

Ps.-Augustinus siehe Halm (1836).

Barwick, Karl (1964): Zur Erklärung und Geschichte der Staseislehre des Hermagoras von Temnos. In: Philologus 108, 80–101.

Braet, Antoine C. (1987): The Classical Doctrine of Status and the Rhetorical Theory of Argumentation. In: Philosophy and Rhetoric 20, 79–93.

Braet, Antoine C. (1988): Das Krinomenonschema und die Einseitigkeit des Begriffs Στάσις von Hermagoras von Temnos. In: Mnemosyne 41, 299–317.

Braet, Antoine C. (1989): Variationen zur Statuslehre von Hermagoras bei Cicero. In: Rhetorica 7, 239–259.

Braet, Antoine C. (1999): Aristotle's Almost Unnoticed Contribution to the Doctrine of Stasis. In: Mnemosyne 52, 408–433.

Calboli Montefusco, Lucia (1983): „Status principales" e „status incidentes" nella dottrina retorica antica. In: Athenaeum 61, 534–545.

Calboli Montefusco, Lucia (1986): La dottrina degli „status" nella retorica greca e romana. Hildesheim/Zürich/New York.

Chiron, Pierre (2002): Anaximenes/Pseudo-Aristote. Rhétorique à Alexandre. Texte établi et trad. Paris.

Cicero siehe Achard (1994).

Fahnestock, Jeanne/Marie Secor (1985): Toward a Modern Version of Stasis Theory. In: Charles W. Kneupper (ed.): Oldspeak/Newspeak: Rhetorical Transformations. Arlington, Tex., 217–226.

Halm, Karl (Hrsg.) (1836): Ps-Augustinus. De rhetorica. In: Rhetores Latini Minores. Ex codicibus maximam partem primum adhibitis. Leipzig. Nachdruck. Frankfurt a. M. 1964, 135–151.

Heath, Malcolm (1993): Στάσις-theory in Homeric commentary. In: Mnemosyne 46, 356–363.

Heath, Malcolm (1994a): The Substructure of *Stasis*-Theory from Hermagoras to Hermogenes. In: The Classical Quarterly 44, 114–129.
Heath, Malcolm (1994b): Zeno the rhetor and the thirteen *staseis*. In: Eranos 92, 17–22.
Heath, Malcolm (1995): Hermogenes *On Issues*. Strategies of Argument in Later Greek Rhetoric. Oxford.
Heath, Malcolm (2002): Hermagoras: Transmission and Attribution. In: Philologus 146, 287–298.
Hermagoras siehe Matthes (1962).
Hermogenes siehe Rabe (1913).
Hoppmann, Michael (2007): Statuslehre. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 8, 1327–1358.
Hoppmann, Michael (2008): Argumentative Verteidigung. Grundlegung zu einer modernen Statuslehre. Berlin.
Kassel, Rudolf (Hrsg.) (1976): Aristotelis Ars Rhetorica. Berlin.
Liu, Yameng,(1991): Aristotle and the Stasis Theory: A Reexamination. In: Rhetoric Society Quarterly 21, 53–59
Matthes, Dieter (1958): Hermagoras von Temnos 1904–1955. In: Lustrum 3, 58–214, 262–278.
Matthes, Dieter (Hrsg.) (1962): Hermagorae Temnitae testimonia et fragmenta adiunctis et Hermagorae cuiusdam discipuli Theodori Gadarei et Hermagorae Minoris fragmentis. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana, 1428).
Quintilian siehe Adamietz (1966) und Rahn (1988).
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1892/93): Syriani in Hermogenem commentaria. 2 Bde. Leipzig.
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1913): Hermogenis Opera. Stuttgart. Nachdruck. Stuttgart 1969 (Rhetores Graeci, 6; Bibliotheca Graecorum).
Rahn, Helmut (1988): Quintilian. Institutio oratoria/Ausbildung des Redners. Lat.–dt. 2 Bde. 2., durchges. Aufl. Darmstadt. et Romanorum Teubneriana).
Rapp, Christof (Hrsg.) (2002): Aristoteles. Rhetorik. Übers. u. erl. v. Christof Rapp. 2 Bde. Berlin (Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, 4,1 und 4,2).
Syrianus siehe Rabe (1892/93).

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

34. Rhetorik des Textes: Produktionsstadien der Rede

1. Systematisches
2. Historisches
3. Konzeptionelles
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

One of the characteristic features of rhetoric is that it developed a theory on how the rhetorical product, the speech, needs to be produced. The orator – both the producer and performer of speech – is integrated into a process in which he/she optimizes each individual step of this process while targeting the final product – the speech to be performed. From a

Heath, Malcolm (1994a): The Substructure of *Stasis*-Theory from Hermagoras to Hermogenes. In: The Classical Quarterly 44, 114–129.
Heath, Malcolm (1994b): Zeno the rhetor and the thirteen *staseis*. In: Eranos 92, 17–22.
Heath, Malcolm (1995): Hermogenes *On Issues*. Strategies of Argument in Later Greek Rhetoric. Oxford.
Heath, Malcolm (2002): Hermagoras: Transmission and Attribution. In: Philologus 146, 287–298.
Hermagoras siehe Matthes (1962).
Hermogenes siehe Rabe (1913).
Hoppmann, Michael (2007): Statuslehre. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 8, 1327–1358.
Hoppmann, Michael (2008): Argumentative Verteidigung. Grundlegung zu einer modernen Statuslehre. Berlin.
Kassel, Rudolf (Hrsg.) (1976): Aristotelis Ars Rhetorica. Berlin.
Liu, Yameng,(1991): Aristotle and the Stasis Theory: A Reexamination. In: Rhetoric Society Quarterly 21, 53–59
Matthes, Dieter (1958): Hermagoras von Temnos 1904–1955. In: Lustrum 3, 58–214, 262–278.
Matthes, Dieter (Hrsg.) (1962): Hermagorae Temnitae testimonia et fragmenta adiunctis et Hermagorae cuiusdam discipuli Theodori Gadarei et Hermagorae Minoris fragmentis. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana, 1428).
Quintilian siehe Adamietz (1966) und Rahn (1988).
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1892/93): Syriani in Hermogenem commentaria. 2 Bde. Leipzig.
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1913): Hermogenis Opera. Stuttgart. Nachdruck. Stuttgart 1969 (Rhetores Graeci, 6; Bibliotheca Graecorum).
Rahn, Helmut (1988): Quintilian. Institutio oratoria/Ausbildung des Redners. Lat.–dt. 2 Bde. 2., durchges. Aufl. Darmstadt. et Romanorum Teubneriana).
Rapp, Christof (Hrsg.) (2002): Aristoteles. Rhetorik. Übers. u. erl. v. Christof Rapp. 2 Bde. Berlin (Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, 4,1 und 4,2).
Syrianus siehe Rabe (1892/93).

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

34. Rhetorik des Textes: Produktionsstadien der Rede

1. Systematisches
2. Historisches
3. Konzeptionelles
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

One of the characteristic features of rhetoric is that it developed a theory on how the rhetorical product, the speech, needs to be produced. The orator – both the producer and performer of speech – is integrated into a process in which he/she optimizes each individual step of this process while targeting the final product – the speech to be performed. From a

conceptual perspective, one can differentiate between different key aspects of rhetorical theory building and consequently of rhetorical practice in that various working steps are considered as central for the product.

1. Systematisches

Die antike Rhetorik als Theorie der Textproduktion verfügt über ein in Arbeitsschritten definiertes Prozedere nach welchen der Orator vom Verstehen bzw. Auffinden des Themas oder thematischer Aspekte (inventio) über die Anordnung (dispositio), die Ausformulierung (elocutio), die Speicherung (memoria) schließlich zur Aufführung (actio) gelangt. Es stellt sich bei den fünf klassischen Aufgaben des Redners bzw. den fünf Arbeitsschritten die Frage, inwieweit sie spezifisch für die Rhetorik gelten oder inwieweit sie Produktionsformen auch im weiteren Sinne bezeichnen. Es geht also mit anderen Worten um die Frage, ob man die rhetorische Produktionstheorie auf andere Gebiete der Produktion übertragen kann (Malerei, Bildhauerei, Dichtung, Architektur etc.). Unverkennbar handelt es sich bei den rhetorischen Arbeitsschritten um ein technisches Unterfangen, das, von der Sachhaltigkeit ausgehend, die Frage der strategisch sinnvollen Anordnung behandelt, um dann in eine Ausarbeitungsphase zu gelangen, die in der Rezeptionsleistung des ausgearbeiteten Produktes ihren Zweck findet. Ist eine solche Abfolge notwendig oder arbiträr? Es spricht vieles dafür, dass der Gedanke, ein Produkt verdanke sich einer Phase der Ideensammlung, einer Verarbeitung solcher Ideen und schließlich einer Ausarbeitungsphase, technischer Universalität geschuldet ist. Man könnte also sagen, dies sind Spezifika einer Techne als Wissenschaft, die auf ein Produkt bezogen ist, d. h. herstellend im aristotelischen Sinne ist (Arist. *Eth. Nic.* 6, 4, 1140a1−23; Arist. *Metaph.* 6, 1, 1025b25; Schirren 2008). Zur Erhärtung dieser These bedarf es aber Analogien. Man müsste also Phänomene anführen, in denen ähnliche Einteilungen von Verfahrensschritten vorgenommen worden sind. Im Falle der antiken Rhetorik hat diese Frage jedoch mit einem methodischen Problem zu ringen: die Rhetorik als Techne steht im Kontext anderer Technai. Tatsächlich haben sich im Verlaufe des 5. und 4. vorchristlichen Jhs. verschiedene Technai und dabei ein technisches Vokabular entwickelt, das als eine Art von Universalie zwischen einzelnen Technai transferierbar ist (Koch 2000; vgl. Fuhrmann 1960). Interessant an diesen Analogien ist, dass wir die Begriffe inventio, dispositio und elocutio (im Sinne einer kodespezifischen Ausarbeitung, ἀπεργασία/*apergasia*, Ausführung) durchaus wiederfinden können, dass aber die Quellen, die uns diese Begriffe überliefern, wiederum vom späteren rhetorischen System weitgehend determiniert sind. Infolge des Vordringens des rhetorischen Produktionsprinzips in weitere Bereiche geben die späteren Quellen die Produktionsformen anderer Technai, z. B. der Malerei oder der Bildhauerei, nur mehr in der rhetorischen Terminologie wieder. Damit wurde die Rhetorik mit ihren methodischen Systematisierungen faktisch zum Theorievorreiter auf dem Gebiet „semiotischer oder kommunikativer Universalien“ (Knape 1994, 527). Es spricht aber viel dafür, dass die älteren, nicht mehr erhaltenen Quellen sich ebenfalls auf technische Universalien bezogen; wir können also die Entwicklung der Technai im 5. und 4. Jh. insgesamt als maßgeblich für die Redestadientheorie im Sinne einer allgemeinen Produktionstheorie ansehen. So hat man für die Sophistik eine zweiteilige Produktionstheorie erkennen wollen, die Auffindung und Ausarbeitung unterschied

(Volkmann 1885, 26 ff. mit Isokrates *Oratio* 4, 9). Doch schon mit Quintilians Einteilung nach significatum und significans (*Inst. or.* 3, 5, 1) wird deutlich, dass diese semiotische Unterscheidung genauso auf die Malerei oder die Bildhauerei übertragbar ist: zunächst findet der Produzent ein Thema, ehe er daran gehen kann, mit den spezifischen Mitteln seiner Kunst dieses Thema in einen bestimmten Zeichenkode zu übersetzen. Bei dieser Übersetzung schafft er zunächst eine Makrostruktur (τάξις/*taxis*, ordo, Anordnung), ehe er die elokutionäre Ausarbeitung in kleine und Mikrostrukturen verfolgt.

Andererseits waren es die Sophisten, die den Gegenstand der Rhetorik nach den Teilen der Rede (partes orationis) bestimmten. Im frühesten Abriss einer Geschichte der Rhetoriktheorie, in Platons *Phaidros* 266d1–267e, wird Theodoros von Byzanz (5./4. Jh. v. Chr.) eine verfeinerte Einteilung der Redeteile zugeschrieben. Die von Platon gebrauchte Formulierung, („Du erinnerst mich zurecht [sc. an das, was in den Traktaten über die rhetorische Techne alles geschrieben ist]! Zu allererst ist, glaube ich, an das Proömium zu denken, dass es am Anfang der Rede zu sagen ist"), legt nahe, dass der Aufbau der Rede auch für die Arbeitsschritte ihrer Verfertigung als maßgeblich angesehen wurde (anders Cole 1991, 130 ff.; vgl. Kennedy 1994, 32 f.). Der Redner ist nach dieser Theorie dann vornehmlich mit der Taxis beschäftigt, und genau diesen Vorwurf macht Sokrates dann auch den Logographen, nämlich sich darauf zu beschränken, Textstücke hin und her zu schieben, also an der Anordnung der fertigen Teile zu arbeiten (Platon *Phaidros* 268d/e). Aristoteles hat demgegenüber die Rhetorische Techne nach den Produktionsstadien der Rede definiert und seine Rhetorikschrift erkennbar nach diesem Schema aufgebaut. Es spricht gerade vor dem Hintergrund der Platonischen Kritik an den frühen rhetorischen ‚Handbüchern' (λόγων τέχναι/*logon technai*) manches dafür, dass man die Äußerungen des Aristoteles ernst nehmen muss, die Technographen orientierten sich nicht an den Sachbeweisen, sondern empfählen vielfach außerhalb der Sache Liegendes (Arist. *Rhet.* 1354b16–1355a1), oder sie führten Differenzierungen in den Redeteilen ein, ohne auf die Sachhaltigkeit solcher Differenzierungen Acht zu haben (Arist. *Rhet.* 1414b13–18). Danach wäre dies als Versuch anzusehen, die Theorie der Produktionsstadien als die bessere Produktionstheorie zu erweisen (Solmsen 1968, 2, 180 ff.; 189 f.). Die Rhetorik des Anaximenes ist nun nicht nach dem Schema der Redeteile aufgebaut, sondern folgt dem Schema Redegenus, Beweismittelsuche nebst Elocutio, Anordnung der Teile. Diese Einteilung ließe sich daher als ein Beleg für die produktionsorientierte sophistische Rhetorik werten, die es offenbar neben dem Redeteilschema gegeben haben muss; wenn man jedenfalls aristotelischen Einfluss ausschließen kann.

Zieht man nun in Betracht, dass Aristoteles mit seiner Formulierung von dem, was der Redner zu leisten habe (Arist. *Rhet.* 1403b6), bereits eine Art Pflichtenkatalog beschreibt, der aus dem Was der Rede (Pisteis) und dem Wie der Rede (Lexis und Taxis) besteht, und dass er in beiden Arbeitsschritten bereits auf sophistische Vorlagen zurückgreifen konnte (Thrasymachos bei Arist. *Rhet.* 1404a14–15; Theodoros bei Arist. *Rhet.* 1414b13–18), so wird man wohl eher annehmen wollen, dass er ein bestehendes Konzept bevorzugte als dass er es allererst erfand. Arbeitsschritte und Redeteile betreffen produktionstheoretisch ganz unterschiedliche Aspekte. Erst in der späteren Begrifflichkeit von den *Aufgaben des Redners* und den *Teilen der Rede* tritt diese Unterscheidung deutlicher hervor. Es ist diese Autorzentrierung, die die Theorie von den Produktionsstadien der Rede ins Zentrum jeder rhetorischen Theorie stellen muss. Hier kommen alle erforderlichen Arbeitsschritte zusammen: die Reflexion über den argumentativen Gehalt, die ein-

gesetzten affektiven Mittel (inventio), die figurale Ausgestaltung des Textes (Figurenlehre/elocutio), schließlich die Aspekte der Performanz durch Stimme und Körper, den Medien des Orators (Knape 2008).

2. Historisches

2.1. Aristoteles

Wenn wir uns mit solchen Überlegungen jedoch wieder zur Rhetorik des Aristoteles wenden, stellen wir fest, dass das Schema einer Abfolge von Arbeitsschritten zwar erkennbar ist, Aristoteles eine terminologische Fixierung jedoch zu vermeiden scheint. Man kann also in den Büchern 1 und 2 unschwer die inventio wiedererkennen, die bei Aristoteles durch die Form der logischen Beweise, durch die Auffächerung nach Redegenera und zugehöriger Topik klar definiert ist. Die Überleitung zum 3. Buch, das auch begrifflich explizit der Lexis (elocutio) und der Taxis (ordo) gewidmet ist, macht deutlich, dass Aristoteles am Endprodukt des oratorischen Handelns, nämlich der performierten Rede, festhält, jedoch auf der anderen Seite gerade die actio (ὑπόκρισις/*hypokrisis*) als ein so typisches rhetorisches Phänomen ansieht, dass er dieser mit dem Misstrauen eines philosophisch Gebildeten begegnet, der grundsätzlich die Rhetorik als eine Scheinveranstaltung (πρὸς δόξαν/*pros doxan*; Arist. *Rhet.* 1404a1) abzutun geneigt ist (Arist. *Rhet.* 1403b21−1404a8). Hier zeigt er sich als ein Vertreter einer eher an der Auffindung von Sachbeweisen interessierten Theorie.

2.2. Hermagoras von Temnos

Hermagoras von Temnos, dem wir die Statuslehre verdanken, behandelt Quintilian zufolge das iudicium, die partitio, den ordo und die elocutio als Bereiche der οἰκονομία/*oeconomia*, eigentlich ‚Hauswirtschaftsordnung', für welchen Ausdruck Quintilian kein adäquates lateinisches Wort zu finden scheint (*Inst. or.* 3, 3, 9, Verwechslung mit Hermagoras von Gadara nimmt Josef (1974, 214 f.) an, ohne triftige Argumente). Offenbar hatte Hermagoras also die Reihenfolge εὕρεσις/*heuresis* − οἰκονομία/*oiconomia* (mit den Unterpunkten κρίσις/*krisis*, iudicium − τάξις/*taxis,* dispositio − λέξις/*lexis*, elocutio) μνήμη/*mneme*, memoria − ὑπόκρισις/*hypokrisis*, actio. Diese Abfolge ist insbesondere für seine Konzeption der Sachverhaltsfeststellung triftig, weil der Redner ja genau erkennen muss, welchen Stand er vor den Richtern am besten vertreten kann (vgl. den Artikel 33 in diesem Band; ebenso Matthes 1958, 109 ff.). Hermagoras unterscheidet somit drei Großbereiche: Sammlung (inventio), Verarbeitung (*oikonomia*) und Aufführung (nebst Speicherung).

2.3. Auctor ad Herennium (Herenniusrhetorik)

Als wichtigste Quelle für den Hellenismus steht uns die Herennius-Rhetorik zur Verfügung. Zu Beginn des vierbändigen Lehrbuchs wird in 1, 3 auch die Redestadien-Lehre referiert. Bemerkenswert an dieser kurzen Zusammenstellung ist es, dass der Auctor die

Produktionsschritte in den Redner verlegt (esse in oratore, inventionem, dispositionem etc.). Die noch ungeschlachte theoretische Sprache des Auctors lässt die Autorzentriertheit seiner Rhetorikkonzeption deutlich hervortreten: Das, was als Aufgabe des Redners formuliert wird, erscheint hier als Gegenstände, die *im* Redner vorfindlich sein müssen. Zuvor war es als officium des Orators formuliert worden, über solche Gegenstände möglichst überzeugend reden zu könnnen, die im Bereich bürgerlichen Lebens zu finden sind (*Rhet. Her.* 1, 2). Und so sind auch die einzelnen Schritte jeweils sehr knapp, aber deutlich auf das rhetorische Ziel bezogen. Die inventio ist ein Ausdenken von wahren oder wahrscheinlichen Dingen, die die causa wahrscheinlich und billigenswert machen sollen (causam probabilem reddere). Die Ordnung ist eine Verteilung, die zugleich über das je zu Sagende entscheidet (quid quibus locis sit collocandum). Die sprachliche Ausarbeitung bezieht sich wiederum auf die Gegenstände der inventio, und zwar in Hinsicht auf Wortwahl, aber auch auf Inhalte (sententiae). Die memoria ist die feste Aufnahme von geistigen Gegenständen (animi res) und von verba, aber auch von der richtigen Reihenfolge (dispositio); bei der pronuntiatio ist zu bedenken, dass sie eine moderatio, d. h. ein Anpassen der Stimme, der Gesichtsmimik und des gesamten körperlichen Verhaltens (gestus) in Hinsicht auf einen angenehmen sinnlichen Eindruck zu gewährleisten hat. Die jeweiligen Optima werden durch eine systematische Erklärung (ars) erreicht, durch die Nachahmung von Vorbildern (imitatio) und schließlich durch das Üben des Rhetorikschülers, der sich durch systematische Anweisung und durch Vorbilder schon gebildet hat (exercitatio).

2.4. Cicero

Blicken wir von diesen Anfängen der rhetorischen Kunst in Rom zu ihrer theoretischen Vollendung, wie sie das Alterswerk des Cicero kennzeichnet, so zeigt sich, dass in *De Oratore* 1, 142 Cicero bestrebt ist, die officia oratoris unter Ausblendung der terminologischen Begriffe als ein Vermögen und eine Potenz des Redners darzustellen (vis et facultas in quinque partes distributa). Er bemerkt, dass zunächst gefunden werden müsse (reperire) – dies im Gegensatz zum Auctor, der vom Erfinden/Ausdenken (excogitare) auszugehen scheint; dann fordert er einen komplexen Begriff von Anordnung, der nicht nur einen ordo berücksichtige, sondern das Ganze (quodam momento atque iudicio) anzuordnen und abzuwägen verstehe (dispensare atque componere). Die Ausarbeitung wird dann metaphorisch als ein Einkleiden der Rede (vestire atque ornare) aufgefasst, wobei die eigentliche Textarbeit wiederum als oratio bezeichnet wird. Die memoria wird knapp gehalten und als ein Befestigen durch das Gedächtnis bezeichnet (memoria saepire). Schließlich allerdings, im Performieren der Rede, ist wiederum das Verhältnis von ästhetischem Wohlgefallen (venustas) und Würde bzw. Angemessenheit (dignitas) gegenüber dem Redegegenstand maßgeblich. In den *Partitiones Oratoriae* fragt der filius, in wie viele Teile die Redetechnik (doctrina dicendi) zu untergliedern ist (Cic. *Part. or.* 1, 3). Er erhält die Antwort, dass dies drei seien. Diese bestehen zunächst in der vis/Befähigung des Orators, sodann im Redetext (oratio), schließlich in der quaestio, also dem vorliegenden Fall. Die vis wird untergliedert in Gegenstände und Worte, wobei sowohl Redegegenstände als auch Worte aufzufinden (invenire) und anzuordnen (collocare) sind. Im eigentlichen Sinne bezeichnet nun das invenire der Dinge das erste Tun des Redners (inventio). Bei den Worten ist das invenire eigentlich ein eloqui, es geht also

in den Bereich der sprachlichen Ausarbeitung (= elocutio) über, bei der ja passende Formulierungen und Wörter gefunden werden müssen. Anzuordnen ist zwar ein allgemeines rhetorisches Tun (commune), doch hat es seine besondere Bedeutung bei den durch die inventio gesammelten Inhalten. Die actio wird als Begleiterin der elocutio (eloquendi comes) bezeichnet, was in der Tradition des Aristoteles steht (Arist. *Rhet.* 3, 1). Auffällig an dieser Definition ist, dass Cicero von den drei Arbeitsschritten als der eigentümlichen Gewalt oder dem Vermögen des Redners spricht. Das lässt aber auf die bereits erörterte Tradition vom Auctor und der Frühschrift *De inventione* 1, 9 zurückführen. Es ist also ein Beleg für die Zentrierung auf den orator als artifex, bzw. Produzenten der Rede.

2.5. Quintilian

Man kann sagen, dass im großen technischen Werk des Quintilian einerseits die gesamte Darstellung sich am Curriculum des Redners orientiert, der von Kindesbeinen bis ins hohe Alter thematisch ist, andererseits aber die Produktionsstadien der Rede Berücksichtigung finden. Beides ist als Strukturmoment des Werkes als Ganzen immer wieder explizit (Schirren 2005, 71 ff.). Quintilian geht bei seiner Darstellung der partes sehr viel deutlicher als Cicero vom unmittelbaren Produktionsprozess aus (*Inst. or.* 3, 3). Hätte man nur eine kurze Rede zu halten, müsse man von den partes keinen Gebrauch machen. Sobald aber eine oratio sich länger erstrecke, spiele es bereits eine Rolle, was und auf welche Weise gesprochen werde − und vor allen Dingen auch, was in welchem Moment gesagt werde −; daher brauche man die Anordnung (dispositio; Quint. *Inst. or.* 3, 3, 2). Doch bereits für die dispositio bedürfe man der memoria. Quintilian hebt sich also vom standardisierten Fünf-Teile-Schema insofern ab, als er die memoria nicht erst nach Abschluss der Textarbeit einschaltet, sondern bereits als ein grundlegendes Moment von Anordnung mehrerer Teile in Anspruch nehmen will. Zugleich will er die elocutio bereits nach der inventio einsetzen und erst danach die dispositio. Im Aufbau seines Lehrbuches jedoch behält er die traditionelle Reihenfolge bei und er behandelt die inventio in den Büchern 3−6, in Buch 7 die Statuslehre und dispositio, in Buch 8 die elocutio, in Buch 11, 2−3 memoria und actio. Quintilian sieht die Bedeutung der actio darin, dass sie den besten Aufbau, die beste Wortwahl und die beste Auffindung der Gedanken zunichte machen könne, wenn der Auftritt nach Stimme, Aussprache und Gestus nicht dem Redeanlass entspricht. Quintilian informiert uns darüber, dass es andere Rhetoren gab, die wie Silus Albucius (50 v.−16 n. Chr.) nur von den ersten drei partes als kunstgemäßen Arbeitsschritten ausgingen, weil Gedächtnisleistung (memoria) und Vortrag (actio) Sache der Natur und nicht der Kunst seien (*Inst. or.* 3, 3, 4). Interessanterweise erwähnt er auch noch andere Rhetoren, die einen sechsten Teil, nämlich das iudicium fordern und diesen der inventio unterordnen (subnectere; Quint. *Inst. or.* 3, 3, 5; vgl. oben unter 2.2 Hermagoras von Temnos). Der Grund liegt auf der Hand: zunächst müsse man finden, dann aber beurteilen, ob das Gefundene passt. Quintilian widerspricht dieser Untergliederung: Man könne nicht einmal wirklich etwas gefunden haben, wenn man nicht zugleich schon das Gefundene beurteile. Es gilt also der grundsätzlichen Problematik einer zu starken Untergliederung der Arbeitsschritte vorzubeugen, denn zu filigrane Unterscheidungen machen das auf die Praxis orientierte rhetorische Wissen unbrauchbar. Quintilian gibt der memoria den vierten Platz, obwohl er andere Theoretiker nennt, die

die memoria der inventio oder der dispositio zuordnen möchten. Er begründet dies damit, dass die memoria sich auf das gesamte Produkt, bestehend aus Auffindung, Gliederung und Ausformulierung beziehen müsse. Die Speicherung aller Redestadien ist Sache der memoria, nicht nur einzelner Teilbereiche. Dies entspricht genau der Bemerkung in 3, 3, 2, da er dort der memoria eine allgemeinere Hilfsfunktion bei allen Teilschritten zuzubilligen scheint.

Wie schon bei den anderen Theoretikern stellt sich die Frage der Zuordnung der partes. Gehört sie, wie Cicero offenbar annimmt, in den Handlungsbereich des Orators oder ist sie mehr Sache der oratio? Für Quintilian besteht die Alternative zwischen dem Orator und der ars. Er beharrt darauf, dass es Sache des Redners sei, gut zu reden. Die Wissenschaft der rhetorisch gut angewandten Rede jedoch gehöre der ars. Daher falle das aktuale Finden und das aktuale Disponieren in die Kompetenz des Orators, doch die Lehre von der Auffindung (inventio), die Lehre von der Anordnung (dispositio) machen die Rhetorik im Sinne einer ars aus. Es geht also um den Unterschied von systematischem Wissen und einer Umsetzung solchen Wissens im konkreten Fall. Der artifex muss im konkreten Fall entscheiden, was er zu tun hat, und die ars hält dafür allgemeine Regeln bereit. Es ist diese entschieden produktionstheoretische Perspektive, die es Quintilian verwehrt, die Bezeichnung opera oder elementa für die Redestadien zu akzeptieren. elementa könnten es nicht sein, weil sie nicht einfache Bausteine der Rede seien (initia), der Begriff der opera würde implizieren, dass sie von anderen hergestellt würden und nicht diese Stadien der Herstellung eines anderen (aliud) dienten, nämlich der Rede. Die Bezeichnung partes sei daher angemessen. Sie machten als Teile die gesamte Rhetorik aus. Da diese partes als Arbeitsschritte aufzufassen sind, die von der ars in einen systematischen Zusammenhang gebracht werden, stellt sich für Quintilian also beim Begriff der Rhetorik (rhetorice) immer schon eine Vermittlung von systematischem Wissen und aktualer Anwendung dieses Wissens durch den artifex ein. Dieses Konzept der partes stellt er über die Problematik der Mehrdeutigkeit des Begriffes pars als Bezeichnung der Redegenera (Quint. *Inst. or.* 3, 3, 11–15).

2.6. Spätere Rhetoren

Julius Victor (RLM 373,23–374,11; Giomini/Celentano 1980, 2 f.) zitiert die Definition aus Ciceros *De inventione* 1, 9. Doch nötigt ihn das Thema zu einer grundsätzlichen Reflexion. Zwar beruhe die excogitatio rerum verarum aut veri similium („Ausdenken von wahren oder wahrschienlichen Dingen") auf ingenium und natura, doch lasse sich das nicht ohne doctrina in den Fällen verwirklichen, die rhetorisch zu traktieren sind. Man könne zwar leicht etwas erfinden, was sich gut anhöre, doch diejenigen Gegenstände, um die es in der Rhetorik gehe, müsse man technisch erlernen (arte discendum). Das liege daran, dass excogitare und invenire sich auf die partes orationis beziehen, also principium, narratio, egressus, partitio, confirmatio, reprehensio, epilogus. Desgleichen macht er deutlich, dass der ordo prosequendae actionis (Anordnung zur Verfertigung des aufzuführenden Textes) nicht derselbe sei, wie der ordo proferendae actionis (Anordnung zum Vortrag des Textes). Der Plan der Arbeitsssschritte betreffe die Anordnung (disponere) und das Ausdenken (meditari), d. h. die Auffindung der Redegegenstände. Während man beim Vortrag an erster Stelle das prooemium bringe und dann die narratio, schließlich weitere egressus, quaestiones und den epilogus, müsse man bei der inven-

tio als erstes die Frage des status causae angehen. Man dürfe also nicht von dem, was in der Rede zunächst gesagt werden müsse, auch darauf schließen, was der orator bei der Herstellung der Rede als erstes tun müsse. Nicht einmal ein probabile und favorabile und pertinens principium (ein billigenswerter, beifallerheischender und zum Thema passender Anfang) oder eine entsprechende narratio (Erzählung des Sachverhaltes) könne der Redner produzieren, wenn er nicht alle Sachaspekte seines Falles bis in die Details sich im Sinne der Statuslehre klargemacht habe. Es geht also darum, möglichst den Kernpunkt der zu vertretenden Angelegenheit über alle Redestadien im Blick zu behalten und angemessen auszuführen. Jeder, der von diesem Grundsatz absieht, riskiert Undeutlichkeit und mangelnde Plausibilität seines Vortrages. Hierzu zitiert er Cicero *De Oratore* 1, 20. Aufgrund der Kenntnis der Sachgegenstände solle die Rede ‚emporblühen' und ihre überschäumende Kraft erlangen, wenn die Sache aber vom Orator nicht zureichend verstanden und erkannt sei, dann werde er nur eine schwache und kindische Rede zuwege bringen können. Julius Victor redet also der cognitio als erster pars rhetorices das Wort, der sich alle weiteren Arbeitsschritte des Orators unterzuordnen haben. Der Begriff begegnet uns bereits bei Hermagoras (s. o. unter 2.2. Hermagoras von Temnos).

Fortunatianus (RLM 81, 21−23; Calboli Montefusco 1979, 66) bringt nur die knappe Definition, allerdings auch den Ausdruck der officia oratoris. Seine griechische Übersetzung lautet ἔργα τοῦ ῥήτορος/*erga tu rhetoros*.

Auch Martianus Capella kommt auf die partes officii zu sprechen (RLM 455, 1−11; Willis 1983, 153): Das officium der Rhetorik selbst sei apposite ad persuadendum dicere [überzeugend zu sprechen]; die bekannten fünf partes sollen also diesem Zweck der Persuasion dienen; denn die iudicatio/Beurteilung gehöre zu jeder einzelnen pars (cunctis partibus adscribitur). Daher könne man sie nicht als eine eigene pars ansehen, die dispensatio iudicationis/Abwägung des Urteils müsse sich vielmehr in jedem einzelnen Arbeitsschritt klar werden, (quid) dicendum, quid silendumve sit [was zu sagen und was zu verschweigen ist]. Interessanterweise legt Martianus das größte Gewicht auf die erste pars, nämlich die inventio (inventionem certum est esse potissimam[es ist sicher, dass die inventio der wichtigste Teil ist]), denn nur daraus ließen sich die quaestiones causae (Statusfragen) und die plausiblen Argumente ermitteln.

Die Kritik des Julius Victor und des Martianus Capella, die jeweils das vorgängige Durchdringen der Sachgegenstände in den Vordergrund stellen, steht in aristotelischer Tradition, während das bloße Abarbeiten von Teilen der Rede das opus vor den artifex stellt und als sophistisches Erbe angesehen wird. In den griechischen Quellen finden sich ähnliche Ausführungen zur νόησις/*noesis*, intellectio (Rabe 1931, 200; 235).

3. Konzeptionelles

Wenn wir die Bestandteile der Rhetorik (μέρη τῆς ῥητορικῆς/*mere tes rhetorikes*) bzw. partes rhetorices auf ihre Bedeutung für eine Rhetoriktheorie insgesamt betrachten, so zeigt sich, dass es verschiedene Auffassungen von Rhetorik gibt, in der die eine oder andere pars überwiegt. So wird man sicherlich behaupten dürfen, dass in der aristotelischen Rhetorikkonzeption der Topik, im Sinne der inventio, eine besonders ausführliche Ausarbeitung zu Teil geworden ist. Man kann geradezu sagen, dass die aristotelische Rhetorik eine inventive oder topisch gewichtete Rhetorik ist. Wie wir gesehen haben,

wertet er von diesem Standpunkt andere Arbeitsschritte wie die actio und die elocutio ab. Dasselbe gilt für die Technai des Hermagoras von Temnos, von denen Cicero sagt, dass nur die Statuslehre bedeutend sei (Cic. *Brut.* 263; 271 = Matthes 1962, T 6−7). Die Betonung der elocutio ist insbesondere für eine epideiktisch gewichtete Rhetorik typisch. Doch sollte dabei nicht übersehen werden, dass uns Menander Rhetor auch eine ausgearbeitete Topik des Lobens vorlegt (vgl. den Artikel 1 in diesem Band unter 3.6). Ebenso, dass in der großen Stilkontroverse der Antike, nämlich zwischen Asianismus und Attizismus, wie sie in der ausgehenden Republik mit aller Schärfe geführt wurde, gerade die Frage der elocutio in den Vordergrund rhetorischen Handelns gestellt wurde und auch ethisch-politisch konnotiert war (Dihle 1992; Adamietz 1992).

Die Betonung der actio gehört seit ältester Zeit zu den essentiellen Kenntnissen der praktischen Rhetorik. Von Demosthenes ist durch eine überspitzende Anekdote überliefert, dass er die actio sogar als einzige Aufgabe des Redners sah (Quint. *Inst. or.* 11, 3, 6; Cic., *De or.* 3, 213). Aristoteles selbst gibt der actio in der Rhetorik am Beginn des 3. Buches eine eher randständige Rolle und betont, dass sie erst spät zur rhetorischen Techne hinzu kam und erst von den Schauspielern perfektioniert worden sei. Die bei Quintilian sehr detailliert ausgeführten Handbewegungen, Kopfbewegungen und körpersprachlichen Aspekte zeigen aber die Bedeutung auch im System der ars durchaus an (*Inst. or.* 11, 3). Das hängt damit zusammen, dass die actio als Performanz des vorher Gesuchten und Disponierten diejenige Instanz ist, in der die Persuasion Erfolg oder eben nicht Erfolg hat, das heißt, wo rhetorisches Handeln in sein Telos kommt. Quintilians ausführliche Behandlung ist diesem Grundsatz verpflichtet (vgl. Artikel 37 in diesem Band). Die memoria wurde in der antiken Rhetorik vor allem mit der ars memorativa verbunden, also der Kunst, sich bestimmte Merkmalspfade zu merken, auf denen man eine Rede ohne schriftliche Grundlage perfekt performieren kann (Neuber 2001). Sie fehlt bezeichnender Weise bei Aristoteles und wird erst in den hellenistisch beeinflussten Rhetoriken systematisch ausgebaut (*Rhet. Her.* 3, 28−40). Das Fehlen bei Aristoteles verweist uns darauf, dass seine Abhandlung nicht konsequent am Produzenten orientiert ist, sondern eher am Phänomen der Persuasion. Denn so wie er die actio als tendenziell sachfremd in den Bereich der Schauspielkunst verweist (Cicero und Quintilian werden später auf einer Trennung der performativen Leistungen von Schauspieler und Redner bestehen, da sie die actio als rhetorisches Proprium ansehen; Cic. *De or.* 1, 18; Quint. *Inst. or.* 11, 3, 181−184), sieht er offenbar keinen Anlass, die Speicherung des Redetextes als Voraussetzung gelungener Performanz überhaupt zu erwähnen. Dies ist umso erstaunlicher, als Aristoteles andererseits durch die Schrift *De memoria* dem Gedächtnis eine eigene monographischen Erörterung widmet.

In neuerer Zeit kommt der memoria unter medientheoretischen Aspekten eine größere Rolle zu. Wenn memoria nämlich die Möglichkeit bezeichnet, Texte abzuspeichern, dann gilt heute, dass die memoria zu den zentralen Bereichen der Rhetorik gehört. Memoria nimmt somit die Rolle der Medien ein, sie ist nämlich dasjenige, wodurch ein Text aufgenommen oder gespeichert wird (Knape 2005; 2008).

Die Fünfzahl der officia hat sich gegen Versuche einer Erweiterung erstaunlich resistent erwiesen. Man könnte das natürlich mit der Anzahl von Fingern an der menschlichen Hand erklären, so dass hier quasi ein biologischer Grund vorliegt, sich die wichtigsten Schritte beim Verfassen und Performieren einer Rede auch auf eine Fünfzahl zu reduzieren, die immer zur Hand ist. Es wurde in der Geschichte der Redestadien deutlich, dass der Begriff officia erst sehr spät, nämlich durch Fortunatianus und Sulpicius Victor

überliefert ist (RLM 81, 21−23; 315, 6−14). Der Begriff des officium kann auch anderes bezeichnen, wie z. B. die Dreiheit in docere, delectare, movere bei Cicero im *Orator* (vgl. den Artikel 31 in diesem Band); officium erweist sich somit als eines der rhetorischen Universalbegriffe, der im Kontext der rhetorischen Technik gesehen werden muss: die Zielbestimmungen des Techniten werden als officia bezeichnet.

4. Literatur (in Auswahl)

Adamietz, Joachim (1992): Asianismus. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 1114−1120.

Anaximenes (1966): Ars rhetorica: quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Griech.−lat. Ausg. Hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Leipzig (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana); Dt.: Aristoteles (1959): Rhetorik an Alexander. Hrsg. u. aus dem Griech. übers. v. Paul Gohlke. Paderborn (Aristoteles: Die Lehrschriften, 3: Rhetorik und Poetik).

Aristoteles (1955): De Memoria et Reminiscentia. In: William D. Ross (ed.): Aristotle's Parva Naturalia. Oxford.

Aristoteles (2004): De Memoria et Reminiscentia. Übers. und erl. von Richard A. H. King. Berlin (Aristoteles. Werke in dt. Übersetzung, 14,2).

Calboli Montefusco, Lucia (Hrsg.) (1979): Fortunatian: Ars Rhetorica. Bologna (Edizioni e saggi universitari di filologia classica, 24).

Cole, Thomas (1991): The Origins of Rhetoric in Ancient Greece. Baltimore.

Dihle, Albrecht (1992): Attizismus. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 1163−1176.

Fortunatian siehe Calboli Montefusco (1979).

Fuhrmann, Manfred (1960): Das systematische Lehrbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften in der Antike. Göttingen.

Giomini, Remo/Maria Silvana Celentano (Hrsg.) (1980): Julius C. Victor. Ars Retorica. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Halm, Karl (Hrsg.) (1863): Rhetores Latini Minores. Leipzig.

Hermagoras von Temnos siehe Matthes (1962).

Josef, Martin (1974): Antike Rhetorik. Technik und Methode. München.

Julius C. Victor siehe Giomini/Celentano (1980).

Kennedy, George A. (1994): A New History of Classical Rhetoric. Princeton, NJ.

Knape, Joachim (1994): Rhetorizität und Semiotik. Kategorietransfer zwischen Rhetorik und Kunsttheorie der Frühen Neuzeit. In: Wilhelm Kühlmann/Wolfgang Neuber (Hrsg.): Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Frankfurt a. M., 507−532.

Knape, Joachim (2005): *The Medium is the Massage?* Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik. In: Joachim Knape (Hrsg.): Medienrhetorik. Tübingen, 17−40.

Knape, Joachim (2008): Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht. In: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hrsg.): Sprache − Kognition − Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache, Jahrbuch 2007). Berlin, 135−150.

Koch, Nadia J. (2000): ΣΧΗΜΑ. Zur Interferenz technischer Begriffe in Rhetorik und Kunstschriftstellerei. In: International Journal of the Classical Tradition 6, 503−515.

Martianus Capella siehe Willis (1983).

Matthes, Dieter (1958): Hermagoras von Temnos. In: Lustrum 3, 58−214.

Matthes, Dieter (Hrsg.) (1962): Hermagoras Temnitae testimonia et fragmenta. Leipzig.

Neuber, Wolfgang (2001): Memoria. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 1037−1078.

Platon: Phaidros. In: Platon: Werke in acht Bänden. Bd. 5: Phaidros. Parmenides. Briefe. Griech./dt. Bearb. v. Dietrich Kurz. Griechischer Text v. Léon Robin, Auguste Diès u. Joseph Souilhé; deutsche Übers. v. Friedrich Schleiermacher u. Dietrich Kurz. Darmstadt 1981.

Rabe, Hugo (Hrsg.) (1931): Prolegomenon Sylloge. Leipzig.
Rhetorica ad Herennium (1994): Lateinisch–deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Theodor Nüßlein. Düsseldorf–Zürich.
RLM = Rhetores Latini Minores, siehe Halm, Karl (Hrsg.) (1863).
Schirren, Thomas (2005): Marcus Fabius Quintilianus. Rhetorik als Menschenbildung. In: Wolfgang Ax (Hrsg.): Lateinische Lehrer Europas. Fuünfzehn Portraits von Varro bis Erasmus von Rotterdam. Köln/Weimar/Wien, 67–107.
Schirren, Thomas (2008): Techne liebt Tyche und Tyche Techne – Aspekte poetischer Kreativität im Denken des Aristoteles. In: Alexander Arweiler/Melanie Möller (Hrsg.): Vom Selbst-Verständnis. Notions of the Self in Antiquity and Beyond. Berlin/New York.
Solmsen, Friedrich (1968): The Aristotelian Tradition in Ancient Rhetoric (1941). In: American Journal of Philology 62, 35–50 [wieder abgedruckt in: Friedrich Solmsen: Kleine Schriften. Bd. 2. Hildesheim, 178–193].
Volkmann, Richard (1885): Die Rhetorik der Griechen und Römer in systematischer Übersicht. Leipzig. Nachdruck Hildesheim 1987.
Willis, James (Hrsg.) (1983): Martianus Capella: De Nuptiis Philologiae et Mercuri. Leipzig. (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

35. Rhetorik des Verstandes (Beweis- und Argumentationslehre)

1. Aristotelische Argumentationslehre
2. Spätere Entwicklungen
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*The development of a theory of argumentation and proof is said to have started with Aristotle's Rhetoric, even though earlier rhetoricians had already written about the kinds of arguments and how to use them. Aristotle divided proofs (*pisteis*) into deductive arguments (*enthymemes*) and inductive ones (*examples*).*

Proper understanding of the notion of enthymeme *has been constrained over the centuries by attempts to read the theory of* enthymeme *in the context of his later* Prior Analytics*, instead of the earlier* Topics *and the resulting misconceptions. Aristotle presented a number of different features of the enthymeme according to (a) its aim, (b) the origin of the argumentation schemes and (c) the level of generality of the applied* topos*. None of these should be understood as a clear division into distinct genera of the enthymeme, but rather as pedagogical attempts to describe its function. Moreover, in book III of his* Rhetoric*, Aristotle adds a short independent treatment of* pistis *as a part of speech.*

Rabe, Hugo (Hrsg.) (1931): Prolegomenon Sylloge. Leipzig.
Rhetorica ad Herennium (1994): Lateinisch–deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Theodor Nüßlein. Düsseldorf–Zürich.
RLM = Rhetores Latini Minores, siehe Halm, Karl (Hrsg.) (1863).
Schirren, Thomas (2005): Marcus Fabius Quintilianus. Rhetorik als Menschenbildung. In: Wolfgang Ax (Hrsg.): Lateinische Lehrer Europas. Fuünfzehn Portraits von Varro bis Erasmus von Rotterdam. Köln/Weimar/Wien, 67–107.
Schirren, Thomas (2008): Techne liebt Tyche und Tyche Techne – Aspekte poetischer Kreativität im Denken des Aristoteles. In: Alexander Arweiler/Melanie Möller (Hrsg.): Vom Selbst-Verständnis. Notions of the Self in Antiquity and Beyond. Berlin/New York.
Solmsen, Friedrich (1968): The Aristotelian Tradition in Ancient Rhetoric (1941). In: American Journal of Philology 62, 35–50 [wieder abgedruckt in: Friedrich Solmsen: Kleine Schriften. Bd. 2. Hildesheim, 178–193].
Volkmann, Richard (1885): Die Rhetorik der Griechen und Römer in systematischer Übersicht. Leipzig. Nachdruck Hildesheim 1987.
Willis, James (Hrsg.) (1983): Martianus Capella: De Nuptiis Philologiae et Mercuri. Leipzig. (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

35. Rhetorik des Verstandes (Beweis- und Argumentationslehre)

1. Aristotelische Argumentationslehre
2. Spätere Entwicklungen
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*The development of a theory of argumentation and proof is said to have started with Aristotle's Rhetoric, even though earlier rhetoricians had already written about the kinds of arguments and how to use them. Aristotle divided proofs (*pisteis*) into deductive arguments (*enthymemes*) and inductive ones (*examples*).*

Proper understanding of the notion of enthymeme *has been constrained over the centuries by attempts to read the theory of* enthymeme *in the context of his later* Prior Analytics*, instead of the earlier* Topics *and the resulting misconceptions. Aristotle presented a number of different features of the enthymeme according to (a) its aim, (b) the origin of the argumentation schemes and (c) the level of generality of the applied* topos*. None of these should be understood as a clear division into distinct genera of the enthymeme, but rather as pedagogical attempts to describe its function. Moreover, in book III of his* Rhetoric*, Aristotle adds a short independent treatment of* pistis *as a part of speech.*

*Later rhetoricians (e. g. the Auctor ad Herennium, Cicero, Quintilian) have put special emphasis on the origin of arguments (2.1.), on argumentative heuristics (2.2.), and the structure of argumentation together with a discussion of the number of elements a complete argument (*ratiocinatio/epicheirem*) should contain (2.3.). Enthymemes and examples have also been treated as figures of style (2.4.). These treatments indicate a shift in argumentation theory, from how argumentation functions in general to more peripheral aspects to be seen between Aristotle and Roman rhetoric.*

1. Aristotelische Argumentationslehre

1.1. Grundlagen

Zu Beginn seiner *Rhetorik* unternimmt Aristoteles (*Rhet.*, 1356a1 ff.) eine für die weitere Entwicklung der Theorie maßgebliche Untergliederung des gesamten Gebiets der kunstgemäßen Überzeugungstechniken in drei Bereiche: in die Techniken, die sich der Charakterdarstellung des Redners widmen (Ethos), diejenigen, die die emotionale Beeinflussung des Zuhörers zum Ziel haben (Pathos) und schließlich in die Beweis- und Argumentationslehre im engeren Sinn: „[...], die dritten [Formen der Überzeugungsmittel liegen] im Redetext (*lógos*) selbst, durch das Beweisen oder das scheinbare Beweisen“ (Arist. *Rhet*., 1356a4 f.).

Damit grenzt sich Aristoteles zugleich scharf von den früheren Redelehrern ab, von denen er behauptet, sie hätten den Kern der Rhetorik nicht erkannt. „Nun haben die, die bisher die rhetorischen Lehrbücher verfasst haben, nur einen geringen Teil von ihr zuwege gebracht. Denn nur das Überzeugen ist der Kunst gemäß, das andere sind Zugaben. Über die Enthymeme aber, die den Leib der Überzeugung bilden, haben sie nichts gesagt, sondern größtenteils handeln sie über das außerhalb der Sache Liegende“ (Arist. *Rhet.*, 1354a12 ff. übers. v. Rapp; vgl. auch Bons 2002, 13 ff.).

Diese deutliche Betonung der Beweislehre im Allgemeinen und des Enthymems im Besonderen, die sich an zahlreichen Stellen in der Rhetorik wieder findet (vgl. z. B. Arist. *Rhet.*, 1355a7 f.; 1417b21 ff.), wird vor dem Hintergrund der aristotelischen Rhetorikdefinition leicht verständlich. Aristoteles bestimmt bereits im ersten Satz seiner Schrift die Rhetorik als Gegenstück zur Dialektik, also insbesondere der Argumentationslehre, wie er sie zuvor in der *Topik* dargestellt hatte. Die enge Parallelstellung lässt sich inhaltlich jedoch nur aufrechterhalten, wenn gleichzeitig der Argumentationslehre in der *Rhetorik* eine besondere Rolle zukommt. Dass sich dies nach Meinung des Aristoteles durchaus so verhält, zeigt sich auch am bloßen Umfang der Darstellung, den er in seiner *Rhetorik* der Argumentationslehre widmet (1359a30−1375a21; 1393a23−1403b3; vgl. Aristoteles 2002, Bd. 2, 43 f.).

1.2. Teile der Beweislehre (Beispiel und Enthymem)

Dem in der *Topik* (Arist. *Top*. 105a10−19; vgl. Aristoteles 2002, Bd. 2, 160 ff.) etablierten und näher beschriebenen dialektischem System folgend, kennt Aristoteles auch in der *Rhetorik* im wesentlichen nur zwei Argumentationsarten: das Beispiel als rhetorische

Form der Induktion und das Enthymem als rhetorische Form der Deduktion bzw. als rhetorischen *syllogismós*. Hierbei ist zunächst unklar, ob das Beispiel als eine der beiden Argumentationsarten gleichberechtigt neben dem Enthymem steht oder ob es eine Art Hilfsform zum Enthymem darstellt, die gegebenenfalls auch allein genutzt werden kann. Für die erste Lesart spricht die sehr deutliche Parallelstellung von Beispiel und Enthymem in *Rhetorik* 1, 2 und die hier beanspruchte Systematik sowie der Hinweis darauf, dass Reden ebenso durch Beispiele wie durch Enthymeme geprägt sein können (Arist. *Rhet.*, 1356b19 ff.). Für die zweite Lesart hingegen sprechen zwei Bemerkungen aus dem zweiten Buch, denen zufolge das Beispiel eine von vier Grundlagen für ein Enthymem darstellt (Arist. *Rhet*., 1402b12 ff.) bzw. das Beispiel aus Ermangelung eines passenden Enthymems zur Anwendung kommt (Arist. Rhet., 1394a9 ff.), sowie die insgesamt sehr viel umfangreicher ausfallende Behandlung des Enthymems gegenüber dem Beispiel in der *Rhetorik*.

Gemäß Aristoteles handelt es sich beim *Beispiel* um eine rhetorische Induktion, weil hierbei im Gegensatz zur Deduktion ein Schluss nicht von einer allgemeinen Regel, sondern vom Einzelnen ausgehend auf das Einzelne erfolgt. Er muss dabei davon ausgehen, dass die hinter dem Beispiel stehende allgemeinere Regel, die die argumentative Kraft des Beispiels ausmacht, implizit bleibt und dem Zuhörer so die Analogie intuitiv einsichtig ist. Nur wenn ein Enthymem dem Beispiel direkt voraus gegangen ist und das Beispiel damit das Enthymem lediglich ergänzt, kann diese allgemeinere Schlussregel bereits expliziert worden sein. Wenn eine Reihe von Beispielen jedoch dazu genutzt werden, eine allgemeine Regel erst zu etablieren, von der dann in einem zweiten Schritt auf den vorliegenden Fall geschlossen wird, so handelt es sich dabei nach der aristotelischen Systematik nicht mehr um eine Beispielargumentation, sondern um eine Induktion, die ein beispielbasiertes Enthymem ermöglicht (Arist. *Rhet*., 1394a9 ff.; siehe 1.3.).

Innerhalb der Beispiele nun unterscheidet Aristoteles zwischen zwei Arten, den historischen und den erfundenen, von denen er letztere wiederum in Vergleiche und in Fabeln unterteilt. Die historischen Beispiele haben die größte Beweiskraft, da es den Zuhörern in der Regel unmittelbar einleuchtend ist, dass das, was bereits (mindestens) einmal geschehen ist, auch wieder passieren kann. Der Vorteil eines Vergleiches wie etwa einer sokratischen Analogie oder einer Fabel hingegen ist, dass sie leichter verfügbar sind und an die jeweilige Situation angepasst werden können. Hierbei scheint der Unterschied zwischen Vergleich und Fabel im Wesentlichen nur in der Form der Formulierung zu bestehen. Während der Vergleich in der Regel hypothetisch formuliert ist, wird die Fabel als eine (erkennbar fiktive) Geschichte von Vergangenem vorgebracht (Arist. *Rhet*., 1393a22 ff.). Insgesamt lässt sich an dieser recht kompakten Abhandlung des Themas erkennen, dass dem Beispiel im Vergleich zum Enthymem in der aristotelischen Argumentationslehre eine nur untergeordnete Bedeutung zukommt.

1.3. Das Enthymem

Über die Definition des Enthymems und seine Untergliederungen gab es bei den antiken Rhetorikern bis hin zu den modernen Interpretatoren sehr ausgedehnte Meinungsverschiedenheiten (vgl. u. a. Conley 1984, 172 ff.). Aristoteles selbst bestimmt das Enthymem bereits im ersten Kapitel wie folgt: „[...] weil aber der rhetorische Beweis ein Enthymem ist, und dies, um es geradeheraus zu sagen, das wichtigste der Überzeugungsmittel, das

Enthymem aber eine Art von Deduktion ist − [...] −, dann müsste offenbar derjenige, der am besten in der Lage ist zu betrachten, woraus und wie die Deduktion entsteht, auch am besten mit dem Enthymem vertraut sein, [...]" (Arist. *Rhet*., 1355a7 ff.; übers. v. Rapp) und erläutert wenig später zudem: „[...]; daher handeln die Enthymeme und Beispiele notwendigerweise von solchen Dingen, die meistens dazu in der Lage sind, sich auch anders zu verhalten, und (werden gefolgert) − das Beispiel induktiv und das Enthymem deduktiv − aus wenigen (Prämissen) und oftmals aus weniger (Prämissen) als die, woraus die erste Deduktion erfolgt" (Arist. *Rhet*., 1357a13 ff.; übers. v. Rapp). Diese Bestimmungen und zahlreiche Ergänzungen, die über die beiden ersten Bücher der *Rhetorik* verteilt sind, haben zu sehr unterschiedlichen Interpretationsversuchen der aristotelischen Enthymematik geführt. Insbesondere zwei Elemente der angeführten Zitate haben dabei für Verwirrung gesorgt: (a) das Enthymem als eine Art von Deduktion und (b) das Enthymem als ein Schluss mit oftmals weniger Prämissen.

(a) Aristoteles definiert das Enthymem als eine Art von Deduktion und spricht dabei wörtlich von „so etwas wie einem Syllogismos (συλλογισμός τις/*syllogismos tis*)" (*Rhet*. 1355b8; vgl. Aristoteles 2002, Bd. 2, 57 ff. u. 241 ff.). Diese Wortwahl hat bereits bei den antiken Kommentatoren zu der Annahme geführt, das Enthymem müsse vor dem Hintergrund der Syllogistik des späteren Aristoteles interpretiert werden. Und in der Folge musste auch der Aufbau des Enthymems (gegen die zahlreichen Beispiele in der *Rhetorik*) weitgehend dem Aufbau der späteren engen Syllogismusstruktur entsprechen. Diese Interpretation übersieht jedoch, dass die *Rhetorik* nicht vor dem Hintergrund der *Ersten Analytik* verfasst wurde, sondern maßgeblich auf der deutlich früheren *Topik* aufbaut, in der noch ein sehr viel weiterer Syllogismosbegriff Verwendung findet, der nicht mit dem verengten Syllogismusbegriff der späteren Logik zu verwechseln ist (vgl. Aristoteles 2002, Bd. 1, 255 f.; 328 ff.; Bd. 2, 59 ff.; 242 ff. gg. Sprute 1982, 68 ff.; 130 ff.; vgl. a. Burnyeat 1996, 91 ff.). In diesem Zusammenhang bedeutet dann auch die aristotelische Definition des *Enthymems* nichts weiter, als dass das Enthymem eine Art von Schluss vom Allgemeinen auf den vorliegenden Einzelfall ist (im Gegensatz zum Beispiel, das vom Einzelfall auf den Einzelfall schließt).

(b) Diese Auslegung des Syllogismosbegriffs führte in der Folge zu einer deutlichen Fehlinterpretation der ergänzenden Erläuterung zum Enthymem. Diese wurde gegen die ausdrückliche Textlage so gelesen, als sei es eine geradezu definitorische Eigenschaft des Enthymems, dass im Vergleich zum Syllogismus genau eine Prämisse fehlen müsse. Diese so genannte Syllogismus-truncatus-Lehre war bis ins 20. Jh. hinein bestimmend für die Auslegung des Enthymems (vgl. Cope 1970, 99 ff.; 149 ff.; Martin 1974, 102 ff.; Lausberg 1990, § 371; dagegen Aristoteles 2002, Bd. 1, 323 ff.; Bd. 2, 187 f.; vgl. a. Grimaldi 1980, Bd. 1, 57 f.; McBurney 1994, 183 ff.). Tatsächlich besagt die betreffende Stelle in der Rhetorik lediglich, dass es für das Enthymem nicht sinnvoll ist, jeden logisch erforderlichen Schritt eigens anzuführen, sondern dass eine Reduktion auf die wesentlichsten Elemente und ein Schluss aus dem Offensichtlichen und Zugestandenen einer logischen Vollständigkeit aus rhetorischer Sicht sogar vorzuziehen ist.

Wenn das Enthymem aber kein Syllogismus mit unterdrückter Prämisse ist, was ist dann das wesentliche Merkmal eines Enthymems gegenüber logischen und dialektischen Schlüssen? Die beiden wichtigsten Unterscheidungsmerkmale gehen aus den angeführten Stellen und Aristoteles' Bemerkungen zur Widerlegung eines Enthymems in der *Rhetorik*

hervor (1402b13 ff.). So basieren enthymematische Schlüsse erstens in der Regel nicht auf als wahr erwiesenen, sondern nur auf anerkannten bzw. wahrscheinlichen Prämissen und die korrespondierenden Schlussfolgerungen sind damit auch höchstens so wahrscheinlich wie die zu Grunde liegenden Prämissen. Zweitens sind auch die in den Enthymemen angewandten Schlussregeln selbst meist nur wahrscheinlich und führen damit nicht notwendigerweise zu einer vollständigen Übertragung des Grades an Zustimmung zu bzw. Wahrscheinlichkeit der Prämissen auf die Schlussfolgerung. Eine Ausnahme von dieser Regel scheinen nur die Enthymeme aus sicheren Indizien zu bilden (Arist. *Rhet*., 1403a11 ff.). Dieses zweite Unterscheidungsmerkmal macht abermals deutlich, dass es sich bei den Enthymemen nicht um Syllogismen im Sinne der späteren Syllogistik handelt.

Ein Enthymem ist also ein deduktiver Schluss (im aristotelischen, nicht im modernen Sinn von Deduktion), der mit Hilfe einer in der Regel nur wahrscheinlichen Schlussregel die Zustimmung von in der Regel nur wahrscheinlichen Prämissen auf eine (entsprechend ebenso nur wahrscheinliche) Konklusion überträgt. Innerhalb dieses allgemeinen Enthymembegriffs nun unterscheidet Aristoteles eine Reihe von Spielarten, die in der Folge zur Annahme grundsätzlich unterschiedlicher Kategorien von Enthymemen geführt haben, die jedoch zumindest in ihrer kategorischen Art überwiegend aus dem Text der *Rhetorik* selbst nicht gerechtfertigt scheinen. Insbesondere drei Untergliederungsansätze fallen hierbei ins Auge, von denen jedoch keiner die grundsätzliche Struktur des Enthymems betrifft. Es sind dies (a) die Zielsetzung des Schlusses − beweisende oder widerlegende Enthymeme, (b) die Herkunft der Schlussregel − Enthymeme aus Wahrscheinlichem oder unterschiedlichen Arten von Zeichen und (c) der Allgemeinheitsgrad der angewandten Schlussregel − Enthymeme aus gemeinsamen oder eigentümlichen Topoi. Hierbei ist (c) eine Ausdifferenzierung von (b).

(a) „Zuerst wollen wir über das sprechen, worüber als erstes zu sprechen notwendig ist. Es gibt nämlich zwei Arten von Enthymemen: Die einen nämlich beweisen, dass etwas der Fall oder nicht der Fall ist, die anderen dagegen sind widerlegend, [...]“ (Arist. *Rhet*., 1396b23 ff.; übers. v. Rapp). Diese Unterscheidung wirkt auf den ersten Blick wie eine grundlegende Differenzierung innerhalb des Enthymems, das so zwei grundverschiedene Arten enthält. Tatsächlich handelt es sich jedoch lediglich um eine didaktische Unterscheidung, die die folgenden Erläuterungen zu Beweisen und Widerlegungen strukturiert. Unter die Widerlegungen fallen dabei sowohl so genannte widerlegende Enthymeme als auch Einwände. Während die Einwände (mit ihren vier Arten: *vom Argument*; *von Ähnlichem*, *vom Gegenteil*, *aus vorausgegangenem Urteil*) jedoch selbst keine Enthymeme sind, weist Aristoteles am Ende des Abschnitts sehr deutlich darauf hin, dass auch die widerlegenden Enthymeme sich von den beweisenden nur durch ihre Zielsetzung unterscheiden jedoch keinerlei strukturelle Differenzen aufweisen (Arist. *Rhet*., 1402a32 ff.; vgl. a. Quint. *Inst. or*., 5,8,5). Die beweisenden und widerlegenden Enthymeme sind damit keine theoretisch relevanten Untergruppen des allgemeinen Enthymems.

(b) „Weil die Enthymeme aus viererlei Quellen gebildet sind, diese vier aber das Wahrscheinliche, das Beispiel, das zwingende Indiz und das Zeichen sind [...], ist es offensichtlich, dass man diese Art von Enthymemen immer widerlegen kann, [...]“ (Arist. *Rhet*., 1402b14 ff.; übers. v. Rapp). Diese Differenzierung wird von Aristoteles an früherer Stelle (Arist. *Rhet*., 1357a32 ff.) bereits ausgeführt, dort jedoch mit der Abweichung, dass die

drei letztgenannten Unterarten des Enthymems aus Zeichen sind und die vier Arten von Enthymemen damit nicht gleichberechtigt nebeneinander stehen (vgl. a. Cope 1970, 161 ff.; McBurney 1994, 176 f.). Zudem wird das Beispiel dort nur an einem Beispiel, nicht aber terminologisch eingeführt. Man hat diese Untergliederung vielfach zum Anlass genommen, bei Aristoteles mindestens zwei kategorisch verschiedene Arten von Enthymemen festzustellen, nämlich so genannte Eikosenthymeme und Zeichenenthymeme (vgl. Kraus 1994, 1197 ff.). Dass auch diese Differenzierung in ihrer grundlegenden Art nicht trägt, zeigen schon die beiden angeführten Stellen in der *Rhetorik*. Würde es sich bei dieser Unterscheidung tatsächlich um eine als kanonisch gedachte Ausdifferenzierung des Enthymems handeln, dann würde Aristoteles die gleiche Untergliederung nicht einmal in Form von 1 + 2 (a + b + c) darstellen und an ähnlich zentraler Stelle dann als 1 + 2 + 3 + 4, sondern es wäre zu erwarten, dass entweder die Zweier- oder die Viereruntergliederung eindeutig in den Vordergrund gestellt wird.

Beinahe noch wichtiger als dieser deutliche Hinweis im Text ist jedoch eine genaue Betrachtung der auf diese Weise eingeführten Enthymeme und ihrer Struktur. Tatsächlich unterscheiden sich alle vier angeführten Arten in ihrem Aufbau nämlich kaum. Ihnen allen ist gemeinsam, dass von einer begrenzten Anzahl von in der Regel nur wahrscheinlichen Prämissen mit Hilfe einer in der Regel nur wahrscheinlichen Schlussregel auf eine bestimmte Konklusion geschlossen wird. Fraglich ist nun, ob die so eingeführte Differenzierung zwischen den zwei bzw. vier Arten von Enthymemen sich auf Unterschiede im Status der ausgewählten Prämisse (im engeren Sinne d. h. singuläre Aussagen) oder in der angewandten Schlussregel (Prämissen im weiteren Sinne) beziehen. Obwohl der Text zunächst die erste Lesart nahe legen könnte, sprechen zwei gewichtige Gründe für die zweite Alternative. Erstens wäre ein Hinweis darauf, dass die Prämissen eines Enthymems in der Regel nicht notwendig sind und aus unterschiedlichen Quellen stammen können, eine weitgehende Widerholung von zuvor Dargelegtem (Arist. *Rhet*., 1355a15 ff.; 1356b33 ff.; 1357a5 ff.) und damit ungewöhnlich trivial. Zweitens − und hierfür ausschlaggebend − handelt es sich bei den unterschiedlichen Arten von Zeichen und den dazugehörigen Beispielen tatsächlich nicht um Prämissen im singulären Sinn, sondern durchweg um Schlussregeln. Bezöge sich der oben genannte Unterschied zwischen den Enthymemarten aber auf die angewandten Prämissen im engeren Sinne, dann würde Aristoteles an dieser Stelle eine zweite Stufe von Schlussregeln (für die Wahrscheinlichkeit der Prämissen) einführen, noch bevor er die erste Stufe der Schlussregeln (für die Wahrscheinlichkeit der Konklusion) vollständig behandelt hat. Diese überkomplexe Vorgehensweise scheint jedoch im Vergleich zur restlichen Systematik der *Rhetorik* sehr unwahrscheinlich.

Die vier angeführten Arten von Enthymemen differieren also einzig in der Art bzw. der Begründung für die angewandte Schlussregel (vgl. Sprute 1982, 78). Wenn dies aber der Fall ist und diese Differenzierung von vier Arten von Enthymemen auf Unterschieden in der jeweiligen Schlussregel beruht, welche Gruppe von Schlussregeln findet ihre Anwendung dann im so genannten Enthymem aus Wahrscheinlichem? Die schlüssigste Antwort auf diese Frage ist die Identifizierung dieses Wahrscheinlichen (*eikós*) mit den schlechthin wahrscheinlichen Schlussregeln, die für die eigene Probabilität keiner weiteren Belege mehr bedürfen, sondern die auf eine allgemeine Akzeptanz bei den Zuhörern stoßen. Diese Schlussregeln machen den Kern der folgenden Ausführungen über das Enthymem aus und werden unter der Bezeichnung *Topos* behandelt (vgl. Grimaldi 1980, Bd. 1, 61 ff.).

Während also beim Enthymem aus Wahrscheinlichem ein bereits allgemein anerkannter Topos den Schluss von den Prämissen zur Konklusion ermöglicht, wird diese Schlussregel bei den verschiedenen Arten von Enthymemen aus dem Zeichen anscheinend erst unmittelbarer etabliert (auch wenn hierfür ebenfalls überwiegend Strukturen herangezogen werden, die mit bestimmten Topoi der Topik weitgehend übereinstimmen). Zu den vier Varianten des Enthymems im Einzelnen:

Aus dem Wahrscheinlichen wird ein Enthymem gebildet, indem ein eigentümlicher oder gemeinsamer Topos (etwa: „[...] wenn das weniger zu Erwartende zutrifft, dann auch das eher zu Erwartende [...]“ (Arist. *Rhet*., 1397b16 f.; übers. v. Rapp)) mit einer dazu passenden Prämisse oder Gruppe von Prämissen (etwa: *Den Vater zu schlagen ist weniger zu erwarten, als den Nachbarn zu schlagen* und *Er hat (zuvor) den Vater geschlagen*) verbunden und daraus ein bestimmter Schluss (etwa: *Er hat vermutlich auch den Nachbarn geschlagen*) gezogen wird. Dass hierbei nicht alle Prämissen und der Topos expliziert werden müssen, solange sie den Zuhörern erwartungsgemäß auch implizit einsichtig sind, ist aus den vorangegangenen Ausführungen zur Kürze des Enthymems offenkundig. Im vorliegenden Beispiel wäre es also vollkommen ausreichend zu formulieren *Es ist wahrscheinlich, dass er den Nachbarn geschlagen hat, ist er doch zuvor noch nicht einmal bei seinem Vater davor zurückgeschreckt.*

Zu den Enthymemen aus Zeichen im weiteren Sinne gehören das Enthymem aus dem Beispiel, dasjenige aus dem (zwingenden) Indiz und dasjenige aus dem Zeichen im engeren Sinne. Allen dreien ist gemeinsam, dass die angewandte Schlussregel weniger allgemein gehalten ist und in der Regel zunächst am Einzelfall expliziert wird. Eine Ausnahme in gewisser Hinsicht bildet hierbei das Enthymem aus dem sicheren Indiz. Die Systematik dieser drei Spielarten des Enthymems lässt sich verhältnismäßig leicht mit Hilfe der Mengenlehre illustrieren.

Beim Enthymem aus dem Beispiel wird eine bestimmte Schlussregel mit Hilfe (mindestens) eines Beispiels zunächst eingeführt und dann angewandt (vgl. a. Sprute 1982, 82 ff.). So wird etwa aus dem Beispiel, dass Sokrates weise und gerecht war, geschlossen, dass die Weisen gerecht sind (vgl. Arist. *Rhet*., 1357b10 ff.). Bei dieser Art von Enthymem erfolgt also der Schluss von A (*Er ist weise*) auf B (*Er ist gerecht*) mit Hilfe des Nachweises, dass die Mengen A und B eine gemeinsame Schnittmenge haben. Während der Schluss logisch betrachtet natürlich fehlerhaft ist, kann er aus rhetorischer Sicht durchaus die Glaubwürdigkeit der Konklusion bekräftigen. Dabei steigt die Glaubwürdigkeit des Schlusses offenkundig mit der relativen Größe der gemeinsamen Schnittmenge der beiden Elemente.

Dem Enthymem aus zwingendem Indiz (*tekmêrion*) hingegen liegt ein anderes Mengenverhältnis zu Grunde. Dies wird ebenfalls an dem angeführten Beispiel klar. Dort erfolgt der Schluss vom Fieberhaben auf das Kranksein einer Person bzw. vom Milchhaben einer Frau auf die vorangegangene Geburt (vgl. Arist. *Rhet*., 1357b15 ff.). Dieses Enthymem nimmt eine Sonderstellung ein, weil es als einziges der betrachteten Arten auch logisch gültig und damit im Fall einer korrekten Anwendung und wahrer Prämissen nicht widerlegbar ist (Arist. *Rhet*., 1403a11 ff.). Hier ist die Menge A (*Sie hat Milch*) aus deren Zugehörigkeit geschlossen wird, eine Submenge oder identisch mit der Menge B (*Sie hat geboren*), auf die geschlossen wird. Dies macht den Schluss zwingend, solange das Mengenverhältnis tatsächlich derartig besteht (*Es gibt keine Frauen, die Milch haben, aber zuvor nicht geboren haben*) und die Prämisse zutrifft (*Sie hat Milch*).

Das Enthymem aus Zeichen im engeren Sinne (*semeíon*) schließlich vervollständigt die möglichen Arten, wie zwei Mengen zueinander stehen können (mit Ausnahme der

disparaten Mengen, die einen Schluss aufeinander offenkundig nicht erlauben). Hier wird von der Zugehörigkeit zu einer Menge A (*Er atmet schnell*) auf eine Menge B (*Er hat Fieber*) geschlossen (vgl. Arist. *Rhet*., 1357b18 ff.), wobei hier die Menge B eine Submenge von A darstellt. Wie beim Enthymem aus dem Beispiel ist damit auch diese Art logisch fehlerhaft aber rhetorisch gegebenenfalls durchaus nützlich, wobei in diesem Fall die Glaubwürdigkeit des Schlusses mit der relativen Größe von B im Vergleich zu A steigt. So ist sowohl der Satz *Es ist weiß, denn es ist ein Schaf* als auch *Es ist schwarz, denn es ist ein Schaf* ein Enthymem dieser Art, sie unterscheiden sich aber offensichtlich im Verhältnis der zu Grunde liegenden Mengen und damit ihrer Glaubwürdigkeit.

(c) „Es gibt unter den Enthymemen einen sehr großen Unterschied, der bei fast allen ganz verborgen ist und der auch unter den Deduktionen in der dialektischen Methode besteht: Die einen von ihnen sind nämlich gemäß der Rhetorik gebildet, [...], die anderen gemäß anderer Künste und Fähigkeiten, [...]“ (Arist. *Rhet*., 1358a2 ff.; übers. v. Rapp). Erneut suggeriert die Wortwahl, dass es sich bei der vorliegenden Untergliederung der Enthymeme um das wichtigste Differenzkriterium handelt, dem alle anderen unterzuordnen sind. Dass dies nicht bei allen drei Untergliederungsansätzen gleichzeitig der Fall sein kann, ist offenkundig. Und während im Fall von (a) Aristoteles selbst die Bedeutung der Unterscheidung an späterer Stelle ausdrücklich relativiert, hat die Untersuchung von (b) gezeigt, dass es sich bei (c) systematisch vermutlich um eine Ausdifferenzierung des Enthymems aus Wahrscheinlichem handelt. Praktisch ist diese dritte Untergliederung jedoch die wichtigste für den weiteren Verlauf der Abhandlung über das Enthymem. Um die Bedeutung der Topoi für das Enthymem vollständig zu würdigen, ist zunächst eine kurze Betrachtung des Begriffs *Topos* und seiner Rolle in der aristotelischen Topik notwendig.

Der Begriff *Topos* (Ort) wird in der rhetorischen Theorie wie auch in der *Rhetorik* für ein breites Spektrum unterschiedlicher Konzepte genutzt, die teilweise nur sehr geringe Verwandtschaft miteinander haben. So bezeichnet Aristoteles auf diese Weise so verschiedene Dinge wie ein fertiges Versatzstück, das in eine beliebige Rede eingefügt werden kann (vgl. Aristoteles 2002, Bd. 2, 298 ff.) ebenso wie eine Standardreaktion auf eine bestimmte Redesituation (vgl. z. B. Arist. *Rhet*., 1416a7 ff.) bis hin zu einer dialektischen Schlussform (vgl. z. B. Arist. *Rhet*., 1397a8 ff.). Während die erste dieser Verwendungsarten erkennbar aus der voraristotelischen Rhetorik übernommen ist (vgl. Aristoteles 2004, 30), macht die Behandlung in der *Topik* klar, dass der Begriff hauptsächlich zur Bezeichnung argumentativer Schlussregeln verwendet wird. In dieser Schrift entwickelt Aristoteles eine Systematik dialektischer Schlussregeln, die er nach dem Verhältnis des im betreffenden Satz ausgedrückten Prädikats zu seinem Subjekt ordnet. Innerhalb dieser vier so genannten Prädikabilien (Akzidenz, Gattung, Eigentümliches und Definition) kommen dann weitere Organisationskriterien wie Gegensatzarten, sprachliche Beziehungen und Ähnliches zum Einsatz. Im Ergebnis steht ein komplexes System von Topoi, das der Dialektiker insbesondere in einer Disputation als Hilfestellung heranziehen kann. Diese Topoi übernehmen dabei im Wesentlichen eine doppelte Funktion: Zum einen helfen sie zu einer angestrebten Konklusion die geeigneten Prämissen aufzufinden (heuristische Funktion) und zum anderen bilden sie das Argumentationsschema, mit dessen Hilfe die Zustimmung von einer Prämisse auf die Konklusion übertragen werden kann (probative Funktion) (vgl. Aristoteles 2004, 7 ff.; Aristoteles 2002, Bd. 1, 261 ff.; Bd. 2, 270 ff.).

Während die meisten dieser in der *Topik* vorgestellten Topoi vermutlich auf die ein oder andere Weise für die *Rhetorik* relevant sind, so haben sie doch überwiegend einen

recht hohen Abstraktionsgrad, der sie für die praktische Anwendung in der Rede wenig brauchbar macht. Die Topoi der *Topik* bilden daher für den Redner eher eine Art Hintergrundtheorie als ein praktisches Werkzeug. Aus diesem Grund gibt es auch nur verhältnismäßig wenige Übereinstimmungen zwischen den Topoi der *Topik* und denen der *Rhetorik*.

In der *Rhetorik* wird zwischen zwei unterschiedlichen Arten von Topoi (und damit verbunden zwischen Arten, der von ihnen verwendeten Enthymemen) unterschieden, den gemeinsamen Topoi im zweiten Buch der *Rhetorik* (Arist. *Rhet*., 1392a8−1393a22; 1397a8−1400b33) und den eigentümlichen im ersten Buch (1360b4−1375a22). Beide Arten sind weniger allgemein und abstrakt als die Topoi der *Topik*, die gemeinsamen weisen mit diesen jedoch noch eine gewisse Ähnlichkeit auf, während die eigentümlichen auf den ersten Blick mit den Topoi der *Topik* kaum vergleichbar sind. Beiden Arten von Topoi der *Rhetorik* ist gemeinsam, dass es sich um Schlussschemata für Enthymeme handelt. Ihr Allgemeinheitsgrad und ihre Funktionsweise sind jedoch deutlich verschieden. Die gemeinsamen Topoi sind formale, argumentative Schlussregeln, die grundsätzlich in jeder Art von Rede angewandt werden können. In den betreffenden Kapiteln der *Rhetorik* werden zahllose Beispiele angeführt, die das Spektrum ihrer Funktionsweise illustrieren. So kann man beispielsweise aus der Qualität von etwas auf die konträre Qualität seines konträren Gegenteils schließen. „Oder wie es im Messeniakos heißt: ‚Wenn der Krieg Ursache für die gegenwärtigen Übel ist, dann muss man die Dinge mit Frieden wieder in Ordnung bringen' " (Arist. *Rhet*., 1397a11 ff.; übers. v. Rapp).

Die eigentümlichen Topoi hingegen sind materiale Schlussformen einzelner Fachdisziplinen. Sie schöpfen ihre argumentative Kraft nicht aus ihrer Struktur oder logischen Zusammenhängen, sondern aus bestimmtem Fachwissen oder einer umfangreichen Allgemeinbildung. Ihre Zahl ist damit praktisch unbegrenzt. Sie werden nach den drei Redegattungen geordnet in den Kapiteln fünf bis vierzehn des ersten Buches der *Rhetorik* beispielhaft abgehandelt (Arist. *Rhet*., 1360b4−1375a22). Naturgemäß finden sich in diesen Kapiteln sehr unterschiedliche materiale Topoi aus Feldern wie Ethik, Politik oder Rechtstheorie. Ihre Funktionsweise als Schlussregeln ist dabei weniger offensichtlich als im Fall der formalen Topoi, sie kann aber ebenfalls leicht rekonstruiert werden. So kann etwa aus dem Topos „Auch das, was seltener ist, (ist ein größeres Gut) als das, was im Überfluss vorhanden ist, so wie zum Beispiel Gold besser als Eisen, obwohl es weniger Nutzen hat" (Arist. *Rhet*., 1364a24 f.; übers. v. Rapp) leicht der Schluss gezogen werden, dass es wichtiger sei, gute Generäle auszubilden als gute Soldaten, da diese ja seltener als jene sind.

1.4. Pistis als Redeteil

In der zweiten Hälfte des dritten Buches der *Rhetorik* nähert sich Aristoteles dem Komplex der Argumentationslehre noch einmal aus einer grundsätzlich anderen Blickrichtung. Nachdem im vorangegangenen Teil des Buches die sprachliche Form der Rede (*léxis*) behandelt wurde, schließt sich nun eine kompakte Abhandlung der Redegliederung (*táxis*) an. Diese Abhandlung, die zum Rest der *Rhetorik* in einem so losen systematischen Zusammenhang steht, dass Marx sie „eine kleine Rhetorik für sich" (Marx 1968, 40) nennt, steht in der voraristotelischen (vermutlich maßgeblich durch die Schule des Isokrates beeinflussten) Rhetoriktradition, die die gesamte Lehre nach den Redeteilen

untergliedert behandelte (vgl. Aristoteles 2002, Bd. 2, 954 f.). Während in den ersten beiden Büchern die Beweislehre (*pístis*) also systematisch behandelt wurde, taucht sie im dritten Buch als einer von vier eingeführten bzw. von zwei von Aristoteles als notwendig erachteten Redeteilen auf (Arist. *Rhet*., 1414b7 ff.). Diese kompaktere Behandlung (insb. Arist. *Rhet*., 1417b21−1418b39) ist relativ wenig ergiebig, klärt jedoch einige Details (a) zur Rolle des Enthymems und (b) zur Reihenfolge von beweisenden und widerlegenden Argumentationsteilen. Zudem wird auch die bereits im zweiten Buch (Arist. *Rhet*., 1394a19 ff.) eingeführte Funktion der Sentenz als verkürztes Enthymem wieder aufgenommen.

(a) Zwei wichtige Erläuterungen runden die Kenntnis von der Rolle des Enthymems ab. Dies ist zum einen der Hinweis, dass das Enthymem als stärker beweisende Argumentationsform ihren Haupteinsatzbereich in der Gerichtsrede hat, während das Beispiel eher für die politische Rede geeignet scheint (Arist. *Rhet*., 1418a1 ff.). Zum anderen warnt Aristoteles vor den gegenläufigen Effekten des Enthymems als rationalem Beweis zu Ethos oder Pathos basierten Überzeugungsformen. Sowohl die Betonung des eigenen Charakters als auch die Erregung von Emotionen wird so durch den Einsatz von Enthymemen eher behindert als befördert. Diese Warnung scheint jedoch dem Enthymem allein, nicht hingegen der Sentenz zu gelten (Arist. *Rhet*., 1418a13 ff.).

(b) Erstmals an dieser Stelle aufgenommen wird die Behandlung der Reihenfolge von Argumentationsteilen, d. h. die Frage, ob der Redner sich zuerst der Widerlegung der gegnerischen Position oder dem Aufbau der eignen Seite zuwenden solle. Die Anweisungen hierzu sind eindeutig und präzise, in Abhängigkeit von der rhetorischen Ausgangsposition. So hat die Widerlegung zuerst zu erfolgen, wenn entweder der Gegner zuvor bereits gesprochen hat oder wenn die gegnerische Seite so komplex ist, dass ihre Antizipation und Widerlegung einen großen Teil der eigenen Rede ausmacht. In allen anderen Fällen dagegen ist die positive Argumentation der Widerlegung voranzustellen (Arist. *Rhet*., 1418b5 ff.).

Abschließend von Bedeutung für die aristotelische Argumentations- und Beweislehre sind zudem insbesondere über die Behandlung der Redeteile in der *Rhetorik* verstreute Hinweise auf die Existenz einer frühen Stasislehre, welche von Aristoteles jedoch an keiner Stelle ausdrücklich thematisiert wird, da sie sich wohl weniger in seine eigene Systematik als in die Lehre der früheren Redelehrer einfügen (vgl. Liu 1991, 58 f.; Braet 1999, 408 ff.).

2. Spätere Entwicklungen

2.1. Kennzeichnende Faktoren

Nachdem Aristoteles mit einigem Recht behaupten konnte, als erstes eine systematische Beweis- und Argumentationslehre vorgelegt zu haben, erscheinen viele der späteren Entwicklungen, insbesondere in der römischen Rhetorik, aus systematischer Sicht als Rückschritt. Einige der dafür verantwortlichen Faktoren lassen sich isolieren und gleichzeitig als Gliederungselemente zur Darstellung der an zahlreichen unterschiedlichen Stellen

des rhetorischen Systems abgehandelten Argumentationslehre nutzen. Die drei in dieser Hinsicht wichtigsten Faktoren sind:

(a) Die systematischen Gliederungsdimensionen der Rhetorik, die bei Aristoteles bereits überwiegend vorhanden, jedoch nicht werkdominierend sind (insb. die *genera causarum*, die *officia oratoris* und die *partes orationis*), werden in weiten Teilen der römischen Rhetorik zum beherrschenden Aufbauprinzip der Lehrschriften. Sie werden in der Regel einander hierarchisch nachgeordnet und führen so zu einer Gliederung der Werke, die die vollständige Darstellung der komplexen Beweis- und Argumentationslehre zusammenhängend und an einem Ort nicht mehr ermöglicht. Da in ihr sowohl heuristische als auch gliederungsbezogene und teilweise sogar elokutionäre Elemente enthalten sind, die jedoch gleichzeitig ihre ganze Systematik noch nicht umfassen, werden ihre Teile entsprechend verstreut und unter unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet. Die wichtigsten davon sind die Abhandlungen über den argumentativen Teil der Rede (*argumentatio* bzw. *confirmatio* und *confutatio*/*refutatio*), über Arten und Aufbau von Argumentationsschemata (bes. Enthymem und Epicheirem), über Beweisgründe und Formen der Argumentation (z. B. Zeichen, Beispiel und deduktives Argument), über die Auffindung von Argumenten (Topoi bzw. loci-Listen) sowie über deren Abfolge. Hinzu treten die bei Aristoteles bereits angelegten sprachlichen Aspekte des Enthymems als Stilmittel.

(b) Die vollständige Entwicklung und Ausformulierung der Stasislehre durch Hermagoras von Temnos (2. Jh. v. Chr.) bietet ein rivalisierendes Gliederungsprinzip für Rhetoriklehrschriften, das die komplexe hierarchische Aufteilung nach den genera, officia und partes in der Regel zusätzlich erweitert. Da die gesamte Stasislehre und die an sie meist angeschlossene spezielle Topik ebenfalls Teil der Beweis- und Argumentationslehre sind, führt diese Entwicklung zu einer weiteren Zergliederung (Hoppmann 2008).

(c) Die in der voraristotelischen und aristotelischen Rhetorik bereits vorhandene Mehrdeutigkeit des Begriffs Topos bzw. *locus* kommt in der römischen Rhetorik voll zum tragen. Eine Folge davon sind die sich teilweise überlappenden, aber nicht immer klar gegeneinander abgegrenzten Behandlungen zu den Topoi/*loci* als (i) Suchformeln nach unterschiedlichen Systematiken, (ii) Argumentationsschemata oder (iii) fertige rhetorische Versatzstücke. Entsprechend ihren Funktionen finden sich diese Abhandlungen zum Teil an deutlich unterschiedlichen Plätzen im rhetorischen System.

Wie Aristoteles im dritten Buch der *Rhetorik* identifizieren auch die lateinischen Rhetoriktheoretiker einen dominant argumentativen Redebereich, die *argumentatio*, den die Mehrheit von ihnen jedoch untergliedert in einen beweisenden Redeteil, die *confirmatio* (*Rhet. Her.,* 1,18−2,46; Cic. *De Inv.*, 1,34−77; Cic. *part.,* 34−43) bzw. *probatio* (Quint. *Inst. or.,* 5,1−5,12; vgl. a. 3,9,1) und einen widerlegenden, die *confutatio* (*Rhet. Her.*, 1,18−2,46), *reprehensio* (Cic. *De Inv.*, 1,78−96; Cic. *part.*, 44) bzw. *refutatio* (Quint. *Inst. or.*, 5,13), in denen der Großteil der Beweis- und Argumentationslehre behandelt wird. Innerhalb dieser Abhandlungen sind vier Teilbereiche oder Herangehensweisen zu unterscheiden, die jedoch überwiegend deutliche Schnittbereiche aufweisen. So befasst sich ein Teil der Argumentationslehre mit den grundlegenden Arten von Beweisen und Argumentationsformen, die der Redner verwenden kann. Systematisch an zweiter Stelle steht dann die Untersuchung der Argumentationsheuristik und der dazugehörigen Topoi- bzw. *loci*-Listen, also der praktischen Findung von Argumenten für den einzelnen Fall. Der Ausführung dieser Argu-

mente widmen sich die Abhandlungen zu Argumentationsschemata und -strukturen, die zwar systematisch einen Teilbereich der allgemeinen Argumentationslehre bilden, jedoch in der Regel umfangreich als eigener Komplex behandelt werden. Schließlich wird, wie in der voraristotelischen Rhetorik bereits angelegt (vgl. Kraus 1994, 1201 ff.), das Enthymem auch unter elokutionären Gesichtpunkten an anderer Stelle behandelt.

2.2. Beweisgründe und Formen der Argumentation in der lateinischen Rhetorik

Die beiden ergiebigsten systematischen Lehrschriften der lateinischen Rhetorik für eine grundlegende Untergliederung der Beweisgründe sind Ciceros *De Inventione* und Quintilians *Institutio oratoria*. Cicero behandelt die positiven Beweisgründe in zweifacher Hinsicht. Zum einen unterscheidet er die Arten der Beweisführung in Hinsicht auf ihren Verbindlichkeitsgrad zwischen *necessarius* (notwendig) (Cic. De Inv., 1,44−45) und *probabile* (glaubwürdig) (1,46−49). Ersteres wird untergliedert in *complexio* (Aufbau eines zwingenden Dilemmas), *enumeratio* (Eliminierung aller anderen Alternativen als Beweis für die verbleibende) und *conclusio* (Aufzeigen einer logischen Notwendigkeit). Probabile wird weiter unterschieden in *signum* (bekräftigendes Indiz), *credibile* (begründete allgemeine Annahme), *iudicatum* (vorangegangenes Urteil bzw. die Äußerung einer religiösen, moralischen oder politischen Autorität) und comparabile (vergleichendes Bild, Gleichnis oder Beispiel). Zum anderen untergliedert er die Formen der Beweisführung auch nach ihrer logischen Vorgehensweise in *inductio* (Aufbau einer Argumentation durch Parallelstellung mehrerer Einzelfälle) und *ratiocinatio* (Schlussfolgerung). Diese Unterteilung erinnert an Aristoteles' grundlegende Unterscheidung zwischen rhetorischer Induktion und Deduktion, differiert inhaltlich jedoch deutlich. So scheint für Cicero der paradigmatische Fall der *inductio* kein einzelnes Beispiel, sondern eine umfangreiche Beispielreihe zu sein, die damit eher dem aristotelischen beispielbasierten Enthymem ähnelt als dessen rhetorischer Induktion, und unter Ciceros *ratiocinatio* wird keine Enthymemik vorgestellt, sondern die Elemente und unterschiedlichen Ausbaustufen des Epicheirems.

Zu diesen beiden Untergliederungen der positiven Beweislehre tritt als drittes Element in *De Inventione* noch eine umfangreiche Taxonomie der Widerlegungen im Rahmen der reprehensio, in der vor allem zwischen Angriffen auf das vorgelegte Argument (Zugeständnisse verwehren, Relevanz negieren oder Fehler aufzeigen) und unabhängigen Gegenargumenten unterschieden wird (Cic. *De Inv.*, 1,78−97).

Als eine Art Synthese aus den Lehren Aristoteles' und Ciceros kann Quintilians dreiteiliger Aufbau der Argumentationslehre in der *Institutio oratoria* verstanden werden. Dieser unterscheidet nach einer detaillierten Behandlung der untechnischen Beweismittel zwischen drei Formen der Argumentation, den *signa* (Anzeichen, *Inst. or.*, 5,9), *argumenta* (schlussfolgernde Argumente, *Inst. or.*, 5,10) und exempla (Beispiele, *Inst. or.*, 5,11). Quintilians Gliederung ist offenkundig an Cicero angelehnt, unterscheidet sich jedoch durch die Herausnahme der Anzeichen aus den schlussfolgernden Argumenten, die Quintilian mit der großen Nähe der *signa* zu den untechnischen Beweismitteln und ihrem andersartigen logischen Status rechtfertigt (*Inst. or.*, 5,9,1 f.). Eine weitere Differenz zu Cicero ist Quintilians auffällig weite Definition von *argumenta*: „Mit diesem Namen wollen wir alles umfassen, was die Griechen *enthymemata, epicheiremata* und

apodeixeis nennen, wenn auch bei ihnen zwischen diesen Benennungen ein gewisser Unterschied besteht, auch wenn die Bedeutung etwa auf dasselbe hinausläuft“ (Quint. *Inst. or*., 5,10,1; übers. v. Rahn). Mit beiden Veränderungen entfernt sich Quintilian noch weiter als Cicero von Aristoteles’ Primäruntergliederung der Beweismittel in induktives Beispiel und deduktives Enthymem. Gleichzeitig nähert er sich damit erkennbar dessen Sekundäruntergliederung innerhalb des Enthymems (vgl. 1.3.). Zieht man in Betracht, dass Quintilian *signa* weiter differenziert in zwingende Indizien (*tekmêria*) und nicht zwingende Anzeichen (*semeía*) und außerdem Ciceros Verständnis vom Beispiel primär als umfangreiche Induktionsreihe beibehält, so stimmen drei von vier Teilen in der *Institutio* mit den entsprechenden Quellen des Enthymems in Aristoteles’ *Rhetorik* (1357a32 ff.; 1402b14 ff.) sogar terminologisch überein. Während bei Aristoteles jedoch die vierte Quelle das Wahrscheinliche (*eikós*) mit der darin enthaltenen Topik ist, steht dafür bei Quintilian die ähnlich weite, aber erkennbar anders akzentuierte Gruppe der *argumenta*. Trotz dieses deutlichen Unterschiedes und Quintilians Behauptung, das (mittlerweile auf eine bloße Struktur verengte) Enthymem im Bereich der *argumenta* zu behandeln, legt die offensichtliche Parallele zwischen den beiden Untergliederungen die Vermutung nahe, dass es in der lateinischen Rhetorik zu einer weitgehenden Verengung der kunstgemäßen Beweismittel auf die deduktiven Argumente gekommen ist und das Vergleichsgegenstück zum aristotelischen Enthymem damit nicht mehr in den mit diesem Titel überschriebenen Abschnitten zu suchen ist, sondern im gesamten Komplex der *probationes artificiales*.

2.3. Argumentationsheuristik und Topoi/loci in der lateinischen Rhetorik

Einen der wichtigsten Kernbereiche der systematischen lateinischen Schulrhetoriken machen die zahlreichen Argumentationsheuristiken aus. Sie folgen einer Reihe von unterschiedlichen Organisationsstrukturen und Ansätzen und sollen es dem Redner ermöglichen in der jeweiligen Situation einfach eine große Anzahl von Argumenten für seine Seite zu finden. Diese Topiken oder *loci*-Listen, von denen nicht selten mehrere Arten in einem Werk vorgestellt werden, lassen sich im wesentlichen nach zwei Kriterien ordnen, ihrem Abstraktionsgrad und ihrem Aufbauprinzip. Der Archetyp der abstrakten Topik ist dabei Aristoteles’ gleichnamige Schrift, in welcher die einzelnen Topoi nach systematischen Gesichtspunkten geordnet dargestellt werden und im Prinzip den gesamten Bereich der Rhetorik und Dialektik mit allen möglichen Fällen abdecken (vgl. Punkt 1.3.). Am anderen Extrem dieses Spektrums finden sich die ebenfalls als Topoi bzw. loci bezeichneten materialen Versatzstücke, die ohne maßgebliche Modifikation in Reden zu bestimmten Themen eingefügt werden können und besonders zur Steigerung und als elokutionäres Mittel dienen, mit der Beweis- und Argumentationslehre im engeren Sinn jedoch nur noch wenig zu tun haben (vgl. Arist. *soph. el*., 184a2 ff.; Quint. *Inst. or*., 5,10,20 ff.; Coenen 2001, 398 ff.). Der Vorteil der abstrakten Topoi besteht dabei in ihrer fallunabhängigen Systematik, die jedoch einer jeweiligen praktischen Konkretisierung durch den Redner bedarf, während der Vorteil der fertigen Versatzstücke vor allem in ihrer sofortigen Einsetzbarkeit besteht, die jedoch schnell zu Klischees und Eintönigkeiten führen kann. Eine Entsprechung zur aristotelischen *Topik* gibt es in der lateinischen Rhetorik nicht, systematisch am nächsten ist ihr die *Topica* Ciceros in dem Versuch, eine umfassende Argumentationsheuristik zu geben. Die wichtigsten lateinischen Rhetoriken konzentrieren sich jedoch in der Beweislehre auf den mittleren Bereich in diesem Spektrum und

geben weitgehend abstrakte Topiken für spezifische Situationen an. Diese lassen sich nach ihrem Aufbauprinzip ordnen, überschneiden sich jedoch häufig oder werden in einem allgemeinen Systematisierungsversuch ineinander geschachtelt. Die wichtigsten Gruppen dieser Argumentationsheuristiken sind (a) allgemeine Topiken nach logischen oder dialektischen Prinzipien, (b) gattungsspezifische Topiken (insbesondere für das *genus iudiciale*) und (c) *res-persona*-Topiken (vgl. Lausberg 1990, § 356).

(a) In den allgemeinen Topiken wird der Redner angehalten, den spezifischen Fall und seine Teile nach seinen systematischen Aspekten (wie Definition, Gegenteil, Ursache, Folge etc.) zu analysieren und so die notwendigen Argumente zu generieren. Das prominenteste Beispiel für diese Art von Systematik findet sich in Ciceros *Topica* (8 ff.), kürzer aber auch in seinen *Partitiones Oratoriae* (5 ff.) und *De oratore* (2,163−173).

(b) Die wichtigste Art der gattungsspezifischen Topiken sind die Spezialtopiken zum *genus iudiciale*, die üblicherweise dem Grundaufbau der jeweiligen Statuslehre des Autors folgen. Hier werden für jeden Status separat die möglichen Argumentationsfelder aufgelistet und teilweise weiter untergliedert. Da die resultierenden Topiken in der Regel nur im ersten Streitpunkt maßgeblich detaillierter aufgebaut sind als die entsprechende Statuslehre, birgt diese Vorgehensweise häufig die Gefahr der Redundanz. Die wichtigsten Beispiele für diese Art von Argumentationsheuristik in der lateinischen Rhetorik bieten Cicero (*De Inv.*, 2,14−154), der Auctor ad Herennium (*Rhet. Her.*, 2,2−26) sowie Quintilian (*Inst. or.*, 7,2−9).

(c) Die bekanntesten lateinischen Argumentationsheuristiken sind ein Spezialfall der allgemeinen Topiken und gliedern das argumentative Feld in die Aspekte, die sich allgemein für oder gegen Personen (*persona*) oder Dinge (*negotia* bzw. *res*) aussagen lassen. Hierbei sind die *loci a persona* in der Regel einfacher und konkreter als die *loci a re*, da die zweite Gruppe stärker durch Elemente der allgemeinen Topik beeinflusst ist. Quintilian unterscheidet die *loci a persona* (*Inst. or.*, 5,10,23−31) in *genus* (Abstammung), *natio* (Volksstamm), *patria* (Vaterland), *sexus* (Geschlecht), *aetas* (Alter), *educatio et disciplina* (Erziehung und Bildung), *habitus corporis* (Körperbeschaffenheit), *fortuna* (Glücksgüter), *condicionis distantia* (soziale Stellung), *animi natura* (Wesensart), *studia* (Beschäftigung), *adfectio* (Eindruck), *ante acta dictaque* (führe Taten und Reden), *commotio* (Gemütsbewegungen) und *nomen* (Namen) und gibt für die *loci a re* (*Inst. or.*, 5,10,32−110) eine sehr viel umfangreichere und dennoch nach eigenen Angaben unvollständige Liste (*Inst. or.*, 5,10,100 ff.), gegliedert in *causa* (Grund), *locus* (Ort), *tempus* (Zeit), *facultas* (Möglichkeit), *modus* (Art und Weise), sowie *finitio* (Definition), *simile* (Ähnlichkeit), *comparatio* (Vergleich), *fictio* (Hypothetisches) und *circumstantiae* (Umstände) und bietet damit eine ähnliche Aufstellung an wie zuvor Cicero in *De Inventione* (1,34−43). Mit Hilfe dieser Listen soll es einem Redner ermöglicht werden, zum vorliegenden Fall schnell eine große Anzahl möglicher Argumente zu finden.

2.4. Argumentationsschemata und -strukturen in der lateinischen Rhetorik

In der lateinischen Rhetorik verschiebt sich der Fokus bei den Argumentationsschemata von der Betrachtung der grundlegenden Funktionsweise, die die zentrale Rolle bei Aris-

toteles einnimmt, hin zu reinen Abhandlungen über die Art, Anzahl und Benennung der Glieder einer vollständigen oder möglichst guten Argumentation. Die Bezeichnung dieser Strukturen wechselt dabei regelmäßig und kulminiert in der zitierten Ansicht Quintilians, bei Enthymem, Epicheirem und Apodeixis handele es sich im Wesentlichen um dasselbe (Quint. *Inst. or.*, 5,10,1). So konzentrieren sich der Auctor ad Herennium ebenso wie Cicero und Quintilian in diesem Bereich der argumentatio hauptsächlich auf die Darstellung der ihrer Meinung nach jeweils besten Grundstruktur der Argumentation. Hierbei votieren sowohl der Auctor ad Herennium als auch Cicero für einen fünfteiligen Aufbau als vollständige Grundstruktur, ihre jeweiligen Elemente unterscheiden sich jedoch merklich. Während Ciceros (*De Inv.* 1,67) fünfteilige *ratiocinatio* eine erkennbar syllogistische Struktur hat, in der der Obersatz (*propositio*) durch einen Beweis (*approbatio*) verstärkt wird und so zusammen mit dem Untersatz (*assumptio*) und dessen Beleg (*assumptionis approbatio*) zur Konklusion (*complexio*) führt, bietet der Auctor (*Rhet. Her.*, 2,28) eine logisch wesentlich lockerere Struktur aus Behauptung (*propositio*), Begründung (*ratio*), Bekräftigung (*rationis confirmatio*), Ausschmückung (*exornatio*) und Zusammenfassung (*conplexio*), die mit dem am Syllogismus orientierten Modell weniger zu tun hat als mit Ciceros einführender Darstellung seiner Vorgänger (d. h. in *summa*, *propositio*, *assumptio*, *approbatio* und *complexio*, *De Inv.*, 1,58 f.). Wiederum gemein ist beiden Autoren, dass sie diese fünfteiligen Strukturen nicht unter allen Umständen für notwendig halten und im Anschluss an das vollständige Modell zahlreiche Rumpfformen vorstellen (Cic. *De Inv.*, 1,70–75; *Rhet. Her.*, 2,30).

Ausdrücklich gegen diese Modelle geht Quintilian (*Inst. or.*, 5,14,6 ff.) von einer nur dreiteiligen Struktur des *Epicheirems* aus *intentio*, *adsumptio*, und *conexio* aus. Dieses unterscheidet sich inhaltlich kaum von Ciceros Struktur und fasst lediglich die Vordersätze und ihre jeweiligen Begründungen zusammen. Zwar wird auch die Ausschmückung als mögliche Beifügung zu einem dieser Elemente berücksichtigt, die folgende Diskussion zum Vergleich zwischen Epicheirem und Syllogismus (*Quint. Inst. or.*, 5,14,14–19) macht jedoch deutlich, dass Quintilian das Epicheirem als rhetorischen Syllogismus mit entsprechender Struktur versteht und damit Cicero deutlich näher steht als dem Auctor ad Herennium. Gleichzeitig rückt das Epicheirem bei Quintilian damit auch sehr nah an das Enthymem, das mittlerweile primär durch seine verkürzte Struktur und stilistischen Elemente definiert wird (vgl. *Inst. or.*, 5,14,24–26).

2.5. Elokutionäre Aspekte der Argumentation

Im Grenzbereich zwischen Beweislehre und reinem Redeschmuck befinden sich die elokutionären Behandlungen der zentralen Teile der aristotelischen Argumentationslehre, des Enthymems und des Beispiels. Während in Aristoteles' *Rhetorik* nur Reste des voraristotelischen primär stilistischen Verständnisses von Enthymem erkennbar sind, finden sich Enthymem und Beispiel in der lateinischen Rhetorik auch als reine Stilmittel wieder. Beispielhaft hierfür sind die Abschnitte über *contrarium* und *exemplum* in der *Rhetorica ad Herennium* (*Rhet. Her.*, 4,25 f.; 62). Hier wird das Enthymem als Stilmittel, in welchem zwei Gegensätze miteinander kontrastiert werden, beschrieben und das Beispiel dem Redner zur konkreteren Darlegung und bildlichen Beschreibung empfohlen. Die Behandlung zentraler Begriffe der Argumentationslehre an so verschiedenen Stellen im rhetorischen System zeigt nicht nur deren begriffliche Vielschichtigkeit, sondern auch die

Tatsache, dass die Lehre vom Beweis als Herzstück der überzeugenden Rede sich als komplexe Theorie der strikten Einordnung in eine übersystematisierende Lehrbuchstruktur häufig entzieht.

3. Literatur (in Auswahl)

Aristoteles (1976): Ars Rhetorica. Hrsg. v. Rudolf Kassel. Berlin.
Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. u. erl. v. Christof Rapp. 2 Bde. Berlin.
Aristoteles (2004): Topik. Übers. u. komm. v. Tim Wagner u. Christof Rapp. Stuttgart.
Auctor ad Herennium (1998): Rhetorica ad Herennium. Hrsg. u. übers. v. Theodor Nüßlein. 2. Aufl. Düsseldorf/Zürich.
Bons, Jeroen (2002): Reasonable Arguments before Aristotle. The Roots of the Enthymeme. In: Frans H. van Eemeren/Peter Houtlosser (eds.): Dialectic and Rhetoric. Dordrecht u. a., 13–27.
Braet, Antoine C. (1999): Aristotle's Almost Unnoticed Contribution to the Doctrine of Stasis. In: Mnemosyne 52, 408–435.
Burnyeat, Myles F. (1996): Enthymeme. Aristotle on the Rationality of Rhetoric. In: Amélie Oksenberg Rorty (ed.): Essays on Aristotle's Rhetoric. Berkeley u. a., 88–115.
Cicero (1981): De Oratore. Übers. u. hrsg. v. Harald Merklin. 2. Aufl. Stuttgart.
Cicero (1993): Topica. Hrsg. u. übers. v. Karl Bayer. München/Zürich.
Cicero (1994): Partitiones Oratoriae. Übers. u. hrsg. v. Karl u. Gertrud Bayer. Darmstadt.
Cicero (1998): De Inventione. Hrsg. u. übers. v. Theodor Nüßlein. Düsseldorf/Zürich.
Coenen, Hans Georg (2001): Locus communis. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 398–411.
Conley, Thomas M. (1984): The enthymeme in perspective. In: Quarterly journal of speech 70, 168–187.
Cope, Edward Meredith (1970): An Introduction to Aristotle's Rhetoric. Hildesheim/New York. (Repr. d. Ausg. London/Cambridge 1867)
Grimaldi, William M. A. (1980): Aristotle, rhetoric I. A commentary. Bd. I. New York.
Hoppmann, Michael (2008): Argumentative Verteidigung. Grundlegung zu einer modernen rhetorischen Statuslehre. Berlin (neue rhetorik, 5).
Knape, Joachim/Thomas Schirren (Hrsg.) (2005): Aristotelische Rhetoriktradition. Stuttgart (Philosophie der Antike, 18).
Kraus, Manfred (1994): Enthymem. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 2, 1197–1222.
Lausberg, Heinrich (1990): Handbuch der literarischen Rhetorik. 3. Aufl. Stuttgart.
Liu, Yameng (1991): Aristotle and the Stasis Theory. A Re-examination. In: Rhetoric Society Quarterly 21, 53–59.
Martin, Josef (1974): Antike Rhetorik. Technik und Methode. München.
Marx, Friedrich (1968): Aristoteles' Rhetorik. In: Rudolf Stark (Hrsg.): Rhetorika. Schriften zur aristotelischen und hellenischen Rhetorik. Hildesheim, 36–123.
McBurney, James H. (1994): The Place of the Enthymeme in Rhetorical Theory. In: Edward Schiappa (ed.): Landmark essays on classical Greek rhetoric. Davis, 169–190 (Repr. v. Speech Monographs 3 (1936), 49–74).
Quintilian (1995): Ausbildung des Redners. Übers. u. hrsg. v. Helmut Rahn. 2 Bde. 3. Aufl. Darmstadt.
Schirren, Thomas/Gert Ueding (Hrsg.) (2000): Topik und Rhetorik. Tübingen.
Sprute, Jürgen (1982): Die Enthymemtheorie der aristotelischen Rhetorik. Göttingen.

Michael Hoppmann, Boston (USA)

36. Rhetorik des Affekts (Pathos)

1. Einführung: Begriffsdifferenzierungen und Forschungslage
2. Ethos – Pathos – Logos: Das rhetorische Kommunikationsmodell
3. Ethos und Pathos in Rom: schwächere und stärkere Affekte
4. Emotionalität als Kern der Rhetorik
5. Emotionale ‚Authentizität' als Voraussetzung affektiver Überzeugungsstrategien
6. Emotionalität, Text, Performanz: Figurenlehre und körperliche Beredsamkeit
7. Emotionalität und Rationalität als Elemente persuasiver Kommunikation: Perspektiven aktueller Forschung
8. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Affects are an indispensable part of the persuasion process. For Quintilian, this is the ability of a speaker to exert an influence on the emotions of the audience, even the culmination of his/her rhetorical artistry. Emotions are covered by various sectors of the rhetorical system. They play a decisive role within the category of pathos, i. e., of evidence that targets the audience, but also through the construction of ethos, standing for the speaker's image. Often, pathos and ethos are distinguished by the scheme of stronger or weaker affects. One major pre-requisite for the speaker's success is that the audience should not realize the persuasive intention of the speaker; speakers need to be 'authentic', when they want to persuade. In order to generate authenticity, rhetoric relied on an important technique – self-affectation. The theory of figures of thought (tropes) and speech is the systematic field to describe the textual representation of emotions as well as of body language eloquence, i.e. mimic and gestures. However, in traditional occidental philosophy, emotions were often devalued in favor of logics and rationality. Only the cognitive turn *of the past decades could open up our view that emotion and cognition do not represent contrastive poles but are closely interlinked. This is why current persuasion research has turned its major focus on the functions of emotional components within the persuasion processes.*

1. Einführung: Begriffsdifferenzierungen und Forschungslage

Das für diesen Artikel einschlägige terminologische Feld umfasst mit Begriffen wie *Affekt*, *Emotion*, *Gefühl* und *Passion* einige der schillerndsten Termini der europäischen Geistesgeschichte: Sie berühren unterschiedlichste Disziplinen (Philosophie, Rhetorik, Dichtungstheorie, Psychologie, Medizin u. a.), unterliegen divergenten – positiven wie negativen – Wertungen, weisen eine sehr komplexe Begriffsgeschichte auf und haben deshalb einen erheblichen Grad an interpretatorischer Unschärfe und Kontextabhängigkeit (Historisches bei Vögtle 1950; Meyer-Kalkus 1989; Kraus 2003; in einem weiteren Verständnis von *Emotionen* auch Oatley 2004). Der heute in der Psychologie – und immer mehr auch in den Kultur- und Humanwissenschaften – verwendete übergreifende Begriff für diese Phänomene ist *Emotion* (Oatley 1992, 17). Dabei unterscheidet man

einerseits *Emotionen* von den innerlichen *Gefühlen*, die intersubjektiv nicht verfügbar sind und sich der wissenschaftlichen Beschäftigung entziehen, andererseits die starken und kurzfristig wirksamen *Emotionen* von eher langfristigen *Stimmungen* (engl.: *moods*; Oatley 1992, 22–24). Als grundlegende Emotionen (sog. *Basisemotionen*) werden häufig Freude, Ärger, Furcht, Trauer, Ekel und Überraschung angesehen (Meyer/Horstmann 2006, 234).

Die Theorie der Rhetorik, um die es im Folgenden ausschließlich geht, hat das weite Feld der *Emotionalität* traditionell in zwei Bereiche unterteilt, nämlich in das *Pathos* einerseits, das sich auf heftigere und temporär beschränkte Emotionen wie Zorn oder Wut bezieht, und das *Ethos* andererseits, das sanftere Emotionen von größerer zeitlicher Dauer und Konstanz (also im Sinne einer stabilen Charaktereigenschaft einer Person) bezeichnet. Das Pathos wird konventionell durch die Metaphern des Blitzes (Plett 1975a, 27; Ps.-Longin: *Peri hypsus* 34,4; Quintilian: *Institutio oratoria* XII,10,65), des Sturms (Quint. *Inst. or.* XII,10,64) und des reißenden Stroms (Quint. *Inst. or.* XII,10,61; Ps.-Longin 35,4) symbolisiert. Sie stehen für die plötzliche und gewaltvolle Macht pathetischer Rede (Lausberg 1960, §§ 1079 3 d). Im Bereich der körperlichen Beredsamkeit (vgl. Art. 37 in diesem Band) existiert analog die Differenzierung von Mimik/Gestik und Physiognomik.

Das Pathos wird im rhetorischen Kommunikationsmodell auf der Seite der Zuhörer (Adressaten), das Ethos auf der Seite des Sprechers/Kommunikators angesiedelt. Vom bloßen (inneren) *Gefühl* unterscheidet sich das Pathos dadurch, dass es sich notwendig körperlich oder sprachlich manifestiert, also zum Zeichen wird, dessen Verwendung dem strategischen Kalkül des Redners, seiner Intentionalität, folgt. Hierin liegt die Bedeutung des Pathos-Begriffs für die Rhetorik: Die Wirkung, die Affekte in der Umwelt (d. h. bei anderen Menschen) auslösen – z. B. Mitleid – versucht sich die Rhetorik zu Nutze zu machen, um durch Erregung (aber auch Abschwächen) von Emotionen kalkulierte Effekte zu erzielen, welche die Überzeugungskraft der vom Redner vertretenen Sache im Publikum stärken oder erst herstellen. Gleiches gilt für das Image des Redners (die Ethos-Kategorie im Sinne des Aristoteles), bei der neben kognitiven Aspekten emotionale Komponenten eine wichtige Rolle spielen, etwa im Falle einer kalkulierten Erzeugung von Glaubwürdigkeit durch den Redner, bei der emotionale Komponenten bedeutend sein können (Dockhorn 1968, 57 f.). Zentral ist in allen Fällen, dass der Redner das Wissen über Emotionalisierbarkeit für seine Persuasions-Intention operationalisierbar machen muss: Die rhetorische Kunstlehre geht davon aus, dass der Redner die – eben nur scheinbar ‚irrationalen' – Emotionen prinzipiell beherrschen und zu seinem Vorteil verwenden kann. Das bezieht sich auf Techniken der Affekterregung im Redner selbst, der nach Ansicht der antiken Theoretiker nur in einem emotionalen Zustand seine Zuhörer emotional überzeugen kann, wie beim Zuhörer, dessen günstige emotionale Einstellung (heute als *attitude* bezeichnet) eine zentrale Voraussetzung für das Gelingen des Persuasionsaktes ist. Diese Fähigkeit, andere durch den strategischen Einsatz von Emotionen zu überzeugen, wird in der rezenten Psychologie zur *Emotionalen Intelligenz* (EQ) gerechnet (Goleman 1997).

Unabhängig von dem in der Rhetorik akkumulierten anthropologischen Wissen über die Emotionen hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten innerhalb der Psychologie und Kognitionswissenschaft eine *affective science* (vgl. Davidson/Scherer/Goldsmith 2003) herausgebildet, die Emotionen zum Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung macht. Neuerdings hat man sogar von einem *emotional turn* (Anz 2006) in den Human- und

Kulturwissenschaften gesprochen, um die Flut von Publikationen zum Themenkomplex *Emotionen/Emotionalität* angemessen zu bezeichnen. Die in der Geschichte häufig marginalisierten und – gegenüber dem Bereich von Kognition und Rationalität – epistemologisch inferiorisierten Emotionen sind dadurch als Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung rehabilitiert und sogar regelrecht nobilitiert worden. Eine explizite Beziehung zu Tradition und Theorie der Rhetorik hat man dabei bislang kaum hergestellt.

2. Ethos – Pathos – Logos: Das rhetorische Kommunikationsmodell

Aristoteles bestimmt als Gegenstandsbereich der Rhetorik strittige Fragen allgemeinen Charakters, bei denen es keine einfachen und eindeutigen Antworten gibt (Aristoteles: *Rhetorik* I,2,12). Kann der Zuhörer nicht alleine auf rationale Erwägungen bauen, um eine Entscheidung zu rechtfertigen, dann kommt dem Vertrauen, das er dem Ethos des Redners gegenüber aufbringt, eine Schlüsselrolle zu (vgl. Garver 1984):

> Den Anständigen glauben wir nämlich eher und schneller, grundsätzlich in allem, ganz besonders aber, wo es eine Gewißheit nicht gibt, sondern Zweifel bleiben (Arist. *Rhet.* I,2,4).

Für Aristoteles ist die Integrität des Redners selbst ein wichtiges Beweismittel (Arist. *Rhet.*I,2,7). Sein glaubwürdigkeitserzeugendes Ethos beruht auf drei Ursachen: Einsicht (*phronesis*), Tugend (*arete*) und Wohlwollen (*eunoia*) (Arist. *Rhet.* II,1,5). Aristoteles bezieht also kognitive ebenso wie affektbasierte Attribuierungen in sein Rednerkonzept ein. Bewusste Abweichungen von diesen Charaktereigenschaften sind eine Täuschung, die prinzipiell möglich ist (und vielleicht sogar im strategischen Interesse des Redners liegt). Wie überall in der *Rhetorik*, so bezieht er auch an dieser Stelle in der Frage nach der Ethik der Rhetorik keine klare Position. Cicero und Quintilian setzen hier an: Cicero glaubt, dass das Ethos des Redners dann besondere Kraft entfaltet, wenn die Sittlichkeit des Redners real ist, doch sie lässt sich, wenngleich dies schwieriger ist und häufiger scheitert, auch bewusst (d. h. kunstvoll) konstruieren (Cicero: *De oratore* II,182). Dies führt zum Problem der Simulation und Verstellung (*simulatio/dissimulatio*) der Affekte, die in der Rhetorik als prinzipiell beherrschbar angesehen werden. Auf Textebene dienen rhetorische Figuren (vgl. Abschnitt 6 dieses Artikels) der bewussten Generierung von Affekten. Ps.-Longin etwa empfiehlt das Hyperbaton, also die Trennung der syntaktisch normalen Abfolge zweier Wörter durch Einschalten eines dritten, zur Konstruktion eines leidenschaftlich wirkenden Textes: Es besteht in einer „von der natürlichen Reihenfolge abweichenden Anordnung der Ausdrücke und Gedanken; in ihm prägt sich gleichsam die heftige Leidenschaft am besten aus“ (Ps.-Longin 22,1). Redner ahmen also die Natur nach (*mimesis*) und erzielen auf diese Weise identische Wirkungen: „Die Kunst [*techne*] nämlich ist dann vollkommen, wenn sie Natur zu sein scheint, die Natur wiederum erreicht ihr Ziel, wenn sie unmerklich Kunst in sich birgt“ (Ps.-Longin 22,1; zentral auch 17,1–3). Die Simulation von Affekten durch Kunstmittel ist nach Auffassung der antiken Theoretiker das zentrale Prinzip der Rhetorik, die ostentativ als Kunstlehre verstanden wird: Bei Aristoteles heißt es entsprechend, dass „der Redner unauffällig ans Werk gehen und keinen gekünstelten, sondern einen natürlichen Eindruck erwecken“ (Arist.

Rhet. III,2,4) müsse. Das Überspielen der Trennlinie von Natur (*physis*/*natura*) und Kunst (*techne*/*ars*) in beide Richtungen (als Naturalisierung der Kunst ebenso wie durch Konstruktion von Natur mit Mitteln der Kunst) ist eine zentrale Kompetenz des Redners, die sich am Grenzfall der − gerade wegen ihrer Leidenschaftlichkeit schwer zu kontrollierenden − Affektrede zeigen muss.

Aristoteles' *Rhetorik*, das erste theoretisch reflektierte Rhetoriklehrbuch, weist eine insgesamt ambivalente Einstellung zur Rolle der Affekte auf (Solmsen 1938; Wörner 1981; Wisse 1989; ideengeschichtliche Hintergründe bei Fortenbaugh 1970): Einerseits kritisiert Aristoteles an den zeitgenössischen Rhetoriken, dass dort nicht die auf den Intellekt bezogenen Überzeugungsmittel, sondern nur die bloßen Techniken der Affekterregung abgehandelt würden (Arist. *Rhet.* I,2,5). Sie beschäftigten sich mit Nebensächlichkeiten wie Verleumdung, Mitleid und Zorn, die aber nicht den Kern der Rhetorik ausmachten (Arist. *Rhet.* I,1,3−4). Andererseits sind in der *Rhetorik* Emotionen integraler Bestandteil rhetorischer Kommunikation; die „Gefühlsbeweise" (Dockhorn 1962, 181), wie man Ethos und Pathos auch bezeichnen kann, nehmen im zweiten Buch der *Rhetorik* breiten Raum ein.

Das Ziel der Rhetorik, die Persuasion der Zuhörer (vgl. Arist. *Rhet.* I,2,1), lässt sich durch drei Mittel erreichen, die ein Kommunikationsmodell aus Sender/Kommunikator, Botschaft und Empfänger bilden:

> Sie „sind zum einen im Charakter des Redners angelegt, zum anderen in der Absicht, den Zuhörer in eine bestimmte Gefühlslage oder Stimmung zu versetzen, zuletzt in der Rede selbst, indem man etwas nachweist oder zumindest den Anschein erweckt, etwas nachzuweisen" (Arist. *Rhet.* I,2,3; vgl. auch III,1,1).

Aristoteles unterscheidet also (1) *ethos* (Seite des Senders/Kommunikators), (2) *pathos* (Seite des Rezipienten/Empfängers) und (3) *logos* (Ebene der Botschaft, primär mit Blick auf enthymematische Strukturen). Die Überzeugungsmittel heißen *technisch* (bzw. *entechnisch*), weil sie zum Gebiet der *techne rhetorike* gehören. *Außertechnische Beweise* wie „Zeugen, Folterungen, Schriftsätze und dergleichen" gehören nicht dazu, weil sie nicht Teil der Rede sind (Arist. *Rhet.* I,2,2). Letztere sind aber für die Konstruktion des Ethos, bei dem es um die Glaubwürdigkeit des Redners im Sinne des heutigen *Image*-Begriffs geht, zentral.

Die Beschränkung der Beweismittel auf die rede-internen, *entechnischen* Aspekte in der aristotelischen *Rhetorik* hat bei den Interpreten bisweilen für Ratlosigkeit gesorgt (Jasinski 2001, 229 f.). Aristoteles möchte dadurch den Gegenstandsbereich der *techne rhetorike* möglichst präzise abstecken. Zeugen und Indizien zählen nach dieser disziplinär ‚engen' Sicht ebenso wenig zur Rhetorik wie die Biographie des Redners. Diese Elemente sind aber in der Redesituation präsent und tragen zur Erzeugung von Überzeugung bei. Die scharfe Grenzziehung, die Aristoteles in der *Rhetorik* aus systematischen Gründe einführt, wurde im Laufe der Geschichte aus pragmatischen Gründen aufgeweicht. Bei Cicero heißt es: „Gewinnen aber lassen sich die Herzen durch die Würde eines Menschen, seine Taten und das Urteil über seine Lebensführung" (Cic. *De or.* II,182). Für Quintilian ist das Ethos eine moralische Kategorie. Es kann sich in der Lebensführung des Redners, dem guten Leumund, ebenso wie in seinem liebenswürdigen Wesen zeigen, wie es in der Rede durch Vortrag und Gebärden zum Ausdruck kommt (Quint. *Inst. or.* VI,2,13). Seinen guten Ruf kann der Redner als emotionales Argument einsetzen, um für die Unschuld seines Mandanten zu argumentieren:

> Dadurch wird er vor allem seinen Prozeßreden dienlich sein, für die er durch seinen guten Namen Vertrauen gewinnt. Denn wer, während er redet, als ein schlechter Mann erscheint, der redet ganz gewiß schlecht. Denn er wirkt ja nicht, als wäre das recht, was er sagt, sonst müßte ja das *ethos* zum Vorschein kommen (Quint. *Inst. or.* VI,2,18).

Zentral wird der Gedanke von der Überzeugungskraft des Redner-Images sodann in der für die christliche Predigttheorie zentralen Abhandlung *De doctrina christiana* des Augustinus:

> Was aber das gehorsame Zuhören anbelangt, hat der Lebensstil des Redners ein größeres Gewicht als eine wie auch immer bedeutende Erhabenheit des Redestils (Augustinus: *De doctrina christiana* IV,59,151).

Das Ethos erscheint hier nicht als Konstruktion des Redners, sondern wird einem moralphilosophisch fundierten Aufrichtigkeitspostulat unterworfen, wie es für die Auseinandersetzung der Kirchenväter mit der Rhetorik insgesamt kennzeichnend ist. Es markiert eine Grenze für die Rhetorik.

Der Rezipienten-Seite ist das Pathos, also die eigentlichen Affekte, vorbehalten. Im zweiten Buch der *Rhetorik* des Aristoteles findet sich eine Typologie unterschiedlicher, nach Alter und Lebensumständen geordneter psychologischer Affekttypen (griech.: *ethe*; Arist. *Rhet.* II,12–17). Sie äußern sich in einer ihnen angepassten Ausdrucksweise. Ethos und Stil decken sich (Arist. *Rhet.* III,7,6):

> Wenn man also die zur Haltung passenden Wörter gebraucht, wird man eine individuelle Eigenart entwickeln, denn es sprechen der Bauer und der Gebildete wohl weder über dasselbe noch in derselben Weise (Arist. *Rhet.* III,7,7; analog Cic. *Or.* 81).

Für junge Menschen hält Aristoteles die Hyperbel für eine passende Figur (Arist. *Rhet.* III,11,15), denn diese zürnten häufig; er koppelt also spezifische affektische Ausdrucksformen an einzelne Charaktertypen.

Strukturell setzt das Pathos ähnlich an wie das Ethos: Es versetzt die emotionale Prädisposition des Zuhörers in einen Zustand, der dessen Urteilsfähigkeit im Sinne des Redners lenkt (vgl. Martinec 2003, 23 f.): „Denn ganz unterschiedlich treffen wir Entscheidungen, je nachdem, ob wir traurig oder fröhlich sind, ob wir lieben oder hassen“ (Arist. *Rhet.* I,2,5). Man kann dies als Heteronomisierung des Menschen bezeichnen. Eine kontextlose Kommunikation gibt es in der Rhetorik nicht, vielmehr sind die Stimmungen des Publikums als Ausgangsbasis für Schlussfolgerungen ebenso wichtig wie das Image des Redners im Sinne der Ethos-Kategorie (Arist. *Rhet.* II,1,2). Dies zeigt noch einmal die zentrale Rolle der Angemessenheit (*prepon*/*aptum*).

Die Überlegungen in der *Rhetorik* werden am Beispiel des Zorns und seines Gegenteils, der Sanftmut (Arist. *Rhet.* II,2–3), konkretisiert. Solche Gegensätze nach dem Muster von negativem und positivem Affekt strukturieren den Katalog der Basisemotionen im zweiten Buch der *Rhetorik*: Neben Zorn/Sanftmut werden Liebe/Hass, Furcht/Zuversicht, Scham/Frechheit, Dankbarkeit/Undank, Mitleid/Entrüstung sowie Neid/Ehrgeiz diskutiert (Arist. *Rhet.* II, 2–11). Der Kommunikator zielt darauf, durch seine Rede die Zuhörer in einen solchen Zustand zu versetzen, in dem sie für Zorn anfällig sind, um im Zuge bzw. in Folge dessen den Gegner während des Prozesses als jemanden zu zeichnen, über den es sich zu zürnen gebietet.

Aristoteles verhandelt im zweiten Buch sozialpsychologische Aspekte des Themas *Emotionalität* auf der Basis einzelner charakterlicher Alltagstypen, die für unterschiedliche Menschentypen in der Polis stehen, also „civic emotions" (Garver 1984, 108) konzeptualisieren. Aristoteles gibt im dritten Buch der *Rhetorik* wichtige Hinweise, wie dieses Wissen um Ethos und Pathos beim Verfassen eines Textes instrumentalisiert werden kann. Die dort aufgezeigten Verbindungen zu logischen und enthymematischen Textstrukturen werden in der Forschung allerdings unterschiedlich beurteilt (Wisse 1989, 22 f.; Kraus 2003, 693).

3. Ethos und Pathos in Rom: schwächere und stärkere Affekte

Ethos und Pathos wirken in der Praxis zusammen, weshalb sich die scharfen Grenzen im Verlauf der Rhetorikgeschichte auflösten (Kraus 2003, 695; insgesamt Gill 1984). Noch lange allerdings wirkt in den Rhetoriken die Ansicht des Aristoteles vom Beginn der *Rhetorik* (Arist. *Rhet.* I,1,3−5) nach, dass die emotionalen Beweise nur akzessorischen Charakter haben sollen: Das *probare* steht in der Tradition wertmäßig über dem *conciliare* und dem *movere*. In Ciceros Schrift *Partitiones oratoriae* werden die Sachbeweise als ‚direkte', die „Gefühlsbeweise damit als indirekte Beweise bezeichnet" (Dockhorn 1962, 181; siehe auch: Cicero: *Partitiones oratoriae* XIII, 46).

Ethos und Pathos werden in den römischen Theoriewerken, wie etwa Ciceros *De oratore* zeigt, als Abstufungen unterschiedlicher Emotionalitätsgrade verstanden: *Ethos* bezeichnet die sanfteren, *Pathos* die heftigeren Affekte (Cic. *De or.* II,185−216). Deren jeweiliger Einsatz ist durch das Thema, die am Prozess Beteiligten und den Redeteil bestimmt. Das sanftere Ethos hat die Funktion des *conciliare*, durch das der Redner das Publikum seiner Sache vor allem am Beginn der Rede (im *exordium*) geneigt macht, während das leidenschaftliche Pathos eher für den Schluss (*peroratio*) der Rede passt, in dem der Orator noch einmal die heftigen Emotionen im Zuhörer bewegen (*movere*) möchte. Die Affektstufen werden also im Kontext der Behandlung der Redeteile (*partes orationis*) diskutiert.

Wirkungsmächtig ist sodann die Koppelung von Stil und Emotion im Rahmen der Dreistillehre geworden, wie sie Cicero in seinem *Orator* präsentiert (Cic. *Or.* 69). Dies ist der zweite Ort im rhetorischen System, an dem die Affekte diskutiert werden. Die drei Redefunktionen *docere/probare* (das auf den Intellekt zielende Beweisen), *delectare* (Erfreuen) und *movere* (Bewegen) werden drei Stillagen zugeordnet: dem niederen (*genus subtile*), dem mittleren (*genus modicum*) und dem heftigen (*genus vehemens*) Stil, der Krönung rhetorischer Kunst (zur schwankenden Terminologie vgl. Lausberg 1960, §§ 1079−1082). Damit sind einerseits Ethos und Pathos aus dem Zusammenhang des aristotelischen Kommunikationsmodells gerissen, andererseits bringt Cicero sie mit Stiltypen zusammen, koppelt also die emotionale Funktion des Textes an kodifizierte sprachliche Register (Cic. *Or.* 29 und 97−99). Diese funktionale Dreistillehre ist bis ins 18. Jh. fast unverändert gültig. Sie hat u. a. die Dramenpoetik nachhaltig beeinflusst (vgl. die Lehre von der Ständeklausel), deren Zuordnung des mittleren Stils zur Komödie (und ihren ‚schwächeren' Affekten) und des heftigen Stils zur Tragödie (mit ihren ‚schweren' Affekten wie dem Leid) auf solche antiken Theorien zurückgehen (vgl. schon Quint. *Inst. or.* VI,2,20).

Anders als die auf den römischen Theoriesektor beschränkte Dreistillehre konzeptualisieren die griechischen Literaturkritiker das Verhältnis von Emotion und Stil. In Ps.-Longins *Peri hypsus* sind Pathos und das Erhabene (*hypsos*) nicht identisch (Bompaire 1973). Während das Pathos, wie Longin in der Auseinandersetzung mit dem verschollenen Erhabenheitstraktat des Kaikilios von Kale Akte ausführt, Affekte wie Jammer (*oiktos*), Trauer (*lype*) oder Furcht (*phobos*) umfassen kann, die wegen ihres niedrigen (*tapeinos*) Charakters nicht erhaben sind, kann das Erhabene auch ohne Pathos auftreten (Ps.-Longin 8,2). Das betrifft Inhalt wie Ausdruck gleichermaßen, was heißt, dass das Erhabene mit dem hohen Stil der römischen Dreistillehre nicht identisch ist (Till 2006). Dennoch durchziehen Ausführungen zum Pathos natürlich den Traktat: das enthusiastische Pathos (*enthusiastikon pathos*) ist eine der zwei Formen erhabener Gedanken (*noeseis*; Ps.-Longin 8,1; abgehandelt in 9,5−15); es spielt außerdem durchgehend eine zentrale Rolle bei der Erörterung der stilistischen Qualitäten erhabener Rede, die durch rhetorische Figuren, Metaphern und eine entsprechende *synthesis*/*compositio* erzeugt wird (Ps.-Longin 9,16−40). Bei Longin findet sich auch die Konzeptualisierung von Ethos und Pathos als stärkere und schwächere Affekte, die mit einem Lebensalter-Modell korreliert werden. In der *synkrisis* von *Ilias* und *Odyssee* erklärt Longin, dass Homer die *Ilias* auf der Höhe seines Schaffens verfasst habe; sie sei voll von Dramatik und Leidenschaften (Ps.-Longin 9,13), während für die spätere *Odyssee* das ruhigere Erzählen und die Charakterschilderung (*ethos*) zentrale Gestaltungsmittel seien (Ps.-Longin 9,14−15).

Die für *Peri hypsus* charakteristische Unterscheidung von Affekt und Erhabenheit ist auch für die Schrift *Peri hermeneias* (*De interpretatione*) des Ps.-Demetrios zentral. Der Anonymus unterscheidet vier Stiltypen und trennt den erhabenen (*charakter megaloprepes*) vom leidenschaftlichen (*charakter deinos*) Stil ab, der der Stil der öffentlichen Invektive ist. In der Ideenlehre des Hermogenes (*Peri ideon*) schließlich spielt der Begriff des Pathos keine zentrale Rolle; er wird durch eine differenziertere Systematik von sieben Ideen, welche sich auf sieben linguistischen Ebenen realisieren können, ersetzt. Die ‚Wucht' (*deinotes*) gilt ihm als ästhetisches Ideal.

Quintilians *Institutio oratoria* aus dem ersten Jh. nach Christus ist das erste Lehrbuch, das die Diskussion um Ethos und Pathos in der Rhetorik in einem eigenständigen Kapitel zusammenfasst. Man kann dies als eine Aufwertung des Affekts interpretieren, der bei Quintilian zum zentralen Überzeugungsmittel wird. Ethos und Pathos werden nun endgültig als sanftere und stärkere Emotionen unter dem Oberbegriff des *adfectus* − also dem Terminus *Affekt* − konzeptualisiert (Quint. *Inst. or.* VI,2,8−17). Einer Theorie der Affekt-Erregung stellt Quintilian Überlegungen zur Dämpfung und Besänftigung der Affekte zur Seite; Pathos und Ethos entsprechen sich funktional, was das eine erregt, kann das andere wiederum besänftigen („quae *pathos* concitavit, *ethos* solet mitigare", Quint. *Inst. or.* VI,2,12). Ziel der Affektwirkung, die der Redner zu erreichen versucht, ist das Auslösen einer reflexiven Emotion im Richter, die wir heute als Empathie bezeichnen können (vgl. Oatley u. a. 2006, 156; Ekman 2007, 249). Quintilian beschreibt ihre Funktionsweise am Musterfall der Gerichtsrede: Der Redner muss den Richter von der Orientierung an den Fakten abbringen, die gegen den Klienten sprechen könnten. Dies gelingt ausschließlich durch Affekterregung, nicht mit Mitteln rationaler Argumentation:

> Wenn die Richter erst einmal „Zorn, Vorliebe, Haß und Mitleid zu spüren bekommen haben, sehen sie die Dinge schon so, *als ginge es um ihre eigene Sache*, und wie Liebende über die

> Schönheit kein Urteil zu fällen vermögen, weil ihr Herz ihnen vorschreibt, was die Augen sehen sollen, so verliert der Richter allen Sinn für die Ermittlung der Wahrheit, wenn er von Gefühlen eingenommen ist. Die Flut packt ihn, und er überläßt sich gleichsam einem reißenden Strom" (Quint. *Inst. or.* VI,2,6; meine Hervorhebung).

Ziel ist die Identifikation des Richters mit der Sache des Klienten, der Tausch der Positionen zwischen urteilender und angeklagter Instanz.

Quintilian hält vom berühmten *zwanglosen Zwang* des besseren Arguments (Jürgen Habermas) wenig. Vielmehr muss der Redner, wie es schon bei Cicero heißt, wie ein Feldherr (*imperator*) die widerständige Einstellung des Gegners überwinden (Cic. *De or.* II, 187; vgl. Knape 2000, 57 ff.). Dies impliziert notwendig, dass der Redner mit Zeichen performativ Gewalt ausübt: „In undermining any determination to resist the influence, persuasion turns out to be no different than physical force – both compel" (Kastely 2004, 222). Dieser Aspekt wird bereits am Beginn der Rhetorik in der griechischen Sophistik, im *Helena-Enkomion* des Gorgias thematisiert. Denselben Effekt, den eine Droge (*pharmakon*) auf den Körper habe, so heißt es in der Rede, übe die Kraft (*dynamis*) der Rede (*logos*) auf die Seele aus: Manche Droge beende eine Krankheit, andere wiederum das Leben. So verhält es sich auch mit der performativen Kraft der Reden: Manche riefen Freude hervor, andere Schmerz, andere wiederum Furcht (Gorgias fr. 10, 14). Die Wirkung der Rede beruht für Gorgias nicht auf der Kraft logischer Argumente, sondern auf ihrer emotionalen Macht.

Am Beginn der Rhetorikgeschichte ist dies eine zentrale Einsicht in die Anthropologie des Publikums. Sie impliziert ein Menschenbild, das vor allem von Philosophen – so bereits von Platon in seinem gleichnamigen Dialog *Gorgias* – scharf kritisiert worden ist, weil es die Macht des *pathos* über die des *logos* setzt (Kastely 2004, 222). Die Grundeinsicht der Rhetorik lautet: Stärker als logische Schlussfolgerungen und unumstößliche Beweise wirkt stets die emotionale Einflussnahme auf die Gefühle des Richters. Das hängt mit zwei Eigenschaften emotionaler Überzeugungsprozesse zusammen, ihrer Prozessualität und ihrer Personalität. Dazu gibt es in der aristotelischen *Rhetorik* wichtige Überlegungen: Während logische Schlussverfahren ergebnisorientiert sind – am Ende einer Beweiskette ist die aufgestellte Behauptung bewiesen oder widerlegt –, steht beim Einwirken auf die Emotionen das Vollzugsmoment im Vordergrund: Ob „Beweisgründe und Zeugen" den Angeklagten be- oder entlasten, so Quintilian, zeigt erst der abschließende „Urteilsspruch, was aber der vom Redner gerührte Richter empfindet, bekennt er schon, während er noch dasitzt und zuhört" (Quint. *Inst. or.* VI,2,7). Aus dieser Eigenschaft leitet sich ab, dass emotional wirksame Texte eine spezifische Oberflächenstruktur aufweisen müssen, die den Persuasionsprozess durch besondere Techniken der Affekterregung unterstützt, während bei ‚logischen' Texten idealiter die Argumente selbst (die sprichwörtlichen ‚nackten Tatsachen') überzeugend wirken. Der Aspekt der Personalität von logischen Schlussverfahren impliziert, dass solche Verfahren prinzipiell neutral sind, denn sie werden ohne Einbezug des pragmatischen Kontexts vollzogen. Bei emotionalen Überzeugungsprozessen dagegen steht das Einwirken auf eine bestimmte Person, ein bestimmtes Publikum in einer bestimmten Situation im Vordergrund, sie sind also im Gegenteil extrem kontextbezogen. Rhetorisch gesprochen ist hier die Kategorie des *aptum* das zentrale Regulativ. Aristoteles geht aus diesem Grund ausführlich auf die psychologischen Charaktertypen ein, sie bilden den pragmatischen Kontext, in dem rhetorisches Argumentieren erst wirksam werden kann, und vermitteln jene „Menschenkennt-

nis“ (Goleman 1997, 147), die für die emotional persuasive Kommunikation zwischen Personen notwendig ist.

Die Doktrin der römischen Lehrbücher ist für die Rhetoriken der Frühen Neuzeit maßgeblich. Philipp Melanchthon und Johannes Sturm ziehen eine scharfe Trennlinie zwischen rhetorischen und philosophisch-dialektischen Texten: Während letztere ohne Affekterregung auf die Kraft des ‚nackten‘ Arguments vertrauen, kleidet sie die Rhetorik mit Mitteln des Ornatus ein (Plett 1975a, 17 f.; siehe auch Melanchthon 1531, 27 f.). Figuren und Tropen sind nach Auffassung der Rhetoriker aber kein bloßer Schmuck, sondern stellen durch Erregung von Affekten die Wirkung der Rede erst sicher: „the ultimate power of rhetoric in written communication was thought to reside in the figures and tropes“; sie sind „the last and crucial link in the whole process of persuasion“ (Vickers 1988, 294 f.). Hierauf wird noch näher einzugehen sein (vgl. Abschnitt 6 dieses Artikels). In Anknüpfung an die römischen Rhetoriken werden in der Frühen Neuzeit Pathos und Ethos durchgängig als stärkere und schwächere Affekte konzeptualisiert, wobei weiterhin Ethos für den Redeanfang (*exordium* – *captatio benevolentiae*, *attentum parare* etc.) und Pathos für den Schluss der Rede (*peroratio*) vorgesehen sind. Expliziter wird das Ziel der Persuasion dann in Gerhard Johannes Vossius’ *Rhetorice contracta* (zuerst 1621) gefasst. Dort heißt es, dass das Überreden den Willen der Zuhörer beeinflussen soll. Dazu benutzt der Redner *Argumente* (*argumenta*), die in Analogie zu den logischen *ethische* und *pathetische* genannt werden (Plett 1975a, 30). Diese Differenzierung der einzelnen Argumenttypen findet sich dann bis ins 18. Jh. hinein, so noch in den Rhetoriken von Johann Andreas Fabricius und Friedrich Andreas Hallbauer (Campe 1990, 157 ff.). Allerdings werden die emotionalen *argumenta commoventia* von Seiten der Logik kritisiert, weil es sich bei ihnen nicht um logisch gültige Argumente handele. Damit verengt sich der Argumentbegriff auf die heutige Bedeutung (Beetz 1980, 167 f.).

Bei Vossius werden die einzelnen Affekte dann nicht nur Ethos und Pathos zugeordnet, sondern auch einzelnen Redegattungen: Die Gerichtsrede erzeugt Zorn, Milde, Liebe, Hass, Feindschaft, Entrüstung, Neid, Wetteifer und Verachtung, die politische Beratungsrede Furcht, Vertrauen, Scham, Hoffnung und Schrecken, die Lobrede schließlich Vergnügen, Freude und Dankbarkeit, wobei Vossius für die Einteilung der Affekte u. a. auf die stoische Affektenlehre zurückgreift (Plett 1975a, 31). Grundsätzlich haben die frühneuzeitlichen Rhetoriken ein positives Verständnis der Affekte (durchaus in Differenz zu zeitgleichen Überlegungen in Philosophie und Theologie).

4. Emotionalität als Kern der Rhetorik

Emotionen sind das mächtigste Instrument eines Redners. Ohne sie ist „alles andere nackt, nüchtern, schwach und verlorene Liebesmühe“, schreibt Quintilian in der *Institutio oratoria* (VI,2,7). Die Affekte siegen über die kaum bindende, weil emotionslose Kraft bloß logischer Argumente. Vor allem Klaus Dockhorn hat in seinen Studien immer wieder auf die zentrale Bedeutung der Emotionen für die rhetorische Kommunikation hingewiesen: „Pathos und Ethos […] sind die eigentliche Domäne des Redners: in ihnen konzentriert sich die rednerische Leistung, die also grundsätzlich als eine ausschließlich emotionale in den Vordergrund tritt“ (Dockhorn 1968, 53).

Als Erzeugerin von Überzeugung (Platon: *Gorgias* 455a) ist die Rhetorik im Wettstreit mit der Logik immer dann überlegen, wenn die Fakten zunächst gegen die vom Redner

vertretene Sache sprechen und er gegen einen Widerstand ankämpfen muss. Nicht die Fertigkeit logischen Argumentierens zeichnet den perfekten Redner aus, sondern seine Fähigkeit, auf die Emotionen einzuwirken:

> Jedenfalls gibt es und gab es zu jeder Zeit nicht gerade wenige, die sich hinreichend darauf verstanden, herauszufinden, was für die Beweisführung [*probatio*] dienlich war. Ich will diese gewiß nicht geringschätzen, sondern halte sie insoweit für nützlich, dem Richter alles recht klarzumachen, und – um es so zu sagen, wie ich es denke – für wert, begabte Redner mit einem Fall vertraut zu machen. Ein Mann aber, der den Richter mitreißen und in jede gewünschte Stimmung zu versetzen vermag, so daß dieser unter der Macht seiner Rede weinen oder in Zorn geraten muß, ist immer eine Seltenheit gewesen. Und doch ist es diese Gabe, die vor Gericht das Szepter schwingt; sie macht die Beredsamkeit zur Königin. Denn die Beweisgründe ergeben sich meist aus der Natur des Falles, und für die bessere Sache sind sie immer in größerer Zahl vorhanden, so daß, wer durch sie zum Sieg gelangt ist, nur weiß, daß sein Anwalt nicht versagt hat. Wo es aber gilt, dem Gefühl der Richter Gewalt anzutun und den Geist selbst von dem Blick auf die Wahrheit abzubringen, da liegt die eigentliche Aufgabe des Redners (Quint. *Inst. or.* VI,2,3–5).

Genau solche Situationen sind es, die rhetorische Kommunikation notwendig machen: Nach Aristoteles ist die Rhetorik gerade bei solchen Themen logischen Schlussverfahren überlegen, bei denen es keine eindeutigen Lösungen, sondern widerstreitende Meinungen gibt, und bei denen Nicht-Spezialisten unter Zeitdruck nach Lösungen suchen (Arist. *Rhet.* I,2,12). Kurzum: Themen, bei denen Rationalität, kognitives Wissen und Logik alleine nicht helfen.

Der Zweck, die Persuasionsabsicht des Redners, legitimiert in der rhetorischen Theorie die Mittel, und damit grundsätzlich auch dann Simulation, Täuschung und Lüge, wenn sie im strategischen Interesse des Redners sind. Den drohenden Vorwurf des Amoralismus dämpft Quintilian durch sein Konzept des *orator perfectus*, des Redners, der als *vir bonus* auch ethisch verantwortlich handelt.

Sind für Quintilian die Affekte das zentrale Organon der Persuasion, so gibt es in der Geschichte der abendländischen Rationalität immer wieder Gegenbewegungen, die Vernunft und Logik verabsolutieren (vgl. Platons Modell des Philosophenstaates in der *Politeia*). In der Auseinandersetzung mit der Philosophie wird die Rhetorik vor allem seit der Frühen Neuzeit in die Defensive gedrängt. Niemand hat das schärfer ausgedrückt als John Locke in seinem *Essay Concerning Human Understanding* (zuerst 1690), der die Verwendung von Figuren und Tropen für einen Fehler hält, weil diese „nur dazu dienen, unrichtige Vorstellungen unterzuschieben, *die Leidenschaften zu wecken*, dadurch das Urtheil irrezuführen und also reinen Betrug zu verüben“ (Locke 1690 III,10; Übersetzung übernommen von Kirchmann 1981; meine Hervorhebung). Ähnliche Argumente finden sich bereits bei Francis Bacon und Thomas Hobbes.

Die negativ verstandenen Affekte sind es, die Lockes Argwohn erwecken: Durch Verblendung führen sie nach seiner Überzeugung zu Fehlurteilen und sind in wissenschaftlichen Texten nicht erlaubt. Hinter diesem Argument steht die Vorstellung von einer ‚eigentlichen‘, d. h. metaphernfreien Sprache der Wissenschaften, die keine Vieldeutigkeiten aufweist, zur eindeutigen Bezeichnung von Dingen dienen kann und wahrheitsfähig ist. Seit der Gründung der *Royal Society* im Jahre 1660 (Vickers 1988, 199 f.) bis hin zu den Protokollsätzen des *Wiener Kreises* hat die Idee einer transparenten Sprache die Philosophen beschäftigt. Dabei werden die Emotionen zur Zielscheibe: In Deutschland

üben Philosophen der Frühaufklärung radikale Kritik an der Instrumentalisierung der Affekte. Das Publikum darf nicht durch Erregung der Leidenschaften *überredet*, sondern muss mit rationalen Mitteln *überzeugt* werden, lautet die Forderung, die etwa von dem Hallenser Philosophen Andreas Rüdiger (1673−1731) erhoben wurde (Petrus 1994, 484). Begrifflich wird dies in die Opposition von guter *convictio* (Überzeugung) und schlechter *persuasio* (Überredung) gefasst; sie mündet in die Diskreditierung des Rhetorischen, in ihre Subordination unter die Logik (Beetz 1980, 167).

Vor diesem Hintergrund wollen die Verfasser von Rhetoriken der Frühaufklärung ihre Disziplin retten. Sie schlagen deshalb − unter Rekurs auf Aristoteles (Arist. *Rhet.* III,1,5) − eine neue Aufgabenverteilung zwischen Philosophie und Rhetorik vor: Erstere sei für die Findung von Wahrheit, mithin also die Erkenntnisgewinnung zuständig, letztere für die bloße Vermittlung an ein Laien-Publikum, das nicht über die nötigen Fachkenntnisse verfügt, um alle logischen Schlüsse verstehen zu können. Dafür ist der moderate Einsatz von Affekten erlaubt, allerdings mit dem Gebot, dass nur Inhalte vermittelt werden, deren Wahrheit a priori erwiesen worden ist: die Rhetorik wird zum Supplement der Logik. In der *Anweisung zur verbesserten Teutschen Oratorie* (1725) des Jenaer Rhetorikprofessors Friedrich Andreas Hallbauer (1692−1750) heißt es:

> Das Hauptwerck in der Beredsamkeit ist, den Verstand zu überzeugen, und den Willen zu bewegen. […] Denn die Menschen lassen sich, vermittelst ihrer Affekten, führen, wo man sie hin haben will (Hallbauer 1725, 326).

Diese Heteronomisierung des Menschen, welche den Kern der Affekt-Rhetorik ausmacht, gerät in der Spätaufklärung endgültig in Misskredit, und damit die Rhetorik insgesamt. Zentral hierfür − und in der Rezeption ungemein einflussreich − ist Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790), in der die Rhetorik mit dem Argument abgewertet wird, dass sie „durch den schönen Schein" (KdU B217) den Menschen hintergehe. Sie prätendiere, ein „Spiel der Einbildungskraft zu betreiben" (KdU B205), verfolge aber in Wahrheit pragmatische Zwecke. Das Ziel der Kritik Kants ist die Phantasie des Menschen, die wegen ihres Potentials, die Vernunft zu stören, verdächtig erscheint. Indem die Rhetorik die „Menschen als Maschinen" (KdU B218 Anm.) beschreibt, mache sie ihn durch die affektive Macht der Rede zum Sklaven des Redners. Kant kommt damit auf die von der Rhetorik seit Gorgias beschrieben Zentralaufgabe, dem Menschen seine „Freiheit" (KdU B217) zu nehmen zurück.

5. Emotionale ‚Authentizität' als Voraussetzung affektischer Überzeugungsstrategien

Damit Affekte ihre Wirkung entfalten können, muss der Redner nach Ansicht der klassischen Theoretiker emotional ‚authentisch' wirken: Einem Redner, der sich ungeschickt verstellt und dessen Überredungsintention offenbar wird, glaubt man nicht mehr. Der Affekt kann für den Redner auf unterschiedliche Weise problematisch werden. Auch bei emotionalen Themen muss er einen kühlen Kopf bewahren und handlungsmächtig bleiben, bei Gegenständen, die ihn kalt lassen, emotionale Involviertheit simulieren, weil ohne sie Persuasion nicht zustande kommt. Zwischen diesen Polen spielt sich die Diskussion in den Lehrbüchern ab.

Wer „ohne Affekt redet“, schreibt etwa der Frühaufklärer Hallbauer, „spielet die Person eines Comödiantens. Das Herze lacht, und er will andere zur Traurigkeit bewegen. O wie kaltsinnig kommt da alles heraus: es rauschet alles vorbey, wie eine Fluth.“ Denn „man glaubt einem Redner kaum, weil man gewahr wird, daß er nicht von Herzen redet: und wenn er sich lange Mühe gegeben, bringet er doch nichts zuwege, als daß die Zuhörer Mitleiden mit ihm haben“ (Hallbauer 1725, 324). Die intendierte Affekterregung kippt ins Gegenteil um; sie fällt auf den Redner zurück, dessen Glaubwürdigkeit verspielt ist. Letztere Beobachtung wird im Übrigen auch von der neueren Medienwirkungsforschung bestätigt (Bonfadelli 2004, 283 f.), ist aber schon eine der Grunderkenntnisse der aristotelischen *Rhetorik*: Der Redner müsse, so heißt es, unauffällig auftreten und einen natürlichen Eindruck machen; spürt man Kunst und Persuasionswille, so fühlen sich die Zuhörer betrogen und der Redner scheitert (Arist. *Rhet.* III,2,4).

Nach rhetorischer Vorstellung muss der Redner, will er erfolgreich sein, eine „Affekt-Brücke“ (Lausberg 1960, § 257) zwischen sich und dem Publikum herstellen (vgl. aus persuasionstheoretischer Sicht: Stiff 1994, 122 ff.). Dabei sind beide Seiten der Kommunikation aufeinander bezogen: Emotionen im Publikum rühren kann nach Vorstellung der Rhetoriker nur, wer selbst gerührt ist:

> Das erste ist es also, daß bei uns selbst die Regungen stark sind, die bei dem Richter stark sein sollen, und wir uns selbst ergreifen lassen, ehe wir Ergriffenheit zu erregen versuchen (Quint.: *Inst. or.* VI,2,28).

Platon hat hierfür in seinem Dialog *Ion* das Bild von der magnetischen Kette geprägt. Sie inspiriert den Dichter-Sänger, der, im Stadium des *enthusiasmos*, im Stande ist, seine Zuhörer zu begeistern (Platon: *Ion* 533d und 535e-536d). Ähnlich Aristoteles:

> Denn wenn man in Begeisterung versetzt ist, läßt man solche Äußerungen fallen, so daß auch die Zuhörer das ganz selbstverständlich in sich aufnehmen, weil sie in ähnlicher Stimmung sind (Arist. *Rhet.* III,7,11).

Die neuere Emotionsforschung hat diese alte Beobachtung inzwischen bestätigt; für Daniel Goleman zeigt sich hier „ein Grundprinzip des sozialen Lebens: Emotionen sind ansteckend“ (Goleman 1997, 149; 151).

Für die − von der Person des Redners ausgehende − Rhetorik ist dabei einmal mehr die Frage der Operationalisierbarkeit solcher unterschwelliger Determinanten der Kommunikation zentral. Während Cicero davon ausgeht, dass niemand „Schmerz und Mitleid, Neid und Haß erregen“ könne, der nicht selbst „von den Empfindungen“ (Cic. *De or.* II,189) bewegt ist, geht Quintilian einen Schritt weiter und beschreibt die Erregung der Affekte als disponible Imaginations-Technik. Es ist die Technik der Selbst-Affektation (vgl. Campe 1990, 137 ff.; Till 2004, 376 ff. u. a.):

> Aber wie ist es möglich, sich ergreifen zu lassen? Die Gemütsbewegungen stehen doch nicht in unserer Gewalt! Auch hiervon will ich zu sprechen versuchen. Jeder, der das, was die Griechen *phantasiai* nennen − wir könnten ‚visiones‘ (Phantasiebilder) dafür sagen −, wodurch die Bilder abwesender Dinge so im Geiste vergegenwärtigt werden, daß wir sie scheinbar vor Augen sehen und sie wie leibhaftig vor uns haben: jeder also, der diese Erscheinung gut erfaßt hat, wird in den Gefühlswirkungen am stärksten sein. Manche nennen den *euphan-*

> *tasiotos* (phantasievoll), der sich Dinge, Stimmen und Vorgänge am wirklichkeitsgetreuesten vorstellen kann, und das kann uns, wenn wir wollen, leicht gelingen
> (Quint. *Inst. or.* VI,2,29–30).

Das Urbild produziert bei der mentalen Repräsentation durch Erinnerung auch die Emotionen wieder, die mit dem Bild verbunden sind. Quintilian bezeichnet die darin aufgehobene literarische Technik der ‚lebendigen' Beschreibung als *illustratio* oder *evidentia* (Quint. *Inst. or.* VI,2,32). Der griechische Terminus für dieses anschauliche Schildern ist *enargeia* (vgl. Kemmann 1996). Der Trick dabei ist, dass der Redner einerseits emotional wirklich ergriffen ist – sonst könnte er nicht authentisch sein und entfaltete keine Wirksamkeit –, andererseits aber von dem schweren Leid, über das er spricht, nicht tief betroffen ist. Die Technik der Selbst-Affektation gleicht der eines Schauspielers:

> „Oft habe ich es erlebt," berichtet Quintilian, „daß Schauspieler und Komödianten, nachdem sie nach einem ernsteren Auftritt die Maske abgelegt hatten, noch weinten, während sie heraustraten" (Quint. *Inst. or.* VI,2,35).

Zugleich wird die Differenz zur Rhetorik der Aufklärung deutlich: Während bei Quintilian die Affekte zwar nicht im engeren Sinne vorgetäuscht, aber doch künstlich induziert sind, hält Hallbauer rigoros am Postulat emotionaler Aufrichtigkeit fest. Im Zeichen der beginnenden *Ausdrucksästhetik* werden Texte als direkte und unmittelbare Repräsentationen des Inneren ihres Urhebers verstanden. Dies ist das Gegenmodell zu dem der rhetorischen Tradition, in der Affekte als etwas prinzipiell Simulier- und Produzierbares angesehen werden. Mit dem seit der Aufklärung die Produktionsästhetik dominierenden Authentizitätspakt – manifest in der Lyrik als Ausdruck von Subjektivität, wie sie um 1800 zu einer Leitgattung innerhalb des Literatursystems aufsteigt – ist die Rhetorik nicht mehr kompatibel.

6. Emotionalität, Text, Performanz: Figurenlehre und körperliche Beredsamkeit

Die Auseinandersetzung der Rhetorik mit *Emotionalität* ist nicht auf einzelne Affekte und ihre Funktion im Persuasionsprozess, mithin also eine inhaltliche Seite, beschränkt. Daneben gibt es, wie auch die heutige Persuasionsforschung betont (Dillard/Meijnders 2002, 310), eine zweite Seite, nämlich die der stilistischen Gestaltung der emotionalen Inhalte, mit der die Affekte zum Ausdruck gebracht werden können und ihre persuasive Wirkung intensiviert werden kann (vgl. Art. 66 in diesem Band). Insofern kann man die Thematisierung von Emotionen und deren Präsentation in Texten (verbaler wie nonverbaler Art) analytisch unterscheiden (Winko 2003, 110 ff.). Letzteres leisten auf Textebene rhetorische Figuren und Tropen, daneben die Techniken der *compositio*, also die effektive syntaktische und rhythmische Textgestaltung (Vickers 1988, 294 ff.; Martinec 2003, 31 f.; vgl. Art. 66, ferner auch Art. 65 in diesem Band). Auf der Ebene des mündlichen Vortrags der Rede sind der stimmliche Vortrag (*pronuntiatio*) sowie Mimik und Gestik (*actio*) für Vermittlung und Erregung von Emotionen zuständig. Bereits Aristoteles reflektiert am Beginn des dritten Buches der *Rhetorik* die Zentralstellung der mündlichen Aufführung

für den Erfolg des Redners. Er habe die „größte Wirkung“, obgleich sich zu seiner Zeit noch niemand an einer Theorie des Vortrags versucht habe (Arist. *Rhet.* III,1,3):

> Hierbei geht es darum, wie man, um jeden beliebigen Affekt hervorzurufen, die Stimme einzusetzen hat, wann man sie laut, wann leise, wann mittelstark, dann in welcher Stimmlage, z. B. einer hohen, tiefen oder mittleren, schließlich, welchen Rhythmus man in der betreffenden Situation anschlagen soll (Arist. *Rhet.* III,1,4).

Aristoteles bestimmt jenen Stil als ‚angemessen‘, der in der Lage ist, Ethos und Pathos zu transportieren (Arist. *Rhet.* III,7,1): Den pathetischen Stil darf der Redner nur verwenden, wenn der Gegenstand der Rede entsprechendes Gewicht hat (Arist. *Rhet.* III,7,2): „Der Sachverhalt und die ihm angepaßte Ausdrucksweise erst wirken überzeugend“ (Arist. *Rhet.* III,7,4). Hintergrund ist, dass die emotionale Seite des Ausdrucks stärker wirkt als die inhaltliche, weil die ‚Seele‘ des Menschen bei der Rezeption der Rede stets die Präsupposition von Authentizität macht, weshalb der Redner Inhalt und Form in Kongruenz bringen muss:

> Die Seele erliegt nämlich einem Trugschluß, da ja der Redner ihrer Meinung nach die Wahrheit spreche, weil sich die Leute in solchen Situationen so verhalten, daß sie glauben, die Sachlage sei so, auch wenn sie nicht der Darstellung des Redners entspricht, und der Zuhörer stets dem mit Pathos Sprechenden in seinen Emotionen folgt, auch wenn dieser nichts Wesentliches aussagt (Arist. *Rhet.* III,7,4–5).

Heute wird diese Voraussetzung als Konversationsimplikatur (H. P. Grices Konversationsmaxime der Qualität: „Sei aufrichtig!“) verstanden.

Quintilian betont, dass es zwischen den Affekt-Inhalten und den Ausdrucksformen, den Figuren, eine Differenz gibt: Figur und Affekt sind nicht ein- und dasselbe, denn eine Figur drücke niemals „einfach einen Sachverhalt aus [*enuntiatio*]“ (Quint. *Inst. or.* IX,1,23). Das Zürnen, Verachten oder die Empfindung von Mitleid selbst ist also noch keine Figur. Quintilian klassifiziert solche Repräsentationen von Emotionen im Text deshalb nicht als Figuren, sondern als ganz normale Eigenschaften eines ‚natürlichen‘ emotionalen Stils (Quint. *Inst. or.* IX,2,3), weil er Figuren als bewusste und ‚künstliche‘ Abweichungen vom normalen Sprachgebrauch definiert (Quint. *Inst. or.* IX,1,2).

In diesem Kontext diskutiert der römische Rhetorikprofessor zwei Fragen: Er kritisiert die zu seiner Zeit bereits uferlos werdende Nomenklatur der Figuren (vgl. Quint. *Inst. or.* IX,1,8 und 22) und wirft dabei, eher im Vorübergehen, ein Zentralproblem auf: das der Polyvalenz von figuraler Struktur und pragmatisch-emotionaler Funktion. Beide Aspekte sind nicht im Sinne eines emotionalen Figuren-Codes fest aneinander gekoppelt (Campe 1990, 83; Culler 2002, 209 f.). Das wird am Beispiel der Wiederholungsfiguren augenfällig: Durch Verwendung von repetitiven Verfahren lässt sich ein Text emotional nachdrücklicher gestalten, ein Sachverhalt kann aber durch Wiederholung einfach nur klarer dargestellt werden. Dieselbe sprachliche Struktur kann unterschiedliche – emotionale wie kognitive – Funktionen haben.

Für Quintilian sind Figuren die paradigmatischen Emotionserreger:

> Die Gefühlsbewegungen nun gar lassen sich durch nichts stärker lenken. Denn wenn schon der Ausdruck der Stirn, Augen und Hände starken Eindruck auf die Erregung der Gemüter

> [*ad motum animorum*] macht, wieviel mehr erst der Ausdruck der Rede selbst, wenn er ihr Mienenspiel so zurechtlegt, wie es der gewünschten Wirkung entspricht?
> (Quint. *Inst. or.* IX,1,21).

Er siedelt sie auf einer Grenze zwischen ‚Künstlichkeit' (und rhetorischer ‚Kunst'; *ars*) und ‚Natürlichkeit' an: Einerseits sind sie ‚natürlich', weil sie keine Abweichungen von einer ‚Nullstufe' sind, da der Ausdruck von Emotionen durch Figuren ein normales Phänomen ist. Andererseits sind sie ‚künstlich' (und Abweichung; vgl. Barthes 1988, 93), insofern der Redner sie bewusst und kunstvoll verwendet, um im Rahmen einer kommunikativen Strategie einen persuasiven Effekt zu erzielen: Das Problem der Polyvalenz von Struktur und Funktion stellt sich schon hier. Unter den Ausrufen (*exclamationes*) etwa − der paradigmatischen Affekt-Figur überhaupt − will Quintilian nur solche als Figur gelten lassen, die vom Redner vorgetäuscht (*simulata*) und kunstvoll gebildet (*arte composita*) sind (Quint. *Inst. or.* IX,2,26−27). Zugleich hält Quintilian aber daran fest, dass auch die *exclamatio* Äußerung eines authentischen Gefühlsausdrucks (*adfectus enim est*; Quint. *Inst. or.* IX,3,97) ist. Zwischen diesen beiden Polen − der ‚künstlichen' Deviationstheorie auf der einen Seite und der ‚natürlichen' Ausdruckstheorie auf der anderen − spielt sich die Diskussion ab.

In der Frühen Neuzeit sind beide Extreme präsent, wobei die seit der Erfindung des Buchdrucks zahlreich erscheinenden Traktate primär Taxonomien der Figuren bieten − Roland Barthes spricht von einer regelrechten „Einteilungswut" (Barthes 1988, 87 f.) − , welche die sprachliche Struktur und die emotionale Funktion als Code (vgl. Eco 1972, 186−188) koppeln wollen. Einen solchen figuralen Affektcode gibt es vor allem in den umfangreichen systematischen Rhetoriken eines Johann Heinrich Alsted, Bartholomäus Keckermann oder Nicolaus Caussinus, alle Produkte des Späthumanismus um 1600 (Vickers 1988, 323 f.). Allgemein werden Figuren der Wiederholung (wie *epizeuxis*, *anadiplosis* oder *gradatio*) als Pathos erzeugend klassifiziert, ebenso wie der Ausruf (*exclamatio*) oder die Zuwendung zu einem sekundären Publikum (*apostrophe*): „Die rhetorischen Lehrbücher des 17. Jhs. haben niemals außer Acht gelassen, daß zur Stillehre auch die Lehre von der Wirkung des Stils gehört. Sie haben vielmehr die Zuordnung der einzelnen rhetorischen Figuren zu bestimmten Affekten systematisiert und in übersichtliche Schemata gebracht" (Dyck 1991, 83).

In Johann Matthäus Meyfarts *Teutscher Rhetorica* (1634) werden die Figuren nach dem Schema von Definition und Gebrauch nacheinander abgehandelt. Im Falle der Epizeuxis etwa, einer Wiederholungsfigur, folgt auf die Darstellung verschiedener Realisierungen der Repetition die Diskussion der Wirkung:

> Zum Beschluß ist zu mercken / das [!] Epizeuxis eine hefftige und gewaltige Figur sey / vnnd diene wohl die *Gemüther* zu den *Schmertzen* / *Zorn* / *Verwunderungen* / zubewegen
> (Meyfart 1634, I,255).

Dieses Schema leitet sich aus der römischen Rhetorik ab. In der anonymen *Rhetorica ad Herennium* etwa wird die Wiederholungsfigur der *conduplicatio* analog definiert:

> Eine Wiederholung ist die Wiederaufnahme eines und desselben Wortes oder mehrerer Wörter [= Strukturdefinition] mit der Absicht der Steigerung oder der Erregung von Mitleid [= Wirkung] (*Rhet. Her.* IV,28,38).

Aus solchen Figurentypologien entwickelt sich im Laufe des Jhs. in Werken wie Valentin Thilos *Pathologia oratoria* (zuerst 1647), die etwa Christian Weise benutzt hat, oder Johann Christian Dannhauers *Pathologia rhetorica* (1632) eine eigene Teildisziplin mit wissenschaftlichem Anspruch (Vickers 1988, 323 f.).

Seit dem 17. Jh. existiert neben dieser rhetorischen ‚Scholastik' der Figuren eine zweite Strömung, die sich u.a. auf Quintilians figurales Ausdruckstheorem beruft. Wichtiger Repräsentant ist Bernard Lamy mit seinem Werk *De l'art de parler* aus dem Jahre 1675 (Lamy 1690). Er versteht die Figuren als ‚Sprache der Leidenschaften': „Les passions ont un langage particulier. Les expressions qui sont les caracteres des passions sont appellées Figures" (Lamy 1690, 76). Jeder Sprecher kann Figuren bilden, ohne über rhetorisches Wissen zu verfügen. Sie sind kein oberflächlicher Schmuck und keine Abweichung von einer Normalsprache, sondern basieren auf dem Ausdruck des Individuums, der über die cartesianische Physiologie unmittelbar an den Körper rückgebunden wird (Barthes 1988, 92 f.; Till 2004, 331 f.).

Lamys Theorie von der Entsprechung von Affekt und Ausdruck ist für die Frühaufklärer eine entscheidende Quelle. Gottsched etwa geht bei seiner Beschreibung der affektinduzierten und -erregenden Figuration in der *Ausführlichen Redekunst* (1736) nicht von der Deviationstheorie aus, sondern rekurriert auf Quintilians Ausdruckstheorie. Der Römer bezieht sich auf den griechischen Terminus für die rhetorischen Figuren, *schemata*, was übersetzt in etwa ‚Haltungen des Körpers' bedeutet (Quint. *Inst. or.* IX,1,1–2). Quintilian vergleicht den Redner mit einem Fechter, der die Angriffe des Gegners mit den Bewegungen des Körpers, auch mit Antäuschungen und Finten, pariert (Quint. *Inst. or.* IX,1,20). Dies ist die entscheidende Schnittstelle zwischen Figurentheorie und körperlicher Beredsamkeit. Beide basieren auf demselben affektinduzierten Ausdrucksprinzip, bedienen sich lediglich anderer Zeichensysteme.

Gottsched kommt auf den Vergleich von Fechter und Redner in seiner *Ausführlichen Redekunst* zurück (Gottsched 1736, 274). Er weist mit Nachdruck auf die enge Verbindung von Figurentheorie und körperlicher Beredsamkeit (*actio*/*pronuntiatio*) hin. Cicero bestimmt letztere als die ‚Sprache des Körpers' (*sermo corporis*; Cic. *De or.* III,222). Bei Gottsched heißt es:

> Man kann die Figuren einer Rede, auch mit den Minen, oder veränderlichen Gesichtszügen vergleichen. Ein ruhiges Gemüthe zeiget sich durch eine ordentliche Stellung des Antlitzes. Aber ein fröliches, trauriges, zorniges, hönisches, neidisches, mitleidiges, u. s. w. malet sich auch in den Minen ganz sichtbarlich ab (Gottsched 1736, 273).

Werke zur Schauspielkunst und körperlichen Beredsamkeit, wie sie seit dem 18. Jh. vermehrt publiziert werden (etwa Johann Jacob Engels *Ideen zu einer Mimik*, 1785/86), führen solche Überlegungen weiter.

Zwischen der Art und Weise, wie Quintilian die Gestik beschreibt, und seiner Definition der Figuren besteht ein Entsprechungsverhältnis: Gesten sind affekterregende Sprachhandlungs-Gebärden, weil der Redner mit den Bewegungen der Hände „fordern, versprechen, rufen, entlassen, drohen, flehen, verwünschen, fürchten, fragen und verneinen" kann. Wir geben mit ihnen „der Freude, der Trauer, dem Zweifel, dem Eingeständnis, der Reue, dem Ausmaß, der Fülle, der Anzahl und Zeit Ausdruck." Gesten sind für den Römer „die gemeinsame Sprache der Menschheit" (Quint. *Inst. or.* XI,3,85–86). Die

damit gestellte Frage nach dem transkulturellen Charakter von Mimik und Gestik ist seit Charles Darwins Buch *The Expression of the Emotions in Man and Animals* (1872) Thema der psychologischen Forschung (Überblick bei Ekman 2007, 1−22).

7. Emotionalität und Rationalität als Elemente persuasiver Kommunikation: Perspektiven aktueller Forschung

Die Wiederentdeckung der Rhetorik in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. − in Ernst Robert Curtius' historischer Topik, den Figurentheorien des Strukturalismus, aber auch der sozialgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft − brachte in der Frage nach der Rolle der Emotionen keine Aufklärung. Niemand hat nachdrücklicher auf diesen Umstand hingewiesen als Klaus Dockhorn. In seinen Publikationen, die 1968 in dem Band *Macht und Wirkung der Rhetorik* gesammelt wurden, vertritt er die Position, dass „in der für das Abendland den ‚consensus' abgebenden römischen Rhetorik [...] Pathos und Ethos, das ‚movere' und das ‚conciliare', m. a. W. die emotionalen Redefunktionen, als *die* beiden Aufgaben des Redners" gelten (Dockhorn 1968, 54).

Aufschlussreich ist Dockhorns Auseinandersetzung mit Heinrich Lausbergs *Handbuch der literarischen Rhetorik* (1960), das repräsentativ für die strukturalistischen und linguistischen Versuche einer Erneuerung der rhetorischen Figurenlehre ist. Dockhorn konstatiert zu Recht, dass Lausberg die Frage nach der emotionalen Funktion der rhetorischen Schmuckmittel marginalisiert: Seine Darstellung erwecke „die Vorstellung, daß er einer verstandesmäßigen Wertung der Schmuckfunktionen der Rede, einem Verständnis der Metaphern und Figuren als ‚logischer Relation' zuneigt, nicht aber einer Auffassung, die in denselben Mittel der Affekterregung und Affektdämpfung sieht [...]. Der *ornatus* ist nicht ein den Intellekt ergötzender Schmuck, sondern bewegende und hinreißende Sinnfälligmachung und Vergegenwärtigung" (Dockhorn 1962, 189 f.). In der Tat finden sich in den auf der Theoriebasis des Strukturalismus oder der Semiotik aufsetzenden Figurentheorien etwa der belgischen *groupe μ* (Dubois u. a. 1974) oder von Heinrich F. Plett (1975b; 2000) − letzterer hatte über die Affektrhetorik der englischen Renaissance promoviert − keine Überlegungen zur Affektpragmatik der Figuren. In Pletts *Einführung in die rhetorische Textanalyse* (1971) wird lediglich eine Gruppe von „Affektfiguren" abgetrennt, die u. a. rhetorische Frage (*interrogatio*), Ausruf (*exclamatio*) und Apostrophe umfasst (Plett 1971, 63 ff.). Dagegen wäre mit Dockhorn einzuwenden, dass „mit der Bezeichnung einiger Sinnfiguren als ‚affektische Figuren' der affekthaltige Charakter aller Sinnfiguren auf nur eine kleine Auswahl derselben beschränkt wird" (Dockhorn 1962, 191). Eine befriedigende Lösung des Zusammenhangs von figuraler Struktur und Wirkung war im Rahmen des strukturalistischen Theorie-Paradigmas nicht zu erzielen. Erst neuerdings setzen Vertreter der *Kognitiven Poetik* an diesem − für die Rhetorik drängenden − Problem an.

Der Anschluss an die seinerzeit wegweisenden Studien Dockhorns scheint heute aus mehreren Gründen nicht mehr möglich. Zum einen relativiert er alle Formen rationaler Argumentation, die Aristoteles unter der Rubrik *logos* fasst, zu stark, weil er von Quintilians − eben wiederum auch einseitiger − Privilegierung der Affektrhetorik ausgeht, die zur Norm erhoben wird. Schwerer wiegt allerdings Dockhorns Auffassung von der Rhetorik als abendländischer „Antiphilosophie" (Dockhorn 1968, 49), die eine „gegen die in

der Logik verkörperte Philosophie überhaupt" gerichtete „irrationalistische Weltanschauung" (Dockhorn 1968, 97) sei. Eine solche Sicht, die von der Opposition Kognition vs. Emotion ausgeht, ist gerade mit Blick auf die Emotionsforschung der letzten Dekaden, also nach dem zweiten *cognitive turn*, überholt (Lazarus 1999). Bei Dockhorn werden – in einer zentralen Tradition der abendländischen Geistesgeschichte, die in der Geschichte der Rhetorik ihre Spuren hinterlassen hat (aus Sicht der Persuasionsforschung betont dies auch Stiff 1994, 129 ff.) – Gefühl und Ratio disjunkt gedacht, wohingegen man heute die enge Bindung, ja die Ununterscheidbarkeit von Emotion und Kognition betont. Zentral dafür ist die Vorstellung von der *unconscious cognition*, nach der sich der größte Teil des Denkens in einem unbewussten und der Introspektion unzugänglichen Bereich abspielt. Zu diesem Bereich zählen auch die Emotionen, die heute einem weitergefassten Begriff von *Kognition* als integraler Bestandteil zugerechnet werden, wodurch sich die alte Opposition auflöst (zu diesem Basistheorem der neueren Emotionsforschung vgl. etwa Oatley u. a. 2006, 258 ff.). Überzeugung kann es, anders als Logik und philosophische Argumentationstheorie häufig immer noch glauben, nur mit Beteiligung von Emotionen geben (Dillard/Meijnders 2002, 309). Vor diesem Hintergrund erscheint das – in den *affective sciences* allerhöchstens fragmentarisch bekannte – Erbe der Rhetorik als bislang kaum genutztes Theorieangebot.

Aber auch innerhalb der Philosophie, die sich in der Tradition gerne als Hort der Vernunft verstanden hat, gibt es einige bemerkenswerte Versuche, die diskreditierten Emotionen zu rehabilitieren und damit jene „Verleumdung der Rhetorik" (Toulmin 1986), die der Argumentationstheoretiker Stephen Toulmin beklagt hat, zu überwinden (Übersicht bei Demmerling/Landweer 2007, 1–34). Sogar auf Feldern wie der Logik und der Argumentationstheorie, traditionell Disziplinen, die nicht gerade als rhetorik- und affektaffin bezeichnet werden können, zeichnet sich ein Interesse an Fragen der Emotionalität ab. Douglas Walton etwa, einer der bekanntesten angelsächsischen Argumentationstheoretiker, hat 1992 in einem Buch *The Place of Emotion in Argument* zu bestimmen versucht. Es geht ihm um eine Untersuchung solcher Schlussformen wie dem *argumentum ad hominem*, das als klassischer logischer Fehlschluss gilt (Walton 1992, 191 ff.) und dennoch seine emotionale Überzeugungskraft entfaltet. Gerade die Alltagslogik der Massenmedien verwendet häufig solche Argumentationsformen (Walton 2007).

Die Medienwirkungs- und die sozialpsychologische Persuasionsforschung haben die Erforschung der Rolle von Emotionen im Überzeugungsprozess erst in den letzten zwei Jahrzehnten wieder stärker betrieben (Übersicht bei Schenk 2002, 192). Die Impulse, die von Carl I. Hovland in den 1940er und 1950er Jahren ausgingen, wurden seinerzeit zunächst kaum weiterverfolgt. Im Rahmen der Hovland-Gruppe untersuchten Irving Janis und Seymour Feshbach am Beispiel der Zahnpflege die Rolle von Angst (vgl. Maccoby 1964). Solche ‚starken Affekte' haben in der nachfolgenden Persuasions- und Einstellungsforschung eine große Zahl von Forschungsarbeiten hervorgebracht. Dabei hat man sich allerdings überwiegend auf die besser messbaren ‚bewussten' kognitiven Inhalte in Prozessen der Einstellungsänderung (*attitude change*), der zentralen Operation bei der Persuasion, konzentriert, also die Emotionen als persuasives Mittel überhaupt nicht in den Blick genommen. Dieser Fokus hat sich seit etwa 25 Jahren verschoben. Auch das Verständnis der *Einstellung* hat sich dabei verändert: Rechnete man früher auch Kognition und verhaltensbezogene Komponenten zur Einstellung, so definiert man sie heute überwiegend emotionsbezogen (Petty/Cacioppo 1981, 7).

In der aktuellen Forschung ist deshalb unbestritten, dass Emotionen an der Formation von Einstellungen entscheidenden Anteil haben: „Indeed, it may be impossible to

discuss any issue of consequence without arousing one or more emotions“ (Dillard/Marshall 2003, 498). Dabei spielen nicht nur die kurzfristigen Emotionen eine wichtige Rolle, sondern vor allem die längerfristigen Stimmungen (*moods*) des Publikums, die erst neuerdings in der Forschung stärkere Berücksichtigung finden. Dillard und Marshall konstatieren 2003: „Are people in a good mood more susceptible to persuasion than those in neutral or bad mood? Over a decade of research indicates that the short answer to this query is yes – individuals process arguments differently as a function of their preexisting mood“ (Dillard/Marshall 2003, 499). Die Forschung hat solche Fragen traditionell vor allem am Beispiel der Kommunikation über Angst besetzte Themen erörtert (Schenk 2002, 95 ff.; Dillard/Marshall 2003, 498 f.; Forgas 2003, 608), also einen starken Affekt gewählt. Solche Themen sind z. B. geeignet, die Aufmerksamkeit (*attention*) des Publikums zu erregen, das nach Ansicht der *systematic processing-theory* (W. McGuire u. a.) grundsätzlich am Beginn der Verarbeitung einer Botschaft mit persuasiver Intention steht (Stroebe 2007, 228). Im System der klassischen Rhetorik entspricht das dem *attentum parare* am Beginn (*exordium*) der Rede.

Das aus der systematischen Prozesstheorie entwickelte *Elaboration Likelihood Model* (ELM; vgl. Petty/Cacioppo 1986) der Persuasion bietet den in der Forschung derzeit am häufigsten genutzten theoretischen Rahmen für die Integration von Emotionen und Stimmungen. Das ELM geht davon aus, dass es zwei Wege zur Etablierung von Einstellungen gibt, die *zentrale Route*, die gründliches Nachdenken über die eintreffenden Informationen über einen Sachverhalt impliziert, und die *periphere Route*, die weniger kognitiven Aufwand investiert und sich etwa auf Expertenmeinungen, das attraktive Äußere etc. verlässt. Wenn bei einem Rezipienten eine persuasive Botschaft ankommt, dann formiert sich bei Verarbeitung auf der zentralen Route eine kognitive Antwort (*cognitive response*), die den Inhalt der Botschaft durch Nachdenken („systematic and elaborative processing“, Petty et. al. 2005, 86) positiv oder negativ evaluiert. Dazu muss der Rezipient mit entsprechenden kognitiven Fähigkeiten ausgestattet sein und über angemessenes Wissen verfügen (Petty et. al. 2005, 84 f.). Die Theorie der Persuasion über die periphere Route versucht zu konzeptualisieren, dass dies in Alltagssituationen häufig nicht zutrifft: „The peripheral route to persuasion recognizes that it is just not very practical, or even possible, for people to exert considerable effort in thinking about all of the persuasive communications to which they are exposed“ (Petty et. al. 2005, 86). Dabei spielen sog. ‚heuristische Strategien‘ der Informationsverarbeitung eine zentrale Rolle, die auf Strategien verkürzter Einstellungsformierung (häufig auf der Grundlage von bruchstückhaften, emotional gefärbten oder auch nur einseitigen Informationen) basieren. Solche auf der peripheren Route erzeugten Überzeugungen sind weniger dauerhaft und weniger stabil als die auf der zentralen Route erzeugten Einstellungen. Sie erlauben nur in einem eingeschränkten Maße vorhersagbares Verhalten (Petty et. al. 2005, 86).

Man hat innerhalb des ELM die Rolle von Stimmungen dadurch zu erklären versucht, dass man beobachten kann, dass, vereinfacht gesprochen, positive Emotionen und Stimmungen (etwa das gute Wetter oder eine angenehme Umgebung, aber auch der Grad an Involviertheit der Zuhörer im Sinne des rhetorischen *tua res agitur*) eine eher positive Reaktion auf eine persuasive Botschaft hervorrufen – jenseits der kognitiven Stärke der Argumente. Emotionen und Stimmungen sind also vor allem dort für den Persuasionsprozess zentral, wo die Informationen der Botschaft nicht über die zentrale, sondern die periphere Route verarbeitet werden (Forgas 2003, 608). Hier können Emotionen aber auch eine umgekehrte Wirkung entfalten wie im Falle der Aufmerksamkeitserregung: Ist

der Rezipient in einer bestimmten Affektlage, so kann dies bewirken, dass eine Botschaft nach dem Modell der primären Route der Argumentationsprüfung verarbeitet wird, weil der Zuhörer die Wichtigkeit der Botschaft auf diese Weise erst erkennt und seine Verarbeitungsmotivation gesteigert wird. Emotionen und Stimmungen haben also innerhalb des ELM eine ambivalente Position. Pauschal lässt sich konstatieren, dass gerade bei persuasiven Botschaften, die dem Rezipienten wenig Motivation oder Zeit zur Verarbeitung bieten oder bei denen der Rezipient wenig kognitive Kapazität zur Verarbeitung hat – also geradezu den Modellfällen rhetorischer Kommunikation – emotions- bzw. stimmungsbasierte Heuristiken vermehrt zum Einsatz kommen. Aus rhetorischer Sicht bleibt die Kategorisierung der peripheren Route innerhalb des EL-Modells als inferior problematisch, da innerhalb dieses Modells der Gedanke von der Höherwertigkeit der kognitiven Informationsverarbeitung über die primäre Route zentral ist. Hier wirkt die alte Tradition vom Primat logischer Argumentation fort.

Jenseits der Frage, ob das ELM die Realität (und Ubiquität) rhetorischer Kommunikation angemessen zu beschreiben vermag, sind die empirischen Ergebnisse, die man auf der Grundlage dieses Modells gewonnen hat, aufschlussreich. Im Bereich der *Werbung* hat man auf dieser neueren Theoriegrundlage erst in den letzten Jahren emotionale Strategien verstärkt in den Blick genommen („until recently advertising researchers did not focus much on emotions", Tellis 2004, 147; vgl. Forgas 2003, 608; Petty/Fabrigar/Wegener 2003, 758 f.), während man früher untersuchte, wie Verbraucher bewusste Konsumentscheidungen etwa durch den sorgfältigen Vergleich treffen (Überblick bei Mattenklott 2007).

Auch die emotionale Einstellung des Publikums kann in der Frage, ob die Argumente eines Redners überzeugend wirken, eine zentrale Größe sein (Evans 2003, 85 f.; Oatley u. a. 2006, 282 ff.). Aussagen hierzu liefern Studien zur Kommunikatorforschung, weniger sozialpsychologische Arbeiten. Schon für Hovland hat die Vertrauenswürdigkeit des Redners – neben seiner Sachkenntnis (die mit dem Alter korrelierte Erfahrung, die Position in der Gruppe und die soziale Bindung an den Rezipienten) – zentrale Bedeutung bei der Erzeugung von Glaubwürdigkeit (ähnliches findet sich bereits in der *ethos*-Kategorie bei Aristoteles). Gerade bei der Frage nach der Vertrauenswürdigkeit haben Emotionen und Stimmungen eine eminente Bedeutung – ebenso wie bei der Attraktivität des Kommunikators, die ebenfalls eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt (Schenk 2002, 96 f.).

In der *Empirischen Literaturwissenschaft* und der *Kognitiven Poetik* untersucht man seit einigen Jahren verstärkt, wie (vor allem literarische) Texte Emotionen im Leser auslösen. Man knüpft dabei programmatisch an das Erbe der klassischen Rhetorik an (Stockwell 2002, 8). Empirische Untersuchungen konnten inzwischen etwa zeigen, dass das aus dem russischen Formalismus stammende Konzept des *foregrounding*, das seinerseits wiederum Vorläufer in der aristotelischen *Rhetorik* (III,2,3) hat, ein empirisch belegbares Fundament besitzt (vgl. Miall/Kuiken 1994; van Peer/Hakemulder/Zyngier 2007; Überblick bei Winko 2003, 31 ff.). In eine ähnliche Richtung gehen stärker narratologisch orientierte Untersuchungen, etwa zum Konzept der Spannung (Überblick bei Junkerjürgen 2002).

Zentral für die Medienwirkungsforschung ist schließlich die Frage, wie mediatisierte Kommunikation im Vergleich mit der klassischen face-to-face-Kommunikation Wirkungen erzielt (einschlägig bereits Klapper 1960). Eine stark ansteigende Zahl von Arbeiten im Schnittfeld von Emotionspsychologie und Medienwissenschaft beschäftigt sich mit

der Medienspezifik der Emotionserregung, vor allem im Film und anderen Bildmedien (vgl. Tan 1996; Mikunda 2002; Brütsch u. a. 2005; Grau/Keil 2005, mit umfassender Bibliografie). Ein zentrales Untersuchungsfeld sind dabei die spezifischen Präsentationstechniken, welche die Erregung von Emotionen evozieren, z. B. bestimmte Schnitttechniken, die Überraschung und Spannung bewirken. Hier lässt sich an Ergebnisse der empirischen Forschungen aus der Emotionspsychologie anknüpfen, die gezeigt haben, dass Überraschung und Neugier in narrativen Texten Effekte einer spezifischen Anordnung auf der Ebene des narrativen Diskurses (*discours*) sind (Oatley 1992, 247).

Obwohl die Rolle von Emotionen in den letzten zwei Jahrzehnten stärker in das Blickfeld gerückt ist, steckt die Forschung zu den emotionalen Komponenten von Persuasionsprozessen immer noch in den Kinderschuhen. Dies gilt erst recht aus der engeren, disziplinären Sicht einer Theorie der Rhetorik, welche die Erkenntnisse der Kognitionswissenschaften und Psychologie in eine ‚kognitive Rhetorik' integrieren müsste.

8. Literatur (in Auswahl)

Anz, Thomas (2006): Emotional turn? Beobachtungen zur Gefühlsforschung. In: literaturkritik.de, Dezember 2006 http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=10267; rev. Dezember 2006.

Aristoteles (1999): Rhetorik. Übers. u. hrsg. von Gernot Krapinger. Stuttgart.

Augustinus (2002): De doctrina christiana/Die christliche Bildung. Übers., Anm. u. Nachw. von Karla Pollmann. Stuttgart.

Barthes, Roland (1988): Die alte Rhetorik. In: Roland Barthes: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt a. M., 15–101.

Beetz, Manfred (1980): Rhetorische Logik. Prämissen der deutschen Lyrik im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert. Tübingen.

Bompaire, Jacques (1973): Le pathos dans le traité du sublime. In: Revue des Études Grecques 86, 323–343.

Bonfadelli, Heinz (2004): Medienwirkungsforschung I. Grundlagen und theoretische Perspektiven. 3. Aufl. Konstanz.

Brütsch, Matthias u. a. (Hrsg.) (2005): Kinogefühle. Emotionalität und Film. Marburg.

Campe, Rüdiger (1990): Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung literarischer Rede im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen.

Cicero (1976): De oratore/Über den Redner. Lateinisch-deutsch. Hrsg. von Harald Merklin. Stuttgart.

Cicero (1988): Orator. Lateinisch-deutsch. Hrsg. und übers. von Bernhard Kytzler. München.

Cicero (1994): Partitiones Oratoriae/Rhetorik in Frage und Antwort. Hrsg., übers. und erläutert von Karl und Gertrud Bayer. Zürich.

Culler, Jonathan (2002): Structuralist Poetics. Structuralism, Linguistics, and the Study of Literature. London/New York ([1]1975).

Dachselt, Rainer (2003): Pathos. Tradition und Aktualität einer vergessenen Kategorie der Poetik. Heidelberg.

Davidson, Richard J./Klaus Rainer Scherer/H. Hill Goldsmith (eds.) (2003): Handbook of Affective Science. Oxford et al.

Demmerling, Christoph/Hilge Landweer (2007): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart/Weimar.

Dillard, James P./Anneloes Meijnders (2002): Persuasion and the Structure of Affect. In: James P. Dillard/Michael Pfau (eds.): The Persuasion Handbook. Thousand Oaks/London/New Delhi, 309–327.

Dillard, James P./Linda J. Marshall (2003): Persuasion as a Social Skill. In: John O. Greene/Brant R. Burleson (eds.): Handbook of Communication and Social Interaction Skills. Mahwah, NJ/London, 479–513.

Dockhorn, Klaus (1962): Rez. Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik. In: Göttingische Gelehrte Anzeigen 214, 177–196.

Dockhorn, Klaus (1968): Macht und Wirkung der Rhetorik. Vier Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne. Bad Homburg u. a.

Dubois, Jacques u. a. (1974): Allgemeine Rhetorik. Übers. u. hrsg. von Armin Schütz. München.

Dyck, Joachim (1991): Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition. 3., ergänzte Aufl. Tübingen. ([1]1966).

Eco, Umberto (1972): Einführung in die Semiotik. Übers. v. Jürgen Trabant. München.

Ekman, Paul (2007): Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren. München.

Evans, Dylan (2003): Emotion. A Very Short Introduction. Oxford.

Forgas, Joseph P. (2003): Affective Influences on Attitudes and Judgements. In: Davidson/Scherer/Goldsmith (2003), 596–618.

Fortenbaugh, William W. (1970): Aristotle's Rhetoric on Emotions. In: Archiv für Geschichte der Philosophie 52, 40–70.

Garver, Eugene (1984): Aristotle's Rhetoric: A Rhetoric of Character. Chicago.

Gill, Christopher (1984): The *Ethos*/*Pathos* Distinction in Rhetorical and Literary Criticism. In: The Classical Quarterly NS 34, 149–166.

Goleman, Daniel (1997): Emotionale Intelligenz. Aus dem Engl. übers. v. Friedrich Griese. München.

Gottsched, Johann Ch. (1736): Ausführliche Redekunst. Leipzig. Nachdruck. Hildesheim/New York 1973.

Gottsched, Johann Ch. (1751): Versuch einer Critischen Dichtkunst. Leipzig. Nachdruck. Darmstadt 1982.

Grau, Oliver/Andreas Keil (Hrsg.) (2005): Mediale Emotionen. Zur Lenkung von Gefühlen durch Bild und Sound. Frankfurt a. M.

Green, Melanie C./Timothy C. Brock (2005): Persuasiveness of Narratives. In: Timothy C. Brook/Melanie C. Green (eds.): Persuasion. Psychological Insights and Perspectives. 2nd ed. Thousand Oaks/London/New Delhi, 117–142.

Hallbauer, Friedrich A. (1725): Anweisung zur Verbesserten Teutschen Oratorie. Jena. Nachdruck. Kronberg/Ts. 1974.

Jasinski, James (2001): Sourcebook on Rhetoric. Key Concepts in Contemporary Rhetorical Studies. Thousand Oaks/London/New Delhi.

Junkerjürgen, Ralf (2002): Spannung. Narrative Verfahren der Leseraktivierung. Frankfurt a. M. u. a.

Kastely, James L. (2004): Rhetoric and Emotion. In: Walter Jost/Wendy Olmstedt (eds.): A Companion to Rhetoric and Rhetorical Criticism. Malden/Oxford/Carlton, 221–237.

Kemmann, Ansgar (1996): Evidentia, Evidenz. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, 33–47.

Kirchmann (1981) siehe: Locke (1690)

Klapper, Joseph T. (1960): The Effects of Mass Communication. Glencoe, IL.

Knape, Joachim (2000): Was ist Rhetorik? Stuttgart.

Kraus, Manfred (2003): Pathos. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 689–701.

Lamy, Bernard (1690): De l'art de parler/Kunst zu reden. Hrsg. v. Ernstpeter Ruhe. Mit einem einleitenden Essay „Perspektiven für eine Lektüre des art de parler von Bernard Lamy" von Rudolf Behrens. Reprograph. Nachdr. d. Ausg. Paris 1676 u. Altenburg 1753. München 1980 (Reihe Rhetorik, 1).

Lausberg, Heinrich (1960): Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. München.

Lazarus, Ricard S. (1999): The Cognition-Emotion-Debate: A Bit of History. In: Tim Dagleish/Mick J. Power (eds.): Handbook of Cognition and Emotion. Chichester u. a., 3–19.
Locke, John (1690): Versuch über den menschlichen Verstand. Uebers. und bearb. von J. H. v. Kirchmann. 2 Bde. 4. Aufl. Hamburg 1981.
Maccoby, Nathan (1964): Die neue ‚wissenschaftliche Rhetorik'. In: Wilbur Schramm (Hrsg.): Grundfragen der Kommunikationsforschung. München, 55–70.
Martinec, Thomas (2003): Lessings Theorie der Tragödienwirkung. Humanistische Tradition und aufklärerische Erkenntniskritik. Tübingen.
Mattenklott, Axel (2007): Emotionale Werbung. In: Klaus Moser (Hrsg.): Wirtschaftspsychologie. Heidelberg, 85–106.
Melanchthon, Philipp (1531): Elementa rhetorices/Grundbegriffe der Rhetorik. Hrsg., übers. u. komm. v. Volkhard Wels. Berlin 2001.
Meyer, Wulf-Uwe/Gernot Horstmann (2006): Emotion. In: Kurt Pawlik (Hrsg.): Handbuch Psychologie. Wissenschaft – Anwendung – Berufsfelder. Heidelberg, 231–238.
Meyer-Kalkus, Reinhart (1989): Pathos. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie 7, 193–199.
Meyfart, Johann M. (1634): Teutsche Rhetorica oder Redekunst. Coburg. Nachdruck. Hrsg. v. Erich Trunz. Tübingen 1977.
Miall, David S./Don Kuiken (1994): Foregrounding, Defamiliarization, and Affect: Response to Literary Stories. In: Poetics 22, 389–407.
Mikunda, Christian (2002): Kino spüren. Strategien der emotionalen Filmgestaltung. Wien.
Oatley, Keith (1992): Best Laid Schemes. The Psychology of Emotions. Cambridge/Paris.
Oatley, Keith (2004): Emotions. A Brief History. Malden/London/Carlton.
Oatley, Keith/Dacher Keltner/Jennifer M. Jenkins (2006): Understanding Emotions. Malden, MA.
van Peer, Willie/Jemejian Hakemulder/Sonja Zyngier (2007): Lines on Feeling: Foregrounding, Aesthetics and Meaning. In: Language and Literature 16, 197–213.
Petrus, Klaus (1994): *Convictio* oder *persuasio*? Etappen einer Debatte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Rüdiger – Fabricius – Gottsched). In: Zeitschrift für deutsche Philologie 113, 481–495.
Petty, Richard E./John T. Cacioppo (1981): Attitudes and Persuasion: Classic and Contemporary Approaches. Dubuque, IO.
Petty, Richard E./John T. Cacioppo (1986): Communication and Persuasion: Central and Peripheral Routes to Attitude Change. New York.
Petty, Richard E./Leandre R. Fabrigar/Duane T. Wegener (2003): Emotional Factors in Attitudes and Persuasion. In: Davidson/Scherer/Goldsmith (2003), 752–772.
Petty, Richard E. et al. (2005): To Think or Not to Think: Exploring Two Routes to Persuasion. In: Timothy C. Brook/Melanie C. Green (eds.): Persuasion. Psychological Insights and Perspectives. 2nd ed. Thousand Oaks/London/New Delhi, 81–116.
Plett, Heinrich F. (1971): Einführung in die rhetorische Textanalyse. Hamburg.
Plett, Heinrich F. (1975a): Rhetorik der Affekte. Englische Wirkungsästhetik im Zeitalter der Renaissance. Tübingen.
Plett, Heinrich F. (1975b): Textwissenschaft und Textanalyse. Semiotik, Linguistik, Rhetorik. Heidelberg.
Plett, Heinrich F. (2000): Systematische Rhetorik. Konzepte und Analysen. München.
Ps.-Longinus (1988): Peri hypsus/Vom Erhabenen. Griechisch-deutsch. Übers. u. hrsg. von Otto Schönberger. Stuttgart.
Quintilian (1988): Institutio oratoria/Ausbildung des Redners. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. 2 Bde. 2., durchges. Aufl. Darmstadt.
Rhetorica ad Herennium (1994). Lateinisch-deutsch. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein. Düsseldorf–Zürich.
Ruhe, Ernstpeter (Hrsg.) (1980), siehe Lamy (1690)
Schenk, Michael (2002): Medienwirkungsforschung. 2. Aufl. Tübingen.
Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen/Basel.

Solmsen, Friedrich (1938): Aristotle and Cicero on the Orator's Playing upon the Feelings. In: Classical Quarterly 33, 390–404.
Stiff, James B. (1994): Persuasive Communication. New York/London.
Stockwell, Peter (2002): Cognitive Poetics. An Introduction. London/New York 2002.
Stroebe, Wolfgang (2007): Strategien zur Einstellungs- und Verhaltensänderung. In: Klaus Jonas/Wolfgang Stroebe/Miles Hewstone (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. 5. Aufl. Heidelberg, 225–264.
Süss, Wilhelm (1910): Ethos. Studien zur älteren griechischen Rhetorik. Leipzig.
Tan, Ed S. (1996): Emotion and the Structure of Narrative Film. Film as an Emotion Machine. Mahwah, NJ.
Tellis, Gerard J. (2004): Effective Advertising. Unterstanding When, How, and Why Advertising Works. Thousand Oaks/London/New Delhi.
Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen (Frühe Neuzeit, 91).
Till, Dietmar (2006): Das doppelte Erhabene. Geschichte einer Argumentationsfigur von der Antike bis zum 19. Jahrhundert. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 175)
Till, Dietmar (2007): Text, Kommunikation und Affekt in der Tradition der Rhetorik. Zur Vorgeschichte des ‚Emotional turn'. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 54, 286–303.
Toulmin, Stephen (1986): Die Verleumdung der Rhetorik. In: neue hefte für philosophie 26, 55–68.
Vickers, Brian (1988): In Defence of Rhetoric. Oxford.
Vögtle, Anton (1950): Affekte. In: Reallexikon für Antike und Christentum 1, 160–173.
Walton, Douglas (1992): The Place of Emotion in Argument. University Park, PA.
Walton, Douglas (2007): Media Argumentation. Dialectic, Persuasion, and Rhetoric. Cambridge et al.
Wels, Volkhard (Hrsg.) (2001), siehe Melanchthon (1531)
Winko, Simone (2003): Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900. Berlin.
Wisse, Jakob (1989): Ethos and Pathos from Aristotle to Cicero. Amsterdam.
Wörner, Markus H. (1981): ‚Pathos' als Überzeugungsmittel in der Rhetorik des Aristoteles. In: Ingrid Craemer-Ruegenberg (Hrsg.): Pathos, Affekt, Gefühl. Freiburg, 53–78.

Dietmar Till, Tübingen (Deutschland)

37. Rhetorik des Körpers (Actio I)

1. Systematisches
2. Historische Stationen
3. Konzeptionelles
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*Ancient rhetoric considers orators not only as speech producers but also views body language activity as one of their particular skills (*sermo corporis*). The terms actio as well as ὑπόκρισις/hypokrisis were originally used to denote the activity of the stage artist as*

Solmsen, Friedrich (1938): Aristotle and Cicero on the Orator's Playing upon the Feelings. In: Classical Quarterly 33, 390–404.
Stiff, James B. (1994): Persuasive Communication. New York/London.
Stockwell, Peter (2002): Cognitive Poetics. An Introduction. London/New York 2002.
Stroebe, Wolfgang (2007): Strategien zur Einstellungs- und Verhaltensänderung. In: Klaus Jonas/Wolfgang Stroebe/Miles Hewstone (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. 5. Aufl. Heidelberg, 225–264.
Süss, Wilhelm (1910): Ethos. Studien zur älteren griechischen Rhetorik. Leipzig.
Tan, Ed S. (1996): Emotion and the Structure of Narrative Film. Film as an Emotion Machine. Mahwah, NJ.
Tellis, Gerard J. (2004): Effective Advertising. Unterstanding When, How, and Why Advertising Works. Thousand Oaks/London/New Delhi.
Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen (Frühe Neuzeit, 91).
Till, Dietmar (2006): Das doppelte Erhabene. Geschichte einer Argumentationsfigur von der Antike bis zum 19. Jahrhundert. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 175)
Till, Dietmar (2007): Text, Kommunikation und Affekt in der Tradition der Rhetorik. Zur Vorgeschichte des ‚Emotional turn'. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 54, 286–303.
Toulmin, Stephen (1986): Die Verleumdung der Rhetorik. In: neue hefte für philosophie 26, 55–68.
Vickers, Brian (1988): In Defence of Rhetoric. Oxford.
Vögtle, Anton (1950): Affekte. In: Reallexikon für Antike und Christentum 1, 160–173.
Walton, Douglas (1992): The Place of Emotion in Argument. University Park, PA.
Walton, Douglas (2007): Media Argumentation. Dialectic, Persuasion, and Rhetoric. Cambridge et al.
Wels, Volkhard (Hrsg.) (2001), siehe Melanchthon (1531)
Winko, Simone (2003): Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900. Berlin.
Wisse, Jakob (1989): Ethos and Pathos from Aristotle to Cicero. Amsterdam.
Wörner, Markus H. (1981): ‚Pathos' als Überzeugungsmittel in der Rhetorik des Aristoteles. In: Ingrid Craemer-Ruegenberg (Hrsg.): Pathos, Affekt, Gefühl. Freiburg, 53–78.

Dietmar Till, Tübingen (Deutschland)

37. Rhetorik des Körpers (Actio I)

1. Systematisches
2. Historische Stationen
3. Konzeptionelles
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

*Ancient rhetoric considers orators not only as speech producers but also views body language activity as one of their particular skills (*sermo corporis*). The terms actio as well as ὑπόκρισις/hypokrisis were originally used to denote the activity of the stage artist as*

actor or respondent. Despite its origin and probably its factual relation to dramatic art, theoreticians always insisted on considering a fundamental difference that lets the orator stand out as the acting person and not just as the imitator of an action. However, as the speaker has to perform his/her ethos, he/she must appear *as the acting person which, in fact, requires certain fictions. Such fictions need to be considered as equivalent to elocutionary figuration. Similarly to those acts, conventionalized codes are also retrieved in the* sermo corporis *in order to achieve a specific impact.*

1. Systematisches

Der *Vortrag* ist der zentrale Punkt, auf den alle einzelnen Arbeitsschritte des Redners zulaufen müssen, denn nur in diesem finalen Schritt kann er sein rhetorisches *telos* der Persuasion erreichen. Berühmt ist die Anekdote des Demosthenes. Als dieser gefragt wurde, was das Wichtigste bei der Herstellung der Rede sei, gab er zur Antwort, an erster Stelle stehe die *Aufführung*, aber auch an zweiter Stelle und dritter Stelle, bis der Frager schließlich aufhörte zu fragen. Für Quintilian wird daraus deutlich, dass die *actio* nicht das Wichtigste, sondern das Einzige sei, was zähle (Quint., *Inst. or.* 11,3,6; vgl. Cic., *De or.* 3,213).

Um sich diesem Zielpunkt auch theoretisch angemessen nähern zu können, ist es sinnvoll, einige Aspekte zu unterscheiden. Der Redner überwindet bei der Aufführung seines Redetextes eine mediale Schwelle, die höher ist als die zwischen der *inventio* und der Fixierung des Inhalts durch den sprachlichen Text (*elocutio*). Natürlich wird er diese dadurch zu mindern suchen, dass er sich bereits bei der elokutionären Arbeit am Text Proben selbst zu Gehör bringt. Die Theorie der Produktionsstadien legt daher größtes Gewicht darauf, dass der Produzent in jedem einzelnen Arbeitsschritt immer das Produktionsziel der *Persuasion* im Blick behält. Dadurch können Persuasion und Aufführung antizipatorisch kalkuliert werden; trotzdem bleibt der Charakter der Proben jedoch lediglich theoretisch. Der eigene Körper als Medium kommt bei solchen Proben nicht zur vollen Geltung, zumal auch die Stimme im Vortragsraum anderen Belastungen ausgesetzt ist als in der Schreibwerkstatt. Schwierig für den Produzenten ist es auch, sich als Produzent zugleich in die Rolle des Adressaten zu begeben. Der Kurzschluss von Produzent und Adressat ist daher nur eine höchst ungenügende Hilfskonstruktion, vergleichbar dem Komponieren einer Symphonie am Klavier. Von Demosthenes wird berichtet, er habe seine *actio* vor dem Spiegel eingeübt (Quint., *Inst. or.* 11,3,68).

Der *mediale Wechsel* ist ein grundsätzliches Problem, das bei der schriftlichen Ausarbeitung berücksichtigt werden muss. Hierbei geht es nicht nur um ästhetische Phänomene, sondern auch um solche der *inventio*. Bereits Aristoteles empfiehlt das Enthymem, weil es dem Zuhörer nicht zu viel Denkarbeit abverlange, da es nicht von zu weit deduziere. Aristoteles verfolgt die Unterschiede jedoch noch weiter und sieht grundsätzliche Wirkungsdifferenzen zwischen schriftlichem und mündlichem Text: der eine ist differenzierter und genauer, der andere redundanter, aber einprägsamer und für den Rezipienten anregender.

Bei der ästhetischen Kodierung der performierten Rede kommen mehrere Bereiche zur Geltung: der sprachliche Laut, die Bewegungen des Redners und die gesamte gestalthafte Erscheinung des gekleideten Körpers. Der Redner ist auch als *Handelnder* zu be-

trachten, der den Text ausagiert, d. h. der diesen als körperliches Medium visuell und akustisch zur Aufführung bringt. Das Sprechen selbst kann als Handeln aufgefasst werden. Die lateinische Bezeichnung dieses finalen Redestadiums, *actio* = *Handlung*, *Verhandlung*, zeigt, dass auch die antike Rhetoriktheorie das Handeln im Vordergrund sah, das am Ende eines längeren Produktionsprozesses steht. Im Griechischen finden wir den Ausdruck ὑπόκρισις (*hypokrisis*), der auch in der Dramentheorie verwendet wird. In den homerischen Epen sind zwei unterschiedliche Bedeutungen belegt, die sicherlich nicht unabhängig voneinander zu denken sind; zum einen kann ὑποκρίνεσθαι (*hypokrinesthai*) *antworten* bedeuten, zum anderen *deuten*, *auslegen* (Homer, *Ilias* 7,407; *Odyssee* 19,535, 19,555). Der in den frühen Tragödien dem Chor gegenübergestellte Schauspieler wurde ebenfalls ὑποκριτής/*hypokrites* genannt, wobei ungeklärt ist, ob er ein Antwortender des Chores ist oder ein Deutender dessen, was der Chor sagt (Pickard-Cambridge 1968, 126–135). Unter rhetoriktheoretischer Perspektive wird man mit Aristoteles eine gewisse Parallelität der Entwicklung von Schauspielkunst und Rhetorik annehmen, wenn nicht gar einen beträchtlichen Einfluss der Schauspielkunst auf die rhetorische Lehre von der Performanz in Rechnung stellen (Arist., *Rhet*. 3,1). Rhetoriktheoretisch betrachtet wird man die linguistische Doppelnatur der Hypokrisis als Antwort und als Deutung im Sinne einer *orator*-Theorie zu verstehen haben: Der Redner ‚antwortet' implizit auf Vorstellungen des Auditoriums, und er interpretiert seinen Redetext, indem er ihn mit seinem Körper als Medium performiert (Knape 2008).

Desweiteren hat Aristoteles in einer folgenreichen Einteilung das Tun/Handeln (πράττειν/*prattein*) vom Herstellen (ποιεῖν/*poiein*) unterschieden. *Tun* erschöpft sich im Vollzug seiner selbst, während *Herstellen* auf ein außer ihm selbst liegendes Werk (ἔργον/*ergon*) bezogen ist (Arist., *Ethica Nicomachea* 6,2 1139b 1 f., 6,4, 1140a 1–23; Schirren 2008a). Er illustriert diese Unterscheidung in entsprechender Weise mit performativen Künsten wie dem Kitharaspiel (*Handeln*), das er dem Bau eines Hauses entgegensetzt (Herstellen; Arist., *Magna Moralia* 1,34, 1197a 24 f.). Aristoteles vermeidet es jedoch, in seiner *Rhetorik* deutlich anzugeben, ob er die Rhetorik als eine Poiesis betrachtet, wie dies für die Parallelschrift der *Poetik* gelten darf. Man kann in der *Rhetorik* aber zahlreiche produktionstheoretische Angaben finden (z. B. Arist., *Rhet*. 1,9; dazu Schirren 2008a), wenngleich er in der Definition von Rhetorik (Arist., *Rhet*. 1355b 26–27) nur vom Betrachten spricht, und sich dadurch von der Platonischen Definition im *Gorgias* abhebt. Dort war die Persuasion als Produkt der Rhetorik definiert worden (Werkmeisterin der Überzeugung/πειθοῦς δημιουργός/*peithus demiurgos*; Platon, *Gorgias* 453e). Will man an der aristotelischen Unterscheidung festhalten, so wäre zu prüfen, wie die Aspekte des Herstellens und des Handelns (wie in dem Produktionsstadium der *actio* aufgewiesen) zu deuten sind. Vom Produktionsziel der Persuasion aus betrachtet ergibt sich, dass menschliches Handeln nicht als moralisch qualifiertes in Frage kommt, sondern als performativ zu verstehen ist, insofern es das *ethos* des Redenden im Sinne eines Überzeugungsmittels erzeugt. Oratorisches Handeln entspricht so dem des Schauspielers, von dem Aristoteles sagt, dass er Handelnde nachahmt/darstellt (Arist., *Poet*. 6). Das heißt, das Werk des Schauspielers ist ein *Spiel*, in welchem menschliche Handlung durch simulierte Charaktere performiert wird. Entscheidender Unterschied gegenüber der Praxis ist, dass es um einen Effekt geht, der außerhalb des Tuns selbst liegt, während der tugendsame *orator* im tugendhaften Handeln *selbst* immer schon als Verwirklichung seiner Tugend (ἀρετή/*arete*) Erfüllung findet.

2. Historische Stationen

2.1. Aristoteles

In dem der *Lexis* und *Taxis* (sprachliche Ausarbeitung und Anordnung) gewidmeten dritten Buch der aristotelischen *Rhetorik* wird die Hypokrisis als Bestandteil des *Wie* der Rede eingeführt. Nach der Auffindung der inhaltlichen Aspekte und dem daraus gewonnenen Überzeugungsmitteln, die das *Was* der Rede ausmachen, gehört die elokutionäre Arbeit zum *Wie* der Rede. Als dritten Produktionsschritt nennt Aristoteles etwas unvermittelt die Aufführung des Textes. Dieser sei technisch noch nicht behandelt worden, und auch in die Schauspielkunst erst spät eingedrungen, ungeachtet der Tatsache, dass die Aufführung die höchste persuasive Potenz habe (δύναμις μεγίστη/*dynamis megiste*; Arist., *Rhet*. 1403b 21). In diesem Punkt jedoch konvergieren Rhetorik und Poetik, wie Glaukon von Teos bereits geklärt habe. Aristoteles bringt hier im Folgenden allerdings nur die *Stimme* als Medium der Hypokrisis und klammert den Körper völlig aus. Das lässt sich daraus erklären, dass er die stimmliche Komponente bereits als etwas reißerisches ansieht (Arist., *Rhet*. 1403b 36–7), doch ließe sie sich immerhin leicht durch den Rhythmus mit der Lexis verknüpfen. Auch in der *Poetik* wird der körperliche Einsatz als mimetisches Moment weitgehend ausgeklammert, ja Aristoteles kritisiert an den schlechten Aulosspielern, dass diese den Diskus körperlich, nicht musikalisch darstellen (Arist., *Poet*. 26, 1461b 30 f.).

In der *Rhetorik* des Anaximenes findet sich gar keine Bemerkung zur Hypokrisis. Das gibt der Einschätzung des Aristoteles recht, dass die Hypokrisis erst sehr spät ins technische Inventar übernommen worden ist. Denn man sah irrtümlich die stimmlichen Fähigkeiten als naturgegebene Größen an, welche die Techne nicht verbessern könne. Dem widerspricht Aristoteles zwar, räumt aber ein, dass die darstellende Kunst (ὑποκριτική/*hypokritike*) gegenüber der Lexis eher untechnisch sei.

2.2. Theophrast

Wie auch das Thema der Lexis den Schüler des Aristoteles zu einer eigenen monographischen Studie angeregt hat, so hat auch Theoprast der Hypokrisis nach doxographischen Berichten ein Werk gewidmet (Diogenes Laertius 5,48 = F 666,24 bei Fortenbaugh et al. 1992). Eine Notiz des Athanasius zur Statuslehre des Hermogenes ist wohl in diesem Zusammenhang zu sehen (F 712 bei Fortenbaugh et al. = Prolegomenon Sylloge 177,3–8 ed. Rabe 1931): Auch Theophrast sieht in der Hypokrisis die größte persuasive Wirkung (μέγιστον πρὸς τὸ πεῖσαι εἶναι/*megiston pros to peisai*); er erklärt dies dadurch, dass er die Affekte und deren Wahrnehmung auf Prinzipien zurückführt (εἰς τὰς ἀρχὰς ἀναφέρων/*eis tas archas anapheron*). Die sich daraus ergebende Folge ist, dass korporale Bewegung und Ton der Stimme mit der gesamten Thematik der Rede in Übereinstimmung sind (statt ‚Thematik' – ὑποθέσει/hypothesei – ist allerdings ‚Wissenschaft' – ἐπιστήμῃ/*episteme* – überliefert: meinte Theophrast vielleicht gar die Übereinstimmung mit der gesamten rhetorischen Wissenschaft? Vgl. den Apparat bei Fortenbaugh et al. 1992). Theophrast stellt also zwei für die weitere Entwicklung höchst wichtige Dinge fest: Die Hypokrisis besteht aus Stimme *und* Körper. Diese drücken Affekte aus, die als Beweismittel im aristotelischen Sinne fungieren, da sie von den Rezipienten auch als

solche erkannt werden. Dass diese Konzeption im Hellenismus weiter tradiert wurde, ergibt sich aus verstreuten Bemerkungen über den Aristoteles-Schüler Demetrius von Phaleron bei Dionysios von Halikarnassos (Usener/Radermacher 1899−1929, Demosthenes 53) und Demetrius (Wehrli 1968, Demetrius Fr. 165−166 = Plutarch *Vitae parallelae*, Demosthenes 11,1−2; vgl. Fortenbaugh 1985, 272). Vor dem Hintergrund der peripatetischen Semiotik kann man weiter schließen, dass Theophrast Gebärden und Stimme als ähnliche Zeichen seelischer Vorgänge sah wie die verbale Sprache (vgl. Arist., *De Interpret.* 16a 3−8).

2.3. Herenniusrhetorik

Die Bestandsaufnahme des Auctors ad Herennium scheint darauf schließen zu lassen, dass er die Studien des Theophrast nicht direkt kannte, denn er betont, dass es noch keine sorgfältig ausgearbeitete Kunstlehre über die Hyprokrisis gebe, obwohl manche Rhetoren der *pronuntiatio* den höchsten Rang einräumten. Das aber sei verfehlt, denn nach Meinung des Auctors dürfe man kein Produktionsstadium verabsolutieren. Vielmehr seien sie aufeinander angewiesen, um den angestrebten Erfolg sicherzustellen. Das Fehlen einer Kunstlehre wird nun damit begründet, dass die *pronuntiatio* als rein sinnliches Ereignis von Stimme, Mimik und Gestus schwer fassbar zu sein scheint. Der Auctor unterscheidet die *figura vocis* (Gestalt der Stimme) von den *motus corporis* (Bewegung des Körpers), und folgt damit der Einteilung des Theophrast, von dem er offenbar nichts wusste. Hier wird man mit einer indirekten Überlieferung zu rechnen haben, die der Gesamtquellenlage des Autors entspricht.

Die Grundüberlegung des Auctors ist, dass das körperliche Agieren eine solche Qualität von Geste und Mimik ausdrücke, dass sie dem Redetext Plausibilität verschaffe. Diese Orientiertheit am Persuasionsziel zeichnet die Produktionstheorie des Auctors aus. Grundsätzlich sieht er eine enge Parallele des körperlichen Auftritts zu dem Einsatz der Stimme. Die Pole, zwischen denen er das richtige Agieren austarieren will, sind daher Scheu (*pudor*) und Schärfe (*acrimonia*) in der Mimik, in der Gestik die Vermeidung von übertriebener Anmut (*venustas*) und Schändlichkeit (*turpitudo*). Die Extreme bezeichnen dabei zugleich ein Verhalten, wie es Schauspielern oder Tagelöhnern (*operarii*) zukomme, für den Redner aber problematisch sei.

Warum diese Einschätzung? Der *orator* ist als ein soziologisches Phänomen zu sehen, da er bestimmte gesellschaftliche Wertschätzungen vertritt und sogar darstellt. Ciceros Jugendschrift *De inventione* gibt einen ganzen Katalog solcher hervorragender Eigenschaften, die wohl aus der Tradition des Isokrates stammen und dem Bild des vollkommenen Redners gezollt werden (*orator perfectus*/τέλειος ῥήτωρ/*teleios rhetor*; Cic., *De invent.* 1, 2−5; vgl. Solmsen 1932; Barwick 1963, 20−25), das Cicero in seinem Alterswerk noch einmal beschwören und zur Grundlage seiner eigenen Rhetoriktheorie machen wird (Cic., *De or.* 2, 33−38). Die Eigenschaften reichen vom Kulturgründer bis zum universalen Kommunikator, der zerrüttete Gesellschaften wieder eint (vgl. die Geschichte von Menenius Agrippa in Livius 2, 32, 8−11). Vor einer solchen Tradition ist das körperliche Agieren einer besonderen Erwartung ausgesetzt. Hinzu kommt, dass der öffentlich auftretende Redner in der römischen Gesellschaft typischerweise ein politischer Agent war und damit verbundene politische Werte zu berücksichtigen hatte.

Da die *actio* aber als Kunstlehre optimiert werden soll, sucht der Auctor das Proprium des *orators* zu bestimmen. Dies ist umso schwieriger, als eben eine theoretische Grundle-

gung erfolgreicher körperlicher Kommunikation gänzlich fehlte. Daraus erklärt sich, dass andere Typen öffentlicher Kommunikatoren vom Auctor als Gegenbilder aufgeboten werden. Der Schauspieler wird mit der *venustas* als unmännlich und gefallsüchtig charakterisiert, und solche Verhaltensweisen werden zurückgewiesen. Im Einzelnen bringt der Auctor auch Fallbeispiele, die denen des richtigen Stimmeinsatzes entsprechen. Am Ende seiner Ausführungen reflektiert er diese Kurzcharakterisierung mit der Bemerkung, dass es ihm durchaus klar sei, dass er Gesten mit Worten schwerlich ausdrücken könne; er wolle jedoch nur Dinge anmahnen, deren richtige Ausführung der Übung vorbehalten bleiben müsse (*Rhet. Her.* 3,27). Es zeigt sich an diesen Bemerkungen nicht nur die theoretische Schwäche des Auctor, sondern immerhin auch ein Bewusstsein vom medialen Wechsel, mit dem die Lehre von der Aufführung des Textes zu tun hat. Denn was er von der *actio/pronuntiatio* verlangt, ist, dass der *orator* als Agent seines eigenen Vorhabens auftritt (*ut res ex animo agi videatur*; *Rhet. Her.* 3,27). Der Körper soll also den im Geiste gefassten Text ausagieren. Dieses Ausagieren wird aber geradezu zu einem *zweiten* Text, da die Zeichen des Körpers andere sind als die sprachlichen Zeichen. Gefordert wird, dass das Bezeichnete dasselbe sei; das Problem ist freilich, dass die Korrelation von Gesten und dem mit ihnen Bezeichneten nicht so eng ist wie von Laut und Bezeichnetem im strenger reglementierten Sprachsystem. Daher kann dieser Text der Körperzeichen kaum autonom bleiben; gleichwohl fungiert der Redner hier als ein Doppelmedium: nämlich einerseits des sprachlichen Textes durch seine Stimme und andererseits bestimmter *ethos-pathos*-Aspekte durch seine korporalen Gebärden. Stimme und korporale Gebärden transportieren jedoch denselben durch die *inventio* erhobenen Inhalt.

Im Einzelnen differenziert der Auctor nach unterschiedlichen Beweismitteln, d. h. ob mit Sachbeweisen, *ethos* oder *pathos* gearbeitet wird. Ob diese auch als *aristotelische Pisteistrias* bekannte Differenzierung dem Auctor geläufig war, muss mehr als fraglich bleiben. Denn in der Forschung gilt Cicero als der Vermittler dieser aristotelischen Tradition (Wisse 1989 passim, bes. 83–93). Dennoch sind die Fälle, die vorgestellt werden, nach der aristotelischen Trias beschreibbar: die vorgeschriebene Gebärde im *sermo cum dignitate* (im würdig-zurückhaltenden Vortrag) ähnelt jener der *demonstratio*, des reinen Sachvortrags, und jener der *narratio* (Erzählung), und daher kann der *sermo cum dignitate* als sachorientierter Fachvortrag verstanden werden, in dem der Redner sich durch Zurückhaltung auszeichnet und sich so als ganz der Sache verpflichtet geriert. Als *ethos*-Aspekt wäre die durch eine solche Haltung ausgedrückte souveräne Kompetenz zu nennen. Affektische Anteilnahme des Redners wird in der fortlaufenden Rede (*contentio per continuationem*) durch schnelle Armbewegungen, belebte Mimik (*mobilis vultus*) oder grimmig-scharfen Gesichtsausdruck (*acris aspectus*) bezeichnet. Die abgehackte, stärker affektische Vortragsform (*contentio per distributionem*) verstärkt diese Gesten und lässt den Redner zudem auf- und ablaufen. Bei der *amplificatio* (Vergrößerung/Vermehrung) unterscheidet der Auctor eine mahnende und eine klagende *amplificatio* und wiederholt dort die Einteilung in eine gemäßigtere und eine heftigere Körpersprache. In der *amplificatio per conquestionem* (klagende Vergrößerung) schlägt sich der Redner z. B. bald auf die Schenkel oder an den Kopf, bald beruhigt er sich unversehens. Die abrupten Wechsel sollen seinen disparaten Gefühlszustand anzeigen.

2.4. Cicero

In Ciceros Alterswerk *De oratore* wird die *actio* am Ende des dritten und letzten Buches behandelt (Cic., *De or.* 3,213–227). Auch er sieht in der *actio* ein Kompetenzfeld, das

den *summus orator* ausweist, und auch der mittelmäßige Redner könne, wenn er dieses beherrscht, ihm ansonsten überlegene Redner aus dem Felde schlagen. Der Bereich des untersuchten semiotischen Kodes ist auch hier körperliches Agieren und Modulation der Stimme. Für Cicero kann ein und derselbe sprachliche Redetext durch die Performanz zweier Redner so verändert werden, dass er nicht mehr als derselbe rezipiert werde. Mit dieser überspitzenden Formulierung soll verdeutlicht werden, dass im finalen Redestadium der Aufführung die Semiotik von Körper und Stimme andere Zeichensysteme, wie das der *elocutio* überdecken könne. Auch Cicero versucht den Redner vom Schauspieler abzuheben; doch gelingt ihm das nur, indem er die problematische Kategorie der *Wahrheit* ins Spiel bringt: der Schauspieler sei ein *imitator veritatis*, der Redner aber ein *actor veritatis* (Cic., *De or.* 3,214−215). Diese These ist problematisch, da die Kunstfertigkeit ja bereits eine gewisse Fiktionalisierung des Verhaltens impliziert, die auch Cicero selbst einmal hervorhebt (Cic., *Tusculanae disputationes* 4,55). Das kann der römische Rhetor auch nicht in Abrede stellen. Denn Cicero räumt ein, dass die Wahrhaftigkeit eines Affektes noch nichts über dessen Wirkung bei den Rezipienten entscheide. Im Gegenteil: der stark affizierte Redner verdunkele oft seinen Redetext und bringe sich damit um seine Wirkung. Dieses durch unkontrollierte Affekte hervorgerufene ‚Störsignal' müsse ausgeschaltet werden, damit nur solche Bewegungen kommuniziert werden, die sich unmissverständlich als Bewegungen des *animus* erkennen lassen. Es geht hier also im Bereich der Geste um dasselbe, was die *virtutes elocutionis* im sprachlichen Bereich steuern soll. Trotz der Beteuerung, dass sich der Redner vom Schauspieler unterscheiden müsse, bringt Cicero im Anschluss vor allem Zitate aus Tragödien, um die Momente der richtigen *actio* zu illustrieren. Er stellt die allgemeine Regel auf, dass körperliches Agieren den Gemütsbewegungen folgen (*subsequi*) müsse; falsch wäre es, wenn nach Art der Schauspieler der Gestus die Worte ausdrücken (*exprimere*) solle. Der gesamte Inhalt dessen, was sprachlich kommuniziert werde, darf nicht etwa durch eine Darstellung wiederholt werden, sondern sei vielmehr durch einen *Zeichenkode* (*significatione*) zu bezeichnen. Der behauptete Gegensatz von *demonstratio* und *significatio* ist daher so zu fassen, dass, wie bereits Aristoteles bemängelt, der Körper wie auch die Sprache nicht als ein *analoges Zeichensystem* fungieren dürfen (im Falle der Sprache wäre das onomatopoietisch), sondern als *digitaler Kode* (im Sinne Flussers 1996). Martianus Capella wird in seiner Kurzdarstellung der Rhetorik, die sich in vielem an Cicero orientiert, resümieren: *signifanda enim, non spectanda sunt ista* („es muss nämlich bezeichnet werden, nicht vor Augen gestellt werden"; Martianus Capella 5,540−543).

Der Redner muss also den Zeichenkode körperlichen Agierens genau kennen, um den Sprachtext mit solchen Gesten zu begleiten, die seinem Persuasionsziel dienlich sind. Das Beispiel, das Cicero bietet, ist die aufrechte Körperhaltung (*inflexio fortis ac virilis*). Im römischen Wertesystem war offenbar eine aufrechte und unbewegliche Körperhaltung Ausdruck einer ‚männlichen' Geisteshaltung. Dieser soziologische Wert wurde durch ein Agieren beim Rezipienten aufgerufen, der eben diese Normen kannte. Eine solche performierte Haltung wurde mit einem militärisch-sportlichen Typ verknüpft, der offenbar positiv konnotiert war. Wer jedoch seinen sprachlichen Text durch pantomimische Bewegung verdeutlichen wollte, erreichte keine höhere Deutlichkeit, sondern erfuhr die Ablehnung seines Publikums, das ihn nicht mehr als Redner, sondern als einen Pantomimen rezipierte (Cic., *De or.* 3,220). Die Bewegungen des Redners müssen also auf einen sozialen Kode abgestimmt sein, da seine Bewegungen als Symbole, nicht als Darstellungen im mimetischen Sinne aufgenommen werden. Besondere Bedeutung komme daher den Au-

gen zu. Alle Bewegung rühre vom *animus* (Geist, Gemüt) her, im Antlitz bilde sich dieser ab (*imago animi vultus*); die Augen aber seien dessen Anzeige (*indices*). Die Augen könnten als einziger Körperteil alle Bewegungen des Geistes bezeichnen (*significare*). Während eine zu stark ausgebildete Mimik als unpassend empfunden werde, könnten die Augen mit minimalen Veränderungen alle Stimmungen des Redners bezeichnen: Zorn, Heiterkeit, Gelassenheit usw., je nach dem, was die Rede erforderlich mache (Cic., *De or.* 3,222−223; vgl. auch die ähnlichen Ausführungen in Cic., *Or.* 56−60).

Die Momente, die in der *actio* zum Tragen kommen, haben nach Cicero anthropologische Grundlagen; deshalb würden auch Barbaren und Ungebildete von einer performierten Rede bewegt werden, deren sprachlichen Text sie nicht verstanden hätten. Denn das Zeichensystem der *actio* werde von allen Menschen verstanden, da sie das verstehen, was sie bei sich selbst wahrnehmen. Natürlich widerspricht das der soziologischen Betrachtung der körperlichen Zeichensprache; jedoch nur graduell. Man wird Cicero zustimmen müssen, dass es neben dem gesellschaftlichen Kode auch noch einen anthropologischen gibt.

2.5. Quintilian

Ungeachtet der immer wieder beschworenen Wichtigkeit der Aufführung, die sich auch systematisch erweisen lässt, bleibt zu konstatieren, dass die Fachautoren sich schwer tun, dem finalen Schritt auch in der Darstellung jenen Umfang zu geben, den dieser eigentlich für sich beanspruchen dürfte. Quintilian ist der erste uns überlieferte Autor, der es unternimmt, der *actio*/*pronuntiatiio* ca. 40 Textseiten zu widmen.

Quintilian rezipiert Ciceros Definition von der *actio* als dem *sermo corporis* und damit auch die Unterscheidung in Stimme und Gebärde als den Medien des semiotischen Kodes. In produktionstheoretischer Perspektive stellt er den wichtigen Satz auf, dass für das Persuasionsziel nicht so sehr das zählt, was wir uns im Inneren überlegt haben, wie das, was wir nach außen kommunizieren, und illustriert dies mit dem Bild des schlafenden Richters und des anregenden Theaterstückes, das man indes niemals gelesen hätte, so dürftig sei sein Inhalt (Quint., *Inst. or.* 11,3,3−4). In der für die *ars* kardinalen Frage, inwieweit diese so entscheidenden Kompetenzen lehrbar sind, sieht er deutlich die *natürliche Begabung* als wichtigste Voraussetzung; auch könne körperliche Entstelltheit von der *ars* ebenso wenig kompensiert werden wie ein Fehler der Stimme.

Nach einer detaillierten Auflistung der Vorzüge und Fehler der Stimme widmet sich der Redelehrer in *Institutio oratoria* 11,3,65−149 den körperlichen Bewegungen, ehe er von 150−176 die einzelnen Redeteile bespricht und in 177−184 allgemeine Regeln gibt. Im Wesentlichen hält sich der Redelehrer dabei an die Wertungen, die Cicero aufgestellt hat, und gibt dem Antlitz (*dominator maxime vultus*; Quint., *Inst. or.* 72) eine entscheidende semiotische Funktion, insbesondere die Augen (Quint., *Inst. or.* 75) können Gemütsbewegungen anzeigen, Quintilian ergänzt aber noch die Tränen, die ebenso Freud wie Leid bezeichnen können, und die Augenbrauen (Quint., *Inst. or.* 78), die die Augen einrahmen. Nase und Lippen jedoch bleiben ausgespart, weil mit diesen Medien keine dezenten Signale gegeben werden können, sondern nur grob abfällige; grundsätzlch soll mehr mit dem Mund als mit den Lippen gesprochen werden (Quint., *Inst. or.* 81).

Die Hände können am meisten ausdrücken: (*copiam verborum persequi*), denn während die anderen körperlichen Gebärden den Sprechenden unterstützen, sprechen die Hände selbst. Doch die Sprache der Hände sei eine besondere, da sie den Handlungscha-

rakter der Sprache performieren können: Quintilian zählt als Beispiele die klassischen illokutionären Verben auf: *concitare*, *inhibere*, *probare* etc. Doch die Hände seien nicht auf diese Funktion beschränkt; sie können auch die Rolle der Adverbien und Pronomina ausfüllen. Diese sehr differenzierte semantische Funktion können die Finger übernehmen, da Quintilian ihnen eine Art *Grammatik der Gesten* zuschreibt, die er nach den Teilen der Rede unterscheidet: *prooemium*, *narratio*, *probatio* usw. (Quint., *Inst. or.* 92–106); andererseits wird auch von Quintilian getadelt, wenn die Hände nicht bezeichnen, sondern darstellen (Quint., *Inst. or.* 117), d. h. wenn sie die Tätigkeiten auszuführen scheinen, die auch verbalsprachlich ausgedrückt werden können. Das Zeichensystem des Körpers müsse vielmehr eine *eigene* Zeichensprache generieren, die dem Sinn der gesprochenen Worte folge. Vielleicht soll deshalb auch die Bewegung der Hände wie bei der Verschriftlichung von Sprache von links nach rechts verlaufen. In diesem Sinne werden verschiedene Fingerhaltungen ausgeführt (Quint., *Inst. or.* 88–106). Der Redner trage zwar keine besondere Tracht oder Kostüm wie der Schauspieler, doch müsse er im Sinne der Werte, für die er gesellschaftliche agiere, gekleidet sein. Daher wird der Anzug in die Persuasionsstrategie eingebunden: auch er sollte sich wie die Stimme zum Ende des Vortrages ‚steigern', was bedeutet, dass er lockerer wird und die Bewegungen des Körpers ihn verändern dürfen.

Vor diesen Einzelheiten, die zu beachten sind, dürfe der *orator* sein eigentliches Ziel nicht aus den Augen verlieren. Um das Persuasionsziel zu erreichen, müsse er als Redner das *decorum* treffen, und d. h. er müsse sich klarmachen, als was für eine Person, bei wem und unter welchem Vorsitz er sprechen wird; denn das modifiziere Sprechen und Handeln gleichermaßen. Sodann müsse der Gegenstand geprüft werden. Das führt zu einer vierfachen Unterscheidung: 1. Welche affektische Komponenten die *causa* aufweist (traurig, heiter etc.); 2. Welche Teile der Rede es zu berücksichtigen gilt (Anfang, Erzählung, Ende etc.; *differentia partium orationis*); und die weiteren Details, nämlich 3. *sententiae*, gemäß denen man agieren muss, und 4. die einzelnen Ausdrücke (*verba*): man solle zwar nicht alles zusätzlich durch Gebärden fingieren, aber bei manchem Ausdruck müsse dessen affektische Natur sichtbar ausagiert werden.

Genau wie es allgemeine Aufgaben des Redners gibt (die Wirkungsmodi), so könne man das auch im speziellen für die *actio* formulieren: Der Redner müsse sich sein Publikum geneigt machen (*conciliare*), eine überzeugende Figur machen, d. h. sein Auftritt solle seinen Zielen entsprechen (*persuadere*), er solle mit seinem Auftritt auch auf die Affekte der Zuhörer einwirken können (*movere*). Die Bewegung müsse der Redner auch an sich selbst zeigen, sei es dass er sie repräsentiert, sei es dass er sie nachahmt (Quint., *Inst. or.* 150–153). Um die vielen Anweisungen konkreter werden zu lassen, schildert Quintilian an einem fiktiven Beispiel, wie sich der Redner zu erheben und zu überlegen habe, wann er zu sprechen beginne etc (Quint., *Inst. or.* 154–160). Einzelanweisungen werden dann noch nach den einzelnen Redeteilen gegeben (Quint., *Inst. or.* 161–176). In einer Schlussbetrachtung fasst der Redelehrer das Wichtigste summarisch zusammen: Besonders in der *actio* zähle das *decorum*, das aber je verschieden ausfalle. Was bei dem einen als *virtus* wahrgenommen werde, könne bei einem anderen durchaus als *vitium* erscheinen; das könne man insbesondere bei den Schauspielern studieren. Doch das Theater verlange mehr Gebärde und körperlichen Einsatz als die *actio* des Redners: Die Rede vollziehe sich als Handeln, nicht aus deren Nachahmung (*oratio actione enim constat non imitatione*; Quint., *Inst. or.* 174–184).

3. Konzeptionelles

Die *actio* ist ein Bereich, in welchem Grundoperationen der Rhetorik stattfinden. Der *orator* hat für dieses Redestadium nach denselben Gesichtspunkten auszuwählen und zu gestalten wie in der *elocutio*. Sicherlich nicht zufällig wird das Ergebnis elokutionärer Gestaltung *figura* genannt, ein Begriff, der eigentlich die körperliche Erscheinung bezeichnet (*Rhet. Her.* 4,11–16). Daher wird auch von den Rhetoren darauf hingewiesen, dass das körperliche Handeln mit dem Einsatz von sprachlicher Figuration übereinstimmen müsse.

Diese Übereinstimmung darf aber nicht in einer Imitation des ausgedrückten Inhalts bestehen, sondern rekurriert auf ein komplexes Zeichensystem, das überwiegend konventionell geregelt ist. Man kann diesen *sermo corporis* (körperliche Beredsamkeit) in verschiedene Formen unterscheiden, etwa in stärker kinetische und statisch-figurale Formen; auch die Kleidung des Redners gehört dazu. Die Kleidung ist sogar in noch höherem Maße von sozialen Kodes bestimmt. Einer Nachricht bei Plutarch zufolge soll Perikles seine staatsmännische Souveränität zumal dadurch unter Beweis gestellt haben, dass er nie ein Lachen zeigte und sich sein Umhang durch keinen Affekt veränderte (Plutarch, *Perikles* 5). Dieses Verhalten würde deutlich den Regeln etwa Quintilians widersprechen, und doch war es rhetorisch richtig, weil es im Falle des Perikles offenbar sein *ethos* unterstrich. Wenn von dem Demagogen Kleon berichtet wird, dass er sich gerne auf die Schenkel schlug, so war dies für dessen politisches Programm offenbar überzeugend, auch wenn er in dieser Hinsicht ebenso ein Neuerer gewesen ist wie die Gracchen (Plutarch, *Tib.* und *Gaius Gracchus* 2).

4. Literatur (in Auswahl)

Anaximenes (1966): Ars rhetorica: quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Griech.–lat. Ausg. Hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Leipzig (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana); Dt.: Aristoteles (1959): Rhetorik an Alexander. Hrsg. u. aus dem Griech. übers. v. Paul Gohlke. Paderborn (Aristoteles: Die Lehrschriften, 3: Rhetorik und Poetik).

Aristoteles (1998): Kategorien. Hermeneutik oder vom sprachlichen Ausdruck (De interpretatione). Griech./dt. In: Aristoteles: Organon. Bd. 2. Hrsg., übers. mit Einl. u. Anm. vers. v. Hans G. Zekl. Hamburg (Philosophische Bibliothek, 493).

Barwick, Karl (1963): Das rednerische Bildungsideal Ciceros. Berlin (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse, 54,3).

Boegehold, Alan L. (1999): When a Gesture Was Expected: A Selection of Examples from Archaic and Classical Greek Literature. Princeton.

Cicero (1998): Tusculanae disputationes/Gespräche in Tusculum. Lat./dt. Mit ausführlichen Anm. neu hrsg. von Olof Gigon. 7. Aufl. Düsseldorf (Sammlung Tusculum).

Demetrios von Phaleron siehe Wehrli (1968).

Dionysius Halicarnassensis siehe Usener/Radermacher (1885–1929).

Flusser, Vilém (1996): Kommunikologie. Mannheim (Schriften, 4).

Fortenbaugh, William W. (1985): Theophrastus on Delivery. In: William W. Fortenbaugh/Pamela M. Huby/Anthony A. Long (eds.): Theophrastus of Eresus. On His Life and Work. New Brunswick, 269–288 (Rutgers University Studies in Classical Humanities, 2).

Fortenbaugh, William W. et al. (eds.) (1992): Theophrastus of Eresus. Sources for his Life, Writings, Thought and Influence. Transl. by William W. Fortenbaugh et al. 2 vls. Leiden/New York/Köln (Philosophia Antiqua, 54,1 und 54,2).

Knape, Joachim (2008): Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht. In: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hrsg.): Sprache − Kognition − Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. Berlin/New York, 135−150 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache, 2007).
Maier-Eichhorn, Ursula (1989): Die Gestikulation in Quintilians Rhetorik. Frankfurt a. M.
Martianus Capella (1983): De Nuptiis Philologiae et Mercuri. Hrsg. v. James Willis. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanum Teubneriana). Dt.: Martianus Capella (2005): Die Hochzeit der Philologia mit Merkur = De nuptiis Philologiae et Mercurii. Übers., mit einer Einl., Inhaltsübers. u. Anm. vers. v. Hans G. Zekl. Würzburg.
Nadeau, Ray (1964): Delivery in Ancient Times: Homer to Quintilian. In: Quarterly Journal of Speech 50, 53−60.
Neumann, Gerhard (1965): Gesten und Gebärden in der griechischen Kunst. Berlin.
Pickard-Cambridge, Arthur W. (1968): The Dramatic Festivals of Athens. 2nd ed. Rev. by John Gould u. David Malcolm Lewis. Oxford.
Plutarch (1967): Demosthenes and Cicero. Alexander and Caesar. In: Plutarch (1959−1968): Vitae parallelae/Lives. 11 vls. With an Engl. trans. by Bernadotte Perrin. 7th vol. London (The Loeb classical library, 99).
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1931): Prolegomenon Sylloge. Leipzig.
Schirren, Thomas (2008a): Techne liebt Tyche und Tyche Techne − Aspekte poetischer Kreativität im Denken des Aristoteles. In: Alexander Arweiler/Melanie Möller (Hrsg.): Vom Selbst-Verständnis. Notions of the Self in Antiquity and Beyond. Berlin/New York.
Schirren, Thomas (2008b): Der ΘΕΩΡΟΣ als ΚΡΙΤΗΣ. Zum epideiktischen Genos in Aristoteles Rhet. 1,3. In: Lucia Calboli Montefusco (Hrsg.): Papers on Rhetoric IX. Bologna.
Sittl, Carl (1890): Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig.
Solmsen, Friedrich (1932): Drei Rekonstruktionen. In: Hermes lxvii, 151−154.
Sonkowsky, Robert P. (1959): An Aspect of Delivery in Ancient Rhetorical Theory. In: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 90, 256−274.
Theophrast siehe Fortenbaugh et. al. (1992).
Usener, Hermann/Ludwig Radermacher (Hrsg.) (1899−1929): Dionysios Halicarnassensis: Opera. 6 Bde. Leipzig.
Wehrli, Fritz (1968): Demetrios von Phaleron. 2., erg. u. verb. Aufl. Basel u. a. (Die Schule des Aristoteles, 4).
Wisse, Jakob (1989): Ethos and Pathos from Aristotle to Cicero. Amsterdam.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

38. Rhetorik der Stimme (Actio II: Pronuntiatio)

1. Einleitung mit Ausblick auf das 18. Jahrhundert
2. Die antike Pronuntiatio-Lehre
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The study of pronuntiatio/actio*, in fact referring to the aspects of voice and bodily gesture in speech performance, was a standard component of rhetoric training during Antiquity.*

Knape, Joachim (2008): Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht. In: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hrsg.): Sprache − Kognition − Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. Berlin/New York, 135−150 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache, 2007).
Maier-Eichhorn, Ursula (1989): Die Gestikulation in Quintilians Rhetorik. Frankfurt a. M.
Martianus Capella (1983): De Nuptiis Philologiae et Mercuri. Hrsg. v. James Willis. Leipzig (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanum Teubneriana). Dt.: Martianus Capella (2005): Die Hochzeit der Philologia mit Merkur = De nuptiis Philologiae et Mercurii. Übers., mit einer Einl., Inhaltsübers. u. Anm. vers. v. Hans G. Zekl. Würzburg.
Nadeau, Ray (1964): Delivery in Ancient Times: Homer to Quintilian. In: Quarterly Journal of Speech 50, 53−60.
Neumann, Gerhard (1965): Gesten und Gebärden in der griechischen Kunst. Berlin.
Pickard-Cambridge, Arthur W. (1968): The Dramatic Festivals of Athens. 2nd ed. Rev. by John Gould u. David Malcolm Lewis. Oxford.
Plutarch (1967): Demosthenes and Cicero. Alexander and Caesar. In: Plutarch (1959−1968): Vitae parallelae/Lives. 11 vls. With an Engl. trans. by Bernadotte Perrin. 7th vol. London (The Loeb classical library, 99).
Rabe, Hugo (Hrsg.) (1931): Prolegomenon Sylloge. Leipzig.
Schirren, Thomas (2008a): Techne liebt Tyche und Tyche Techne − Aspekte poetischer Kreativität im Denken des Aristoteles. In: Alexander Arweiler/Melanie Möller (Hrsg.): Vom Selbst-Verständnis. Notions of the Self in Antiquity and Beyond. Berlin/New York.
Schirren, Thomas (2008b): Der ΘΕΩΡΟΣ als ΚΡΙΤΗΣ. Zum epideiktischen Genos in Aristoteles Rhet. 1,3. In: Lucia Calboli Montefusco (Hrsg.): Papers on Rhetoric IX. Bologna.
Sittl, Carl (1890): Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig.
Solmsen, Friedrich (1932): Drei Rekonstruktionen. In: Hermes lxvii, 151−154.
Sonkowsky, Robert P. (1959): An Aspect of Delivery in Ancient Rhetorical Theory. In: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 90, 256−274.
Theophrast siehe Fortenbaugh et. al. (1992).
Usener, Hermann/Ludwig Radermacher (Hrsg.) (1899−1929): Dionysios Halicarnassensis: Opera. 6 Bde. Leipzig.
Wehrli, Fritz (1968): Demetrios von Phaleron. 2., erg. u. verb. Aufl. Basel u. a. (Die Schule des Aristoteles, 4).
Wisse, Jakob (1989): Ethos and Pathos from Aristotle to Cicero. Amsterdam.

Thomas Schirren, Salzburg (Österreich)

38. Rhetorik der Stimme (Actio II: Pronuntiatio)

1. Einleitung mit Ausblick auf das 18. Jahrhundert
2. Die antike Pronuntiatio-Lehre
3. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The study of pronuntiatio/actio*, in fact referring to the aspects of voice and bodily gesture in speech performance, was a standard component of rhetoric training during Antiquity.*

The most comprehensive rules for this were established by Quintilian, who based his concept on the difference between pronuntiatio *used for public political speeches and that used for theatrical purposes. With regard to public speaking, Quintilian recommends a moderate utilization of all possibilities for vocal expression.*

He further emphasizes the necessity for correct pronunciation, clarity, embellishment and appropriateness of vocalization, as well as the use of gestures and facial expression, to fit each individual situation.

1. Einleitung mit Ausblick auf das 18. Jahrhundert

Seit der Antike gehört die Unterweisung im Vortrag, griech. *hypókrisis*, lat. *pronuntiatio*, zum Kernbestand der rhetorischen Lehre, seitdem werden Normen und Sprechtechniken für den Vortrag im Gerichtssaal und in der politischen Öffentlichkeit vermittelt (Rebmann 2005, 212 f.). Aristoteles gesteht allerdings, dass dieses Lehrstück im Unterschied zu anderen Teilen der Rhetorik noch am wenigsten gründlich behandelt worden sei (Arist. *Rhet*. 3,1). Die Abhandlung seines Schülers Theophrast *Über den Vortrag* (*Peri Hypokriseon*), die dieses Desiderat füllen sollte (*Diog*. *Laert*. 5,48), ist verloren gegangen. So erhalten wir einen Eindruck von den griechischen und hellenistischen Vortragslehren lediglich durch deren Weiterführung in der römischen Rhetorik bei Cicero und Quintilian. Diese haben uns die umfassendsten und systematisch bündigsten Überlegungen zur Pronuntiatio hinterlassen, und ihre Bestimmungen, etwa zur *Angemessenheit* der Rede, zu *Fehlerfreiheit* und *Deutlichkeit* der Aussprache und zum *Zusammenspiel mit Gesten und Körperbewegungen*, sind in die Rhetorik-Rezeption seit dem Mittelalter eingegangen.

Die rhetorische Pronuntiatio-Lehre verblasste allerdings im 18. Jh. mit der Erosion des rhetorischen Systems und dem Wandel von einer rhetorischen zur ästhetischen Grundlegung dichterischer Rede in Aufklärung und Romantik. Zwar wurden Argumente, Topoi und Beschreibungen der Tradition nach wie vor in Anspruch genommen, doch veränderte sich ihr argumentativer Stellenwert: Nicht das überzeugende Sprechen in der Öffentlichkeit war gefordert, sondern das Rezitieren, Deklamieren und Vorlesen von literarischen und dramatischen Texten in Klassenzimmer, Salon und Theatersaal. Damit entstanden neue Fragestellungen, die von der antiken Pronuntiatio-Lehre nur gestreift worden waren. An die Stelle der Unvertretbarkeit des Redners, der andere in ihrer Meinungsbildung beeinflussen will und dabei nur wirkt, wenn er selber von dem Dargelegten überzeugt ist, tritt ein Sprechen im Namen eines Anderen, sei es dass man einer dramatischen Rolle auf der Bühne gerecht werden, sei es dass man den Intentionen eines Autors entsprechen muss, den man rezitiert oder vorliest. Nicht um die besseren Argumente im öffentlichen Streit der politischen oder rechtlichen Meinungsbildung geht es, sondern um die Vergegenwärtigung eines literarischen Textes, also um *ästhetische Kommunikation*. Der Vortragende ist jeweils Sprachrohr eines Anderen. Unter diesen Voraussetzungen verändert sich das regulative Prinzip der Angemessenheit. Zwar muss der Sprecher nach wie vor der Sprechsituation und den Erwartungen des Publikums Rechnung tragen, doch muss er vor allem einem Werk und den Intentionen seines Autors entsprechen (Schneider 2004).

Die seit 1770 in Deutschland entstehende Sprechkunstbewegung (vgl. Weithase 1930, 1940, 1961; Meyer-Kalkus 2001, 223 f.) schuf nicht nur eine Fülle von Praktiken des

lauten Vortrags literarischer Texte und eine Professionalisierung des Rezitationswesens, sondern zugleich theoretisch anspruchsvolle Begründungen der verschiedenen Gattungen der Vortragskunst, ihrer Kunstmittel und Wirkungsmechanismen (Riedel 1994; Riedl 1997). Dieses heute fast vergessene Wissen kann an dieser Stelle nur skizziert werden. Hier finden sich Überlegungen und Vorklärungen, die man nicht unbeachtet bleiben lassen wird, wenn man über den begriffslosen Zustand der Literatur- und Kulturwissenschaft gegenüber dem wachsenden auditiven Konsum von Literatur und der Ausbreitung von Praktiken des öffentlichen literarischen Vortrags hinauskommen möchte. Was dort zur Kunst der Charakterisierung des Vortrags, der Verwandtschaft von Sprechkunst und Musik, dem Unterschied der Redegattungen, dem Verhältnis von Wort und Geste und dem Vorlesen als Kunst des gemäßigten Ausdrucks ausgeführt wurde, ist auch unter Bedingungen audiovisueller Medienkommunikation von unverminderter Aktualität.

2. Die antike Pronuntiatio-Lehre

Pronuntiatio und Actio galten in der antiken Rhetorik als eine der fünf Hauptaufgaben des Redners (*officia oratoris*) – neben dem Auffinden des Stoffes (*inventio*), dessen wirkungsvoller Anordnung und Gliederung (*dispositio*), der stilistischen Ausarbeitung (*elocutio*) und dem Einprägen ins Gedächtnis (*memoria*). Obgleich formal auf einer Ebene mit den anderen Aufgaben angesiedelt, erhielt die Pronuntiatio in den Redelehren von Aristoteles und Cicero einen untergeordneten Platz. Sie erschien als ein weitgehend von Schauspielern besetztes Feld praktischen Wissens, das durch Übung erworben und weitergegeben wird, ohne eigene theoretische Ansprüche zu stellen (vgl. Poet. 1456b–1457a; Aristoteles 2002, 932). Die Nähe zum Schauspiel mochte überdies Vorbehalte wecken, diesen Bereich überhaupt ernsthaft als konstitutiven Teil der öffentlich-politischen Rede in Betracht zu ziehen. Trotz des stereotypen Lobs des Vortrags beschränkte man sich auf kursorische Hinweise (vgl. *De or.* 3,213 ff.; *Rhetorica ad Herennium* 3,10 ff.; Lausberg 1960, 527). Erst Quintilian schuf neue argumentative Voraussetzungen, indem er der Pronuntiatio ein klares begriffliches Profil verlieh: Er beschränkt ihren Gegenstandsbereich auf den eigentlichen stimmlichen Vortrag und ordnet die Actio (einen Begriff, den Cicero für das Zusammenspiel von Stimme, Mienen- und Gebärdenspiel verwendet hatte (*De or.* 3,221–224; vgl. Maier-Eichhorn 1989, 11 f.)) dem Auftreten des Redners zu, vom Mienen- und Gebärdenspiel über Körperhaltungen bis hin zu Kleidung und Haartracht.

Einzig der Vortrag gebe beim Reden den Ausschlag, hatte Cicero behauptet, „denn ohne ihn gilt auch der größte Redner nichts, ein mittelmäßiger, der ihn beherrscht, kann aber oft die größten Meister übertreffen“ (*De or.* 3,213; vgl. *Rhetorica ad Herennium* 3,11–14). Dieselbe Rede, von unterschiedlichen Rednern vorgetragen, wirke jeweils anders. Auch Quintilian meint, dass selbst mittelmäßige Reden, mit mitreißender Kraft vorgetragen, mehr Eindruck hinterließen als die besten Reden ohne einen guten Vortrag (*Inst. or.* 11,3,5); dass andererseits eine noch so überzeugende Beweisführung ihr Ziel bei den Zuhörern verfehle, wenn sie nicht durch einen entsprechenden stimmlichen und körperlichen Einsatz des Redners gestützt wird (11,3,2). Er zitiert einen Ausspruch des Demonsthenes, der auf die Frage, was das wichtigste für einen Redner sei, die *pronuntiatio* (*Hypokrisis*) genannt hatte, diese sei das Wichtigste, das Zweitwichtigste und das Drittwichtigste der Rede (11,3,6). Der stimmliche Vortrag ist für Quintilian keine unter-

geordnete Variable gegenüber *inventio*, *dispositio* und *elocutio*, sondern konstitutiv für das Erreichen der Zielsetzung der jeweiligen Rede. Ein guter Vortrag kann dem Gedanken zu seinem vollen Ausdruck verhelfen, ebenso wie ein schlechter Vortrag mit unpassendem Stimmgebrauch und Gebärdenspiel alles zerstören kann (3,3,3 und 11,3,9). Die Stimme verleiht dem, was wir sagen wollen, eine eigene Ausdruckskraft (*vis*), ebenso wie Gebärdenspiel und Mimik (11,3,9) – oder aber sie zerstört den gewünschten Eindruck. Im Unterschied zu Aristoteles unterstreicht Quintilian die bedeutungsstiftende Kraft der Pronuntiatio: Ohne deren kunstgerechten Einsatz bleiben alle anderen Funktionen der Rede, auch die argumentativen, wirkungslos, die besten Argumente einer geschriebenen Rede verpuffen, wenn sie nicht durch *elocutio* und *pronuntiatio* angemessen vorgebracht werden (11,3,12) – auch wenn andererseits zutreffend ist, dass eine Rede inhaltsleer bleibt, wenn sie nicht auf überzeugenden Sachargumenten aufgebaut ist.

Gegenüber einer Hochschätzung der Vortragskunst um ihrer selber willen hatte Aristoteles auf der Vorrangigkeit der argumentativen Beweismittel gepocht. Sache der Rhetorik sei es nicht, uns anzuleiten, wie „zu überreden (sei), sondern zu untersuchen, was an jeder Sache Glaubwürdiges vorhanden ist“ (Arist. *Rhet*. 1354a–1355b; Übersetzung nach Franz G. Sieveke). Diese Abgrenzung von der Überredung und vom Schauspielertum sollte bis hin zu Kants Verdikt gegen die Überredungskunst, welche sich außerargumentativer Mittel bediene (Kritik der Urteilskraft § 53), die Rhetorik-Diskussion begleiten. Die römische Rhetorik musste sich gegenüber solchen Unterstellungen absichern, wollte sie der Pronuntiatio ein eigenes Feld sichern. Quintilian unterscheidet deshalb die Pronuntiatio des Schauspielers systematisch von der des öffentlichen Redners, zumal vor Gericht, und trifft eine prinzipielle Unterscheidung zwischen dem Schauspieler, der etwas Erdichtetes vorträgt, und dem Redner, der über wirklich Geschehenes spricht (*Inst*. *or*. 11,3,5). Diesen verpflichtet er auf die argumentative Vermittlung eines Sachverhalts (11,3,3; vgl. *De or*. 1,18 f., 3,214; *Ad Herrennium* 3,14). Die Aufgabe einer für Politik und Recht bestimmten Redelehre ist unzweideutig: „Nicht einen Komödianten wünsche ich mir ja, sondern einen Redner.“ (*Inst*. *or*. 11,3,181; vgl. 1,11,1 ff.; *Ad Herennium* 3,14)

Diese Abgrenzung der Sprechgattungen bedeutete für Quintilian keine Herabsetzung der Schauspielkunst, im Gegenteil gestand er ihr zu, dass sie uns große Genüsse zu verschaffen imstande sei (*Inst*. *or*. 11,3,4). Schaureden, Deklamationen und Theateraufführungen stießen in Rom – wie schon in Griechenland – allenthalben auf leidenschaftliche Resonanz. Die Kunstmittel dieser außerpragmatischen Deklamationpraktiken müssen teilweise ausgesprochen differenziert gewesen sein (Clark 1957; Russell 1983; Bonner 1949; Fairweather 1984), auch wenn wir dafür keine bündige Darstellung wie für die praktische Rhetorik besitzen. Nach Quintilian kann auch der Redner von den Schauspielern viel lernen, allerdings müsse er bestimmte Usancen der Bühne vermeiden. So warnt er davor, bei öffentlichen Reden in einen Singsang zu verfallen, der allenfalls auf der Bühne zu tolerieren sei (*Inst*. *or*. 11,3,57), oder hinsichtlich der Gestik mit den Schauspielern wetteifern zu wollen (*Inst*. *or*. 11,3,89, 103). Offenbar hatte sich vor allem durch hellenistische Redelehrer ein singende Tonfall in Gerichtsreden und bei Schulübungen eingeschlichen (*Inst*. *or*. 11,3,58). Ironisch meint Quintilian, man solle dieses modulierende Singen im Gerichtssaal doch mit dem Zimbelspiel begleiten. Hatte Cicero die Rede einmal als „verborgenen Gesang“ (*cantus obscurior*) bezeichnet, so insistiert Quintilian auf dem Adjektiv *verborgen*: Nur nach Maßgabe des Schicklichen und Passenden dürfe davon in der Gerichtsrede Gebrauch gemacht werden. Entscheidend sei jeweils das „rechte Maß“ (*Inst*. *or*. 11,3,177, vgl. Arist. *Rhet*. 1414a 25).

Dies ist Leitmotiv von Quintilians Redelehre: Anders als im Schauspiel hat der Redner beim Gebärdenspiel und Tonwechsel stets Maß zu halten und die Angemessenheit der affektaufreizenden Wirkungsmittel gegenüber dem jeweiligen Redegegenstand und dem Publikum zu beachten (*Inst. or.* 11,3,182). Auch wo eine lebhaftere Vortragsweise erforderlich ist, müsse sie gemäßigt werden, damit der Redner die Ernsthaftigkeit seines Anliegens und seine soziale Reputation nicht aufs Spiel setzt (vgl. *De or.* 1,18). Die Angemessenheit der jeweiligen sprachlichen Ausdrucksmittel gegenüber der Erwartungshaltung des Publikums und dem Gegenstand der Rede (*decorum*, *aptum*) ist für die römische Rhetorik grundlegende Norm rhetorischen Sprechens überhaupt.

Quintilian unterstreicht die Vielfältigkeit stimmlicher Ausdrucksmittel, deren Unterschiede mit begrifflichen Mitteln kaum recht zu erfassen seien. Als Ausdruck und Anzeiger von Gedanken und Gefühlen (*index mentis*) entsprächen sie der Vielgestaltigkeit seelischer Regungen. Dies sei der tiefere Grund, weshalb die Rhetorik nur allgemeine Regeln angeben könne und im Einzelfall auf Urteilskraft und Geschmack angewiesen sei.

> Wie das Antlitz, obwohl es nur aus ganz wenigen Teilen besteht, doch eine grenzenlose Vielfalt von Unterschieden besitzt, so besitzt auch jeder seine eigentümliche Stimme, auch wenn sie nur wenige Besonderheiten in ihrer Erscheinung hat, die man in einer Benennung fassen kann, und mit dem Ohr läßt sie sich nicht weniger deutlich unterscheiden wie das Antlitz mit dem Auge (*Inst. or.* 11,3,18).

Die Wirkung der Rede hängt nicht zuletzt von Person und Charakter des jeweils Vortragenden ab. Was für den einen schicklich ist, muss dies nicht für andere sein (*Inst. or.* 11,3,177). Deshalb müsse jeder Vortragende sich seiner natürlichen Eigenarten bewusst werden und seinen Vortrag mit Rücksicht darauf entsprechend gestalten (*Inst. or.* 11,3,180). In einer vergleichenden Charakteristik der zu seiner Zeit berühmten Schauspieler Demetrius und Stratokles, die er selber auf der Bühne erlebt hatte, zeigt Quintilian, dass diese durch ganz unterschiedliche Vorzüge Beifall gefunden hatten. Hatten sie doch jeweils Kunstmittel verwendet, die bei anderen als unschicklich erschienen wären, bei ihnen selber aber Bewunderung erregten. Daraus sei zu lernen, dass das Schickliche nicht allein durch abstrakte Kunstlehren und Regeln zu vermitteln sei: „Bei manchen Menschen wirken die nach den Regeln vorzüglichen Leistungen nicht angenehm, bei manchen gefallen sogar die Fehler." (*Inst. or.* 11,3,178)

Entsprechend dieses Interesses an der Individualität der Stimme beschränkt Quintilian sich nicht wie Cicero (*De or.* 3,216 ff.) darauf, den stimmlichen Ausdruck allein im Hinblick auf den Affektausdruck zu analysieren, er geht vielmehr ausführlich auf die physiologisch bedingten Unterschiede der Stimmen ein, wie den Umfang (*quantitas*), die Klangform (*qualitas*) (*Inst. or.* 3,14), Atem, Stärke der Lunge und Alter (11,3,28). In diesem Zusammenhang entwickelt er Grundzüge einer Stimmpflege und Phoniatrie, mit deren Hilfe die stimmlichen Ausdrucksmittel erhalten und gesteigert werden können. Dazu gehören u. a. Ratschläge für eine angemessene Lebensführung (durch Spaziergänge, Salben, Enthaltung vom Geschlechtsverkehr und Genuss leicht verdaulicher Speisen) (11,3,19).

Als die vier wichtigsten Tugenden der Rede (*virtutes elocutionis*) definiert Quintilian die *Fehlerfreiheit* (*emendatus*), die *Deutlichkeit* (*dilucidus*), den *rednerischen Schmuck* (*ornatus*) und die *Angemessenheit* (*aptum*). Da diese Normen für ein angemessenes und gefälliges Sprechen in der rhetorischen Tradition bis in die Gegenwart hinein immer

wieder ins Spiel gebracht wurden, ist es notwendig, Quintilians Begründungen im Einzelnen zu rekonstruieren:

a) *Fehlerfreiheit* bezieht sich zunächst auf die korrekte Aussprache. Die Stimme soll „nicht genuschelt werden, roh grob, hart, starr, heiser, schmalzig oder dünn, hoch, abstoßend, kümmerlich, weichlich und weibisch klingen und das Atmen weder kurzatmig noch zu unregelmäßig noch beim Atemholen mühsam wirken“ (*Inst. or.* 11,3,32). Fehlerfreiheit bezieht sich darüber hinaus auf die Vermeidung von dialektalen Formen der Aussprache, die „auf dem Land oder in der Fremde“ üblich sind (11,3,30 f.) und den römischen Ohren barbarisch klingen. Nur die in der Hauptstadt, also in Rom, übliche Aussprache entspricht den Normen fehlerfreier Aussprache. In diesem Sinne ist korrektes Sprechen ein soziales Distinktionsmittel: „Denn am Ton unterscheiden wir die Menschen so deutlich wie das Metall am Klirren.“ (11,3,30) Die Pronuntiatio-Lehren tragen mit diesem Kampf gegen Dialekte und Idiolekte zur Kultivierung von Normen einer Hochsprache bei – ein Leitmotiv der Vortragslehren bis ins 20. Jh.

b) *Deutlichkeit* ist neben der Fehlerfreiheit das zweite Kriterium des stimmlichen Vortrags. Gemeint ist damit zum einen die *korrekte Aussprache* der Silben und Buchstaben in Hinblick auf ihren phonetischen Lautbestand. Quintilian fordert zwar, dass alle Silben deutlich ausgesprochen werden, warnt aber davor, alle Buchstaben in gleich deutlicher Weise zu artikulieren, da Vokale und Konsonanten im natürlichen Sprechen jeweils unterschiedlich betont würden und vielfach miteinander verschmölzen (11,3,33 ff.). Deutlichkeit heißt also nicht pedantische Korrektheit der Aussprache, sondern eine solche, die zugleich verständlich ist und angenehm klingt. Der zweite Aspekt betrifft die *sinnhafte Gliederung der Rede* als Vorbedingung ihrer Verständlichkeit. An der richtigen Stelle muss der Redner innehalten können, seine Stimme in der Schwebe lassen oder senken, um Sinneinschnitte zu markieren. Quintilian bezeichnet diese die Satzbewegung gliedernden Ausdrucksmittel mit griechischen Termini als *Hypostigmé* und *Hypodiastolé* (11,3,35). Mit Hypostigmé war im Griechischen ursprünglich die graphisch-syntaktische Gliederung der Buchstabenfolge in kleinere Abschnitte durch Kommata gemeint; mit Hypodiastolè dagegen die Gliederung in längere sinnhafte Abschnitte, die Teilsätzen bzw. Versen entsprechen, also die Kola (vgl. Lausberg 1960, 461 ff., 465 f.). Vermutlich hatten bereits hellenistische Vortragslehren diese Termini aus dem Graphischen ins Phonetische übertragen. Doch fehlt uns dafür eine schriftliche Überlieferung, so dass Quintilians Adaption dieser Termini das wohl einzige entsprechende Zeugnis ist. Hypostigmè ist ein leichtes Innehalten, das einer Komma-Pause entspricht, mit Schwebenlassen und Senken der Stimme. Quintilian exemplifiziert es an Beispielen aus Vergils *Aeneis*. Man könne Verse aus diesem Epos nur angemessen vortragen, wenn man diese differenzierten sinngliedernden Mittel beherrscht, wobei die Einschnitte bzw. das Innehalten bald kürzer, bald länger würden, je nach dem gedanklichen Gehalt. Manchmal müsse eine längere Pause gemacht und neuer Atem geschöpft werden, manchmal sei die Pause kürzer, und es gehe ohne Atemholen weiter – übrigens eines der wenigen Beispiele, wo wir einen authentischen Eindruck vom Vortrag römischer Dichtung erhalten bzw. von den Diskussionen, die diesen begleiteten. Die kürzeren Sprecheinheiten heißen *Komma*, die längeren, die einer Verseinheit entsprechen, *Kolon*. Bei einer Periode, die verschiedene Kola umfasse, seien kürzere Pausen notwendig, um den Fluss der Rede in sich nicht zu unterbrechen (*Inst. or.* 11,3,39). Andererseits sei es oft notwendig, Atem zu schöpfen, ohne eine

merkliche Pause zu machen, in diesen Fällen müsse der Redner sich den Atem gewissermaßen stehlen, um nicht einen sinnwidrigen Einschnitt zu machen. Diese Untergliederungen durch Hypodiastolé und Hypostigmé erschienen minimal, doch seien alle anderen Leistungen der Rede ohne sie in ihrer Wirkung gefährdet.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Quintilian in diesem Zusammenhang der Atemtechnik, besitzt der Atem doch eine eigene sinngliedernde syntaktische Funktion (vgl. Meyer-Kalkus 2006, 349 ff.). Ein Atemholen an falscher Stelle, dort wo keine sinngliedernde Zäsur zu machen ist, störe den sinnhaften Nachvollzug (*Inst. or.* 3,39). Quintilian beschreibt im einzelnen die Schwächen und Fehler der Atemtechnik, etwa zu häufiges Atemholen, wodurch der Satz zerhackt wird, oder das Gegenteil, einen zu lang verausgabten Atem mit einem dann an der falschen Stelle plötzlich einsetzenden Einatmen, so als ob man zu lange unter Wasser gewesen sei und wie erstickt an der Oberfläche auftauche (11,3,53). Weitere Fehler der Atemtechnik sind das zu lange oder geräuschvolle Atemholen, ein zittriges Atmen, das keine Anspannung besitzt, oder ein durch die Zähne erfolgendes zischendes Atemholen, schließlich ein ständiges Schnaufen, das an die Geräusche der Zugtiere unter dem Joch erinnere und das viele Redner wohl absichtlich benutzten, um den Eindruck zu erwecken, als ob sie unter der Fülle des Redestoffes erstickten. Das Gegenteil davon, das Zusammenpressen des Mundes und das Ringen um Worte, erscheint Quintilian freilich als nicht weniger fehlerhaft. Schließlich verurteilt er unangenehm wirkende Begleitaktionen des Sprechens wie Husten, ständiges Ausspucken, Versprühen von Mundfeuchtigkeit und Sprechen durch die Nase.

c) Der *Schmuckcharakter* ist nach Quintilian neben Fehlerfreiheit und Deutlichkeit das dritte Kriterium des stimmlichen Vortrags. Hier kommen nun explizit stimmästhetische Gesichtspunkte ins Spiel, wie sie sich bereits bei den Ausführungen zur Atemtechnik andeuteten:

> Schmuckvoll ist ein Vortrag, den eine leicht ansprechende, große, reiche, schmiegsame, feste, ausdauernde, helle und reine Stimme empfiehlt, die weit trägt und im Ohr haftet [...], die zudem gleichsam handlich ist, jedenfalls alle Schleifen und Steigerungen, die man verlangt, in sich birgt. (11,3,40)

Quintilian warnt vor zu hohen oder zu tiefen Tonlagen, empfiehlt stattdessen die mittlere Tonlage, von der aus Steigerungen oder auch Rücknahmen (Antiklimax) besser möglich sind, „denn die Stimme ist, wie die Saiten [eines Instruments], um so tiefer und voller, je lockerer die Spannung ist, und um so dünner und höher, je stärker sie gespannt ist“ (11,3,42). Je weniger die Stimme uns in ihrem Volumen beengt und beschränkt erscheint, und je mehr wir ihr zutrauen, desto schmuckvoller ist sie. Stößt sie mit hörbarer Anstrengung an obere oder untere Grenzen, so wird das Nachvollziehen mühsam, und die gewünschte Affektwirkung stellt sich nicht ein.

Ex negativo illustriert Quintilian den angemessenen Gebrauch der Stimme anhand einer Reihe von Beispielen, die aus der lautlichen Überforderung der Stimme, aus zu großer Geschwindigkeit oder aus übertriebener Langsamkeit herrühren. Stattdessen insistiert er immer wieder auf dem energischen, aber maßvollen Gebrauch stimmlicher Mittel (11,3,52). Der Vortrag müsse sowohl durch *Gleichförmigkeit* als auch durch *Abwechslung der Töne* gekennzeichnet sein. Zu vermeiden seien ungleiche Zeitmaße, sprunghafter Gebrauch der Stimme, hektisches Durcheinandermischen von stimmlichen Tiefen

und Höhen, von Erhabenem und Gedämpftem; zu vermeiden sei aber auch die Einförmigkeit (*monoeidia*) und die zu starke Eintönigkeit (*monotonia*), sei es dass alles in einem gleich schreienden oder aber gemessenen Ton vorgetragen wird, sei es in gedämpftem Gemurmel (11,3,45 f.). Durch den Wechsel der Töne und durch Stimmbewegungen an den rechten Stellen werde der Vortrag hingegen reizvoll und biete dem Ohr immer neue Spannungen (11,3,44). Diese Kunst der Abwechslung ist freilich abhängig von den jeweiligen Sachverhalten, die die Rede behandelt, und von den Gefühlslagen, die sie ausdrücken und bei den Zuhörern hervorrufen will.

d) Die *Angemessenheit* hinsichtlich dessen, wovon wir sprechen (*Inst. or.* 11,3,61−65) ist neben Fehlerfreiheit, Deutlichkeit und Schmuck das vierte Kriterium des stimmlichen Vortrags. In der Regel wird dieses Erfordernis dadurch gewährleistet, dass die Stimme des Redners eben jene innere Erregung (*motus animi*) zum Ausdruck bringt, die der dargestellte Sachverhalten bei ihm hervorruft. Empfindet man Schmerz, Zorn und Entrüstung bei der Darlegung eines Sachverhalts, so brechen die Gefühle in „echter und natürlicher Weise“ von selbst hervor (11,3,62). Allerdings müssen diese Erregungen durch Schulung und Überlegung so gemäßigt werden, dass sie der jeweiligen Situation angemessen sind − ohne dass die Kunstfertigkeit in Erscheinung tritt (vgl. 1,11,3). Anders bestellt ist es nach Quintilians Meinung bei eingebildeten Gegenständen der Rede, wo Gefühle nachgeahmt werden müssen. Hier fehlt eine natürliche Grundlage, und es bedarf einer *Technik der künstlichen Selbstaufreizung*, bei der sich der Sprecher von den vorgestellten Bildern der Geschehnisse emotional so ergreifen lässt, als stünden diese unmittelbar vor seinem inneren Auge:

> So wird die Stimme wie eine Vermittlerin die Stimmung, die sie aus unserem Gemütszustand empfangen hat, an die Gemütszustände der Richter weitergeben: sie ist nämlich der Anzeiger unseres denkenden Geistes und besitzt ebenso viele Verwandlungsmöglichkeiten wie dieser (11,3,62).

Quintilian deutet hier auf einen sachlichen Zusammenhang von *Pathos* und *Logos* beim Sprechen. Die Vorstellung ruft Bilder in uns hervor, die uns mit Stimmungen und Gefühlen erfüllen, und diese bildgestützten Gefühle sorgen dann dafür, dass der Vortrag seine volle affektive Kraft entfaltet und überzeugend auf andere wirkt. Zugrunde liegt ein Gundsatz der Rhetorik, wonach der Redner eben jene Gefühle, die er beim Zuhörer erregen will, selber empfinden muss − ein Dogma, das die neuzeitlichen Poetiken von der Renaissance bis hin zur Deutschen Klassik wiederholen (Stenzel 1974, 650−671). Diese Technik der rhetorischen Selbstaufreizung durch *Phantasiai* empfiehlt Quintilian auch für andere Bereiche der Redelehre, besonders für die Elocutio, also die sprachliche Ausarbeitung der Reden durch Argumente und Schmuckmittel (*Inst. or.* 10,15 f., 535 f.). In diesem Zusammenhang entwickelt er Grundzüge dessen, was man eine Ausdruckspsychologie affektiver Sprechakte nennen könnte: Vorstellungen und Affekte des Redners werden jeweils mit der Art des stimmlichen Vortrags und dem Wechsel der Töne und Tonfälle korreliert. Die Stimme

> fließt bei erfreulichen Dingen, voll, einfach und selbst gewissermaßen heiter, dagegen setzt sie beim Wettkampf hochaufgerichtet alle Kraft und gleichsam alle Muskeln ein. Grimmig ist sie im Zorn, rauh und drängend und häufiger Atem holend; [...] ein wenig getragener ist sie beim Erzeugen von Abneigung, [...] dagegen beim Schmeicheln, Gestehen, Genugtuung

> und Bitten sanft und untertänig. Wenn man Rat gibt, mahnt, verspricht und tröstet, ist die Stimme gewichtig; bei Furcht und Scheu knapp, bei Anfeuerungen mutig, bei Erörterungen rund und glatt, beim Beklagen schmiegsam, weinerlich und gleichsam verschwommen, dagegen bei Exkursstellen vollströmend und von zuversichtlicher Helle, bei darstellenden und plaudernden Stellen gleichmäßig und in einer Mittellage zwischen Hoch und Tief. Die Stimme hebt sich aber mit der gesteigerten Erregung, sie senkt sich mit der Besänftigung höher oder tiefer je nach dem Ausmaß der beiden Stimmungen (11,3,63–64).

Affektaufreizendes Sprechen darf allerdings nie unabhängig von der Situation sein: Kein stimmlicher Affektausdruck ohne Adressatenbezug und Wirkungsabsicht.

e) Quintilian verknüpft seine Überlegungen zur Pronuntiatio systematisch mit denen zur Actio, also mit Gebärdenspiel und Mimik, die im Einklang mit der Stimme stehen müssen (*Inst. or.* 11,3,65–149). Dieses, in der Rezeptionsgeschichte wirkungsmächtige Lehrstück gehört schon deshalb in diesen Zusammenhang, weil man auch ohne alle Worte, allein durch Gesten und Gesichtsausdruck, ja Körperhaltungen bestimmte Gefühle ausdrücken kann. Zorn, Freude, Schmeichelei ließen sich an den Augen wie an anderen körperlichen Merkmalen ablesen (11,3,66). Wenn Gebärden und Mienen hingegen zum Gesagten in Widerspruch stehen, wir also Trauriges mit heiterer Miene sagen oder etwas mit Kopfschütteln bekräftigen, so verliert die Rede Nachdruck und Glaubwürdigkeit (11,3,67). Quintilian analysiert detailliert die verschiedenen Ausdrucksregister von Kopfhaltung, Gesichtsausdruck, Blick, Augenbewegung, Lippen, Mund, Nacken, Fußstellung, Kleidung des Redners und Haartracht. Viel Raum beanspruchen dabei die Ausführungen zu den Gebärden der Hände und das Spiel der Finger.

Schließlich entwickelt Quintilian Überlegungen, welcher stimmlicher Vortrag verschiedenen Genera oder Typen der Rede (wie Lob-, Leichen-, Dank-, Verteidigungs- und Mahnreden) angemessen ist. Generell muss der Redner sich bewusst sein, welchen Sachverhalt er vor welchem Publikum anspricht und was er erreichen will. Von diesen Vorüberlegungen hängt die Wahl des angemessenen stimmlichen Vortrags ab. Dabei ist zu klären, welcher der drei Redefunktionen die Rede dienen soll, ob sie mehr gewinnend und unterhaltend (*conciliare/delectare*), sachlich-argumentativ überzeugend (*persuadere*) oder erregend (*movere*) sein soll. Diese drei Redefunktionen von *Ethos*, *Pragmata* und *Pathos* müssen jeweils in Stimme und Vortrag eine Entsprechung finden (11,3,154), das Gewinnende durch den Liebreiz der Rede, das Überzeugende durch Festigkeit und Selbstvertrauen in der Stimme, das Erregende durch den Ausdruck heftiger Gefühle. Auch die unterschiedlichen Teile einer Rede, also Einleitung (*prooemium*), Erzählung (*narratio*), Beweisführung (*argumentatio*) und Schluss (*epilogus*) bedürfen einer je unterschiedlichen stimmlichen Gestaltung (11,3,152 und 154 f.). Quintilian untersucht in diesem Zusammenhang die Vorbereitung der Rede und die Einleitung. Der Redner tue gut daran, nicht gleich mit dem Wort herauszuplatzen, wenn ihm das Wort erteilt wird, sondern sich zu konzentrieren und auch seinen Zuhörern die Gelegenheit zur Sammlung zu geben (11,3,157). Für die eigentliche Einleitung (*prooemium*) ist ein ruhiger Vortrag mit maßvoller Stimme zu empfehlen, um die Herzen der Zuhörer zu gewinnen; beim erzählenden Teil (*narratio*) dann „eine dem Gesprächston ganz ähnliche, nur hellere Stimme und einfache Klangfarben“ (11,3,162) verbunden mit einer ausgeprägteren Gebärdensprache; die Beweisführung (*argumentatio*) ist dann am abwechslungsreichsten, hier muss die Stimme lebhaft, energisch und drängend sein, entsprechend auch das Gebärdenspiel; die Exkurse (*egressiones*) sind dagegen gewöhnlich ruhig und gelöst vorzu-

tragen, weil sie Dinge außerhalb der eigentlichen Streitfragen berühren. Der Epilog (*epilogus*) schließlich verlangt Affekte, die man im Richter erwecken will, etwa Mitleid oder Besänftigung.

3. Literatur (in Auswahl)

Aristoteles (1976): Poetik. Übers. von Manfred Fuhrmann. München (Dialog mit der Antike, 7).
Aristoteles (1980): Rhetorik. Übers. v. Franz G. Sieveke. München.
Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. u. erl. von Christof Rapp. Bd. 2. Kommentar. Berlin. (Aristoteles. Werke in dt. Übersetzung, 4,2).
Bonner, Stanley F. (1949): Roman Declamation in the Late Republic. Berkeley.
Cicero (1976): De oratore / Über den Redner. Hrsg. u. übers. v. Harald Merklin. Stuttgart.
Clark, Donald L. (1957): Rhetoric in Greek and Roman Education. New York.
Fairweather, Janet (1984): Seneca and Declamation. In: Wolfgang Haase (Hrsg.): Principat. Bd. 32, 1. Teilband: Sprache und Literatur (Literatur der julisch-claudischen und der flavischen Zeit). Berlin/New York, 514–556 (Aufstieg und Niedergang der römischen Welt, II.32.1).
Lausberg, Heinrich (1960): Handbuch der literarischen Rhetorik. München.
Maier-Eichhorn, Ursula (1989): Die Gestikulation in Quintilians Rhetorik. Frankfurt a. M. u. a.
Meyer-Kalkus, Reinhart (2001): Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert. Berlin.
Meyer-Kalkus, Reinhart (2006): Vorlesbarkeit – zur Lautstilistik narrativer Texte. In: Andreas Blödorn u. a. (Hrsg.): Stimme(n) im Text. Berlin/New York, 349–379.
Quintilian (1988): Institutio oratoria. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hrsg. u. übers. v. Helmut Rahn. Bd. 2. 2., durchges. Aufl. Darmstadt (Texte zur Forschung, 3).
Rebmann, Frank (2005): Pronuntiatio. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 7, 212–247.
Rhetorica ad Herennium (1998). Hrsg. u. übers. v. Theodor Nüßlein. 2. Aufl. Düsseldorf/Zürich.
Riedel, Wolfgang (1994): Erkennen und Empfinden. Anthropologische Achsendrehung und Wende zur Ästhetik bei Johann Georg Sulzer. In: Hans-Jürgen Schings (Hrsg.): Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposion 1992. Stuttgart/Weimar, 410–439.
Riedl, Peter Ph. (1997): Öffentliche Rede in der Zeitenwende. Deutsche Literatur und Geschichte um 1800. Tübingen (Studien zur deutschen Literatur, 142).
Russell, Donald A. (1983): Greek Declamation. Cambridge.
Schneider, Johann N. (2004): Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800. Göttingen (Das achtzehnte Jahrhundert: Supplementa, 9).
Stenzel, Jürgen (1974): „Si vis me flere ...“ – „Musa iocosa mea“. Zwei poetologische Argumente in der deutschen Diskussion des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 48, 650–671.
Weithase, Irmgard (1930): Anschauungen über das Wesen der Sprechkunst von 1775 – 1825. Berlin.
Weithase, Irmgard (1940): Die Geschichte der deutschen Vortragskunst im 19. Jahrhundert. Anschauungen über das Wesen der Sprechkunst vom Ausgang der deutschen Klassik bis zur Jahrhundertwende. Weimar.
Weithase, Irmgard (1961): Zur Geschichte der deutschen gesprochenen Sprache. 2 Bde. Tübingen.

Reinhart Meyer-Kalkus, Berlin (Deutschland)

IV. Theoriebereiche und Forschungsfelder moderner Rhetorik

39. Persuasion: Research Areas and Approaches

1. Appeals to logic
2. Appeals to emotion
3. The structure of persuasive messages
4. The style of persuasive messages
5. Conclusion
6. Selected bibliography

Abstract

Aristotle, one of the first persons to undertake a systematic study of rhetoric defined it as "ability, in each particular case, to see the available means of persuasion" (Arist. Rhet. 1,2,1). According to Aristotle, persuasion might be achieved by three distinct means: ethos*, or the positive image and credibility of the orator;* logos*, the speech with its logical arguments; and* pathos*, appeals based on emotion. Because of the relative lack of contemporary social scientific research on credibility, we focus our review primarily on logical and emotional appeals. In addition, we give coverage to two other message features that Aristotle believed to be important, that is, structure and style. Given the breadth and depth of the persuasion literature, our review is necessarily selective. Interested readers are referred to Dillard and Pfau's (2002) Persuasion Handbook: Developments in Theory and Practice for a more detailed treatment of these topics.*

1. Appeals to logic

1.1. Traditional tests of evidence

Much persuasion is based on evidence. Although explicating the various forms of evidence and their appropriate tests would require a book-length manuscript, introductory coverage of that material can be found in a number of places (e. g. Lunsford/Ruszkiewicz 1999). Herrick (1998) offers five general tests of evidence that may be posed as questions:

(i) Is the evidence available? This accessibility criterion asks whether the evidence is available for examination by the message recipient.
(ii) Is the body of evidence consistent within itself and with the best available evidence from other sources?
(iii) Is the evidence timely? This recency criterion is sensitive to the degree to which the topic under examination is changing.
(iv) Is the evidence relevant to the conclusion that it is used to support?

(v) Is there sufficient evidence to support the claim? The degree of concern one might have regarding the adequacy of an evidentiary base should be founded on the seriousness of the question being decided.

1.2. Subjective message constructs

Morley (1987) contends that individuals typically, and perhaps automatically, engage in cognitive tests of evidence against certain natural standards. These standards, or subjective message constructs, are also three in number. Further, a favorable judgment on each is necessary for belief change to occur (Morley/Walker 1987). The importance construct concerns itself with the centrality and relevance of a datum in relation to a claim. The plausibility judgment reflects the message recipient's subjective estimate of the likelihood that the evidence is true. Evidentiary material is also evaluated with regard to its novelty or the degree to which it is seen as new to the receiver. Although the theory has not inspired a great deal of research, what evidence as does exist is supportive (Morley 1987, Morley/Walker 1987), and the three constructs exhibit considerable intuitive appeal as well as a certain degree of parallelism with standards developed by argumentation theorists. If nothing else, they offer a clear and succinct set of perceptual standards against which message producers and consumers can test the value of evidentiary materials. Individually, each of the three criteria is a necessary condition for the persuasive effectiveness of evidence. Together they are sufficient.

1.3. Testimonial assertions

Testimony is the use of a statement made by another person to support a claim. Both narrative and quantitative reviews agree that testimonial assertions can increase the persuasiveness and perceived credibility of the argument source (Reinard 1988; 1998; R. Reynolds/J. Reynolds 2002). But, it is important to note that although these testimonial assertions add to persuasiveness, inserting sources names but neglecting to indicate who the sources are or including vague references (e. g., *a study found*) is an ineffective path to persuasion (Reinard 1988).

1.4. Justification explicitness

Argumentative explicitness is commonly recognized as a positive quality among argumentation experts. However, some question if explicitness does, in fact, lead to greater persuasiveness (O'Keefe 1998). The literature on justification explicitness contains three message variations that are relevant to this review (O'Keefe 1998). First, information-source citation refers to the degree of explicitness with which the information or opinion source is identified in the message. Second, argument completeness references that fact that messages vary in the extent to which the various components of an argument are themselves spelled out to message recipients. This feature has a reliably positive association with persuasion. The third message feature is quantitative specificity, which refers to the degree of linguistic precision used to describe quantities (e. g., 80 % as opposed to *most*).

O'Keefe (1998) found that for both persuasiveness and credibility, all the message variations had positive effects, though not always significant effects. For the information-source citation and argument completeness manipulations, results showed that more explicit justification was significantly more credible and significant more persuasive that less explicit justification. For the quantitative specificity manipulation, results were positive but not significant. This may be due to the limited number of cases and small statistical power. Overall, then, the research to date does not indicate any negative effect resulting from quantitative specificity.

There are a couple of potentially limiting factors that may influence the persuasive effects of justification explicitness. First, the effects may depend on the quality of the support. There are few studies that vary the quality of the supporting material and the studies that do exist have resulted in inconsistent results. Second, manipulation of multiple justification variations simultaneously may influence the persuasive effect of the manipulation. Independent manipulations have resulted in the best support, yet many studies manipulate multiple message factors leading to reduced or nonsignificant effects.

Overall, justification explicitness could strengthen persuasiveness in two ways. First, explicitness invites careful analysis of a message and, persuasiveness increases as the receiver carefully scrutinizes a solid argument. On the other hand, poor quality messages would diminish persuasiveness. Or, a more heuristic-like process may occur. Explicitness of support is taken as a sign of merit. An individual may not pay attention to the details of the argument but may assume quality as a result of justification explicitness. In this situation, both high- and low-quality messages would be accepted. The avenue taken is a result of involvement in the issue as dictated by the dual-process models.

1.5. Narrative vs. statistical evidence

A distinction is often drawn between narrative and statistical forms of evidence (Reinard 1988, Allen/Preiss 1997). Narrative evidence uses examples or cases to support the argument offered by the source (Allen/Preiss 1997), whereas statistical evidence uses summary information representing a larger group of cases to support the proposed argument.

A meta-analytic review by Allen and Preiss (1997) examines the question of what type of evidence results in the greatest amount of persuasion. The results indicate that messages using statistical evidence are slightly more effective than messages using narrative evidence (Allen/Preiss 1997). Allen and Preiss discuss three issues when considering the meta-analysis results. The first issue is whether a combination of narrative and statistical evidence would be more persuasive than one type individually. They were not able to resolve this issue due to the lack of studies combining narrative and statistical evidence. A second issue is the fact that the studies used in their meta-analysis relied upon data from a single culture, that is, the United States. Other cultures may or may not react in the same way to statistical and narrative evidence.

2. Appeals to emotion

In western cultures, it is widely held that affect and logic exist in an oppositional relationship. Moreover, being in a logical state of mind is generally seen as the superior

approach to message processing. In fact, it is more likely that there are affective components to all persuasive interactions (Jorgensen 1998) and that cognitive and affective processes most often work hand-in-hand to produce attitude change (Nabi 2002). Indeed, it may be impossible to discuss any issue of consequence without arousing one or more emotions. The interested reader can find more extensive analyses of the affect and persuasion literature in Dillard and Meijnders (2002), Jorgensen (1998), and Nabi (2002).

2.1. Fear appeals

Threat appeals are messages that describe the negative consequences that will befall the message recipient should he/she fail to comply with the advocacy. Although such messages may or may not be effective at arousing fear (Dillard 1994, Dillard et al. 1996), that is almost surely the intent of message producers. And, in fact, there is reliable evidence that individuals change their attitudes and behaviors as a function of the degree of fear instilled by a message (Mongeau 1998, Witte/Allen 2000). Thus, it is important to distinguish between message content (i. e., does it contain information that describes a threat?) and message effects (i. e., does the information produce fear?).

Threat appeals are built around two components (Hale/Dillard 1995, Rogers/Mewborn 1976, Witte 1993). The threat component is itself comprised of information describing the susceptibility of the receiver to the negative outcome as well as the severity of that outcome. The action component presents the behavioral solution to the problem defined by the threat component. There are two essential features of the solution. Information regarding response efficacy deals with the extent to which the recommended action will be effective in lessening the threat. Self-efficacy information focuses on the relative ease or difficulty of enacting the behavior by the message recipient. Although it may not be necessary that each of this points are dealt with explicitly in the appeal, skilled persuaders will give careful thought to each one before attempting to implement a threat appeal.

One concern in the implementation of a fear appeal is the potential for defensive processing. Fear appeals are often used to warn individuals about some threat to their well-being. But, in many instances, audience members who are most at-risk are those for whom the hazardous behavior produces some benefit. For example, though the dangers of smoking are well-established, benefits such as temporary relaxation and the camaraderie shared by fellow smokers are frequently ignored. To maximize the effectiveness of the fear appeal, the investment that audience members have in the targeted behavior, as well as the costs of complying, may need to be dealt with directly (Rogers 1983).

2.2. Guilt appeals

Feelings of guilt arise when one perceives oneself as having failed to act in accordance with some personal standard (Miceli 1992). And, guilt appeals are those messages in which a source points out a recipient's past or potential failure for the purpose of motivating the recipient to remedy that failure. Such messages are common in both interper-

sonal and mass communication contexts. In fact, Vangelisti, Daly, and Rudnick (1991) report that the most common reason to evoke guilt in another is persuasion.

Guilt appeals vary in their strength, intensity, and explicitness such that some messages softly allude to failure to meet some standard while others are quite direct. As the explicitness of guilt appeals increase, so does the amount of guilt that is aroused (O'Keefe 2000). However, the guilt appeal explicitness is negatively related to persuasiveness. The explanation lies in the fact that messages may induce other emotions than those intended by the message designer. These "collateral emotions" (Dillard/Meijnders 2002) may enhance or inhibit the persuasive effectiveness of the advocacy (Dillard/Peck 2000, Dillard et al. 1996). In all likelihood, persons on the receiving end of a strong guilt appeal feel unfairly pressured by the high guilt message and, therefore, angered by it (cf. Coulter/Pinto 1995). Anger becomes the motivational basis for rejecting the persuasive appeal.

2.3. Mood and message processing

Are people in a good mood more susceptible to persuasion than those in a neutral or bad mood? Over a decade of research indicates that the short answer to this query is yes − individuals process arguments differently as a function of their pre-existing mood. However, this brief confirmation obscures some important qualifications concerning the relationship between mood and social influence. In fact, mood provides the basis for multiple, simultaneous processes all of which play a role in persuasion. But, before outlining those processes, it is necessary to be more specific about the meaning of mood.

The vast majority of studies on mood and persuasion have operationalized mood in terms of a positive-negative distinction. Moods are thought to be good versus bad or happy versus sad. There is, in fact, a compelling case to be made for the idea that a central feature of the experience of affect is a positive-negative dimension (Green/Salovey/Truax 1999). In this respect then moods are simple. Whereas emotions may be conceived of as a relatively complex set of qualitatively distinct states, moods can be profitably seen as a bipolar valence model. Furthermore, where mood is seen as a diffuse, background state of indeterminate origin, emotions are foregrounded in consciousness, arising from readily identifiable events (Parkinson 1995, Dillard 1998). As it turns out, the degree to which a message recipient is aware of the causes of his or her feelings plays a significant part in determining the ultimate impact of mood.

Three major findings emerged from a recent meta-analysis of the mood and persuasion literature (Brentar/Dillard/Smith 1997). First, as positivity of mood increased, so did attitude change. Although this effect characterized the literature generally, it was qualified by the fact that the strength of the mood-persuasion relationship was dependent on features of the message. A stronger mood-attitude correlation was found for topics that were positive in tone, claims that were gain-framed (as opposed to loss-framed), and pro-attitudinal rather than counter attitudinal messages. All of these results suggest that individuals are strategic about message processing, preferring to grant attention and cognitive effort to those appeals that will buoy their affective state (or at least not diminish it).

Second, positive moods led to decreased depth of processing. That is, people in good moods tended to report fewer cognitive responses than those in neutral or negative moods. This relationship was unaffected by any moderator. Thus, it leads to the unquali-

fied conclusion that positive mood works against careful and thorough analysis of the message. However, this general tendency operates in conjunction with the mood-management effect described in the previous paragraph.

Third, the more positive an individual's affective state, the greater the number of favorable cognitive responses. Apparently, mood influences the degree to which an individual is likely to engage in biased processing of the message. Persons in a positive mood have a tendency to see persuasive messages through rose-colored glasses. This too was seen to be a general tendency.

There is good reason to believe that the findings presented above hold only when individuals are unaware of the source of their affect, that is, when they have not considered why they feel the way they feel. Under conditions in which individuals are prompted to consider the cause of their affect (e. g., bad weather), the relationship between mood valence and persuasion disappears (Sinclair/Mark/Clore 1994). Thus, the mood and persuasion findings are circumscribed along two lines: They apply to circumstances in which (a) the affect is irrelevant to the message (i. e., pre-existing) and (b) message recipients have no reason to de-bias the effects of mood. The skilled persuader should consider the affective state of the audience prior to delivery of the message and factor in these influences accordingly.

3. The structure of persuasive messages

It is traditional to consider persuasive messages in terms of their structure or arrangement. Along these lines one might wish for specific information to questions such as whether one should lead with or end with one's strongest argument. Unfortunately, the empirical research on such questions is surprisingly sparse (Cohen 1964, see for an example). As a consequence, we focus this section on just three, related topics: forewarning, message sidedness, and inoculation.

3.1. Forewarning

Irrespective of the issue or the message, the knowledge that another person wishes to persuade you is consequential. It implies that one's current orientation to the issue, whatever it may be, is in some way faulty or inadequate and, therefore, needs to be changed. Not surprisingly, there is evidence that individuals resist this implied criticism by resisting the message (Benoit 1998). However, Wood and Quinn (2003) report that there is more to forewarning than simple resistance. In fact, their work reveals that, at least prior to presentation of a message, forewarning may enhance or inhibit attitude change. In the short run (i. e., after forewarning, but prior to the message presentation), individuals may change in the direction to be advocated by the counter-attitudinal appeal. This change puts the individual in the position of appearing more open-minded, thus, protecting his or her self-esteem and self-image (McGuire/Millman 1965). This effect was observed only when the challenging position was indicated in the warning, that is, when the forewarning included specific information about the direction of the advocacy and when the topic itself was not especially involving. In contrast, forewarning of intended

persuasion on highly involving topics produced the resistance effect presumably because participants were motivated to defend attitudes that they held dear.

Participant attitudes were also analyzed after receiving the persuasive appeal (Wood/Quinn 2003). Results indicated that individuals, who received a warning, were more resistant to the appeal than individuals who did not. In addition, these groups were compared to a no-treatment control group. This revealed that individuals, who were warned, had more positive attitudes toward the appeal than the control group, indicating that the warned individuals were not immune to the persuasive effects of the message.

These findings indicated an interesting sequence of events when individuals are forewarned and presented with a persuasive appeal (Wood/Quinn 2003). Initial warning of an appeal results in either resistance or preemptive agreement depending on the amount of issue involvement perceived by the individual. If individuals are highly involved with the topic, they are inclined to resist the forthcoming appeal as a result of greater thought involvement. If an individuals lack motivation to consider a topic, they are inclined to preemptively agree with the forthcoming appeal due to a perceived threat to his or her self-image. It is important to keep in mind that this preemptive agreement is limited to the time prior to the appeal because it is low in thought involvement and a strategic move to protect self-image. After the delivery of the persuasive appeal, individuals all have the same response to the appeal: resistance. Hearing the entire message gives individuals a chance to cognitively process the message and solidify their resistance.

The implications here for effective persuasion are quite clear: If you are a message producer, you should strive to avoid creating the perception that you intend to persuade. The usual strategy for doing so is to portray one's mission as informative rather than persuasive. But, knowledge that forewarning reduces persuasion can also be used strategically to deflect the efforts of other counter-persuaders. This observation provided the impetus for research on message sidedness and inoculation, the two topics to which we now turn our attention.

3.2. Sidedness

The essential contrast in this body of work is manifested in the distinction between a one-sided message, which ignores opposing arguments, and a two-sided message, which assumes one of two crucially different forms. The refutational two-sided message acknowledges the existence of opposing arguments and attempts to refute them by attacking the reasoning underlying the claims, questioning the relevance or importance of the evidence, disparaging the credibility of the message source, and so on. The non-refutational two-sided message is more elementary: it merely acknowledges that an alternative exists.

Meta-analytic summaries have yielded some fairly straightforward conclusions concerning the relative efficacy of these message types. Of the lot, the refutational message yields the greatest persuasive effect (Allen 1998; O'Keefe 1999). Non-refutational forms are to be avoided because they produce diminished persuasion relative to one-sided messages. However, if the goal of the episode is not persuasion per se, but credibility enhancement, both refutational and non-refutational messages are successful in promoting favorable source judgments compared to one-sided appeals (O'Keefe 1999).

At present, there is relatively little consensus on the theoretical processes that underlie these effects (Hale/Mongeau/Thomas 1991). Nonetheless, the empirical relationship showing the benefits of two-sided messages appears to be quite reliable (Allen 1998; O'Keefe

1999). If audience members are likely to be exposed to counter persuasion, the skilled message producer can maximize his or her effectiveness by acknowledging the existence of an opposing position, then presenting and refuting the arguments of the other side. Though some early research suggested that this relationship might be limited to intelligent audience members or those who were already favorable to the issue, the best available evidence suggests that such qualifications do not apply (Allen 1998; O'Keefe 1999).

3.3. Inoculation

The majority of persuasion research orients toward understanding attitude and behavior change. A smaller, but no less important literature examines how attitudes and behaviors might be maintained, particularly in the face of efforts to alter them. Since its inception, theory and research on resistance to persuasion have been guided by an inoculation metaphor. As McGuire (1970, 37) explains: "We can develop belief resistance in people as we develop disease resistance in biologically overprotected man or animal; by exposing the person to a weak dose of the attacking material strong enough to stimulate his defense but not strong enough to overwhelm him."

As the logic of the metaphor suggests, the essential features of the inoculation approach are two. To induce resistance to later persuasive attack, the inoculation message must first threaten the message recipient's current position. *Threat* is used very specifically here to mean that receivers come to understand that their current position on the topic of interest is vulnerable to attack, that is, there may be compelling reasons for them to change. The knowledge that they may hold an inaccurate or incorrect position provides the motivational basis for more extensive message processing than would otherwise be the case.

The second component of an inoculation message is the *refutation*. In this segment, counter arguments are offered to the information used to create the threat. In other words, the recipient is shown the flaws in the arguments that produced the threat. There is strong evidence from laboratory and field research that these two message components are sufficient to greatly reduce the impact of later persuasive attacks. What is most notable about the technique is that it confers resistance beyond the particular arguments that are pre-empted by the refutation. It is not necessary that every persuasive attack be anticipated and refuted by the inoculation message. Rather, successfully threatening the audience's original position then refuting those arguments is sufficient to provide protection against those specific arguments as well as others not addressed by the inoculation message (Pfau/Van Bockern/Kang 1992, Pfau/Van Bockern 1994). Thus, the practical advice that concluded the previous section (i. e., on sidedness) extends beyond changing attitudes at the time of message presentation to maintaining attitudes in the face of subsequent attack.

4. The style of persuasive messages

The style of a message is a reflection of the language choices made by the source. Although we have covered certain aspects of language in earlier portions of this chapter (e. g., explicitness), here we review the literature on gain/loss framing and figurative language.

4.1. Gain- and loss-framing

Just as the proverbial glass of water can be viewed as half-full or half-empty, so can a suasory appeal highlight either the advantages of pursuing a course of action or the drawbacks of not pursuing it (Kahneman/Tversky 1979). Gain-framed messages express the benefits that will accrue to the receiver by adopting the recommended behavior (e. g., *Testing your cholesterol level allows problems to be detected early and that, in turn, permits the greatest number of treatment options*). Loss-framed messages, in contrast, emphasize the costs associated with failing to comply with the advocacy (e. g., *If you don't test your cholesterol level, you'll be unable to detect problems early and that, in turn, will severely limit your treatment options*). From a purely logical standpoint, these two message forms convey identical information; one is the logical inverse of the other. But, the question remains: Is one form more persuasive than another? Salovey, Schneider, and Apanovich (2002) contend that the answer to this question is yes. But, they go on to argue that persuasive effectiveness is moderated by the type of behavioral change sought by the message. Prevention behaviors are actions whose purpose is to combat undesirable health consequences. For example, regular exercise, the use of sunscreen, and quitting smoking are all prevention behaviors. Detection behaviors are oriented toward uncovering problems that may already exist: HIV testing, cholesterol testing, and mammography.

A recent meta-analysis (O'Keefe/Jensen 2006), which addressed exactly these issues, found the following: First, neither loss- nor gain-framed messages show any general superiority over one another. Although no-difference conclusions are sometimes suspect, one such as this, which is based on 144 studies, must be taken seriously. Second, for appeals that advocated disease prevention, gain framing offers a small advantage over loss framing ($r = .056$). For messages whose purpose is the promotion of disease detection, there was no appreciable difference between gain- and loss-framed messages.

4.2. Figurative language

A metaphor is a figure of speech that compares one concept to another (e. g., *my attorney is a street fighter*). Other figures of speech, such as analogy, simile, and personification, though distinct in surface respects, are cognitively processed in ways similar to metaphor. Therefore, we will briefly review theory and research on metaphor with the expectation that our conclusions extend beyond specific forms of figurative language to the broader category of linguistic comparisons.

A recent meta-analysis provides several empirical generalizations derived from a quantitative summary of the available studies (Sopory/Dillard 2002). The most sweeping conclusion was that metaphor does have persuasive advantages over a literal construction. However, the effect was rather small. Subsequent analysis revealed that a powerful advantage for metaphor over literal messages obtained only when several other conditions were in place. First, consider that all metaphors are of the form *A is B* as in the example above *My attorney is a street fighter*. The A term − *attorney* − is called the *target* while the B term − *street fighter* − is known as the *base*. To the extent that the metaphor works, meaning is transferred from the base to the target. Upon hearing this

utterance, we know that the speaker means to tell us that the attorney possesses some of the characteristics of a street fighter (e. g., *the attorney is pugnacious and has little regard for rules*), not that the attorney engages in street brawls. At minimum, for metaphor to operate effectively as persuasive device it must have a familiar base. Clearly, without an understanding of the base there can be no transfer of meaning from B to A and without comprehension, no persuasion (cf. McGuire 1972).

A second feature essential to the effective application of metaphor is novelty. Contemporary language is littered with husks of expressions that once enlivened the imagination but since have grown empty of meaning (e. g., *He ran like the wind*, and *She kicked the bucket*). Such expressions are 'frozen' or 'dead' metaphors because they have seen such frequent use that the comparisons no longer reveal anything new. To create opinion change, a metaphor must be novel, a point that echoes Morley's (1987) assertion that for evidence to be persuasive it must be seen as novel by the audience.

The best available evidence suggests that metaphors achieve their persuasive impact by serving as creative and compact means of organizing one's thinking about an issue (Read et al. 1990). That is, metaphors simultaneously hide and highlight various features of the topic. In this fashion, metaphors enhance comprehension and suggest implications of viewing the topic in a particular manner. Our claims regarding the importance of base familiarity and novelty align well with this explanation (Sopory/Dillard 2002).

This organizing theory of metaphor effectiveness also implies two additional guidelines for enhancing the potency of persuasive messages, each of which found empirical support in the meta-analysis (Sopory/Dillard 2002). First, the metaphor should appear at or near the beginning of the suasory appeal. Knowing in advance the organizing principle behind a set of arguments is more conducive to learning and understanding than is learning the same principle after the fact. Second, skilled persuaders will avoid the use of multiple metaphors in the same message. Multiple organizational schemes compete with one another thereby lessening the clarity of each.

4.3. Powerful vs. powerless speech

Powerful speech consists of language that expresses the speaker's confidence in his or her position. In contrast, powerless speech conveys uncertainty or ambivalence. Research on these speech forms indicates a decided advantage for persons using powerful speech. In fact, powerful speech has been shown to exert a substantial and favorable impact on both persuasion and credibility (Burrell/Koper 1998). There is, however, one significant qualification to this generalization: The vast majority of this research has been conducted in the context of courtroom proceedings. A typical study will assess the influence of variations in the speech style of witnesses on judgments of the guilt or innocence of the accused. In efforts to ascertain questions of fact (i. e., beliefs), the certainty with which speakers express themselves should have considerable bearing on the value and impact of the testimony. When issue to be resolved is one of policy, ethics or aesthetics, the observed effects of powerful speech may be significantly smaller. Stated more narrowly, because there is so little variation in context in this research literature it is unclear to what extent the effects can be generalized.

With this qualification in mind, how can persuaders capitalize on powerful speech? The answer is to speak simply and explicitly, taking care to avoid *overuse* of the following:

(i) Hedges or Qualifiers (e. g., *sort of*; *kind of*; *I guess*)
(ii) Hesitations and Fillers (e. g., *Uh*; *Well*; *You know*)
(iii) Tag Questions (e. g., *…, don't you think?*)
(iv) Disclaimers (e. g., I'm not an expert, but …; Others may see it differently, but …)
(v) Intensifiers (e. g., Very surely; Really; Really, really)
(vi) Politeness (e. g., *Please*; *If you don't mind*).

It is worth noting that all of these speech forms occur in natural dialogue to varying degrees. We are not suggesting that any occurrence of these forms is damaging, but rather that a pattern of frequent usage will produce effect that run counter to the persuader's goal. Although it is likely that certain of the six forms listed above are more damaging than others (Smith/Siltanen/Hosman 1998), the research base is, at present, too small to permit strong generalizations. The best advice that current data permit is to eschew the use of powerless forms to the greatest extent possible.

4.4. Rhetorical questions

Although several studies report data showing the persuasive effectiveness of rhetorical question, a roughly equal number present contradictory results (Roskos-Ewoldsen 2003). A meta-analysis by Gayle, Preiss, and Allen (1998) supports the later assertion in their conclusion that rhetorical questions have no significant effect on the persuasiveness of an argument. There are, however, some issues that may help to contextualize this conclusion. First, the initial attitude of an individual may influence and limit the persuasive effect of rhetorical questions. Second, an individual's motivation to process a message may also limit the persuasive effect of rhetorical questions. Lastly, the positioning of rhetorical questions within a persuasive appeal may influence the persuasive effect of the questions. We believe that all of these issues deserve further research attention before we move with confidence to the conclusion offered by Gayle/Preiss/Allen (1998).

5. Conclusion

Although the social-scientific study of persuasion is only a part of the tradition of rhetoric and stylistics, we judge it to be the most important part (Knape 2003). We hope that this chapter has presented the literature in such a way that readers can reach a conclusion similar to our own.

6. Selected bibliography

Allen, Michael (1998): Comparing the Persuasive Effectiveness of One- and Two-Sided Messages. In: Michael Allen/Raymond W. Preiss (eds.): Persuasion: Advances through Meta-Analysis. Cresskill, NJ, 87–98.

Allen, Michael/Raymond W. Preiss (1997): Comparing the Persuasiveness of Narrative and Statistical Evidence Using Meta-Analysis. In: Communication Research Reports 14, 125–131.

Aristotle: On Rhetoric. Transl. by. George A. Kennedy. New York/Oxford 1991.
Benoit, William L. (1998): Forewarning and Persuasion. In: Michael Allen/Raymond W. Preiss (eds.): Persuasion: Advances through Meta-Analysis. Cresskill, NJ, 139–154.
Brentar, James E./James P. Dillard (1997): Message-Irrelevant Affect and Persuasion: A Meta-Analysis. Paper Presented at the Annual Meeting of the International Communication Association. Montreal, May 1997.
Burrell, Nancy A./Randall J. Koper (1998): The Efficacy of Powerful/Powerless Language on Attitudes and Source Credibility. In: Michael Allen/Raymond W. Preiss (eds.): Persuasion: Advances through Meta-Analysis. Cresskill, NJ, 203–216.
Cohen, Arthur R. (1964): Attitude Change and Social Influence. New York, NY.
Coulter, Robin H./Mary Beth Pinto (1995): Guilt Appeals in Advertising: What Are Their Effects? In: Journal of Applied Psychology 80, 697–705.
Dillard, James. P. (1994): Rethinking the Study of Fear Appeals: An Emotional Perspective. In: Communication Theory 4, 295–323.
Dillard, James P. (1998): The Role of Affect in Communication, Biology, and Social Relationships. In: Peter A. Andersen/Laura K. Guerrero (eds.): Handbook of Communication and Emotion. San Diego, CA, xvii–xxxii.
Dillard, James P. et al. (1996): The Multiple Affective Consequences of AIDS PSAs: Fear appeals do more than scare people. In: Communication Research 23, 44–72.
Dillard, James P./Eugenia Peck (2000): Affect and Persuasion: Emotional Responses to Public Service Announcements. In: Communication Research 27, 461–495.
Dillard, James P./Anneloes Meijnders (2002): Persuasion and the Structure of Affect. In: Dillard/Pfau (2002), 309–328.
Dillard, James P./Michael Pfau (eds.) (2002): The Persuasion Handbook: Theory and Practice. Thousand Oaks, CA.
Gayle, Barbara M./Raymond W. Preiss/Michael Allen (1998): Another look at the use of rhetorical questions. In: Michael Allen/Raymond W. Preiss (eds.): Persuasion: Advances through meta-analysis. Cresskill, NJ, 189–202.
Green, Donald P./Peter Salovey/Kathryn M. Truax (1999): Static, dynamic, and causative bipolarity of affect. In: Journal of Personality and Social Psychology 76, 856–867.
Hale, Jerold L./James P. Dillard (1995): Fear appeals in health promotion campaigns: Too much, too little, or just right? In: Edward Maibach/Roxanne Louiselle Parrott (eds.): Designing health messages: Approaches from communication theory and public health practice. Thousand Oaks, CA, 65–80.
Hale, Jerold L./Paul A. Mongeau/Randi M. Thomas (1991): Cognitive processing of one- and two-sided persuasive messages. In: Western Journal of Speech Communication 55, 380–389.
Herrick, James A. (1998): Argumentation: Understanding and shaping arguments. Boston, MA.
Jorgensen, Peter F. (1998): Affect, persuasion, and communication processes. In: Peter A. Andersen/Laura K. Guerrero (eds.): Handbook of communication and emotion. San Diego, CA, 403–422.
Kahneman, Daniel/Amos Tversky (1979): Prospect theory: An analysis of decision under risk. In: Econometrica 47, 263–291.
Knape, Joachim (2003): Persuasion. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 874–907.
Lunsford, Andrea A./John J. Ruszkiewicz (1999): Everything's an argument. Boston, MA.
McGuire, William J. (1970): A vaccine for brainwash. In: Psychology Today 3, 36–39 and 63–64.
McGuire, William J. (1972): Attitude change: The information-processing paradigm. In: Charles Graham McClintock (eds.): Experimental social psychology. New York, 108–141.
McGuire, William J./Susan Millman (1965): Anticipatory belief lowering following forewarning of a persuasive attack. In: Journal of Personality and Social Psychology 2, 471–479.
Miceli, Maria (1992): How to make someone feel guilty: Strategies of guilt inducement and their goals. In: Journal for the Theory of Social Behavior 22, 81–104.
Mongeau, Paul A. (1998): Another look at fear-arousing persuasive appeals. In: Michael Allen/Raymond W. Preiss (eds.): Persuasion: Advances through meta-analysis. Cresskill, NJ, 53–68.

Morley, Donald D. (1987): Subjective message constructs: A theory of persuasion. In: Communication Monographs 54, 183–203.

Morley, Donald D./Kim B. Walker (1987): The role of importance, novelty, and plausibility in producing belief change. In: Communication Monographs 54, 436–442.

Nabi, Robin L. (2002): Discrete emotions and persuasion. In: Dillard/Pfau (2002), 289–308.

O'Keefe, Daniel J. (1998): Justification explicitness and persuasive effects: A meta-analytic review of the effects of varying support articulation in persuasive messages. In: Argumentation and Advocacy 35, 61–75.

O'Keefe, Daniel J. (1999): How to handle opposing arguments in persuasive messages: A meta-analytic review of the effects of one-sided and two-sided messages. In: Communication yearbook 22, Mahwah, NJ, 209–249.

O'Keefe, Daniel J. (2000): Guilt and social influence. In: Communication yearbook 23, Mahwah, NJ, 67–101.

O'Keefe, Daniel J./Jakob D. Jensen (2006): The advantages of compliance or the disadvantages of noncompliance? A meta-analytic review of the relative persuasive effectiveness of gain-framed and loss-framed messages. In: Communication yearbook 30, Mahwah, NJ, 1–43.

Parkinson, Brian (1995): Ideas and realities of emotion. London.

Pfau, Michael/Steven Van Bockern/Jong G. Kang (1992): Use of inoculation to promote resistance to smoking initiation among adolescents. In: Communication Monographs 59, 213–230.

Pfau, Michael/ Steven Van Bockern (1994): The persistence of inoculation in conferring resistance to smoking initiation among adolescents: The second year. In: Human Communication Research 20, 413–430.

Read, Stephen J. et al. (1990): When is the federal budget like a baby? Metaphor in political rhetoric. In: Metaphor and Symbolic Activity 5, 125–149.

Reinard, John C. (1988): The empirical study of the persuasive effects of evidence: The status after fifty years of research. In: Human Communication Research 15, 3–59.

Reinard, John C. (1998): The persuasive effects of testimonial assertion evidence. In: Michael/Raymond W. Preiss (eds.): Persuasion: Advances through meta-analysis. Cresskill, NJ, 69–85.

Reynolds, Rodney A./J. Lynn Reynolds (2002): Evidence. In: Dillard/Pfau (2002), 427–444.

Rogers, Ronald W. (1983): Cognitive and physiological processes in fear-based attitude change. A revised theory of protection motivation. In: John T. Cacioppo/Richard E. Petty (eds.): Social psychophysiology. A sourcebook. New York, NY, 153–176.

Rogers, Ronald W./C. Ronald Mewborn (1976): Fear appeals and attitude change. Effects of a threat's noxiousness, probability of occurrence, and efficacy of the coping responses. In: Journal of Personality and Social Psychology 34, 54–61.

Roskos-Ewoldsen, David R. (2003): What is the role of rhetorical questions in persuasion? In: Jennings Bryant/David Roskos-Ewoldsen/Joanne Cantor (eds.): Communication and emotion. Essays in honor of Dolf Zillmann. Mahwah, NJ, 297–321.

Salovey, Peter/Tamera R. Schneider/Anne M. Apanovich (2002): Message framing in the prevention and early detection of illness. In: Dillard/Pfau (2002), 391–406.

Sinclair, Robert C./Melvin M. Mark/Gerald L. Clore (1994): Mood-related persuasion depends on (mis)attributions. In: Social Cognition 12, 309–326.

Smith, Victoria/Susan A. Siltanen/Lawrence A. Hosmann (1998): The effects of powerful and powerless speech styles and speaker expertise on impression formation and attitude change. In: Communication Research Reports 15, 27–35.

Sopory, Pradeep/James P. Dillard (2002): The persuasive effects of metaphor. A meta-analysis. In: Human Communication Research 28, 382–419.

Vangelisti, Anita L./John A. Daly/Janine R. Rudnick (1991): Making people feel guilty in conversations. Techniques and correlates. In: Human Communication Research 18, 3–39.

Witte, Kim (1993): Message and conceptual confounds in fear appeals. The role of threat, fear, and efficacy. In: Southern Communication Journal 58, 147–155.

Witte, Kim/Michael Allen (2000): A meta-analysis of fear appeals: Implications for effective public health campaigns. In: Health Education and Behavior 27, 591–615.
Wood, Wendy/Jeffrey M. Quinn (2003): Forewarned and forearmed? Two meta-analytic syntheses of forewarnings of influence appeals. In: Psychological Bulletin 129, 119–138.

James Price Dillard, Pennsylvania (U.S.A.)
Lori B. Miraldi, Pennsylvania (U.S.A.)

40. Argumentationstheorie

1. Grundlegende Definitionen
2. Die Struktur und Funktion von Argumenten
3. Die Semantik von Argumenten I: Argumentative Topik
4. Die Semantik von Argumenten II: Bereichsabhängigkeit und Ideologiekritik
5. Kriterien für rationale Argumentation
6. Defizitäre Argumente: Trugschlüsse
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article briefly introduces some basic concepts and definitions of argumentation theory. Then several logical and functional approaches for the structural description of arguments are outlined and critically discussed. The semantics of arguments is described using their classification according to the abstract types of warrants which guarantee their relevance. Furthermore, the semantics of arguments is studied within differing fields and institutions and the underlying ideology is critically evaluated. A survey of normative approaches to the study of argumentation and recent developments within fallacy theory complete this overview.

1. Grundlegende Definitionen

Am Beginn dieses Überblicks steht die Definition und Abgrenzung grundlegender Begriffe wie z. B. *Argumentation*, *Argumentieren* und *Argument*. Im Anschluss an van Eemeren/Grootendorst/Snoeck Henkemans (1996, 5) kann *Argumentation* als komplexe verbale und interaktive Tätigkeit definiert werden, mittels derer die an der Interaktion beteiligten Personen von der Akzeptabilität bzw. Nicht-Akzeptabilität eines strittigen Standpunkts (einer strittigen These, einer strittigen Konklusion) überzeugt werden sollen. Der zentrale Sprechakt dieser komplexen Tätigkeit ist das *Argumentieren*. Dieser Sprechakt wird vollzogen, indem eine oder mehrere Aussagen zum Ausdruck gebracht werden, die den strittigen Standpunkt stützen oder widerlegen sollen. Diese Aussagen werden als *Argumente* bezeichnet. Den Standpunkt stützende Argumente werden als *Pro-*

Witte, Kim/Michael Allen (2000): A meta-analysis of fear appeals: Implications for effective public health campaigns. In: Health Education and Behavior 27, 591–615.
Wood, Wendy/Jeffrey M. Quinn (2003): Forewarned and forearmed? Two meta-analytic syntheses of forewarnings of influence appeals. In: Psychological Bulletin 129, 119–138.

James Price Dillard, Pennsylvania (U.S.A.)
Lori B. Miraldi, Pennsylvania (U.S.A.)

40. Argumentationstheorie

1. Grundlegende Definitionen
2. Die Struktur und Funktion von Argumenten
3. Die Semantik von Argumenten I: Argumentative Topik
4. Die Semantik von Argumenten II: Bereichsabhängigkeit und Ideologiekritik
5. Kriterien für rationale Argumentation
6. Defizitäre Argumente: Trugschlüsse
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article briefly introduces some basic concepts and definitions of argumentation theory. Then several logical and functional approaches for the structural description of arguments are outlined and critically discussed. The semantics of arguments is described using their classification according to the abstract types of warrants which guarantee their relevance. Furthermore, the semantics of arguments is studied within differing fields and institutions and the underlying ideology is critically evaluated. A survey of normative approaches to the study of argumentation and recent developments within fallacy theory complete this overview.

1. Grundlegende Definitionen

Am Beginn dieses Überblicks steht die Definition und Abgrenzung grundlegender Begriffe wie z. B. *Argumentation*, *Argumentieren* und *Argument*. Im Anschluss an van Eemeren/Grootendorst/Snoeck Henkemans (1996, 5) kann *Argumentation* als komplexe verbale und interaktive Tätigkeit definiert werden, mittels derer die an der Interaktion beteiligten Personen von der Akzeptabilität bzw. Nicht-Akzeptabilität eines strittigen Standpunkts (einer strittigen These, einer strittigen Konklusion) überzeugt werden sollen. Der zentrale Sprechakt dieser komplexen Tätigkeit ist das *Argumentieren*. Dieser Sprechakt wird vollzogen, indem eine oder mehrere Aussagen zum Ausdruck gebracht werden, die den strittigen Standpunkt stützen oder widerlegen sollen. Diese Aussagen werden als *Argumente* bezeichnet. Den Standpunkt stützende Argumente werden als *Pro-*

Argumente, den Standpunkt widerlegende Argumente werden als *Kontra-Argumente* bezeichnet. Je nachdem, ob der Prozess der Argumentation (Sprechakte) oder das Produkt der Argumentation (verbale Äußerungen) im Vordergrund der Betrachtung stehen, kann man von einer prozessorientierten bzw. produktorientierten Perspektive in der Argumentationsanalyse sprechen.

Standpunkte in Argumentationen können strittige Sachverhalte betreffen, die wahr oder falsch sein können (z. B. *Der befürchtete globale Klimawandel wird eintreten*), oder Werte und Normen, die richtig oder unrichtig sein können (z. B. *Der befürchtete globale Klimawandel muss verhindert werden*). Im ersten Fall handelt es sich um *deskriptive* Argumentationen, im zweiten Fall um *normative* Argumentationen. Analog können *deskriptive* Argumente und *normative* Argumente unterschieden werden.

Der einfachste Fall von Pro- und Kontra-Argumentation besteht in dem Vorbringen von jeweils nur einem Argument für oder gegen einen strittigen Standpunkt, das ihn direkt stützen oder widerlegen soll. In alltäglichen Argumentationen sind jedoch meist mehrere Argumente im Spiel, die sich *direkt* oder *indirekt*, einzeln oder zusammengenommen, auf eine oder mehrere kontroversielle Standpunkte beziehen. Entsprechend kann man *einfache* und *komplexe* Argumentationen unterscheiden. Auch die Zahl der involvierten Personen kann von einer Person im Fall einer individuellen Abwägung kontroversieller Standpunkte über einen Dialog zweier Personen bis zu einer Debatte zwischen mehreren Personen reichen (vgl. unten Punkt 2 sowie van Eemeren/Grootendorst 1984; Houtlosser 1995; Schmidt-Faber 2003).

Um ihre Funktion optimal erfüllen zu können, sollten Argumente *haltbar* und *relevant* sein (vgl. Naess 1975, 144). Unter der Haltbarkeit von Argumenten versteht man ihre Wahrheit bzw. (hohe) Wahrscheinlichkeit im Fall deskriptiver Argumente oder ihre Richtigkeit im Fall normativer Argumente. Unter der Relevanz von Argumenten versteht man ihre inhaltliche Bezogenheit auf die jeweilige strittige These. Argumente, die sowohl haltbar als auch relevant sind, können als *rationale* bzw. *plausible* Argumente bezeichnet werden. Argumente mit mehr oder weniger deutlichen Schwächen in dieser Hinsicht können als *defizitäre* oder *trugschlüssige* Argumente bezeichnet werden (vgl. unten Punkt 6).

Die abstrakte inhaltliche Relation, die die Relevanz von Argumenten bezüglich eines strittigen Standpunktes garantiert, wird seit Aristoteles als *Topos* bzw. *Schlussregel* bezeichnet (vgl. Aristoteles 1960; 2002; de Pater 1965). Ein Beispiel:

(1) *Die Treibhausgas-Emissionen müssen durch geeignete politische Maßnahmen reduziert werden* (strittiger normativer Standpunkt).
Denn dadurch wird ein globaler Klimawandel verhindert (Argument).
Wenn durch die Reduktion von Treibhausgas-Emissionen ein globaler Klimawandel verhindert wird, müssen sie durch geeignete politische Maßnahmen reduziert werden (Schlussregel).

Kontextunabhängiger kann diese Schlussregel wie folgt rekonstruiert werden: *Wenn durch bestimmte Handlungen negative Folgen verhindert werden, müssen diese Handlungen vollzogen werden*. Noch allgemeiner kann diese Schlussregel als kausale Schlussregel eingeordnet werden, die mit den positiven und negativen Folgen von Handlungen zu tun hat. Sie liegt dem sog. *pragmatischen Argument* (frz. Org.: *l'argument pragmatique*, vgl. Perelman/Olbrechts-Tyteca 1983, 357 ff.) zugrunde. Eine Systematik solcher argumentativer Topoi bzw. inhaltlicher Schlussregeln dient seit der Antike als Grundlage von Typologien von *Argumentationsmustern* (vgl. unten Punkt 3).

Wenn bei der Analyse konkrete Anwendungsbeispiele von Argumentationsmustern in bestimmten situativen und institutionellen Kontexten thematisiert werden, spricht man von *feldabhängiger* oder *materialer* Argumentationsanalyse (vgl. unten Punkt 4).

Neben eher empirisch-deskriptiven Annäherungen an Argumentationen sind in der zeitgenössischen Argumentationstheorie auch verschiedene normative Modelle entwickelt worden, die die Frage zu beantworten versuchen, was vernünftiges Argumentieren auszeichnet (vgl. unten Punkt 5 sowie für einen Überblick Wohlrapp 1995; Lueken 2000).

Mit normativen Perspektiven hängt schließlich ein weiteres wichtiges Thema zusammen, nämlich die oben bereits erwähnte Frage nach der Definition, Abgrenzung und Klassifikation von defizitären bzw. trugschlüssigen Argumentationsmustern (Trugschlüssen, Sophismen, *fallacies*; vgl. unten Punkt 6).

2. Die Struktur und Funktion von Argumenten

2.1. Logische Strukturanalyse

Zur Rekonstruktion der Struktur von Argumenten werden in der modernen Argumentationstheorie im Wesentlichen zwei Positionen vertreten: Die erste versucht die Struktur von Argumenten mithilfe der formalen Logik darzustellen. Die zweite, heute in der Argumentationstheorie eher dominierende Position geht davon aus, dass die formale Logik allenfalls Teilaspekte der Struktur von Argumenten in natürlichen Sprachen wie Deutsch, Englisch oder Chinesisch erfassen kann und daher funktionale Modelle insgesamt zielführender sind.

Die Benutzung von formalen Sprachen (Kalkülen) der Logik zur Rekonstruktion der Struktur von natürlichsprachlichen Argumenten hat den unbestreitbaren Vorteil, dass Systeme der formalen Logik wie die klassische zweiwertige Aussagen- und Prädikatenlogik über ein absolut eindeutiges und präzises Zeichen- und Regelinventar verfügen. Dazu gehören Zeichen für elementare Aussagen (durch Variablen wie p, q, r etc. symbolisiert) und Regeln, nach denen aus elementaren Aussagen komplexe Aussagen z. B. mittels logischer Verknüpfungen (= Junktoren) gebildet werden, z. B.: Negation $\neg$p (*nicht*-p), Konjunktion $p \wedge q$ (p *und* q), Disjunktion $p \vee q$ (p *oder* q), Konditional $p \rightarrow q$ (*wenn* p, *dann* q), Bikonditional $p \leftrightarrow q$ (logische Äquivalenz: *wenn und nur wenn* p, *dann* q). Der Wahrheitswert elementarer Aussagen kann nach dem Zweiwertigkeitsprinzip der klassischen Aussagenlogik nur *wahr* oder *falsch* sein, der Wahrheitswert komplexer Aussagen ergibt sich rein rechnerisch. So ist z. B. $p \wedge q$ genau dann wahr, wenn sowohl p als auch q wahr sind.

Aus Aussagenverknüpfungen können nach Schlussschemata der formalen Logik (nicht zu verwechseln mit den inhaltlichen Schlussregeln der argumentativen Topik, vgl. unten Punkt 3) wie *Modus ponens* ($[((p \rightarrow q) \wedge p) \rightarrow q]$) oder *Modus tollens* ($[((p \rightarrow q) \wedge \neg q) \rightarrow \neg p]$), *logisch gültig* aus Vordersätzen (Prämissen) Konklusionen abgeleitet werden:

(2)

Modus ponens:	*Modus tollens:*
Wenn p, dann q.	Wenn p, dann q.
p	Nicht-q
Also: q.	Also: nicht-p.

Logische Gültigkeit besagt also, dass, wenn die Prämissen wahr sind, die Konklusion notwendigerweise aus den Prämissen folgt, oder anders gesagt, wenn logisch gültig geschlossen wird, können wahre Prämissen unmöglich zu falschen Konklusionen führen.

Die Wahrheit der Prämissen ergibt sich aus der Wahrheit der in ihnen enthaltenen elementaren Aussagen. Deren Wahrheit wiederum wird im Sinne der sog. *Korrespondenztheorie der Wahrheit* nach der folgenden Formel als Übereinstimmung mit der Wirklichkeit interpretiert: *Eine Aussage ‚p' ist genau dann wahr, wenn p der Fall ist* (vgl. Tarski 1949, 54; z. B. Die Aussage *Schnee ist weiß* ist genau dann wahr, wenn Schnee weiß ist).

Auf dieser Grundlage kann angenommen werden, dass Argumente dann plausibel sind, wenn sie im Sinne der Aussagenlogik strukturell als Konstellation von wahren Prämissen rekonstruiert werden können, aus denen logisch gültig eine Konklusion zwingend gefolgert wird. In diesem Fall spricht man von *deduktiver* Argumentation, die von der bloß wahrscheinlichen *induktiven* Argumentation abgegrenzt wird.

Ferner kann bezüglich solcher Argumente, denen ein formal ungültiges Schlussschema zugrunde liegt, gesagt werden, dass sie defizitär bzw. trugschlüssig sind. So kann im folgenden Beispiel (3) eine gültige Folgerung nach dem *Modus ponens* von einer Folgerung nach dem logisch nicht gültigen Schlussschema $[((p \rightarrow q) \wedge \neg p) \rightarrow \neg q]$; *denying the antecedent*) in Beispiel (4) abgegrenzt werden:

(3) *Wenn Hans ein Pferd besitzt,*
besitzt Hans ein Tier.
Hans besitzt ein Pferd.
Also: Hans besitzt ein Tier.

(4) *Wenn Hans ein Pferd besitzt,*
besitzt Hans ein Tier.
Hans besitzt kein Pferd.
Also: Hans besitzt kein Tier.

Die Wahrheit der Prämissen einmal vorausgesetzt, kann in (3) logisch gültig, d. h. zwingend auf die Wahrheit der Konklusion geschlossen werden. Dies ist in (4) nicht der Fall: Auch wenn Hans kein Pferd besitzt, kann er doch ein anderes Tier besitzen.

Trotz dieser unbestreitbaren Vorzüge sind in der modernen Argumentationstheorie eine Reihe von gewichtigen Einwänden gegen die Rekonstruktion und kritische Beurteilung von natürlichsprachlichen Argumenten mittels der formalen Logik erhoben worden und haben im angelsächsischen Raum sogar zur Entwicklung einer *Informal Logic* (vgl. Walton 1989) geführt. Die Einwände betreffen einmal den Umstand, dass die logischen Junktoren in ihrer Bedeutung nicht immer mit ihren natürlichsprachlichen Pendants übereinstimmen. Ferner gibt es in den natürlichen Sprachen Konjunktionen, deren Bedeutung durch keinen der üblichen logischen Junktoren erfasst werden kann. So haben die Argumentationstheoretiker Jean Anscombre und Oswald Ducrot (1983, 106 ff.) gezeigt, dass bestimmte französische Partikeln und Konjunktionen wie *mais*, *pourtant*, *même* − ähnliche Beobachtungen lassen sich zu Partikeln anderer natürlicher Sprachen anstellen − eine subtilere und detailliertere Beschreibung erforden als dies mit den Mitteln der Aussagenlogik möglich ist.

Ferner gibt es durchaus plausible alltagssprachliche Argumente, die nach einer bestimmten möglichen Rekonstruktion ihrer aussagenlogischen Struktur ungültigen

Schlussregeln folgen. Dies gilt z. B. für das von Anscombre/Ducrot (1983, 100 f.) formulierte *Gesetz der Negation* (frz.: *loi de négation*: *Wenn p ein Argument für q ist, ist nicht-p ein Argument für nicht-q*), das dem oben in Beispiel (4) illustrierten logisch ungültigen Schema verblüffend ähnlich sieht:

(5) *Wenn das Wetter schön ist, gehen wir an den Strand.*
Das Wetter ist nicht schön.
Also: Wir gehen nicht an den Strand.

Vielleicht müsste hier allerdings keine ungültige Rekonstruktion angenommen werden. Denkbar wäre auch, statt (5) die Struktur in (6) zugrunde zu legen ($[((p \leftrightarrow q) \wedge \neg p) \rightarrow \neg q]$), die einen aussagenlogisch gültigen Schluss ergibt (vgl. zu ähnlichen Beispielen die Analysen von Woods 2004, 56 ff.):

(6) *Wenn und nur wenn das Wetter schön ist, gehen wir an den Strand.*
Das Wetter ist nicht schön.
Also: Wir gehen nicht an den Strand.

Es bleibt jedoch fraglich, ob alle Beispiele für plausible, jedoch logisch ungültige Argumentationen so erklärt werden können. So stellt der Philosoph Charles Peirce den *deduktiven* (logisch gültigen, zwingenden) und *induktiven* (bloß wahrscheinlichen, dabei oft generalisierenden) Schlussfolgerungen die *abduktiven* Schlüsse gegenüber, die auf plausiblen Vermutungen beruhen, nichtsdestoweniger aber eine logisch ungültige Struktur aufweisen, die von ihrer Form her gesehen dem Trugschluss *affirming the consequent* ($[((p \rightarrow q) \wedge q) \rightarrow p]$), entspricht. So kann z. B. jemand aus bestimmten Indizien – in einem Raum liegen einige weiße Bohnen auf einem Tisch; einer von mehreren Säcken im Raum enthält nur weiße Bohnen – schließen, dass die Bohnen auf dem Tisch aus dem Sack mit den weißen Bohnen stammen (Peirce 1965, 374; Wirth 1995):

(7) Hypothesis (= abduction):
Rule: *All the beans from this bag are white.*
Result: *These beans are white.*
Case: *These beans are from this bag.*

Weitere gewichtige Einwände gegen die Anwendbarkeit der formalen Logik auf Argumentationen in natürlichen Sprachen betreffen die folgenden problematischen Punkte:

- Die klassische zweiwertige Aussagen- und Prädikatenlogik erfasst die semantische Binnenstruktur von Aussagen nicht hinreichend und fordert überdies für das Vorliegen logischer Gültigkeit keinen sinnvollen semantischen Zusammenhang zwischen Prämissen und Konklusion. Dadurch wird das Relevanzkriterium für die Plausibilität von Argumenten verletzt.
- Aus falschen Prämissen kann Beliebiges logisch gültig gefolgert werden (vgl. das scholastische Prinzip *ex falso quodlibet*). Damit wird jedoch die für plausible Argumente unverzichtbare Forderung nach ihrer Haltbarkeit nicht berücksichtigt.
- Die unterschiedlichen Funktionen von einzelnen Prämissen im Gesamtzusammenhang einer Argumentation werden in formallogischen Schlussschemata nicht differenziert, da in solchen Schemata alle Prämissen als gleichrangig und gleichwertig behandelt werden.

- Ferner können bei weitem nicht alle natürlichsprachlichen Aussagen eindeutig als wahr bzw. falsch eingestuft werden. Dazu kommt, dass normative Argumente grundsätzlich nicht an ihrem Wahrheitswert gemessen werden können (vgl. Habermas 2004, 299 ff.).
- Die Korrespondenztheorie der Wahrheit wird der sprachlichen und kulturellen Bedingtheit jeglicher Bezugnahme auf die Wirklichkeit und den hier zu beobachtenden großen Unterschieden nicht gerecht (vgl. Lueken 1992; Shi 2005).
- Der Bezug auf ‚die eine Wirklichkeit' wird den sog. *fiktiven*, im Konjunktiv formulierten Argumenten, die sich auf *mögliche Welten* beziehen, nicht gerecht, z. B. *Die Reduktion der Treibhausgas-Emissionen durch verstärkten Ausbau der Atom-Energie wäre nicht sinnvoll, da dadurch noch größere globale Katastrophen riskiert würden*.
- Schließlich hat die klassische formale Logik einen monologischen Charakter. Das dialogische Prinzip der natürlichsprachlichen Argumentation wird somit nicht adäquat erfasst.

Durch die enorme Weiterentwicklung der formalen Logik im Laufe des 20. Jhs. sind zwar einige dieser Einwände entkräftet worden. So sind z. B. drei- und mehrwertige Logiken (vgl. Blau 1978), Relevanzlogiken (vgl. Walton 1982), deontische Logiken (vgl. Kalinowski 1972), Modallogiken (*Mögliche-Welten-Semantiken*, vgl. Lewis 1973) und Dialoglogiken (vgl. Barth/Martens 1982) entwickelt worden. Die auf diese Weise erweiterten logischen Instrumentarien sind auch auf zahlreiche Typen der Alltagsargumentation angewendet worden (vgl. Lumer 1990).

Mittels der deontischen Logik (= Logik der Normen) ist es z. B. möglich, normative Argumente als Bestandteile von Schlussschemata zu bestimmen, die wie der *Modus ponens* aus der Aussagenlogik bekannt sind, aber zusätzlich deontische Operatoren (z. B. O = ‚ist geboten', ‚soll ... tun') enthalten, die den Verpflichtungscharakter von Normen rekonstruieren. Mit (8) folgt ein Beispiel für ein abstraktes Schlussschema der deontischen Logik (vereinfacht nach Alexy 1978, 95):

(8) $(x)\,(F_1x \wedge F_2x \wedge \ldots F_nx \rightarrow O\,Hx)$
$\underline{F_1a \wedge F_2a \wedge \ldots F_na}$
Also: O Ha.

Beispiel (8) kann wie folgt paraphrasiert werden: Für alle x gilt: Wenn x die Eigenschaften F_1, F_2 ... F_n aufweist, soll x die Handlung H vollziehen. Individuum a weist die Eigenschaften F_1, F_2 ... F_n auf Also: a soll die Handlung H vollziehen. Mit (9) folgt ein konkretes Anwendungsbeispiel:

(9) *Alle großen internationalen Wirtschaftsunternehmen, die Mineralöl produzieren, müssen stärker als bisher unternehmenspolitische Maßnahmen gegen den globalen Klimawandel setzen.*
Exxon Mobil ist der größte Mineralölkonzern der Welt.
Exxon Mobil produziert Mineralöl.
Also: Exxon Mobil muss stärker als bisher unternehmenspolitische Maßnahmen gegen den globalen Klimawandel setzen.

Resümierend lässt sich feststellen, dass die formale Logik ein notwendiges, nicht aber hinreichendes Instrumentarium zur Rekonstruktion natürlichsprachlicher Argumentationen und der kritischen Beurteilung ihrer Plausibilität liefert.

2.2. Funktionale Strukturanalyse

In der modernen Argumentationstheorie sind verschiedene Argumentationsmodelle entwickelt worden, die insbesondere die Funktion von Argumenten und Schlussregeln und weitere für deren Plausibilität unverzichtbare Komponenten berücksichtigen. Das bekannteste dieser Modelle wurde vom Philosophen Stephen Toulmin (1958) entwickelt. Es besteht aus folgenden Bestandteilen (vgl. Toulmin/Rieke/Janik 1984, 97 f.):

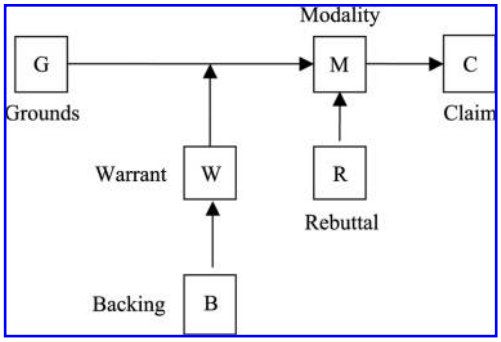


Abb. 40.1: Toulmin-Modell

Die strittige These (*claim*) wird in diesem Modell durch Argumente (*grounds*) begründet, wobei die Stringenz, mit der die These aus den Argumenten folgt, mittels qualifizierender Ausdrücke (*modality*) wie *zwingend*, *wahrscheinlich*, *vielleicht* angegeben wird. Die Relevanz der Argumente wird durch die Schlussregel gewährleistet, die die Plausibilität des Übergangs von Argumenten zur These garantiert (*warrant*). Mögliche berechtigte Einwände gegen die Plausibilität der Begründung der These durch die Argumente werden durch eine entsprechende Ausnahmebedingung (*rebuttal*) angegeben. Schließlich wird die Akzeptabilität der Schlussregel durch die Stützung (*backing*), d. h. durch bestimmte bereichs- und kontextabhängige Regeln, Bestimmungen oder Gesetzmäßigkeiten abgesichert.

Mit Rekurs auf ein von Toulmin, Rieke und Janik (1984, 97 f.) verwendetes Beispiel können die funktionalen Kategorien des Modells folgendermaßen illustriert werden:

(10) *Hannah Smith ist vermutlich (*modality*) berechtigt, bei Gemeindeversammlungen abzustimmen (*claim*), weil sie auf der lokalen Gemeindeebene Steuern zahlt (*grounds*) und alle Personen, die auf der Gemeindeebene Steuern zahlen, normalerweise bei der Gemeindeversammlung stimmberechtigt sind (*warrant*), was durch die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen und die Verfassung gestützt wird (*backing*), außer Hannah Smith ist keine Bürgerin der Gemeinde, minderjährig, geistesgestört oder es liegen andere triftige Ausschließungsgründe vor (*rebuttal*).*

Die funktionale Perspektive, die dem *Toulmin-Modell* zugrundeliegt, eröffnet interessante Perspektiven für die Erfassung der Rolle, die einzelne Äußerungen im Gesamtzusammenhang der Argumentation spielen. Kritisch ist jedoch anzumerken, dass das *Toulmin-Modell* eigentlich eine komplexe Argumentationssequenz darstellt und nicht einfache Argumentationen. Ferner ist festzustellen, dass die Übergänge von der Stützung zur

Schlussregel und der Ausnahmebedingung zum qualifizierenden Element strenggenommen ebenfalls einer Garantie ihrer Relevanz in Form weiterer relevanzstiftender Schlussregeln (W_1, W_2 ...) bedürfen. Wenn man diese weiteren Schlussregeln ergänzt, besteht das ganze komplexe Schema aus einer Kombination von mehreren dreiteiligen Schemata, die jeweils eine These, ein Argument und eine Schlussregel enthalten und nun tatsächlich einfache, nicht weiter reduzierbare Argumentationen darstellen. Solche dreiteiligen Schemata haben die folgende Struktur (vgl. Öhlschläger 1979, 99 f.; Kienpointner 1992, 19):

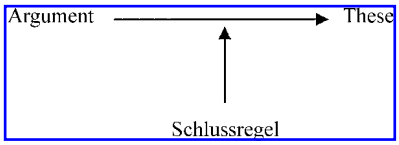


Abb. 40.2: Das dreiteilige Argumentationsschema

Die funktionale Analyse beschränkt sich nicht nur auf die Darstellung einfacher Argumentationen. Wenn systematisch zwei oder mehrere Thesen, direkte und indirekte Argumente sowie Pro- und Kontra-Argumente funktional differenziert werden, können komplexe Argumentationen als hierarchisch geordnete Netzwerke präsentiert werden (vgl. Grewendorf 1975; W. Klein 1980; Kopperschmidt 1989; Snoeck Henkemans 1992; J. Klein 1992; 2000; Walton 2003). Wegen der hierbei auftretenden enormen Komplexität an Phänomenen steht diese *Makroanalyse* der Argumentation im Vergleich zur *Mikroanalyse* einzelner Argumente noch eher am Anfang. Meist sind überdies mehrere, voneinander divergierende Makroanalysen eines argumentativen Textes denkbar und möglich. Dennoch lassen sich anhand sprachlicher Merkmale wie z. B. argumentativer *Indikatorwörter* (Konjunktionen wie *weil*, *denn*, *außerdem*) nicht-arbiträre Strukturbeschreibungen erstellen, die den Vorteil der Explizitheit und Übersichtlichkeit auf den ersten Blick aufweisen.

Dies soll an einem einfachen Beispiel (einem Dialogfragment) veranschaulicht werden, bei dem aus Gründen der Übersichtlichkeit in der Strukturanalyse nur die Thesen und Argumente berücksichtigt werden und für eine vollständigere Darstellung noch die Schlussregeln zu ergänzen wären. Um die Zuordnung der einzelnen Äußerungen zu den wichtigsten Analysekategorien (These, Gegenthese, direktes Argument, indirektes Argument, Pro-Argument, Kontra-Argument) zu erleichtern, werden sie im folgenden Dialogfragment gleich nach der jeweiligen Äußerung in Klammern notiert:

(11) A: *Ich finde es skandalös, dass in manchen Ländern Europas das Rauchen in Pubs und Restaurants generell verboten worden ist* [= These A]. *Dieses generelle Verbot hat doch was Totalitäres an sich* [= direktes Pro-Argument A.1], *denn es erinnert mich fast an das kürzlich erlassene Verbot langer Haare durch das totalitäre Regime in Nordkorea.* [= indirektes Pro-Argument A.2]. *Überdies wird sich die Bevölkerung doch nicht daran halten* [= direktes Pro-Argument A.3].
B: *Ich finde das Verbot völlig in Ordnung* [= Gegenthese B], *denn schließlich schädigen Leute, die rauchen, nicht nur sich selbst, sondern auch die anderen* [= direktes Pro-Argument B.1]. *Und totalitär sind diese Verbote auch nicht: Sie sind ja von demokratisch gewählten Regierungen beschlossen worden* [= indirektes Kontra-Argument B.2]. *Außerdem kann man europäische Demokratien überhaupt nicht mit*

der Diktatur in Nordkorea vergleichen [= indirektes Kontra-Argument B.3]. *Und schließlich werden sich die Leute angesichts der hohen Geldstrafen sehr wohl daran halten.* [= indirektes Kontra- Argument B.4].
A: *Auch demokratisch gewählte Regierungen beschließen manchmal unsinnige Gesetze.* [indirektes Kontra-Argument A.4].
B: [.....]

Die folgende graphische Darstellung visualisiert die komplexe Struktur dieser Argumentation. Die Darstellung enthält zunächst die beiden konträren Thesen T_A und T_B. Direkte Argumente werden durch Pfeile unmittelbar mit der These verbunden, indirekte Argumente stehen über die Verbindung mit anderen Argumenten mit der These nur mittelbar in Zusammenhang. Pfeile bezeichnen Pro-Argumente, Pfeile mit umgekehrter Spitze Kontra-Argumente. Pro-Argumente (= A) und Kontra-Argumente (= KA) werden mit Indizes für die am Gespräch beteiligten Personen (A, B) versehen und in der Reihenfolge ihres Auftretens im Dialog durchnumeriert. Durchgezogene Linien markieren Argumente, die von der jeweiligen Person direkt oder indirekt zugunsten der eigenen These geäußert werden. Strichlierte Linien markieren den Stellenwert der Kontra-Argumente des jeweiligen Kontrahenten/der jeweiligen Kontrahentin in Bezug auf die eigene These (auch die direkten und indirekten Pro-Argumente $A_{A.1}$ $A_{A.2}$ und $A_{A.3}$ für T_A werden daher in Bezug auf T_B als Kontra-Argumente gegen T_B geführt und strichliert eingefügt):

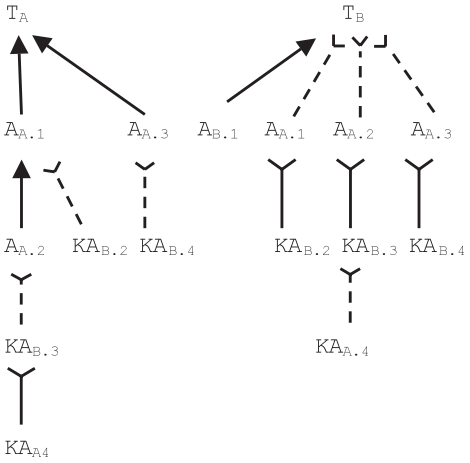


Abb. 40.3

3. Die Semantik von Argumenten I: Argumentative Topik

Neben der strukturellen und funktionalen Analyse von Argumentationen sind semantische Analysen von größter Bedeutung, da Struktur und Funktion von Argumentationen allein noch nicht für die Beurteilung von Argumenten als plausibel oder trugschlüssig ausreichen. Dabei steht den Strukturanalysen die Einordnung argumentativer Äußerungen in inhaltliche *Argumentationsmuster* − die sog. *argumentative Topik* − noch relativ am nächsten.

Denn hier geht es noch nicht um den bereichs- und institutionsabhängigen bzw. ideologiegebundenen Inhalt von Argumentaten, sondern um die abstrakten inhaltlichen Relationen, die die Relevanz von Argumenten in Bezug auf die strittige(n) These(n) garantieren. Semantisch ist diese Art von Argumentationsanalyse dennoch zu nennen, da es zum Unterschied von logischen Analysen oder allgemeinen funktionalen Modellen der Argumentation hier stets um inhaltliche Muster des Argumentierens geht. Für deren Beschreibung muss nämlich stets auch die Bedeutung des sog. *extralogischen Vokabulars* berücksichtigt werden, d. h. die Bedeutung von Substantiven, Adjektiven und Verben wie *Ursache*, *Wirkung*, *Mittel*, *Zweck*, *Vergleich*, *Art*, *Gattung*, *Alternativen*, *bewirken*, *verursachen*, *unterlassen*, *sich unterscheiden, ähnlich*, *verschieden*, *gleich*, *analog, widersprüchlich* etc.

Seit Aristoteles' *Topik* und *Rhetorik* (vgl. Aristoteles 1960; 2002) sind in diesem Zusammenhang Relationen wie Gleichheit, Verschiedenheit, Teil-Ganzes, Genus-Spezies, Gegensatz, Kausalität, Analogie mit verschiedenen Untergruppen unterschieden worden. Entsprechend sind Vergleichsmuster, Gegensatzmuster, kausale Muster etc. beschrieben worden. In der modernen Argumentationstheorie ist die aristotelische Topik vor allem von dem Philosophen Chaïm Perelman und der Soziologin Lucie Olbrechts-Tyteca (1983) wiederbelebt worden. In ihrer klassischen Abhandlung zur *Neuen Rhetorik* (frz. Org.: *Traité de l'argumentation. La nouvelle rhétorique*) unterscheiden sie über 30 Klassen von Argumentationsmustern, die sie zu drei allerdings nur unscharf abgegrenzten Großklassen (1. quasilogische Argumente, 2. auf Strukturen der Realität beruhende Argumente, 3. die Strukturen der Realität begründende Argumente) zusammenfassen. Perelman/Olbrechts-Tyteca bauen auf der Tradition der aristotelischen Topik auf, erweitern sie aber auch um eine Reihe empirisch häufig zu beobachtender wichtiger Argumentationsmuster.

Spätere Typologien sind stark von der *Neuen Rhetorik* beeinflusst, haben aber versucht, die Argumentationsmuster expliziter zu formulieren, schärfer voneinander abzugrenzen, systematischer in Großklassen zusammenzufassen und durch die Aufzählung einschlägiger kritischer Fragen hinsichtlich ihrer jeweiligen Stärken und Schwächen hin zu prüfen. Dabei sind auch empirische Untersuchungen zur Frequenz von Argumentationsmustern in Korpora argumentativer Texte sowie zur Erkennbarkeit und Bewertung von Argumentationsmustern durch Versuchspersonen (per Fragebogenforschung) durchgeführt worden (vgl. Hastings 1963; Schellens 1985; Kienpointner 1992; Warnick/Kline 1992; Eggs 1994; Walton 1996; Garssen 1997).

Die Beschreibung von Argumentationsmustern soll am Beispiel eines mit Gegensätzen operierenden Schemas illustriert werden. Ein wichtiger Subtyp dieses Musters (*Einteilungsargument*, engl.: *argument from division*) operiert mit verschiedenen Typen von (kontradiktorischen, konträren, konversen) Gegensätzen, die als Handlungsalternativen (A_1, A_2, ... A_n) präsentiert werden, von denen alle bis auf eine ausgeschlossen werden:

(12) Entweder Handlung A_1 oder Handlung A_2 oder Handlung A_3 ... oder Handlung A_n soll vollzogen werden.
Handlung A_2 und Handlung A_3 ... und Handlung A_n sollen nicht vollzogen werden.

Also: Handlung A_1 soll vollzogen werden.

Diesem inhaltlich, jedoch kontextunabhängig spezifizierten Argumentationsmuster liegt das logisch gültige formale Schlussschema des *disjunktiven Syllogismus* zugrunde, das in seiner einfachsten Form mit nur zwei Alternativen wie folgt aussieht: $[((p \vee q) \wedge \neg q) \rightarrow p]$, d. h.: *Entweder* p *oder* q; *nicht*-q; *also*: p.

Anwendungen dieses Musters in spezifischen Kontexten sind oft in der Hinsicht defizitär, dass nicht alle möglichen Alternativen aufgezählt oder gar nur zwei Alternativen genannt werden, was die Gefahr eines *Schwarz-Weiß-Trugschlusses* oder *falschen Dilemmas* mit sich bringt. Ferner werden die Alternativen oft einseitig bzw. parteilich präsentiert. Beispiele für reduktionistische Vereinfachungen realer Handlungsalternativen finden sich oft in der Wirtschaftswerbung oder politischen Werbeplakaten:

(13) *Wenn Sie in Ihrem Unternehmen einen Computer beschäftigen wollen, gibt es diese zwei Möglichkeiten: er kann ein Anfänger sein. Oder ein Profi.*
(Profil 17, 21. 4. 1986, 13)

(14) *Entweder Sie schwimmen wie ein toter Fisch im Strom. Oder Umweltanleihe.*
(Tiroler Tageszeitung 276, 28./29. 11. 1987, 40)

Um solche und weitere Schwachpunkte aufzudecken, kann die folgende Liste von kritischen Fragen zur Prüfung von *Einteilungsargumenten* mit Handlungsalternativen herangezogen werden:

- Gibt es wirklich nur zwei (drei, ... n) Handlungsalternativen?
- Handelt es sich dabei wirklich um einander ausschließende Alternativen?
- Werden die Alternativen jeweils fair und unparteiisch präsentiert?
- Ist es nach allgemein akzeptierten ethischen Standards wirklich geboten, die in der jeweiligen Argumentation angeführten Handlungsalternativen (nicht) zu vollziehen?

In natürlichsprachlicher Argumentation werden nur selten alle Bestandteile eines Argumentationsmusters explizit genannt. Sehr oft müssen daher einzelne Prämissen (meist die Schlussregel) oder auch die strittige These/Konklusion rekonstruiert werden. Diese Rekonstruktion impliziter Komponenten von Argumentationen stellt eines der schwierigsten Probleme der Argumentationstheorie dar.

Es lassen sich jedoch einige Prinzipien der Rekonstruktion angeben, die die Willkürlichkeit der Rekonstruktion zumindest stark einschränken. So ist grundsätzlich davon auszugehen, dass argumentierende Personen konsistent und plausibel argumentieren (*Prinzip des Wohlwollens*, engl.: *principle of charity*), außer es sprechen triftige Gründe dagegen. Ferner ist nicht nur das *logische Minimum* zu ergänzen, das Argumentationen logisch gültig macht, sondern auch das *pragmatische Maximum*, d. h. solche impliziten Elemente, die sich aus der Formulierung der argumentativen Äußerung, ihrer Position in einer Sequenz von argumentativen Äußerungen, dem situativen, institutionellen und kulturellen Kontext ergeben (vgl. van Eemeren/Grootendorst 1984, 119 ff.; Govier 1987, 81 ff.; van Eemeren u. a. 1993, 44 ff.).

4. Die Semantik von Argumenten II: Bereichsabhängigkeit und Ideologiekritik

Argumente werden stets in konkreten sozialen und politischen Zusammenhängen vorgebracht. Neben einer Analyse ihrer Struktur und Funktion sowie der kontextunabhängigen inhaltlichen Argumentationsmuster ist daher auch eine *materiale*, bereichsabhängige Analyse von Argumenten notwendig.

Die *materiale Argumentationsanalyse* untersucht die Subsysteme einer natürlichen Sprache, im Rahmen derer Argumente geäußert werden und die als *Begründungssprachen* bezeichnet werden können (vgl. Toulmin/Rieke/Janik 1984, 269 ff.; Kopperschmidt 1989, 143 ff.). So ist es für die Beurteilung eines Mordes und die Analyse und Bewertung einschlägiger Argumente unverzichtbar, genau zu differenzieren, ob mittels einer theologischen, ethischen, juristischen, psychologischen oder ökonomischen Begründungssprache argumentiert wird. In ähnlicher Weise ist zu unterscheiden, welche argumentativen Prozeduren in bestimmten institutionellen Rahmen (z. B. Familie, Schule, Gericht, Parlament, Unternehmen, Massenmedien) gängig sind. Schließlich ist auch die historische Entwicklung von Begründungssprachen von Belang, da sich die Akzeptabilität bestimmter Argumente und Argumentationsmuster in einer Sprachgemeinschaft diachron stark verändern kann.

Bereichsabhängige Analysen können z. B. juristisches Argumentieren betreffen (vgl. Perelman 1945; Alexy 1978; Feteris 1989), philosophisches Argumentieren (vgl. Tetens 2004) oder politische Argumentation (vgl. Kindt 1992; 1999; Panagl/Kriechbaumer 2002; Wengeler 2003). Dabei werden auch die Ideologien, die der alltagssprachlichen, aber auch der wissenschaftlichen Argumentation zugrunde liegen, kritisch untersucht. *Ideologien* können als die allgemeine Grundlage der spezifischen sozialen und politischen Überzeugungen einer Gruppe definiert werden (vgl. van Dijk 1998, 49).

Bei der *ideologiekritischen Argumentationsanalyse* können z. B. rassistische, sexistische oder populistische Strategien des Argumentierens aufgedeckt werden (vgl. Windisch 1990; Wodak/de Cillia/Reisigl 1998; Wodak/Pelinka 2002; Kienpointner 2003).

5. Kriterien für rationale Argumentation

Bei den bisher behandelten Perspektiven der modernen Argumentationstheorie stand die empirisch-deskriptive Analyse von Argumenten im Vordergrund, wiewohl einzelne normative Aspekte immer wieder eine wichtige Rolle spielten, z. B. bei der Analyse logisch gültiger bzw. ungültiger Argumentationen, bei den Listen kritischer Fragen zu einzelnen Argumentationsmustern und der ideologiekritischen Analyse bestimmter inhaltlicher Felder und institutioneller Kontexte der Argumentation.

In der modernen Argumentationstheorie sind jedoch auch Ansätze entwickelt worden, die grundsätzlich von einer normativen Perspektive ausgehen. Sie betrachten empirisch zu beobachtende Argumente vor dem Hintergrund idealisierender normativer Annahmen und stufen Argumente je nach der Übereinstimmung mit oder Abweichung von solchen Normen rationaler Argumentation als plausibel oder defizitär bzw. trugschlüssig ein.

Ein prominenter Ansatz der normativen Argumentationstheorie stammt von dem Philosophen Jürgen Habermas (1971; 1981; 1991; 2004; vgl. Kopperschmidt 2000). Habermas unterscheidet zwischen *kommunikativem Handeln*, bei dem bestimmte Geltungsansprüche (z. B. Wahrheit bzw. Richtigkeit des Gesagten, Wahrhaftigkeit der sprechenden Person, sprachliche Korrektheit) unproblematisch vorausgesetzt werden, und dem *Diskurs*, in dem problematisierte Geltungsansprüche argumentativ gerechtfertigt werden. Rational sind Diskurse insofern, als sie den Bedingungen der *herrschaftsfreien Kommunikation* in einer *idealen Sprechsituation* genügen. Es handelt sich somit um eine prozedurale, nicht jedoch inhaltliche Definition von Rationalität. Zu den Bedingungen der idea-

len Sprechsituation gehören u. a. das völlige Fehlen von Asymmetrien, die mit Macht zu tun haben, die Wahrhaftigkeit der am Diskurs beteiligten Personen, das völlige Fehlen von Selbsttäuschung und Manipulation anderer. Dann und nur dann gilt, dass „ausschließlich der eigentümlich zwanglose Zwang des besseren Arguments" herrscht (Habermas 1971, 137).

Wichtig ist dabei, dass Habermas nicht etwa unterstellt, dass diese Bedingungen in irgendeiner realen Argumentation vollständig erfüllt seien, sondern nur annimmt, dass auch in realen Diskursen diese Bedingungen in gewisser Weise präsent sind, da ihre Erfüllung als regulatives Prinzip antizipiert wird, das „die Teilnehmer in ihrer Argumentationspraxis tatsächlich vornehmen müssen" (Habermas 1991, 14). Habermas gibt nur auf sehr allgemeiner Ebene explizite Formulierungen für Diskursbedingungen an, z. B. für den Bereich der Begründung von Normen die folgende Formel: „Jede gültige Norm müßte die Zustimmung aller Betroffenen, wenn diese nur an einem praktischen Diskurs teilnehmen würden, finden können" (Habermas 1991, 32). Dagegen wird im Rahmen der von den Linguisten Frans H. van Eemeren und Rob Grootendorst (1984; 1992) entwickelten *Pragma-Dialektik* eine detaillierte Spezifizierung von zehn Regeln vorgenommen, die jeweils verschiedene Stadien argumentativer Dialoge regulieren und zusammen genommen garantieren, dass ein argumentativ erzieltes Einverständnis rational genannt werden darf. Rationalität wird also wie bei Habermas prozedural definiert. Einige Beispiele aus den zehn Regeln, welche sich auf Redefreiheit, Begründungspflicht und Sachlichkeit beziehen, lauten wie folgt:

„Rule 1: Parties must not prevent each other from advancing standpoints or casting doubt on standpoints.
Rule 2: A party that advances a standpoint is obliged to defend it if the other party asks him to do so.
Rule 4: A party may defend his standpoint only by advancing argumentation relating to this standpoint". (van Eemeren/Grootendorst 1992, 208 f.)

Neben diesen Regeln, die Bedingungen erster Ordnung für rationales Argumentieren darstellen, müssen aber auch Bedingungen zweiter Ordnung (psychologische Faktoren, z. B. Persönlichkeitsmerkmale) und Bedingungen dritter Ordnung (institutionelle Faktoren, z. B. soziale Hierarchien) einbezogen werden, um die in realen Diskussionen im Alltag zu beobachtenden kommunikativen Barrieren und sonstigen Schwierigkeiten zu berücksichtigen. Ein systematisches Einbeziehen solcher Bedingungen soll die Regeln der *Pragma-Dialektik* realistischer in der Anwendungsmöglichkeit machen und ein je nach Umständen möglichst hohes Rationalitätsniveau von Argumentationen gewährleisten (vgl. Kienpointner 1996; van Eemeren 2002).

Ein der *Pragma-Dialektik* nahe stehender normativer Ansatz ist stärker an der formalen Dialektik bzw. Dialoglogik orientiert und benützt Dialogprofile zur Analyse und kritischen Beurteilung von argumentativen Äußerungen (vgl. Krabbe 2002).

6. Defizitäre Argumente: Trugschlüsse

Seit Aristoteles werden in verschiedener Hinsicht defizitäre Argumentationen als Trugschlüsse bezeichnet. Die von Aristoteles in seiner Schrift *Sophistische Widerlegungen* erstellte Liste von 13 Trugschlüssen, davon 6 sprachlich bedingte (z. B. durch variierenden Gebrauch von mehrdeutigen Ausdrücken in Prämissen und Konklusion) und 7 außer-

sprachlich bedingte Trugschlüsse (z. B. *post hoc, ergo propter hoc*: Verwechslung von rein zeitlicher und kausaler Aufeinanderfolge von Ereignissen) wurde bis ins 20. Jh. wenig verändert tradiert und mit eher alltagsfernen Beispielen illustriert.

Nach der scharfen Kritik des Philosophen Charles Hamblin an dieser von ihm als „standard treatment" [Standarddarstellung] (Hamblin 1970) bezeichneten Lehre von den Trugschlüssen wurden neue Wege beschritten.

Hamblin selbst sowie die Philosophen John Woods und Douglas Walton versuchten, die stark erweiterten Ausdrucksmittel der modernen formalen Logik zur Beschreibung und Kritik von Trugschlüssen einzusetzen. Während Woods diesen Weg bis heute fortsetzt (vgl. Woods 2004) hat sich Walton eher der pragma-dialektischen Perspektive von van Eemeren/Grootendorst (1992) angenähert, nach der alle Trugschlüsse als Verstöße gegen Regeln des rationalen Argumentierens aufgefasst und beschrieben werden.

Darüber hinaus hat Walton (1992; 1999; 2000) in zahlreichen Publikationen anhand von authentischen argumentativen Texten plausibel gemacht, dass viele Trugschlüsse unter bestimmten Umständen (z. B. bei Zeitdruck und unzureichendem Informationsstand) und in bestimmten Typen von argumentativen Dialogen (z. B. Verhandlungen und Streitgesprächen) gar keine Trugschlüsse im strengen Sinn einer völlig inakzeptablen Argumentation sind. Sie stellen dann vielmehr durchaus akzeptable, wenn auch eher schwache Argumente (*presumptive arguments*) dar, die unter den genannten Umständen aber zumindest die Beweislast verschieben können. Dazu gehören u. a. die traditionell als *Argumente ad* bezeichneten *emotionalen Trugschlüsse*, z. B. Appelle an die Ehrfurcht vor Autoritäten (*ad verecundiam*), an das Mitleid (*ad misericordiam*) sowie an die Angst (*ad baculum*) oder auch persönliche Attacken (*ad hominem*).

Schließlich ist in der neueren Forschung auch zu Recht betont worden, dass emotionales Argumentieren nicht generell als trugschlüssig verurteilt werden kann (vgl. Plantin 1998).

7. Literatur (in Auswahl):

Alexy, Robert (1978): Theorie der juristischen Argumentation. Frankfurt a. M.

Anscombre, Jean-Claude/Oswald Ducrot (1983): L′argumentation dans la langue. Bruxelles.

Aristoteles (1960): Posterior Analytics. Hrsg. und übers. v. Hugh Tredennick. Topica. Hrsg. und übers. v. Edward S. Forster. London.

Aristoteles (2002): Rhetorik. Übers. und erl. v. Christof Rapp. 2 Bde. Berlin.

Barth, Else/J. L. Martens (eds.) (1982): Argumentation. Approaches to Theory Formation. Amsterdam.

Blau, Ulrich (1978): Die dreiwertige Logik der Sprache. Berlin.

Dijk, Teun A. van (1998): Ideology. London.

Eemeren, Frans H. van (ed.) (2002): Advances in Pragma-Dialectics. Amsterdam.

Eemeren, Frans H. van/Rob Grootendorst (1984): Speech Acts in Argumentative Discussions. Dordrecht.

Eemeren, Frans H. van/Rob Grootendorst (1992): Argumentation, Communication, and Fallacies. Hillsdale.

Eemeren, Frans H. van u. a. (1993): Reconstructing Argumentative Discourse. Tuscaloosa.

Eemeren, Frans H. van/Rob Grootendorst/Francisca Snoeck Henkemans (1996): Fundamentals of Argumentation Theory. Mahwah, NJ.

Eggs, Ekkehard (1994): Grammaire du discours argumentatif. Paris.

Feteris, Evelin T. (1989): Discussieregels in het recht. Dordrecht.

Garssen, Bart (1997): Argumentatieschema's in pragma-dialectisch perspectief. Amsterdam.

Govier, Trudy (1987): Problems in Argument Analysis and Evaluation. Dordrecht.
Grewendorf, Günther (1975): Argumentation und Interpretation. Kronberg.
Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Jürgen Habermas/Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt a. M., 101–141.
Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt a. M.
Habermas, Jürgen (1991): Erläuterungen zur Diskursethik. Frankfurt a. M.
Habermas, Jürgen (2004): Wahrheit und Rechtfertigung. Frankfurt a. M.
Hamblin, Charles L. (1970): Fallacies. London.
Hastings, Arthur C. (1963): A Reformulation of the Modes of Reasoning in Argumentation. Evanston, IL.
Houtlosser, Peter (1995): Standpunten in een kritische discussie. Amsterdam.
Kalinowski, Georges (1972): Einführung in die Normenlogik. Frankfurt a. M.
Kienpointner, Manfred (1992): Alltagslogik. Stuttgart.
Kienpointner, Manfred (1996): Vernünftig argumentieren. Reinbek.
Kienpointner, Manfred (2003): Ideologie und Argumentation in TV-Wahldebatten. In: Arnulf Deppermann/Martin Hartung (Hrsg.): Argumentieren im Alltag. Tübingen, 64–87.
Kindt, Walther (1992): Argumentation und Konfliktaustragung in Äußerungen über den Golfkrieg. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 11, 189–215.
Kindt, Walther (2000): Argumentationskultur in Bundestagsreden – illustriert am Beispiel einer Debatte vom 2. 4. 1998. In: Armin Burkhardt/Kornelia Pape (Hrsg.): Sprache des deutschen Parlamentarismus. Wiesbaden, 319–335.
Klein, Josef (1992): Ein 3-Ebenen-Modell zur vergleichenden Analyse argumentativer Texte. In: Germanistische Linguistik 112/113, 77–111.
Klein, Josef (2000): Komplexe topische Muster. In: Thomas Schirren/Gert Ueding (Hrsg.): Topik und Rhetorik. Tübingen, 623–649.
Klein, Wolfgang (1980): Argumentation und Argument. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 38/39, 9–57.
Kopperschmidt, Josef (1989): Methodik der Argumentationsanalyse. Stuttgart.
Kopperschmidt, Josef (2000): Argumentationstheorie zur Einführung. Hamburg.
Krabbe, Erik C. W. (2002): Profiles of dialogue as a Dialectical Tool. In: van Eemeren (2002), 153–167.
Lewis, David K. (1973): Counterfactuals. Cambridge, MA.
Lueken, Geert-Lueke (1992): Inkommensurabilität als Problem rationalen Argumentierens. Stuttgart.
Lueken, Geert-Lueke (Hrsg.) (2000): Formen der Argumentation. Leipzig.
Lumer, Christoph (1990): Praktische Argumentationstheorie. Braunschweig.
Naess, Arne (1975): Kommunikation und Argumentation. Eine Einführung in die angewandte Semantik. Aus dem Norwg. übers. von Arnim von Stechow. Kronberg/Ts.
Öhlschläger, Günther (1979): Linguistische Überlegungen zu einer Theorie der Argumentation Tübingen. (Linguistische Arbeiten, 63)
Panagl, Oswald/Robert Kriechbaumer (Hrsg.) (2002): Wahlkämpfe. Sprache und Politik. Wien.
De Pater, Wim A. (1965): Les Topiques d'Aristote et la Dialectique Platonicienne. Fribourg.
Peirce, Charles S. (1965): Deduction, Induction and Hypothesis. In: Charles Hartshorne/Paul Weiss (eds.): Collected Papers. Bd. 2: Elements of Logic. Cambridge, MA, 372–388.
Perelman, Chaïm (1945): De la justice. Bruxelles.
Perelman, Chaïm/Lucie Olbrechts-Tyteca (1983): Traité de l'argumentation. La nouvelle rhétorique. 4. Aufl. Bruxelles [dt. Übers.: Die neue Rhetorik. Eine Abhandlung über das Argumentieren. Hrsg. v. Josef Kopperschmidt. Stuttgart 2004].
Plantin, Christian (1998): Les raisons des émotions. In: Marina Bondi (ed.): Forms of Argumentative Discourse. Bologna, 3–50.
Schellens, Peter Jan (1985): Redelijke argumenten. Utrecht.

Schmidt-Faber, Werner (2003): Einerseits − Andererseits. Dissertation. Fern-Universität Hagen.
Shi, Xu (2005): A Cultural Approach to Discourse. New York.
Snoeck Henkemans, Francisca (1992): Analysing Complex Argumentation. Amsterdam.
Tarski, Alfred (1949): The Semantic Conception of Truth. In: Herbert Feigl/Wilfrid Sellars (eds.): Readings in Philosophical Analysis. New York, 52−84.
Tetens, Holm (2004): Philosophisches Argumentieren. München.
Toulmin, Stephen E. (1958): The Uses of Argument. Cambridge, MA [dt. Übers.: Der Gebrauch von Argumenten. Übers. v. Ulrich Beck. Kronberg/Ts. 1975.
Toulmin, Stephen E./Richard Rieke/Allan Janik (1984): An Introduction to Reasoning. 2. Aufl. New York.
Walton, Douglas N. (1982): Topical Relevance and Argumentation. Amsterdam.
Walton, Douglas N. (1989): Informal Logic. Cambridge, MA.
Walton, Douglas N. (1992): The Place of Emotion in Argument. University Park, PA.
Walton, Douglas N. (1996): Argumentation Schemes for Presumptive Reasoning. Mahwah, NJ.
Walton, Douglas N. (1999): Appeal to Popular Opinion. University Park, PA.
Walton, Douglas N. (2000): Scare Tactics. Dordrecht.
Walton, Douglas N. (2003): Argumentation Schemes: The Basis of Conditional Relevance. In: Michigan State Law Review 4, 1205−1242.
Warnick, Barbara/Susan L. Kline (1992): The New Rhetoric's Argument Schemes: a Rhetorical View of Practical Reasoning. In: Argumentation and Advocacy 29, 1−15.
Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Tübingen.
Windisch, Uli (1990): Le prêt-à-penser. Les formes de la communication et de l'argumentation quotidiennes. Lausanne.
Wirth, Uwe (1995): Abduktion u. ihre Anwendungen. In: Zeitschrift f. Semiotik 17/3−4, 405−424.
Wodak, Ruth u. a. (1998): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt a. M.
Wodak, Ruth/Anton Pelinka (Hrsg.) (2002): The Haider Phenomenon in Austria. New Brunswick.
Wohlrapp, Harald (1995): Wege der Argumentationsforschung. Stuttgart.
Woods, John (2004): The Death of Argument. Dordrecht.

Manfred Kienpointner, Innsbruck (Österreich)

41. Topics/Topoi

1. Introduction
2. Several senses of *topic* in classical rhetoric
3. Issues in the interpretation of the classical topics
4. Recent theories of topical reasoning and argument
5. Critical applications of topical theory
6. The topics in contemporary rhetoric education
7. Selected bibliography

Abstract

This article considers theories and critical applications of the topoi *(topics) of rhetorical invention. After summarizing classical understandings of the* topoi *− principally Aristot-*

Schmidt-Faber, Werner (2003): Einerseits − Andererseits. Dissertation. Fern-Universität Hagen.
Shi, Xu (2005): A Cultural Approach to Discourse. New York.
Snoeck Henkemans, Francisca (1992): Analysing Complex Argumentation. Amsterdam.
Tarski, Alfred (1949): The Semantic Conception of Truth. In: Herbert Feigl/Wilfrid Sellars (eds.): Readings in Philosophical Analysis. New York, 52−84.
Tetens, Holm (2004): Philosophisches Argumentieren. München.
Toulmin, Stephen E. (1958): The Uses of Argument. Cambridge, MA [dt. Übers.: Der Gebrauch von Argumenten. Übers. v. Ulrich Beck. Kronberg/Ts. 1975.
Toulmin, Stephen E./Richard Rieke/Allan Janik (1984): An Introduction to Reasoning. 2. Aufl. New York.
Walton, Douglas N. (1982): Topical Relevance and Argumentation. Amsterdam.
Walton, Douglas N. (1989): Informal Logic. Cambridge, MA.
Walton, Douglas N. (1992): The Place of Emotion in Argument. University Park, PA.
Walton, Douglas N. (1996): Argumentation Schemes for Presumptive Reasoning. Mahwah, NJ.
Walton, Douglas N. (1999): Appeal to Popular Opinion. University Park, PA.
Walton, Douglas N. (2000): Scare Tactics. Dordrecht.
Walton, Douglas N. (2003): Argumentation Schemes: The Basis of Conditional Relevance. In: Michigan State Law Review 4, 1205−1242.
Warnick, Barbara/Susan L. Kline (1992): The New Rhetoric's Argument Schemes: a Rhetorical View of Practical Reasoning. In: Argumentation and Advocacy 29, 1−15.
Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Tübingen.
Windisch, Uli (1990): Le prêt-à-penser. Les formes de la communication et de l'argumentation quotidiennes. Lausanne.
Wirth, Uwe (1995): Abduktion u. ihre Anwendungen. In: Zeitschrift f. Semiotik 17/3−4, 405−424.
Wodak, Ruth u. a. (1998): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt a. M.
Wodak, Ruth/Anton Pelinka (Hrsg.) (2002): The Haider Phenomenon in Austria. New Brunswick.
Wohlrapp, Harald (1995): Wege der Argumentationsforschung. Stuttgart.
Woods, John (2004): The Death of Argument. Dordrecht.

Manfred Kienpointner, Innsbruck (Österreich)

41. Topics/Topoi

1. Introduction
2. Several senses of *topic* in classical rhetoric
3. Issues in the interpretation of the classical topics
4. Recent theories of topical reasoning and argument
5. Critical applications of topical theory
6. The topics in contemporary rhetoric education
7. Selected bibliography

Abstract

This article considers theories and critical applications of the topoi *(topics) of rhetorical invention. After summarizing classical understandings of the* topoi *− principally Aristot-*

le's – and highlighting some of the interpretive difficulties presented by the ancient sources, it surveys modern efforts to revive the topics as a central concept in argumentation theory, as a theoretical guide for the analysis and criticism of discourse, and as a foundation for contemporary rhetoric education. The article attempts to track the shifting conceptions and technical terminology associated with the classical topical systems and their contemporary analogs.

1. Introduction

The doctrine of the topics (Grk. *topoi,* Lat. *loci*) has proven to be one of the most durable inheritances from classical rhetoric but also, potentially, one of the most confusing. A fixture in ancient systems of rhetorical invention, the topics were conceived, most broadly, as aids to the discovery and construction of arguments. Yet, the terminology associated with topical invention shifts from period to period and author to author, and even within the dominant paradigm – that derived from Aristotle's *Topics* and *Rhetoric* – there is some difficulty in determining exactly what constitutes a topic and how topics are to be employed in the production or analysis of argumentative discourse. Before considering some modern views on the subject, it will thus be helpful to begin by providing a basic summary of the various types of *topoi* found in Aristotle and other classical sources.

2. Several senses of *topic* in classical rhetoric

The theory of topics traces to Aristotle's work in dialectic and rhetoric. His *Rhetoric* is conventionally understood to describe at least two different sorts of *topoi.* He treats the first sort under the heading of *idia*, 'specificities'. Aristotle does occasionally refer to these as *topoi,* however, and this encourages their designation as *special* or *particular topics*. In book 1 of the *Rhetoric*, the *idia* are presented as a collection of propositions or commonly held beliefs on political and ethical subjects and are divided into groups according to their usefulness in one or other of the three species of rhetoric – deliberative (political), forensic (legal), or epideictic (Arist. *Rhet.* 1.4–15). Statements expressing popular conceptions of justice or honor, for example, might be used as premises or as material for the creation of premises relevant for arguments in legal or epideictic discourse, respectively. The first half of book 2 (2.1–17) presents similar matter for the arousal of emotions or presentation of character (*êthos*), but here there is no effort to align these with specific oratorical genres. Together, these disparate *idia* are often characterized as 'material' topics, inasmuch as they express some specific content (about politics, ethical values, etc.).

The second kind of *topos* is treated in *Rhetoric* 2.23. In this chapter, Aristotle considers the sources of enthymemes and lists twenty-eight techniques for relating premises to conclusions to form rhetorical syllogisms. Derived from his treatise on dialectical reasoning, the *Topics,* these twenty-eight *topoi* are presented as general strategies or lines of argument. Aristotle's accounts of *topoi* such as those coming *from opposites*, *from the more and less*, or *from definition* state or imply certain reasoning patterns or rules of

inference (see, e. g., Fleming 2003, 101 ff.; Rubinelli 2006, 255 f.); this stress on the law-like nature of inferential processes represents a somewhat abstract understanding of rhetorical argumentation. Moreover, because they are not tied to specific subjects and are applicable in all species of rhetoric, the *topoi* of *Rhetoric* 2.23 are often identified as *koinoi topoi*, 'common' or 'general topics'. This serves to distinguish them from the *idia* or 'particular topics', but it should be apparent that an orator will find use for both sorts of topics in conceiving, developing, and presenting arguments.

In addition to these two main sorts of *topoi*, a third concept from the *Rhetoric* is sometimes annexed to Aristotle's topical system. At various points, he refers to what he terms *koina* or 'common things' (Arist. *Rhet.* 1.3; 1.7; 1.14; 2.19). Under this heading, Aristotle identifies four subjects of argument which, he indicates, are used in all species of rhetoric (1.3.9): the possible and the impossible; past fact (and its contrary); future fact (and its contrary); and degree of magnitude or importance. How these *koina* are to be understood in relation to the *particular* and *general topoi* is obscure, but they are worth mentioning as another source to which the orator is urged to look in the invention of arguments – and for an indication of the terminological difficulties awaiting the interpreter of the topical system of Aristotle's *Rhetoric.*

A final significant element appearing in the classical topical systems is one whose development as a technical concept post-dates Aristotle's *Rhetoric.* This is the concept of the 'commonplace' or *locus communis.* Although it is a literal translation of the Greek *koinoi topoi,* the Latin rhetoricians' *loci communes* need to be distinguished from the 'common' lines of argument described by Aristotle in *Rhetoric* 2.23. The *commonplaces* are themes that recur frequently in the discourse of a particular cultural milieu or literary tradition; *commonness* here relates not to its generality per se, but to the *locus'* familiarity to the audience and to the conventionality of its form, which sometimes borders on the formulaic. As they appear in Cicero's *De inventione* (e. g. 2.47–51) and Quintilian's *Institutio oratoria* (2.1.9–12; 2.4.28–32), the *loci communes* are "ready-made argument[s] that [...] may be transferable [...] to several similar cases" (Rubinelli 2006, 265). As Michael Leff observes, the *commonplaces* are "finished products that integrate logical argument, emotional appeal, and style into a single structure" (Leff 1996, 448) which, according to Cicero, "must be used sparingly and positioned so that they follow the presentation of other arguments. They function to punctuate the speech, rendering it 'distinguished' or 'brilliant' by refreshing the audience or rousing it emotionally at the right moment" (Leff 1996, 447; cf. Cic. *De inv.* 2.49, 51). The *commonplace books* of the medieval and Renaissance periods are an outgrowth of this aspect of the classical topics. The quotations collected in these books, taken by their compilers to be authoritative and especially well-expressed, provide exemplary samples of argument, but also indicate prevailing social, political, and ethical values (Moss 1996).

3. Issues in the interpretation of the classical topics

The preceding survey of the theory of topics from classical antiquity is only a rough sketch and is intended primarily to serve as a frame for understanding recent investigations of the subject. Revival of interest in the topics is seen in several disciplines and the various contemporary lines of inquiry invariably involve confrontation with these historical sources. Indeed, one prominent strand of contemporary scholarship on the topics

is devoted specifically to detailed reinterpretation and reevaluation of the chief classical and post-classical texts. Included here are studies not only of Aristotle and Cicero, but of Boethius and the later medieval works on dialectic and rhetoric, the latter of which present a substantial reorientation of the classical topical system (see e.g. Leff 1983; Green-Pedersen 1984). Here it will be sufficient to highlight a few of the subjects of ongoing controversy in the interpretation of the historical sources, again focusing on Aristotle, particularly those issues with clear implications for how the classical topics might be recuperated as a basis for contemporary theories of rhetoric and argumentation.

Close examination of Aristotle's *Rhetoric* reveals a level of complexity that makes the work difficult to parse. While his characterization of the main sorts of topics identified earlier is relatively straightforward on its own terms, it resists easy reformulation. Oversimplification is a constant risk. For example, contrary to the standard interpretation, David Fleming has observed that the common topics of *Rhetoric* 2.23 do not really constitute a uniform class: "some are universal premises that warrant enthymemes of a certain kind, for example, the topic of more and less [...]; others are more like labels for classes of enthymemes, for example, the topic of division [...]; and still others are like [prompters of] reversible arguments [...], for example, the topic of consequences" (Fleming 2003, 98; cf. Rubinelli 2006, 255 ff.).

Another problem relates to the exact nature of the distinction between Aristotle's special and common topics. Commentators have frequently described these two sorts of topics as representing the 'material' and 'formal' aspects of rhetorical invention, respectively. Yet, it is probably misleading to characterize the common topics of *Rhetoric* 2.23 as "formal topics" or to view them as "content-free reasoning processes or structures" (Fleming 2003, 102). An alternative interpretation would see the twenty-eight common *topoi* as providing "major *premises* (or hypothetical propositions) that *warrant* many particular enthymemes" (Fleming 2003, 102). That is, the common topics have some propositional *content,* and should be distinguished from the specific topics not on the basis of their formal nature, but rather on the basis of a "difference in scope − one type is local and specific, and the other is universal and common − and a difference in source − one type is tied to ethical and political beliefs and values and the other is independent of such (being logical or dialectical in nature)" (Fleming 2003, 102).

Whereas the conventional interpretation parses Aristotle's topics into neat 'formal' and 'material' categories, the situation appears somewhat murkier. And despite periodic attempts to clear up the issue in the later history of rhetoric, it has been argued that no topical system has satisfactorily integrated the formal and material aspects of the inventional process (Leff 1983, 42; Fleming 2003, 103; cf. Conley 1978). Consequently, contemporary theorists are left to choose which dimension of the topical lore they should emphasize. Until recently, informal logicians and argument theorists have tended to privilege the formal aspects relating to abstract patterns of inference to the neglect of the material and socially salient particulars of the Aristotelian *idia* or Latin *loci communes* (see Leff 1996, 450 f.; Miller 1987, 63 ff.).

More recent scholarship has sought to reassess the significance of the so-called 'material' topics, both Aristotle's *idia* and the Latin rhetoricians' *loci communes.* One question frequently addressed is the extent to which Aristotle's inclusion of the special topics constitutes a defense or legitimation of the rhetorical art against the charge − notably that of Plato − that it consists merely of persuasive techniques and is empty of epistemo-

logical content. Aristotle is not exactly clear on this issue. On the one hand, at times, as when Aristotle likens rhetoric to dialectic, rhetoric seems to be conceived as a purely formal art. To the extent that it uses propositions about ethics or politics, it might be taken as poaching on the specialized study of those subjects, without itself contributing any knowledge about them. On the other hand, by including an inventory of popular beliefs on such matters (the *idia*) related to specific oratorical genres, Aristotle might be interpreted as describing a realm of genuinely 'rhetorical' knowledge, thereby acknowledging, contra Plato, that rhetoric has epistemological substance.

This latter interpretation is now favored by a number of historians and theorists of rhetoric. However, if correct, it gives rise to other concerns about the epistemological status and theoretical coherence of the rhetorical art. It seems clear that a topical system, whether Aristotle's or one patterned after his, would resist final completion. As Nancy Streuver has remarked, "[T]he topics represent a very complex, open-ended list of approaches [or] responses" (Streuver 1980, 69). Collections of special topics − and of common topics, too − cannot help but be selective or representative, "open-ended", not exhaustive. "[T]he topics appeal", Streuver continues, "to an available repertoire of civil behavior" (Streuver 1980, 69), but the question remains whether any theory of rhetoric could adequately capture and incorporate this "repertoire", one which seems to reside in and be available to all persons in a given society or culture.

A final consideration of note regarding the classical topics concerns their relationship to the figures of style. The doctrine of figures does not appear in Greek texts from the classical period. Although he treats style (*lexis*) in the third book of the *Rhetoric* and in the *Poetics,* Aristotle does not have a distinct category of figures: he mentions several individual figures, including antithesis, asyndeton, and metaphor, but does not define these as a class or present them in a single list. Such definitions and lists do appear as a regular feature of rhetoric treatises beginning in the first century BCE, however, with the *Rhetorica ad Herennium* and the works of Cicero. James Murphy observed that the Latin catalogues of figures show considerable overlap with the list of twenty-eight *topoi* in Aristotle's *Rhetoric* 2.23; for instance, the *ad Herennium*'s figure of antithesis (*contentio*) corresponds to Aristotle's *topos* of reasoning "from opposites" (Murphy 1990, 245). This and other similarities led Murphy to suggest the possibility that the later system of figures was derived from the Aristotelian treatment of common topics. While acknowledging that more historical work needs to be done on the subject, Murphy conjectures that Hellenistic rhetoricians of the second century BCE, whose works are lost, applied the inventional *topoi* to the study of stylistic forms and that this would explain both the conceptual overlaps as well as the similarity in the catalogue-style presentation of the *figurae* in the Roman authors.

4. Recent theories of topical reasoning and argument

Under the pervasive influence of Cartesian epistemological assumptions, Enlightenment thinkers criticized and sought to disregard the tradition of topical invention. With the twentieth century, however, came new interest in non-demonstrative reasoning or 'informal' logic and with this, a revival of interest in classical and medieval dialectic. By mid-century, the new field of argumentation theory was developing quickly, and it is in this area that we see a second major line of contemporary inquiry into the topics. A survey

of the field reveals considerable reliance on the classical topics; and Antoine Braet is surely right to observe that "[T]here is an unbroken chain of derivations from modern authors right back to the oldest topics" (Braet 2004, 144). Individual authors vary in terms of the explicitness of their reliance on particular historical sources, however, and in the importance assigned to the topics in the overall structure of their theories. Here it will be necessary to focus on just a few key figures selected to represent something of this diversity of outlook.

Stephen Toulmin's *The Uses of Argument* is widely recognized as a landmark in the twentieth-century development of argumentation theory. In seeking to describe how arguers are able to link available or stated data to argumentative claims (i. e., to the argument's *conclusion*), Toulmin emphasized the role of the *warrant*, a hypothetical proposition that enables arguers and their audiences to reason from data to claim. Otto Bird recognized similarities between Toulmin's inference-warrants and the topics − specifically, the Boethian 'topical maxims'. For instance, citing the following topical argument:

> "If it is a man, it is an animal".

Bird noted that what Toulmin would call the warrant, medieval logic would describe as a topical maxim − namely, "Of whatever species is predicated, so is the genus" (Bird 1961, 537).

If Bird's study of Toulmin's theory revealed an implicit connection to the topical tradition, other argumentation theorists have been more deliberate in their deployment of traditional materials. Commonly, though, a new terminology is introduced to approximate and realign concepts derived from Aristotle's *Topics* and *Rhetoric.* To take a very basic example, we see refurbished versions of one sort of Aristotelian topic − the *general* or *common topoi* of *Rhetoric* 2.23 − appearing as a fixture in many current theories of argumentation, albeit under the revised title *argument* (or *argumentation*) *scheme*. Although definitions of this concept vary, an argumentation scheme is generally conceived to be the means or technique by which an arguer effects an acceptable transfer of agreement accorded to the premises of an argument to the 'standpoint' or claim being advanced. As Bart Garssen observes, argument schemes have been categorized in different ways depending on the interest of the theorist − whether the schemes are viewed as aids to the finding of arguments or to the analysis and evaluation of arguments, for example (Garssen 2001, 81). Despite these variations, it is clear that the contemporary notion of argumentation scheme is based on an understanding of the Aristotelian common topics; indeed, some of the most ambitious treatments of the schemes develop out of close study of the classical sources (Kienpointner 1992; cf. Garssen 2001, 82 f.; Braet 2005; Rubinelli 2006, 255 ff.).

A more specific adaption of the topics, one involving extensive re-naming, has been proposed by Frans H. van Eemeren et al. Representing a strand of argumentation theory grounded in a normative model of dialectical exchange ('pragma-dialectics'), van Eemeren and his colleagues attempt to integrate two functions thought to be performed by the ancient *topoi,* a *search* or *selective* function and a inferential *guarantee* function. Van Eemeren and his colleagues prefer the term "move" to translate the undifferentiated *topos* of Aristotle, and summarize: "A move is a tactical aid in setting up an argument for or against a thesis. The argument consists of a conclusion and premises. The move specifies which premises may be used. This is its *selective function* [...] Moreover, the

move itself is a premise, albeit one of a more fundamental nature than the others. It guarantees the transition from the other premises to the conclusion. This is its *guarantee function*, corresponding to its 'rule-like' or 'procedural' character." (van Eemeren et al. 1996, 38 f.; cf. Braet 2005, 70 ff.) As van Eemeren et al. explain, individual moves can be of two different sorts: "General" moves have a "logical character" (e.g., "What applies to a genus also applies to a species within it"), while "special" moves are axiological in nature (e.g., "S is more desirable than P if S is desirable for its own sake and P is only desirable to achieve something else") – a distinction roughly corresponding to Aristotle's categories of common and special topics (van Eemeren et al. 1996, 40 ff.).

An especially influential refurbishment of the classical theory of topics is found in the work of Chaim Perelman. The full elaboration of his system of *loci* (Perelman's preferred term) is presented in *Traité de l'argumentation* (English trans. *The New Rhetoric*), the magnum opus Perelman produced in collaboration with Lucie Olbrechts-Tyteca. While preserving some of the potentially confusing aspects of the Aristotelian account, this work also succeeds in clarifying the role and function of the topics and in making explicit some of the assumptions that remained implicit in the ancient sources.

Perelman and Olbrechts-Tyteca actually describe two distinct kinds of *loci.* The first sort is considered in their account of the 'starting points' of argumentation. At base of their theory is the idea that all argumentation begins with agreement, with premises to which both speaker and audience subscribe. Premises are of various sorts, some having to do with conceptions of *the real* (facts, truths, presumptions), others are agreements on what is deemed *preferable*. Under the preferable as a category of agreements, Perelman and Olbrechts-Tyteca place values as well as hierarchies that are often defended by invoking values (e.g., justice is superior to expedience). The last source of agreement are the *loci of the preferable,* which are defined as general premises by which values or hierarchies are consolidated and organized for the purpose of advancing the thesis of the argument. These *loci* resemble Aristotle's special topics in that they express common opinions or popular beliefs, and they perform a comparable function (i. e., are used as premises). However, Perelman and Olbrechts-Tyteca's *loci* are much more general than the *idia*. In fact, they are derived not from Aristotle's *Rhetoric*, but from a single class of *topoi* described in his *Topics*, those belonging to the category of "accident" – namely, Quantity, Quality, Order, the Existent, and Essence (Perelman/Olbrechts-Tyteca 1969, 84). As an example of argument pivoting on a *locus* of preference, consider the argument "You should accept the job offer you have rather than waiting for an offer which may never come," which "can be justified by a 'locus of the existent'" (adapted from van Eemeren et al. 1996, 104).

The second kind of *locus* is treated extensively in the lengthy portion of the *Traité* devoted to techniques (later called *schemes*) for the presentation of arguments. The *schemes* are divided into two main classes, those that produce associations (or liaisons) of concepts and those that effect dissociation. Perelman and Olbrechts-Tyteca identify three distinct subclasses of the schemes of association: quasi-logical arguments, arguments based on the structure of reality, and those that establish this structure. Numerous specific schemes are then discussed, constituting a collection that can be compared to the general or common topics enumerated by Aristotle in *Rhetoric* 2.23 (see Warnick/Kline 1992; Warnick 2000).

As Perelman and Olbrechts-Tyteca explain, the schemes describe inferential processes that are deemed valid. In fact, it is in this respect – their validity for the particular

audience addressed – that the schemes can be understood as *loci.* As Perelman and Olbrechts-Tyteca state, the schemes can be "considered as loci of argument because only agreement on their validity can justify their application to particular cases" (Perelman/Olbrechts-Tyteca 1969, 190). On this point, Perelman and Olbrechts-Tyteca shed valuable light on a factor crucial to the persuasive function of the topics as a group – their basis in the (often) tacit agreements of a specific culture or community. The authors suggest that a society might be characterized by the specific *loci* of preference that are accepted by its members, and venture to identify two basic orientations, the Classical and the Romantic, with the *loci* of Quantity and Quality, respectively (Perelman/Olbrechts-Tyteca 1969, 85; 95 ff.). The opposition between these orientations enables Perelman and Olbrechts-Tyteca to point out another salient fact about topical argumentation – that a given topic will typically have a converse, and that an argument employing one topic may be challenged by arguments employing an opposing topic: "[T]hus, to the classical locus of the superiority of the lasting, one may oppose the romantic locus of the superiority of that which is precarious and fleeting." They continue, "It is accordingly possible to characterize societies not only by the particular values they prize most but by the intensity with which they adhere to one or the other of a pair of antithetical loci." (Perelman/Olbrechts-Tyteca 1969, 85)

Perelman and Olbrechts-Tyteca's separation of the premise-*loci* from the scheme-*loci* appears to be patterned on Aristotle's distinction between the special and general topics. And as with Aristotle's typology, it is tempting, but ultimately mistaken, to characterize the division as between material or substantial topics on the one hand, and formal topics on the other. Indeed, of Perelman and Olbrechts-Tyteca's argument schemes, only the quasi-logical variety might be defined in formal terms (see van Eemeren et al. 1996, 123). Further, as a consequence of being considered at such a high level of generality, the *loci* of the preferable become rather abstract (e.g., *locus* of Quantity: *More is better than less*). While not 'formal' in a strict sense, these *loci* do not feature the specific detail of Aristotle's *idia* on ethical and political matters. (Though it bears repeating that Perelman and Olbrechts-Tyteca recognize that more specific premise-*loci* could be identified in any society.) It is a commendable feature of their work that Perelman and Olbrechts-Tyteca do not expect or require complete resolution of all the issues raised when their theory is applied to complex examples of real argumentation. They acknowledge that certain arguments will draw on related versions of the two different orders of *loci,* citing an example in which a quasi-logical scheme (of part-to-whole) is employed in combination with the premise-*locus* of Quantity (Perelman/Olbrechts-Tyteca 1969, 233). In this and similar cases, the interaction between the topical elements may be so thoroughgoing as to make it impossible for an analyst to determine which element is chiefly responsible for giving the argument its force.

5. Critical applications of topical theory

Modern (re)formulations of topical theory like that of Perelman and Olbrechts-Tyteca are regularly illustrated with spot-references to real arguments drawn from a range of discourse types. Classical or refurbished topical systems have also been employed in focused analysis and critical evaluation of the argumentation of specific fields or rhetori-

cal practices. Study of the topics in legal argumentation, for example, is especially well-developed, particularly in Germany (see Feteris 2001, 206 with nn. 11 and 12; Schirren/Ueding 2000, 499 ff.; Kreuzbauer 2008). Perelman and Olbrechts-Tyteca's topics − specifically the argument schemes of association and dissociation − have been used by rhetorical critics to evaluate modern political discourse (see, e.g., Warnick 1996; Bornscheuer 1976).

Studies focused on the *loci communes* of particular literary traditions have proven especially useful for generating insights into a culture's values, priorities, and ideology. In the orations from Classical Athens, for example, we find a constellation of commonplaces of the sort: *I am inexperienced and unskilled in speaking*/*My opponent is a clever speaker*; *My opponent has carefully prepared (written) his speech*/*I will speak what comes to me spontaneously*. Clearly, recurrent statements such as these should be taken as indicating a popular association between spontaneity and sincerity as well as the Athenians' general uneasiness regarding technical expertise in rhetoric (both attitudes are in fact still widely felt even today). In their formulaic, even clichéd usage, however, it is hard to understand how they could be said to carry much persuasive force. This has long been the source of criticism of the commonplaces. But Jon Hesk's recent reevaluation of the relevant oratorical texts has revealed interesting permutations of the formulae and an acute self-consciousness in their deployment. Hesk introduces two new concepts to account for these special uses. A "meta-topos" occurs when a speaker "explicitly draws his audience's attention to the existence of a commonplace", often in order to "mark its artificiality or inappropriateness" (Hesk 2007, 369). By this self-reflexive usage, the speaker attempts to distance himself from the "hackneyed topoi of opponents or previous speakers" (Hesk 2007, 369−370). A "para-topos" arises when a speaker subtlely modifies or elaborates an existing commonplace, while still intending the altered version to perform the authorizing argumentative function of the original (Hesk 2007, 369 ff.). Hesk concludes that the numerous calculated departures from the conventional usage of recognized commonplaces regarding preparation and expertise indicate that, despite popular prejudice against rhetorical proficiency, the Attic orators did not necessarily need to conceal their artfulness. In cases when it would be futile or disadvantageous to attempt to conceal it, the meta-topoi and para-topoi enabled them to acknowledge it in a masterfully persuasive manner.

In addition to shedding light on the ideology of (anti-)expertise in classical Athens, Hesk's study indicates a wide range of possibilities for the creative and innovative use of well-worn formulae. It demonstrates the adaptability of topical strategies of argumentation. It also illustrates the open-endedness of inquiry that takes the *topoi* as a focus. As the concepts of meta- and para-topoi can surely be extended to other periods and types of discourse, Hesk's article is a model for how critical case studies can contribute to the refinement of topical theory.

6. The topics in contemporary rhetoric education

Several of the central themes and issues tracked in the preceding sections coalesce in a final major area of contemporary interest in the topics, one which considers the subject from the perspective of pedagogy and educational curriculum. This interest emerged in

earnest in the 1970s, especially among rhetoric scholars in the U.S. Prompted by urgings to shift attention from rhetorical techniques to the 'substance' of persuasive public discourse and inspired by the work of Chaim Perelman, Karl Wallace proposed a return to the topics and a reform of traditional topical lore to better accommodate the needs of contemporary students. Wallace briefly outlined a new system in which invention would proceed through consideration of topics derived from the subject of the discourse, its speaker, and its (intended) audience. The pedagogical focus of this system is apparent in Wallace's concern that it be teachable and memorable (Wallace 1972, 387; 393).

Although it has been criticized, Wallace's proposal was an important early step in the revival of the topics as a basis for the teaching of the practical arts of speech, writing, and argumentation. In seeking to clarify how such a recovery might proceed, subsequent work in this vein has regularly voiced arguments for the generative or heuristic function of the topics and has opposed an overly formalized or abstract understanding of inventional processes. The privileging of practice and production over theory and evaluation represents a turning away from the main lines of inquiry engaged by the informal logicians and argumentation theorists. That is, interest in the topics is shifted to how they can aid in the production of locally effective arguments in specific contexts. In this perspective, criteria for effectiveness would be situationally specific – acceptability for a specific audience, for example. Turned outward from production to analysis and criticism, topical argumentation should be assessed relative to the salient particulars of the individual case, and so scholarship of this sort would not be engaged for the purpose of the building or testing of a normative theory.

Such an approach to the topics seems more in keeping with the impulses that led to the formation of the original classical systems, which were oriented primarily toward the production versus the critical evaluation of discourse (Knape 2000). Indeed, it has been argued that a failure to recognize this fact is partly responsible for contemporary difficulties in understanding the classical sources (see, e.g., Conley 2000, 380 ff.). From a pedagogical point of view, the topics have interest and value insofar as they provide useful resources for the invention of arguments, but this does not necessarily require a formally elegant or complete typology. Although the relevant pedagogical materials (inventories of topics, e.g.) can threaten to become unwieldy, and so require some principle of selection or organization, most of those currently engaged in the restoration of the topics to rhetoric education would agree that the *topoi*'s 'open-endedness' should be viewed as a source of their strength instead of their failing.

7. Selected bibliography

Bird, Otto (1961): The Re-discovery of the Topics. In: Mind 70, 534–539.

Bornscheuer, Lothar (1976): Topik: Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft. 1. Aufl. Frankfurt a. M.

Braet, Antoine C. (2004): The Oldest Typology of Argumentation Scheme. In: Argumentation 18, 127–148.

Braet, Antoine C. (2005): The Common Topic in Aristotle's Rhetoric: Precursor of the Argumentation Scheme. In: Argumentation 19, 65–83.

Conley, Thomas M. (1978): "Logical Hylomorphism" and Aristotle's *koinoi topoi.* In: Central States Speech Journal 29, 92–97.

Conley, Thomas M. (2000): What Counts as a Topos in Contemporary Research? In: Schirren/Ueding (2000), 579–586.
Eemeren, Frans H. van et al. (1996): Fundamentals of Argumentation Theory. A Handbook of Historical Backgrounds and Contemporary Developments. Mahwah.
Feteris, Eveline T. (2001): Argumentation in the Field of Law. In: Frans H. van Eemeren (ed.): Crucial Concepts in Argumentation Theory. Amsterdam, 201–225.
Fleming, David (2003): Becoming Rhetorical: An Education in the Topics. In: Joseph Petraglia/Deepika Bahri (eds.): The Realms of Rhetoric: The Prospects for Rhetoric Education. Albany, 93–116.
Garssen, Bart (2001): Argument Schemes. In: Frans H. van Eemeren (ed.): Crucial Concepts in Argumentation Theory. Amsterdam, 81–99.
Goyet, Francis (1996): Le sublime du "lieu commun": L'invention rhétorique dans l'Antiquité et à la Renaissance. Paris.
Green-Pedersen, Niels J. (1984): The Tradition of the Topics in the Middle Ages. München/Wien.
Hesk, Jon (2007): "Despisers of the Commonplace": Meta-topoi and Para-topoi in Attic Oratory. In: Rhetorica 25, 361–384.
Jost, Walter (1991): Teaching the Topics: Character, Rhetoric, and Liberal Education. In: Rhetoric Society Quarterly 21, 1–16.
Kienpointner, Manfred (1992): Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern. Stuttgart.
Knape, Joachim (2000): Die zwei texttheoretischen Betrachtungsweisen der Topik. In: T. Schirren, G. Ueding (Hrsg.): Topik und Rhetorik. Tübingen, 747–766.
Kreuzbauer, Guenther (2008): Topics in Contemporary Legal Argumentation: Some Remarks on the Topical Nature of Legal Argumentation in the Continental Law Tradition. In: Informal Logic 28, 71–85.
Leff, Michael (1983): The Topics of Argumentative Invention in Latin Rhetorical Theory from Cicero to Boethius. In: Rhetorica 1, 23–44.
Leff, Michael (1994). Recherches américaines sur les lieux. In: Christian Plantin/Didier Alexandre (eds.): Lieux communs: topoi, steréotypes, clichés. Paris, 506–517.
Leff, Michael (1996): Commonplaces and Argumentation in Cicero and Quintilian. In: Argumentation 10, 445–452.
McKeon, Richard (1973): Creativity a. the Commonplace. In: Philosophy a. Rhetoric 6, 199–210.
Miller, Carolyn R. (1987): Aristotle's "Special Topics" in Rhetorical Practice and Pedagogy. In: Rhetoric Society Quarterly 17, 61–70.
Moss, Ann (1996): Printed Commonplace-Books and the Structuring of Renaissance Thought. Oxford.
Murphy, James J. (1990): *Topos* and *Figura*: Historical Cause and Effect? In: Geoffrey L. Bursill-Hall/Sten Ebbesen/Konrad Koerner (eds.): *De Ortu Grammaticae.* Studies in Medieval Grammar and Linguistic Theory in Memory of Jan Pinborg. Amsterdam, 239–253.
Perelman, Chaim/Lucie Olbrechts-Tyteca (1969): The New Rhetoric: A Treatise on Argumentation. Transl. by John Wilkinson/Purcell Weaver. Notre Dame.
Pernot, Laurent (1986): 'Lieu' et 'lieu commun' dans la rhétorique antique. In: Bulletin Budé, Oct., 253–284.
Rubinelli, Sara (2006): The Ancient Argumentative Game: *Topoi* and *Loci* in Action. In: Argumentation 20, 253–272.
Schirren, Thomas/Gert Ueding (Hrsg.) (2000): Topik und Rhetorik. Tübingen.
Streuver, Nancy S. (1980): Topics in History. In: History and Theory 19, Beiheft 19, 66–79.
Toulmin, Stephen E. (1958): The Uses of Argument. Cambridge.
Wallace, Karl R. (1972): Topoi and the Problem of Invention. In: Quarterly Journal of Speech 58, 387–395.
Warnick, Barbara (1996): Argument Schemes and the Construction of Social Reality: John F. Kennedy's Address to the Houston Ministerial Association. In: Communication Quarterly 44, 183–196.

Warnick, Barbara (2000): Two Systems of Invention: The Topics in the *Rhetoric* and *The New Rhetoric*. In: Alan G. Gross/Arthur E. Walzer (eds.): Rereading Aristotle's *Rhetoric*. Carbondale, 107–129.

Warnick, Barbara/Susan L. Kline (1992): *The New Rhetoric*'s Argument Schemes: A Rhetorical View of Practical Reasoning. In: Argumentation and Advocacy 29, 1–15.

Zompetti, Joseph P. (2006): The Value of Topoi. In: Argumentation 20, 15–28.

Richard Graff, Minneapolis, MN (USA)

42. Tropen und Figuren

1. Einleitung
2. Traditionelle Figurenrhetorik
3. Einsatz und Wirkung von Figuren
4. Neuere Klassifikationsansätze
5. Ausblick
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Both the nature and tasks of rhetoric have been conceived in many different ways since the inception of the discipline in antique times. Hence, the notions of structure, domains of application and potential impact of rhetorical tropes and figures have always been considered with great diversity.

*From a general perspective, we can differentiate between structure-oriented, impact-oriented and stylistic approaches to tropes and figures. Structure-oriented approaches describe the linguistic patterns of tropes and figures and deal with their systematic classification (cf. i.a. Dubois et al. 1970; Plett 2000). These deal with tropes and figures as speech techniques (*elocutio*) which deviate from the normal, inconspicuous formulation. The impact-oriented approach seeks to elaborate on the conditions of successful argumentation (cf. i.a. Perelman/Olbrechts-Tyteca 1958). Therefore, it also examines the context and appropriateness (*aptum*) of figurative speech. This does not only affect the aim of persuasion, but has (since Plato) also been a matter of didactics. In contrast, stylistic approaches to tropes and figures are concerned with literature and poetry. Their interest lies in the aesthetics of expression. With regard to the ornament (*ornatum*), they distinguish literary from everyday rhetoric.*

The first part of this article will outline the traditional classifications and terminologies of tropes and figures. The second part discusses some problems of stylistics and presents contemporary impact-oriented approaches to figurative speech. The third part is concerned with current theories of tropes and modern approaches to their classification.

Warnick, Barbara (2000): Two Systems of Invention: The Topics in the *Rhetoric* and *The New Rhetoric*. In: Alan G. Gross/Arthur E. Walzer (eds.): Rereading Aristotle's *Rhetoric*. Carbondale, 107–129.

Warnick, Barbara/Susan L. Kline (1992): *The New Rhetoric*'s Argument Schemes: A Rhetorical View of Practical Reasoning. In: Argumentation and Advocacy 29, 1–15.

Zompetti, Joseph P. (2006): The Value of Topoi. In: Argumentation 20, 15–28.

Richard Graff, Minneapolis, MN (USA)

42. Tropen und Figuren

1. Einleitung
2. Traditionelle Figurenrhetorik
3. Einsatz und Wirkung von Figuren
4. Neuere Klassifikationsansätze
5. Ausblick
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Both the nature and tasks of rhetoric have been conceived in many different ways since the inception of the discipline in antique times. Hence, the notions of structure, domains of application and potential impact of rhetorical tropes and figures have always been considered with great diversity.

*From a general perspective, we can differentiate between structure-oriented, impact-oriented and stylistic approaches to tropes and figures. Structure-oriented approaches describe the linguistic patterns of tropes and figures and deal with their systematic classification (cf. i.a. Dubois et al. 1970; Plett 2000). These deal with tropes and figures as speech techniques (*elocutio*) which deviate from the normal, inconspicuous formulation. The impact-oriented approach seeks to elaborate on the conditions of successful argumentation (cf. i.a. Perelman/Olbrechts-Tyteca 1958). Therefore, it also examines the context and appropriateness (*aptum*) of figurative speech. This does not only affect the aim of persuasion, but has (since Plato) also been a matter of didactics. In contrast, stylistic approaches to tropes and figures are concerned with literature and poetry. Their interest lies in the aesthetics of expression. With regard to the ornament (*ornatum*), they distinguish literary from everyday rhetoric.*

The first part of this article will outline the traditional classifications and terminologies of tropes and figures. The second part discusses some problems of stylistics and presents contemporary impact-oriented approaches to figurative speech. The third part is concerned with current theories of tropes and modern approaches to their classification.

1. Einleitung

Tropen werden üblicherweise als Figuren definiert, bei denen ein Wort ein anderes, das eigentliche Wort (*verbum proprium*), ersetzt. Quintilian unterscheidet zwischen Wort- oder Ausdrucks- (*figurae verborum*) und Gedankenfiguren (*figurae sententiae*) und weist darauf hin, dass die Frage, ob Tropen als Untergruppe der Wortfiguren oder als eigenständige Klasse betrachtet werden sollen, unterschiedlich beantwortet wird (Quint. 9,1,3; 9,1,16; 1,5–7). Ein historischer Überblick findet sich bei Morier (1975) und insbesondere bei Lausberg (1990); zur antiken Rhetorik vgl. Fuhrmann (1984).

Dieser Artikel soll einen Einblick in die traditionelle Begrifflichkeit geben, kurz auf Einsatzmöglichkeiten und Wirkungsweise von Tropen und Figuren eingehen und moderne Ansätze der Tropen- und Figurenklassifikation vorstellen.

2. Traditionelle Figurenrhetorik

Tropen und Figuren gelten traditionell als Redeschmuck (*ornatus*), der neben der sprachlichen Korrektheit (*latinitas*) und der Klarheit des Ausdrucks (*perspicuitas*) zum Tragen kommt, wenn der Redner seine Gedanken in Worte kleidet (*elocutio*). Die Wirkung des *ornatus* beruht auf Abweichung gegenüber der unauffälligen Rede gemäß der *immutatio* (Ersetzung, Substitution), *adiectio* (Hinzufügung, Addition), *detractio* (Wegnahme, Subtraktion) und *ordo* bzw. *transmutatio* (Umstellung, Permutation). Diese sog. Änderungskategorien gehen auf Quint. 9,1,38–40 zurück (Knape 1991).

Bekannte traditionelle Figurenklassifikationen stammen u. a. von Quintilian, Fontanier und Lausberg (s. das Literaturverzeichnis).

Tropen (Einwortfiguren)	**Ausdrucksfiguren (Mehrwortfiguren)**	**Gedankenfiguren**
a) ***immutatio***	**b)** ***adiectio***	Figuren der Anrede
antiquitas	Wiederholung	Figuren der Frage
fictio	Häufung	Semantische Figuren
tropus		Affektische Figuren
Metapher	**c)** ***detractio***	Dialektische Figuren
Metonymie	Ellipse	
Synekdoche	Zeugma	*figurae sententiae per*
Emphase	Asyndeton	**a)** ***immutationem***
Hyperbel		**b)** ***adiectionem***
Antonomasie	**d)** ***ordo***	**c)** ***detractionem***
Ironie	Anastrophe	**d)** ***ordinem***
Litotes	Hyperbaton	
Periphrase	Isokolon	

Fig. 42.1: Auswahl aus dem Figureninventar (Lausberg 1990, §§ 541–910)

In Lausbergs Systematik werden unterschiedliche Kriterien gemischt. Das oberste Gliederungsprinzip ist die Unterscheidung zwischen Ein- und Mehrwortfiguren. Doch zugleich sind die Veränderungskategorien komplementär auf Einwort- und Ausdrucksfigu-

ren verteilt. Nicht als Tropen gelten Substitutionen durch veraltetes (*antiquitas*) und geschaffenes Wortmaterial (*fictio*). Die *fictio* umfasst Wortbildung, Entlehnung und Onomatopoetika. Letztere beschreibt Quintilian (8,6,31−33) als Tropen.

2.1. Tropen

Die erste systematische Darstellung der Tropen stammt von Aristoteles, der vier Typen exemplifiziert: 1) Genus (Oberbegriff) für Species (Unterbegriff): *Ein Schiff steht* im Sinne von ‚ankert'; 2) Species für Genus: *Odysseus hat zehntausend edle Taten vollbracht* für ‚viele edle Taten'; 3) Species für Species: *mit dem ehernen Schwert das Leben herausschröpfen* als ‚herausschneiden'; 4) Analogie: *Weinschale des Ares* für ‚Schild' als Attribut des Ares, das auf das Attribut des Dionysos übertragen wird − hier werden zwei Konstellationen bestehend aus einem Gott und seinem Kennzeichen aufeinander bezogen (Arist. *Poet*. 11,7−15).

Während Aristoteles Tropen noch als *Metaphern* bezeichnet (Arist. *Poet*. 11,7; *Rhet*. 3,2), führt Tryphon (191, 5) den Terminus *Tropus* (gr. τρόπος, *tropos* ‚Wendung') ein, der später auch von Cicero und Quintilian als *verborum immutatio* definiert wird (Cic. *Brut*. 17,69; Quint. 8,6,1). Im Zuge dieser terminologischen Innovation wird die Metapher als Tropus spezialisiert, bei dem ein impliziter *Vergleich* auf der Basis von Ähnlichkeit (*similitudo*) erfolgt (Tryph. 191,24; Cic. *de or*. 3,39, 157; Quint. 8,6,4). Der Metapher entspricht also das Beispiel 3) Species für Species von Aristoteles (s. o.). Quintilian (8,6,9) führt folgendes Beispiel an:

(1) *leo est* ‚er ist ein Löwe'

Dem Referenten werden bei diesem impliziten Vergleich Eigenschaften (Mut, Kraft) zugeschrieben, die Ähnlichkeit mit denen eines Löwen haben sollen.

Neben der Metapher zählen die Synekdoche und die Metonymie für Fontanier (1968, 75) zu den „eigentlichen" Tropen (*tropes proprement dits*), die sich von den „uneigentlichen" (*improprement dits*) darin unterscheiden, dass bei Ersteren lediglich die Wortbedeutung, bei Letzteren jedoch die ganze Aussage figurativ sei. Die Synekdoche verläuft entlang hierarchischer Strukturen. Darunter fallen die von Aristoteles beschriebenen taxonomischen (s. o. Genus-Species etc.), aber auch Teil-Ganzes-Übertragungen, wie in den folgenden Beispielen:

(2) *Zwei Augen blickten mich an*

(3) *Das Haus wachte*

Im einen Fall stehen die *Augen* für eine Person (*pars pro toto*), im anderen das *Haus* für dessen Bewohner (*totum pro parte*). Weitere Relationen sind nach Fontanier (1968, 87−92, 94−97) die zwischen Plural und Singular (*der Verbraucher* für *die Verbraucher*), Eigen- und Gattungsname (*Antonomasie*, z. B. *Napoleon sah sich als neuer Alexander*) sowie Objekt und Material (z. B. *Eisen* für *Schwert*). Insbesondere der letzte Typus gehört zum Grenzbereich von Synekdoche und Metonymie, bei der eine sachliche Beziehung zwi-

schen den jeweiligen Wortinhalten besteht (Cic. *or.* 27,92 spricht von *res consequens*). Die Abgrenzungsproblematik verdeutlicht das folgende Beispiel:

(4) *Washington erklärt Irak den Krieg*

Hier ist zwar der sachliche Zusammenhang von Ersetzendem und Ersetztem offensichtlich. Inwieweit sich diese Relation jedoch von einer Teil-Ganzes-Beziehung unterscheidet, ist nur schwer nachvollziehbar (vgl. Bsp. (3), in dem die Bewohner *pars* sind und das Haus *totum*). Lausberg (1990, § 568) zählt folgende *Typen der Kontiguität* als Basis für Metonymien auf: Person-Sache (*Er liest Aristoteles.*), Ursache-Folge (*Dürre* für schlechte Ernte), Gefäß-Inhalt (*trinken wir ein Glas*), Abstraktum-Konkretum (*traurige Gestalt*), Symbol-Beziehung (*Einsatz von Blauhelmen*). Bei den letzten drei Typen ist der Unterschied zur Teil-Ganzes-Relation schwer zu erkennen.

Trotz dieser Unterscheidungsprobleme haben die eigentlichen Tropen (im Sinne Fontaniers, s. o.) gemeinsam, dass es sich um semantische Übertragungen von Wortbedeutungen handelt, die damit klar von den Ausdrucks- und Gedankenfiguren abgrenzbar sind. Die uneigentlichen Topen, die man auch als Texttropen bezeichnen könnte (s. u.), sind jedoch gerade in dieser Hinsicht problematisch. Es handelt sich dabei um die *Emphase* (verhüllende Ungenauigkeit, z. B. *Mensch* für *Mörder*), *Hyperbel* (Übertreibung, z. B. *Mörder* für *Übeltäter*), *Ironie* (Gegenteil des Gemeinten, z. B. in der Antonius-Rede in Shakespeares *Julius Caesar* (III, 2): „But Brutus says he was ambitious | and Brutus is an *honourable* man"), *Litotes* (Negierung eines gegensätzlichen Urteils, z. B. *nicht schlecht* für *hervorragend*) und *Periphrase* (Umschreibung eines Worts durch mehrere Wörter, z. B. *grande nation* für *France*). In diese Gruppe gehört auch die Allegorie, die Aristoteles' Analogie (s. o.) entspricht, jedoch von Lausberg nicht zu den Tropen gezählt wird. Sie wird im folgenden Abschnitt behandelt.

2.2. Tropen und Gedankenfiguren

Schon Quintilian stellt eine Verwandtschaft der Tropen mit Gedankenfiguren fest: „Tropos est verbi vel *sermonis* a propria significatione in aliam cum virtute mutatio." [Tropen sind kunstvolle Vertauschungen der eigentlichen Bedeutung von Wörtern oder *Äußerungen* mit einer anderen] (Quint. 8,6,1; vgl. auch 9,1,3 Hervorhebung von mir). Demnach betrifft der Tropus als semantische Operation neben Wort- auch Äußerungsbedeutungen. Das spiegelt sich in der Systematik von Lausberg wider die unter *figurae sententiae per immutationem* (durch Ersetzung) (s. u. Fig. 42.2), Figuren verzeichnet, die an anderer Stelle (§§ 572–585) als Tropen präsentiert werden. Dabei handelt es sich überwiegend um Texttropen. Ein typischer Texttropus ist die *Allegorie*, die Quintilian „continua metaphora" nennt (Quint. 9,2,46; als Tropus beschreibt er die Allegorie in 8,6,44–53). In Goethes *Faust* (309–311) beispielsweise sagt *Der Herr* Folgendes über den Protagonisten:

(5) *Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient*
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

In der Allegorie im dritten und vierten Vers vergleicht *Der Herr* den *Faust* mit einem ‚Bäumchen', dessen Pflege ihm selbst, als dem ‚Gärtner', obliegt. Durch die Reihung der einzelnen Metaphern wird der gesamte Textabschnitt, der mehrere Aussagen umfasst, zu einem impliziten Vergleich, dem gegenüber dem einfachen metaphorischen Gebrauch von Einzelwörtern eine neue Qualität zukommt. Entscheidend ist bei der Allegorie, dass der implizite Vergleich auf der Ebene der Textbedeutung erfolgt. Daraus ergeben sich einzelne wortbezogene Metaphern (*Gärtner*, *Bäumchen*, *Blüte*, *Frucht*). Innerhalb der Allegorie können aber auch nicht metaphorische Tropen vorkommen (hier die Metonymien *grünt* für ‚ausschlagen' und *Jahre* für ‚Ernten').

Figuren der Publikumszugewandtheit	**Figuren der Sachzugewandtheit**	**Deviationsfiguren**
Anrede *obsecratio* *licentia* *apostrophe* Frage *interrogatio* *subiectio* *dubitatio* *communicatio*	Affektisch *exclamatio*, *evidentia*, *sermocinatio*, *fictio personae*, *expolitio*, *similitudo*, *aversio* Semantisch *definitio*, *conciliatio*, *correctio*, *Antithese* (u. a. Oxymoron) Dialektisch *preparatio*, *permissio*, Konzession	*immutatio* Allegorie, Ironie, Emphase, Synekdoche, Hyperbel *adiectio* *interpositio*, *subnexio*, *aetiologia*, *sententia* *detractio* *percursio*, *praeteritio*, *reticentia* *ordo* *hysterologia*, Prosopopoiie

Fig. 42.2: Gedankenfiguren (Lausberg §§ 755–910)

Weitere Figuren, die sich auf die Textbedeutung beziehen, sind Ironie, Emphase, Litotes, Hyperbel. Diese Figuren sind ausdrucksseitig variabel, denn sie können in einem oder mehreren Wörtern vollzogen werden. Die Litotes hat allerdings i. d. R. periphrastischen Charakter. Dies zeigt, dass die Periphrase wiederum eine andere Qualität hat als semantische und textuelle Figuren (Midjana 2005), was das folgende, konstruierte Beispiel verdeutlicht:

(6) *Er ist im Kampf kein Löwe.*

Hier finden sich Metapher, Litotes und Periphrase in einer ironischen Aussage vereint. Da Periphrasen nur in Begleitung anderer Verfahren figurativ sind, stellt sich die Frage, warum sie nicht als Ausdrucksfiguren betrachtet bzw. warum sie überhaupt als Figuren angesehen werden.

2.3. Tropen und Ausdrucksfiguren

Als Ersetzung eines *verbum proprium* verstanden ist der Tropus eine Ausdrucksfigur (so etwa bei Lausberg 1990, §§ 552–598). Dies zeigt sich auch daran, dass die Verteilung der Änderungskategorien auf Tropen (*immutatio*) und Ausdrucksfiguren komplementär ist.

adiectio		***detractio***
Wiederholungsfiguren	*Häufungsfiguren*	Ellipse
Gemination, Reduplikation,	Enumeration	Zeugma
Gradation, Klammer,	Distribution	Asyndeton
Anapher, Epipher, Paronomasie,	Epitheton	***ordo***
Polyptoton, Synonymie,	Polysyndeton	Anastrophe
traductio, *distinctio*, *reflexio*		Hyperbaton
		Isocolon

Fig. 42.3: Ausdrucksfiguren (Lausb. §§ 604–754)

Problematisch an dieser Zuordnung ist, dass die meisten anderen Ausdrucksfiguren rein formaler Natur sind, also keine semantische Wendung beinhalten (wie Reduplikation, Ellipse und Hyperbaton). Bereits Fontanier (1968, 65 f.) unterscheidet zwischen formalen „figures de mots“, inhaltlichen „figures de pensées“ und „figures mixtes“, bei denen sowohl eine inhaltliche als auch eine formale Operation vorliegt, um schließlich die „figures mixtes“ den Ausdrucksfiguren unterzuordnen.

Neben der fehlenden Unterscheidung zwischen textuellen und semantischen Tropen weisen die traditionellen Klassifikationen zwei weitere fundamentale Probleme auf: 1) Bei der Hierarchisierung der Klassifikationskriterien konkurrieren zwei Prinzipien: syntagmatische (Ein- und Mehrwortfiguren) mit symbolischen (Ausdrucks- und Gedankenfiguren). Vergleiche dazu Quintilian (9,1,1–9; 9,3), Cicero (*de or.* 3,200), Dumarsais (1988), Fontanier (1968), Lausberg (1990, §§ 552–910). Neuere, linguistisch inspirierte Ansätze schlagen dagegen multifaktorielle Analysen vor, die Kriterien auf unterschiedlichen Ebenen der Sprache und des Sprechens in einer mehrdimensionalen Matrix zusammenführen (s. u.). 2) Es fragt sich, ob die Veränderungskategorien die richtige Grundlage für die Analyse von Figuren darstellen, denn sie beruhen auf dem Vergleich mit einer grundsätzlich nicht bestimmbaren ‚normalen‘ Formulierung, und beziehen sich zudem auf eine syntagmatische Struktur, die nur auf der Ausdrucksseite existiert. Außerdem ist die onomasiologische Perspektive des Ornatus nicht dieselbe wie die, aus der heraus z. B. Tropen analysiert werden. Similarität und Kontiguität als Analyseprinzipien beziehen sich auf die Relation zwischen der eigentlichen und der figurativen Bedeutung des eingesetzten Wortes. Damit wird die Analyse aus einer semantischen oder einer semasiologischen Perspektive vorgenommen.

3. Einsatz und Wirkung von Figuren

Im 19. Jh. werden neue Erklärungs- und Klassifizierungsansätze für Tropen und Figuren entwickelt, die sich an deren Anwendungs- und Wirkungsbereichen orientieren. Diese entstehen in der Auseinandersetzung mit anderen Disziplinen, in denen die traditionelle Figurenlehre rezipiert und in anderen Kontexten gesehen wird. Fragestellungen des Einsatzes und der Wirkung von Figuren ergeben sich bei Untersuchungen zur Argumentation und Pragmatik, zur Expressivität und Affektivität, in der kognitiven Psychologie (s. u. den Abschnitt zu modernen Tropenklassifikationen), der Diskursanalyse und dem Dekonstruktivismus (vgl. u. a. Foucault 1969; Mainguenau 1991; De Man 1971; 1979).

3.1. Poetik und Rhetorik

Bereits Aristoteles greift in seiner *Poetik* auf die Rhetorik zurück, die er als Mittel der angemessenen Ausdrucksweise und Darstellung von Erzählern und Charakteren begreift (Arist. *Poet*. 19). Es ist auch kein Zufall, dass er sein System der Tropen in der *Poetik* (Arist. *Poet*. 21) entwickelt. Knape (1996, 336) spricht von „ständiger wechselseitiger Bezugnahme" und verweist darauf, dass Poetiken seit dem Mittelalter i. d. R. auch eine Darstellung der Figurenlehre beinhalten (z. B. Scaligers *Poetices libri septem* mit 2 Bdn. zu den Figuren; vgl. auch Knape 1994). Im Gegenzug gibt es in der Rhetorik eine lange Tradition der Exemplifizierung durch Zitate aus der Literatur (etwa bei Dumarsais 1988, Fontanier 1968, neuerdings auch bei Bacry 1992).

Plett (2000, 18) führt an, dass die gegenseitige Bezugnahme zu einer „sektoralen Begrenzung" der Rhetorik geführt habe, infolge derer Curtius (1948) den Niedergang der literarisch gewordenen Rhetorik mit dem einsetzenden 19. Jh. sieht, als die Literatur im Zuge der aufkommenden Romantik begann, sich als natürlich und gerade nicht rhetorisch zu verstehen und Rhetorik zum Synonym für Artifizialität, Manierismus und Unaufrichtigkeit wurde. Eine solche Vorstellung resultiert aus der Überzeugung, dass nur die kunstvolle Elokution als Rhetorik zu verstehen ist, und dass es eine Gebrauchsrhetorik nicht gibt. Plett (2000, 251, 258) bezeichnet dies als „Vorurteil" und entwirft eine Skala der *Persuasivität* (Alltagsrhetorik, die auf Überzeugung abzielt) und der *Autotelizität* (literarische Rhetorik, die auf Ästhetik ausgerichtet ist): „Auf beiden Seiten können sich die Funktionen verschieben. Die Zeit kann bewirken, dass aus Rhetorik Literatur, aus Literatur Rhetorik wird. Eine kunstvolle Rede, deren aktuelle Persuasivität entfallen ist, kann für die erste Funktionsverschiebung (Literarisierung), eine Gedichtzeile, die als Werbeslogan plakatiert wird für die zweite Funktionsverschiebung (Rhetorisierung) eintreten." (Plett 2000, 258)

Jakobson (1960) stellt das Verhältnis von Poetik und Rhetorik aus linguistischer und semiotischer Perspektive in ein neues Licht. Für ihn ist die poetische Selbstbezüglichkeit eine ästhetische Grundfunktion des Zeichens, die nicht bloß ausschmückend ist, sondern auch die Interpretation der Rede beeinflusst.

3.2. Argumentation

Die Rhetorik erlebt seit Mitte des 20. Jhs. neue Beachtung im Bereich der Sprachphilosophie und der linguistischen Pragmatik. Neben der damit verbundenen Rezeption und Interpretation der Figurenlehre hat der genuin rhetorische Entwurf einer *Nouvelle Rhétorique* durch Perelman und Olbrechts-Tyteca große Beachtung gefunden. Dieser Ansatz konzipiert Figuren als argumentationsorientierte Strategien, die in drei Wirkungskategorien eingeteilt werden: den Figuren der Auswahl (*choix*), der Vergegenwärtigung (*présence*) und der Vergemeinschaftung (*communion*) (Perelman/Olbrechts-Tyteca 1958, 232–241). Figuren der Auswahl zielen v. a. auf die Interpretation des Hörers ab, die der Vergegenwärtigung haben dagegen eine eher deskriptive Funktion, die der Vereinigung dienen der Übereinstimmung zwischen Sprechern und Hörern. Dabei kann jede Figur jeweils eine oder mehrere dieser Funktionen erfüllen: „De notre point de vue, nous constaterons qu'une même figure, reconnaissable à sa structure, ne produit pas nécessaire-

ment toujours le même effet argumentatif.“ [Aus unserer Sicht müssen wir zunächst festhalten, dass ein und dieselbe nach ihrer Struktur identifizierbare Figur nicht notwendig dieselbe argumentative Wirkung hervorbringt] (Perelman/Olbrechts-Tyteca 1958, 232 bzw. 2004, 243)

Kopperschmidt (1973) entwirft in seiner Theorie der persuasiven Kommunikation eine Rhetorik, die auf der *Nouvelle rhétorique*, auf der Diskursanalyse und auf der Sprechakttheorie aufbaut. In der Pragmatik als jüngstem Zweig der Linguistik ergibt sich ein Bezug zu Tropen und Gedankenfiguren im Zusammenhang mit der Untersuchung von *indirekten Sprechakten* (vgl. Austin 1962; Searle 1969, 1979), bei denen stets eine Divergenz zwischen *Gesagtem* und *Gemeintem* vorliegt. Philosophische Wegbereiter der linguistischen Pragmatik sind u. a. Wittgenstein (2001), Austin (1962), Strawson (1971, 1973) und Searle (1969, 1979). Wichtige Beiträge sind u. a. Grice (1975, 1989), Levinson (1983), Sperber/Wilson (1986), Brown/Levinson (1987) und Récanati (1987). Interpretationsstrategien bei indirekten Sprechakten erklärt Grice (1975) anhand von *konversationellen Implikaturen*, die auf dem *Prinzip der Kooperation* zwischen den Gesprächspartnern beruhen (vgl. auch Grice 1989). Eine kognitiv ausgelegte Weiterentwicklung dieser Arbeit ist die Relevanztheorie von Sperber/Wilson (1986). Sie zeigt, wie Hörer aufgrund kognitiv relevanter Faktoren die Lücke zwischen Gesagtem und Gemeintem durch Inferenz überbrücken. Indem sie sich primär auf Sprecherstrategien des indirekten Sprechens konzentriert, kann die Argumentationstheorie (vgl. Anscombre/Ducrot 1983; Atayan 2006) in gewisser Hinsicht als komplementär zur hörerorientierten Relevanztheorie gesehen werden. In ihrer Bezugnahme auf Argumentationsmuster weist sie deutliche Analogien zur *Nouvelle Rhétorique* auf.

Aufschlussreich ist der Vorschlag von Récanati (1987, 33−35), Ironie mit dem Konzept der *Polyphonie* in Verbindung zu bringen, d. h. mit dem Prinzip, dass Sprecher implizit zitieren und damit einen anderen Standpunkt als den eigenen darstellen (dazu Bachtin 1929a, 1929b; Kristeva 1969; Ducrot 1984; zur Ironie s. a. Haverkate 1985). Sie ‚spielen‘ das Gesagte, ohne es zu meinen. In ähnlicher Weise können Figuren der Frage, der *conciliatio* und *correctio*, sowie dialektische Figuren als polyphon eingestuft werden. Nølke (2001, 15−34) wendet Polyphonie auf die Negation an, bei der die negierte Proposition gerade nicht vom Sprecher beglaubigt wird. Damit wird Polyphonie zum Merkmal der antithetischen Figuren und der Litotes.

4. Neuere Klassifikationsansätze

Neuere, von der modernen Linguistik geprägte Theorien konzentrieren sich auf Mechanismen und Strukturen von Tropen und Figuren. Durch den Rückgriff auf Methoden und Erkenntnisse des Strukturalismus und der kognitiven Linguistik sind sowohl bei der Beschreibung von Tropen als auch bei der Klassifizierung des gesamten Figureninventars beachtenswerte Ergebnisse erzielt worden. Während die Klassifizierung der zentralen Tropen Metapher, Metonymie und Synekdoche ein wichtiges Anliegen der historischen und kognitiven Semantik darstellt, versuchen umfassendere Klassifikationen unterschiedliche Verfahren auf den verschiedenen Ebenen der Sprache (Laut, Form, Wort, Satz, Text) systematisch zu beschreiben.

4.1. Tropen

Die ersten Typologien des Bedeutungswandels im 19. Jh. gründen auf der Beobachtung, dass semantische Neologismen i. d. R. auf Tropen des Typs Metapher, Metonymie und Synekdoche zurückzuführen sind (vgl. u. a. Reisig 1839; Paul 1880; Darmesteter 1887; Bréal 1897; zur Übersicht s. Kronasser 1952; Nerlich 1992). Im 20. Jh. gewinnt die Frage nach der Motivation von Tropen durch Assoziationen in der historischen Semantik an Bedeutung (Ullmann 1962 beschreibt Metaphern als similaritäts- und Metonymien als kontiguitätsbasierte Verfahren des Bedeutungswandels). Weiterführende, kognitiv orientierte Arbeiten zur Typologie des semantischen Wandels sind u. a. Nerlich (1989), Blank (1997), Geeraerts (1997), Fritz (1998), Koch (2004) und Gévaudan (2007). Mit dem Aufkommen der kognitiven Linguistik in den 1980er Jahren werden Tropen, zunächst hauptsächlich die Metapher, danach auch die Metonymie als Wirkungsprinzip der Grammatikalisierung entdeckt (vgl. u. a. Heine/Claudi/Hünnemeyer 1991; Hopper/Traugott 1993; Detges 2000).

Die Erklärung des Sprachwandels durch Tropen führt auch zu Debatten über die Abgrenzung und Einteilung der Tropen (vgl. Nerlich 1989, 1992; Koch 1996; Blank 1997; Geeraerts 1997; Gévaudan 2007). Dabei steht weniger die Abgrenzung der semantischen und textuellen Tropen (s. o.) zur Diskussion als vielmehr die Abgrenzung der semantischen Tropen untereinander und insbesondere die Behandlung der Synekdoche (zuweilen finden Texttropen im Bereich der Ursachen oder Motivationen von Bedeutungswandel, vgl. Blank 1997, 394–404, und Grammatikalisierung, vgl. Detges 1998, Beachtung). Der Lütticher groupe μ beschreibt die Synekdoche als Hinzufügung oder Wegnahme eines Sems, wobei diese Operation bei Genus-Species-Verfahren auf der als logisch aufgefassten konzeptuellen Ebene („mode Σ“) und bei Teil-Ganzes-Übertragungen auf der referenziellen Ebene („mode Π“) erfolgen (Dubois et al. 1970, 97–106). Damit stellt dieses Modell einen der wenigen Ansätze dar, die den Tropus Synekdoche in seinem traditionellen Umfang beibehalten. Im Sinne von Jakobson (1960, 1971) teilt Plett (2000, 178–197) das tradierte Tropeninventar nach den zwei Großkategorien Similarität und Kontiguität ein und ordnet sowohl *pars/totum* als auch *genus/species* der Kontiguität unter. Er beschreibt sie als Semsubstitution vom Typ [*generell:partikulär*], [*total:partiell*] etc. und verortet die Assoziationsprinzipien damit auf der Ebene der Seme (Plett 2000, 192).

Die meisten Arbeiten aus der historischen und kognitiven Semantik teilen die traditionelle Kategorie der Synekdoche auf. Die Übertragung von *pars* zu *totum* (und umgekehrt) behandeln sie als Untertyp der Metonymie, da der Übergangsbereich zwischen Metonymien und Übertragungen von *pars* zu *totum* nicht systematisch abgrenzbar ist (s. o., vgl. Le Guern 1973; Waltereit 1998, 25). Die Synekdoche von *genus* zu *species* (und umgekehrt), in der historischen Semantik auch als *Bedeutungserweiterung* und *-verengung* bekannt, wird dagegen als eigener Typ aufgefasst, denn sie bildet eine (logisch überprüfbare) Relation der Teilidentität ab, die bei Metaphern und Metonymien gerade nicht vorliegt. Koch (2004, 22) spricht bei diesem Tropus auch von *taxonomischer Super-* und *Subordination*. Im kognitiven Ansatz von Blank (1997, 190–217) wird dieses Verfahren in die Nähe der Metapher gerückt, da es nach seiner Auffassung auf Similarität zwischen *Signifikaten* beruht (die Metapher dagegen nur auf Similarität zwischen *Designaten*). Eine etwas differenziertere Auffassung zieht das Erklärungsmuster der Prototypentheorie (vgl. Rosch 1973) heran, die logische und assoziative Muster verbindet (vgl. Koch 1996; Geeraerts 1997; Gévaudan 2007, 85–88). Im Zuge der Trennung von taxo-

nomischen (*genus*/*specie*) und partonomischen (*pars*/*totum*) Übertragungen kommt es allerdings zu terminologischen Unstimmigkeiten. So wird der Terminus *Synekdoche* entweder für taxonomische Übertragungen verwendet (etwa von Sato 1979, 126; Nerlich/Clarke 1999, 205–210; Seto 1999, 116) oder für den partonomischen Untertyp der Metonymie (so Blank 1997; Waltereit 1998, Koch 1999).

Auch bei der Definition von Metaphern und Metonymien kann man zwischen strukturalistischen (Dubois u. a. 1970; Plett 2000; Coenen 2002; Jakobson 1956, 1960, u. a.) und kognitiven Ansätzen (Lakoff/Johnson 1981; Koch 1994, 1999; Geeraerts 1997, u. a.) unterscheiden. Dubois et al. (1970, 118) definieren die Metapher als Übertragung auf der Grundlage eines oder mehrerer gemeinsamer Seme auf der konzeptuellen oder gemeinsamer Teile auf der referenziellen Ebene. Die Metonymie beruht demnach auf Zugehörigkeit zum selben Archisemem auf der konzeptuellen bzw. zur selben materiellen Einheit auf der referenziellen Ebene. Plett (2000, 183–197) beschreibt Metaphern und Metonymien als Substitution von Semen (s. o.). Andere, ebenfalls sprachinterne Ansätze beschreiben die Metapher als konnotative Verwendung eines Zeichens (vgl. u. a. Coenen 2002).

Kognitive Ansätze sehen die Motivation für Metaphern und Metonymien außerhalb der einzelsprachlichen Semantik, da für sie die mentale Verarbeitung perzeptueller Informationen entscheidend ist. Die Verankerung (und kognitionspsychologische Herleitung) von Similaritäts- und Kontiguitätsassoziationen beruht auf den Modellen des *ICM* („Idealized Cognitive Model“) und der *Frames*. Dabei wird die Rolle der Similaritätsassoziation im Rahmen der Interaktion von sinnlicher Wahrnehmung und prototypischer Kategorisierung hervorgehoben. Im Frame-Modell wird die Kontiguitätsassoziation als Effekt von Erfahrungszusammenhängen oder Szenarien (Frames) definiert (vgl. Rosch 1973; Minsky 1975; Fillmore 1975; Lakoff/Johnson 1981; Lakoff 1987, Langacker 1987–1991; Koch 1999). In jüngster Zeit wird die Rolle der Metonymie hervorgehoben, die häufiger vorkommt als die Metapher und auch deutlich mehr zum Sprachwandel beiträgt (u. a. Le Guern 1973; Blank 1997; Panther/Radden 1999, darin: Koch 1999; Radden/Kövecses 1999; Koch 2004; Gévaudan 2007).

4.2. Figuren

Das Ziel der modernen Figurentheorien ist eine integrale Klassifikation von Tropen und Figuren. Gegenüber den traditionellen Ansätzen zeichnen sie sich durch eine konsequentere Beachtung der zugrunde gelegten Kriterien aus (z. B. Einwort- u. Mehrwort-, Gedanken- u. Ausdrucksfiguren sowie Deviationstypen), aber auch durch die Einführung neuer Faktoren der Klassifikation.

Der Modellentwurf von Todorov unterstreicht die Unterscheidung zwischen Figuren, die „linguistische Anomalien“ aufweisen, und solchen, die dies nicht tun (1967, 108). Plett (1977, 134) spricht von „regelverletzenden“ und „regelverstärkenden Operationen“. Diese grundlegende Unterscheidung wird jeweils in den semiotischen Dimensionen „sons-sens“, „syntaxe“, „sémantique“ und „signe-référent“ vorgenommen. Ebenso wie Todorov (1967) unterscheidet Leech (1969, 24 f., 29–33) zwischen regelverstärkender und regelverletzender „linguistischer Kreativität“, die er auf unterschiedlichen Ebenen der Sprache beschreibt (phonische und graphische Realisation, lexikalische und gramma-

tische Form, denotative oder kognitive Bedeutung, vgl. 1969, 37). Zur Kritik siehe Knape (1996, 299, 339).

Der groupe μ legt in seiner *Rhétorique générale* (Dubois et al. 1970) ein Modell vor, das gegenüber seinen Vorgängern „präziser, konsistenter und vollständiger als diese die Erkenntnisse der strukturalen Sprachwissenschaft auf die Rhetorik überträgt" (Plett 1977, 137). Insbesondere wird in diesem Modell eine Theorie der Operationen ausgearbeitet, die von einer relativen Nullstufe des unauffälligen, d. h. normgerechten Ausdrucks (*degré zéro*, vgl. Barthes 1953) ausgeht. Davon werden vier Deviationstypen abgegrenzt, die mit der *quadripartita ratio* übereinstimmen (s. o.). Die vier Deviationsoperationen werden in einer Gesamtklassifikation der Figuren mit den sprachlichen Ebenen der Morphologie (*métaplasmes*), der Syntax (*métataxes*), der Semantik (*métasémèmes*) und der Logik (*métalogismes*) gekreuzt. Das System der Figurenklassifikation wird in Dubois et al. (1970) sorgfältig hergeleitet und besticht durch Kohärenz. Darüber hinaus erfasst es das gesamte traditionelle Figureninventar.

Eine Verfeinerung und Erweiterung des Lütticher Modells stellt der Ansatz von Plett (2000) dar, der in beiden Dimensionen (Operationen und Sprachebenen) Klassifikationskriterien hinzufügt. Als zusätzliche Operation wird die Regelverstärkung oder *Äquivalenz* eingeführt. Die fünf Operationen *Addition*, *Subtraktion*, *Substitution*, *Permutation* und *Äquivalenz* werden in diesem Modell mit sieben Sprachebenen gekreuzt, der 1) phonologischen, 2) morphologischen, 3) syntaktischen, 4) semantischen, 5) graphemischen, 6) textologischen und 7) intertextuellen Ebene (Plett 2000, 22). Damit ergeben sich 35 Kategorien, mit denen eine Fülle von traditionellen und auch neuen Figuren erfasst und beschrieben werden kann. So integriert das Modell Komposita und Derivationen, während Dubois et al. (1970) lediglich einige auffällige Derivationen beschreiben. Wortbildungsverfahren gelten zwar bereits in der Antike als möglicher Ornatus, werden jedoch zumeist nur am Rande erwähnt (Arist. *Rhet*. 3,2,14−15; Quint. 8,6,32 u. 40; Cic. *de or*. 3,38,154). Dabei sind sie in diversen Kontexten wirksam (z. B. *Sonderangebot*, *wohnungslos*, *Wüstenschiff*, *Däumling*). In Gévaudan (2007) wird neben der morphologischen auch die *stratische* Ebene beschrieben, auf der Entlehnungen, Antonomasien und Onomatopoetika erfasst werden.

Das folgende Zitat exemplifiziert die Verfeinerung von Pletts Ansatz gegenüber dem Lütticher Modell:

(7) *Veni, vidi, vici.*

Julius Cäsars berühmter Ausspruch stellt sowohl eine Alliteration (Wiederholung im Anlaut) als auch eine Konsonanz (Wiederholung im Auslaut) dar. Für Plett (2000, 59−61) liegt damit eine Figur der „phonologischen Äquivalenz (Isophoneme)" vor. Im Lütticher Modell, in dem Konsonanz als bestimmter Typ der Assonanz beschrieben wird (Dubois et al. 1970, 91 f.), werden beide Figuren dagegen als *morphologische* Operation der *Hinzufügung* (*adjonction*) qualifiziert. Sowohl was die Sprachebene als auch was den Operationstyp anbelangt, ist die Analyse von Plett exakter bzw. korrekter. Die lautlichen zu den morphologischen Figuren zu zählen, ist noch legitim, wenn auch nicht sehr präzise, aber die Alliteration als Hinzufügung zu werten, ist schlicht falsch. Dass Pletts Modell auch neue Wege beschreitet und damit eine Erweiterung gegenüber bisherigen Ansätzen darstellt, verdeutlicht das Beispiel, wenn man es sich als Antwort auf die Frage *Wie ist das Bewerbungsgespräch gelaufen?* vorstellt. Eine solche Verwendung dieses bekannten Zitats kann zweifellos mit Plett (2000, 243) als Figur der „intertextuellen Äquivalenz (Iso-Inter-

texteme)“ aufgefasst werden. Damit überschreitet die Figurentypologie von Plett (2000) die Grenzen des bisher in der Rhetorik diskutierten Inventars bei weitem und bietet ein umfassendes heuristisches Raster des figurativen Sprechens.

5. Ausblick

Wenig erforscht bleibt das bereits mehrfach erwähnte Phänomen der Überlagerungen von Figuren, das zwar von vielen Autoren mehr oder weniger explizit gesehen, meistens aber dann doch übergangen wird. Am klarsten ist in dieser Hinsicht noch Lausberg (1990, §§ 576, 578−581, 584, 586, etc.). Weitere Fragen ergeben sich im Bereich der semiotischen Fundierung von Tropen und Figuren. Dies betrifft insbesondere die Änderungskategorien: Dubois et al. (1970, 35 f.) stellen fest, dass eine Nullstufe (*degré zéro*), also ein normales, unauffälliges und eindeutiges Sprechen „nicht in der Sprache enthalten“ ist. Damit wird das Deviationstheorem im Prinzip hinfällig. Im Zusammenhang damit ist auch das Problem der Katachrese zu sehen, die Quintilian noch als Tropus einstuft (Quint. 9,1,5), Fontanier (1968, 213) aber nur als Begleiterscheinung von semantischen Tropen beschreibt, deren Funktion nicht ersetzend, sondern begriffsbildend ist.

6. Literatur (in Auswahl)

Anscombre, Jean-Claude/Oswald Ducrot (1983): L’argumentation dans la langue. Brüssel.

Arist. Met. = Aristoteles (1970): Metaphysik. Schriften zur Ersten Philosophie. Übers. u. hrsg. v. Franz F. Schwarz. Stuttgart.

Arist. Poet. = Aristoteles (1994): Περι ποιητικησ. Die Poetik. Griech./Dt. Übers. u. hrsg. v. Manfred Fuhrmann. 2. Aufl. ([1]1982). Stuttgart.

Arist. Rhet. = Aristoteles (2002): Rhetorik. 2 Bde. Übers. u. erl. v. Christof Rapp. Darmstadt (Werke in deutscher Übersetzung. Aristoteles: Bd. 4,1 u. 4,2; hrsg. v. Hellmut Flashar).

Atayan, Vahram (2006): Makrostrukturen der Argumentation im Deutschen, Französischen und Italienischen. Frankfurt a. M.

Austin, John L. (1962): How to Do Things with Words. Oxfort (Dt.: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart 1972).

Bachtin, Michail (1929a): Marksyzm I filosofija jazyka. Publ. unter dem Namen Valentin N. Vološinov. Leningrad [kons. Ausg. (1977): Le marxisme et la philosophie du langage. Paris].

Bachtin, Michail (1929b): Problemy tvorchestva Dostoevskogo. Leningrad [konsult. Ausg. (1984): Problems of Dostoevsky’s Poetics. Übers. u. hrsg. v. Caryl Emerson. Minneapolis].

Bacry, Patrick (1992): Les figures de style et autres procédés stylistiques. Paris.

Barthes, Roland (1953): Le degré zéro de l’écriture. Paris.

Barthes, Roland (1988): Die alte Rhetorik. Ein Abriß. In: Roland Barthes: Das semiologische Abenteuer. Übers. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M., 15−101.

Blank, Andreas (1993): Zwei Phantome der Historischen Semantik: Bedeutungsverbesserung und Bedeutungsverschlechterung. In: Romanistisches Jahrbuch 44, 57−85.

Blank, Andreas (1997): Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen. Tübingen.

Bréal, Michel (1897): Essai de sémantique. Paris.

Brown, Penelope/Stephen C. Levinson (1987): Politeness. Some Universals in Language Usage. Cambridge (Studies in interactional sociolinguistics, 4).

Cic. de or. = Cicero, Marcus Tullius (1977): De Oratore. Lat./Dt. Übers. u. hrsg. v. Harald Merklin. Stuttgart.
Cic. Brut. = Cicero, Marcus Tullius (2000): Brutus. Lat./Dt. Hrsg. v. Bernhard Kytzler. 5. Aufl. München u. a.
Cic. Or. = Cicero, Marcus Tullius (2004): Orator. Lat./Dt. Übers. u. hrsg. v. Harald Merklin. Stuttgart.
Coenen, Hans G. (2002): Analogie und Metapher. Grundlegung einer Theorie der bildlichen Rede. Berlin/New York.
Curtius, Ernst R. (1948): Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Tübingen/Basel.
Darmesteter, Arsène (1887): La vie des mots. Paris.
De Man, Paul (1971): Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism. London.
De Man, Paul (1979): Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust. New Haven/London (Dt.: Allegorien des Lesens. Frankfurt a. M. 1988).
Detges, Ulrich (1998): Echt die Wahrheit sagen. Überlegungen zur Grammatikalisierung von Adverbmarkern. In: PhiN. Philologie im Netz 4, 1–25. [http://www.phin.de]
Detges, Ulrich (2000): Time and Truth: The Grammaticalization of Resultatives and Perfects within a Theory of Subjectification. In: Studies in Language 24, 345–377.
Dubois, Jacques et al. (1970): Rhétorique générale. Paris (Dt.: Allgemeine Rhetorik. Hrsg. u. übers. v. Armin Schütz. München 1974).
Ducrot, Oswald (1984): Le dire et le dit. Paris.
Dumarsais, César C. (1988): Des tropes ou différents sens. Figure et vingt autres articles de l'encyclopédie, suivis de l'abrégé des tropes de l'abbé Ducros. Hrsg. u. komm. v. Françoise Douay-Soublin. Paris.
Fillmore, Charles J. (1975): An Alternative to Checklist Theories of Meaning. In: Proceedings of the Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society 1, 123–131.
Fontanier, Pierre (1968): Les figures du discours. Hrsg. v. Gérard Genette. Paris [Frz. Original: Manuel classique pour l'étude des tropes, Paris 1830. Figures autres que tropes, Paris ^{3}1827].
Foucault, Michel (1969): L'archéologie du savoir. Paris.
Fritz, Gerd (1998): Historische Semantik. Stuttgart.
Fuhrmann, Manfred (1984): Die antike Rhetorik. München/Zürich.
Geeraerts, Dirk (1997): Diachronic Prototype Semantics. Oxford.
Genette, Gérard (1966): Figures. Paris.
Genette, Gérard (1970): La rhétorique restreinte. In: Communications 16, 158–171.
Gévaudan, Paul (2007): Typologie des lexikalischen Wandels. Bedeutungswandel, Wortbildung und Entlehnung am Beispiel der romanischen Sprachen. Tübingen.
Goossens, Louis (1990): Metaphtonymy. The Interaction of Metaphor and Metonymy in Expressions for Linguistic Action. In: Cognitive Linguistics 1, 323–340.
Grice, Paul (1975): Logic and Conversation. In: Peter Cole/Jerry L. Morgan (eds.): Speech Acts. New York, 41–58 (Syntax and Semantics, 3).
Grice, Paul (1989): Studies in the Way of Words. Cambridge, Mass.
Haverkate, Henk (1985): La ironía verbal. Un análisis pragmalingüístico. In: Revista Española de Lingüística, 343–391.
Heine, Bernd/Ulrike Claudi/Friederike Hünnemeyer (1991): Grammaticalization. A Conceptual Framework. Chicago/London.
Hopper, Paul J./Elizabeth Traugott (1993): Grammaticalization. Cambridge.
Jakobson, Roman (1956): Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbances. In: Roman Jakobson/Morris Halle (eds.): Fundamentals of Language. Den Haag/Paris, 67–96.
Jakobson, Roman (1960): Linguistics and Poetics. In: Thomas A. Sebeok (ed.): Style in Language. New York (Dt.: Aufsätze zur Linguistik und Poetik. Hrsg. u. eingel. v. Wolfgang Raible. München 1974 (sammlung dialog, 71)).

Jakobson, Roman (1971): Der Doppelcharakter der Sprache. Die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik. In: Jens Ihwe (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven 1, 323–333.
Knape, Joachim (1991): Änderungskategorien. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, Sp. 549–566.
Knape, Joachim (1994): Elocutio. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 2, Sp. 1022–1083.
Knape, Joachim (1996): Figurenlehre. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, Sp. 289–342.
Koch, Peter (1994): Gedanken zur Metapher – und zu ihrer Alltäglichkeit. In: Annette Sabban/Christian Schmitt (Hrsg.): Sprachlicher Alltag. Linguistik – Rhetorik – Literaturwissenschaft. Festschrift für Wolf-Dieter Stempel. Tübingen, 201–225.
Koch, Peter (1996): La sémantique du prototype: sémasiologie ou onomasiologie? In: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 106, 223–240.
Koch, Peter (1999): Frame and Contiguity. In: Klaus-Uwe Panther/Günter Radden (eds.): Metonymy in Language and Thought. Amsterdam/Philadelphia, 139–167 (Human Cognitive Processing, 4).
Koch, Peter (2004): Metonymy between Pragmatics, Reference and Diachrony. In: metaphorik.de 07, 6–54. [http://www.metaphorik.de/07/; rev. 27.02.2008]
Kopperschmidt, Josef (1973): Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der persuasiven Kommunikation. Stuttgart.
Kristeva, Julia (1969): Séméiotikè. Recherches pour une sémanalyse. Paris.
Kronasser, Heinz (1952): Handbuch der Semasiologie. Heidelberg.
Lakoff, George (1987): Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal About the Mind. Chicago.
Lakoff, George/Mark Johnson (1981): Metaphors We Live by. Chicago.
Lamy, Bernard (1980): De l'art de parler: Kunst zu reden. Dt./Frz. Hrsg. v. Ernstpeter Ruhe. Reprograph. Nachdr. d. Ausg. Paris 1676 u. Altenburg 1753. München.
Langacker, Ronald W. (1987–1991): Foundations of Cognitive Grammar. 2 Bde. Stanford.
Lausberg, Heinrich (1990): Handbuch der literarischen Rhetorik. 3. Aufl. ([1]1960). Stuttgart.
Leech, Geoffrey N. (1969): A Linguistic Guide to English Poetry. London.
Le Guern, Michel (1973): Sémantique de la métaphore et de la métonymie. Paris.
Levinson, Stephen C. (1983): Pragmatics. Cambridge.
Maingueneau, Dominique (1991): L'Analyse du discours. Introduction aux lectures de l'archive. Paris.
Midjana, Tetjana (2005): Die Periphrase. Tübingen.
Minsky, Marvin (1975): A Framework for Representing Knowledge. In: Patric Winston (ed.): The Psychology of Computer Vision. New York u. a., 211–277.
Morier, Henri (1975): Dictionnaire de poétique et de rhétorique. 2. Aufl. ([1]1961). Paris.
Nerlich, Brigitte (1989): Elements for an Integral Theory of Language Change. In: Journal of Literary Semantics XVIII/3, 163–186.
Nerlich, Brigitte (1992): Semantic Theories in Europe 1830–1930. Amsterdam/Philadelphia.
Nerlich, Brigitte/David D. Clarke (1999): Synecdoche as a Cognitive and Communicative Strategy. In: Andreas Blank/Peter Koch (eds.): Historical Semantics and Cognition, 197–213.
Nølke, Henning (2001): Le regard du locuteur. Bd. 2. Paris.
Osgood, Charles E./George J. Suci/Percy H. Tannenbaum (1957): The Measurement of Meaning. Urbana.
Panther, Klaus-Uwe/Günter Radden (Hrsg.) (1999): Metonymy in Language and Thought. Amsterdam/Philadelphia.
Paul, Hermann (1880): Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle [Konsult. Ausg. Tübingen [8]1968].
Perelman, Chaïm/Lucie Olbrechts-Tyteca (1958): Traité de l'argumentation. La nouvelle rhétorique. Brüssel (Dt.: Die neue Rhetorik. Eine Abhandlung über das Argumentieren. Hrsg. v. Josef Kopperschmidt. Stuttgart 2004 (Problemata, 149)).

Plett, Heinrich F. (1977): Die Rhetorik der Figuren. In: Heinrich F. Plett (Hrsg.): Rhetorik. Kritische Positionen zum Stand der Forschung. München, 125−165.
Plett, Heinrich F. (2000): Systematische Rhetorik. Konzepte und Analysen. München.
Quint. = Quintilian, Marcus Fabius (2006): Institutio oratoria. Ausbildung des Redners. Lat./Dt. Hrsg. u. übers. v. Helmut Rahn. 2 Bde. Unveränd. Nachdr. der 3. Aufl. ([1]1972). Darmstadt (Texte zur Forschung).
Radden, Günter/Zoltán Kövecses (1999): Towards a Theory of Metonymy. In: Klaus-Uwe Panther/Günter Radden (eds.): Metonymy in Language and Thought. Amsterdam/Philadelphia, 18−23 (Human Cognitive Processing, 4).
Reboul, Anne (1992): Rhétorique et stylistique de la fiction. Nancy.
Récanati, François (1987): Meaning and Force. Cambridge.
Reisig, Karl (1839): Semasiologie oder Bedeutungslehre. In: Laszlo Antal (Hrsg.) (1972): Aspekte der Semantik. Frankfurt a. M., 21−40.
Rosch, Eleanor (1973): On the Internal Structure of Perceptual and Semantic Categories. In: Timothy E. Moore (ed.): Cognitive Development and the Acquisition of Language. New York, 111−144.
Sato, Nabuo (1979): Synecdoque, un trope suspect. In: Revue d'esthétique 1−2, 116−127.
Scaliger = Scaliger, Julius Caesar (1994−2003): Poetices libri septem = Sieben Bücher über die Dichtkunst. 5 Bde. Dt./Lat. Hrsg., übers., eingel. u. erl. v. Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira, unter Mitw. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart-Bad Cannstatt.
Searle, John R. (1969): Speech Acts. Cambridge, Mass.
Searle, John R. (1979): Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts. New York.
Seto, Ken-ichi (1999): Distinguishing Metonymy from Synecdoche. In: Klaus-Uwe Panther/Günter Radden (eds.): Metonymy in Language and Thought. Amsterdam/Philadelphia, 91−120 (Human Cognitive Processing, 4).
Sperber, Dan/Deirdre Wilson (1986): Relevance. Communication and Cognition. Oxford.
Strawson, Peter F. (1971): Logico-linguistic Papers. London.
Strawson, Peter F. (1973): Austin and ‚Locutionary Meaning'. In: Isaiah Berlin u. a.: Essays on J.L. Austin. Oxford, 46−68.
Taylor, John R. (1995): Linguistic Categorization. Prototypes in Linguistic Theory. 2. Ausg. ([1]1989). Oxford.
Todorov, Tzvetan (1967): Littérature et signification. Paris.
Tryphon = Tryphon (1853): Tryphonis grammatici Alexandrini fragmenta. Hrsg. v. Arthur van Velsen. Berlin. Nachdruck Amsterdam 1965.
Tsohatzidis, Savas L. (Hrsg.) (1994): Foundations of Speech Act Theory. Philosophical and Linguistic Perspectives. London.
Ullmann, Stephen (1962): Semantics. An Introduction to the Science of Meaning. Oxford/New York.
Waltereit, Richard (1998): Metonymie und Grammatik. Tübingen.
Wittgenstein, Ludwig (2001): Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition. Hrsg. v. Joachim Schulte. Darmstadt.

Paul Gévaudan, Tübingen (Deutschland)

43. Metaphernforschung

1. Einleitung
2. Aristotelischer Metaphernbegriff
3. Bildfeldtheorie
4. Kognitiv-semantische Metapherntheorien
5. Pragmatische Metapherntheorien
6. Synthesetendenzen in der neueren Theoriebildung
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

First, this article outlines several theories of metaphor that are relevant to current research and discussion. In detail, it refers to Aristotle's theory, to Bildfeldtheorie *(theory of metaphoric word fields), cognitive-semantic approaches (including blending) as well as pragmatic approaches. Moreover, further theories of metaphor (Quintilian, Dornseiff, Richards, Black) will be considered. Finally, current theory convergence is examined, where cognitive-semantic and pragmatic approaches to metaphor theory are merged. In this context, specific focus is on argumentation, in particular on the relation between* topoi *and metaphors. A list of current bibliographic references is provided in the reference section.*

1. Einleitung

Eine Eigenart der Metapher ist es, dass sie Anlass zu kontinuierlicher Diskussion und Theoriebildung gibt (vgl. Abschn. 7.1. Bibliographien). Es gibt immer wieder neue Ansätze, Metaphern theoretisch und methodisch zu erfassen und in der Folge immer wieder neue Systematiken der Metaphernforschung (als neueres Beispiel vgl. etwa Rolf 2005). Auf den ersten Blick scheinen die Ansätze inkommensurabel, insbesondere in der neueren Forschung, die teilweise von einem Pathos des ‚völlig Neuen' geprägt ist. Innerhalb der Vielfalt der Ansätze lassen sich jedoch auch gewisse Gemeinsamkeiten feststellen. Diese sollen im Folgenden in den Vordergrund gestellt werden. Es werden zentrale Metaphernbegriffe behandelt, die in der gegenwärtigen Diskussion immer wieder eine Rolle spielen.

Da in den meisten modernen Metapherntheorien – unausgesprochen oder nicht – auf den aristotelischen Metaphernbegriff Bezug genommen wird, soll zunächst dieser eingeführt werden. Dann soll auf Bildfeldtheorien, kognitiv-semantische und pragmatische Metapherntheorien und schließlich auf sich abzeichnende Formen einer Synthese insbesondere im Bereich der Argumentation eingegangen werden.

2. Aristotelischer Metaphernbegriff

2.1. Definition der Metapher

Die häufig zitierte Definition des Aristoteles lautet: „Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes, das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird, und zwar entweder

von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung, oder von einer Art auf eine andere, oder nach den Regeln der Analogie“ (Arist. *Poet.* 21).

Von diesen vier Dimensionen wird in den meisten Metapherntheorien in der Regel die vierte Dimension, d. h. die Analogiebildung, mit dem Metaphernbegriff gleichgesetzt.

Analogie wird hier durchaus bereits im Black’schen Sinne als „Strukturanalogie“ (1977, 412) betrachtet, also als eine Verhältnisrelation zwischen zwei Verhältnisrelationen („Strukturen“). Es handelt sich also im einfachsten Fall um ein Verhältnis vierer Größen A, B, C und D, wobei das Verhältnis von A zu B ähnlich sein soll dem Verhältnis von C zu D: „Unter einer Analogie verstehe ich eine Beziehung, in der sich die zweite Größe zur ersten ähnlich verhält wie die vierte zur dritten“ (Arist. *Poet.* 21).

2.2. Metaphern in der Alltagssprache, der Rede- und Dichtkunst

Aristoteles begründet seinen Metaphernbegriff vor allem in der *Poetik* und in der *Rhetorik*. Es handelt sich hierbei um Werke, die gute Dicht- bzw. Redekunst erkennen und lehren wollen. Metaphern sind gute Mittel des Vor-Augen-Führens und machen einen wesentlichen Teil des ‚Esprits‘ der Rede aus. Außerdem sind sie aufgrund ihrer kontrastierenden Eigenschaften essenzieller Bestandteil jedes poetischen und rhetorischen Sprechens, das sie damit vor Banalität und Blassheit bewahren: „Darüber hinaus besitzt die Metapher in größtem Umfang Deutlichkeit, Annehmlichkeit und Fremdartigkeit, und sie kann nicht von etwas anderem abgeleitet werden“ (Arist. *Rhet.* 3, 2).

Häufig wird in der Aristotelesrezeption dieser Kontext nicht gesehen und viele für den Kontext der Poetik oder Rhetorik geltenden Aussagen als Allgemeinaussagen behandelt. Dabei markiert Aristoteles deutlich, auf welchen Kontext er sich bezieht, den rhetorischen, den poetischen oder eben den Kontext der Alltagssprache. Daher findet man auch in der *Rhetorik* und der *Poetik* durchaus Aussagen zur Metaphorik im Alltagshandeln und -sprechen. In diesen Passagen zeigt sich, dass für Aristoteles Metaphern zunächst Phänomene der Alltagssprache darstellen, die der Redner respektieren muss, um schließlich für seinen argumentativen Zweck geeignete Metaphern zu konstruieren: „Das allgemein gebräuchliche und eigentliche Wort (verbum proprium) aber und die Metapher dürfen als einzige für die Ausdrucksweise der Prosarede gebraucht werden. Ein Indiz hierfür ist, dass alle Menschen nur diese allein gebrauchen; denn alle gebrauchen in der Unterredung Metaphern, eigentümliche und allgemein gebräuchliche Ausdrücke“ (Arist. *Rhet.* 3, 2).

Metaphern sind also vor allem in einem ausgewogenen Verhältnis zu nicht-metaphorischen Sprachformen zu verwenden. Dies gilt auch für die Dichtkunst, nur in einer weitaus differenzierteren Weise: „Die vollkommene sprachliche Form ist klar und zugleich nicht banal. Die sprachliche Form ist am klarsten, wenn sie aus lauter üblichen Wörtern besteht; aber dann ist sie banal. [...] Die sprachliche Form ist erhaben und vermeidet das Gewöhnliche, wenn sie fremdartige Ausdrücke verwendet. Als fremdartig bezeichne ich die Glosse, die Metapher, die Erweiterung und überhaupt alles, was nicht üblicher Ausdruck ist. Doch wenn jemand nur derartige Wörter verwenden wollte, dann wäre das Ergebnis entweder ein Rätsel [im Falle der Metaphernverwendung, W.-A. L.] oder ein Barbarismus [im Falle der Glossenverwendung, W.-A. L.]. [...] Man muss also die verschiedenen Arten irgendwie mischen. [...] hierbei maßvoll zu verfahren, ist die Regel, die für alle diese Wortarten gemeinsam gilt. Denn wenn man Metaphern und Glossen und

die übrigen Arten unpassend verwendet, dann erreicht man dieselbe Wirkung, wie wenn man sie eigens zu dem Zweck verwendet, Gelächter hervorzurufen“ (Arist. *Poet.* 22; vgl. auch Arist. *Rhet.* 3, 2).

Für Aristoteles entfalten Metaphern also nur in den genannten Kontexten anderer, nichtmetaphorischer Sprachformen ihre Wirkung. Dennoch kommt der Bildung von Metaphern eine besondere Bedeutung zu. Innerhalb der Dichtkunst benötigt man dazu auch eine bestimmte Begabung: „Es ist wichtig, dass man alle die genannten Arten passend verwendet [...]; es ist aber bei weitem das Wichtigste, daß man die Metaphern zu finden weiß. Denn dies ist das Einzige, das man nicht von einem anderen erlernen kann, und ein Zeichen von Begabung. Denn gute Metaphern zu bilden bedeutet, daß man Ähnlichkeiten zu erkennen vermag“ (Arist. *Poet.* 22).

2.3. Aristotelesrezeption

Neuere Metapherntheorien begründen ihre Neuheit häufig mit einer Kritik und ‚Überwindung‘ des Aristotelischen Ansatzes. Oben wurde bereits gezeigt, dass eine Kritik, die Metapher als von der Alltagssprache abweichendes Stilmittel versteht, reduktionistisch ist, da die Aussagen, die im Rahmen der Dichtkunst getroffen werden, nicht als generelle Annahmen verstanden werden dürfen, insbesondere nicht als solche über die Alltagssprache. Es lassen sich bei Aristoteles sogar eindeutige Aussagen zur Metaphorik der Alltagssprache finden, die klar zeigen, dass Metaphern für Aristoteles natürlich ein allgegenwärtiges Alltagsphänomen darstellen und erst die Basis für Redner und Dichter schaffen, damit diese nun ihre − hoffentlich originellen − Metaphern bilden können.

Auch die gängige Kritik, Aristoteles habe Metaphern lediglich als ‚Schmuck‘ verstanden (vgl. etwa Lakoff/Johnson 1980), trifft in dieser einfachen Form nicht zu. Aristoteles hat diese Auffassung nie vertreten. Wie eben gezeigt, weist er der Metapher in der Alltagssprache, der Dicht- und Redekunst je eigene Funktionen zu. In der Poetik elaboriert er sogar eine Worttypologie, in der er die Metapher explizit gegen das ‚Schmuckwort‘ abgrenzt: „Jedes Wort ist entweder ein üblicher Ausdruck, oder eine Glosse, oder eine Metapher, oder ein Schmuckwort, oder eine Neubildung, oder eine Erweiterung, oder eine Verkürzung, oder eine Abwandlung“ (Arist. *Poet.* 21).

Selbst die häufig fälschlicherweise Aristoteles untergeschobene Einordnung der Metapher unter die Ornatus-Kategorie bei Cicero und Quintilian rechtfertigt diese Kritik nicht unbedingt. Ernesto Grassi (1992) weist zu Recht darauf hin, dass hier ebenfalls ein reduktionistisches Verständnis von *ornatus* bzw. *kosmos* vorliegt: „[D]er Terminus *ornatus* wird heute meistens falsch übersetzt im Sinne einer äußerlichen ‚Zierde‘. Ursprünglich entspricht *ornatus* dem griechischen Terminus *kosmos*, der sich in seiner ontologischen Sicht auf das ‚Verhältnis‘ zwischen einzelnen Teilen und einem Ganzen bezieht und das Walten einer grundlegenden ‚Ordnung‘ benennt“ (Grassi 1992, 64).

Schließlich wird die Aristotelische Metapherntheorie häufig als ‚Substitutionstheorie‘ typologisiert (vgl. z. B. Black 1954). Die Metapherntheorie des Aristoteles muss jedoch im Kontext seiner *Theorie der Dichtkunst* (*Poetik*) bzw. seiner *Theorie der Beredsamkeit* (*Rhetorik*) betrachtet werden. Beide Werke sind auf die Textproduktion in der dichterischen bzw. politisch-juristischen Praxis ausgerichtet. Seine Angaben zur ‚Substitution‘ sind daher keine theoretischen Beiträge, sondern müssen eher als Tests betrachtet werden, ob die nicht-üblichen Ausdrücke wie etwa die Metapher, passend sind [vgl. Arist.

Poet. 22]. Die Metapherntheorie des Aristoteles muss deshalb hinsichtlich der Metapherngenese eher als eine Ähnlichkeitstheorie betrachtet werden, die dem Black'schen Ansatz (vgl. den Abschnitt 4. Kognitiv-semantische Metapherntheorien) insofern nahe ist, als sie behauptet, das Erkennen von bislang unerkannten Ähnlichkeiten weit entfernter semantischer Domänen bilde die Grundlage für Metaphern, die diese beiden entfernten Bereiche dann in einer komplexen, analogisch inferenzfähigen Vorstellung vereinigt.

3. Bildfeldtheorie

3.1. Die frühe Bildfeldtheorie

In den 30er-Jahren des 20. Jhs. wird die Metapher erstmals nicht mehr als Einzelwortphänomen aufgefasst, sondern als Teil einer komplexen semantischen Struktur. Jost Trier, Begründer der Lehre vom sprachlichen Feld, einer Theorie semantischer Strukturen für Lexemverbünde, wendet diesen Ansatz auf Metaphern an. Eine zentrale Annahme besteht darin, „daß es immer ganze Gruppen, sinnmäßig zusammenhängende Gruppen von Wörtern sind, die sich in metaphorischer Expansion auf andere Seinsbereiche ausdehnen" (Trier 1934, 195).

Dabei wird ein Feld in einem Sinnbereich durch ein anderes Feld aus einem anderen Sinnbereich strukturiert („ergliedert"). Metaphern gelten nicht als substituierbarer ‚Schmuck', sondern als ubiquitär und essenziell für Sprachen: „Eine solche Figur heißt in der Stilistik Metapher, aber es ist wohl zu beachten, daß es sich nicht um einen willkürlichen Schmuck der Rede dabei handelt, sondern um eine Notwendigkeit der Sprache, wenn sie Aussagen machen will. Eine Aussage besteht eben darin, daß ein noch unbestimmter und unbestimmbarer Sachverhalt einem Bedeutungsfeld eingegliedert wird. Das heißt aber, daß er jetzt überhaupt erst innerhalb des betreffenden Systems Bedeutung gewinnt. Alle Sprache und aller Bedeutungswandel baut sich schließlich auf solchen Metaphern auf" (Porzig zit. nach Trier 1934, 197).

Trier führt hier auch den Begriff „bildspendendes Feld" ein: „Welche Sinngebiete stehen so sehr im Vordergrund, daß sie vorzugsweise bildspendend sind [...]. Stellt man die vorzugsweise bildspendenden Felder zusammen, so bekommt man einen Einblick darein, welche Weltgebiete vordringlich sind im Denken einer Sprache. Und dem entspräche als geschichtliche Wendung die Frage: Welche Felder sind in den einzelnen Zeiten spendend, wie wechseln sie einander durch die Zeiten ab und was besagt das?" (Trier 1934, 197 f.).

Bestimmte bildspendende Felder stehen im Vordergrund und expandieren per Analogie, weil sie innerhalb einer Sprachgemeinschaft als hilfreich für die kollektive Orientierung empfunden werden: „[D]ie Summe der einzelnen [verwendet] die Wörter dieses oder jenes Sinnbereiches metaphorisch außerhalb der Bereiche, [...] weil jene Bereiche als beherrschende Sinnzentren der Sprache vordringlich das Denken der einzelnen lenken und sich als Mittel anbieten, auch andere Bereiche analogisch zu klären. Sie haben Tore zur Welt geöffnet, sie werden auch andere Tore öffnen" (Trier 1934, 196).

3.2. Die reife Bildfeldtheorie

Weinrich greift 1958 diesen Gedanken der Metaphernfelder der 30er-Jahre erstmals wieder auf, ohne allerdings auf die damalige Diskussion weiter einzugehen: Er übernimmt

von Fricke den Ausdruck „Bildfeld“ (1933, 34; zu dieser Rezeptionslinie vgl. Liebert 2002b), übernimmt von Trier den Ausdruck „bildspendendes Feld“ (1934, 197) und entwickelt die Bildfeldtheorie weiter (u. a. prägt er den Ausdruck „bildempfangendes Feld“). Es gibt verschiedene Gründe, warum die Bildfeldtheorie erst nach dem Zweiten Weltkrieg von Harald Weinrich (1958) wieder aufgegriffen wird, die hier aber nicht weiter erörtert werden sollen (vgl. dazu Liebert 1992, 83 ff. mit einer ausführlichen Würdigung des onomasiologischen Metaphernbegriffs Dornseiffs; Liebert 2002b, Jäkel 1997, 132 ff.).

Bei Weinrich ist der einzelne Sprecher (und damit auch der Orator oder Poet) eingebunden in „eine überindividuelle Bildwelt als objektiven, materialen Metaphernbesitz einer Gemeinschaft“ (Weinrich 1976b, 277). Jeder Sprecher steht damit in einer metaphorischen Tradition, die ihm teils durch den Spracherwerb und die Literatur vermittelt wird und ihm so als „sprachlich-literarisches Weltbild gegenwärtig ist“ (Weinrich 1976b, 278).

Wie in der Diskussion der 30er-Jahre geht es auch Weinrich nicht um die Betrachtung einzelner Lexemmetaphern. Relevant ist vielmehr die Betrachtung von Metaphern als aufeinander bezogene Elemente eines Feldes: „Im Maße, wie das Einzelwort in der Sprache keine isolierte Existenz hat, gehört auch die Einzelmetapher in den Zusammenhang ihres Bildfeldes. Sie ist eine Stelle im Bildfeld [...] jeder Terminus bringt seine Nachbarn mit [...]. In der aktualen und scheinbar punktuellen Metapher vollzieht sich in Wirklichkeit die Koppelung zweier sprachlicher Sinnbezirke. Wir können dabei durchaus die Frage offen lassen, von welcher formalen Struktur diese Sinnbezirke sind, ob Wortfeld, Bedeutungsfeld, Sachgruppe, Partnerschaft usw.“ (Weinrich 1976b, 283).

Weinrich führt dann den Begriff des „bildempfangenden Feldes“ ein: „Insofern zwei Sinnbezirke Bestandteile eines Bildfeldes sind, benennen wir sie (mit Ausdrücken von Jost Trier) als bildspendendes und bildempfangendes Feld“ (Weinrich 1976b, 284).

Weinrich hat die frühe Bildfeldtheorie konsequent weiterentwickelt (vgl. auch seinen Begriff „Denkmodell“ (1976b, 291)), sodass Metaphern als Teil der kollektiven Vorstellungswelt einer Gemeinschaft erscheinen.

4. Kognitiv-semantische Metapherntheorien

4.1. Kognitive Metapherntheorie

4.1.1. Von Frames zu einer Theorie kognitiver Modelle

Die kognitive Linguistik ist in Verbindung mit verschiedenen Disziplinen entstanden, vor allem in Verbindung mit der Gestaltpsychologie, der kognitiven Psychologie, Arbeiten aus dem Bereich der Kognitionswissenschaft, der Künstlichen-Intelligenz-Forschung sowie der Anthropologie. Zentraler Forschungsgegenstand der kognitiven Linguistik ist die Verbindung von Sprache und Denken.

Grundeinheiten der kognitiven Linguistik sind nach Lakoff (1987) „Idealisierte Denkmodelle“. Diese sind körpergebunden („embodied“; vgl. dazu auch Johnson 1987). Dahinter steht die Vorstellung, dass zunächst averbale Wahrnehmungsstrukturen existieren, die die Basis für eine Reihe von kognitiven Grundmodellen wie Weg, Kreis oder Blockade bilden. Diese Grundmodelle sind durch den direkten Bezug zur körperlich-sensualistischen Wahrnehmung direkt bedeutungsvoll (Lakoff 1987, 68). Abstraktes Denken

entsteht dann aus diesen Grundmodellen mittels anderer Denkmodelle, etwa kognitiver Metaphernmodelle. „Idealisiert" soll dabei betonen, dass die Realität mit Modellen partiell immer reduziert und/oder zur Schließung der Gestalt vervollständigt wird, d. h., dass die Realität immer ‚eingepasst' wird (Goodman/Elgin 1989). So gibt es in der Natur keine Kreise, Rechtecke oder Dreiecke − jedenfalls nicht im mathematischen Sinn. Dennoch ist ein Idealisiertes Denkmodell eines Kreises sinnvoll zur Orientierung in der Realität oder zur Konstruktion von Gegenständen. In diesem Sinne stellen Denkmodelle stets eine idealisierte Version der Realität dar, daher der Zusatz ‚idealisiert'. Im weiteren Verlauf soll für ‚Idealisiertes Denkmodell' abkürzend auch ‚Denkmodell' geschrieben werden.

Ein *Denkmodell* wird als Gestalt verstanden, also eine komplexe Einheit, an der funktional aufeinander bezogene Teile unterschieden werden können: „Each ICM is a complex structured whole, a gestalt" (Lakoff 1987, 68). Damit ist zunächst wie in früheren Arbeiten (Lakoff 1977; Lakoff/Johnson 1980) die Gestalttheorie der europäischen Gestaltpsychologie als Grundlage der kognitiven Linguistik angegeben (zur Gestalttheorie vgl. Liebert 1992, 14 ff.).

Des Weiteren spielt Fillmores Framebegriff eine entscheidende Rolle. Nach Fillmore (1982; 1985) sind die Bedeutungen sprachlicher Zeichen nur auf dem Hintergrund von Frames zu erklären. Ein bekanntes Beispiel ist die Bedeutung von kaufen, die nach Fillmore nicht ohne Käufer, Verkäufer, Verkaufsgegenstand und Tauschgegenstand und einer Reihe von Transaktionen zu beschreiben ist. Das Wort kaufen ist dabei perspektivitätsgebunden an die Rolle des Käufers und hat seine Gegenperspektive in verkaufen, das an die Rolle des Verkäufers gebunden ist. Jede Rolle ist dabei als Leerstelle („slot") zu verstehen, in die die jeweiligen Instanzen („filler") eingesetzt werden. Die Verwendung eines dieser sprachlichen Zeichen, wie etwa kaufen, „evoziert" nach dieser Theorie immer den gesamten Frame. Genau dies nimmt Lakoff (1987) auch für Idealisierte Denkmodelle an. Der Fillmore'sche Begriff des „Evozierens" kann dabei gestalttheoretisch folgendermaßen reformuliert werden: Mit der Verwendung eines sprachlichen Zeichens wird ein Denkmodell mental organisiert. Es entsteht eine spezifische Gestalt mit dem verwendeten sprachlichen Zeichen als Figur und dem Restmodell als (Hinter-)Grund: „The meaning of each lexical item is represented as an element in an ICM. The ICM as a whole is taken as the background against which the word is defined" (Lakoff 1987, 289).

Der Fillmore'sche Framebegriff geht somit im Begriff des Denkmodells auf und erhält seinen Platz in einem reichhaltigen Inventar verschiedener Typen von Denkmodellen, auf das hier nicht näher eingegangen werden soll. Lediglich das Metaphernmodell, das *metaphoric ICM*, soll nun näher betrachtet werden.

4.1.2. Metaphern als kognitive Modelle

In der mittlerweile klassischen Arbeit *Metaphors we live by* haben Lakoff und Johnson (1980, deutsch 1998) gezeigt, wie durch die alltagssprachliche Analyse ein zusammenhängendes System von Metaphernbereichen und -konzepten sichtbar wird, das eindeutige Schwerpunkte der Wirklichkeitswahrnehmung vorgibt (sog. „highlighting and hiding"; vgl. die Darstellung dieser Eigenschaft aber bereits bei Black 1954, 72). Diese Eigenschaft von Metaphern, an eine bestimmte Perspektive der Weltwahrnehmung gebunden zu sein, bei der bestimmte Aspekte eines Themas oder Problems hervorgehoben, andere dagegen

ausgeblendet werden, hat die Metapher immer schon als ein wirksames Mittel in der Argumentation erscheinen lassen. Da alle kognitiven Modelle Gestalten sind, trifft dies auch auf Metaphern zu, die nun als Gestaltprojektion erscheinen. Dies ist eine direkte Ableitung von dem von Lakoff (1977, 247) eingeführten Gestaltprinzip der Projektion („mapping") von Gestalten auf andere Gestalten. „Es gibt auch komplexe Gestalten, die partiell von anderen Gestalten her strukturiert sind. Diese haben wir als metaphorisch strukturierte Konzepte bezeichnet" (Lakoff/Johnson 1998, 102).

Im Vordergrund steht die Welterfahrung des Individuums mit seinen erfolgreich operationablen Wissensbeständen und Modellen, deren Tauglichkeit es in neuen Lebensbereichen erspürt und testet. Dies ist nach Lakoff/Johnson (1998) die „Essenz der Metapher": „Das Wesen der Metapher besteht darin, dass wir durch sie eine Sache oder einen Vorgang in Begriffen einer anderen Sache bzw. eines anderen Vorgangs verstehen und erfahren können [...] Metapher [ist, W.-A. L.] nicht nur eine Frage von Sprache [...], also von Worten allein [...]. Deshalb ist, wann immer wir in diesem Buch von Metaphern wie z. B. ARGUMENTIEREN IST KRIEG sprechen, das so zu verstehen, daß mit dem Begriff Metapher ein metaphorisches Konzept gemeint ist" (Lakoff/Johnson 1998, 13 f.).

Eine Metapher ist eine Projektion von einem Herkunfts- auf einen Zielbereich: „The source domain is assumed to be structured by a propositional or image-schematic model. The mapping is typically partial; it maps the structure of the ICM in the source domain onto a corresponding structure in the target domain" (Lakoff 1987, 288).

Mit diesem Ansatz können auch ganze Metaphernszenarien beschrieben werden. Wenn etwa in den Medien über Epidemien wie die Vogelgrippe berichtet wird, werden Viren häufig wie feindliche Armeen beschrieben, die sich mit den betroffenen Menschen bzw. Regionen im Krieg befinden. Dies kann bis zu filmartigen Sequenzen mit pseudodokumentarischem/-literarischem Charakter gehen (vgl. etwa Moser 1992; Böke 1996 und 1997; Spitzmüller 2005).

4.2. Konzeptuelle Integration/Blending

4.2.1. Grundannahmen

Grundlage der Theorie konzeptueller Integration ist die Annahme von „Denkräumen" („mental spaces"; Fauconnier 1984/1985; die englischen Ausdrücke werden im Folgenden als international gebräuchliche Termini beibehalten). Mental spaces werden von Frames bzw. kognitiven Modellen nach ihrer Gedächtnisleistung unterschieden. Danach bilden mental spaces den Raum der gegenwärtigen Überlegung, finden sozusagen im Kurzzeit- bzw. Ultrakurzzeitgedächtnis statt, während schematisches Wissen („Framewissen") und Erinnerungen im Langzeitgedächtnis verortet werden: „Mental spaces are small conceptual packets constructed as we think and talk, for purposes of local understanding and action. [...] Mental spaces are connected to long-term schematic knowledge called ‚frames' [...] and to long-term specific knowledge [...]. Mental spaces are very partial. [...] They are interconnected, and can be modified as thought and discourse unfold" (Fauconnier/Turner 2002, 40).

Betrachtet man die Beispiele, die immer wieder angeführt werden, so besitzt ein mental space starke Ähnlichkeit mit einem Gedanken, der etwa in einem Satz ausgedrückt werden kann. Es gibt also eine gewisse Nähe zum Propositionsbegriff. Allerdings bauen

sich mental spaces auf eine bestimmte Weise auf, die von der Proposition verschieden ist, und es werden in der Regel immer mehrere mental spaces zugleich aufgebaut.

Charakteristisch ist die vernetzte Betrachtung in einem „Netzwerk konzeptueller Integration". Ein solches Netzwerk umfasst in seiner Minimalvariante 4 Größen: (mindestens) 2 so genannte „input spaces", einen „generic space" sowie einen „blended space". Letzterer hat auch zur Bezeichnung „Blendingtheorie" als Alternativbezeichnung zu „Theorie konzeptueller Integration" geführt. Diese sollen folgendermaßen zusammenwirken: Im aktuellen Denkraum eines Kommunikationsteilnehmers werden mehrere mental spaces aufgebaut; diese stellen die input spaces dar. Diese werden dann zu einer neuen Einheit integriert („blended space"). Grundlage dafür sind − auf höherer Abstraktionsstufe − bestimmte Gemeinsamkeiten zwischen diesen beiden input spaces, die in einem eigenen mental space, dem „generic space", vorhanden sind.

Der folgende Satz, der einen Kommentar zum Einzelzeitfahren bei der Tour de France darstellen könnte:

Fahrer A hat bis jetzt 20 Zentimeter Vorsprung vor Fahrer B

ist zweifellos nicht wörtlich zu verstehen, da die Fahrer ja gerade nicht gleichzeitig gestartet sind, sondern einzeln. Es handelt sich aber hierbei auch nicht um eine Metapher, denn es sind alles Ausdrücke aus ein und demselben semantischen Bereich. Im Rahmen der Blendingtheorie liegen hier zwei input spaces vor. Im ersten ist Fahrer B bereits eine bestimmte Zeit gefahren, im zweiten hat Fahrer A innerhalb einer bestimmten Zeit einen bestimmten Streckenabschnitt bewältigt. Im blended space werden beide Vorstellungen überlagert, sodass das Bild zweier Radfahrer im unmittelbaren Wettbewerb entsteht. Gemäß der Blendingtheorie handelt es sich hierbei nicht um einen additiven Vorgang, der lediglich zwei statische Vorstellungen zu einer neuen statischen Vorstellung überblendet. Die neue Einheit im blended space ist vielmehr höchst aktiv und entwickelt sich weiter: „The blend develops emergent structure that is not in the inputs" (Fauconnier/Turner 2002, 42).

Durch die „Gestalteinpassung" (Liebert 1995, 157) sind in einem mental space nun zwei Individuen statt einem wie in den beiden input spaces („composition"), eventuell bestehende offene Stellen können nach dem Prinzip der Gestaltschließung komplettiert werden („completion"), Details elaboriert („elaboration"). Das „blend" stellt also einen eigenen dynamischen Denkraum dar, der nicht mehr auf seine input spaces reduziert werden kann.

4.2.2. Metapher als Blendingphänomen

Das Blendingmodell ist aus verschiedenen Gründen für die Metapherntheorie interessant: Zum einen haben wir vier Größen statt zwei bzw. drei: Bei Aristoteles und den meisten anderen Metapherntheorien geht man von einem Herkunfts- und einem Zielbereich aus (bzw. ‚Quellbereich' und ‚Zielbereich' oder ‚Bildspender' und ‚Bildempfänger'). Dies entspricht in der Blendingtheorie zwei input spaces. Bei Aristoteles werden Ähnlichkeiten in Bezug auf einen Aspekt oder eine Eigenschaft konstruiert, wobei es genügt, dass diese Eigenschaften klischeehaft unterstellt werden, sie müssen nicht tatsächlich vorhanden sein. In der Folge von Quintilian, der die Metapher als eine Form des Ver-

gleichs betrachtet hatte, wurde diese Gemeinsamkeit auch Tertium comparationis genannt. In moderneren Fassungen findet sich dafür etwa der Ausdruck „Brücken-Frame“ (Klein 2002, 234). In der Blendingtheorie ist dies eben der „generic space“. So sind zunächst alle bislang in der Metaphernforschung diskutierten Theorieteile enthalten, unabhängig davon, ob man nun den Aristotelischen Bezugspunkt für Ähnlichkeiten bzw. ein Tertium comparationis als gleichberechtigte theoretische Größe aufgenommen wissen will oder nicht.

Neu ist die Einführung einer vierten theoretischen Größe, des blended space. Der blended space beseitigt ein Desiderat, das bereits von Richards (1936) genannt wurde: Richards meint, der Witz der Metapher liege nicht einfach darin, dass ein Bereich A als B gesehen werde, sondern dass beide in einen regen Austausch („interaction“) träten und dadurch erst zur Metapher würden, die als Doppeleinheit zu verstehen sei (Richards 1936, 34 ff.). Die Metapher als ‚Doppeleinheit‘ wurde in den bisherigen Ansätzen praktisch kaum richtig gewürdigt. Es sind eben mehr als nur zwei Vorstellungen in einer, es handelt sich vielmehr um ein eigenständiges „chimärisches Konzept“ (Liebert 1997a, 191, 203; Liebert 1997b, 163). Die Blendingtheorie löst dies Problem nun elegant, indem sie für diesen Austausch zwischen Herkunfts- und Zielbereich einen eigenen Bereich zur Verfügung stellt, in dem Elemente dieser beiden Bereiche nun ‚interagieren‘ können bzw. neue Strukturen ‚emergieren‘. Auch wenn die Lösung der Blendingtheorie deutlich eleganter ist, ist doch eine Nähe zur Interaktiontheorie von Richards (1936) und Black (1954 und 1977) nicht zu verkennen (vgl. dazu genauer Jäkel 1997, 99 ff.).

4.3. Kognitive Metapherntheorie und Blendingtheorie

Nach verschiedenen Versuchen der Verbindung der Blendingtheorie mit der Theorie kognitiver Modelle Lakoff’scher Prägung herrscht Konsens, dass sie sich zwar insgesamt in das Paradigma kognitiv-semantischer Theorien einordnen lässt, dass sie aber zugleich eine Reihe von Unterschieden aufweist, die so gewichtig sind, dass ihr ein eigener Status zukommt (vgl. auch Grady/Oakley/Coulson 1999). Wie gezeigt, ist sie durch die Einführung eines blended space das derzeit umfassendste kognitiv-semantische Modell zur Beschreibung von Metaphern. Ein weiterer Vorteil ist die Multimodalität des Blendingansatzes: Die systematische Einbeziehung sprachlicher und nicht-sprachlicher Modalitäten ermöglicht es etwa, dass eine Metapher unabhängig davon, ob sie verbal und/oder visuell als Bild ausgedrückt wird, gleichermaßen behandelt werden kann (vgl. Fauconnier/Turner 2002, 65 ff.; 95 ff.; 195 ff.).

Ähnlich wie Lakoff hat Fauconnier eine neurowissenschaftliche Fundierung der mental spaces immer wieder proklamiert (z. B.: „Mental spaces are sets of activated neuronal assemblies”, Fauconnier/Turner 2002, 40). Eine echte neurowissenschaftliche Fundierung liegt aber bis heute nicht vor. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist es sogar überflüssig, eine solche neurowissenschaftliche Fundierung anzustreben, da die Visualisierung der Messung von Gehirnaktivitäten nicht eine Interpretation kultureller Leistungen ersetzen kann, sondern vielmehr selbst der Interpretation bedarf (vgl. Schwemmer 2008). Beide Modelle sind also durch den Versuch der neurowissenschaftlichen Aufwertung ontologisch deutlich überreizt. Unabhängig von ihren ontologischen Ansprüchen können die Modelle jedoch als Analysekonstrukte in Bezug auf ihren Wert für die Interpretation sprachlicher Kommunikation betrachtet werden. Hier stellt insbesondere die Blendingtheorie interessante und brauchbare Instrumente zur Verfügung.

5. Pragmatische Metapherntheorien

In pragmatischen Metapherntheorien geht es darum, wie Akteure mit Metaphern handeln, nicht um die bloße Analyse konzeptueller Metaphernnetze. Zweifellos eröffnen diese Art von Netzwerkanalysen Einblicke in die Denkwelten von Sprechern und Sprechergemeinschaften. In konkreten Text- und Gesprächsanalysen zeigt sich jedoch die geringe Reichweite, die rein kognitiv-semantischen Analysen zu eigen ist. Dabei wird deutlich, dass der kognitiven Semantik eine Handlungstheorie fehlt. Deshalb lässt erst eine handlungstheoretische Fundierung des kognitiv-semantischen Metapheransatzes eine ergiebige Anwendung auf Texte, Gespräche und erst recht auf gesellschaftliche Diskurse zu.

Aus handlungstheoretischer Sicht erscheinen Metaphern als Mittel, mit denen Sprecher in konkreten Situationen bestimmte Ziele erreichen wollen. Insbesondere in der Handlungssemantik (vgl. Püschel 2000; Kühn 1995; Holly/Kühn/Püschel 1986; Heringer 1974; Holly 1990; Wimmer 1979; von Polenz 1988; Busse 1991; Felder 2006) wird im Anschluss an Wittgenstein und die Sprechakttheorie, aber auch an Goldmann (1970) der Handlungscharakter von Sprache in den Vordergrund gestellt. So werden von Holly/Kühn/Püschel (1986, 43 ff.) so genannte *Aufgaben der Kommunikation* unterschieden: die der Gesprächsorganisation, der Handlungskonstitution und die Ebene von Kontakt und Beziehung. Dieses Modell kann in Anlehnung an Kallmeyer (1985) und Fiehler (1990) um die Aufgaben der Situationskonstitution und der Modalitätskonstitution erweitert werden (Liebert 2002a, 19 ff.). Wenn Metaphern analysiert werden, wird demnach gefragt: Welche Handlung wird konstituiert? Welchen Beitrag leistet eine Metapher zur Beziehungs- oder zur Modalitätskonstitution? Was trägt sie zur Konstitution der Situation bei? Welche Sachverhalte werden durch die Metapher konstituiert? Im Rahmen pragmatischer Metapherntheorien findet man deshalb auch fast ausschließlich Arbeiten, die sich mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch beschäftigen, wie er sich in Texten und Gesprächen oder auch Diskurses nachweisen lässt (z. B. Arntzen/Hundsnurscher 1993; Böke 1996 und 1997; Beckmann 2001; Brünner/Gülich 2002; Klein 2002; Drewer 2003).

Seit einiger Zeit gibt es Versuche, *Interaktion und Kognition* (Liebert 1997a) gemeinsam zu betrachten, d. h. zu untersuchen, wie Metaphern insbesondere im Gespräch verwendet werden, um gemeinsames Wissen herzustellen (Brünner/Gülich 2002; Habscheid 2003). Dabei wird insbesondere die Frage gestellt, wie der kognitive Metaphernbegriff und der pragmatische Handlungsbegriff in Gesprächs-, Text- oder Diskursanalysen vereinbar sind (Liebert 1997a und b; Liebert 2002a, 202 ff.; Habscheid 2003; Spitzmüller 2005; Busse im Druck, Ziem im Druck). Es zeichnet sich damit eine mögliche Synthese kognitiv-semantischer und pragmatischer Metaphertheorien ab. Dabei werden teilweise Ansätze aus der Rhetorik, vor allem der Analyse von Topoi aufgegriffen (vgl. Pielenz 1993; Wengeler 2003; Spitzmüller 2005). Ein Ausblick darauf soll nun abschließend gegeben werden.

6. Synthesetendenzen in der neueren Theoriebildung

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, dass Metaphernanalysen vor allem auf zwei Gegenstände abzielen: Zum einen auf die Rekonstruktion eines ‚Weltmodells' eines Individuums oder einer Gruppe. Es handelt sich hierbei um im Sinne der Doxa zu verste-

hende „Meinungssysteme“ (Pielenz 1993, 169), die auch als „kulturelles Modell“ oder als „explanatives System“ (Pielenz 1993, 164 ff.) bezeichnet werden können. Diese haben eine Beharrungstendenz, die in der modernen Rhetorik als „Widerstand“ gefasst wird (Knape 2000, 58 ff.). Zum anderen auf die Analyse tatsächlicher Sprachhandlungen von Sprechern, also auf die Ebene des Performativen. Damit kommen die topischen und performativen Eigenschaften der Metapher zugleich in den Blick. Bei der Analyse von Weltmodellen spielen diejenigen Metaphern eine zentrale Rolle, die grundlegende Definitionen über Werthaltungen, Identität und weitere Basiseinheiten leisten: „Gemeinsam reagieren Metaphern auf Fragen, die wir haben, aber ohne letzte Gewißheit beantworten müssen [...]“ (Konersmann 2007, 12).

Weltmodell und Performativität bilden eine dynamische Einheit: Das Weltmodell eines Individuums, das Antworten auf seine existenziellen Fragen gibt (vgl. Moser 2003; Geideck/Liebert 2003a), die ihm Gewissheit geben, wie das Leben und die Welt aufgebaut sind, welchen Sinn dies ergibt, wer es ist, wohin es gehört etc., stellt die Vorgabe dar, welche Handlungen das Individuum verbal oder nichtverbal bevorzugt, und seine Bevorzugungen und Vermeidungen bestätigen wiederum sein Weltmodell.

Metaphern erhalten dadurch eine spezifische Relevanz für die Argumentation und Rhetorik: In der Gegenwartsrhetorik (z. B. Ueding/Steinbrink 1994; Knape 1997, 261 f.; Perelman/Olbrechts-Tyteca 2004) werden Metaphern in der Regel bei der Ausarbeitung des sprachlichen Ausdrucks (elocutio) behandelt (vgl. Ueding/Steinbrink 1994, 215), häufig auch im Rahmen einer vereinfachten Substitutionstheorie und in der Nachfolge Quintilians als ‚Schmuck‘ (vgl. dazu die Kritik von Grassi oben). Dabei wird häufig übersehen, dass „Metaphern eine argumentationsstabilisierende Rechtfertigungsdimension zu eigen ist“ (Pielenz 1993, 119). Auf der Ebene des Weltmodells von Sprechern bzw. Sprechergruppen erreichen Metaphern somit den Status von Topoi und könnten deshalb in der Rhetorik bei der Inventio bzw. bei der Auffindung von Beweisen (probationes) Eingang finden.

Aus kognitiv-semantischer Sicht ist es unmittelbar einleuchtend, dass Topoi und Metaphern eng zusammenhängen. Metaphernetze erscheinen in dieser Perspektive als eine „im Kommunikationsgefüge wirksame kulturell gestillte und stillende argumentationsfähige Matrix unterirdischer Geltungsansprüche“ (Pielenz 1993, 116).

Es handelt sich also bei den Metaphernnetzen nicht einfach darum, „die schlafenden Metaphern [...] zu wecken“ (Perelman/Olbrechts-Tyteca 2004, 576 f.). Die Schlafmetaphorik suggeriert eine relative Unwirksamkeit bis zum Erwachen, während aus der Soziologie bekannt ist, dass Denkmuster gerade dann ihre höchste Wirksamkeit entfalten, wenn sie völlig unstrittig sind und gerade nicht diskutiert oder thematisiert werden; sie schlafen also nicht, sondern arbeiten reibungslos (vgl. Siegel 2003). Pielenz zeigt, dass die Kategorien Topos und Metapher zwar nicht zusammenfallen, dass aber „jede Topik [...] letztlich metaphorisch strukturiert“ sei (Pielenz 1993, 139). Dies könnte auch für die Gegenwartsrhetorik interessant werden. So können beispielsweise Topoi der Quantität mit einem unbewussten System orientierender Metaphern und den zugrunde liegenden physischen Alltagserfahrungen plausibilisiert werden. Diese Metaphern-Beziehungen würden dann erst das Gefühl vermitteln, ein Topos, „daß etwas mehr wert ist als etwas anders, und zwar aus quantitativen Gründen“ (Perelman/Olbrechts-Tyteca 2004, 118), sei in irgendeiner Weise kohärent mit der Alltagserfahrung (Lakoff/Johnson 1980, 14 ff.).

Auf der anderen Seite spielt die Metapher als Sprachgebrauch natürlich nach wie vor eine zentrale Rolle in der Argumentation. Sie wird eingesetzt, um zu veranschaulichen,

zu emotionalisieren, zu bewerten, zu orientieren, vor allem aber – und das wäre eine weitere Funktion –, um eine Behauptung oder Forderung im Rahmen eines topischen Schlusses als logisch und plausibel erscheinen zu lassen. Mit Metaphern argumentieren hieße dann, beim Argumentieren von metaphorisch strukturierten Topoi Gebrauch machen.

Die Verbindung von rhetorischer, kognitiv-semantischer und pragmatischer Metaphernanalyse zeichnet sich somit als möglicher Ausgangspunkt für eine künftige Metapherntheorie ab.

7. Literatur (in Auswahl)

7.1. Bibliographien (nach Erscheinungsjahr)

Shibles, Warren (1971): Metaphor. An Annoted Bibliography and History. Whitewater.

Noppen, Jean-Pierre van/Sabine de Knop/Renée de Jongen (eds.) (1985): Metaphor. A Bibliography of Post-1970 Publications. Amsterdam/Philadelphia (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science 5/17).

Noppen, Jean-Pierre van/Sabine de Knop/Renée de Jongen (eds.) (1991): Metaphor II: A Classified Bibliography of Publications from 1985–1990. Amsterdam/Philadelphia (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science 5/20).

Rolf, Eckhard (2005): Metaphertheorien. Typologie – Darstellung – Bibliographie. Berlin/New York.

De Knop, Sabine u. a. (Hrsg.): Bibliography of Metaphor & Metonymy (METBIB). Internationale Spezialbibliographie mit rund 6.500 annotierten Titelnachweisen zur uneigentlich-figürlichen Sprachverwendung. Berichtszeitraum: 1990 ff. Updates: jährlich. München. http://www.digento.de/titel/103025.html; rev. 13. 03. 2008.

7.2. Zitierte Werke

Aristoteles (1982): Poetik. Hrsg. u. übers. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart.

Aristoteles (1995): Rhetorik. Übers., mit einer Bibliographie, Erläuterungen u. einem Nachw. v. Franz G. Sieveke. 5., unveränd. Aufl. München.

Arntzen, Helmut/Franz Hundsnurscher (Hrsg.) (1993): Metapherngebrauch. Linguistische und hermeneutische Analysen literarischer und diskursiver Texte. Münster/New York.

Beckmann, Susanne (2001): Die Grammatik der Metapher. Eine gebrauchstheoretische Untersuchung des metaphorischen Sprechens. Tübingen.

Black, Max (1954): Die Metapher. In: Haverkamp (1996), 55–79.

Black, Max (1977): Mehr über die Metapher. In: Haverkamp (1996), 379–413.

Böke, Karin (1996): Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer „parzellierten" Sprachgeschichtsschreibung. In: Karin Böke/Matthias Jung/Martin Wengeler (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen, 431–452.

Böke, Karin (1997): Die „Invasion" aus den „Armenhäusern Europas". Metaphern im Einwanderungsdiskurs. In: Matthias Jung/Martin Wengeler/Karin Böke (Hrsg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer" in Medien, Politik und Alltag. Opladen, 164–193.

Brünner, Gisela/Elisabeth Gülich (Hrsg.) (2002): Krankheit verstehen. Interdisziplinäre Beiträge zur Sprache in Krankheitsdarstellungen. Bielefeld.

Busse, Dietrich (1991): Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen.

Busse, Dietrich: Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik. In: Heidrun Kämper (Hrsg.): Sprache − Kognition − Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. Jahrbuch 2007 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York [im Druck].

Drewer, Petra (2003): Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens: zur Rolle der Analogie bei der Gewinnung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Tübingen.

Fauconnier, Gilles (1984/1985): Espaces Mentaux: aspects de la construction du sens dans les langues naturelles. Paris (1984) [engl. Mental Spaces: Aspects of meaning construction in natural language. Cambridge (1985)].

Fauconnier, Gilles/Mark Turner (2002): The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities. New York.

Felder, Ekkehard (Hrsg.) (2006): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York.

Fiehler, Reinhard (1990): Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion. Berlin/New York.

Fillmore, Charles J. (1982): Frame semantics. In: The Linguistic Society of Korea (ed.): Linguistics in the Morning Calm. Seoul, 111−137.

Fillmore, Charles J. (1985): Frames and the Semantics of Understanding. In: Quaderni di semantica 6/2, 222−254.

Fricke, Gerhard (1933): Die Bildlichkeit in der Dichtung des Andreas Gryphius: Materialien und Studien zum Formproblem des deutschen Literaturbarock. Berlin (Neue Forschung, 17).

Geideck, Susan/Wolf-Andreas Liebert (2003a): Sinnformeln. Eine soziologisch-linguistische Skizze. In: Geideck/Liebert (2003b), 3−14.

Geideck, Susan/Wolf-Andreas Liebert (Hrsg.) (2003b): Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern. Berlin/New York.

Goldman, Alvin I. (1970): A Theory of Human Action. Princeton.

Goodman, Nelson/Catherine Z. Elgin (1989): Revisionen. Philosophie und andere Künste und Wissenschaften. Frankfurt a. M.

Grady, Joseph E./Todd Oakley/Seana Coulson (1999): Blending and Metaphor. In: Raymond W. Gibbs Jr./Gerard J. Steen (eds.): Metaphor in Cognitive Linguistics. Amsterdam, 24−101.

Grassi, Ernesto (1992): Die Macht der Phantasie. Zur Geschichte des abendländischen Denkens. Frankfurt a. M.

Habscheid, Stephan (2003): Sprache in der Organisation. Sprachreflexive Verfahren im systemischen Beratungsgespräch. Berlin/New York.

Haverkamp, Anselm (Hrsg.) (1996): Theorie der Metapher. Studienausgabe. 2., um ein Nachw. zur Neuausg. und einen bibliogr. Nachtr. erg. Aufl. Darmstadt.

Heringer, Hans-Jürgen (1974): Praktische Semantik. Stuttgart.

Holly, Werner (1990): Politikersprache. Inszenierungen und Rollenkonflikte im informellen Sprachhandeln eines Bundestagsabgeordneten. Berlin/New York.

Holly, Werner/Peter Kühn/Ulrich Püschel (1986): Politische Fernsehdiskussionen. Zur medienpolitischen Inszenierung von Propaganda als Diskussion. Tübingen.

Jäkel, Olaf (1997): Metaphern in abstrakten Diskursdomänen. Eine kognitiv-linguistische Untersuchung anhand der Bereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft und Wissenschaft. Frankfurt a. M. u. a.

Johnson, Mark (1987): The Body in the Mind. The Bodily Basis of Reason and Imagination. Chicago/London.

Kallmeyer, Werner (1985): Handlungskonstitution im Gespräch. In: Elisabeth Gülich/Thomas Kotschi (Hrsg.): Grammatik, Konversation, Interaktion. Tübingen, 81−123.

Klein, Josef (2002): Weg und Bewegung. Metaphorische Konzepte im politischen Sprachgebrauch und ein frame-theoretischer Repräsentationsvorschlag. In: Oswald Panagl/Horst Stürmer

(Hrsg.): Politische Konzepte und verbale Strategien. Brisante Wörter − Begriffsfelder − Sprachbilder. Frankfurt a. M. u. a., 221−235.
Knape, Joachim (1997): Metaphorologische Anmerkungen, insbesonders zur Entschlüsselungsfrage. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 234, 241−262.
Knape, Joachim (2000): Was ist Rhetorik? Stuttgart.
Konersmann, Ralf (2007): Figuratives Wissen. In: Ralf Konersmann (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt, 7−21.
Kühn, Peter (1995): Mehrfachadressierung. Tübingen.
Lakoff, George (1977): Linguistic Gestalts. In: Papers from the Thirteenth Regional Meeting, Chicago Linguistic Society (University of Chicago). Chicago, 236−287.
Lakoff, George (1987): Women, Fire and Dangerous Things. What Catagories Reveal about the Mind. Chicago/London.
Lakoff, George/Mark Johnson (1980): Metaphors We Live By. Chicago/London.
Lakoff, George/Mark Johnson (1998): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg.
Liebert, Wolf-Andreas (1992): Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektiven einer Kognitiven Lexikographie. Frankfurt a. M. u. a.
Liebert, Wolf-Andreas (1995): Metaphernbereiche der virologischen Aidsforschung. In: Lexicology 1, 142−182.
Liebert, Wolf-Andreas (1997a): Interaktion und Kognition. In: Bernd U. Biere/Wolf-Andreas Liebert (Hrsg.): Metaphern, Medien, Wissenschaft. Opladen, 180−209.
Liebert, Wolf-Andreas (1997b): Stop Making Sense! Metaphor and Perspective in Creative Thinking Sessions of Scientists and Scientific Radio Broadcasts. In: Wolf-Andreas Liebert/Gisela Redeker/Linda R. Waugh (eds.): Discourse and Perspective in Cognitive Linguistics. Amsterdam, 149−183.
Liebert, Wolf-Andreas (2002a): Wissenstransformationen. Handlungssemantische Analysen von Wissenschafts- und Vermittlungstexten. Berlin/New York.
Liebert, Wolf-Andreas (2002b): Bildfelder in synchroner Perspektive. In: Alan Cruse u. a. (Hrsg.): Lexikologie. Lexicology. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. Berlin/New York, 771−783.
Moser, Karin S. (2003): Metaphern des Selbst. Wie Sprache, Umwelt und Selbstkognition zusammenhängen. 2. Auflage als e-book bei www.ciando.com (Lengerich [1]2000).
Moser, Walter (1992): Der Varela-Effekt der Biologie auf den gesellschaftlichen Körper. In: kultuR-Revolution 27, 18−25.
Perelman, Chaim/Lucie Olbrechts-Tyteca (2004): Die neue Rhetorik. Eine Abhandlung über das Argumentieren. 2 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt.
Pielenz, Michael (1993): Argumentation und Metapher. Tübingen (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 381).
von Polenz, Peter (1988): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. 2. durchges. Aufl. Berlin u. a.
Püschel, Ulrich (2000): Text und Stil. In: Klaus Brinker u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York, 473−489.
Richards, Ivor Armstrong (1936): The Philosophy of Rhetoric. New York [dt. Auszugsweise als „Die Metapher". In: Haverkamp (1996), 31−52].
Schwemmer, Oswald (2008): Der Kampf um die Freiheit. Eine neurobiologische Herausforderung und eine philosophische Antwort. Mit einer Einleitung von Rudolf Lüthe. Hrsg. von Wolf-Andreas Liebert und Thomas Metten. Koblenz.
Siegel, Tilla (2003): Denkmuster der Rationalisierung. Ein soziologischer Blick auf Selbstverständlichkeiten. In: Geideck/Liebert (2003b), 17−36.
Spitzmüller, Jürgen (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin/New York.

Trier, Jost (1934): Deutsche Bedeutungsforschung. In: Alfred Goetze/Wilhelm Horn/Friedrich Mauer (Hrsg.): Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für Otto Behagel. Heidelberg, 173−200.
Ueding, Gert/Bernd Steinbrink (1994): Grundriß der Rhetorik. Geschichte − Technik − Methode. 3. Aufl. Stuttgart.
Weinrich, Harald (1976a): Sprache in Texten. Stuttgart ([1]1958).
Weinrich, Harald (1976b): Münze und Wort. Untersuchungen an einem Bildfeld. In: Harald Weinrich (1976a), 276−290.
Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960−1985). Tübingen.
Wimmer, Rainer (1979): Referenzsemantik. Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen. Tübingen.
Ziem, Alexander: Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin/New York [im Druck].

Wolf-Andreas Liebert, Koblenz (Deutschland)

44. Emotionale Kommunikation

1. Einleitung
2. Zur Konzeptualisierung von Erleben und Emotionen
3. Zur Konzeptualisierung von Kommunikation
4. Die Kommunikation von Emotionen in der Interaktion
5. Systematische Zusammenhänge zwischen kommunikativem Verhalten und Emotionen
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the interrelation between communicative behavior and emotion.

First, it clarifies the notions of emotion as a concept (section 2) and the concept of communication (section 3). Then, it outlines the need to develop a model for emotions in communicative interaction (section 4).

The interrelation between communicative behavior and emotion is interdependent − on the one hand, communicative behavior can influence a person's own emotions and those of another person and, on the other hand, emotions can affect a person's own and another person's communicative behavior (section 5).

1. Einleitung

Zwischen kommunikativem Verhalten und Emotionen bestehen vielfältige Wirkungszusammenhänge und Wechselbeziehungen. Sie sind beidseitig gerichtet: Kommunikatives Verhalten kann Emotionen beeinflussen, sowohl eigene wie auch die anderer Personen,

Trier, Jost (1934): Deutsche Bedeutungsforschung. In: Alfred Goetze/Wilhelm Horn/Friedrich Mauer (Hrsg.): Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für Otto Behagel. Heidelberg, 173−200.
Ueding, Gert/Bernd Steinbrink (1994): Grundriß der Rhetorik. Geschichte − Technik − Methode. 3. Aufl. Stuttgart.
Weinrich, Harald (1976a): Sprache in Texten. Stuttgart ([1]1958).
Weinrich, Harald (1976b): Münze und Wort. Untersuchungen an einem Bildfeld. In: Harald Weinrich (1976a), 276−290.
Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960−1985). Tübingen.
Wimmer, Rainer (1979): Referenzsemantik. Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen. Tübingen.
Ziem, Alexander: Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin/New York [im Druck].

Wolf-Andreas Liebert, Koblenz (Deutschland)

44. Emotionale Kommunikation

1. Einleitung
2. Zur Konzeptualisierung von Erleben und Emotionen
3. Zur Konzeptualisierung von Kommunikation
4. Die Kommunikation von Emotionen in der Interaktion
5. Systematische Zusammenhänge zwischen kommunikativem Verhalten und Emotionen
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the interrelation between communicative behavior and emotion.

First, it clarifies the notions of emotion as a concept (section 2) and the concept of communication (section 3). Then, it outlines the need to develop a model for emotions in communicative interaction (section 4).

The interrelation between communicative behavior and emotion is interdependent − on the one hand, communicative behavior can influence a person's own emotions and those of another person and, on the other hand, emotions can affect a person's own and another person's communicative behavior (section 5).

1. Einleitung

Zwischen kommunikativem Verhalten und Emotionen bestehen vielfältige Wirkungszusammenhänge und Wechselbeziehungen. Sie sind beidseitig gerichtet: Kommunikatives Verhalten kann Emotionen beeinflussen, sowohl eigene wie auch die anderer Personen,

und umgekehrt können Emotionen das eigene Kommunikationsverhalten wie auch das kommunikative Verhalten anderer affizieren und verändern. Alltagsweltlich sind diese Wechselwirkungen wohlvertraut. Sie finden ihren Niederschlag z. B. in Äußerungen wie: *Ich musste mir erst mal gut zureden, um mich zu beruhigen.; Was ich gesagt habe, hat ihn total auf die Palme gebracht.; Der Zorn hat mich zu unbedachten Äußerungen hingerissen.; Als sie gemerkt hat, wie traurig ich bin, hat sie versucht, mich zu trösten*. Kommunikation kann also auf der einen Seite emotionalisieren bzw. entemotionalisieren, und sie kann auf der anderen Seite selbst emotionalen Charakter haben. Wenn der Einfluss der Emotionen auf das kommunikative Verhalten eine bestimmte Intensität erreicht, entsteht eine Kommunikations- bzw. Interaktionsmodalität, wie sie für Streitgespräche, Konflikte, Bekenntnisse etc. charakteristisch ist und die man als emotionale Kommunikation bezeichnen kann.

Im Folgenden sollen die Wirkungszusammenhänge zwischen kommunikativem Verhalten und Emotionen systematisch dargestellt werden (Abschnitt 5). Dazu ist es vorbereitend notwendig, die diesem Artikel zugrunde liegende Konzeptualisierung von Emotionen (Abschnitt 2) und von Kommunikation (Abschnitt 3) darzulegen sowie ein Modell der Kommunikation von Emotionen in der Interaktion zu entwickeln (Abschnitt 4).

2. Zur Konzeptualisierung von Erleben und Emotionen

Erleben auf der einen Seite und *handlungsmäßige Einwirkung* auf der anderen Seite sind die beiden zentralen Stränge des Person-Umwelt-Bezugs. Das Erleben ist dabei die innere Seite des Person-Umwelt-Bezugs, das handlungsmäßige Einwirken die nach außen gerichtete. Das Erleben umfasst alles, was der Registrierung und Verarbeitung von Umwelteindrücken sowie der Handlungsorientierung und -vorbereitung dient. Beide sind miteinander verzahnt: Das Erleben resultiert aus Handlungen, es begleitet das Handeln und führt zu Handlungen. Erleben besteht aus Wahrnehmungen, Eindrücken, Kognitionen, Bewertungen, Empfindungen, Gefühlen etc., mit denen die Umwelt registriert und aufgrund derer bewertend zu ihr Stellung genommen wird. Es ist ein ganzheitlicher Modus, in dem Personen sich in ihrer Beziehung zur Umwelt und zu sich selbst erfahren.

Gefühle und Emotionen – die Begriffe werden hier bedeutungsgleich verwendet – sind demnach ein spezifischer Bestandteil des Erlebens. Sie dienen primär der bewertenden Stellungnahme (vgl. Abschnitt 3). Emotionen sind Teil des Erlebens, machen aber nicht das ganze Erleben aus. Man kann Ärger, Ekel und Freude, die für mich prototypische Emotionen darstellen, ebenso erleben wie Irritation, Unsicherheit, Neugier, Müdigkeit und Hunger, was für mich zwar Erlebensformen, aber keine bzw. keine ‚reinen' Emotionen sind. Bei Unsicherheit z. B. spielen bestimmte kognitive Prozesse eine wesentliche Rolle, bei Müdigkeit und Hunger sind es physische Zustände. Im Erlebensprozess können Emotionen dominant sein, sie können aber auch – und dies ist wohl der Regelfall – in vielfältigen Kombinationen und Mischungen mit anderen Erlebensformen auftreten (zu einer Typologie von Emotionen vgl. Mees 2006).

3. Zur Konzeptualisierung von Kommunikation

Die zentrale Konzeptualisierung des Kommunikationsprozesses besteht – alltagsweltlich wie wissenschaftlich – darin, Kommunikation als einen zweckrationalen Austausch von

Informationen aufzufassen. Die Grundvorstellung dabei ist, dass durch Kommunikation Wissensdefizite über Sachverhalte der Welt ausgeglichen werden. Das zentrale Mittel hierfür ist die (wahre) Aussage.

Eine solche Konzeptualisierung erschwert nun aber entscheidend das Verständnis davon, welche Rolle die Kommunikation von Emotionen im Interaktionsprozess spielt. Eine für dieses Problem – und vielleicht nicht nur für dieses Problem – adäquatere Konzeptualisierung des Kommunikationsprozesses besteht darin, Kommunikation zugleich immer als Austausch von *Informationen und* von *Bewertungen* aufzufassen. Indem Interaktionsbeteiligte Informationen austauschen, indem sie sich mittels sprachlicher Handlungen über ein Thema verständigen, tauschen sie zugleich auch immer Bewertungen aus, tauschen sie sich aus über ihre Einstellungen zu den infrage stehenden Sachverhalten. In diesem Sinne sind Sachverhalte immer *bewertete* Sachverhalte (vgl. Fiehler 1990b).

Zur Kodierung und Kommunikation von Bewertungen existieren konventionelle Mittel auf allen sprachlichen Ebenen. Insofern man Emotionen als bewertende Stellungnahmen versteht, wird ein Teil der Bewertungen, die kommuniziert werden, als Kommunikation von *Emotionen* realisiert.

Fragt man nun nach Erscheinungsweisen der Kommunikation von Emotionen im Rahmen der Interaktion, so muss man zwei Fälle unterscheiden. Auch das emotionale Erleben kann – wie vieles andere – Thema der verbalen Kommunikation sein. Wir kommunizieren dann *über* Emotionen (als Thema). Dies ist die Grundstruktur der *Thematisierung* von Emotionen und Erleben.

Meistens ist aber etwas anderes als Emotionen das Thema der verbalen Kommunikation. Wir kommunizieren über etwas anderes, aber *daneben und zugleich* kommunizieren wir – durch die Art, wie wir über das Thema kommunizieren – Emotionen, oder genereller: Bewertungen. Sie haben die Funktion bewertender Stellungnahmen zum Thema, aber auch zu weiteren Aspekten der Situation: zu anderen Personen, ihren Handlungen, zu uns selbst etc. Dies ist die Grundstruktur des *Ausdrucks* von Emotionen und Erleben.

Wir kommunizieren also Emotionen – und allgemeiner: Bewertungen – *immer und permanent* nebenher, aber erst ab einer bestimmten Intensität und Unerwartetheit ziehen sie so viel Aufmerksamkeit auf sich (vom Thema ab?), dass die Emotionalität und die Tatsache der Kommunikation von Emotionen den Beteiligten bewusst wird. Dies kann bis zur Thematisierung der Emotionen reichen. In diesem Prozess rückt der – immer vorhandene – Bewertungsaspekt der Kommunikation in den Vordergrund und wird möglicherweise sogar gegenüber dem thematischen Aspekt dominant.

In funktionaler Perspektive lässt sich jede Emotion als bewertende Stellungnahme beschreiben. Das folgende Schema kann dies verdeutlichen:

Emotion A ist eine bewertende Stellungnahme
zu X
auf der Grundlage von Y
als Z.

Hierbei sind für X, Y und Z folgende Belegungen möglich (vgl. Art. 44.1):
Ärgere ich mich beispielsweise, weil ich eine Vase umgestoßen habe, so lässt sich dies auffassen als bewertende Stellungnahme zu der eigenen Person (bzw. einer Aktivität von ihr) auf der Grundlage des Selbstbildes (bzw. Erwartungen über mein Verhalten) als

nicht entsprechend. Freue ich mich bei dem Gedanken, dass ich morgen Besuch bekommen werde, so ist dies beschreibbar als bewertende Stellungnahme zu einer mentalen Produktion auf der Grundlage meiner Wünsche (oder Erwartungen) als diesen gut entsprechend.

zu X	auf der Grundlage von Y	als Z
(1) Situation	(1) Erwartungen	(1) (gut) entsprechend
(2) andere Person - Handlung - Eigenschaft	(2) Interessen, Wünsche	(2) nicht entsprechend
(3) eigene Person - Handlung - Eigenschaft	(3) (akzeptierte) soziale Normen/ Moralvorstellungen	
(4) Ereignis/Sachverhalt	(4) Selbstbild	
(5) Gegenstände	(5) Bild des anderen	
(6) mentale Produktionen		

Abb. 44.1: Emotionen als bewertende Stellungnahmen

Wird in der Interaktion eine Emotion kommuniziert, so ist dies also gleichbedeutend mit der Kommunikation einer bewertenden Stellungnahme oder allgemeiner: einer Bewertung. Wenn durch Ausdrucksphänomene (Mimik, Sich-schütteln, Stimmcharakteristika) oder durch Benennung (*Ich ekele mich vor dem Essen.*) die Emotion Ekel kommuniziert wird, so bedeutet dies, dass eine spezifische negative Bewertung − hier: des Essens − an den Gesprächspartner übermittelt wird. Diese Bewertung kann natürlich auch durch andere Formen der Bewertung als durch die Kommunikation einer Emotion vermittelt werden (z. B. durch Bewertungsprädikate oder -formulierungen wie *Scheußlich!* bzw. *Ich finde das Essen widerlich.* etc.).

4. Die Kommunikation von Emotionen in der Interaktion

In der Interaktion stellen sich den Beteiligten in Hinblick auf Emotionen spezifische Kommunikationsaufgaben, die mittels spezifischer kommunikativer Verfahren gelöst werden. Zu unterscheiden sind zunächst drei große Klassen von Kommunikationsaufgaben: die *Manifestation von Emotionen*, die *Deutung von Emotionen* und die interaktive *Prozessierung von Emotionen* (vgl. auch Fiehler 2001 und 2002).

In der Interaktionspraxis gibt es vielfältige Konstellationen, in denen ein Erleben oder Emotionen − unabhängig davon, ob sie wirklich vorliegen oder nicht − *manifestiert* und dem Interaktionspartner kommunikativ vermittelt werden sollen. Dies geschieht durch

Phänomene des Erlebens-/Emotionsausdrucks oder durch verbale Thematisierung des Erlebens bzw. der Emotion.

Insbesondere wenn Erleben interaktionsrelevant manifestiert worden ist, aber auch unabhängig davon, wird in Interaktionssituationen die emotionale Befindlichkeit mehr oder weniger intensiv wechselseitig *gedeutet*. Dies impliziert nicht unbedingt Kommunikationsaufgaben. Die Deutung wird häufig individuell erbracht, wobei allerdings die Deutungsresultate interaktionsrelevant werden können. Die Deutung kann aber durchaus auch kommunikative Sequenzen in Form von Nachfragen (*Bist du jetzt sauer?*), projektiven Erlebensthematisierungen (*Du brauchst nicht traurig zu sein.*) oder Aushandlungen enthalten.

Sind ein Erleben bzw. eine Emotion durch Manifestation und Deutung als interaktives Faktum etabliert, können sie kommunikativ *prozessiert* werden. Dabei lassen sich *Eingehen*, *Hinterfragen*, *Infragestellen* und *Ignorieren* als Prozessierungsstrategien unterscheiden. Sie können mithilfe verschiedener kommunikativer Muster realisiert werden (vgl. Fiehler 1990a, 94 ff.).

Betrachtet man nun die Manifestation von Emotionen genauer, so manifestieren Interagierende ihr Erleben und ihre Emotionen − sei es durch Ausdruck und/oder Thematisierung − in den unterschiedlichsten Verhaltensbereichen. Die Manifestationen lassen sich folgenden Bereichen zuordnen, wobei Manifestationen im verbalen Bereich etwas genauer differenziert sind:

(1) Physiologische Manifestationen (z. B. Zittern, Erbleichen)

(2) Nonvokale nonverbale Manifestationen (z. B. Mimik, Gestik, Körperhaltung)

(3) Vokale nonverbale Manifestationen (z. B. Affektlaute, Lachen, Stöhnen)

(4) Verbalisierungsbegleitende Manifestationen (z. B. Stimmcharakteristika, Sprechtempo)

(5) Manifestationen im verbalen Anteil von Äußerungen
(5.1) Manifestation in der sprachlich-inhaltlichen Form der Verbalisierung (z. B. Wortwahl)
(5.2) Manifestation in der inhaltlich-thematischen Ausrichtung der Verbalisierung
(5.2.1) Manifestation in emotional-verbalen Äußerungen (z. B. Ausrufe)
(5.2.2) Manifestation in verbal-emotionalen Äußerungen (z. B. Vorwürfe, Disziplinierungen)
(5.2.3) Manifestation durch die verbale Benennung/Beschreibung erlebensrelevanter Ereignisse/Sachverhalte
(5.2.4) Manifestation durch Beschreibung/Erzählung der situativen Umstände eines Erlebens
(5.3) Manifestation durch verbale Thematisierung des Erlebens
(5.3.1) Manifestation durch Erlebensbenennung
(5.3.2) Manifestation durch Erlebensbeschreibung

(6) Manifestationen im Gesprächsverhalten
(6.1) Manifestation durch das Thema (z. B. Wahl eines traurigen Themas)
(6.2) Manifestation durch den Diskurstyp (z. B. Blödelei, Streit vom Zaun brechen)
(6.3) Manifestation in Strategien der Gesprächsführung (z. B. demonstrative Verweigerung, schonungslose Offenheit)

(6.4) Manifestation in der Gesprächsorganisation (z. B. einander nicht ausreden lassen)
(6.5) Manifestation in der Gesprächsmodalität (z. B. engagiert, locker, ironisch)

Die Systematik verdeutlicht, wie breit das Spektrum der Phänomene ist, mit denen Emotionen manifestiert werden können. Sie verteilen sich über das gesamte Kommunikationsverhalten.

5. Systematische Zusammenhänge zwischen kommunikativem Verhalten und Emotionen

5.1. Modellvorstellungen

Grundlage für die folgenden Überlegungen zu den Zusammenhängen zwischen kommunikativem Verhalten und Emotionen sind drei Modellvorstellungen, die vorgestellt und diskutiert werden sollen:

(1) Emotionales Erleben und kommunikatives Verhalten lassen sich als im Grundsatz voneinander unabhängige Entitäten auffassen.

Voraussetzung, um von Zusammenhängen und Auswirkungen sprechen zu können, ist, dass man Emotionen und kommunikatives Verhalten als eigenständige Entitäten konzeptualisiert. Sie führen im Grundsatz ein Eigenleben, sie können aber auch wechselseitig aufeinander einwirken. Anders formuliert: Emotionen sind im Prinzip sprach- und kommunikationsunabhängig und umgekehrt ist auch Emotionalität für Kommunikation nicht konstitutiv. Sie müssen erst zusammenkommen und treten dann in spezifischer Weise in Wechselwirkung. Diese Modellvorstellung, die einen stark dichotomen Charakter hat, ist fest in unseren Alltagsvorstellungen verankert.

Dabei sind durchaus andere Konzeptualisierungen möglich. Z. B. lassen sich Kommunikation und Emotion als unterschiedliche, aber wechselseitig miteinander vermittelte Abstraktionen eines komplexen interaktiven Austauschprozesses auffassen. Die Abstraktionen fokussieren unterschiedliche Aspekte eines integralen, nur analytisch differenzierbaren Prozesses. So verstanden ist Kommunikation auch immer ein emotionaler Austausch, und Emotionalität ist nichts anderes als eine spezifische Form der Kommunikation, wobei Emotionen zugleich auch immer sprachlich-kommunikativ ge- bzw. verfasst sind.

(2) Die erste Modellvorstellung impliziert, dass Emotionen die Ursache bzw. der Grund für kommunikative Aktivitäten sein können, und auch umgekehrt, dass kommunikatives Verhalten Ursache und Grund für Emotionen sein kann.

Kausale Abfolgebeziehungen zwischen der Genese einer Emotion und Modifikationen des Kommunikationsverhaltens sind Grundlage für Äußerungen z. B. folgender Art: *Seine Äußerungen haben sie verärgert.* oder *Ihre Wut hat sie zu diesen Ausfällen und Beleidigungen hingerissen.*

Emotionen als Grund eines kommunikativen Verhaltens aufzufassen, ist aber nur eine mögliche Beschreibung der Relation zwischen beiden Entitäten. Betrachten wir z. B. eine unvermittelte, sehr heftig vorgetragene Disziplinierung eines Lehrers: *Thomas, wirst du jetzt wohl endlich still sitzen!*, so kann man diesen Vorgang auf drei verschiedene Weisen konzeptualisieren:

(i) Es baut sich intern eine Emotion auf, die das kommunikative Muster der Disziplinierung auslöst, wobei erst durch Form und Inhalt der Äußerung die Emotion interaktiv manifestiert und kommuniziert wird. Die Emotion ist Grund oder Ursache für eine kommunikative Handlung spezifischer Art.
(ii) Das Äußern der Disziplinierung *ist* die Emotion. Sie hat keine von diesem Kommunikationsakt unabhängige Existenz. Zumindest ist alles andere − wenn es existiert − nicht interaktionsrelevant. Die Konstatierung einer kommunikativen Handlung *Disziplinierung* ist eine Abstraktion, die an einem komplexen Akt, der sowohl emotional wie kommunikativ ist, primär die verbal-kommunikative Komponente (als kommunikative Handlung) betrachtet.
(iii) Der Lehrer verfolgt ein bestimmtes (rationales) Ziel, zu dessen Realisierung er eine bestimmte sprachliche Handlung vollzieht: eine Instanz des kommunikativen Musters *Disziplinierung*, das spezifisch zur Realisierung solcher Zwecke und Ziele dient. *Unabhängig* davon hat er und kommuniziert er (durch Lautstärke, schrille Stimme etc.) eine Emotion. Zweckrationales kommunikatives Handeln und Kommunikation einer Emotion sind unabhängig voneinander und werden aus unterschiedlichen Quellen gespeist.

Es gibt aber auch gegenläufige Konzeptualisierungen, die Emotionen nicht als Ursache oder Grund für kommunikative Handlungen in Betracht ziehen (vgl. z. B. Leont'ev 1977, 81 ff.). Sie sehen lediglich in den die Emotionen auslösenden Situationen oder Handlungen von Personen Ursachen und Gründe. Emotionen spielen in dieser Konzeption die Rolle motivationeller *Transmissionsriemen*, die zwar die Auswahl von Folgehandlungen, ihre Modalität und Intensität beeinflussen, aber keineswegs bestimmen. Emotionen haben hier eine modellierend-gestaltende Kraft, sind aber bestenfalls in einem sekundären, abgeleiteten Sinn Ursache oder Grund.

(3) Die dritte Modellvorstellung besagt, dass es einen unemotionalen bzw. emotional neutralen Modus der Kommunikation gibt und dass dies der Grundmodus ist. Treten Emotionen auf, so modifizieren sie diese Art der Kommunikation in erkennbarer und spezifischer Weise. Kommunikative Prozesse setzen sich nach dieser Auffassung zusammen aus unemotionalen, (neutralen, sachlichen, ruhigen) Passagen und emotionalen Phasen, in denen das kommunikative Verhalten mehr oder weniger stark durch Emotionen affiziert und modifiziert wird.

Auch diese Vorstellung hat ihren festen Platz im Alltagsbewusstsein: *Wir haben erst ganz sachlich miteinander diskutiert. Dann ist er ausgerastet und hat mich angeschrien. Man konnte kein vernünftiges Wort mit ihm reden. Erst nach einer halben Stunde hat er sich wieder eingekriegt.*

Die konträre Konzeptualisierung besagt, dass die Kommunikation von emotional-bewertenden Stellungnahmen nicht nur ein essentieller, sondern auch ein permanenter

Aspekt des Kommunikationsprozesses ist. Demnach ist jede Äußerung einer Kommunikation, wenn auch manchmal nur sehr schwach, erlebensmäßig-emotional gefärbt.

Beide Modellalternativen schließen sich nicht unbedingt aus. Sie sind miteinander zu vermitteln, wenn man eine Relevanzschwelle für die Beachtung von kommunikativen Auswirkungen emotionaler Phänomene annimmt. Das Alltagsverständnis ist erklärbar durch die Tatsache, dass der Aspekt der Kommunikation von Emotionen erst bei Überschreitung eines bestimmten Intensitätsgrades Aufmerksamkeit auf sich zieht und ins Bewusstsein tritt.

Die folgenden Überlegungen zu Zusammenhängen und Auswirkungen beschränken sich einerseits auf aktuelle und dynamisch-intensive Emotionen relativ kurzer Dauer, die bewusst erlebt werden, und andererseits auf relativ direkte und unvermittelte Auswirkungen, die zusammen mit oder unmittelbar auf die emotionalen Reaktionen erfolgen.

Selbstverständlich haben auch emotionale Dispositionen und Stimmungen sowie nicht bewusste Erlebensweisen und Emotionen Auswirkungen auf das Kommunikationsverhalten. Dies bleibt hier jedoch unberücksichtigt. Außer acht bleiben auch alle Formen indirekter und vermittelter Auswirkungen und Zusammenhänge, wie sie z. B. auftreten, wenn das Kommunikationsverhalten stark kontrolliert wird.

5.2. Zusammenhänge

Im Rahmen der oben genannten Modellvorstellungen lassen sich systematisch vier allgemeine Zusammenhänge zwischen Emotionen und kommunikativem Verhalten angeben:

(Z 1) Emotionen modifizieren eigenes kommunikatives Verhalten.

Wird eigenes kommunikatives Verhalten durch Emotionen modifiziert, so lassen sich analytisch zwei Fälle unterscheiden:

Die Emotion begleitet ein kommunikatives Verhalten (das auch ohne Emotion erfolgt wäre) und *affiziert* es lediglich. D. h. das kommunikative Verhalten enthält Indikatoren dafür, dass sich in ihm auch eine Emotion ausdrückt (äußerungsaffizierende Emotion, emotionsaffiziertes kommunikatives Verhalten). Beispiel hierfür wäre ein Zittern der Stimme.

Davon zu unterscheiden ist der Fall, dass eine vorausgehende oder anhaltende Emotion (im Wechselspiel mit Intentionen, Einstellungen, Kognitionen etc.) ein kommunikatives Verhalten einer Person *motiviert* (äußerungsmotivierende Emotion, emotionsmotiviertes kommunikatives Verhalten). Häufig geht dies mit einem Wechsel des Themas bzw. des Themenaspektes einher. Ein Beispiel hierfür ist, wenn Wut mich aus der argumentativen Behandlung eines Themas heraus zu Beleidigungen hinreißt.

(Z 2) Emotion(smanifestation)en modifizieren fremdes kommunikatives Verhalten.

Manifestierte Emotionen können das kommunikative Verhalten einer anderen Person modifizieren. Voraussetzung hierfür ist, dass die Emotionsmanifestationen von der anderen Person wahrgenommen und gedeutet werden. Die andere Person kann dann ihr kommunikatives Verhalten darauf abstellen, z. B. kann die Wahrnehmung und Deutung von Ärger beim Gesprächspartner dazu führen, die Behandlung eines Themas abzubrechen.

(Z 3) Kommunikatives Verhalten modifiziert eigene Emotionen.

In diesem Fall beeinflusst das kommunikative Verhalten die Emotionen bzw. die Emotionslage der sprechenden Person (emotionsbeeinflussendes kommunikatives Verhalten). Dabei können vorhandene Emotionen verändert oder nicht vorhandene aufgebaut werden. Ich kann mir die Angst von der Seele reden, oder ich kann versuchen, eine abklingende Emotion zu stabilisieren, indem ich über das rede, was die Emotionen ausgelöst hat. Wird das kommunikative Verhalten eingesetzt, um Emotionen zu verändern oder aufzubauen, so handelt es sich um verbale Techniken individueller Emotionsregulation (Holodynski 2006). Etwas anders liegt der Fall, wenn ich über etwas, was ich sage, selbst erschrecke, wenn also eigenes kommunikatives Verhalten eigene Emotionen auslöst (emotionsauslösendes kommunikatives Verhalten).

(Z 4) Kommunikatives Verhalten modifiziert fremde Emotionen.

Bei diesem Zusammenhang modifiziert eigenes kommunikatives Verhalten Emotionen einer anderen Person (Fremdemotionen beeinflussendes kommunikatives Verhalten). Auch hier sind die beiden Fälle zu unterscheiden, dass es sich um − jetzt interaktive − Emotionsregulation handelt oder um Emotionsauslösung (Fremdemotionen auslösendes kommunikatives Verhalten). So kann z. B. die Bemerkung *Du bist aber auch zu nichts zu gebrauchen* − beabsichtigt oder unbeabsichtigt − beim Gegenüber emotionale Reaktionen nach sich ziehen.

Diese vier Formen des Zusammenhangs stellen ein allgemeines Suchraster bei der Analyse von Interaktionen dar. Jede kommunikative Einheit kann daraufhin befragt werden, ob sie in einem der genannten Zusammenhänge zu Emotionen steht.

5.3. Auswirkungen

Nach der Differenzierung dieser generellen Zusammenhänge sollen nun die verschiedenen Ebenen bzw. Phänomenbereiche etwas genauer beschrieben werden, in denen sich Emotionen im kommunikativen Verhalten auswirken. Dass solche Auswirkungen von Emotionen auf das Kommunikationsverhalten bestehen, ist fester Bestandteil unseres Alltagswissens. Dieses Wissen spiegelt sich einerseits wider in Rede- oder Gesprächsbeschreibungen, andererseits in den Bezeichnungen für emotionales Kommunikationsverhalten. Besonders aufschlussreich sind hier die Verben, mit denen kommunikative Aktivitäten bezeichnet werden können. Viele dieser Verben haben eine Bedeutungskomponente, die die emotionale Affizierung des kommunikativen Verhaltens deutlich anzeigt: z. B. *jemanden anfauchen, keifen, jauchzen, murren, grollen, feixen, explodieren, brüllen*. Eine systematische, empirische Analyse solcher Beschreibungen und Bezeichnungen wäre ein wichtiger Beitrag zur Explikation der Alltagstheorien über die Zusammenhänge zwischen Emotionen und kommunikativem Verhalten.

Zunächst wird differenziert, wie sich Emotionen auf das Kommunikationsverhalten auswirken; d. h. die Zusammenhänge Z 1 und Z 2 werden expliziert. Im Anschluss daran werden Überlegungen angestellt, welche Aspekte des kommunikativen Verhaltens sich in welcher Weise auf Emotionen auswirken können. Dies ist eine Explikation der Zusammenhänge Z 3 und Z 4.

Als Gliederung für die möglichen Auswirkungen von Emotionen auf kommunikatives Verhalten greife ich auf die schon oben benannten Manifestationsbereiche zurück, die

ich in diesem Zusammenhang auch als Phänomenbereiche oder Ebenen der Auswirkung ansprechen möchte. Ich übernehme die dortige Systematik und Zählung und werde die einzelnen Bereiche mit wenigen Beispielen vorstellen. Die als Beispiele genannten Phänomene sind einerseits solche, wie sie in alltagsweltlichen Beschreibungen eines vorverständlich als emotional gedeuteten Verhaltens auftreten (*Seine Stimme überschlug sich vor Wut.*; *Immer wenn er auf das Thema angesprochen wurde, wich er aus. Es muss ihm sehr peinlich gewesen sein.*), andererseits solche, die in der wissenschaftlichen Literatur genannt werden.

(3) Vokale nonverbale Manifestationen:

Häufig werden − isoliert oder in einem verbalen Kontext auftretende − Vokalisierungen, die nicht aus lexikalischen Einheiten bestehen, als Auswirkungen von Emotionen angesehen. Hierzu sind Affektlaute und vokale Embleme − wie Scherer (1977) sie bezeichnet − zu rechnen. Affektlaute und vokale Embleme treten häufig gemeinsam mit nonverbalen nonvokalen Manifestationen auf (Mimik, Gestik, Körperhaltung). Zu den Affektlauten zählen Lachen, Stöhnen, Schmerzlaute, Zischen etc., aber auch Phänomene, für die es keine einheitlichen Benennungen gibt, wie das schnelle, schnaubende Ausstoßen von Luft durch die Nase. Zu den vokalen Emblemen, die sich wohl zum Teil mit den Interjektionen überschneiden, sind Ausdrücke wie *oh* oder *ach* zu rechnen. Die Interjektionen bilden ein Übergangsfeld, an dessen einem Ende unwillkürliche Lautbildungen, am anderen Ende konventionalisierte lexikalische Einheiten stehen, die in kommunikativer Absicht verwendet werden können. Die letzteren lassen sich systematisch auch (5.2.1) zuordnen.

Wie wichtig diese Phänomene für die Kommunikation von Emotionen sind, wird deutlich, wenn man sich beispielsweise vor Augen hält, welche verschiedenen Emotionen durch unterschiedliche Arten des Lachens in einem Gespräch manifestiert werden können (freudiges, verlegenes, ängstliches, höhnisches etc. Lachen).

Relativ zu der Unterscheidung Affizierung vs. Motivierung sind diese Lautbildungen erlebens- bzw. emotionsmotiviert.

(4) Verbalisierungsbegleitende Manifestationen:

Emotionen haben Auswirkungen auf eine Vielzahl von Phänomenen, die die Form von Verbalisierungen bzw. den Äußerungsakt betreffen. Hierzu gehören *Stimmcharakteristika* wie die Lautstärke (Intensität; z. B. leise sprechen, schreien), die Stimmhöhe (Grundfrequenz) und Stimmmodalitäten (zitternde, ersterbende, scharfe, sich überschlagende, belegte, heisere Stimme; Lächeln in der Stimme). Eine zweite Gruppe umfasst *Betonungsphänomene*. Sie reichen von spezifischen Intonationskonturen (z. B. Emphase) über besondere Betonungen (z. B. Pointierungen) bis hin zu Akzentverschiebungen. Auch expressive Dehnungen sollen zu dieser Gruppe gerechnet werden (*Waaas?, Schööön!, Rrraus!*). Die dritte Gruppe betrifft Phänomene der *Sprechgeschwindigkeit*, eine vierte Gruppe Phänomene des *Sprechstils* (z. B. Stakkato, silbentrennendes Sprechen (*Wi-der-lich!*), überkorrekte Artikulation). Sofern diese Phänomene nicht lokal auf einzelne Äusserungen beschränkt sind, sondern übergreifend sich auf die Modalität des Gesprächsverhaltens auswirken, sind sie systematisch dem Phänomenbereich (6.5) zuzuordnen. Die fünfte und letzte Gruppe der verbalisierungsbegleitenden Manifestationen sind Auswirkungen von Emotionen auf die *verbale Planung*, die sich in Phänomenen wie Stocken (Hesitation), Abbrüchen, Reparaturen, Satzbrüchen und Stottern niederschlagen.

Aus dem gesamten Spektrum emotionaler Auswirkungen auf das kommunikative Verhalten sind unter dem Aspekt der Kommunikation von Emotionen bisher ganz überwiegend diese verbalisierungsbegleitenden Manifestationen untersucht worden, wobei noch einmal ein besonderer Schwerpunkt bei den Stimmcharakteristika und den Betonungsphänomenen liegt.

(5) Manifestationen im verbalen Anteil von Äußerungen:
In dieser Klasse sind drei Gruppen von Auswirkungen zu unterscheiden:

(5.1) Auswirkungen auf die innere sprachliche Gestaltung der Äußerung

Hiermit sind Phänomene einer bewertend expressiven Wortwahl und Wortstellung angesprochen. Bei der Wortwahl kann es sich um eine emotionsbedingte Auswahl unter Alternativen handeln (*Halsabschneider* statt *Wohnungsmakler*) oder um Derivationen der Wortform (z. B. Diminutiva). Darüber hinaus können sich Emotionen in einer (gesteigerten) Verwendung von Bildlichkeit auswirken. Auch ‚schiefe', aus dem Rahmen fallende Formulierungen sind, sofern sie Resultat von Emotionen sind, in diese Gruppe einzuordnen.

(5.2) Auswirkungen auf die inhaltliche und thematische Ausrichtung der Äußerung

Hiermit ist gemeint, dass die Verbalisierung etwas zum Inhalt oder Thema hat, woraus auf eine emotionale Betroffenheit zurückgeschlossen werden kann. Unter dem Aspekt der Auswirkung bedeutet dies, dass die Emotion in unterschiedlichen Graden Inhalt und Thema der Verbalisierung modifiziert. Die Emotion motiviert an einer bestimmten Stelle der Interaktion eine inhaltlich-thematisch andere Äußerung, als sie ohne das Auftreten der Emotion erfolgt wäre. Die Veränderung kann in allen Formen der Variation von Proposition und Illokution der Verbalisierung bestehen. In dieser Gruppe möchte ich wiederum vier Untergruppen unterscheiden:

(5.2.1) Emotional-verbale Äußerungen als Auswirkungen

Beispiele für diesen Typ sind Interjektionen (mit kommunikativer Absicht), bestimmte stellungnehmende Ausrufe (*Oh Gott!; Himmel!; Donnerwetter!*), formelhafte bzw. idiomatische Bewertungen (*Ist ja irre.; Kinder, Kinder nochmal.; Bist du noch zu retten?!*) und vieles andere mehr.

Diese Äußerungen sind in der Regel mit starken verbalisierungsbegleitenden Manifestationen verbunden. Die Verbalisierung selbst besteht aus lexikalischen Einheiten, die als einzelne oder als idiomatische Wendung eine konventionalisierte, aber meistens vage Bedeutung haben. Auch wenn die Bedeutung der Verbalisierung in eine bestimmte inhaltlich-thematische Richtung weist, wird die Äußerungsbedeutung unter kommunikativem Aspekt jedoch primär durch die begleitenden Manifestationen konstituiert. Die verbale Komponente ist bei diesem Typ also sekundär.

(5.2.2) Verbal-emotionale Äußerungen als Auswirkungen

Umgekehrt ist das Verhältnis bei den verbal-emotionalen Äußerungen. Obwohl auch sie eine Komponente verbalisierungsbegleitender Manifestationen besitzen, ist bei ihnen die inhaltlich-thematische Komponente dominant. Die Übergänge zur zuvor behandelten Gruppe sind aber fließend.

Zu dieser Gruppe rechne ich kommunikative Einheiten wie Beschimpfungen (*Du bist aber auch zu nichts zu gebrauchen.; Du Trottel/Idiot.*), Belobigungen und Anerkennungen

(*Du bist ein Schatz.*) und auch Flüche. Ein Erleben wirkt sich hier im Kommunikationsverhalten aus, indem es entsprechende kommunikative Akte auslöst.

Ebenfalls zu dieser Gruppe rechne ich bestimmte Typen sprachlicher Handlungen wie Vorwürfe, Drohungen, Warnungen, Disziplinierungen, Klagen etc. (*Du hast mich übel ausgetrickst.; Du kriegst gleich welche hinter die Ohren!; Lass das doch jetzt endlich mal.*). Im Gegensatz zu vielen sprachlichen Handlungstypen, die emotional neutral sind, scheinen ihnen Emotionen inhärent zu sein. Anders als bei den formelhaften emotional-verbalen Äußerungen, können bei ihnen die Inhalte sehr differenziert und variabel sein. Die Inhalte sind dominant, und die Aufmerksamkeit richtet sich primär auf sie.

(5.2.3) Verbale Benennung/Beschreibung erlebensrelevanter Ereignisse/Sachverhalte als Auswirkung

Eine Emotion kann sich auf das kommunikative Verhalten in der Weise auswirken, dass Ereignisse/Sachverhalte benannt oder beschrieben werden, die Emotionen ausgelöst haben. Hiermit wird das Übergangsfeld zu den Erlebensthematisierungen erreicht. Im Vergleich zu den Gruppen (5.2.1) und (5.2.2) ist die Verbindung zu den verbalisierungsbegleitenden Manifestationen lockerer. Die Kommunikation von Erleben wird zunehmend mehr vom Inhalt der Verbalisierung getragen.

(5.2.4) Beschreibung/Erzählung der situativen Umstände eines Erlebens als Auswirkung

Ebenso kann sich eine Emotion auswirken, indem die situativen Umstände der Entstehung und Entwicklung der Emotion beschrieben oder erzählt werden, auch ohne dass das Erleben selbst benannt wird. Dieser Typ, der der Tendenz nach größere kommunikative Einheiten umfasst, liegt ebenfalls im Übergangsbereich zu den Erlebensthematisierungen.

(5.3) Verbale Thematisierung des Erlebens als Auswirkung

Wirkt sich eine Emotion auf das kommunikative Verhalten in der Weise aus, dass sie in einer Äußerung benannt oder beschrieben wird, sie also selbst Inhalt oder Thema der Verbalisierung ist, so handelt es sich um Erlebens- bzw. Emotionsthematisierungen.

(6) Manifestationen im Gesprächsverhalten:

Über die Auswirkungen auf einzelne Äußerungen hinaus können sich Emotionen auch übergreifend auf das Kommunikationsverhalten auswirken. Ich möchte in diesem Bereich folgende Typen unterscheiden: Auswirkungen auf das Thema, auf den Diskurstyp, auf Strategien der Gesprächsführung, auf die Gesprächsorganisation und auf die Modalität des Gesprächs.

(6.1) Auswirkungen auf das Thema

Die Wahl eines bestimmten Themas kann ebenso wie ein Themenwechsel Resultat von Emotionen sein. Emotionen können sich in der Meidung spezifischer Themen ebenso auswirken wie in thematischer Beharrlichkeit.

(6.2) Auswirkungen auf den Diskurstyp

Emotionen lösen spezifische Diskurstypen oder Kommunikationsepisoden aus, z. B. initiieren sie eine Erzählung, einen Streit, Blödeleien etc. Emotionen beeinflussen ferner die Wahl eines spezifischen Diskurstyps, z. B. ob etwas berichtet (Sachverhaltsdarstellung) oder erzählt wird, ob jemand sich auf eine Argumentation oder Diskussion einlässt oder nicht.

(6.3) Auswirkungen auf Strategien der Gesprächsführung

Emotionen können in Konflikten zu demonstrativen Verweigerungen führen (sich ‚bockig' stellen, nichts mehr sagen etc.). Wut kann – um ein anderes Beispiel zu nennen – Motor einer Strategie der schonungslosen Offenlegung sein (*Das wollte ich dir übrigens immer schon mal sagen.*). Mitleid kann in Auseinandersetzungen oder Konflikten zu einer Strategie des Einlenkens oder Vermittelns führen. Sticheln und Andeutungen sind weitere kommunikative Strategien, die im Zusammenhang mit spezifischen Emotionen (z. B. Ärger, Eifersucht) stehen.

(6.4) Auswirkungen auf die Gesprächsorganisation

Emotionen wirken sich ferner auf die Gesprächsorganisation aus. Sie können zu Einwürfen, Überlappungen und Unterbrechungen führen, sogar so weit, dass man sich wechselseitig bei parallelem Sprechen niederschreit. Umgekehrt können lange Pausen oder demonstratives Schweigen Resultat von Emotionen sein. Bei Mehrpersonengesprächen können Emotionen der Grund für Nebendiskurse oder Gesprächsspaltungen sein. Sie berühren aber nicht nur die Turnorganisation. Sie haben auch Einfluss auf die Organisation von Gesprächen, wenn sie zum Wegfall von Phasen einer ‚üblichen' Gesprächseröffnung oder -beendigung führen (mit der Tür ins Haus fallen, beleidigt ein Gespräch abbrechen).

Relevant sind sie ferner für die Gesprächsorganisation, wenn sie erwartbare kommunikative Muster suspendieren, zu Veränderungen des normalen Ablaufs von Mustern führen oder wenn sie spezifische Muster der Emotionsprozessierung auslösen.

(6.5) Auswirkungen auf die Gesprächsmodalität

Die Gesprächsmodalität betrifft generelle und übergreifende Eigenschaften und Erscheinungsformen von Gesprächen. Emotionen können sich in der Wahl einer solchen Modalität oder in ihrem Wechsel auswirken. Gesprächsmodalitäten werden charakterisiert mit Begriffen wie: engagiert, locker, gelöst, ernst, formell, ironisch, scherzhaft, lamentierend etc. Zum Teil überschneiden sich diese Phänomene mit verschiedenen Arten des Sprechstils.

Dieser kursorische Durchgang durch die Phänomenbereiche soll verdeutlichen, dass sich Emotionen auf allen Ebenen des Kommunikationsverhaltens auswirken können. Die Aufzählung der Phänomene ist exemplarisch gemeint. Über die Zuordnung zu einzelnen Phänomenbereichen lässt sich vielfach streiten. Hier sollten lediglich Phänomene zusammengetragen werden, bei denen, wenn sie denn vorliegen, man in Betracht ziehen kann, dass bei ihrer Verursachung Emotionen im Spiel waren bzw. dass sie Indikatoren für Emotionen sind.

Z. T. handelt es sich bei den oben genannten Phänomenen nur um analytisch differenzierbare Aspekte eines komplexen kommunikativen Verhaltens. Manche Phänomene sind aber auch isoliert einsetzbare, konventionalisierte Mittel der Kommunikation von Emotionen.

Bei einem konkreten kommunikativen Verhalten – z. B. einer konkreten Äußerung – können verschiedene dieser Phänomene – auch aus verschiedenen Phänomenbereichen – zusammen auftreten. In der Sequenz:

A: *Kannst du mir mal den Locher rübergeben?*
B: *Jetzt reichts aber! Musst du mich immer stören?*

kommen in der Äußerung von B Phänomene zusammen wie die Verwendung einer emotional-verbalen Formel (5.2.1) und eine verbal-emotionale Äußerung mit der illokutiven Kraft eines Vorwurfs (5.2.2). B's Äußerung stellt zugleich einen Themenwechsel dar (6.1), wobei ein initiiertes Muster suspendiert und eine Nebensequenz eingeleitet wird (6.4). Auch spezifische Stimmcharakteristika, Betonungsphänomene und eine erhöhte Sprechgeschwindigkeit (alle (4)) kann man sich bei dieser Äußerung als Auswirkungen vorstellen.

Nachdem differenziert worden ist, wie Emotionen sich im kommunikativen Verhalten niederschlagen (Z 1 und Z 2), soll nun dargestellt werden, welche Aspekte kommunikativen Verhaltens sich modifizierend auf Emotionen auswirken können (Z 3 und Z 4).

Kommunikatives Verhalten kann − wie Handlungen generell − Emotionen auslösen bzw. verursachen. Es hat emotionale Wirkungen. Emotionen lassen sich dabei als perlokutive Effekte kommunikativer Handlungen auffassen (Zillig 1982). Die Emotionsauslösung kann auf verschiedene Aspekte der kommunikativen Handlung zurückzuführen sein, nämlich darauf

(1) *dass* jemand etwas sagt,

(2) *was* er sagt und

(3) *wie* es gesagt wird.

Wird eine Emotion durch das ausgelöst, *was* gesagt wird, so kann die auftretende Emotion sich entweder auf die mitgeteilten Inhalte oder auf die sprechende Person beziehen. Bei der Äußerung: *Dein Fahrrad ist aus dem Keller gestohlen worden* bezieht sie sich auf den Sachverhalt.

„Die Inhalte der Informationshandlungen können dann, gleichsam in Vertretung ihrer realen Entsprechungen, Emotionen bei Sp[recher] 2 auslösen" (Zillig 1982, 335).

Man kann „davon ausgehen, dass alle Gefühle, die durch Ereignisse, Sachverhalte, Handlungen usw. ausgelöst werden, auch durch die Sprechakte, die darüber informieren, ausgelöst werden können" (Zillig 1982, 336).

Bei einer Äußerung wie: *Du bist ein absoluter Nichtsnutz* wird sich die ausgelöste Emotion hingegen eher auf die sprechende Person beziehen.

Art und Bezug der ausgelösten Emotion hängen ferner davon ab, was an dem mitgeteilten Inhalt fokussiert bzw. wessen Perspektive eingenommen wird. Wird bei der Mitteilung: *Hans hat Horst geschlagen* Horsts Perspektive eingenommen, so kann dies Mitleid erwecken, während man umgekehrt sich über Hansens Mut freuen mag.

Werden Emotionen dadurch ausgelöst, *dass* etwas (von der falschen Person, zum falschen Zeitpunkt, zu einer falschen Person etc.) gesagt oder mitgeteilt wurde, so bezieht sich die Emotion auf die äußernde Person bzw. ihre kommunikative Handlung und die damit verbundenen Ziele. Mit der Äußerung: *Ich bin sauer, dass du das weitererzählt hast. Du wusstest doch genau, dass es vertraulich war* wird eine solche Emotion thematisiert.

„Die Emotionen, die durch eine sprachliche Handlung ausgelöst werden, [...] ergeben sich aus den Annahmen, die der Sprecher/Hörer sich über die Ziele seines Partners bildet" (Zillig 1982, 347).

Die Äußerung: *Dass gerade der sich hinstellt und uns etwas über die Verbesserung der Arbeitsmoral erzählt, ärgert mich schon ziemlich* thematisiert eine Emotion, die sowohl

durch den Inhalt (was) wie durch die Tatsache, dass es eine bestimmte Person ist, die dies äußert, ausgelöst wird.

Betrachten wir nun, *wie* etwas gesagt wird, so sind in Hinblick auf Emotionsauslösung zwei Fälle zu unterscheiden. Zum einen können Formaspekte eines kommunikativen Verhaltens Emotionen auslösen. Zum anderen gibt es konventionalisierte sprachliche Mittel, deren kommunikativer Zweck die Emotionsauslösung ist bzw. denen eine solche Funktion zugeschrieben wird.

Letztere sind als emotionalisierende Stilmittel und Strategien Gegenstand von Stilistik und Rhetorik. Dabei geht es um sprachliche Mittel, die konventionell ein Erleben wie Interesse, Trauer, Feierlichkeit, Hochstimmung, Ehrfurcht, Rührung etc. erzeugen sollen. Sie spielen nicht nur in der mündlichen Kommunikation, sondern gerade auch bei der Emotionsauslösung durch schriftliche Texte eine Rolle (vgl. Schwarz-Friesel 2007).

Während hier ein konventioneller, quasi automatisch wirkender Zusammenhang zwischen sprachlichen Mitteln und ausgelösten Emotionen angenommen wird, ist dieser Zusammenhang bei den Abweichungen von Formerwartungen akzidentiell. Jemand kann verärgert darüber sein, dass der andere schreit − statt wie erwartet − ruhig redet, dass der andere sich ironisch statt ernsthaft äußert, dass er weitschweifig und blumig statt prägnant ist, dass er eine Aufforderung erteilt statt einer Bitte etc. Aber auch weitere Abweichungen als solche der Intensität und Intonation, der Modalität, des Stils und des Sprechhandlungstyps sind emotionsrelevant. Grundlage für die Emotionsauslösung bei allen Abweichungen ist, dass ein kommunikatives Verhalten relativ zu den Erwartungen für die Situation als unangemessen bzw. unpassend empfunden wird.

Abschließend ist festzuhalten, dass es in Grenzen vorhersehbar ist, welche Emotionen durch ein Kommunikationsverhalten ‚normalerweise' ausgelöst werden. Grundlage für die Vorhersehbarkeit sind Emotionsregeln (vgl. Fiehler 1990a, 77 ff.). Sie ermöglichen u. a. das Abschätzen der emotionalen Wirkung von Äußerungen:

„There is a high degree of commonsense predictability involved in gauging the emotional responses or reactions to various classes of utterances and actions in everyday life. So much so, in fact, that we routinely ascribe the apparent affective consequences of an action to the actor as a part of his action itself, as when we say, e. g., [...] ‚he frightened them', ‚she angered him'" (Coulter 1979, 139).

6. Literatur (in Auswahl)

Battacchi, Marco W./Thomas Suslow/Margherita Renna (1996): Emotion und Sprache. Frankfurt a. M. u. a.

Coulter, Jeff (1979): The Social Construction of Mind. London u. a.

Drescher, Martina (2003): Sprachliche Affektivität: Darstellung emotionaler Beteiligung am Beispiel von Gesprächen aus dem Französischen. Tübingen.

Fiehler, Reinhard (1990a): Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion. Berlin.

Fiehler, Reinhard (1990b): Emotionen und Konzeptualisierungen des Kommunikationsprozesses. In: Grazer Linguistische Studien 33/34, 63−74.

Fiehler, Reinhard (2001): Emotionalität im Gespräch. In: Klaus Brinker u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 2. Halbband: Gesprächslinguistik. Berlin/New York, 1425−1438 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 16.2).

Fiehler, Reinhard (2002): How to Do Emotions With Words: Emotionality in Conversations. In: Susan R. Fussel (ed.): The Verbal Communication of Emotions. Interdisciplinary Perspectives. Mahwah, NJ/London, 79–106.
Holodynski, Manfred (2006): Emotionen – Entwicklung und Regulation. Heidelberg.
Käsermann, Marie-Louise (1995): Emotion im Gespräch. Auslösung und Wirkung. Bern.
Kehrein, Roland (2002): Prosodie und Emotionen. Tübingen.
Kövecses, Zoltán (1999): Metaphor and Emotion. Language, Culture and Body in Human Feeling. Cambridge.
Konstantinidou, Magdalene (1997): Sprache und Gefühl. Hamburg.
Leont'ev, Aleksej Nikolaevič (1977): Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit. Stuttgart.
Marten-Cleef, Susanne (1991): Gefühle ausdrücken. Die expressiven Sprechakte. Göppingen.
Mees, Ulrich (2006): Zum Forschungsstand der Emotionspsychologie – eine Skizze. In: Rainer Schützeichel (Hrsg.): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze. Frankfurt a. M., 104–124.
Niemeier, Susanne/René Dirven (eds.) (1997): The Language of Emotions. Conceptualization, Expression, and Theoretical Foundation. Amsterdam.
Scherer, Klaus R. (1977): Affektlaute und vokale Embleme. In: Roland Posner/Hans-Peter Reinecke (Hrsg.): Zeichenprozesse – Semiotische Forschung in den Einzelwissenschaften. Wiesbaden, 199–214.
Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen/Basel.
Tischer, Bernd (1993): Die vokale Kommunikation von Gefühlen. Weinheim.
Weigand, Edda (2004): Emotion in dialogic interaction. Advances in the complex. Amsterdam.
Winko, Simone (2003): Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900. Berlin.
Zillig, Werner (1982): Emotionen als perlokutionäre Effekte. In: Grazer Linguistische Studien 17–18, 317–349.

Reinhard Fiehler, Mannheim (Deutschland)

45. Sprach- und Sprechwirkungsforschung

1. Problemaufriss
2. Wissenschaftliche Ansätze
3. Methodologische Überlegungen
4. Ausgewählte aktuelle Forschungen – Themen, Methoden, Praxisrelevanz
5. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Various scientific disciplines are concerned with the investigation of speech and language effects. Their research issues, objectives and methods differ considerably. However, most approaches assume that the speaker/writer attempts to exert influence on the recipients in their understanding of text and consecutive behavior. The recipients evaluate motives, content and anticipated consequences of the utterance and reacts accordingly. Thus, there

Fiehler, Reinhard (2002): How to Do Emotions With Words: Emotionality in Conversations. In: Susan R. Fussel (ed.): The Verbal Communication of Emotions. Interdisciplinary Perspectives. Mahwah, NJ/London, 79–106.
Holodynski, Manfred (2006): Emotionen – Entwicklung und Regulation. Heidelberg.
Käsermann, Marie-Louise (1995): Emotion im Gespräch. Auslösung und Wirkung. Bern.
Kehrein, Roland (2002): Prosodie und Emotionen. Tübingen.
Kövecses, Zoltán (1999): Metaphor and Emotion. Language, Culture and Body in Human Feeling. Cambridge.
Konstantinidou, Magdalene (1997): Sprache und Gefühl. Hamburg.
Leont'ev, Aleksej Nikolaevič (1977): Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit. Stuttgart.
Marten-Cleef, Susanne (1991): Gefühle ausdrücken. Die expressiven Sprechakte. Göppingen.
Mees, Ulrich (2006): Zum Forschungsstand der Emotionspsychologie – eine Skizze. In: Rainer Schützeichel (Hrsg.): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze. Frankfurt a. M., 104–124.
Niemeier, Susanne/René Dirven (eds.) (1997): The Language of Emotions. Conceptualization, Expression, and Theoretical Foundation. Amsterdam.
Scherer, Klaus R. (1977): Affektlaute und vokale Embleme. In: Roland Posner/Hans-Peter Reinecke (Hrsg.): Zeichenprozesse – Semiotische Forschung in den Einzelwissenschaften. Wiesbaden, 199–214.
Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen/Basel.
Tischer, Bernd (1993): Die vokale Kommunikation von Gefühlen. Weinheim.
Weigand, Edda (2004): Emotion in dialogic interaction. Advances in the complex. Amsterdam.
Winko, Simone (2003): Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900. Berlin.
Zillig, Werner (1982): Emotionen als perlokutionäre Effekte. In: Grazer Linguistische Studien 17–18, 317–349.

Reinhard Fiehler, Mannheim (Deutschland)

45. Sprach- und Sprechwirkungsforschung

1. Problemaufriss
2. Wissenschaftliche Ansätze
3. Methodologische Überlegungen
4. Ausgewählte aktuelle Forschungen – Themen, Methoden, Praxisrelevanz
5. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Various scientific disciplines are concerned with the investigation of speech and language effects. Their research issues, objectives and methods differ considerably. However, most approaches assume that the speaker/writer attempts to exert influence on the recipients in their understanding of text and consecutive behavior. The recipients evaluate motives, content and anticipated consequences of the utterance and reacts accordingly. Thus, there

is a direct relationship between utterance and effect, even if this is not a direct monocausal relationship. One must differentiate between direct and indirect as well as between conscious and subconscious effects.

Alongside the verbal means of expression (or the text), there is a range of other variables which influence the effect structure: the social and cultural context, the internal and external situation of the participants as well as para- and extralinguistic content. This very broad definition of effect is operationalized by different researchers depending on their major interest.

This article focuses on the most important approaches: mass communication research, pragmatics, and speech effect research which studies phonetic, rhetorical and esthetic aspects.

1. Problemaufriss

Mit der Wirkung von Sprache beschäftigen sich die verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen, u. a. Rhetorik, Stilistik, Literaturwissenschaft, Pragmatik, Sozio- und Psycholinguistik, Medien- und Kommunikationswissenschaft, Kulturwissenschaft, Sprechwissenschaft. Zu konstatieren sind unterschiedlich(st)e Fragestellungen, Forschungsmethoden und Untersuchungsziele. *Sprach-* und *Sprechwirkungsforschung* werden dabei teils als synonyme Begriffe verwendet, teils differenziert auf die Wirkung geschriebener (*Sprachwirkungsforschung*) bzw. gesprochener Sprache (*Sprechwirkungsforschung*) bezogen. Im vorliegenden Artikel geht es vor allem um die Wirkung gesprochener Sprache, um Möglichkeiten und Grenzen der Wirkungsforschung und um aktuelle empirische Forschungsansätze.

„Die Rede ist Ausdrucksmittel, zugleich aber auch Mittel der Einwirkung. Die Einwirkung auf den anderen ist in der menschlichen Sprache eine ihrer ursprünglichsten und wichtigsten Funktionen. Der Mensch spricht, um zu wirken, wenn auch nicht unmittelbar auf das Verhalten, so doch auf das Denken und die Gefühle, auf das Bewußtsein anderer Menschen“ (Rubinstein 1977, 514). Dieser Gedanke von der sprachlich-kommunikativen Einflussnahme als einer gewissen Organisation der Tätigkeit des anzusprechenden Rezipienten ist in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. immer häufiger zum Ausdruck gebracht worden. Man verwies in diesem Zusammenhang vor allem auf

- den kommunikativen Effekt, der durch sprachliche Äußerungen beim Hörer ausgelöst wird und der nicht mit der Bedeutung der übertragenen Zeichen übereinstimmt,
- die Erzeugung eines aktuellen Reaktionsprogramms im Rezipienten, das Vorstellungen und Denken sowie motorische und sekretorische Reaktionen steuert,
- die Einstellungs- und Verhaltensänderungen, die durch die Kommunikation erzielt werden.

Dieser Auffassung von der Sprach- bzw. Sprechwirkung als kommunikativer Einflussnahme lag dabei i. d. R. die Vorstellung zugrunde, dass der Kommunikator zwar versucht, gezielt auf den Rezipienten einzuwirken, dass dieser aber die Einwirkung keineswegs widerspruchslos bzw. passiv hinnimmt, sondern Motive, Inhalte und antizipierte Folgen der ihm geltenden Äußerung bewertet und innerhalb der vorhandenen Möglichkeiten auf die für ihn günstigste Weise reagiert.

Wirkungen bilden sich also im Rezeptionsprozess heraus; sie werden i. d. R. intendiert, der Kommunikator hat aber keine Gewähr für die Realisierung seiner Intentionen. Zu unterscheiden ist zwischen (mehr oder weniger) direkten und (mehr oder weniger) indirekten Wirkungen. Direkte Wirkungen äußern sich in unmittelbaren Reaktionen des Rezipienten, z. B. als ausgeführte Handlung oder Bestätigung/Ablehnung perzipierter Äußerungen. Indirekte Wirkungen betreffen z. B. die Verstärkung oder Veränderung von Bewusstseinsinhalten, Einstellungen und Verhaltensweisen. Langfristige Wirkungsdimensionen sind überwiegend kognitiver Natur, sie beeinflussen das Wissen, die Wirklichkeitskonstruktion und das Realitätsbild des Rezipienten (vgl. Klingler/Roters 1999, 82 ff.). Des Weiteren sind emotionale Wirkungsdimensionen zu nennen.

Für die Erforschung der Sprechwirkung ist zu berücksichtigen, dass − vor dem jeweiligen sozialen, kulturellen und sprachlichen Hintergrund − neben den verbalen Ausdrucksmitteln auch die paraverbalen (Sprechweise, Intonation, Stimmklang usw.), die nonverbalen (Mimik, Gestik, Kleidung usw.) sowie die aktuellen situativen Bedingungen die Verarbeitung des Kommuniqués beeinflussen und dass neben bewussten auch unter- oder unbewusste Reaktionen auftreten können. Als Wirkung muss man deshalb alles zusammenfassen, was in einer konkreten Kommunikationssituation bei der Aufnahme von *Geäußertem* in einem Rezipienten ausgelöst wird. Für die Forschung ist dieser sehr weitgefasste Begriff interessengeleitet zu operationalisieren. Forschungen mit einem derartigen Umfang von unabhängigen und abhängigen Variablen sind nicht praktikabel. Die an der Universität Halle betriebene Sprechwirkungsforschung beispielsweise reduziert das Geäußerte auf die verbalen und paraverbalen Ausdrucksmittel und die von ihnen ausgelösten Einstellungsänderungen. Hypothesen, Untersuchungsdesign und Interpretation der Ergebnisse werden durch diese Verkürzung bestimmt.

2. Wissenschaftliche Ansätze

2.1. Massenkommunikationsforschung

Diese psychologisch und sozialpsychologisch orientierte Forschungsrichtung hat sich am frühesten Wirkungsproblemen zugewandt − und zwar bereits seit den 1930er Jahren und verstärkt dann in den folgenden Jahrzehnten. Zuerst in den USA und dann auch in Westeuropa befassten sich Forschergruppen zunehmend intensiv mit der Wirkung von gesprochenen und geschriebenen Kommuniqués. Für die Massenmedien (Presse, Rundfunk, Film, Fernsehen) ist die Publikumsresonanz auf ihre Erzeugnisse in der Tat ein besonders heikles Problem, weil die aus der Wirtschaft fließenden Werbeeinnahmen unmittelbar mit der Verbreitung und Wertschätzung eines Kommuniqués zusammenhängen, im Fernsehen beispielsweise messbar mit den Einschaltquoten. Innerhalb der an den Universitäten entstandenen Institute für Medien- und Kommunikationswissenschaft etablierte sich auch diese Forschungsrichtung, definierte ihren Gegenstand und bestimmte ihre Forschungsmethoden (vgl. Artikel 49). Für die Sprechwirkungsforschung war von besonderem Interesse, dass im Bereich der Massenkommunikation das theoretische Konzept des interdepentiellen Zusammenhangs der Faktoren Kommunikator, Kommuniqué und Rezipient empirisch bestätigt wurde. Die Grundlage dieser Auffassung waren Untersuchungen, in denen zwischen der Wirkung des Kommunikators und

der des Kommuniqués unterschieden wurde. Das Untersuchungsdesign sah z. B. einen positiv vorgegebenen Kommunikator und ein negativ vorgegebenes Kommuniqué vor. Die Ergebnisse sprachen in allen Fällen für einen deutlichen Einfluss der Kommunikatorvariablen auf die Bewertung des Kommuniqués. Rezipienten nehmen diese Bewertung also nach Sympathiewerten vor, was in den elektronischen Medien zeitweise zur Durchsetzung vokaler Stereotypien führte. Frühe Untersuchungen z. B. von Scherer (1970, 10) und nachfolgend von vielen anderen Autoren (u. a. Sendlmeier 2005) hatten ergeben, dass klangvolle angenehme Stimmen im Experiment zur Attribution von positiven Persönlichkeitseigenschaften führen, wohingegen Personen mit lauten, scharfen und durchdringenden Stimmen als dominant und extravertiert beurteilt werden. Solche Bewertungen spiegeln einen generellen, die subjektive Evaluation bestimmenden Positiv-Negativ-Faktor wider, der in der Auswertung der experimentell erhobenen Daten deutlich heraustritt. In den Sendungen der elektronischen Medien wurden auf dieser Grundlage vor allem Sprechende mit eher dunklen und warmen Stimmen vor das Mikrophon geholt. Hohe und helle Stimmen sind bis heute selten. Derartige Untersuchungen und daraus abgeleitete Handlungskonventionen zählen auch zum Gegenstand der Sprechwirkungsforschung.

2.2. Pragmatik

Die Sprachwirkungsforschung innerhalb der Linguistik basiert auf Überlegungen und Theorien der linguistischen Teildisziplin Pragmatik. Diese untersucht den Gebrauch von Sprache sowie die Kategorien von Sprachhandlungen, die Sprecher anwenden. Nach Austin (1962) werden in der Pragmatik Antworten auf die Frage „How to do things with words?“ gesucht. Es wird dabei von der Grundannahme ausgegangen, dass Sprechen als Handlung zu begreifen ist, „weil für Sprechen die Merkmale gelten, aufgrund derer etwas als Handlung interpretierbar ist“ (Krebs 1993, 14). Die allgemeinen Merkmale einer Handlung sind: Gerichtetheit, Verantwortbarkeit, relative Geschlossenheit, zeitlich-logische Strukturierung sowie die Zielvorwegnahme (Intentionalität). Auf Grund dieser Merkmale sind Sprachhandlungen kategorisierbar. In Anlehnung an Searle/Kiefer/Bierwisch (1980) werden Sprachhandlungen unterteilt: in den lokutionären Akt (komplexe Einheit aus lautlicher, grammatikalischer und semantischer Struktur), den illokutionären Akt (Ausrichtung auf ein kommunikatives Ziel hin) und den perlokutionären Akt (Wirkung von Lokution und Illokution auf das Denken, Wollen, Fühlen und Handeln des Kommunikationspartners). Aus perlokutionärer Betrachtungsperspektive ist ein Sprechakt erfolgreich vollzogen, „wenn der Adressat das Beabsichtigte glaubt, fühlt, will, tut“ (Krebs 1993, 46). Der Erfolg eines Sprechakts ist maßgeblicher Faktor zur Herstellung der Kausalität zwischen Intention und Wirkung.

Die Pragmatik entwickelte sich im 20. Jh. Ihre philosophischen Wurzeln liegen u. a. bei John Locke und Ludwig Wittgenstein und lassen sich bis zu Aristoteles zurückverfolgen. Als Wegbereiter aus der Sprachwissenschaft sind insbesondere Philipp Wegener, Wilhelm von Humboldt und Karl Bühler zu nennen. Begründer der Sprechakttheorie waren John Langshaw Austin und John Searle. Um ihre Weiterentwicklung hat sich in Deutschland vor allem Dieter Wunderlich bemüht. Austin hatte das von ihm beobachtete Problem, wonach bei sog. indirekten Sprechakten lokutiver und illokutiver Akt, sprachpsychologisch gesehen das Gesagte und das Gemeinte auseinanderklaffen, allein mit der

Analyse einzelner isolierter Sätze zu lösen versucht. Wunderlich und seine Mitstreiter Ehlich, Rehbein u. a. sahen die Sprechhandlung dagegen in einem weiteren Handlungs- und Arbeitskontext und zielten darauf ab, sie aus der jeweiligen Kommunikationssituation heraus zu erklären. Außerdem ist der hörerseitig auftretende Effekt nach Wunderlich (1972a, 179) von grammatischen, vor allem aber von Handlungskonventionen in der Kommunikation abhängig (z. B. auf eine Frage wird eine Antwort erwartet, auf eine Beschuldigung eine Rechtfertigung). Über den Handlungskontext ist jede Sprechhandlung mit ihrer kommunikativen Vorgeschichte verbunden und folglich auch mit deren Einschätzung durch den Sprecher und den intendierten Wirkungen. Wunderlich setzte drei Arten von Wirkungen einer Sprechhandlung auf den Hörer an: zuerst das Verstehen des illokutiven Aktes und zuletzt das Sprechhandeln, das sich konventionell innerhalb einer Sequenz von Sprechhandlungen anschließt. Von besonderer Bedeutung ist die von ihm angeführte zweite Wirkung. Sie ergibt sich aus der Differenz zwischen dem prä- und dem postkommunikativen Zustand sowie jenem Zustand, der ohne sprachliche Kommunikation durch den natürlichen Ablauf der Ereignisse erreicht worden wäre. Denn nur durch die Sprechhandlung verändert sich die Welt der Beteiligten auf eine „spezifische nichtnatürliche Weise“ (Wunderlich 1972b, 46; ähnlich Motsch/Pasch 1987, 16 f.). Das hier erkennbare Bemühen Wunderlichs, Sprechakte aus der Interaktion und der sozialen Situation zu erklären, ist für die Sprechwirkungsforschung von besonderer Bedeutung gewesen, weil es zwischen der von Leont'ev (u. a. 1984) sehr früh vertretenen Tätigkeitsauffassung der Sprache und der Beschreibung konkreter sprachlicher Handlungen vermittelt. Hier fand sich die Begründung für Prä-Post-Vergleiche in der Wirkungsforschung.

Insgesamt sind die theoretischen Konstrukte und Methoden der Sprachwirkungsforschung außerordentlich inhomogen. Besonders bekannt geworden sind neben der Sprechakttheorie von Austin und Searle die Griceschen Maximen, die Universalpragmatik von Jürgen Habermas und die Funktionale Pragmatik von Konrad Ehlich und Jochen Rehbein. Eine typische Benennung der Teilgebiete der Pragmatik erfolgt durch Levinson (1994). Er differenziert sie in Deixis, Konversationsimplikatur, Präsupposition, Sprechakte, Gesprächsstruktur, Politolinguistik.

Innerhalb der Linguistik gab es bereits in den 1970er Jahren Ansätze, in Untersuchungen der kommunikativen Wirkung die Beschränkung auf die verbalen Ausdrucksmittel zu überwinden und paraverbale, zum Teil sogar nonverbale Mittel einzubeziehen. Unter dem Titel *Paralinguistik* (1978 in deutscher Übersetzung) hat sich der russische Linguist Gennadij Vladimirowic Kolschanski eingehend mit der Frage befasst, weshalb Hörende die Sprecherintention bzw. den eigentlichen sprachlichen Inhalt oftmals nicht allein aus dem Wortlaut der Äußerung erkennen können. Speziell analysierte er diejenigen nonverbalen Elemente, die einen Text angesichts des abstrakten und polysemen Charakters der sprachlichen Mittel eindeutig machen und das Verstehen der häufig auftretenden Äußerungen mit verkürzter, komprimierter, syntaktisch unvollkommener Struktur sichern. Als paralingual werden dabei alle Elemente klassifiziert, die monosemierende bzw. komplettierende Funktion bezüglich des Inhalts und der Struktur einer Äußerung haben. Das können z. B. auch Ausdrucksbewegungen oder praktische Tätigkeiten des Sprechers sein. Die etwa aus der Sprechweise erschließbaren Informationen über die Persönlichkeit des Sprechers und seine emotionale Befindlichkeit sind nach Kolschanski hingegen keine Komponenten der verbalen Äußerung; sie gehören nicht als Inhaltselemente zu ihrer Struktur. Solche Informationen sind aber für die Bewertung einer Äußerung relevant

und beeinflussen schon im Alltag ständig die Hörerreaktion: Eine ärgerliche Aufforderung ‚wirkt' meist viel nachdrücklicher und auffälliger als eine freundliche. Ihr kommt man eher nach oder weigert sich entschiedener. Kolschanskis Argumentation ist demzufolge zwar linguistisch korrekt, aus der Sicht der Sprechwirkungsforschung aber problematisch. Sie macht deutlich, dass zwischen der traditionell semasiologischen und der sprachpragmatischen Betrachtung fließende Grenzen bestehen. Andere Autoren (z. B. Schnecke 1980, 295) haben den Gegenstand der Paralinguistik und die Parasprache weniger streng eingegrenzt und vor allem die nonverbalen Kommunikationsmittel (Mimik, Gestik usw.) einbezogen, die in der Sprechwirkungsforschung jedoch nicht beachtet werden können. Deren Kommunikationsbegriff muss weiter gefasst werden als in der traditionellen Linguistik. Bei aller Dominanz der verbalen Mittel müssen die in der Produktion des Sprechens unvermeidbar miterzeugten suprasegmentalen (prosodischen) Mittel (Neuber 2002, 15 ff.), in der sprechwissenschaftlichen Forschung als paraverbal klassifiziert, bei Wirkungsuntersuchungen berücksichtigt werden.

2.3. Sprechwirkungsforschung

Die Sprechwirkungsforschung (vgl. Krech u. a. 1991) untersetzt ihre Aussagen vorrangig durch empirische bzw. empirisch-theoretische Untersuchungen der Kommunikationswirkung von realer gesprochener Sprache mit Hilfe linguistisch-phonetischer, soziologischer und psychologischer Methodeninventare. Hierbei werden Hypothesen über Sprechwirkungen erstellt und anschließend empirisch geprüft. Das Ziel der Sprechwirkungsforschung sehen wir in Anlehnung an Stock (1987, 2 ff.) in der methodologischen Entwicklung der Sprechwissenschaft einschließlich ihrer Anwendungen und letztendlich in der Suche nach Möglichkeiten zur Verbesserung der Sprechkommunikation. Ausgegangen wird dabei von der Grundannahme, dass jedes kommunikative Geschehen von einer Vielzahl äußerer (d. h. physisch realer) und innerer (d. h. mental repräsentierter) Faktoren bestimmt wird. Die Wirkungsanalyse dieses Geschehens erfolgt v. a. aus der Rezipientenperspektive. Die Rezeption schließt den Teilvorgang der Perzeption ein. Perzeption umfasst die Aufnahme der Signale durch die Sinnesorgane, die Bedeutungszuordnung aus den Zeichenformativen und das Verstehen des Gemeinten durch die Synthese aller Informationen, die durch den Perzipienten als kommunikationsrelevant selektiert werden. Alle Teilvorgänge sind einerseits durch die subjektiven Antizipationen und Wahrnehmungsfilter jeder einzelnen Person charakterisiert, andererseits weisen sie fast immer erhebliche interindividuelle und somit prädiktable und systematisierbare Gemeinsamkeiten auf. Unter Rezeption ist die Aneignung des Perzipierten zu verstehen, d. h. dessen kognitiv, voluntativ und emotional geprägte Aufnahme und Verarbeitung seitens des Rezipienten. Die aus einem Rezeptionsprozess resultierenden Wirkungen verändern immer die interne (bzw. internale) Repräsentation des Individuums und können sich zusätzlich im äußeren Verhalten und Handeln kundtun. Die Sprechwirkungsforschung geht ferner davon aus, dass das Geäußerte in seiner Einheit von verbalen und paraverbalen Elementen nicht nur im engen Sinne linguistisch-semasiologisch perzipiert, sondern, wie bereits gezeigt, auch als pathognomischer und physiognomischer Ausdruck des Sprechenden aufgenommen und bewertet wird. Diese Bewertung fließt in die Hörerreaktion auf die sprachliche Formulierung ein. Nach dieser Kategorisierung zeigt der pathognomische Ausdruck die situationsbezogene emotionale Befindlichkeit an, der physiognomi-

sche dagegen situationsunabhängige Persönlichkeitseigenschaften und habitualisiertes Ausdrucksverhalten. Beide Ausdrucksformen fließen ineinander über. Nach dem Modell des Wirkungsprozesses setzt die Hörerreaktion (Wirkung) während der Rezeption ein, beeinflusst dabei die Perzeption, z. B. deren Intensität, und kann sich noch lange nach Abschluss der beobachteten Kommunikation, in der postkommunikativen Phase, durch Reflexion oder Metakommunikation (z. B. die Urteile anderer) verändern. Dabei wird dem Rezipienten seine Reaktion nicht immer bewusst. Wie schon festgestellt, kann der Wirkungsprozess unterbewusst ablaufen und erst im Nachhinein bewusst werden, außerdem kann es unbewusste Reaktionen in der Form der Veränderung von Verhaltensdispositionen geben, die durch angeborene Bewertungs- und Motivationsweisen hervorgerufen werden und beispielsweise eine Reaktion auf die Sprechweise des Kommunikators darstellen. Die Methodik von Sprechwirkungsuntersuchungen muss diese Komplexität berücksichtigen und die verschiedenen interagierenden Variablen kontrollieren.

3. Methodologische Überlegungen

Die bisherige Diskussion des Wirkungsbegriffs und Wirkungsprozesses lässt erkennen, dass die Sprechwirkungsforschung auf mehreren theoretischen Voraussetzungen aufbaut, zu denen vor allem gehören: (1) Modellvorstellungen zur Fragmentierung der Perzeption, (2) ein Modell der bio-psycho-sozialen Grundlagen des Entstehens von Sprechwirkungen und (3) die Bestimmung der Kommunikationssituation. Diese Theoreme können hier nicht systematisch entfaltet werden; an einigen Theorieelementen wird jeweils die Problematik gezeigt.

3.1. Modellvorstellungen zur Fragmentierung der Perzeption

Wirkungen des Sprechens sind Ergebnisse eines Perzeptionsprozesses, der drei heuristisch unterscheidbare Leistungen einschließt: die Perzeption der Sprache, des Sprechausdrucks und der Sprecherpersönlichkeit. Die Sprachperzeption ist bisher am gründlichsten untersucht worden und seit den 1970er Jahren auf der Grundlage empirischer Befunde durch die Psycholinguistik der Textverarbeitung theoretisch bemerkenswert profiliert worden. Danach ist das Sprachverstehen, das i. d. R. mit einer verkürzenden Normalverarbeitung (auf der Grundlage von Sachwissen und Umgebungsrepräsentationen mit der Identifizierung weniger Inhaltswörter und erlernter Wortfolgeregeln) bewältigt wird, keine quasi passive Transformation von aufgenommenen sprachlichen Informationen in eine kognitive Repräsentation, sondern eine konstruktive Handlung, in der Perzipiertes und Vorwissen miteinander interagieren.

Im Gegensatz zur Sprachperzeption ist die Perzeption von Ausdruckserscheinungen und speziell die von paraverbalen Sprechausdruckserscheinungen nur selten behandelt und diskutiert worden. Ein frühes, für die Sprechwirkungsforschung adaptierbares Modell stammt von Hiebsch und dessen Mitarbeitern (1986). Gestützt auf die empirischen Befunde mehrerer Autoren geht es von der Universalität des Ausdrucksverhaltens für einzelne Basisemotionen (z. B. Trauer, Zorn) aus, denen im ethnologischen Vergleich eine hohe kulturbedingte Variabilität der Verbindungen des mimischen Ausdrucks mit ausgedrückter Emotion einerseits und perzipierter Emotion andererseits gegenübersteht.

Diese kulturspezifische Variabilität bildet sich in der Sozialisation der Individuen aus und hängt davon ab, ob die ausgedrückten Emotionen sozial erwünscht sind oder nicht. Auf der angeborenen Grundlage für die Ausdruckswahrnehmung entfaltet sich in der Kindheit ein Wahrnehmungslernen für die kultureigenen Korrespondenzen zwischen Ausdruckserscheinungen und ihren Bedeutungen. Diese Modellvorstellung wird in der Sprechwirkungsforschung von der Mimik auf die paraverbalen Ausdruckserscheinungen übertragen, wobei allerdings die Gleichsetzung der Ausdruckshaftigkeit von Mimik- und Schallproduktion nicht unproblematisch ist.

Die Perzeption der Sprecherpersönlichkeit, die sog. soziale oder interpersonelle Wahrnehmung, ist von Hiebsch und seinen Mitarbeitern, gestützt auf zahlreiche empirische Untersuchungen, sehr gründlich bearbeitet worden. Danach gehört diese Wahrnehmung zu jenen internen Prozessen, mit denen der Mensch sein Verhalten in der Umwelt reguliert. Dabei muss während der Kommunikation hinter der Oberfläche die verdeckte Beschaffenheit der sozialen Welt, der jeweilige Partner ‚erschlossen' werden, was nur mittels gespeicherter Modelle über die ‚Welt' möglich ist. Bei konkreten Handlungsanforderungen entwickelt der Rezipient in seinem Bezugsrahmen ein individuelles Partnerbild (Fremdbild), in das die sprachliche Mitteilung samt Sprachverwendung und Sprechausdruck integriert werden, wobei die Determination der Wahrnehmung durch Bewertung, Motivation, Bedürfnis, Einstellung, Trieb usw. im Normalfall nicht so weit geht, dass er nicht mehr situationsadäquat verstehen und handeln kann.

Diese drei Perzeptionsleistungen können in Kommunikationsexperimenten isoliert erfasst werden. In der Kommunikation jedoch interagieren sie miteinander. Ein Modell hierzu hat bereits Mitte der 1980er Jahre Theo Herrmann (1985) unter Verwendung der Systembegrifflichkeit entwickelt. Danach gelangen bei der Rezeption gesprochener Sprache neben dem akustischen Input auch alle anderen partnerbetreffenden Inputs und weitere Umgebungsinputs in das Arbeitsgedächtnis des Rezipienten. Hier befinden sich die sprechsprachlichen Komplexsignale im ständigen Kontext mit den nichtsprachlichen Umgebungsinformationen, dem gespeicherten deklarativen Wissen und den Bewertungen der bereits vorliegenden Informationen. Solche Bewertungen betreffen das Gesagte, den Partner und die Umgebungskonstellation und sie bestimmen das Verhalten des Rezipienten. Sie werden in seine Wissensschemata eingelagert und mit ihnen abgespeichert. Als Sprechwirkungen sind sie generierte sekundäre Informationen. Das Modell von Herrmann weist aus, dass die Prozessdynamik im Arbeitsgedächtnis des Rezipienten auf der Integration von Kognition und Emotion beruht, dass Handlungen mittels der Interdependenz von Kognition und Emotion gesteuert werden und dass diese Interdependenz auch die Partnerrepräsentation bestimmt, damit also die Erwartungen an das Handeln der Partner und die Wahl der eigenen, auf den Partner zielenden Handlungsoperationen. Die Sprechwirkungsforschung muss auf diese Zusammenhänge zurückgreifen.

3.2. Die bio-psycho-sozialen Grundlagen des Entstehens von Sprechwirkungen

Die in 3.1. beschriebenen Bewertungen entstehen (1) als eine in subkortikalen Zentren unbewusst ablaufende und emotionale Verhaltensimpulse erzeugende Basisbeurteilung und (2) als eine subjektive, vorwiegend durch Reflexion entstehende und deshalb leicht

bewusst werdende Stellungnahme auf der Grundlage von subjektiv entwickelten oder interiorisierten Werten, Normen und Theorien. Die emotionale Basisbeurteilung wird überwiegend durch das limbische System vorgenommen, ein phylogenetisch altes System zwischen Hirnstamm und Neokortex. Die in ihm unbewusst ablaufenden Prozesse bewerten fortwährend die aktuelle Handlungssituation, hemmen oder aktivieren die Rindentätigkeit und beeinflussen so die gesamte psychische Regulation des Verhaltens. Die Bewertung erfolgt bezüglich der Bedeutsamkeit von Informationen oder Situationsänderungen eindimensional zwischen gut und schlecht und stellt damit eine emotionale Entscheidung über Zuwendung oder Ablehnung, Sympathie oder Antipathie, Lust oder Unlust dar. Für die Sprechwirkungsforschung ist diese Bewertung relevant, weil auf ihrer Grundlage die Rezipierenden während der Kommunikation, mitunter sogar vor ihrem Beginn aus der Situation heraus über die Konsensfähigkeit der Partner und den Ausgang der Kommunikation urteilen (Stock 1991, 41 ff.).

Im Gegensatz zu dieser oft unbewusst bleibenden Bewertung steht die bewusst reflektierte Beurteilung des Partners und seiner Äußerung auf Grund von Werten, Normen und Theorien. Für die Sprechwirkungsforschung war in erster Linie die Normproblematik bedeutungsvoll, an ihr setzte das Forschungsprojekt in Halle an. Normen werden beim Hören als Beurteilungskriterien eingesetzt. Sie werden hier als Verhaltensregulative begriffen, die in sozialen Gruppen ausgebildet und von Individuen interiorisiert werden. Sie betreffen alle Bereiche des Verhaltens, auch des sprachlichen und sprecherischen Verhaltens, so die Artikulation und die Sprechweise, den Umgang mit dem Partner im Gespräch, das Auftreten in einer Schulklasse oder vor einem Publikum usw. Rezipienten beurteilen Sprechende jeweils danach, ob und in welchem Maße diese mit ihren Äußerungen den Verhaltensanforderungen an die ausgefüllten oder auszufüllenden sozialen Rollen entsprechen. Sie reagieren mit Zustimmung oder Sanktionen. Bei den Medien wirken sich solche Sanktionen beispielsweise in der Kündigung von Verträgen aus.

3.3. Bestimmung der Kommunikationssituation

Es besteht Übereinstimmung in der Auffassung, dass die Sprachrezeption wie auch die Sprachproduktion situationsabhängig erfolgen. Damit wird der Begriff der *Kommunikationssituation* zum Problem.

Wirkungen als Reaktion auf Perzipiertes sind von der Bewertung, vom subjektiven Erleben der Umgebungs- und Partnerkonstellation abhängig. Die Konstellationen als solche beeinflussen den Wirkungsprozess direkt nicht. Für die Sprechwirkungsforschung ist folglich nur ein Situationsbegriff akzeptabel, der die Situation als ein von den Sprechenden erzeugtes internes Abbild aller Kommunikationsbedingungen beschreibt. Nur dieses Abbild kann sowohl die Sprachproduktion als auch die Rezeption in der Kommunikation direkt beeinflussen. Die Kommunikationssituation als ein Erlebnis- und Befindlichkeitsphänomen ist mit Schmidt (1985, 63 f.) wie folgt zu charakterisieren:

(1) Im Abbild der Kommunikationsbedingungen sind kognitive und bewertende Komponenten sowie aus angeborenen wie erlernten Reaktionen stammende Emotionen verklammert. Sie sind intern bewusst, unterbewusst und unbewusst.
(2) Die Erzeugung der Abbilder wird durch Erfahrungs-, Einstellungs- und Wissensstrukturen sowie durch aktuelle Befindlichkeiten (Angst, Ermüdung usw.) beeinflusst.

(3) Auf die Abbilder wirken ein: das Umweltkonzept (Sach-, Person-, Sozialverständnis), das Selbstkonzept, die Zeitperspektive und die subjektive Lebensqualität.
(4) In der realen Kommunikation werden Umgebungs- und Partnerkonstellationen auf der Grundlage gespeicherter Situationsmuster wiedererkannt. Dieser Vorgang gehört zur Situationsdefinition, die informationell, evaluativ und pragmatisch ist, d. h., mit ihr sind Erwartungen, Emotionen, Motivationen, Vor-Urteile und Abbilder vorausgegangener Kommunikationen verknüpft. Die Situationsdefinition bestimmt die Vigilanz während der Rezeption, aber auch die erwartete Kooperativität, Verantwortbarkeit, Ziel- und Sinnorientiertheit (Rickheit/Strohner 1985, 39 f.; Stock 1991, 47 ff.).

Dieser Situationsbegriff führt an die Komplexität des Wirkungsprozesses heran. Er ist für die Forschung nicht leicht zu operationalisieren und versagt sich unüberlegten Untersuchungen ebenso wie vorschnellen Verallgemeinerungen der Ergebnisse.

3.4. Zugänge und Operationalisierung

Die empirisch-theoretischen Zugänge sowie die Operationalisierungen konkreter Sprechwirkungsuntersuchungen sind vielgestaltig. Sie reichen von indirekten Verfahren (Hörbeurteilung, Fragebogenerhebung; z. B. Kranich 2003) bis hin zur unmittelbaren Messung der Hirnaktivitäten nach Hörstimuli (z. B. Wendt 2007). Grundsätzlich zielen Sprechwirkungsuntersuchungen auf Prä-Post-Vergleiche sprechkommunikativer Ereignisse ab. Zur Beantwortung der jeweiligen Forschungsfrage müssen alle relevanten sprachgebundenen, aber auch die außersprachlichen Variablen berücksichtigt werden. Sprechwirkungsuntersuchungen lassen sich grob in Form- und Funktionsuntersuchungen unterteilen, oftmals werden beide Bestandteile in ein Forschungsvorhaben integriert. Sprechwirkungsuntersuchungen können induktiv (hypothesengenerierend) oder deduktiv (hypothesentestend) vorgenommen werden.

Für wirklichkeitsadäquate Formbeschreibungen ist die umfassende Datenerhebung, Messung und Dokumentation aller forschungsrelevanten Parameter des Sprechsignals (z. B. dessen artikulatorischer und prosodischer Merkmalskomplexe) wichtig. Ein methodischer Grundsatz ist hierbei, dass die Menschen und ihre Sprechkommunikation zu jedem Zeitpunkt der Untersuchung in ihrer biophysischen und sozialen Gesamtheit betrachtet werden. Es geht in der Sprechwirkungsforschung niemals vorrangig um die bloße Messung und Auswertung phonetischer Signale, sondern vielmehr um die Interpretation der jeweiligen kommunikativen Relevanz dieser Signale für die am Prozess beteiligten sprechenden und (hör)verstehenden Menschen.

4. Ausgewählte aktuelle Forschungen – Themen, Methoden, Praxisrelevanz

Im folgenden Abschnitt wird exemplarisch auf Sprechwirkungsuntersuchungen in den Bereichen Phonetik, Rhetorik und Sprechkunst eingegangen. Außerdem werden interkulturelle Fragestellungen behandelt.

4.1. Phonetische Wirkungsforschung

Die Sprechwirkungsforschung in der Phonetik befasst sich insbesondere mit der Verteilung, Auftretenshäufigkeit und der kommunikativen Relevanz segmentaler und suprasegmentaler phonetischer Erscheinungen. Untersucht werden sowohl die Realisierungsvarianten einzelner Phoneme als auch komplexe Artikulationsweisen (Sprechstile, Sprechausdrucksweisen). Eine typische Untersuchungsmethode ist das Kommunikationsexperiment, in dem geschulte und/oder nicht geschulte Hörer auf die angebotenen Kommunikate reagieren. Die Methodenbreite reicht hier von qualitativen Untersuchungen auf der Basis einer geringen Zahl von Expertenurteilen bis hin zu repräsentativen quantitativen Erhebungen. Die phonetischen Formuntersuchungen erfolgen entweder auditiv (d. h. durch Hörbeurteilung von Laien und/oder Experten), zumeist nach vorgegebenen und validierten Kriterien, oder apparativ (mittels akustischer Analysegeräte bzw. computerphonetischer Analyse- und Auswertungsprogramme). Oftmals werden beide Verfahren kombiniert. Einige Arbeitsgebiete, in denen die Wirkung phonetischer Parameter untersucht wird, sollen im Folgenden umrissen werden.

a) Die *Orthoepie* stellt einen Basisbereich jeglicher Sprechwirkungsforschung dar. Artikulatorisch oder prosodisch normgerechte oder von den Normen abweichend gesprochene Äußerungen charakterisieren einen Sprecher in entscheidender Weise und beeinflussen massiv seine Wirkung auf die Rezipienten. Je nach Kommunikationssituation und Äußerungsinhalt werden vor allem in der öffentlichen Kommunikation orthoepisch mehr oder weniger angemessene Äußerungen erwartet. Verstöße führen zu negativen Bewertungen des Sprechers und somit zu Wirkungen, die die Kommunikation beeinträchtigen.

Darüber hinaus werden Wirkungen von Sprechweisen untersucht, die phonostilistisch-situativ unangemessen sind oder regional geprägte Aussprachemerkmale aufweisen. Als aktuelles Forschungsgebiet ist die Wirkung synthetisierter Sprache zu nennen, die nach wie vor artikulatorische und vor allem prosodische Abweichungen von der Standardaussprache aufweist.

b) In jüngerer Zeit spielen *soziophonetische Untersuchungen* eine große Rolle innerhalb der Sprechwirkungsforschung. Vorrangige Zielsetzung ist hierbei das Erkennen von Zusammenhängen zwischen phonetischen Formen und ihren Wirkungen in Abhängigkeit von sozialen Konstituenten, wie z. B. der Fach- und Berufsbezogenheit der Sprechkommunikation oder des Öffentlichkeitsgrades der Kommunikationssituation. Soziophonetische Untersuchungen zielen zunächst darauf ab, interne Normvorstellungen von Muttersprachlern hinsichtlich der Sprechweise in verschiedenen kommunikativen Situationen zu erfassen (wie bei Hollmach 2006). Daraus können u. a. Richtlinien für die Kodifizierung der deutschen Standardaussprache abgeleitet werden.

c) Spezifische Untersuchungen zur *Wirkung prosodischer Merkmale* gesprochener Sprache haben in den letzten Jahren stark zugenommen (z. B. Miosga 2002, Neuber 2002, Kranich 2003, Redecker 2008). Grund hierfür sind gravierende Forschungslücken in der Beschreibung der paraverbalen Funktionen prosodischer Signale, insbesondere für den deutschen Sprachraum. Ziel der − grundsätzlich empirisch gestützten − Untersuchungen ist die Beschreibung kommunikativer Funktionen prosodischer Parameter (wie Sprechmelodie, Tem-

poralität, Dynamik, Stimmklang, Rhythmizität, Akzentuierung) sowie die Ermittlung der zugehörigen Form-Funktions-Beziehungen (z. B. Prosodie und ihr Einfluss auf die Textkohärenz, Prosodie und Zuweisung von Persönlichkeitsmerkmalen, Prosodie und Emotionssignalisation usw.).

Für die Belange der Rhetorik besonders interessant ist eine offensichtliche Lücke in unserem Alltagsbewusstsein über die kommunikative Relevanz prosodischer Ereignisse und der phonetischen Datensituation. So ließ sich z. B. in groß angelegten Versuchen empirisch belegen, dass Verständlichkeit, Zusammenhangseindruck, Interessantheit, Einprägsamkeit, Strukturiertheitseindruck, Behaltensleistung und Bedeutungszuweisung gesprochener Texte unmittelbar mit dem Einsatz prosodischer Mittel in Korrelation stehen, jedoch ohne dass dies den Rezipienten bewusst wird (Neuber 2002; vgl. u. a. Bastian 1986). Die Prosodie übt folglich neben ihren syntaktisch-semantischen Leistungen zahlreiche paraverbale Funktionen aus. Als Rezipienten schließen wir aus prosodischen Signalen auf Eigenschaften der Sprecher, der Texte sowie auf Einstellungen und Haltungen der sprechenden Personen gegenüber den Kommunikationspartnern und ihren Äußerungen.

4.2. Rhetorische Wirkungsforschung

In den vergangenen Jahrzehnten wurde zunehmend versucht, die Aussagen der klassischen Rhetorik wie auch der − vorwiegend erfahrungsgestützten − rhetorischen Empfehlungsliteratur über persuasive Prozesse in der mündlichen Kommunikation empirisch zu prüfen. So wurden z. B. die politischen Ansichten und Wertungen der Wählerschaft vor und nach Wahlkampagnen mittels Fragebogen erforscht. Zudem wurde mittels Untersuchungen, in denen Versuchspersonen gezielt einzelnen persuasiven Faktoren ausgesetzt wurden, deren Wirkung überprüft. Im Blickpunkt standen dabei die Eigenschaften der Person, das persuasive Kommuniqué und der Rezipient sowie die jeweiligen Wechselbeziehungen dieser Faktoren. Dabei wurde z. B. empirisch belegt, dass sich die Glaubwürdigkeit des Redners durch dessen (vermeintlichen) Expertenstatus, durch einen sicheren Vortrag und durch seine Beliebtheit erhöhen kann (O'Keefe 1990, 130 ff.). Einen typisch sprechwissenschaftlichen Ansatz der rhetorisch orientierten Gesprächsforschung vertritt Heilmann (2002), indem sie die Realisierung von Kommunikationsabsichten mit para- und nonverbalen Mitteln analysiert, die konkrete Personen im Gespräch anwenden. Sie weist in ihrer Untersuchung u. a. qualitativ und quantitativ nach, wie Interventionsansprüche gegenüber dem Sprechenden, der gerade das Rederecht innehat, mit stimmlichen und körpersprachlichen Signalen vermittelt werden.

Bei allen Fortschritten in der empirisch gestützten Wirkungsforschung zur rhetorischen Kommunikation ist jedoch kein ‚Gesamtmodell' des optimalen Überzeugens absehbar, da jede rhetorische Kommunikationssituation einschließlich ihrer Faktorenkonstellation und der Parameter für die Optimalität der Wirkung einmalig ist.

4.3. Sprechkünstlerische Wirkungsforschung

Die Sprechkunst (Rezitations- bzw. Vortragskunst) nimmt gegenüber anderen Feldern der Sprach- und Sprechwirkungsforschung insofern eine Sonderstellung ein, als sie sich in einem Grenzbereich zwischen eher theoretisch-empirischen und eher künstlerischen

Beschreibungsmöglichkeiten bewegt. Gemessen am Gegenstand erscheinen beide Betrachtungsweisen sinnvoll, da das Sprechen literarischer Texte einerseits hohe Anteile an individueller künstlerischer Leistung und ausgeprägte ästhetische Rezeptionsfähigkeit verlangt, andererseits aber auch als Subform sprechsprachlicher Kommunikationsprozesse systematisch untersucht werden kann. Zudem wird der Hörer mit Äußerungen konfrontiert, die nicht primär dem kommunikativen Gebrauch untergeordnet sind (wie z. B. Bedienungsanweisungen, Wahlkampfreden oder Vorlesungen), sondern in erster Linie ästhetischen Äußerungs- bzw. Rezeptionsbedürfnissen gerecht werden sollen (Neuber 2006, 61 ff.).

Nachdem das Forschungsinteresse an der sprechkünstlerischen Kommunikation Ende der 1960er Jahre zurückging, gewinnt die Untersuchung künstlerisch-literarischer Interpretationen und ihrer Wirkungen seit Ende der 1980er Jahre wieder Relevanz (vgl. u. a. Schönfelder 1988). Dazu trägt auch die rasante Entwicklung des Hörbuchmarktes bei. Die Forschungsmethodik wird hier durch den Gegensatz zwischen der an ein breites Publikum gerichteten Dichtungsinterpretation (Mehrfachadressierung) und der subjektiven Rezeption und Bewertung der angebotenen Sprechweisen charakterisiert. Wie bei Yvonne Anders (2001) können Wirkungen sprechkünstlerischer (Gedicht-)Interpretationen durch subjektiv-auditive Analysen erfasst werden, bei denen verschiedenen Beurteilergruppen unterschiedliche Interpretationen mittels mehrstufiger Skalen mit vorgegebenen prosodischen und Sprechausdrucks-Merkmalen bewerten.

4.4. Wirkungsforschungen im Bereich der interkulturellen Kommunikation

Aspekte der interkulturellen Kommunikation sind seit den 1970er Jahren verstärkt Untersuchungsgegenstand verschiedener Wissenschaftsdisziplinen. Wirkungsaspekte spielten dabei bisher nur eine periphere Rolle. Die grundsätzliche Fragestellung lautet: Wie wirken sich sprachliche, sprecherische und pragmatische Interferenzen auf einen Gesprächspartner mit anderem sprachlich-kulturellen Hintergrund und auf den Gesprächsverlauf in der Fremdsprache aus? Dies betrifft die elementare Ebene der Laute und der prosodischen Merkmale, die Ebene der Rede, der Gesprächsführung und Argumentation und darüber hinaus alle mit der Sprechkommunikation verbundenen Aspekte der Situations- und Rezipientenbezogenheit. Neben Sprachkenntnissen und Hör- bzw. Sprechfertigkeiten spielen also auch kulturelle Erfahrungen und Gewohnheiten sowie Sach- und Handlungswissen eine Rolle. Von Erwartungen und von gewohnten Mustern abweichende Merkmale in diesen Bereichen können zu ungewollten Gesprächsverläufen führen und beim Rezipienten unvorhersehbare Wirkungen hervorrufen. Darüber hinaus beeinflussen sie das Verhältnis zwischen den Gesprächspartnern und damit Intentionen, Ziele und Abläufe gemeinsamer Kommunikation.

Wirkungsuntersuchungen in der interkulturellen Kommunikation setzen eine elementare sprachliche Verständlichkeit voraus, die Kommunikation erst möglich macht (Hirschfeld 1994). Unverständliche oder falsch verstandene Äußerungen in der Fremdsprache rufen zwar auch Wirkungen hervor, sie sind aber nicht mit den in diesem Artikel beschriebenen Sprechwirkungen gleichzusetzen.

Einen besonderen und schwer zu erfassenden Aspekt stellen emotionale Sprechweisen und ihre Wirkungen in der interkulturellen Kommunikation dar. Reinke (2008) unter-

suchte die Wechselwirkung von intendierten und nichtintendierten emotionalen Wirkungen bei deutschsprechenden Russen. Es ist davon auszugehen, dass eine intendierte sachliche Sprechweise durch eine − aus Sicht des Rezipienten − unangemessene Verwendung prosodischer Mittel emotionalisiert wirkt bzw. emotionale Wirkungen auslöst. Intendierte emotionale Sprechweisen können gleichermaßen falsch interpretiert werden und zu ungewollten (emotionalen) Reaktionen führen.

5. Literatur (in Auswahl)

Anders, Yvonne (2001): Merkmale der Melodisierung und des Sprechausdrucks ausgewählter Dichtungsinterpretationen im Urteil von Hörern. Frankfurt a. M. (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 4).

Austin, John Langshaw (1962): How to do Things with Words. Oxford. Dt.: Zur Theorie der Sprechakte. 2. Aufl. bibliogr. erg. Ausg. Stuttgart 2002.

Bastian, Hans-Jürgen (1986): Theoretische Grundlagen und experimentelle Untersuchungen der Wirkung der Stimme in der sprechsprachlichen Kommunikation. Habil.schrift Univ. Halle.

Heilmann, Christa M. (2002): Neue Ansätze sprechwissenschaftlicher Gesprächsforschung. Habil.-schrift. Univ. Jena.

Herrmann, Theo (1985): Allgemeine Sprachpsychologie. München/Wien/Baltimore.

Hiebsch, Hans (1986): Interpersonelle Wahrnehmung und Urteilsbildung. Berlin.

Hirschfeld, Ursula (1994): Untersuchungen zur phonetischen Verständlichkeit Deutschlernender. Frankfurt a. M. (Forum Phoneticum, 57).

Hollmach, Uwe (2006): Untersuchungen zur Kodifizierung der Standardaussprache in Deutschland. Frankfurt a. M. (Habil.schrift Univ. Halle; Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 21).

Klingler, Walter/Gunnar Roters (1999): Die Grundlagen der Wirkungsforschung in der Medienwissenschaft. In: Joachim-Felix Leonhard (Hrsg.): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Berlin/New York, 111−117 (Handbücher zur Sprach und Kommunikationswissenschaft, 15).

Kolschanski, Gennadij Vladimirowic (1978): Paralinguistik. Ins Dt. übersetzt und hrsg. von Hans Zikmund. Leipzig.

Kranich, Wieland (2003): Phonetische Untersuchungen zur Prosodie emotionaler Sprechausdrucksweisen. Frankfurt a. M. (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 11).

Krebs, Birgit-Nicole (1993): Sprachhandlung und Sprachwirkung: Untersuchungen zur Rhetorik, Sprachkritik und zum Fall Jenninger. Berlin. (Philologische Studien und Quellen, 123).

Krech, Eva-Maria/Günther Richter/Eberhard Stock/Jutta Suttner (1991): Sprechwirkung. Grundfragen, Methoden und Ergebnisse ihrer Erforschung. Berlin.

Leont'ev, Aleksej A. (1984): Sprachliche Tätigkeit. In: Dieter Viehweger (Hrsg.): Grundfragen einer Theorie der sprachlichen Tätigkeit. Berlin, 31−44.

Levinson, Stephen C. (1994): Pragmatik. Ins Dt. übersetzt von Ursula Fries. 2. Aufl. Tübingen (Konzepte der Sprach- Literaturwissenschaft, 39).

Miosga, Christiane (2002): Habitus der Prosodie. Die Bedeutung der Rekonstruktion von personalen Sprechstilen in pädagogischen Handlungskontexten. Frankfurt a. M. (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 17).

Motsch, Wolfgang/Renate Pasch (1987): Illokutive Handlungen. In: Wolfgang Motsch (Hrsg.): Satz, Text, sprachliche Handlung. Berlin, 11−79.

Neuber, Baldur (2002): Prosodische Formen in Funktion. Frankfurt a. M. u. a. (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 7).

Neuber, Baldur (2006): Überlegungen zum Verhältnis von Kommunikation und Konstruktion in der Sprechkunst. In: Ursula Hirschfeld/Lutz Christian Anders (Hrsg.): Probleme und Perspektiven sprechwissenschaftlicher Arbeit. Frankfurt a. M., 61−69 (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 18).

O'Keefe, Daniel J. (1990): Persuasion: Theory and Research. London.

Redecker, Beate (2008): Persuasion und Prosodie. Eine empirische Untersuchung zur Perzeption prosodischer Stimuli in der Werbung. Frankfurt a. M. (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 25).

Reinke, Kerstin (2008): Zur Wirkung phonetischer Mittel in sachlich intendierter Sprechweise bei Deutsch sprechenden Russen. Frankfurt a. M. (Habil.schrift Univ. Halle; Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 26).

Rickheit, Gert/Hans Strohner (1985): Psycholinguistik der Textverarbeitung. In: Studium Linguistik 17/18. 2. Aufl., 1−78.

Rubinstein, Sergej Leonidovic (1977): Grundlagen der allgemeinen Psychologie. Berlin.

Scherer, Klaus Rainer (1970): Non-verbale Kommunikation. Hamburg.

Schmidt, Hans-Dieter (1985): Grundriß der Persönlichkeitspsychologie. 2. Aufl. Berlin.

Schnecke, Reinhard (1980): Kommunikation. In: Hans Hiebsch/Gisela Vorwerg (Hrsg.): Sozialpsychologie. 2. Aufl. Berlin.

Schönfelder, Anne Marie (1988): Untersuchungen zu Erwartungen von Hörern hinsichtlich sprechkünstlerischer Interpretationen und zur Wirkung sprechkünstlerisch interpretierter Lyrik auf Hörer. Diss. phil. Univ. Halle.

Searle, John R./Ferenc Kiefer/Manfred Bierwisch (Hrsg.) (1980): Speech Act Theory and Pragmatics. Dordrecht. (Synthese Language Library, 10).

Sendlmeier, Walter (Hrsg.) (2005): Sprechwirkung − Sprechstile in Funk und Fernsehen. Berlin.

Stock, Eberhard (1987): Thesen zum Forschungsprojekt „Optimierung der sprechsprachlichen Kommunikation". Theoretische Grundpositionen. In: Eva-Maria Krech/Jutta Suttner/Eberhard Stock (Hrsg.): Ergebnisse der Sprechwirkungsforschung. Martin-Luther-Univ. Halle−Wittenberg, Wiss. Beiträge. Halle (Saale), 2−8.

Stock, Eberhard (1991): Grundfragen der Sprechwirkungsforschung. In: Eva-Maria Krech u. a. (Hrsg.): Sprechwirkung. Grundfragen, Methoden und Ergebnisse ihrer Erforschung. Berlin, 9−58.

Wendt, Beate (2007): Analysen emotionaler Prosodie. Frankfurt a. M. (Hallesche Schriften zur Srechwissenschaft und Phonetik, 20).

Wunderlich, Dieter (1972a): Probleme einer linguistischen Pragmatik. In: Horst Holzer/Karl Steinbacher (Hrsg.): Sprache und Gesellschaft. Hamburg, 173−187.

Wunderlich, Dieter (1972b): Zur Konventionalität von Sprechhandlungen. In: Dieter Wunderlich (Hrsg.): Linguistische Pragmatik. Wiesbaden, 11−58.

Ursula Hirschfeld, Halle (Deutschland)
Baldur Neuber, Halle (Deutschland)
Eberhard Stock, Halle (Deutschland)

46. Nonverbal communication: Research areas and approaches

1. Introduction
2. Nonverbal codes
3. Functions of nonverbal communication
4. Summary
5. Selected bibliography

Abstract

Research indicates that nonverbal communication accounts for more of the social meaning in human interactions than do the words themselves. The formulation, expression, perception and interpretation of such meaning is achieved through seven nonverbal codes: kinesics *(face, body and limb movement),* vocalics *(voice),* physical appearance, haptics *(touch),* proxemics *(space and distance),* chronemics *(time), and* artifacts *(objects and the environment). These codes work interdependently with one another and the verbal stream to accomplish nine communication functions. One function,* message production *and* processing*, entails the ways in which nonverbal cues perform semantic, syntactic and pragmatic linguistic functions and facilitate message comprehension and recall. A second,* expressing emotions*, considers what kinesic and vocalic features are implicated in encoding of emotions and their accurate decoding. Three more functions relate to expression of one's personal identity in terms of* projecting culture, age, sex/gender*, and* personality*;* impression management *(active crafting of one's image); and* impression *(formation of social cognitive perceptions of nonverbal cues that are involved in rapid judgments, stereotyping, biases, and first impressions). A sixth function,* relational communication*, concerns how people communicate the state of interpersonal relationships, especially in defining intimacy/affection and dominance/power relations. A seventh function is to* manage the logistics of a conversation*, to* aid in the initiation and termination of interactions *and to* regulate the flow of conversation*. Two final functions are to* exert social influence *and to* perpetrate and/or detect deception*.*

1. Introduction

Nonverbal communication addresses the intersection between rhetoric and stylistics. It includes what in the popular vernacular is referred to as "body language" but is much richer than what that label implies. Nonverbal communication encompasses "*those behaviors other than words themselves that form a socially shared coding system*, that is, they are typically sent with intent, are typically interpreted as intentional, are used with regularity among members of a speech community, and have consensually recognizable interpretations" (Burgoon/Hoobler 2002, 244).

This definition derives from what is called a *message orientation* (Burgoon 1980). It follows the lead of Morton Wiener et al. (1972) in distinguishing nonverbal behavior from

nonverbal communication. The former is more encompassing than the latter in that it includes actions or their residues that do not involve the exchange of messages; for example, methods of folding laundry or the presence of footprints in the sand are nonverbal behaviors or their vestiges but are not communication. A message orientation sidesteps the issue of whether a given act is intentional or not by focusing on the subset of actions and features that could reasonably be counted as part of the coding system itself.

A *source orientation* narrows the scope of nonverbal communication to intentional acts only, that is, to behaviors and features that can reasonably be inferred to be deliberately chosen by senders to convey messages. Such an orientation emanates from both rhetorical and stylistics traditions in which intentionality is taken for granted. When speakers deliver a public address, give a news interview, or write a press release, it is assumed that they are intending to communicate with their audiences. Such an orientation works well when distinguishing clearly intentional acts such as asking a question from unintentional ones such as squinting in the sunlight. It works less well in the gray areas where so much of nonverbal communication falls – such as showing fear during a job interview or revealing strong attraction to someone who is unavailable or monopolizing group deliberations by speaking loudly and interrupting, all actions senders might disavow as even taking place.

A *receiver orientation* widens the scope to include any actions that a recipient interprets as a message. Under this view, all behavior is potentially communicative as long as someone can ascribe some meaning to it. It essentially privileges the receiver in deciding what constitutes communication and makes communication synonymous with behavior since any and all actions are potential ingredients of messages.

The *message orientation*, like many contemporary discourse- and interaction-oriented approaches to nonverbal communication (e. g., Bavelas/Chovil 2006; Knapp 1984; McNeill 1992; Patterson 1983), instead recognizes that intent is difficult to operationalize and that behaviors such as an "unintended glare" toward a minority member during a heated argument may still be ones for which there is widespread shared meaning among the assembled community and may be justifiably regarded as a message of condescension and hostility. The message orientation views nonverbal behaviors as polysemous, with meanings that are often context-, interaction- and culture-dependent. That is, their usage and interpretations must be understood within the framework of the speech community and specific interactions in which they occur. Of the scholars in the message and interactionist camp, some take more of a rules-based, linguistic approach that highlights regularities in behaviors whereas others take more of a symbolic interactionist approach in viewing specific behaviors and meanings as emerging out of jointly constructed interactions.

Under the vast umbrella of nonverbal communication is a wide-ranging set of disciplinary assumptions and theories and that influences how the topic is decomposed and organized. Among the disciplines that have contributed substantially to this burgeoning literature are communication, psychology, anthropology, linguistics, sociology, ethology, and computer science. Some prefer to approach the topic according to the coding systems that are available. Others prefer to examine it according to its communication functions or the contexts in which it exerts influence (see Manusov/Patterson 2006). Yet others prefer to examine it according to the etiology of the behaviors. In what follows, each of these ways of carving up nonverbal communication is reviewed. A caveat to the reader is that virtually all nonverbal scholars subscribe to a view of nonverbal communi-

cation as an integrated system of signals that includes both nonverbal and verbal forms of expression and interpretation, so that any divisions into parts should be understood as an artificial, if necessary, exercise.

2. Nonverbal codes

One of the earliest formal analyses of nonverbal codes was presented by Juergen Ruesch and Weldon Kees (1956), who proposed that nonverbal communication consisted of sign language (visual information), action language (body movements such as gestures), and object language (environmental structures, traces of human activity such as footprints). Subsequent approaches (e. g., Barker/Collins 1970; Eisenberg/Smith 1971; Harrison 1974) expanded the area to include not only aspects such as the voice (paralanguage), touch, proximity, and personal grooming and apparel but also such sweeping and incongruous categories as animal and insect communication, physiology, human behavior, imagination, learning, media, and culture. Subsequent typologies have worked to narrow the scope to a coherent and manageable set of codes. The seven that have won the greatest degree of scholarly endorsement are these:

kinesics-perception and use of visual bodily movements, including gestures, facial expressions, gaze, trunk and limb movements, posture, and gait. Also referred to as a *performance code*;

vocalics or paralanguage-perception and use of vocal cues other than the words themselves, including such features as pitch, loudness, tempo, pauses, intonation, dialect, nonfluencies, and resonance. Also included under the rubric of performance codes;

physical appearance-perception and use of manipulable aspects of outward appearance such as clothing, hairstyle, cosmetics, fragrances, adornments, and grooming. Sometimes includes nonmanipulable features such as weight, height, skin color, physiognomy, and body odor. May also be referred to as the *body code*;

haptics-perception and use of touch as communication, including such aspects as body location, frequency, duration, intensity, and instrument of touch. Also referred to as one of the *contact codes*;

proxemics-perception, organization, and use of interpersonal distance and spacing as communication; can include arrangements of space in physical environments. Also referred to as one of the *contact codes*;

chronemics-perception, organization, and use of time as a message system, including such code elements as punctuality, waiting time, lead time, and amount of time spent with someone;

artifacts-perception, organization, and use of manipulable objects and environmental features that may convey messages from their designers or users; can include fixed elements such as architecture, semi-fixed features such as furniture and decorations, and mobile features such as an automobile. Personal artifacts such as a backpack or pen set are also often included.

Many scholarly volumes and virtually all nonverbal communication textbooks (of which there are many) offer ways to decompose these codes into their constituent structural elements. A linguistic orientation permeated much of the early taxonomies. So, for exam-

ple, Ray L. Birdwhistell (1955; 1970) proposed a linguistic-kinesic analogy for classifying movements as kinemes (equivalent to phonemes), kinemorphs (equivalent to morphemes), parakinesics (equivalent to punctuation and syntactic markers), and so on. George L. Trager (1958), in one of the classic analyses of speech, divided it into language and paralanguage and offered a taxonomy of the voice qualities and vocalizations comprising paralanguage. Edward T. Hall (1959) proposed formal and informal divisions of space (proxemics) and time (chronemics) that mirrored the distinction between a formal language and its pragmatics (language in use).

These approaches paved the way for examining nonverbal behaviors according to their functions and meanings. Perhaps the most widely cited classification of functions was introduced by Paul Ekman and Wallace V. Friesen (1969b), who proposed five different functional categories of gestures: (1) *affect displays* (shows of emotion), (2) *regulators* (gestures that manage the flow of conversation), (3) *illustrators* (gestures that accompany and complement or modify the meaning of a spoken utterance), (4) *emblems* (symbolic gestures that can substitute for words), and (5) *adaptors* (actions like scratching, rubbing, sniffling, and burping that are usually performed in private to alleviate psychological or physical discomfort). Every nonverbal code now has been examined both structurally and functionally (see, e. g., Burgoon/Guerrero/Floyd in preparation; Burgoon/Hoobler 2002), and entire associations have arisen to study certain aspects such as gesture.

3. Functions of nonverbal communication

By "functions" are meant the various purposes to which nonverbal messages are put. A structural approach answers what *are* the features of a nonverbal coding system. A functional approach answers what the code *does*. Because nonverbal behaviors so seldom function in isolation, because they often are organically linked to one another and to verbal behavior, functions are multimodal in nature and best understood in terms of the constellations of features that perform them. Separating functions into their individual coding units, although practical at times, is an artificial activity much like separating eyes from ears from mouths in the production and processing of speech. They are all integral parts of the total system.

3.1. Message production and processing

By definition, nonverbal behaviors that are part of a communication coding system are involved in the production and processing of messages. The longstanding definitional connection between verbal and nonverbal communication in the definitions of nonverbal structural units presages a substantial linguistic role for nonverbal behavior. That is not to say that all scholars have viewed nonverbal behavior as having linguistic properties. Indeed, in the nascent period of nonverbal scholarship, it was not uncommon for researchers to pronounce nonverbal behavior as devoid of the rules and regularities that characterize verbal language. The most extreme view being promulgated was that nonverbal behavior is primarily intended to express emotional states and little else. In their

seminal analysis of nonverbal behavior, Paul Ekman and Wallace V. Friesen (1969b) instead called attention to the interrelatedness between verbal and nonverbal cues in asserting that nonverbal acts may repeat, augment, illustrate, accentuate, or contradict the words they accompany; can substitute for words; or can be unrelated to them. Along with the previously mentioned coding systems, they helped promote an understanding of the linguistic side of nonverbal behavior.

Nonetheless, the Ekman-Friesen functions cast nonverbal behavior as an auxiliary to the verbal content of spoken messages, and are the ones most often found in contemporary basic communication textbooks. Most nonverbal textbooks have emphasized the former relationships, thereby relegating nonverbal cues to a subordinate, collateral role. The empirical evidence is so, however, that nonverbal cues not only are essential to verbal message encoding and decoding but are also 'message bearers' in their own right. The ability to encode and decode nonverbal messages, therefore, becomes critically important to successful communication. What follows is a brief overview of the role of nonverbal cues and encoding and decoding skill in message production and processing.

3.1.1. Message production

At the outset, certain nonverbal cues 'set the stage' by indicating whether a context is to be understood as an interactional one or not and, consequently, what may count as a message. The mere presence of others does not create an 'interpersonal communication' context; some level of *engagement* is necessary. Nonverbal cues perform this role. The *minimalist hypothesis*, as Janet B. Bavelas (1990) calls it, is that people rely on nonverbal cues to signal, at minimum, their accessibility or inaccessibility to communication. Among the behaviors she cites (many taken from empirical studies) are *gaze* (whether one makes or avoids gaze, the latency before it occurs, and its duration), *postural rigidity*, *vocal cues of concentration* such as sighing or groaning, *smiling*, and *looking at one's watch*. This framing role is only the beginning. Nonverbal cues perform semantic, pragmatic, and syntactic functions (Ricci Bitti/Poggi 1991; Scherer 1980), conveying messages themselves or aiding the production of verbal messages. In their semantic and pragmatic roles, they may take the form of *emblems*, symbolic behaviors that have direct verbal translations; *illustrators*, gestures that accompany and clarify the verbal stream; *affect displays*, facial, postural, vocal, or tactile behaviors that convey primary emotional states; *regulators*, behaviors that manage conversational turn-taking; *adaptors*, autistic actions such as scratching or rubbing the self, picking at clothing, or manipulating objects that relieve private, personal needs but may be used to show disrespect (such as filing finger nails in a meeting); *relational messages* that define the nature of the interpersonal relationship; and other *rituals* that have clear meaning within a given culture and can stand alone (see Burgoon/Hale 1984; Ekman/Friesen 1969b; Liska 1986). Syntactically, nonverbal cues may function to *segment* and *synchronize* the flow of speech (Scherer 1980). Although some of this nonverbal expressiveness is a matter of habit, it also may assist the speaker in punctuating and coordinating the verbal stream. The view that many nonverbal behaviors have well-recognized consensual meanings is captured in Judee K. Burgoon and colleagues' *social meaning model* (Burgoon et al. 1985; Burgoon/Newton 1991) and Janet B. Bavelas and Nicole Chovil's *integrated message model*

(Bavelas/Chovil 2006) and is consistent with ethologists' claims that many nonverbal behaviors have a uniquely communicative purpose.

Based on evidence that nonverbal gestures closely parallel the temporal, semantic, and pragmatic properties of speech and are synchronized with verbal output, many scholars (e. g., Birdwhistell 1970; Krauss/Morrel-Samuels/Colasante 1991; McNeill 1992; Rimé/Schiaratura 1991) have postulated that gestures and speech originate together as part of the same communicative intention, the resultant encoding process activating both a verbal-vocal utterance and a motoric (gestural) representation. Even seemingly random gestures may anticipate later utterances (Mahl 1987). Thus, nonverbal cues facilitate message production by (1) providing encoders an efficient mode in which to express content (such as spatial or visual information) and (2) facilitating the activation of words, concepts, ideas, and images used in utterance construction.

3.1.2. Message processing

On the receiving end, nonverbal cues play an equally important role in the attention, comprehension, recall, and interpretation of interpersonal messages. First, nonverbal cues may draw attention to a message. A primary function of gaze is to monitor and secure others' attention (Abele 1986). Second, nonverbal cues may facilitate comprehension and recall by (a) reinforcing the underlying semantic content of a message, (b) clarifying syntactic relationships, and (c) supplying a context in which a message is embedded at the time of input (Folger/Woodall 1982).

At the semantic level, emblems and certain kinds of illustrator gestures may add redundancy or semantic elaboration to specific utterances (Birdwhistell 1970; Riseborough 1981) as well as depict and reflect the larger meanings of extended utterances (Kendon 1983). At the syntactic level, nonverbal cues may facilitate the 'chunking' of linguistic content into phonemic clauses, which are probably the form in which linguistic information is processed (Boomer 1978). Paralinguistic suprasegmentals and parakinesic stress kinemes provide vocalic and kinesic punctuation so that words and clauses can be distinguished from one another (Birdwhistell 1970). The synchronization of a speaker's nonverbal behaviors (self-synchrony) and the auditor's behaviors (interactional synchrony) to the rhythm of the speech stream may likewise aid comprehension of the incoming verbal input (Woodall/Burgoon 1981).

At the contextual level, emblematic gestures and, to a lesser extent, emphasizing gestures serve as contextual retrieval cues, facilitating recall even of language not recognized on its own (Woodall/Folger 1985). Kinesic, physical appearance, and artifactual cues may also lend visual vividness to the stimulus cue complex, while haptic, proxemic, and vocalic cues may stimulate physiological arousal, thereby strengthening the associations between content and context in memory. Finally, nonverbal cues may contribute to the inference-making process that is so central to initial comprehension. In this respect, the role of nonverbal cues in social cognition processes becomes relevant. One particularly important factor is the strong visual bias of receivers. The 'seeing is believing' visual cue primacy, which has been well-documented in the literature (see Noller 1985, for a summary), places a premium on nonverbal kinesic, proxemic, and physical appearance cues in interpersonal interactions.

3.1.3. Nonverbal encoding and decoding skills

Central to success in producing and interpreting messages are nonverbal encoding and decoding skills. Typically, three techniques have been used in assessing nonverbal skills: standardized performance measures, individualized performance measures, and self-reports. Standardized measures include use of audio and video stimuli about which respondents must make judgments such as perceived emotional state, interpersonal relationship, and presence of deception. Individualized performance measures usually involve each respondent being videotaped while enacting various emotions, engaging in deceptions, or conducting live interaction; these samples are then assessed by other participants or judges. Sending accuracy scores are obtained for the senders; decoding accuracy scores are obtained for the judges. Finally, self-report measures entail individuals assessing their own nonverbal skills in expressing, interpreting, and controlling nonverbal emotional expressions.

Numerous studies and meta-analyses conducted on encoding and decoding skills (e. g., Hall 1979; Riggio 2006) have established that encoding and decoding ability are correlated, and encoding skills tend to be related to one another, as do decoding skills. Women are generally better than men at encoding and decoding nonverbal messages. Such ability correlates with personality and occupation but not race, education or intelligence. Decoding ability also increases with practice and training but is curvilinearly related to age.

3.2. Emotional expression and management

Emotions are "innate reactions to a stimulus that motivate the organism to behave adaptively with respect to the stimulus" (Burgoon/Buller/Woodall 1996, 272). Emotions consist of three components: the physiological response, the subjective experience, and the external display. Emotional displays are brief in duration, lasting between half a second and 4 seconds. Shorter or longer durations may indicate a fabricated emotion or a mood state. Although emotional experience and emotional expression are distinct, they are related. Physiological studies have demonstrated that voluntarily posing a given emotion in the face can actually elicit the felt experience, thereby linking internal experience to external manifestation.

Arousal refers to physiological activation of the autonomic and/or central nervous systems and is one of the chief dimensions along which emotional states vary. Arousal is distinct from emotions *per se*, in that one can show signs of activation (arousal) without there being an associated emotion. However, arousal is seen as one of the defining dimensions underlying emotional expressions, or the degree of physiological activation associated with different affective states.

3.2.1. Theories of emotional expression

Various theories take different positions on how closely the internal experience is tied to and reflected in the outward behavioral manifestations. The classic theoretical perspectives fall into one of three camps: universalist, cultural relativist, or neuro-cultural (La

Barre 1947; Eibl-Eibesfeldt 1972; Plutchik 1984; Tomkins 1984).The *universalist perspective* holds that emotions and affect displays arise from inborn neurological mechanisms, that emotions are manifestations of experiences common to all humans, and that primary affect displays are universally understood. In support of this position, physiological studies have demonstrated that voluntarily posing a given emotion in the face can actually elicit the felt experience, thereby linking internal experience to external manifestation. The *cultural relativist perspective* differs in that the use and interpretation of emotional displays are seen as strictly a function of cultural and environmental factors. Any cross-cultural similarities are viewed as superficial. Individuals are thought to learn to express emotions in much the same manner as they learn language. The *neuro-cultural theory* was proposed by Paul Ekman, Wallace V. Friesen, and Phoebe Ellsworth (1972) as a compromise between the two original perspectives. This theory posits that all humans share common innate neuromuscular programs but that social factors determine not only what stimuli will elicit different emotions but also define the cultural display rules that govern the when and how of displaying emotions.

More recent theories build from the same three perspectives although they use different names (Barrett 1993). The *differential emotions theory* proposes that all cultures share the same facial configurations to express the same emotions and that there exists a one-to-one correspondence between the internal emotional experience and external emotional display. With the *behavioral ecology approach*, facial expressions are thought to have evolved to serve social motivations, not emotional ones, so that there is no necessary relationship between internal emotional states and external displays, and any particular display cannot be assumed to represent an emotional state (Fridlund 1991). A *functional perspective* holds that facial expressions are not the exclusive sites for communicating emotions and that emotion-relevant movements function to accomplish both intra-individual regulation and social regulation (Buck 1984; Barrett 1993).

3.2.2. Emotional displays

Two approaches to empirical definitions of emotions are to view them as categorical states and as dimensional states. Consistent with the former approach, Silvan S. Tomkins (1962), Carroll E. Izard (1977), Paul Ekman (1973) and others have identified what they regard as *universal emotions*: happiness/joy, sadness, fear, anger, disgust/contempt, surprise, shame, interest, distress, and guilt. The first six are the ones that Ekman proposes are used and identified the world over. Other emotional displays are viewed as a blend of these six.

The *dimensional approach* (e. g., Dittmann 1972; Plutchik 1962; Buck 1984) locates emotions along a few key continua such as pleasantness, activation (arousal), and intensity. The pleasantness dimension ranges from pleasure to misery; the activation dimension ranges from aroused to sleepy; the intensity dimension ranges from mild to extreme. Distress is an intensely unpleasant and active emotion, whereas contentment is a mildly pleasant and low-activity emotion. Scholars who take the dimensional approach believe that humans are innately programmed to recognize and experience emotion along these dimensions. Although work on facial expression of emotion has often eclipsed work on vocal, tactile and other nonverbal forms of emotional expression, emotional displays are actually multimodal and involve multiple signals, including the face, head, shoulders,

lower body, voice, interpersonal distance, and even forms of touch. Klaus R. Scherer (1982a; 1982b; 1986) has pioneered work on recognizing different emotions from the voice. A nice summary of cues to emotion can be found in Sally Planalp (1999).

3.2.3. Arousal displays

Arousal may range from pleasant to aversive. In nonverbal communication, arousal is evident as an orientation or defensive response (Le Poire/Burgoon 1996). Orientation, also called the "alertness response", involves cognitive activation accompanied by limited physical activation. Usually the person becomes still while sizing up incoming information. The defensive response involves intense physiological activation. Arousal displays follow an inverted U-pattern such that nonverbal immediacy, kinesic activation, and attentiveness increase as arousal increases then decline as kinesic and vocal tension take over under intense arousal (Burgoon et al. 1989).

3.2.4. Accuracy in decoding emotions

Accuracy in decoding emotions is highly variable. It depends on the modality, the specific emotion, channel integration, the dynamism of the emotional stimulus, the culture of sender and receiver, gender, the skill of the sender, and the skill of the receiver, among other things (Hall/Murphy/Carney 2006). Although the cross-cultural recognition of many expressions is far above chance, there is also an ingroup advantage in that people are better at recognizing emotions posed by members of their own cultural group than different cultural groups (Elfenbein/Ambady 2002; 2003). Women are more accurate in decoding others' emotional expressions than men. Spontaneously expressed emotions are more ambiguous and difficult to decode than posed expressions in laboratory experiments (Motley/Camden 1988). Other factors may include commensurability of verbal and nonverbal expression, relational outcomes, and polysemy of the display (Burgoon 1994).

Current research trends are to examine emotions in more dynamic and naturalistic settings, to refine understanding of the nuances of expression, to delve into the cognitive and physiological processes associated with emotional expression and detection, to explore more deeply the moderators of displays and their recognition, and to devise manual and automated measurement of displays.

3.3. Identity management

Individuals use nonverbal behaviors to create and manage a self-identity (Swann 1987) in a manner that reaffirms or actualizes their internally perceived identity. Much like wearing a name badge proclaims publically who one is, nonverbal behaviors externalize one's cultural, racial, ethnic, gender, age and personality 'selves'.

3.3.1. Indicators of culture

Nonverbal codes that are used to indicate culture include the use of space, touch, time, artifacts, attire, kinesic cues, and vocalic cues (Gudykunst/Ting-Toomey 1988; Hall 1977; Morris et al. 1979; Ricci Bitti/Poggi 1991). Aspects of geography, climate, economy, religion, and history influence the use of nonverbal codes in culture (Andersen et al. 2002). Nonverbal behavior that counters a cultural norm can be used to communicate a repudiation of the cultural identity.

3.3.2. Indicators of sex and gender identities

Sex refers to one's genetic, anatomical and biological reproductive status (male, female, hermaphrodite), whereas gender refers to one's behavioral patterns which can be arrayed along continua of masculinity and femininity. Ray L. Birdwhistell (1970) labeled these behavioral patterns as *tertiary gender* displays. Such displays may communicate one's sexual and gender identities through a variety of nonverbal behaviors.

The origins of nonverbal communication's gender and sex difference stem from both biological and cultural needs to distinguish the sexes and promote sexual attraction. *Gender schema theory* (Bem 1981) and *gender role theory* (Eagly 1987) assert that many gender differences are attributed to conforming to cultural expectations on gender roles. Although the norms and expectations vary by culture and subculture, individuals may express their personal identities through acceptance of and adherence to gender-role expectations and norms for their particular social milieu.

Among the numerous differences that characterize typical male/masculine and female/feminine behavior patterns are these: Relative to men, women display more gaze during listening and speaking; more smiling; more vocal and facial expressivity; more submissive gestures, such as open palm; more head tilts; more closed postures; closer interaction distances and greater tolerance of other's special incursions; less talk and more listening; more hesitations; more laughter; and more accommodation to partner's interaction styles (Hall/Halberstadt 1981; Hall et al. 2001). Age minimizes gender differences.

3.3.3. Indicators of age

Social identity theory has been applied to explain communication of age (Harwood/Giles/Ryan 1995). Age affects motor control and coordination, which in turn affect gesturing (O'Hair/Allman/Gibson 1991). To compensate, older people may adjust behavior, such as using closer interpersonal distance to compensate for hearing loss (Nussbaum/Thompson/Robinson 1989). Speech and vocal styles are also affected by age (Hummert/Mazloff/Henry 1999). These adaptations in behavior can reliably be used to identify age.

3.3.4. Indicators of personality

According to Peggy E. Gallaher (1992), nonverbal behaviors are an intrinsic aspect of personality and not just cues to it. One's degree of expressivity, for example, is strongly

associated with personality. The "Big Five" personality traits – neuroticism, extraversion, agreeableness, conscientiousness, and openness to experience (Asendorpf 1998) – all have been examined for associated nonverbal behavior patterns. Personality types have been associated with overall interaction style, talk time, loudness, speech errors, pitch, voice quality, vocal characterizers such as laughing or crying, silence, interruptions, response latencies, amount of eye contact, head orientation, nodding, leg movements, object adaptors, coordination of movement, amount of gesticulation, postural relaxation, amount of physical movement, conversational distance, amount of touch, personal grooming, and colorfulness of clothing (e. g., Berry/Hansen 2000; Burgoon/Hoobler 2002; but cf., LaFrance/Heisel/Beatty 2004).

3.4. Impression management

Whereas identity management communicates the person's internal perception of his or her identity, impression management is strategic behavior with the aim to present an identity to an audience, regardless if the presentation is aligned with one's self-perceived identity (Jones/Pittman 1982; Palmer/Simmons 1995).

The *strategic self-presentation theory* describes impression management. Impression management may include a sender's attempt to present a false or pseudo identity to others. Stella Ting-Toomey's *face-negotiation theory* (1988) describes behavior used to prevent face threats or to restore face. Erving Goffman's theory of *presentation of self* in everyday life (1959) describes strategies for managing one's public face. Judee K. Burgoon (1983; 1993) presents the *expectancy violation theory*, which predicts the positive and negative consequences of violating expectations. Goffman's work and that which builds on it establish the premise that success in communication is best achieved by conformity to expectations. The expectancy violation theory demonstrates that success can be achieved by strategically violating expectations.

Key aspects to impression management are the desire to manage attractiveness and likeability and that of credibility and power. Among the nonverbal cues used to manage attractiveness and likeability are *physical attractiveness* (attention to apparel, hairstyle, and grooming), *warmth and pleasantness* (expressive behaviors such as smiling, head nods, vocal pleasantness, eyebrow raises), *immediacy* (using direct body orientation, forward leaning, open body position, close proximity, eye contact, and touch), and *dominance* (manifested through relaxation, asymmetrical posture with slight backward leaning, frequent gesturing, infrequent nodding, louder, faster and more fluent voice with shorter response latencies).

Many of the same cues are used to manage impressions of credibility and power. Vocal behaviors to foster perception of competence, status, knowledge, and power are dominant voices (loudness, greater pitch, tempo variation, faster tempo) and absence of an accent (Buller/Aune 1988; Giles et al. 1992). However, speaking with a slower tempo can also increase perceptions of honesty, benevolence, and composure (Ray 1986; Woodall/Burgoon 1983). Credibility can also be fostered by height or a mesomorphic body build.

From research on expectancy violation theory (e. g. Burgoon/Walther/Baesler 1992; Le Poire/Burgoon 1994) researchers have concluded that proxemic violations and nonintimate touch promote favorable impressions for positively valenced communicators but

undermine impressions of negatively valenced communicators. Also, higher than normal levels of conversational involvement and immediacy are positive violations that improve impressions regardless of communicator valence. Reduced involvement and gaze aversion are negative violations. Hypo- and hyper-relaxation are negative violations that produce largely unfavorable social judgments, although hyper-relaxation may engender impressions of power and dominance.

3.5. Impression formation

When people meet for the first time, they form rapid impressions and judgments of the other person. They categorize the other on characteristics such as age, gender, socioeconomic status, and nationality, and they infer attitudes and traits. Even though such judgments are fraught with error, people rely on them partly because of the need to reduce uncertainty (Heider 1958). Following are several basic principles of nonverbal communication in impression formation:

Judgments are formed rapidly. People only need a brief sample of behavior to form fairly accurate judgments (Ambady/Hallahan/Conner 1999; Ambady/Rosenthal 1993) and can do so with 30-second long or shorter samples of behavior (see Murphy 2005, for a description of the thin-slice methodology being used for such research).

Judgments are based on stereotyping and biases. Notwithstanding the accuracy found with thin-slice judgments, the aforementioned visual primacy affect and the 'what is beautiful is good' stereotype – where attractive individuals are judged as more intelligent, persuasive, sociable, warm, powerful, and successful than unattractive individuals (Dion/Berscheid/Walster 1972) – are examples of common inaccuracies or distortions in judgment. These halo effects are triggered by nonverbal cues such as facial and vocal attractiveness. Favorable judgments in one channel elicit favorable judgments in other channels (Berry 1992; Zebrowitz 1990; Zuckerman/Miyake/Hodgins 1991). Regarding the 'what is beautiful is good' bias, research indicates that this belief holds true across cultures (Wheeler/Kim 1997) and across age groups (Larose/Standing 1998) but exceptions are being found (e. g. Eagly et al. 1991; Farley/Chia/Allred 1998; Rowatt/Cunningham/Druen 1999).

First impressions are lasting. First impressions are persistent even when subsequent contradictory cues are presented (Burgoon/Le Poire 1993; Kenny et al. 1992). People are biased towards information that confirms the first impression. Cues that are unexpected, novel, or extreme have a greater influence.

Nonverbal communication cues are most influential. Between the two primary sources of information, nonverbal communication carries more weight than verbal communication. Consistent with visual primacy and the beauty bias, the visual channel appears more influential than the auditory channel (Raines/Hechtman/Rosenthal 1990; Zuckerman/Miyake/Hodgins 1991). Features such as smiling, gaze, pleasant facial expressions, gait, vocal loudness, pitch, tempo, silence, immediacy, and self-touch all contribute to impression formation (Brownlow 1992; DePaulo 1992; Gallaher 1992).

Miles L. Patterson (1995; 1999) developed the *parallel process model*, which describes the interdependence of behavioral and person-perception processes from a functional perspective on interactions. The model assumes that people employ social behavior and

social cognition at the same time. The model suggests that impressions based on appearance and nonverbal cues will not be affected by limited cognitive demands (Patterson/Stockbridge 1998).

Work in social cognition is pursuing how these judgments are formed and what factors such as mood and priming influence their resilience.

3.6. Relational communication

Relational communication concerns how people define and maintain their interpersonal relationships. Although people may talk about their relationships, most often the state of the relationship is signaled nonverbally. Relational communication orients from the perspective of participants rather than from that of an uninvolved observer. By definition, relational messages are directed towards a specific actor, rather than to a nebulous audience. Emphasis is on the dyadic exchange and messages rather than on individuals.

Relational messages express a variety of themes. Judee K. Burgoon and Jerold L. Hale (1984) proposed 12 interrelated topoi (generic themes) that relational partners may convey how they feel about one another or themselves in the context of the relationship. Several relate to the expression of intimacy. Other, more independent themes include dominance, formality, and arousal/composure. Here we confine the discussion to the two superordinate dimensions of intimacy and dominance.

3.6.1. Intimacy/similarity

Intimacy and similarity are indexed by the following message themes: affection, depth, trust, inclusion, and involvement. Nonverbal signals responsible for communicating intimacy and similarity are physical closeness, touches, lingering gazes, smiling, laughing, and prolonged time spent together (Burgoon/Le Poire 1999; Le Poire et al. 1992). Of the mentioned constructs, nonverbal involvement plays a significant factor. Involvement is neither positively nor negatively valenced, but when accompanied by positive affects, such as smiling, nodding, vocal pleasantness, and laughter, the result is greater attraction, liking, trust, affiliation, depth and similarity. Noninvolvement cues signal a desire for relational distance.

3.6.2. Dominance

Dominance refers to certain purposeful interaction behaviors that result in influence (Rogers-Millar/Millar 1979; Berger 1994). Although distinct, dominance is related to power as described by the *dyadic power theory* (DTP) (Rollins/Bahr 1976). Perceptions of power lead to dominance, manifested by an increased use of *control attempts* to exert influence. When the control attempts are successful, the actor is said to be more dominant in the relationship. The actor asserts control as the partner acquiesces to the attempt; therefore, measuring and observing the dyadic relationship is important when considering dominance (Dunbar/Burgoon 2005).

Dominant displays may include more negatively toned indications of aggressiveness and threat or more positively toned indications of strength, persuasiveness, poise, panache, and self-assurance. These behaviors may allow an individual to influence or control the conversation (Burgoon/Johnson/Koch 1998). Submissiveness is displayed by the opposite behaviors and includes head tilt and open palms. Vocal cues that indicate a range of dominance or submissiveness include vocal relaxation, pitch variety, animation, amplitude, intensity, rate, and laughter (Tusing/Dillard 2000). Facial expressions and other kinesic cues have been shown as promising predictors of dominance (Aguinis/Simonsen/Pierce 2000). Being elevated, such as by physical height and upright stance, exerts dominance by conveying superiority. Behaviors that indicate elevation and precedence, such as being positioned above others, walking ahead of others, sitting at the head of the table, initiating touch, and changing conversational tempo, can also establish dominance (Burgoon/Dunbar 2005). Gender may influence the choice of dominance control attempts and in how dominance is achieved or perceived (Dunbar/Burgoon 2003). Displays of dominance are responsive to culture, context, relationships, social motives, and other factors. Therefore, one should not expect simple and one-dimensional behavioral profiles to describe dominance.

Current research on relational communication is examining dyadic interaction patterns, interpersonal adaptation, and how moderators such as attachment styles and relational power influence the relational messages that are exchanged (Guerrero/Burgoon 1996; Dunbar/Burgoon 2003).

3.7. Conversation management

Nonverbal cues can facilitate the management of conversation in four ways. They set the stage for an interaction, segment and regulate conversational turn taking, coordinate ongoing interactions, and signal the initiation and termination of interactions. A major responsibility for defining the actors' roles within a conversation is handled by contextual nonverbal features. Spatial arrangements, actors' attire, grooming and posture can signal the type of communication expected (e. g., formal or informal, social or task oriented, public or private). Status and authority can be negotiated by dynamic features such as kinesic and vocalic demeanor. By clarifying the purpose of the interactions, these features regulate the communication, a process called *framing* (Goffman 1974).

Several researchers have identified and cataloged various nonverbal signals that regulate the start, end, pacing and coordination of communication (e. g., Kendon 1990; Knapp et al. 1973; Krivonos/Knapp 1975; O'Leary/Gallois 1985; Pittinger/Hockett/Darehy 1960). Handshaking is an example of a nonverbal communication that indicates the start of a conversation. Many of these same signals can communicate a change in tone or topic. Five groups of cues indicate the degree of involvement: *nonverbal immediacy* (proximity, gaze, touch, lean, and body orientation), *expressivity* (gestural, facial and vocal); *altercentrism* (conveyed by postural stillness and other attentiveness cues), *composure* (absence of nervous behaviors and moderate relaxation); and *interaction coordination* (fluent, synchronized speech, smooth turn switches) (Coker/Burgoon 1987).

Substantial research has identified nonverbal signals used to manage who speaks when in a conversation (e. g., Duncan 1974; Hodgins/Zuckerman 1990; Kendon 1990;

Wiemann/Knapp 1975). Cues such as smiling, nodding, and 'uh-huh's' are back-channel cues that are used to encourage the speaker to continue with his or her dialog.

Research has also investigated how nonverbal signals can be used to regulate the flow and tempo of an interaction. In a conversation individuals may match, synchronize or offset each other's interaction styles. Coordination actions may include matching, motor mimicry, mirroring, reciprocity, convergence, synchrony, divergence, complementarity, and compensation (Bernieri/Rosenthal 1991; Burgoon/Stern/Dillman 1995; Condon 1980; Ross/Cheyne/Lollis 1988). Patterns of reciprocity and compensation have been investigated for their role in such diverse forms of human interaction as dating, deceiving, doctoring, and group decision-making. The factors that govern when and how people develop synchronized communication are considered essential ingredients to message comprehension, smooth turn-taking, rapport, trust and social influence.

3.8. Social influence

Social influence draws upon highly diverse literatures (see Burgoon/Hoobler 2002, for a review). Most treatments of social influence regard nonverbal aspects as ancillary. Nevertheless, three theories place nonverbal behavior in the spotlight – *expectancy signaling*, *expectation states*, and *expectancy violations theory*.

3.8.1. Social influence theories

Expectancy signaling (Harris/Rosenthal 1985; Rosenthal 1985) concerns the ways in which humans inadvertently signal through nonverbal cues how they expect others to behave and then draw out those behaviors from them, producing self-fulfilling prophecies (also referred to as *behavioral confirmation*). These expectations, which may be signaled within the first 30 seconds of interaction, include vocal and kinesic signals of warmth, attentiveness, dominance, and more opportunities for the target to respond and receive feedback. Influence is thus established by the use of subtle nonverbal cues that exert their influence outside the conscious awareness of either the expector or the target, but exert significant influence nonetheless.

The *expectation states theory* covers how expectations are set within group interactions and how certain individuals can exert influence over the group (Ridgeway/Berger 1986; Ridgeway/Walker 1995). Nonverbal signals indicate status, prestige, and power. Nonverbal clues also confer upon an actor performance *expectations*, which indicate the expected contribution or hindrance of the actor towards the group's goals. Cues may include age, sex, race ethnicity, education, occupation, and physical attractiveness, as well as interaction styles of dominance/submission or task/social orientation. Actors with favorable performance expectations are observed to be given more talk time, to receive more favorable feedback, and to be less influenced by disagreements, thereby giving favorable actors more influence than others in the group.

The *expectancy violations theory* (Burgoon 1978; 1983; 1993) posits that it is sometimes better to violate expectations than to meet them. Like the *expectation states theory*, some expectations are a function of characteristics of the individual actor, some are a function of the interpersonal relationship between actor and perceiver, and some are a

function of the communication context. The theory states that a violation of expectations galvanizes attention to itself, causing the perceiver to instigate an appraisal or evaluation of the violation and assign to it a positive or negative valence. Positive violations are expected to produce more favorable results and negative violations are expected to produce more negative results when compared to expectancy confirmations.

3.8.2. Nonverbal behaviors facilitating influence

Research testing these theories and the general persuasive efficacy of nonverbal behavior has yielded, among other conclusions, the following (e. g., Berger et al. 1998; Brownlow 1992; Burgoon/Segrin/Dunbar 2002):

Nonverbal cues have direct effects on persuasion, compliance, helping, and hiring decisions, in addition to indirect impacts through enhanced credibility and attraction. Constellations of objective nonverbal cues (sometimes referred to as *distal indicators*) create more subjective judgments (sometimes referred to as *proximal percepts*) that qualify as strategies or types of nonverbal appeals. The impact of single indicators is thus better understood as part of larger strategies that enable interpersonal influence. Among the strategies documented as effective in promoting influence are *dominance*, *power*, and *status appeals* (tempo, gestural activity, facial expressivity, mature facial appearance, touch); *affiliation*, *attractiveness*, and *pleasantness appeals* (immediacy, smiling, fluency, vocal pleasantness, touch, speech rate similarity, physical attractiveness); and *relaxation* (vocal, postural).

Positive expectancy violations produce more persuasion, compliance, and hiring endorsements than conformity to expectations. Examples of positive violations include close or far conversational distance, touch, and a high degree of gaze. Sometimes, communicator reward valence moderates these effects, but often, well-regarded and ill-regarded communicators profit from engaging in violations. According to the *expectancy violation theory*, negative violations (such as nonimmediacy, reduced involvement, and gaze aversion) should be detrimental to influence, relative to conformity to expectations, but recent findings suggest that they may actually have some residual benefit, possibly because they increase uncertainty and information processing, motivate efforts to 'win over' the violator, and leave open the prospect that the violation is a transitory event. Thus the popular injunction to conform to norms and expectations may be poor advice when the objective is to gain influence.

Recognition of the power of nonverbal cues to persuade has led to researching their impact in a variety of contexts. For example, in TV commercials, music, images, and timing tell a story that may complement or even supplement the verbal message. The popular Internet-driven $(PRODUCT)^{RED}$ campaign relies on symbols, colors, and short phrases to raise awareness funds for the AIDS crisis in Africa. Political and health campaigns also bear witness to the attention being paid to nonverbal cues to persuade. The now-popular 'right-brain' imagistic appeals rely on nonverbal rather than verbal cues to sell products, people, and ideas by bypassing 'central route' left-brain rational processing of information and activating peripheral, right-hemispheric processing of information. As well, the rise of social psychological and communication research on priming – planting subconscious images, thoughts, and emotions that sensitize recipients' responses to subsequent persuasive messages – may draw on nonverbal signals to 'prime' the individual's response system, much like priming a pump with water (Tulving/Schacter 1990).

3.9. Deception

Deception is the culmination of message production, impression management, social influence, impression formation, emotion management and conversation management functions. It refers to transmitting messages intended to create a false belief or conclusion by another. For its success, deception requires effective presentation of self, regulation of emotions and conversation, creation of relational trust, and persuasiveness, while deception detection requires successful message processing and impression formation.

Social psychological research built on work by Paul Ekman and colleagues (Ekman 1985; Ekman/Friesen 1969a, 1969b, 1974) has examined autonomic and involuntary responses that 'leak' out of the body unbidden and provide telltale signs of deception. The voice, for example, is believed to be less easily controlled and so to give away deception through features such as pitch, pauses, tempo and loudness.

Miron Zuckerman, Bella M. DePaulo, and Robert Rosenthal (1981) proposed that deception displays are comprised of four components originating from experienced arousal, negative affect, cognitive effort and attempted control of overt indicators of nervousness or prevarication. Gestures and prosodic features of the voice, for example, are intrinsically linked to the verbal content of utterances and so may supply important insights into cognitive states and level of cognitive taxation. Two recent meta-analyses concluded that deceivers reduce amount of gesturing relative to truth-tellers (DePaulo et al. 2003; Vrij 2000).

More recently, focus has been placed on the interpersonal aspects of deception. The *interpersonal deception theory* (IDT) (Buller/Burgoon 1994, 1996; Buller/Stiff/Burgoon 1996b; Burgoon/Buller 1996a, 2004) predicts and explains the antecedents, processes, and consequences of interpersonal deception. It takes as axiomatic that interpersonal communication is strategic, interdependent, adaptive, and dynamic and that an implicit objective in most human interactions is to be seen as credible. The fluid and adaptive nature of deception may account for the failure as yet to find uniform and stable behavioral signatures of deceptive, as compared to truthful, messages.

3.9.1. Accuracy in detecting deception

Research on the accuracy with which humans can detect deception presents a rather dismal picture: On average, humans are only slightly better than chance at detecting truth and deception (Bond/DePaulo 2006), and the accuracy for deception specifically is a below-chance rate of 47 %. This poor performance plagues professionals as well as lays judges and is exacerbated when lies are perpetrated face-to-face during interaction.

Current research is investigating a variety of moderating factors that may improve or hinder accurate detection as well as confirming which constellations of nonverbal (and verbal) cues are the most reliable in discriminating truth from deception. For example, a recent mock theft experiment (Burgoon et al. 2007) found that a combination of vocalic cues such as response latency, interruptions, and silent pauses coded during an interview produced 78 % correct classification of those who were guilty of committing the crime and those who were innocent. Other research is exploring the possibility of automating detection. That same experiment explored how well some nonverbal features can be automated. A kinesic analysis using computer vision techniques (customized algorithms

that use color analysis, shape approximation, and filtering to track the movement of the head and hands in a video clip) achieved accuracy rates approaching 88 %. Work in a number of research laboratories is pursuing the automated identification and tracking of nonverbal cues in deception detection and comparing their efficacy for accurate detection relative to other instrumented methods such as the polygraph or computerized vocal stress analysis.

4. Summary

In this chapter, we have offered but a brief glimpse into the rich rhetorical resources available in the nonverbal communication stream and the many communicative functions that they perform. The nonverbal coding system includes kinesics, vocalics, physical appearance, proxemics, haptics, chronemics, and artifacts that work as a system in combination with the verbal coding system to convey messages. Although some research is directed toward decomposing and classifying the structure of these coding systems, far more contemporary research is exploring the specific antecedents, processes and consequences of nonverbal behaviors in enabling message production and comprehension, presenting self, advancing favorable images, expressing emotional states, communicating the nature of interpersonal relationships, structuring and regulating interactions, influencing others, and perpetrating deception. Future research will doubtlessly continue to explore the multimodal nature of these communication functions. Some work will move to the interior, attempting to locate brain regions that are activated as nonverbal behaviors are expressed. Other work will move to the social realm, attempting to locate the social sites in which nonverbal behaviors play a critical role. Technological advances such as automation of behavioral observation and computational tools that uncover hidden behavior patterns will open new frontiers in these investigations.

5. Selected bibliography

Abele, Andrea (1986): Functions of gaze in social interaction: Communication and monitoring. In: Journal of Nonverbal Behavior 10, 83–101.

Aguinis, Herman/Melissa M. Simonsen/Charles A. Pierce (2000): Effects of nonverbal behavior on perceptions of power bases. In: Journal of Social Psychology 138, 455–469.

Ambady, Nalini/Robert Rosenthal (1993): Half a minute: Predicting teacher evaluations from thin slices of nonverbal behavior and physical attractiveness. In: Journal of Personality and Social Psychology 64, 431–441.

Ambady, Nalini/Mark Hallahan/Brett Conner (1999): Accuracy of judgments of sexual orientation from thin slices of behavior. In: Journal of Personality and Social Psychology *77*, 538–547.

Andersen, Peter A. et al. (2002): Nonverbal communication across cultures. In: William B. Gudykunst/Bella Mody (eds.): Handbook of International and Intercultural Communication. 2. ed. Thousand Oaks, CA, 89–106.

Asendorpf, Jens B. (1998): Personality effects on social relationships. In: Journal of Personality and Social Psychology 74, 1531–1544.

Barker, Larry L./Nancy B. Collins (1970): Methods of research in communication. Boston.

Barrett, Karen Caplovitz (1993): The development of nonverbal communication of emotion: A functionalist perspective. In: Journal of Nonverbal Behavior 17, 145–169.
Bavelas, Janet B. (1990): Behaving and communicating: A reply to Motley. In: Western Journal of Speech Communications 54, 593–602.
Bavelas, Janet B./Nicole Chovil (2006): Nonverbal and verbal communication: Hand gestures and facial displays as part of language use in face-to-face dialogue. Thousand Oaks, CA.
Bem, Sandra L. (1981): Gender schema theory: A cognitive account of sex typing. In: Psychological Review 88, 354–364.
Berger, Charles R. (1994): Power, dominance, and social interaction. In: Mark L. Knapp/Gerald R. Miller (eds.): Handbook of interpersonal communication. 2. ed. Thousand Oaks, CA, 450–507.
Berger, Charles R./Richard J. Calabrese (1975): Some explorations in initial interaction and beyond: Toward a developmental theory of interpersonal communication. In: Human Communication Research 1, 99–112.
Berger, Joseph/Thomas L. Conner/M. Hamit Fisek (1974): Expectations states theory: A theoretical research program. Cambridge, MA.
Berger, Joseph et al. (1998): The legitimation and delegitimation of power and prestige orders. In: American Sociological Review 63, 379–405.
Bernieri, Frank/Rosenthal Robert (1991): Coordinated movement in human interaction. In: Robert S. Feldman and Bernhard Rime (eds.): Fundamentals of nonverbal behavior. New York, 401–432.
Berry, Diane S. (1992): Vocal types and stereotypes: Join effects of vocal attractiveness and vocal maturity on person perception. In: Journal of Nonverbal Behavior 16, 41–54.
Berry, Diane S./Jane Sherman Hansen (2000): Personality, Nonverbal Behavior, and Interaction Quality in Female Dyads. In: Pers Soc Psychol Bull 26(3), 278–292.
Birdwhistell, Ray L. (1955): Background to kinesics. In: ETC. A Review of General Semantics 13, 10–18.
Birdwhistell, Ray L. (1970): Kinesics and context: Essay on body motion communication. Philadelphia.
Bond, Charles F./Bella M. DePaulo (2006): Accuracy of deception judgments. In: Personality and Social Psychological Review 10/3, 214–234.
Boomer, Donald S. (1978): The phonemic clause: Speech unit in human communication. In: Aaron W. Siegman/Stanley Feldstein (eds.): Nonverbal behavior and communication. Hillsdale, NJ, 245–262.
Brownlow, Sheila (1992): Seeing is believing: Facial appearance, credibility, and attitude change. In: Journal of Nonverbal Behavior 16, 101–115.
Buck, Ross (1979): Individual differences in nonverbal sending accuracy and electrodermal responding: The externalizing-internalizing dimension. In: Robert Rosenthal (ed.): Skill in nonverbal communication: Individual Differences. Cambridge, MA, 140–170.
Buck, Ross (1984): The communication of emotion. New York.
Buller, David B./R. Kelly Aune (1988): The effects of vocalics and nonverbal sensitivity on compliance: A speech accommodation theory explanation. In: Human Communication Research 14, 301–332.
Buller, David B./Beth A. LePoire/R. Kelly Aune (1992): Social perceptions as mediators of the effect of speech rate similarity on compliance. In: Human Communication Research 19/2, 286–311.
Buller, David B. et al. (1994): Interpersonal deception: VII. Behavioral profiles of falsification, concealment, and equivocation. In: Journal of Language and Social Psychology 13, 366–395.
Buller, David B./Judee K. Burgoon (1996a): Interpersonal deception theory. In: Communication Theory 6, 203–242.
Buller, David B./James B. Stiff/Judee K. Burgoon (1996b): Behavioral adaptation in deceptive transactions: Fact or fiction? In: Human Communication Research 22, 589–603.
Burgoon, Judee K. (1978): A communication model of personal space violations: Explication and an initial test. In: Human Communication Research 4/2, 129–142.

Burgoon, Judee K. (1980): Nonverbal communication in the 1970s: An overview. New Brunswick, NJ.
Burgoon, Judee K. (1983): Nonverbal violations of expectations. In: John M. Wiemann/Randall P. Harrison (eds.): Nonverbal interaction. Beverly Hills, CA, 11–77.
Burgoon, Judee K. (1993): Interpersonal expectations, expectancy violations, and emotional communication. In: Journal of Language and Social Psychology 12, 30–48.
Burgoon, Judee K. (1994): Nonverbal signals. In: Mark L. Knapp/Gerald R. Miller (eds.): Handbook of interpersonal communication. 2. ed. Thousand Oaks, CA, 229–285.
Burgoon, Michael/James P. Dillard/Noel E. Ooran (1983): Friendly or unfriendly persuasion: The effects of violations of expectations by males and females. In: Human Communication Research 10/2, 283–294.
Burgoon, Judee K./Jerold L. Hale (1984): The fundamental topoi of relational communication. In: Communication Monographs 51, 193–214.
Burgoon, Judee K. et al. (1985): Effects of eye gaze on hiring, credibility, attraction and relational message interpretation. In: Journal of Nonverbal Behavior 9, 133–146
Burgoon, Judee K. et al. (1989): The nature of arousal and nonverbal indices. In: Human Communication Research 16, 217–255.
Burgoon, Judee K./Joseph B. Walther (1990): Nonverbal expectancies and the evaluative consequences of violations. In: Human Communication Research 17/2, 232–265.
Burgoon, Judee K./Deborah A. Newton, (1991): Applying a social model to relational messages of conversational involvement: Comparing participant and observer perspectives. In: Southern Communication Journal 56, 98–113
Burgoon, Judee K./Joseph B. Walther/E. James Baesler (1992): Interpretations and consequences of interpersonal touch. In: Human Communication Research 19, 237–263.
Burgoon, Judee K./Beth A. Le Poire (1993): Effects of communication expectancies, actual communication, and expectancy disconfirmation on evaluations of communicators and their communication behavior. In: Human Communication Research 20, 75–107.
Burgoon, Judee K./Lesa A. Stern/Leesa Dillman (1995): Interpersonal Adaption. Cambridge.
Burgoon, Judee K. et al. (1996): Testing interpersonal deception theory: Effects of suspicion on communication behaviors and perceptions. In: Communication Theory 6/3, 243–267.
Burgoon, Judee K./David B. Buller/W. Gill Woodall (1996): Nonverbal communications: The unspoken dialogue. 3. ed. New York.
Burgoon, Judee K./Michelle L. Johnson/Pamela T. Koch (1998): The nature and measurement of interpersonal dominance. In: Communication Monographs 65, 309–335.
Burgoon, Judee K./Beth A. Le Poire (1999): Nonverbal cues and interpersonal judgments: Participant and observer perceptions of intimacy, dominance, composure, and formality. In: Communication Monographs 66, 105–124.
Burgoon, Judee K./Gregory D. Hoobler (eds.) (2002): Nonverbal signals. Vol. 2. Thousand Oaks, CA.
Burgoon, Judee K./Dunbar, Norah E./Segrin, Chris (2002): Nonverbal influence. In: Michael Pfau/James Price Dil1ard (eds.): The Persuasion Handbook: Developments in Theory and Practice. Thousand Oaks, CA, 445–473.
Burgoon, Judee K./David B. Buller (eds.) (2004): Interpersonal deception theory. New York.
Burgoon, Judee K./Norah E. Dunbar (2006): Nonverbal Expressions of Power and Dominance of Human Relationships. In: Valerie Manusov/Miles L. Patterson (eds.): Handbook of nonverbal communication. Thousand Oaks, CA, 279–297.
Burgoon, Judee K. et al. (2007): Deception and intention detection. In**:** Hsinchun Chen et al. (eds.): National Security. Amsterdam, The Netherlands, 187–208.
Burgoon, Judee K./Laura K. Guerrero/Kory Floyd (in preparation): Nonverbal Communication, Boston.
Coker, Deborah A./Judee K. Burgoon (1987): The nature of conversational involvement and nonverbal communication, and expectancy disconfirmation on evalutions of communicators and their communication behavior. In: Human Communication Research 20, 75–107.

Condon, William S. (1980): The relation of interactional synchrony to cognitive and emotional processes. In: Mary Ritchie Key (ed.): The relationship of verbal and nonverbal communication. New York, 49–65.

Costanzo, Mark/Dane Archer (1989): Interpreting the expressive behavior of others: The Interpersonal Perception Task. In: Journal of Nonverbal Behavior 13/4, 225–245.

DePaulo, Beth M. (1992): Nonverbal behavior and self-presentation. In: Psychological Bulletin 111, 203–243.

DePaulo, Beth M./Susan E. Kirkendol (1989): The motivation impairment effect in the communication of deception. In: John Yuille (eds.): Credibility assessment. Duerne, Belgium, 51–70.

DePaulo, Beth M. et al. (2003): Cues to deception. In: Psychological Bulletin 129/1, 74–118.

Dion, Karen/Ellen Berscheid/Elaine Walster (1972): What is beautiful is good. In: Journal of Personality and Social Psychology 24/3, 285–290.

Dittmann, Allen T. (1972): Interpersonal messages of emotion. New York.

Dunbar, Norah E./Judee K. Burgoon (2003): Perceptions of power and interactional dominance in interpersonal relationships. In: Journal of Social and Personal Relationships 22/2, 207–233.

Dunbar, Norah E./Judee K. Burgoon (2005): Nonverbal measurement of dominance. In: Valerie L. Manusov (ed.): The sourcebook of nonverbal measures: Going beyond words. Hillsdale, NJ, 361–374.

Duncan, Starkey jr. (1974): On signaling that it's your turn to speak. In: Journal of Personality and Social Psychology 10, 234–247.

Duncan, Starkey jr./Donald W. Fiske (1977): Face-to-face interaction: Research, methods, and theory. Hillsdale, NJ.

Eagly, Alice H. (1987): Sex differences in social behavior: A social-role interpretation. Hillsdale, NJ.

Eagly, Alice H. et al. (1991): What is beautiful is good, but ...: A meta-analytic review or research on the physical attractiveness stereotype. In: Psychological Bulletin 110, 109–128.

Eibl-Eibesfeldt, Irenäus (1972): Similarities and differences between cultures in expressive movements. In: Robert A. Hinde (ed.): Non-verbal communication. Cambridge, 297–314.

Eisenberg, Abne M./Ralph R. Smith (1971): Nonverbal Communication. Indianapolis.

Ekman, Paul (1985): Telling Lies. New York.

Ekman, Paul (1973): Darwin and facial expression: A century of research in review. New York.

Ekman, Paul/Wallace V. Friesen (1969a): Nonverbal leakage and clues to deception. In: Psychiatry 32, 88–106.

Ekman, Paul/Wallace V. Friesen (1969b): The repertoire of nonverbal behavior: Categories, origins, usage, and coding. In: Semiotica 1, 49–98.

Ekman, Paul/Wallace V. Friesen/Phoebe Ellsworth (1972): Emotion in the human face: Guidelines for research and an integration of findings. New York.

Ekman, Paul/Wallace V. Friesen (1974): Detecting deception from the body or face. In: Journal of Personality & Social Psychology 20, 288–298.

Elfenbein, Hillary A./Nalini Ambady (2002): On the universality and cultural specificity of emotion recognition: a meta-analysis. In: Psychological Bulletin 128/2, 203–235.

Elfenbein, Hillary A./Nalini Ambady (2003): Universals and cultural differences in recognizing emotions. In: Current Directions in Psychological Science 12/5, 159–164.

Farley, Sally D./Rosina C. Chia/Linda J. Allred (1998): Stereotypes about attractiveness: When beautiful is not better. In: Journal of Social Behavior and Personality 13, 479–492.

Folger, Joseph P./W. Gill Woodall (1982): Nonverbal cues as linguistic context: An information processing view. In: Communication yearbook 6, 63–91.

Fridlund, Alan J. (1991): Evolution and facial action in reflect, social motive, and paralanguage. In: Biological Psychology 32, 3–100.

Friedman, Howard S. (1979): The concept of skill in nonverbal communication: Implications for understanding social interaction. In: Robert Rosenthal (ed.): Skill in nonverbal communication. Cambridge, MA, 2–27.

Gallaher, Peggy E. (1992): Individual differences in nonverbal behavior: Dimensions of style. In: Journal of Personality and Social Psychology 63, 133–145.
Giles, Howard et al. (1992): Language attitudes and cognitive mediation. In: Human Communication Research 18, 500–527.
Goffman, Erving (1959): The presentation of self in everyday life. Garden City, NY.
Goffman, Erving (1974): Frame analysis: An essay on the organization of experience. Cambridge, MA.
Gudykunst, William B./Stella Ting-Toomey (1988): Culture and interpersonal communication. Newbury Park, CA.
Guerrero, Laura K./Judee K. Burgoon (1996): Attachment styles and reactions to nonverbal involvement change in romantic dyads: Patterns of reciprocity and compensation. In: Human Communication Research 22, 335–370.
Hall, Edward T. (1959): The silent language. Garden City, NY.
Hall, Edward T. (1977): Beyond culture. Garden City, NY.
Hall, Judith A. (1979): Gender, gender roles, and nonverbal communication skills. In: Robert Rosenthal (ed.): Skill in nonverbal communication: Individual differences. Cambridge, MA, 32–67.
Hall, Judith A./Amy G. Halberstadt (1981): Sex roles and nonverbal communication skills. In: Sex Roles 7, 273–287.
Hall, Judith A./Amy G. Halberstadt (1986): Smiling and gazing. In: Janet Shibley Hyde/Marcia Linn (eds.): The psychology of gender: Advances through meta-analysis. Baltimore, 136–158.
Hall, Judith A. et al. (2001): Status, gender, and nonverbal behavior in candid and posed photographs: A study of conversations between university employees. In: Sex Roles 44, 677–692.
Hall, Judith A./Nora A. Murphy/Dana R. Carney (2006): On the varieties of asymmetrical dependency: feelings, motives, behavior, and accuracy in a dyadic interaction. In: European Journal of Social Psychology 36/4, 583–599.
Harris, Monica J./Robert Rosenthal (1985): Mediation of interpersonal expectancy effects: 31 meta-analysis. In: Psychological Bulletin 97, 363–386.
Harrison, Randall (1974): An introduction to nonverbal communication. Englewood Cliffs, NJ.
Harwood, Jake/Howard Giles/Ellen B. Ryan (1995): Aging, communication, and intergroup theory: Social identity and intergenerational communication. In: Jon F. Nussbaum/Justine Coupland (eds.): Handbook of communication and aging research. Mahwah, NJ, 133–159.
Heider, Fritz (1958): The psychology of interpersonal relations. New York.
Hocking, John E./Dale G. Leathers (1980): Nonverbal indicators of deception: A new theoretical perspective. In: Communication Monographs 47/2, 119–131.
Hodgins, Holley S./Miron Zuckerman (1990): The effect of nonverbal sensitivity on social interaction. In: Journal of Nonverbal Behaviour 14/3, 155–170.
Hummert, Mary L./Debra Mazloff/Clark Henry (1999): Vocal characteristics of older adults and stereotyping. In: Journal of Nonverbal Behavior 23, 111–132.
Izard, Carroll E. (1977): Human Emotions. New York.
Jones, Edward E./Thane S. Pitman (1982): Toward a general theory of self-presentation. In: Jerry Suls (ed.): Psychological perspective on the self. Vol. 1. Hillsdale, NJ, 231–262.
Keeley-Dyreson, Maureen P./Judee K. Burgoon/William Bailey (1991): Relational control and interactive media choice in technology-mediated communication situations. In: Human Communication Research 22, 399–421.
Kelly, Spencer D./Corinne Kravitz/Michael Hopkins (2004): Neural correlates of bimodal speech and gesture comprehension. In: Brain and Language 89, 253–260.
Kemper, Theodore D. (1984): Power, status, and emotions: A sociological contribution to a psychophysiological domain. In: Klaus R. Scherer/Paul Ekman (eds.): Approaches to emotion. Hillsdale, NJ, 369–383.
Kendon, Adam (1983): Gesture and speech: How they interact. In: John M. Wiemann/Randall P. Harrison (eds.): Nonverbal interaction. Beverly Hills, CA, 13–45.

Kendon, Adam (1990): Conducting interaction: Patterns of behavior in focused encounters. Cambridge.

Kenny, David A. et al. (1992): Consensus at zero acquaintances: Replication, behavioral cues, and stability. In: Journal of Personality and Social Psychology 62, 88–97.

Kirouac, Gilles/Francois Y. Dore (1985): Accuracy of the judgment of facial expression of emotions as a function of sex and level of education. In: Journal of Nonverbal Behavior 9/1, 3–7.

Knapp, Mark L. (1984): The study of nonverbal behavior vis-à-vis human communication theory. In: Aaron Wolfgang (ed.): Nonverbal behavior: Perspectives, applications, and intercultural insights. Toronto, Canada, 15–40.

Knapp, Mark L. et al. (1973): The rhetoric of goodbye: Verbal and nonverbal correlates of human leave-taking. In: Speech Monographs 40, 182–198.

Krauss, Robert M./Palmer Morrel-Samuels/Christina Colasante (1991): Do conversational hand gestures communicate. In: Journal of Personality and Social Psychology 61, 743–754.

Krivonos, Paul D./Mark L. Knapp (1975): Initiating Communication: What Do You Say When You Say Hello? In: Central States Speech Journal 26, 115–125.

La Barre, Weston (1947): The cultural basis of emotions and gestures. In: Journal of Personality 16, 49–68.

La France, Marianne/Marvin A. Hecht/Elizabeth Levy Paluck (2003): The contingent smile: A meta-analysis of sex differences in smiling. In: Psychological Bulletin 129, 305–334.

La France, Betty H./Alan D. Heisel/Michael J. Beatty (2004): Is there empirical evidence for a nonverbal profile of extraversion? A meta-analysis and critique of the literature. In: Communication Monographs 71, 28–48.

Larose, Helene/Lionel Standing (1998): Does the halo effect occur in the elderly? In: Social Behavior and Personality 26, 147–150.

Le Poire, Beth A. et al. (1992): Nonverbal behaviors as indices of arousal: Extension to the psychotherapy context. In: Journal of Nonverbal Behavior 16/3, 159–178.

Le Poire, Beth A./Judee K. Burgoon (1994): Two contrasting explanations of involvement violations: Expectancy violations theory and discrepancy arousal theory. In: Human Communication Research 20, 560–591.

Le Poire, Beth A./Judee K. Burgoon (1996): Usefulness of differentiating arousal responses within communication theories: Orienting response of defensive arousal within theories of expectancy violation. In: Communication Monographs 63, 208–230.

Le Poire, Beth A. et al. (2002): Relational messages associated with nonverbal involvement, pleasantness, and expressiveness in romantic couples. In: Communication Research Reports 19, 195–206.

Liska, Jo (1986): Symbols: The missing link? In: James G. Else/Phyllis Lee (eds.): Proceedings of the Tenth Annual Congress on the International Primatology Society. Vol. 3: Primate ontology, cognition, and social behavior. Cambridge.

Mahl, George F.(1987): Explorations in Nonverbal and Vocal Behavior. Hillsdale, NJ.

Manusov, Valerie L./Miles L. Patterson (2006): The SAGE handbook of nonverbal communication. Thousand Oaks, CA.

McNeill, David (1992): Hand and Mind: What Gestures Reveal About Thought. Chicago, IL.

Meservy, Thomas O. et al. (2005): Deception Detection through Automatic, Unobtrusive Analysis of Nonverbal Behavior. In: IEEE Intelligent Systems 20, Sept./Oct., 36–43.

Morris, Desmond et al. (1979): Gestures. New York.

Motley, Michael T./Carl T. Camden (1988): Facial expression of emotion: A comparison of posed expressions versus spontaneous expressions in an interpersonal setting. In: Western Journal of Speech Communication 52, 1–22.

Murphy, Nora A. (2005): Using thin slices for behavioral coding. In: Journal of Nonverbal Behavior 29, 235–246.

Noller, Patricia (1985): Video primacy: Another look. In: Journal of Nonverbal Behavior 9, 28–47.

Nussbaum, Jon F./Teresa L. Thompson/James D. Robinson (1989): Communication and aging. New York.

O'Hair, H. Dan/Joyce Allman/Lea A. Gibson (1991): Nonverbal communication and aging. In: Southern Communication Journal 56, 147–160.

O'Leary, Maria J./Cynthia Gallois (1985): The last ten turns: Behavior and sequencing in friends' and strangers' conversational findings. In: Journal of Nonverbal Behavior 9/1, 8–27.

Palmer, Mark T./Karl B. Simmons (1995): Communication intentions through nonverbal behaviors: Conscious and nonconscious encoding of liking. In: Human Communication Research 22, 128–160.

Patterson, Miles L. (1983): Nonverbal behavior: A functional perspective. New York.

Patterson, Miles L. (1995): A parallel process model of nonverbal communication. In: Journal of Nonverbal Behavior 19, 3–29.

Patterson, Miles L. (1999): The evolution of a parallel process model of nonverbal communication. In: Pierre Philippot/Robert S. Feldman/Erik J. Coats (eds.): The social context of nonverbal behavior. New York, 317–347.

Patterson, Miles L./E. Stockbridge (1998): Effects of cognitive demand and judgment strategy on person perception accuracy. In: Journal of Nonverbal Behavior 22, 253–263.

Pendry, Louise F./C. Neil Macrae (1994): Stereotypes and mental life: The case of the motivated but thwarted tactician. In: Journal of Experimental Social Psychology 30, 303–325.

Pittinger Robert/Charles F. Hockett /John Darehy (1960): The first five minutes. Ithaca, NY.

Planalp, Sally (1999): Communicating emotion. Social, moral, and cultural processes. Cambridge.

Plutchik, Robert (1962): The emotions: facts, theories, and a new model. New York.

Plutchik, Robert (1984): Emotions: A general psychoevolutionary theory. In: Karl R. Scherer/Paul Ekman (eds.): Approaches to emotion. Hillsdale, NJ, 197–219.

Raines, Robert S./Sarah B. Hechtman/Robert Rosenthal (1990): Nonverbal behavior and gender as determinants of physical attractiveness. In: Journal of Nonverbal Behavior 14, 253–267.

Ray, George B. (1986): Vocally cued personality prototypes: An implicit personality theory approach. In: Communication Monographs 53, 266–276.

Register, Lisa M./Tracy B. Henley (1992): The phenomenology of intimacy. In: Journal of Social Relationships 8, 147–165.

Ricci Bitti, Pio E./Isabella Poggi (1991): Symbolic nonverbal behavior: Talking through gestures. In: Robert St. Feldman/Bernard Rimé (eds.): Fundamentals of nonverbal behavior. Cambridge, 433–457.

Ridgeway, Cecilia L./Joseph Berger (1986): Expectations, Legitimation and Dominance Behavior in Task Groups. In: American Sociological Review 51, 603–617.

Ridgeway, Cecilia L./Henry A. Walker (1995): Status structures. In: Karen S. Cook/Gary A. Fine/James S. House (eds.): Sociological perspectives on social psychology. Boston, 281–310.

Riggio, Ronald E. (1986): Assessment of basic social skills. In: Journal of Personality and Social Psychology 51/3, 649–660.

Riggio, Ronald E. (2006): Nonverbal skills and abilities. In: Valerie Manusov/Miles L. Patterson (eds.): Handbook of Nonverbal Communication. Thousand Oaks, CA, 79–96.

Riggio, Ronald E./Keith F. Widaman/Howard S. Friedman (1985): Actual and perceived emotional sending and personality correlates. In: Journal of Nonverbal Behavior 9/2, 69–83.

Rimé, Bernhard/Loris Schiaratura (1991): Speech and gestures. In: Robert S. Feldman/Bernhard Rimé (eds.): Fundamentals of nonverbal behavior. New York, 239–281.

Riseborough, Margaret G. (1981): Physiographic gestures as decoding facilitators: Three experiments exploring a neglected facet of communication. In: Journal of Nonverbal Behavior 5, 172–183.

Rogers-Millar, Edna L./Frank E. Millar (1979): Domineeringness and dominance: A transactional view. In: Human Communication Research 5, 238–246.

Rollins, Boyd C./Stephen J. Bahr (1976): A theory of power relationships in marriage. In: Journal of Marriage and the Family 38, 619–627.

Rosenfeld, Lawrence B. (2000): Overview of the ways privacy, secrecy, and disclosure are balanced in today's society. In: Sandra Petronio (ed.): Balancing the secrets of private disclosures. Mahwah, NJ, 3–17.

Rosenthal, Robert (1985): Meta-analytic Procedures for Social Research. Newbury Parks, CA (Applied Social Research Methods).

Rosenthal, Robert et al. (1979): Sensitivity to nonverbal communication: The PONS test. Baltimore, MD.

Ross, Hildy S./J. Allan Cheyne/Susan P. Lollis (1988): Defining und studying reciprocity in young children. In: Steve W. Duck (ed.): Handbook of interpersonal relationships. New York, 143–160.

Rowatt, Wade C./Michael R. Cunningham/Perri B. Druen (1999): Lying to get a date: The effect of facial physical attractiveness on the willingness to deceive prospective dating partners. In: Journal of Social and Personal Relationships 16, 209–223.

Ruesch, Juergen/Weldon Kees (1956): Nonverbal communication: Notes on the visual perception of human relations. Berkeley.

Scherer, Klaus R. (1980): The functions of nonverbal signs in conversation. In: Robert N. St. Clair/Howard Giles (eds.): The social and psychological contexts of language. Hillsdale, NJ, 225–244.

Scherer, Klaus R. (1982a): Emotion as a process: Function, origin, and regulation. In: Social Science Information 21, 555–570.

Scherer, Klaus R. (1982b): Methods of research on vocal communication: Paradigms and parameters. In: Klaus R. Scherer/Paul Ekman (eds.): Handbook of methods in nonverbal behavior research. Cambridge, 136–198.

Scherer, Klaus R. (1986): Vocal affect expression: A review and a model for future research. In: Psychological Bulletin 99, 143–165.

Snodgrass, Sara E./Robert Rosenthal (1985): Interpersonal sensitivity and skills in decoding nonverbal channels: The value of face value. In: Basic and Applied Psychology 6/3, 243–255.

Swann, William B. (1987): Identity negotiation: Where two roads meet. In: Journal of Personality and Social Psychology 53, 1038–1051.

Tajfel, Henri (1981): Human groups and social categories: Studies in social psychology. Cambridge.

Ting-Toomey, Stella (1988): Intercultural conflicts: A face-negotiation theory. In: Young Yun Kim/William B. Gudykunst (eds.): Theories in intercultural communication. Newbury Park, CA, 213–235.

Tomkins, Silvan S. (1962): Affect, imagery, consciousness. New York (The positive affects, 1).

Tomkins, Silvan S. (1984): Affect theory. In: Karl R. Scherer/Paul Ekman (eds.): Approaches to emotion. Hillsdale, NJ, 163–195.

Trager, George L. (1958): Paralanguage: A first approximation. In: Studies in Linguistics 13, 1–12.

Trager, George L. (1963): The typology of paralanguage. In: Anthropological Linguistics 3, 17–21.

Tulving, Endel/Daniel L. Schacter (1990): Priming and human memory systems. In: Science 247/4940, 301–306.

Tusing, Kyle J./James Price Dillard (2000): The sounds of dominance: Vocal precursors of perceived dominance during interpersonal influence. In: Human Communication Research 26, 148–171.

Vrij, Aldert (2000): Detecting lies and deceit: The psychology of lying and its implications for professional practice. Chichester, UK.

Wiemann, John M./Mark L. Knapp (1975): Turn-Taking in Conversations. In: Journal of Communication 25/2, 75–91.

Weiner, Bernard (1986): An attributional theory of motivation and emotion. New York.

Wheeler, Ladd/Youngmee Kim (1997): What is beautiful is culturally good: The physical attractiveness stereotype has different content in colectivistic cultures. In: Personality and Social Psychology Bulletin 23, 795–800.

Wiener, Morton et al. (1972): Nonverbal Behavior and nonverbal communication. In: Psychological Review 79, 185–214.

Woodall, W. Gill/Judee K. Burgoon (1981): The effects of nonverbal synchrony on message comprehension and persuasiveness. In: Journal of Nonverbal Behavior 5, 207–223.
Woodall, W. Gill/Judee K. Burgoon (1983): Talking fast and changing attitudes: A critique and clarification. In: Journal of Nonverbal Behavior 8, 126–142.
Woodall, W. Gill/Joseph P. Folger (1985): Nonverbal cue context and episodic memory: On the availability and endurance of nonverbal behaviors as retrieval cues. In: Journal of Nonverbal Behavior 8, 126–142.
Zebrowitz, Leslie A. (1990): Social perception. Pacific Grove, CA.
Zuckerman, Miron/Bella M. DePaulo/Robert Rosenthal (1981): Verbal and nonverbal communication of deception. In: Leonard Berkowitz (ed.): Advances in experimental social psychology. Vol. 14. New York, NY, 1–59.
Zuckerman, Miron/Kunitate Miyake/Holley S. Hodgins (1991): Cross-channel effects of vocal and physical attractiveness and their implications for interpersonal perception. In: Journal of Personality and Social Psychology 60, 545–554.

Judee K. Burgoon, University of Arizona (U.S.A.)
Sean Humpherys, University of Arizona (U.S.A.)
Kevin Moffitt, University of Arizona (U.S.A.)

47. Compliance-gaining research: A canonical review

1. Introduction and conceptualization of compliance gaining
2. Selecting and producing compliance-gaining messages
3. Principles, strategies, and variables related to effective compliance gaining
4. Conclusion
5. Selected bibliography

Abstract

This article reviews extant theory and empirical research on compliance gaining messages. First, the process of selecting and producing such messages is examined. A number of factors (e. g., communicator characteristics and goals) that influence this process are discussed. Second, various principles, strategies, and variables related to effective compliance gaining are reviewed, including verbal and nonverbal approaches, sequential persuasion tactics, and motivational appeals. Finally, avenues for future work are discussed.

1. Introduction and conceptualization of compliance gaining

Since the dawn of man, humans have been persuading one another. Treatises on persuasion date back at least to the *Golden Age* of Greece. Aristotle's seminal work, *The Rhetoric*, was written circa 350 B. C. Social-scientific studies of persuasion came to the fore in

Woodall, W. Gill/Judee K. Burgoon (1981): The effects of nonverbal synchrony on message comprehension and persuasiveness. In: Journal of Nonverbal Behavior 5, 207–223.
Woodall, W. Gill/Judee K. Burgoon (1983): Talking fast and changing attitudes: A critique and clarification. In: Journal of Nonverbal Behavior 8, 126–142.
Woodall, W. Gill/Joseph P. Folger (1985): Nonverbal cue context and episodic memory: On the availability and endurance of nonverbal behaviors as retrieval cues. In: Journal of Nonverbal Behavior 8, 126–142.
Zebrowitz, Leslie A. (1990): Social perception. Pacific Grove, CA.
Zuckerman, Miron/Bella M. DePaulo/Robert Rosenthal (1981): Verbal and nonverbal communication of deception. In: Leonard Berkowitz (ed.): Advances in experimental social psychology. Vol. 14. New York, NY, 1–59.
Zuckerman, Miron/Kunitate Miyake/Holley S. Hodgins (1991): Cross-channel effects of vocal and physical attractiveness and their implications for interpersonal perception. In: Journal of Personality and Social Psychology 60, 545–554.

Judee K. Burgoon, University of Arizona (U.S.A.)
Sean Humpherys, University of Arizona (U.S.A.)
Kevin Moffitt, University of Arizona (U.S.A.)

47. Compliance-gaining research: A canonical review

1. Introduction and conceptualization of compliance gaining
2. Selecting and producing compliance-gaining messages
3. Principles, strategies, and variables related to effective compliance gaining
4. Conclusion
5. Selected bibliography

Abstract

This article reviews extant theory and empirical research on compliance gaining messages. First, the process of selecting and producing such messages is examined. A number of factors (e. g., communicator characteristics and goals) that influence this process are discussed. Second, various principles, strategies, and variables related to effective compliance gaining are reviewed, including verbal and nonverbal approaches, sequential persuasion tactics, and motivational appeals. Finally, avenues for future work are discussed.

1. Introduction and conceptualization of compliance gaining

Since the dawn of man, humans have been persuading one another. Treatises on persuasion date back at least to the *Golden Age* of Greece. Aristotle's seminal work, *The Rhetoric*, was written circa 350 B. C. Social-scientific studies of persuasion came to the fore in

the 1940s and 50s with the advent of attitude scales. During the Second World War, Carl Hovland, founder of the Yale Attitude Change Program, expanded the scope of empirical research on persuasion (Hovland/Janis/Kelley 1953).

Since that time, persuasion research has evolved in new directions. Research on *compliance gaining* and *compliance resisting* has been one important trend. Such studies typically focus on interpersonal influence as opposed to mass persuasion. While many compliance-gaining studies are conducted in *face to face contexts*, others involve *mediated influence*, such as computer-mediated communication. Compliance-gaining research, as its name suggests, also places an emphasis on actual compliance, that is, behavioral conformity to message recommendations. Research in this area does not focus primarily on attitude change or other cognitive processes. Compliance-gaining researchers have not only been interested in discovering what everyday influence seekers see as their 'available means of persuasion', but also how they devise and choose such strategies and, when put into action, how effective those strategies are.

1.1. Aims and goals

In this chapter, we provide a brief overview of research on compliance gaining. We highlight the major theories, concepts, principles, and processes that characterize such influence attempts. While we cannot delve into every strategy and tactic that has been investigated, we hope to provide a solid foundation on which any reader interested in this area of study can build.

2. Selecting and producing compliance-gaining messages

Much of the research on compliance gaining focuses on outcomes or message effectiveness. A sizeable number of studies, however, examine *how* people go about gaining compliance from one another. Such research has progressed along two lines.

In the first, scholars sought to identify what types of compliance-gaining strategies people are likely to select and what conditions affect such strategy selection. In the second, scholars focused on the ways in which goals influence the production of *compliance gaining messages*. We briefly discuss each of these research avenues next.

2.1. Strategy selection

Gerald Marwell and David Schmitt (1967, 350−364) conducted the seminal study identifying strategies people select when seeking compliance. Participants in the study were presented with a list of 16 persuasive techniques derived from previous literature on power and influence. Next, they were asked to report which of the techniques they were likely to use in various hypothetical scenarios. Based on a factor analysis of the responses, five basic types of compliance-gaining strategies were identified, including *rewarding activity*, *punishing activity*, *expertise* (e. g., trying to appear credible), *activation of impersonal commitments* (e. g., appealing to people's internalized commitments by

showing how they will feel bad if they do not comply), and *activation of personal commitments* (e. g., appealing to people's commitment to others by pointing out how they should return a favor).

A proliferation of research followed on the heels of this study. Some researchers attempted to improve upon the earlier study's methodology while others expanded the list of compliance-gaining strategies. For example, instead of using past theory and research to derive strategies, Richard Wiseman and William Schenck-Hamlin (1981, 251–270) presented participants with persuasive situations and asked them to generate a list of strategies, many of which differed from Marwell and Schmitt's original typology. Moreover, based on an extensive review of literature in linguistics, interpersonal communication, psychology, education, marketing, consumer research, and sexual behavior, Kathy Kellermann and Tim Cole (1994, 3–60) identified 64 distinct-compliance gaining strategies.

Still other research attempted to identify the conditions under which certain compliance-gaining strategies are likely to be selected. A representative study by Michael Cody, Mary Woelfel, and William Jordan (1983, 99–113) identified seven situational dimensions that affect whether a compliance-gaining strategy will be selected for use. Specifically, strategy selection was found to depend on the level of (1) *dominance* and (2) *intimacy* between the persuader and persuadee; the degree to which the persuader expects to meet with (3) *resistance* from the persuadee; the extent to which the persuader thinks a request is (4) *warranted* or will result in (5) *benefits* to self or others; the degree to which a strategy will have long or short term (6) *relational consequences*; and the extent to which the persuadee experiences (7) *apprehension* in the situation. Thus, for example, people seeking compliance are more likely to select less positive or polite strategies (e. g., threats), when they are dominant, less intimate, expect resistance, believe the request is warranted, and so forth.

Similarly, the characteristics of those seeking compliance also affect strategy preference. In a review of literature, for example, Robert Gass and John Seiter (2007, 238) noted that characteristics such as Machiavellianism, verbal aggressiveness, argumentativeness, dogmatism, self-monitoring, gender, and culture influence the selection and repression of strategies.

Despite the contributions of such research, it is not without its flaws. In his review of such research, for instance, Steven Wilson (2002, 104–115) noted that studies have been criticized on both conceptual and methodological grounds. Specifically, in addition to being atheoretical, such research often relies on hypothetical checklists of strategies, may entail social desirability bias, may not provide participants with an exhaustive list of strategies, and may cue participants to choose strategies they normally would not. Indeed, in one study, James Dillard (1988, 162–183) found that research participants' paper-pencil reports of strategies they said they would use did not reflect the actual strategies they were observed using.

2.2. Goals and message production

In her summary of literature, Kathy Kellermann (2004, 400) identified several compliance-gaining goals that appear meaningful to people, including goals to provide guidance; get advice, a favor, permission, or information; share time; change a relationship

or opinion; fulfill an obligation, get a date; and stop an annoying habit. Recently, notable programs of research have examined how such goals affect compliance-gaining episodes.

First, researchers (e. g., Kellermann 2004, 401) have applied *politeness theory* (Brown/Levinson, 1987) to the production of messages. According to this theory, people need to be approved of (known as *positive face*) and not be imposed upon (known as *negative face*). Because goals may differ in the degree to which they threaten face needs, they play an important role in shaping compliance-gaining behavior. For example, because asking someone a favor may threaten face more than asking someone to fulfill an obligation, when requesting favors people may be less direct and provide more reasons for the imposition.

Similarly, in his *Goals-Plans-Action Model* (GPA) James Dillard (2004, 185−206) argued that, although people have the primary goal of gaining compliance, a number of secondary goals also influence their choice of compliance-gaining messages. These secondary goals include *identity goals* (concerned with maintaining one's moral standards), *conversation management goals* (concerned with creating favorable impressions and behaving appropriately), *relational resource goals* (concerned with relationship management), *personal resource goals* (concerned with increasing personal rewards), and *affect management goals* (concerned with keeping arousal within an acceptable range). Such secondary goals can act as constraints during the message production process. For instance, even if you thought a threat would be effective, you might refrain from using it if you thought it would damage your image.

3. Principles, strategies, and variables related to effective compliance gaining

In this section, we review research examining effective approaches to gaining compliance. Specifically, we discuss principles explaining why people comply, channels of communication (both verbal and nonverbal) that effect compliance, motivational appeals, and sequential persuasion tactics.

3.1. Principles underlying why people comply with requests

As we have seen, previous compliance-gaining research has sought to generate typologies from theories or derive them from self-reports. An alternative to these approaches is to observe influence tactics that are used in actual encounters involving face-to-face interactions and then categorize the tactics on the basis of a set of principles underlying why people comply or fail to comply. One set of such principles was identified by Robert Cialdini (2001). Based on observations of methods used by successful practitioners (e. g., salespeople, fund raisers, advertisers, recruiters) in real life situations, he identified several principles of influence.

First, the *principle of reciprocity* suggests that people should try to repay what others have provided them. In other words, people tend to feel indebted to those who have done favors for them or who have granted concessions. As a result, compliance with requests is more likely.

The second principle, *scarcity*, states that when objects or opportunities are limited, they are valued more highly. According to this principle, if shoppers believe the items they are examining are in short supply or will only be on sale for a limited time, the shoppers should be more prone to purchase the items.

The third principle, *consistency/commitment*, suggests that the more people become committed to a particular idea, the more likely they are to hold on to the idea and behave consistently with it. As such, someone who has devoted a lot of time and effort to a particular cause is less likely to abandon the cause than a person who has sacrificed less.

The fourth and fifth principles – *authority* and *similarity/liking* – are based on perceptions of the source of a persuasive message. Specifically, people tend to be more successful at gaining our compliance when we perceive them as credible (i. e., as trustworthy experts), likable, and similar to us.

The next principle, *contrast*, suggests that when people are exposed to a standard amount of violence on TV, prices on commodities, temperature, happiness, and so forth, they become adjusted to this 'benchmark'. Afterwards, things are judged against this standard. If whatever is being contrasted seems more favorable than the standard, compliance becomes more likely. For example, a € 300 suit might seem expensive to a customer who has been browsing the rack of € 100 suits but reasonable to the customer who has been looking at the € 800 suits.

Finally, the *principle of social proof* suggests that other people's behavior is used to decide what the best course of action is. As such, when we hear that a particular product is the most popular or a best-seller, we are more likely to respond favorably to the product or with requests to purchase it.

Robert Cialdini suggests that his principles underlie most influence attempts (Cialdini/Guadagno 2004, 208). Certainly, the principles are pervasive and we will return to many of them as we discuss specific tactics later in this chapter. Even so, it is clear that Cialdini's scheme is not exhaustive. For example, most, or perhaps all, of the principles operate heuristically, influencing people without causing them to think much about arguments or reasons for compliance. Moreover, the scheme does not encompass other processes that may operate in persuasive interactions. For instance, appeals that instill fear or patriotism might also affect compliance.

3.2. Channels for persuasive messages

3.2.1. Language

"Language", write Blankenship and Holtgraves (2005, 3–24), "is probably the most frequent medium for persuasive communications." One aspect of language that has been studied extensively is *language intensity*. Intense language departs from neutrality and indicates that the user holds strong attitudes toward the topic or issue. A source, who said "deforestation is a global concern", for example, would be using less intense language than a source who said, "the lumber industry is raping the planet." Several theories explain the conditions under which intense language is most persuasive. In the interests of space, we will focus on only one: Michael Burgoon and Jason Siegel's (2004, 149–164) *Language Expectancy Theory* (LET). According to LET, people have expectations about what language style is appropriate in various communication contexts, in-

cluding compliance gaining. If a persuader violates those expectations, the violation may be perceived either positively or negatively. For example, a dock worker might be expected to use slang and profanity in ordinary conversation. Imagine, then, if a dock worker said, "Frankly, I think countries that do business with Iran are making a Faustian deal." Such a violation might be perceived positively because dock hands aren't expected to be familiar with Johann Wolfgang Goethe's character, Faust, who made a pact with the devil. Similarly, a liberal politician who made a racial slur during a conversation might be viewed more negatively, since the expectation is that politicians, especially liberal politicians, should use politically correct speech. Whether a violation will be perceived positively or negatively, according to Burgoon and Siegel, depends on the credibility of the communicator and his or her perceived reward power, among other things. When violations are perceived positively, compliance is more likely. Conversely, when violations are perceived negatively, compliance is less likely.

A number of studies have focused on the role of linguistic strategies for increasing helping behavior. In a classic study by Ellen Langer, Arthur Blank, and Benzien Chanowitz (1978, 635−642), a confederate asked to cut in line at a copy machine. When the confederate asked to make only five copies, providing a *semblance* of a reason was much more effective (93% compliance) than offering no reason at all (60% compliance), and nearly as effective as offering an actual reason (94% compliance). The use of logical sounding words such as *because* or *therefore* thus appear to function as peripheral cues that grease the wheels of persuasion. When the confederate asked to make 20 copies, however, compliance was the same for the *no reason* (25%) and *semblance of reason* conditions (25%), whereas compliance was much greater for the *actual reason* condition (42%). These findings suggest that social politeness norms allow a requester to get away with a pretext of reason-giving when a minor request is involved, but not for a larger request, that entails greater inconvenience.

Another linguistic strategy for increasing helping behavior is *social labeling*. Positive social labeling (*you are so thoughtful*, *you are so generous*) reinforces another's self-image by labeling her or him as helpful or altruistic. Negative social labeling (*you are unhelpful*, *you are inconsiderate*) casts the other in an unfavorable light. Such negative attributions motivate the other person to comply in an attempt to restore her or his self-image. A study by Nicolas Guéguen (2001, 743−748), for example, revealed that a negative social label delivered by one confederate increased the likelihood that a stranger would comply with a request by another, different confederate. This effect was observed, however, only when the topics or issues for both encounters were related.

In face-to-face encounters, verbal and nonverbal cues are inextricably bound together. A study by Morton Goldman, Odette Kiyohara, and Dorothy Pfannensteil (1985, 143−147) revealed that the effectiveness of positive versus negative social labeling was moderated by the role of touch. Patrons who were about to enter a library were stopped by a confederate and asked for directions. After the directions were given, the confederate labeled the patron with a positive attribution (*You've been very helpful. I appreciate your taking the time to help me.*) or a negative attribution (*You are not very helpful. I'll have to find someone who can be more helpful.*). In addition, half of the patrons who received the positive label were touched on the upper arm, while half were not. The same procedure was used on the patrons who received the negative social label; half were touched, half were not. Once inside the library, the patrons were then approached by another, different confederate who asked them to participate in a charity event. Compliance was

measured in terms of the percentage of patrons in each condition who agreed to participate in the charity event. The results revealed an interaction effect, such that the patrons in the negative social label/touch condition were the most likely to comply (45%), while the patrons in the positive social label/touch condition were the least likely to comply (only 15%). The explanation for this is that the negative social label, when accompanied by touch, produced the greatest cognitive dissonance, thereby motivating the subject to comply with the second request in order to restore his or her face. The positive social label, coupled with touch, produced the least compliance, because subjects who had already been told they were helpful perceived that they had done their 'good deed' for the day.

Other studies have shown that simple variations in wording can facilitate helping behavior. By way of illustration, Nicolas Guéguen and Alexandre Pascual (2005, 297−303) found that, following a request by a confederate to participate in a face-to-face survey, adding the phrase *you are free to accept or refuse* increased compliance significantly (90% for the treatment group versus 75% for the control group). Similar results have been found for the phrase *even a penny helps* (Cialdini/Schroeder 1976, 599−604) the '*that's not all' technique* (Burger 1986, 277−283), the '*disrupt-then-reframe' technique* (Fennis/Das/Pruyn 2006, 136−151), and the '*foot-in-the-mouth' technique*. We discuss these other strategies in more detail in the section devoted to sequential request strategies.

A final group of language-based strategies centers on the use of *powerful* versus *powerless language styles*. A powerful language style is characterized by forceful, assertive language, which signifies higher social status, while a powerless language style conveys the opposite. Powerless language includes hesitations (*um*, *uh*), hedges (*sort of*, *kind of*), tag questions (*don't you think?*, *isn't it?*), and disclaimers (*I know this is a dumb question but …*), as well as other linguistic markers.

An investigation by Charles Areni and John Sparks (2005, 507−525) found that attitudes toward a brand were significantly more favorable when powerful language was used, as opposed to powerless language. This finding held for both print and video media. As the authors noted, "powerless language appears to act as a negative peripheral cue and as an attractor of attention, and these combined effects make it a rather potent force in persuasion" (523). In a related vein, a study by Lawrence Hosman and Susan Siltanen (2006, 33−46) found that, of all the powerless forms of language, hedges conveyed the least intellectual competence. In contrast, intensifiers (*I firmly believe ...*, *I certainly think ...*) were perceived as the most authoritative and conveyed the most control. A final study that illustrates this line of research was conducted by Kevin Blankenship and Thomas Holtgraves (2005, 3−24). They found that when listeners were involved in an issue, the use of powerless language nullified the advantage of strong arguments over weak arguments. They also reaffirmed earlier studies that found that powerless language has decidedly negative effects on persuasion. Both hesitations and hedges resulted in more negative evaluations of the source and message.

3.2.2. Nonverbal influence

Actions, it is often said, speak louder than words, and, as Peter Andersen (2004, 177) asserted, they also have as much, if not more, persuasive impact. According to the *Direct Effects Model of Immediacy* (Andersen 2004, 166), nonverbal behavior is especially influ-

ential when it communicates warmth, closeness, friendliness, and involvement with other people. A considerable amount of previous research supports this model. To be sure, reviews of research indicate that nonverbal behaviors such as eye contact, appropriate touching, open body positions, smiling, and pleasant tones of voice are related to increased compliance in both laboratory and field settings such as restaurants, bookstores, debates, etc. (Andersen 2004, 165–169; Gass/Seiter 2007, 166–183).

Likewise, research suggests a positive relationship between appearance cues and compliance. For instance, people who are perceived to be attractive or who wear clothing that communicates credibility or status (e. g., suits or uniforms) are generally more successful at gaining compliance than those who are unattractive or who dress less credibly. Such research suggests the operation of a 'halo' effect, whereby people see one positive aspect of a person (e. g., attractiveness) and assume it generalizes to other aspects of the person (e. g., honesty) (Andersen 2004, 172; Gass/Seiter 2007, 80).

However, while communicating immediacy, credibility, and attractiveness through nonverbal behaviors may be a good rule of thumb, some research presents a more complicated picture of the relationship between nonverbal cues and compliance. By way of example, the *Expectancy Violations Theory* (Burgoon 1994, 229–285) argues that we all have expectations about how others should behave during interactions. For instance, we expect people to maintain appropriate distances, amounts of eye contact, levels of touch, and so forth. When such expectations are violated, we experience arousal. How we react to the violation depends on the *reward valence* of the violators. If they have positive valence (e. g., they are attractive or likable), the violation will be perceived as a pleasant surprise and we are more likely to comply with their requests. If they have negative valence, however, compliance is less likely.

Finally, the *Communication Accommodation Theory* (Street/Giles 1982, 193–226) argues that the persuasiveness of nonverbal communication depends on the degree to which listeners perceive the persuader's behavior as similar to their own behavior. According to the theory, people perceive behaviors that are similar to their own as more attractive, pleasant, and persuasive. As such, people who adjust their nonverbal communication to match the communication behavior of their listeners, are more persuasive.

3.3. Motivational appeals

Another avenue for compliance gaining involves the use of motivational appeals. Motivational appeals are "external inducements, often of an emotional nature, that are designed to increase an individual's drive to undertake some course of action" (Gass/Seiter 2007, 271). Examples of motivational appeals include *fear appeals, appeals to pity*, *patriotic appeals*, *guilt appeals*, *sex appeals*, and *humorous appeals* to name but a few. As an illustration, John Seiter and Robert Gass (2005) found that, on the one year anniversary of the September 11th attacks on the World Trade Center, food servers who included a patriotic message on diners' checks received higher tips than food servers who included a more traditional salutation.

Of all the motivational appeals, we will focus on *fear appeals* because they have generated the most research attention. Fear appeals are pervasive in compliance gaining, and they are a frequent staple in child-rearing. They are also the bread and butter of some managers, and they are routinely employed by politicians and common in health awareness campaigns.

Early studies on fear appeals found a negative relationship between fear appeal intensity and persuasiveness. That is, milder fear appeals appeared to be more effective than stronger fear appeals at inducing changes in behavior. However, more recent research suggests the relationship is positive; evoking more fear results in greater conformity to message recommendations.

In order for fear appeals to work, however, certain conditions must be satisfied. For example, it is not just the *severity* of the consequences that makes a fear appeal frightening. The *probability* of the consequences matter too, as does the *immediacy* of the consequences, and the recipient's *perceived vulnerability* to the consequences. Kim Witte's (Cho/Witte 2004) *Extended Parallel Processing Model*, or *EPPM*, does a good job of explaining these requirements.

Witte maintains that when a person is exposed to a fear appeal, the person can do one of two things; engage in *fear control* or *danger control*. The former route for processing fear appeals is counterproductive, while the latter route is constructive. Which route a person resorts to hinges on the *perceived efficacy* of the message recommendations. The target of a fear appeal must perceive that he or she can do something to avoid the harmful consequences spelled out in the fear appeal. Perceived efficacy, then, is comprised of a) *response efficacy*, e. g., whether the target perceives a specific, effective response is available, and b) *self-efficacy,* e. g., whether the target believes he or she is personally capable of performing that response. When fear appeals contain specific, practical, workable recommendations, they tend to trigger danger control which, in turn, leads to constructive responses. However, when fear appeals lack specific, workable recommendations, they tend to elicit fear control which results in counterproductive responses, such as panic.

A number of studies have demonstrated the effectiveness of fear appeals. Even so, there are criticisms to relying on 'fear mongering' to get one's way. Some commentators (Glassner 1999; Siegel 2005) have suggested that people now live in a culture of fear. They are subjected constantly to fear appeals about terrorism, exotic diseases, and global warming, etc. Critics of fear appeals maintain that such appeals short-circuit rational thinking and make citizens more malleable.

3.4. Sequential persuasion

So far, many of the tactics we have examined represent relatively simple approaches to compliance gaining. For instance, a person might make a threat or promise in a single message. Often, however, compliance-gaining attempts are more elaborate. A large body of research and theory, for example, illustrates that successful compliance gaining often occurs in stages. Specifically, previous research has identified a number of compliance-gaining tactics that involve an initial message or messages that predispose people to comply with requests that follow.

3.4.1. Pregiving

When using the *pregiving* tactic, people seeking compliance act nice or bestow favors before making a request. In one classic study (Regan 1971, 627−639), for example, students who believed they were waiting to participate in an experiment on aesthetics

were either given or not given free Coca-Colas from a research assistant posing as another student. Later, when the research assistant asked students to buy raffle tickets for a worthy cause, those who had been given beverages bought twice as many tickets as those who were given nothing.

According to research by Ryan Goei and his colleagues (2003, 178−197), both *obligation* (the principle of reciprocity) and *liking* probably contribute to the effectiveness of the pregiving tactic. Specifically, when people act nice and perform favors, we feel obligated to repay them and we like them. Under some conditions, however, pregiving may backfire. For instance, if pregiving is perceived as a bribe or pressure tactic, it decreases compliance (Groves/Cialdini/Couper 1992, 475−495).

3.4.2. The Foot-in-the-Door

When using the *Foot-in-the-Door* tactic (FITD), persuaders try to get people to comply with a large request after getting them to comply with a minimal request first. In Jonathan Freedman and Scott Fraser's (1966, 195−202) seminal study, for example, housewives were asked if they would participate in a survey about household products (the initial request or "foot in the door"). Three days later, these women and others (who had not received the initial request) were asked to allow a team of men to rummage through their homes for 2 hours to classify all of the household products they could find (the large request). Those women who had received the smaller request were more likely to agree to the larger, follow-up request than those who had not received the initial message. The researchers attributed these results to self-perception, suggesting that compliance with the small request led housewives to perceive themselves as people who are likely to help others by agreeing with requests. To remain consistent with this perception, they were more likely to go along with the second request.

A meta-analysis by Jerry Burger (1999, 303−325) suggests that, although self-perception does affect how much people comply with FITD requests, other conditions influence the effectiveness of the tactic. For example, reviews by Burger (1999, 303−325) and Robert Gass and John Seiter (2007, 212−214) note that the FITD is more effective when used for prosocial causes, when no external incentives are offered for complying with the first request, and when targets have a need for consistency and high self-concept clarity.

3.4.3. The Door-in-the-Face

The *Door-in-the-Face tactic* (DITF) is the opposite of the FITD. It works by making a request so large that it is refused, then following it up with a second, smaller request. For example, in the first empirical test of the DITF, people were more likely to agree to chaperon juvenile delinquents on a day trip to the zoo (second request) if they had initially refused to spend two hours per week as a counselor to a juvenile delinquent for a minimum of two years (Cialdini et al. 1975, 206−215).

In a review of literature, Gass and Seiter (2007) summarize several explanations for why the DITF is effective. First, the *principle of reciprocity* (see above) suggests that if the second request is perceived as a concession, persuadees may feel obligated to reciprocate by agreeing to the second request. Second, the *contrast principle* (see above) suggests

that people are more likely to comply with the second request because, compared to the first, it seems smaller than it normally would. Finally, people may be more likely to comply with the second request in order to avoid appearing negative (self-presentation explanation) or feeling guilty.

As with the FITD, the DITF is more effective under some conditions than others. For instance, it works best when used for prosocial requests, when the time delay between the two requests is brief, and when the same person makes both requests (Gass/Seiter 2007, 217).

3.4.4. The lowball and bait-and-switch

The *lowball* and the *bait-and-switch*, two ethically unsavory tactics, work by first getting persuadees to commit to something that seems desirable, but then changing the deal, ultimately getting them to agree to something that is less desirable. In the *lowball procedure*, (Cialdini et al. 1978, 463−476), for example, after agreeing to buy a car for $ 30,000, a persuadee might be told that a mistake had been made and the real price of that *same* car is $ 35,000. In the *bait-and-switch procedure* (Joule/Gouilloux/Weber 1989, 741−749), after agreeing to buy a car for $ 30,000, a persuadee might be told that the car is no longer available, but she or he can buy a *different* car for $ 35,000 (or a different car for $ 30,000 that happens to be inferior to the first). According to Robert Cialdini and Rosanna Guadagno (2004, 209−212), for both procedures *commitment* is the underlying principle explaining the effectiveness of these tactics. Specifically, in the examples above, once people agree to an initial offer, they become psychologically committed to the idea of owning a car, and, even after the offer changes, they have difficulty altering their decision.

3.4.5. The that's-not-all tactic

In a study by Jerry Burger (1986, 277−283), some of the customers at a bake sale were told that a cupcake and two cookies sold for 75 cents. Other customers, however, were initially told that a cupcake sold for 75 cents and then later told that that price included the cost of two cookies. This second message is an example of the '*that's-not-all*' *tactic*, an effective approach to compliance gaining. Indeed, in Burger's study, 73 percent of the 'that's-not-all' customers made purchases compared to only 40 percent in the other group. According to Burger, the tactic may be effective because of the principles of reciprocity and the contrast effect. First, customers may feel obligated to buy the product in order to reciprocate the seller's sweetened deal. Second, in contrast to the original deal, the altered one may seem better than it originally would have.

3.4.6. Other sequential tactics

Although they have received less research attention than the tactics discussed thus far, two additional sequential approaches to compliance deserve mention. First, according to Daniel Howard (1990, 1185−1196), by telling someone that you are feeling wonderful,

you may make yourself live up to that label. He referred to this as '*the foot-in-the-mouth' effect* and demonstrated its persuasiveness in a study. Specifically, Howard found that callers received more charitable donations when they asked potential donors how they were feeling, acknowledged the response, and then requested compliance than when they simply requested compliance.

Second, Barbara Davis and Eric Knowles (1999, 192−199) identified the *disrupt-then-reframe technique* (DTR), which rests on the assumption that some requests create a conflict within persuadees, i. e., persuadees want to help but are also resistant to the expense and effort required to do so. The DTR works by creating confusion, thereby diverting people's minds from maintaining resistance. Once that is accomplished, reframing the request in a positive way engages the person's desire to help. For example, Davis and Knowles found that salespeople who used a slightly peculiar pitch (*The cards are 300 pennies ... that's $ 3. It's a bargain!*) sold significantly more note cards than those who used a straightforward pitch (*The cards are $ 3. It's a bargain!*).

4. Conclusion

The study of compliance gaining has been both broad in scope and rich in theoretical and empirical developments. It has not only a fruitful past, but also a promising future. In this last section, we suggest directions that might deepen our understanding of this exciting field of study.

First, increased attention must be paid to the *role of context* in compliance-gaining encounters. Some research has made strides in this direction. For instance, studies have been conducted on food servers' verbal and nonverbal behaviors and their effects on tipping behavior, teacher-student compliance gaining and resisting in the classroom, physician − patient compliance, and superior − subordinate compliance gaining (also known as upward-downward influence) in organizational settings. Even so, more work is needed. In addition to exploring the relational and institutional forces that impact the production and effectiveness of compliance-gaining messages, we cannot ignore the *role of culture*, which presumably affects the ways in which compliance-gaining messages are created and processed. For example, although social proof is often regarded as a universal principal, Michael Cody and John Seiter (2001, 337) noted that because it is rooted in people's tendency to conform, it should be especially effective in collectivistic cultures where conformity is prevalent.

Second, future research should focus on compliance gaining in *real-life settings*. As we saw earlier, the strategies people create and select on paper differ from those they actually use. As such, if we hope to understand how people seek compliance, we should examine it in real interactions. Similarly, only a small range of compliance gaining tactics has been examined for their effectiveness in real-life settings. For example, there are few studies on pity ploys or guilt appeals as a means of gaining compliance. It is our belief that such research will not only stimulate a theoretical understanding of compliance gaining, but will also foster applications with widespread benefits. Indeed, whether we are addressing concerns as widespread as the proliferation of AIDS and global warming, or issues of a more personal nature, they are all problems that can only be solved through the process of effective compliance gaining.

5. Selected bibliography

Andersen, Peter A. (2004): Influential Actions: Nonverbal Communication and Persuasion. In: Robert H. Gass/John S. Seiter (eds.): Perspectives on Persuasion, Social Influence, and Compliance Gaining. Boston et al., 165–180.

Areni, Charles S./John R. Sparks (2005): Language Power and Persuasion. In: Psychology & Marketing 22, 507–525.

Aristotle (1932): The Rhetoric. Translated by Lane Cooper. New York.

Blankenship, Kevin L./Thomas Holtgraves (2005): The Role of Different Markers of Linguistic Powerlessness in Persuasion. In: Journal of Language and Social Psychology 24, 3–24.

Brown, Penelope/Stephen C. Levinson (1987): Politeness: Some Universals in Language Usage. Cambridge et al.

Burger, Jerry M. (1986): Increasing Compliance by Improving the Deal: the That's-Not-All Technique. In: Journal of Personality and Social Psychology 31, 277–283.

Burger, Jerry M. (1999): The Foot-in-the-Door Compliance Procedure: A Multiple-Process Analysis and Review. In: Personality and Social Psychology Review 3, 303–325.

Burgoon, Judee K. (1994): Nonverbal Signals. In: Mark L. Knapp/Gerald R. Miller (eds.): Handbook of Interpersonal Communication. 2nd ed. Beverly Hills et al., 229–285.

Burgoon, Michael/Jason T. Siegel (2004): Language Expectancy Theory: Insight Into Action. In: John S. Seiter/Robert H. Gass (eds.): Readings in Persuasion, Social Influence, and Compliance Gaining. Needham Heights, 149–164.

Cho, Hyunyi/Kim Witte (2004): A Review of Fear Appeal Effects. In: Robert H. Gass/John S. Seiter (eds.): Perspectives on Persuasion, Social Influence, and Compliance Gaining. Boston et al., 223–238.

Cialdini, Robert B. (2001): Influence: Science and Practice. 4th ed. Boston et al.

Cialdini, Robert B. et al. (1975): Reciprocal Concessions Procedure for Inducing Compliance: The Door-in-the-Face Technique. In: Journal of Personality and Social Psychology 31, 206–215.

Cialdini, Robert B./David A. Schroeder (1976): Increasing Compliance by Legitimizing Paltry Contributions: When Even a Penny Helps. In: Journal of Personality and Social Psychology 34, 599–604.

Cialdini, Robert B. et al. (1978): Low-ball Procedure for Producing Compliance: Commitment then Cost. In: Journal of Personality and Social Psychology 36, 463–476.

Cialdini, Robert B./Rosanna E. Guadagno (2004): Sequential Request Compliance Tactics. In: Robert H. Gass/John S. Seiter (eds.): Perspectives on Persuasion, Social Influence, and Compliance Gaining. Boston et al., 207–222.

Cody, Michael J./Mary L. Woelfel/William J. Jordan (1983): Dimensions of Compliance-Gaining Situations. In: Human Communication Research 9, 2, 99–113.

Cody, Michael J./John S. Seiter (2001): Compliance Principles in Retail Sales in the United States. In: Wilhelmina Wosińska et al. (eds.): The Practice of Social Influence in Multiple Cultures. Mahwah et al., 325–341.

Davis, Barbara P./Eric S. Knowles (1999): A Disrupt-Then-Reframe Technique of Social Influence. In: Journal of Personality and Social Psychology 76, 192–199.

Dillard, James P. (1988): Compliance-Gaining Message-Selection: What is our Dependent Variable? In: Communication Monographs 55, 162–183.

Dillard, James P. (2004): The Goals-Plans-Action Model of Interpersonal Influence. In: Robert H. Gass/John S. Seiter (eds.): Perspectives on Persuasion, Social Influence, and Compliance Gaining. Boston et al., 185–206.

Fennis, Bob M./Enny Das/Adriaan Th.H. Pruyn (2006): Interpersonal Communication and Compliance: The Disrupt-Then-Reframe Technique in Dyadic Influence Settings. In: Communication Research 33, 136–151.

Freedman, Jonathan L./Scott C. Fraser (1966): Compliance without pressure. In: Journal of Personality and Social Psychology 4, 195–202.

Gass, Robert H./John S. Seiter (2007): Persuasion, Social Influence, and Compliance Gaining. 3rd ed. Boston et al.

Glassner, Barry (1999): The Culture of Fear: Why Americans are Afraid of the Wrong Things. New York.

Goei, Ryan et al. (2003): The Mediating Roles of Liking and Obligation on the Relationship between Favors and Compliance. In: Communication Research 30, 178–197.

Goldman, Morton/Odette Kiyohara/Dorothy A. Pfannensteil (1985): Interpersonal Touch, Social Labeling, and the Foot-In-The-Door Effect. In: Journal of Social Psychology 125, 143–147.

Groves, Robert M./Robert B. Cialdini/Mick P. Couper (1992): Understanding the Decision to Participate in a Survey. In: Public Opinion Quarterly 56, 475–495.

Guéguen, Nicolas (2001): Social Labeling and Compliance: An Evaluation of the Link Between the Label and the Request. In: Social Behavior and Personality 29, 743–748.

Guéguen, Nicolas/Alexandre Pascual (2005): Improving the Response to a Street Survey: An Evaluation of the "But You Are Free to Accept or Refuse" Technique. In: The Psychological Record 55, 297–303.

Hosman, Lawrence A./Susan A. Siltanen (2006): Powerful and Powerless Language Forms: Their Consequences for Impression Formation, Attribution of Control and Control of Others, Cognitive Responses, and Message Memory. In: Journal of Language and Social Psychology 25, 33–46.

Hovland, Carl/Irving L. Janis/Harold H. Kelley (1953): Communication and persuasion. Psychological studies of opinion change. New Haven.

Howard, Daniel J. (1990): The Influence of Verbal Responses to Common Greetings on Compliance Behavior: The Foot-in-the-Mouth Effect. In: Journal of Applied Social Psychology 20, 1185–1196.

Joule, Robert V./Fabienne Gouilloux/Florent Weber (1989): The Lure: A New Compliance Procedure. In: Journal of Social Psychology 129, 741–749.

Kellermann, Kathy (2004): A Goal-Directed Approach to Gaining Compliance. In: Communication Research 31, 397–445.

Kellermann, Kathy/Tim Cole (1994): Classifying Compliance Gaining Messages: Taxonomic Disorder and Strategic Confusion. In: Communication Theory 4, 3–60.

Langer, Ellen/Arthur Blank/Benzion Chanowitz (1978): The Mindlessness of Ostensibly Thoughtful Action: The Role of "Placebic" Information in Interpersonal Interaction. In: Journal of Personality and Social Psychology 36, 635–642.

Marwell, Gerald/David R. Schmitt (1967): Dimensions of Compliance-Gaining Behavior: An Empirical Analysis. In: Sociometry 30, 350–364.

Regan, Dennis T. (1971): Effects of a Favor and Liking on Compliance. In: Journal of Experimental Social Psychology 7, 627–639.

Seiter, John S./Robert H. Gass (2005): The Effects of Patriotic Messages on Restaurant Tipping. In: Journal of Applied Social Psychology 36, 1197–1205.

Siegel, Marc K. (2005): False Alarm: The Truth About the Epidemic of Fear. Hoboken.

Street, Richard L./Howard Giles (1982): Speech Accommodation Theory: A Social Cognitive Approach to Language and Speech Behavior. In: Michael Roloff/Charles Berger (eds.): Social Cognition and Communication. Beverly Hills et al., 193–226.

Wilson, Steven R. (2002): Seeking and Resisting Compliance. Thousand Oaks et al.

Wiseman, Richard L./William Schenck-Hamlin (1981): A Multidimensional Scaling Validation of an Inductively-Derived Set of Compliance-Gaining Strategies. In: Communication Monographs 48, 251–270.

John S. Seiter, Logan, USA
Robert H. Gass, Fullerton, USA

48. Pragmatische Aspekte der Kommunikation: Höflichkeit und Ritualisierung

1. Grundlagen
2. Definition
3. Historische Perspektive
4. Kulturwissenschaftliche Perspektive
5. Sprachwissenschaftliche Perspektiven
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

The phenomenon of polite human communication has attracted scholarly attention from a number of distinct academic fields. Of the most prominent approaches, the historical perspective, the cultural studies' perspective and the modern linguistic perspective, the latter is the most relevant for understanding the impact of polite communication on contemporary rhetoric and communication studies.

Starting with early maxims-based models by Robin Lakoff and later Geoffrey Leech via complex face-threatening avoidance models by Brown and Levinson, modern politeness research has developed into a diverse system of attempts to explain the motivation for and execution of polite language behaviour. Efforts at defining politeness in language vary with theoretical starting points, including approaches to define it as the prevention of face threats, the fulfilment of cooperative maxims, the obedience of conversational contracts or the performance of marked positive deviations from communication standards.

1. Grundlagen

Die verbale Höflichkeit als Teilbereich des Gesamtphänomens menschlicher Höflichkeitsformen stellt einen wichtigen Arbeitsbereich sprach- und kulturwissenschaftlicher Forschung dar. Die betreffenden Forschungsfelder lassen sich dabei im Wesentlichen nach drei verschiedenen und sich ergänzenden Perspektiven unterscheiden: Während sich (1) die historisch orientierte Höflichkeitsforschung hauptsächlich auf die Rekonstruktion früher Höflichkeitsindikatoren und -ausprägungen sowie die Genese verschiedener Ausprägungen der modernen Höflichkeitsformen konzentriert (vgl. z. B. Beetz 1996; Beetz 1990; Göttert 1992), untersucht (2) die kulturwissenschaftliche Forschung besonders die Unterschiede zwischen den als höflich empfundenen Verhaltensweisen in unterschiedlichen historischen und zeitgenössischen Kulturkreisen (vgl. z. B. Lakoff/Ide 2005, Hickey/Steward 2005, Watts/Ide/Ehlich 2005). Der für die rhetorische Perspektive schließlich wichtigste Forschungszweig ist (3) die überwiegend linguistisch geprägte moderne Höflichkeitsforschung, die sich mit Definitionen, Ausprägungsformen, Strukturen und Motivationen der sprachlichen Höflichkeit befasst. Dieser Forschungszweig hat seit den

1970er Jahren eine fein untergliederte und differenzierte Landschaft verschiedener Höflichkeitsmodelle und Theorieansätze hervorgebracht (vgl. z. B. Lakoff 1973; Brown/Levinson 1987; Leech 1983; Fraser 1990; Watts 2003).

2. Definition

Eine Definition oder auch nur aussagekräftige Abgrenzung der verbalen Höflichkeit stößt wegen der Heterogenität und Kulturvarianz der damit bezeichneten sprachlichen Phänomene auf eine Reihe von grundlegenden Problemen. Aus diesem Grund verengen viele der zentralen Modelle zur modernen Höflichkeitsforschung den untersuchten Gegenstand auf einen oder wenige seiner Kernaspekte oder verzichten vollständig auf eine bindende Definition (vgl. Locher 2004, 60 ff.; Eelen 2001, 1 ff.; Haferland/Paul 1996, 11 ff.).

Weitgehend unstrittig ist lediglich die Notwendigkeit des Vorliegens zwischenmenschlicher Kommunikation als Bedingung für die Ermöglichung verbaler Höflichkeit. Dies impliziert als Mindestbedingung die Existenz eines aktiven Kommunikators und mindestens eines Rezipienten. Diese notwendige Bedingung ermöglicht die Abgrenzung der Höflichkeit von anderen Formen des menschlichen Verhaltens (z. B. Anstand) einerseits, die nicht empfangsbedürftig sind und andererseits von solchen (z. B. Respekt), die nicht für die menschliche Kommunikation spezifisch sind. Strittig sind hingegen andere mögliche Definitionsmerkmale der verbalen Höflichkeit wie Intentionalität, Erkennbarkeit oder bestimmte sprachliche Formen.

Sprecherintention als Voraussetzung für Höflichkeit stößt auf das Problem der Abgrenzung bewusst strategisch eingesetzter Höflichkeitsformen von gewohnheitsbedingten und anerzogenen Erscheinungsformen. Auf dieses Problem stoßen insbesondere die Definitionsversuche, die Höflichkeit über die spezifische (egozentrische oder sozialförderliche) Absicht des Sprechers abzugrenzen versuchen. Diese suggerieren zudem, dass verbale Höflichkeit nicht den Regelfall, sondern die Ausnahme menschlicher Kommunikation darstellt. Damit steht die Sprecherintention in enger Beziehung zur Frage nach der Erkennbarkeit als Voraussetzung von Höflichkeit.

Einer der zentralen Streitpunkte in den Definitionsversuchen der modernen Höflichkeitsforschung besteht in der Frage, ob höfliche Kommunikation als Regelfall und Ausgangspunkt oder als erkennbare Mehrleistung des Sprechers anzusehen ist. Dabei ist zwischen zwei grundlegenden Ansätzen zu unterscheiden: Während Leech, Brown und Levinson, Fraser u. a. (vgl. Locher 2004, 78) eine binäre Unterscheidung zwischen höflicher und unhöflicher Kommunikation vornehmen, differenziert insbesondere Watts (2003; 2005b) zwischen drei Kategorien: unhöflich (non-politic/impolite), diplomatisch (politic) und höflich (polite). Diese Differenzierung ermöglicht es, den Term *höflich* auf abweichend positives Verhalten einzuengen und Erkennbarkeit damit, im Gegensatz zu den binären Modellen, zu einem Definitionsmerkmal von Höflichkeit zu machen.

Die sprachliche Form höflicher Kommunikation schließlich scheidet als Definitionsmerkmal höflicher Kommunikation weitgehend aus. Zwar lassen sich kulturspezifisch bestimmte Häufigkeiten feststellen (wie bspw. die vermehrte Nutzung indirekter oder hypothetischer grammatischer Konstruktionen in westeuropäischen Sprachen, die Pluralisierung des Gesprächspartners oder Sprechers oder die Anwendung bestimmter Titula-

turen oder ritueller Kommunikationsformen), eine vollständige und spezifische Beschreibung dieser Formen dürfte jedoch wenig Erfolg versprechend sein und kann zudem keinen Anspruch auf übersprachliche oder kulturunabhängige Universalität erheben (vgl. auch Haferland/Paul 1996, 18 ff.).

Trotz dieser grundlegenden Probleme beim Versuch einer Definition von verbaler Höflichkeit, die über die rudimentäre Beschreibung als Form zwischenmenschlicher Kommunikation hinausgeht, weisen die meisten als höflich empfundenen sprachlichen Phänomene eine weitere Gemeinsamkeit aus, die sie von vergleichbaren Qualitäten unterscheidet: Sie sind als implizite (meist positive) sprachliche Aussagen des Kommunikators über (1) sich selbst oder (2) seine Beziehung zum Adressaten rekonstruierbar. Zu den wichtigsten in Form von verbaler Höflichkeit kommunizierten Aussagen über den Kommunikator gehören (a) seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen, kulturellen oder sprachlichen Gruppe (vgl. Haferland/Paul 1996, 26 ff.), (b) seine kommunikative oder intellektuelle Fähigkeit und (c) seine moralische Integrität oder sittliche Ansprüche. Im Bereich der Beziehung des Kommunikators zu dem oder den Adressaten lassen sich unter anderem Aussagen über (a) die soziale Distanz oder Vertrautheit zwischen den Parteien, (b) das hierarchische Verhältnis zwischen beiden Seiten oder (c) eine positive oder negative emotionale Verbindung wie bspw. Respekt unterscheiden. Zudem kann Höflichkeit auch als stilistisches Kontrastmittel zum Gesprächspartner oder zu eigenen Gesprächsbeiträgen fungieren. Diese Aspekte lassen sich im Einzelnen nicht immer vollständig trennscharf unterscheiden und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sind aber für die Zuordnung der verschiedenen Modelle in der modernen Höflichkeitsforschung hilfreich, die überwiegend primär einzelne dieser Aspekte besonders hervorheben. Die betreffenden impliziten Aussagen können dabei jeweils sowohl durch eine Modifikation sprachlicher Formen erfolgen als auch durch die Hinzufügung bestimmter ritualisierter Höflichkeitsformen. Eine explizite Aussage mit entsprechendem Inhalt hingegen wäre in der Regel nicht notwendig eine Form sprachlicher Höflichkeit. Eine weitere Grenze findet reine Höflichkeit zudem an meist ebenfalls expliziten positiven sprachlichen Beiträgen, die mit hohen Verbindlichkeiten oder sonstigen Kosten des Sprechers einhergehen, da diese (Versprechen, bindenden Zustimmungen etc.) regelmäßig von anderen Begriffen (Freundschaft, Loyalität etc.) abgedeckt sind.

3. Historische Perspektive

Die historisch orientierte Ritual- und Höflichkeitsforschung befasst sich schwerpunktartig mit den frühesten Überlieferungen kulturspezifischer, ritualisierter Umgangsformen (vgl. z. B. Herodot *Hist*. II, 80), den kulturellen Voraussetzungen für Höflichkeit und vor allem der Entstehung und Formung des modernen Höflichkeitsbegriffs.

Die besonderen ‚Spielregeln' der politischen Kommunikation im Mittelalter wurden von Gerd Althoff untersucht. Dabei konnte die Habermas-These spezifiziert werden, im Mittelalter habe es im Gegensatz zur nachaufklärerischen „Öffentlichkeit" nur eine „repräsentative Öffentlichkeit" gegeben, in der sich die „Aura feudaler Autorität" dem „Volk" zur Schau stellte (Habermas 1962, 19 f.). Die ursprüngliche politische Entscheidungsfindung unterlag regelmäßig dem Arcanumsprinzip und lief in vertraulichen Sachberatungen und verdeckten Mediationsvorgängen ab, über deren konkrete Form wir fast

nichts wissen. Der später folgenden offenen Beratung haftete dann „in gewisser Weise der Charakter der Inszenierung an“. Es fanden keine „kontroversen Aussprachen“ statt, sondern „Beratungen“ nach „Regeln“, die „das ungeschützte Aufeinanderprallen von Meinungen soweit wie möglich verhinderten“ und keine unnötigen Festlegungen mit sich brachten, weshalb sie sich auch ungewöhnlich „resistent“ gegen „das Eindringen von Schriftlichkeit“ erwiesen. Die Ergebnisse wurden dann „häufig in großangelegten Ritualen veröffentlicht“ (Althoff 1997, 166 f. und 182 f.). Die in situativer Offenheit ausagierte symbolische Politik des Mittelalters ist gekennzeichnet von „Allgegenwart“ und hohem „Stellenwert von Zeichen und rituellen Verhaltensweisen“. Bemerkenswert ist, dass „das gesprochene Wort“ in primären, also mündlich-korporalen Kommunikationssituationen demgegenüber eher in den Hintergrund tritt und „daß es sich bei einer ganzen Reihe von verbalen Äußerungen in der Öffentlichkeit um so etwas wie rituelle Sprechakte handelt, die die Funktion hatten, eine Haltung oder Entscheidung eindeutig und unzweifelhaft zum Ausdruck zu bringen“ (Althoff 1997, 254; vgl. auch Wenzel 1988).

Für die bei Distanzkommunikation nötige Schriftlichkeit etablierte sich, so Knape (2001, 1377), „im sozialoffenen Raum ein analoges Modell. Am Ende des Mittelalters wird der Austausch von Briefen, Urkunden und anderen Manifestationen immer wichtiger. Die Produzenten von solchen Texten, die die sozialoffene Kommunikation in die Schriftform transponieren mußten, standen vor dem Problem, daß bei der Kommunikation zwischen Sender und Empfänger der audio-visuelle Kanal fehlte, über den z. B. Gebärden, etwa als Ausdruck der Unter- oder Überordnung, sichtbar gemacht werden konnten. Auch der Ausdruck von Hierarchie durch Positionierung im Raum (Nähe zum Herrscher) entfiel. Dies hatte schon seit der Spätantike im sogenannten Formularwesen die Folge, daß sich bei Diplomatica, Briefen und Urkunden, ein Strukturschema etablierte, das ähnlich wie im Ritual ein Höchstmaß an Demonstrativität und Vorhersehbarkeit zuließ und vor allem die Ränge der Kommunikationspartner zum Ausdruck bringen konnte. Man kann daher sagen, daß das Formular in der Schriftwelt des Mittelalters die Analogkonstruktion zum Ritual in der mündlichen Kommunikationswelt darstellt. Beim Briefschema, wie es die Ars dictandi lehrte, ist die Betonung der Gruß- und Titelformeln am Beginn und das weitgehende Fehlen der Argumentatio wichtig. Es wird vermieden, den Anschein von Persuasion zu erwecken, vielmehr ist alles auf das Huld- und Gewährungsprinzip eingestellt.“

In der Höflichkeitsforschung kommt der Untersuchung früher Kodifizierungen höflichen Benehmens besondere Bedeutung zu. Zu nennen sind etwa Baldassare Castigliones Buch vom Hofmann von 1528 (*Libro del Cortegiano*) oder Adolf Freiherr von Knigges Werk *Über den Umgang mit Menschen* von 1788 zu (vgl. Beetz 1996, 1454 ff.; 1990, 32 ff., Göttert 1992, 658 ff.). Bezeichnend auch als Ausgangspunkt für die moderne Höflichkeitsforschung ist in diesem Zusammenhang besonders die sprachliche Herkunft des Begriffs *Höflichkeit*: In den meisten westlichen Sprachen verweist der entsprechende Begriff auf das Benehmen im weiteren Sinn oder die Ausdrucksform im engeren Sinn einer führenden sozialen Gruppe, namentlich des Hofadels (dt. *Höflichkeit*, engl. *courtesy*, frz. *courtoise*, ital. *cortesia*, span. *cortesía*) oder der Stadtbürger (engl. *civility*, frz. *civilité*, *urbanité*, ital. *civiltà*, span. *urbanidad*). Entsprechende Verhaltensweisen sind also nicht über spezifische Inhalte oder Qualitäten, sondern über die Zugehörigkeiten ihrer Träger definiert. Diese Herkunft stellt einen Erklärungsansatz für die erkennbare Heterogenität der damit bezeichneten Verhaltensweisen dar und ist damit auch für die moderne Forschung noch aufschlussreich (vgl. auch Haferland/Paul 1996, 7 ff.; Beetz 1996, 1476).

4. Kulturwissenschaftliche Perspektive

Im Gegensatz zur historischen und zu modernen linguistischen und sprachwissenschaftlichen Perspektiven entzieht sich die Gruppe der spezifisch kulturgebundenen empirischen Untersuchungen weitgehend möglichen Systematisierungsversuchen. Die Gründe hierfür sind neben der überwältigenden Anzahl der vorliegenden Untersuchungen allein aus den letzten drei Jahrzehnten (vgl. Hickey/Steward 2005, 8) vor allem in der Vielzahl der unterschiedlichen Perspektiven und theoretischen Ausgangspunkte zu suchen. Untersuchungsgegenstand sind dabei die praktischen als höflich empfundenen Kommunikationsformen von Alltagssprechern in zahllosen unterschiedlichen Sprachen, Kulturkreisen und sozialen Gruppen entweder als einzelnes Phänomen oder kulturvergleichend. Vereinzelt finden sich auch Überschneidungen zu historischen Untersuchungsgebieten in der Analyse literarischer Quellen. Eine Auswahl moderner empirischer Untersuchungen bieten Nureddeen (2008), Nakane (2006), Lakoff/Ide (2005), Hickey/Steward (2005), Watts/Ide/Ehlich (2005), Haugh/Hinze (2003), Held (2003), Pizziconi (2003), Nixdorf (2002), Spencer-Oatey/Jiang (2003), Bayraktaroğlu/Sifianou (2001) und Sifianou (2000). Für das rhetorische Verständnis des Phänomens der verbalen Höflichkeit sind diese Untersuchungen gegenüber den modernen sprachwissenschaftlichen Perspektiven überwiegend jedoch von geringerem Interesse.

5. Sprachwissenschaftliche Perspektiven

5.1. Robin Lakoff

Der erste maßgebliche Beitrag zur modernen sprachwissenschaftlichen Höflichkeitsforschung stammt von Robin Lakoff (Lakoff 1973; vgl. auch Lakoff 2004; 2005). Lakoff beobachtet, dass höfliche Kommunikation in der Regel auf den ersten Blick einige der Maximen verletzt, die Paul Grice aus seinem Kooperationsprinzip ableitet (Grice 1975, 41 ff.). So sind höfliche Gesprächsbeiträge häufig gerade nicht maximal klar und direkt und verstoßen damit regelmäßig gegen mehrere der Griceschen Maximen. Grice selbst weist in der betreffenden Schrift bereits darauf hin, dass seine vier Maximen (quantity, quality, relation, manner) keine vollständige Liste darstellen und nennt als weitere mögliche Maxime ausdrücklich „Be polite“ (Grice 1975, 47). Gleichseitig betont er jedoch die übergeordnete Bedeutung der vier Maximen gegenüber anderen Gesprächsnormen. Lakoff setzt an diesem Punkt an und versucht mit Hilfe von drei Höflichkeitsmaximen die regelmäßigen Abweichungen in alltäglichen Gesprächen zu erklären (Lakoff 2004, 88; vgl. auch Lakoff 1973, 298 ff.; Held 1995, 68 ff.):

1. Förmlichkeit: Bleibe distanziert! (Formality: keep aloof)
2. Achtung: Lasse Alternativen! (Deference: give options)
3. Kameradschaft: Zeige Zuneigung! (Camaraderie: show sympathy).

Sie postuliert für diese Maximen dabei eine parallele Stellung zu Grices vier Maximen. Gemeinsam ist beiden Maximengruppen, dass sie dem Kooperationsprinzip verpflichtet sind, während ihrer Meinung nach jedoch die vier Maximen primär die informative Kommunikation regulieren, übernehmen die Höflichkeitsmaximen diese Funktion für

die soziale Kommunikation (Lakoff 2004, 92 f.). Lakoff gesteht dabei zu, dass ihre Höflichkeitsmaximen teilweise zueinander im Widerspruch stehen und versucht diesen Widerspruch zu lösen indem sie eine gewisse Dominanz einzelner Maximen für unterschiedliche Kulturen konstatiert. Dieses Überwiegen einzelner Maximen (europäische Kulturen tendenziell Förmlichkeit, asiatische Kulturen tendenziell Achtung und der nordamerikanische Kulturkreis tendenziell Kameradschaft) erklärt damit zugleich auch einige Probleme höflicher interkultureller Kommunikation (Lakoff 2004, 91 ff.; vgl. auch Eelen 2001, 2 f.).

5.2. Geoffrey Leech

Eine ähnliche, aber radikalere, Modifikation des Griceschen Ausgangspunktes bietet Geoffrey Leech (Leech 1983). Er schlägt eine Ergänzung des Kooperationsprinzips um weitere hierarchisch gleichgeordnete und praktisch häufig ausschlaggebendere Prinzipien vor. Von diesen nennt er das Höflichkeitsprinzip (politeness principle – PP) und das Ironieprinzip (irony principle – IP) ausdrücklich, behandelt jedoch nur das Höflichkeitsprinzip ausführlich. Wie das Gricesche Kooperationsprinzip untergliedert sich auch das Höflichkeitsprinzip in mehrere Maximen, von denen Leech sechs nennt, die er offensichtlich für vollständig, jedoch nicht für gleichberechtigt hält. (Leech 1983, 138). Leechs Höflichkeitsmaximen sind:

1. Anstandsmaxime (Tact Maxim – Minimize cost to other/Maximize benefit to other)
2. Großzügigkeitsmaxime (Generosity Maxim – Minimize benefit to self/Maximize cost to self)
3. Zustimmungsmaxime (Approbation Maxim – Minimize dispraise of other/Maximize praise of other)
4. Bescheidenheitsmaxime (Modesty Maxim – Minimize praise of self/Maximize dispraise of self)
5. Einverständnismaxime (Agreement Maxim – Minimize disagreement between self and other/Maximize agreement between self and other)
6. Zuneigungsmaxime (Sympathy Maxim – Minimize antipathy between self and other/Maximize sympathy between self and other; Leech 1983, 132).

Diese Maximen sollen, ähnlich wie Lakoffs Höflichkeitsmaximen, die Abweichungen von einer maximal effizienten Nutzung der Kooperationsmaximen in natürlicher Sprache erklären. Dabei variiert ihre relative Bedeutung maßgeblich in Abhängigkeit vom Konfliktpotenzial im vorliegenden Gesprächstyp (Leech 1983, 104 f.).

Obwohl Leechs Beitrag zur Höflichkeitsforschung sehr einflussreich war und zahlreiche Aspekte des Themas detailliert beleuchtet, weist er doch auch einige gravierende Schwächen auf. Die beiden wichtigsten davon beziehen sich auf die Auswahl seiner Maximen und die Stellung des Höflichkeitsprinzips im Vergleich zum Kooperationsprinzip: Leechs sechs Höflichkeitsmaximen weisen offensichtliche Überschneidungen und Redundanzen auf, die es nahe legen, dass sie tatsächlich eher Ausdruck übergeordneter Prinzipien sind als selbstständige Elemente. Leechs eigene Definition des Höflichkeitsprinzips „Minimiere (ceteris paribus) die Äußerung unhöflicher Meinungen“ kommt dafür aufgrund ihrer zirkulären Natur jedoch kaum in Frage. Damit wirkt seine Auswahl der Höflichkeitsmaximen eher zufällig und lässt Raum sowohl für die Tilgung als auch für die Hinzufügung einzelner Maximen.

Noch gravierender als diese Schwäche seines Modells ist jedoch der elementare Unterschied zwischen dem Charakter des Kooperationsprinzips und seines Höflichkeitsprin-

zips. Grice kann davon ausgehen, dass der anscheinende Bruch einer Kooperationsmaxime auf eine Implikation hinweist, die ihrerseits das Kooperationsprinzip erfüllt. Der oberflächliche Verstoß wird damit auf tieferer Ebene wieder geheilt und das Kooperationsprinzip bleibt – in der Regel – intakt. Auf das Höflichkeitsprinzip und seine Maximen übertragen würde dies bedeuten, dass eine offensichtliche Unhöflichkeit durch Untersuchung ihrer Implikationen nahezu notwendigerweise ihre Höflichkeit zweiten Grades wieder offenbart. Damit wäre unhöfliche Kommunikation praktisch ausgeschlossen. Im Gegensatz zum weitgehenden Ausschluss unkooperativer Kommunikation bei Grice wirkt dieses Ergebnis, entgegen Leechs Annahmen (Leech 1983, 82), jedoch wie ein wenig realistische Porträt kommunikativer Realität (vgl. auch Brown/Levinson 1987, 4 ff.; Eelen 2001, 6 ff.; Locher 2004, 65 f.).

5.3. Brown/Levinson

Der wohl einflussreichste Beitrag zur Höflichkeitsforschung von Penelope Brown und Stephen Levinson (1987, vgl. auch Brown 2001; Levinson 1983) nimmt ebenfalls auf das Kooperationsprinzip Bezug, basiert aber auf anderen Grundannahmen als Lakoff und Leech. Brown und Levinson versuchen ein universal gültiges Höflichkeitsmodell zu entwerfen und gehen dabei davon aus, dass der normale Gesprächspartner (Brown/Levinsons „Model Person") bestimmte Bedürfnisse in Bezug auf sein eigenes Image (face) (vgl. auch Haferland/Paul 1996, 15 ff.) besitzt und sowohl ein Interesse daran hat, sein Image und das seiner Gesprächspartner nicht unnötig zu gefährden, als auch ausreichend vernünftig ist, um dieses Interesse umzusetzen (Brown/Levinson 1987, 61 ff.; Goffmann 1967). Wichtigste Zielsetzung der von Brown und Levinson untersuchten höflichen Gesprächsbeiträge ist dementsprechend die Vermeidung oder Abschwächung von Sprechhandlungen, die das Image des Sprechers oder Adressaten bedrohen (sog. „face threatening acts" – FTAs). Gemäß ihrem Modell gibt es im Umgang mit diesen imagegefährdenden Beiträgen fünf verschiedene Möglichkeiten, die in aufsteigend höflicher Reihenfolge geordnet sind (vgl. Abb. 48.1):

1. Offenkundiger imagebedrohender Beitrag ohne Ausgleich (baldly)
2. Offenkundiger imagebedrohender Beitrag mit Ausgleich durch positive Höflichkeit (on record – positive politeness)
3. Offenkundiger imagebedrohender Beitrag mit Ausgleich durch negative Höflichkeit (on record – negative politeness)
4. Verdeckter imagebedrohender Beitrag (off record)
5. Verzicht auf imagebedrohenden Beitrag (don't do the FTA; Brown/Levinson 1987, 68 ff.).

Variante (1) bezeichnet dabei die Ausführung des entsprechenden Gesprächsbeitrages ohne gesonderte Rücksicht auf Höflichkeitsbelange, (2) den teilweisen Ausgleich des imagebedrohenden Beitrages durch einen ergänzenden höflichen Beitrag, (3) die Abschwächung des Beitrages durch sprachliche Relativierungen oder Indirektheit, (4) die Nutzung mehrdeutig interpretierbarer sprachlicher Formen und schließlich (5) als systematische Vervollständigung der Taxonomie die Vermeidung der Bedrohung durch vollständigen Verzicht auf den entsprechenden Beitrag.

Brown und Levinson gehen dabei davon aus, dass der Sprecher vor seinem Beitrag aufgrund seiner rationalen Fähigkeiten dazu in der Lage ist, aus drei Faktoren den not-

wendigen Grad an Höflichkeit zu berechnen und entsprechend eine mehr oder weniger höfliche Umsetzungsform zu wählen (Brown/Levinson 1987, 74 ff.). Die drei betreffenden Faktoren sind (1) die soziale Distanz zwischen Sprecher und Hörer (D), (2) das Machtverhältnis zwischen Sprecher und Hörer (P) und (3) der kulturspezifische Verpflichtungsgrad des Sprechers (R). Entsprechend bietet ihr Modell als spezifische Formel zur Berechnung des notwendigen Höflichkeitsgrades W: $W(x) = D(S,H) + P(H,S) + R(x)$ – je höher die entsprechende Zahl, desto höher die notwendige Höflichkeitsvariante in Brown und Levinsons Taxonomie.

Entsprechend seiner herausragenden Stellung in der modernen Höflichkeitsforschung hat das Modell von Brown und Levinson zahlreiche Kritik herausgefordert. Neben dem Hinweis auf einige offensichtlich strittigen Punkte wie die übersimplifizierte Kalkulationsweise des Höflichkeitsfaktors und die Reihenfolge der Höflichkeitsvarianten bezieht sich diese Kritik vor allem auf den interkulturellen Universalitätsanspruch des Modells und Dominanz der Indirektheit als Mittel zur Vermeidung von imagebedrohenden Beiträgen (Fraser 2001, 1417 ff.; Locher 2004, 68 ff.; Fraser 2005, 66 ff.). Die zentrale Stellung dieser Beiträge selbst in Brown und Levinsons Modell bzw. die Bedeutung, die sie der Vermeidung von Imagebedrohungen zumessen, scheint ebenfalls hinterfragbar.

5.4. Nachfolgende Entwicklungen

Jüngere Modelle verbaler Höflichkeit wurden in Reaktion auf oder Auseinandersetzung mit dem in der modernen Höflichkeitsforschung weiterhin an dominanter Position stehenden Modell von Brown und Levinson entwickelt. Im Gegensatz zu Lakoff, Leech und Brown/Levinson weisen die meisten späteren Modelle mit wenigen Ausnahmen (vgl. z. B. Kallia 2007) jedoch eine größere Distanz zu den Grundannahmen von Paul Grice auf. Richard Watts (2003, 203 ff.) greift die drei Modelle sogar ganz ausdrücklich gemeinsam und auf Grund ihrer Griceschen Basis an. Er wirft dem Kooperationsprinzip unter anderem eine zu starke eurozentristische Ausrichtung vor und sieht die Auswahl der vier Maximen als weitgehend arbiträr an.

Zu den bedeutendsten Ansätzen nach Brown/Levinson und Leech zählen die Arbeiten von Bruce Fraser, Sachiko Ide und Richard Watts. Gleichzeitig erreicht die moderne Höflichkeitsforschung jedoch auch einen derartigen Aktivitätsgrad und diversifiziert sich entsprechend, dass eine vollständige Taxonomie der kontemporären Modelle nahezu unmöglich erscheint. So zählt allein Richard Watts (2003, xi) bereits mehr als 1.200 Arbeiten zum Thema (vgl. auch Fraser 2001, 1406). Einige exemplarische Ansätze mit besonderem Einfluss lassen sich jedoch herausgreifen.

So grenzt sich Fraser (1990; 2001; Fraser/Nolen 1981) von den vom ihm als Konversationsmaximen- und imagewahrenden Modellen bezeichneten Perspektiven ab und erklärt sprachliche Höflichkeit als das Ergebnis eines von den Gesprächspartnern implizit eingegangenen Gesprächsvertrages (conversational contract). Die Bedingungen dieses Vertrages enthalten unter anderem eine implizite Übereinkunft über das erwartete Höflichkeitsniveau und seine Ausformungen und lassen sich im Verlauf des Gesprächs regelmäßig modifizieren. Als höflich werden demzufolge vertragskonforme Äußerungen angesehen und als unhöflich solche, die gegen die entsprechenden Bedingungen verstoßen. Entsprechend können absolute Höflichkeitsmaximen nicht statisch festgestellt werden, sondern lassen sich immer nur in Anbetracht des vorliegenden Gesprächs analysieren (Fraser

1990, 232 ff.; 2001, 1413 ff.). Mit diesem Modell lassen sich einige der gravierendsten Schwächen der vorangegangenen Modelle, namentlich die Fixierung auf monokausale Erklärungen für sprachliche Höflichkeit, vermeiden. Seine Stärke ist damit aber auch zugleich eine maßgebliche Schwäche des Modells: Da Höflichkeit aus Sicht des Gesprächsvertrages eine grundsätzlich willkürliche und flexible Übereinkunft der Gesprächspartner ist, lassen sich aus diesem Modell keine Prinzipien, Normen oder Vorhersagen ableiten.

Sachiko Ides Beiträge zur modernen Höflichkeitsforschung stehend exemplarisch für die zahlreiche Kritik, insbesondere asiatischer Forscher, an den klassischen eurozentristischen Modellen, die einen Universalitätsanspruch erheben (Ide 1989; 2002; 2005). Ide konstatiert einen grundsätzlichen Unterschied zwischen westlich und östlich geprägten Kulturkreisen und führt für letzteren den Begriff der *wakimae* ein. Sie setzt dieses Konzept, das die Einsicht des Sprechers in die Funktionsweisen der kulturspezifischen rituellen Kommunikationsformen, insbesondere in die Titulaturen und Ehrbezeichnungen ausdrückt, als funktionales Äquivalent zu Brown und Levinsons Imagebegriff für östlich geprägte Kulturen ein. Anhand zahlreicher Studien und Beispiele belegt sie, wie andere Forscher für zahlreiche weitere Kulturkreise, dass einige der Grundannahmen und Sprechermotivationen von Brown und Levinson für japanische und andere asiatische Gesprächspartner nicht einschlägig sind (vgl. Ide 2002, 255 ff.; 2005, 60 ff.; Ide et al. 2005, 291 ff.). Ide übt damit zwar legitime Kritik am Universalitätsanspruch des betreffenden Modells, erweitert aber das Repertoire der Erklärungsansätze letztendlich nur um einen weiteren konkurrierenden Aspekt (vgl. auch Eelen 2001, 11 f.).

Richard Watts (2005b; 2003) distanziert sich ausdrücklich vom Griceschen Ausgangspunkt Lakoffs, Leechs, Brown/Levinsons und anderer und setzt stattdessen bei Sperber und Wilsons (1995) stärker hörerbezogenen Relevanztheorie an. (Watts 2003, 201 ff.) Anschließend an Eelen (2001, 30 ff., 241 ff.) versucht er dabei ein Höflichkeitsmodell zu entwickeln, in dessen Vordergrund nicht ein linguistisches Idealkonzept von Höflichkeit (politeness2) steht, sondern das unmittelbare Höflichkeitsverständnis von Alltagssprechern (politeness1) (Watts 2003, 9 ff.; Watts 2005a, xix ff.). Sein Modell unterscheidet sich von früheren Untersuchungen dabei maßgeblich unter anderen durch den Umstand, dass er höfliche Kommunikation nicht für den Normalzustand bzw. Nullpunkt der Kommunikation, sondern für eine erkennbare positive Abweichung hält. Er führt zu diesem Zweck zwischen unhöflicher und höflicher Kommunikation den Mittelbegriff der diplomatischen (politic) Kommunikation ein (Watts 2003, 217 ff.). Er steht damit im deutlichen Gegensatz zu Fraser, der höfliche Kommunikation ja geradezu zum Normalzustand vertragskonformen Verhaltens erklärt hatte. Locher entwickelt auf Basis von Watts Differenzierung mit Rückgriff auf Aspekte der Angemessenheit und der Erkennbarkeit eine vierteilige Beschreibung des kommunikativen Höflichkeitsspektrums:

1. Erkennbar negative, unangemessene Kommunikation: nicht diplomatisch und unhöflich (non-poltic & impolite)
2. Normale, angemessene Kommunikation: diplomatisch (politic)
3. Erkennbar positive, angemessene Kommunikation: diplomatisch und höflich (politic & polite)
4. Erkennbar negative, unangemessene Kommunikation: nicht diplomatisch und überhöflich (non-politic & overpolite; Locher 2004, 89 ff.).

Sie berücksichtigt damit im Gegensatz zu der Mehrzahl der Höflichkeitsmodelle vor allem auch die Möglichkeit der Überhöflichkeit als negatives kommunikatives Mittel. In

Anschluss an diese Differenzierung definiert Locher Höflichkeit als erkennbares und angemessenes sprachliches Verhalten (Locher 2004, 91).

Die vorliegenden Modelle aus der modernen Höflichkeitsforschung bieten insgesamt eine Reihe von aufschlussreichen Ansätzen zur Erklärung der Funktionsweise sprachlicher Höflichkeit. Sie ermöglichen damit die erfolgten umfangreichen Untersuchungen realen Höflichkeitsverhaltens und teilweise auch der dahinter liegenden Motivationen der Gesprächspartner sowie interkultureller Unterschiede in diesem Bereich. Als wissenschaftliches Desiderat verbleibt hingegen eine genauere Erforschung des Einflusses sprachlicher Höflichkeit und Unhöflichkeit auf den persuasiven Prozess insbesondere auf die gezielte Konstruktion eines bestimmten Sprecherimages unter variablen Bedingungen und Zielsetzungen.

6. Literatur (in Auswahl)

Althoff, Gerd (1997): Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde. Darmstadt.

Bayraktaroğlu, Arin/Maria Sifianou (eds.) (2001): Linguistic Politeness across Boundaries. The Case of Greek and Turkish. Amsterdam/Philadelphia.

Beetz, Manfred (1990): Frühmoderne Höflichkeit: Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum. Stuttgart (Germanistische Abhandlungen, 67).

Beetz, Manfred (1996): Höflichkeit. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, 1476–1486.

Brown, Penelope (2001): Politeness and Language. In: Neil J. Smelser/Paul B. Baltes (eds.): International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences. Vol. 17. Oxford, 11620–11624.

Brown, Penelope/Stephen Levinson (1987): Politeness. Some Universals in Language Usage. Cambridge.

Eelen, Gino (2001): A Critique of Politeness Theories. Manchester/Northampton.

Fraser, Bruce (1990): Perspectives on Politeness. In: Journal of Pragmatics 14, 219–236.

Fraser, Bruce (2001): The Form and Function of Politeness in Conversation. In: Klaus Brinker u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. HSK Bd. 16.2. Berlin/New York, 1406–1425.

Fraser, Bruce (2005): Whither Politeness. In: Lakoff/Ide (2005), 65–83.

Fraser, Bruce/William Nolen (1981): The Association of Deference with Linguistic Form. In: International Journal of the Sociology of Language 27, 93–109.

Goffman, Erving (1967): Interaction Ritual: Essays on Face-to-face Behaviour. New York.

Göttert, Karl-Heinz (1992): Anstandsliteratur. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 658–675.

Grice, H. Paul (1975): Logic and Conversation. In: Peter Cole/Jerry Morgan (eds.): Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts. New York.

Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied.

Haferland, Harald/Ingwer Paul (1996): Eine Theorie der Höflichkeit. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 52, 5–69.

Haugh, Michael/Carl Hinze (2003): A Metalinguistic Approach to Deconstructing the Concepts of ‚Face' and ‚Politeness' in Chinese, English and Japanese. In: Journal of Pragmatics 35, 1581–1611.

Held, Gudrun (1995): Verbale Höflichkeit. Studien zur linguistischen Theoriebildung und empirischen Untersuchung zum Sprachverhalten französischer und italienischer Jugendlicher in Bitt- und Danksituationen. Tübingen.

Held, Gudrun (Hrsg.) (2003): Partikeln und Höflichkeit. Frankfurt a. M.

Hickey, Leo/Miranda Steward (eds.) (2005): Politeness in Europe. Cleveland et al.

Ide, Sachiko (1989): Formal Forms and Discernment: Two Neglected Aspects of Universals of Linguistic Politeness. In: Multilingua: Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication 8, 223–248.

Ide, Sachiko (2002): Sprachliche Höflichkeit im Chinesischen, Japanischen und Englischen aus sozialgeschichtlicher Perspektive. In: Brigitte Felderer/Thomas Macho (Hrsg.): Höflichkeit. Aktualität und Genese von Umgangsformen. München, 253–262.

Ide, Sachiko (2005): How and Why Honorifics Can Signify Dignity and Elegance. In: Lakoff/Ide (2005), 45–64.

Ide, Sachiko et al. (2005): The Concept of Politeness: An Empirical Study of American English and Japanese. In: Watts/Ide/Ehlich (2005), 281–298.

Kallia, Alexandra (2007): Politeness and Implicature. Expanding the Cooperative Principle. Hamburg.

Knape, Joachim (2001): Mittelalter. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 1372–1384.

Lakoff, Robin T. (1973): The Logic of Politeness: Or, Minding Your P's and Q's. In: Claudia Corum/T. Cedric Smith-Stark/Ann Weiser (eds.): Papers from the Ninth Regional Meeting of the Chicago Linguistics Society, 292–305.

Lakoff, Robin T. (2004): Language and Woman's Place: Text and Commentaries. Ext. ed. by Mary Buchholtz. Oxford.

Lakoff, Robin T. (2005): Civility and Its Discontents: Or, Getting in Your Face. In: Lakoff/Ide (2005), 23–44.

Lakoff, Robin T./Sachiko Ide (2005): Broadening the Horizon of Linguistic Politeness. Amsterdam/Philadelphia (Pragmatics & Beyond: New Series, 139).

Leech, Geoffrey N. (1983): Principles of Pragmatics. New York.

Levinson, Stephen (1983): Pragmatics. Cambridge.

Locher, Miriam A. (2004): Power and Politeness in Action. Disagreements in Oral Communication. Berlin/New York.

Nakane, Ikuko (2006): Silence and Politeness in Intercultural Communication in University Seminars. In: Journal of Pragmatics 38, 1811–1835.

Nixdorf, Nina (2002): Höflichkeit im Englischen, Deutschen, Russischen. Ein interkultureller Vergleich am Beispiel von Ablehnungen und Komplimenterwiderungen. Marburg.

Nureddeen, Fatima A. (2008): Cross Cultural Pragmatics: Apology Strategies in Sudanese Arabic. In: Journal of Pragmatics 40, 279–306.

Pizziconi, Barbara (2003): Re-Examining Politeness, Face and the Japanese Language. In: Journal of Pragmatics 35, 1471–1506.

Sifianou, Maria (2000): Politeness Phenomena in England and Greece. A Cross-Cultural Perspective. Oxford.

Spencer-Oatey, Helen/Wenying Jiang (2003): Explaining Cross-Cultural Pragmatic Findings: Moving from Politeness Maxims to Sociopragmatic Interactional Principles (SIPs). In: Journal of Pragmatics 35, 1633–1650

Sperber, Dan/Deirdre Wilson (1995): Relevance: Communication and Cognition. 2nd ed. Oxford.

Watts, Richard (2003): Politeness. Cambridge.

Watts, Richard (2005a): Linguistic Politeness Research: Quo Vadis? In: Watts/Ide/Ehlich (2005), xi–xlvii.

Watts, Richard (2005b): Linguistic Politeness and Politic Verbal Behaviour: Reconsidering Claims for Universality. In: Watts/Ide/Ehlich (2005), 43–70.

Watts, Richard/Sachiko Ide/Konrad Ehlich (2005): Introduction. In: Watts/Ide/Ehlich (2005), 1–17.

Watts, Richard/Sachiko Ide/Konrad Ehlich (eds.) (2005): Politeness in Language: Studies in Its History, Theory and Practice. 2., rev. and expanded ed. Berlin/New York.

Wenzel, Horst (1998): Öffentlichkeit und Heimlichkeit in Gottfrieds ‚Tristan'. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 107, 335–361.

Michael Hoppmann, Tübingen (Deutschland)

49. Medienwirkungsforschung

1. Einleitung
2. Medienwirkungen: ein Problem von Gesellschaft und Wissenschaft
3. Definition, Dimensionen und Phänomene von Medienwirkungen
4. Entwicklung der Wirkungsforschung
5. Wirkungsfelder und theoretische Perspektiven
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Media effects like television violence and political propaganda have repeatedly been subject of controversial debates in public. As a consequence, research on the impact of the media has become a major issue of the communication sciences.

This contribution outlines the development and the state-of-the-art of media effects research. In this context, major focus is on the various media effects phenomena, their definition and multiple dimensions. Furthermore, current research issues and related theoretical perspectives like use and gratification research, processes of media reception, agenda-setting theory, knowledge-gap perspective and cultivation research are considered.

1. Einleitung

Fragen der überzeugenden Gestaltung und darauf bezogen der Wirkung von Kommunikation beschäftigten unter dem Stichwort *Rhetorik* schon immer Philosophen und Politiker. Es erstaunt darum nicht, dass das Manipulationspotenzial auch der modernen Massenmedien und die damit zusammenhängenden Fragen nach der Medienwirkung nicht nur immer wieder die breite Öffentlichkeit bewegten, sondern sie standen von Beginn an auch im Zentrum der Kommunikations- und Medienwissenschaft, obwohl doch die Wirkungen der Medien am Ende des Kommunikationsprozesses stehen. Aber Produktion und Distribution sowie Nutzung von Medienangeboten in Form von politischer Propaganda oder Mediengewalt interessieren letztlich ganz speziell in Bezug auf allfällige Effekte, die sie beim einzelnen Rezipienten oder beim breiten Medienpublikum, aber auch auf die Gesellschaft überhaupt haben.

Dargestellt werden soll darum in diesem Beitrag, inwiefern Medienwirkungen ein soziales Problem darstellen, was überhaupt unter dem Begriff *Medienwirkungen* verstanden wird, und mit welchen Wirkungsphänomenen sich die Forschung beschäftigt hat. Die Fragestellungen und die zu ihrer Beantwortung formulierten Theorien, aber auch die ihnen zugrunde liegenden Paradigmen haben sich im Verlauf der Entwicklung der Wirkungsforschung verändert (Brosius 2003; Bonfadelli 2004; Jäckel 2005; Schenk 2007), wie im Folgenden skizziert wird.

2. Medienwirkungen: ein Problem von Gesellschaft und Wissenschaft

Die Frage nach den Medienwirkungen wird in der Öffentlichkeit immer wieder emotionalisiert und kontrovers diskutiert. Auslöser sind meist spektakuläre Fälle von vermeintlichen Wirkungen der Medien etwa im Zusammenhang mit dem Schulmassaker von 1999 an der Columbine-Highschool in Littleton oder der Bluttat vom April 2000 im Gutenberg-Gymnasium in Erfurt, aber auch der Berichterstattung über Katastrophen wie Tschernobyl und Exxon Valdez, Umweltskandale und Risiken wie BSE oder SARS, welche große Teile der Bevölkerung verängstigt haben (Ruhrmann 2003), oder das Thema Pornografie im Internet. Dabei dominieren meist allzu monokausale Wirkungsvermutungen in den Kategorien der Massenpsychologie und kulturpessimistische Vorurteile. Die den Medien spekulativ unterstellte negative Allmacht und die dabei geäußerten Vorwürfe und Schuldzuweisungen kontrastieren allerdings sowohl mit der Flüchtigkeit und Nichtsichtbarkeit von Medienwirkungen als auch mit dem Nichtwissen der Laien über das komplexe Wirkungsgeschehen.

Speziell Journalisten haben eine oft nur eingeschränkte Sicht auf Medienwirkungen. In ihrer Berichterstattung verlangen sie von Experten aus der Wirkungsforschung immer wieder klare ‚Entweder-Oder'-Aussagen bezüglich der Frage: *Haben Medien Wirkungen oder nicht?* Differenziertere Antworten, etwa zum komplexen situationsabhängigen Einfluss der Medien im Kontext des Entstehens von Alltagsgewalt, werden fälschlicherweise meist so dargestellt, als ob der Forschungsstand bezüglich der Mediengewaltfrage nach wie vor widersprüchlich sei, und die Experten uneinig wären. Weiter ist nach Merten (1999, 160 ff.) zu beobachten, dass nicht nur Journalisten, sondern auch Politiker hinsichtlich sozialschädlicher Medienwirkungen im Allgemeinen und im Speziellen bezüglich der Frage, ob Gewalt im Alltag durch Gewalt in den Medien entstehe, meist einseitig vom „worst case" ausgehen. In der Medienwirkungsforschung ist dieses Phänomen als sog. *Third Person-Effekt* in den letzten Jahren vielfach untersucht und belegt worden (Brosius/Engel 1997): Menschen glauben, dass andere (third persons) durch die Medien stärker beeinflusst werden als sie selbst. Hinzuweisen ist auf Politiker, aber auch auf Eliten aus der Wirtschaft, die für solche Wahrnehmungen besonders anfällig sind. Medieneffekte ereignen sich dann indirekt dadurch, dass diese Eliten aufgrund des vermeintlich angenommenen Medieneinflusses auf die Öffentlichkeit anders reagieren, als wenn die Medien in ihrer Berichterstattung das Thema nicht aufgegriffen hätten.

Journalisten haben aber noch aus anderen Gründen ein ambivalentes Verhältnis zu Medienwirkungen. Zum einen vermerken sie es nicht ohne Stolz, wenn ihre öffentlich kundgegebenen Meinungen in den politischen Diskurs einfließen; gleichzeitig scheuen sie sich aber, Verantwortung für unerwünschte Effekte zu übernehmen, beispielsweise bei (zu wenig fundiertem) Ratgeber- oder Skandaljournalismus (Rath 2000).

Aber auch die Medienwirkungsforschung selbst tut sich mit der Frage nach den Medienwirkungen nicht leicht. Hinzuweisen ist auf die Tatsache, dass die Massenmedien heute so omnipräsent sind und alle Sphären des gesellschaftlichen Seins tiefgreifend durchdringen, dass ein Vergleich von Nutzern und Nichtnutzern der Medien geradezu unmöglich geworden ist. Vermeintliche Medienwirkungen von öffentlichen Informationskampagnen (Rice/Atkin 2001) können eben durchaus das Resultat allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen oder indirekt durch interpersonale Kommunikation entstanden sein. Umge-

kehrt mag eine AIDS-Präventionskampagne auf den ersten Blick keinen direkten Einfluss auf die Entwicklung der Ansteckungsstatistik gehabt haben, längerfristig vielleicht aber schon, oder die Effekte könnten durch die gleichzeitig gegenläufig erfolgte gesellschaftliche Abnahme des Schutzverhaltens von Risikogruppen neutralisiert worden sein.

Die hier nur angedeuteten Schwierigkeiten der empirischen Analyse von Medienwirkungen führten in der modernen Forschung vermehrt zur Kombination verschiedener Methoden (Inhaltsanalyse und Befragung), zur stärkeren Berücksichtigung des Zeitverlaufs von Wirkungsprozessen (Panelstudien oder Zeitreihenanalysen), zum Einsatz von Mehrebenendesigns (Verknüpfung von Individual- und Gruppendaten) und in der Auswertung zu multivariaten Analysemodellen zur stärkeren Berücksichtigung und Spezifizierung von mediatisierenden Drittfaktoren.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass es die geschlossene Theorie der Medienwirkungsforschung auch darum nicht gibt, weil es vielfältige Medienwirkungsphänomene auf ganz unterschiedlichen Ebenen und in unzähligen Feldern der Gesellschaft gibt (Berghaus 1999). Als Reaktion darauf sind Wirkungstheorien entwickelt worden, welche sich mit je verschiedenen Wirkungsphänomenen wie selektive Medienzuwendung, Themensetzung, Wissensvermittlung, Medien-Framing und Kultivierung von Realitätsvorstellungen oder der Dynamik der öffentlichen Meinung durch Medien befassen. Darüber hinaus ist festzuhalten, dass in der Medienwirkungsforschung nicht mehr die ‚Entweder-Oder'-Frage zentral ist, d. h. ob den Medien nun starke Wirkungen im Sinne von Medienmacht oder schwache Wirkungen im Sinne von Medienohnmacht zuzuschreiben sind (Brosius/Engel 1997). Solche generellen Basisannahmen im Sinne von Meta-Theorien oder forschungsleitenden Paradigmen (Brosius 2003, 130 ff.) prägten zwar die Geschichte der Medienwirkungsforschung; dass Medien Wirkungen haben, ist heute jedoch hinlänglich empirisch belegt und in der scientific community unbestritten. In der modernen Forschung wie auch Theoriebildung wird darum versucht, genauer zu spezifizieren, unter welchen Bedingungen und vermittels welcher Einflussfaktoren und mediatisierender Prozesse mehr oder weniger starke Medieneffekte bei unterschiedlichen Personen, Gruppen oder Segmenten der Gesellschaft auftreten.

3. Definition, Dimensionen und Phänomene von Medienwirkungen

3.1. Definition von Medienwirkung

Weil es eine breite Palette von unterschiedlichen Wirkungsphänomenen gibt und verschiedene Dimensionen jeweils eine Rolle spielen, fällt die Definition dessen, was unter Medienwirkung verstanden werden soll, je nach Autor anders aus. Brosius (2003, 128) definiert umfassend: „Unter Wirkungen der Massenmedien werden im Allgemeinen alle Veränderungen verstanden, die ganz, partiell oder in Wechselwirkungen mit anderen Faktoren auf Medien bzw. deren Inhalte zurückgeführt werden können. Damit sind sowohl Phänomene auf der Mikro-Ebene (einzelne Rezipienten) als auch auf Makro-Ebene (Gesellschaft oder Teile davon) gemeint. Langfristige und kurzfristige, direkte und vermittelte Wirkungen werden ebenso untersucht wie Wirkungen in Form von Veränderungen oder Stabilisierungen."

3.2. Dimensionen von Medienwirkungen

3.2.1. Wirkungsebenen

Berghaus (1999) hat versucht, die vielfältigen Phänomene von Medienwirkungen in einem Ebenenmodell analytisch zu systematisieren und zu gewichten. Auf einer ersten Ebene der Hierarchie möglicher Wirkungen konkurrieren die Einflussmöglichkeiten des sozialen Umfeldes mit denen der Medien: Meta-Analysen der Mediengewaltforschung zeigen, dass die Medien beim Zustandekommen von Alltagsgewalt zwar eine signifikante, allerdings im Vergleich mit anderen sozialen Einflussfaktoren nur eine nachrangige Position einnehmen. Auf einer zweiten Ebene, d. h. im Rahmen der genutzten Medien, geht es einerseits um die Frage der (formalen) Wirkungen eines einzelnen Mediums (etwa TV vs. Buch), andererseits um die Wirkung einzelner Medieninhalte. Und auf einer dritten Ebene gibt es Wirkungen von Medieninhalten auf der kognitiven (Beeinflussung von Themen und Wissensvermittlung) und affektiven Ebene (Effekte auf Gefühle und Stimmungsmanagement) sowie als Beeinflussung von Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen.

3.2.2. Wirkungsfelder

Die medienvermittelte Kommunikation ereignet sich auf verschiedenen inhaltlichen Feldern, mit denen sich je eigene mehr oder weniger abgeschlossene Gebiete der Wirkungsforschung befassen (Bonfadelli 2000; Schorr 2000; Bryant/Zillmann 2002): Publikumsforschung (Meyen 2001; Hasebrink 2002), politische Kommunikation mit politischer Propaganda und Wahlkämpfen (Schulz 1997), Werbung und Kampagnen (Schenk/Donnerstag/Höflich 1990; Brosius/Fahr 1996; Felser 1997), Unterhaltung (Zillmann/Vorderer 2000), Mediengewalt (Friedrichsen/Vowe 1995; Kunczik 1998; Merten 1999), die Geschlechterrollendarstellung, Sexualität und Pornografie (Weimann 2000) oder Wissenschafts- und Risikokommunikation (Ruhrmann 2003).

3.2.3. Rezipienten: Adressaten, Opfer, Interaktionspartner?

Weil das Medienpublikum heterogen, dispers und fluktuierend ist, und sich im Prozess der Massenkommunikation ständig neu bildet, muss das Publikum als theoretisches Konstrukt durch die Forschung aktiv rekonstruiert werden (Bonfadelli 2004, 54 ff.). Als Folge unterliegen den verschiedenen Ansätzen der Medienwirkungsforschung je andere Publikumskonzeptionen, wie a) die passiv und durch Propaganda beeinflussbare Masse, b) soziodemografisch bestimmte Zielgruppen in der Werbung, c) aktiv aus dem Medienangebot aufgrund von Bedürfnissen auswählende Individuen, d) sich informierende soziale Akteure der Zivilgesellschaft oder e) Mitglieder von Fankulturen, welche ihre Identitäten in der Medienzuwendung aktiv ausleben.

Bestimmte und für Medienwirkungen besonders anfällige Publika wie Kinder und Jugendliche als Gegenstand von Medienberichterstattung, Adressaten von TV-Werbung, wehrlose Opfer von Mediengewalt oder aktive Interaktionspartner in Computerspielen

haben in der Forschung seit je eine herausragende Rolle gespielt (Singer/Singer 2001; Livingstone 2002). Daneben sind aber auch andere Gruppen wie Vielseher, alte Leute, Minoritäten oder Eliten zum Gegenstand der Medienwirkungsforschung geworden. Brosius (2003, 144) meint etwa zur letzten Gruppe: „Politiker wollen von den Medien positiv dargestellt werden und treffen bestimmte Entscheidungen möglicherweise nur, weil sie einen bestimmten Medientenor erzielen wollen."

Fazit: Die Forschung hat sich vorab mit Medienwirkungen auf einzelne Individuen beschäftigt, wobei soziodemografische und psychologische Merkmale als mediatisierende Faktoren im Zentrum standen. Soziale Gruppen wie Familie, Peers und Fancliquen oder aber gesamtgesellschaftliche Auswirkungen der Medien sind immer noch Forschungslücken.

3.2.4. Wirkungsmodalitäten

Schließlich sei noch darauf verwiesen, dass Wirkungsphänomene in zeitlicher Hinsicht differenziert werden können: kurzfristige vs. langfristige Sozialisationswirkungen der Medien. Zudem gibt es die unbeabsichtigten neben den beabsichtigten Wirkungen von Propaganda und Werbung oder Informationskampagnen. Auch ist zu unterscheiden zwischen den im öffentlichen Diskurs dominierenden Einzelfällen von spektakulären starken Wirkungen in der Tiefe (Brosius/Esser 1998), wie etwa Nachahmungsgewalt im Gefolge der habitualisierten Nutzung von Mediengewalt, und den ebenso gewichtigen, wenig intensiven Effekten auf dafür besonders viele Leute, wie im Falle von Medienereignissen, beispielsweise einer Rede des Papstes, einer Olympiade oder eines Unglücksfalls.

4. Entwicklung der Wirkungsforschung

Die Geschichte der Medienwirkungsforschung (Lowery/DeFleur 1995) ist geprägt durch die Entwicklung der modernen Medien selbst. Die Erfindung und Verbreitung jedes neuen Mediums stimulierte parallel dazu eine öffentliche Debatte über dessen potentiell schädlichen Einfluss (Klotz 2005; 2009). Erwähnt werden können das Kino in den 20er Jahren, das Radio in den 30er Jahren mit dem berühmt gewordenen Beispiel des Radiohörspiels *Invasion vom Mars* von Orson Welles, der Feldzug des amerikanischen Psychiaters Frederick Wertham gegen die Comics in den 50er Jahren und schließlich das Fernsehen mit einem Höhepunkt in den 60er und frühen 70er Jahren. In den 80er Jahren intensivierte sich die Diskussion erneut im Zusammenhang mit der Einführung des Kabelfernsehens in Deutschland und zurzeit steht das Internet unter Wirkungsverdacht (Rössler 2003).

In historischer Hinsicht ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit Medienwirkungen geprägt durch drei Paradigmen bzw. Meta-Theorien (Lowery/DeFleur 1995; Brosius/Esser 1998; Brosius 2003, 130 ff.), die in der Polarität von *Medienohnmacht* einerseits und *Medienallmacht* anderseits verortet werden können.

4.1. Medienallmacht (30er Jahre)

Die Herausbildung der modernen Medienwirkungsforschung im 20. Jh. ist durch die beiden Weltkriege stark beeinflusst, in denen die politische Propaganda eine herausra-

gende Rolle spielte. Dabei wurde zu Beginn aufgrund von rhetorischen Analysen (etwa des Politologen Walter Lippmann) spekulativ direkt auf entsprechende Wirkungen geschlossen. Erst später, d. h. während des II. Weltkriegs, wurde erstmals systematisch im Rahmen eines umfassenden empirischen Forschungsprogramms von Carl I. Hovland und seinen Mitarbeitern die Wirkung von politischer Propaganda untersucht, und zwar mit der Zielsetzung, eine sog. *wissenschaftliche Rhetorik* zu entwickeln (Schramm 1972). Im Rahmen von experimentellen Versuchsanordnungen wurden unterschiedliche Präsentationsformen von Medienstimuli getestet, wie einseitige vs. zweiseitige Argumentation, hohe vs. tiefe Glaubwürdigkeit eines Kommunikators bei gleicher Botschaft oder verschieden starke Angst-Appelle etc. (Allen/Preiss 1998).

Diese und auch jüngere Studien − etwa zu konkreten Fallbeispielen in der Medienberichterstattung (Brosius 1996) − in der auch heute noch aktuellen Tradition der Persuasionsforschung lieferten eine beeindruckende Fülle experimentell sorgfältig abgesicherter Befunde zur Wirkung von propagandistischen Instruktionsfilmen aus einer psychologischen Perspektive, wobei sich die Forscher vor dem Hintergrund eines impliziten Stimulus-Response-Modells etwas enttäuscht dahingehend äußerten, dass es ihnen nur beschränkt gelungen sei, Generalisierungen hinsichtlich der Frage aufzustellen: „(...) what kind of presentation devices would be most effective for various kinds of materials“ (Hovland/Lumsdaine/Sheffield 1949, 257).

Zusammenfassend gelten Massenmedien in der ersten Phase der Wirkungsforschung als mächtig und einflussreich. Medienwirkungen werden im sog. *Stimulus-Response-Modell* als direkte Beeinflussung verstanden. Soziologisch wird von einer Massengesellschaft ausgegangen, und diese setzt sich − psychologisch betrachtet − aus isolierten und vereinzelten Menschen zusammen, wobei das menschliche Verhalten als uniform betrachtet wird. Ihm unterliegen wenige Grundbedürfnisse, die durch Medienbotschaften gezielt angesprochen werden können.

4.2. Medienohnmacht (50er/60er Jahre)

Die ernüchternden Befunde der auf der Prämisse des Stimulus-Response-Modells (= S-R-Modells) basierenden Labor-Untersuchungen der Hovland-Gruppe führten in den 1950er und 1960er Jahren zur Weiterentwicklung als S-O-R-Modell, wobei neu das „O“ für den Organismus als mediatisierender Faktor steht. Grundsätzlich sind zwei Forschungsrichtungen zu unterscheiden: einerseits die psychologisch orientierten Konsistenztheorien auf der Basis des Einstellungskonzepts und andererseits die soziologisch orientierten Konzepte *Zwei-Stufen-Fluss der Massenkommunikation* und *Meinungsführer* (two-step-flow of communication bzw. opinion leader), für die Mechanismen wie sozialer Vergleich, Gruppendruck und Konformität zentral sind.

Konsistenztheorien. Menschen bilden aufgrund ihrer Erfahrungen mit Objekten ihrer Umwelt (Personen, Institutionen, Ideen) stabile Einstellungen, wobei die kognitive Komponente faktisches Wissen und subjektive Meinungen, die affektive Komponente die Bewertung des Einstellungsobjekts (dafür vs. dagegen) und die konative Komponente die Verhaltensbereitschaft umfasst. Allen Einstellungstheorien unterliegt die Prämisse, dass die Einstellungskomponenten als System organisiert, und Menschen bestrebt sind, Konsistenz bzw. Konsonanz in ihren Einstellungen aufrecht zu erhalten bzw. Inkonsistenzen

oder Dissonanzen zu vermeiden, die durch neue direkte Erfahrungen oder medienvermittelte Informationen induziert werden.

Meinungsführer und *Zwei-Stufen-Fluss der Kommunikation*. Paul F. Lazarsfeld, einer der Gründerväter der amerikanischen Kommunikationswissenschaft (Lowery/DeFleur 1995), erklärte in seiner berühmten Erie-County Wahlstudie die beobachtete Stabilität des Wählerverhaltens damit, dass Menschen entgegen der damals gängigen Vorstellungen von Massengesellschaft nach wie vor in vielfältige soziale Gruppen integriert seien, die auch ihr politisches Verhalten beeinflussen. Diese Kontakte mit den Gruppenmitgliedern stabilisieren und bekräftigen die politischen Haltungen und Präferenzen, nicht zuletzt auch durch Konformitätsdruck. Einen besonderen Stellenwert in diesen sozialen Gruppen nehmen die Meinungsführer (opinion leader) ein, an denen sich die übrigen Gruppenmitglieder orientieren. Opinion Leader sind Personen, die von Anderen um Rat gebeten werden und diese auch aktiv von ihren Meinungen zu überzeugen versuchen. Sie sind politisch interessierter und nutzen die Medien häufiger. Nach Lazarsfeld/Berelson/Gaudet (1944) fließen darum die Medieninformationen zuerst zu den Meinungsführern und erreichen erst in einem zweiten Schritt gefiltert und interpretiert die übrigen Gruppenmitglieder via interpersonale Kommunikation.

Im weiteren Forschungsverlauf sind diese Ausgangsüberlegungen differenziert und modifiziert worden. Die Nachrichtendiffusionsforschung zeigte, dass die Informationsverbreitung in modernen Gesellschaften in der Regel einstufig erfolgt, d. h. die Massenmedien erreichen die meisten Menschen tagtäglich direkt. Die Meinungsbeeinflussung erfolgt aber tatsächlich oft über informelle interpersonale Kommunikationsprozesse, und zwar in komplex strukturierten sozialen Netzwerken (Schenk 1995).

Fazit: Beiden Wirkungsperspektiven unterliegt die Einsicht, dass psychische und soziale Mechanismen beim Rezipienten in Form von Prädispositionen und sozialem Druck zu selektiver Zuwendung, Aufmerksamkeit, Interpretation und Behalten der Medienbotschaften führen. Und als Folge besteht die Hauptwirkung der Medien nicht so sehr in der Änderung, sondern vielmehr in der Bestätigung und Verstärkung schon bestehender Meinungen und Einstellungen. So lautete jedenfalls das in der Folge vielfach zitierte Fazit von Joseph Klapper in seiner 1960 erschienenen Forschungsübersicht *The Effects of Mass Communication*.

Bezogen auf rhetorische Aspekte der Kommunikation bedeutet dies, dass nicht allein der Faktor Medienbotschaft entscheidend ist, sondern immer nur im Zusammenspiel mit Kommunikationsprozessen und Merkmalen der Rezipienten. Ob es in einer bestimmten Situation beispielsweise besser ist, einseitig oder zweiseitig zu argumentieren, hängt somit vom entsprechenden Zielpublikum ab: Zweiseitige Argumentation ist zu empfehlen bei intelligenten Publika, welche mit Gegenargumenten in Berührung gekommen sind, während eine einseitige Argumentation bei weniger intelligenten und vorurteilsbehafteten Publika wirksamer sein wird.

4.3. Selektive Wirkungen (70er Jahre)

In den 1970er Jahren kamen neue Phänomene in den Fokus der Medienwirkungsforschung und in der Folge veränderten sich auch die darauf bezogenen Fragestellungen und die zugrunde liegenden theoretischen Prämissen. Anstelle der Beeinflussung von Einstellungen durch Kommunikatoren und Medien interessierte jetzt stärker der aktive Um-

gang der Rezipienten mit den Medien in der präkommunikativen Phase: *Was machen Menschen mit den Medien?* Und bezüglich der postkommunikativen Phase wurden kognitive Wirkungsphänomene wie die Beeinflussung von Themenprioritäten, der Erwerb von Wissen und die Herausbildung von Realitätsvorstellungen, aber auch affektive Phänomene wie TV-Unterhaltung neu untersucht.

4.4. Fazit

Im Verlauf der Entwicklung der Medienwirkungsforschung haben sich nicht nur der Gegenstand *Medienwirkung* und die darauf bezogenen Fragestellungen, sondern auch die forschungsleitenden Prämissen und die theoretischen Ansätze zur Erklärung von Medienwirkungen verändert. Vereinfacht gesagt hat ein Wechsel von einer aussagen-zentrierten zu einer rezipienten-zentrierten Orientierung stattgefunden, wobei heute die sog. *dynamisch-transaktionale Perspektive* (Früh 1991) wegleitend ist: Medieneffekte werden prozessorientiert verstanden als Resultat der aktiven Auseinandersetzung der Rezipienten mit dem Medienangebot. Auf Seiten des Medienangebots spielen Faktoren eine Rolle wie: a) Zielsetzung, Manipulationsabsicht, Status, Prestige und Glaubwürdigkeit des Kommunikators, b) Aspekte des Mediums wie Interaktivität und Visualisierung, c) Frequenz, Auffälligkeit, inhaltliche Konsonanz und Verständlichkeit der Aussagen. Und auf Seite der Mediennutzer sind zu berücksichtigen: a) Motivation als Interesse, Betroffenheit und Prädispositionen, b) Kompetenz als Vorwissen, kognitive Frames, Bildung und Fertigkeiten im Medienumgang und c) die Situation als Grad der Involviertheit.

5. Wirkungsfelder und theoretische Perspektiven

5.1. Medienzuwendung: der Uses-and-Gratifications Ansatz

Oft wird die scheinbar banale Tatsache übersehen, dass die wichtigste Medienwirkung darin besteht, dass die Medien zu einem alltäglichen Bestandteil des Lebens der meisten Menschen geworden sind, d. h. einen unverzichtbaren Stellenwert im Tagesablauf haben und diesen in Form von Ritualen auch mehr oder weniger strukturieren. Trotz ihrer unverminderten Attraktivität, ja gar Faszination gibt es aber beträchtliche Unterschiede in der Mediennutzung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Die in den letzten Jahren verstärkte Ökonomisierung der Medien war ein weiterer Grund dafür, dass die Leserschafts- und Publikumsforschung zur Dokumentation des flüchtigen und dispersen Publikums stark an Bedeutung gewonnen hat (Meyen 2001; Hasebrink 2002; Schweiger 2007).

In theoretischer Hinsicht beschäftigt sich der sog. *Uses-and-Gratifications-Approach* bzw. der *Nutzenansatz* seit den frühen 1970er Jahren mit den hinter der Medienzuwendung stehenden Bedürfnissen und Motiven (Rubin 2000). In Umkehrung der traditionellen Frage der Wirkungsforschung – Was machen die Medien mit den Rezipienten? – wurde neu gefragt: *Was machen die Rezipienten mit den Medien?* Prämisse ist, dass Mediennutzung eine Form von sozialem Handeln darstellt, also sinnhaft, intentional und mehr oder weniger aktiv ist. Ausgangspunkt für die konkrete Mediennutzung sind folgende Faktoren: a) kognitive, affektive oder soziale Bedürfnisse des Individuums, die

sich zusammen mit b) den vorhandenen Erwartungen gegenüber bestimmten Medien c) in einer bestimmten Situation zu d) konkreten Nutzungsmotiven verdichten, welche e) zu einer konkreten Medienselektion führen.

Fazit: Medien werden nur genutzt, insofern sie bestehende kommunikationsrelevante Bedürfnisse zu befriedigen oder einen Beitrag zur Lösung alltagsrelevanter Probleme zu leisten vermögen.

Die meisten empirischen Forschungen wie die Studie *Massenkommunikation* (Reitze/Ridder 2006) gehen dabei von multifunktionalen kognitiven, affektiven und sozialen Leistungen der Medien aus. Kognitiv: Medien ermöglichen die tagesaktuelle Information und leisten einen Beitrag zur längerfristigen Wissensvermittlung und zur Identitätsbildung. Affektiv: Mediennutzung erfolgt zur Unterhaltung, weil man sich entspannen will oder Spannung sucht. Medien werden aber auch zur Regulierung der eigenen Gefühlslage verwendet. Sozial: Medien liefern Stoffe und Anlässe für Gespräche, ermöglichen soziale Kontakte und leisten einen wichtigen Beitrag zur Integration der Menschen in die Gesellschaft.

In der empirischen Forschung wird meist mittels standardisierter Befragung in einem ersten Schritt die Relevanz der der verschiedenen Bedürfnisse erhoben. In einem weiteren Schritt wird dann gefragt, welche Medien im Allgemeinen zur Befriedigung der einzelnen Bedürfnisse genutzt werden. Kritisiert wurde der Uses-and-Gratifications Ansatz u. a. vor allem hinsichtlich der Prämisse, dass jede Medienzuwendung intendiert, aktiv und belohnungsorientiert sei. Unklar ist auch, inwiefern Rezipienten überhaupt Einsicht in ihre hinter der Mediennutzung stehenden Motive haben können. Gerade die Aktivität *Fernsehen* ist bei vielen Zuschauern relativ stark habitualisiert, und es spielen auch normative Aspekte eine mehr oder weniger wichtige Rolle.

In Abgrenzung zum Uses-and Gratifications Ansatz betrachten darum verhaltensorientierte Modelle die Medienselektion nicht als rational-geplante Entscheidung. Mediennutzung dient vorab der Stimmungsregulierung (mood management) und ist darum stark durch die situative Befindlichkeit des Rezipienten beeinflusst. In experimentellen Studien konnte Zillmann (2000) zeigen, dass Rezipienten ein für sie optimales Ausmaß an Aktivierung aufrechtzuerhalten versuchen: Waren sie gelangweilt, wählten sie verstärkt anregende oder gar aufregende TV-Unterhaltung, umgekehrt präferierten sie eher beruhigende oder humorvolle Sendungen in angespannten Situationen.

Der Nutzenansatz ist für den Journalismus, aber auch die Medienpädagogik in verschiedener Hinsicht praxisrelevant: Medienzuwendung erfolgt oft wegen affektiver und weniger wegen kognitiver Bedürfnisse. Eine dominante Unterhaltungsfunktion im Rezeptionsprozess erschwert aber die Informationsaufnahme. Dies gilt auf der Ebene des Mediums speziell für das Fernsehen, wo oft eine Diskrepanz bzw. Schere zwischen der Informations- und der Unterhaltungsfunktion eines Beitrags besteht. Umgekehrt sollte bei abstrakten und ich-fernen Themen etwa im Print-Journalismus aktiv Lesemotivation erzeugt werden. Journalisten müssen sich auch publikumsbezogen fragen, ob sich Medientext und Rezipientenerwartungen entsprechen.

5.2. Medienrezeption: Aufmerksamkeit und Verstehen

Quantitative wie qualitative Forschungen zeigen, dass die Aufmerksamkeit der Rezipienten im Rezeptionsprozess sehr selektiv ist: Meist wird nur ein kleiner Teil der Zeitung gelesen und vieles geht verloren. Aber auch bei gelesenen Texten sind Leseabbrüche die

Regel und das Zur-Kenntnis-Genommene ist häufig nur flüchtig überflogen worden. Das dazu in der Werbewirkungsforschung entwickelte sog. *ELM-Modell* (Petty/Priester/Briñol 2002) unterscheidet zwischen zwei Modalitäten der Medienzuwendung: Mediennutzung erfolgt nur nebenbei, d. h. mit geringer Involviertheit, wenn man beispielsweise die Werbung in einem Print-Magazin flüchtig durchblättert oder die Tagesschau neben dem Essen nebenbei mitverfolgt. Medienwirkungen können aber, wenigstens kurzfristig, trotzdem erfolgen, etwa dann, wenn sich ein Rezipient durch inhaltlich periphere Reize wie die Attraktivität der Moderatorin, starke Bilder oder Emotionen beeinflussen lässt. Bei hoher Involviertheit hingegen schenken Rezipienten dem Medientext jedoch viel Aufmerksamkeit und verarbeiten diesen sorgfältig. Sie bilden sich dann aufgrund der persönlich wahrgenommenen Stärke der Argumente ein Urteil und entscheiden auf dieser Basis für oder gegen die in der Medienbotschaft vertretene Meinung.

Rezipienten spielen auch eine aktive Rolle bei der Verarbeitung und beim Verstehen von Medienbotschaften. Medieninhalte werden nicht ‚quasi eins zu eins' im Gehirn abgebildet. Aufgrund von selektiver Wahrnehmung und selektiver Interpretation formen Rezipienten Medieninhalte um und konstruieren auf der Basis ihres Vorwissens und bestehender kognitiver Schemata eine eigene kognitive Wirklichkeit, wobei neben Weglassungen und Verknappungen auch Rekonstruktionen und Elaborationen eine wichtige Rolle spielen. Das Vorhandensein von zum Medientext dissonanten Einstellungen und Schemata kann zur Folge haben, dass die Medienbotschaft nicht zur Kenntnis genommen wird, zurückgewiesen wird − sog. *Bumerang-Effekt* − oder als oppositionelle Leseart ‚gegen den Strich' rezipiert wird.

Praktische Konsequenzen für den Journalismus hat beispielsweise die Verständlichkeitsforschung, insofern deren Befunde belegen, dass viele journalistische Texte für die Rezipienten zu kompliziert aufgebaut sind, und dass oft der Fachjargon von Experten zu wenig verständlich umgesetzt wird. Journalisten müssen einen Mittelweg finden zwischen zwei Polen: Texte können für die Rezipienten zu einfach oder zu redundant sein. Ist das Meiste schon bekannt, stellt sich Langeweile ein. Umgekehrt überfordern komplizierte Texte und zu viel Neues sowie Unverständliches die Rezipienten und führen ebenfalls zum Leseabbruch.

5.3. Medien machen Themen dringlich: der Agenda-Setting-Prozess

Das *Agenda-Setting-Konzept* ist sicher der wichtigste Ansatz der neueren Wirkungsforschung überhaupt (Eichhorn 1996; Rössler 1997; McCombs 2000). Die Theorie beruht auf der Prämisse, dass vor jeder Meinungsbeeinflussung erst einmal der Gegenstand, zu dem jemand eine Meinung hat bzw. sich bildet, kommuniziert werden muss. Medien bestimmen demnach nicht so sehr, *wie* Menschen über Themen denken (= Meinungen), sondern *worüber* sie denken (= Prioritäten). Als Theorie formuliert und im Rahmen einer kleinen Wahlstudie in Chapel Hill, North Carolina, auch empirisch überprüft wurde sie erstmals durch McCombs und Shaw (1972).

Weil jeden Tag potenziell unendlich viele Ereignisse passieren, der zur Verfügung stehende Platz in den Medien aber immer limitiert ist, erfolgt in der Berichterstattung der Medien aufgrund der bestehenden Nachrichtenwerte eine starke Selektion und Fokussierung auf eine beschränkte Anzahl von Themen, die unterschiedlich stark hervorgehoben (salience) werden: Medien machen so bestimmte Themen dringlich, indem sie häufiger

und/oder auffälliger darüber berichten, während anderen Themen eine geringere Priorität eingeräumt wird, und diese Medien-Agenda wiederum setzt sich in die Publikums-Agenda um, und zwar als Einschätzung der Rezipienten, welche die momentan dringlichen öffentlichen Themen sind.

In der Agenda-Setting-Theorie, aber auch in der empirischen Forschung werden dazu drei Wirkungsebenen unterschieden: a) Beim Awareness-Modell steht nur ein Thema im Zentrum, wobei die Betonung des Themas in den Massenmedien zur Folge hat, dass die Rezipienten darauf aufmerksam werden. So konnte etwa aufgrund von Inhaltsanalysen gezeigt werden, dass sich die Medienberichterstattung zum Thema *Ökologie und Umweltschutz* ab den 1970er Jahren in der Schweiz intensivierte, und als Folge stieg parallel dazu das Interesse der Bevölkerung, wie Survey-Daten belegen (Eisner/Graf/Moser 2003). b) Beim Salience-Modell werden verschiedene Themen miteinander verglichen. Je mehr nun ein Thema im Vergleich zu anderen Themen hervorgehoben wird, umso wichtiger erscheint es den Rezipienten. Weil die Aufmerksamkeit des Publikums jedoch beschränkt ist, hat das zur Folge, dass andere Themen automatisch an Priorität einbüßen. So hatte das Aufkommen neuer Themen wie Arbeitslosigkeit, Ausländer und die Konflikte mit der EU in der Schweiz zur Folge, dass das Thema Umwelt ab dem Jahr 2000 von der Bevölkerung als weniger dringlich eingestuft wurde. c) Schließlich übernehmen die Rezipienten nach dem Priorities-Modell die Rangfolge, mit der Themen nach ihrer Intensität in den Medien behandelt werden.

Mittlerweile ist der Agenda-Setting-Effekt durch verschiedenste empirische Untersuchungen gut bestätigt (Rogers/Dearing 1988; Brosius 1994), und zwar sowohl in experimentellen Studien (Iyengar 1992) als auch in Umfragen und Panel-Studien, die jeweils mit einer Inhaltsanalyse der Berichterstattung kombiniert werden müssen. Dabei hat sich gezeigt, dass verschiedene mediatisierende Faktoren die Stärke des Agenda-Setting-Effekts beeinflussen, u. a. Betroffenheit bzw. Themeninteresse und interpersonale Kommunikation auf Seite der Rezipienten oder Sichtbarkeit auf Seite des Themas. Und in zeitlicher Hinsicht ist es auch nicht immer so, dass die Medienberichterstattung die Agenda der Bevölkerung bestimmt. Nach dem Spiegelungsmodell können die Medien durchaus verzögert Themen aufgreifen, die in der Bevölkerung vorgängig schon zum Thema geworden sind, wie beispielsweise steigende Inflation oder Arbeitslosigkeit.

Neben diesen unterschiedlichen Agenda-Setting-Konstellationen spezifizierten Kepplinger u. a. (1989) aufgrund von Zeitreihenanalysen unterschiedliche Wirkungsverläufe. Neben dem Kumulationsmodell, bei dem ein linearer Zusammenhang zwischen Intensität der Berichterstattung und Stärke des Problembewusstseins besteht, postulierten sie weitere Konstellationen im Zeitverlauf, wie Schwellenmodell, Beschleunigungsmodell, Trägheitsmodell, Echomodell und das schon angesprochene Spiegelungsmodell.

In theoretischer Hinsicht wurde das Agenda-Setting-Konzept schließlich ergänzt durch das sog. *Second-Level Agenda-Setting*. Medien berichten ja nicht nur unterschiedlich intensiv über ein Thema, sondern gewichten die mit dem Thema bzw. dem Gegenstand der Berichterstattung verknüpften Attribute ganz unterschiedlich. Agenda-Setting-Effekte gibt es darum nicht nur auf der Ebene der Themenprioritäten, sondern auch auf der Ebene der Themenattribute. Inwieweit dieses neue Wirkungsphänomen sich mit den weiter unten vorgestellten Framing- und Kultivierungsprozessen überschneidet wird zurzeit kontrovers beurteilt.

Schließlich erzeugt nach Iyengar (1989) die Fokussierung der Medien auf bestimmte Themen im Wahlkampf einen weiteren indirekten Medieneffekt, das sog. *Priming*. Die

Bewertung der Kandidaten oder Parteien durch die Wähler erfolgt auf der Basis von Beurteilungsmaßstäben: beispielsweise wirtschaftliche Kompetenz vs. soziale Verantwortung. Und diese Bewertungskriterien wiederum sind geprägt durch die den Wahlkampf dominierenden Themen-Prioritäten.

Ein weiterer Forschungsbereich befasst sich schließlich mit der Entstehung der Medien-Agenda selbst. Der Prozess des Agenda-Settings wird ja nicht nur von der journalistischen Arbeit der Kommunikatoren und den Routinen in Medienorganisationen bestimmt, sondern ebenso durch vorgelagerte Instanzen wie Public Relations oder soziale Bewegungen, welche durch geschicktes Themenmanagement und Inszenierung von Medienereignissen (Stichwort: Greenpeace) die knappe Aufmerksamkeit der Medien zu lenken versuchen. Gefragt wird darum in der jüngeren Agenda-Setting-Forschung nicht mehr nur nach den Wirkungen der Thematisierung von Ereignissen bei den Rezipienten, sondern nach dem Entstehungsprozess der Medien-Agenda (agenda-building) und den dabei involvierten Instanzen und Einflussfaktoren. Von Bedeutung ist hier ebenfalls die Orientierung der Medien untereinander als sog. *Intermedia-Agenda-Setting*. Oft ist es die Berichterstattung der Elitepresse, an der sich in der Folge die regionalen Blätter orientieren.

Praxisbezogen müssen sich Journalisten fragen, ob sie in ihrer Berichterstattung die Realität möglichst ‚objektiv' zu spiegeln versuchen, oder inwiefern sie Themen aktiv setzen und gewichten, etwa im Sinne einer Frühwarnfunktion des Journalismus. Thematisierung kann aber auch passiv-reaktiv in Abhängigkeit des Inputs von vorgelagerten Instanzen erfolgen: sog. *Determinationsthese* des Journalismus. Gewisse (unbequeme) Themen – beispielsweise Armut oder ältere Menschen – können schließlich auch unterbewertet bzw. verschwiegen werden und aus der Medien-Agenda ganz oder teilweise herausfallen.

5.4. Medien vermitteln Wissen: die Wissenskluft-Perspektive

Nach der neueren Medienwirkungsforschung besteht die Hauptfunktion der modernen Massenmedien nicht so sehr in der Beeinflussung von Meinungen und Einstellungen, sondern in der Wissensvermittlung. Allerdings zeigen Forschungen zur Informiertheit der Bevölkerung (etwa im Vorfeld von Abstimmungen und Wahlen) immer wieder, dass der Wissensstand der Bevölkerung trotz intensiver Berichterstattung und hohem Medienkonsum durch die Bevölkerung vergleichsweise bescheiden ist. Gerade beim Fernsehen zeigt sich die Diskrepanz zwischen ausgesprochen intensiver Nutzung und vergleichsweise geringem Beitrag zur Informiertheit besonders deutlich (Graber 2001). Die 1970 von der Forschergruppe Tichenor/Donohue/Olien an der Minnesota University in diesem Zusammenhang formulierte These von der wachsenden Wissenskluft (Bonfadelli 1994; Wirth 1997) postuliert darüber hinausgehend, dass der Wissensstand in den verschiedenen sozialen Segmenten einer Gesellschaft höchst ungleich verteilt ist, und dass sich Wissensklüfte zwischen den Bildungs- und Statusgruppen bei steigender Medienberichterstattung nicht ausgleichen, sondern tendenziell eher verstärken. Als besonders gut informiert erweisen sich gebildete und statushohe Personen, welche vorab die informationsreichen Printmedien nutzen, über ausreichendes Vorwissen in vielen Bereichen verfügen, in der Schule gute Fertigkeiten im Umgang mit Medien (Medienkompetenz) erworben haben und auch über Zugang zu relevanten interpersonalen Kanälen und sozialen Netzwerken verfügen.

Während in der Anfangsphase das Wissenskluft-Phänomen vorab als Defizithypothese interpretiert wurde, meinten Vertreter der sog. *Differenzhypothese* (Dervin 1980), dass beim Zustandekommen von Wissensklüften eher die persönliche Motivation, Informationen zu suchen und zu beachten, entscheidender wäre. Heute wird im Rahmen der *Kontingenzthese* (Kwak 1999) davon ausgegangen, dass sowohl Motivation als auch Bildung und (Medien-)Kompetenz als Faktoren bei der Entstehung von Wissensklüften zusammenwirken, wobei mit steigender Bildung sich oft auch die Motivation verbreitert. Hinzu kommt, dass das Vorhandensein von Konflikten auf der gesellschaftlichen Ebene sich beispielsweise ausgleichend auszuwirken und der Herausbildung von Wissensklüften entgegenzuwirken vermag.

Eine neue gesellschaftspolitische Aktualität hat die Wissenskluft-Perspektive unter dem Schlagwort *Digital Divide* erhalten (Kubicek/Welling 2000; Bonfadelli 2002), im Zusammenhang mit der sozial unterschiedlichen Verbreitung des Internets. Bis Ende der 90er Jahre war der typische Internetnutzer vor allem jung, männlich, gut gebildet und verfügte über ein überdurchschnittliches Einkommen.

Wie oben schon im Zusammenhang mit dem Rezeptionsprozess ausgeführt worden ist, kann die Berücksichtigung des Vorwissens (vorhandenes Vokabular und Basiskonzepte) zusammen mit einer zielgruppengerechten und themenspezifischen journalistischen Umsetzung das Entstehen von Wissensklüften verhindern. Konkretisierung, Personalisierung und Visualisierung, aber auch das Aufzeigen von persönlicher Betroffenheit sind ebenfalls Möglichkeiten, Rezipienten für abstrakte und auf den ersten Blick ichferne Themen zu interessieren.

5.5. Medien und Realitätsbilder: die Kultivierungstheorie

George Gerbner (2000) von der Annenberg School of Communication formulierte in den frühen 1970er Jahren aufgrund von jährlich durchgeführten Inhaltsanalysen im Fernsehen (Message-System-Analysis) die Kultivierungsthese zum kulturellen Einfluss des Fernsehens: Die kumulativ und konsonant auf einem hohen Niveau angebotene Gewalt im Fernsehen, welche zudem nicht selektiv genutzt werde, kultiviere medienspezifische Bilder in den Köpfen der Zuschauer und mache diese ängstlich. Vielseher nehmen, längerfristig betrachtet, ihre Umwelt im Vergleich zu den Wenigsehern quasi durch eine ‚TV-Brille' verzerrt wahr. Das Fernsehen ist für die moderne Gesellschaft zum Symbolproduzent mit mythologischer Funktion geworden, indem es zum *Mainstreaming* der Gesellschaft beiträgt, d. h. Vorstellungen und Meinungen zu vielen Aspekten der sozialen Realität − Gewalt, heile Welt, Geschlechterstereotype, Körper- und Familienbilder oder Vorstellungen von der Politik (Weimann 2000; Roßmann 2002) − homogenisiert.

Während die Behauptungen der Kultivierungstheorie in den 70er Jahren ein großes Medienecho erzeugten und vor allem bei Journalisten und Kulturkritikern auf offene Ohren stießen, reagierte die akademische Kommunikationswissenschaft zunächst eher reserviert bis gar ablehnend (Der Vielseher [anonym] 1981). Kritisiert wurde in methodologischer Hinsicht nun auch die inkonsistente Bestimmung der Vielseher, der fehlende kausale Nachweis des Kultivierungseffekts nur aufgrund von korrelativen Surveys, aber auch fehlender Kontrolle von mediatisierenden Drittfaktoren wie etwa die Kriminalitätsrate der Wohnumgebung einer Person. In theoretischer Hinsicht wurde etwa die Richtung des Medieneinflusses hinterfragt, kann doch Vielsehen durchaus auch als Verhal-

tensmuster von besonders ängstlichen Personen verstanden werden und nicht umgekehrt (wie in der Kultivierungstheorie) Ängstlichkeit als Effekt von Vielsehen. Zudem erweiterte Gerbner sein Modell, indem er neben dem *Mainstreaming* noch den *Resonance*-Prozess postulierte. Aufgrund der empirischen Befunde zeigte sich, dass das Fernsehen nicht nur die ursprünglich divergenten Ansichten von abweichenden Gruppen in Richtung der Mehrheitsmeinung der Bevölkerung beeinflusst, sondern das Fernsehen kann in bestimmten Fällen durchaus auch zu einer Verstärkung der Ansichten jener Gruppen führen, die sich zu Recht betroffen fühlen, etwa Frauen oder Bewohner in Innenstädten mit hoher Kriminalität. Weitere Differenzierungen erfolgten schließlich bezüglich einzelner TV-Genres (beispielsweise Soap Operas) oder besonderer Gruppen (beispielsweise Jugendliche).

Fazit und Praxisrelevanz: Trotz nach wie vor offener theoretischer Fragen und methodischer Unzulänglichkeiten gilt die Kultivierungsthese heute aber als empirisch relativ breit abgesichert (Morgan/Shanahan 1997), auch wenn die dokumentierten mittleren Kultivierungseffekte in den meisten Studien als relativ schwach bezeichnet werden müssen. Journalisten müssen sich vor diesem Hintergrund fragen, aus welcher Perspektive sie über ein kontroverses Thema berichten. Meist liegen der Berichterstattung sog. *Medienframes* (Scheufele 2003) zugrunde, welche bestimmte Aspekte der Realität betonen und in den Vordergrund rücken, während andere Aspekte abgeschwächt werden und in den Hintergrund treten; es werden gewisse Ursachen benannt und bestimmte Akteure als verantwortlich bezeichnet; und oft werden auch realisierbare Lösungen nahegelegt.

5.6. Die Theorie der Schweigespirale

Das Modell der Schweigespirale von Elisabeth Noelle-Neumann (1991) orientiert sich, analog zur Kultivierungstheorie, am Leitmedium Fernsehen und postuliert aufgrund einseitiger Berichterstattung ebenfalls dysfunktionale Effekte auf den Prozess der öffentlichen Meinungsbildung. Im Modell wird postuliert, dass Menschen aufgrund ihrer ‚sozialen Haut' sich an ihrer Umwelt orientierten und sich aus Furcht vor sozialer Isolation der Mehrheitsmeinung anpassen würden. Sie schweigen, wenn sie sich in der Minderheit fühlen und sind redebereiter, wenn sie die Mehrheitsmeinung hinter sich glauben. Die Wirkung des Fernsehens entsteht dabei indirekt dadurch, dass dieses politische Leitmedium vermeintliche Minderheitsmeinungen aufgrund entsprechender journalistischer Präferenzen als Mehrheitsmeinung deklarieren kann. Die Bevölkerung kann so in der Einschätzung von bestehenden Meinungsverteilungen getäuscht werden (sog. *pluralistische Ignoranz*), was zu einem Meinungsumschwung führen kann. Die Behauptung von Noelle-Neumann, das öffentlich-rechtliche Fernsehen habe die politische Realität beispielsweise in Bundeswahlen einseitig verzerrt dargestellt und so Wahlen entschieden, hat in den 70er Jahren zu heftigen Kontroversen nicht nur in der Publizistikwissenschaft, sondern auch in der Politik geführt. Als Folge hat sich der Druck auf das öffentlich-rechtliche Fernsehen deutlich verstärkt.

5.7. Meinungsdynamik: Priming und Framing-Prozesse

Die Medienwirkungsforschung hat sich in ihrer klassischen Phase in den 1950er und 1960er Jahren vor allem mit der Frage nach Einstellungsänderungen als Folge von Medi-

enzuwendung befasst, und auch in der Öffentlichkeit werden Medienwirkungen oft mit der Beeinflussung von Meinungen, Einstellungen und Verhalten gleichgesetzt. Dabei zeigte sich, dass Einstellungen durch Medienbotschaften in der Regel nur schwer zu ändern sind. Die Voreinstellungen der Rezipienten haben als Prädispositionen selektive Wahrnehmung und Interpretation der Medieninformation zur Folge und bewirken im Normalfall die Bestätigung und Verstärkung der bestehenden Haltungen. Dies gilt besonders für werthaltige Themen wie beispielsweise die Einstellung gegenüber Abtreibung (Brosius 2003, 136). Rezipientenselektivität (Donsbach 1989) wird auch darum begünstigt, weil die Medien nur selten konsonant einseitig gefärbt berichten, sondern in den meisten Fällen umfassend über das bestehende Meinungsspektrum informieren. Besonders die öffentlich-rechtlichen Medien sind zu einer vielfältigen und ausgewogenen Berichterstattung verpflichtet. Einstellungsänderungen sind somit eher die Ausnahme, etwa bei neuen Themen (beispielsweise Gentechnologie), zu denen sich die Rezipienten noch keine Meinung gebildet haben. Der Einfluss der Medien ist zudem bei Kindern größer als bei Erwachsenen, weil erstere ebenfalls noch über wenig gesichertes Vorwissen verfügen.

Trotz dem oben konstatierten relativ geringen Medieneinfluss darf aber nicht vergessen werden, dass es Meinungsbeeinflussung gibt und die öffentliche Meinung in vielen Bereichen dynamisch und wenig stabil ist. Eine besondere Rolle spielen die oben schon erwähnten Mechanismen des Agenda-Settings und Medien-Framings: Durch die Betonung bestimmter Themen im Wahlkampf können diese bei der Wählerschaft zu Bewertungsmaßstäben von Politikern und Parteien (sog. *Priming*) werden.

Ein ähnlicher Effekt entsteht bei Sachabstimmungen dann, wenn in der Berichterstattung beispielsweise über eine Umweltvorlage das Medien-Frame *Kosten bzw. Wirtschaftlichkeit* in den Vordergrund gerückt wird, das Frame *ökologische Gefährdung bzw. Nachhaltigkeit* jedoch kaum eine Rolle spielt. Dominantes Framing kann in diesem Zusammenhang von Relevanz für das Abstimmungsverhalten werden. Gerade das interdisziplinäre und integrale Konzept des Medien-Framings bietet vielfältige Anknüpfungspunkte zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen und nicht zuletzt auch zur Rhetorik, wird doch davon ausgegangen, dass in der Medienberichterstattung durch die spezifische Sprach- und Bildverwendung die Realität, über die berichtet wird, nicht einfach ‚objektiv' abgebildet wird: Medienrealität ist immer aktiv konstruiert, indem ‚news stories' die Realität aus einer bestimmten Perspektive heraus beleuchten. Mit dem Instrument der qualitativen Inhaltsanalyse werden die einem Medientext zugrundeliegenden Frames herausgearbeitet. Und in einem zweiten Schritt kann wiederum überprüft werden, inwiefern Rezipienten die einem Medientext zugrundeliegenden Medien-Frames im Rezeptionsprozess übernehmen.

5.8. Fazit: Medien und Gesellschaft

Die oben vorgestellten und diskutierten neueren theoretischen Perspektiven der Medienwirkungsforschung schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern müssen vielmehr als komplementäre und sich ergänzende Sichtweisen verstanden werden. Sie geben aufgrund ihrer unterschiedlichen Prämissen je andere Antworten auf folgende zwei Fragen (Bonfadelli 2004, 167): Sind die Wirkungen der Medien auf die Gesellschaft erstens als funktio-

Wirkungen	Funktional	Dysfunktional
Homogenisierung	Agenda-Setting Prozess: Gemeinsame Themen der Öffentlichkeit	Kultivierungsprozess: Vorurteile und Stereotype, Massengeschmack
Differenzierung	Uses-and-Gratifications: Vielfältige Kulturmuster und Lebensstile	Wachsende Wissensklüfte: Zugangsbarrieren, Fragmentierung, soziale Desintegration

Quelle: nach Bonfadelli 2004, 167 und Hasebrink 2002, 373.

Abb. 49.1: Verortung der Perspektiven der modernen Medienwirkungsforschung

nal oder dysfunktional bzw. zweitens als homogenisierend oder differenzierend zu bewerten?

Während die Agenda-Setting-Theorie den Medien die positive Funktion zuschreibt, für die Gesellschaft gemeinsame und öffentlich zugängliche Themen bereitzustellen, kritisiert die Wissenskluft-Perspektive, dass durch das Mediensystem und neu auch das Internet Zugangsbarrieren zum gesellschaftlichen Wissen entstanden sind, sodass vorab die Besser-Gebildeten von der Medieninformation zu profitieren vermögen, was bestehende Wissensklüfte verstärkt und zur Fragmentierung und sozialen Desintegration der Gesellschaft beiträgt. Ebenfalls negative Konsequenzen ergeben sich aus der Kultivierungsperspektive, insofern sich die TV-Anbieter am Massengeschmack der Gesellschaft orientieren, die Angebote sich nach unten nivellieren und Stereotype und Vorurteile verstärkt werden. Gerade umgekehrt argumentiert demgegenüber der Uses-and-Gratifications Ansatz. Nach ihm orientieren sich die Medien mit ihren Angeboten an den vielfältigen Bedürfnissen der Rezipienten, welche sich umgekehrt den Medien entsprechend ihren je anderen Präferenzen zuwenden, was eine Vielfalt an Kulturmustern und Lebensstilen ermöglicht und befördert.

6. Literatur (in Auswahl)

Allen, Mike/Raymond W. Preiss (1998): Persuasion. Advances through Meta-Analysis. Cresskill, New Jersey.

Berghaus, Margot (1999): Wie Massenmedien wirken. Ein Modell zur Systematisierung. In: Rundfunk und Fernsehen 47(2), 181–199.

Bonfadelli, Heinz (1994): Die Wissenskluft-Perspektive: Massenmedien und gesellschaftliche Information. Konstanz.

Bonfadelli, Heinz (2000): Medienwirkungsforschung II: Anwendungen in Politik, Wirtschaft und Kultur. Konstanz.

Bonfadelli, Heinz (2002): The Internet and Knowledge Gaps. A Theoretical and Empirical Investigation. In: European Journal of Communication 17(1), 65–84.

Bonfadelli, Heinz (2004): Medienwirkungsforschung I: Grundlagen und theoretische Perspektiven. 3. Aufl. Konstanz.

Brosius, Hans-Bernd (1994): Agenda-Setting nach einem Vierteljahrhundert Forschung: Methodischer und theoretischer Stillstand? In: Publizistik 39(3), 269–288.

Brosius, Hans-Bernd (1996): Der Einfluß von Fallbeispielen auf Urteile der Rezipienten. Die Rolle der Ähnlichkeit zwischen Fallbeispiel und Rezipient. In: Rundfunk und Fernsehen 44, 51–69.

Brosius, Hans-Bernd (2003): Medienwirkung. In: Günter Bentele/Hans-Bernd Brosius/Otfried Jarren (Hrsg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden, 128−148.

Brosius, Hans-Bernd/Dirk Engel (1997): „Die Medien beeinflussen vielleicht die anderen, aber mich doch nicht“: Zu den Ursachen des Third-Person-Effekts. In: Publizistik 42(3), 325−345.

Brosius, Hans-Bernd/Frank Esser (1998): Mythen in der Wirkungsforschung: Auf der Suche nach dem Stimulus-Response-Modell. In: Publizistik 43(4), 341−361.

Brosius, Hans-Bernd/Andreas Fahr (1996): Werbewirkung im Fernsehen. Aktuelle Befunde der Medienforschung. München.

Bryant, Jennings/Dolf Zillmann (Hrsg.) (2002): Media Effects. Advances in Theory and Research. 2. Aufl. Mahwah, New Jersey.

Dervin, Brenda (1980): Communication Gaps and Inequities: Moving Toward a Reconceptualization. In: Melvin J. Voigt u. a. (eds.): Progress in Communication Sciences. Norwood, 73−112.

Donsbach, Wolfgang (1989): Selektive Zuwendung zu Medieninhalten. Einflußfaktoren auf die Auswahlentscheidungen der Rezipienten. In: Max Kaase/Winfried Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, 392−403.

Eichhorn, Wolfgang (1996): Agenda-Setting-Prozesse. Eine theoretische Analyse individueller und gesellschaftlicher Themenstrukturierung. München.

Eisner, Manuel/Nicole Graf/Peter Moser (2003): Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz. Zürich.

Felser, Georg (1997): Werbe- und Konsumentenpsychologie. Stuttgart.

Friedrichsen, Mike/Gerhard Vowe (Hrsg.) (1995): Gewaltdarstellungen in den Medien. Opladen.

Früh, Werner (1991): Medienwirkungen: Das dynamisch-transaktionale Modell. Theorie und empirische Forschung. Opladen.

Gerbner, George (2000): Die Kultivierungsperspektive: Medienwirkungen im Zeitalter von Monopolisierung und Globalisierung. In: Angela Schorr (Hrsg.): Publikums- und Wirkungsforschung. Ein Reader. Wiesbaden, 101−121.

Graber, Doris (2001): Processing Politics. Learning from Television in the Internet Age. Chicago.

Hasebrink, Uwe (2002): Publikum, Mediennutzung und Medienwirkung. In: Otfried Jarren/Hartmut Weßler (Hrsg.): Journalismus − Medien − Öffentlichkeit. Wiesbaden, 323−412.

Hovland, Carl I./Arthur A. Lumsdaine/Fred D.Sheffield (1949): Experiments on Mass Communication. Princeton, New Jersey.

Iyengar, Shanto (1992): Wie Fernsehnachrichten die Wähler beeinflußen. Von der Themensetzung zur Herausbildung von Bewertungsmaßstäben. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Öffentliche Meinung. Theorie, Methoden, Befunde. Freiburg/München, 123−142.

Iyengar, Shanto/Donald R. Kinder (1989): News that Matters: Television and American Opinion. Chicago.

Jäckel, Michael (2005): Medienwirkungen. Ein Studienbuch zur Einführung. 3. Aufl. Wiesbaden.

Kepplinger, Hans M. u. a. (1989): Der Einfluß der Fernsehnachrichten auf die politische Meinungsbildung. Freiburg/München.

Klapper, Joseph T. (1960): The Effects of Mass Communication. New York.

Klotz, Fabian (2005): Zur Medienwertelehre. In: Joachim Knape (Hrsg.): Medienrhetorik. Tübingen, 41−50.

Klotz, Fabian (2009): Hundert Jahre Mediendebatte (1900−2000). Berlin (neue rhetorik, 7).

Kubicek, Herbert/Stefan Welling (2000): Vor einer digitalen Spaltung in Deutschland? Annäherung an ein verdecktes Problem von wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Brisanz. In: Medien & Kommunikation 48(4), 497−517.

Kunczik, Michael (1998): Gewalt und Medien. 3. Aufl. Köln.

Kwak, Nojin (1999): Revisiting the Knowledge Gap Hypothesis. Education, Motivation, and Media Use. In: Communication Research 26, 385−413.

Lazarsfeld, Paul F./Bernard Berelson/Hazel Gaudet (1944): The People's Choice. New York (Dt.: Wahlen und Wähler. Neuwied 1969).
Livingstone, Sonja (2002): Young People and New Media. Childhood and the Changing Media Environment. London/Thousand Oaks/New Delhi.
Lowery, Shearon/Melvin L. DeFleur (1995): Milestones in Mass Communication Research: Media Effects. White Plains, New York.
McCombs, Maxwell (2000): Agenda-Setting: Zusammenhänge zwischen Massenmedien und Weltbild. In: Angela Schorr (Hrsg.): Publikums- und Wirkungsforschung. Ein Reader. Wiesbaden, 123−136.
McCombs, Maxwell/Donald L. Shaw (1972): The Agenda-Setting Function of Mass Media. In: Public Opinion Quarterly 36, 176−187.
Merten, Klaus (1999): Gewalt durch Gewalt im Fernsehen? Opladen/Wiesbaden.
Meyen, Michael (2001): Mediennutzung. Mediaforschung, Medienfunktionen, Nutzungsmuster. Konstanz.
Morgan, Michael/James Shanahan (1997): Two Decades of Cultivation Research: An Appraisal and Meta-Analysis. In: Communication Yearbook 20, 1−45.
Noelle-Neumann, Elisabeth (1991): Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale. Frankfurt a. M./Berlin.
Petty, Richard/Joseph Priester/Pablo Briñol (2002): Mass Media Attitude Change: Implications of the Elaboration Likelihood Model of Persuasion. In: Jennings Bryant/Dolf Zillmann (eds.): Media Effects. Advances in Theory and Research. Mahwah, New Jersey, 155−198.
Rath, Martin (Hrsg.) (2000): Medienethik und Medienwirkungsforschung. Wiesbaden.
Reitze, Helmut/Christa-Maria Ridder (2006): Massenkommunikation VII. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964−2005. Baden-Baden.
Rice, Ronald E./Charles K. Atkin (eds.) (2001): Public Communication Campaigns. 3. Aufl. Thousand Oaks/London/New Delhi.
Rössler, Patrick (1997): Agenda-Setting. Theoretische Annahmen und empirische Evidenzen einer Medienwirkungshypothese. Opladen.
Rössler, Patrick (2003): Online-Kommunikation. In: Günter Bentele/Hans-Bernd Brosius/Otfried Jarren (Hrsg.): Öffentliche Kommunikation: Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden, 504−522.
Rogers, Everett M./James W. Dearing (1988): Agenda-Setting Research: Where Has It Been, Where Is It Going? In: Communication Yearbook 11, 555−594.
Roßmann, Constanze (2002): Die heile Welt des Fernsehens. Eine Studie zur Kultivierung durch Krankenhausserien. München.
Rubin, Alan (2000): Die Uses-and-Gratifications-Perspektive der Medienwirkung. In: Angela Schorr (Hrsg.): Publikums- und Wirkungsforschung. Ein Reader. Wiesbaden, 137−152.
Ruhrmann, Georg (2003): Risikokommunikation. In: Günter Bentele/Hand-Bernd Brosius/Otfried Jarren (Hrsg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden, 539−549.
Schenk, Michael (1995): Soziale Netzwerke und Massenmedien: Untersuchungen zum Einfluß der persönlichen Kommunikation. Tübingen.
Schenk, Michael (2007): Medienwirkungsforschung. 3. Aufl. Tübingen.
Schenk, Michael/Joachim Donnerstag/Joachim Höflich (1990): Wirkungen der Werbekommunikation. Köln.
Scheufele, Bertram (2003): Frames − Framing − Framing-Effekte. Theoretische und methodische Grundlegung des Framing-Ansatzes sowie empirische Befunde zur Nachrichtenproduktion. Wiesbaden.
Schorr, Angela (Hrsg.) (2000): Publikums- und Wirkungsforschung. Ein Reader. Wiesbaden.
Schramm, Wilbur (1972): Grundfragen der Kommunikationsforschung. München.
Schulz, Winfried (1997): Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung. Opladen/Wiesbaden.

Schweiger, Wolfgang (2007): Theorien der Mediennutzung. Eine Einführung. Wiesbaden.
Singer, Dorothy G./Jerome L. Singer (eds.) (2001): Handbook of Children and the Media. Thousand Oaks/London/New Delhi.
Tichenor, Phillip/George Donohue/Clarice Olien (1970): Mass Media Flow and Differential Growth in Knowledge. In: Public Opinion Quarterly 34(2), 159−170.
Der Vielseher − Herausforderung für Fernsehforschung und Gesellschaft [Themenheft]. Fernsehen und Bildung 15(1−3), 1981. [anonym]
Weimann, Gabriel (2000): Communicating Unreality. Modern Media and the Reconstruction of Reality. Thousand Oaks/London/New Delhi.
Wirth, Werner (1997): Von der Information zum Wissen. Die Rolle der Rezeption für die Entstehung von Wissensunterschieden. Opladen.
Zillmann, Dolf (2000): Mood Management in the Context of Selective Exposure Theory. In: Communication Yearbook 23, 103−123.
Zillmann, Dolf/Peter Vorderer (eds.) (2000): Media Entertainment. The Psychology of Its Appeal. Mahwah, New Jersey.

Heinz Bonfadelli, Zürich (Schweiz)

50. Message effects research

1. A twentieth century scientific rhetoric
2. Technology of message design
3. Concluding assessment
4. Selected bibliography

Abstract

Message effects research, originating during World War II as part of the American war effort, aimed to provide both practical guidance for persuasion and scientific explanation of the success and failure of attempts at persuasion: that is, a scientific rhetoric. Distinctive features of this work were experimental examination of the effects of messages measured as changes in audience attitude. Early emphasis was on identification of specific message features (such as argument-sidedness, conclusion explicitness, and emotional arousal) that could be manipulated in such a way as to reliably affect outcomes. Hundreds of experiments were performed to investigate many different message features, and special methods developed not only for the conduct of these experiments, but also for aggregating results across many experiments. While authentic discoveries of new message strategies have been few and unimpressive, this line of work has made significant contributions to a contemporary technology of message design. This technology includes advances in understanding audience reactions and advances in modeling the changes to be expected from a persuasive message targeted in any particular way.

Schweiger, Wolfgang (2007): Theorien der Mediennutzung. Eine Einführung. Wiesbaden.
Singer, Dorothy G./Jerome L. Singer (eds.) (2001): Handbook of Children and the Media. Thousand Oaks/London/New Delhi.
Tichenor, Phillip/George Donohue/Clarice Olien (1970): Mass Media Flow and Differential Growth in Knowledge. In: Public Opinion Quarterly 34(2), 159−170.
Der Vielseher − Herausforderung für Fernsehforschung und Gesellschaft [Themenheft]. Fernsehen und Bildung 15(1−3), 1981. [anonym]
Weimann, Gabriel (2000): Communicating Unreality. Modern Media and the Reconstruction of Reality. Thousand Oaks/London/New Delhi.
Wirth, Werner (1997): Von der Information zum Wissen. Die Rolle der Rezeption für die Entstehung von Wissensunterschieden. Opladen.
Zillmann, Dolf (2000): Mood Management in the Context of Selective Exposure Theory. In: Communication Yearbook 23, 103−123.
Zillmann, Dolf/Peter Vorderer (eds.) (2000): Media Entertainment. The Psychology of Its Appeal. Mahwah, New Jersey.

Heinz Bonfadelli, Zürich (Schweiz)

50. Message effects research

1. A twentieth century scientific rhetoric
2. Technology of message design
3. Concluding assessment
4. Selected bibliography

Abstract

Message effects research, originating during World War II as part of the American war effort, aimed to provide both practical guidance for persuasion and scientific explanation of the success and failure of attempts at persuasion: that is, a scientific rhetoric. Distinctive features of this work were experimental examination of the effects of messages measured as changes in audience attitude. Early emphasis was on identification of specific message features (such as argument-sidedness, conclusion explicitness, and emotional arousal) that could be manipulated in such a way as to reliably affect outcomes. Hundreds of experiments were performed to investigate many different message features, and special methods developed not only for the conduct of these experiments, but also for aggregating results across many experiments. While authentic discoveries of new message strategies have been few and unimpressive, this line of work has made significant contributions to a contemporary technology of message design. This technology includes advances in understanding audience reactions and advances in modeling the changes to be expected from a persuasive message targeted in any particular way.

1. A twentieth century scientific rhetoric

During World War II, a new approach to rhetoric developed as part of the American war effort. This approach, based on experimental study of persuasion, sought not only to provide practical guidance in the composition of effective persuasive messages, but also to build generalizable knowledge about how persuasion occurs. Building on rapidly improving methods of social scientific research, and drawing research topics from a vast legacy of historical theorizing about rhetoric, this work sought to evaluate specific characteristics that might make persuasive messages more or less effective. Simultaneously, the work sought to develop and refine empirical methods by which strategic variations could be evaluated.

Message effects research is about messages that are *intended* to persuade: messages, that is, designed with the purpose of changing beliefs, attitudes, or behavior. Messages that are intended to persuade are not all equally successful. Some have roughly the intended effect, some have no effect, and some have effects that run counter to the intentions of the source. The overarching goal of this line of research is to understand these variations in effectiveness, both for theoretical explanation of social influence and for practical application in efforts to persuade. In this respect, message effects research constitutes a distinctive system of rhetoric.

What differentiates message effects research from other approaches to rhetoric is its reliance on experimental methods. Because it originated in and was significantly shaped by the positivistic social science of the middle 1900s, it is a scientific rhetoric (Maccoby 1963, 42 f.). Early advocates and practitioners of message effects research expected either that experimental methods would allow for testing of rhetorical principles or that these methods would actually lead to discovery of new principles (Hovland/Lumsdaine/Sheffield 1949, 3 ff.; Hovland/Janis/Kelley 1953, 1 ff.; Maccoby 1963, 53; Thompson 1963, 1). Bowers (1968, 127) argued further that "the rhetorical critic's principal task is to produce testable hypotheses which, when verified, will have the status of scientific laws."

In message effects research, solutions to methodological problems have been as important as answers to empirical questions. It is arguable, in fact, that the most useful practical products of this research are the many tools devised to support exploration of the persuasion process: tools for modeling audience attitudes, tools for measuring audience response, and tools for manipulating message design features. Many of these tools lend themselves not only to research, but also to support of design decisions. Likewise, methodological missteps have been more consequential, even in a practical sense, than faulty factual conclusions, promoting design choices that happen to follow from what the methods are capable of supporting.

1.1. Origins of message effects research

The history of this area of research dates back roughly 60 years, to studies conducted by Carl Hovland and his colleagues during World War II as part of the American war effort (Hovland/Lumsdaine/Sheffield 1949, 3 ff.; Rogers 1994, 366 ff.; McGuire 1996, 46 f.; Schramm 1997, 91 ff.). Communication research was, prior to the war, distributed among many social scientific and humanistic disciplines, and the threads leading to contemporary message effects research came primarily from psychology. In the immediate

postwar period, a number of communication research institutes emerged, along with less fully institutionalized centers for communication research such as the Yale Communication Research Program headed by Hovland.

Hovland's task during the war was to evaluate educational media for troops, and later, to devise experimental procedures to aid in deciding how best to compose messages. Hovland and his colleagues drew clear distinctions between research procedures whose purpose was to evaluate or develop specific messages and research procedures whose primary purpose was scientific. In a volume reporting the wartime research, Hovland/Lumsdaine/Sheffield (1949, 3; 15 f.) spoke of the scientifically interesting findings, and of the laboratory procedures developed, as scientific 'by-products' of work that was itself narrowly practical.

One major job of Hovland's group was to determine whether training films were effective, and they did this by comparing the beliefs of soldiers who had seen a film with the beliefs of soldiers who had not. Scientific principles were followed so far as possible. For example, the choice of units to see the film was random, great care was taken to assure the validity of all measures, and statistical tests were performed to aid in interpretation of differences in audience response. Evaluation studies of this kind were considered important in a practical sense, but Hovland and his colleagues believed that their only scientific value could be in helping researchers generate ideas about message features that could be systematically tested. For example, determining that a film is effective for some particular persuasive goal offers little or no basis for isolating just what about the film's composition made a difference to the outcome.

Hovland thus set out to develop a scientific program that could go beyond evaluating individual messages and that could provide theories of persuasion linked to identifiable and generalizable message variables. When evaluating a specific film like *The Battle of Britain*, one of a series of films for new recruits, Hovland's group could come to conclusions about whether that film taken as a whole did or did not succeed in its persuasive aims. What was missing from the evaluation studies on films like *The Battle of Britain* was experimental control of specifiable strategic variations. No claims could be made about which of the film-maker's many design choices contributed to its success.

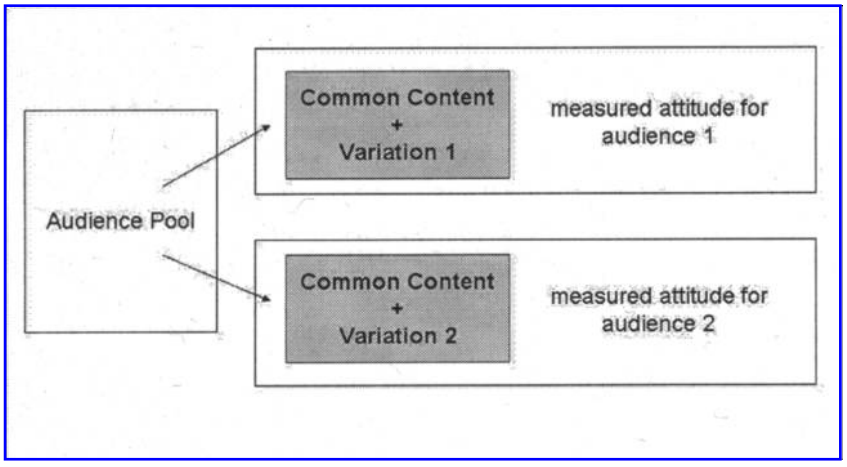


Fig. 50.1: Experiment Examing a Single Message Variation

The solution to this was thought to be a shift in research strategy: away from evaluation of finished works and toward systematic experimental investigation. In this strategy, the basic persuasive goal and much of the content of the persuasive message were controlled, with variation in just one variable of interest (Hovland/Lumsdaine/Sheffield 1949, 7). To improve generalizability, this strategy could be elaborated to involve simultaneous variation of two or more variables.

Both during and after the war, Hovland and his group found opportunities to conduct studies in which alternative versions of messages were prepared, based on deliberate variation in features considered likely to make a difference to persuasion. For example, one important choice a persuader must make is whether to present only arguments supportive of the persuader's own position (known as *'one-sided' argumentation*) or to add discussion of arguments against the persuader's position (*'two-sided' argumentation*). By preparing paired messages varying in 'sidedness' and presenting each message to interchangeable audiences, it became possible to say not only whether each message met its persuasive goals, but also to judge whether the one-sided or the two-sided presentation was more effective in persuading.

In the post-war period, this research strategy was widely imitated with very little improvement on Hovland's original pattern. In the simplest form of this strategy, shown in Figure 50.1, audiences formed randomly from a common pool are presented one of two alternative experimental treatments, with the treatments consisting of controlled variations on a core set of content. Differences in audience response to the two contrasting messages are taken as registers of the effect of the differing treatments, that is, as registers of the effect of the strategy that produced the two contrasting messages. The experimental design can be made more complex through adding measurement of attitudes before the treatments as well as after, by adding additional treatments (for example, by presenting three alternative strategies instead of two), by adding additional treatment factors (for example, by combining variations in evidence with variations in argument sidedness), by adding audience factors (for example, by dividing the randomly formed audiences into subsets based on educational level), etc. In all of these more complex designs, one sample of which is illustrated in Figure 50.2, what remains constant is that there is a common core of treatment content that is intended to be the same for

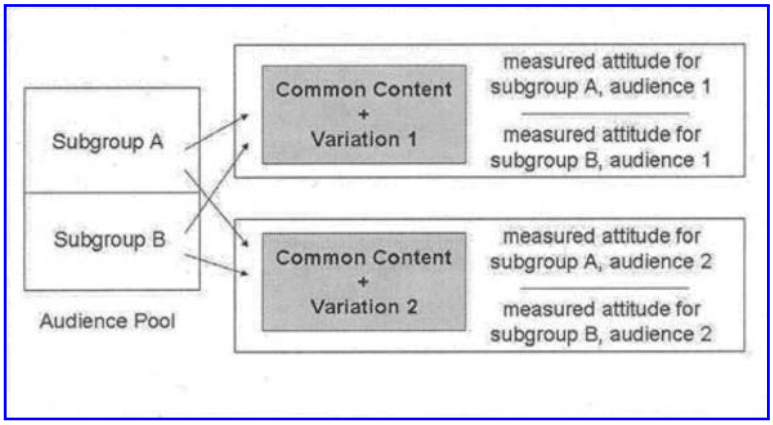


Fig. 50.2: Experiment Combining Message and Audience Variations

all audiences, and in this common core many additional influences on response are held constant for all audiences. Every important dimension of persuasive strategy held constant among treatments is considered a limiting condition for a conclusion drawn about the dimension or dimensions that vary.

Hovland and his colleagues expected that explanations for persuasive effects would ultimately require looking at many message and audience variables simultaneously. Messages differing in sidedness do not have the same consequences for all members of the audience, for example, and thus it may be necessary to differentiate situations according to whether the audience members are initially favorable or unfavorable to the persuader's goal, or to whether the audience members are well or poorly informed. It may be that in addition to sidedness, a determining factor in effectiveness is whether refutational material (the material that makes a message two-sided) occurs before or after the basic supportive material. As Hovland/Lumsdaine/Sheffield (1949, 8) put it, "the type of research that will probably result in the broadest generalizations for the field of educational films and related media is research studying the controlled variation of several variables in combination. The qualifications on the generalizations are thus determined, and generalizations may be stated in the form: *Under condition A, result 1 is obtained, whereas under condition B, result 2 is obtained.*"

What Hovland appears to have expected is that the elaboration of this model would involve adding dimensions of variation one by one, with message composition involving choices made in combination: whether to present one side or two; whether to depend on arousing fear, and if so, how extremely to present the threat; and so on through many additional variables. Hovland/Janis/Kelley (1953, 2 ff.) described just such a program of work, aimed at building a theory of persuasive effects through basic (that is, non-applied) research on significant strategic variations among messages.

As recounted by McGuire (1996, 54 f.), Hovland himself soon turned his attention to other research topics, but Hovland's associates were joined by many other research groups in further exploration of persuasive message effects. Some of these explorations extended the program envisioned by Hovland, either replicating the original experiments with new topics and audiences, or searching for additional factors that could support conditional generalizations. Other explorations were motivated by competing theories of attitude change, leading to the introduction of additional source, message, and receiver variables.

1.2. Dealing with the data blitz

Within a few decades, many hundreds of individual studies had accumulated on a wide range of persuasive message variables. These included the variables that first drew the attention of the Yale group but also many other variables suggested by theories of attitude change. This made for a voluminous literature containing masses of data on hundreds of individual research topics.

Despite the data blitz, surprisingly little progress was made in discovering new message characteristics that reliably contribute to persuasive effectiveness. In part, this was because much was already known about the value of broad classes of persuasive strategies. Research done to test longstanding principles did not often contradict them. But additionally, empirical evaluation simply did not provide the clarity of demonstration expected from the new scientific rhetoric. Instead, over many studies, the diversity of

findings made obvious that no one study could be considered dependable as a source of advice on message design.

For example, by the early 1980s, dozens of experiments had been reported on the contributions of fear appeals to message effectiveness, dozens more on the contributions of argument sidedness, etc. Within each of these lines of inquiry, a strategy sometimes contributed to effectiveness and other times detracted from it. Efforts to synthesize whole lines of research tended to treat every difference in findings as requiring another experiment to resolve the difference-producing yet another finding that differed from all others.

In a controversial critique of the underlying logic of message effects research, Jackson/Jacobs (1983, 171 f.) pointed out that the basic research strategy (manipulating one or a few strategic dimensions within the context of one controlled core of content) could not be expected to produce reliable generalizations about strategies. Theoretical interest centers on abstract qualities of messages that can never be studied without embodying them in actual texts, but no one text (or pair of contrasting texts) can adequately represent the abstract quality of interest.

The research procedures modeled on Hovland's original studies encouraged the view that any valid experimental message set counted as a presentation of the contrasting *strategies* under some set of partially specified limiting conditions. But this assumption, once made explicit, simply lacks plausibility. For example, it cannot be the case that two-sidedness always has the same advantage regardless of persuasive goal, nor can it be the case that all of the factors that amplify or reduce the advantage of two-sidedness can ever be specified. Put in statistical terms, Jackson/Jacobs argued that the message-construction tasks to which any strategy could be applied constitute a source of randomness in the size of the strategy's effect. Although the Yale group's standard experimental design can be greatly improved simply by incorporating multiple message sets as replications of the strategic contrast in all experiments, the most important implication of the critique was the change in thinking about what to expect as an effect of a strategy (Jackson 1992, 46; Brashers/Jackson 1999, 468 ff.).

Others were grappling with the same problem in other ways. To handle the problem of interpreting large bodies of findings on a single question, researchers began employing quantitative meta-analysis, a way of averaging effects across many individual studies. For example, Boster/Mongeau (1984, 345 f.) reviewed several dozen independent experiments on various effects of fear-arousing persuasive messages, calculating a measure of the size of each effect for each experiment and averaging the results. Suspected limiting conditions can be tested within such an approach by classifying experiments on the status of the limiting condition and calculating average effects within each subset.

Many similar analyses appeared very rapidly on a wide range of specific topics: effects of argument sidedness (Allen 1991, 384; O'Keefe 1999a, 220 ff.), effects of distraction during persuasion (Buller 1986, 98 ff.; Buller/Hall 1998, 155 f.), effects of conclusion explicitness (Cruz 1998, 217 f.; O'Keefe 1998, 66 f.), effectiveness of sequential request strategies (Dillard/Hunter/Burgoon 1984, 467 ff.), effects of language intensity (Hamilton/Hunter 1998, 99 f.), effects of supporting information (Stiff 1986, 84 f.) and many others, including a collection of individual studies gathered into a volume titled Persuasion: Advances Through Meta-Analysis (Allen/Preiss 1998, 53 ff.).

The early expectation that different results would ultimately be reconciled through studying all variables in combination was never fulfilled. Instead, variation of results from study to study was reinterpreted as evidence of the actual practical variability in

the advantage any strategy might have on any occasion of its use. The idea of a knowable effect for each strategy gave way to the idea of a distribution of effect sizes, varying unpredictably from one situation to another. This point has been argued especially convincingly by O'Keefe (1999b, 89 ff.), using meta-analysis findings from many lines of research to show that most strategy variables do have a rather large range of effects.

The problem of synthesizing many individual experiments into a coherent set of generalizations thus evolved, within just about a decade, from a problem of untangling the (knowable) effects of one variable from the (knowable) effects of all others, into a problem of describing a range of possible outcomes that could be expected from the application of any strategy to a new situation. Together, the methodological critique of studies following the Yale group prototype and the emergence of quantitative meta-analysis gave rise to a new way of thinking in which strategies do not themselves have effects but rather generate messages that benefit (or suffer) from the strategy, within some range of effects. In practical terms, this means that the general effect of a strategy may be to give advantage when adopted as a routine practice, but that the specific effect of the strategy in any substantive context can only be known by measuring its effect in that case.

1.3. Accounting for audience

Being able to draw a relatively clear conclusion about any one message variable is still some distance from a coherent account of persuasion. There is strong evidence, for example, that quality factors such as evidence and argument structure add to effectiveness, but also that audiences are often swayed by factors that have no natural connection to argument quality (Eagly/Chaiken 1993, 295 f.). Some lines of research appear to warrant an approach to message design based on something like analysis of issues within a domain, while others appear to warrant an approach to message design based on incorporation of domain − independent devices that are known to sway audiences − such as use of endorsements by likable sources.

To handle the problem of building coherent theory around such divergent findings, researchers began promoting special theories of message processing that described audience contributions to the outcome of any persuasive effort. Noting that audiences do not always pay systematic attention to the quality of message contents, researchers began searching for coherent ways of handling the many cases in which audiences seem to process messages heuristically by searching for factors that determine whether audiences will invest the effort needed for systematic processing (Chaiken 1980, 753; Eagly/Chaiken 1993, 333).

A related body of theorizing that has stimulated considerable research on message effects is the elaboration likelihood model proposed by Petty/Cacioppo (1981, 262 ff.). The central premise of the elaboration likelihood model is that there are two 'routes' to persuasion and that the effect of any message depends not only on its composition, but also on the audience's approach to the processing of the message. An audience might engage in active weighing of arguments and evidence (known as the *central route to persuasion*); alternatively, the audience might respond superficially on the basis of readily available cues (known as the *peripheral route to persuasion*). As Petty/Cacioppo (1981, 263) point out: "Most of the messages that we receive, in fact, are on issues that are relatively trivial, and it is not worth our time and energy to scrutinize them carefully."

But superficial assessment of these messages, while often enough to produce a rapid change of attitude, is not likely to produce enduring attitude change. Messages that produce attitude change through the central route of careful scrutiny are more likely to have enduring effects. Of course, careful scrutiny may also reveal weakness in the quality of argumentation in the message, so it does not follow that high levels of scrutiny always result in persuasion.

One way to gauge whether audiences are engaged in central processing is to have them write down what they are thinking about during the presentation of a message; classifying and counting the number of message-relevant thoughts can be used to measure the degree to which audience members are engaged in elaboration. Thought-listing tasks (described briefly but clearly by Eagly/Chaiken 1993, 281) have played a critical role in the development of the major theoretical explorations of cognitive response to messages.

While weakening the expectation that objective message characteristics alone determine audience response, the elaboration likelihood model rekindled interest in experimentation on message effects, now with audience tendency to elaborate as limiting factors and with various cues considered as influences under conditions of low elaboration. Certain message features were theorized to add persuasiveness under conditions of high elaboration or under conditions of low elaboration, and experiments crossing message variables with audience variables became paradigmatic. For example, Petty/Cacioppo (1979, 1917) presented messages contrasting not only in the position advocated, but also in the degree to which the change advocated in the message would affect audience members personally (requiring altogether four audiences).

1.4. The missing message

The elaboration likelihood model and similar formulations provide coherent accounts of how and when particular strategic variations make a difference to effectiveness. They do not, however, return the result originally expected from message effects research: a scientific rhetoric in which message design would be guided by known relationships between message features and message effects. The missing piece in the elaboration likelihood model and all other similar formulations was a strategy for generating actual message content: that is, actual arguments and appeals. Strategic advice to persuaders simply does not follow directly from empirical generalizations about message processing.

To understand the gap between the scientific claims of message effects research and a usable system for generating actual arguments and appeals, consider the differences among empirical generalization, practical prescription, and strategic advice, illustrated in (1)−(3) below for the issue of argument sidedness:

(1) Two-sided arguments are more effective than one-sided arguments.
(2) Use two-sided arguments.
(3) Learn your audience's objections and develop answers for each one.

Prescribing the use of two-sided arguments (2) is a very natural outcome of discovering that two-sided arguments are more effective than one-sided arguments (1). But knowing what substantive content to incorporate in a message to achieve two-sidedness is a nontrivial further step, requiring (3).

Consider, for example, how a persuader might take the body of message effects research and use it to develop persuasive messages about health (promoting smoking cessation, exercise, regular medical examinations, or any other similar topic). Tested against these genuinely difficult persuasive tasks, the sorts of variables prominent within the message effects research tradition are helpful, but only when bolstered by considerable additional information. In applied areas of this kind, success in message generation appears to require analysis of specific audience beliefs and of the relationship of these beliefs to behavior. A very different tradition of persuasive effects research has thus developed in health communication, much of which is concerned not with message devices but with identification of the beliefs most closely predictive of specific behaviors.

As O'Keefe (2002, 155 ff.) has pointed out, the elaboration likelihood model explains when and how high quality message content, including two-sided argumentation, will be persuasive, but it does not offer a useful framework for thinking about message content − and hence does not offer much guidance on message design.

The search for message design characteristics that can be applied to any content has not produced the dramatic improvements in knowledge about persuasion expected by its early proponents. Writings from as recently as the 1960s reflect an expectation that the result of experiments on persuasive message effects would be an empirically-grounded alternative to Aristotle: an improvement on Aristotle's rhetoric, but of fundamentally the same theoretical form. This is not what happened. Instead, the real advances in both theory and practice have come from the incorporation of social scientific methods into the process of rhetorical invention itself. In other words, the vision of scientific rhetoric as a set of empirically grounded principles for message composition has been succeeded by a system of rhetoric built on the use of social scientific methods to aid in planning persuasive messages and campaigns − for example, in carrying out the instruction in (3) above, to "Learn your audience's objections."

2. Technology of message design

Message effects research started as an effort to evaluate the effectiveness of specific messages and evolved into a search for strategic variables that could be applied to new message construction tasks. Its scientific methods (tools for modeling attitudes, tools for measuring responses, and tools for manipulating message design features) were created to make experiments possible, not to make persuasion possible. However, the methods have at least equally practical significance in developing persuasive messages and campaigns. Whether for good or ill, these methods have become part of contemporary communication practice, and they demand attention from any contemporary view of rhetoric.

Two major classes of innovation can be claimed, one relating to anticipation of audience response and the other relating to message targeting through explicit modeling of change in belief, attitude, and behavior.

2.1. Anticipating audience response

Adapting a message to the particular audience has been a central principle of rhetoric from antiquity. What message effects research contributes to this principle is a body of

practical knowledge and technique for anticipating how audiences will react to a message, especially in mass communication settings where the persuader does not interact directly with the audience. The early stages of message effects research were quite naïve in their assumptions about audiences and sought rules linking persuasive tactics to readily discoverable audience characteristics such as educational level – just as they sought rules linking discrete message features to outcomes. However, these relatively naïve views gave way rapidly to a recognition that audiences are composed of individual thinkers who make individual decisions about how closely to attend, and whose attention consists somehow of thoughts that connect the message to their own knowledge, beliefs, and objectives. Besides bringing substantive beliefs to interpretation of any message, audiences process messages in varied ways ranging from heuristics and rules of thumb to deep intellectual engagement.

Importantly, even very homogeneous audiences bring (at least) as many perspectives to the message as there are individuals. Any message will have a variety of effects on an audience, depending on contributions of individual audience members. Cappella/Street (1989, 32 f.) point out that it is the receiver's mental model of the message, not the features of the message itself, that most directly affect response. This means, as with interpretation of all language use, that a speaker contributes only part of the material from which a hearer constructs meaning. Understanding that fact about communication is relevant to persuaders, but its importance is in underscoring that prospective persuaders should look for something more from a scientific rhetoric than simple compositional rules. In particular, persuaders should look for the tools needed to form a detailed analysis of the audience, with all of the diversity of perspectives brought by individuals.

One practical lesson from message effects research is that the reactions of sample audience members can be used to anticipate the likely reactions of other audiences, and they can also be used to tune the message more effectively to these other audiences. For example, having a test audience write down thoughts during the presentation of a message is a simple and effective way to anticipate counterarguments that real audiences are likely to raise.

Whether audiences respond to superficial cues (reasoning heuristically) or to details of reasoning and evidence (reasoning systematically), a persuader gains advantage from knowing empirically what they notice about the message. Thus, even in the absence of a developed theory of argument quality, the research procedures associated with the elaboration likelihood model offer real help in anticipating and adjusting to likely audience reactions.

2.2. Modeling change

Knowing how an audience will react to the content of a message is not quite the same as knowing how well the message will succeed in its persuasive aims. For example, testing of a message with a representative audience may reveal that most people's attention is focused not on the arguments but on the source. What that will mean for acceptance of the message conclusions, and especially for acting in accord with those conclusions, is another matter. To predict the practical consequence of a persuasive message requires a model of how attitudes and behavior change.

Certain ways of modeling the audience lend themselves especially well to targeting of a message to a specific persuasive goal. One of the most influential of such models is the theory of reasoned action, originally known as the expectancy-value model (Fishbein/Ajzen 1975, 222). Behavior, according to Fishbein/Ajzen (1975, 335 ff.), is most directly predicted by intention, which is in turn composed from value-weighted beliefs about the outcomes of a specific type of behavior and social norms concerning the behavior. Behavior is not completely determined by intention, because an individual may lack the ability to perform the intended behavior or may face situational constraints on the behavior (Fishbein/Yzer 2003, 167). But to design an effective persuasive campaign using this theory, a persuader must first know the specific beliefs and norms that contribute importantly to an intention, and beyond that, the persuader must be able to model what will happen to the targeted intention or behavior if one of these beliefs or norms can be changed.

The heart of the theory of reasoned action is a mathematical formalism that describes how individual beliefs and norms combine into an overall direction of intention (Fishbein/Ajzen 1975, 301 f.):

$$I = A_B(w_1) + SN\,(w_2)$$

I is the intention to perform the behavior. A_B is the attitude toward the behavior, theorized to be a composite of values attached to individual beliefs about consequences of the behavior. Any belief has both a strength and an evaluation, and when these are represented numerically, they form products that can be summed over all of the n beliefs the person holds about the behavior:

$$A_B = \Sigma\, b_i e_i \quad \text{for} \quad i = (1, 2, ..., n)$$

SN represents a similar composite of a special set of beliefs known as social norms, each of which has a numerically measured strength and a numerically measured 'motivation to comply'.

$$SN = \Sigma\, b_i m_i \quad \text{for} \quad i = (1, 2, ..., n)$$

A_B and SN are not equal influences, but weighted influences; w_1 and w_2 are factors reflecting which set of beliefs more strongly determine intentions for a given individual.

The theory specifies a limited number of factors that can influence intention, and hence behavior: the salience of a belief (which determines whether it enters the equation at all), the strength of a belief, and the evaluation attached to a belief (all of which can be altered through persuasive messages); the salience of a norm, the valence of the norm, and the individual's susceptibility to the norm; and the relative weight an individual gives to personal beliefs versus social norms. The strength of relationship between intention and behavior can sometimes be altered through persuasion (that is, making intention more strongly predictive of behavior), but behavior may also be constrained by situational limitations that the audience cannot overcome regardless of intentions.

The theory of reasoned action does not include a set of message composition principles. What it offers to the persuader is a way to judge in any situation and with any audience what should be targeted for change, to uncover specific beliefs that have the

capacity to bring about the change, and to model the overall effect (say on behavior) that can be expected from a successful attack on or defense of a component belief. Having defined a goal such as getting the audience to walk twice a week, the persuader's work plan involves finding beliefs correlated with the intention to walk, modeling how much change in behavior would result from a given change in one of those beliefs, and then devising an argument capable of bringing about that change (Fishbein/Yzer 2003, 172 ff.).

The theory of reasoned action and its associated measurement and modeling techniques can yield very specific guidance on building successful messages and campaigns. For example, the theory predicts that *trying and failing* to change a belief (about the outcomes of a behavior) may actually have effects opposite to the persuader's goal, by increasing the salience of a belief weighing against the goal. On the other hand, the fact that a belief is already held by a majority of the audience does not mean that it is pointless to target it in a message; careful modeling may show persuasive potential in the targeting of beliefs already held but at less than full strength.

3. Concluding assessment

The promise of a new scientific rhetoric has been partly fulfilled, but not in the way people expected sixty years ago. The overall yield of rhetorical advice from message effects research has not been trivial, but neither has it been a dramatic improvement over pre-Hovland treatments of rhetoric.

A relatively small number of message construction principles have been discovered through message effects research. Much of the experimental message effects research has simply confirmed what persuaders have known for many centuries about broad classes of rhetorical techniques.

For the key rhetorical task of message construction, the most significant practical contribution of message effects research may well be the growing set of social scientific procedures that have become part of the process of developing persuasive campaigns. In the design of major public health campaigns, social science methods are used to analyze the audience, to help generate the campaign content, to assess effectiveness, and sometimes to do predictive modeling of outcomes.

Very good syntheses of research-based advice to persuaders can be found in recent writings, reflecting the contrasting roles played by generalizations about message effects and by the technology of message design. Atkin (2002, 35 f.) describes how a combination of generalizations from accumulated research and 'homework' done on the specific situation cooperate in effective campaign design. He points out, for example, that in the design of campaigns to combat substance abuse, it is not usually adequate to stress the negative consequences of substance abuse, but also advisable to try to rebut common beliefs about positive consequences (Atkin 2002, 43 f.), implementing a strategy of two-sidedness. But this requires that the designer know the beliefs held by the audience and the role these beliefs play in determining behavior, facts that can only be learned through careful data gathering and analysis.

In short, early message effects researchers expected to discover generalizations about what message features would improve persuasive outcomes. But what they accomplished

for a scientific rhetoric was the invention of a set of techniques for investigating audience attitudes, identifying promising targets for change, modeling the likely outcomes of alternative strategies, and measuring outcomes in terms of attitude and behavior change.

Wartella/Stout (2002, 27 f.) characterize the approach to campaign design made possible by these advances as a "social marketing approach" based on understanding audiences and generating audience-tailored content. They also note that this approach tends to be campaign-specific and that it "leads to noncumulative findings about the process even when it works" (Wartella/Stout 2002, 31). The fact that even well-supported generalizations about specific strategies recognize substantial effect variability (O'Keefe 1999b, 95) means that for any persuader, the most reliable route to an effective strategy is not to follow a set of message construction rules but rather to follow a data-intensive work plan focused on the audience and the substantive topic.

If the actual empirical discoveries of Hovland and his associates and successors have had relatively limited significance for theoretical understanding of rhetoric, their methods have had profound influence on contemporary rhetorical practice. This influence is felt most directly in the growth of a technology of persuasive message design that should itself be an object of interest within the study of rhetoric.

4. Selected bibliography

Allen, Mike (1991): Meta-Analysis Comparing the Persuasiveness of One-Sided and Two-Sided Messages. In: Western Journal of Communication 55, 390–404.

Allen, Mike/Raymond W. Preiss (eds.) (1998): Persuasion: Advances through Meta-Analysis. Cresskill, NJ.

Atkin, Charles (2002): Promising Strategies for Media Health Campaigns. In: William D. Crano/Michael Burgoon (eds.): Mass Media and Drug Prevention: Classic and Contemporary Theories and Research. Mahwah, NJ, 35–64.

Boster, Franklin L./Paul Mongeau (1984): Fear-Arousing Persuasive Messages. In: Communication Yearbook 8, 330–375.

Bowers, John Waite (1968): The Pre-Scientific Function of Rhetorical Critism. In: Thomas R. Nilsen (ed.): Essays on Rhetorical Criticism. New York, 126–145.

Brashers, Dale E./Sally Jackson (1999): Changing Conceptions of "Message Effects": A 24-Year Overview. In: Human Communication Research 25, 457–477.

Buller, David B. (1986): Distraction During Persuasive Communication: A Meta-Analytic Review. In: Communication Monographs 53, 91–114.

Buller, David B./John R. Hall (1998): The Effects of Distraction During Persuasion. In: Allen/Preiss (1998), 155–174.

Cappella, Joseph N./Richard L. Street (1989): Message Effects: Theory and Research on Mental Models of Messages. In: James J. Bradac (ed.): Message Effects in Communication Science. Thousand Oaks, CA, 52–72.

Chaiken, Shelley (1980): Heuristic versus Systematic Information Processing and the Use of Source versus Message Cues in Persuasion. In: Journal of Personality and Social Psychology 39, 1387–1397.

Cruz, Michael G. (1998): Explicit and Implicit Conclusions in Persuasive Messages. In: Allen/Preiss (1998), 217–230.

Dillard, James P./John E. Hunter/Michael Burgoon (1984): Sequential-request persuasive strategies: Meta-analysis of foot-in-the-door and door-in-the-face. In: Human Communication Research 10, 461–488.

Eagly, A. H./Shelley Chaiken (1993): The Psychology of Attitudes. Fort Worth, TX.
Fishbein, Martin/Icek Ajzen (1975): Belief, Attitude, Intention, and Behavior: An Introduction to Theory and Research. Reading, MA.
Fishbein, Martin/Marco C. Yzer (2003): Using Theory to Design Effective Health Behavior Interventions. In: Communication Theory, 13, 164–183.
Hamilton, Mark A./John E. Hunter (1998): The Effect of Language Intensity on Receiver Evaluations of Message, Source, and Topic. In: Allen/Preiss (1998), 99–138.
Hovland, Carl I./Arthur A. Lumsdaine/Fred D. Sheffield (1949): Experiments on Mass Communication. New York.
Hovland, Carl I./Irving L. Janis/Harold H. Kelley (1953): Communication and Persuasion: Psychological Studies of Opinion Change. New Haven, NJ.
Jackson, Sally (1992): Message Effects Research: Principles of Design and Analysis. New York.
Jackson, Sally/Scott Jacobs (1983): Generalizing about Messages: Suggestions for the Design and Analysis of Experiments. In: Human Communication Research 9, 169–181.
Maccoby, Nathan (1963): The New 'Scientific' Rhetoric. In: Wilbur Schramm (ed.): The Science of Human Communication. New York, 41–53.
McGuire, William J. (1996): The Yale Communication and Attitude-Change Program in the 1950s. In: Everette E. Dennis/Ellen Wartella (eds.): American Communication Research – The Remembered History. Mahwah, NJ, 39–59.
O'Keefe, Daniel J. (1998): Justification Explicitness and Persuasive Effect: A Meta-Analytic Review of the Effects of Varying Support Articulation in Persuasive Messages. In: Argumentation and Advocacy 35, 61–75.
O'Keefe, Daniel J. (1999a): How to Handle Opposing Arguments in Persuasive Messages: A Meta-Analytic Review of the Effects of One-Sided and Two-Sided Messages. In: Communication Yearbook 22, 209–249.
O'Keefe, Daniel J. (1999b): Variability of Persuasive Message Effects: Meta-Analytic Evidence and Implications. In: Document Design 1, 87–97.
O'Keefe, Daniel J. (2002): Persuasion: Theory & Research. 2nd ed. Thousand Oaks, CA.
Petty, Richard E./John T. Cacioppo (1979): Issue Involvement Can Increase or Decrease Persuasion by Enhancing Message-Relevant Cognitive Responses. In: Journal of Personality and Social Psychology 37, 1915–1926.
Petty, Richard E./John T. Cacioppo (1981): Attitudes and Persuasion: Classic and Contemporary Approaches. Dubuque, IA.
Rogers, Everett M. (1994): A History of Communication Study: A Biographical Approach. New York.
Schramm, Wilbur (1997): The Beginnings of Communication Study in America: A Personal Memoir. Thousand Oaks, CA.
Stiff, James B. (1986): Cognitive Processing of Persuasive Message Cues: A Meta-Analytic Review of the Effects of Supporting Information on Attitudes. In: Communication Monographs 53, 75–89.
Thompson, Wayne N. (1963): A Conservative View of a Progressive Rhetoric. In: Quarterly Journal of Speeech 49, 1–7.
Wartella, Ellen/Patricia A. Stout (2002): The Evolution of Mass Media and Health Persuasion Models. In: William D. Crano/Michael Burgoon (eds.), Mass Media and Drug Prevention: Classic and Contemporary Theories and Research. Mahwah, NJ, 19–34.

Sally Jackson, Tucson, Arizona (USA)

51. Anthropologische Rhetorik

1. Homo rhetoricus: Zur Definition einer neuen Disziplin
2. Die philosophische Fundamentalrhetorik
3. Oratorzentrische Theorien des Menschen
4. Neosophistische Ansätze
5. Rhetorische Metakritik
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Anthropological rhetoric understands man in his cultural environment as a "rhetorical being". As anthropology of the homo rhetoricus*, it continues, on the one hand, the modern philosophical rehabilitation of rhetoric in Nietzsche, Heidegger, Gadamer and Blumenberg. On the other hand, it applies the still not exhausted explanatory potential of both classical and modern rhetorical theories. As a young systematic discipline, anthropological rhetoric has established itself only in recent years – mainly in German-speaking countries – in form of a specific rhetoric that teaches humans. Since its emergence, the discipline has already developed several, partly complementary and contradictory theoretical approaches. By now, three main lines of research can be distinguished: (1) the philosophical fundamental rhetoric of Peter L. Oesterreich; (2) the orator-centric theoretical approaches of Joachim Knape and Franz-Hubert Robling; and (3) the neosophistic positions of Josef Kopperschmidt and Norbert Bolz.*

1. Homo rhetoricus: Zur Definition einer neuen Disziplin

Die *Anthropologische Rhetorik* begreift den Menschen in seiner kulturellen Lebenswelt als rhetorisches Wesen. Als *Homo-rhetoricus-Anthropologie* schließt sie sich einerseits an die moderne philosophische Rehabilitierung des Rhetorischen bei Nietzsche (vgl. Kopperschmidt/Schanze 1994), Heidegger (Oesterreich 2003b; Zantwijk 2003; Knape/Schirren 2006), Gadamer (Grondin 2001) und Blumenberg (Kopperschmidt 2000a) an und bedient sich andererseits des bisher unausgeschöpften Erklärungspotentials klassischer und moderner Rhetoriktheorien. Als neue systematische Disziplin hat sich die *Anthropologische Rhetorik* als spezifisch rhetorische Lehre vom Menschen erst in den letzten Jahren vorwiegend im deutschsprachigen Raum etabliert und bereits eine ganze Reihe teils komplementärer, teils kontroverser Theorieansätze hervorgebracht (Kopperschmidt 2003; Robling 2004). Dabei lassen sich bisher drei hauptsächliche Forschungsrichtungen unterscheiden: erstens die der *philosophischen Fundamentalrhetorik*; zweitens die der *oratorzentrischen Theorieansätze*; drittens die der *neosophistischen Positionen*.

2. Die philosophische Fundamentalrhetorik

Die systematische Ausbildung der *Anthropologischen Rhetorik* als eigenständiger philosophischer Disziplin beginnt mit dem Kapitel „Grundzüge fundamentalrhetorischer Anth-

ropologie“ in Peter L. Oesterreichs *Fundamentalrhetorik* (Oesterreich 1990). Die *Fundamentalrhetorik* knüpft an das System der klassischen Rhetorik (Aristoteles, Cicero, Quintilian) an und verbindet sie mit der modernen Rehabilitierung des Rhetorischen in der hermeneutischen Phänomenologie Heideggers und Gadamers. Zunächst ausgehend von dem partikularen Phänomen des Rhetorischen in der lebensweltlichen Öffentlichkeit hat sie sich inzwischen zu einer universalen *Philosophie der Rhetorik* (Oesterreich 2003a) erweitert.

Der philosophische Universalismus der *Fundamentalrhetorik* geht davon aus, dass sich der *Homo rhetoricus* in allen Bereichen der menschlichen Kultur finden lässt. Diese kulturelle Ubiquität und Allgegenwart umfasst nicht nur die rhetorischen Prozesse der individuellen Identitätsbildung, sondern auch die der persuasiven Erfindung politischer, religiöser und ökonomischer Überzeugungsgemeinschaften. Alle Bereiche der menschlichen Kultur, einschließlich der Kunst (Göhner 2000), der Religion und der Philosophie selbst (Oesterreich 2002, 116−135), lassen sich als Werk des *Homo rhetoricus* verstehen. Dabei wird zunehmend auch die subjektive Innenwelt des Menschen, die traditionelle Domäne der scheinbar reinrationalen, rhetorikrepugnanten Bewusstseinsphilosophie, als ein Feld interner Rhetorik und damit als Gegenstand der rhetorischen Rekonstruktion und Kritik (Nienkamp 2001; Oesterreich 2002) erkannt.

Der Universalismus der *philosophischen Fundamentalrhetorik* transzendiert damit heute auch die frühere partikulare Anthropologie Richard A. Lanhams, der die Rolle des *Homo rhetoricus* − in Opposition zu einem vermeintlich arhetorischen, seriösen Menschentypus − auf die Kunstfigur des sophistisch inspirierten und rhetorisch trainierten Menschentypus einschränkt (Lanham 1976, 1 ff.). Dagegen kann es für die *Fundamentalrhetorik*, ausgehend von der These von der prinzipiellen Unhintergehbarkeit und Ubiquität des Rhetorischen in der menschlichen Kultur, keine unrhetorische Seriosität des Menschen geben. Das menschliche Redenkönnen existiert demnach als universales und fundamentales Phänomen bereits vor aller Redekunst. Wie bereits die hermeneutische Phänomenologie Gadamers betont, kann das Redenkönnen als natürliches menschliches Vermögen, ebenso wie das Hören- oder Verstehenkönnen, „auch ohne bewusste Anwendung von Kunstregeln zu voller Ausbildung kommen“ (Gadamer 1977, 152). Die Rhetorik als Kunstform bildet demnach lediglich eine Methodisierung der inartifiziellen persuasiven Rede, der sich die Menschen alltäglich in ihrer Lebenswelt immer schon bedienen. Das anthropologisch universale Grundphänomen des *Rhetorischen* lässt sich daher von den historisch kontingenten Kunstformen der *Rhetorik* (ars rhetorica) unterscheiden.

Die fundamentalrhetorische Behauptung von der anthropologischen Universalität des Rhetorischen impliziert dabei keineswegs die absurde These, dass jeder Mensch per se schon ein versierter und kunstmäßig ausgebildeter Orator sei. Sie vertritt lediglich die Auffassung, dass alle Menschen auch ohne artifizielle Schulung mehr oder minder geschickt verstehen, sich ein eigenes Selbst-, Welt- und Transzendenzverständnis im Element persuasiver Rede anzueignen und darzustellen. Ferner meint *Fundamentalität* in diesem Zusammenhang, dass das Rhetorische nicht eine akzidentelle, sondern ‚die‘ substanzielle Wesensbestimmung des Menschen sei, so dass gesagt werden kann: Die Rede, das ‚ist‘ der Mensch selbst. Der Mensch ist somit in erster Linie ein *Homo rhetoricus*, und weil er dies ist, kann er in vermittelter und zweiter Linie z. B. ein *Homo sociologicus*, *oeconomicus* oder *politicus* sein.

Als systematisch ausgerichtete philosophische Disziplin ist die *Fundamentalrhetorik* nicht in erster Linie an den historisch varianten Redekulturen und Kunstformen der

Rhetorik, sondern primär am allgemeinmenschlichen Phänomen des Rhetorischen interessiert. Aus diesem Interesse heraus befragt sie insbesondere das Kategoriensystem der klassischen Rhetorik auf mögliche Kandidaten für invariante anthropologische Universalien. Dabei führt das universale rhetorische Logos-Prinzip, das sich, von Aristoteles her gesehen, in die persuasive Trias von Pragma, Ethos und Pathos differenzieren lässt, zum Entwurf einer integralen Anthropologie menschlicher Personalität, die, im Unterschied zu reinrationalen Theorien, neben der Sach-, auch die Wert- und Affektbezogenheit des Menschen von vornherein berücksichtigt. Zu eng erscheint allerdings in diesem Zusammenhang Dietmar Tills (2003) von Klaus Dockhorn (1968) inspirierter rein pathozentrischer Begriff Anthropologischer Rhetorik, der seiner Rekonstruktion der Rhetoriktheorie seit 1750 zugrunde liegt. Dagegen bietet die integrale Anthropologie der *Fundamentalrhetorik* auch für die historische Rekonstruktion der impliziten Anthropologie der Rhetoriktradition eine triadisch erweiterte Typologie an. Bereits in der Antike findet sich der logozentrische Typus paradigmatisch bei Aristoteles, der ethozentrische z. B. bei Cicero und der pathozentrische Typus z. B. bei Pseudo-Longin (Oesterreich 2003a, 18 ff.).

In systematischer Hinsicht lässt sich ferner am heuristischen Leitfaden der traditionellen schulrhetorischen Lehre von quinque artes, die die fünf großen rhetorischen Künste der inventio, dispositio, elocutio, memoria und actio umfasst, das universale Redeprinzip auch in dynamischer Hinsicht weiter differenzieren. Diese fünf fundamentalen und universalen Potenzen des Erfinden-, Ordnen-, Gestalten-, Erinnern- und Aufführenkönnens formen als kreative Grundkräfte die kulturelle Lebenswelt des Menschen. Als universalanthropologische Grundkategorien lassen sie sich in historisch modifizierter Weise als Schlüsselkompetenzen in allen Produkten menschlicher Kultur wiederfinden und bilden einen analytischen Schlüssel zur konkreten Erforschung ihrer Epochen, ihrer Handlungsstile und ihrer vielfältigen symbolischen Ordnungen und Interaktionen.

Weitere anthropologische Universalien ergeben sich aus der prinzipiellen Situativität und Weltzugehörigkeit persuasiver Rede. Von daher gehören zur fundamentalrhetorisch interpretierten conditio humana die Momente der sprachlich verfassten Welttopik (Oesterreich 1990, 74−89) und peristatisch angelegten Situiertheit. Die Möglichkeiten und Grenzen überzeugenden Redenkönnens werden demnach zunächst in allen Kulturen durch die in ihrer geschichtlich gewachsenen Sprache angelegten „Typisierungen“ (Schütz/Luckmann 1979, 283) und den in ihr enthaltenen Wissensvorrat bedingt. Darüber hinausgehend konturiert die jeweilige Welttopik die Grenze des innerhalb einer Kultur glaubwürdig Sagbaren bzw. Unsagbaren. Das jeweilige topisch verfasste Weltbild bildet demnach den Horizont, das Reservoir und das Geltungsfundament des überzeugenden Redenkönnens innerhalb einer geschichtlichen Lebenswelt. Erst die angemessene Anknüpfung (decorum/aptum) an dieses jeweils historisch variante, topisch verfasste Hintergrundwissen vermag den einzelnen, binnenkulturellen Redehandlungen ihre sozial verbindliche persuasive Energie, Überzeugungskraft und Akzeptanz zu vermitteln. Im Allgemeinen lassen sich diese Topoi des kulturellen Weltbildes durch vier Hauptmomente charakterisieren (vgl. Bornscheuer 1976, 105): erstens die soziale, habituelle Vorprägung (Habitualität); zweitens die polyvariante Interpretierbarkeit (Potentialität); drittes ihre situativ wirksame Argumentationskraft (Intentionalität); viertens ihre konkretisierende Merkform (Symbolizität). Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die affektive Energie der narrativen und imaginativen Strukturmomente, die den jeweils kulturprägenden Mythen, Theologemen und Hintergrundmetaphern zugrunde liegt. Menschliches Redenkönnen spielt sich zudem auch immer im Horizont konkreter kommunikativer Situatio-

nen ab. Zu den situativen anthropologischen Universalien gehören deshalb auch die allgemeinen Umstände (*circumstantiae*) oder *Peristasen*, die die situativen Handlungsbedingungen des *Homo rhetoricus* ermöglichen und begrenzen (vgl. Oesterreich 1990, 104 ff.). Neben den sachlichen − negotialen, temporalen, lokalen, instrumentalen, modalen und finalen − Umständen wird die Situiertheit des *Homo rhetoricus* vor allem durch die *personalen Peristasen* der oratorischen, klientelischen, alliierten, oppositionellen und dezisionären Partei bestimmt. Damit hebt die Peristasenlehre der *Homo-rhetoricus-Anthropologie* von vornherein die kommunikative, interpersonal und agonal geprägte rhetorische Grundsituation des Menschen hervor.

Ihrem Universalitätsanspruch gemäß untersucht die *philosophische Fundamentalrhetorik* allerdings nicht nur die Außenwelt des gesellschaftlichen Selbstes, sondern auch die Innenwelt des rhetorischen Subjektes. Die fundamentalrhetorische Rekonstruktion der egologischen Innenwelt der neuzeitlichen Bewusstseinsphilosophie begreift dabei auch das Denken (cogitare) als interne, selbstreferentielle und autopersuasive Rhetorik. Dabei vollzieht sie eine „radikale ‚Umkehr' der gängigen Beziehungslogik zwischen Innen und Außen" (Kopperschmidt 2004, 155). Die rhetorische Genese des inneren, eigenen Selbst setzt demnach eine Transformation der externen in die interne Rhetorik voraus, die sich durch die zwei Grundoperationen der peristatischen Umbesetzung und der Enttopisierung beschreiben lässt.

Die peristatische Umbesetzung, die die Innenwelt des *Homo rhetoricus* interior erst entstehen lässt, beruht dabei auf mehreren Substitutionsoperationen, die vor allem die veränderte Lokalität und die personalen Peristasen betrifft. Der sinnlich wahrnehmbare äußere Ort (locus sensibilis), auf dem das gesellschaftliche Selbst rhetorisch interagiert, wird zunächst durch den imaginierten inneren Ort (locus imaginativus) des inneren Selbstgespräches ersetzt. So entsteht ein imaginatives *Forum internum*, das gleichsam die Bühne für die vielfältigen autopersuasiven Prozesse interner Rhetorik darstellt. Zudem werden die personalen peristatischen Positionen, die auf dem externen Forum des gesellschaftlichen Selbstes durch real existierende, fremde Personen besetzt werden − im Sinne einer imaginativen Prosopopöie (fictio personae) −, nun vom oratorischen Ich selbst besetzt. Diese Substitutionsoperationen auf der Ebene der personalen Peristasen lassen dann erst das Reich einer internen Rhetorik entstehen, in dem das Ich im Selbstgespräch die Möglichkeit besitzt, sich allein mit sich zu unterhalten, gegen sich, vor sich und für sich zu reden, sich von sich selbst und seiner Welt zu überzeugen (vgl. Schorno 2004).

Die Grundoperation der peristatischen Umbesetzung bildet allerdings noch keine hinreichende Bedingung für die Genese eines eigenen, authentischen Selbstes. Die rhetorische Innenwelt, die jeder Mensch ausbildet, neigt nämlich dazu, zunächst und zumeist lediglich die topischen Vorgaben, Geltungsansprüche und Rollenvorgaben der Außenwelt in rekombinierter Form widerzuspiegeln. Erst die weitergehende zweite Grundoperation der kritisch-distanzierenden Enttopisierung eröffnet den Weg zur Ausbildung eines authentischen, eigenen Selbst. Diese Enttopisierung, wie sie z. B. im methodischen Zweifel Descartes' in philosophisch stilisierter Form vor Augen tritt, ermöglicht durch die Außerkraftsetzung der äußeren topischen Rahmenbedingungen erst die autopersuasive innere Neuerfindung des Menschen und seiner Welt im Element interner Rhetorik. Die Ausbildung eines authentischen, eigenen Selbst muss zudem als kulturell und individuell kontingent betrachtet werden und bleibt als Aufgabe der *rhetorischen (Selbst-)Kultivierung* und Lebenskunst überlassen. Obwohl sich diese Selbstkultivierung rhetorischer Subjektivität de facto nicht in allen Redekulturen vorfinden lässt, gehört sie doch zu den Entwicklungsmöglichkeiten eines im Menschen angelegten universalen Potentials.

Zu den universalen Potentialen des *Homo rhetoricus* gehört ferner das menschliche Vermögen zur Ausbildung elaborierter, redereflexiver Redekulturen, für die die Grundfigur der *Ironie* typisch ist. Dabei vollzieht schon die frühe tropologische Kulturanthropologie Vicos am Leitfaden der Distinktionen von ingenium und iudicium, Topik und Kritik, die Differenzierung in die ingeniöse, aber naive Welt der antiken Mythologie und den modernen, kritisch-aufgeklärten Zeiten der Reflexion, für die der Tropus der *Ironie* kennzeichnend ist. Giambattista Vicos Lehre von den vier Meistertropen (*Metapher*, *Synekdoche*, *Metonymie* und *Ironie*) hat dann in neuerer Zeit Hayden White zu einer tropologischen Theorie der Historiographie weiterentwickelt (White 1991). Innerhalb dieser tropologischen Kulturanthropologie sind die naiv mythologischen und traditionalen Welten durch identifizierende Similaritätstropen wie Metapher, Synekdoche und Metonymie präformiert. Dagegen zeichnen sich die kritischen, redereflexiven, pluralistischen Welten der Moderne durch den distanzierenden Oppositionstropus der *Ironie* aus (Oesterreich 1990, 132 ff.). Durchgängige *Ironie* kann deshalb als Grundfigur der Moderne und ihrer Varianten und postmodernen Potenzierungsformen gelten. Allerdings steht die potenzierte Moderne wiederum − wie bereits Friedrich Schlegel gesehen hat − in der Gefahr eines infiniten ironischen Regresses, der dazu neigt, in einen neuen, unironischen Ernst neomythischer Weltbilder umzuschlagen.

3. Oratorzentrische Theorien des Menschen

In kritischer Auseinandersetzung mit der *philosophischen Fundamentalrhetorik* Oesterreichs (Knape 2000, 65 ff.; Robling 2000) hat die Allgemeine Rhetorik der Tübinger Schule zwei jeweils oratorzentrisch modifizierte Varianten *Anthropologischer Rhetorik* entwickelt: die allgemeine Rhetoriktheorie Joachim Knapes (Knape 2000) und die rhetorische Kulturanthropologie Franz-Hubert Roblings (Robling 2003; 2004). Beide Autoren knüpfen vor allem an die klassische römische Rhetoriktheorie Ciceros und die von ihr ausgehende schulrhetorische Tradition an, in deren Zentrum die Oratorrolle steht. Davon ausgehend, entwickeln sie jeweils eine Theorie rhetorischer Subjektivität, in der die Person, der Wille und die bestimmende persuasive Energie des Redners hervorgehoben werden.

Aus der Perspektive der *Allgemeinen Rhetorik* skizziert Knape eine eigene, sub specie oratoris formulierte Variante *Anthropologischer Rhetorik*, die er ebenfalls mit dem Titel *Fundamentalrhetorik* versieht und als Teilaspekt einer allgemeinen Rhetoriktheorie auffasst, wobei Rhetorik als „spezielle Kommunikationstheorie" (Knape 2000, 65 ff.) aufgefasst wird. Indem sie derart den Orator als dominierendes Subjekt rhetorisch-strategischer Kommunikation zum archimedischen Punkt ihrer Theoriebildung erhebt, verbindet sie die antike Idee der rhetorischen Oratordominanz mit der neuzeitlichen Subjektphilosophie. Damit verteidigt Knape auf rhetoriktheoretischer Basis die Ansprüche des Subjektes auf Autonomie, Freiheit und Selbstbezüglichkeit gegen den vermeintlichen Verlust oratorischer Autorschaft und Souveränität in den modernen Kommunikationstheorien, dem Poststrukturalismus und der Systemtheorie Luhmanns.

Ausgehend von dieser zentralen Oratorperspektive grenzt Knape die spezifisch rhetorische Kommunikation auf das Feld kalkulierter, strategischer „Persuasionsoperationen" (Knape 2003, 874) ein, die den mentalen Widerstand des Rezipienten überwinden und

gemäß des *Metabolie-Prinzips* (vgl. Knape 2000, 34) einen Meinungs- oder Einstellungswechsel des Rezipienten bewirken. Dieser präzise, aber auch enggefasste Persuasionsbegriff schließt ausdrücklich alle unbewussten, ritualisierten, unkalkulierten und nichtstrategischen Formen der Kommunikation aus dem Bereich des Rhetorischen aus. Die kommunikativen Prozesse, die auf keinen Standpunktwechsel, sondern lediglich auf eine regenerative topische Standpunktbestärkung innerhalb einer kulturellen Lebenswelt zielen, werden unter dem Begriff der *Systase* (‚Bindungserzeugung') subsummiert. Vor dem Hintergrund dieses enggefassten Persuasions- und Rhetorikbegriffes entwirft Knape keine universale, sondern eine streng kommunikationstheoretisch ausgerichtete sektorale Anthropologie, die sich auf den *Homo rhetoricus* im konkreten Modus des strategischen Kommunikators spezialisiert.

Den Ausgangspunkt der spezifisch rhetorischen Kommunikation bildet für Knape dabei jeweils eine feste, innere, subjektive Gewissheit des Orators, die seine Redehandlung motiviert. „Rhetorik setzt ein, wenn der Vorsprecher sein Zertum, als eine Überzeugung irgendwelcher Art, willenskräftig im *Ego autem dico* zum Ausdruck bringt" (Knape 2000, 79). Als Vorsprecher steht der Orator in einer mentalen Differenz zu den Meinungen und Einstellungen seiner Kommunikationspartner, die ihm gegenüber die Rolle von noch unentschiedenen, zweifelnden Nachsprechern einnehmen. In dieser asymmetrischen − durch die klassische Certum-dubium-Differenz gekennzeichneten − rhetorischen Grundsituation versucht jeweils der Orator als Vorsprecher seine Kommunikationspartner, die lediglich die Rolle von Nachsprechern einnehmen, von seinem Zertum zu überzeugen und so situativ seine persuasive Intention strategisch durchzusetzen und zu behaupten. „Rhetorik ist für ihn der Versuch, unter den determinierenden Bedingungen der Welt durch Ausagieren kommunikativer Handlungsmacht wenigstens für einen Moment informationelle Souveränität zu erlangen" (Knape 2000, 76).

Aufgrund dieser präsupponierten Vorsprecher-Nachsprecher-Asymmetrie gehören alle Formen symmetrischer Kommunikation nach Knape nicht in den Bereich spezifisch rhetorischer Kommunikation. Insbesondere gehören alle Konzepte so genannter *idealer Kommunikationsgemeinschaften*, in der alle Beteiligten als Mitsprecher auftreten, ohne von vornherein dezidiert ein bestimmtes Zertum zu vertreten und eine konsensorientierte, thematische und methodische Offenheit zu akzeptieren, bestenfalls in die Latenzphase des Rhetorischen.

Allerdings nimmt der Orator als strategischer Kommunikator aufgrund des situativen Widerstandes eines feindlichen Publikums oder infolge der Gegenbearbeitung durch die Oratorkonkurrenz in der Regel nicht die Position des allein Situationsmächtigen ein. Besonders in demokratisch organisierten politischen Lebenswelten ist aufgrund des allgemeinen Zugangs zur Oratorrolle zudem mit einer permanenten Rotation der oratorischen Rolle zwischen den Kommunikationspartnern zu rechnen. Der Topos der Zusammengehörigkeit von Rhetorik und Demokratie wird in diesem Zusammenhang von Knape auf anthropologischer Basis erneuert. „Anthropologisch gesehen kann jeder Mensch von der Rolle des Mitsprechers in die des Nachsprechers oder in die des Vorsprechers wechseln" (Knape 2000, 81).

Zur rhetorischen Kompetenz dieser in allen Menschen angelegten Oratorrolle gehört auch die schon von der klassischen Circumstantiae-Lehre und der Aptum-Regel vorgezeichnete heuristisch-inventorische Befähigung zur angemessenen Berücksichtigung des jeweiligen kommunikativen Settings. Der kommunikative Realismus der allgemeinen Rhetoriktheorie Knapes weist zudem die Frage nach der Wahrheit oder ethischen Quali-

fikation oratorischer Intervention von sich ab. „Ob eine vom Orator als Zertum vertretene ‚Maxime' ethisch akzeptabel ist oder nicht, ob sie sich sachlich halten lässt oder nicht, sind im strikten Sinn jedoch philosophisch, politisch oder anderweitig fachlich, nicht aber rhetoriktheoretisch zu beurteilende Fragen" (Knape 2000, 81). Notwendige Bedingung einer Oratorinitiative bildet demnach kein objektiv zu rechtfertigender Wahrheits- oder Richtigkeitsanspruch, sondern lediglich irgendeine dezidierte subjektive Gewissheit. „Das Zertum ist irgendeine handlungsauslösende feste, innere Überzeugung des Orators" (Knape 2000, 77). Dieses Zertum kann aus vielen untereinander heterogenen Quellen entspringen: aus magischen, religiösen oder empirischen Offensichtlichkeiten, aus einem Gespräch, einer Inspiration oder Intuition, aber auch aus mentalitätsgeschichtlichen Paradigmen wie der persönlichen Glaubensgewissheit des Protestantismus, der rationalistischen des Cartesianismus oder der sensualistischen des Empirismus. Im Gegensatz zum klassischen Vir-bonus-Ideal, aber auch zu den modernen Theorien der idealen Kommunikationsgemeinschaft bei Karl-Otto Apel oder des universellen Auditoriums bei Chaïm Perelman, suspendiert somit die allgemeine Rhetoriktheorie Knapes den strategischen Homo-rhetoricus-Orator von jeglichen Ansprüchen und Anforderungen der idealistischen Philosophie und Ethik. Gerade derart freigesetzt sei er aber der „Impulsgeber und Auslöser jeder Art kulturellen Wandels" (Knape 2000, 82).

Auch Roblings *oratorzentrische Kulturanthropologie*, die sich eng an die implizite rhetorische Anthropologie Ciceros und der an ihn anknüpfenden schulrhetorischen Tradition anschließt, versteht sich ausdrücklich als „Anthropologie des Redners" (Robling 2003, 73 ff.; Robling 2007), die ein artifizielles Verständnis des *Homo rhetoricus* „als Spielart des Menschen, der bereits von der rhetorischen Kunst geprägt ist" (Robling 2003, 75), voraussetzt. Gemeinsam mit Knape vertritt Robling ebenfalls eine vom persuasiven Rednerwillen bestimmte Konzeption rhetorischer Subjektivität, die er allerdings stärker auf den Kulturbegriff fokussiert.

Als universalanthropologische Invariante hebt Robling im Anschluss an Cicero vor allem die grundlegende, kulturstiftende Redefähigkeit des Menschen heraus, die ihm geradezu „als kulturelles Kriterium der Menschlichkeit" (Robling 2004, 8) gilt. Die schulrhetorische Lehre von der Redefähigkeit als Naturanlage (natura bzw. ingenium), ihrer Ausbildung als Kunst (ars), der Nachahmung der Vorbilder (imitatio) und Übung (exercitatio) gewinnt damit in Hinsicht auf die Genese menschlicher Kultur universalanthropologischen Status. Auch die ciceronianische Lehre von den personalen Rollen, die für die neuzeitliche Schulphilosophie relevante Verstand-Gefühl-Differenz oder die für die Aufklärungsrhetorik wichtigen Vermögensbegriffe wie *Scharfsinn*, *Einbildungskraft* und *Witz* werden in Roblings Redner-Anthropologie integriert. Für die rhetorische Genese der menschlichen Kultur erweist sich insbesondere die Ars-natura- bzw. Altera-natura-Dialektik bestimmend. Dabei macht Robling darauf aufmerksam, dass gerade auch die vermeintlich inartifizielle Alltagsrhetorik durch die in ihr sedimentierte schulrhetorische Tradition geprägt ist. Wie es sich mit außereuropäischen Kulturen verhält, deren Beredsamkeit nicht in der Tradition der griechisch-römischen Kunstrhetorik (ars rhetorica) steht, bleibt allerdings eine offene Frage.

4. Neosophistische Ansätze

Die anthropologischen Ansätze von Josef Kopperschmidt und Norbert Bolz sind dagegen nicht der klassischen Rhetoriktradition, sondern der Sophistik als „Haustheorie der

Rhetorik“ (Kopperschmidt 2003, 1068), verpflichtet. Damit führen sie die von Nietzsche und Blumenberg vermittelte moderne Rehabilitierung des antimetaphysischen, sophistischen Menschenbildes weiter. Beide bedienen sich zur Charakterisierung der Gegenwart dabei der (post-)modernen, kulturgeschichtlichen Inversionsfigur, die heute eine postmetaphysische Umkehrung des Sieges Platons über die antike Sophistik um die kulturelle Deutungshegemonie statuiert. In Erneuerung der antiken, sophistischen Anthropologie verstehen beide Autoren den Menschen als Mängelwesen, das sich der Rhetorik bedienen muss, um seine konstitutiven Mängel zu kompensieren und sich sozial selbst zu behaupten. Dabei liegt Kopperschmidts *forensischer Anthropologie* ein argumentatives, der metaphorologischen Anthropologie Bolz' dagegen ein tropologisches Rhetorikverständnis zugrunde.

Kopperschmidts *forensische Anthropologie* knüpft zunächst an Blumenbergs antiplatonische und neosophistische Anthropologie an, die sich als „Theorie des Menschen außerhalb der Idealität, verlassen von der Evidenz“ (Blumenberg 1986, 107) versteht. Die anthropologische Aktualität der Rhetorik erklärt sich demnach als kompensatorischer Ausdruck des Menschen, der sich nicht als ein durch Wahrheitsbesitz *reiches*, sondern als ein konstitutiv *armes* Wesen versteht, das generell durch Evidenz- und Zeitmangel sowie Handlungsdruck betroffen ist. Damit knüpft Kopperschmidt mit Blumenberg an die ursprünglich von Protagoras vertretene sophistische Kompensationstheorie der Rhetorik an, dergemäß der Mensch als Mängelwesen die Rhetorik als eine *Kunst des Überlebens* braucht, die ihn aus der *Verlegenheit* seiner konstitutiven Mängel rettet.

Die konkrete historische Vorlage für seine eigene, über Blumenberg hinausgehende, *forensische Anthropologie* entnimmt Kopperschmidt zunächst Niehues-Pröbstings Studie zu Platons Sophistikkritik im „Theaitetos“ (vgl. Niehues-Pröbsting 1987, 110 ff.). In Umkehrung der Sophistikkritik Platons gewinnt Kopperschmidt die Vorlage für seine eigene *forensische Anthropologie*. Seine inverse Platon-Lektüre führt zur „Skizze des forensischen Menschen“ (Kopperschmidt 2003, 1070), dem es nicht in erster Linie um die metaphysische Wahrheit, sondern im sophistischen Sinne um die soziale Selbsterhaltung und Selbstbehauptung geht. Für „die Anthropologie der Rhetorik ist die Anthropologie des forensischen Menschen heuristisch von großer Bedeutung, weil man den ‚homo rhetoricus‘ ziemlich genau kennen lernen kann, wenn man den forensischen Menschen methodisch beobachtet, wie er sich unter Bedingungen von Gewaltexklusion, Evidenzmangel, Zeit- und Handlungsdruck und persuasivem Anschlusszwang sozial zu behaupten versucht“ (Kopperschmidt 2000b, 239).

Als Leitfaden „für eine systematische Differenzierung sozialer Selbstbehauptung durch Reden“ (Kopperschmidt 2003, 1072) dient ihm ferner die aristotelische Lehre von den drei Redegattungen und ihrer öffentlichen Aufführungsorte: den sozialen Foren des Gerichtes, des Marktes und des Festplatzes. Damit ergeben sich die drei basalen − iudizialen, politischen, epideiktischen − Redefunktionen, die das situativ rhetorische Selbstbehauptungsparadigma typisieren. Zu den generellen Bedingungen, die den *Homo rhetoricus* Kopperschmidts als spezifisch *forensischen Situationstyp* charakterisieren, dem es um seine soziale Selbstbehauptung durch Rede geht, gehören:

- erstens der Gewaltverzicht und die prinzipielle Bereitschaft, die Überzeugungskraft der Rede und den *zwanglosen Zwang* des besseren Argumentes als einziges legitimes Mittel der sozialen Selbstbehauptung anzuerkennen;
- zweitens im Sinne des sozialen Anschlussprinzips, sich an die jeweiligen Plausibilitäten der anderen anzuknüpfen, um sie so zur überzeugten Zustimmung zu bewegen;

- drittens die Akzeptanz eines epistemischen und normativen Evidenzmangels, die die deliberative Verständigungsbereitschaft herausfordert, um die Kontingenzen der Lebenswelt zu meistern;
- viertens den Rückgriff auf die jeweiligen topischen Plausibilitätsreserven, um unter den Bedingungen von Zeitknappheit und Handlungsdruck rhetorische Problemstrategien zu entwickeln, ohne in einen infiniten Begründungsregress zu geraten.

Vom Gesichtspunkt der klassischen res-verbum-Distinktion her gesehen, vertritt Kopperschmidts *forensische Anthropologie* einen skeptischen, neosophistischen Verbalismus, der im Unterschied zum ontologischen Realismus auf jeden vermeintlichen „Evidenzanspruch *der Sachen selbst* (res)“ (Kopperschmidt 2000b, 216) verzichtet und allein der Überzeugungskraft des „konsensstiftenden *Redens über die Sachen* (verba)“ (Kopperschmidt 2000b, 216) vertraut. Angesichts ihrer hochspezifischen Situationstypik erhebt die *forensische Anthropologie* Kopperschmidts ferner keinen Universalitätsanspruch, der sich auf die den Menschen als Ganzen erfassende *Natur* des Menschen bezöge, sondern versteht sich ausdrücklich lediglich als eine partikulare wissenschaftliche Beschreibung des *Homo rhetoricus*, die sich auf den Aspekt seiner sozialen Selbstbehauptung durch Rede konzentriert. „Seine Porträtierung kann natürlich über den wirklichen ganzen Menschen so wenig aussagen, wie es die anderen disziplinspezifischen *homo*-Konstrukte vermögen“ (*homo sociologicus, oeconomicus usw.*) (Kopperschmidt 2003, 1073).

Dagegen entwirft Norbert Bolz im Anschluss an Nietzsche und Blumenberg eine *universalistische Homo-rhetoricus-Konzeption*. Dabei greift er zunächst ebenfalls die grundlegenden Prämissen des modernen, neosophistischen Menschenbildes auf. Im Anschluss an Nietzsches erkenntnistheoretischen Perspektivismus vertritt auch er die skeptische Überzeugung von der prinzipiellen Wahrheitsferne und lebensweltlichen Doxa-Verhaftetheit des Menschen. Er definiert ebenfalls den Menschen als gefährdetes und um seine Selbstbehauptung ringendes Mängelwesen, das sein konstitutives Evidenzdefizit rhetorisch zu kompensieren hat, um überleben zu können. „Rhetorik kompensiert nun diesen Wahrheitsmangel, die Evidenzverlassenheit des Menschen. Man könnte sagen, sie verschafft uns die *user illusion* der Welt“ (Bolz 2000, 95). Die Rhetorik ermöglicht somit als *fundamentale Technik* der Weltvermenschlichung und artistischen Sinnkonstruktion die Selbstbehauptung der Menschen in einem an sich sinnleeren und lebensfeindlichen Universum. „Rhetorik ist die Apparatur, mit der wir uns die tödliche Unmittelbarkeit des Realen vom Hals halten. Deshalb steht sie in Wahlverwandtschaft mit dem Skeptizismus, der Anthropologie, der Metaphorologie und der Philosophie des Als-ob“ (Bolz 1996, 74).

Bolz' *Homo-rhetoricus-Konzept* bezieht sich ferner auf Nietzsches These *Sprache ist Rhetorik* und das universalistische Konzept der Rhetorik als *unbewusster Kunst*, deren fallende artistische Formkräfte die alltägliche Lebenswelt des Menschen durchdringen. Dabei betont er im Anschluss an Nietzsches Lehre vom menschlichen Fundamentaltrieb zur *Metaphernbildung* und Blumenbergs Metaphorologie die anthropologisierende Funktion der tropologischen Formkräfte in der Alltäglichkeit. *Metaphern* als Übertragungen, Substitutionen und Repräsentationen erzeugen demnach erst den für die Menschen überlebenswichtigen anthropomorphen Schein eines lebensbedeutsamen Universums. Diese rhetorische Genese der *metaphorisch* erzeugten *anthropomorphen Scheinwelt* des Menschen macht sich allerdings sogleich durch einen ebenfalls rhetorischen Verdrängungsprozess als Schein unkenntlich, um so als vermeintlich objektive Realität erlebt und gelebt werden zu können. Die rhetorische Simulation von *anthropomorpher Natürlichkeit* beruht somit auf einer ebenfalls unbewusst bleibenden Dissimulation ihrer Künstlichkeit.

Die moderne Marginalisierung und das Verschwinden der Rhetorik als bewusster Kunstform, geht somit – so die Grundthese Bolz' – einher mit ihrer heute vor allem medial potenzierten Allgegenwart.

Diese Aufdeckung der verdrängten rhetorischen Genealogie menschlicher Kultur führt bei Bolz zu einer grundsätzlichen Kritik und Dekonstruktion des wissenschaftlichen Rationalismus, der traditionellen philosophischen Begrifflichkeit und – kontrapunktisch zu den *oratorzentrischen Positionen* – des neuzeitlichen Subjektkonzeptes. So stellen sich die wissenschaftlichen Begriffsbildungen generell als sekundäre Abstraktionsprodukte dar, in denen der primäre Erlebnisgehalt der ursprünglichen *Anschauungsmetaphern*, auf denen sie aufbauen, verloren gegangen ist. Die vermeintliche wissenschaftliche Evidenz selbst wird somit ferner als Spitzenprodukt einer selbstvergessenen Verdrängung ihrer impliziten Rhetorik entlarvt. Dies gilt im besonderen Maße für die rationalistische, rhetorikrepugnante Philosophietradition, die die vermeintliche Evidenz von Grundbegriffen wie *Sein*, *Ding* und *Ich* ebenfalls der Verdrängung ihrer metaphorischen Herkunft verdankt. Schließlich stellt sich auch die vermeintliche unrhetorische Natürlichkeit menschlicher Subjektivität, deren Identität auf der künstlichen, rhetorischen Verdrängung ihrer fundamentalen Alterität beruht, als Illusion heraus. „Wer eine soziale Rolle spielt, praktiziert eine Art interner Rhetorik – er überredet sich selbst" (Bolz 1996, 73).

Dieser kritischen Dekonstruktion des dominanten begrifflichen Rationalismus der Gegenwartskultur stellt Bolz aber auch die positive Perspektive einer Rehabilitation von Kunst und Mythos zur Seite. „In Kunst und Mythos unterläuft die aus dem Alltag verdrängte Rhetorizität der Sprache das System der Begriffe" (Bolz 1996, 74). In der Gegenwart treten die ansonsten verdrängten artistischen Kräfte des Menschen und sein fundamentaler Trieb zur *Metaphernbildung* vor allem in den Medien und im Marketing virtuos gesteigert hervor.

5. Rhetorische Metakritik

Insgesamt erweckt eine Zusammenschau der bisherigen Theorieansätze zur *Homo-rhetoricus-Anthropologie* den Eindruck einer noch im Werden begriffenen neuen Disziplin, die neben wichtigen Differenzen, wie z. B. in der Frage nach ihrem Universalitätsanspruch oder dem Status rhetorischer Subjektivität auch ein expandierendes Feld von komplementären Theorieelementen aufweist. So lassen sich z. B. die *oratorzentrischen Theorien* als Konkretionen einer *allgemeinen Fundamentalrhetorik* lesen, die den *Homo rhetoricus* im speziellen Modus des Orators konkretisieren. Ebenfalls komplementär erweisen sich die argumentationstheoretische Perspektive der *forensischen* und die tropologische der metaphorologischen Anthropologie. Theoretische Affinität besitzen ferner die sowohl von Nietzsche ausgehende als auch von der modernen Phänomenologie vertretene fundamentale Vertiefung des Rhetorikbegriffes entweder als *unbewusste Kunst* oder als ubiquitäres allgemeinmenschliches *Redenkönnen*.

Schließlich stellt sich im Sinne der rhetorischen Metakritik auch die Frage nach dem epistemologischen Status der *Homo-rhetoricus-Anthropologie* als einer wissenschaftlichen Disziplin, die in der „dialektischen Beziehung zwischen theoretischer Selbstbeschreibung und dem jeweiligen zugrunde liegenden Selbstverständnis" (Kopperschmidt 2003, 1067) fundiert bleibt. Aufgrund ihrer konstitutionellen Selbstreferentialität als wissenschaftliche Selbstbeschreibung des Menschen ist zudem der von ihr dargestellte *Homo rhetoricus*

nicht nur Objekt, sondern auch Subjekt der Theoriebildung. In letzter metakritischer Konsequenz muss sich daher die *Anthropologische Rhetorik* selbst auch als spezifisches Werk des *Homo rhetoricus* begreifen (Oesterreich 2002, 116). Sie gehört damit als Disziplin in das Reich der wissenschaftlichen Rhetorik und damit jenem „konjekturalen Vernunfttypus" (Mainberger 1987, 5) an, der per se keine apodiktischen Geltungsansprüche erhebt, um sich in Zukunft für weitere wissenschaftliche Überzeugung offen zu halten.

6. Literatur (in Auswahl)

Blumenberg, Hans (1986): Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik. In: Hans Blumenberg: Wirklichkeiten in denen wir leben. Stuttgart, 104–136.

Bolz, Norbert (1996): Das Verschwinden der Rhetorik in ihrer Allgegenwart. In: Heinrich F. Plett (Hrsg.): Die Aktualität der Rhetorik. München, 67–76.

Bolz, Norbert (2000): Das Gesicht der Welt. Hans Blumenbergs Aufhebung der Philosophie in Rhetorik. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus. München, 89–98.

Bornscheuer, Lothar (1976): Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft. Frankfurt a. M.

Dockhorn, Klaus (1968): Macht und Wirkung der Rhetorik. 4 Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne. Bad Homburg.

Gadamer, Hans-Georg (1977): Rhetorik und Hermeneutik. In: Hans-Georg Gadamer: Kleine Schriften IV. Tübingen, 148–163.

Göhner, Manuela (2000): Rhetorische Ästhetik des Gesamtkunstwerks: Joseph Beuys. Oberhausen.

Grondin, Jean (2001): Von Heidegger zu Gadamer. Unterwegs zur Hermeneutik. Darmstadt.

Knape, Joachim (2000): Was ist Rhetorik? Stuttgart.

Knape, Joachim (2003): Persuasion. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 874–907.

Knape, Joachim/Thomas Schirren (2005): Martin Heidegger liest die *Rhetorik* des Aristoteles. In: J. Knape/Th. Schirren (Hrsg.): Aristotelische Rhetoriktradition. Stuttgart.

Kopperschmidt, Josef (2000a): Was weiß die Rhetorik vom Menschen? Thematisch einleitende Bemerkungen. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus. München, 7–37.

Kopperschmidt, Josef (2000b): Zur Anthropologie des forensischen Menschen. Oder: Wo der ‚Homo rhetoricus' entdeckt wurde. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus. München, 206–243.

Kopperschmidt, Josef (2003): Anthropologie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 1067–1074.

Kopperschmidt, Josef (2004): Ein neuer Beleg für „Descartes' Error". Metakritische Anmerkungen zu P. L. Oesterreichs „Homo rhetoricus interior". In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 23, 153–163.

Kopperschmidt, Josef/Helmut Schanze (Hrsg.) (1994): Nietzsche oder „Die Sprache ist Rhetorik". München.

Lanham, Richard A. (1976): The Motives of Eloquence. Literary Rhetoric in the Renaissance. New Haven/London.

Mainberger, Gonsalv K. (1987): Rhetorica I. Reden mit Vernunft. Aristoteles. Cicero. Augustinus. Stuttgart-Bad Cannstatt.

Niehues-Pröbsting, Heinrich (1987): Überredung zur Einsicht. Der Zusammenhang von Philosophie und Rhetorik bei Platon und in der Phänomenologie. Frankfurt a. M.

Nienkamp, Jean (2001): Internal Rhetorics: Toward a History and Theory of Self-Persuasion. Carbondale/Edwardsville.

Oesterreich, Peter L. (1990): Fundamentalrhetorik. Untersuchung zu Person und Rede in der Öffentlichkeit. Hamburg.
Oesterreich, Peter L. (2002): Homo rhetoricus interior. Zur fundamentalrhetorischen Rekonstruktion des cartesianischen Ego. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 21, 37–48.
Oesterreich, Peter L. (2003a): Philosophie der Rhetorik. Bamberg.
Oesterreich, Peter L. (2003b): Phänomenologie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 921–927.
Robling, Franz-Hubert (2000): Hypostasierte Anthropologie. Fünf kritische Thesen zum Homo rhetoricus Oesterreichs. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus. München, 371–382.
Robling, Franz-Hubert (2003): Anthropologie des Redners. In: Stefan Metzger/Wolfgang Rapp (Hrsg.): homo inveniens. Heuristik und Anthropologie am Modell der Rhetorik. Tübingen, 75–86.
Robling, Franz-Hubert (2004): Was ist rhetorische Anthropologie? Versuch einer disziplinären Definition. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 23, 1–10.
Robling, Franz-Hubert (2007): Redner und Rednerideal. Studie zur Begriffs- und Ideengeschichte des Rednerideals. Hamburg (Archiv für Begriffsgeschichte. Sonderheft, 5).
Schorno, Christian (2004): Autokommunikation. Selbstanrede als Abweichungs- bzw. Parallelphänomen der Kommunikation. Tübingen.
Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (1979): Strukturen der Lebenswelt. Bd. I. Frankfurt a. M.
Till, Dietmar (2003): Anthropologie oder System? Ein Plädoyer für Entscheidungen. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 23, 11–25.
White, Hayden (1991): Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt a. M.
Zantwijk, Temilo van (2003): Hermeneutische Philosophie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 1037–1046.

Peter L. Oesterreich, Neuendettelsau (Deutschland)

52. Rhetorik und Gender Studies

1. Entstehungszusammenhang der genderorientierten Rhetorikforschung
2. Forschungsfelder, Fragestellungen und Ergebnisse
3. Ausblick
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article explores the intersections of rhetoric and gender studies. While the history and system of rhetoric has long been understood as neutral, a scholarly re-reading and re-gendering of the rhetorical tradition has, since the 1980s, shown its profound gender implications. In accordance with male-dominated culture, rhetoric has always viewed the ideal rhetorician as masculine, whereas the female is regarded as the 'other', who is banned from rhetoric. The fact that women have been excluded from rhetoric is to be understood not

Oesterreich, Peter L. (1990): Fundamentalrhetorik. Untersuchung zu Person und Rede in der Öffentlichkeit. Hamburg.
Oesterreich, Peter L. (2002): Homo rhetoricus interior. Zur fundamentalrhetorischen Rekonstruktion des cartesianischen Ego. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 21, 37–48.
Oesterreich, Peter L. (2003a): Philosophie der Rhetorik. Bamberg.
Oesterreich, Peter L. (2003b): Phänomenologie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 921–927.
Robling, Franz-Hubert (2000): Hypostasierte Anthropologie. Fünf kritische Thesen zum Homo rhetoricus Oesterreichs. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus. München, 371–382.
Robling, Franz-Hubert (2003): Anthropologie des Redners. In: Stefan Metzger/Wolfgang Rapp (Hrsg.): homo inveniens. Heuristik und Anthropologie am Modell der Rhetorik. Tübingen, 75–86.
Robling, Franz-Hubert (2004): Was ist rhetorische Anthropologie? Versuch einer disziplinären Definition. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 23, 1–10.
Robling, Franz-Hubert (2007): Redner und Rednerideal. Studie zur Begriffs- und Ideengeschichte des Rednerideals. Hamburg (Archiv für Begriffsgeschichte. Sonderheft, 5).
Schorno, Christian (2004): Autokommunikation. Selbstanrede als Abweichungs- bzw. Parallelphänomen der Kommunikation. Tübingen.
Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (1979): Strukturen der Lebenswelt. Bd. I. Frankfurt a. M.
Till, Dietmar (2003): Anthropologie oder System? Ein Plädoyer für Entscheidungen. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 23, 11–25.
White, Hayden (1991): Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt a. M.
Zantwijk, Temilo van (2003): Hermeneutische Philosophie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 1037–1046.

Peter L. Oesterreich, Neuendettelsau (Deutschland)

52. Rhetorik und Gender Studies

1. Entstehungszusammenhang der genderorientierten Rhetorikforschung
2. Forschungsfelder, Fragestellungen und Ergebnisse
3. Ausblick
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article explores the intersections of rhetoric and gender studies. While the history and system of rhetoric has long been understood as neutral, a scholarly re-reading and re-gendering of the rhetorical tradition has, since the 1980s, shown its profound gender implications. In accordance with male-dominated culture, rhetoric has always viewed the ideal rhetorician as masculine, whereas the female is regarded as the 'other', who is banned from rhetoric. The fact that women have been excluded from rhetoric is to be understood not

only as a result of socio-historical circumstances, but also as the discursive effect of rhetoric as an influential tradition in itself. Re-reading rhetoric through a gendered lens reveals three main points of interest: exploring women's historical contribution to and participation in the rhetorical tradition, analyzing gendered representations of rhetoric, and examining rhetorical constructions of gender.

1. Entstehungszusammenhang der genderorientierten Rhetorikforschung

1.1. Entstehungszusammenhang und Forschungsinteresse

Die Einbeziehung der Kategorie *Geschlecht* in die Rhetorikforschung ist ein relativ junger Zweig der Wissenschaftsgeschichte. Obwohl in ihren Ursprüngen exklusiv einer männlichen Oberschicht vorbehalten und als persuasive, auf die Öffentlichkeit bezogene Kunst der Rede formuliert, wurde die Rhetorik lange als genderneutrale Theorie und Praxis der Rede diskutiert. Vor dem Hintergrund der politisch orientierten Frauenbewegung entwickelte sich seit den frühen 1970er Jahren eine akademische Frauenforschung, die nicht nur geschlechtsspezifische Fragen in etablierte Forschungsbereiche und -methoden einbringen wollte, sondern sich auch als Wissenschaftskritik verstand. Grundlegend erschien die Erkenntnis, dass in einer Kultur, die die ‚Norm' männlich denkt, die Frau als das ‚Andere' des Mannes, als das von der Norm Abweichende, entworfen und ausgeschlossen wird. Einer angeblich geschlechtsneutral vorgehenden Wissenschaft wirft Regula Venske Anfang der 1980er Jahre in dem wohl ersten deutschsprachigen Versuch einer feministischen Neuperspektivierung der Rhetorik vor, dass sie schon immer von der Männlichkeit als Norm ausgehe (vgl. Venske 1985, 150). Venske macht deutlich: „Rhetorik in ihrer historischen Ausprägung als Praxis und Theorie ist eine *männliche* Disziplin und Wissenschaft. Die reale Absenz von Frauen in der Rhetorik gilt es als historischen Prozeß seit der Antike zunächst festzustellen" (Venske 1985, 149). Am Anfang der Beschäftigung mit Rhetorik aus einer feministischen Perspektive steht demnach der Befund, dass die scheinbar universale Rhetorikgeschichte auf dem Ausschluss von Frauen beruht. Frauen hatten bis in das 20. Jh. hinein historisch wenig oder keine Möglichkeiten einer rhetorischen Ausbildung und Übung, die Beschränkung auf den Privatbereich verschloss ihnen notwendigerweise den Zugang zum klassischen Wirkungsbereich der Rhetorik, der an die Öffentlichkeit gerichteten Rede. Der traditionelle rhetorische Kanon kam ohne Rhetorikerinnen in Theorie und Praxis aus.

In diesem Zusammenhang hat sich die frühe feministische Rhetorikwissenschaft bewusst als eine parteiliche formiert, die neben der Rekonstruktion historischer weiblicher Äußerungsformen deren zukünftige Einbeziehung zum Ziel hat. Venskes Forderung, sich auf eine „archäologische Spurensuche" nach der historischen Redepraxis von Frauen, etwa einer „Rhetorik des Privaten", zu begeben (Venske 1985, 151), blieb jedoch vorerst ohne Resonanz in der Rhetorikforschung. Wichtige Anstöße erhielt eine feministische Rhetorik zunächst aus ihren ‚Nachbarwissenschaften', beispielsweise von Untersuchungen des geschlechtsspezifischen Gebrauchs von Sprache in der feministischen Linguistik, Analysen medialer geschlechtsspezifischer Stereotypisierungen in der Kommunikationswissenschaft und Studien über weibliche Autorschaft und literarische Weiblichkeitsbilder in der Literaturwissenschaft. Aufgenommen wurden die Erkenntnisse der feministischen

Linguistik und Sprachkritik in zwei Einträgen im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik* und dem *Jahrbuch Rhetorik* (Schoenthal 1993 und 1996), die jedoch abgesehen von der Überschrift „Feministische Rhetorik" keinen spezifischen Rhetorik-Bezug enthalten. Eine explizite Anbindung an die rhetorische Systematik, Terminologie und Geschichte erfolgte zunächst nicht (vgl. 1.3.).

Weitere Impulse erhielt die feministische Rhetorik seit den 1980er Jahren aus dem französischen Poststrukturalismus, dessen Vertreterinnen das aus dem sprachlichen Repräsentationssystem der westlichen Tradition ausgeschlossene Weibliche zur Sprache bringen wollten. Luce Irigaray entwickelte beispielsweise das Konzept eines die ‚phallogozentrische' Sprachordnung durchkreuzenden weiblichen Sprechens (*parler femme*), das sich Paradoxien und Metonymien bedient sowie seine Materialität und Polysemie hervorkehrt. Bemerkenswert ist dabei die Inanspruchnahme rhetorischer Kategorien im Rahmen des feministischen Diskurses, die Gertrude Postl (1999) aufgreift und für ihre Neukonzeption einer feministischen Rhetorik produktiv macht. Vorgeworfen wurde dem Konzept, dass es traditionelle Zuschreibungen an das Weibliche wie Körperlichkeit und Irrationalität erneut an ein essentialistisch gedachtes weibliches Geschlecht binde.

Wichtige Forschungsimpulse für eine feministische Rhetorik kamen seit den späten 1980er Jahren aus den USA, wo Departments of Rhetoric and Composition selbstverständlicher Teil der meisten Universitäten sind und die wissenschaftliche Beschäftigung mit Rhetorik und Geschlechterdifferenz früher als in Deutschland bzw. Europa einsetzte. Einen frühen Forschungskomplex stellen solche Untersuchungen dar, die nach vergessenen oder verkannten redemächtigen Frauen in der Rhetorikgeschichte fragen. Damit sollte erstmals ein weiblicher Anteil an der Rhetorikgeschichte sichtbar gemacht werden (Kohrs Campbell 1989). Kritisiert wurde zunächst die rein additive Vorgehensweise, der vorgeworfen wurde, die Kanonisierung sowie die Genderimplikationen des rhetorischen Systems unkritisch fortzuschreiben (Biesecker 1992). Spätere Publikationen nahmen verstärkt die diskursiven Bedingungen, unter denen Rednerinnen das Wort ergreifen konnten oder zum Schweigen gebracht wurden, in den Blick (vgl. 2.1.).

Mit der Entwicklung der Gender Studies in den späten 1980er Jahren verschob sich das Forschungsinteresse von der feministischen Erkenntniskategorie *Frauen* zu der kulturellen Konstruktion von *Geschlecht*. Obwohl rhetorische Fragestellungen in den Gender Studies spätestens seit den 1990er Jahren zunehmend Beachtung fanden (Butler 1990) und die Gender Studies in den Kulturwissenschaften mittlerweile fest verankerter Bestandteil sind, ist in der deutschen Rhetorikforschung eine Gender-Perspektive bis heute selten geblieben. Wesentliche Anstöße erhielt die deutsche genderorientierte Rhetorikforschung seit den späten 1990er Jahren durch das Forschungsprojekt *Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit* (Bischoff/Kratz/Wagner-Egelhaaf 1999; Bischoff/Wagner-Egelhaaf 2003a und 2003b; Bischoff/Wagner-Egelhaaf 2006), das drei Forschungsgebiete differenziert und zusammenführt: (1) Die oben genannte Frage nach historischen Äußerungsmöglichkeiten und -formen von Rednerinnen (vgl. 2.1.). (2) Das ‚Gendering' der Rhetorik (vgl. 2.2.), ein Ansatz, mit dem eine genderkritische Re-Lektüre kanonischer Rhetoriktexte verbunden ist. Gefragt wird, welche Funktion der Kategorie ‚Geschlecht' bei der (Selbst-)Beschreibung der Rhetorik als Disziplin, Wissenschaft und Praxis zukommt. Dabei wird deutlich, dass die Konstitution der Rhetorik vielfach über genderspezifische Einschluss- und Ausgrenzungsverfahren funktioniert. (3) Die Rhetorizität von Geschlecht (vgl. 2.3.), d. h. die Analyse der rhetorischen Konstitution von Geschlecht im kulturellen Diskurs überhaupt. Zugrunde liegt die mit dem dekonstruktiven Feminismus

verbundene (Vinken 1992) Auffassung, dass Geschlechtsidentitäten selbst rhetorisch verfasst sind. Die drei Fragestellungen verbindet die These, dass die konkrete rhetorische Praxis von Frauen nicht getrennt von der kulturellen Konstruktion von Weiblichkeit verstanden werden kann. Vielmehr wird deutlich, dass die diskursive Repräsentation von Weiblichkeit jeweils den Rahmen für die konkreten Möglichkeiten der Wortergreifung von Frauen setzt. Grundlegend für die heutige Auseinandersetzung mit Rhetorik aus genderorientierter Perspektive ist eine *kulturhistorisch-diskursanalytische* Inblicknahme der Rhetorik, die den Ausschluss von Frauen nicht als sozialgeschichtliche Gegebenheit nimmt, sondern als diskursiven Effekt nicht zuletzt der Rhetorik selbst als wirkmächtige abendländische Bildungsmacht betrachtet. In der sich daran anschließenden Frage nach dem Zugang zu und der Teilhabe an rhetorischer Ermächtigung und politischer Repräsentation von traditionell nicht in der Rhetorik vorgesehenen rhetorischen Subjekten (u. a. Frauen), liegt nicht zuletzt die gesellschaftliche und politische Dimension des Forschungsfelds (Bischoff/Wagner-Egelhaaf 2003b, 36).

1.2. Gender Studies

Die Entwicklung der akademischen Frauenforschung seit den 1970er Jahren und der Gender Studies seit den späten 1980er Jahren haben die Fragestellungen der feministischen bzw. genderkritischen Rhetorikforschung beeinflusst. Während die Frauenforschung vor allem die Ungleichheiten zwischen den beiden Geschlechtern und die Diskriminierung von Frauen in den Blick genommen hat, erforschen die Gender Studies die kulturelle Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. Die Geschlechterdifferenz wird nicht mehr als Ausdruck eines natürlichen, biologischen Unterschieds begriffen, sondern als Effekt sozialer Praktiken und kultureller Repräsentationen in den Blick genommen. Judith Butler (1990) weist darauf hin, dass die Trennung zwischen *sex*, dem biologischen Geschlecht, und *gender*, dem sozialen/kulturellen Geschlecht, selbst eine diskursive Konstruktion ist. Auch auf *sex* könne nicht außerhalb von Sprache Bezug genommen werden. In den Vordergrund tritt dadurch die Kategorie *gender*, wobei *gender* als Effekt einer zwangsweise wiederholten (rhetorischen) Bezeichnungspraxis verstanden wird. Damit verschiebt sich die Perspektive einer genderkritischen Rhetorik auf die Frage, wie Geschlecht sprachlich bzw. rhetorisch ausgehandelt wird und sich die Bedeutung von Männlichkeit und Weiblichkeit innerhalb eines Feldes von (Macht-)Beziehungen konstituiert. Auch die Gender Studies problematisieren und thematisieren explizit die Situiertheit des Wissens, indem sie von einem spezifischen Erkenntnisinteresse und der Standortgebundenheit der ForscherInnen ausgehen. Damit steht eine genderorientierte Rhetorikforschung im Gegensatz zum bisherigen Gestus einer Rhetorikforschung, der scheinbar geschlechtsneutrale Abstrakta wie ‚den Zuhörer' oder ‚den Redner' in den Mittelpunkt gestellt hat. Darüber hinaus gehen die Gender Studies davon aus, dass kulturelle Wissensformationen grundsätzlich über die Geschlechterdifferenz organisiert sind; damit kann oder sollte die Aufmerksamkeit auf Gender jeder (Rhetorik-)Forschung zugrunde liegen.

1.3. Sprach- und kommunikationswissenschaftliche Gender Studies

Der Zusammenhang von Sprache/Sprachgebrauch und Geschlecht wird seit den 1970er Jahren in den feministischen Sprach- und Kommunikationswissenschaften systematisch

untersucht. Trotz des gemeinsamen Forschungsgegenstands wurden Querverbindungen zwischen einer sprach- bzw. kommunikationswissenschaftlichen Herangehensweise und einer an Systematik, Geschichte oder Terminologie der Rhetorik orientierten Forschung bislang kaum erschlossen und fruchtbar gemacht. Daher soll nur kurz auf die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der sprach- und kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies verwiesen werden. Ihre Entwicklung kann in drei Phasen dargestellt werden. (1) Zunächst wurde davon ausgegangen, dass Frauen sich eines defizitären Sprachstils bedienen, der ihre inferiore Position in der Gesellschaft spiegelt (*Defizitansatz*). Robin Lakoff (1975) entwickelte die Vorstellung einer ‚Frauensprache', die sich u. a durch Hyperkorrektheit, Indirektheit und die Verwendung von Höflichkeitsformen auszeichnet. Kritisiert wurde der Ansatz später wegen Generalisierungen auf einer geringen Datenbasis, der impliziten Annahme einer Homogenität unter Frauen und der Herausstellung von Geschlecht als vorherrschendem Differenzkriterium. (2) Es folgte die Suche nach einem ‚eigenen', weiblichen Sprechen, dessen Gleichwertigkeit betont wurde (*Differenzansatz*). Deborah Tannen (1990) entwarf die Theorie zweier unterschiedlicher Sprechkulturen, einer öffentlichen Statussprache der Männer und einer privaten Beziehungssprache der Frauen. Kritisch wurde angemerkt, dass die Theorie von *genderlects* in ihrer Geschlechtsgebundenheit und Situationsunabhängigkeit nicht aufrechterhalten werden kann. (3) *Interaktionale Ansätze* haben heute die Vorstellung von *genderlects* abgelöst. Gender wurde als eine der Interaktion vorausgesetzte Größe verabschiedet; stattdessen wird die kontinuierliche Konstruktion von Gender im sprachlichen Austausch (*doing gender*) erforscht. Konsens ist, dass jede Sprech- und Kulturgemeinschaft spezifische Vorstellungen darüber hat, was als männliche oder weibliche Kommunikationsweise gilt, diese aber zwischen Kulturen variieren. Empirische Gesprächsanalysen zeigen, dass geschlechtsspezifisches Sprachverhalten analytisch kaum von den eng damit verknüpften sozialen Variablen wie Status, Nähe/Distanz etc. zu trennen ist, situationsbezogen ermittelt werden muss, auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen (bspw. in Bezug auf Stimme, Grammatik, Lexik, kommunikative Gattungen, Gesprächsstile) virulent wird und sowohl von den jeweils vorherrschenden Geschlechterbildern geprägt wird, als auch auf diese zurückwirkt (vgl. zusammenfassend Günthner 2006; Ayaß 2008).

2. Forschungsfelder, Fragestellungen und Ergebnisse

2.1. Frauen in der Rhetorikgeschichte

Ein wegweisender Versuch, den bestehenden rhetorischen Kanon um weibliche Stimmen zu ergänzen, war Karlyn Kohrs Campbells viel rezipierte Sammlung und Analyse der Reden von Frauenrechtlerinnen aus dem 19. Jh., die den Anspruch formuliert, „to call into question what has become the canon of public address in the United States, a canon that excludes virtually all works of women", und die Hoffnung äußert, „[to] prompt reexamination of U. S. rhetorical literature and the inclusion of some of these works in courses that survey the history of rhetoric and that explore artistic excellence in speaking" (Kohrs Campbell 1989, 9). So wichtig die Entdeckung von Rednerinnen und ihre Integration in den (an den Universitäten tradierten) Kanon sind, bleiben sie problematisch, solange sie nur als Ergänzung des gängigen Kanons konzipiert werden. Eine gen-

derorientierte Rhetorikforschung hat nicht nur den bestehenden Kanon zu komplettieren, sondern die Kanonisierung selbst kritisch zu hinterfragen, inwieweit Auswahlkriterien, Wertmaßstäbe und Mechanismen der In-/Exklusion geschlechtsspezifisch geprägt sind. Barbara Biesecker (1992) sieht in ihrer Kritik der bis dahin erschienenen Versuche, neu entdeckte ‚große Rednerinnen' neben berühmte männliche Redner zu stellen, zwei Probleme. Zum einen überdecke die Heraushebung einzelner exzellenter Rednerinnen die strukturelle Benachteiligung der Frauen generell und legitimiere auf diese Weise den rhetorischen Kanon. Zum anderen werde mit der Einbeziehung von Frauen in den rhetorischen Kanon dessen formative Logik unkritisch übernommen und die Grundfigur der patriarchalen Geschichtsschreibung, die das autonome Sprechersubjekt als Ursprung und ‚Herr' seines Diskurses wahrnimmt, bestätigt. Stattdessen fordert Biesecker eine radikale Kontextualisierung aller rhetorischer Akte (von Rednern und Rednerinnen), indem sie den Fokus der Rhetorikgeschichtsschreibung weg von der Frage „Who is speaking?" hin zu der Frage „What play of forces made it possible for a particular speaking subject to emerge?" rückt (Biesecker 1992, 148). Als methodischen Hintergrund dieser Frage skizziert Biesecker die Derrida'sche Dekonstruktion und Foucault'sche Diskursarchäologie. Subjektivität und Identität können dann nicht mehr außerhalb oder jenseits ihrer sprachlichen Repräsentationen gedacht werden, sondern erscheinen als deren Effekt. Damit rücken historische Repräsentationen rhetorischer Subjektpositionen sowie die Frage nach rhetorischer Handlungsmacht (*agency*) in den Blick. Anstatt den Orator als Ausgangspunkt einer rhetorischen Handlungsmacht zu denken, platziert Biesecker strategisch den Begriff der *téchnê* in den Mittelpunkt, der die Vorstellung eines intentional und autonom agierenden Subjekts durch eine heterogene Geschichte von Praktiken ersetzt.

In der Folgezeit erschienen mehrere Publikationen, die das Projekt der Einschreibung von Frauen in den rhetorischen Kanon weiter verfolgten, und zugleich auf Bieseckers Forderungen reagierten, indem sie nach den diskursiven Konditionen des Erscheinens einzelner redemächtiger Frauen fragten. Anhand von systematischen oder historischen Schwerpunkten bieten sie einen Überblick über Rednerinnen im Zusammenhang mit den jeweiligen politischen und kulturellen Umständen ihres Erscheinens in der Rhetorikgeschichte, zum Beispiel von der Antike bis zur Renaissance (Glenn 1997), bis zur Gegenwart (Lunsford 1995; Sutherland/Sutcliffe 1999) oder vom alten Ägypten bis ins 20. Jh. (Meijer Wertheimer 1997). Andere Publikationen konzentrieren sich auf Rednerinnen einer bestimmten Epoche, wobei die englische Renaissance einen Forschungsschwerpunkt bildet (Levin/Sullivan 1995; Richards/Thorne 2007). Seit 2001 sind maßgebliche Primärtexte in einer Anthologie verfügbar (Ritchie/Ronald 2001). Eine deutschsprachige Publikation mit einem stärker auf die europäische Rhetorik gerichteten Fokus fehlt bislang.

Die neueren Projekte der Einbeziehung von Frauen in die Rhetorikgeschichte haben einige methodische Gemeinsamkeiten: (1) Die Projekte streichen die Standortgebundenheit, notwendige Subjektivität und Vorläufigkeit jeglicher Geschichtsschreibung heraus (Glenn 1997, 6 ff.; Sutherland 1999, 13 ff.). Die bisherige − kanonisierte und männlich dominierte − Geschichtsschreibung der Rhetorik stellt nach Cheryl Glenn eine „master narrative" dar, die mit Corax und Teisias beginnt, zu Platon und Aristoteles führt, dann Cicero, Quintilian und Augustinus nennt, um schließlich bei Chaïm Perelman und Kenneth Burke zu enden (Glenn 1997, 3). Glenn ersetzt „The History of Rhetoric" durch die Fragen „Whose history? Whose rhetoric? Which rhetoric?" (Glenn 1997, 5). Damit

wird eine lineare Geschichtsschreibung abgelöst; an ihre Stelle treten die Reflexion verschiedener Blickrichtungen, die auf die Geschichte eingenommen werden, und die dezidierte Suche nach den Rändern, Brüchen und Unregelmäßigkeiten der Geschichte. Auf diese Weise werden sowohl der Zugang zu vergessenen Zeugnissen weiblicher Rede möglich als auch die Konstruktions- und Selektionsverfahren in der Traditionsbildung sichtbar (Bischoff 2006, 257 f.). (2) Gemeinsam ist diesen Rhetorikgeschichten, dass sie auf äußerst heterogenen Quellen aufbauen und diesen Umstand explizit reflektieren. Der Mangel an Primärquellen wie z. B. im Fall von Aspasia, der Redelehrerin von Sokrates und Perikles, ist jedoch kein Grund, von der weiteren Forschung abzusehen, wie Glenn mit dem Hinweis auf Sokrates, von dem ebenfalls keine Primärquellen überliefert sind, bemerkt, stattdessen muss die Art, *wie* diese historischen Figuren dargestellt werden, selbst zum Gegenstand gemacht werden (Glenn 1997, 8; Jarratt/Ong 1995). (3) Gemeinsam ist den genderkritischen Revisionen der Rhetorikgeschichte außerdem, dass sie notwendig von einem *weiten* Rhetorikbegriff ausgehen. Dies ist zum einen der problematischen Quellenlage geschuldet und zum anderen der geschlechtlichen Kodierung historisch spezifischer Äußerungsmöglichkeiten. Berücksichtigt man neben den klassischen Gattungen der Gerichtsrede, der politischen Rede und der Festrede eine breitere Palette von Äußerungsmöglichkeiten, Artikulationsmedien und Genres der jeweiligen Zeit, wie z. B. in der Renaissance Bittschriften, Beschwerdebriefe oder religiöse Äußerungen (Richards/Thorne 2007, 14 ff.), und im 18. Jh. Journale, Almanache, Tagebücher und Briefe (Venske 1985, 152), dann geraten nicht nur vermehrt Frauen, sondern auch Frauen aus einem größeren sozialen Spektrum in den Blick. Damit verbunden ist ein Rhetorikbegriff, der diese nicht an eine klassische, männlich konnotierte Öffentlichkeit bindet, sondern sich ebenso auf ein weiblich konnotiertes Privates beziehen kann (Venske 1985, 151; Sutherland 1999, 11). Daran schließt sich eine kritische Revision der sich im 18. Jh. etablierenden Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit an. Auch rücken die Möglichkeiten in den Blick, die Frauen hatten, Rhetorik zu rezipieren. Der Besuch eines Theaterstücks, das Hören einer Predigt oder die Lektüre eines Briefs konnten zu Quellen rhetorischer Bildung werden. (4) Zugleich geht mit diesem weiten Rhetorikbegriff eine grundlegende Kritik an der traditionell als *kompetitiv* und *agonistisch* gedachten Rhetorik einher. Andere ‚Rhetoriken', beispielsweise *dialogische* oder *‚invitatorische'* Formen der Rhetorik (Foss/Griffin 1995), die traditionell Frauen eher offen gestanden haben, sowie eine Rhetorik, die auf *geteilter Autorschaft* beruht, erfahren eine Aufwertung.

Die Vielfalt der bislang von der genderkritischen Rhetorikgeschichtsschreibung beachteten weiblichen Figuren, die sich rhetorisch betätigt haben, zeigt, dass die bisherigen Forschungsschwerpunkte auf Antike und Renaissance, sowie im angloamerikanischen Bereich liegen. Unter anderem sind zu nennen: Aspasia, Diotima, Hortensia, Katharina von Alexandria, Julia von Norwich, Christine de Pizan, Margery Kempe, Elizabeth I, Mary Astell, Mary Wollstonecraft, Margaret Fuller, Sojourner Truth, Elizabeth Cady Stanton, Ida B. Wells, Lucie Olbrechts-Tyteca, bis hin zu Angela Merkel oder Hillary Rodham Clinton. Zwei Forschungsergebnisse, die beispielhaft Quellen- und Kanonkritik verbinden, sollen stellvertretend genannt werden: Susan Jarratt und Rory Ong (1995) gehen Aspasia, der berühmten Rhetoriklehrerin des Perikles und des Sokrates aus dem 5. Jh., mit einem diskursanalytischen Ansatz nach, während Doerte Bischoff (2006) in der Legendenbildung um die Heilige Katharina, die um 300 n. Chr. in einem Disput über die angesehensten Philosophen und Rhetoren des Landes siegreich gewesen sein soll, die Herstellung eines homogenen rhetorischen Kanons lesbar macht.

2.2. ‚Gendering' der Rhetorik

Neben der Suche nach Frauen als historischen Subjekten in der Rhetorikgeschichtsschreibung nimmt die genderorientierte Rhetorikforschung die Konstitution der Rhetorik über die Kategorien von Männlichkeit und Weiblichkeit in den Blick. Die Fragestellung lautet, wie in den Texten der Rhetorik Geschlechterdifferenz rhetorisch aufgebaut und verhandelt wird, wie Weiblichkeit und wie Männlichkeit in Relation zueinander und zu anderen hierarchisierenden Differenzkategorien wie Ethnizität, Klasse und Alter konstituiert und stabilisiert werden. Ziel ist es, die Funktion der historisch spezifischen Ausformung der Geschlechterdifferenz für die disziplinäre Selbstdefinition der Rhetorik zu erklären und auf die zugrunde liegenden genderpolitischen Ausschließungsmechanismen hinzuweisen. Zusammenfassend geht es darum, inwiefern und wie die Rhetorik als Disziplin ebenso wie in allen ihren Teilbereichen ‚gegendert' ist. Unter dieser Fragestellung lassen sich drei Forschungsschwerpunkte nennen: die geschlechtliche Kodierung der Rhetorik als Disziplin (2.2.1.), die Konstruktion der weiblichen Rede als das ‚Andere' der Rhetorik (2.2.2.) und das ‚Gendering' einer der Grundkategorien der Rhetorik, der des Redners (2.2.3.).

2.2.1. Figurationen der Rhetorik

Die Herausbildung der Rhetorik als Disziplin hat in der Auseinandersetzung mit und in Abgrenzung von der Philosophie stattgefunden. Über Jahrhunderte wurde das Bild der Rhetorik durch Platons Diskreditierung der sophistischen Rhetorik geprägt. Sokrates' Rhetorikkritik (man denke an die abwertende Aufreihung von Putzkunst, Kochkunst und Rhetorik (Plat. *Gorg*. 464b−465e)) ruft dabei traditionelle Zuschreibungen des Weiblichen auf: die Rhetorik verführt, sie verkleidet und schminkt sich, überredet anstatt zu überzeugen, bleibt an der Oberfläche, verliert sich in Einzelheiten, erscheint nicht-rational. Susan Jarratt schließt daraus: „Both Rhetoric and women [...] [have been] trivialized by identification with sensuality, costume, and color − all of which are supposed to be manipulated in attempts to persuade through deception" (Jarratt 1991, 65). Der durch Platon geprägte Grunddualismus abendländischer Philosophie, der *Schein* und *Sein*, weibliche Rhetorik und männliche Philosophie, gegenüberstellt, führte nicht nur zu einer Hierarchisierung der beiden Disziplinen, sondern hatte darüber hinaus massive Auswirkungen auf die zukünftige Festlegung einer grundlegenden Differenz zwischen den Geschlechtern (Postl 1999, 140).

Auch in ihrer Selbstdarstellung greift die Rhetorik auf Figuren des Weiblichen zurück. Rhetorica, die allegorische Darstellung der Rhetorik, erscheint der Bildtradition gemäß als weibliche Figur mit erhobenem Schwert. Entgegen der herkömmlichen These, dass das überwiegend weibliche grammatikalische Geschlecht der lateinischen und griechischen Abstrakta das Geschlecht ihrer Verkörperungen bestimme, erklärt James Paxson (1998), dass Personifikationen weiblich sind, da das rhetorische Konzept der Personifikation selbst als weibliches gedacht wurde. Dies zeigt Paxson anhand von Demetrius (*Über den Stil*, 1. Jh. v. Chr.), der als Beispiel für die Personifikation (*prosopopoiia*) die Vorstellung nennt, dass Griechenland oder Athen ‚in Frauengestalt spreche'. Dabei setzt Demetrius rhetorisch die Gedanken*figur* der Personifikation (*schema dianoias*) analog mit der *Figur* einer Frau (*gynaikos schema*). Die Analogie von rhetorischer und weiblicher Figur

beschränkt sich nicht auf die Allegorie und Personifikation, sondern bezieht, wie Paxson zeigt, alle Figuren und Tropen ein, die als Redeschmuck dienen und etwas ‚anders' sagen. Als klassisches Beispiel der Bezugnahme auf eine weibliche Figur in der Selbstdarstellung der Rhetorik kann Ciceros Inanspruchnahme von Zeuxis genannt werden, der, um ein idealschönes Bildnis Helenas zu schaffen, Teile der fünf schönsten Mädchen der Stadt auswählte und kombinierte. Cicero zieht dieses Beispiel als Vergleich für das Vorgehen seines eigenen Texts, *De inventione*, heran. Während Zeuxis für sein Bild nur fünf Modelle zur Verfügung gestanden hätten, schreibt Cicero, könne er für seinen Text auf die Gesamtheit der rhetorischen Schriften zurückgreifen. Daran zeigen Doerte Bischoff, Stephanie Kratz und Martina Wagner-Egelhaaf (1999, 27): „Der weibliche Körper dient also über den Umweg einer Bildwerdung, die das Verstummen der idealen weiblichen Schönheit impliziert, als Findeort (Topos) für die männliche Kunst der Rhetorik."

Marina Warner (1985) hat auf die strukturelle Wirkmächtigkeit des rhetorischen Konzepts weiblicher Figurationen im europäischen Denken verwiesen und damit die Bedingungen politischer Repräsentation als rhetorische sichtbar gemacht. Zentral ist ihre Feststellung einer Diskrepanz zwischen der omnipräsenten ästhetischen Repräsentation von Weiblichkeit in Allegorien und der unzureichenden politischen Repräsentation von Frauen im öffentlichen Leben. Warner bezeichnet den Ausschluss von Frauen aus denjenigen Bereichen, die sie figurieren (z. B. die Rhetorik, die Nation), als geradezu konstitutiv für das Funktionieren der Personifikation, da nur die idealisierte, ahistorische Gestalt zur Repräsentation der Abstrakta tauge. Dadurch werde zugleich die politische Repräsentation realer Frauen erschwert. Die Abwesenheit realer Frauen im öffentlichen Leben versteht Warner sowohl als *Grund* für die Eignung des weiblichen Körpers für die Allegorisierung als auch als *Effekt* dieser wirkmächtigen Bildtradition.

2.2.2. Weibliche Rede

Ein weiterer Forschungsschwerpunkt der genderorientierten Rhetorik ist die kulturhistorisch nachzuvollziehende Setzung einer weiblich charakterisierten Rede als das ‚Andere' der (männlichen) Rhetorik. Zugrunde liegt die These, dass weibliche Rede als das konstitutive Außen der männlich kodierten Rede gesetzt wird und diese als verworfene Kehrseite überhaupt erst konstituiert. Zu fragen ist nach den historisch spezifischen Ausformungen dieser Grenzziehung und nach einer Reflexion der Prozesse und Mechanismen des Ausschlusses in den Texten der Rhetorik. Hinzuweisen ist auf die Wirkmächtigkeit solcher Topoi, Figuren und Zuschreibungen ‚weiblicher Rede' über Jahrhunderte, die wiederum den Rahmen für die Rezeption und Produktion der ‚Rede von Frauen' setz(t)en.

Traditionell aus dem rhetorischen System ausgeschlossene, weiblich klassifizierte Redeweisen sind beispielsweise (neben dem Schweigen) das Geschwätz, der Klatsch, Geschrei, Gesang, Lamentation, Körpersprache, mystische und hysterische Ausdruckweisen. Weibliche Rede erscheint als der Logik widersprechend, überbordend, inhaltsleer, sinnlos, unstrukturiert und körperlich (vgl. zusammenfassend Bischoff/Wagner-Egelhaaf 2003b, 31 f.). Genderorientierte Herangehensweisen beziehen diese Äußerungsformen an Orten fern der klassischen, rhetorischen Öffentlichkeit in eine rhetorische Analyse ein, gehen den ihnen impliziten diskursiven Zuschreibungen nach, ziehen sie für theoretische Entwürfe einer anderen Sprachverwendung heran (Postl 1999) oder zeigen, wie diese trotz oder gerade wegen der Abwertung oder gar Pathologisierung der jeweiligen weibli-

chen Artikulationsform im offiziellen Diskurs Ansätze zur Subversion der institutionell sanktionierter Redepraktiken enthalten können.

Die Produktivität eines genderorientierten Blicks auf die ‚weibliche' Rede belegen beispielsweise neuere Forschungen zu einer ‚Rhetorik des Schweigens', die untersuchen, inwiefern Schweigen/zum Schweigen bringen durchaus bedeutungskonstituierend ist und ebenso machtvoll wie Sprechen eingesetzt werden kann (Luckij 2002; Glenn 2004). Anstatt Schweigen mit der Negation oder Abwesenheit von Stimme oder Text gleichzusetzen, wird Schweigen als rhetorische Kunst untersucht. Dass Schweigen vornehmlich weiblich ‚gegendert' ist, zeigen topische Äußerungen von Aristoteles („‚des Weibes Schmuck ist Schweigen', aber für den Mann hört das Schweigen auf, ein Schmuck zu sein" (Arist. *Pol*. 1260a 30)) über die *Bibel* („lasset eure Weiber schweigen in der Gemeinde" [1. *Kor* 14,34]) bis zu Anstandsliteratur aus dem 17. Jh. („Silence in a Woman is a moving Rhetoricke, winning most, when in words it wooeth least" (zit. n. Luckij 2002, 1)). Als das ‚Andere' der kulturhistorisch höher bewerteten, männlich konnotierten Redemacht ist Schweigen lange als Trope für weibliche Ohnmacht gewertet worden. Indem Schweigen als strategisch einzusetzendes rhetorisches Mittel in den Blick genommen wird, rückt es als Widerstand leistendes (subversives) Machtinstrument in den Blick (Glenn 2004, 153).

Gerade in mythischen und literarischen Erzählungen lassen sich eine Vielzahl von Figurationen weiblicher Rede ausfindig machen und auf die (Selbst-)Konstitution der Rhetorik zurück beziehen. Als weibliche Figurationen des ‚Anderen' der Rhetorik können Figuren wie die orakelnde Sphinx, die prophetische Sibylle, die verführerisch singenden Sirenen, die entstellt nachahmende Echo, die gewaltsam zum Verstummen gebrachte, Text webende Philomele und die grässlich schreienden Erinnyen gelesen werden, von denen eine Bedrohung der kulturellen Ordnung auszugehen scheint. Sie bilden das konstitutive ‚Außen', in dessen Rahmen die männliche Rhetorik als klar, sinnvoll, rational, strukturiert, konzise und wirkmächtig erscheint.

2.2.3. Das Geschlecht des Orators

Die genderkritische Relektüre der antiken Rhetoriktexte hat außerdem das Geschlecht des Redners in den Fokus gerückt und sich damit von einer bislang genderneutralen Betrachtungsweise dieser rhetorischen Grundkategorie abgesetzt. „Orator est, Marce fili, vir bonus dicendi peritus" (vgl. Quint., *Inst*. *or*. 12,1,1) − Catos wirkmächtige Definition des idealen Redners zwingt geradezu zu einer geschlechterdifferenzierten Wahrnehmung: Der Redner ist ein Mann, er ist erwachsen und gehört der Oberklasse an, er ist rechtschaffen, verfügt über rhetorische Erfahrung und gibt sein Wissen väterlich an seinen Sohn weiter (Richlin 1997, 90). Als ‚unmännlich' und damit als nicht rhetorikfähig werden u. a. Frauen, Kinder und Sklaven abgegrenzt. Das antike Rednerideal zeichnet sich nicht nur durch *virtus*, sondern explizit durch *virilitas* (z. B. Quint. *Inst*. *or*. 1,8,9) aus. Hinzu kommt eine über die Engführung der Redekunst mit der Kriegskunst, einer männlichen Domäne, begründete agonistische Ausrichtung der antiken Rhetorik. Die genderorientierte Rhetorikforschung nimmt die männliche Kodierung des Rednerideals nicht nur als Folge sozialgeschichtlicher Verhältnisse zur Kenntnis, sondern betrachtet das rhetorische Subjekt selbst als ein rhetorisch ausgehandeltes, indem sie die Setzungen und Ausschließungen in den Rhetoriktexten in den Blick nimmt, die ihm zugrunde liegen.

Die Kategorie *Geschlecht* ist in Bezug auf den Redner eng mit anderen Differenzkategorien verknüpft. So steht der Begriff *vir* nicht nur für die Bezeichnung des biologischen Geschlechts, sondern verbindet dieses (im Gegensatz zum Begriff *homo*) bereits mit einem hohen sozialen Status (Santoro L'Hoir 1992). Hinzu kommt die Kategorie des Alters: wird das Anmutige, Üppige, Überschwellende für einen *adolescens* akzeptiert, gelten die gleichen Eigenschaften für einen *vir* als ‚effeminiert' (*effeminatus*) (vgl. Cic. *Brut*. 325 ff.). Insgesamt wird deutlich, dass die Beschreibung von Weiblichkeit oder Verweiblichung in den antiken Rhetoriktexten nicht nur dazu dient, Männer und Frauen in Opposition zu setzen, sondern den ‚guten', männlichen vom ‚schlechten', effeminierten Mann zu unterscheiden. Die antiken Rhetoriken produzieren Bilder konkurrierender Männlichkeiten innerhalb eines Geflechts aus Geschlecht, Status (qua Geburt, Staatsbürgertum, Autorität), Alter und Sexualität, die kontinuierlich ausgehandelt und von einander − sowie von Frauen − abgegrenzt werden müssen (vgl. Gleason 1995, xxviii, xxii; Gunderson 2003, 9; Roisman 2005, 9).

Die kontinuierliche Thematisierung und Problematisierung der offenbar instabilen Kategorie des *vir bonus* in den Rhetoriken rückt das Geschlecht des Redners als *performativ* erzeugtes in den Fokus und weist darauf hin, dass es nicht nur um die Darstellung, sondern um die performative Herstellung des *vir* geht, an der die Rhetoriken mitarbeiten. Insofern ist neben der *deskriptiven* auch die *normative* Funktion der Rhetoriken zu unterstreichen. Die rhetorische Ausbildung wird als Modellierung und Disziplinierung des männlichen Subjekts verstanden. Dabei wird nicht nur auf die sprachliche, sondern auch auf die physische Ausbildung − etwa in Bezug auf Stimme, Mimik und Gestik − hingewiesen (vgl. Gleason 1995, xxii). In sprachlicher Hinsicht wird die Frage des Geschlechts zu einer Frage des *Stils*, der wiederum eng an den Körper geknüpft ist: Patricia Parker (1996) zeigt anhand reichen Materials von der römischen Antike (Cicero, Tacitus, Quintilian, Horaz, Seneca) bis in die europäische frühe Neuzeit die enorme Wirkmächtigkeit der Engführung eines ‚guten', attischen, männlich konnotierten Stils mit dem männlichen (*virilis*), harten (*durus*) und muskulösen (*nervosus*) Körper. Verworfen wird dagegen der ‚effeminierte', weichliche, überbordende asianische Stil − eine Geschlecht und Ethnizität verbindende Kodierung −, der als Bedrohung eines „ambiguous gender of men of words" (Parker 1996, 216) jedoch immer latent bleibt. In Bezug auf die *actio* liest Erik Gunderson Quintilian als Anweisung zur Selbstkontrolle des Redners, die, um einen perfekten, männlichen Körper zu erhalten, alles Unmännliche, Weiche, Tänzerische oder Übertriebene nicht nur bei anderen Rednern kritisiert, sondern zu einem ständigen, verinnerlichten Akt der *cura* auffordert (vgl. Quint. *Inst*. *or*. 11,3,11). Wenn Rhetorik − und damit Männlichkeit − *cura* als Supplement zu *natura* verlangt, wird die Stabilität und ‚Natürlichkeit' des Geschlechts in Frage gestellt und stattdessen die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Performanz von Männlichkeit sichtbar (Gunderson 2003, 64). Rhetorik kann damit als „locus of gender construction, a place where manhood is contested, defended, defined, and indeed produced" (Richlin 1997, 90) verstanden werden. Vor dem Hintergrund der Rhetorik als Produktionsinstanz diskursiver Subjekte kann der Redner nicht mehr als souveräner Produzent seiner Rede verstanden werden, sondern erscheint selbst als Effekt des Diskurses „ermächtigt und entmachtet zugleich" (Strowick 2004, 250).

Indem Rhetorik nicht mehr als gender- und statusneutrale Ermächtigung zur Meinungsäußerung und damit zur politischen Partizipation begriffen, sondern das traditionell männlich ‚gegenderte' Rednerideal als wirkmächtige Größe der historisch-kulturel-

len Möglichkeitsbedingungen von Rede wahrgenommen wird, stellt sich die Frage, wer wo wie reden darf und damit Aussicht auf Erfolg hat. Rednerinnen unterliegen u. a. in Bezug auf *ethos* und *actio* einer anderen Redesituation als traditionell vorgesehene männliche Redner. Daraus ergibt sich nicht nur die Aufgabe, die der Rhetorikgeschichte konstitutiv eingezeichneten Differenzen zu erforschen, sondern auch die Frage, wie sich Redende in traditionell nicht als ‚rhetorikfähig' markierten Positionen rhetorisch ermächtigen können und welche Strategien ihnen offen stehen, um am rhetorischen Diskurs partizipieren zu können. Wie gesellschaftlich virulent diese Fragestellung ist, zeigt die große Anzahl von Rhetorikratgebern speziell für Frauen, die seit den 1990er Jahren auf dem Markt sind (Tonger-Erk 2006).

2.3. Rhetorizität von Geschlecht

Ein weiterer Forschungsbereich, der Rhetorik und Gender zusammenbringt, ist die Analyse der Rhetorizität von Geschlecht. Zugrunde liegt (1) eine Auffassung von Geschlecht, die dieses nicht als vordiskursive, ‚natürliche' Kategorie denkt, sondern als Effekt sprachlich-differentieller Praktiken, und (2) ein Verständnis von Rhetorizität, das auf die symbolische Verfasstheit jedweden Sprechens und Handelns zielt. Gefragt wird dementsprechend nach der rhetorischen Konstitution von Geschlecht (Vinken 1992; Butler 1990). Hier wird also weniger die Kategorie *Geschlecht* für die Rhetorik als Disziplin fruchtbar gemacht, sondern vielmehr das spezifisch rhetorische Analysewerkzeug für die Gender Studies generell produktiv eingesetzt. Untersuchungsgegenstand sind – dem weiten Begriff der Rhetorizität entsprechend – die rhetorischen Strukturen historisch veränderlicher kultureller Praxen (Bischoff/Wagner-Egelhaaf 2003b, 32 ff.; vgl. Pritsch 2008).

3. Ausblick

Die oben diskutierten Forschungsergebnisse zeigen, dass die Kategorie *Gender* in nahezu allen Bereichen der Rhetorik relevant ist und produktiv gemacht werden kann. Grundlegend ist dabei die Erkenntnis, dass die Kategorie *Geschlecht* in den wissenschaftlichen Konzepten und Kategorien der Rhetorik reflektiert wird, die Wissensordnung der Rhetorik strukturiert und diese wiederum auf die Wahrnehmung und Konstitution von Geschlecht zurückwirkt. Gerade diese Wirkmächtigkeit der Rhetorik als jahrhundertealte Bildungsinstitution, die das abendländische Verständnis des Subjekts maßgeblich geprägt hat, macht die Rhetorik aus einer genderorientierten, kulturwissenschaftlichen Perspektive so wichtig. In Bezug auf die andauernden Nachwirkungen dieser Konzepte – etwa in Hinsicht auf ‚gegenderte' Redepositionen – ist neben der wissenschaftshistorischen die gegenwartsbezogene politische Bedeutung der genderorientierten Rhetorikforschung zu betonen.

Die Gender Studies gehen davon aus, dass kulturelle Bedeutungsstiftung generell über die Geschlechterdifferenz organisiert wird und die Kategorie *Gender* Erkenntniskategorie jeder Forschung sein kann/soll. Die Berücksichtigung der Analysekategorie *Gender* findet in der institutionellen deutschen Rhetorikforschung – sofern diese über maßgebliche Publikationsorgane wie das *Jahrbuch Rhetorik* und das *Historische Wörterbuch der Rhe-*

torik repräsentiert ist – kaum statt. Dass auch jüngere Veröffentlichungen zur Geschichte der Stimme oder zur Anthropologie der Rhetorik den geschlechtsneutralen Selbstentwurf der Rhetorik unkritisch übernehmen und damit wiederum dessen soziale und geschlechtliche Implikationen fort- und festschreiben, ist in Anbetracht der anerkannten Rolle, die die Genderforschung heute in den Kulturwissenschaften einnimmt, kaum nachvollziehbar.

Forschungslücken ergeben sich daher auch insgesamt für den deutschsprachigen Bereich, besonders für eine deutsche Rhetorikgeschichte. Es wurde deutlich, dass die Erforschung und Integration weiblicher Stimmen in den rhetorischen Kanon zunächst vor allem von US-amerikanischer Seite geleistet wurde. Forschungsschwerpunkte sind neben Antike und englischer Renaissance daher die amerikanische Frauenbewegung. Ein genderorienter Blick auf die deutsche Geschichte rhetorischer Äußerungsmöglichkeiten, die sowohl die historisch spezifischen genderpolitischen Ausschlüsse der Rhetorik reflektiert, als auch ‚andere' Stimmen zu Wort kommen lässt, würde nicht nur die Rhetorikgeschichte umschreiben, sondern auch die Rhetorik an sich als *agonale* und auf die *Öffentlichkeit* bezogene Kunst einer kritischen Rekonzeptionalisierung öffnen.

Nimmt man die herausragende Bedeutung der Situationsgebundenheit für die Rhetorik ernst, muss z. B. davon ausgegangen werden, dass aufgrund historisch-kultureller Kodierungen die Erwartungen des Publikums an eine (traditionell in der Redeposition nicht vorgesehene) Rednerin Auswirkungen u. a. auf *ethos*, Argumentation und *actio* haben. Indem die Kategorie *Geschlecht* sowie andere Differenzkategorien zunehmend in ein Denken der *Situativität* der Rhetorik eingebunden werden, stellt sich verstärkt die Frage nach der Handlungsmacht (*agency*) der RednerInnen. Hier liegt ein zukunftsträchtiges Forschungsfeld in Bezug auf mögliche Interdependenzen von Rede, Macht und Geschlecht. Vor dem Hintergrund poststrukturalistischer Subjekt- und Machtkonzepte sind die Implikationen des Gebrauchs rhetorischer Strategien von Subjekten, die aus marginalen Redepositionen sprechen, in den Blick zu nehmen. Theorien, die sich mit Marginalität, Alterität, Stimme und Macht (bspw. Butler 1997) beschäftigen, ließen sich verstärkt für die Rhetorik produktiv machen.

4. Literatur (in Auswahl)

Ayaß, Ruth (2008): Kommunikation und Geschlecht. Stuttgart [im Druck].

Biesecker, Barbara (1992): Coming to Terms with Recent Attempts to Write Women into the History of Rhetoric. In: Philosophy and Rhetoric 25/2, 140–161.

Bischoff, Doerte (2006): Legendäre Begabung, verstümmelte Geschichte – die Heilige Katharina und die Redekunst. In: Bischoff/Wagner-Egelhaaf (2006), 255–279.

Bischoff, Doerte/Stephanie Kratz/Martina Wagner-Egelhaaf (1999): „Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit". Ein kulturwissenschaftliches Forschungsprojekt. In: Annette Mönnich (Hrsg.): Rhetorik zwischen Tradition und Innovation. München/Basel, 25–34.

Bischoff, Doerte/Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.) (2003a): Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit. Studien zum Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz. Freiburg i. Br.

Bischoff, Doerte/Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.) (2003b): Einleitung. In: Bischoff/Wagner-Egelhaaf (2003a), 9–40.

Bischoff, Doerte/Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.) (2006): Mitsprache, Rederecht, Stimmgewalt. Genderkritische Strategien und Transformationen der Rhetorik. Heidelberg.

Butler, Judith (1990): Gender Trouble. New York.

Butler, Judith (1997): Excitable Speech. A Politics of the Performative. New York.
Ede, Lisa/Cheryl Glenn/Andrea Lunsford (1995): Border Crossings: Intersections of Rhetoric and Feminism. In: Rhetorica 13/4, 401–441.
Foss, Sonja K./Cindy L. Griffin (1995): Beyond Persuasion: A Proposal for Invitational Rhetoric. In: Communication Monographs 62, 2–18.
Gleason, Maud W. (1995): Making Men. Sophists and Self-Presentation in Ancient Rome. Princeton.
Glenn, Cheryl (1997): Rhetoric Retold. Regendering the Tradition from Antiquity Through the Renaissance. Carbondale/Edwardsville.
Glenn, Cheryl (2004): Unspoken. A Rhetoric of Silence. Carbondale.
Gunderson, Erik (2003): Staging Masculinity. The Rhetoric of Performance in the Roman World. Ann Arbor.
Günthner, Susanne (2006): Doing vs. Undoing Gender? Zur Konstruktion von Gender in der kommunikativen Praxis. In: Bischoff/Wagner-Egelhaaf (2006), 35–57.
Jarratt, Susan (1991): Rereading the Sophists: Classical Rhetoric Refigured. Carbondale.
Jarratt, Susan/Rory Ong (1995): Aspasia: Rhetoric, Gender, and Colonial Ideology. In: Lunsford (1995), 9–24.
Kohrs Campbell, Karlyn (1989): Man Cannot Speak for Her. 2 vols. New York.
Lakoff, Robin (1975): Language and Women's Place. New York.
Levin, Carole/Patricia A. Sullivan (eds.) (1995): Political Rhetoric, Power, and Renaissance Women. Albany.
Luckij, Christina (2002): „A moving Rhetoricke". Gender and Silence in Early Modern England. Manchester/New York.
Lunsford, Andrea (ed.) (1995): Reclaiming Rhetorica. Women in the Rhetorical Tradition. Pittsburgh/London, 319–333.
Meijer Wertheimer, Molly (ed.) (1997): Listening to their Voices. The Rhetorical Activities of Historical Women. Columbia.
Parker, Patricia (1996): Virile Style. In: Louise Fradenburg/Carla Freccero (eds.): Premodern Sexualities. New York/London, 201–222.
Paxson, James J. (1998): Personification's Gender. In: Rhetorica. A Journal of the History of Rhetoric 16/2, 149–179.
Posselt, Gerald (2005): Katachrese. Rhetorik des Performativen. München.
Postl, Gertrude (1999): Rhetorik und die gegenwärtige Geschlechterdebatte. In: Helmut Vetter/Richard Heinrich (Hrsg.): Die Wiederkehr der Rhetorik. Wien/Berlin, 137–165.
Pritsch, Sylvia (2008): Rhetorik des Subjekts. Zur textuellen Konstruktion des Subjekts in feministischen und anderen postmodernen Diskursen. Bielefeld.
Richards, Jennifer/Alison Thorne (eds.) (2007): Rhetoric, Women and Politics in Early Modern England. London/New York.
Richlin, Amy (1997): Gender and Rhetoric: Producing Manhood in the Schools. In: William J. Dominik (ed.): Roman Eloquence. Rhetoric in Society and Literature. London/New York, 90–110.
Ritchie, Joy/Kate Ronald (eds.) (2001): Available Means. An Anthology of Women's Rhetoric(s). Pittsburgh.
Roisman, Joseph (2005): The Rhetoric of Manhood. Masculinity in the Attic Orators. Berkeley/Los Angeles/London.
Santoro L'Hoir, Francesca (1992): The Rhetoric of Gender Terms: ‚man', ‚woman', and the Portrayal of Character in Latin Prose. Leiden.
Schoenthal, Gisela (1993): Neue Arbeiten zur feministischen Rhetorik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 12, 108–117.
Schoenthal, Gisela (1996): Feministische Rhetorik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 3, 238–243.

Strowick, Elisabeth (2004): Methodische Überlegungen zu einer rhetorischen Anthropologie. In: Wolfgang Braungart/Klaus Ridder/Friedmar Apel (Hrsg.): Wahrnehmen und Handeln. Perspektiven einer Literaturanthropologie. Bielefeld, 247–265.
Sutherland, Christine M. (1999): Women in the History of Rhetoric: The Past and the Future. In: Sutherland/Sutcliffe (1999), 9–31.
Sutherland, Christine M./Rebecca Sutcliffe (eds.) (1999): The Changing Tradition: Women in the History of Rhetoric. Calgary.
Tannen, Deborah (1990): You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation. New York.
Tonger-Erk, Lily (2006): Die ‚Zicke'. Eine konfrontative weibliche Rhetorik. In: Bischoff/Wagner-Egelhaaf (2006), 319–337.
Venske, Regula (1985): Thesen zu einer feministischen Rhetorik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 4, 149–158.
Vinken, Barbara (1992): Dekonstruktiver Feminismus – Eine Einleitung. In: Barbara Vinken (Hrsg.): Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika. Frankfurt a. M., 7–29.
Warner, Marina (1985): Monuments and Maidens. The Allegory of the Female Form. London.

Lily Tonger-Erk, Münster (Deutschland)

53. Rhetorik der Künste

1. Allgemeine Voraussetzungen
2. Sonderbedingungen der Kunstkommunikation
3. Das rhetorisch herbeigeführte Kunsturteil: Voraussetzungen und analytische Ebenen
4. Rhetorik des Kunstwerks: Rhetorisches Kalkül und Moderations-Evokations-Konnex
5. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the systematic relation between rhetoric and art from a new perspective of rhetorical theory. This issue is narrowed down to the aspect of rhetoricity, or the role of the rhetorical factor in the arts, respectively.

The arts, in this context, are understood as comprising all phenomena of expression that have been termed art *since the beginning of the 18th century. Rhetoric considers the arts as a* communicative fact *which includes three speech components: (1) the communicative setting, in which art is located; (2) the artist as the communicator and (3) the pieces of art as communicative means of expression.*

First, the article investigates under which conditions the communicative act 'art' exists in social interaction. In this context, it is important to note that art is perceived under the specific conditions of communication (where the communication maxims of Grice do not apply in the same way as in ordinary communication). Thus, the difference between the conventional meaning of the signs and the meaning of the artistic texture unfolding in the artistic act needs to be emphasized. These acts of art communication regularly appear in specific settings. They form the framework for contests among artists (Greek agôn*),*

Strowick, Elisabeth (2004): Methodische Überlegungen zu einer rhetorischen Anthropologie. In: Wolfgang Braungart/Klaus Ridder/Friedmar Apel (Hrsg.): Wahrnehmen und Handeln. Perspektiven einer Literaturanthropologie. Bielefeld, 247–265.
Sutherland, Christine M. (1999): Women in the History of Rhetoric: The Past and the Future. In: Sutherland/Sutcliffe (1999), 9–31.
Sutherland, Christine M./Rebecca Sutcliffe (eds.) (1999): The Changing Tradition: Women in the History of Rhetoric. Calgary.
Tannen, Deborah (1990): You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation. New York.
Tonger-Erk, Lily (2006): Die ‚Zicke'. Eine konfrontative weibliche Rhetorik. In: Bischoff/Wagner-Egelhaaf (2006), 319–337.
Venske, Regula (1985): Thesen zu einer feministischen Rhetorik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 4, 149–158.
Vinken, Barbara (1992): Dekonstruktiver Feminismus – Eine Einleitung. In: Barbara Vinken (Hrsg.): Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika. Frankfurt a. M., 7–29.
Warner, Marina (1985): Monuments and Maidens. The Allegory of the Female Form. London.

Lily Tonger-Erk, Münster (Deutschland)

53. Rhetorik der Künste

1. Allgemeine Voraussetzungen
2. Sonderbedingungen der Kunstkommunikation
3. Das rhetorisch herbeigeführte Kunsturteil: Voraussetzungen und analytische Ebenen
4. Rhetorik des Kunstwerks: Rhetorisches Kalkül und Moderations-Evokations-Konnex
5. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article examines the systematic relation between rhetoric and art from a new perspective of rhetorical theory. This issue is narrowed down to the aspect of rhetoricity, or the role of the rhetorical factor in the arts, respectively.

The arts, in this context, are understood as comprising all phenomena of expression that have been termed art *since the beginning of the 18th century. Rhetoric considers the arts as a* communicative fact *which includes three speech components: (1) the communicative setting, in which art is located; (2) the artist as the communicator and (3) the pieces of art as communicative means of expression.*

First, the article investigates under which conditions the communicative act 'art' exists in social interaction. In this context, it is important to note that art is perceived under the specific conditions of communication (where the communication maxims of Grice do not apply in the same way as in ordinary communication). Thus, the difference between the conventional meaning of the signs and the meaning of the artistic texture unfolding in the artistic act needs to be emphasized. These acts of art communication regularly appear in specific settings. They form the framework for contests among artists (Greek agôn*),*

targeting at an artistic judgment. Using this judgment, society determines what will be considered as art. For this purpose, three levels of evaluation apply: the conceptual, the semiotic-structural and the performative. The third level is the media-theoretical level: A medium *is defined as device to store and send (artistic) texts, which, for example, also includes pictures understood as texts. A* text *is a delimitated, structured complex of signs that is uttered with a specific communicative intention. The medium performs such an artistic text in acts of staging. The analysis of these levels finally results in a rhetorical artistic judgment. In fact, seven analytical orientation aspects can be applied as a guideline for this: (1) the instructive; (2) the verifying; (3) the axiomative; (4) the evaluative; (5) the emotive; (6) the stimulative and finally, (7) the voluntative. These orientation aspects allow for the investigation of the rhetorical relation of guiding (the addressee) and achieving the intended impact (moderation-evocation-connexion).*

1. Allgemeine Voraussetzungen

Bei den folgenden, aus neuer theoretischer Perspektive unternommenen Überlegungen zur Rhetorik der Künste müssen zunächst einige Voraussetzungen geklärt werden. Am Anfang hat die Feststellung zu stehen, dass nur dann von Rhetorik gesprochen werden kann, wenn es um ein kommunikatives Faktum geht. Die erste Voraussetzung für alles Weitere ist daher das Postulat, dass sich die Künste unter rhetorischer Perspektive als ein solches Faktum untersuchen lassen. Die Rhetorik betrachtet die Künste also als Phänomene, die in kommunikativen Prozessen eine Rolle spielen und daher rhetorisches Potenzial entfalten können. Das betrifft die bildende Kunst, die Literatur, Musik, den ästhetisierten Film, das Theater und andere Künste gleichermaßen. Weil nun aber der Begriff *Künste* ein Kollektivabstraktum ist, muss genauer spezifiziert werden, worauf sich die rhetorische Betrachtung eigentlich bezieht. Diese Spezifizierung soll zunächst unter den Aspekten *kommunikatives Setting*, *Kommunikator* sowie *kommunikative Mittel* vorgenommen werden. Hinzu kommt natürlich das künstlerische *Telos*.

Beginnen wir bei den kommunikativen Mitteln. Im Bereich der Kunstkommunikation (also im Bereich kommunikativer Prozesse, in denen Kunst eine maßgebliche Rolle spielt) sollen unter den Begriff des kommunikativen Mittels all jene Artefakte fallen, denen in Prozessen sozialer Wert- und Statuszuweisung das Prädikat ‚Kunst' (in welcher konkreten Formulierung auch immer) mithin besonders hohe Wertigkeit zugesprochen wird, zumindest unter Kennern oder in bestimmten Kreisen (Knape 2007a). Dabei definiert jeder Kunstbereich selbst, was als sein spezifisches Kunstprodukt zu gelten hat und im Deutschen gegebenenfalls mit dem Begriff *Kunstwerk* bezeichnet werden kann, dies betrifft auch die rein performativen Künste (z. B. das Ballett). Der mit dem Prädikat ‚Kunst' verbundene besondere Status rechtfertigt normalerweise die hohen Aufwendungen, die für die Produktion, die Aufführung, den Erwerb oder den Erhalt der genannten Artefakte anfallen. Als Index für die gesellschaftliche Wertschätzung entsprechender Artefakte muss insbesondere deren materieller Tauschwert angesehen werden (Mein/Schößler 2005). Das war bereits im antiken Kunstbetrieb so. Besonders wichtig sind die Preise der Werke als Indikatoren gesellschaftlicher Wertschätzung. Schon Plinius berichtet in einer der zahlreichen Kunstanekdoten seiner *Naturalis historia* (1. Jh. n. Chr.), dass Kaiser Tiberius ein Gemälde des Parrhasios, das auf die astronomische Summe von sechs Millionen Sesterzen geschätzt wurde, vorsichtshalber unzugänglich in seinem Schlafzimmer unter Verschluss hielt (Plinius *Nat. hist.* 35,70).

Die für die Wertzumessung geltenden Kriterien haben sich im Verlauf der ‚Kunst'-Geschichte und im Zuge eines ständigen Wandels der Ästhetiken verändert (Barck 2000). Sie reichen von eher handwerklichen Perfektionsvorstellungen über individual-geschmäcklerische Vorlieben bis hin zu mystifizierenden Auratisierungen. Das Kunsturteil (*dies ist Kunst*) fällt dabei nicht immer mit dem reinen ästhetischen Urteil im Sinne Immanuel Kants (*dies ist schön*) zusammen, auch wenn man unter den ideologischen Prämissen der Kunstperiode bisweilen meinte, dies postulieren zu müssen. Kunsturteile rekurrieren, historisch gesehen oft schwankend, teils auf (formbezogene) Oberflächenstrukturbetrachtungen, teils auf (sinnbezogene) Signifikanzbetrachtungen, teils auf entsprechende Mischungen.

Bei Untersuchung der Frage, was unter einer *Rhetorik der Künste* zu verstehen ist (und damit befasst sich dieser ganze Beitrag), drängt sich der historische Kriterienwandel beim Kunsturteil nicht in den Vordergrund. Entscheidend ist die Tatsache, dass Gesellschaften mit Hilfe des Kunsturteils (aufgrund welcher Kriterien auch immer) in die Lage gesetzt sind, aus der Fülle der Artefakte eine Gruppe von ‚Kunst'-Objekten zu isolieren. Diese Objekte können bei den performativen Künsten (z. B. auf dem Theater) höchst ephemeren Charakter haben.

An dieser Stelle sei ein kurzer terminologischer Exkurs eingeschoben: Auf der Ebene des Kunstdiskurses nennt man die Kunstobjekte *Werke*. Unter Diskursen sind „bestimmte, nach thematischen und pragmatischen Kriterien definierte Kommunikationsnetzwerke" zu verstehen, denen spezifische „Super- oder Hypertexte (d. h. Textgruppen, die aufgrund diskursspezifischer Textselektionen in Verbund stehen) zugeordnet werden können" (Knape 2006, 73). Im Terminus technicus *Werk* sind nun ganz bestimmte Aspekte abstrahiert, insbesondere dass es einen Werkproduzenten gibt, der das konkrete Objekt nach einem bestimmten Konzept gestaltet hat (Pudelek 2005). In der Antike hatte man dafür verschiedene Ausdrücke: „das Werk" (gr. *érgon*, lat. *opus*), „das Gemachte" (gr. *poíêma*) bzw. „das kunstgemäß Hergestellte" (lat. *artificium*). Um in Kommunikationsprozessen eine Rolle spielen zu können, müssen Werke als Texte (vgl. Knobloch 2005, 41–43) *notiert* sein. Was ist damit gemeint? Wir müssen hier die theoretische Ebene wechseln und zu einer konkreten semiotischen Betrachtungsweise übergehen (vgl. Hess-Lüttich/Rellstab 2005). Nur mentale Konstrukte, die eine extramentale Realisierungsform finden, können von den anderen Kommunikationsteilnehmern wahrgenommen, verarbeitet und interpretiert werden. Mit anderen Worten: Aus einem intramentalen Werkkonzept muss ein externalisierter *Text* oder eine *Textur* werden, wofür der Ausdruck *Notation* steht. Der Terminus Notation bezieht sich dabei nicht nur auf optische Verschriftlichung, Verbildlichung usw. sondern kann auch akustische und andere Realisationsformen meinen. Unter *Text* ist ein begrenzter, geordneter Zeichenkomplex in kommunikativer Absicht zu verstehen, wobei die Zeichensysteme bzw. Kodes wechseln können. Auch die Aggregatzustände sind divers: Es gibt ephemere Texte, deren Performanz situativ flüchtig ist, und persistente Texte, die normalerweise für dimissive Kommunikation, d. h. distanzüberwindende Kommunikationsvorgänge, gedacht sind. Alle für diese Zwecke von den Menschen entwickelten informationellen Kodes (z. B. der Kode ‚deutsche Sprache' oder der europäische Bildzeichenkode), die rein kognitiv verankert sind, benötigen für die konkrete kommunikative Interaktion materiale Notationskodes. Die deutsche Sprache etwa kann in externalisierten deutschsprachigen Texten auf mindestens viererlei Weise notiert werden: vokal-akustisch, schriftlich-optisch, schriftlich-haptisch (Blindenschrift)

und gebärdend-optisch. Beim Bildzeichenkode (einem der verschiedenen visuellen Kodes), dessen Zeichen ausdrucksseitig nicht arbiträr, sondern motiviert sind, gibt es allerdings eine Besonderheit. Die Zeichen des Bildzeichen-Informationskodes und die Zeichen des entsprechenden materialen Notationskodes sind gleichermaßen motiviert und daher ausdrucksseitig gleich.

Unter all diesen Voraussetzungen und mit den dazu nötigen Abstraktionen ist ein Gedicht ebenso wie ein Bild, ein Musikstück oder ein Ballett als Textur zu betrachten. Jede Textur braucht ihrerseits ein *Medium* als materiellen Träger zum Speichern und Senden (Knape 2005a, 22). Die technischen Bedingungen eines Mediums (d. h. einer *Einrichtung zum Speichern und Senden von Texten*) können im Einzelfall sehr komplex sein. Beim Kino etwa wäre rein technisch gesehen unter einer solchen Einrichtung der ganze Produktionsstudio-Finishingtechnik-Kino-Zusammenhang zu verstehen, mit dessen Hilfe die Filme (als Texte) gespeichert und gesendet werden können. Zum Medium Schreibpapier, um einen anderen Medienfall zu nennen, gehören technisch gesehen auch die Bedingungen des Aufschreibens (von der Schrift bis zum Schreibgerät).

Wenden wir uns nun den genannten Kommunikationsvorgängen und damit auch den Kategorien *Kommunikator* und *kommunikatives Setting* zu. An erster Stelle ist hier der Werkproduzent zu nennen, also jener Teilnehmer am Kommunikationsprozess, dessen Produkte (Kunstobjekte) von der Gesellschaft mit besonderer Wertschätzung behandelt werden. In der Antike bezeichnete man ihn mit eher aufs Handwerkliche bezogenen Begriffen wie gr. *technítês* oder lat. *opifex* bzw. mit mehr auf den kreativen Schöpfungsakt bezogenen Bezeichnungen wie gr. *demiurgós* oder lat. *auctor* oder *artifex*. In der Neuzeit hat sich als Sammelbezeichnung der emphatisch aufgeladene Begriff *Künstler* eingebürgert, der im Deutschen deutlich vom Begriff *Handwerker* unterschieden wird (Wetzel 2000).

Der Künstler ist wesentlicher Akteur im Kunstdiskurs, der sich zu verschiedenen Zeiten und unter sich ändernden gesellschaftlichen Bedingungen historisch divers darstellt. Insbesondere verschränkt sich der Kunstdiskurs mit anderen gesellschaftlichen Funktionaldiskursen, die weit von modernen Vorstellungen einer Kunstautonomie wegführen. Kunstobjekte entstehen im Verlauf der Geschichte als Auftragsarbeiten regelmäßig unter heteronomen Zwecksetzungen religiös-kultischer oder politischer Art bzw. nach Maßgabe privater Gebrauchszusammenhänge. Die unter dem Postulat der Kunstautonomie (Ostermann 2002, 92 ff. und 177 ff.) stehenden Bestrebungen des bloß angebotsorientierten Kunstmarkts sind ein neuzeitliches Phänomen und funktionieren auch nur bedingt frei. Mit anderen Worten: Der Künstler unterliegt gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die für jede Art Kunstproduktion Kontexte definieren. Dennoch bleibt festzuhalten, dass es sich beim Künstler in den meisten Fällen insofern um einen privilegierten Teilnehmer am Kommunikationsgeschehen handelt, als er und seine Werke seit Menschengedenken mit besonderer Wertschätzung bedacht, und er daher auch faktisch (z. B. über Entlohnung) immer wieder vom einfachen Handwerker, Schreiber oder Musikanten unterschieden wurde.

Dies ist in der Tatsache begründet, dass Gesellschaften meistens die ganz besonderen Fähigkeiten von Künstlern in ihren Werken erkennen, anerkennen und als Ausnahmeerscheinungen honorieren. Regelmäßig werden diese herausragenden Kompetenzen für die Gestaltung von Ausnahmeereignissen oder bedeutsamen Kommunikationsgeschehnissen, in Tempeln, Kirchen, Parlamenten und Palästen bzw. bei Festen und Zeremonien in

Dienst genommen. Artefakte, die mit Prädikaten wie ‚künstlerisch' oder ‚Kunst' ausgezeichnet werden (auch wenn es dabei um rein performative Handlungsabläufe geht), können auf diese Weise lebensweltlich integriert werden. Im Sinne Hans Blumenbergs ist Kunst hier „rhetorisch in dem Sinne, daß sie als Zusatz oder als Vehikel für nichtästhetische, etwa religiöse oder politische, Funktionen oder als unmittelbar sinnfällige Verstärkung vorhandener Einstellungen zur Wirklichkeit, d. h. im Sinne des Mythos und seiner rhetorischen Funktion, im Sinne der Religion oder in Übereinstimmung mit anderen, wie immer auch geschlossenen Wirklichkeitskonzepten auftritt, in deren Deutungs- und Sinnhorizont sie mithin aufgeht" (Ostermann 2002, 255). Dabei stellt sich immer wieder etwas ein, das schon in der Antike als unbefriedigend empfunden wurde: Kunst kann zur reinen Applikation verkommen, zum bloßen Ornament, zum unselbständigen Element der Erzeugung vordergründiger Erhabenheit werden. Sie wird dabei nicht als Gegenstand eigenen Kündens wahrgenommen. Vor diesem Hintergrund wird das Bestreben verständlich, Kunstwerke aus heteronomen Bestimmungen zu lösen und in Settings mit autonomer Betrachtungsmöglichkeit zu überführen. Dies gelingt, wenn man der Kunst eigene Räume der Besonderung zugesteht, gewissermaßen als proprietären Sitz im Leben, wo die Werke für sich genommen sprechen können.

Bereits in der Antike fand diese Erlösung von Kunstwerken aus heteronomen Funktionalzusammenhängen statt. Es gab damals schon zahlreiche Kunstsammlungen reicher Mäzene, spezifische Settings für den Vortrag von Dichtung, für Theateraufführungen und Konzerte. Die Werke sind im Fall der kunstkommunikativen Besonderung in solche Settings integriert, die die Kommunikationspartner auf Bedingungen einer Sonderkommunikation einstellen. Die meisten Künste haben im Lauf der Geschichte entsprechende disziplinspezifische Settings ausgebildet und gepflegt. Bei Formen der dimissiven Kommunikation, also im Fall von Distanzkommunikation, kann die geforderte besondere Einstellung der Interaktionspartner etwa durch Textmarkierungen oder Paratexte bewirkt werden (z. B. durch Gattungsangaben wie *Roman* oder *Spielfilm* usw.). Diese Einstellung ist wichtig, weil in der Kunstkommunikation beim Verstehensprozess mit Sonderbedingungen zu rechnen ist.

2. Sonderbedingungen der Kunstkommunikation

Die erstaunlich ausführliche und kritische Auseinandersetzung Platons (4. Jh. v. Chr.) mit den Künsten allgemein, vor allem aber mit Malerei, Dichtung und Musik in seiner staatstheoretischen Schrift *Politeia* macht deutlich, dass die Frage nach dem kommunikativen Status der Kunstäußerungen schon von antiken Denkern als brisant empfunden wurde. Platons Hauptvorwurf geht dahin, dass die Kunst für sich kommunikative Sonderrechte reklamiere, Abstand von den Spielregeln der Normalkommunikation nehme und man sich daher insbesondere um die Dichtkunst nicht „ernsthaft bemühen dürfe, als ob sie selbst ernsthaft sei und die Wahrheit treffe" (Platon *Politeia*, 608a). Platon ordnet die Kunst letztlich der Sphäre des simulierenden Spiels zu, weshalb es ihr seiner Meinung nach an lebensweltlicher Ernsthaftigkeit, ja Seriosität gebreche. Harald Weinrich kommentiert dies mit der kritischen Feststellung, dass nach Platons Auffassung offenbar „die Sprache der Philosophie die der Eigentlichkeit, die Sprache der Dichtung aber die der Uneigentlichkeit", mithin der Lüge sei (Weinrich 1974, 73). Aber schon Nietzsche habe dem entgegen gehalten „Kunst behandelt also den Schein als Schein, will also gerade

nicht täuschen, ist wahr“ (Nietzsche 1978, 240; zur Kategorie der ‚Normalität‘ siehe Link 2002; zur Kunstfeindschaft siehe Hammermeister 2007).

Es geht in der Tat bei den Künsten nicht um die Frage von Lüge und Betrug, insbesondere ist das von dem Kommunikationsphilosophen Paul Grice für jede Art Kommunikation als fundamental erachtete Kooperationsprinzip nicht nur nicht suspendiert, sondern ganz im Gegenteil in besonderer Weise gefordert. Zur Irritation hat allerdings historisch immer wieder die Tatsache beigetragen, dass, anders als bei Akten alltäglicher Normalkommunikation, in kunstkommunikativen Akten regelmäßig die vier vom Kooperationsprinzip abhängenden Grice’schen Maximen der Informativität, Wahrhaftigkeit, Relevanz und Ausdrucksökonomie (Grice 1967) in spezifischer Weise außer Kraft gesetzt bzw. deutlich modifiziert wurden. Der Künstler darf, ja muss eben immer wieder mit Erfindungen oder gegebenenfalls auch mit unökonomischen, überbordenden, erschwerenden oder devianten Ausdrucksmitteln arbeiten, um den eigenen Möglichkeiten der Kunst gerecht zu werden. Deshalb reklamiert die Kunst für sich immer wieder eigene kommunikative Spielregeln. Hier könnte man die Frage aufwerfen, ob es spezifische Maximen für die Kunstkommunikation gibt, die einem historischen Wandel unterworfen sind. Die Folge einer entsprechenden Varianz nach Epochen und ‚Schulen‘ könnte dann sein, dass immer wieder auch bestimmte Maximen ausgeschlossen werden. Jedenfalls setzt die Kunst selbst gewissermaßen die Bedingungen für die kooperierende Interaktion fest. Die wichtigste Spielregel beruht auf der Akzeptanz des ‚Als-ob-Postulats‘, das alle Kommunikationsteilnehmer zunächst einmal als Festlegung auf die Interpretationsvorzeichen einer rein spielerisch-simulativen Handlung, z. B. in Form eines stillschweigenden Fiktionalitätskontrakts, akzeptieren müssen.

Der Nietzsche-Inspirator Gustav Gerber schreibt dazu: „Das Wort ‚Spiel‘ ist vielfach auf die Kunst angewendet worden. Schiller (Über die ästhetische Erzieh. Brief 15) sagt in solchem Bezuge: ‚Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.‘ ‚Mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er‘, und er nennt den Spieltrieb die Quelle der Kunst. Jean Paul (Levana § 47) sagt: ‚Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen‘. – Unter Spiel verstehen wir demnach kein sinnloses Thun, setzen es nicht gleichbedeutend mit dem blossen Scherz, mit nichtigem Spass. Selbst das Spiel der Kinder ist ernstlich gemeinte Thätigkeit“ (Gerber 1885, 3). Anders als manche Theoretiker postulieren die Künstler selbst regelmäßig den ‚praktischen‘ Sinn und die lebensweltliche Relevanz ihres Handelns und keineswegs eine bloß zweckfrei-‚spielerische‘ Unverbindlichkeit ihrer Werke. Da es aber dennoch beim lebensweltlich abgehobenen ‚Spiel‘-Charakter der Kunst bleibt, entstehen bestimmte Probleme.

Dies führt uns zur spielskeptischen Sichtweise der Sprechakttheoretiker. Bei der Definition von lebensweltlich ‚ernsthaften‘, d. h. mit sanktionierbaren Folgen verbundenen Sprechhandlungen, klammern Sprechakttheoretiker das simulative Sprechen aus. Entsprechend schreibt John L. Austin (1972, 41 f.): „In einer *ganz besonderen Weise* sind performative Äußerungen unernst oder nichtig, wenn ein Schauspieler sie auf der Bühne tut oder wenn sie in einem Gedicht vorkommen oder wenn jemand sie zu sich selbst sagt. Jede Äußerung kann diesen Szenenwechsel in gleicher Weise erleben. Unter solchen Umständen wird die Sprache auf ganz bestimmte, dabei verständliche und durchschaubare Weise unernst gebraucht, und zwar wird der gewöhnliche Gebrauch parasitär ausgenutzt. Das gehört zur Lehre von der *Auszehrung* der Sprache. All das schließen wir aus unserer Betrachtung aus. Ganz gleich, ob unsere performativen Äußerungen glücken oder nicht, sie sollen immer unter normalen Umständen getan sein.“ John R. Searle

(1971, 88): „Von ‚ernsthaften' Äußerungen spreche ich im Gegensatz zu solchen, die bei der Teilnahme an einem Spiel, beim Lehren einer Sprache, bei der Rezitation eines Gedichts, bei Ausspracheübungen usw. gemacht werden." „Ernsthafte" Äußerungen sind Grundlage für „normale Ausgabe-Bedingungen" (sinnvolles Sprechen) und „normale Eingabe-Bedingungen" (Verstehen) von Sprechakten. „Das Erzählen von Witzen oder die Teilnahme an einem Spiel" wären demnach sprechakttheoretisch gesehen „Kommunikationshindernisse" beim Vollzug *seriöser*, d. h. nicht-spielerischer Sprechhandlungen (d. h. ein Urteilsspruch auf der Theaterbühne wäre in diesem Sinn kein seriöser Urteilsspruch).

In aller Regel sind künstlerische Äußerungen (Texte), welcher Art auch immer, in ihrem kommunikativen Status markiert. Sei es kontextuell-pragmatisch durch die Settings (Räume der Besonderung) oder spezifische Aufführungspraktiken, sei es immanenttextlich durch explizite Markierungen (z. B. Gattungsbezeichnungen) oder Prädizierungen als ‚Kunst' bzw. durch Formstrukturmerkmale (Auszeichnungen der Textoberfläche auf Basis ästhetischer Overkodes: etwa Versform und Reim oder gewisse Farben und Formen, Ornamente, Verzierungen, Phrasierungen usw.). Kunst kann so identifizierbar werden, gibt sich auf diese Weise zu erkennen und kann dann hinsichtlich ihres kommunikativen Status eingeordnet werden. Historisch gesehen werden Kunstobjekte allerdings nicht selten erst im Nachhinein als solche identifiziert. Heißt das nun aber angesichts der obigen sprechakttheoretischen Abgrenzungen gleichzeitig, dass Kunstäußerungen, da sie nun einmal zur ‚unernsten' Kommunikation zählen (wir sprechen sehr viel vorsichtiger von ‚Sonderkommunikation') auch zu keinerlei ernsten Botschaften kommen können? und dass ihre kommunikative Leistung ebenfalls stets unseriös sind? Platon neigte zu dieser Schlussfolgerung und mit ihm bis heute zahlreiche Kunstskeptiker.

Mit dieser Frage ist auch die Frage nach einer Rhetorik der Künste eng verbunden. Unter dieser Voraussetzung muss die bereits kurz erwähnte Eigentlichkeits-Uneigentlichkeits-Problematik etwas genauer diskutiert werden, die freilich bei der Musik in semiotische Grundsatzfragen hineinführen würde (Referenzproblematik). Der oben bereits angesprochene Status der Kunst als Spiel stellt offenbar alle künstlerischen Äußerungen unter einen Uneigentlichkeitsvorbehalt. Sie lassen sich aber dennoch in normalkommunikative Kontexte integrieren, wenn wir für die künstlerischen Äußerungen in Fortschreibung des Modells indirekter Sprechakte eine Ebene des *indirekten Textakts* postulieren. Mit einem indirekten Textakt kann eine Botschaft des Künstlers vermittelt werden, die seriöse lebensweltliche Relevanz bekommen könnte.

An diesem Punkt muss über das Problem des Bedeutungsaufbaus in kommunikativer Interaktion gesprochen werden, der ja, abgesehen vom Sonderfall der Musik, bei den meisten Künsten über besondere artifizielle, regelmäßig mit Erschwerungsstrategien, auch mit Verfremdungen arbeitende Verfahren abläuft. In diesem Zusammenhang ist die Searle-Grice-Debatte zum Thema *Bedeutung* interessant, weil man anhand dieser Diskussion einige grundsätzliche Fragen der menschlichen Kommunikation und auch des rhetorischen Ansatzes zur Sprache bringen kann.

Johann Wolfgang Goethe hat am Anfang des dritten Buchs seines Romans *Wilhelm Meisters Lehrjahre* das Gedicht *Mignon* oder *Mignons Lied* eingefügt, eines seiner bekanntesten Gedichte. Es steht für die Italiensehnsucht und das geheimnisvolle Schicksal des von einer aufgelösten Theatertruppe übrig gebliebenen Mädchens *Mignon*. Die Anfangszeile lautet:

> Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn.

Das zarte Kind *Mignon*, Symbolfigur der Sehnsucht nach und der Gefahr in freiem Künstlerleben, stirbt im Roman, während sich ihr Herr *Wilhelm Meister*, dem diese Sehnsucht ursprünglich auch eigen war, im Verlauf seiner Entwicklung mehr und mehr davon entfernt.

John Searle greift die genannte Anfangszeile aus *Mignons Lied* auf, um sie in ein Beispiel zur Erläuterung seiner Auffassung illokutionärer Akte einzuarbeiten (Searle 1971, 68–83). In Searles fiktiver Szene wird der Goethe-Vers aus jedem ästhetisch markierten Zusammenhang herausgenommen und in ein normalkommunikatives Gespräch integriert. Das kann auch im Fall anderer Kunstformen geschehen, etwa wenn eine Opernarie in einen Werbespot eingefügt wird. Searles Fiktion ist im Zweiten Weltkrieg angesiedelt: Ein in italienische Gefangenschaft geratener amerikanischer Soldat versucht verzweifelt, eine deutsche Identität (und damit die eines Italien-Verbündeten) zu simulieren, indem er Goethes Vers als einzigen ihm noch bekannten deutschen Sprachrest zitiert. Er hofft, dass die Italiener kein Deutsch können und den Satz als *Ich bin ein Deutscher* interpretieren und ihn frei lassen. Wenn sich die Hoffnung des Gefangenen tatsächlich ohne weiteres erfüllte, wäre die von Paul Grice in seinem Artikel *Meaning* von 1957 vertretene Interpretation des Funktionierens von „nicht-natürlicher Bedeutung“ zumindest punktuell bestätigt (siehe Grice 1957). Searle bezweifelt jedoch Grices Sichtweise, zumindest in Hinblick auf die Illokutionsfrage.

Grice rückt die Rolle der Intention beim Bedeutungsaufbau in den Vordergrund. Wir kommen damit auf das Problem der Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit irgendwelcher Äußerungen im Rahmen kommunikativer Akte zurück. Nach Grice könnte der amerikanische Soldat Glück haben und aufgrund des Goethe-Zitats für einen deutschen Verbündeten gehalten werden, weil gilt: Der Satz, dass ein Sprecher S mit X etwas meinte, ist gleichbedeutend mit dem Satz, dass X von S in der Absicht geäußert wurde, beim Zuhörer H eine bestimmte Wirkung dadurch hervorzurufen, dass dieser die Absicht von S erkennt. Searle paraphrasiert dies wie folgt: „Indem ich spreche, versuche ich, meinem Zuhörer bestimmte Dinge dadurch zu übermitteln, daß ich ihn dazu bringe zu erkennen, daß ich ihm jene Dinge zu übermitteln beabsichtige.“ Im Falle der Kunstkommunikation wären für die Stützung dieser Erkenntnis die bereits erwähnten ästhetischen Markierungen äußerer oder innerer Art von Belang. „Ich erreiche die beabsichtigte Wirkung auf den Zuhörer dadurch, daß ich ihn dazu bringe zu erkennen, daß ich jene Wirkung zu erreichen beabsichtige, und sobald der Zuhörer erkannt hat, was ich zu erreichen beabsichtige, habe ich im allgemeinen erreicht, was ich wollte. Er hat verstanden, was ich sagen will, sobald er erkannt hat, daß die Absicht meiner Äußerung die war, das und das zu sagen“ (Searle 1971, 69).

Searle hat gegenüber dieser von ihm referierten Grice-Position zwei Einwände, die auch in rhetoriktheoretischer Hinsicht lohnen, diskutiert zu werden. Er sagt, dass Grice 1. die Rolle der konventionellen Bedeutung von Äußerungen und 2. den Unterschied von illokutionären und perlokutionären Akten unzureichend berücksichtige. „Grob gesehen“, so Searle, „läuft Grices Bestimmung darauf hinaus, daß Bedeutung unter dem Gesichtspunkt der Absicht, einen perlokutionären Akt zu vollziehen, definiert werden muß. Aber etwas zu sagen und es zu meinen, ist nicht notwendig mit der Absicht verknüpft, einen perlokutionären Akt zu vollziehen; dagegen ist es untrennbar mit der Absicht verknüpft, einen illokutionären Akt zu vollziehen“ (Searle 1971, 69 f.). Searle fasst seine Position wie folgt zusammen: „Die menschliche Kommunikation zeigt einige auffallende Eigenschaften, durch die sie sich von den meisten anderen Arten menschlichen

Verhaltens unterscheidet. Eine ihrer ungewöhnlichsten Eigenschaften ist folgende: Wenn ich versuche, jemandem etwas zu sagen, so ist mir das (vorausgesetzt, daß bestimmte Bedingungen erfüllt sind) in dem Augenblick gelungen, in dem der andere erkennt, daß ich ihm etwas zu sagen versuche. Wenn er nicht erkennt, daß ich ihm etwas zu sagen versuche, so ist es mir nicht wirklich gelungen, ihm zu sagen, was ich ihm sagen wollte. Beim Vollzug illokutionärer Akte gelingt uns, was wir zu tun versuchen, wenn unser Zuhörer erkennt, was wir zu tun versuchen. Aber die ‚Wirkung' auf Seiten des Zuhörers besteht nicht in einer Überzeugung oder einer Reaktion [= perlokutionärer Akt], sondern einfach in dem Verstehen der Äußerung des Sprechers. Diese Wirkung meinte ich, als ich von illokutionären Effekten sprach" (Searle 1971, 74 f.).

Es ist ganz offensichtlich, dass Searles hier getroffene, auf den ersten Blick subtil wirkende Unterscheidung etwas mit dem verwendeten engen, sprachsystemisch rückgebundenen Bedeutungsbegriff und mit der Frage zu tun hat, wie im Unterschied dazu *Bedeutungen komplexer Art* unter Einbezug mehrerer Kommunikationsfaktoren entstehen. Searle greift die Geschichte vom Soldaten nochmals auf, wenn er den Faden fortspinnt und sagt: „Ich möchte, daß sie denken, ich versuchte ihnen zu erzählen, ich sei ein deutscher Soldat. Aber folgt aus dieser Darstellung, daß ich, wenn ich ‚Kennst du das Land ... ' sage, ‚Ich bin ein deutscher Soldat' meine? Das folgt nicht daraus, und es wäre sogar falsch anzunehmen, daß ich meinte, ‚Ich bin ein deutscher Soldat', wenn ich jenen deutschen Satz äußerte, denn was die Wörter bedeuten, und was sie auch meiner Erinnerung nach bedeuten, ist ‚Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?' Natürlich möchte ich, daß die Italiener, die mich gefangen genommen haben, denken, ich meinte ‚Ich bin ein deutscher Soldat', aber dazu gehört, daß ich sie dazu bringe zu denken, im Deutschen bedeuteten die von mir geäußerten Wörter ‚Ich bin ein deutscher Soldat'" (Searle 1971, 71).

Wieso kann dann aber Ludwig Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* (§ 510), fragt sich Searle im selben Zusammenhang, zu der Bemerkung kommen: „*Sag* ‚Hier ist es kalt' und *meine* ‚Hier ist es warm'"? Aus rhetorischer Sicht lässt sich hierauf folgende Antwort geben: In der rhetorisch orientierten Kommunikation geht es darum, die Adressaten dazu zu bringen, einen vom Orator intendierten *Sinn* (Beaugrande/Dressler 1981, 88) im komplexen Kommunikationszusammenhang aufzugreifen, auch wenn die wörtliche Bedeutung etwas anderes nahelegen könnte. Dieser Sinn muss sich aber nicht notwendig, wie Searle an dieser Stelle in sehr enger Fokussierung unterstellt, aus der konventionellen Semantik der Äußerung ergeben, die im vorliegenden Fall den Regelmäßigkeiten der deutschen Sprache gehorchen müsste. Aus rhetorischer Sicht geht es nicht darum, dass die Adressaten am originären Sinn deutscher Sätze zweifeln oder nicht, sondern darum, dass sie den Sinn einer kommunikativen Handlung erkennen, die rhetorisch gesehen immer eine Beeinflussungskomponente besitzt.

Für Searle heißt *Bedeutung*, darauf legt er offenbar Wert, *konventionelle Bedeutung* und diese „übersteigt die Intention", weil hier die „Konvention" ins Spiel kommt (Searle 1971, 71). Aus Sicht der Rhetorik jedoch stellt sich die Frage genau umgekehrt; sie geht davon aus, dass die Intention, wenn nötig, im konkreten Handeln die konventionellen Bedeutungen zu übersteigen habe. Aus einem komplexen Kommunikationsprozess muss sich gegebenenfalls neuer ‚Sinn' (auch jenseits konventioneller Zeichenbedeutungen) bzw. eine ‚Botschaft' ergeben (Knape 2000a, 130 f.), die intendiert ist. Nach Grice sehe es so aus, kritisiert Searle, „als ob jeder geäußerte Satz jede beliebige Bedeutung haben könnte, vorausgesetzt, daß die Umstände die geeigneten Intentionen erlauben. Die Konsequenz

wäre jedoch, daß die Bedeutung des Satzes in eine Ebene mit den Umständen gestellt würde“ (Searle 1971, 71). Hier wird sehr deutlich, dass Searle tatsächlich zunächst nur an die konventionelle Semantik von Sätzen denkt. Allerdings formuliert er selbst eine sehr wichtige Bedingung: Seine Überlegungen zur Satzsemantik arbeiten „ohne einen entsprechenden Bühnenhintergrund (*without further stage setting*)“. Es gehe im Fall des Soldatenverhörs nämlich darum, „daß ich den Zuhörer dazu bringe zu erkennen, daß ich [eine bestimmte] Wirkung bei ihm hervorzurufen beabsichtige“, ohne dass „ein Bühnenhintergrund oder andere Bedingungen“ vorhanden wären, „die es erlauben würden, mit dem, was ich sage, etwas damit gar nicht Zusammenhängendes zu meinen“ (Searle 1971, 72). Indem Searle vom „Bühnenhintergrund“ absieht, kann er zu seinen Schlussfolgerungen kommen.

Die hier von Searle genannte Interpretationsbedingung des *stage setting*, die im Verlauf des Kommunikationsgeschehens dazu verhilft, am semiotischen Material haftende Bedeutungskonventionen aufzubrechen, aufzulockern, zu subvertieren oder umzulenken, kann zum traditionellen Begriff des Kontextes und zum neueren kognitionswissenschaftlich fundierten Terminus *frame* in Bezug gesetzt werden. Dass der *Ko*text (innerhalb des Einzeltextes) die konventionelle Bedeutung von Sätzen ändern kann, und dass weiterreichende (äußere) *Kon*texte die Konventionen von Kodes brechen können, ist nicht gerade neu.

Zur Kontextualisierung gehören bestimmte Verstehens-Rahmen sozialer Art. Nach Teun A. van Dijk sind solche *Rahmen* (*frames*) „bestimmte Organisationsformen für das *konventionell festgelegte Wissen*, das wir von der ‚Welt‘ besitzen. Rahmen bilden daher einen Teil unseres semantischen allgemeinen Gedächtnisses, in dem nicht Informationen wie ‚Maria hat ein Kind bekommen‘, sondern zum Beispiel eher Informationen wie ‚Frauen können Kinder bekommen‘ gespeichert sind. Bei genauerer Analyse beziehen sich Rahmen nicht (nur) auf allgemeine physische, biologische und psychologische Gesetzmäßigkeiten, Regelmäßigkeiten oder Normen, sondern vor allem auf die zahlreichen Regelmäßigkeiten, Konventionen, Normen, Personen, Rollen, Funktionen, Handlungen u. ä., die in *sozialen Situationen* eine Rolle spielen. Kenntnis des Rahmens ist notwendig für die korrekte Interpretation unterschiedlichster sozialer Ereignisse, für die adäquate eigene Teilnahme an solchen Ereignissen und im allgemeinen für die Sinngebung unseres eigenen Verhaltens und dessen der anderen. Beispielsweise sind ‚Essen im Restaurant‘, ‚Reisen mit dem Zug‘ und ‚Einkaufen‘ solche Rahmen, die festlegen, welche Handlungen, in welcher Reihenfolge und mit welchem Grad an Notwendigkeit wir sie verrichten müssen, wenn wir ein bestimmtes soziales Ziel erreichen wollen. Es zeigt sich somit, daß diese Rahmen eine Form mentaler Organisation darstellen − für komplexe, stereotype Handlungen und Ereignisse“ (van Dijk 1980, 169 f.).

Wenn wir all dies in Betracht ziehen, können wir Searles Geschichte vom amerikanischen Soldaten, der sich als Deutscher ausgeben wollte, neu und mit weiter reichendem Blick interpretieren. Freilich müssen wir dann Searles Frage nach der Eigenart des illokutionären Akts hinter uns lassen. Die nun genauer in den Blick kommende rhetorische Fragestellung lautet zunächst einmal: Liegt dem Vorgehen des Soldaten ein situationsangemessener Plan zugrunde (*Strategie, rhetorisches Kalkül*) und hätte er Erfolg haben können (*Effektivitätsfrage*)? Der von Searle konstruierte situative Rahmen stellt eine Standardsituation im Krieg dar, in der bei irgendeiner Konfrontation mit Verdächtigen diverse Freund-Feind-Identifikationsverfahren angewendet werden müssen. Die Sprachererkennung gehört dabei zum Standardrepertoire, wobei die Uniform als Tarnphänomen

ohne Beachtung hätte bleiben können. Der amerikanische Soldat konnte sich also auf ein entsprechendes Framing verlassen und probieren, ob er mit rein phonetischer Kennung der deutschen Sprache (unter Zuhilfenahme eines beliebigen Goethe-Verses) beim italienischen Gegner durchkommt. Die Prüfung der von Searle allein in den Mittelpunkt gerückten Satzsemantik war den Italienern verwehrt, weil sie, so die Annahme, kein Deutsch konnten. Entscheidend sind bei dem ganzen Vorgang die zusätzlich sinnbildenden Komponenten im Ensemble der komplexen Settingbedingungen. Wenn die rein lautliche Sprachüberprüfung hektisch und unter chaotischen Bedingungen stattfand, hätte also durchaus eine gewisse Erfolgschance bestehen können.

Wir können den Faden dieser Geschichte nun noch weiter in Richtung Kunstkommunikation spinnen und ihr dabei eine zusätzliche Wendung geben. Nehmen wir an, der amerikanische Soldat hätte aus seiner Schulzeit (wie Searle sagt) nicht nur einen, sondern zwei Verse aus *Mignons Lied* im Gedächtnis behalten und beim Verhör mit theatralischem Gestus skandiert:

> Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
> Im dunklen Laub die Goldorangen glühn.

Zweifellos wäre jetzt eine veränderte Interpretation auf Seiten des verhörenden Italieners denkbar. Er hätte aufgrund des skandierenden (und damit die Form markierenden) Vortrags der beiden Verse ‚heraushören' und dabei erkennen können, dass es sich um zwei wohlrhythmisierte Verse mit Reim handelt, auch wenn er deren Literalsinn nicht versteht. Was beim unmarkierten Hersagen nur einer einzigen Zeile vielleicht gerade noch wie ein ganz banaler deutscher Satz ‚klingt', könnte im Verbund mit einer zweiten reimenden Zeile ganz neue Valeurs bekommen, falls der Leiter des Verhörs literarisch sensibel wäre. Für den amerikanischen Soldaten könnte nun allerdings ein bestimmtes Problem auftreten, denn man skandiert bei einer Gefangennahme nicht mit theatralischem Gestus Verse. Die ästhetische Markierung der Äußerung (und sei es auch nur auf phonetischer Ebene) tritt hier in deutlichen Kontrast zum situativen *Rahmen*. Ein Militärverhör ist normalerweise kein Ort für Gedichtvorträge. Der Verhörende stellt sich da wohl sofort die Frage nach dem Sinn dieser Art Performanz. Er könnte sie positiv lediglich als etwas überdrehte Variante einer Spracherkennung, zusätzlich auch als Appell an seine eigene ästhetische Erfahrungswelt interpretieren (mit der Folge, dass sich Sympathie für einen Kunstfreund einstellt) oder aber negativ als ganz und gar nicht in den Rahmen passende Ironie oder Verspottung.

Jedenfalls lässt die Skansion von zwei rhythmisierten und gereimten Versen im gegebenen Setting nicht den Schluss zu, dass hier allen Ernstes ein Akt der Kunstkommunikation stattfinden soll. Der Rahmen des Geschehens stellt jede Äußerung zunächst einmal unter die Interpretationsbedingungen einer Feinderkennungsprozedur.

Umgekehrt führt nicht jede deklamatorische Markierung einer Situation als Akt der Kunstkommunikation zum gewünschten Ergebnis. Daniel Kehlmann beschreibt eine solche Situation in seinem Roman *Die Vermessung der Welt* von 2005. Sein Protagonist, der Naturforscher *Alexander von Humboldt*, befindet sich in der genannten Szene in Südamerika am Rio Negro. Man vertreibt sich abends die Zeit mit Geschichtenerzählen, wobei das Setting immer entsprechend markiert wird:

> Mario bat Humboldt, auch einmal etwas zu erzählen. Geschichten wisse er keine, sagte Humboldt und schob seinen Hut zurecht, den der Affe umgedreht hatte. Auch möge er das

> Erzählen nicht. Aber er könne das schönste deutsche Gedicht vortragen, frei ins Spanische übersetzt. Oberhalb aller Bergspitzen sei es still, in den Bäumen kein Wind zu fühlen, auch die Vögel seien ruhig, und bald werde man tot sein.
> Alle sahen ihn an.
> Fertig, sagte Humboldt.
> Ja wie, fragte Bonpland (Kehlmann 2005, 127 f.).

Die hier offensichtlich eingetretene Verblüffung der Gesprächspartner *Humboldts* über diesen eigenartigen, ultrakurzen ‚Gedichtvortrag' rührt daher, dass sie kein prosaisches Inhaltskondensat auf der Basis konventioneller Bedeutungen erwartet haben, sondern in dieser markierten Situation auch etwas Besonderes, eben etwas ästhetisch Markiertes, das *Humboldt* selbst mit der Gattungsbezeichnung für eine elaborierte Textur, mit dem Begriff *Gedicht* angekündigt hatte. Dem aber hätte eher folgende Textgestalt entsprochen:

> Über allen Gipfeln
> Ist Ruh
> In allen Wipfeln
> Spürest du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vögelein schweigen im Walde,
> Warte nur, balde
> Ruhest du auch (Goethe, *Wanderers Nachtlied* II).

Zum definierten Setting muss offenbar in der Erwartung der meisten Teilnehmer kunstkommunikativer Akte auch eine ästhetisch markierte Textur hinzukommen. Gerade dies ermöglicht jedoch Künstlern in der Moderne, mit entsprechenden Erwartungsbrüchen als Kontrastprogramm auf sich und ihr Werk aufmerksam zu machen.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus dem bisher Gesagten ziehen? Kunstdiskurse ereignen sich nicht einfach in irgendeinem beliebigen Setting, sondern fordern einen ganz bestimmten Performanz- und Verstehensrahmen. Wie oben erwähnt, definieren Gesellschaften aus diesem Grund regelmäßig spezielle Kunstsettings. Dies kann sich auf Örtlichkeiten und Räume beziehen, also auf Gebäude oder separierte Räume, in denen bevorzugt künstlerische Artefakte in den kommunikativen Fluss eingebracht werden. Dies kann sich aber auch auf Institutionen oder Praktiken beziehen, also wiederkehrende situative Ereignisse (z. B. Festlichkeiten) und Rituale, in denen die Künste, oft nicht einmal als autonome Größe, ihren Platz haben. Zu den Praktiken gehören auch jene textlichen Markierungstechniken, die bei dimissiver Kommunikation (Distanzkommunikation, etwa mittels Print-Medien) mitgeliefert werden. Es kann aber auch zu flüchtigen und spontanen *frame*-Markierungen kommen, etwa wenn auf einer Veranstaltung überraschend um Aufmerksamkeit für irgendeinen künstlerischen Beitrag gebeten wird und alle Anwesenden ihre Aufmerksamkeit für eine gewisse Zeit entsprechend fokussieren, ihren Verstehenshorizont und ihre Erwartungen dabei gleichzeitig auf sonderkommunikative Bedingungen einstellen. Falls dies nicht geschieht, misslingt das kommunikative Geschehen in aller Regel von vornherein. Als Gelingensbedingung wird allen Akteuren mithin Bestimmtes abverlangt. Voran steht das beiderseitige *Tuning*, d. h. die Einstimmung aller Beteiligten auf einen Akt ästhetischer Sonderkommunikation. Die Kunstrezi-

pienten müssen sich dabei den entsprechenden Verstehensbedingungen unterwerfen, um adäquat teilnehmen zu können. Worin diese Bedingungen bestehen, hängt vom jeweiligen Stand der zeitgenössischen ästhetischen Debatte ab (Knape 2007a, 354 ff.). Als sendende Kommunikatoren (deren Texturen unter diesen Bedingungen Akzeptanz finden) werden in aller Regel nur jene wertgeschätzt, denen besondere künstlerische Kompetenzen nachgesagt werden, worin diese auch immer bestehen mögen.

3. Das rhetorisch herbeigeführte Kunsturteil: Voraussetzungen und analytische Ebenen

Da weder von vornherein klar ist, was in einer Kultur als *Kunst* zu gelten hat, noch welche Maßstäbe und Kriterien bei der Kunstbeurteilung gelten sollen, finden seit der Antike mit diesen Fragen befasste, metakommunikative Ereignisse statt. Nicht zuletzt in den kompetitiven Veranstaltungen aller Art, die es in Amerika und in Europa von alters her gibt, von der Oscar-Verleihung Hollywoods bis hin zu den vielen Literaturpreisvergaben, von den Sängerkriegen oder Casting-Shows bis hin zu Komponistenwettbewerben, wird der Versuch unternommen, die für eine Kunstsparte für einen gewissen Zeitraum geltenden Maßstäbe auszuhandeln oder vorübergehend von Experten klären zu lassen. Auch das Rezensions- und Kritikerwesen dient dem Zweck zu klären, was Kunst oder gar „gute Kunst“ (Völcker 2007) ist. Im Vergleich differenter Angebote wird dabei letztlich im Agon immer die entscheidende Frage der Rhetorik gestellt: Was *überzeugt* derzeit *im Rahmen* dieser oder jener Kunstgattung die Kenner oder Kunstfreunde am meisten? Das Kunsturteil hat darauf eine Antwort nach nicht per se festsetzbaren und auch nicht nach immer schon vorab genau definierten Kriterien zu finden (zur Frage der Standards siehe Ullrich 2007, 93 ff.). Unter Vergleichsbedingungen bekommen dabei regelmäßig die innovativen und devianten, kurz: die kreativen Ansätze viel Beachtung und werden zugleich Gegenstand kritischer Betrachtung und Prüfung. In der Neuzeit ist dies gar zum entscheidenden Gesichtspunkt geworden. Hans Blumenberg weist in seinem Aufsatz *Nachahmung der Natur* darauf hin, dass die „Authentizität des Werkes“ (Blumenberg 1957, 74) und zwar „zuerst des technischen und dann des ästhetischen, in der Neuzeit darauf beruht, daß ihm die Qualität des Neuen im ontologischen Sinne zugesprochen wird“ (Ostermann 2002, 256). Damit würde die Frage, ob und auf welche Weise das Werk eine eigene Seinsform repräsentiert, zum vorrangigen Kunstkriterium der Moderne. Dies führt uns zur primären Kunstrezeption als Ausgangslage.

3.1. Das Kunsterlebnis

Die Kunsterlebnisse selbst, die der Rhetoriker immer als kommunikative Ereignisse sieht, stellen ein komplexes Geschehen dar. Auf Seiten des Adressaten kann sich vielerlei ereignen. Wahrscheinlich sind (1) spontane affektive Reaktionen, (2) transzendente Erfahrung und (3) die vernünftige Interpretation semiotischer Tatsachen jeweils für sich genommen oder zugleich und im Gemenge möglich; anders gesagt: nicht unbedingt rational kontrolliertes Erleben oder spirituelle Projektion oder rationale Zeicheninterpretation. Im Einzelnen ist dazu zu sagen: (1) Illusionistische Aufführungen, realistische Filme

oder hoch imitative Malerei setzen nicht selten gerade auf Affektationen aller Art. Sie funktionieren regelmäßig auf der Basis von momentanen, mehr oder weniger gelungenen Sinnestäuschungen (Realitätsillusionen), die mit den im Unbewussten der Menschen verankerten Konfigurationen korrelieren: insbesondere ist auch an die wohl genetisch verankerten Stimulus-Response-Komplexe bei Erotik, Fremdheit, Phobie zu denken. (2) Immer wieder berichten Menschen auch, dass sie im Kunsterleben dem Unaussprechlichen begegnen, stets subjektiv, sei es ein Erlebnis des Kontakts mit dem Numinosen, sei es ein individuelles Betroffenheitsgefühl (zum Unaussprechlichkeitsproblem in der bildenden Kunst in historischer Perspektive siehe Beyer 1997, 6 f.). (3) Unbestreitbar ist aber wohl auch, dass Kunstwerke Bedeutungen entfalten und dass ihnen Merkmale anhaften, deren komplexer Sinn sich intersubjektiv, wenn auch nicht immer auf den ersten Blick − zum Beispiel erst in einem Kunstgespräch − erschließen lässt (Knape 2007a).

3.2. *Punctum* und *Studium* als Zugangsweisen zur Kunst

Diese Mehrschichtigkeit des Kunsterlebens liegt auch jenen Überlegungen zugrunde, die der französische Semiologe Roland Barthes angesichts seiner Erfahrungen mit Fotografien, auch Kunstfotografien, angestellt hat. Für Barthes gibt es zwei grundlegende Zugangsweisen zur Fotografie, die hier als Paradigmen für jede Art primärer Einlassung auf jegliche Art Kunst generalisiert werden sollen. Im ersten Fall geht Barthes vom Zusammenhang seines Wissens und seiner Kultur aus. Dieser Weg der Interpretation von Bildern rekurriert stets „auf eine konventionelle Information". Unmengen von fotografischen Bildern können „eine Art von allgemeinem Interesse in mir wecken, mitunter Ergriffenheit, doch diese Gemütsbewegung wird durch das vernunftbegabte Relais einer moralischen und politischen Kultur gefiltert. Was ich für diese Photographien empfinde, unterliegt einem ‚durchschnittlichen' Affekt, fast könnte man sagen, einer Dressur." Barthes geht also davon aus, dass es um kode-induzierte sowie um in der Apperzeption der Bilder aktiv herbeigeführte Reaktionen geht. Er nennt diese Zugangsweise „Studium", was im Lateinischen „die Hingabe an eine Sache, das Gefallen an jemandem, eine Art allgemeiner Beteiligung" meint. Als „Angehöriger einer Kultur (diese Konnotation ist im Wort *studium* enthalten) habe ich teil an den Figuren, an den Mienen, an den Gesten, an den äußeren Formen, an den Handlungen" (Barthes 1985, 35). Studium heißt in diesem Sinne „unausweichlich den Intentionen des Photographen begegnen, in Harmonie mit ihnen eintreten, sie billigen oder sie mißbilligen, doch stets sie verstehen, mich mit ihnen beschäftigen, denn Kultur (der das *studium* entstammt) ist ein zwischen Urhebern und Verbrauchern geschlossener Vertrag". Hierbei geht es folglich immer auch darum, den Künstler ins Spiel zu bringen, rhetorisch gesprochen: den Orator zu akzeptieren und seine Botschaften in einen Akt des Verstehens aufzunehmen, ohne sie sich zwangsläufig zu eigen zu machen, oder, wie Barthes mit Blick auf die Fotografie sagt, „den ‚operator' wiederzufinden, die Absichten nachzuvollziehen, die seine Vorgehensweise begründen und befruchten" (Barthes 1985, 37).

Demgegenüber gibt es aber eine zweite Zugangsweise zu ästhetisierten Artefakten. Mit den Worten von Roland Barthes: „Diesmal bin nicht ich es, der es aufsucht (wohingegen ich das Feld des ‚studium' mit meinem souveränen Bewußtsein ausstatte), sondern das Element selbst schießt wie ein Pfeil aus seinem Zusammenhang hervor, um mich zu durchbohren." Es ist wie eine „Verletzung" oder ein „Stich" mit einem spitzen Instru-

ment. „Dieses zweite Element, welches das ‚studium' aus dem Gleichgewicht bringt, möchte ich daher *punctum* nennen; denn ‚punctum', das meint auch: Stich, kleines Loch, kleiner Fleck, kleiner Schnitt − und: Wurf der Würfel. Das ‚punctum' einer Photographie, das ist jenes Zufällige an ihr, das ‚mich besticht' (mich aber auch verwundet, trifft)" (Barthes 1985, 36). Das Punctum springt dem Adressaten beim Anblick eines Bildes auf einer Buchseite gewissermaßen ungesucht „mitten aus der Seite ins Auge". Es kann auf einer komplexen Wahrnehmung beruhen oder auf der eines Details, „das heißt eines Teils des Abgebildeten", von dem aber nur ein bestimmter Adressat spontan affiziert zu sein braucht. Insofern kann das Sprechen über das individuelle Punctum bedeuten, „in gewisser Weise sich preiszugeben" (Barthes 1985, 52−55). Und „so blitzartig das ‚punctum' auftauchen mag, so verfügt es doch, mehr oder weniger virtuell, über eine expandierende Kraft. Diese Kraft ist oft metonymisch" (Barthes 1985, 55), d. h. sie kann die gesamte Interpretation des Werkes festlegen. So kann etwa im Fall einer ungewöhnlichen musikalischen Performanz eine beeindruckende Interpretation schlagartig die bisherigen *studiums*-Ergebnisse in ein neues Licht rücken.

3.3. Herbeiführung des rhetorischen Kunsturteils

Zurück zum Problem des Kunsturteils, das die genannten komplexen Schichten des Kunsterlebens und der Kunstreflexion zur Voraussetzung hat. Während sich das ästhetische Urteil im Sinne Kants (*dies ist schön*) das interesselose Wohlgefallen zum Kriterium nimmt, gründet sich das Kunsturteil (*dies ist Kunst*) auf einen wertetheoretisch fassbaren sozialen Konsens, der meist zusätzliche Überlegungen ins Spiel bringt. Es fußt letztlich auf dem rhetorischen Kunsturteil, welches aus einer Vorzugshandlung unter Vergleichsbedingungen mit entsprechenden Einstufungen besteht (vgl. Urmson 1974). Diese Beurteilung rekurriert auf das rhetorische Kriterium der Überzeugung (*Persuasion*) und hat im Ergebnis zu lauten: *dies ist künstlerisch überzeugend.* In welchem Rahmen eine derartige Aussage getroffen wird, auf welchen analytischen Ebenen und nach welchen Kriterien das Urteil zustande kommt, ist zu diskutieren. Dabei ist an John Searles Auffassung zu erinnern, dass nur die Existenz bestimmter sozialer Institutionen überhaupt bestimmte Urteile ermöglicht: „Nur weil es die Institution des Geldes gibt, habe ich jetzt eine Fünfdollar-Note in der Hand. Gäbe es jene Institution nicht, so hätte ich nichts weiter in der Hand als ein Stück Papier mit verschiedenen grauen und grünen Mustern. Diese ‚Institutionen' stellen Systeme konstitutiver Regeln dar. Jeder institutionellen Tatsache liegt eine Regel bzw. ein System von Regeln von der Form ‚X gilt als Y im Kontext C' zugrunde" (Searle 1971, 81).

In diesem Sinne lässt sich sagen: Nur weil es den Kunstdiskurs gibt, in dem unter anderem auch die Regeln, Prinzipien und Kriterien für das Kunsturteil ausgehandelt und aufgestellt werden, gibt es *Kunst*. In diesem Sinne kann man in Analogie zu Searle sagen: Ein ‚Text' (im Sinne des hier gebrauchten, erweiterten Textbegriffs) gilt als Kunst nur im Kontext des Diskurses von Kunstkennern und Kunstfreunden. Eine andere Frage ist dann, auf welche Weise deren Urteil auch gesamtgesellschaftlich Akzeptanz findet.

Nach Searle wäre das Urteil *dies ist Kunst* sprechakttheoretisch gesehen eine assertiv vollzogene Deklaration, was zur Voraussetzung hat, dass es eine ‚Richter'-Instanz gibt, die aufgrund von Tatsachen (1. ‚das Werk ist so-und-so beschaffen') und Regeln (2. ‚als Kunst gilt, was so-und-so beschaffen ist') entscheidet, ob dem Werk das Prädikat ‚Kunst'

zusteht oder nicht. Ein Künstler kann demnach dann überzeugen, wenn er seinem Werk (a) eine besonders gelungene ‚So-und-so-Beschaffenheit' verleiht, oder indem er (b) versucht, die Regeln neu zu verhandeln (falls er meint, sich das erlauben zu können). Dabei ist es für ihn günstig, dass es eine Art ‚übergeordneter Regel' im Kontext zu geben scheint, die besagt, dass die ‚Regeln der Kunst' häufig in Frage gestellt und verändert werden sollten (künstlerische Neuansätze aller Art, etwa die Weiterentwicklung von Formsprache oder Materialkanon usw.).

3.3.1. Der Künstler-Agon als Settingbedingung für das rhetorische Kunsturteil

Der rhetorische Fall tritt nur ein, wenn eine Differenz im Raum steht und sich Wettbewerb oder Wettstreit entspinnt, um mit Blick auf diese Differenz ein Urteil und damit meistens zugleich auch eine sozial wirksame Entscheidung herbeizuführen. Wenn diese Differenz nicht besteht, bedarf es keines besonderen rhetorischen, also persuasiven Aufwands (zur rhetorischen Zentralkategorie *Persuasion* siehe Knape 2003; zur zugehörigen Agonalität Knape 2000c). Ein Wettbewerb oder Wettstreit (gr. *agôn*) ist mithin auch die Existenzbedingung des rhetorischen Kunsturteils. Der Begriff *Agon* hängt indirekt mit dem italienischen Wort *paragone* zusammen, das für den *Vergleich* steht (Brassat 2005, 51 ff.). In den Künstler-Agon sind die bereits angesprochenen Akteure des Kunstdiskurses involviert. Der Künstler als Akteur ist dabei rhetorisch gesehen besonders interessant, weil ihm zuallererst die Rolle des auf Persuasion, auf Akte der Überzeugung eingestellten Orators zukommt (zum Oratorbegriff Knape 2000a, 33–45).

Für die antike Kunstliteratur, der das rhetorische Paradigma noch völlig vertraut war, ist diese Perspektive ganz normal. Die in diesem Zusammenhang stehenden Diskussionen zur bildenden Kunst sollen im Folgenden als Leitfaden dienen, anhand dessen sich allgemeine, auch die anderen Künste betreffende Fragen erörtern lassen. Plinius d. Ä. handelte in seinen sog. *Kunstbüchern*, Teil der im 1. Jh. n. Chr. entstandenen *Naturalis historia*, die Künstler einzeln der Reihe nach ab. Er spricht in solchen Zusammenhängen auch diverse Wettstreite (lat. *certamina* bzw. gr. *agônes*) an. So berichtet er unter anderem von einem Agon in der Athener Bürgerversammlung zwischen Alkamenes und Agorakritos, zwei Schülern des Phidias:

> Beide Schüler standen miteinander in Wettstreit bei der Verfertigung einer Aphrodite; Alkamenes siegte nicht nur durch sein Werk (*opus*), sondern durch den Beifall der Bürgerschaft, die ihren Landsmann gegenüber dem Fremden begünstigte. Deshalb soll Agorakritos sein Standbild nur unter der Bedingung verkauft haben, daß es nicht in Athen bleibe, und er soll es ‚Nemesis' (Zorn) genannt haben. Es wurde im attischen Demos Rhamnus aufgestellt; M. Varro zog es allen anderen Bildwerken vor. [...] Daß Pheidias als berühmtester [Künstler] bei allen Völkern gilt, denen der Ruf seines olympischen Zeus bekannt ist, bezweifelt niemand
> (Plinius *Nat. Hist.*, 36,17–18).

Als Beispiel für eine neuzeitliche Institution, die Künstleragone organisiert, können die Salons des 19. Jhs. gelten. So fand etwa der Pariser Salon seit 1830 fast alljährlich statt. 1840 wurden dort von 4.300 eingereichten Arbeiten 1.900 gezeigt. Die entsprechende Selektion und Reduktion des Bildangebots verdankte sich einer Jury, die als urteilende ‚Richterinstanz' im Rahmen des öffentlich installierten Kunstbetriebs fungierte. Außer im Revolutionsjahr 1848 dominierten die Akademien „in Organisationsausschüssen und

Jurys: Auf diese Weise hatten die jährlichen Salons ihren Platz in dem Aufgebot von Kunst, die durch staatliche Institutionen gemeinsam mit staatlichen Ausbildungsstätten wie der französischen Ecole des Beaux-Arts oder der preußischen Königlichen Akademischen Hochschule und durch Reisezuschüsse, Stipendien, Aufträge und Bilderankäufe gefördert und überwacht wurde." – „In anderen Ländern folgten Wachstum und Einrichtung der Kunstausstellungen dem Pariser Muster" (Paret 1981, 48).

In der zweiten Hälfte des 19. Jhs. geriet dieses reglementierte Salonwesen auch in Deutschland in die Krise. So können wir 1885 in den *Technischen Mitteilungen für Malerei* lesen:

> Aus einem Artikel vorliegender Zeitschrift ersieht man, daß es in Sachen der Kunst, wie auf jedem anderen Gebiete, mächtig nach Reform drängt; und daß darüber so zu sagen die Streitaxt, welche seit einem halben Jahrhundert vergraben lag, und welche man schon vermodert wähnen konnte, wieder erhoben wurde. Möchte es mir vergönnt sein, mich mit Folgendem an diesem Kampfe der Geister zu beteiligen (Bechdoldt 1885, 15).

Wettbewerb auf dem Gebiet der Kunst wird hier von einem konservativen Kritiker mittels Anleihen beim militärischen Vokabular als eine Art Krieg aufgefasst. Die sich darin ausdrückende Kampfesstimmung fand ihre Konkretion in den sog. *Secessionen* der folgenden Jahre: 1892 trennten sich 106 Maler und Bildhauer als Münchner Secession von der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft, andere separatistische Bewegungen folgten in Düsseldorf, Weimar, Dresden und Karlsruhe. 1897 wurde die Wiener Secession gegründet. Erst 1898 fand die Abtrennung der Berliner Secessionisten statt.

Der Streit ging bei all diesen Abspaltungen, wenn er denn programmatisch wurde, um Fragen der Funktion des Systems Kunst in neuzeitlichen Gesellschaften, gemäß Niklas Luhmann (*was lässt sich beobachten? was soll wahrgenommen bzw. beobachtet werden?*) und seines Kodes (*wie ist die Differenz von schön und hässlich bzw. stimmig und unstimmig beschaffen?*) (Luhmann 1997). Für den Soziologen Pierre Bourdieu steht der agonale Charakter entsprechender gesellschaftlicher Debatten außer Frage: „Dabei bilden die Auseinandersetzungen unter den Intellektuellen und Künstlern um das, was als legitime Kunst zu gelten habe, nur einen Aspekt der fortwährenden Fraktionskämpfe innerhalb der herrschenden Klasse um die Durchsetzung einer jeweiligen Definition der legitimen Einsätze und Waffen im Rahmen sozialer Auseinandersetzungen" (Bourdieu 1982, 395).

Die von Plinius im 1. Jh. n. Chr. aus griechischen Quellen bezogenen Berichte liefern uns erste Hinweise zur Grundstruktur der Agonistik aus Sicht des Bildorators. Sie sollen im Folgenden kurz systematisiert werden: Der Künstler (*artifex*), Skulpteur oder Bildermacher, sieht sich in einer Konkurrenzlage mit anderen Artifices. Diese Konkurrenz findet ihren Ausdruck in ritualisierten Wettbewerben, die darüber entscheiden, ob er mehr oder weniger Aufträge von der Gesellschaft bekommt. Sie bestehen technisch aus Vergleichsverfahren. In solchen Vergleichen stehen Werke, die einem bewertenden Vorzugsurteil unterzogen werden. Das kann situativ durch das Kunstgespräch unter Fachleuten (Knape 2007a) oder mit Hilfe einer Jury geschehen oder publizistisch durch die Kunstkritik; so erwähnt Plinius etwa den Kunstkritiker Varro, der in seinen *Imagines* hunderte von Bildern beschrieben und bewertet hat. Aber auch die Gesamtgesellschaft, wie sie in der Athener Bürgerschaft repräsentiert ist, kann zur Evaluations- und Selektionsinstanz werden. Das Vergleichsverfahren mündet aufgrund von Kriterien in ein Kunsturteil (*iudicium*) über das jeweilige Werk (*opus*). Die dem Urteil zugrunde liegenden

Kriterien werden in der Regel von herrschenden ästhetischen Paradigmen abgeleitet. Das Kunsturteil könnte allerdings auch paradigmenfremd bestimmt sein, z. B. von besseren Marketingstrategien oder sonstigen Sekundärkriterien. Der von Plinius genannte Agorakritos war Opfer solcher Kunstparadigma-fremden Kriterien und entsprechend sauer, wie der erwähnten, überlieferten Geschichte zu entnehmen ist.

In der entwickelten Kunstperiode der Neuzeit konnte es die Expertenkultur der Kunst zu relativer Autonomie bringen. Das hatte zur Folge, dass die Agone ein relativ autoreflexives Geschehen im Kreis der Künstler und ihrer Kritiker sowie der sonstigen interessierten Kunstmarktteilnehmer wurden (Brassat 2005, 43 ff. und 70). Ganz neu ist dies Phänomen indes nicht, zumindest was die Grundstruktur angeht, denn auch die antiken Quellen berichten von Werkstattgesprächen der Künstler, und Plinius erzählt von einem ganz besonderen Agon, in dem Künstler selbst ihre Werke gegenseitig begutachtet haben:

> Auch die berühmtesten Künstler kamen, obgleich sie zu verschiedenen Zeiten geboren waren, miteinander in Wettstreit, da alle [Statuen der] Amazonen geschaffen hatten; als diese im Tempel der Artemis zu Ephesos geweiht wurden, beschloß man, die schönste von ihnen durch das Urteil (*iudicium*) der anwesenden Künstler selbst auswählen zu lassen
>
> (Plinius *Nat. hist.*, 34,53).

Kennzeichnend für die neuzeitliche Entwicklung ist der bewusst herbeigeführte Paradigmenwechsel in Hinsicht auf ästhetische Beurteilungskriterien. Pierre Bourdieu schreibt zu den entsprechenden Prozessen in seinem Buch über *Die Regeln der Kunst*: „Den jungen Häretikern, die sich weigern, sich auf den einfachen, auf gegenseitiger Anerkennung der ‚Alten' und der ‚Neuen' gegründeten Reproduktionszyklus einzulassen, mit den herrschenden Produktionsnormen brechen und die Erwartungen des Feldes enttäuschen, gelingt es meist nur mit Unterstützung externer Veränderungen, die Anerkennung ihrer Produkte durchzusetzen. Die entscheidendsten unter diesen Veränderungen sind die politischen Transformationen, revolutionäre Krisen etwa." – „Das subversive Vorgehen der Avantgarde diskreditiert die geltenden Konventionen, das heißt die Produktions- und Bewertungsnormen der ästhetischen Orthodoxie, und läßt die diesen Normen entsprechenden Produkte als überholt und altmodisch erscheinen. Dabei findet es eine objektive Stütze in dem *Abnutzungseffekt* der kanonisierten Werke" (Bourdieu 1999, 401).

Wie auch immer die ästhetischen Paradigmen beschaffen sind, im Agon entscheidet die Werkqualität normalerweise über den Platz im Ranking der Künstler; in Performanzwettbewerben (etwa unter Musikinterpreten) die Aufführungspraxis. Das ist der Grund, warum Phidias bei Plinius als unumstrittener Meister dasteht. Wenn die Athener Bürger hingegen werkfremde Kriterien ins Spiel bringen, wie bei Agorakritos, kann der Künstler zu Recht erbost sein. Denn das Ranking wiederum hat materielle Folgen für den Künstler.

Aus Sicht des Künstlers entscheidet die agonale Lage unter den Teilnehmern an der Kunstkommunikation über seine Position im Bewerberfeld um Arbeitsaufträge bzw. um seine Reputation (Beckert/Rössel 2004) und soziale Akzeptanz. In einer Reihe berühmter Sonderfälle hat dies zur Selbstsuspension vom Kontext des Kunstdiskurses geführt. Dass diese Künstler erst nach langer Zeit berühmt wurden, verweist auf das im Kunstdiskurs nicht seltene Phänomen des historisch verspäteten Persuasionserfolgs mit einer Erfolgsphasenverschiebung. Das hier in Betracht genommene Ausklinken der Künstler ist regelmäßig mit dem Suchen nach autonomer Verwirklichung ganz eigener künstlerischer Be-

strebungen jenseits agonaler Rahmenbedingungen verbunden, bisweilen ausgerichtet auf ein zukünftiges oder abstraktes universelles Publikum; meistens jedoch mit entsprechenden praktischen Folgen. Gerade in der Moderne gibt es eine ganze Reihe bekannter Künstler, die infolgedessen zu Lebzeiten kaum eines ihrer Werke verkauft haben. Die Frage, ob in solchen Fällen ein autistisch-pathologischer Selbstexpressionstrieb ohne soziale Interventionsabsicht am Werk war, wie man bisweilen lesen kann, der vielleicht auf einem Missverstehen der Rolle von Kunst in der Gesellschaft beruhte und sich infolgedessen gar nicht auf soziale Akzeptanz richtete, sei dahingestellt. Zu Vincent van Gogh etwa gibt es Mutmaßungen in diese Richtung. Als künstlerisches Anliegen kann oft auch ein intrinsisch motivierter, dem Agon entzogener Antrieb zur Weiterentwicklung der jeweiligen Kunst angenommen werden, der früher oder später erkannt und anerkannt wird. Man kann die herausragenden „Sonderfälle" aber auch als Extremexponenten der in der Kunstperiode herrschenden Kunstideologie interpretieren. Als Sonderfälle spielen solche Ausnahmen bei weiteren systematischen Überlegungen keine Rolle, weil sie historisch gesehen wieder in den Kunstdiskurs integriert wurden, nachträglich gar zu ‚Ikonen' des Kunstbetriebs wurden. Die Selbstüberhebung des Künstlers, d. h. die bewusste Selbststilisierung als unerreichter oder doch der sozialen Kontrolle und damit auch jedem Agon entzogener Meister, ist jedenfalls immer wieder bezeugt. So berichtet Plinius über den schon genannten Parrhasios, dass er sich selbst als ganz einzigartig ansah und entsprechend empfindlich reagierte, als er in einem Agon einem anderen Künstler unterlag:

> Er war ein fruchtbarer Künstler, aber keiner nutzte anmaßender den Ruhm in seiner Kunst, denn er legte sich auch Beinamen zu, indem er sich als verwöhnten Lebemann und in anderen Versen als Fürsten der Kunst bezeichnete, die er zur Vollendung gebracht habe; vor allem aber [sagte er], daß er von Apollo abstamme und einen Herakles, der sich zu Lindos befinde, so gemalt habe, wie er ihn oft im Schlafe gesehen habe. Als er daher mit großer Stimmenmehrheit [bei der Beurteilung in einem Agon] von Timanthes zu Samos in einem Gemälde, das den Aiax und das ‚Waffengericht' zeigte, übertroffen wurde, sagte er, daß er es im Namen seines Helden als peinlich empfinde, ein zweites Mal von einem Unwürdigen überwunden worden zu sein (Plinius *Nat. hist.*, 35,71–72).

3.3.2. Die drei rhetorischen Beurteilungsebenen

Im Rahmen der Rhetorik, die in den vormodernen Epochen die maßgebliche Text- und Performanztheorie bot, wurden Kategorien entwickelt, Prinzipien und Regeln tradiert, die nicht allein sprachbezogen waren, sondern auch auf Erfahrungen mit nichtsprachlichen Zeichensystemen, also auf allgemeinem semiotischen Wissen beruhten. So wissen wir heute, dass viele technische Einsichten der griechischen Rhetoriktheorie ihren Ursprung in den Kunstlehren, den *téchnai*, der antiken zeitgenössischen bildenden Kunst hatten (Koch 2000; Koch 2007). Die Rhetoriker gaben den Phänomenen faktisch die heute bekannten Namen oder fügten sie in ihre Systeme ein, und so ist es unter historischer Perspektive nicht falsch zu sagen, die nonverbalen Künste hätten dann später ihrerseits wieder eine Reihe ihrer theoretischen Kategorien aus der Rhetorik bezogen. „Unter systematischer Perspektive betrachtet, wird man allerdings besser sagen, daß es auf einer gewissen Ebene der Abstraktion für alle kommunikativ eingesetzten Zeichensysteme einen gemeinsamen Kategorienfundus semiotischer oder kommunikativer Universalien

gibt, den eben auch die Rhetoriktheorie mit Blick auf Verbaltexte bietet“ (Knape 1994, 527).

Da die Rhetorik im Ansatz produktionstheoretisch ausgerichtet ist, gehörten entsprechende Systematisierungsversuche von Anfang an zu ihrer theoretischen Grundausstattung. Voran steht hier die Produktionsstadienlehre, die als typisches Beispiel für die genannte, implizite Universalität bestimmter Theoriekomponenten der Rhetorik angesehen werden kann. Mit der Untergliederung in Produktionsstadien werden den maßgeblichen Vorgängen bei der Produktion und Performanz von Texten eigene Arbeits-, Operations- und damit auch Untersuchungsebenen zugewiesen. Analytisch gewendet können sie auch einschlägige Perspektiven für die Beurteilung von Kunst abgeben. Insgesamt lassen sich drei Perspektiven unterscheiden: 1. die inhaltlich-konzeptionelle, 2. die semiotisch-oberflächenstrukturale und 3. die performative Perspektive. Die leitende Frage beim rhetorischen Kunsturteil *Was überzeugt unter den Rahmenbedingungen der einzelnen Künste an bestimmten Werken?* kann sich dieser Ebenen im Sinne einer operationalisierten heuristischen Matrix bedienen:

Bei der ersten analytischen Perspektive stehen die produktionstheoretischen Begriffe *Invention* und *Disposition* im Mittelpunkt. Mit ihnen wird zunächst die kognitive Seite der Kunstproduktion angesprochen. Man könnte hier auch von der gedanklichen oder inhaltlichen Tiefenstruktur sprechen, die sich rezeptionstheoretisch gesehen auf einer kommunikativen Metaebene (z. B. jener der diversen Kunstwissenschaften) in Akten beschreibender und kondensierender Analyse aus den Artefakten herauspräparieren lässt. Jede Art von Fiktionsästhetik, also einer Beurteilungsmatrix, die das Problem der Originalität, Relevanz, Aussagestärke und Signifikanz von Wirklichkeitssimulationen im Text (Aufbau von *virtual realities* oder *künstlichen Welten*) heraushebt, betont diese Perspektive. Dasselbe gilt für die Thesenästhetik, die danach fragt, was in Form von Thesen über die Verfassung der Welt in Texturen ausgearbeitet wird und auf welche kreative Weise dies geschieht. Bei der Inventivik geht es im engeren Sinn um die Fragen, welche Inhalte, Stoffe, Motive, welche Themen, Ideen, Konzeptionen und Topoi der Werkproduzent aufgegriffen, gefunden oder gar erfunden hat. Bei der Dispositivik geht es dann um die Frage, welche Ordnungen, welche Strukturkonzepte und leitenden Prinzipien erkennbar sind.

Bei der zweiten analytischen Perspektive steht die textliche Verarbeitung im Mittelpunkt (in der rhetorischen Terminologie ist dies das Stadium der *Elokution*). Die Verarbeitung des jeweils gegebenen semiotischen Materials wird untersucht: Gestaltung und Formgebung, Ornamentierung und andere Strukturphänomene, die als *ästhetische Markierungen* auf der Textoberfläche identifiziert werden können. Alles in allem steht hier vor allem der *Stil* auf dem Prüfstand, der nach Meinung vieler Beurteiler von Kunst ganz wesentlich die artifizielle Eigenart und Ästhetik bzw. Formexpressivität von Texturen bestimmen kann (Klinkenberg 1990, 11–26; Wiesing 2007). Jede Art von Strukturästhetik wendet sich vorrangig dieser Perspektive zu, sei es die Diktionsästhetik der Literatur oder die Stil- oder Formästhetik in Musik, bildender Kunst usw.

Die dritte analytische Perspektive ist in der klassischen Rhetoriktheorie mit dem Textspeichern (*Memorieren*) und Textsenden im Rahmen eines Handlungsvorgangs (*Aktion*) verbunden, der auch Textvortrag (*Pronuntiation*) genannt wird. Diese Perspektive steht im Mittelpunkt von Inszenierungsästhetiken, die von der Frage ausgehen, wie ein Text von einem Medium performiert wird. Hier ist zu untersuchen, welche zusätzlichen Sinngebungs- und Wertzuweisungsverfahren in Gang gesetzt werden, wenn bestimmte Me-

dien bestimmte Texte aufführen. Voraussetzung für diese Betrachtungsweise ist, dass die Ebenen von Text und Medium kategorisch getrennt werden (Knape 2005b, 146 f.; Knape 2005a). Unter *Performanz* ist unter dieser Voraussetzung all das zu verstehen, was das Medium in einem Aufführungs- und Inszenierungsvorgang mit dem Text macht und was sich dabei an Sinnüberschuss oder Bedeutungsnuancierung ergibt (Knape 2007b; Knape 2008a). Ein Beispiel bietet Heinrich Heines 1831 gedruckter Kommentar zu Eugène Delacroix's *Die Freiheit führt das Volk an* (siehe die Abbildung). Heine beschreibt, wie technische Eigenschaften des Mediums (kein Firnis, sonnengetrocknetes Kolorit) bedeutungsgenerierend wirken:

> Auf keinem von allen Gemälden des Salons ist so sehr die Farbe eingeschlagen wie auf Delacroix' Julirevolution. Indessen, eben diese Abwesenheit von Firnis und Schimmer, dabei der Pulverdampf und Staub, der die Figuren wie graues Spinnweb bedeckt, das sonnengetrocknete Kolorit, das gleichsam nach einem Wassertropfen lechzt, alles dieses gibt dem Bilde eine Wahrheit, eine Wesenheit, eine Ursprünglichkeit, und man ahnt darin die wirkliche Physiognomie der Julitage (Abdruck bei de Hureaux 1994, 92).

Im Fall von Dichtung könnte sich etwa die Frage stellen, was an zusätzlicher Bedeutung entsteht, wenn ein Gedicht mittels Buch medialisiert und dabei zu reiner Lesedichtung wird (Sinnzugewinn per Layout, per Buchschmuck oder auch denkbare Bedeutungsverluste durch bloße schriftliche Notation usw.). Bei der Musik stellt sich etwa die Frage, was eine bestimmte Sängerin oder ein bestimmtes Orchester im Unterschied zu anderen mit einem Musikstück mit welchem Effekt als Surplus durch eine spezielle Performanz hervorbringt. In der Malerei können gewisse Leinwandarten, gewisse Grundierungen oder Rahmungen bedeutungserweiternde oder einschränkende Effekte jenseits von Bedeutungen der Bildtextur mit sich bringen (Knape 2005b, 146 f.). Beim Film kann sich die Frage stellen, ob die Ummedialisierung eines Hollywood-Spielfilms auf Video- oder Handy-Formate beeinträchtigende oder modifizierende Wahrnehmungsweisen mit sich bringt usw.

Die zeitgenössischen Kunsturteile über Delacroix's *Die Freiheit führt das Volk an* (1830), die als erhellendes Beispiel dienen können, argumentieren von genau diesen analytischen Ebenen aus:

> Als Delacroix' Revolutionsbild im Salon ausgestellt wurde, reagierte die Kritik ablehnend. Die meisten verstanden Delacroix' Absichten nicht, und nur wenige begriffen die Neuartigkeit dieses Gemäldes. Das Bild wurde mit fast denselben Worten beschrieben, mit denen die Kritiker zwanzig Jahre später Courbet, Millet oder Daumier ablehnten. Der Realismus der Darstellung schien mit der allegorischen Intention des Malers unvereinbar. Man warf der Figur der Freiheit Anstößigkeit vor: Die entblößten Brüste und insbesondere die behaarte Achselhöhle entfesselten eine Gehässigkeit sondergleichen. Die Freiheit wurde als ‚Weibsstück', als ‚dreckige und schamlose Person', als ‚Kurtisane der Elenden' oder als ‚Insasse von Bicêtre' (einer in Frankreich berühmt-berüchtigten Irrenanstalt) bezeichnet. Mit der Erhabenheit der Handlung sollte die Erhabenheit der Gesichter und Haltungen einhergehen. Bei Delacroix jedoch umgaben diese ‚Frau von schlechter Lebensführung' Gestalten − für die Kritiker war eine abstoßender als die andere −, die als ‚Köpfe aus dem Schwurgericht' gegeißelt wurden. Das Volk könne sich in dem nichtswürdigen Pöbel oder Lumpenpack − um die damaligen Begriffe aufzugreifen − nicht wiedererkennen. [...] In der Tat konnte die republikanische Kritik entweder, vom politischen Standpunkt aus, mit dieser Glorifizierung



Fig. 1: Eugène Delacroix: Die Freiheit führt das Volk an (La Liberté guidant le peuple, 1830). Öl auf Leinwand. Paris, Musée du Louvre.

der Freiheit einverstanden sein oder aber, vom ästhetischen Standpunkt aus, sie als abstoßend verwerfen und bedauern, daß ihr edles Bild auf diese Weise entwürdigt wurde. Umgekehrt konnte die legitimistische Rechte in eben dieser negativen Darstellung ihre Gründe finden, um der Figur der Freiheit zu applaudieren. Jenseits dieser ästhetisch-politischen Erwägungen, die häufig von nicht werkimmanenten Vorgaben ausgingen, erschien das Paradox einer zugleich allegorischen und gegenwartsbezogenen Malerei unverständlich. Einige Kritiker wie Gustave Planche oder Théophile Thoré waren indessen hellsichtiger. 1837 faßt Thoré diesen Widerspruch folgendermaßen zusammen: ‚Ist dies eine junge Frau aus dem Volk? Ist dies das Genie der Freiheit? Sowohl das eine als auch das andere trifft zu; wenn man will, ist es die in einer jungen Frau verkörperte Freiheit. Die wirkliche Allegorie muß zugleich lebendiges Modell und Symbol sein [...] Herr Delacroix ist hier wieder der erste, der eine neue allegorische Sprache angewendet hat'.[...] Die Meinungen des Jahres 1831 sollten sich jedoch lange Zeit halten: In einem Kommentar zum Nebeneinander des Mannes mit Zylinder und der Freiheit war Ernest Chesneau dreißig Jahre später der Ansicht, daß ‚der Mantel der Realität einen disharmonischen Effekt mit sich bringt, wenn er seinen Faltenwurf mit den symbolischen Draperien der Allegorie vermischt'. Er schließt mit der Feststellung, ‚daß Herr Delacroix ganz und gar unfähig ist, das zeitgenössische Leben wiederzugeben'

(de Hureaux 1994, 94 f.).

4. Rhetorik des Kunstwerks: Rhetorisches Kalkül und Moderations-Evokations-Konnex

Bislang war von den möglichen Kennzeichen des Kunstwerks die Rede (seinen sozial als relevant akzeptierten Markierungen), von den Settings und diskursiven oder kommunikativen Konstellationen, in denen Kunst als *kommunikativer Faktor* hervortreten kann; es war auch vom Aushandeln des Kunstwerts die Rede, von den Diskussionen über ästhetische Kriterien und schließlich vom Kunsturteil.

Das Kunsturteil hat insofern auch schon Aristoteles beschäftigt, als er darüber nachdachte, worin bei der reinen Vorzeigerede (*Epideiktik*; vgl. Ostermann 2002, 152), die auf Argumentation oder Beweis verzichtet und rein spielerisch mit allen Möglichkeiten der Redekunst umgehen kann, eigentlich die Persuasion, d. h. die mentale Wechselerzeugung besteht. Da das in dieser Art von Reden verhandelte Thema, die Sache (*res*), regelmäßig unstrittig ist, kann sich die Beurteilung ganz auf die Machart des Artefakts, auf seine besonderen Strukturen, d. h. auf die Textur als solche (auf die *verba*) beziehen. Ein positives Urteil darüber geht dann zugleich mit einem Urteil über die artistische Kompetenz des Textproduzenten einher. Voraussetzung ist − wie gesagt −, dass historische oder zeitgenössische Vergleichsgrößen im Raum stehen. Die oben zitierten Äußerungen zu Delacroix illustrieren das aufs Schönste.

Alle bisherigen Überlegungen führen zu der Schlussfolgerung, dass Künstler, die im Vergleich (*Paragone*) bzw. im vergleichenden Wettbewerb (*Agon*) sozialen Zuspruch erreichen wollen − ihn bisweilen sogar ungewollt erringen, wie es in manchen Fällen historisch-rückblickender Bewertung der Fall ist −, Werke schaffen müssen, die ganz besondere Kommunikationsangebote machen, zumindest in den Augen der Experten.

Rhetorisch gesehen hat dies zur Folge, dass ein Künstler, sei es reflektiert oder intuitiv (also aufgrund hoch beschleunigten bzw. automatisierten Abrufs von Kompetenz) Wirkungskalküle anstellen muss, die seinen Intentionen entsprechen, zugleich aber auch eine soziale Auszeichnung des Werks ermöglichen. Die ästhetischen ‚Kalküle' oder künstlerischen Konzeptionierungen erstrecken sich auf kommunikative *Angebote*, die ein Werk der an Kunst interessierten Kommunikationsgemeinschaft macht. Auf das Werk bezogene Begriffe wie *appeal* (Kenneth Burke) und *Appell* (Karl Bühler) sowie *Anspruch* (Martin Heidegger) kommen hier in Betracht.

Diese Sichtweise könnte zunächst befremdlich erscheinen, weil vielfach gerade Künstler und manche Kunstliebhaber davon ausgehen, Kunst habe ohne weitere Rücksichtnahme, gewissermaßen radikal, die innere Befindlichkeit des Künstlers auszudrücken (Expressionsfunktion von Texten im Sinne von Burke 1966) oder aber die Verpflichtung, sich ganz und gar dem gewählten Thema bzw. der ins Autonome gestellten Fiktion des jeweiligen Werks zu unterwerfen (Darstellungsfunktion; zur Kategorie *Fiktion* Stierle 2001). Selbstverständlich sind all dies wichtige Leistungen von Kunst, die sie kommunikativ interessant macht, und keineswegs notwendig in Widerspruch zum oben erwähnten rhetorischen Ansatz bringt. Die rhetorische Fragestellung lautet, ob diese Leistungen zugleich den Erfolg beim Kunsturteil nach sich ziehen, und sei es auch nur in einer kleinen Liebhabergruppe. Die Geschichte der Kanonbildung und ästhetischen Wertzuweisung zeigt, dass Werke dann reüssieren, wenn ihre Art der Umsetzung all der genannten Leistungen mit den Angebotserwartungen der (Experten-)Umwelt koinzidiert oder zumindest korreliert. Allerdings kann es dabei nie eine simple Gelingensmechanik geben. Zwar geht die Rhetorik davon aus, dass jede Textur unter rhetorischen Prämissen ein

Stimulus im Sinne von Dan Sperber und Deirdre Wilson sein muss, um Wirkungen zu evozieren: „A stimulus is a phenomenon designed to achieve cognitive effects“ (Sperber/Wilson 1995, 153). Im Rezeptionsprozess kann sich der Adressat jedoch immer der Angebotslogik des Textes verweigern. Das gilt nicht nur bei der Kunstkommunikation. Die Voreinstellung des Adressaten, seine Bereitschaft zur Apperzeption und werkadäquaten sowie sinnaufgreifenden Rezeption, auch zum Umdenken, ist eine generelle Verstehens- und Effektivitätsbedingung. Insofern stellt es eine nennenswerte rhetorische Leistung dar, diese besondere Rezeptionsbereitschaft im Kommunikationsprozess gewissermaßen flankierend mitzustimulieren oder neben allen anderen Verstehensprozessen simultan hervorzurufen. Dabei wird deutlich, dass die im Prinzip bei jeder rhetorisch angelegten Interaktion bestehende Stimulus-Response-Struktur durch die Adressatenvariable normalerweise auf Indirektheit und das Mitspiel kognitiv-emotionaler Zwischenverarbeitung durch den Adressaten ausgelegt ist. Nur so kann auch die erstmals 1946 publizierte, rhetorisch interessante Assignatorenlehre von Charles Morris verstanden werden (Morris 1973; Knape 2000, 120).

Aus rhetorischer Sicht ist bemerkenswert, dass die Tatsache bewusster oder unbewusster künstlerischer Kalküle bei vielen Kunstliebhabern gern zugunsten einer künstlerischen Seismographentheorie (der Künstler als spontan-unreflektierter Notierer von Weltbefindlichkeit) verdrängt, oder es gar als anstößig denunziert wird, wenn sich einmal ein Künstler offen zu seinen Kalkülen bekennt, wie im Fall der Schriftstellerin und Bachmann-Preisträgerin Kathrin Passig im Jahr 2006 (Ebbinghaus 2006; Staun 2006). Freilich ist hier eine klare Unterscheidung zwischen persönlichen *Motiven* und jenen künstlerisch verarbeiteten *Anliegen* vorzunehmen, bei denen es aus rhetorischer Sicht immer um etwas Relevantes gehen muss und die in der Kommunikation zum Vorschein kommen, sich etwa als *ästhetisches Counterstatement* gegenüber der Welt im Sinne K. Burke's (1931) darstellen.

Nach Aristoteles besteht der rhetorische Ansatz für einen Kommunikator (hier wäre es der Künstler) darin, in jedem gegebenen Fall zu erkennen, was mit Blick auf seine Botschaft und angesichts seiner vermutlichen Adressaten bzw. des erwartbaren Settings das jeweils Überzeugende ist (vgl. Knape 2005b, 137; Knape 2007b, 15). Rezeptionstheoretisch gewendet heißt dies, dass der Betrachter, wenn er die rhetorische Frage stellt, sich der auf Beeinflussung abzielenden Appellstruktur des Werkes zuzuwenden hat. Bei einer entsprechenden, persuasionstheoretisch motivierten Untersuchung aller hier in Frage stehenden ästhetisierten Textarten kommen mindestens sieben persuasive Orientierungsaspekte in Betracht, die im künstlerischen Arbeitsprozess in Produktionsstrategien überführt werden müssen. Produktionstheoretisch gesehen sind sie im *Moderations-Evokations-Konnex* präsent, von dem im Folgenden ausführlich die Rede sein soll. Er basiert auf der handlungstheoretischen Annahme, dass sich im kommunikativen Interaktionsvorgang, der sich einer Textur als eines Bündels sinntragender Transmitter bedient, positiv geeichte Handlungszusammenhänge zwischen dem steuernden Sender und dem interaktionswillig eingestellten Adressaten ergeben. Vertreter der Sprachhandlungstheorie und Instruktionssemantik gehen ebenfalls von solchen Zusammenhängen aus (Weinrich 1972 und 1976; Schmidt 1976; Rehbein 1977; Scherner 1984; Hardmeier 2003/2004; vgl. Knape 2000a, 109 und 119–123). Dabei geht es nicht um Texturen als bloße Vermittler von Informationen im Sinne einer Widerspiegelungstheorie, wie z. B. bei Darstellung des Phänomens Schwermut oder Melancholie (Goebel 2003).

Es geht bei rhetorischen Analysen auch nicht um die Rekonstruktion irgendwelcher Wirkungsgeschichten, wie etwa bei Hill (2004, 4−13), sondern um die Untersuchung von konkreten Effektivitätskalkülen, die sich in Appellstrukturen niedergeschlagen haben. Dabei werden Aspekte der gewollten Adressatenorientierung und Tendenzbahnung methodisch isoliert in den Blick genommen. Das semantisch absolut richtungsfreie Spiel, das nach dem Verständnis dekonstruktiver Theorien im Rezeptionsakt zum infiniten Bedeutungsvarianten-Spiel wird, ist eine wirklichkeitsfremde Annahme, die nur in Betracht käme, wenn Textinterpretationen im kontextfreien Raum denkbar wären (zu entsprechenden rhetoriktheoretischen Positionen siehe Burke 1931; Campbell 1997; Knape 2000b).

Die Analyse des rhetorischen Wirkungspotenzials eines Werkes könnte hier ansetzen. Bei jedem der sieben, im Folgenden abgehandelten Punkte wird zunächst eine textliche Lenkungs- oder Steuerungskomponente (Moderation) benannt. Schon Platon hat im *Phaidros* die bis heute gültige Definition der Rhetorik als *Seelenleitung*, *Psychagogie,* gegeben. Die steuernden Konstruktionskomponenten des Textes müssen gemäß Platons Sicht auf die zu erwartenden, unterschiedlichen psychischen Verfassungen der Adressaten geeicht werden. In Erweiterung dieses Ansatzes geht es beim Rezeptionskalkül des Künstlers darum, die moderativen (d. h. steuernden) Vorgaben auf bestimmte Evokationen, also Hervorrufungen oder Herausforderungen einzustellen; diese können dabei das ganze kognitiv-emotionale Spektrum betreffen. Das antizipatorische künstlerische ‚Kalkül' (um diesen rein technischen Begriff weiterhin zu gebrauchen) gelingt, wenn es der Text möglich macht, im Kommunikationsvorgang tatsächlich Moderation (texturimmanent) und Evokation (texturtranszendent) wenigstens teilweise zu verbinden. Mit anderen Worten: Die auf den sieben Steuerungsebenen unternommenen künstlerischen Anstrengungen sollten faktisch wenigstens in einigen Fällen die antizipierten Evokationen bewirken. Hinzuweisen ist dabei auf zwei mögliche Grundkonzeptionen, die der Künstler verfolgen kann: eine der *Geschlossenheit* und eine der *Offenheit* der Sinnbildungsvorgaben. Polyvalenz (Beaugrande/Dressler 1981, 88) in Form von Polysemie- und Ambiguisierungsstrategien, die wenigstens teilweise auf Interpretationsoffenheit setzen, haben insofern größeres Potenzial, als sie unter Umständen vielschichtigere Angebote für eine größere Zahl von Adressaten aus unterschiedlichen Epochen bereithalten. Die divergenten Publikumsreaktionen auf Delacroix's Gemälde *Die Freiheit führt das Volk an* verdeutlichen dies. Eine gegensätzliche Textstrategie bestände darin, für das Verstehen möglichst wenig offen zu lassen und weitreichende Bedeutungsdeterminierungen vorzunehmen.

Die beiden ersten Aspekte der Steuerung beziehen sich auf die Existenzweise oder den Charakter von semiotisch vermittelten Gegebenheiten sowie deren Existenzstatus. Der dritte Aspekt ruft die Frage von Ordnungsprinzipien und Regeln sowie deren Geltung, Berechtigung oder Einordnung in Wertesysteme auf. Die Aspekte vier bis sechs beziehen sich auf Akte rationaler und emotionaler Bewertung sowie Akte indirekt oder direkt und spontan evozierter Hinneigung und Abneigung. Der siebte Aspekt schließlich nimmt die wie auch immer geartete Aufforderung und Bereitschaft zur Tat in den Blick. Was im Folgenden unter diesen sieben Punkten nur andeutungsweise und lediglich mit äußerst knappen Verweisen abgehandelt werden kann, lässt sich bei rhetorischen Analysen von Kunstwerken als methodischer Leitfaden nehmen. Darauf könnte sich dann gegebenenfalls auch ein rhetorisches Kunsturteil stützen. Allerdings benennt jeder Punkt nur fakultative Varianten; spricht also lediglich von einzeln realisierbaren Möglichkeiten, die keineswegs in jedem Fall von Kunstproduktion zugleich auftreten müssen:

(1) Instruktiver Orientierungsaspekt

Leitfrage: Wie ist die Sache, um die es geht, beschaffen?

Lenkungsverfahren: Die instruktive Moderation gibt einem Thema, einer Sache oder Idee eine spezifische *Konkretion*. In der Konkretion geschehen individuelle Festlegungen, der Sachverhalt bekommt einen je eigenen, unverwechselbaren Charakter.

Künstlerische Techniken: Alle Fiktionen, Wirklichkeitserfindungen, textlichen Konstruktionen von *virtual realities* oder *possible worlds* und jede sonstige Realitätssimulation haben hier ihren Ort. Märchen, Utopien oder Science Fiction bieten dies als Gattungen in besonders reiner Form. Dabei ist zweifelhaft, ob die Musik, da sie keinen referenziellen Kode besitzt, mit diesem Verfahren arbeiten kann. Einen Sonderfall stellen Programmmusiken bzw. mittels Verbaltexten (Libretti) semantisierte Musikstücke dar. Zu den klassischen Techniken der anderen, zeit-performativ und sequenziell arbeitenden Künste wie Dichtung, Hörspiel, Film, Video usw. gehören unter dieser Rubrik das Erzählen (rhetoriktheoretisch gesehen grundlegend zur Narrativik: Booth 1974) und die Beschreibung (Deskription). Bei den raum-performativen, auf der Basis von *stills* arbeitenden Künsten wie Malerei, Plastik, Baukunst usw. sind es vor allem die Form- und Gestaltzeigeverfahren sowie das Farbenspiel.

Evokationen: Die genannten simulativen Verfahren appellieren an die menschliche Vorstellungskraft oder Imagination. Sie regen gemäß Kenneth Burke die Phantasie und das Identifikationsvermögen des Adressaten an (Burke 1955, 19−59; Burke 1972; Foss/Foss/Trapp 1991, 174 f.; ein analytisches Beispiel zur *Identifikation* beim Film bietet Blakesley 2004). Im Ergebnis kann der Adressat eine spezifizierte Vorstellung von möglicher Wirklichkeit bekommen. Dies tritt wenigstens vorübergehend ein, wenn der Adressat für einen Moment in der mentalen Illusion einer fiktiven, jedenfalls im Text vermittelten Welt aufgeht.

Im Fall des oben erwähnten Bildes von Delacroix *Die Freiheit führt das Volk an* (siehe die Abbildung) haben wir es mit einer künstlichen Wirklichkeitskonstruktion zu tun, die auf einer merkwürdigen Verbindung von realitätssimulativen Versatzstücken und einer ‚rein fiktiven' allegorischen Figur basiert. Hier ragt gewissermaßen die Abstraktion (visualisiert in der Personifikation der Freiheit) in ein Tableau von Figuren hinein, die man als der historischen Wirklichkeit entnommen einschätzen könnte. Idee und Realgeschichte werden damit auf ein gleichrangiges Wahrnehmungsniveau gebracht und konstituieren eine neue Kunstrealität. Denken wir auch noch einen Moment an Gustave Flauberts Roman *Madame Bovary* aus dem Jahr 1857. Er zieht den Leser unter anderem in die virtuelle Realität einer Ehe hinein, die vom Leser als Konkretion der kleinbürgerlichen Ehesituation in der ersten Hälfte des 19. Jhs. angenommen werden kann, ja, im Moment des Lesens vielleicht sogar angenommen werden muss. Vorgestellt wird als Protagonistin eine Frau, bei der eine unbefriedigende Ehe den Ehebruch, wie man damals sagte, zur Konsequenz hat.

(2) Verifikativer Orientierungsaspekt

Leitfrage: Welchen Realitätsstatus hat die Sache, um die es geht? Ist die Sache wahr? Die Fragen nach Wirklichkeit und Wahrheit liegen auf unterschiedlichen Niveaus, denn ‚Wahrheit' ist eine Kategorie der Logik und der Metaphysik.

Lenkungsverfahren: Der Künstler kann hier Verfahren wählen, die sich zwischen zwei Extremen bewegen: einerseits Beglaubigungsstrategien, andererseits Strategien der Infragestellung. Es geht also im einen Fall um Versuche von Existenznachweisen bzw. Auf-

weise von ‚Wahrheit'. Dazwischen bewegen sich das Wahrscheinlichmachen und das Plausibilisieren. Im gegensätzlichen Fall geht es um das Infragestellen sowie die Auflösung von festen Realitätskonstrukten und den Aufbau von Strukturen der Unklarheit. Vor diesem Hintergrund kann etwa der Übergang von der auf Faktizität setzenden Historiographie und der historischen Dichtung verwischt werden (White 1986).

Künstlerische Techniken: Den gegensätzlichen Strategien entsprechend sind im Laufe der Geschichte der Künste passende Techniken entwickelt worden. Auf der einen Seite sind es Techniken des Historismus, Realismus, Naturalismus und Verismus, auf der anderen Seite sind es Techniken, die auf Verrätselung setzen oder mit Leerstellen- und Lückentechnik arbeiten; des Weiteren kommen Techniken des Surrealismus, Impressionismus und Expressionismus in Betracht; sie stellen die gängigen Wahrnehmungskonventionen in Frage und rücken damit auch den Realitätsstatus der Sachverhalte ins Ungewisse. Alle Techniken der Erschwerung von Dekodierung oder des bewussten Abbaus von Informationalität gehören hierher. Als Extremfall einer direkten Umkehr der Realitätsvorzeichen ist auch die ‚Verkehrte-Welt-Technik' (Konstruktion von Adynata) zu erwähnen.

Evokationen: Auf Seiten des Adressaten wird das Nachdenken über die Frage angeregt, was Realität konstituiert und was es mit der Behauptung von Faktizität auf sich hat. Dabei können Seinsgewissheiten und Sicherheit bezüglich konkreter Gegebenheiten von Welt sowie der Glaube an die Existenz von etwas gefestigt werden. Ebenso können durch Infragestellungsstrategien Existenzzweifel und Ungewissheit hinsichtlich Daseinsbehauptungen evoziert werden.

Im Fall des Delacroix-Beispiels werden einerseits mit schonungslosem Realismus Elemente der Kriegsrealität im Gemälde gezeigt, die von den Betrachtern als faktenimitativ aufgefasst werden können. Andererseits wird eine Phantasmagorie eingebaut, die den Realitätsstatus des Gesamtwerks in Frage stellen kann. Die oben zitierten zeitgenössischen Urteile gehen dementsprechend auch in diese Richtung. Demgegenüber meidet Flaubert in seiner *Madame Bovary* jeden Ansatz von Phantastik und erleichtert so dem Leser eine Wahrscheinlichkeitshypothese. Diese könnte lauten: In der Wirklichkeit gibt es viele Frauen wie *Emma Bovary*; daher könnte sich ihre Geschichte ‚tatsächlich' so ähnlich ereignet haben.

(3) Axiomativer Orientierungsaspekt

Leitfragen: Woraus ergibt sich die Akzeptabilität der vorliegenden Strukturen (insbesondere von Ordnungen, Prinzipien, Regeln)? Was macht ihre Berechtigung aus? Welcher Geltungsanspruch knüpft sich daran? Welches neue Potenzial könnte sich ergeben? Diese Fragen beziehen sich sowohl auf die Tiefenstruktur der im Text konstruierten künstlichen Welten als auch auf die Strukturen der Textoberfläche, d. h. die oberflächenästhetische Gestaltung.

Lenkungsverfahren: Auf dem Wege konkreter Vorführung von Aufweis, Behauptung oder Demonstration wird die Gültigkeit oder Ungültigkeit von Mustern, Paradigmen, Ordnungsmodellen, Prinzipien oder Regeln deutlich gemacht. Im Falle einer skeptischen Konstruktionsstrategie kann dies nur andeutungsweise oder halbherzig ausgeführt sein, um Zweifel und Skepsis zu nähren. Eine radikal-kritische Position läuft auf Strategien der Infragestellung, der Dekonstruktion und Widerständigkeit (Ostermann 2002, 261 f.) hinaus, wobei jegliche Affirmation subvertiert wird. Zu den Besonderheiten der axiomativen Perspektive gehört das Herausstellen von Kreativität im Zuge einer Abkehr von vertrauten Lösungen.

Künstlerische Techniken: Die künstlerischen Techniken bewegen sich im Falle der affirmativen Strategie zwischen direkter Belehrung (Didaxe, Argumentieren) und rein emphatischem Vorzeigegestus, der die dem Adressaten vorgestellte Struktur als akzeptabel darstellt. In der Narrativik kann dies etwa über die Figurengestaltung oder bei der Erzählintrige über den Motivations-Ursache-Wirkungs-Komplex realisiert werden. Im Fall der kritischen Strategie reichen die Techniken von der ostentativen Ambiguisierung bis hin zur Verdüsterung oder klaren Negativzeichnung, womit Ablehnung provoziert werden kann. Die Techniken ironischer Umkehrung und satirischen Transmutation (Rivers 1991) müssen hier ebenfalls genannt werden; bei ihnen haben die Richtigkeitsimplikaturen einen ganz besonderen kommunikativen Stellenwert. Generell ist die Provokation, auf welcher Ebene ihre Stoßrichtung auch immer angesiedelt sein mag, eine besonders wirkungsvolle Technik, um Diskussionen oder Reflexionen über die hier in Betracht zu ziehenden Fragen auszulösen. Die künstlerischste Form der Kritik am Bestehenden ist die im Werk umgesetzte Kreativität. Sie wird entweder nur oberflächentextlich vorgeführt (z. B. auf der Ebene handwerklicher Gestaltung) oder aber auf der Inhaltsebene mit provokativem Impetus (z. B. durch phantasieanregende Leerstellen, Verunklarungen, Auflösung fester Modelle oder andere Diskussionsangebote, die dem Adressaten Anlass zur Auseinandersetzung geben).

Evokationen: Beim axiomativen Orientierungsaspekt muss deutlicher als bisher zwischen der analytischen Ebene des virtuellen Realitätskonstrukts und derjenigen der Textoberflächenstruktur unterschieden werden. Zunächst zum Realitätskonstrukt: Das erste Anliegen axiomativer Orientierungsleistungen im Text kann Erkenntnis auf Seiten des Adressaten sein. Der Text kann oder soll zu Einsichten über die Gültigkeit von Strukturen des Wirklichen führen, oder dazu, Interpretationsmuster des Wirklichen aufzunehmen, etwa Vorstellungen darüber, nach welchen Prinzipien die Welt funktioniert. Hinsichtlich der Einschätzung von Zuständlichkeiten der Welt kann hier im Sinne der sog. Kultivationshypothese auch „Persuasion durch fiktionale Texte“ erfolgen (Appel 2005, 65 ff.). Im Fall der affirmativen Strategie geht es dabei um die Evokation von Akzeptanz hinsichtlich der vorgestellten Strukturen des Wirklichen. Weitere Effekte könnte man dabei mit Begriffen wie *Zustimmung* und *Toleranz* bezeichnen. Immer sollen Diskussionen oder Nachdenklichkeiten über Maßstäbe, Werte und Glaubenssätze oder Kriterien aller Art ausgelöst werden. Im Fall kritischer Strategie soll dies zu Verunsicherung, zu Zweifel und Skepsis führen. Meinungen über Strukturen und Regelwerke sollen geändert, Haltungen bis hin zur Ablehnung modifiziert und gegebenenfalls umgekehrt werden. Die Masterevokation ist neue Kreativität, also Kreativität auch beim mental ‚mitarbeitenden‘ Adressaten in Form produktiver Auseinandersetzung. Das Ergebnis dieser Art Werkrezeption wären dann kreative Anschlusshandlungen.

Das Gemälde von Delacroix hat Debatten verschiedener Art hervorgerufen. Einerseits wurde die Frage der Revolution, ihrer Opfer, aber auch ihres Triumphes aufgeworfen. Andererseits haben sich, wie die oben zitierten zeitgenössischen Stimmen bestätigen, Fragen nach den gerade noch vertretbaren ästhetischen Prinzipien eingestellt (z. B. Fragen nach der Berechtigung einer Vermischung von Allegorie und künstlerischem Realismus). Aus dem literarischen Fall *Bovary* kann der Leser eine ganze Reihe sozialer und psychischer Regeln ableiten bzw. ihre Berechtigung in Zweifel ziehen. Wichtig ist insbesondere, dass der Roman Anlass gibt zu Diskussionen über die Beziehung der Geschlechter, über die Rolle der Frau oder über die Institution bzw. das Modell ‚Ehe‘. Wenn sich die axiomative Infragestellung auf künstlerische Mittel und strukturästhetische Fragen

bezieht, kann es zu neuen kreativen Lösungen bzw. neuen Spielregeln in der Kunst kommen, etwa wenn Marcel Duchamp vorschlägt, *Ready mades* ins Museum zu stellen, Pablo Picasso mit seiner Malerei die Grenzen zwischen Bildlichkeit und Abstraktion systematisch erforscht und damit die Geltung des Bildkodes immer wieder problematisiert, oder Joseph Beuys mit Fett und Filz für die Gattung ‚Plastik' eine Materialdiskussion in Gang setzt.

(4) Evaluativer Orientierungsaspekt

Leitfrage: Ist die Sache, um die es geht, wertvoll, gut oder schön?

Lenkungsverfahren: In Betracht kommen hier jene textlichen Konstruktionskomponenten, die den Charakter von Bewertungen haben. Dies kann durch explizite Äußerungen (im Sinne von gut/schlecht, schön/hässlich, wertvoll/wertlos) geschehen oder aber durch indirekte Methoden der Vergabe bewertender Vorzeichen und Applikate. Auch das Beeindruckende und das Wohlgefallen Evozierende der Schönheit haben hier ihren Platz.

Künstlerische Techniken: Wichtig sind hier zunächst alle Hierarchisierungstechniken (z. B. Hervorhebungen, Akzentuierungen, Betonungen, Zentrierungen oder Marginalisierungen, Vordergrund-Hintergrund-Technik, Haupt- und Nebenhandlungs-Technik usw.). Sodann sind vor allem auch oberflächenstrukturale Auszeichnungen auf Basis von Overkodes von Belang. Damit sind zunächst einmal alle Arten von Figurationen, Verzierungs- oder Schmucktechniken, aber auch die Ornamentik (Frank/Hartung 2001) angesprochen. Auszeichnungen über edles oder unedles Material (Medium) sind in diesem Zusammenhang ebenfalls zu erwähnen. Im positiven Bewertungsfall ist etwa auch an höchste Steigerungen in der Verarbeitungsperfektion und Verarbeitungsdifferenziertheit, an aufmerksamkeitserregende Farbgebungen und ‚Färbungen' oder verschönernde Kennzeichnungen aller Art zu denken; im negativen Bewertungsfall an Einfachheits-, Schlichtheits- oder auch Rohheitsstrategien usw.

Evokationen: Hervorzurufen sind Einstellungen, Werthaltungen und Werturteile. Diese sollen verstärkt oder in ihren Vorzeichen modifiziert bzw. ausgetauscht werden. Strukturästhetische Urteile, die Wohlgefallensbekundungen einschließen, sowie generelle Kunsturteile haben hier ihren Platz.

Das Delacroix-Gemälde hat auf Inhaltsebene historisch mindestens zwei gegensätzliche Bewertungen provoziert. Dies unterstreicht zunächst die wichtige Rolle der historisch gegebenen Interpretations-Frames; zugleich machen die bei der Rezeption zutage getretenen Differenzen auch deutlich, dass das Gemälde hochgradig polyvalent ist. Einerseits: Revolution ist heroisch und gut. Andererseits: Revolution ist als Gewaltakt abzulehnen. Die letztgenannte Interpretation kann freilich kaum aus dem Bild abgeleitet werden, wenn der Betrachter sich im Sinne der oben erwähnten positiven Rezeptionseinstellung auf die innere Sinnlogik des Gemäldes einlässt. Was die strukturästhetischen Bewertungen angeht, hat das Gemälde seine Adressaten ebenfalls entzweit. Das Gestaltungskonzept und die Malweise wurden teils als innovativ gelobt, teils als unangemessen und geschmacklos verurteilt. Der literarische Fall *Bovary* kann die Leser inhaltlich zu unterschiedlichen Bewertungen führen. Sie reichen von der Feststellung, dass die bürgerliche Ehe eine schlechte Einrichtung sei, bis hin zu dem Urteil: Wenn Frauen (wie *Emma Bovary*) ihre Männer betrügen, ist das schlecht (für die Männer, für die Gesellschaft und am Ende auch für die Frauen selbst). Vorstellbar ist aber auch, dass der Leser in einem Zwiespalt zurückbleibt; dies könnte im Sinne eines Polyvalenzkalküls ebenfalls gewollt sein.

(5) Emotiver Orientierungsaspekt

Leitfrage: Spricht die Sache, um die es geht, die Gefühle an?

Lenkungsverfahren: Die künstlerische Textur weist bestimmte emotionale Gestimmtheiten (Stimmungen) auf bzw. baut affektiv geladene Semantiken auf. Hier hat das Betörende der Schönheit seinen Platz.

Künstlerische Techniken: Es kommen ähnliche Techniken wie bei den gerade behandelten evaluativen Strategien in Betracht. Hervorzuheben ist jedoch sowohl der erzählende Bericht über emotionale Geschehnisse als auch das direkte simulative Zeigen von Gefühlen und stärkeren Affekten (*Telling* und *Showing*). Dabei steht das ‚Vor-Augen-Führen' von emotional besetzten Handlungen bzw. von emotionalen Reaktionen der Menschen voran (Knape 2008b; Knape 2009). Eindrückliche Schilderung oder Darstellung von unheimlichen Zusammenhängen oder das Vorzeigen von rätselhaften Phänomenen ist geeignet, negative Stimmungen, ja sogar Angst und Schrecken zu evozieren. Im Gegensatz dazu kann die rein sachliche, unbeteiligte und distanzierte Darstellung einerseits dazu dienen, alle affektiven Ansätze zu dämpfen, andererseits aber auch beabsichtigen, emotional zu provozieren.

Evokationen: Besonders wichtig ist das ‚In-Stimmung-Versetzen'. Assimilatorische Anverwandlungen können stattfinden (die Gefühlslage des Textes springt dabei auf den Adressaten über), also emotionale Identifikation und Mitgefühl. Dabei können im Moment des kommunikativen Aktes positive oder negative Haltungen entwickelt und verstärkt werden: Zuneigung, Freude, Scham, Abneigung, Angst, Trauer, Ärger, Ekel (Menninghaus 2001) als anthropologisch verankerte Grundgefühle, die sich in weiteren Ergriffenheiten wie Mitleid, Rührung und Aggression äußern können. Demgegenüber kann aber auch Distanzierung (möglichst weitgehende Gefühlsneutralität) evoziert werden.

Die Zeitgenossen des Malers Delacroix gaben je nach politisch-ideologischer Lagerzugehörigkeit unterschiedliche emotional gefärbte Urteile ab. Für die einen war die Revolution und mit ihr die allegorische Figur der Freiheit nur hässlich, gefährlich, schamlos, dreist und abstoßend; für die anderen großartig und begeisternd. Die Leser der *Madame Bovary* könnten Mitleid mit *Emma Bovary* entwickeln, vielleicht sogar Sympathie.

(6) Direkt-Stimulativer Orientierungsaspekt

Leitfrage: Können spontane Reaktionen oder Reflexe im Sinne eines unvermittelten Reiz-Reaktions-Mechanismus ausgelöst werden?

Lenkungsverfahren: Dieses Verfahren radikalisiert die evaluations- und emotionsauslösenden Strategien in gewissem Sinn. Der Text konfrontiert hier den Adressaten jäh und unvermittelt mit Reizen, auf die spontane Reaktionen im Sinne einer direkten, nicht mehr reflektierend weiter verarbeiteten Reiz-Reaktions-Mechanik möglich sind. Der Begriff Stimulus wird in diesem Fall (aber auch nur hier) eher im Sinne der biologischen Verhaltenswissenschaft aufgefasst.

Künstlerische Techniken: Vorzeigen oder Beschreiben von Reizkonfigurationen oder Reizobjekten auf der Basis von Illusionseffekten. Diese können etwa positiv-libidinöser (z. B. mit Sexualität zu tun haben), phobisch kodierter (z. B. mit dem Einsatz von ‚Spinnen' oder ‚Schlangen') oder kulturell geprägter Art sein (z. B. über Feindbilder, die spontane Aggressionen auslösen). Hierzu gehören auch pathetische Reizauslöser wie weinendes Kind, flehende Frau, drohender Mann, nackter Körper usw. In der Musik können z. B. überraschende Signale, Paukenschlag, Trommelwirbel oder mitreißende Crescendos gewählt werden; im Theater der plötzliche Aufschrei. Eine besondere Bedeutung können

hier auch agogische Randbedingungen (Gutenberg 2005) der Performanz erhalten, d. h. jene Phänomene, die zwar nicht kodiert sind, aber in der Textperformanz Zusatzwirkungen erzeugen (blendendes Licht, schrille Tonlage, kratzige Stimme usw.).

Evokationen: Hier sollen unkontrollierte, unwillkürliche psycho-physische Reaktionen, etwa schockartiges Erschrecken provoziert werden (Beispiele bei Zelle 2003; Heinen 2007). Sie stimulieren Erregungszustände und Aufmerksamkeit. Dadurch können unter Umständen auch gewünschte Stimmungen oder Einstellungen verstärkt werden, die das weitere Kommunikationsgeschehen beeinflussen.

Bei Delacroix kommt natürlich als Allererstes die entblößte Brust der *Marianne* in Betracht. Als sexueller Stimulus polarisiert sie: die einen fühlen sich reflexhaft positiv berührt, die anderen empfinden Scham, vielleicht auch peinliche Hilflosigkeit oder gar Abscheu (wie sich aus den oben zitierten Kommentaren der Zeitgenossen ergibt). Bei der Flaubert-Lektüre könnte *Emmas* Vorfreude auf das Rendezvous mit ihrem Liebhaber auf den Leser überspringen und zur Erregung führen (allerdings wären bei einer Verfilmung direktere Reflexe zu erwarten). Die meisten Arten erotischer Literatur kalkulieren den direkten sexuellen Reflex ein (von Grawert-May 2001). Als weiteres Beispiel können hier etwa auch die mitunter schockierenden fotografischen Selbstinszenierungen von Cindy Sherman genannt werden.

(7) Voluntativer Orientierungsaspekt

Leitfrage: Entfaltet der Text Impulse, die auf das menschliche Wollen und auf spätere Praxis gerichtet sind?

Lenkungsverfahren: Der Text formuliert Appelle oder entfaltet Ausdrucksformen, die zum Handeln motivieren und die Durchführung der Tat rational erscheinen lassen. Als Verfahren mit positiver Richtung kommen Auffordern, Herausfordern, Locken oder Verführen zu bestimmten praktischen Handlungen in Betracht. Möglichkeiten der Ausführung werden plausibel, einsichtig und praktikabel dargestellt. Im Gegensatz dazu stehen Strategien des Abstandschaffens, Abhaltens und Abschreckens von irgendwelchen konkreten Taten.

Künstlerische Techniken: Hier sind alle Arten von direkten und indirekten Praxisappellen zu nennen: Konstruktionen, die zur Imitation anhalten, z. B. Lernen am heroischen Modell durch Vorführung von erfolgreichen Exempeln usw.

Evokationen: Der Wille soll auf Tatbereitschaft eingestellt werden.

Bei Delacroix bietet sich natürlich die Überlegung an, dass sein Gemälde als verklärender Aufruf zur revolutionären Nachfolge gedacht ist. Der Gestus der Freiheit, das Voranstürmen über Leichen und die positive Ausleuchtung der Symbolfigur lassen keinen Zweifel am appellativen Charakter der Szene. Freilich setzt diese Lesart voraus, dass man der Idee der Revolution nicht prinzipiell skeptisch gegenübersteht. Insofern kann es nur darum gehen, beim Betrachter das Nachdenken über eventuelle eigene Tatinitiativen in Gang zu setzen. Im Fall der *Bovary* könnte bei Leserinnen die Überlegung nahe liegen, ob *Emmas* Verhalten eine Handlungsoption für das eigene Leben beinhaltet.

5. Literatur (in Auswahl)

Appel, Markus (2005): Realität durch Fiktion. Rezeptionserleben, Medienkompetenz und Überzeugungsänderungen. Berlin.

Austin, John L. (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Dt. Bearb. von Eike von Savigny. Stuttgart (engl.: How to do things with words. The William James Lectures delivered at Harvard Univ. in 1955. Cambridge 1962).
Barck, Karlheinz (2000): Ästhetik/ästhetisch. In: Barck u. a. (2000–2005), Bd. 1, 308–400.
Barck, Karlheinz u. a. (Hrsg.) (2000–2005): Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in 7 Bänden. Stuttgart/Weimar.
Barthes, Roland (1985): Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt a. M. (frz.: La chambre claire. Paris 1980).
de Beaugrande, Robert-Alain/Wolfgang U. Dressler (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 28).
Bechdoldt, H. (1885): Über alte und neue Maltechnik. In: Technische Mitteilungen für Malerei 2, 15–17.
Beckert, Jens/Jörg Rössel (2004): Reputation als Mechanismus der Reduktion von Ungewissheit am Kunstmarkt. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 56, 32–50.
Beyer, Andreas (1997): Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche. In welcher Sprache sollen wir sprechen? – Zur wissenschaftlichen Koine der Kunstgeschichte. In: Wirtschaft & Wissenschaft 5, Heft 3, 2–9.
Blakesley, David (2004): Defining Film Rhetoric: The Case of Hitchcock's Vertigo. In: Charles Hill/Marguerite Helmers (eds.): Defining Visual Rhetorics. Mahwah/London, 52–75.
Blumenberg, Hans (1957): „Nachahmung der Natur" (1957). Zur Vorgeschichte der Idee des schöpferischen Menschen. In: Hans Blumenberg: Wirklichkeiten in denen wir leben. Stuttgart 1981, 55–103.
Booth, Wayne C. (1974): Die Rhetorik der Erzählkunst. 2 Bde. Heidelberg (engl.: The Rhetoric of Fiction. Chicago 1961).
Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M. (frz.: La distinction. Critique sociale du jugement. Paris 1979).
Bourdieu, Pierre (1999): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt a. M. (frz.: Les règles de l'art. Paris 1992).
Brassat, Wolfgang (2005): „The Battle of the Pictures": Rhetorik, Interpikturalität und der Agon der Künstler. In: Wolfgang Brassat (Hrsg.): Bild-Rhetorik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 24, 43–70.
Burke, Kenneth (1931): Counter-Statement. Chicago.
Burke, Kenneth (1955): A Rhetoric of Motives. 2nd ed. New York.
Burke, Kenneth (1966): Dichtung als symbolische Handlung: Eine Theorie der Literatur. Frankfurt a. M.
Burke, Kenneth (1972): Dramatism and Development. Barre, Mass. (Heinz Werner Series, 6).
Campbell, John A. (1997): Strategic Reading: Rhetoric, Intention, and Interpretation. In: Alan G. Gross/William M. Keith (eds.): Rhetorical Hermeneutics. Invention and Interpretation in the Age of Science. New York, 113–137.
van Dijk, Teun A. (1980): Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. Aus dem Niederländ. übers. v. Christoph Sauer. Tübingen.
Ebbinghaus, Uwe (2006): Bachmannpreis: „Ein ordentliches Metapherngestöber". Interview mit Kathrin Passig. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26. Juni 2006.
Foss, Sonja K./Karen A. Foss/Robert Trapp (1991): Contemporary Perspectives on Rhetoric. 2nd ed. Prospect Heights.
Frank, Isabelle/Freia Hartung (Hrsg.) (2001): Die Rhetorik des Ornaments. München.
Gerber, Gustav (1885): Die Sprache als Kunst. 1. Bd. 2. Aufl. Berlin.
Goebel, Eckart (2003): Schwermut/Melancholie. In: Barck u. a. (2000–2005), Bd. 5, 446–486.
von Grawert-May, Erik (2001): Erotisch/Erotik/Erotismus. In: Barck u. a. (2000–2005), Bd. 2, 310–337.
Grice, Herbert P. (1957): Meaning. In: Philosophical Review 1957, 377–388.
Grice, Herbert P. (1967): Logic and Conversation. William James Lectures Typoskript 1967; teilw. publiziert in: Peter Cole/Jerry L. Morgan (eds.) (1975): Speech Acts, Syntax and Semantics. Vol. 12. New York, 41–58.

Gutenberg, Norbert (2005): Sprechausdruck. In: Helmut Glück (Hrsg.): Metzler Lexikon Sprache. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar, 637.
Hammermeister, Kai (2007): Kleine Systematik der Kunstfeindschaft. Zur Geschichte und Theorie der Ästhetik. Darmstadt.
Hardmeier, Christof (2003/2004): Textwelten der Bibel entdecken. Grundlagen und Verfahren einer textpragmatischen Literaturwissenschaft. 2 Bde. Gütersloh.
Heinen, Ulrich (2007): Zur bildrhetorischen Wirkungsästhetik im Barock. Ein Systematisierungsversuch nach neurobiologischen Modellen. In: Joachim Knape (Hrsg.): Bildrhetorik. Baden-Baden, 113–158 (Saecvla spiritalia, 45).
Hess-Lüttich, Ernest W. B./Daniel Rellstab (2005): Zeichen/Semiotik der Künste. In: Barck u. a. (2000–2005), Bd. 7, 247–282.
Hill, Charles (2004): Introduction. In: Charles Hill/Marguerite Helmers (eds.): Defining Visual Rhetorics. Mahwah, NJ, London, 1–23.
de Hureaux, Alain Daguerre (1994): Delacroix. Das Gesamtwerk. Stuttgart u. a.
Kehlmann, Daniel (2005): Die Vermessung der Welt. Roman. Reinbek bei Hamburg.
Klinkenberg, Jean-Marie (1990): Le sens rhétorique. Essai de sémantique littéraire. Brüssel.
Knape, Joachim (1994): Rhetorizität und Semiotik. Kategorientransfer zwischen Rhetorik und Kunsttheorie in der Frühen Neuzeit. In: Wilhelm Kühlmann/Wolfgang Neuber (Hrsg.): Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Bern u. a., 507–532 (Frühneuzeit-Studien, 2).
Knape, Joachim (2000a): Was ist Rhetorik? Stuttgart.
Knape, Joachim (2000b): New Rhetoric und Rhetorik der Dekonstruktion. Von Kenneth Burke zu Paul de Man. In: Sabine Doering/Waltraud Maierhofer/Peter Philipp Riedl (Hrsg.): Resonanzen. Festschrift für Hans Joachim Kreutzer zum 65. Geburtstag. Würzburg, 483–497.
Knape, Joachim (2000c): Persuasion und Kommunikation. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie: Studien zum Homo rhetoricus. München, 171–181.
Knape, Joachim (2003): Persuasion. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 874–907.
Knape, Joachim (2005a): The Medium is the Massage? Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik. In: Joachim Knape (Hrsg.): Medienrhetorik. Tübingen, 17–39.
Knape, Joachim (2005b): Rhetorik. In: Klaus Sachs-Hombach (Hrsg.): Bildwissenschaft – Bildwissenschaften. Frankfurt a. M., 134–148.
Knape, Joachim (2006): Gewalt, Sprache und Rhetorik. In: Julia Dietrich/Uta Müller-Koch (Hrsg.): Ethik und Ästhetik der Gewalt. Paderborn, 57–78.
Knape, Joachim (2007a): Situative Kunstkommunikation. Die Tübinger Kunstgespräche des Jahres 2003 in historischer und systematischer Sicht. In: Heiko Hausendorf (Hrsg.): Vor dem Kunstwerk. Interdisziplinäre Aspekte des Sprechens und Schreibens über Kunst. München, 317–362.
Knape, Joachim (2007b): Bildrhetorik. Einführung in die Beiträge des Bandes. In: Joachim Knape (Hrsg.): Bildrhetorik. Baden-Baden, 9–34 (Saecvla spiritalia, 45).
Knape, Joachim (2008a): Performanz aus rhetoriktheoretischer Sicht. In: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hrsg.): Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. Berlin/New York, 135–150 (Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2007).
Knape, Joachim (2008b): Gibt es Pathosformeln? Überlegungen zu einem Konzept von Aby M. Warburg. In: Wolfgang Dickhut/Stefan Manns/Norbert Winkler (Hrsg.): Muster im Wandel. Zur Dynamik topischer Wissensordnungen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Göttingen, 115–138.
Knape, Joachim (2009): Rhetorischer Pathosbegriff und Pathosnarrative. In: Cornelia Zumbusch (Hrsg.): Transformationen des Pathos. Berlin.
Knobloch, Clemens (2005): Text/Textualität. In: Barck u. a. (2000–2005), Bd. 6, 23–48.
Koch, Nadia J. (2000): Techne und Erfindung in der klassischen Malerei. München (Studien zur antiken Malerei und Farbgebung, 6).
Koch, Nadia J. (2007): Die Werkstatt des Humanisten. Zur produktionstheoretischen Betrachtung der Künste in Antike und früher Neuzeit. In: Joachim Knape (Hrsg.): Bildrhetorik. Baden-Baden, 161–179 (Saecvla spiritalia, 45).

Link, Jürgen (2002): Normal/Normalität/ Normalismus. In: Barck u. a. (2000−2005), Bd. 4, 538−562.
Luhmann, Niklas (1997): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M.
Mein, Georg/Franziska Schößler (2005): Tauschprozesse: Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen. Bielefeld.
Menninghaus, Winfried (2001): Ekel. In: Barck u. a. (2000−2005), Bd. 2, 142−177.
Morris, Charles (1973): Zeichen, Sprache und Verhalten. Mit einer Einführung von Karl-Otto Apel. Düsseldorf (Sprache und Lernen, 28) (engl.: Signs, Language and Behavior, New York 1946).
Nietzsche, Friedrich (1978): Nachgelassene Fragmente Sommer−Herbst 1873 29 [17]. In: Friedrich Nietzsche: Werke. Kritische Gesamtausgabe. 3. Abt., 4. Bd.: Nachgelassene Fragmente Sommer 1872 bis Ende 1874. Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montarini. Berlin/New York, 240−241.
Ostermann, Eberhard (2002): Die Authentizität des Ästhetischen. Studien zur ästhetischen Transformation der Rhetorik. München (Figuren, 10).
Paret, Peter (1981): Die Berliner Secession. Moderne Kunst und ihre Feinde im Kaiserlichen Deutschland. Berlin (engl.: The Berlin Secession. Cambridge u. a. 1980).
Platon (1971): Politeia / Der Staat. Bearbeitet von Dietrich Kurz. Griech. Text v. Émile Chambry. Dt. Übers. v. Friedrich Schleiermacher. Darmstadt (Platon Werke in acht Bänden, 4).
C. Plinius Secundus d. Ä. (1978−1992): Naturkunde. Lat./dt. Hrsg. u. übers. v. Roderich König. Bücher 34−36. München (C. Plinii Secundi Naturalis historiae libri XXXVII).
Pudelek, Jan-Peter (2005): Werk. In: Barck u. a. (2000−2005), Bd. 6, 520−588.
Rehbein, Jochen (1977): Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache. Stuttgart.
Rivers, Kenneth T. (1991): Transmutations. Understanding Literary and Pictorial Caricature. Lanham u. a.
Scherner, Maximilian (1984): Sprache als Text: Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte, Problemstellung, Beschreibung. Tübingen.
Schmidt, Siegfried J. (1976): Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation. 2. Aufl. München.
Searle, John R. (1971): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt a. M. (engl.: Speech Acts. An essay in the Philosophy of Language. Cambridge 1969).
Sperber, Dan/Deirdre Wilson (1995): Relevance. Communication and Cognition. 2nd ed. Oxford et al.
Staun, Harald (2006): Literaturbetrieb: Und nächstes Jahr den Nobelpreis. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2. Juli 2006.
Stierle, Karlheinz (2001): Fiktion. In: Barck u. a. (2000−2005), Bd. 2, 380−428.
Ullrich, Wolfgang (2007): Gesucht: Kunst. Phantombild eines Jokers. Berlin.
Urmson, James O. (1974): Einstufen. In: Günther Grewendorf/Georg Meggle (Hrsg.): Seminar: Sprache und Ethik. Zur Entwicklung der Metaethik. Frankfurt a. M., 140−174 (engl.: On Grading. In: Mind 59, 1950, 159−186).
Völcker, Wolfram (Hrsg.) (2007): Was ist gute Kunst? Ostfildern.
Weinrich, Harald (1972): Textlinguistik für einen kommunikativen Sprachunterricht. In: Reinhold Freudenstein (Hrsg.): Focus '80: Fremdsprachenunterricht in den siebziger Jahren. Berlin, 28−37.
Weinrich, Harald (1974): Linguistik der Lüge. 5. Aufl. Heidelberg.
Weinrich, Harald (1976): Sprache in Texten. Stuttgart.
Welsch, Wolfgang (2003): Ästhetisches Denken. 6. erw. Aufl. Stuttgart.
Wetzel, Michael (2000): Autor/Künstler. In: Barck u. a. (2000−2005), Bd. 1, 480−544.
White, Hayden (1986): Auch Clio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Stuttgart.
Wiesing, Lambert (2007): Zur Rhetorik des Bildes. In: Joachim Knape (Hrsg.): Bildrhetorik. Baden-Baden, 37−48 (Saecvla spiritalia, 45).
Zelle, Carsten (2003): Schreck/Schock. In: Barck u. a. (2000−2005), Bd. 5, 436−446.

Joachim Knape, Tübingen (Deutschland)

54. Rhetorical criticism in the USA

1. History of rhetorical criticism in the United States (pre-1965)
2. Rhetorical criticism in transition (1965–1990)
3. Rhetorical criticism in the late twentieth/early twenty-first centuries
4. Selected bibliography

Abstract

This article describes the development of an area of inquiry within Speech/Communication Studies departments in the United States. After reviewing the evolution of rhetorical criticism, it discusses relevant recent studies in the field in order to identify some more common critical objects and analytic objectives of this research tradition.

1. History of rhetorical criticism in the United States (pre-1965)

1.1. Rhetorical criticism before the emergence of academic departments of speech

Throughout the nineteenth-century, literary periodicals in the United States devoted significant attention to oratorical performance. From elite ante-bellum publications such as the *North American Review* and the *Southern Literary Messenger* as well as the more partisan *United States Magazin*e and *Democratic Review* to more mass circulation post-bellum magazines such as *Atlantic Monthly*, *Harper's*, and *The Nation*, readers encountered essays assessing the work of well-known politicians and public speakers (e. g. John Calhoun, Henry Clay, Edward Everett, Daniel Webster, etc.), evaluating the performance of elected representatives in congressional debates (among these were, for example, the tariff policy in the late 1820s, the impeachment of Andrew Johnson in the late 1860s, and Charles Sumner's supplemental civil rights bill in the 1870s), commenting on the quality of oratorical performance in selected rhetorical genres (e. g. the pulpit, law courts, political campaign oratory), or ruminating on the nature of eloquence or the principles of rhetoric. While some of these critics taught rhetoric and oratory at university level (e. g. Chauncey Goodrich, Cyrus Northrop), the majority were clergymen, prominent literary figures, magazine editors, or politicians (cf. Baskerville 1950). Often informed by the theoretical treatises discussed in rhetorical and public-speaking courses at university (see Johnson 1991, 113 ff.), this body of popular criticism was not connected to any of the academic disciplines emerging in the second half of the nineteenth century.

Courses in oratory and public speaking, usually taught by a specialist, but sometimes by professors of other areas of expertise, were common in most American universities in the nineteenth century. While this pattern continued well into the latter half of the century, the growing popularity of what Johnson (1991, 31) refers to as "the belles lettres rationale for rhetoric" encouraged individual scholars as well as institutions to combine literary study, instruction in written composition, and oratory. (Toward the end of the

nineteenth century, academic attention to English literature and the English language had displaced the late eighteenth/early nineteenth-century emphasis on classical languages). According to Hochmuth Nichols and Murphy (1954, 165), by the end of the nineteenth century, "more and more it [= rhetorical training] was to give way to literature and criticism". Shaped by the belles lettres tradition, academic instruction in criticism in the late nineteenth century did not perceive it to be or treat it as a scholarly or research activity; rather scholars in newly emerging academic departments of English understood criticism to be a literary genre whose conventions students should master and a pedagogical technique that would help students refine written as well as oral discursive performance.

1.2. Rhetorical criticism and the emergence of academics departments of speech

By the start of the twentieth century, virtually all American universities had become departmentalized, and many adopted the goals of the German university model which elevated advanced study, rigorous inquiry, and the production of new knowledge over the more traditional and practical norms of liberal learning. According to Donald Smith (1954, 454), these developments led "the emerging field of English [...] to emphasize not instruction in the practical skills of discourse, but intensive philological history and criticism". When in the century's second decade, professors of public speaking began creating independent departments of *speech* or *public speaking*, they had to recognize that the context for rhetorical education was vastly different from what it had been fifty or a hundred years earlier. To be successful, the new *speech* discipline (called *speech communication* and, today often termed *communication studies*) would have to emulate the way other disciplines had internalized the German model; it would, in short, need to formulate a research agenda. The academic practice known in the United States as *rhetorical criticism* was one of the first, and remains one of the most vibrant and influential, ways the new speech discipline responded to the demands of American higher education in the early twentieth-century.

The story of this research practice's emergence has been described before (cf. Medhurst 1993). Herbert Wichelns' 1925 essay *The Literary Criticism of Oratory* gradually came to shape critical practice in the speech field for almost forty years. Reviewing criticism of political oratory in England and the United States in the nineteenth and early twentieth centuries, Wichelns observed that most critics failed to appreciate or understand the unique nature of oratorical performance and, as a result, they failed to produce criticism of any real value. He did discover that at least a handful of critics recognized that political oratory was distinct from polite literature; extending on these critics' observations as well as the work of other rhetorical scholars in the emerging speech field such as Hoyt Hudson, Wichelns adumbrated basic principles for a new mode of critical inquiry. The "point of view" of "rhetorical criticism" was, Wichelns (1925, 209) wrote, "patently single". Unlike literary or other modes of esthetic criticism, rhetorical criticism for him displayed an instrumental logic; it "is not concerned with permanence, nor yet with beauty. It is concerned with effect. It regards a speech as a communication to a specific audience, and holds its business to be the analysis and appreciation of the orator's method of imparting his ideas to his hearers" (Wichelns 1925, 209). The

rhetorical critic's object was, according to Wichelns (1925, 215 f.), "public discourse" which included "the work of the speaker, of the pamphleteer, of the writer of editorials, and of the sermon maker"; these practices constituted "the art of popularization" (Whichelns 1925, 216) the rhetorical critic examined in order to help reconstruct. Developing a binary logic which would collapse in the latter decades of the twentieth century, he maintained that the work of popularizers such as "the Huxleys, not the Darwins, of science [...] [or] the Jeffersons, not the Lockes and the Rousseaus, of politics" (Whichelns 1925, 216) were the proper object for rhetorical analysis. Wichelns (1925, 215) also acknowledged rhetorical criticism's precarious status in the increasingly departmentalized academy when he insisted that it "lies at the boundary of politics (in the broadest sense) and literature". By acknowledging that rhetorical criticism was imbricated with the spheres of politics (and political science/political history) and literature (and literary studies/literary history), Wichelns (1925) recognized that the emerging tradition of rhetorical studies could not be easily encompassed within the departmentalized academy, but in so doing he also failed to establish the integrity and autonomous identity of its critical research program.

1.3. Crystallization of the *neo-Aristotelian* Tradition of rhetorical criticism

Rhetoricians have frequently used the expression "neo-Aristotelian" to describe a program or method of criticism that was extremely popular in rhetorical studies, especially during the 1940s and 1950s (the use of the term within speech/communication studies must be distinguished from its use in literary studies to label the work of a group of scholars associated with the University of Chicago that included Richard McKeon, Elder Olson, and R. S. Crane). In addition to Wichelns' trail-blazing 1925 essay, many rhetoricians in the U. S. have argued that two additional publications – the three volume *A History and Criticism of American Public Address* published by William N. Brigance (volumes one and two appeared in 1943) and Marie Hochmuth Nichols (volume three appeared in 1955), and Lester Thonssen and A. Craig Baird's volume *Speech Criticism* (1948) – exemplified this form of rhetorical criticism. In critical practice, the neo-Aristotelian format has functioned less as a fixed procedure or method to which all critics adhered and more as a set of critical topics or issues that different critics mixed in different ways. Among the central topics which the essays in *A History and Criticism of American Public Address* illustrate were: using a speaker's education and training in the areas of debate, literature, foreign language, or the classics as a way of understanding that person's oratory, devoting attention to a speaker's compositional process (for example, critics described a speaker's drafting and revising practices or charted the evolution of key passages as a speech developed), or proposing ways to divide a speaker's career into distinct periods or phases. Some analytic topics appeared with greater frequency than others, and these topics constituted the core of the neo-Aristotelian program. They included: analysis of the speaker's modes of proof according to the classical division of *ethos*, *logos*, and *pathos*, a description of the way a speaker employed the five canons of rhetoric (invention, arrangement, delivery, style, and memory), an assessment of the speaker's efforts in terms of the classical genres of rhetoric (deliberative, forensic, and epideictic), and identification of the effects produced by the speaker's discourse. These topics, along with a reconstruction of the speaking occasion, were prominently featured

in Thonssen and Baird's *Speech Criticism* (1948) and became the dominant critical loci in rhetorical studies. Paradigmatic examples of neo-Aristotelian criticism include Bower Aly's (1941) study of Alexander Hamilton and Marie Hochmuth Nichols' (1954) examination of Abraham Lincoln's first inaugural address. Multiple generations of rhetorical critics in the United States encountered the neo-Aristotelian program as undergraduates and graduate students, and its governing loci have been reflected in countless master's theses and doctoral dissertations. While rhetorical critics have abandoned the neo-Aristotelian program as it was articulated and performed in the 1940s and 1950s, elements of it such as its instrumental conceptualization of public discourse continue to shape critical practice in the early twenty-first century.

2. Rhetorical criticism in transition (1965–1990)

2.1. Edwin Black and the demise of the *neo-Aristotelian* tradition

While rhetorical critics began to express dissatisfaction with disciplinary practices as early as Loren Reid's 1944 essay *The Perils of Rhetorical Criticism*, scholars in communication studies commonly cite Edwin Black's *Rhetorical Criticism: A Study in Method* (1965) as the volume which more than any other dislodged the neo-Aristotelian program from its position of disciplinary prominence. Black (1965) developed his critique along two axes: first, he identified the problems resulting from the neo-Aristotelian program's flawed assumptions and, second, he drew attention to the neo-Aristotelian program's limited interpretive horizon when evaluated in terms of "the generic functions of criticism" (Black 1965, 36). The first assumption Black (1965, 33) identified is "the comprehension of the rhetorical discourse as tactically designed to achieve certain results with a specific audience on a specific occasion". The problem with this assumption, he argued, is that it limits the critic to seeing "only one direction of movement" (Black 1965, 35). Consequently, "neo-Aristotelians ignore the impact of the discourse on rhetorical conventions, its capacity for disposing an audience to expect certain ways of arguing and certain kinds of justifications in later discourses that they encounter, even on different subjects" (Black 1965, 35). The second problematic assumption "in neo-Aristotelianism is the close relationship between rhetoric and logic" (Black 1965, 34). The problem with this assumption, Black (1965, 34) maintained, "is the tendency of neo-Aristotelian critics to concentrate on discourses that approach logical demonstration and to eschew the explication of discourses that do not have a demonstrative form". The final assumption Black (1965, 34) noted "is the tendency to assume the rationality of audiences". This assumption encouraged critics to distort the text by, for example, trying to rationalize emotional appeals which, Black (1965, 34) insisted, are "not susceptible to logical explanation".

Black (1965, 36) identified three "generic functions of criticism": *historical*, *re-creative*, and *judicial*. After sketching interpretive possibilities associated with each function, he examined selected examples of neo-Aristotelian criticism to assess its ability to fulfill the generic functions. With respect to the historical function, Black (1965, 39 ff.) argued that neo-Aristotelianism suffers from "a restricted view of context" (Black 1965, 39) that, in turn, leads the critic to a truncated understanding of the purpose and/or intention of the speaker or writer under examination. In terms of the re-creative function (where the

critic directly encounters and engages the object being studied), Black argued (1965, 48; 75) that neo-Aristotelian critics do not really engage their object, the oratorical or rhetorical text. Neo-Aristotelian critics are preoccupied, he maintained, by the attempt "to make an estimate of the historical factual effects of the discourse on its relatively immediate audience" (Black 1965, 48). Neo-Aristotelian critics typically "substitute historical reconstruction for re-creative criticism" (Black 1965, 75). Finally, with respect to criticism's judicial function, Black (1965, 75 ff.) uncovered two problems with the neo-Aristotelian program:

> First, due to its instrumental orientation, neo-Aristotelian criticism "limits judicial criticism to the evaluation of immediate effects" (Black 1965, 75) and is, therefore, incapable of appreciating the range of more diffuse effects which the critical object might engender. The critic's ability to render a judgment about the object is further hampered, Black (1965, 75 ff.) argued, by the way the neo-Aristotelian critic defers to the speaker or writer whose work is being studied. According to Black (1965, 78), "the neo-Aristotelian critic adopts the rhetor's ends as adequate to an assessment of the discourse" and thereby implicitly endorses the rhetor's perspective regarding the contingent social world. In so doing, such critics abdicate at least part of their judicial responsibility.

2.2. The rise of methodological pluralism

The sub-title to Black's book – *A Study in Method* – illustrates the prominence that critical method or methodology had achieved in the speech/communication studies field by the middle of the 1960s. In a 1947 essay entitled *Methodology in the Criticism of Public Address*, neo-Aristotelian critics Baird and Thonssen devoted attention to questions of method and methodology but, as Jasinski (2001a, 249) observes, their discussion focused on the way method warranted critical evaluation. By the early 1960s, rhetorical critics' interest in methodology had shifted from speech evaluation to speech analysis and text explication. As Marie Hochmuth Nichols (1963, 106) explained, rhetorical critics "lack an orderly – and one might say – demonstrably useful method for the analysis of speeches". She continued: "Rhetoricians are notoriously weak [...] [in] the area of methodology – methodology not merely for the analysis of persuasive discourse, but methodology for the ordering of all types of discourse". (Hochmuth Nichols 1963, 107) Rhetorical critics, Hochmuth Nichols maintained, "should be looking for an orderly methodology" (Hochmuth Nichols 1963, 106). And look they did.

A review of the critical literature from the mid-1960s to the late 1980s reveals that rhetorical critics followed Hochmuth Nichols' advice and engaged in a quest for orderly (and sometimes not so orderly) critical method(s). Indexes to the speech/communication studies' periodical literature invariably feature an entry for critical 'method' followed by references to critical studies which reflect a myriad of different methods; among the methods commonly listed are archetype, axiological, dialectical, dramatistic, ethical, existential, factor analysis, fantasy theme, genre studies, historical, inferential, Marxist, mythological, phenomenological, sociolinguistic, and symbolic interaction analysis. Many critical studies exhibit a common pattern. First, the critic or critics identifies a concept or linked set of concepts developed by an established scholar (usually from another discipline) or an innovative critic whose writing transcends a single discipline. Second, the critic(s) explicates the concept and indicates how methodological directives

(specific *reading strategies*) follow from the conceptual explication. The critic(s) then employ(s) the newly constituted (or sometimes slightly reconstituted) method to analyze his/her/their critical objects. Consider a few examples. The work of American drama and literary critic Kenneth Burke exemplifies the innovative critic who transcends specific academic disciplines (in part because Burke never completed a university degree and was largely self-educated), and rhetorical critics have drawn extensively on Burke's corpus. Ivie's (1974) study of presidential addresses urging Congress to declare war is an excellent example of a highly methodical study which draws on Burke's work. Ivie begins by introducing the theoretical concept of *vocabularies of motive* derived from the work of Kenneth Burke as extended by American sociologist C. Wright Mills. After a brief explication of the concept, he identifies the methodological directives which follow from it in very specific terms:

> Each of the selected Presidential war speeches was subjected separately to a four-step analysis. [...] The first step was to locate recurring patterns in the definition of war situations by considering the question of whether a President was defining an ideal, a crisis, a cause of the crisis, and/or a solution for a crisis. Second, important terms of dramatistic pentad [...] and important pentadic ratios were located in the hierarchy of motives for each recurring pattern. Third, the principal forms of substantiation were noted, including identification by placement and individuation. Fourth, significant clusters of god-terms and devil-terms were identified. The findings for each speech were then compared with the findings for all other speeches in the sample to discover any patterns in the war vocabulary of Presidents
>
> (Ivie 1974, 339).

Not all critical studies reflect Ivie's detailed specification of the analytic process, but a large majority embody the pattern outlined above. McGuire's (1977) study of myth in Hitler's *Mein Kampf* and Warnick's (1987) reading of Abraham Lincoln's *Gettysburg Address* exemplify the way rhetorical critics appropriate the work of scholars in other fields as a resource for formulating critical methods. In McGuire's case, he draws upon Claude Lévi-Strauss's structuralist anthropology in order to fashion a method that will allow him to reconstruct the mythic deep structure of *Mein Kampf*. Warnick follows suit, although her inspiration derives from Paul Ricoeur's philosophical hermeneutics. Ricoeur provides Warnick with the resources that allow her to fashion a "hermeneutical exegetical approach" organized around two specific analytic procedures − distantiation and appropriation − which "reveal the work's implicit structure [...] and identify the cultural values and myth systems which are embedded in the text" (Warnick 1987, 235 f.).

Methodology's prominence in rhetorical criticism reflects, according to Nothstine, Blair, and Copeland (1994, 31) the "scientizing of criticism". Black had recognized the epistemic pressures under which rhetorical critics operated in 1965. He recognized that "[s]cholars in all branches of learning are called upon for increasing precision of thought, clarity of expression, and refinement of methodology. These demands are not invariably met, but their persistence is invariably felt, and by the critic no less than by others". (Black 1965, 2) He continued: "There are, no doubt, certain disadvantages to science's having become [...] the model for intellectual activity, but on the whole the influence of scientific method on criticism has probably been wholesome. If nothing else, this influence has tended to make modern critics especially conscious of their methods". (Black 1965, 2) But even during the period of method's ascendancy, some critics (cf. Jasinski 2001a, 251) expressed concern with the field's methodological preoccupation. For exam-

ple, Mohrmann (1980) argued that the explosion of different critical methodologies had not enabled rhetorical critics to explicate textual dynamics. Rhetorical critics, he charged, were forever circling their analytic objects; they rarely had been able to get inside.

2.3. The decline of methodologically-driven rhetorical criticism

While methodologically-fixated critical studies appeared in Speech/Communication Studies journals in the 1980s, alternative orientations to critical practice began to develop during this decade. By 1990, scholars such as Gaonkar (1990) began describing the theoretical and conceptual underpinnings of two emerging critical traditions. One tradition, with roots in continental philosophy and critical social theory, began emerging when, in the late 1970s and early 1980s, Michael McGee and Philip Wander urged rhetorical critics to explore the nexus between rhetoric's common critical object – public or political discourse – and ideology. In 1989 Raymie McKerrow synthesized and shaped this analytic trajectory and gave it a name: *critical rhetoric*. He insisted that *critical rhetoric* was not a method "in the narrow sense of formula or prescription" (McKerrow 1989, 100). McKerrow and the critical tradition he represented exhibited no interest in emulating the objectivist epistemological practices of the social sciences. Rhetoricians, McKerrow maintained, need to eschew once and for all the epistemic game inaugurated by Plato by embracing *doxa*. Doing so would, McKerrow (1989, 104) argued, allow rhetorical critics to abandon "questions of 'truth' or 'falsity'" in order to examine how "symbols come to possess power – what they 'do' in society as contrasted to what they 'are'". Explicating the ways discourse exudes power and contributes to, as well as occasionally challenges, ideological hegemony are, McKerrow suggests, key objectives for rhetorical critics. McKerrow's essay was the focal point of extended discussion during convention sessions and in print for much of the 1990s. Sympathetic scholars sought to identify and correct perceived shortcomings in McKerrow's framework while others found his postmodern assumptions problematic. The essay's status within the discipline testifies to the way it both spoke to and for an emerging critical tradition that had abandoned the neo-Aristotelian tradition's instrumentalist and modernist assumptions yet been unable to embrace methodologically-driven criticism's epistemic orthodoxy. McKerrow's essay enabled important critical scholarship within the field (cf. Sloop 1996; Greene 1999).

Scholars refer to the second alternative critical tradition to emerge in the 1980s after the collapse of methodological pluralism as either *close reading* or *close textual analysis*. Indebted to a degree to both literary *new criticism* and versions of reader-response criticism, the dominant principle of this critical tradition is: "Oratory is an art form". (Leff 1986, 381) Rhetorical close textual critics lament the way rhetorical scholars have, for decades, neglected to devote careful and sustained attention to discursive action. Following the lead of Michael Leff and others, close textual critics have reconceptualized the rhetorical critic's common object – the political oration, the pamphlet, the public essay – finding density, complexity, and a range of textual dynamics where earlier generations of critics had found little of significance. One version of close textual criticism (cf. Lucas 1989; Slagell 1991) emphasizes instrumental strategy and rhetorical artistry. This version of close textual criticism seeks to describe in detail how purpose is realized (at times subconsciously) in particular textual forms and strategies and how these forms and stra-

tegies negotiate the various elements in the speaker's or writer's rhetorical situation. The critic strives to reveal how art (grammar, style, structure, etc.) and strategy (purpose, explicit argument) interact in the realization of an instrumental effect. The second trend of close reading in contemporary rhetorical studies consistently pushes beyond the levels of artistry and strategy in order to, as Leff (1980, 347) metaphorically put it, "vibrate" theory against text and text against theory. This form of close textual criticism generates not only a richer understanding of the particular text but also contributes to, in Gaonkar's (1989, 270) terms, "the thickening of [theoretical] concepts through grounded critical readings". Drawing upon a range of conceptual traditions, Stephen Browne's analyses of British politician Edmund Burke (1993) and American abolitionist Angelina Grimké (1999) exemplifies this version of close textual criticism. Both versions of close textual criticism have been criticized for encouraging an overly formalist, highly estheticized approach to its critical object. Condit (1990a, 335) has argued that close textual analysis "pretends that it is reading the meaning of a text, when it is only reading the set of experiences that a text enables for a select group". While this critical orientation has overcome the tendency of previous rhetorical critics to, in Gaonkar's (1989, 257) words, "defer" the text, it has also introduced a new set of concerns: formalism, estheticizing the political realm, privileging preferred or dominant readings, etc.

3. Rhetorical criticism in the late twentieth/early twenty-first centuries

Due in part to the discussion of rhetorical criticism contained in the 1971 volume *The Prospect of Rhetoric* by Lloyd Bitzer and Edwin Black, in the last quarter of the twentieth century, rhetorical critics expanded the range of practices whose rhetorical dimensions they then began to disclose and analyze. It has become extremely common for rhetorical critics to examine not only discursive practices from advocates around the globe (e. g. Nelson Mandela, Margaret Thatcher, Palestinian activists) as well as films, television programs, visual images (photographs, prints, etc.), sculpture, memorial architecture (e. g. the Vietnam Veterans Memorial in Washington, DC), protests and demonstrations, and a range of material objects (e. g. the AIDS quilt); a number of recent awards in rhetorical studies have gone to scholars working with specific manifestations of this expanded range of critical objects. While this work merits the careful attention of scholars interested in the current shape of rhetorical studies in the United States, it is impossible to do justice to these developments in rhetorical criticism in the space of a relatively short handbook entry. The remainder of this entry will concentrate on recent rhetorical scholarship which analyzes largely American prose discourse (oral as well as written), but despite working within this more restricted and traditional understanding of rhetoric, important innovations in rhetorical criticism can still be identified.

3.1. Public and political discourse

3.1.1. Presidential rhetoric

Given that some of the earliest pieces of academic rhetorical criticism such as Gladys Murphy Graham's 1927 essay *Concerning the Speech Power of Woodrow Wilson* exam-

ined presidential rhetoric and given the continued prominence of the presidency in the American political system, it should not be surprising that this area of critical inquiry has remained vibrant. Estimating conservatively, over the past fifteen years scholars affiliated with speech/communication studies programs have published in leading journals well over thirty essays and over twenty books analyzing aspects of presidential rhetoric (the number of books increases substantially if we include edited volumes). These studies range from analyses of George Washington's 1796 *Farewell Address* and Thomas Jefferson's 1801 *First Inaugural* to George Bush's post-9/11 epideictic discourse and his more recent defense of the ongoing 'war on terror'. Certain presidents and certain issues have received more attention: the discourse of Lincoln, both Roosevelts, Wilson, Kennedy, and the second Bush have been frequent objects of critical analysis. Race relations, inaugural and other ceremonial/epideictic addresses, and foreign policy (including the use of military force) have received substantial attention. John Murphy's recent studies of Clinton (1997), the second Bush (2003), and Kennedy (2004) are excellent representative examples of what rhetorical critics do when they engage presidential texts. Murphy concentrates on the way presidents draw upon multiple linguistic idioms and available persuasive resources to constitute their authority in and through rhetorical performance. Murphy's careful studies reveal how presidents enact or perform the mode(s) of reasoning they urge their immediate and national audiences to apply to the contingent issues facing the nation.

3.1.2. Rhetoric of prominent political leaders

Not every American politician aspires to the presidency, and obviously very few who have so aspired ever achieved that office, yet the American political landscape has featured scores of political leaders whose public utterances have helped shape the nation's course. For over two hundred years, American senators, congressmen (and finally, beginning in 1917, congresswomen), governors, mayors, and other elected office holders as well as those appointed to positions within the various branches of government have participated in legislative policy debates, issued judicial opinions, authored government-sponsored reports and documents, and delivered speeches on an enormous variety of topics and occasions, thereby making a substantial contribution to the nation's rhetorical history. Early efforts in this area include William N. Brigance's 1934 book on nineteenth-century lawyer, judge, cabinet officer, and presidential advisor Jeremiah Sullivan Black and Bower Aly's 1941 study of Alexander Hamilton's rhetoric. Over the last fifteen years, rhetorical critics have continued to explore this important area of study. Massachusetts' Fisher Ames was one of the first notable congressional orators, and critics in the 1990s examined perhaps his most famous speech in 1795 defending the Jay treaty (cf. Farrell 1990; Manolescu 1998). Three of the leading political figures of the antebellum period – the great triumvirate of John Calhoun, Henry Clay, and Daniel Webster – were prolific speakers and writers, and their copious discursive legacy continues to attract the interest of rhetorical critics (on Clay, see Jasinski 1995; on Calhoun, see Vajda 2001; on Webster, see Smith 2005).

The speeches and writings of twentieth-century political leaders has also been a frequent object for critics over the last fifteen years. Dionisopoulos and Goldzwig (1992) examined the way U. S. Secretary of State George Schultz sought to revise the nation's

memory of the war in Vietnam. Dow and Tonn (1993) analyzed the way Texas Governor Ann Richards employed a 'feminine style' to warrant a specific orientation to political judgment. Ivie (1996) examined the discourse of George Kennan, a key cold war-era diplomat who helped fashion the US policy of containment, and revealed the way his realist style facilitated fear appeals. Olson (1995) described the process of rhetorical adaptation reflected in the way US senator Mike Mansfield negotiated the rhetorical situation generated by Johnson administration's Vietnam policy. Troup (1995) examined Mario Cuomo's September 1984 speech at the University of Notre Dame on public morality and abortion policy in an effort to unpack the way Cuomo negotiated the role of religion in public affairs. The last two paragraphs have identified only a fraction of the critical studies which have examined the discourse of prominent political leaders in American history. Finally, given rhetoric's historical relationship to the law, it should not be surprising that rhetorical critics have become participants in an interdisciplinary movement which brings literary and rhetorical principles to bear in analyzing legal texts, especially judicial opinions. Often building on the work of literary and legal scholar James Boyd White (cf. Dellapenna/Farrell 1991), rhetorical critics have begun to examine such important US Supreme Court decisions as *Korematsu v. United States* (which focused on the constitutionality of Japanese-American internment during the second world war) and *Planned Parenthood v. Casey* (which focused on the constitutionality of a state law restricting access to abortions; see Sullivan/Goldzwig 1995; Roundtree 2001).

3.1.3. Rhetoric of dissent/protest

Rhetorical critics examine not only the discourse of the powerful. Since H. B. Gislason discussed the rhetoric of nineteenth-century abolitionist Wendell Phillips in 1917, rhetorical scholars have devoted attention to the discourse of individuals seeking to alter established relations of power within the United States. While critics have examined a wide range of oppositional speakers and writers (including nineteenth and twentieth-century feminists, socialists, labor agitators, Chicana and Chicano activists, environmentalists, and gay rights activists), for illustration purposes we can focus on the work rhetorical critics have done on speakers and writers who have challenged the nation's racial practices and prejudices. Critics have explored a range of nineteenth-century abolitionists including Frederick Douglass (e. g. Stephens 1997; Selby 2002; Terrill 2003), William Lloyd Garrison (cf. Browne 1996), Angelina Grimké (Browne 1999), and Theodore Weld (Browne 1994; see also Bacon 2002) as well as key figures in the twentieth-century civil rights movement including Stokely Carmichael (e. g. Stewart 1997; Gallagher 2001), Martin Luther King, Jr. (e. g. Miller 1992; Calloway-Thomas/Lucaites 1993; see also the spring 2004 special issue of the journal *Rhetoric and Public Affairs* devoted to King's *Letter from Birmingham Jail*), and Malcolm X (cf. Terrill 2004). As more people without power in the US and around the world challenge the powerful, it is likely that this area of rhetorical criticism will continue to grow.

3.1.4. Social movements, discursive formations, public controversies, and legislative debates

The critical studies discussed thus far have focused primarily on either single texts or the discourse of a specific individual. But beginning with Leland Griffin's ground-breaking

work on social movements in the 1950s (see Griffin 1952; 1958), rhetorical critics have been routinely turning their attention to the structure and function of, and rhetorical dynamics within, larger discursive configurations. The configurations which critics have investigated over the last fifteen years include: the abortion controversy (cf. Condit 1990b), animal rights/animal treatment (cf. Olson/Goodnight 1994), civil rights legislation (cf. Wilson 2002), the revival of creationism (cf. Taylor 1992), gay rights (cf. Smith/Windes 2000), the Lincoln/Douglas debates (Zarefsky 1990), the *new social movements* (cf. Hauser 1999), the US penal system (cf. Sloop 1996), slave reparations (cf. Bacon 2003), and welfare policy (e. g. Gring-Pemble 2001; Asen 2002). These studies illustrate some of the variform critical objects and analytic perspectives to have emerged in rhetorical studies over the last few decades.

3.2. Rhetoric of science

While some rhetoricians consider public/political discourse to be the discipline's *raison d'être*, over the last roughly forty years a growing number of rhetorical scholars have been turning their attention to a different discursive terrain: *the rhetoric of science* (or, for some, *the rhetoric of inquiry*). Factors, both external and internal to the discipline, helped promote the development of this tradition of critical inquiry. Perhaps the most significant external impetus to the rhetoric of science was the publication of Thomas Kuhn's *Structure of Scientific Revolutions* in 1962 as well as the growing interest in the history and philosophy (and eventually the sociology) of science in the 1960s and 70s (e. g. Paul Feyerabend, Imre Lakatos, and many others). As foundational epistemology came under attack, rhetoricians perceived an opportunity to discuss science and scientific discourse. While the emergence of anti-foundational and/or pragmatic epistemology (e. g. Richard Rorty) provided rhetoricians with a philosophical rationale to support their new analytic venture, there is some evidence that rhetorical scholars demonstrated some interest in the rhetorical nature of science long before Thomas Kuhn. Bower Aly's 1936 essay *The Scientist's Debt to Rhetoric* is probably the first foray into what would, decades later, become the rhetoric of science tradition. Aly (1936, 590) argued that rhetoric must not be reduced to "style, merely, or attitude". Rhetoric, he maintained, "goes down into the very bony structure of language and is a part of it" (Aly 1936, 590). He continued: "If rhetoric be considered as the effective use of language, and if we bear in mind the scientist's clear dependence on language, then the scientist's debt to rhetoric, as well as his dependence on language will be clearly understood". (Aly 1936, 590) Today's rhetoricians of science would most likely consider Aly to have been advocating a 'weaker' version of the rhetoric of science (a position which emphasizes the fact that all scientists write rhetorically), as distinct from 'stronger' or more 'robust' conceptualizations which discover rhetorical dimensions at the very center of intellectual and scientific inquiry.

Prior to the 1980s, a handful of rhetoricians addressed issues which contributed to the rise of the rhetoric of science. Scott's seminal 1967 essay proclaiming "rhetoric as epistemic" tapped into the as-yet unnamed anti-foundational movement in epistemology and, in so doing, encouraged rhetorical scholars to relinquish their Platonic anxieties. In 1970, John Campbell published the first of his analyses of Charles Darwin, and in 1976, Philip Wander invoked the phrase *rhetoric of science* in the title of his essay which encouraged rhetorical scholars to engage this important critical object. During the 1980s,

the rhetoric of science began to mature as a line of critical inquiry. Key studies published during this decade include S. Michael Halloran's 1984 essay on the discourse of molecular biology, John Lyne and Henry Howe's (1986) examination of the *punctuated equilibria* controversy, Alan Gross's analyses of the discourse surrounding seventeenth-century optics (1988) and the recombinant DNA controversy (1990a), and Thomas Lessl's (1989) discovery that a *priestly voice* inhabited scientific rhetoric. Perhaps the two most important events of the decade occurred in 1985. During that year, the University of Iowa sponsored an interdisciplinary conference on the *rhetoric of inquiry* which helped legitimize and increase the prominence of this line of inquiry. During that same year, one of the conference participants, Deirdre (née Donald) McCloskey, published *The Rhetoric of Economics* (1985), a detailed examination of the discursive practice of a pillar in the social science community. McCloskey's book is also noteworthy because it represented something of a conversion: someone not formally trained as a rhetorical scholar had embraced rhetoric's ubiquity and illustrated the field's analytic potential.

While some rhetoricians (e. g. Gaonkar 1993; cf. Gross/Keith 1997) have raised questions concerning the degree to which the rhetoric of science has overcome an instrumental, neo-Aristotelian orientation, there is no denying the vitality of this line of inquiry over the past fifteen years. During this period, rhetorical scholars have, among other things, examined key texts in the history of science, have engaged the discourses of natural as well as social science, have analyzed interdisciplinary scientific controversies, and have investigated scientific argument in the public sphere. Alan Gross, a prolific and fervent exponent of this line of inquiry, has urged a *Rhetoric of Science without Constraints* (1991) while also developing an unabashedly (although updated) Aristotelian analytic framework (see also Gross 1990b, Gross/Keith 1997). Representative critical inquiry during this period include Ceccarelli's (2001) case studies of the way certain texts work to 'catalyze' scientific communities, Condit's (1999) analysis of genetics in public debate, Constantinides's (2001) discussion of forms of scientific ethos, Reyes's (2004) account of seventeenth-century mathematical discourse and the emergence of the *infinitesimal*, and Taylor's (1996) investigation into the discursive dynamics of scientific demarcation.

3.3. Analyzing arguments/figures of speech

Any attempt to review the range of critical objects in rhetorical studies in a short space will be incomplete. It is worth noting that some critics focus their inquiry on a specific image, figure, or argument. Zagacki (1999), for example, unearths specific spatial and temporal images in environmental discourse. A number of studies in the last fifteen years have tried to trace the career of a single metaphor spanning a range of texts (e. g. Carpenter 1990; Jasinski 1993; Boyd 2003). Other critics, frequently drawing upon the work of Chaïm Perelman, have examined specific forms of argument such as *definition* (e. g. Schiappa 2003) and *dissociation* (Olson 1995, 45 ff.; Stahl 2002).

4. Selected bibliography

Aly, Bower (1936): The Scientist's Debt to Rhetoric. In: Quarterly Journal of Speech 22, 584–590.
Aly, Bower (1941): The Rhetoric of Alexander Hamilton. New York.

Asen, Robert (2002): Visions of Poverty: Welfare Policy and Political Imagination. East Lansing, MI.
Bacon, Jacqueline (2002): The Humblest may Stand Forth: Rhetoric, Empowerment, and Abolition. Columbia, SC.
Bacon, Jacqueline (2003): Reading the Reparations Debate. In: Quarterly Journal of Speech 89, 171–195.
Baird, Albert Craig/Lester Thonssen (1947): Methodology in the Criticism of Public Address. In: Quarterly Journal of Speech 33, 134–138.
Baskerville, Barnett (1950): Some American Critics of Public Address, 1850–1900. In: Speech Monographs 17, 1–23.
Bitzer, Lloyd/Edwin Black (eds.) (1971): The Prospect of Rhetoric. Report of the National Development Project. Englewood Cliffs, NJ.
Black, Edwin (1965): Rhetorical Criticism: A Study in Method. New York.
Boyd, Josh (2003): A Quest for Cinergy: The War Metaphor and the Construction of Identity. In: Communication Studies 54, 249–264.
Brigance, William N. (1934): Jeremiah Sullivan Black. A Defender of the Constitution and the Ten Commandments. Philadelphia/London.
Brigance, William N./Marie Hochmuth Nichols (eds.) (1943/1955): A History and Criticism of American Public Address. 3 vls. Vol. 1 and 2 ed. by William N. Brigance. Vol. 3 ed. by Marie Hochmuth Nichols. New York/London.
Browne, Stephen H. (1993): Edmund Burke and the Discourse of Virtue. Tuscaloosa, AL.
Browne, Stephen H. (1994): "Like Gory Spectres": Representing Evil in Theodore Weld's American Slavery As It Is. In: Quarterly Journal of Speech 80, 277–292.
Browne, Stephen H. (1996): Textual Style and Radical Critique in William Lloyd Garrison's Thoughts on African Colonization. In: Communication Studies 47, 177–190.
Browne, Stephen H. (1999): Angelina Grimké: Rhetoric, Identity, and the Radical Imagination. East Lansing, MI.
Calloway-Thomas, Carolyn/John Louis Lucaites (eds.) (1993): Martin Luther King, Jr. and the Sermonic Power of Public Discourse. Tuscaloosa, AL.
Campbell, John Angus (1970): Darwin and The Origin of Species: The Rhetorical Ancestry of an Idea. In: Speech Monographs 37, 1–14.
Carpenter, Ronald H. (1990): America's Tragic Metaphor: Our Twentieth-Century Combatants as Frontiersmen. In: Quarterly Journal of Speech 76, 1–22.
Ceccarelli, Leah (2001): Shaping Science with Rhetoric: The Cases of Dobzhansky, Schrödinger, and Wilson. Chicago.
Condit, Celeste M. (1990a): Rhetorical Criticism and Audience: The Extremes of McGee and Leff. In: Western Journal of Speech Communication 54, 330–345.
Condit, Celeste M. (1990b): Decoding Abortion Rhetoric: Communicating Social Change. Urbana, IL.
Condit, Celeste M. (1999): The Meanings of the Gene: Public Debates about Human Heredity. Madison, WI.
Constantinides, Helen (2001): The Duality of Scientific Ethos: Deep and Surface Structures. In: Quarterly Journal of Speech 87, 61–72.
Dellapenna, James W./Kathleen Farrell (eds.) (1991): Law and the Language of Community: On the Contribution of James Boyd White. In: Rhetoric Society Quarterly 21, 38–58.
Dionisopoulos, George N./Steven R. Goldzwig (eds.) (1992): "The Meaning of Vietnam": Political Rhetoric as Revisionist Cultural History. In: Quarterly Journal of Speech 78, 61–79.
Dow, Bonnie J./Mari B. Tonn (1993): "Feminine Style" and Political Judgment in the Rhetoric of Ann Richards. In: Quarterly Journal of Speech 79, 286–302.
Farrell, James M. (1990): Fisher Ames and Political Judgment: Reason, Passion, and the Vehement Style in the Jay Treaty Speech. In: Quarterly Journal of Speech 76, 415–434.

Gallagher, Victoria J. (2001): Black Power at Berkeley: Postmodern Constructions in the Rhetoric of Stokely Carmichael. In: Quarterly Journal of Speech 87, 144–157.
Gaonkar, Dilip P. (1989): The Oratorical Text: The Enigma of Arrival. In: Michael C. Leff/Fred J. Kauffeld (eds.): Texts in Contexts. Davis, CA, 255–275.
Gaonkar, Dilip P. (1990): Object and Method in Rhetorical Criticism: From Wichelns to Leff and McGee. In: Western Journal of Speech Communication 54, 290–316.
Gaonkar, Dilip P. (1993): The Idea of Rhetoric in the Rhetoric of Science. In: Southern Communication Journal 58, 258–295.
Gislason, H. B. (1917): Elements of Objectivity in Wendell Phillips. In: Quarterly Journal of Public Speaking 3, 125–134.
Greene, Ronald W. (1999): Malthusian Worlds: US Leadership and the Governing of the Population Crisis. Boulder, CO.
Griffin, Leland M. (1952): The Rhetorical Structure of Historical Movements. In: Quarterly Journal of Speech 38, 184–188.
Griffin, Leland M. (1958): The Rhetorical Structure of the Anti-masonic Movement. In: Donald C. Bryant (ed.): The Rhetorical Idiom. Ithaca, 145–159.
Gring-Pemble, Lisa M. (2001): Are We Going to Now Govern by Anecdote? Rhetorical Constructions of Welfare Recipients in Congressional Hearings, Debates, and Legislation, 1992–1996. In: Quarterly Journal of Speech 87, 341–365.
Gross, Alan G. (1988): On the Shoulders of Giants: Seventeenth-Century Optics as an Argument Field. In: Quarterly Journal of Speech 74, 1–17.
Gross, Alan G. (1990a): The Origin of Species: Evolutionary Taxonomy as an Example of the Rhetoric of Science. In: Herbert W. Simons (ed.): The Rhetorical Turn: Invention and Persuasion in the Conduct of Inquiry. Chicago, 91–115.
Gross, Alan G. (1990b): The Rhetoric of Science. Cambridge, MA.
Gross, Alan G. (1991): Rhetoric of Science without Constraints. In: Rhetorica 9, 283–299.
Gross, Alan G./William M. Keith (eds.) (1997): Rhetorical Hermeneutics: Invention and Interpretation in the Age of Science. Albany, NY.
Halloran, S. Michael (1984): The Birth of Molecular Biology: An Essay in the Rhetorical Criticism of Scientific Discourse. In: Rhetoric Review 3/1, 70–83.
Hauser, Gerard A. (1999): Vernacular Voices: The Rhetoric of Publics and Public Spheres. Columbia, SC.
Hochmuth Nichols, Marie (1954): Lincoln's First Inaugural. In: Wayland Parrish/Marie Hochmuth Nichols (eds.): American Speeches. New York, 21–71.
Hochmuth Nichols, Marie (1963): Rhetoric and Criticism. Baton Rouge.
Hochmuth Nichols, Marie/Richard Murphy (1954): Rhetorical and elocutionary training in nineteenth-century colleges. In: Karl Wallace (ed.): History of Speech Education in America. New York, 153–177.
Ivie, Robert L. (1974): Presidential Motives for War. In: Quarterly Journal of Speech 60, 337–345.
Ivie, Robert L. (1996): George Kennan's Political Rhetoric: Realism Masking Fear. In: Francis A. Beer/Robert Hariman (eds.): Post-Realism: The Rhetorical Turn in International Relations. East Lansing, MI, 55–74.
Jasinski, James (1993): The Feminization of Liberty, Domesticated Virtue, and the Reconstitution of Power and Authority in Early American Political Discourse. In: Quarterly Journal of Speech 79, 146–164.
Jasinski, James (1995): The Forms and Limits of Prudence in Henry Clay's (1850) Defense of the Compromise Measures. In: Quarterly Journal of Speech 81, 454–478.
Jasinski, James (2001a): The Status of Theory and Method in Rhetorical Criticism. In: Western Journal of Communication 65, 249–270.
Jasinski, James (2001b): Sourcebook on Rhetoric: Key Concepts in Contemporary Rhetorical Studies. Thousand Oaks, CA.
Johnson, Nan (1991): Nineteenth-Century Rhetoric in North America. Carbondale, IL.

Kuhn, Thomas Samuel (1962): The Structure of Scientific Revolutions. Chicago. (International Encyclopedia of Unified Science, 2/2).
Leff, Michael C. (1980): Interpretation and the Art of the Rhetorical Critic. In: Western Journal of Speech Communication 44, 337–349.
Leff, Michael C. (1986): Textual Criticism: The Legacy of G. P. Mohrmann. In: Quarterly Journal of Speech 72, 377–389.
Lessl, Thomas M. (1989): The Priestly Voice. In: Quarterly Journal of Speech 75, 183–197.
Lucas, Stephen E. (1989): Justifying America: The Declaration of Independence as a Rhetorical Document. In: Thomas W. Benson (ed.): American Rhetoric: Context and Criticism. Carbondale, IL, 67–130.
Lyne, John/Henry F. Howe (1986): Punctuated Equilibria: Rhetorical Dynamics of a Scientific Controversy. In: Quarterly Journal of Speech 72, 132–147.
Manolescu, Beth I. (1998): Style and Spectator Judgment in Fisher Ames's Jay Treaty Speech. In: Quarterly Journal of Speech 84, 62–79.
McCloskey, Deirdre (1985): The Rhetoric of Economics. In: Journal of Economic Literature 21/2, 482–517.
McGuire, Michael (1977): Mythic Rhetoric in Mein Kampf: A Structuralist Critique. In: Quarterly Journal of Speech 63, 1–13.
McKerrow, Raymie E. (1989): Critical Rhetoric: Theory and Praxis. In: Communication Monographs 56, 91–111.
Medhurst, Martin J. (1993): The academic study of public address: A tradition in transition. In: Martin Medhurst (ed.): Landmark Essays on American Public Address. Davis, CA, ix–xliii.
Miller, Keith D. (1992): Voice of Deliverance: The Language of Martin Luther King, Jr. and Its Sources. New York.
Mohrmann, G. P. (1980): Elegy in a Critical Graveyard. In: Western Journal of Speech Communication 44, 265–274.
Murphy, John M. (1997): Bill Clinton, Martin Luther King, Jr., and the Orchestration of Rhetorical Traditions. In: Quarterly Journal of Speech 83, 71–89.
Murphy, John M. (2003): "Our Mission and Our Moment": George W. Bush and September 11th. In: Rhetoric and Public Affairs 6/4, 607–632.
Murphy, John M. (2004): The Language of the Liberal Consensus: John F. Kennedy, Technical Reason, and the "New Economics" at Yale University. In: Quarterly Journal of Speech 90, 133–162.
Nothstine, William L./Carole Blair/Gary A. Copeland (eds.) (1994): Critical Questions: Invention, Creativity, and the Criticism of Discourse and Media. New York.
Olson, Gregory A. (1995): Mansfield and Vietnam: A Study in Rhetorical Adaptation. East Lansing, MI.
Olson, Kathryn M. (1995): The Role of Dissociation in Redeeming Knowledge Claims: Nineteenth-Century Shakers' Epistemological Resistance to Decline. In: Philosophy and Rhetoric 28, 45–68.
Olson, Kathryn M./Thomas G. Goodnight (1994): Entanglements of Consumption, Cruelty, Privacy, and Fashion: The Social Controversy over Fur. In: Quarterly Journal of Speech 80, 249–276.
Reid, Loren D. (1944): The Perils of Rhetorical Criticism. In: Quarterly Journal of Speech 30, 416–422.
Reyes, G. Mitchell (2004): The Rhetoric in Mathematics: Newton, Leibniz, the Calculus, and the Rhetorical Force of the Infinitesimal. In: Quarterly Journal of Speech 90, 163–188.
Roundtree, Clarke (2001): Instantiating "the Law" and Its Dissents in Korematsu V. United States: A Dramatistic Analysis of Judicial Discourse. In: Quarterly Journal of Speech 87, 1–24.
Schiappa, Edward (2003): Defining Reality: Definitions and the Politics of Meaning. Carbondale, IL.

Scott, Robert Lee (1967): On Viewing Rhetoric as Epistemic. In: Central States Speech Journal 18, 9–17.
Selby, Gary S. (2002): Mocking the Sacred: Frederick Douglass's "Slaveholder's Sermon" and the Antebellum Debate over Religion and Slavery. In: Quarterly Journal of Speech 88, 326–341.
Slagell, Amy (1991): Anatomy of a Masterpiece: A Close Textual Analysis of Abraham Lincoln's Second Inaugural Address. In: Communication Studies 42, 155–171.
Sloop, John M. (1996): The Cultural Prison: Discourse, Prisoners, and Punishment. Tuscaloosa, AL.
Smith, Craig R. (2005): Daniel Webster and the Oratory of Civil Religion. Columbia, MO.
Smith, Donald K. (1954): Origin and Development of Departments of Speech. In: Karl Wallace (ed.): History of Speech Education in America. New York, 447–470.
Smith, Ralph R./Russel R. Windes (2000): Progay/Antigay: The Rhetorical War over Sexuality. Thousand Oaks, CA.
Stahl, Roger (2002): Carving Up Free Exercise: Dissociation and "Religion" in Supreme Court Jurisprudence. In: Rhetoric and Public Affairs 5, 439–458.
Stephens, Gregory (1997): Frederick Douglass's Multiracial Abolitionism: "Antagonistic Cooperation" and "Redeemable Ideals" in the July 5 Speech. In: Communication Studies 48, 175–194.
Stewart, Charles J. (1997): The Evolution of a Revolution: Stokely Carmichael and the Rhetoric of Black Power. In: Quarterly Journal of Speech 83, 429–446.
Sullivan, Patricia A./Steven R. Goldzwig (1995): A Relational Approach to Moral Decision-Making: The majority Opinion in "Planned Parenthood v. Casey". In: Quarterly Journal of Speech 81, 167–190.
Taylor, Charles A. (1992): Of Audience, Expertise, and Authority: The Evolving Creationism Debate. In: Quarterly Journal of Speech 78, 277–295.
Taylor, Charles A. (1996): Defining Science: A Rhetoric of Demarcation. Madison, WI.
Terrill, Robert E. (2003): Irony, Silence, and Time: Frederick Douglass on the Fifth of July. In: Quarterly Journal of Speech 89, 216–234.
Terrill, Robert E. (2004): Malcolm X: Inventing Radical Judgment. East Lansing, MI.
Thonssen, Lester/Albert Craig Baird (1948): Speech Criticism: the Development of Standards for Rhetorical Appraisal. New York.
Troup, Calvin (1995): Cuomo at Notre Dame: Rhetoric without Religion. In: Communication Quarterly 43, 167–81.
Vajda, Zoltán (2001): John C. Calhoun's Republicanism Revisited. In: Rhetoric and Public Affairs 4, 433–457.
Wander, Philip C. (1976): The Rhetoric of Science. In: Western Speech Communication 40/4, 226–235.
Warnick, Barbara (1987): A Ricoeurian Approach to Rhetorical Criticism. In: Western Journal of Communication 51, 227–244.
Wichelns, Herbert A. (1925): The Literary Criticism of Oratory. In: Alexander Magnus Drummond (ed.): Studies in Rhetoric and Public Speaking in Honor of James Albert Winans. New York, 181–216.
Wilson, Kirt H. (2002): The Reconstruction Desegregation Debate: The Politics of Equality and the Rhetoric of Place, 1870–1875. East Lansing, MI.
Zagacki, Kenneth (1999): Spatial and Temporal Images in the Biodiversity Debate. In: Quarterly Journal of Speech 85, 417–435.
Zarefsky, David (1990): Lincoln, Douglas, and Slavery: In the Crucible of Public Debate. Chicago.

James Jasinski, University of Puget Sound (USA)

55. Rhetoric and modern literary theory

1. Introduction
2. Contesting the borders of rhetoric and literature
3. Figuration and the referential problem
4. Rhetoric's appropriation by deconstruction
5. Rhetoric's appropriation by narratology
6. Conclusion
7. Selected bibliography

Abstract

This article considers the status of rhetoric in modern theories of literature. After commenting on the ancient linkages between rhetoric, poetics, and literary criticism, and on the separation of these fields encouraged by the rise of Romantic literary aesthetics, the article assesses the view of rhetoric promoted by several prominent schools of twentieth century literary theory including semiotics, deconstruction, and narratology. It surveys efforts to define and distinguish between the literary work and the product of rhetorical art, as well as attempts to subsume literature under the aegis of rhetoric. It identifies and explores two key issues at stake in the intellectual trade between rhetoric and literary theory in the twentieth century – namely, traditional rhetoric's concern with referential value and its presumed neutrality vis-à-vis aesthetic value. These issues come to the fore in the one aspect of rhetoric that has captured the most attention of recent literary theorists: figuration. *The article presents enthusiastic as well as cautious or critical responses to the various efforts to recover rhetoric within literary studies.*

1. Introduction

Studies on the origins of literary theory and criticism commonly treat their subject as an off-shoot of classical rhetoric. There is considerable validity in this association. Beyond setting out precepts for the production of persuasive oratory, the Greco-Roman systems of rhetoric established a framework that could be applied in the critical analysis and appraisal of discourses of all kinds, including even poetry. This is most evident in the area of *style* (*lexis, elocutio*), a subject which had become a standard part of rhetorical treatises following Aristotle. The rhetoricians' classifications of *style types* and *stylistic virtues*, and their treatments of *figures*, *tropes*, *sentence composition*, and *euphony* were readily transposed from oratory to other prose genres and, with slight modifications, to verse. For Dionysius of Halicarnassus, Ps.-Longinus, and other canonical figures in the early history of literary criticism, rhetoric provided the technical vocabulary for analysis as well as bases for both pragmatic and aesthetic evaluation. The overlap between rhetoric and the study of literature in the pre-modern period is witnessed also in the rhetoricians' indiscriminate selection of texts used to serve instructional purposes. Greek and Roman rhetoric treatises, though ostensibly focused on the production of oratory, regu-

larly cite philosophical dialogues and historical works, as well as lyric, dramatic, and epic poets for models of effective (or defective) composition or argumentation.

Indeed, until relatively recently, any effort to separate rhetorical theory from literary theory would prove not only difficult but anachronistic as well. In contrast to rhetoric, which was recognized as a distinct discipline in Greece by the fourth-century BCE, the crucial concept of *'Literature'* is of fairly recent vintage, most often associated with the *belles lettres* tradition arising in seventeenth-century Europe and with the *Romantic poetics* of the early nineteenth century. As many scholars have pointed out, the classical period had no "exact equivalent of 'literature'" as understood in these traditions (Kennedy 1999, 127; cf. Whitmarsh 2004, 3–13). Aristotle treated mimetic verse genres under the rubric of poetic *(poiêtikê)*, but this rubric does not include many of the discursive forms (the novel, the expressive lyric, etc.) typically assigned to the modern category *Literature*. And though Aristotle, in writing separate treatises for the two subjects, might be understood to have split rhetoric from poetics, it is apparent that for more than two millennia subsequent thinkers made no hard distinctions between literary and non-literary "domains" of discourse (Fahnestock 2005, 219–223).

By the middle of the nineteenth century, however, the situation had changed dramatically. With the ascendence of *Romantic aesthetics* came the elaboration of arguments that made literature (especially lyric poetry) out as a special, and privileged, mode of discourse. This mode of discourse was now conceived as the ability of an individual subjectivity – viewed as endowed with exceptional expressive ability loosely labeled *talent* or *genius* – to convey intentions and convert them into effects. Where rhetoric used to offer a conceptual vocabulary and an analytic apparatus for studying the production of discourse, under the new (Romantic) understanding of literature, creative authority is ascribed to the individual mind and attempts to probe it are discouraged.

Thus, the ideals championed under Romanticism tended to drive a wedge between literature and rhetoric. Formal rhetoric came to be viewed as a taint to poetry, as it implied a valuing of technique over inspiration and the mechanical adherence to precepts over individual genius and genuine creativity. Poems, novels, or plays that were too obviously 'rhetorical' were now deemed defective as literature (see, e. g., Eagleton 1981, 106–107). Meanwhile, the study of rhetoric has frequently been described as having arrived at a low point during this period. It has for long been a commonplace in the scholarship on early modern rhetoric that a growing stress on the purely *ornamental* aspects of style and a dislocation of *elocutio* from the processes of invention contributed to both the denigration of stylistics and the atrophy of rhetoric as a discipline. In this account, an overemphasis on the production of increasingly complex classifications of figures and tropes was responsible for the decay of rhetoric and eventually its demise in the nineteenth century (Genette 1982; Todorov 1982, 84–110; cf. Barthes 1988, 15, 42–47; Ricoeur 1977, 9–13, 44–48; Richards 1936, 4–8).

This narrative wherein the birth of the modern concept of *Literature* corresponds temporally with the rejection and death of rhetoric has sometimes been accused of misconstruing the history of rhetoric and the meaning of the classical doctrine of stylistic *ornatus*. Nevertheless, the rise of Literature did influence major developments in humanities instruction in institutions of higher education, developments that did little to accommodate traditional rhetoric. By the end of the nineteenth century, the study of letters had found a home in new departments of modern languages. At the same time, rhetoric, where it survived at all, was moved to the periphery of the curriculum. The fact that

much post-romantic and modernist literary theory shared the romantic distaste for rhetoric undoubtedly contributed to this marginalization of the older subject.

But if the classical tradition of rhetoric was for a time neglected in literary studies, the second half of the twentieth century witnessed a tremendous resurgence of interest in the subject. Several of the most prominent contemporary literary theorists have been especially enthusiastic advocates of a return to rhetoric. One sign of this *rhetorical turn* is seen in the number of short histories or synopses of classical rhetoric produced by leading representatives of a diverse range of literary-theoretical perspectives (e. g., Barthes 1988; Eagleton 1981; Fish 1989; Todorov 1982, 60−110). Substantive engagement with the rhetorical tradition is shown in these and other figures' appropriation of concepts derived from classical rhetoric, concepts that have frequently been adapted to frame or legitimize novel research agendas. Others have turned to rhetoric in the effort to define the literary object itself, and in so doing have presented widely varying conceptions of both rhetoric and literature.

In this article, we track these recoveries and rapprochements, as well as instances of resistance, through a survey of the authors for whom rhetoric figures most prominently. Our survey will consider a range of theoretical perspectives or schools representing several distinct intellectual traditions. It will focus on an exploration of two key issues at stake in the intellectual trade between rhetoric and literary theory in the twentieth century − namely, traditional rhetoric's concern with *referential value* and its presumed neutrality vis-à-vis *aesthetic value*. These issues come to the fore in the one aspect of rhetoric that captures the most attention of literary theorists: *figuration*. The presumed lack of aesthetic concern in rhetorical theory and practice, which rests on a particular understanding of the Aristotelian heritage both in rhetoric and poetics, as well as on the nineteenth century rise of an ideology of aestheticism that favored literary expression as its main carrier, puts literary theory and rhetoric on opposite sides of the fence, and has made fruitful exchanges difficult. Communication between the two fields has required overcoming this barrier and a delicate negotiation of entrenched disciplinary assumptions. *Narratology*, a major subfield in literary theory, was undisturbed by this assumed aesthetic neutrality of rhetoric, and used rhetoric to advance its own scientific ambition to create a rigorous method for tracing the construction of narratives beyond aesthetic value or impact. The referential problem played a major role in the encounter between rhetoric and deconstruction − another of the major schools of thought in twentieth century literary theory − but the appropriations it afforded involved a reduction of rhetoric to only one of its historical canons, *style*.

2. Contesting the borders of rhetoric and literature

2.1. For much of the first half of the twentieth century, Anglo-American scholars of literature and of rhetoric, keen to define their respective objects of study, proposed to do so by drawing boundaries that kept the two spheres separated. In *Theory of Literature*, originally published in 1949, René Wellek and Austin Warren advanced a conception of literature that may be considered representative. Their account of "the nature of literature" pivots on three chief criteria. The first is *fictionality*; literature, for Wellek and Warren, is first and foremost "imaginative literature". The second criterion is *linguistic*;

literature is characterized, they write, by "the particular use made of language [...]. The main distinctions to be drawn are between the literary, the everyday, and the scientific uses of language" (Wellek/Warren 1956, 22). The third criterion relates to a work's "*aesthetic function*"; literature is distinguished by often subtle intrinsic effects worked on the reader's imagination. Although any discourse may produce aesthetic effects, "[i]t seems [...] best to consider as literature only works in which the aesthetic function is dominant" (Wellek/Warren 1956, 25). Although they acknowledge a degree of fluidity in these discriminations and recognize borderline cases, Wellek and Warren's account clearly places literature at odds with the public oratory that was of chief concern in traditional rhetoric. Oratorical discourse is neither fictional nor characterized by a special language, and further, it expressly aims not at subtle aesthetic effects but to influence an audience's beliefs or behaviors. In fact, Wellek and Warren remark, "[w]e reject as poetry or *label as mere rhetoric* everything which persuades us to a definite outward action" (Wellek/Warren 1956, 24, our emphasis). Wellek and Warren's theory of literature proved influential and comported well with the tenants of New Criticism, the method of scholarship which at the time was coming to dominate literary studies in the U. S. New Critics like Cleanth Brooks and Robert Penn Warren emphasized the autonomous and self-sufficient status of the work of literature and advocated close reading, a practice which, not coincidentally, tended to favor the formally bounded lyric poem. The New Critics' antipathy to rhetoric was of a piece with their rejection of extrinsic criteria of literary judgment.

2.2. Accounts of the relationship between literature and rhetoric similar to Wellek and Warren's were also advanced by scholars of rhetoric, including several prominent figures in the field of speech and rhetorical studies then emerging in the U. S. The contrast was crystallized in statements that opposed the instrumental aims and methods of rhetorical discourse to the expressive and aesthetic ones of literature or poetry: "The writer in pure literature has his eye on his subject [...]. [H]is task is expression; his form and style are organic with his subject. The writer of rhetorical discourse has his eye upon the audience and occasion; his task is persuasion; his form and style are organic with the occasion" (Hudson 1923, 177); "The one urges; the other represents. Though both appeal to imagination, the method of rhetoric is logical; the method of poetic, as well as its detail, is imaginative" (Baldwin 1924, 134); "[P]oetry always is free to fulfill its own law, but the writer of rhetorical discourse is, in a sense, perpetually in bondage to the occasion and the audience; and in that fact we find the line of cleavage between rhetoric and poetic" (Wichelns 1925, 213). Later, the "line of cleavage" was reasserted by Wilbur Samuel Howell who formulated the distinction as one between the "literature of symbol" (i. e., poetics) and the "literature of statement" (rhetoric). It is "confusing and unwise", Howell wrote, "to merge poetics with rhetoric, even though both must be accepted as arts of appeal, and both must make use of common underlying principles of style". An oration's elevated style or theme might make it eloquent, he continued, "but eloquence is not poetry" (Howell 1966, 390; 387).

2.3. Admittedly, not all scholars subscribed to this dominant view of the relationship between rhetoric and literature. An important early advocate for a blurring of the boundaries of the two spheres was the American critic and theorist, Kenneth Burke (Knape 2000). Like the New Critics, Burke opposed the biographical and impressionistic

criticism practiced at the beginning of the twentieth century. He parted ways with the New Critics, however, in his effort to recover, refurbish, or adapt principles of traditional rhetoric for the analysis and understanding of literature and literary effects. Burke's preoccupation with rhetoric can be discerned in his earliest book, *Counter-Statement*, in which he proposed a definition of form grounded not in the objective properties of the literary text, but in the experience of the reader. Form in literature, he wrote, "is an arousing and fulfillment of desires [...]. A work has form in so far as one part of it leads a reader to anticipate another part, and to be gratified by the sequence" (Burke 1953, 124). This psychological process model of literary effect could be understood, Burke suggested, as fundamentally rhetorical. Defining rhetoric as "[T]he use of language in such a way as to produce a desired impression upon the hearer or reader", Burke countered the then-contemporary distrust of rhetoric among literary critics and theorists in observing that, by this definition, "effective literature could be nothing else but rhetoric" (Burke 1953, 210).

In subsequent work, Burke's engagement with rhetoric would be complex and thoroughgoing. It reached a culmination in his *Rhetoric of Motives* in which Burke reviewed the core principles of traditional rhetoric and proposed to augment that tradition by expanding its purview. Central to this effort was a sustained reflection on the notion of *persuasion*, which Burke took to be the primary emphasis or 'key term' of the 'old' (classical) rhetoric. He noted that persuasion needs not always be directed toward action; "often", Burke wrote, "we could with more accuracy speak of persuasion 'to attitude'". Understood in this way, literature again falls under the province of rhetoric: "[T]he notion of persuasion to *attitude* would permit the application of rhetorical terms to purely *poetic* structures; the study of lyrical devices might be classed under the head of rhetoric, when these devices are considered for their power to induce or communicate states of mind to readers, even though the kinds of assent evoked have no overt, practical outcome" (Burke 1969, 50). In Burke's view, literary works act by means of inducement culminating in an audience or reader's assent. Accordingly, he frequently turned to literature to illustrate specific aspects of this process, for example, the capacity of discourse to produce "identification" and to elicit "collaboration". Burke offered *identification* as the key term of his "new" rhetoric, describing it as an effect of discourse whereby areas of common experience or shared affiliations are foregrounded so as to draw the reader or auditor into sympathy with the discourse or its author. At a local level, Burke interpreted certain formal symmetries or syntactic patterns as inviting a reader's collaboration with the form and his "surrender" to it (Burke 1969, 19–23; 55–59). In these and other respects, literature could not be separated from other forms of symbolic action; all were arts of appeal which, for Burke, could be treated under the rubric of rhetoric.

2.4. If Kenneth Burke's project aimed at overcoming the bifurcation of literature and rhetoric asserted in much early twentieth-century Anglo-American scholarship through an enlargement of traditional rhetorical theory, the issue remained a live one and was taken up subsequently by authors working in very different intellectual traditions. Among these, the French theorist Paul Ricoeur stands out, both for the subtlety of his account and for his acknowledgment of a conceptual split which much post-structuralist literary theory has tended to ignore or elide.

Ricoeur deems rhetoric the oldest in the classic trio of disciplines, along with poetics and hermeneutics, concerned with "the discursive usage of language". Seniority, how-

ever, is not in his view rhetoric's main distinguishing trait. Analyzing the characteristics of the ancient legacy in rhetoric, Ricoeur finds three enduring dimensions that uniquely define the intellectual domain of rhetoric. First, he considers rhetorical discourse bound to a set of *situations*, and correspondingly, to the audiences most likely to participate in such situations: "Aristotle defines three [situations of discourse] which regulate the three genres of the deliberative, the judicial, and the epideictic. Three locations are thus designated: the assembly, the tribunal, and commemorative gatherings" (Ricoeur 1997, 61). Although differentiated by situation as well as specific purpose – to make decisions concerning a future course of action, to establish guilt or innocence, and to impart blame or praise – the three rhetorical genres share, in Ricoeur's view, an epistemic concern. They all involve making one judgment prevail over others, and "in each of these situations, a controversy calls forth the cutting edge of decision. One can speak in a broad sense of litigation or of a trial even in the epideictic genre" (Ricoeur 1997, 61).

With controversy singled out as the epistemic fulcrum of all rhetorical discourse, the second distinctive feature follows as a natural correlate: rhetoric operates through *argumentation*, a mode of demonstration "situated halfway between the constraint of the necessary and the arbitrariness of contingency" (Ricoeur 1997, 61). Third, what keeps rhetoric distinct from communication in general is its *orientation to the audience*. In Ricoeur's view, persuasion is possible only when the communication focuses on the audience. The rhetor's golden rule, by his account, is to ground arguments in conventional ideas shared with the audience and hence safe from becoming a potential source of controversy themselves. To argue persuasively, then, is to transfer "the agreement granted to premises onto conclusions" (Ricoeur 1997, 62) in specific situations and for a specific audience. Without the initial agreement (real or presumed) the entire process is rendered moot, as rhetoric's very condition of existence no longer applies.

For all the differences separating rhetoric and poetics, Ricoeur admitted that the two also share an important component. Both "intersect in the region of what is probable" (Ricoeur 1997, 64). But, he argues, while the poetic act seeks verisimilitude by imitating life in art through the invention of plots and characters, rhetoric manages actual life with its concrete problems, through the elaboration of arguments that shape opinions. Ricoeur contrasts persuasion to *catharsis*, the goal of Aristotelian poetics, as the latter "consists in the imaginative reconstruction of the two basic emotions by which we participate in any great deed: fear and pity" (Ricoeur 1997, 66). Through an emotional participation in the plot, audiences gain access into an imaginary world and perceive the actions of fictive beings as relevant to their own experience. "Conversion of the *imaginary* is the central element of poetics", insists Ricoeur (Ricoeur 1997, 66). And because it centers on what is imagined, "poetics stirs up the sedimented universe of conventional ideas which are the premises of rhetorical argumentation" (Ricoeur 1997, 66). According to this definition, the poetic act seeks to expand, challenge, or even explode the very basis of agreement on premises without which the rhetorical act cannot exist. Unlike poetics, which appeals to the imagination of audiences, rhetoric actually avoids it, centering instead on common beliefs, widely accepted and unquestioned.

A conception such as Ricoeur's – as we have seen, not an isolated one – emphasizes three dimensions of rhetoric which position it in a distinct intellectual domain from poetics or literature: the *conventional*, rather than creative, nature of the rhetorical act, and the *aesthetic neutrality* of rhetoric vis-à-vis the deep concern with aesthetics in poetics; rhetoric's *situatedness*, rather than abstract universality, and therefore its grounding

in real social and political conjuncture; and rhetoric's dependence on an audience expected to consider in response a particular course of action for which a solid grasp of reality matters, rather than engage in an act of aesthetic contemplation. Methodologically, the consequence of such characteristics is that they situate oratory in opposition to literature, and make rhetorical theory appear incompatible with literary theory.

3. Figuration and the referential problem

3.1. In his account of the relationship between rhetoric and poetics, Ricoeur attends to the full system of classical rhetoric following from Aristotle, one in which compositional processes (style and arrangement) were coupled with the invention of arguments that would have some force for the specific audience to which they were addressed. Other continental thinkers took their bearings from later rhetorics produced in post-Enlightenment France including, notably, the treatises of César Dumarsais and Pierre Fontanier. These works were distinguished by an exclusive focus on the description of *figures*, a subject which had constituted but one aspect of the ancient rhetorical treatments of style. Though sometimes characterized as the historical culmination of a long process of rhetoric's reduction or "generalized restriction" (Genette 1982, 104; cf. Abbott 2006), in the later twentieth century such works also inspired a renewed appreciation of rhetoric − or, more precisely, of a certain understanding of rhetoric − in the work of several literary semioticians and post-structuralist literary critics.

Paradoxically, though, the reduction of rhetoric to the study of figures would initially threaten to alienate it from the interests of literary theory. As Hayden White explains, rhetorical and literary understandings of figuration do not necessarily overlap. Using the work of I. A. Richards as a case in point, White insists upon the difference between a pre-modernist rhetorical conception of figuration that assumes and is indeed grounded in a distinction between figurative and literal language, and a modernist literary view of figuration that presumes the "figurativeness of all discursive practices" (White 1997, 29) and contests the very opposition on which the other one rests. The pre-modernist conception has persisted in rhetoric beyond a particular historical period (see 4.4.), and therefore modernist literary theory welcomed the return of a rhetoric rhetoricians themselves did not espouse. At the center of this paradox lies the problem of *referentiality* in relation to *figurative discourse*.

3.2. According to Aristotle, rhetorical figures function as a special or motivated representation of reality; they create particularly vivid images that leave a lasting impression on the audience, but do so primarily by eliciting a recognition of relations or resemblances asserted in the figure. Aristotle describes this process in cognitive terms, as an audience's acquisition of "understanding" or "quick learning" (Arist. *Rhet.* 3.2, 3.10−11). Figures like *metaphor* or *analogy*, on this account, have a distinct and important referential value: they render certain aspects of reality more accessible to particular audiences in specific situations.

The shift from the Greek tradition to the Roman one was marked by several transformations, and according to some commentators, one important change concerned precisely the referential status of figures. Tzvetan Todorov has argued that an eventual

privileging of *elocutio* (style) over *invention* in the Roman tradition led to a diminished significance of "ideas" in rhetorical discourse, and an increased emphasis on "form". From that point on, Todorov maintains, rhetoric "deals with form: 'ideas' [...] now assume the external and dominating function of 'ends'" (Todorov 1982, 67). For Todorov, this new, form-centered eloquence, makes rhetoric and literature overlap: "the new object of rhetoric coincides with literature" (Todorov 1982, 67; cf. Barthes 1988, 26−27). Yet the shift toward a conception of figures that emphasizes their aesthetic value (form) over a referential (ideas) one was not complete in the Roman tradition. Todorov also acknowledges the persistent distinction, especially as envisioned by Quintilian, between figures that "serve mainly to reveal thought and things, and those that are there to be appreciated for themselves" (Todorov 1982, 72). The co-existence of such different conceptions of figuration creates a tension within rhetorical theories, and is responsible for occasional conceptual inconsistencies and contradictions. Insofar as rhetoric continues to be seen as a domain of practical discourse, primarily intended to inform or persuade, figures continue to be associated with *res* (Eng. "things"). At the same time, the new concept of eloquence and its highly aesthetic emphasis in effect gives birth to a way of practicing rhetoric that is more emphatically directed to *verba* (Eng. "words"). This unreconciled dichotomy between *res* and *verba* places rhetoric in an awkward position: as Todorov puts it, "the rhetorician does not change his trade, but practices it henceforth with a guilty conscience" (Todorov 1982, 72−73). While the persuasive goal of rhetorical discourse continues to be recognized as important, the techniques that should have been designed with the task of achieving it often have a different, sometimes unstated objective: to delight rather than inform, and to draw attention to language itself rather than to the reality conveyed through language.

3.3. Aspects of this unresolved tension were explored and exploited in several major works in literary studies published in the 1960s, each of which turned to rhetoric specifically in order to propose a theory of figuration. Commenting on the publication of works like the *Rhétorique générale*, a collective project organized by the Liege-based Groupe μ, Gérard Genette argued that they mark the passage from "classical rhetoric to a modern neo-rhetoric", a passage he further describes as a "tropological reduction" (Genette 1982, 104; 105). The modern idea of rhetoric, for Genette, is constituted by the assumption that figurative discourse can be classified exhaustively into a list of *tropes*. The tropological reduction created by the emergence of modern rhetoric collapses any distinction between figures and tropes, while also conflating figurative discourse aiming at aesthetic effect with figurative discourse having a referential purpose.

By insisting upon the theoretical distinction between figure and trope − one syntactic in nature, the other semantic − and objecting to their conflation, Genette sought to preserve, conceptually, the separation of the *aesthetic* and *referential* dimensions of figuration. A rhetoric reduced to tropes is, for him, one that tends to favor metaphor as the "trope of tropes" and "figure of figures" (Genette 1982, 113), and thus reveals a particular understanding of discourse, one oriented toward aesthetic effects and predicated on the "essential metaphoricity of poetic language and of language in general" (Genette 1982, 118). Genette offers an account of the advent of this conception of language, and rejects its application to rhetoric. In his view, a theory of figuration that situates metaphor at its center is an indirect consequence of, indeed rebellion against, the structuralist conception of the linguistic sign, as conceptualized by Ferdinand de Saussure, and par-

ticularly of the principle of the *arbitrariness* of the sign (Genette 1982, 120). Genette contrasts a *folk understanding* ("indigenous theory") of poetic language, which believes in a fundamental resemblance or affinity between words and things, to the *structuralist conception* that stresses the autonomy of language from reality and its conventional nature (Genette 1982, 120). The "indigenous theory" of language accords figures and tropes significant referential value: apt metaphors, for instance, could be seen as revealing subtle, otherwise unnoticed, aspects of reality. A return to such a conception, triggered by the revival of rhetoric in literary theories of figuration, constitutes for Genette a "return to magic" (Genette 1982, 121), that is, to a worldview that actually privileges figuration over plain speech as a way of providing insight into reality. Thus, the aesthetic dimension of figuration and its referential value are collapsed and confused − the very transformation to which Genette objects, because he sees it as a diminution of rhetoric's legitimate purview.

4. Rhetoric's appropriation by deconstruction

4.1. Objections such as Genette's, or other cautionary statements concerning the potential consequences of rhetoric's reattachment to literary studies, did little to slow the trend. A particularly enthusiastic response to rhetoric came in the 1970s from *deconstruction*, then a newly emerging subfield of literary studies that sought to modify the referentiality/aesthetic value dichotomy for its own epistemological and critical-methodological purposes. Deconstruction was centrally founded on a conception of language proposed by Jacques Derrida − who also coined the term − that stressed the instability of meaning and rejected referentiality as a viable philosophical problem. The deconstructive method of criticism characteristically proceeds from the identification of paradoxes and inconsistencies within a text, not in order to explain them, but rather to draw attention to them as a way of emphasizing the playfulness of language, the evasiveness of meaning, and the illusory nature of simple, binary oppositions. Among the main deconstructionist critics, Paul de Man (Knape 2000) and J. Hillis Miller in particular made explicit and sustained attempts to enlist rhetoric's aid in formulating their own method of literary analysis.

4.2. Deconstructionists turned to rhetoric in order to promote a generalized theory of figuration − one that does not acknowledge the separation between literal and figurative language − and to oppose what they perceived as a troubling tendency in literary criticism at the time, the focus on the social and political significance of literary texts or literature's external value. According to de Man, literary theory in the 1970s was caught in a methodological dilemma, forced to choose between a *realist approach* (a rubric that includes, for him, historicism and Marxism) that saw the value of literature as predicated on its reflection of reality, and the *formalist approach* that privileged the *text itself* and advocated interpretations solely concerned with the aesthetic dimension of literary expression. By describing this dilemma as the opposition between the inside and the outside of literature, de Man, in fact, performed a move that is characteristic of his criticism in general: establishing a dichotomy in order to prove it invalid. How did rhetoric aid in this enterprise?

De Man's conception of rhetoric was filtered through two principal sources. It was in part derived from his reading of certain early works of Friedrich Nietzsche, including lecture notes prepared for a course on ancient rhetoric Nietzsche offered at Basel in 1872 and 1874 and the essay contemporary with this course, *On Truth and Lying in a Nonmoral Sense* (see Gilman/Blair/Parent 1989, ix−xxv; Nietzsche 1989, 246−257). The appeal of these works lay in their radical statements regarding figuration and the nature of language. In accounts of style found in the canonical classical sources, figures and tropes are commonly defined as *deviations* from the ordinary mode of expression or *substitutions* of the unusual word for the usual. Typically, the use of figurative language and metaphor is recommended for enhancing the appeal of a discourse − that is, deviations are commended for being persuasive or otherwise efficacious. Nietzsche's view, as expressed in works that followed his early study of the ancient lore, far outruns the classical sources. The figure or trope is not a deviation, he asserts, but rather the very essence of language: "What is usually called language is actually all figuration [...] [L]anguage itself", he contends, is the "result of purely rhetorical arts" (Nietzsche 1989, 25, 21). Through a reading of Nietzsche, de Man is encouraged to advance two somewhat controversial positions. First, on de Man's reading, Nietzsche authorizes a rigorous focus on figuration to the neglect of other aspects of classical rhetoric. Nietzsche directs us away from rhetoric qua techniques of argumentation or persuasion, "by making these dependent on a previous theory of figures of speech or tropes [...] Nietzsche contemptuously dismisses the popular meaning of rhetoric as eloquence and concentrates instead on the complex and philosophically challenging epistemology of the tropes" (de Man 1979, 105; 130). For de Man, then, the study of persuasion is the "derived sense of rhetoric", while the primary one is the "study of tropes and of figures" (de Man 1979, 6).

Secondly, de Man applies Nietzsche's idea of figuration (or 'rhetoric') as the inescapable condition of language specifically to literary language. Literature flaunts the "rhetorical, figural potentiality of language" (de Man 1979, 10); elsewhere, de Man asserts a literary text will be one that "implicitly or explicitly signifies its own rhetorical mode and prefigures its own misunderstanding as the correlative of its rhetorical nature; that is, of its 'rhetoricity'" (de Man 1983, 136).

The second major influence on de Man's conception of rhetoric was French *semiology*, and particularly the works of Roland Barthes, A. J. Greimas, and Tzvetan Todorov, from which he borrowed the idea that *rhetoric* and *grammar* can function "in perfect continuity" (de Man 1979, 6). Arguing against a long intellectual and institutional tradition that saw rhetoric and grammar as separate domains, de Man preferred to fuse them by way of advocating a rhetorical theory focused on patterns and effective arrangements, rather than content and meaning. French semiology was a particularly advantageous perspective from which he could approach rhetoric, insofar as this still relatively new (at the time) school of thought insisted upon the split between the linguistic sign and its referent, thus rendering the original inside/outside binary untenable. By aligning rhetoric with grammar, de Man was hoping to achieve a discursive model and a method of text criticism that would make it impossible to distinguish literal from figurative meaning. Grammatical rules determine, in his view, whether a particular sentence is well-formed, but they cannot establish the meaning of that sentence. Conceived as a series of discursive regularities and patterns that could be deemed well-formed within a theory of figuration, but would otherwise provide no definitive justification for deciding that the text in which they appear has a particular meaning, rhetoric loses its referential value altogether.

In de Man's terms, "rhetoric radically suspends logic and opens up vertiginous possibilities of referential aberration" (de Man 1979, 10). To support his argument, de Man treats examples from William Butler Yeats and Marcel Proust, but also a non-literary illustration involving a popular U. S. television character who, when asked by his wife whether he wants his shoes laced over or under, responds with the rhetorical question *What's the difference?* (de Man 1979, 9). For de Man, the pattern of this question engenders two radically different meanings, impossible to differentiate in a reliable, a priori manner: the *literal meaning*, which seeks an actual answer to the question, is denied by the *figurative meaning*, which makes an answer unnecessary. Promoting the rhetorical question to the status of paradigmatic rhetorical device, de Man generalizes from this example, arguing that discourse, but especially literary discourse, always involves such aporias between literal and figurative meanings because the distinction itself is suspect.

4.3. J. Hillis Miller, a colleague and disciple of de Man's, has espoused a similar conception of rhetoric, focusing solely on figures and ignoring persuasion. He, too, initially turned to rhetoric in order to advance a particular disciplinary agenda: specifically, he drew on rhetoric to attack Marxism − with its emphasis on the external conditions for the production of discourse − and to propose a reconciliation between composition programs, which were emerging in English departments in the 1980s, and the more traditional field of literary studies. Miller shares de Man's attitude toward the problem of referentiality, disavowing any possibility that language might be used to afford insights into an independently existing reality. A rhetorical approach, as he conceives it, was designed to dispel precisely the illusion of referentiality, a necessary operation especially for composition scholars. By recommending rhetoric as a theoretical framework in composition, Miller has provided a strong incentive for the field to move beyond the "mirage of straightforward referential language" (Miller 1991, 206). He reminds composition scholars and literary theorists that "all language, even language that seems purely referential or conceptual, is figurative language, and an exploration of the consequences of that view for the interpretation of literature represents [...] one of the major frontiers of literary study" (Miller 1991, 206).

4.4. The deconstructionists' critical assumptions and method met considerable resistance in literary studies (see, e. g., Wellek 1990) and their appropriation of rhetoric did not sit well with some specialists in that field. Brian Vickers has been particularly emphatic in rejecting the deconstructionist project as a violation of the very basic premises upon which rhetorical theory was founded (Vickers 1989, 453−469; Vickers 1995). Vickers is especially troubled by the Derridean assumption espoused by American deconstruction, that meaning is indeterminate. "If language could not be reliably understood", he argues, "whether instantly (as in the great majority of communication acts), or after further reflection (as when reading poetry or philosophy of considerable density), then there would be no point in developing powers of eloquence or argument" (Vickers 1995, 298). In deconstruction's rendition of rhetoric, Vickers sees not only disturbing reductions − such as de Man's dismissal of "the rhetoric of persuasion" in favor of the narrowly constricted "rhetoric of trope" − but also factual errors − such as the forced alignment of rhetoric and grammar, disciplines with different historical and intellectual paths (Vickers 1995, 301). The most troubling consequence of the deconstructionists' approach to rhetoric, for Vickers, pertains to the task at the very center of the deconstructive project:

the elimination of the referential problem. Insisting upon a view of rhetoric that recognizes that reality and language are separate, and that the latter allows access to the former, Vickers implicitly promotes a pre-modernist conception of rhetoric, fundamentally predicated on the centrality of referential value and thus incompatible with the intellectual project of deconstruction. In his terms, "deny language the ability to refer to the world, and rhetoric becomes pointless" (Vickers 1995, 308).

Literary scholars have similarly worried that the exercise of deconstructionist analysis renders the object analyzed – that is, literature – pointless. Deconstruction has often been accused of an apolitical, and potentially politically irresponsible, stance. Ironically, it has been suggested that a corrective may be found in a new appreciation of literature-as-rhetoric, but where rhetoric is understood not as tropology but in its fuller classical sense. Such is the view of Terry Eagleton, who invoked the classical conception of rhetoric as the centerpiece of a call for an engaged "political literary criticism" (Eagleton 1981, 101–102; 1983, 205–207). This mode of criticism would consider the conditions of literature's production and circulation, as well as its effects in reception. Rhetoric provides the precedent for such a project, Eagleton maintained, for rhetoric's "horizon was nothing less than the field of discursive practices in society as a whole, and its particular interest lay in grasping such practices as forms of power and performance. [...] It saw speaking and writing not merely as textual objects, to be aesthetically contemplated or endlessly deconstructed, but as forms of activity inseparable from the wider social relations between writers and readers, orators and audiences and as largely unintelligible outside the social purposes and conditions in which they were embedded" (Eagleton 1983, 205–206). Eagleton's proposal seeks to direct attention to literature's cultural salience and participation in relations of power – this in contrast to the deconstructionist analysis of the text's figurative workings, which would ignore or neutralize such factors – and this, in turn, requires that attention be paid to factors outside the text. Rhetoric, Eagleton observes, has always done this.

5. Rhetoric's appropriation by narratology

5.1. Deconstruction was not the only school of literary thought that took an interest in rhetoric and tried to incorporate its main concepts and principles. Narratology, a field that emerged in the 1960s in France (in the work of scholars like Tzvetan Todorov, Gérard Genette, Claude Bremond, A. J. Greimas, and Roland Barthes) and was dedicated to the scientific study of narratives, found an odd ally in rhetoric for justifying its conceptual distinctions. The alliance was peculiar because narratologists commonly misused rhetorical concepts, modified them to suit their own purposes, or ignored their debt to rhetoric when the influence was apparent and significant. The influence of rhetoric on narratology was indirect, filtered through the work of nineteenth century German poetics and through Russian formalism – two fields that played a major role in the creation of a morphological model used in the study of narrative. Morphology, as Lubomír Doležel explains, "is a theory of the formation of complex structures from individual parts" (Doležel 1990, 56). German scholars like Wilhelm Dibelius, Otmar Schissel, and Bernard Seuffert found the rhetorical notions of *disposition* and *composition* useful for explaining the emergence of narrative structures from individual components, espe-

cially with respect to the creation of plots as patterns of action, and of characters. However, as Doležel notes, German scholars also modified the original rhetorical meaning of the notions of disposition and composition. Classical rhetoric defined disposition as the arrangement of thoughts in invention, and composition as the structuring of a sentence. "In German narratology", Doležel explains, "the meaning of 'disposition' was narrowed and that of 'composition' broadened so that they were made to form a complementary pair: 'disposition' is 'the logical arrangement', 'composition', 'the artistic arrangement' of narrative material" (Doležel 1990, 128).

The role accorded to composition and disposition by German poetics was tied up with the assumption that rhetorical concepts primarily referred to questions of form. Not unlike deconstructionists, nineteenth century German scholars understood rhetoric as merely the study of artistic devices. They contrasted form to content, and though they recognized the importance of form as a feature of literary narratives, they insisted that it was "aesthetically irrelevant" (Doležel 1990, 127). The reduction of rhetoric to form is consistent with the traditional opposition between rhetoric and poetics, as explained by Paul Ricoeur. Because poetic deems the content of a literary text as the source of aesthetic value, once reduced to form rhetoric is once again rendered aesthetically neutral. By now, however, the association of rhetoric with form is no longer a compromising one, because the study of narratives inaugurated by German scholars and continued later by Russian formalists and twentieth century narratologists privileges form as a way of understanding the emergence of narrative structures.

5.2. The interest in rhetorical form is responsible for what later emerged, in narratology, as one of the conceptual distinctions on which the field rests: that between *fabula* and *sujet* (the terms were coined by Russian formalists, but have continued to be employed by subsequent scholars). The emphasis on form in narratology was consistent with the field's aspiration to produce a scientific study of narratives, one that could explain how stories are generated, and would produce an inventory of techniques and building blocks that could systematically be identified in the production of any story. *Patterns of action* and *characters*, as essential components of a story, were key concepts in the taxonomy narratologists sought to develop. As Doležel explains, "classical rhetoric already knew about a basic compositional patterning of the action, the so-called *'narratio more Homerico*', in which the 'natural', chronological order of narrated events is 'artificially' transformed in such a way that the story does not start 'at the beginning', but '*in media res*'" (Doležel 1990, 129). This differentiation between real occurrences and their chronological order, and their transformation into and retelling as narrative events that follow an artistic, artificially created, order became a key principle in narratology. The terms assigned to capture the distinction, *fabula* referring to the first category and *sujet* to the second, capitalize on the importance of form and construction as structures of meaning and as ways of imposing coherence and significance on the raw material of life.

5.3. While intellectually substantial, the influence of rhetoric on narrative theory remained largely unacknowledged. Doležel points out that standard scholarship on the history of German poetics commonly ignores its rhetorical roots, while the major Russian formalists, Viktor Shklovski and Boris Eichenbaum, revealed no awareness of or interest in rhetoric (Doležel 1990, 135). In twentieth century narratology, however, this intellectual lineage is not only explicitly signaled, but also invoked as a form of methodo-

logical innovation. Wayne Booth, for example, one of the major American contributors to the theory of narrative, titled his most important study in the field *The Rhetoric of Fiction*. Years after the first publication of the volume, Booth confessed that he chose the term "rhetoric" because he wanted to take advantage of a word that had become, by 1961, fashionable. But the book also offers a more substantial justification for such a taxonomic decision.

Booth, too, turned to rhetoric – which he saw as a set of artistic techniques and devices – in order to explain the way in which narrators elaborate particular constructions of the plot by arranging events strategically. His chief concern was to problematize, and eventually reverse, the order of importance in the distinction proposed by American literary critic Percy Lubbock between *showing* and *telling* as main components of the narrative act. For Lubbock, showing (dramatizing the plot and creating scenes) was the more important aspect of a narrative, taking precedence over telling (describing events). In response, Booth maintained that the two components were not separable, and argued that indeed the one considered more important, showing, was a consequence of the other, telling (cf. Herman 2005, 27). In trying to invert the order of importance between showing and telling, Booth argued that narrative constructions and the types of plot and characters on which they relied depended heavily on the rhetoric of the narrator. His *Rhetoric of Fiction* proposed a typology of narrative commentary in canonical novels and short stories, and even though Booth does not rely on specific rhetorical concepts in this endeavor, his insistence on the rhetorical – in the sense of a deliberately chosen set of strategies – nature of the narrative act marked an important moment in the development of narratology.

6. Conclusion

Rhetoric has assumed a prominent place in modern theories of literature. It has served as an anchoring concept in definitions of literature and descriptions of literary language, and has provided resources useful to both formalist and contextual critical methods. It has fascinated authors working in very different traditions and, thus, a comparison of different literary theorists' 'turns' to rhetoric proves to be a productive way to track trends and developments in twentieth century intellectual history more broadly.

But the encounter between rhetoric and literary theory in the twentieth century is, in part, the stuff of a cautionary tale. The contemporary study of rhetoric – whether historical, theoretical, or critical in emphasis – has indeed a lot to gain from its appropriation by literary theory, which is in many ways more firmly established in the modern academy. But to date rhetoric's rapprochement with literary studies has come at a cost: though rhetoric is often evoked as a support to new theoretical paradigms, the term has been used in a remarkable number of different senses, some of them hardly compatible with one another or with the rich classical conception of the art. The centrality of the referential problem, and traditional rhetoric's commitment to it, is one of the most sizeable difficulties in a genuine alignment between the fields. While literary theory has become increasingly influenced by a poststructuralist philosophy of language that insists upon the illusory nature of the referent, rhetoric remains, at least in part, pre-modern in its assumptions, continuing to strive for an improvement of its grasp of political and social reality.

7. Selected bibliography

Abbott, Don P. (2006): Splendor and Misery: Semiotics and the End of Rhetoric. In: Rhetorica 24, 303–323.

Altieri, Charles (2004): Rhetoric and Poetics: How to Use the Inevitable Return of the Repressed. In: Walter Jost/Wendy Olmsted (eds.): A Companion to Rhetoric and Rhetorical Criticism. Oxford, 473–493 (Blackwell Companions to Literature and Culture, 22).

Baldwin, Charles S. (1924): Ancient Rhetoric and Poetic. New York.

Barthes, Roland (1988): The Old Rhetoric: An Aide-Memoire ([1]1970). In: Roland Barthes: The Semiotic Challenge. Transl. by Richard Howard. New York, 11–93.

Bender, David/John Wellbery (1990): Rhetoricality: On the Modernist Return of Rhetoric. In: David Bender/John Wellbery (eds.): The Ends of Rhetoric: History, Theory, Practice. Stanford, 3–39.

Booth, Wayne C. (1983): The Rhetoric of Fiction. 2nd ed. Chicago ([1]1961).

Burke, Kenneth (1953): Counter-Statement. 2nd ed. Berkeley ([1]1931).

Burke, Kenneth (1966): Rhetoric and Poetics. In: Kenneth Burke: Language as Symbolic Action. Essays on Life, Literature, and Method. Berkeley, 294–307.

Burke, Kenneth (1969): A Rhetoric of Motives. Berkeley ([1]1950).

Curtius, Ernst R. (1953): European Literature and the Latin Middle Ages. Transl. by Willard R. Trask. New York [Dt.: Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter. Bern 1948].

De Man, Paul (1979): Allegories of Reading: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke and Proust. New Haven.

De Man, Paul (1983): Blindness and Insight: Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism. 2nd rev. ed. Minneapolis ([1]1971).

Derrida, Jacques (1967): De la Grammatologie. Paris.

Doležel, Lubomír (1990): Occidental Poetics: Tradition and Progress. Lincoln/London.

Eagleton, Terry (1981): A Small History of Rhetoric. In: Terry Eagleton: Walter Benjamin or Towards a Revolutionary Criticism. London, 101–113.

Eagleton, Terry (1983): Literary Theory: An Introduction. Minneapolis.

Fahnestock, Jeanne (2005): Rhetorical Stylistics. In: Language and Literature 14, 215–230.

Fish, Stanley (1989): Rhetoric. In: Stanley Fish: Doing What Comes Naturally: Change, Rhetoric and the Practice of Theory in Literary and Legal Studies. Durham et al., 471–502.

Genette, Gérard (1982): Figures of Literary Discourse. Transl. by Alan Sheridan. New York.

Gilman, Sander/Carole Blair/David Parent (1989): Introduction. In: Friedrich Nietzsche (1989), ix–xxvii.

Dubois, Jacques et al. (Groupe μ) (1970): Rhétorique générale. Paris.

Herman, David (2005): Histories of Narrative Theory (I): A Genealogy of Early Developments. In: James Phelan/Peter J. Rabinowitz (eds.): A Companion to Narrative Theory. Malden, 19–35.

Howell, Wilbur S. (1966): Rhetoric and Poetics: A Plea for the Recognition of the Two Literatures. In: Luitpold Wallach (ed.): The Classical Tradition: Literary and Historical Studies in Honor of Harry Caplan. Ithaca, 374–390.

Hudson, Hoyt (1923): The Field of Rhetoric. In: Quarterly Journal of Speech Education 9, 167–180.

Kennedy, George A. (1999): Classical Rhetoric in Its Christian and Secular Tradition from Ancient to Modern Times. 2nd ed., rev. and enl. Chapel Hill ([1]1980).

Knape, Joachim (2000): New Rhetoric und Rhetorik der Dekonstruktion. Von Kenneth Burke zu Paul de Man. In: Resonanzen. Festschrift für Hans Joachim Kreutzer. Hrsg. v. S. Doering/W. Maierhofer/P. Ph. Riedl. Wüerzburg, 483–497.

Miller, J. Hillis (1991): Theory Now and Then. Durham.

Nietzsche, Friedrich (1989): Friedrich Nietzsche on Rhetoric and Language. Ed. and transl., with a critical introduction by Sander Gilman, Carole Blair and David Parent. Oxford.

Richards, I. A. (1936): The Philosophy of Rhetoric. New York.
Ricoeur, Paul (1977): The Rule of Metaphor ([1]1975). Transl. by Robert Czerny. Toronto.
Ricoeur, Paul (1997): Rhetoric − Poetics − Hermeneutics. Transl. by Robert Harvey. In: Michael J. Hyde/Walter Jost (eds.): Rhetoric and Hermeneutics in Our Time: A Reader. New Haven, 60−72.
Ritivoi, Andreea D. (2006): Paul Ricoeur: Tradition and Innovation in Rhetorical Theory. Albany.
Todorov, Tzvetan (1982): Theories of the Symbol ([1]1977). Transl. by Catherine Porter. Ithaca.
Vickers, Brian (1989): In Defence of Rhetoric. Oxford.
Vickers, Brian (1995): Deconstruction's Designs on Rhetoric. In: Winifred B. Horner/Michael Leff (eds.): Rhetoric and Pedagogy. Its History, Philosophy, and Practice. Essays in Honor of James J. Murphy. Mahwah, 295−315.
Wellek, René (1990): The New Nihilism in Literary Studies. In: François Jost/Melvin J. Friedman (eds.): Aesthetics and the Literature of Ideas: Essays in Honor of A. Owen Aldridge. Newark/London, 77−85.
Wellek, René/Austin Warren (1956): Theory of Literature. 3rd ed. New York ([1]1949).
White, Hayden (1997): The Suppression of Rhetoric in the Nineteenth Century. In: Brenda Deen Schildgen (ed.): The Rhetoric Canon. Detroit, 21−32.
Whitmarsh, Tim (2004): Ancient Greek Literature. Cambridge.
Wichelns, Herbert (1925): The Literary Criticism of Oratory. In: Alexander M. Drummond (ed.): Studies in Rhetoric and Public Speaking in Honor of James A. Winans. New York, 181−216.

Andreea Deciu Ritivoi, Pittsburgh, PA (USA)
Richard Graff, Minneapolis, MN (USA)

56. Rhetoric in cultural studies

1. Introduction
2. A semiotic modernization of rhetoric
3. Style as a signifying practice
4. Articulations
5. Cultural policy
6. Conclusion: A future
7. Selected bibliography

Abstract

This article provides a historical assessment of rhetoric as a key term in cultural studies. In contrast to those who identify the methods applied by cultural studies as rhetorical, because of the interest of cultural studies in the problems of signification and representation, this chapter argues that idea of rhetoric in cultural studies is more contingent than necessary. However, to ensure that rhetoric remains important to cultural studies, it is argued that rhetoric be approached as a technique in the contextual articulation and disarticulation of government to everyday life.

Richards, I. A. (1936): The Philosophy of Rhetoric. New York.
Ricoeur, Paul (1977): The Rule of Metaphor ([1]1975). Transl. by Robert Czerny. Toronto.
Ricoeur, Paul (1997): Rhetoric − Poetics − Hermeneutics. Transl. by Robert Harvey. In: Michael J. Hyde/Walter Jost (eds.): Rhetoric and Hermeneutics in Our Time: A Reader. New Haven, 60−72.
Ritivoi, Andreea D. (2006): Paul Ricoeur: Tradition and Innovation in Rhetorical Theory. Albany.
Todorov, Tzvetan (1982): Theories of the Symbol ([1]1977). Transl. by Catherine Porter. Ithaca.
Vickers, Brian (1989): In Defence of Rhetoric. Oxford.
Vickers, Brian (1995): Deconstruction's Designs on Rhetoric. In: Winifred B. Horner/Michael Leff (eds.): Rhetoric and Pedagogy. Its History, Philosophy, and Practice. Essays in Honor of James J. Murphy. Mahwah, 295−315.
Wellek, René (1990): The New Nihilism in Literary Studies. In: François Jost/Melvin J. Friedman (eds.): Aesthetics and the Literature of Ideas: Essays in Honor of A. Owen Aldridge. Newark/London, 77−85.
Wellek, René/Austin Warren (1956): Theory of Literature. 3rd ed. New York ([1]1949).
White, Hayden (1997): The Suppression of Rhetoric in the Nineteenth Century. In: Brenda Deen Schildgen (ed.): The Rhetoric Canon. Detroit, 21−32.
Whitmarsh, Tim (2004): Ancient Greek Literature. Cambridge.
Wichelns, Herbert (1925): The Literary Criticism of Oratory. In: Alexander M. Drummond (ed.): Studies in Rhetoric and Public Speaking in Honor of James A. Winans. New York, 181−216.

Andreea Deciu Ritivoi, Pittsburgh, PA (USA)
Richard Graff, Minneapolis, MN (USA)

56. Rhetoric in cultural studies

1. Introduction
2. A semiotic modernization of rhetoric
3. Style as a signifying practice
4. Articulations
5. Cultural policy
6. Conclusion: A future
7. Selected bibliography

Abstract

This article provides a historical assessment of rhetoric as a key term in cultural studies. In contrast to those who identify the methods applied by cultural studies as rhetorical, because of the interest of cultural studies in the problems of signification and representation, this chapter argues that idea of rhetoric in cultural studies is more contingent than necessary. However, to ensure that rhetoric remains important to cultural studies, it is argued that rhetoric be approached as a technique in the contextual articulation and disarticulation of government to everyday life.

1. Introduction

One difficulty describing rhetoric in cultural studies is the lack of a stable conceptual border for either rhetoric or cultural studies. On the one hand, what makes the intellectual work of cultural studies attractive is "its eclectic character, its amorphous foundation, its uneven travels, its active rejection of rigid intellectual boundaries and territorial imperatives" (Gray 1996, 204). If it is difficult to know the territory how can you be sure you are in the right place? On the other hand, the figure of rhetoric partakes in the art of shape shifting. Within moments (or paragraphs), rhetoric can morph from a particular object (a political speech) to a perspective (a way to interpret cultural objects) to a discipline (rhetorical studies) to a process (persuasion) of nearly any cultural object. To tell a story about rhetoric in cultural studies is therefore to be selective, and any story is likely to have a different cast of characters and a different plot. Let me begin this story with a problematic.

1.1. Meaning and Representation

My point of departure is the role of cultural studies in placing "questions of meaning and representation onto the agenda of Left analyses of contemporary society" (Grossberg 1992, 47). It is because of this central problematic of cultural studies that the claim "cultural studies has been deeply, if broadly, textual and rhetorical in its methodology" (Nelson/Gaonkar 1996, 9) can make any sense. However, to claim a methodological role for rhetoric in cultural studies is to say nothing of the resources from which a rhetorical methodology might be constructed. It is surely not the rhetoric of Antiquity. In contrast, I would argue that rhetoric's value is determined, in part, by how much a language philosophy of interest to cultural studies entailed a perspective on rhetoric. Therefore, at a disciplinary level, when "cultural studies acolytes and traditional rhetoricians" (Nelson/Gaonkar, 9) do meet one another, this intellectual intersection is often imagined as a shared investment in textual approaches and discursive practices (Rosteck 1999, ix). However, such a vision of rhetoric in cultural studies displaces a much more contingent and contested history over the value of rhetoric. A history that expresses directly on the relationship between rhetoric and style. To understand the history of rhetoric in cultural studies it is useful to note the uptake of a semiotic approach to language.

2. A semiotic modernization of rhetoric

In the first issue of the *Working Papers in Cultural Studies*, the house journal of the *Centre for Contemporary Cultural Studies*, appeared a translation of Roland Barthes' (1964), *Rhétorique de l'image*. This essay was symptomatic of the interest in language philosophy at this Centre. In particular, the encounter with semiotics enabled the Media Group at the Centre to develop a mode of textual analysis concerned with "the general ideological nature of mass communications and the complexity of the linguistic structuration of its forms" (Hall 1980, 118). Put another way, rhetoric in cultural studies owes

more to Barthes' modern critique of myth than to a classical desire to craft the good man [sic] speaking well.

What is noteworthy is that the history of rhetoric in cultural studies is often marked by a specific post-Saussurian philosophy of language. The idea of rhetoric emerged as cultural studies grappled with the linguistic dimensions of cultural practices. A review of Barthes' modernization of rhetoric offers an important clue into the value of rhetoric in cultural studies.

2.1. Rhetoric of Connotation

In a footnote, Barthes (1977, 50) describes his motivation concerning rhetoric: "Classical rhetoric needs to be rethought in structural terms [...] it will then perhaps be possible to establish a general rhetoric or linguistics of the signifiers of connotation, valid for articulated sound, image, gesture, etc." The structural modernization of classical rhetoric points to three important modifications to rhetoric: 1) rhetoric is less aligned with a specific practice of communication (public speaking or letter writing) but seems to be implicated in all forms of communication; 2) as such, rhetoric is less a unique object (oratory) than a process affiliated with the difference between denotation and connotation; and 3) rhetoric is less a situated art of harnessing the available means of persuasion than a generalized linguistic process for activating an ideological field. In writing more directly about rhetoric and ideology, Barthes (1977, 49) proclaims: "this common domain of the signifieds of connotation is that of ideology [...] To the general ideology [...] correspond signifiers of connotation with are specific according to the chosen substance. These signifiers will be called *connotator*s and the set of *connotators* a rhetoric, rhetoric thus appearing as the signifying aspect of ideology." The rhetoric of connotation makes possible a movement from the manifest content of a message to a latent ideological field.

Stuart Hall (1972, 60) appeals to Barthes in his reading of newsphotographs: "Barthes has noted the ubiquity of the linguistic message as a support to the image in mass communications rhetoric." The linguistic message is the caption of the photograph that "closes" the connotative possibilities of the image. In discussing the relationship between denotation and connotation, Hall, again, echos Barthes: "We may note several things about the rhetoric of connotation. Connotations are 'second-order' meaning. The sign must be denotatively signified first (signifier + signified = sign), before the other implied meanings can begin to work. Connotations add qualities and attributes to the denoted subject. Connotations refer subjects to social relations and social structure: to our routinized knowledge of a social formation" (Hall 1972, 65). The idea of mass communication rhetoric points to the expansion of rhetoric's object domain (all the popular arts affiliated with publishing, radio, television, and cinema, for example). Moreover, to refer to the products of mass communication as rhetoric is to imply that the classical function of persuasion was still in force. Barthes renames this rhetorical function ideology.

Cultural studies did not need Barthes' semiotic rhetoric to authorize its interest in mass communication nor did cultural studies have a particular investment in expanding the object domain of classical rhetoric. In contrast, it was the rhetoric of connotation that was useful to cultural studies' exploration of the concept of ideology. From Hall's perspective, Barthes' set of connotators (a rhetoric) rely on a code to produce a 'map of meaning'. The number of codes activated by any sign is, in principle, infinite, and codes

provide the necessary social knowledge to interpret the meaning of a sign. Thus, meaning is neither absolutely arbitrary, due to the formal relationship between signifiers and signifieds, nor is it absolutely fixed or determined because no single code can completely exhaust the possible interpretations of the sign. Thus, the rhetoric of connotation provides the possibility for a structural excess of meaning that always remains after any given interpretation is enabled by a specific code.

Hall's (1972, 67) use of a semiotic notion of rhetoric in the analysis of newsphotographs prefigures his more famous encoding-decoding model of communication. Three key interpretive positions are entailed by the relationship between the sign, the connotative codes and ideology: a preferred reading (the reader interprets the message within the provided connotative code), a negotiated reading (whereby the reader imperfectly occupies the preferred code) and an oppositional reading (whereby the reader provides an alterative code to the one provided by the preferred code). A central link between a photo and its ideological significance concerns the denotative location of the photograph within a second order of signification provided by news values, i. e., the practices associated with the transformation of raw material into news. Hall (1972, 79), therefore, argues: "We suggest that, rhetorically, the ideological amplification of a news photo functions in the same manner as Barthes has given to the exposition of 'modern myths' [...] by linking the completed sign with a set of themes or concepts, the photo becomes an ideological sign." The ideological seems to work in two directions: first, as propaganda, the rhetoric of connotation affiliated with the news photo (signaled by a caption or headline) pushes the sign toward a "preferred moral/political explanation" and second as myth, an ideological sign that universalizes and naturalizes the current order of things. The rhetoric of connotation, therefore, provides a mechanism by which cultural studies moves from the plane of meaning (the activation of social codes) to ideology (the representation of the present state of affairs as natural).

Making an appearance at the Centre, rhetoric as connotative links the manifest content of a message to an ideological field. On the one hand, rhetoric in cultural studies describes the way the manifest content of a message is organized and presented. For example, newspapers are said to develop 'special rhetorics' that organize news as national or regional; sports news or business; political news or 'women's news'. Yet, on the other hand, each of these ways to present and bundle the news carries with it a set of 'powerful connotations' about what the news might mean depending on where it is placed in a newspaper. Moreover, these special rhetorics, often generic in character and potentially available in all newspapers, are clustered in different ways by different newspapers so that "each newspaper makes a selection of rhetorics appropriate to its *persona*; and these come to characterize the newspaper as a distinctive entity" (Hall 1975, 20).

Rhetoric in cultural studies was more than a formal scheme of classification, or a substitutable concept for naming a communicative form, it was useful to get from meaning to ideology and its ultimate value was cashed out in its ability to aid in a linguistic-critical analysis "uncover the unnoticed, perhaps unconscious, social framework of reference which shaped the manifest content of a newspaper" (Hall 1975, 16). The desire to contextualize the rhetoric on the page defines what cultural studies does: "Cultural studies requires us to work back to the social and historical process through the necessary mediations of form and appearance, format, rhetoric, and style" (Hall 1975, 21). What is important, therefore, is not the informational dimension of rhetoric (manifest content), but its ability to signify its social foundation, its ideological field. The link between meaning and ideology was supplied by the activation of a code.

3. Style as a signifying practice

The Centre's concern with the "theoretical importance of language" and the problems and possibilities provided by semiotics contributed to the establishment of the "'Language and Ideology' study group" in 1975 (Weedon/Tolson/Mort 1980, 177). This group would take Saussure as a modern starting point and then proceed to work through a sweeping history of 20th century language philosophy from Volosinov through Derrida (Weedon/Tolson/Mort 1980). An important marker of the kind of philosophical *bricolage* informing cultural studies was the collective work on British youth subcultures. For mapping the history of rhetoric in cultural studies the interplay between style and poststructuralism plays a significant role. As John Corner (1980) noted, the 'structuralist' work of cultural studies had been unable to solidify its understanding of the code to explain how meaning was anchored. Moreover, the research into subcultural style invested the idea of rhetoric less with its ability to link meaning to ideology and more with the deferral of meaning all together. In his analysis of punk style, Dick Hebdige (1979, 117) writes "the revelation of a fixed number of concealed meanings is discarded in favor of the idea of polysemy whereby each text is seen to generate a potentially infinite range of meanings." The code was the key concept that made possible the existence of different concealed meanings (or dominant, negotiated, or oppositional readings). For Hebdige (1979, 118), less emphasis on structure and *langue* and more emphasis on the process of meaning making and *parole* would bypass the structural investment in the priority of the code.

His reading of Julia Kristeva and the *Tel Quel* group authorized Hebdige's emphasis on process and polysemy. The key conceptual innovation concerned the concept of signifying practices. A signifying practice emphasized the productivity of language as "an active, transitive force which shapes and positions the 'subject' (as speaker, writer, reader) while always itself remaining in process capable of infinite adaptation" (Hebdige 1979, 119). Hebdige turns to Kristeva, without bringing forward her investment in psychoanalysis, to emphasize the role of the signifier at the expense of the signified. Borrowing loosely from Kristeva, Hebdige notes that the standpoint of signifying practices, meaning making, is an unstable process of "positive construction and deconstruction" in which the priority of process is cashed out with the "triumph of the signifier over signified" (Hebdige 1979, 119).

In taking on the problem of subcultural style as a signifying practice, Hebdige highlights the opaque character of punks "prodigious rhetoric". While subcultural style might be fruitfully approached as a rhetoric, this form of "rhetoric is not self explanatory: it may say what it means but it does not necessarily 'mean' what it 'says'" (Hebdige 1979, 115). Thus, once again, cultural studies goes beyond a rhetoric of manifest content in search of deeper meanings. More radically, while a rhetoric of connotation implies a mechanism of closure to fix meaning (a signified at either the manifest/informational or ideological level made possible by a code), a rhetoric associated with signifying practices, or better yet, a rhetoric of the signifier suggests the subversion of meaning all together. Hebdige does not argue that all subcultural styles (rhetorics) subvert meaning, instead, he argues specifically that it is punk style that subverts meaning. Punk style is akin to a 'floating signifier' disruptive in its effects and in a state of flux. In Hebdige's hands a third possibility appears for rhetoric in cultural studies: from manifest content (a style),

to the signifiers of an ideology (connotation), to a floating signifier that resists the closure required of signification. This third possibility, prefigures the full deconstruction of structuralism.

4. Articulations

The encounter with semiotics made a place for rhetoric in cultural studies. Yet, semiotics never provided a thick investment in the conceptual history of rhetoric. Tied closely to its role as a set of connotators, or signifiers, for an ideological field, the possibility of a 'floating signifier' increasingly aligned rhetoric with the deferral of meaning. Derrida's deconstruction of Saussure is predicated on disconnecting the signifier from its signified. Meaning is constantly deferred because "every articulation of a signifier bears within it the trace of its previous articulations" (Weedon/Tolson/Mort 1980, 199). The semiotic excess associated with the connotative work of rhetoric was due to the plurality of codes. However, from a post-structuralist direction, the excess of meaning is embedded in the rhetoricity of the signifier. The radicalization of Saussure's principle of *différance* requires one to tame the rhetorical in order to fix meaning. As Paul de Man (1979, 10) would have it: "rhetoric radically suspends logic and opens up vertiginous possibilities of referential aberration". It is the deconstructive rhetoric of the signifier that would begin to turn cultural studies away from the idea of rhetoric.

What then of the desire of cultural studies to look for the social foundation signified by the rhetoric of popular culture, politics and media? It would seem that from a deconstructive starting point, rhetoric is the ironic foundation of meaning without the need of a code. From such a starting point, signification is increasingly imagined in Nietzschean terms as dependent on the tropological dimension of rhetoric. Yet, this is the very moment that cultural studies becomes less interested in rhetoric. Cultural studies resists the aberrant logic of the rhetoric of the signifier. It resists the tropological ontology of social practices. In contrast, the conceptual solution to the problem of meaning's deferral is a shift from the code to an exploration of an articulation between social practices to fix meaning (Hall 1985).

An articulation describes how different practices come together to form a unity in difference. Hall describes "a theory of articulation" as "both a way of understanding how ideological elements come, under certain conditions, to cohere together within a discourse, and a way of asking how they do or do not become articulated, at conjunctures, to certain political subjects" (1996, 141 f.). This vision of articulation is indebted, but in contrast to, Laclau/Mouffe's (1985) rendering of the process. Hall fears that Laclau/Mouffe limit the action of articulation to the discursive constitution of a social totality without taking into account how the signifying process of equivalence and difference is overdetermined by other social practices. On the one hand, not just any signifier can enter into a relationship of equivalence and/or difference with another signifier. The ideological field is constrained. At the same time, however, for the discursive articulation to bite it needs to be able to engage other social forces traversing an historical conjuncture. It is a double articulation that needs to be accomplished. First, a discursive articulation that builds a logic of equivalence and difference followed by an alignment of this ideological field with other social forces into a conjuncture. This process of articulation as well as an approach to material effectivity that imagines signification and meaning as one

plane articulated to other planes of effectivity (affective, economic) underwrites Grossberg's (1992) claim that articulation theory is the theory and method of cultural studies. It will take a more material notion of articulation than that provided by a 'rhetorical methodology' if cultural studies is going to provide knowledge about a conjuncture.

Two different models of articulation have two different approaches to rhetoric. In the case of a conjunctural model, the shift from a rhetoric of connotation to an articulation model for explicating the interaction between signification and representation relies less on a rhetorical process of connotation to locate meaning, but on how those practices are fixed to specific social practices and institutions. Put another way, cultural studies pays less attention to rhetoric the more it becomes a way to prioritize the signifier from a formal direction as opposed to an historical one. A notion of rhetoric that embraces the inevitable slippage of meaning seems less useful because cultural studies is committed to analyzing the social history (overdeterminations) associated with how meaning finds its temporary fix and how that fix activates itself with and against other forces to mark the contours of a conjuncture. A conjunctural model of articulation might include "a rhetorical analysis that focuses on historically delineated struggles over meaning and form" (Nelson 1999, 225). Yet, there is no particular reason to name the critical practice investigating struggles over meaning a rhetorical analysis. Moreover, while one might name the texts and discourses associated with this historical struggle rhetoric, cultural studies would demand more than a study of these struggles "in relation to one another within temporal frames" (Nelson 1999, 225). Cultural Studies requires a sensitivity to the social forces and agents that couple and de-couple themselves from this interpretive struggle. The process of representation matters, but, how it matters requires a close investigation of how new meanings find themselves attached to something other than the process of representation.

From Ernesto Laclau's perspective on articulation, the historical process of hegemony shares an emphasis on contingency even as any hegemonic retotalization attempts to erase its contingent articulations. Yet, the field of struggle is approached, in principle, as more open than closed. But, how open or closed the ideological field is to a re-signification, from a conjunctural standpoint, requires analysis. In contrast, for Laclau (2001, 247) the ontological status of the political can be redeemed through a rhetorical reading of Gramsci: "all the main categories of Gramscian theory − war of position, collective will, organic intellectuals, integral state, historical bloc, hegemony − could be read rhetorically: as circumscribing the space of tropological movement that brings about new strategic flexibility in political analysis." This tropological approach to hegemonic articulation leads Laclau to advocate a democracy that figuratively depends on metonymy to disrupt metaphoric configurations of the people. And once again, we have a vision of rhetoric's excess, this time, the trace of every metonymic contingency lurking within every metaphoric necessity. It is not that meaning is deferred or negated but there exists a surplus of meaning. Occasionally there is more meaning than can be harnessed to one particular political project. Both a conjunctural and a tropological approach to articulation may agree on this point, but for the conjunctural, the hegemonic role that any surplus plays is a question that requires analysis and not a formal principle.

For example, Hall imagines hegemony less abstractly and less formally than Laclau and, therefore, in some sense, less rhetorical (tropological). For example, hegemonic moments are historically specific and rare opportunities. Furthermore, social forces must align to make it possible to re-set a historical agenda. This alignment requires something

more than an empty signifier with a surplus of meaning, it requires the constitution of a moral authority and moral consent to a particular leadership of a historic bloc. Finally, orienting the state into particular actions determines how hegemony is won and exercised. The emphasis on rarity, moral leadership and the state is surely invested with rhetorical elements. Yet, a conjunctural notion of articulation would resist the tropological vision of hegemony. A tropological vision of hegemony, from this standpoint, would be at odds with the historical contingency of the multifaceted determinations and articulations of a conjuncture. The ability to re-read hegemony as a generalized tropology risks a formal reductionism because the contingency of the historical is purchased at the cost of a universal tropological interaction between metaphor and metonymy applicable in any situation.

For Hall, Gramsci understands ideology as the popular terrain for working out a common sense. The subjects of this ideology are neither pre-given nor represent a unified sense of self, and these subjects occasionally grasp the distance between the actions in the world and the ideals they claim to represent (Hall 1986b, 424 f.; 433). But, the emphasis on ideology as a representational process, should not limit cultural studies to a thoroughly rhetorical idea of hegemony. Hegemony, tropologically re-fashioned or not, was not meant to exhaust the contribution of cultural studies. Hegemony required an understanding of the conjuncture, an object defined by Grossberg (2006, 4) as "a description of a social formation as fractured and conflictual, along multiple axes, planes and scales, constantly in search of temporary balances or structural stabilities through a variety of practices and processes of struggle and negotiation." The conjuncture, as an object of study, demands more from articulation than an analysis of the tropological processes of signification and representation. It requires not so much a move from the manifest text to a latent context, of how an empty sign if filled in by different social agents, but a more spatial and temporal sensitivity to a differential ontology of the cultural practices of a conjuncture and not the conjuncture's reduction to a rhetorical process.

Yet, many in cultural studies did locate semiotic resistance and appropriation associated with popular culture at the heart of the hegemonic struggle. If we approach such a critical emphasis, as some do, as a sign of the unacknowledged history of rhetoric in cultural studies, one might be tempted to ask: Is that all there is? As the previous discussion about the difference between a conjunctural and a tropological vision of articulation suggests, a rhetorical sense of hegemony as a struggle over meaning is a rather truncated one, indicative of a certain *banality in cultural studies* (Morris 1990), and one that suggests a limited future for rhetoric in cultural studies. A limited future because rhetoric in cultural studies can only re-affirm its significance by reproducing that same argument with different objects; namely, hegemony is the struggle over the tropological organization of the people.

5. Cultural policy

An unease exists about cultural studies being too invested in tracking the hegemonic/counter-hegemonic moments of textual objects. With or without a rhetorical tropology, hegemony was all too often approached as a problem of semiotic resistance and domination. The difficulty of an investment in hegemony was that "it commits [one] to too automatic a politics, one which – since it contends that all cultural activities are bound

into a struggle for hegemony-is essentially the same no matter what the regions of its application" (Bennett 1992, 29). The more cultural politics is envisioned as a rhetorical struggle over the meaning of the people and/or signifier, the more one risks becoming institutional indifferent. Moreover, the more the politics of cultural studies are implicitly or explicitly rhetorical, the more cultural studies may "contrive to organize subjects which exist only as phantom effects of its own rhetorics" (Bennett 1992, 29). Such an approach to cultural politics does not abandon an interest in how alliances between different groups are rhetorically accomplished, but it does want to emphasize how culture is an object and instrument of government. In other words, cultural policy studies calls for more attention to the institutional uses of culture for promoting, normalizing, and prohibiting conduct and less emphasis on semiotic dynamics. The very success of cultural studies in placing the questions of representation and signification on the agenda of the left, has had the effect, too often of suturing cultural studies to this very problematic. As such, it is feared that cultural studies becomes unable to account for how institutions take culture as an object of policy and how they turn to culture in search of specific ways to intervene in the lives of target populations. If, however, one were to imagine politics in the "form of an administrative program" (Bennett 1992, 29) as more than a signifying process, cultural studies might participate politically by producing knowledge capable of promoting and/or critiquing such programs in the name of, and in alliance with, identifiable social agents. Cultural policy suggests a different starting point for thinking about how rhetoric might exist in cultural studies. Rhetoric can express more than the existence of a signifying process or practice, rhetoric can circulate as a set of esthetic techniques (stories) and technologies (medium) that are put to administrative uses. These uses can take two forms. In the first, we might highlight the rhetoric of policy and in the second rhetoric as policy.

5.1. Rhetoric of policy

A rhetoric of policy begins with the idea that all efforts at developing and implementing policy are infused with rhetorical elements. How else might social agents advocate, formulate, frame, evaluate and/or challenge policy if not through debates, fictional and non fictional narratives, journalism, and, the like?

A rhetoric of policy highlights how policy talk forms an image of policy. Such talk would be expected to engage in and pull together two senses of representation. Spivak (1988) delineates between the political representation of a proxy − speaking for someone or something − and esthetic representation, speech of social agents that draws portraits of particular groups. The institutionally embedded character of representation suggests that the free-floating signifiers of rhetoric have temporary moments of stabilization. At the same time, the rhetoric of policy is not beholden to the signifier, rhetoric circulates as genre, argument, discourse, and command. Which is to say, as Meaghan Morris (1998) does, that one cannot divorce policy from the mediated field in which policy is created, circulated, ignored, and/or resisted. Moreover, if one were to be institutionally sensitive to how culture is worked on and changed one should attend to the media as "technologies of cultural circulation" (Morris 1998, 231) and rhetoric as "technologies of public persuasion" (Gaonkar/Povinelli 2003). A rhetoric of policy would take seriously how policy circulates linking the administrative to the everyday and institutions to popula-

tions. Thus, a critical rhetoric of policy might partake in the contestation of "images of policy: not simply images of what 'policy' is or ought to be, but with its failures and absurdities; with how people live with its operations and unforeseen consequences, and then with multiple mediations and refractions from their own responses; and how they formulate initiatives on their own; and how all this living exceeds [...] the demands and the desires of the policy imaginary" (Morris 1998, 118). A critical rhetoric of policy interrogates the very idea that institutions might administer and/or program life. Morris (1998, 114) provides a roadmap for how cultural studies might use rhetoric as the production of a "difference in discourse", a surplus not completely sealed off and appropriated by administrators when government and the everyday come together. While at the same time, cultural studies might find 'in the everyday a rhetorical escape' from a generalized theory of critique that loses its ability to find a place to make a political difference. Armed with such a stance, rhetoric in cultural studies aids in the transforming of cultural policy into a critical cultural policy by avoiding the temptation to become mere (paid) consultants to the administrative institutions of governance (Miller 1998).

5.2. Rhetoric as policy

A second way in which rhetoric circulates in cultural policy is as a name for a set of mundane communicative practices like public speaking, debate, briefings, and letter writing. To the extent that forms of speaking, writing and presentation become objects and instruments for the regulation of conduct, rhetoric too becomes implicated in the programs of a cultural policy. However, instead of approaching policy as a rhetorical process, rhetoric becomes an instrument of policy, a set of techniques and technologies put to work by administrators for the fashioning of subjects and populations. From this perspective, the institutionally embedded interplay between political and esthetic representation play out in how the modes of representation and means of communication are harnessed to form a desired population (Greene/Hicks 2005). As such, one might begin to ask the question: what is the crisis that requires a subject to speak? Must the subject speak in one way and not another way? When and where can the subject speak and on what topics? The answer to such questions might allow the classical rhetorical interest in *kairos*, *decorum* and imitation to inform an understanding of the political, economic and cultural elements of the contemporary conjuncture.

From such an institutionally embedded idea of rhetoric one returns to the least recognized idea of rhetoric in cultural studies. To wit, rhetoric exists as a discipline in different educational settings, but often, in the United States, in communication departments or English departments within the University. Unfortunately, in that institution, rhetoric in cultural studies seems destined to a rather infinite interpretive labor of an expansive set of 'textualized' products as it tries to balance the difference between a rhetorical cultural studies and a cultural rhetorical studies (Rosteck 1999). At its best, following in the footsteps of a tropological articulation of hegemony, it may promote a rhetorical understanding of the political. However, and at the same time, rhetorical cultural studies is just as likely to circulate as a metalanguage of criticism more invested in demonstrating its theoretical/philosophical importance than it is to find a way to engage the political difference that rhetorical practice may envision. In other words, the modernization of rhetoric as a general rhetoric, a metalanguage of criticism capable of aligning itself with any grand philosophical language philosophy, threatens to install the very articulation

between government and philosophy that Morris fears makes it difficult for criticism to make a political difference. In such a situation, the rhetorical excess of everyday life might never escape the desire to rhetorically govern everyday life.

How might one rhetorically govern life with a rhetorical metalanguage? The call for such a rhetorical mode of governance appears through a different means of modernization. Rhetoric appears as a practical art of organizing a political community to the norms of a rhetorical culture (Farrell 1993). A classical emphasis on rhetoric as a performance art finds its modernization in its articulation to the idea of culture. The classical "orator-statesman" is reborn, but this time, in and through an attachment to a political community that nurtures itself through rhetorical re-visions of public values. Rhetoric as *Bildung*, committed to the self-fashioning of citizens capable of embracing such a political culture becomes one preferred vision of rhetoric as/in/against cultural studies. However, just as the classical rhetorical education was oriented to the polis and the senate, institutional sites often in bed with imperial designs, the modern notion of rhetorical culture as *Bildung* risks implicating rhetoric in the way "modernity approaches community" as the communication among individuals as "subjects of a state" (Readings 1996, 181). For while a rhetoric of policy should not be afraid of interacting with the state to make a political difference, a rhetoric as (cultural) policy should not be so quick to shore up the affective alliances to the state. For while certain norms of rhetorical culture require care and critique, such a culture should not be held hostage to the state form. Moreover, taking care to institutionalize this type of rhetorical cultural policy risks becoming an anachronism at best, and an alibi at worse, within a University committed more to the global marketplace than the idea of culture (Readings 1996). To be a useful vision of cultural studies, a rhetorical culture must be able to think through how "frames of action and experience" (Morris 1998, 118) articulate both above and below the nation-state.

6. Conclusion: A future

To promote the conceptual life of rhetoric in cultural studies will require a more conjunctural research protocol than that provided by a recognition of the textual methods circulating within the history of cultural studies. To do the work of cultural studies, as opposed to the work of communication studies or literary studies, rhetoric might best describe a mode of articulation linking different contexts to a conjuncture. As such, rhetoric will appear in different forms: as a technology circulating an image of policy, as a cultural policy, and/or as the practices of everyday life that escape the grip of administrators. A concept of rhetoric that moves rhetorical action into the temporal and spatial encounters between government and everyday life is one such emergent future for rhetoric in cultural studies.

7. Selected bibliography

Barthes, Roland (1977): Rhetoric of the Image. In: Roland Barthes: Image. Music. Text. London, 32–51 [orig. Rhétorique de l'image, 1964].

Bennett, Tony (1992): Putting Policy into Cultural Studies. In: Lawrence Grossberg/Cary Nelson/Paula A. Treichler (eds.): Cultural Studies. New York, 23–42.

Corner, John (1980): Codes and Cultural Analysis. In: Media Culture Society 2, 73–86.
Farrell, Thomas (1993): Norms of Rhetorical Culture. London/New Haven.
Gaonkar, Dilip Parameshwar/Elizabeth Povinelli (2003): Technologies of Public Forms: Circulation, Transfiguration, Recognition. In: Public Culture 15, 385–398.
Greene, Ronald/Darrin Hicks (2005): Lost Convictions; Debating Both Sides and the Self-Fashioning of Liberal Citizens. In: Cultural Studies 19, 100–126.
Grossberg, Lawrence (1992): We Gotta Get Out of this Place: Popular Conservatism and Postmodern Culture. New York.
Grossberg, Lawrence (2006): Does Cultural Studies Have Futures? Should It? (Or What's The Matter With New York?): Cultural Studies, Contexts and Conjunctures. In: Cultural Studies 20, 1–32.
Hall, Stuart (1972): The Determinations of NewsPhotographs. In: Working Papers in Cultural Studies 3, 53–83.
Hall, Stuart (1975): Introduction. In: Anthony Charles H. Smith/Elizabeth Immirzi/Trevor Blackwell (eds.) (1975): Paper Voices: The Popular Press and Social Change 1935–1965. London, 11–24.
Hall, Stuart (1980): Introduction to Media Studies at the Centre. In: Stuart Hall et al. (eds.): Culture, Media, Language. London et al., 117–121.
Hall, Stuart (1985): Signification, Representation, Ideology: Althusser and the Post-Structuralist Debates. In: Critical Studies in Mass Communication 2, 91–114.
Hall, Stuart (1986a): On Postmodernism and Articulation: An interview with Stuart Hall. In: Stuart Hall: Critical Dialogues in Cultural Studies. Ed. by David Morely and Kuan-Hsing Chen. London/New York, 131–150.
Hall, Stuart (1986b): Gramsci's Relevance for the Study of Race and Ethnicity. In: Stuart Hall: Critical Dialogues in Cultural Studies. Ed. by David Morely and Kuan-Hshing Chen. London/New York, 411–440.
Hebdige, Dick (1979): Subculture: The Meaning of Style. London/New York.
Laclau, Ernesto/Chantal Mouffe (1985): Hegemony and Socialist Strategy. London.
Laclau, Ernesto (2001): The Politics of Rhetoric. In: Tom Cohen et al. (eds.): Material Events: Paul De Man and the Afterlife of Theory. Minneapolis, 229–253.
De Man, Paul (1979): Allegories of Reading. New Haven.
Miller, Toby (1998): Technologies of Truth; Cultural Citizenship and the Popular Media. Minneapolis.
Morris, Meaghan (1990): Banality in Cultural Studies. In: Patricia Mellancamp (ed.): Logics of Television. Bloomington, 14–43.
Morris, Meaghan (1998): Too Soon, Too Late: History in Popular Culture. Bloomington.
Nelson, Cary (1999): The Linguisticality of Cultural Studies: Rhetoric, Close Reading and Contextualization. In: Thomas Rosteck (ed.): At The Intersection: Cultural Studies and Rhetorical Studies. New York, 211–225.
Nelson, Cary/Dilip Prameshwar Gaonkar (1996): Cultural Studies and the Politics of Disciplinarity: An Introduction. In: Cary Nelson/Dilip Parameshwar Gaonkar (eds.): Disciplinarity and Dissent in Cultural Studies. New York, 1–22.
Readings, Bill (1996): The University in Ruins. Cambridge.
Rosteck, Thomas (1999): Preface. In: Thomas Rosteck (ed.): At the Intersection: Cultural Studies and Rhetorical Studies. New York, vii–x.
Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (eds.): Marxism and the interpretation of Culture. Urbana/Chicago, 271–313.
Weedon, Chris/Andrew Tolson/Frank Mort (1980): Introduction to Language Studies at the Centre. In: Stuart Hall et al. (eds.): Culture, Media, Language. London et al., 177–185.

Ronald Walter Greene, Minnesota (USA)

57. Das Bild der Rhetorik in Enzyklopädien und in modernen rhetorischen Nachschlagewerken

1. Spiegelungen der Rhetorik in Enzyklopädien seit der Spätantike
2. Moderne Nachschlagewerke zur Rhetorik (20. Jh.)
3. Fazit
4. Literatur (in Auswahl)

Abstract

By recording and conserving the available knowledge of a particular era, reference works such as encyclopaedias, lexicons or manuals are valuable sources of the history of scholarship in general and the history of rhetoric in particular.

This article examines reflections of rhetoric in the reference literature of different epochs on the basis of general encyclopaedias published since the late antiquity. It then depicts some of the major reference works specialized on rhetoric that have been published since the 1950s.

1. Spiegelungen der Rhetorik in Enzyklopädien seit der Spätantike

1.1. Einführung

Die Rhetorik gehört seit jeher zum festen Bestand von Universalenzyklopädien: Von Varros *Disciplinae* (um 30 v. Chr.) bis zur aktuellsten Auflage der *Brockhaus-Enzyklopädie* wird sie in diesen wissensliterarischen Werken beständig thematisiert.

Indem sie das gesamte vorgefundene, für wesentlich erachtete Wissen einer Epoche konservieren, stellen Universalenzyklopädien ergiebige Quellen der Wissenschaftsgeschichte im Allgemeinen und der Rhetorikgeschichte im Speziellen dar. Die nachfolgend betrachteten Enzyklopädien aus Spätantike, Mittelalter und Neuzeit geben nicht nur Auskunft über das vorherrschende Rhetorikverständnis, epochenspezifische Anwendungsbereiche der Rhetorik oder Akzentverschiebungen bei ihrem sachlichen Kernbestand, z. B. den fünf Redeproduktionsstadien (*officia oratoris*), sondern auch über Rolle und Rang der Rhetorik im zugrunde gelegten Wissenssystem sowie über ihr (oft problematisches) Verhältnis zu anderen mit Sprachphänomenen befassten Disziplinen.

1.2. Spätantike

1.2.1. Martianus Capella: *De nuptiis Philologiae et Mercurii* (um 500)

In der vermutlich zwischen 496 und 523 n. Chr. entstandenen Universalenzyklopädie *De nuptiis Philologiae et Mercurii* (= *DnPM*) (dt.: ‚Die Hochzeit der Philologia mit Merkur‘)

des Karthagers Martianus Capella wird die Rhetorik als eines von sieben Wissensgebieten des aus der römischen Antike tradierten, bis dahin in Anzahl und Zusammensetzung variierenden, grundlegende Bildungsinhalte vermittelnden Artes-liberales-Kanons behandelt. Die mit diesem Werk in ihrer Siebenzahl erstmals verbindlich festgelegten, in der Folgezeit unter der Bezeichnung *Septem artes liberales* zusammengefassten Wissenssektoren werden in einer Reihenfolge thematisiert, die eine später vorgenommene Dichotomisierung in das Trivium (‚Dreiweg') der sprachlichen und das Quadrivium (‚Vierweg') der mathematisch-zahlenbezogenen Artes vorausdeutet: Nach Grammatik, Dialektik und Rhetorik geht es um Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Harmonie (Musik).

Eingebettet in eine allegorisch-mythologische Erzählung, tragen die weiblich personifizierten Artes ihr Fachwissen selbst vor. Wichtige, später ausführlich behandelte Bereiche werden bereits bei der einführenden Beschreibung des äußeren Erscheinungsbilds und Auftretens der Rhetorica angerissen. So weisen z. B. die Waffen, die sie zur Selbstverteidigung und zum Angriff ihrer Gegner mit sich trägt (vgl. *DnPM* V, 426), auf das kämpferische Argumentieren hin, das dem Orator beim Überzeugen des Gegners im kommunikativen Wettstreit zum Sieg verhelfen kann. An dieses Attribut knüpft Martianus gleich zu Beginn des Fachvortrags der Rhetorik an: Indem das „Reden in Abzweckung auf Überzeugen" (*DnPM* V, 439) als die ihr gesetzte Aufgabe genannt wird, bringt Martianus seine explizit an Cicero angelehnte Auffassung von Rhetorik als *ars persuadendi*, als primär auf agonales Argumentieren setzende Überzeugungskunst (vgl. hierzu Knape 2003, 874 ff.; Knape 2006, 54 ff.), noch stärker zum Ausdruck.

Die Darstellung des rhetorischen Theoriegebäudes ist verteilt auf zwei große, im Umfang stark divergierende Makrobereiche, in die alle Aspekte des klassischen rhetorischen Systems aufgenommen sind: Der erste, ausführliche Teil konzentriert sich auf die fünf *officia oratoris* − also *inventio* (Stofffindung), *dispositio* (Anordnung), *elocutio* (Formulierung), *memoria* (Einprägen) und *actio* bzw. *pronuntiatio* (Aufführung) −, wobei die Ausführungen zu *inventio* und *elocutio* den meisten Raum einnehmen. Im Mittelpunkt des zweiten, kürzeren Teils stehen die Redeteile, welche in späteren Enzyklopädien nach dem Vorbild der *Herennius-Rhetorik* im Rahmen der *inventio* behandelt werden. Immer wieder offenbart sich die inhaltliche Nähe der Rhetorik zu den anderen Triviumsfächern: Im Bereich der Sprachrichtigkeit (*latinitas*) und der Figurenlehre liegen die Berührungspunkte mit der Grammatik; mit der Dialektik, die Martianus als wichtigsten Wissenssektor erachtet (vgl. *DnPM* IV, 337 f.), überschneidet sie sich auf dem Gebiet der Topik und der Schlussverfahren (vgl. hierzu auch Grebe 1999, 706 ff.).

Martianus' populäre, durch zahlreiche Abschriften und nationalsprachige Übersetzungen verbreitete Enzyklopädie hat maßgeblich dazu beigetragen, dass die Rhetorik sich in der Folgezeit einen festen, dauerhaften Platz im Bildungs- und Wissenssystem sichern konnte − als elementarer Bestandteil des Kanons der Septem artes liberales, welcher in der Unterrichtspraxis der folgenden Jhh. das grundlegende Modell für jede Form der höheren Studien (z. B. Theologie, Philosophie) vorausgehenden Ausbildung darstellte. Im Gegensatz zu späteren Enzyklopädieverfassern stellt Martianus Capella die Rhetorik und die anderen Artes noch ohne Bezug zum Christentum dar, in dessen Dienst die überlieferten antik-heidnischen Wissenssektoren seit dem 4. Jh. treten. Entstanden in den Jahren des drohenden bzw. sich vollziehenden Untergangs des weströmischen Reichs, kann diese Darlegung fundamentaler Bestandteile des klassischen römischen Curriculums mit Englisch (1994, 58) als Versuch gewertet werden, das alte Wissen als letzte Bastion soziokultureller Sicherheit vor dem Eindringen des Christentums zu verteidigen.

1.2.2. Cassiodor: *Institutiones* (6. Jh.)

Eine symbiotische Zusammenführung christlicher und profaner Bildungsinhalte zur intellektuellen Förderung Geistlicher unternimmt Cassiodor in seiner 562 fertig gestellten, zwei Bücher umfassenden Universalenzyklopädie *Institutiones divinarium et saecularium litterarum* (= *Inst. div.*) (dt.: ‚Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften'), die u. a. von den Zönobiten seines Klosters Vivarium genutzt wurde. In Anlehnung an Augustinus (vgl. hierzu Knape 1994, 141 ff.) betont Cassiodor, dass die antik-heidnischen Wissenssektoren nützlich zum Erreichen der wahren Weisheit und zum Verständnis der *Heiligen Schrift* seien (vgl. *Inst. div.* 1,28,3 ff.) und weist ihnen damit propädeutische Funktion zu.

Die Anzahl der Septem artes liberales, die im Zentrum des dem Profanwissen gewidmeten zweiten Buchs stehen, wird mittels biblischer Zahlenspekulationen gerechtfertigt (vgl. *Inst. div.* 2, praef., 1 f.). Trotz der von Martianus Capella abweichenden Reihenfolge ist bei Cassiodor ebenfalls eine klare Trennung der sprachlichen von den mathematischen Artes zu erkennen, wobei ersteren mehr Raum zugestanden wird. Diese in der Folgezeit häufig vorgenommene Gewichtung ist auf den pragmatischen Nutzen der philologischen Artes für Geistliche zurückzuführen, die im Umgang mit der *Heiligen Schrift* und für die Glaubensverkündigung in erster Linie hermeneutisch-argumentative Fertigkeiten benötigten.

Die Rhetorik wird im Rahmen des Triviums an zweiter Stelle behandelt. Mit der auch für die Dichterinterpretation zuständigen Grammatik teile sie sich den Bereich der Figuren und Tropen (vgl. *Inst. div.* 2,1,2), mit der Dialektik die Topik und die syllogistischen Schlussverfahren (vgl. *Inst. div.* 2,2,12; 2,3,17). Von der von Martianus Capella vertretenen Rhetorikauffassung abweichend, bestimmt Cassiodor die Rhetorik mit Quintilian als „bene dicendi scientia in civilibus quaestionibus" [Wissenschaft des Wohlredens in weltlichen Fragen]; gemäß Fortunatian seien dies solche Angelegenheiten, die vom Gerechten (*aequo*) und Guten (*bono*) handeln (*Inst. div.* 2,2,1). Das für das *ars bene dicendi*-Rhetorikverständnis zentrale *gute* Reden umfasst für Cassiodor also nicht nur das eloquente und schöne, sondern auch das moralisch verantwortungsbewusste Reden. Bei seiner Definition des Orators greift Cassiodor die für die christliche Lehre bedeutsame sozialethische Komponente wieder auf: Er bestimmt ihn in Anlehnung an Cato als einen „vir bonus dicendi peritus" (*Inst. div.* 2,2,1), also als einen moralisch verantwortungsbewussten Menschen, der zu reden versteht. Dieser habe die Aufgabe, in angemessener Weise mit dem Zweck der Überzeugung zu reden (apposite dicere ad persuadendum; *Inst. div.* 2,2,1). Nach diesen definitorischen Vorbemerkungen wendet Cassiodor sich dem rhetorischen Theoriegebäude zu und konzentriert sich nach einer Auflistung der fünf *officia oratoris* auf Bereiche der *inventio* (Redegattungen und -teile, Statuslehre).

Nach seiner Darstellung des klassischen, primär an die politisch-juristische Welt der Antike gebundenen Fachbereichs der Rhetorik stellt Cassiodor deren praktische Relevanz für sein anvisiertes Zielpublikum anhand von drei Aspekten heraus, die für den Orator in performativer Hinsicht eine Rolle spielen: Das Auswendiglernen, die Vortragsweise und die Artikulation könnten auch dem Mönch nützlich sein − das Gedächtnis werde beim Auswendiglernen der *Heiligen Schrift*, die Vortragsweise beim lauten Lesen derselben und die Artikulation beim Singen von Psalmen geschult (vgl. *Inst. div.* 2,2,16).

Cassiodors christlich motivierte Unterordnung der Rhetorik unter geistliche Zwecke steht exemplarisch für die zu dieser Zeit vollzogene, maßgeblich von Augustinus forcierte

Integration des antik-heidnischen Bildungsguts in die christliche Ausbildung und Kultur. Für Dolch (1971, 78 ff.) ist es das Verdienst dieser in der Folgezeit breit rezipierten Schrift, dass die Rhetorik zusammen mit dem gesamten ererbten Bildungsgut der Antike unter dem sicheren Dach des Christentums konserviert und in einer Zeit kultureller und politischer Veränderungen für den christlichen Unterricht des Abendlands gerettet wurde.

1.2.3. Isidor: *Etymologiae* (7. Jh.)

Der bedeutende Kirchenlehrer und Erzbischof von Sevilla, Isidorus Hispalensis († 636), knüpft in seiner posthum erschienenen Universalenzyklopädie *Etymologiae* (= *Etym.*) (dt.: ‚Etymologien'; auch: *Origines*, dt.: ‚Ursprünge') bei seiner Rhetorikdarstellung in vielen Punkten an Cassiodor an. In diesem für die Priesterausbildung eingesetzten Werk wendet Isidor sich nach den Septem artes liberales in knapper Form u. a. der Medizin, dem Kanon der heiligen Schriften, biologischen, kosmographischen, geographischen, agrikulturellen und politischen Wissensgebieten sowie Kriegsführung und Nahrung zu. Nicht kirchlich-theologische Bildungsinhalte stellen also den Ausgangspunkt dieser Enzyklopädie dar, sondern das im Artes-Kanon überlieferte weltliche Wissen als propädeutisches Fundament einer christlichen Bildung. Auch Isidor schenkt den philologischen Artes mehr Aufmerksamkeit, und er greift ebenfalls die enge Verbindung der Rhetorik mit den anderen Triviumsfächern auf (vgl. *Etym.* II,1,1; II,30,17), wobei seine Ausführungen in nuce mit denen Cassiodors übereinstimmen.

Deutliche Parallelen zu den *Institutiones*, auf die Isidor sich − neben anderen, oft aus zweiter oder dritter Hand zitierten Quellen − bei seiner gesamten Artes-Darstellung stützt, sind auch bei seiner Behandlung der Rhetorik zu erkennen. Er bestimmt sie als „bene dicendi scientia in civilibus quaestionibus", zieht danach allerdings die bei Cassiodor erst im Zusammenhang mit dem Orator vorgebrachte persuasive Komponente („ad persuadendum iusta et bona" [das für die Überzeugung recht und gut ist]; *Etym.* II,1,1) vor und führt damit die beiden konkurrierenden Rhetorikauffassungen zusammen. Auch das catonische Rednerideal übernimmt Isidor von Cassiodor (vgl. *Etym.* II,3,1). Einer Aufzählung der fünf *officia oratoris* folgt eine eingehende Behandlung von Bereichen der *inventio* sowie der elokutionellen Figurenlehre.

Abgesehen von der Betonung der sozialethischen Komponente ist Isidors Rhetorikdarstellung in keiner Weise mit christlichem Gedankengut verwoben. Nur an sehr wenigen Stellen schimmert sein christlicher Hintergrund durch, etwa wenn er den Einsatz des erhabenen Stils (*genus sublime*) bei Themen wie Gott oder der Erlösung des Menschen empfiehlt oder die Antithese anhand eines Beispiels aus dem *Ecclesiasticus* illustriert (*Etym.* II,17,2; II,21,5).

Neben den Enzyklopädien Martianus Capellas und Cassiodors haben v. a. Isidors in den Ausbildungsstätten des Mittelalters als Standardwerk genutzten *Etymologiae* zur Konsolidierung der Septem artes liberales − und somit auch der in diesem Kanon inkludierten Rhetorik − beigetragen. Während der nächsten fünf Jh. bleibt Isidors an der Schwelle zum Mittelalter stehende Universalenzyklopädie die einzige umfangreiche Gesamtdarstellung der Septem artes liberales; zahlreiche später zusammengestellte Enzyklopädien stellen Plagiate von Isidors (wiederum von Cassiodor kopierten) *Etymologiae* dar (vgl. hierzu Collison 1966, 36 f.; Lindgren 1992, 1096).

1.3. Lateinisches Mittelalter

1.3.1. Hugo von Sankt Viktor: *Didascalicon* (12. Jh.)

Um 1127 legt der Scholastiker und Theologe Hugo von Sankt Viktor in den ersten drei Büchern seiner enzyklopädisch ausgerichteten Schrift *Didascalicon de studio legendi* (= *Ddsl*) (dt. etwa: ‚Anleitung zum Textstudium'), die u. a. in seinem Unterricht im Pariser Augustinerstift Sankt Viktor eingesetzt wurde, eine Neuordnung des zeitgenössischen Profanwissens vor, die sich auf die Darstellung der Rhetorik sowie auf ihr Verhältnis zu affinen Wissenssektoren auswirkt. Unter dem Dach der Philosophie, die Hugo, an platonische Vorstellungen anknüpfend, als das menschliche Streben nach der Gesamtheit des Wissens und der göttlichen Weisheit bestimmt (*Ddsl* 2,1), verteilt er 21 weltliche Wissensbereiche seiner Zeit auf vier aristotelisch gefärbte Hauptsäulen: die Theorik (spekulative Wissenschaft), die Praktik (aktiv-ethische Wissenschaft), die Mechanik (nachahmende Wissenschaft) und die Logik (Wortwissenschaft).

Obwohl die Septem artes liberales nicht das Aufbauprinzip dieses neuen Wissenssystems bilden, sind sie dennoch darin enthalten: die Wissenssektoren des Quadriviums in der Theorik/Mathematik, die des Triviums in der Logik. Letztere umfasst zwei übergeordnete Sachgebiete: zum einen die Grammatik, in deren Zuständigkeitsbereich u. a. das gesamte Gebiet der Figuren und Tropen fällt, zum anderen die Argumentationslehre bzw. Disputierkunst (*ratio disserendi*), welcher wiederum drei Gebiete unterstellt sind: (1) die aus zwingenden Argumenten bestehende philosophische Beweisführung (*demonstratio*), (2) die sophistische Überredung (*sophistica*) sowie (3) die dialektische und rhetorische Überzeugung (*probabilis*). Als verbindendes Element der Rhetorik und der Dialektik innerhalb der Argumentationslehre nennt Hugo, ältere Ansätze zur Topik synthetisierend, den jeweils fachspezifisch ausgerichteten Gebrauch der *inventio* zur Auffindung und des *iudiciums* zur Beurteilung der gefundenen Argumente (vgl. *Ddsl* 2,30).

Die Rhetorik bestimmt Hugo als „disciplina ad persuadendum quaeque idonea" [Wissenschaft dessen, was zum Überzeugen geeignet ist] (*Ddsl* 2,30); auch er bringt damit ein persuasiv ausgerichtetes Rhetorikverständnis mit moralischer Färbung zum Ausdruck. In Anlehnung an Cicero und Augustinus weist Hugo der Beredsamkeit (*eloquentia*) dann überragende Bedeutung zu, wenn sie sich mit der Weisheit (*sapientia*) verbindet (vgl. *Ddsl* 2,20). In seinem knapp gefassten Bildungsgrundriss geht Hugo − sieht man von einer Auflistung der klassischen Autoritäten ab − nicht weiter auf den fachlichen Bereich der Rhetorik ein; eine extensive Behandlung einzelner Wissensgebiete ist im gesamten *Didascalicon* nicht vorgesehen, da Hugo die Bereiche und ihre Einteilungen lediglich anreißen will, um dem Leser auf diese Weise eine Bildungsgrundlage bereitzustellen (vgl. *Ddsl* 2,29).

Trotz der Konzeption einer neuartigen Systematik zur Klassifikation des zeitgenössischen Profanwissens weist Hugo dem älteren System der Septem artes liberales überragende Bedeutung zu, denn für ihn stellen die Fächer des Triviums und des Quadriviums die besten Grundlagen dar, durch die der Geist zur vollständigen Erkenntnis der philosophischen Wahrheit gelangen kann (vgl. *Ddsl* 3,3 f.). Die sprachlichen Fächer sollten dabei am Anfang des Unterrichts stehen, da sie den Ausgangspunkt für das Verständnis aller anderen Wissensgebiete bilden (vgl. *Ddsl* 1,11).

Indem Hugo die Septem artes liberales bzw. die ‚logischen' Triviumsfächer als wichtigste Bildungsgrundlage überhaupt erachtet, kommt der Rhetorik als Teil dieses älteren

Wissenssystems eine bedeutende Rolle zu, auch wenn sie im *Didascalicon* hinsichtlich der fachlichen Perspektivierung anders in Erscheinung tritt als in früheren Enzyklopädien: Durch die Subsumtion der Rhetorik und der Dialektik unter die *ratio disserendi* und den Verlust des üblicherweise auch in den Zuständigkeitsbereich der Rhetorik fallenden Gebiets der Figurenlehre an die Grammatik, rückt die Rhetorik in Hugos Darstellung unter dem Dach der Argumentationslehre näher an die Dialektik.

Die im *Didascalicon* vollzogene, mit der Vermehrung und Veränderung des Wissensstoffs des christlichen Abendlands (vgl. hierzu Dolch 1971, 135) einhergehende Sprengung des Artes-Systems führt in Enzyklopädien der Folgezeit zur Aufnahme neuer, auch philologischer Wissensgebiete (z. B. Poetik), die mit der Rhetorik in ein starkes Konkurrenzverhältnis treten.

1.3.2. Vinzenz von Beauvais: *Speculum doctrinale* (13. Jh.)

Der Dominikaner Vinzenz von Beauvais knüpft in einem Teilband seiner ab ca. 1240 in Gemeinschaftsarbeit entstandenen, für seine Mitbrüder als Nachschlagewerk gedachten Universalenzyklopädie *Speculum maius* (dt.: ‚Größerer Spiegel') zwar an Hugos Wissenssystematik an, seine Rhetorikdarstellung ist jedoch stärker an der Isidors orientiert. Die Rhetorik wird im dritten Teilband, dem *Speculum doctrinale* (= *SpD*) (dt.: ‚Spiegel der Wissenschaften und Künste'), behandelt, der aus vier Makrobereichen besteht: Nach den traditionell an erster Stelle stehenden sprachlichen Fächern (Bücher II−III), denen im Gesamtvergleich am wenigsten Raum zukommt, geht es um die praktisch-ethischen Künste (Bücher IV−X), die mechanischen Artes (Bücher XI−XII) und die theoretischen Wissenschaften (Bücher XIII−XVII).

Die knappen Ausführungen zur Rhetorik weichen nicht von den Inhalten der von Vinzenz verwendeten Spezial- und Standardwerke ab: Seine Rhetorik- und Oratordefinitionen stimmen fast im Wortlaut mit denen Isidors überein, und nach einer Auflistung der fünf *officia oratoris* wendet auch Vinzenz sich primär inventionellen und elokutionellen Aspekten zu. Aufschlussreich sind die inhaltlichen Beziehungen zwischen den philologischen Wissenssektoren, zu denen Vinzenz neben den klassischen Triviumsfächern auch die Poetik zählt. Überschneidungen zwischen Rhetorik und Grammatik sind im *Speculum doctrinale* ebenfalls im Bereich der Figurenlehre zu finden. Während Vinzenz im Rahmen der Grammatik ausführlich auf verschiedene Figuren und Tropen eingeht, legt er im entsprechenden Rhetorikkapitel lediglich den Gebrauch von Wort- und Sinnfiguren zur Ausschmückung der Rede nahe (vgl. *SpD* III, CVIII). Die Verbindungen zwischen Rhetorik und Dialektik liegen primär im Bereich der Schlussverfahren, wobei Vinzenz enthymematische Verfahren sowohl in Dialektik- als auch in Rhetorikkapiteln thematisiert. Bei seinen Ausführungen zur Poetik behandelt er im Detail einzelne Wort- und Sinnfiguren, deren Einsatz er bei der Rhetorik im Rahmen der sprachlichen Ausgestaltung der Rede pauschal empfohlen hatte.

Vinzenz' Verschieben der fachlichen Grenzen der Rhetorik und seine Behandlung wichtiger Komponenten des rhetorischen Systems im Rahmen anderer philologischer Wissenssektoren deutet signifikante Entwicklungen voraus: Sie dokumentiert und demonstriert die sich im Lauf der folgenden Jh. vollziehende Dispersion des rhetorischen Systems und die Übernahme zentraler Systembestandteile durch affine Fachgebiete.

1.4. Neuzeit

1.4.1. Reisch: *Margarita philosophica* (1503)

In der Universalenzyklopädie *Margarita philosophica* (= *MaPh*) (dt.: ‚Philosophische Perle') bezieht der Kartäuserprior Gregor Reisch bei seinen Ausführungen zur Rhetorik auch neuere Werke und Entwicklungen ein (Andreini 1997). Sie entstand zwischen 1489 und 1496 als Produkt seiner Lehrtätigkeit an der Artistenfakultät der Universität Freiburg i. Br., an der er 1489 den Magistergrad erlangt hatte. An dieser philosophischen Eingangsfakultät, die jeder Studierende idealiter durchlaufen musste, um mit dem erforderlichen Grundwissen für das weiterführende Studium an den höheren Fakultäten für Recht, Theologie und Medizin ausgerüstet zu werden, waren zu Reischs Studien- und Lehrzeit sowohl die klassischen Triviums- und Quadriviumsfächer als auch die aristotelische Ethik, Naturphilosophie (Physik) und Metaphysik feste Bestandteile des Lehrangebots (vgl. hierzu Ruth 2001, 79 ff.).

Diese Fächerstruktur schlägt sich auch im Aufbau der 1503 in Freiburg erstmals gedruckten *Margarita philosophica* nieder: In Form eines Lehrdialogs präsentiert Reisch in zwölf Büchern grundlegende Informationen zu den Septem artes liberales (Bücher I–VII), zur Naturphilosophie (Buch VIII), Naturkunde (Buch IX), Physiologie (Buch X), Seelenlehre (Buch XI) und zur Ethik (Buch XII). Die Tatsache, dass der Rhetorik in Reischs Enzyklopädie am wenigsten, der Logik am meisten Raum zukommt, spiegelt die damalige Lehrsituation an den Artistenfakultäten wider – so bestand der artistische Kurs der Scholastik faktisch aus Logik, daneben Grammatik und Physik, während die anderen Fächer nur eine marginale Rolle spielten und bspw. die Rhetorik nicht einmal zu den Prüfungsfächern zählte (vgl. hierzu Lorenz 1985, 212 f.).

Bereits in der Erstausgabe der *Margarita philosophica*, die als früheste gedruckte illustrierte Enzyklopädie gilt, wird die im dritten Buch behandelte Rhetorik durch einen ganzseitigen Holzschnitt eingeführt (vgl. Abb. 57.1), auf dem sie in weiblich personifizierter Form und in Begleitung von wichtige Anwendungsbereiche verkörpernden Archegeten dargestellt wird (vgl. hierzu auch Büttner 2003, 276 f.; Stolz 2004, 547; Knape 2006, 56 ff.).

Aus dem Mund der Rethorica entspringen mit der Lilie und dem Schwert zwei Attribute, die verschiedene Interpretationen zulassen. Während sie für Büttner (2003, 277) die Lob- und Tadelrede symbolisieren, erkennt Stolz (2004, 247) in ihnen einen die geistliche Bildformel des Weltenrichters Christus adaptierenden Hinweis auf die Bedeutung der Rhetorik für die weltliche Gerichtsbarkeit. Für Knape (2006, 56) hingegen sind Lilie und Schwert Ausdruck der „zweiseitige[n] Konzeption der Rhetorik [1.] als Überzeugungskunst, die vor allem auf kämpferisches Argumentieren setzt, und [2.] als Sprachkunst, d. h. als Kunst schöner Rede, die das Blümen und Florieren von Texten pflegt"; diese Deutung wird gestützt von den Inschriften am Saum des mit Blumen gemusterten Gewands der Rethorica, die auf die rhetorischen Figuren (*colores*) sowie die deduktiven (*enthymema*) bzw. induktiven (*exempla*) Beweismittel hinweisen. Ihre Begleiter repräsentieren die verschiedenen Anwendungsbereiche der Rhetorik im Rechtswesen (Justinian; vgl. hierzu auch die Gürtelaufschrift *iusticia* [‚Gerechtigkeit']), in der Naturphilosophie (Aristoteles), Ethik (Seneca), Dichtung (Vergil) und Historiographie (Sallust) sowie auf dem Forum (Cicero).

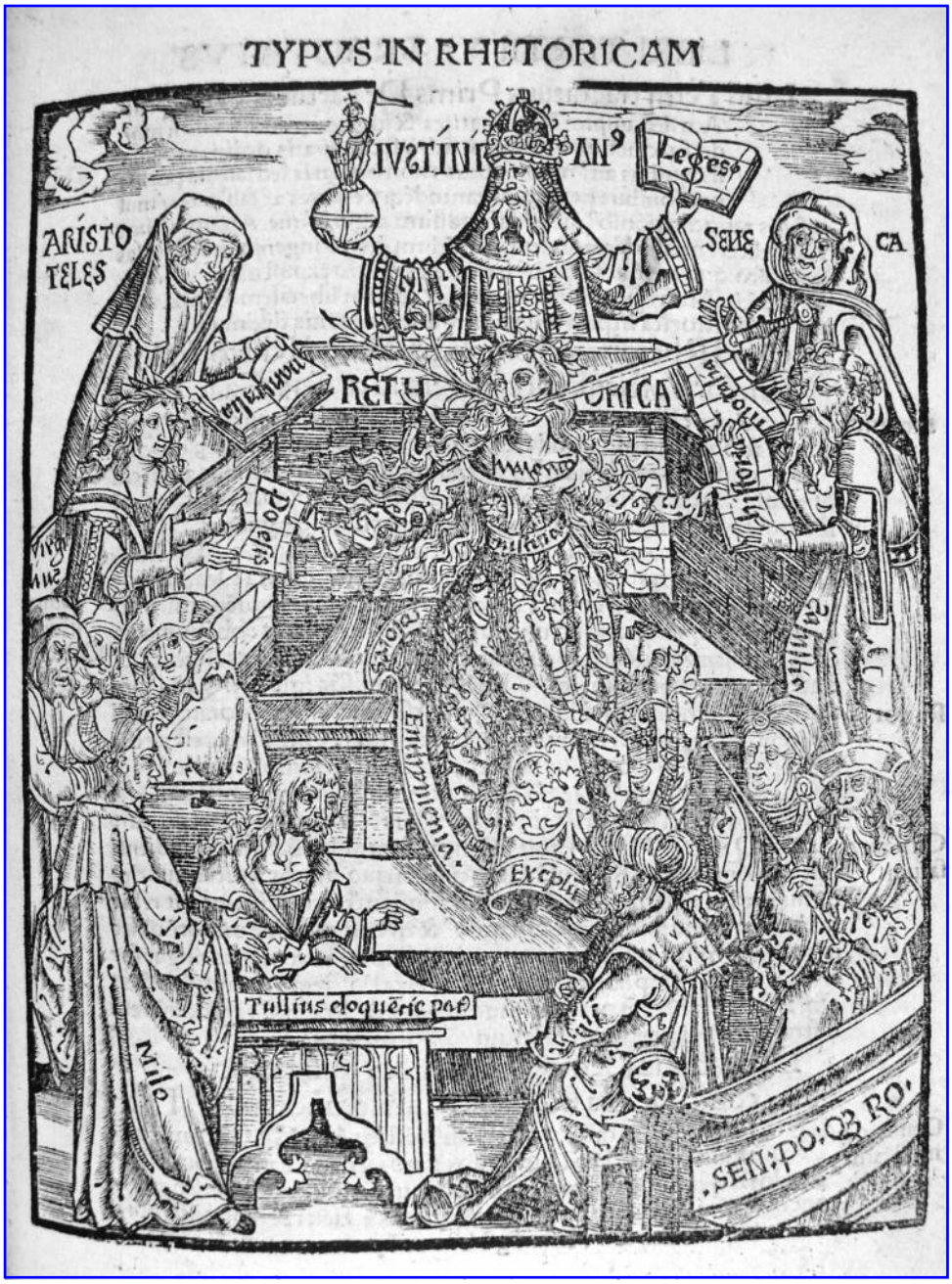


Abb. 57.1: Rhetorik-Illustration der *Margarita philosophica* (Reisch 1503, fol. d6[r])

Dem Holzschnitt folgen zwei unterschiedlich lange Traktate: Im längeren ersten wird das klassische, auf die mündlich hervorgebrachte Rede bezogene *officia*-System fokussiert, im kürzeren zweiten Bestandteile der seit etwa dem 12. Jh. auf der Grundlage der klassischen Rhetoriktradition entwickelten, auf die schriftliche Textproduktion bezogenen Briefstellerlehre (*ars dictaminis*); eine verwandte Makrostruktur liegt auch der ersten deutschsprachigen Gesamtrhetorik, Friedrich Riederers 1493 ebenfalls in Freiburg gedrucktem *Spiegel der wahren Rhetorik* (vgl. Knape 2000, 207 ff.), zugrunde, den Reisch vermutlich kannte. Der erste Traktat beginnt mit definitorischen Vorbemerkungen: Nach Nennung der von Isidor verbreiteten Definition der Rhetorik als „benedicendi scientia in civilibus quaestionibus: ad persuadendum iusta et bona" und der traditionellen Bestimmung des Orators als „vir bonus dicendi […] peritus" (*MaPh* III, I) geht es zunächst um die drei großen Funktionalgattungen, danach stehen die *officia oratoris* im Mittelpunkt: Im Rahmen der *inventio* werden die Redeteile behandelt, und einem kurzen *dispositio*-Kapitel folgt eine ausführliche Behandlung der *elocutio* und ihrer Teilgebiete. Nach der *pronuntiatio* wird die *memoria* thematisiert, die beiden letzten *officia* vertauschen in dieser Darstellung also ihren Platz. In der *Margarita philosophica* wird somit auf jedes einzelne *officium* gesondert eingegangen. Auch in Bezug auf das nächste Traktat weicht sie von früheren Enzyklopädien ab: Mit der Aufnahme der *ars dictaminis* werden auch neu aufgekommene Spezialisierungsentwicklungen der Rhetorik berücksichtigt, auch wenn Reisch lediglich in knapper Form verschiedene Briefteile umreißt.

Die von bedeutenden Humanisten gerühmte und durch eine beachtlich hohe Zahl an Nachdrucken, Neuauflagen, Übersetzungen und Raubdrucken verbreitete *Margarita philosophica*, die in kürzester Zeit zu einer der erfolgreichsten Enzyklopädien und zum meist genutzten Universitätslehrbuch des gesamten 16. Jh. wurde, enthält im Vergleich zu den bisher betrachteten Enzyklopädien nicht nur die ausführlichste Darstellung aller Bereiche des rhetorischen Makrosystems, sie stellt gleichzeitig auch die erste Kompilation dar, die nicht lediglich das an antike Verhältnisse angepasste Lehrgebäude der Rhetorik tradiert, sondern auch neuere Anwendungsbereiche mit einbezieht.

1.4.2. Alsted: *Encyclopaedia* (1630)

In seiner 1630 in Herborn erschienenen *Encyclopaedia septem tomis distincta* (= *Enc. std*) (dt.: ‚Siebenbändige Enzyklopädie') berücksichtigt der Philosophie- und Theologieprofessor Johann Heinrich Alsted ebenfalls neuere rhetoriktheoretische Entwicklungen. Ausgehend von seiner Bestimmung der Enzyklopädie als „methodica comprehensio rerum omnium, in hâc vitâ homini discendarum" [methodische Zusammenfassung aller Dinge, die der Mensch im Lauf seines Lebens zu lernen hat] (*Enc. std* I, I I), behandelt er sämtliche Gebiete, in denen der zeitgenössische Gelehrte sich seiner Ansicht nach auskennen muss − auch jene, die im damaligen akademischen Wissenschaftskanon nicht von Bedeutung sind (z. B. Kabbala, Tabacologie). Mit sechs philologischen Fachgebieten setzt in Bd. II die Darstellung der Einzelwissenschaften ein: Nach der Lexik (Buch V) geht es um die klassischen Triviumsfächer (Bücher VI−VIII), die Oratoria (Buch IX) und die Poetik (Buch X). Hinsichtlich der Kapitelanzahl dominieren Logik, der innerhalb des philologischen Fächerkreises die wichtigste Funktion zugewiesen wird (vgl. *Enc. std* I, II, III, reg. IV), und Grammatik, während die Rhetorik an letzter Stelle steht.

Alsted, der viele Jahre an der ramistisch geprägten *Hohen Schule zu Herborn* dozierte, ist bei seiner Behandlung der philologischen Wissenssektoren, besonders der Rhetorik und Logik, stark vom Ramismus beeinflusst, jener im 16. Jh. von Rudolph Agricola eingeleiteten und Petrus Ramus fortgesetzten Strömung, die auf eine methodische Einheitlichkeit aller Wissenschaften und eine klare Separierung der Triviumsfächer, speziell der Rhetorik und Logik bzw. Dialektik, abzielte (vgl. hierzu Knape 2000, 238 ff.). In seiner Enzyklopädie übernimmt er die ramistische Einteilung, welche die Rhetorik radikal auf die textuell-performativen Bereiche *elocutio* und *actio*/*pronuntiatio* reduziert, während der Logik mit der *inventio* und *dispositio* die kognitiven Sektoren des rhetorischen *officia*-Systems zukommen. Die *memoria* behandelt Alsted in Bd. VII als separate Kunst, womit deren in der spätmittelalterlichen Scholastik einsetzende Ausgliederung aus der Rhetorik und Entwicklung zu einer von der Rhetorik unabhängig behandelten Kunst in der *Encyclopaedia* ihren Niederschlag findet. In Alsteds Rhetorikkapiteln stehen zwei Instrumente der *elocutio* − Tropen und Figuren − und zwei der *actio*/*pronuntiatio* − Gestik und Stimme − im Mittelpunkt. Sein Hauptaugenmerk liegt auf dem elokutionellen Bereich, was auch durch seine Bestimmung der Rhetorik als „ars tradens modum ornandi orationem" [Kunst, welche die Art und Weise der Ausschmückung einer Rede lehrt] (*Enc. std* I, VII, I, praec.) belegt wird.

Diese reduktionistische Darstellung der Rhetorik steht in einem starken Kontrast zu der im nächsten Buch behandelten Oratoria, die bestimmt wird als „institutio eloquentiae" [Anweisung zur Beredsamkeit] (*Enc. std* I, IX, Sect. I, I praec.). In ihrem Rahmen werden sämtliche Teile des klassischen rhetorischen Systems abgedeckt; als deren Hauptaufgabe wird das „persuadere justa" [Überzeugen vom (Ge-)Rechten] genannt, und der Orator wird in expliziter Anlehnung an Cato als „vir bonus, dicendi peritus" bestimmt. (*Enc. std* I, Sect. I, I praec.; II reg.; Sect. II, II reg. I) Damit steht die Oratoria in Alsteds *Encyclopaedia* der Gesamtsicht klassischer Rhetorik inhaltlich näher als das mit *Rhetorica* bezeichnete, eloquenzrhetorisch beschränkte Wissensgebiet. Dieses auch von anderen Verfassern aufgegriffene Verfahren ermöglicht es ihm, die ramistische Reduktion der Rhetorik zu umgehen und unter dem terminologischen Deckmantel *Oratoria* die traditionellen Bereiche der Rhetorik darzulegen.

Die bereits in der Antike verbreitete terminologische Differenzierung zwischen *Rhetorica* und *Oratoria* setzt sich in der Folgezeit, v. a. zu Beginn des 18. Jhs., auch in den Nationalsprachen durch, wobei die Begriffe *Rhetorica*/*Rhetorik*/*Rhetoric* etc. meist zur Bezeichnung des theoretischen Regelsystems (besonders *elocutio* und *actio*/*pronuntiatio*) verwendet werden, während die Termini *Oratoria*/*Beredsamkeit*/*Eloquence* etc. mit der rhetorischen Praxis gleichgesetzt werden (vgl. hierzu Braungart/Pietsch 2003, 413 f.).

1.4.3. Zedlers *Universal-Lexicon* (18. Jh.)

Diese begriffliche Differenzierung wird auch in dem ab 1732 von dem Breslauer Buchhändler und Verleger Johann Heinrich Zedler herausgegebenen *Grossen vollständigen Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste* (= Zedler) aufgegriffen, das beim Abschluss im Jahre 1754 insgesamt 64 alphabetisch angeordnete Folianten und 4 Supplementbände umfasst. In dem in Bd. 31 (1742) publizierten Artikel zum Lemma *Rhetorick* wird eingangs auf die früher vorherrschende Unterscheidung zwischen *Rhetoric* als Theorie und *Oratorie* als Praxis der Rhetorik hingewiesen. Zwar würden diese Begriffe inzwi-

schen synonym gebraucht, wollte man dennoch zwischen Rhetorik und Oratorie differenzieren, so der Verfasser, „könnte man unter der Oratorie die gesammte Wissenschafft der Beredsamkeit, oder Eloquentz verstehen, und die Rhetoric als denjenigen Theil davon ansehen, worinnen die Ausdrückung [*elocutio*] und der manierliche Vortrag der Gedancken [*actio/pronuntiatio*], als das vornehmste Stück bey der Beredsamkeit gelehret wird“ (Zedler 1742, 1139).

Von wem dieser Artikel verfasst wurde, ist nicht bekannt, da alle Beiträger des *Universal-Lexicons* – verschiedene, von Zedler ausgewählte Fachgelehrte – anonym bleiben und heute nur z. T. rekonstruiert werden können. Sie schreiben, wie Johann Peter von Ludewig (1732, 6) im Vorwort zu Bd. 1 ankündigt, nicht ausschließlich für die gelehrte Welt. Das noch ganz vom humanistisch-literarischen Wissensbegriff geprägte Werk will vielmehr die Grenzen der an den höheren Bildungsstätten vermittelten Wissensgebiete übersteigen, um auch den interessierten, besonders aus Kreisen des Adels oder des gewerbetreibenden Bürgertums stammenden Laien mit punktuell und schnell nachschlagbaren, speziell auf dessen Bedürfnisse abgestimmten Informationen anzusprechen. Die Vorteile der alphabetischen Wissenspräsentation werden auch vom Leipziger Philosophieprofessor Carl Günther Ludovici, Hauptredakteur ab Bd. 19, hervorgehoben, er kündigt jedoch an, nach Abschluss des Werks einen „systematischen Zusammenbegriff oder Cörper aller Künste und Wissenschafften“ nachzuliefern, da ein gründlicher Gelehrter nicht nur seine eigene Wissenschaft, sondern ansatzweise auch die übrigen Wissenschaften und deren „Verwandtschafft unter einander“ kennen müsse (Ludovici 1739; ohne Paginierung).

Die Tatsache, dass dieser Plan nie verwirklicht wurde, verdeutlicht, zusammen mit anderen Faktoren, in welchem Maß Zedlers *Universal-Lexicon* ein Produkt seiner Zeit ist. Da das in der Neuzeit exponentiell anwachsende Wissen einem erstarkenden, zu geistiger Mündigkeit erwachenden Laienpublikum überschaubar und verständlich zugänglich gemacht werden musste, konnte sich in den Enzyklopädien des 18. Jhs. nicht nur die alphabetische gegenüber der bislang üblichen, systematisch nach Sachgebieten erfolgenden Wissensanordnung durchsetzen, sondern auch die Nationalsprachen gegenüber der bislang dominierenden Wissenschafts- und Gelehrtensprache Latein. Zedlers *Universal-Lexicon* mit seinen nach der Zufallsreihung des Alphabets angeordneten Beiträgen bietet wie andere *Enzyklopädische Lexika* – so Collisons (1966, 4) Bezeichnung für diese Werke – weder einen Einblick in den systematischen Zusammenhang der Wissenschaften und Künste noch eine komplexe, umfassende Darstellung der einzelnen Wissenssektoren mehr, sondern stellt diese mit gelegentlichen Querverweisen zu anderen Artikeln diffus und fragmentarisch dar.

Von dem erwähnten definitorischen *Rhetorick*-Artikel und zahlreichen anderen, sich auf spezielle Systembereiche (z. B. *elocutio*) oder Anwendungsgebiete (z. B. Predigerkunst) konzentrierenden Beiträgen hebt sich der Beitrag *Rede-Kunst* ab. Er ist im *Universal-Lexicon* als Hauptartikel zur Rhetorik anzusehen und umfasst drei ungleich große Makrobereiche: (1) einen Definitionsteil, dem ein Drittel der Gesamtdarstellung zukommt; (2) eine knappe Skizze des rhetorischen Systems; sowie (3) einen über die Hälfte der Darstellung einnehmenden Abriss der Rhetorikgeschichte. Der erste Teil beginnt mit der selben Definition der Redekunst bzw. Oratorie, die Fabricius in seiner *Philosophischen Oratorie* (1724) präsentiert und die auf verschiedene System- und Wirkungsbereiche hindeutet: Sie wird bestimmt als „eine vernünfftige Anweisung zur Beredsamkeit, das ist, zu der Geschicklichkeit, solche Wörter zu gebrauchen, welche mit unsern Gedan-

cken genau überein kommen, und in solcher Ordnung mit solcher Art seine Gedancken fürzustellen, dass in denen, die unsere Worte hören oder lesen, eben die Gedancken und Regungen entstehen, die wir ihnen beybringen wollen“ (Zedler 1741, 1605; vgl. Fabricius 1724, Vorber. § 1). Neben dem Aufgreifen der klassischen *ars persuadendi*-Auffassung enthält diese Bestimmung zwei signifikante neue Elemente: Zum einen wird die *elocutio* priorisiert und an erster Stelle umschrieben („solche Wörter zu gebrauchen“), zum anderen wird der Zuständigkeitsbereich der Rhetorik explizit auf den schriftlichen Bereich („hören oder *lesen*“) ausgedehnt, was allerdings insofern kein Novum darstellt, als die Rhetorik als allgemeine Theorie der Kunstprosa implizit schon immer auch für die bloß schriftliche Textproduktion und −analyse herangezogen wurde. Nach weiteren definitorischen Vorbemerkungen endet der erste Teil mit dem von Fabricius übernommenen Hinweis, dass die Rhetorik „eine der nöthigsten und nützlichsten Wissenschafften“ ist (Zedler 1741, 1606; Fabricius 1724, Vorber. § 5). Während auch der dritte und letzte Teil des Artikels − ein ausführlicher Abriss der Rhetorikgeschichte von der griechisch-römischen Antike bis zu Theoretikern und Praktikern der Gegenwart − der *Philosophischen Oratorie* entlehnt ist (vgl. Fabricius 1724, Vorber. §§ 19 ff.), auf die am Ende des Artikels verwiesen wird, weicht der zweite, spezielle Teil von Fabricius' Darstellung ab. Hier werden zunächst die drei Funktionalgattungen thematisiert, danach geht es um fünf Teile, auf die die „Lehren der Kunst zielen“ (Zedler 1741, 1606): Invention, Disposition, Elocution, Exornation − ein Spezialgebiet der Elocution − und Action, welche ausschließlich auf die Gestik bezogen wird. Während der *elocutio* durch die separate Aufführung eines ihr unterstellten Bereichs doppeltes Gewicht zukommt, werden weder *pronuntiatio* noch *memoria* in diesem Beitrag erwähnt. Zwar wird die *pronuntiatio* in dem vermutlich von einem anderen Verfasser stammenden Beitrag *Pronuntiation* explizit auf die Redekunst bezogen, doch im *Gedächtniß-Kunst*-Artikel fehlen jegliche Verweise auf die Redekunst bzw. Rhetorik. Der *Redekunst*-Artikel ist damit nicht nur für die Fortsetzung der ramistischen *elocutio*-Fokussierung ein beispielhaftes Dokument, sondern auch für die zunehmende Desintegration des rhetorischen Systems sowie die Verselbständigung einzelner rhetorischer Systemkomponenten.

1.4.4. Diderot/d'Alembert: *Encyclopédie* (18. Jh.)

Die von Denis Diderot und Jean Lerond d'Alembert ab 1751 herausgegebene, bei der Fertigstellung im Jahre 1772 17 alphabetisch angeordnete Text- und 11 Tafelbände umfassende *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* enthält zwei Hauptbeiträge zur Rhetorik: den von einem unbenannten Verfasser stammenden Artikel *Rhétorique* (‚Rhetorik[theorie]‘) sowie den von Voltaire eingereichten Beitrag *Éloquence* (‚Beredsamkeit‘); daneben gibt es weitere Artikel, die sich auf einzelne Aspekte der Rhetorik (z. B. den Orator) konzentrieren. Die aufklärerische Programmatik der Herausgeber, die mit der *Encyclopédie* alte Denkstrukturen in Wissenschaft und Gesellschaft abzulösen suchten durch die Prüfung und Infragestellung überlieferter Werte, Normen, Konventionen, Regeln, Theorien, Autoritäten und Institutionen (vgl. Diderot 1755, 644), scheint in diesen beiden Rhetorikbeiträgen mit unterschiedlicher Intensität durch.

Der *Rhétorique*-Artikel, in dem die Rhetorik als Kunst des Redens *und* des Schreibens ohne persuasive Zweckbestimmung aufgefasst wird (vgl. Diderot/d'Alembert 1765, 250) und der im Kern aus einer Aneinanderreihung verschiedener, teilweise inkorrekt wieder-

gegebener Rhetorikbestimmungen besteht, endet in Anlehnung an Cicero und Quintilian mit dem Hinweis, dass die Gebote bzw. Regeln der Rhetorik, die ohnehin aus der Beobachtung erfolgreicher naturwüchsiger Beredsamkeit entstanden seien, das Talent (*nature*) als eine Art Leitfaden zwar erheblich fördern und festigen könnten, ohne Talent jedoch von keinem Nutzen seien (vgl. Diderot/d'Alembert 1765, 250).

Die damit angesprochene Frage, ob die Naturanlage (*natura*) oder das durch das Studieren von Regeln und Lehrsätzen erworbene rhetorische Können (*ars*) wichtiger ist, spielte im Rahmen rhetorik- und kunsttheoretischer Reflexionen zwar schon immer eine zentrale Rolle, doch unter dem Vorzeichen der aufklärerischen Genieästhetik schlägt diese Diskussion eine neue, für die Rhetorik folgenreiche Richtung ein. Mit der Durchsetzung des Geniekonzepts in der französischen Klassik werden *natura* und *ars* des Redners, Dichters oder Künstlers nicht mehr als komplementär angesehen, sondern die *natura* wird auf Kosten der *ars* aufgewertet. Das Genie wird als von Natur aus talentiert angesehen, es untersteht keiner Maßregelung durch Kunstvorschriften, sondern setzt die Regeln selbst (vgl. Ostermann 2002, 89 ff.; Neumann 2003, 167 f.). In Voltaires *Éloquence*-Artikel schimmert dieser Ansatz immer wieder durch, besonders deutlich in seiner polemischen Schlussbemerkung: „Il y auroit encore bien des choses à dire sur l'*éloquence*, mais les livres n'en disent que trop; & dans un siecle éclaire, le génie aidé des exemples en sait plus que n'en disent tous les maîtres" [Es gäbe noch viel zu sagen über die Beredsamkeit, doch Bücher sind oft geschwätzig, und in einem aufgeklärten Zeitalter weiß das von Beispielen geleitete Genie mehr, als alle Lehrer ihm beibringen könnten] (Voltaire 1755, 531).

Den Grundstein für diese kritische Betrachtung der rhetorischen Ars legt d'Alembert bereits in seiner Einleitung zur Encyclopédie: Weil die Beredsamkeit eine natürliche Begabung darstellt, so die Argumentation, kann sie keine Wissenschaft oder Kunst sein, die durch Regeln erlernt wird. „C'est à peu près comme si on eût voulu réduire le génie en préceptes" [Das käme ja beinahe einer Einzwängung des Genies in starre Vorschriften gleich] (d'Alembert 1751, x). Die Rhetorik, die vorgibt, die Regeln der Beredsamkeit zu vermitteln, beansprucht damit, das Unmögliche zu lehren und ist damit als Ars, als Inbegriff von Könnerschaft aufgrund von erlernten Regeln, hinfällig. D'Alembert (1751, x) fordert aus diesem Grund sogar, die Rhetorik aus dem (in der *Encyclopédie*-Einleitung entfalteten) System des menschlichen Wissens zu verbannen. Solche disziplinskeptischen Stimmen zur Rhetorik, die sich bis zum Ende des 18. Jhs. häufen und drastisch verschärfen sollten, tragen neben zahlreichen anderen Faktoren dazu bei, dass die Rhetorik im 19. Jh. ihren Status als wissenschaftliche Disziplin verliert.

1.4.5. Rhetorikdarstellungen im *Brockhaus* seit dem 19. Jh.

Die Rhetorikdarstellungen, die zwischen dem 19. und dem 21. Jh. in einem der Prototypen des modernen deutschsprachigen Enzyklopädischen Lexikons erscheinen − dem seit 1809 im Brockhaus-Verlag herausgegebenen *Konversationslexikon* (ab 1928: *Der Große Brockhaus*, ab 1966: *Brockhaus Enzyklopädie*) −, offenbaren, wie der folgende kursorische Überblick zeigt, weniger einen Abbruch der rhetorischen Tradition als vielmehr einen allgemeinen Funktionswandel der Rhetorik.

In den Rhetorikbeiträgen, die in der ersten Hälfte des 19. Jhs. im *Konversationslexikon* erscheinen, wird die terminologische Unterscheidung zwischen der rhetorischen Pra-

xis (*Beredsamkeit*) und der rhetorischen Theorie (*Rhetorik*, *Redekunst*) fortgesetzt, und beide Aspekte werden in gesonderten Lemmata behandelt. Die Rhetorik wird dabei sowohl als *ars persuadendi* als auch als *ars bene dicendi* aufgefasst: sie gilt als Kunst, dem auf Überzeugung bzw. Willenslenkung abzielenden Prosatext die angemessene sprachliche Form oder ‚Einkleidung' zu geben. Obwohl per definitionem auf die Produktion schriftlicher *und* mündlicher Texte bezogen, wird die Rhetorik in nuce als allgemeine Stilistik, als Lehre für die Komposition schriftlicher Texte dargestellt, denn die Beiträge fokussieren hauptsächlich Grundsätze derjenigen *officia*, die für die schriftliche Textproduktion relevant sind, also *inventio*, *dispositio* und v. a. *elocutio*. Neben den klassischen drei Funktionalgattungen wird eine Reihe anderer rhetorischer Textsorten aufgeführt, z. B. akademische und religiöse Reden, Gespräche, Abhandlungen, Aufsätze und Lehrbücher. Mit Verweis auf Kant wird auch die Frage aufgegriffen, ob die Rhetorik bzw. Redekunst als rein zweckmäßige, überredend-manipulative Kunst im Gegensatz zu der zweckfreien Poetik bzw. Dichtkunst zum Kreis der Schönen Künste gehöre. (vgl. hierzu z. B. F. A. Brockhaus 1822a, 667 ff.; 1822b, 74 ff.)

Mit dem Niedergang der Rhetorik als wissenschaftliche Disziplin, der in Europa ab 1830 zu verzeichnen ist, wird diese Diskussion obsolet. Sie taucht in den ab der zweiten Hälfte des 19. Jhs. im Brockhaus-Verlag herausgegebenen Enzyklopädischen Lexika nicht mehr auf. Neu ist die Einführung eines weiten und engen Rhetorikbegriffs. Im weiteren Sinn wird die Rhetorik als allgemeine Kompositions- bzw. Stillehre, als *ars bene dicendi*, als Kunst des eloquenten prosaischen Rede- und Schreibstils aufgefasst, bei der elokutionelle Komponenten (Periodenbau, Redefiguren etc.) im Vordergrund stehen. Im engeren Sinn wird die Rhetorik traditionell als auf Persuasion, auf Überzeugung und Willenslenkung ausgerichtete *Rede*lehre begriffen, in deren Zusammenhang alle fünf *officia oratoris* – also auch die *memoria* – genannt werden. Als rhetorische Textsorten werden aufgeführt: historische Werke, Abhandlungen und Briefe sowie Reden, für die verschiedene Subgenera – Staats-, Gerichts- und Prunkrede bzw. geistliche und weltliche (i. e. politische, gerichtliche) Rede – genannt werden. (vgl. hierzu z. B. F. A. Brockhaus 1882, 790; 1886, 673)

1933 erscheint im *Großen Brockhaus* ein Beitrag zur Rhetorik, der sich von früheren Darstellungen stark unterscheidet – einerseits durch die Aufnahme nationalsozialistischer Rhetorikkonzepte, andererseits durch die Reintegration klassischer Rhetorikkonzepte. Der weite Rhetorikbegriff ist in diesem Beitrag völlig verschwunden, und der Terminus *Redekunst* wird als Oberbegriff für die Theorie und Praxis der auf Persuasion, auf Gefühls- und Willenslenkung des Zuhörers ausgerichteten *Rede* aufgefasst. Diese Art von Rede unterscheidet der Verfasser – wie auch Adolf Hitler (vgl. hierzu Pabst-Weinschenk 1993, 398 f.) – explizit vom rein belehrenden, sich an den Verstand wendenden wissenschaftlichen Vortrag. Eine Distanzierung von den vorherrschenden nationalsozialistischen Redepraktiken und Rhetorikkonzepten wird erkennbar in der Einführung des Demagogik-Begriffs, der auf solche Redner appliziert wird, die gegen ihre Überzeugung sprechen oder niedere Ziele verfolgen (zum liberalen Verhältnis der Reichsschrifttumskammer (RSK) und der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums (PPK) zum Brockhaus-Verlag vgl. u. a. Keiderling 2005, 161 ff.). Der Einfluss der 1922 begründeten Sprecherziehung, welche die antike Rhetoriktradition aufgriff und zu modernisieren versuchte (vgl. hierzu z. B. Pabst-Weinschenk 1993, 44 ff.), zeigt sich daran, dass die klassischen fünf *officia* in diesem Beitrag nicht nur in ihren Grundzügen behandelt, sondern auch an aktuelle Kommunikationsverhältnisse

angepasst werden (z. B. Stichwortzettel anstelle des Auswendiglernens der Rede). (vgl. F. A. Brockhaus 1933, 465 ff.)

In allen nach dem Zweiten Weltkrieg erschienenen Brockhaus-Rhetorikbeiträgen werden die Termini *Redekunst* bzw. *Rhetorik* weiter als Oberbegriffe für die rhetorische Theorie und Praxis der auf Überzeugung ausgerichteten Rede aufgefasst; der Begriff der *Persuasion* wird ab 1980 explizit eingeführt (vgl. F. A. Brockhaus 1980, 372). Auch die klassischen *officia* werden in allen Darstellungen als wichtigstes systematisches Einteilungsprinzip der Rhetorik vorgestellt und behandelt. In den Darstellungen der 1950er und 1970er Jahre macht sich die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Redepraktiken insofern bemerkbar, als Aspekte wie die Demagogik (verstanden als verantwortungsloser Umgang mit der Rhetorik), die Berücksichtigung möglicher Gegenmeinungen sowie die freie Meinungsbildung und -äußerung eine tragende Rolle spielen. In den Rhetorikbeiträgen der 1970er und 1980er Jahre gibt es noch Querverweise zu Artikeln über Sprechkunde und Sprecherziehung; neuere Strömungen, Forschungsbereiche und Institutionen, welche die Rhetorik als wissenschaftliche Disziplin neu zu begründen bzw. die rhetorische Tradition fortzusetzen versuchen (z. B. New *Rhetoric*, *Tübinger Rhetorik*), werden seit 1980 in die entsprechenden Beiträge aufgenommen. Seit 1992 unterscheiden sich die in der *Brockhaus-Enzyklopädie* erscheinenden Rhetorikbeiträge lediglich hinsichtlich der Aktualisierung der bibliographischen Angaben, unter denen auch moderne Nachschlagewerke zur Rhetorik zu finden sind. (vgl. F. A. Brockhaus 1956, 597 f.; 1972, 521 f.; 1980a, 372; 1980b, 472; 1992, 368 ff.; 1998, 345 ff.; 2006, 101 ff.)

2. Moderne Nachschlagewerke zur Rhetorik (20. Jh.)

Die wissenschaftliche Wiederbelebung und Fortsetzung der rhetorischen Tradition, die in den USA zu Beginn, in Europa ab der Mitte des 20. Jhs. einsetzt, schlägt sich auch nieder im Erscheinen einer großen Zahl von fachwissenschaftlich ausgelegten Nachschlagewerken zur Rhetorik. Bei diesen Werken, die abzugrenzen sind gegenüber populärwissenschaftlichen Rhetorikratgebern und rhetorikgeschichtlich ausgerichteten Lese- und Arbeitsbüchern, können drei Hauptgruppen differenziert werden: (1) historisch-lexikographisch ausgelegte Wörterbücher zu rhetorischem Fachvokabular; (2) literaturwissenschaftlich-poetologisch ausgelegte Stil- und Figurenlexika; sowie (3) Nachschlagewerke zur Rhetorik im engeren Sinn. Aus der Fülle dieser in nahezu allen Sprachen vorliegenden Nachschlagewerke seien nachfolgend exemplarisch wichtige Publikationen des englischen, französischen und deutschen Sprachraums vorgestellt.

2.1. Historisch-lexikographisch ausgelegte Rhetorikwörterbücher

Die erste Gruppe umfasst allgemein ausgerichtete Rhetoriklexika, die entweder die Fachterminologie autoritativer Rhetoriktheoretiker oder die rhetorische Nomenklatur einer bestimmten Epoche fokussieren und meist mit definierenden Belegstellen erläutern. Repräsentative Werke dieser Gruppe sind der 1962 erschienene Nachdruck von Ernestis zweibändigem Lexikon zur klassischen griechischen und lateinischen Rhetorikterminologie (1795: *Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae*, 1797: *Lexicon technologiae Latino-*

rum rhetoricae), Wartelles Wörterverzeichnis zu Aristoteles' *Rhetorik* (*Lexique de la „Rhétorique" d'Aristote*, 1982), Zundels Index zum Begriffsinventar von Quintilians *Institutio oratoria* (*Clavis Quintilianea*, 1989) sowie das 1998 publizierte *Rhetorik-Vokabular zur zweisprachigen Terminologie in älteren deutschen Rhetoriken*, in dem Knape und Sieber „wesentliche Teile der rhetorischen Fachterminologie aus den älteren deutschsprachigen Rhetoriken bis zur 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts" erfassen (Knape/Sieber 1998, 5).

2.2. Stil- und Figurenlexika

Zur zweiten Gruppe zählen poetologisch-literaturwissenschaftlich ausgerichtete Lexika und Nachschlagewerke, die sich primär auf den *elocutio*-Bereich der Rhetorik, besonders die Figurenlehre, konzentrieren und häufig um einen knappen allgemeinen, historisch-systematischen Teil ergänzt sind.

Für den englischen Sprachraum ist Lanhams *A handlist of rhetorical terms* (1. Aufl. 1968; 2. Aufl. 1991; Nachdr. 2000) zu nennen. Es besteht aus einem alphabetischen, überwiegend den Figuren und Tropen gewidmeten Teil mit griechischen, lateinischen und englischen Lemmata. Die einzelnen Einträge bestehen aus Definitionen und Beispielsätzen, die der einschlägigen Fachliteratur bzw. dem englischen Literaturkanon entnommen sind. Dem lexikalischen Teil folgen eine knappe Skizze der Hauptbestandteile des rhetorischen Systems, ein typologisch geordnetes Stichwortverzeichnis sowie eine Zeittafel zu den wichtigsten Autoritäten von Gorgias bis Perelman/Olbrechts-Tyteca.

Als wichtiges französischsprachiges Stil- und Figurenlexikon ist − neben Moriers *Dictionnaire de poétique et de rhétorique* (1. Aufl. 1961; 2. Aufl. 1975; 3. Aufl. 1981; 4. Aufl. 1989; 5. Aufl. 1998) und Moliniés *Dictionnaire de rhétorique* (1992) − *Pougeoises Dictionnaire de rhétorique* (2001) zu nennen. Mit seinem Lexikon will Pougeoise (2001, 10) den bspw. von Morier und Molinié vertretenen engen, auf die Figuren beschränkten Rhetorikbegriff sprengen und auch allgemeine rhetorische sowie argumentationstheoretische Fachtermini (z. B. Pathos, Epicheirem) berücksichtigen. Der Großteil der ca. 400 Lemmata ist allerdings elokutionellen Fragen gewidmet. In den Artikeln finden sich neben den Bestimmungen klassischer Autoritäten auch Definitionen zeitgenössischer Autoren (z. B. Barthes). Die Exempel entstammen nahezu ausschließlich dem französischen Literaturkanon. Dem lexikalischen Teil folgen ein Literatur- und ein Stichwortverzeichnis.

Für den deutschen Sprachraum ist Harjungs 2000 erschienenes *Lexikon der Sprachkunst* zu nennen, in dem ca. 250 (über 100 Sammelbegriffen zugeordnete) Hauptlemmata zum Bereich der Figuren, Tropen und des Stils definiert, teilweise etymologisch hergeleitet und anhand von Beispielen aus dem deutschen Literaturkanon erläutert werden. Lausbergs 1960 publiziertes *Handbuch der literarischen Rhetorik* nimmt in dieser Gruppe von Nachschlagewerken eine Sonderstellung ein. Mit diesem zweibändigen Werk, das einen wesentlichen Beitrag zur Wiederbelebung und Fortsetzung der rhetorischen Tradition in Europa geleistet hat und inzwischen in dritter Auflage und zahlreichen Übersetzungen vorliegt, arbeitet Lausberg die antike Rhetorik systematisch als Grundlagendisziplin der Literaturwissenschaft auf, um Philologen ein Hilfsmittel für die Textinterpretation an die Hand zu geben (vgl. Lausberg 1960, 7; 24). Der erste Band ist systematisch aufgebaut − er schreitet von allgemeinen Vorbemerkungen (§§ 1−31) zu dem der Rhetorik gewidmeten, an Quintilian orientierten Hauptteil (§§ 32−1155) und schließt mit Para-

graphen zur Poetik ab (§§ 1156–1242). Im Teil zur Rhetorik kommen der *elocutio* – gemäß der literaturwissenschaftlichen Ausrichtung des Werks – über die Hälfte der Paragraphen zu. Lausberg ergänzt seine Definitionen durch Bestimmungen und Belegstellen aus antiken Quellen. Der zweite Band besteht aus einem Abkürzungs- und einem Literaturverzeichnis sowie einem alphabetischen Begriffsregister mit lateinischem, griechischem und französischem Vokabular.

2.3. Nachschlagewerke zur Rhetorik im engeren Sinn

Zur dritten Gruppe zählen Nachschlagewerke, die das Phänomen Rhetorik in historisch-systematischer Perspektive vollständig zu erfassen suchen.

Bedeutende Werke des englischen Sprachraums sind u. a. die 1996 von Enos herausgegebene *Encyclopedia of rhetoric and composition* sowie die 2001 von Sloane edierte *Encyclopedia of rhetoric*. Mit ihrem einbändigen Nachschlagewerk legt Enos eine interdisziplinäre Einführung in die wichtigsten Epochen, Autoritäten, Konzepte und Anwendungsgebiete der Rhetorik vor (vgl. Enos 1996, vii). Die knapp 500 alphabetisch angeordneten Artikel, die häufig mit bibliographischen Angaben und Querverweisen zu anderen Stichworten versehen sind, unterteilt Enos (1996, viii) in vier Typen: (1) Kurzdefinitionen (*brief identifications*) bestimmter Figuren, Fachtermini, Konzepte, Personen etc.; (2) ausführliche Kommentare (*elaborated notes*) zu komplexeren Themengebieten und Theorieansätzen (z. B. *Hermeneutik)*; (3) vertiefte Abhandlungen (*essays*) zu bedeutenden Personen, Theoriebereichen und Forschungsansätzen (z. B. Aristoteles); sowie (4) umfangreiche Forschungsartikel (*full articles*) zu bestimmten Epochen, affinen Disziplinen oder zentralen Begriffen (z. B. *Persuasion*). Sloane (2001, xi) verzichtet in seinem einbändigen, alphabetisch angeordneten Nachschlagewerk bewusst auf biographische Einträge, um eine abstrahierte Darstellung der Rhetorik präsentieren zu können. Das mit einem Autoren- und Stichwortverzeichnis ausgestattete Werk enthält ca. 200 um bibliographische Angaben ergänzte Beiträge unterschiedlicher Länge, die Sloane (2001, 799 ff.) in einer abschließenden synoptischen Inhaltsübersicht sechs Kategorien zuordnet: (1) Überzeugungsmittel (Ethos, Pathos, Logos); (2) *officia oratoris*; (3) Hauptprinzipien (Persuasions- und Eloquenzrhetorik, Redegenera); (4) verwandte Themenbereiche und Forschungsfelder (z. B. Musik); (5) Techniken und Grundsätze (z. B. Figurenlehre); sowie (6) Rhetorikgeschichte.

Ein Standardwerk in deutscher Sprache ist das ca. 1400 Lemmata umfassende, auf neun Bände sowie einen Supplement- und Registerband ausgelegte *Historische Wörterbuch der Rhetorik*, das Ueding seit 1992 herausgibt. Das als Grundlagenwerk für Rhetoriker und Wissenschaftler benachbarter Disziplinen konzipierte Wörterbuch ist interdisziplinär ausgelegt und erfasst, so Ueding (1992, VI), „alle wirkungsgeschichtlich bedeutsamen rhetorischen Kategorien und Begriffe"; Personenartikel sind nicht vorgesehen. Drei Artikeltypen werden unterschieden: (1) kürzere Definitionsartikel zu zentralen, bedeutungskonstanten Begriffen (z. B. *Hyperbel*, *Partitio*); (2) überblicksartige Sachartikel zu historisch oder gegenwärtig bedeutsamen Bereichen (z. B. *Ellipse*, *Talkshow*); sowie (3) umfangreiche Forschungsartikel, die wichtige Stichwörter (z. B. *Angemessenheit*, *Argumentation*) problemorientiert und in historisch-systematischer Perspektive darstellen (vgl. Ueding 1992, VII; Kalivoda 2001, 239). Die Einträge enthalten nach dem Stichwort deutsche, lateinische, französische, englische und italienische Entsprechungswörter (so-

fern existent), einen definitorischen und einen historischen Teil sowie Literaturhinweise und Querverweise zu anderen Stichworten. Artikel- und Autorenverzeichnisse schließen die einzelnen Bände ab.

3. Fazit

Als *specula sapientiae*, als kaleidoskopartig präsentierte Widerspiegelungen des für wichtig und wesentlich erachteten Wissens, geben die betrachteten wissensliterarischen Werke authentisch Auskunft über Rolle, Rang und fachliche Konturierung der Rhetorik im Wissenssystem verschiedener Epochen. Während die in den Blick genommenen Universalenzyklopädien zentrale Stationen der Rhetorikgeschichte − u. a. ihre christlich motivierte Unterordnung unter geistliche Zwecke, das Aufkommen neuartiger rhetorischer Spezialgebiete, die perpetuierliche Konkurrenz durch affine Fachgebiete, die Verdrängung der Rhetorik aus dem Wissenschaftssystem sowie ihre Rehabilitierung − nachzeichnen, offenbaren die charakterisierten fachspezifischen Nachschlagewerke das tripolare Spannungsfeld, in dem sich die moderne Rhetorik befindet: Zwischen (1) *Historizität*, d. h. einer auf die rhetorische Terminologie fixierten Geschichtlichkeit des Fachs, (2) *Restriktivität* bzw. *Appendizität*, d. h. dem der vulgären Rhetorikauffassung entsprechenden, eingeschränkten Konzept der literarischen Rhetorik und ihrer Rolle als Anhängsel der Literaturwissenschaft und schließlich (3) *Aktualität* bzw. *Modernität*, d. h. den von dem über Jahrtausende akkumulierten, in nuce immer noch gültigen sachlichen Kernbestand des Fachs ausgehenden Ansätzen, die auf Rehabilitierung, Neukonturierung, Modernisierung und Neupositionierung der Allgemeinen Rhetorik im gegenwärtigen Wissenssystem abzielen.

4. Literatur (in Auswahl)

d'Alembert, Jean le Rond (1751): Discours préliminaire des editeurs. In: Denis Diderot/Jean le Rond d'Alembert (eds.): Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers […]. Faks.-Neudruck. d. ersten Aufl. v. 1751−1780. Bd. 1: A−Az. Stuttgart-Bad Cannstatt 1966, i−xlv. [Dt. Übers. hrsg. u. eingel. v. Erich Köhler. Aus dem Frz. v. Annemarie Heins. 2., durchges. Aufl. Hamburg 1975 (Philosophische Bibliothek, 242)].

Alsted, Johann Heinrich (1630): Encyclopaedia [septem tomis distincta]. Faks.-Neudr. d. Ausg. Herborn 1630 in 4 Bänden. Mit e. Vorw. v. Wilhelm Schmidt-Biggemann u. e. Bibliographie v. Jörg Jungmayr. Bd. 1. Stuttgart-Bad Cannstatt 1989 (zitiert als *Enc. std I*).

Andreini, Lucia (1997): Gregor Reisch e la sua ‚Margarita philosophica'. Salzburg (Analecta Cartusiana, 138).

Braungart, Georg/Lutz-Henning Pietsch (2003): Oratorie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 412−416.

Brockhaus (1822a): Beredsamkeit. In: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon). 5. Orig.-Aufl. 3. Abdr. Bd. 1: A−Boy. Leipzig, 667−668.

Brockhaus (1822b): Redekunst. In: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon). 5. Orig.-Aufl. 3. Abdr. Bd. 8: R−Seer. Leipzig, 74−76.

Brockhaus (1882): Beredsamkeit. In: Brockhaus' Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. 13., vollst. umgearb. Aufl. Bd. 2: Arras−Bibelerklärung. Leipzig, 790.

Brockhaus (1886): Rhetorik. In: Brockhaus' Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. 13., vollst. umgearb. Aufl. Bd. 13: Phraates–Rußkohle. Leipzig, 673.
Brockhaus (1933): Redekunst. In: Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15., völlig neubearb. Aufl. v. Brockhaus' Konversations-Lexikon. Bd. 15: Pos–Rob. Leipzig, 465–466.
Brockhaus (1956): Redekunst. In: Der Große Brockhaus in 12 Bänden. 16., völlig neubearb. Aufl. Bd. 9: Pas–Rim. Wiesbaden, 597–598.
Brockhaus (1972): Redekunst. In: Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden. 17., völlig neubearb. Aufl. des Grossen Brockhaus. Bd. 15: Por–Ris. Wiesbaden, 521–522.
Brockhaus (1980a): Redekunst. In: Der Grosse Brockhaus in 12 Bänden. 18., völlig neubearb. Aufl. Bd. 9: Phb–Sac. Wiesbaden, 372.
Brockhaus (1980b): Rhetorik. In: Der Grosse Brockhaus in 12 Bänden. 18., völlig neubearb. Aufl. Bd. 9: Phb–Sac. Wiesbaden, 472.
Brockhaus (1992): Rhetorik. In: Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden. 19., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 18: Rad–Rüs und dritter Nachtrag. Mannheim, 368–370.
Brockhaus (1998): Rhetorik. In: Brockhaus. Die Enzyklopädie in 24 Bänden. 20., überarb. u. aktualis. Aufl. Bd. 18: Rah–Saf. Leipzig/Mannheim, 345–347.
Brockhaus (2006): Rhetorik. In: Brockhaus Enzyklopädie in 30 Bänden. 21., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 23: Rent–Santh. Leipzig/Mannheim, 101–103.
Büttner, Frank (2003): Die Illustrationen der *Margarita Philosophica* des Gregor Reisch. Zur Typologie der Illustration in gedruckten enzyklopädischen Werken der Frühen Neuzeit. In: Frank Büttner/Markus Friedrich/Helmut Zedelmaier (Hrsg.): Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen: Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit. Münster, 269–299 (Pluralisierung & Autorität, 2).
Cassiodor (6. Jahrhundert): Institutiones divinarum et saecularium litterarum/Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften [lat./dt.]. 2 Bde. Übers. u. eingel. v. Wolfgang Bürsgens. Freiburg u. a. 2003 (Fontes Christiani, 39) (zitiert als *Inst. div.*).
Collison, Robert (1966): Encyclopaedias: Their history throughout the ages. A bibliographical guide with extensive historical notes to the general encyclopaedias issued throughout the world from 350 B. C. to the present day. 2. Aufl. New York/London.
Diderot, Denis (1755): Encyclopédie. In: Denis Diderot/Jean le Rond d'Alembert (eds.): Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers […].Faks.-Neudr. d. ersten Aufl. v. 1751–1780. Bd. 5: Do–Es. Stuttgart-Bad Cannstatt 1966, 635–648. [Dt. Übers. im Fliestext tw. aus: Selg/Wieland (2001), 68–89.]
Diderot, Denis/Jean le Rond d'Alembert (1765): Rhétorique. In: Denis Diderot/Jean le Rond d'Alembert (eds.): Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers […]. Faks.-Neudr. d. ersten Aufl. v. 1751–1780. Bd. 14: Reg–Sem. Stuttgart-Bad Cannstatt 1967, 250.
Dolch, Josef (1971): Lehrplan des Abendlandes. Zweieinhalb Jahrtausende seiner Geschichte. 3. Aufl. Ratingen.
Englisch, Brigitte (1994): Die Artes liberales im frühen Mittelalter (5.–9. Jh.). Das Quadrivium und der Komputus als Indikatoren für Kontinuität und Erneuerung der exakten Wissenschaften zwischen Antike und Mittelalter. Stuttgart (Sudhoffs Archiv: Beihefte, 33).
Enos, Theresa (1996): Encyclopedia of rhetoric and composition. Communication from ancient times to the information age. New York/London.
Ernesti, Johann Christian Gottlieb (1795): Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae. Nachdruck. Hildesheim 1962.
Ernesti, Johann Christian Gottlieb (1797): Lexicon technologiae Latinorum rhetoricae. Nachdruck. Hildesheim 1962.
Fabricius, Johann Andreas (1724): Philosophische Oratorie, Das ist: Vernünftige Anleitung zur gelehrten und galanten Beredsamkeit […]. Nachdruck. Kronberg i. Ts. 1974.
Grebe, Sabine (1999): Martianus Capella, „De nuptiis Philologiae et Mercurii": Darstellung der Sieben Freien Künste und ihrer Beziehungen zueinander. Stuttgart/Leipzig (Beiträge zur Altertumskunde, 119).

Harjung, Dominik J. (2000): Lexikon der Sprachkunst. Die rhetorischen Stilformen. Mit über 1000 Beispielen. München (Beck'sche Reihe, 1359).

Hugo von Sankt Viktor (um 1127): Didascalicon de studio legendi. Studienbuch [lat./dt.]. Übers. u. eingel. v. Thilo Offergeld. Freiburg u. a. 1997 (Fontes Christiani, 27) (zitiert als *Ddsl*).

Isidore of Seville (7. Jh.): Etymologies. Book II: Rhetoric. Text bearb. u. übers. mit Anm. v. Peter K. Marshall. Paris 1989 (zitiert als *Etym.*).

Kalivoda, Gregor (2001): Lexikographie/Rhetorik-Lexikographie. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 5, 236–249.

Keiderling, Thomas (Hrsg.) (2005): F. A. Brockhaus, 1905–2005. Leipzig/Mannheim.

Knape, Joachim (1994): Augustins ‚De doctrina christiana' in der mittelalterlichen Rhetorikgeschichte. Mit Abdruck des rhetorischen Augustinusindex von Stephan Hoest (1466/67). In: Traditio Augustiniana: Studien über Augustinus und seine Rezeption. Festgabe für Willigis Eckermann OSA zum 60. Geburtstag. Hrsg. i. Auftr. d. Augustinus-Instituts der Deutschen Augustiner v. Adolar Zumkeller/Achim Krümmel. Würzburg, 141–173 (Cassiciacum, 46).

Knape, Joachim (2000): Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte. Stuttgart (Reclams Universal-Bibliothek, 18045).

Knape, Joachim (2003): Persuasion. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 874–907.

Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300–1700. Wiesbaden (Gratia, 44).

Knape, Joachim/Armin Sieber (1998): Rhetorik-Vokabular zur zweisprachigen Terminologie in älteren deutschen Rhetoriken. Wiesbaden (Gratia, 34).

Lanham, Richard A. (1991): A handlist of rhetorical terms. A guide for students of English literature. 2. Aufl. Berkeley.

Lausberg, Heinrich (1960): Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. 2 Bde. 1. Aufl. München.

Lindgren, Uta (1992): Artes liberales. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, 1080–1109.

Lorenz, Sönke (1985): Libri ordinariae legendi. Eine Skizze zum Lehrplan der mitteleuropäischen Artistenfakultät um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert. In: Wolfram Hogrebe (Hrsg.): Argumente und Zeugnisse. Philosophische und historische Beiträge von Baumann u. a. Frankfurt a. M./Bern/New York, 204–258 (Studia Philosophica et Historica, 5).

Ludewig, Johann Peter von (1732): Vorrede über das Universal-Lexicon. In: Johann Heinrich Zedler (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste […]. Nachdruck. Bd. 1: A–Am. Graz 1961, 1–16.

Ludovici, Carl Günther (1739): Vorrede zu dem XXI. und XXII. Bande dieses grossen Universal-Lexicons. In: Johann Heinrich Zedler (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste […]. Nachdruck. Bd. 21: Mi–Mt. Graz 1961 (diese Vorwort ist nicht mit Seitenangaben versehen).

Martianus Capella (5./6. Jahrhundert): Die Hochzeit der Philologia mit Merkur (De nuptiis Philologiae et Mercurii). Übers., mit e. Einl., Inhaltsübers. u. Anm. vers. v. Hans Günter Zekl. Würzburg 2005 (zitiert als *DnPM*).

Molinié, Georges (1992): Dictionnaire de rhétorique. Paris.

Morier, Henri (1961): Dictionnaire de poétique et de rhétorique. 1. Aufl. Paris.

Neumann, Florian (2003): Natura-ars-Dialektik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 139–171.

Ostermann, Eberhard (2002): Die Authentizität des Ästhetischen. Studien zur ästhetischen Transformation der Rhetorik. München (Figuren, 10).

Pabst-Weinschenk, Marita (1993): Die Konstitution der Sprechkunde und Sprecherziehung durch Erich Drach. Faktenfachgeschichte von 1900 bis 1935. Magdeburg/Essen.

Pougeoise, Michel (2001): Dictionnaire de rhétorique. Paris.

Reisch, Gregor (1503): Margarita philosophica. Freiburg.

Reisch, Gregor (1517): Margarita philosophica. Nachdruck. d. 4., vom Verf. autor., verb. u. verm. Aufl. v. Basel 1517. Mit e. Vorw., e. Einl. u. e. neuen Inhaltsverz. v. Lutz Geldsetzer. Düsseldorf 1973 (Instrumenta philosophica: Series thesauri, 1) (zitiert als *MaPh*).

Ruth, Horst (2001): Das Personen- und Ämtergefüge der Universität Freiburg (1520−1620). Diss. phil. Univ. Freiburg. http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/299/pdf/dissruth.pdf; rev. 11. 07. 2008.
Selg, Anette/Rainer Wieland (Hrsg.) (2001): Die Welt der Encyclopédie. Aus dem Frz. v. Holger Fock u. a. Limitierte Erstausg. Frankfurt a. M. (Die andere Bibliothek, Sonderband).
Sloane, Thomas O. (ed.) (2001): Encyclopedia of rhetoric. Oxford u. a.
Stolz, Michael (2004): Artes-liberales-Zyklen. Formationen des Wissens im Mittelalter. Bd. 1. Tübingen (Bibliotheca Germanica, 47/I).
Ueding, Gert (1992): Vorwort. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, V−VIII.
Vincentius Bellovacensis (Vinzenz von Beauvais) (1624): Speculum quadruplex sive Speculum maius […]. Nachdruck. Bd. 2: Speculum doctrinale. Graz 1965 (zitiert als *SpD*).
Voltaire (1755): Éloquence. In: Denis Diderot/Jean le Rond d'Alembert (eds.): Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers […]. Faks.-Neudr. d. ersten Aufl. v. 1751−1780. Bd. 5: Do−Es. Stuttgart-Bad Cannstatt 1966, 529−531. [Dt. Übers. im Fließtext tw. aus: Selg/Wieland (2001), 329−332.]
Wartelle, André (1982): Lexique de la „Rhétorique" d'Aristote. Paris (Collection d'études anciennes, 82).
Zedler, Johann Heinrich (1741): Rede-Kunst. In: Johann Heinrich Zedler (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste […]. Nachdruck. Bd. 30: Q−Reh. Graz 1961, 1606−1608.
Zedler, Johann Heinrich (1742): Rhetorick. In: Johann Heinrich Zedler (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste […]. Nachdruck. Bd. 31: Rei−Ri. Graz 1961, 1139.
Zundel, Eckart (1989): Clavis Quintilianea: Quintilians „Institutio oratoria (Ausbildung des Redners)" aufgeschlüsselt nach rhetorischen Begriffen. Darmstadt.

Katie Böhme, Tübingen (Deutschland)

58. Das Bild der Rhetorik in der rhetorikkritischen Tradition

1. Rhetorik und Rhetorikkritik: Einführung in den Begriffs- und Problemzusammenhang
2. Antike und Mittelalter: Rhetorik und Wahrheit
3. Frühe Neuzeit: Legitimationskrise der Redekunst und die (Anti-)Rhetorik der Neuen Wissenschaft
4. Aufklärung: Rhetorikkritik und Ästhetik
5. Zusammenfassung und Ergebnisse
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Starting from Plato's well-known attack on rhetoric, this article diachronically examines some of the major arguments which have since been launched against rhetoric, both as a discipline and as a mode of ‚mere artificial' or figurative speech. Particular attention will

Ruth, Horst (2001): Das Personen- und Ämtergefüge der Universität Freiburg (1520−1620). Diss. phil. Univ. Freiburg. http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/299/pdf/dissruth.pdf; rev. 11. 07. 2008.
Selg, Anette/Rainer Wieland (Hrsg.) (2001): Die Welt der Encyclopédie. Aus dem Frz. v. Holger Fock u. a. Limitierte Erstausg. Frankfurt a. M. (Die andere Bibliothek, Sonderband).
Sloane, Thomas O. (ed.) (2001): Encyclopedia of rhetoric. Oxford u. a.
Stolz, Michael (2004): Artes-liberales-Zyklen. Formationen des Wissens im Mittelalter. Bd. 1. Tübingen (Bibliotheca Germanica, 47/I).
Ueding, Gert (1992): Vorwort. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, V−VIII.
Vincentius Bellovacensis (Vinzenz von Beauvais) (1624): Speculum quadruplex sive Speculum maius […]. Nachdruck. Bd. 2: Speculum doctrinale. Graz 1965 (zitiert als *SpD*).
Voltaire (1755): Éloquence. In: Denis Diderot/Jean le Rond d'Alembert (eds.): Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers […]. Faks.-Neudr. d. ersten Aufl. v. 1751−1780. Bd. 5: Do−Es. Stuttgart-Bad Cannstatt 1966, 529−531. [Dt. Übers. im Fließtext tw. aus: Selg/Wieland (2001), 329−332.]
Wartelle, André (1982): Lexique de la „Rhétorique" d'Aristote. Paris (Collection d'études anciennes, 82).
Zedler, Johann Heinrich (1741): Rede-Kunst. In: Johann Heinrich Zedler (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste […]. Nachdruck. Bd. 30: Q−Reh. Graz 1961, 1606−1608.
Zedler, Johann Heinrich (1742): Rhetorick. In: Johann Heinrich Zedler (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste […]. Nachdruck. Bd. 31: Rei−Ri. Graz 1961, 1139.
Zundel, Eckart (1989): Clavis Quintilianea: Quintilians „Institutio oratoria (Ausbildung des Redners)" aufgeschlüsselt nach rhetorischen Begriffen. Darmstadt.

Katie Böhme, Tübingen (Deutschland)

58. Das Bild der Rhetorik in der rhetorikkritischen Tradition

1. Rhetorik und Rhetorikkritik: Einführung in den Begriffs- und Problemzusammenhang
2. Antike und Mittelalter: Rhetorik und Wahrheit
3. Frühe Neuzeit: Legitimationskrise der Redekunst und die (Anti-)Rhetorik der Neuen Wissenschaft
4. Aufklärung: Rhetorikkritik und Ästhetik
5. Zusammenfassung und Ergebnisse
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Starting from Plato's well-known attack on rhetoric, this article diachronically examines some of the major arguments which have since been launched against rhetoric, both as a discipline and as a mode of ‚mere artificial' or figurative speech. Particular attention will

be paid to the different linguistic, philosophical and esthetic counter-positions which have always spurred criticism of rhetoric and, in turn, served as a stimulus for the discipline to reflect, defend or remodel its major goals and assumptions.

The article illustrates that what is often regarded as one of rhetoric's main benefits today, namely its lack of a definite subject, has also been the most important target for hostile views on it. Moreover, it will demonstrate that, since persuasion is ultimately the only aim to legitimate rhetoric as an art of speaking and writing, this very art (in the sense of techné *or* ars*) can easily become stigmatized as redundant and distracting if there are certain scientific assumptions or philosophical convictions taken to be self-evident and thus not in need of any rhetorical or verbal surplus. As a result, rhetoric is often exclusively associated with elocution and ornament, but once this is taken to be its only property, it also has to defend itself against poetry and esthetics.*

1. Rhetorik und Rhetorikkritik: Einführung in den Begriffs- und Problemzusammenhang

Wo immer in irgendeiner Weise über oder mittels ‚Rhetorik' geredet oder geschrieben wurde, da sind von je her auch kritische Stimmen zu hören gewesen, und insbesondere was seinen umgangssprachlichen Gebrauch angeht, weckt das Wort nach wie vor mindestens ebenso viele negative wie positive Assoziationen. Auf der Negativseite ist deren Spektrum gut bekannt und schnell umrissen: es reicht von ‚Schönrednerei' und ‚Wortgeklingel' über ‚Verfälschung' und ‚Heuchelei' bis hin zu ‚Manipulation', ‚Demagogie' und verbaler ‚Täuschung', kurzum: es umfasst all jene Weisen des Sprachgebrauchs, die immer dann gemeint sind, wenn man gewöhnlich von ‚bloßer Rhetorik' zu sprechen pflegt. Sich mit der rhetorikkritischen Tradition auseinanderzusetzen, erfordert angesichts dieses Sachverhalts zunächst einige klärende Bemerkungen hinsichtlich dessen, was in solchen und ähnlichen Fällen eigentlich genau bemängelt wird, worauf die jeweilige Kritik also zielt. Denn es war und ist nicht unbedingt so, dass jede Kritik an ‚der' Rhetorik sich zwangsläufig auch gegen die Disziplin Rhetorik im allgemeinen (vgl. Cahn 1986, 9 ff.) oder das von ihr gelehrte System von Regeln und Anleitungen für die Praxis erfolgsorientierter Kommunikation wendet, wie es seit der Antike in unzähligen theoretischen Traktaten und Handbüchern reflektiert, forttradiert und transformiert wurde (Till 2004, 51 ff.). Häufig ist es nicht einmal die überzeugungsgerichtete Sprachhandlung an sich, die kritisiert wird (ob sie nun von kodifizierten Regeln geleitet ist oder nicht), sondern lediglich ein spezifischer, als negativ bewerteter Aspekt dieser Handlung, nämlich ihre (im einzelnen noch näher zu bestimmende) Künstlichkeit, ihr (‚rhetorisches') Gemachtsein. Dasselbe gilt auch dann, wenn die Rhetorik tatsächlich als Disziplin kritisiert wird. Denn auch in solchen Fällen zielt die Ablehnung zumeist nicht auf jegliche Art von rhetorischer Theorie, sondern nur auf jene spezifische Kunst-Lehre, die in den normierten Vorschriften (*praecepta*) der *officia*-Schulrhetorik ihr historisches Paradigma hat. Kritik an ‚der' Rhetorik, so die Ausgangsthese der folgenden Erörterungen, ist deshalb immer vor allem Ausdruck eines Widerstreits zweier divergierender Weisen des Sprachgebrauchs: eines als ‚rhetorisch' disqualifizierten und eines jeweils befürworteten, den es einzeln zu benennen und auf seine historischen und theoretischen Voraussetzungen hin zu befragen gilt.

Einige Vertreter der Forschung, namentlich Renate Lachmann (1994) und Hans-Martin Gauger (1995, 256), haben angesichts dieses grundsätzlichen Antagonismus, der jede Rhetorikkritik fundiert, den Vorschlag gemacht, heuristisch zwischen der Rhetorik als allgemeiner Disziplin einerseits und „dem Rhetorischen" im Sinne eines bestimmten, für kritikwürdig erachteten, weil nur am „schematischen Gebrauch sprachlicher Strategien" (Lachmann 1994, 17) orientierten Sprech- oder Schreibgestus andererseits zu unterscheiden. Allerdings ist diese Differenzierung für die Frage nach dem jeweiligen Ziel von Rhetorikkritik nur bedingt hilfreich, weil das, was normalerweise unter den bis heute − übrigens auch laut Duden (1980, 2159) und OED (1989, 858) − negativ besetzten Begriff ‚rhetorisch' fällt, durchaus in grundsätzlicher Weise mit dem Charakter der Beredsamkeit als Disziplin zusammenhängt. Das liegt daran, dass die Rhetorik historisch gesehen tatsächlich zunächst einmal eine rein formale Kunst ist, deren spezifische Aufgabe vor allem darin besteht, das persuasive Handeln mit Sprache zu lehren, wie es in verschiedenen Kontexten gebraucht wird, etwa vor Gericht oder in der Volksversammlung. Zu diesem Zweck hat sich über die Jahrhunderte zwar ein teilweise hochdifferenziertes Gebäude an Regeln und Anweisungen herausgebildet, aber der entscheidende Maßstab, an dem sich grundsätzlich alles Rhetorische funktional zu legitimieren hat − und das muss man betonen − ist letztlich nicht die Einhaltung dieser Regeln, sondern allein der kommunikative Erfolg: die Überzeugung der Rezipienten unter variablen situativen Bedingungen. Im Unterschied zu anderen Künsten oder Wissenschaften besteht das Eigentümliche der Rhetorik also darin, keinen spezifischen sachlichen Gegenstand zu besitzen, sondern, in der Definition von Aristoteles, in grundsätzlich allem, „was ihr vorgegeben ist, das Überzeugende sehen zu können" (Arist. *Rhet*. 1355b). Das heißt, als Produktionstheorie betrachtet, operiert die Rhetorik nicht mit festgelegten Sachverhalten, sondern mit solchen, die auch anders sein können; sie bestellt das Feld dessen, was nicht mit Notwendigkeit, sondern nur mit Wahrscheinlichkeit wahr oder richtig ist. Sie ist die Kunst, durch performativen Sprachgebrauch eine Unterscheidung herbeizuführen (dies und nicht jenes), die auch anders hätte ausfallen können (vgl. Barthes 1988, 25). Der „rhetorische Fall" (Knape 2000, 64) ist also prinzipiell keiner, der schon geklärt ist, sondern ein solcher, der erst geklärt werden muss, und der deshalb eines willentlichen, performativen (und insofern künstlichen bzw. gemachten) Eingriffes oder Zuschusses durch den Orator, den rhetorisch Handelnden bedarf (vgl. Knape 2000, 33 ff.; Mainberger 1987, 253).

Kritik an der Rhetorik oder dem Rhetorischen, so lässt sich ganz generell sagen, artikuliert sich nun immer von einem Standpunkt aus, von dem dieser Zuschuss als Überschuss, eben als ‚bloße Rhetorik' empfunden wird, und zwar, weil vom jeweiligen Kritiker bereits bestimmte, nicht oder nur eingeschränkt verhandelbare Maßstäbe und Kriterien zugrundegelegt werden, an denen sich sprachliches Handeln idealerweise orientieren sollte, um seinen Zweck zu erfüllen. Diese Maßstäbe und also auch die damit zusammenhängenden Motive von Rhetorikkritik können ganz unterschiedlicher Art sein (ethisch, stilistisch, empiristisch etc.); gemeinsam ist ihnen aber, dass sie immer schon etwas (moralische Werte, sprachliche Normen, Natürlichkeits-, Erziehungsideale etc.) voraussetzen, das sie durch die Rhetorik (genauer: rhetorisch) gefährdet, überformt, verstellt, beschönigt sehen und das folglich den expliziten oder impliziten Antrieb für die Kritik bildet. Dass natürlich auch jede Kritik an der Rhetorik selber wieder nur mit rhetorischen Mitteln erfolgen kann, ist eine eigene und grundsätzliche Paradoxie (vgl. Till 2004, 27). Sie bestätigt indes nur, dass es vor allem darauf ankommt, genau darauf zu achten, welche Art von Rhetorik, welche rhetorische Lehre oder Geste im Einzelfall

eigentlich kritisiert wird und welcher Redemodus dem rhetorischen jeweils stillschweigend oder ausdrücklich entgegengesetzt wird.

Als die in historischer Sicht wichtigste Antagonistin des Faches Rhetorik gilt gemeinhin die Philosophie, deren Vertreter der Beredsamkeit, wie Samuel Ijsseling (1988, 16 ff.) rekonstruiert hat, aus verschiedenen Gründen wiederholt ihren disziplinären Anspruch streitig gemacht haben. Im Gegenzug dienten aber gerade diese kritischen Herausforderungen immer auch dazu, die Reflexion über das Selbstverständnis der Rhetorik voranzutreiben und ihr fachliches Profil zu schärfen (vgl. Cahn 1986, 12). Vor diesem Hintergrund sollen im Folgenden in chronologischer Abfolge einige der zentralen Motive und Argumente der rhetorikkritischen Tradition dargestellt, erläutert und auf ihre Gemeinsamkeiten hin befragt werden.

2. Antike und Mittelalter: Rhetorik und Wahrheit

Wenn es so etwas wie ein Grundbuch der Rhetorikkritik gibt, dann ist es Platons Dialog *Gorgias*, denn hier sind bereits mehrere der wichtigsten Argumente formuliert, die in Variationen auch bei anderen Autoren immer wieder auftauchen. Man hat Platons Schrift zwar den Untertitel *Von der Beredsamkeit* gegeben, es geht darin aber stets auch um Fragen nach der „richtigen Lebensweise“ und, damit verbunden, nach dem generellen Verfall der politischen und juristischen Ordnung (Sprute 1992, 30). In eben diesem Dekadenzszenario aber spielt die Rhetorik eine herausragende Rolle, weil sie darin gewissermaßen als Symptom der fehlenden Reflexion auf die moralischen Grundlagen des Staates erscheint und daher von Sokrates, der kritischen Stimme des Dialogs, entsprechend angeprangert wird. Die große öffentliche Bedeutung der Beredsamkeit, so der Tenor der sokratischen Argumentation, verweist nämlich auf einen fundamentalen Missstand. Sie resultiert vor allem daraus, dass es in Gesetzgebung und Rechtspflege zu sehr auf die erfolgreiche Durchsetzung von Meinungen ankommt, aber keine Anstrengung auf die philosophische Erkenntnis des Guten und Gerechten verwendet wird (vgl. Plat. *Gorg*. 501c; 502e−503a), und die Rhetorik erfreut sich dabei nur deshalb einer solchen Konjunktur, weil sie nichts anderes lehrt als unter diesen fragwürdigen Bedingungen die eigenen Interessen zu behaupten. Sie ist „eine Meisterin in der Überredung“ (Plat. *Gorg*. 453a) und also lediglich das Produkt mangelnder Verbindlichkeit und fehlender Gewissheiten. Nach Sokrates kann sie folglich auch nur eine gewisse „Geschicklichkeit und Fertigkeit“ (Plat. *Gorg*. 463b) sein; den Status einer genuinen Kunst (wie etwa der Medizin) darf sie aber nicht beanspruchen, weil sie keinen eigenen Gegenstandsbereich besitzt, sondern sich nur parasitär zu den Inhalten anderer Künste verhält. Die Rhetorik, anders gesagt, ist „ein grundloses Ding“ (Plat. *Gorg*. 465a). Sie imitiert die Sachkenntnis der echten Künste, indem sie sie durch Sprechtechniken ersetzt, und als bloße Fertigkeit verhält sie sich damit in der Ausübung öffentlicher Angelegenheiten zur Rechtspflege genau so, wie die Sophistik zur Gesetzgebung, die Kochkunst zur Medizin und die Kosmetik zur Gymnastik (vgl. Plat. *Gorg*. 463a−466a). Dieser Vergleich mag wenig überzeugend sein, grundsätzlich ist Platons Verdikt aber klar. Wer geschickt reden kann, der versteht nicht wirklich, wovon er spricht, sondern tut nur so, als habe er Einsicht in die jeweiligen Sachverhalte, und das, sagt Sokrates, kann man auf einen einzigen Begriff bringen: Rhetorik ist „Schmeichelei“ (Plat. *Gorg*. 463a passim).

Aus dem zentralen Vorwurf der Schmeichelei, der im *Gorgias* mehrfach wiederholt wird, lassen sich zwei Argumente isolieren, die sich komplementär zueinander verhalten und in den einschlägigen Texten der rhetorikkritischen Tradition wieder und wieder anzutreffen sind. Einerseits verleiht die Beherrschung rhetorischer Fertigkeiten eine gewisse Macht, weil sie es ermöglicht, die eigenen Interessen gegen Widerstandsfaktoren, wie etwa gegensätzliche Meinungen, durchzusetzen. Andererseits kann diese Machtausübung aber nur durch die strategische Entäußerung des eigenen Standpunkts an heteronome Interessen durchgesetzt werden. Das heißt, nur wenn ein Orator den Adressaten glaubhaft vermitteln kann, dass er ihre und nicht seine eigenen Interessen vertritt, kann er überzeugend wirken und damit Einfluss gewinnen (vgl. Kopperschmidt 1999, 20 f.). Wenn Platon die rhetorische Selbstbehauptung aus diesem Grund als Schmeichelei deutet, dann ist das von seiner philosophischen Position aus also zwar nachvollziehbar. Er ignoriert damit aber eine andere, wichtige Seite der Rhetorik, nämlich die pragmatische Funktion, die sie, mit Blumenberg gesprochen, als „das vernünftige Arrangement mit der Vorläufigkeit der Vernunft“ (1981, 130) bei der dialogischen Vermittlung unterschiedlicher Geltungsansprüche übernimmt, also bei der gesellschaftlichen Aushandlung zustimmungsfähiger Positionen. Denn die Bedingungen, unter denen rhetorisches Sprechen überhaupt erst voll zur Entfaltung gelangt – sprachliche Handlungsfreiheit und epistemische Kontingenz – enthalten immer auch die Möglichkeit anderer Sichtweisen und damit die Möglichkeit der Abweisung nicht-konsensfähiger Argumente. Im *Phaidros* hat Platon seine harsche Kritik zwar etwas revidiert, es war aber erst Aristoteles, der die ‚Grundlosigkeit‘ der Disziplin in letzterem Sinne gehaltvoll weiterentwickelt und der zeitgenössischen Argumentations- und Rhetoriktheorie damit eine der wichtigsten Vorlagen geliefert hat (vgl. Toulmin 1986, 57).

Es wurde eingangs bereits angedeutet, dass die Rhetorik immer dann zur Angriffsfläche von Kritik wird, wenn ihr primär formaler Anspruch und ihre Ausrichtung am kommunikativen Erfolg in Konkurrenz zu bestimmten Maßstäben mit eigenem oder sogar universalem Geltungsanspruch tritt. Ein typisches Beispiel dafür sind die häufig vorgebrachten ethisch und moralisch motivierten Einwände. Zwar haben unter dem Stichwort „vir bonus“ sowohl Cicero als auch Quintilian versucht, derlei Fragen ebenfalls in die Disziplin Rhetorik zu integrieren. Der grundsätzliche Konflikt zwischen den Imperativen moralischer Norm- oder Pflichterfüllung auf der einen sowie praktisch-öffentlicher Selbstbehauptung auf der anderen Seite ist damit aber keineswegs beseitigt. Denn die Festlegung dessen, was als moralisch gut zu gelten hat, kann stets nur vom rhetorischen Erfolgskriterium der Persuasion abgelöst erfolgen und fällt deshalb eher in den Zuständigkeitsbereich von Moralphilosophie oder Theologie. Es ist leicht einzusehen, dass die Rhetorik daher unter den Bedingungen einer christlich dominierten Wissenslandschaft, wie sie sich im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter herausgebildet hat, in eine besonders prekäre Konkurrenzsituation geraten musste. Denn in sakralen Kommunikationskontexten, etwa auf der Kanzel, in denen Gott selbst das Wort und der christliche Rhetor allenfalls sein Mittler ist, fällt die Notwendigkeit oratorischer Eigenleistung im Grunde aus.

> Damit rückt der Rede- und Hörvorgang erstmals in der Geschichte der Rhetorik in die Nähe eines automatischen Geschehens, an dem der Mensch sozusagen passiv-instrumentalisiert beteiligt ist (Mainberger 1987, 364).

Vereinzelt ist deshalb auch durchaus Kritik an übermäßigen künstlichen, verändernden, eben ‚rhetorischen‘ Eingriffen in Gottes Wort zu vernehmen, etwa von Papst Gregor

dem Großen. Die Entwicklung der Rhetorik als Disziplin hat dadurch aber gleichwohl nicht ernsthaft Schaden genommen, was nicht zuletzt den Bemühungen von Augustinus und seiner christlich inspirierten Rhetorik *De doctrina Christiana IV* zu verdanken sein dürfte. So spielt die antike Rhetoriktheorie, soweit sie noch bekannt ist, auch nach Augustinus weiterhin eine nicht zu unterschätzende Rolle, insbesondere im Rahmen der Homiletik und der Schulbildung. Sie ist allerdings weit stärker als bisher funktional eingeschränkt und tritt daher vor allem in Spezialdiskursen wie der Predigtlehre (*ars praedicandi*) oder der Brieftheorie (*ars dictaminis*) in Erscheinung (Gerl 1989, 101 f.).

3. Frühe Neuzeit: Legitimationskrise der Redekunst und die (Anti-)Rhetorik der Neuen Wissenschaft

Dass der Rhetorik, nicht zuletzt durch die Entdeckung und Übersetzung zahlreicher bis dato unbekannter antiker Schriften, seit der Mitte des 14. Jhs. in ganz Europa wieder eine immense Bedeutung und Wertschätzung zuteil wird (vgl. Plett 2004, 13 ff.), ist ebenso wohlbekannt wie das damit assoziierte Epochenbild eines emphatischen Neuaufbruchs in den Wissenschaften und Künsten. Demgegenüber werden in der jüngeren Forschung zu Recht auch die nicht minder manifesten Krisenphänomene der Renaissance, die durch den nominalistischen Relativismus und die damit verbundene skeptizistische Deregulierung und Pluralisierung des Denkens virulent geworden sind, wieder stärker akzentuiert und untersucht (vgl. Küpper 1990, 230 ff.; Lobsien 2004, 355 ff.). Dazu gehören unter anderem auch einige hörbar kritische Stimmen gegenüber der ‚wiederentdeckten' Rhetorik. Agrippa von Nettesheim zum Beispiel bezieht sich in seiner Schrift *De incertitudine et vanitate scientiarum et artium declamatio* von 1530 explizit auf Platon, wenn er die Rhetorik „mit einer subtilen Beredsamkeit, artigem Betrug und Listigkeit" gleichsetzt, die es vor allem auf „Verkehrung der Wahrheit" abgesehen habe:

> Ja, endlich die reine Wahrheit zu bekennen, so ist die ganze Disziplin der Rhetorica eine Kunst zu schmeicheln und zu überreden, oder dass ich ein wenig freier rede, zu lügen, also dass was man nicht durch die Wahrheit ausrichten kann, das muss durch eine angestrichene und gefärbte Rede geschehen [...] (Agrippa 1913, 50).

Was er selbst unter der „reinen Wahrheit" versteht und an welchen Kriterien sich die Rhetorik statt dessen ausrichten soll, wird bei Agrippa, der zu seiner Zeit insbesondere durch seine Affinität zu Magie und Okkultismus hervorgetreten ist, allerdings keineswegs klar. Denn *De incertitudine* ist vor allem das Dokument eines radikalen Skeptizismus, der sich nicht nur gegen die Rhetorik, sondern gegen sämtliche Wissenschaften seiner Zeit wendet, der ihnen aber, außer seiner eigenen streitbaren Schrift, nichts Bestimmtes entgegenzusetzen hat. Seine Rhetorikkritik kann aber gleichwohl als einschlägig gelten, denn sie verweist noch auf ein weiteres Problem, das in der Forschung unter dem Stichwort „Natura-ars-Dialektik" verhandelt wird (Neumann 2003, 139 ff.) und in der Folgezeit zu einem der wichtigsten Katalysatoren sowohl für kritische Angriffe auf die Rhetorik als auch für die fundamentale Transformation ihres disziplinären Selbstverständnisses geworden ist (vgl. Till 2004, 197 ff.). Es bestehe nämlich, so Agrippa (1530), keineswegs Einigkeit darüber, womit der Status der Rhetorik als Rede-Kunst eigentlich zu legitimieren sei und folglich könne es nicht einmal sicher sein, ob sie überhaupt eine Kunst ist:

> Auch als für alten Zeiten noch niemand von der Rednerkunst geschrieben oder dieselbe gelehrt, so hat man viel der beredtesten Leute gefunden. Weil nun diese Kunst beschrieben wird, dass sie sei eine Zusammensammlung gewisser Gebote, die auf ein gleiches Ende zielen, so streiten die Redner diese Stunde noch, was diese Kunst vor einen endlichen Zweck habe, ob es Überreden sei oder Wohlreden; und sie brauchen neben den wahren Ursachen auch erdichtete (Agrippa 1913, 49 f.).

Wenn der „endliche Zweck" der Rhetorik das Überreden oder Überzeugen ist, dann führt es zwangsläufig in die Irre, die Disziplin als eine „Zusammensammlung gewisser Gebote" zu beschreiben; denn erstens hat man auch bevor es diese Leitsätze gab schon „viel der beredtesten Leute gefunden" und zweitens gewährleistet allein die Einhaltung „gewisser Gebote" noch keinen persuasiven Erfolg. Kommt es hingegen auf das Lehren und Einhalten der Gebote an, dann ist die Rhetorik als Regelsammlung zwar richtig beschrieben, ihr Zweck wäre aber besser als (normatives) „Wohlreden" zu bezeichnen. Überreden und Wohlreden schließen einander zwar keineswegs aus, sie lassen sich aber offenbar − soviel jedenfalls wird hier deutlich − auch nicht immer widerspruchslos unter derselben Zielsetzung zusammenführen.

Rhetorikgeschichtlich ist das Dilemma, das Agrippas Kritik zum Vorschein bringt, von einiger Bedeutung, denn schon in der Frühen Neuzeit bilden regelorientiertes Wohlreden und zielgerichtetes Überreden keine fraglose Einheit mehr, sondern treten zunehmend auseinander, so dass es, wie der Text zeigt, nicht mehr selbstverständlich ist, welchen „endlichen Zweck" die Rhetorik als Kunst denn nun eigentlich hat. Hintergrund dieser Legitimationskrise ist eine vielfach als übertrieben empfundene Formalisierung und Stereotypisierung antiker Muster und Vorbilder, die sich symptomatisch in zahlreichen Topoi- und Zitatensammlungen, Florilegien etc. niederschlägt und mit der Debatte zwischen Ciceronianisten und Anti-Ciceronianisten einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Ein repräsentatives Beispiel für die damit verbundene kritische Reflexion der Schuldisziplin Rhetorik findet sich in Thomas Nashes manieristischem Prosatext *The Unfortunate Traveller* von 1594, den man auch als eine Reise zu den Örtern des zeitgenössischen Wissens charakterisieren kann. Während seiner Europatournee schildert der Ich-Erzähler unter anderem, wie er an der Universität Wittenberg Zeuge einer an den Herzog von Sachsen gerichteten Rede wird, die vor allem sich selbst zum Referenten, also keinen anderen Sinn hat („signifying thus much") als vorzuführen

> that it was all by patch and by piecemeal stolen out of Tully, and he must pardon them though in emptying their phrase-books the world emptied his entrails; for they did it not in any ostentation of wit (which God knows they had not) but to show the extraordinary good will they bare the Duke [...] (Nashe 1972, 291).

Die beschriebene Rede bezeichnet nichts anderes als die Fähigkeit zur Cicero(„Tully")-Imitation; sie dient also nicht mehr dem Überzeugen, sondern nur der Performanz einer zum Selbstzweck gewordenen, vor allem das eigene System affirmierenden Schulrhetorik. Mit einem kritischen Hinweis auf Marius Nizolius, den Autor des *Thesaurus Ciceronianus* (1535) macht der Erzähler dies kurz darauf nochmals deutlich: „A most vain thing it is in many universities at this day that they count him excellent eloquent who stealeth, not whole phrases, but whole pages out of Tully" (Nashe 1972, 296). Maßstab für eine gute Rede („they count him excellent eloquent"), so kann man festhalten, ist hier also nicht mehr der persuasive Erfolg, sondern allein die Berücksichtigung bestimmter stilistischer

Ordnungen. Einen systematischen Ersatz dafür darf man von Nashe freilich genausowenig erwarten wie von Agrippa, deren Texte beide dieselbe skeptizistische Grundhaltung durchzieht. Aber die Frage nach dem Sinn und Zweck der Disziplin Rhetorik ist damit am Ende des 16. Jhs. tatsächlich in einem hohen Maße als kontingent exponiert, sodass sie von mehreren Seiten aus angreifbar und für konkrete Gegenentwürfe zugänglich wird. Zumindest zwei solcher Alternativbewegungen kann man unterscheiden.

Die eine davon formiert sich unter Rekurs auf ein bestimmtes Rede- und Schreibideal, das anstelle der topischen Inventio zunehmend den individuellen Selbstausdruck oder das Ingenium des Schreibers in den Mittelpunkt rückt. Dies geht mit nachhaltigen Veränderungen hinsichtlich der verbreiteten Stilnormen sowie einer deutlichen „Limitierung des Geltungsanspruchs des rhetorischen Systems“ (Till 2004, 192) einher, die Dietmar Till unlängst differenziert und materialreich rekonstruiert hat (Till 2004, 197 ff.). Ein einflussreicher Wegbereiter dieser ersten Akzentverlagerung ist Justus Lipsius, der sich in seinem Briefkompendium (1586) ausschließlich für den „natürlichen Ausdruck von Gedanken“ (Neumann 2003, 157) ausspricht und sich damit dezidiert von der rhetorischen *ars* absetzt. Was in der Folgezeit dann freilich unter einem ‚natürlichen‘ Ausdruck verstanden wird, ist von durchaus unterschiedlicher Art, denn der nonchalante, kunstlose *sermo*, für den die Brieftheorie oftmals wirbt, kann darunter genauso begriffen werden wie ein heftiger Affektimpuls (vgl. Till 2004, 297 ff.). Insgesamt lässt sich zu dieser Zeit aber in jedem Fall bereits eine erhebliche Aufwertung der individuellen, situationsbezogenen Rede- oder Schreibwirkung und damit zugleich eine Depotenzierung der traditionellen Topik und Systematik erkennen, die auch noch für den ästhetiktheoretischen Diskurs des 18. Jhs. maßgeblich bleibt.

Die andere der beiden genannten Gegenpositionen zur klassischen Schulrhetorik markiert das utilitaristisch geprägte Sprachverständnis des Rationalismus und Empirismus, wie es in England vor allem von der neuen Wissenschaft und den Vertretern der Royal Academy sowie in Frankreich von Descartes und seinen Anhängern repräsentiert wird. Bemerkenswert ist dabei, dass das Alternativmodell zur antiken Rede-Kunst (im Sinne der *ars*) auch hier ein bestimmtes Verständnis von Natürlichkeit, eine *natura*-Norm ist (vgl. Behrens 1982, 97 ff.). Der Unterschied zwischen den beiden Bewegungen besteht jedoch darin, dass im ersten Fall die Natur des sprechenden Subjekts, im anderen die des empirisch erfahrbaren Objekts den Maßstab für Form und Stil der Kommunikation bilden soll, und das hat Auswirkungen auf den jeweiligen Rhetorikbegriff.

Zu den wichtigsten Befürwortern eines rein zweckmäßigen, gegenstandsorientierten *plain style* gehört Francis Bacon, wobei man allerdings hinzufügen muss, dass Bacon grundsätzlich gar keine Einwände gegen die „science which we call Rhetoric or Art of Eloquence“ vorzubringen hat, wie er 1604 schreibt; er lobt sie sogar als „excellent and excellently well laboured“ (Bacon 1859, 408). Vielmehr geht es ihm lediglich darum, ein streng limitiertes, nur am wissenschaftlichen Nutzen orientiertes Rhetorikverständnis zu propagieren, denn nach Bacon soll die Rhetorik ausschließlich dazu dienen, der Vernunft eine Richtung und einen Zweck zu verleihen, um sie so vor schädlichen Affekteinflüssen zu bewahren. Er rekurriert dabei auf die zu seiner Zeit gängige Fakultätenpsychologie, die vor allem durch Avicennas Auslegung der aristotelischen Seelenschrift (*De Anima*) etabliert wurde. Im System der fünf Vermögen des Geistes kommt der Vorstellungskraft („imagination“) demnach eine prekäre Vermittlungsfunktion zu, weil sie am hinteren Teil der ersten Gehirnkammer genau zwischen der unmittelbaren Aufnahme der Sinneseindrücke einerseits und ihrer Verarbeitung durch die Vernunft andererseits angesiedelt

ist (vgl. Lobsien/Lobsien 2003, 11−35). Folglich läuft die Imagination ständig Gefahr, von den sinnlich geprägten Leidenschaften vereinnahmt zu werden, was die Arbeit der Vernunft merklich beeinträchtigen würde. Der Rhetorik kommt daher angesichts dieser permanenten Destabilisierung durch die Affekte („in regard of the continual mutinies and seditions of the affections") die Aufgabe zu, so Bacon 1604, die Imagination auf die Seite der Vernunft zu ziehen („win the imagination from the affections' part"), um auf diese Weise ein Bündnis zwischen diesen beiden Vermögen zu schmieden, das die Leidenschaften kaltstellt („contract a confederacy between the reason and imagination against the affections") (Bacon 1859, 410).

‚Rhetorik' ist für Bacon also zuvorderst ein Hilfsinstrument der Rationalität, das die Richtung der Imagination steuern und kontrollieren soll oder, anders gesagt, „the duty and office of rhetoric is to apply reason to imagination for the better moving of the will" (Bacon 1859, 408). Der vorausgesetzte Maßstab der Vernunft, an dem sich wiederum die Rhetorik orientieren soll, ist dabei die induktive Methode, die − wie es nach Schmitt (2003, 23 ff.) für die Moderne charakteristisch ist − das empirische Einzelding zum zentralen Ausgangs- und Fluchtpunktpunkt der Ratio macht. Der Möglichkeit nach ist die nützliche Erkenntnis demnach in der sinnlichen Erfahrung der Dinge bereits zur Gänze enthalten und muss durch den methodisch gelenkten Vernunftgebrauch ‚nur' noch schrittweise daraus erschlossen werden (Blumenberg 1996, 455). Der Rhetorik kommt im Rahmen dieses Paradigmas letztlich vor allem die Funktion zu, das so gewonnene Wissen sprachlich abzusichern; sie soll in den Dienst der wissenschaftlichen Methode treten, das heißt: „Bacon's stylistic theory is chiefly concerned with the delivery of useful knowledge" (Adolph 1968, 51). Es ist klar, dass jede Form von sprachlicher Performanz, kunstfertiger Persuasion oder stilistischer Modellierung (im Sinne des *ornatus*), die nicht durch die objektgeleitete Erkenntnis- und Wissensvermittlung (also das *docere*) gerechtfertigt ist, sich damit kaum vereinbaren lässt. Die übereifrigen Verehrer der Antike, die unter humanistischer Bildung nichts anderes als „affectionate study of eloquence and copie of speech" verstehen, lässt Bacon daher mit wenigen Sätzen hinter sich; ihnen sei es nur darum gegangen

> to hunt more after words than matter; and more after the choiceness of phrase, and the round and clean composition of the sentence, and the sweet falling of the clauses, and the varying and illustration of their works with tropes and figures, than after the weight of matter, worth of subject, soundness of argument, life of invention, or depth of judgement (Bacon 1859, 283).

Da die Sprache, so Bacon, ohnehin schon eine autopoietische Tendenz zu Ineffizienz und Figuration in sich birgt, kann diese Art der manierierten Sprachpflege auf Dauer nur zu Verwirrung führen und von dem, was eigentlich im Mittelpunkt stehen soll − „the weight of matter" − ablenken (Bacon 1859, 396). Insgesamt wendet sich Bacons Kritik also zwar nur gegen unsachgemäßen verbalen Überschuss, so dass man sie, wie Brian Vickers, mit dem Hinweis auf das Angemessenheitspostulat (*aptum*) sogar rechtfertigen und Bacon damit geradezu zum Apologeten der Rhetorik erklären könnte (Vickers 1996, 224). Allerdings definiert sich das *aptum* bei Bacon immer primär in Relation zu den Vorgaben der induktiven Erkenntnis, was zweierlei zur Folge hat. Zum einen impliziert es, dass „the invention of speech or argument" seiner Meinung nach zwangsläufig keine eigentliche *inventio* („not properly an invention"), sondern nur eine Form der Erin-

nerung oder Wiederholung sein kann, weil wirkliche Invention – nach Bacon – ausschließlich in der Entdeckung der unbekannten Natur besteht („to invent is to discover that we know not") (Bacon 1859, 389); und zum anderen legt es die Wirkung der Rhetorik nahezu vollständig auf das nachträgliche *docere* fest, was ihre disziplinäre Eigenständigkeit deutlich einschränkt. Rhetorik, so kann man resümieren, ist hier also vor allem eine Funktion lehrreicher Rede; sie dient der Vermittlung induktiv gewonnenen Wissens, und muss deshalb von nicht-rhetorischen Erkenntnissen geleitet sein.

Bacons strikt subsidiärer Rhetorikbegriff hat damit bereits wesentlichen Anteil an einer grundsätzlichen Transformation der ererbten disziplinären Bestände, die im Zeichen von Neuer Wissenschaft und Cartesianismus um die Mitte des 17. Jhs. mit einer Reihe veränderter kommunikativer Bedürfnisse konfrontiert und entsprechend kritisiert und neu modelliert werden. Konkret bedeutet das: „Der Rekurs auf die Tradition wird durch Anthropologie und wissenschaftliche Erklärungsmuster ersetzt" (Till 2004, 303). Dazu gehören die sprachlichen Regulierungsversuche der Royal Society sowie, damit verbunden, eine radikale Ablehnung jeglicher Form von figurativem Sprechen und Schreiben – „this vicious abundance of *Phrase*, this trick of *Metaphors*, this volubility of *Tongue*" – wie sie etwa Thomas Sprat in seiner *History of the Royal Society* (1667) zum Ausdruck bringt (Sprat 1959, 112). Dazu gehört aber auch die cartesianische Logik von Port Royal und insbesondere Bernard Lamys *L'art de parler* (1675), weil es darin ebenfalls weniger darum geht, Anleitungen zum persuasiven Sprechen zu geben als darum, die anthropologischen Mechanismen dieses Sprechens zu analysieren. Rhetorische Figuren sind für Lamy deshalb nicht mehr das Ergebnis einer Rede-Kunst, sondern sprachliche Korrelate innerer Affekte, in denen sich die Physis des Sprechers mimetisch reproduziert (vgl. Till 2004, 332 f.). Die Gemeinsamkeit all dieser Ansätze besteht darin, dass sie die Rhetorik nicht mehr vorrangig als eigenständige Überzeugungskunst im Sinne der *ars*, sondern stets im Lichte eines bestimmten Natürlichkeitsideals konzeptualisieren, dem sie lediglich kommunikativ zuarbeitet oder das ihr zugrunde liegt. Jegliche Form strategischer Künstlichkeit oder verbaler Zier erhält dadurch automatisch das Stigma des Scheinhaften und Falschen, das diese Natürlichkeit (Bacons „weight of matter") mit ‚bloßer Rhetorik' verdeckt.

Das lässt sich besonders eindrücklich, wenn auch unter umgekehrten Voraussetzungen, am Beispiel der ebenfalls um die Mitte des 17. Jhs. entwickelten Staatstheorie des Thomas Hobbes studieren, die von einer ausgesprochen kritischen Einstellung gegenüber der Rhetorik geprägt ist. Hobbes konstruiert 1651 seinen Staats-*Leviathan* zwar explizit in Analogie zu einem künstlichen Menschen („Artificiall Man"), mithin als Artefakt (Hobbes 1991, Introduction, S. 9). Aber dieses Staatskonstrukt ist nur die methodisch stringente Ableitung („more geometrico") aus dem, was Hobbes als die beiden zentralen anthropologischen, also natürlichen Konstanten des Menschen ansieht: seine Furcht vor dem Tod und seine Fähigkeit zu zweckrationalem Kalkulieren (vgl. Hobbes 1991, 13, S. 86 ff.). Das entscheidend Neue an Hobbes' Staatsphilosophie ist dabei, dass er im Unterschied zu Platon und Aristoteles nicht die Frage nach der Verbesserung des Zusammenlebens, sondern die nach der Wahrung des Überlebens zum natürlichen Ausgangspunkt macht, um daraus theoretisch die Notwendigkeit einer bestimmten Staatsordnung zu deduzieren (Wagner/Zenkert 1995, 127 f.). Völlig seiner Natur überlassen, so Hobbes' Überlegung, wäre der Mensch, in ständiger Sorge um sein Leben, gezwungen, sein Handeln ausschließlich am Selbsterhalt auszurichten und seine Vernunft, die hier ganz als instrumentelle Vernunft gedacht ist, ließe ihm daher keine andere Wahl als durch das

ständige zukunftsgerichtete Streben nach Gütern und Macht das eigene Überleben zu sichern. Die Folge davon ist der berühmte *bellum omnium in omnes*, den Hobbes 1651 als die permanente Bereitschaft („disposition") beschreibt, die eigene Macht und das eigene Leben gewaltsam sicherzustellen (Hobbes 1991, 13, 62, S. 88 f.). Letztlich ist dieser Naturzustand aber nur die heuristische Annahme, mit der Hobbes den einzigen Weg seiner Vermeidung zu begründen sucht: die vertragliche Übereinkunft aller, ihre natürlichen Rechte an einen Souverän abzutreten, der selbst nicht Vertragspartner, sondern nur Begünstigter ist. Die Stabilität der so eingerichteten Ordnung beruht also gerade darauf, dass jeder Einzelne, wenigstens öffentlich, auf seine Freiheit zu Machtausübung und Selbstbestimmung verzichtet und sie zum Zweck der allgemeinen Friedens- und Überlebenssicherung dem Souverän unterstellt, wobei der Vertrag bei Hobbes freilich eine rein legitimationstheoretische Funktion hat.

Der Konflikt zwischen den Meinungen und Vorurteilen der Einzelnen ist damit neutralisiert, und es ist, so Hobbes, ebenfalls wiederum nur ein Gebot des instrumentellen Vernunftkalküls, diesen Zustand der Sicherheit nicht mutwillig durch die öffentliche Vertretung individueller Urteile zu gefährden. Sein Misstrauen gegenüber der Rhetorik beruht nun entsprechend darauf, dass sie als Kunst normalerweise gerade lehrt, Einzelmeinungen durchzusetzen, die Dinge auf eine strategisch (also nicht unbedingt logisch oder wissenschaftlich) bestimmte Weise darzustellen und an die Affekte zu appellieren. Denn der alleinige Sinn der Beredsamkeit („the nature itselfe of Eloquence"), sagt Hobbes 1647 in *De Cive*, „is not truth (except by chance) but victory". Ihr Proprium („property") bestehe folglich auch nicht darin, zu informieren, sondern zu überreden und zu schmeicheln („allure") (Hobbes 1983, XI, S. 137). Wenn die Rhetorik aber vor allem dazu dient, partikulare Meinungen zur Geltung zu bringen, birgt sie für die Hobbes'sche Staatskonzeption natürlich ein latentes, aber höchst problematisches Destabilisierungspotenzial. Denn „die arbiträre Überkompetenz des Souveräns" (Münkler 1992, 35) als Friedensgarant besteht ja gerade darin, dass der Konflikt der individuellen Meinungen und Vorurteile durch seine Institutionalisierung schlicht absorbiert, jegliche Deliberation also durch souveräne Dezision ersetzt ist. Könnten die Entscheidungen des Souveräns hingegen öffentlich in Frage gestellt werden, dann würde die durch ihn verkörperte Einheit der Vertragsgemeinschaft unterlaufen werden, weil an ihre Stelle wieder die gefährliche Konkurrenz der Einzelmeinungen träte, was einen Rückfall in den Naturzustand immerhin wahrscheinlicher machen würde. Die Rhetorik unterstützt diesen Prozess des Auseinanderfallens und der Singularisierung insofern, als sie nach Hobbes wesentlich dazu dient, künstlich an die (natürlichen) Affekte zu appellieren. Hobbes hingegen will diese Affekte durch die Vernunftkonstruktion Staat gerade ein für allemal eindämmen und macht deren natürliche Bewegung, insbesondere die der Furcht, daher zum wichtigsten Argument für die Rationalität dieser Konstruktion (vgl. Wagner/Zenkert 1995, 132 ff.). Denn als vernünftig betrachtet Hobbes sein Staatsgebilde eben deshalb, weil darin nicht mehr die Leidenschaften der Einzelnen, sondern die verbindlichen Entscheidungen des autorisierten Souveräns das Handeln bestimmen. Die Affekte der Bürger („subjects") rhetorisch zu evozieren, also künstlich Hoffnung oder Furcht zu wecken, ließe die Leidenschaften dagegen wieder in das Vernunftkalkül einbrechen, und kann der Rationalität der politischen Gemeinschaft folglich nur zuwiderlaufen. Denn wenn der Staat ein Produkt der Vernunft ist, dann ist vernünftiger (das heißt bei Hobbes: zweckdienlicher) Gebrauch der Sprache auch die unabdingbare Voraussetzung für seine Erhaltung. In *De Cive* unterscheidet Hobbes in diesem Sinne 1642 zwei Formen der Beredsamkeit:

> Now, eloquence is twofold. The one is an elegant and cleare expression of the conceptions of the mind and riseth partly from the contemplation of the things themselves, partly from an understanding of words taken in their own proper, and definite signification; the other is a commotion of the Passions of the minde (such as are hope, fear, anger, pitty) and derives from a metaphoricall use of words fitted to the Passions: That forms a speech from true principles, this from opinions already received, what nature soever they are of. The art of that is Logick, of this Rhetorick; the end of that is truth, of this victory
>
> (Hobbes 1983, XII, S. 154).

Die Rhetorik wird hier ausschließlich mit einem Sprechen assoziiert, das sich künstlich an die Affekte richtet und nur auf den Erfolg zielt, während die andere Form der Beredsamkeit − gewissermaßen die genuine Rede der Vernunft − der Logik und der Wahrheit zugeordnet ist. Bei Hobbes steht diese Unterscheidung sicherlich in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner Staatsphilosophie; sie ist aber auch für die weitere Entwicklung der Disziplin Rhetorik von einiger Bedeutung, weil das persuasive, auf Meinungen beruhende Sprechen, wie es die Rhetorik stets gelehrt hat, damit nun wieder ausdrücklich in einer Opposition zum Vernunftkalkül steht, und das kommt der Position Platons offenkundig erneut sehr nahe.

4. Aufklärung: Rhetorikkritik und Ästhetik

Man sollte an dieser Stelle vielleicht nochmals darauf hinweisen, dass es bei Hobbes und auch bei den Kritikern nach ihm stets nur die Rede-Kunst, die *ars* ist, die abgelehnt wird, was sich historisch auch gut verstehen lässt. Denn insofern die Rhetorik stets als eine Disziplin aufgefasst wurde, die das strategische Überzeugen schulmäßig lehrt, muß sie, wenn dafür im Lichte bereits evidenter Überzeugungen kein Bedarf mehr besteht, unweigerlich redundant werden und den Charakter des verfälschenden Zierrats bekommen. In diesem Sinne sieht sich die Redekunst, „that powerful instrument of Error and Deceit", auch in John Lockes *Essay concerning human understanding* (1690) einer heftigen Invektive ausgesetzt (Locke 1975, 508). Lockes Kritik resultiert dabei aber ebenfalls wiederum nur daraus, dass es ihm vorrangig um instruktives, nicht um persuasives Sprechen geht, also um die Vermittlung eines Wissens, das als solches nicht zur Disposition steht, weil es dem Feld der Meinungen und Vorurteile weitgehend enthoben ist und deshalb, so Locke, außer einer klaren und verständlichen Darstellung („besides Order and Clearness") keiner weiteren sprachlichen Zusätze bedarf:

> if we would speak of Things as they are, we must allow that all the art of Rhetorick, besides Order and Clearness, all the artificial and figurative applications of Words eloquence hath invented, are for nothing but to insinuate wrong *Ideas*, move the Passions, and thereby mislead the Judgement; and so indeed are perfect cheat: And therefore however laudable or allowable Oratory may render them in Harangues and popular Addresses, they are certainly in all Discourses that pretend to inform or instruct wholly to be avoided; and where Truth or Knowledge are concerned, cannot but be thought a great fault, either of the Language or Person that makes use of them (Locke 1975, 508).

Es ist wenig hilfreich, dem einfach durch den Hinweis auf Lockes „artful structuring of that paragraph" (Vickers 1988, 199) zu begegnen oder einzuwenden, dass auch belehren-

des Sprechen stets gewisse Absichten verfolgt, und dass also noch die einfachste Form von „Order and Clearness“ nicht ohne rhetorische Mittel zu haben ist. Wesentlich wichtiger, jedenfalls aus historischer Perspektive, ist vielmehr das implizite Rhetorikverständnis, das hier zum Ausdruck kommt. Denn was Locke der Disziplin Rhetorik zuschreibt, ist eben erneut lediglich jener Anteil an Künstlichkeit, der über die sachlich erforderliche Klarheit (*perspicuitas*) der belehrenden Rede hinausgeht. Wo der Akzent auf dem Informieren und Instruieren liegt, so entsprechend seine These, da sind zusätzliche Persuasionsanstrengungen überflüssig, und das ist eine Sichtweise, die sich auch nach Locke und noch vielfach wiederfinden lässt, sehr prägnant zum Beispiel in Goethes *Faust*: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor“ (Goethe *Faust* I Nacht, V. 550 f.). Festzuhalten ist also, dass Locke insofern an Bacon und Hobbes anknüpft als die philosophische *convictio* („Truth or Knowledge“) auch bei ihm ganz von der rhetorischen *persuasio* abgetrennt ist.

Dietmar Till hat, insbesondere am Beispiel der Rhetoriken von Johann Andreas Fabricius (1724) und Friedrich Andreas Hallbauer (1725), gezeigt, dass genau dieser Hiatus zwischen inhaltlicher Überzeugung und verbaler Überredung zu Beginn des 18. Jhs. gleich mehrere Versuche angeregt hat, die beiden auseinanderstrebenden Seiten durch das Konzept einer „philosophischen Oratorie“ wieder zu synthetisieren (Till 2004, 340 ff.; vgl. Petrus 1994, 482 ff.). Die Rhetorik wird dabei allerdings ganz auf das Überzeugen durch Beweise festgelegt und also, ähnlich wie bei Lamy und in der Neuen Wissenschaft, zu einem „bloßen Supplement der Philosophie“ (Till 2004, 342) gemacht, was ihrer disziplinären Eigenständigkeit eher abträglich ist. Insgesamt entsteht damit zunächst eine Differenz zwischen einem sachangemessenen, durch Beweise fundierten Überzeugen einerseits und einem ‚bloßen‘ Überreden andererseits. Noch wichtiger ist aber, dass die Rede-Kunst im Sinne der *ars* als Folge daraus in eine doppelt prekäre Lage gerät: um durch Wahrheit oder Richtigkeit zu überzeugen braucht man sie nicht mehr, und um zu überreden soll man sie sogar überhaupt nicht gebrauchen, weil der Primat auf dem wissenschaftlichen Überzeugen liegt und der eigentliche „rhetorische Fall“ (Knape) seine Relevanz damit gänzlich einzubüßen droht. Die Rhetorik als Disziplin ist damit nicht nur auf ein Arsenal ‚bloßer‘ Kunstmittel reduziert, sondern als solches, wie es bei John Locke deutlich wird, auch ganz ausdrücklich marginalisiert, weil die Anwendung dieser Kunstmittel nur verwirren und zu falschen Überzeugungen führen kann.

Interessant ist nun allerdings, dass Locke 1690 der so marginalisierten Rede-Kunst, kurz bevor er zu seiner Diatribe anhebt, immerhin noch zugesteht, sie könne, wenn schon nicht in wissensorientierten, dann doch immerhin in solchen Texten noch eine gewisse Berechtigung für sich in Anspruch nehmen „where we seek rather Pleasure and Delight than Information and Improvement“ (Locke 1975, 508). Ohne Einschränkungen toleriert werden kann die *ars rhetorica* demnach also höchstens dann noch, wenn der Informations- und Nutzwert des Textes ohnehin keine Rolle spielt und es nur um Lust und Unterhaltung geht. Um eine der letzten noch zu skizzierenden Stationen der rhetorikkritischen Tradition historisch angemessen beurteilen zu können, ist diese Einschätzung ausgesprochen aufschlussreich. Denn damit verweist Locke die Rhetorik genau in die Domäne, die traditionell eher der Poesie zufällt, die im 18. Jh. aber noch von einer weiteren mächtigen Disziplin besetzt gehalten wird: von der Ästhetik. Insofern die Rhetorik die Kunst des überzeugenden Redens ist, hat sie sich damit, so könnte man sagen, nun nach zwei Seiten hin zu behaupten (vgl. Niehues-Pröbsting 1999, 48 f.). Stellt man ihren Zweck, die Persuasion, in den Vordergrund, dann muss sie damit rechnen, auf-

grund ihrer ‚Künstlichkeit' oder Figuralität von Seiten der wahrheits- oder empirieorientierten Disziplinen (Logik und Philosophie) mit dem Vorwurf des falschen Scheins konfrontiert zu werden. Betrachtet man hingegen eben diesen Kunstcharakter, wie er insbesondere in der Formulierungslehre (*elocutio*) angelegt ist, als das eigentliche Proprium der Rhetorik, dann tritt sie unweigerlich in Konkurrenz zur Ästhetik und muss aus deren Perspektive damit rechnen, gerade wegen ihrer ursprünglich nicht-ästhetischen, weil rein praktischen, also erfolgsorientierten Disposition kritisiert zu werden.

Für Immanuel Kant – dessen Einschätzung beinahe schon zu einem *locus classicus* der Rhetorikkritik geworden ist – wird gerade diese epistemisch unentschiedene Zwischenposition der Rhetorik zum entscheidenden Argument, um sie 1790 in seiner *Kritik der Urteilskraft* gegen die Dichtkunst auszuspielen, wobei Kant die Rhetorik vorrangig unter ästhetiktheoretischen Gesichtspunkten behandelt, also im Rahmen einer Programmatik der schönen, genauer der „redenden Künste":

> Die *redenden* Künste sind *Beredsamkeit* und *Dichtkunst*. *Beredsamkeit* ist die Kunst, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben; *Dichtkunst*, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen
> (Kant *KdU*, § 51, B 205).

Die entscheidende Voraussetzung für Kants daran anschließende Kritik ist sodann die in § 51 im Rahmen der „Einteilung der schönen Künste" genannte Differenz zwischen freiem Spiel und Verstandesgeschäft, *otium* und *negotium* (Bezzola 1993, 23). Denn ihrem Zweck nach ist die Dichtkunst eindeutig dem ersteren, also dem freien Spiel der Einbildungskraft zugeordnet, während die Beredsamkeit als eine eigentlich nicht künstlerische, sondern praxisbezogene Tätigkeit es normalerweise mit ernsthaften Dingen, den Geschäften des Verstandes, zu tun hat. Was die Beredsamkeit dabei gegenüber der Dichtkunst diskreditiert, ist die Tatsache, dass diese zwar mit dem Schein spielt, sich in actu aber stets als Kunst zu erkennen gibt, „denn sie erklärt ihre Beschäftigung selbst für bloßes Spiel, welches gleichwohl vom Verstande und zu dessen Geschäfte zweckmäßig gebraucht werden kann" (Kant *KdU*, § 53, B 215–216). Ihr qualitativer Vorrang kommt der Dichtkunst also deshalb zu, weil sie, obwohl sie ihr Betreiben offenkundig als ein spielerisches deklariert, dem Verstand dennoch eine angemessene Beschäftigung bieten, daher „zweckmäßig" für ihn sein kann. Ganz anders die Rhetorik:

> Die Beredsamkeit, sofern darunter die Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen (als *ars oratoria*) und nicht bloße Wohlredenheit (Eloquenz und Stil) verstanden wird, ist eine Dialektik, die von der Dichtkunst nur soviel entlehnt, als nötig ist, die Gemüter, vor der Beurteilung für den Redner zu dessen Vorteil zu gewinnen und dieser die Freiheit zu benehmen (Kant *KdU*, § 53, B 216).

Rhetorik im Sinne der *ars oratoria*, so Kants Variante des platonischen Arguments, ist „die Kunst zu überreden", weil ihre Formen keine zweckunabhängigen, sondern strategisch gerichtete Gebilde sind, deren alleinige Funktion in der erfolgreichen Persuasion besteht. Von der Dichtkunst – und das ist das Verwerfliche daran – entlehnt sich der Orator dabei stets nur so viel, wie zum Erreichen dieses Ziels erforderlich ist, und zwar ohne dies offenzulegen. Der Vorwurf, die Rhetorik betrüge durch „schönen Schein", stützt sich mithin darauf, dass sie keinem anderen Zweck dient, als „die Gemüter" zu gewinnen, um den Redner dadurch in eine vorteilhafte Position zu bringen. Die Dicht-

kunst hingegen braucht ihre Künstlichkeit gar nicht zu verbergen, denn sie orientiert sich ohnehin nicht an einem spezifischen Redeziel, sondern hat ihren Zweck allein darin, die Einbildungskraft „in Freiheit" zu setzen und das Gemüt zu stärken, „indem sie es sein freies, selbsttätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt" (Kant *KdU*, § 53, B 215). Mit anderen Worten: Die Form der Poesie ist nicht die Tragfläche einer Überzeugungsabsicht, sondern dient letztlich der ganz auf das wahrnehmende oder rezipierende Subjekt bezogenen Evokation dessen, was Kant *ästhetische Idee* nennt. Damit aber ist gerade keine eindeutig identifizierbare, sondern „diejenige Vorstellung der Einbildungskraft" gemeint, „die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgendein bestimmter Gedanke, d. i. *Begriff* adäquat sein kann, die folglich keine Sprache völlig erreicht und verständlich machen kann" (Kant *KdU*, § 49, B 192–193).

Tobia Bezzola hat daraus zu Recht den Schluss gezogen, dass Kants zentrales Kriterium zur unterschiedlichen Bewertung von Dichtkunst und Rhetorik das jeweilige Verhältnis der beiden redenden Künste zur Einbildungskraft und ihrer Freiheit ist. Während die Rhetorik die Einbildungskraft heteronomisiert und damit einschränkt, indem sie versucht, sie einer bestimmten Überzeugungsabsicht unterzuordnen, besteht der Zweck der Dichtkunst gerade darin, die Möglichkeiten der Imagination zu entfalten, ohne sie an ein bestimmtes Interesse zu binden. Kants Hauptkritik ist folglich, dass der Zweck der Rhetorik weder in der Vermittlung einer ästhetischen Erfahrung noch in der distanzierten Darlegung sachlicher Inhalte, sondern ausschließlich im privaten Interesse des Redners besteht (Bezzola 1993, 35).

Die kunsttheoretische Konzeption, die Kant der Rhetorik entgegensetzt, basiert dabei vor allem auf dem Gegensatz zwischen Genie- und Regelwerk sowie entsprechend zwischen den schönen und den mechanischen Künsten. Kant spricht sich zwar nachdrücklich für erstere aus; er redet aber dennoch keineswegs einer imaginären Willkür das Wort, sondern betont in § 47 sogar explizit, dass auch dort „bestimmte Regeln" erforderlich seien, wo es darum gehe, einen ästhetischen „Zweck ins Werk zu richten", denn andernfalls könne man gar nicht von einem Produkt der Kunst sprechen (Kant *KdU*, § 47, B 186). Was Kant freilich dennoch ablehnt ist die Ansicht, dass auch das Geschmacksurteil objektiven Regeln unterworfen sei:

> An einem Produkte der schönen Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei, und nicht Natur; aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form desselben von allem Zwange willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Produkt der bloßen Natur sei
>
> (Kant *KdU*, § 45, B 179).

Einerseits soll uns, wie oben schon gesagt, die Kunst also stets als Kunst bewusst sein, andererseits soll sie aber paradoxerweise zugleich wie ein Naturprodukt erscheinen. Auf Kants Ablehnung der Rhetorik bezogen heißt das, dass auch bei ihm letztlich wieder eine Variante der Natura-ars-Dialektik im Hintergrund steht. Denn als Maßstab für die Zweckmäßigkeit der Kunstform fungiert hier die ‚Natur' des Genies, definiert als „die angeborene Gemütsanlage (*ingenium*), *durch welche* die Natur der Kunst die Regel gibt" (Kant *KdU*, § 46, B 181). Die von Kant auch für das Kunstwerk postulierten Regeln sind somit also keine Vor-Schriften im Sinne der schulrhetorischen *praecepta*, sondern sie werden aus dem Werk des Genies erst *ex posteriori*, also in der kritischen Kunstbeurteilung ersichtlich (vgl. Bezzola 1993, 28 f.).

Von der Rhetorik hebt sich die Poesie damit nach Kant alles in allem in zweifacher Hinsicht positiv ab. Erstens ist sie die ehrlichere Kunst, weil sie sich freimütig dazu

bekennt, „ein bloßes unterhaltendes Spiel mit der Einbildungskraft und zwar der Form nach einstimmig mit den Verstandesgesetzen treiben zu wollen“ (Kant *KdU*, § 53, B 217); und zweitens sind poetische Texte im Gegensatz zu rhetorischen nicht auf einen Zweck hin komponiert, der als motivierende Ziel-*Vor*gabe fungiert, sondern nach natürlichen Genieprinzipien, die erst *nachträglich* sichtbar werden, wobei die Allgemeingültigkeit des singulären Kunstprodukts in der subjektiven Beurteilung durch das Konzept des Geschmacks gesichert wird; denn „indem er [der Geschmack] Klarheit und Ordnung in die Gedankenfülle hineinbringt, macht er die Ideen haltbar“ und kulturell anschlussfähig (Kant *KdU*, § 50, B 203). Was Kant an der Rhetorik kritisiert ist demnach auch nicht das, was er unter aufrichtiger Wohlredenheit versteht; denn damit verbindet er ebenfalls ausschließlich natürliche Eigenschaften, die weder gezielt auf einen rhetorischen Erfolg ausgerichtet noch durch eine spezielle Ausbildung in den Kunstregeln der von ihm so genannten „Rednerkunst (*ars oratoria*)“ erworben sind (Kant *KdU*, § 53, B 217); Kants „Wohlredenheit“ hat also durchaus gewisse Ähnlichkeiten zur Poesie. Es ist vielmehr erneut allein die *ars*, die Redner-*Kunst*, die Kant in Übereinstimmung mit Locke für ganz und gar überflüssig hält. Denn als eine Lehre, die allein den oratorischen Erfolg zum Zweck hat, kann sie gar nicht anders als stets mit dem Verdacht behaftet zu sein, lediglich „Maschinen der Überredung hierbei anzulegen“ (Kant *KdU*, § 53, B 217), also nicht authentisch, sondern nur durch falschen Schein zu überzeugen, und dafür hat Kant, wie er in seiner berühmten Fußnote in § 53 nochmals betont, nicht das Geringste übrig:

> Beredtheit und Wohlredenheit (zusammen Rhetorik) gehören zur schönen Kunst; aber Rednerkunst (*ars oratoria*) ist, als Kunst sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeint oder auch wirklich gut sein, als sie wollen), gar keiner *Achtung* würdig (Kant *KdU*, § 53, B 217−218).

5. Zusammenfassung und Ergebnisse

Man könnte auch im 19. und 20. Jh. sicherlich weitere kritische Stimmen finden, die wesentlichen Gründe für die Ablehnung der Rhetorik wurden aber genannt (vgl. Fuhrmann 1989, 43 ff.; Schneider 1976, 93 ff.). Sie lassen sich zusammenfassend auf zwei reduzieren:

1. Ein zentraler Punkt ist der schon von Platon geäußerte Vorwurf, die Rhetorik kompensiere ihr fehlendes epistemisches Fundament, das ihr eine sachliche Orientierung verschaffen könnte, mittels einer durch die jeweilige Redeintention vor-gegebenen Künstlichkeit, die keinerlei moralischen, wissenschaftlichen oder sprachlichen Kriterien, sondern nur den je unterschiedlichen Erfolgsabsichten verpflichtet ist. Sie muss deshalb, wie Kant deutlich sagt, zwangsläufig und ganz unabhängig von der Beschaffenheit dieser Absichten (die durchaus lauter sein können) den Verdacht des falschen Scheins erwecken.

2. Daraus ergibt sich ein zweiter Vorwurf, nämlich der, rhetorisches Sprechen sei unnatürlich oder nicht-authentisch. Im Vergleich zum ersten lässt sich dieses Urteil sogar noch stärker generalisieren, denn es fungiert selbst dort als Motiv für die Kritik, wo die Redekunst oder eine bestimmte Sprachhandlung deshalb attackiert wird, weil ihr unter-

stellt wird, sie habe ihre Künstlichkeit selbst zur Norm gemacht und damit anstatt des Persuasionserfolgs nun die Affirmation bestimmter sprachlicher Muster zum eigentlichen Redezweck erkoren (man denke an Bacon und Sprat).

Wenn man abschließend versuchen wollte, diese historischen Befunde in ein Verhältnis zu dem gegenwärtig in vielen Disziplinen neu aufkeimenden Interesse an der Rhetorik zu setzen, so fällt vor allem auf, dass heute meist gerade die beiden wichtigsten Kritikpunkte wieder eher positiv eingeschätzt werden: die ‚Grundlosigkeit' der Disziplin einerseits, und ihre in der *elocutio* angelegte Verwandtschaft zu Figuration und uneigentlichem Sprechen andererseits. Das mag daran liegen, dass der Rekurs auf ein bestimmtes Verständnis von Wahrheit oder Natürlichkeit inzwischen endgültig obsolet geworden ist und der Rhetorik dadurch eine Reihe prominenter Fürsprecher eingebracht hat, wie etwa Richard Rorty oder Paul de Man, was das Ansehen des Faches prinzipiell gewiss eher fördert als dass es ihm schadet. Zugleich hat es aber auch dazu geführt, dass die Rhetorik oftmals eher als Teil von Philosophie und Ästhetik und nicht als unabhängige Disziplin aufgefasst wurde und wird. Die systematische Neubestimmung einer eigenständigen wissenschaftlichen Position der Rhetorik, wie sie zum Beispiel Joachim Knape (2000) vorgelegt hat, ist daher sicher noch nicht abgeschlossen. Kritik, welcher Art auch immer, kann dabei nur hilfreich sein.

6. Literatur (in Auswahl)

Adolph, Robert (1968): The Rise of Modern Prose Style. Cambridge, Mass.

Agrippa von Nettesheim, Heinrich Cornelius (1530): Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Verteidigungsschrift. Hrsg. v. Fritz Mauthner. Bd. 1. München 1913.

Aristoteles (1999): Rhetorik. Übers. u. hrsg. v. Gernot Krapinger. Stuttgart.

Bacon, Francis (1604): The Advancement of Learning. In: James Spedding/Robert Leslie Ellis/Douglas Denon Heath (eds.): The Works of Francis Bacon. Bd. 3. London 1859, 253–491.

Barthes, Roland (1988): Die alte Rhetorik. In: Roland Barthes: Das semiologische Abenteuer. Aus dem Frz. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M., 15–101.

Behrens, Rudolf (1982): Problematische Rhetorik. Studien zur französischen Theoriebildung der Affektrhetorik zwischen Cartesianismus und Frühaufklärung. München (Reihe Rhetorik, 2).

Bezzola, Tobia (1993): Die Rhetorik bei Kant, Fichte und Hegel: ein Beitrag zur Philosophiegeschichte der Rhetorik. Tübingen (Rhetorik-Forschungen, 5).

Blumenberg, Hans (1981): Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik. In: Hans Blumenberg: Wirklichkeiten in denen wir leben. Stuttgart, 104–136.

Blumenberg, Hans (1996): Die Legitimität der Neuzeit. Erneuerte Ausgabe. Frankfurt a. M.

Cahn, Michael (1986): Kunst der Überlistung. Studien zur Wissenschaftsgeschichte der Rhetorik. München (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, 76).

Duden (1980): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Hrsg. u. bearb. v. Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Bd. 5. Mannheim/Wien/Zürich.

Fuhrmann, Manfred (1989): Die Tradition der Rhetorik-Verachtung und das deutsche Bild vom ‚Advokaten' Cicero. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 8, 43–55.

Gauger, Hans-Martin (1995): Über das Rhetorische. In: Hans-Martin Gauger: Über Sprache und Stil. München, 255–275.

Gerl, Hanna-Barbara (1989): Rhetorik und Philosophie im Mittelalter. In: Helmut Schanze/Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorik und Philosophie. München, 99–119.

Hobbes, Thomas (1642): De Cive: The English Version. Ed. by Howard Warrender. Oxford 1983 (The Clarendon Edition of the Works of Thomas Hobbes, 3).
Hobbes, Thomas (1651): Leviathan. Ed. by Richard Tuck. Cambridge 1991 (Cambridge Texts in the History of Political Thought).
Ijsseling, Samuel (1988): Rhetorik und Philosophie. Eine historisch-systematische Einführung. Aus dem Niederländ. v. Michael Astroh u. bearb. v. Birgit Nehren. Stuttgart-Bad Cannstatt (problemata, 108).
Kant, Immanuel (1790): Kritik der Urteilskraft. Hrsg. v. Heiner F. Klemme. Hamburg 2001 (Philosophische Bibliothek, 507).
Knape, Joachim (2000): Was ist Rhetorik? Stuttgart.
Kopperschmidt, Josef (1977): Von der Kritik der Rhetorik zur kritischen Rhetorik. In: Heinrich F. Plett (Hrsg.): Rhetorik: Kritische Positionen zum Stand der Forschung. München, 213–229.
Kopperschmidt, Josef (1999): Quo vadis, rhetorica? Rhetorik unter Bedingungen allseitiger Wertschätzung. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 18, 1–23.
Küpper, Joachim (1990): Diskurs-Renovatio bei Lope de Vega und Calderón: Untersuchungen zum spanischen Barockdrama mit einer Skizze zur Evolution der Diskurse in Mittelalter, Renaissance und Manierismus. Tübingen.
Lachmann, Renate (1994): Die Zerstörung der schönen Rede. Rhetorische Tradition und Konzepte des Poetischen. München.
Lobsien, Eckhard (2004): Aspekte der Krise und poetische Krisenbewältigungsstrategien in der englischen Renaissance. In: Poetica 36, 344–377.
Lobsien, Verena O./Eckhard Lobsien (2003): Die unsichtbare Imagination. Literarisches Denken im 16. Jahrhundert. München.
Locke, John (1690): An Essay Concerning Human Understanding. Ed. by Peter H. Nidditch. Oxford 1975.
Mainberger, Gonsalv K. (1987): Rhetorica I: Reden mit Vernunft. Aristoteles. Cicero. Augustinus. Stuttgart-Bad Cannstatt (problemata, 116).
Münkler, Herfried (1992): Politische Tugend. Bedarf die Demokratie einer sozio-moralischen Grundlegung? In: Herfried Münkler (Hrsg.): Die Chancen der Freiheit. Grundprobleme der Demokratie. München, 25–46.
Nashe, Thomas (1594): The Unfortunate Traveller and Other Works. Ed. by John B. Steane. London 1972.
Neumann, Florian (2003): Natura-ars-Dialektik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6, 139–171.
Niehues-Pröbsting, Heinrich (1999): Rhetorik und Ästhetik. In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 18, 44–61.
OED = The Oxford English Dictionary (1989). Ed. by John Simpson and Edmund Weiner. Vol. 13. 2nd ed. Oxford.
Petrus, Klaus (1994): „*Convictio* oder *persuasio*?“ Etappen einer Debatte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Rüdiger, Fabricius, Gottsched). In: Zeitschrift für deutsche Philologie 113, 481–495.
Platon: Gorgias. In: Platon (1957): Sämtliche Werke. Hrsg. v. Walter F. Otto/Ernesto Grassi/Gert Plamböck u. übers. v. Friedrich Schleiermacher. Bd. 1. Reinbek bei Hamburg, 7–60.
Plett, Heinrich F. (2004): Rhetoric and Renaissance Culture. Berlin/New York.
Schmitt, Arbogast (2003): Die Moderne und Platon. Stuttgart.
Schneider, Wolf (1976): Wörter machen Leute. Magie und Macht der Sprache. München u. a.
Sprat, Thomas (1667): History of the Royal Society. Ed. by Jackson I. Cope/Harold Whitmore Jones. St. Louis/London 1959.
Sprute, Jürgen (1992): Philosophie und Rhetorik bei Platon und Aristoteles. In: Carl Joachim Classen/Heinz-Joachim Müllenbrock (Hrsg.): Die Macht des Wortes. Aspekte gegenwärtiger Rhetorikforschung. Marburg, 29–45 (ars rhetorica, 4).

Till, Dietmar (2004): Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen (Frühe Neuzeit, 91).

Toulmin, Stephen (1986): Die Verleumdung der Rhetorik. In: Neue Hefte für Philosophie 26, 55–86.

Vickers, Brian (1988): In Defence of Rhetoric. Oxford.

Vickers, Brian (1996): Bacon and Rhetoric. In: Markku Peltonen (ed.): The Cambridge Companion to Bacon. Cambridge, 200–231.

Vickers, Brian/Nancy Struever (1985): Rhetoric and the Pursuit of Truth. Language Change in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Los Angeles.

Wagner, Georg/Jochen Zenkert (1995): Rhetorik als Gefährdung der politischen Ordnung, z. B. Thomas Hobbes. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Politik und Rhetorik. Funktionsmodelle politischer Rede. Opladen, 126–145.

Philipp Erchinger, Erlangen (Deutschland)

V. Theoriebereiche und Forschungsfelder moderner Stilistik

59. Structuralist conceptions of style

1. The origin and impact of structuralism
2. Structuralist schools
3. Bally's fundamental ideas
4. Post-World War I developments
5. Structural narratology
6. The notion of function in the Prague Linguistic Circle
7. The role of the reader in stylistics
8. Jakobson and stylistics
9. Individual author's style
10. Current research directions
11. The work of Riffaterre
12. Quantitative and qualitative methods in stylistics
13. Concluding remarks
14. Selected bibliography

Abstract

The development of structural stylistics in the twentieth century originated from the linguistic theory of de Saussure which is based on the distinction between langue – parole, as well as from the work of his followers who linked the study of style with structuralist ideas. These followers, coming from various schools and centers, constituted stylistics (both linguostylistics and stylistics of literary style, poetics) as a discipline in its own right. This discipline considers style as an integrative principle for the constructing of texts (message, discourse) from its formative elements (i. e. from language means ranging from the phonological to the lexical, syntactic and textual levels). In this context, the notion of style proceeds along the axis langue (the set of means) – parole (communication acts). The term "functional stylistics", applied by some structuralist schools, reflects the fact that every language unit (and the text as a whole) serves a specific role (purpose, function) in a given setting (mode of communication). However, there exist quite a number of generalizations in the understanding of style, which range from individual style (of an author or of a particular text) to more abstract categories (oral and written style, formal/informal communication style, artistic (poetic) style, scientific style, style of everyday communication, of media, oratory, etc.). The article provides a short overview of the schools of structural stylistics (with its centers in Geneva, Prague, Moscow/Leningrad, Paris) and introduces key results of some of their representatives (Bally, Jakobson, Riffaterre, Enkvist, Doležel etc.).

1. The origin and impact of structuralism

The ideas Ferdinand de Saussure expressed in his *Course of General Linguistics* did not only mark a breakthrough in modern linguistics but they also remarkably inspired the development of science in the 20th century. This is mainly due to his refinement in research methods and notion categories. Structuralism spread from the realm of linguistics (as well as poetics and stylistics) into many other branches of science, in particular through the texts of de Saussure's followers who represented various schools and cultural centers. Eventually, structuralism developed into a leading idea of modern scientific thought. Moreover, research directions that originated from other than the tradition of de Saussure were finally perceived as a part of it, be it American descriptivism drawing on the work of Edward Sapir and Leonard Bloomfield, or the American school of *New Criticism* (esp. the works of Ivor A. Richards, John C. Ransom, Cleanth Brooks et al.); the newly developing ethnomethodology inspired by ethnological research of Bronislaw Malinowski and Claude Levi-Strauss and the London School of John R. Firth.

Though de Saussure never used the term structuralism himself (it only appeared in 1928 during the first international meeting of linguists), the key dichotomies of his *Course* have become the epistemological basis of structuralist theory. This theory did not only influence the humanities but also anthropology, biology, sociology, economics, psychology, law studies and historiography. The dichotomies that arose can be described as follows: (a) between collectively binding systems constructed by hierarchically organized mutual relations between units (*langue*) and the use of this system in individual speech acts (*parole*), (b) between synchronic and diachronic attitudes toward the subject of analysis, (c) between syntagmatic and paradigmatic relations within the system's frame and, last but not least, (d) the understanding of the semiotic inventory of language (the differentiation between the material form of a sign, *signifiant*, and its contents, *signifié*). Terms like structuralism and structure "have realized the basic internal correlation of the entire conceptual framework of every particular discipline. Every concept is determined by and determines all the others so that it can be more unequivocally defined by its place within the given framework than by enumeration of its content which − as long as the concept is in use − is in constant flux." (Mukařovský 1948, 14)

Since the 1930s, structuralism has become a leading method of scientific research, but also what Edward Cassirer called the "general tendency of thinking", according to which the highest explicative value is taken on by the mutual relations between hierarchically organized units of an analyzed system, at the expense of its substances.

2. Structuralist schools

Both the analysis and description of the phonological and grammatical levels of language represented the common basis on which all structuralist schools developed in Geneva, Prague, Copenhagen and Paris during pre-war time, and Moscow and Petersburg (Leningrad) starting in the mid-twenties.

Structural attitudes toward language style within linguistics, poetics, aesthetics (and to a certain extent also trends directed toward the renaissance of rhetoric) appeared for the first time in the works of Charles Bally, the Geneva-born founder of modern stylistics; in the Russian Formalist School and its study of poetic language and most

systematically in the Prague Linguistic Circle. The latter developed into a renowned multi-cultural research unit attracting Czech researchers (Vilém Mathesius, Bohuslaw Havránek, Jan Mukařovský, Bohumil Trnka, Josef Kořínek), Russian immigrant researchers (Roman Jakobson, Nikolai S. Trubeckoj, Piotr Bogatyrev, Serge Karcevskij) and many enthusiastic fellow-workers, who represented a wide range of scientific and philosophical subjects. These researchers considered stylistics as an autonomous discipline devoted to the analysis of the choice and organization of language units, which can be objectively grasped and determine a specific structural hierarchy in written and oral communication. These units may refer to the various levels of language and speech, e. g. the lexical, syntactic, metric, phonetic.

Phonostylistics is an example of an early outstanding discipline of style analysis. It focused on individual stylistic features of spoken language (affective emphasis, intonation, conscious use of phonetic harmony etc.).

The structuralist understanding of style has prevailed since the 1930s. It had also a major impact on investigations which were not primarily considered structuralist or even bore critical attitudes toward structuralism. What's more, the autonomy of stylistics did not prevent anybody from perceiving this discipline as being the core of many interdisciplinary fields that include different dimensions of style − linguistic, communicative, sociological, psychological, derived from literary theory and others.

Structural stylistics, drawing on the rational analysis of linguistic means in texts, turned into an alternative to other fairly influential methods of style analysis, e. g. the psychological analysis of stylistic effect (Henri Morier); the understanding of style as an intuitive manifestation of unique individuality (Bernadetto Croce) or readers' search for aesthetic and psychologically dominant stylistic features, which originated from the cultural conditions of textual genesis (Leo Spitzer, Wolfgang Kayser, Emil Staiger).

3. Bally's fundamental ideas

The relation between de Saussure's structural understanding of language and the original ideas of Charles Bally's stylistics of the 20th century are still being discussed (Bally 1919−21 (1st ed. 1909); Doležel 1990, 100 f.). There is no doubt that structural stylistics (and also the contemporary Geneva School of discourse and literary discourse analysis, in particular Eddy Roulet, Jean Starobinski and others), has been gradually developing Bally's original ideas.

Bally based his notion of language style on the differentiation between intellectual meaning, (representing ideas) and affective meaning (representing emotions). Grammar and semantics deal with intellectual meaning, whereas the analysis of linguistic means expressing emotions is at the center of linguistic stylistics, i. e. linguostylistics. Bally is not merely interested in the study of individual style that would limit research only to the sphere of *parole*. His interest is in collecting an inventory (system) of linguistic devices characteristic of the spontaneous linguistic behavior of speakers, where elementary intellectual meaning is also taking on secondary, namely expressive and evocative markers. Figurative and onomatopoetic expressions as well as evoked features develop their stylistic potential only in speech context, which may also be the evidence for the constant use of expressive markers. Bally thus constitutes stylistics as both a synchronic and structural discipline, since the expressiveness of linguistic facts is due to the mutual relations result-

ing from the combination of these units in the text. According to Bally, the objects of expressive stylistics are sets of expressive devices concentrated around a system of neutral (intellectual) language units. Thus, stylistics identifies and classifies these expressive resources, which, in turn, serves as a background for the range of choices available to any speaker of a given language.

According to Bally, it is the main purpose of stylistics to describe synonymous expressions and their quantatitve and qualitative relations.

Quantitative relations are typical of expressions with varying degrees of affective intensity, e. g. the French expressions *terrible* and *formidable*. Qualitative relations fall into three categories: neutral, lower (pejorative) and higher (laudative), usually occurring in pairs − *lit* (neutral) − *grabat* (pejorative), *maison* (neutral) − *maisonette* (laudative); *piété* (laudative) − *bigoterie* (pejorative) (Bally 1909, 170−178).

Bally's understanding of style implies that style is not only restricted to poetic language but that it refers to all kinds of language acts, both written and spoken, *langage de tous*, bearing stylistic features. It is the affective means of common language that represent a continuous source for poetic language as the stylistically marked reflection of common speech.

Contrary to Bally, who had reduced poetic language to the mere "reflection of the expressive means of the common language" and did not develop any distinct method for studying its aesthetic qualities (1909, 247), his followers Maurice Grammont and Gustave Lanson laid the foundations of the structuralist theory of French rhymed poetry and French fiction. Lubomír Doležel (1990) called this discipline structural poetics.

Grammont (1913) drew on Bally's conception of expressive means as divergence from common means of expression. He studied this divergence in the sphere of prosody and sound (rhythm, verse, enjabement), individual phonemes and sounds and sound harmonies as a result of "musical qualities of style" and assigned only a potential expressivity to these figures (*en puissance*). They are being activated when the meaning of the word is compliant to this expressivity (*casser*, to break) − in this case carrying expressive value, while in case of *tasser* (to pack) the expressive value is absent (1913, 206). Thus, according to Grammont, aesthetic means are polyfunctional and they do not only depend on the meaning they convey but also on the context, as well as on the interpretation of the recipient.

Lanson (1909) was among the first to emphasize that besides rhymed poetry, it is artistic fiction that represents an integral component of poetic language. Many elements constitute the literary qualities of a text. Lanson called these elements "general tonality and color" − stylistic principles defining the writing of an individual writer, specific trends and time period. Basically these are words of restricted usage, evoking specific historical or local settings and features of particular literary devices; verbs − the usage of which can be restricted (in an emotional, impressionistic or descriptive style), or, in contrast, accentuated (in narrative fiction) and, finally, rhythm and other sound qualities of a given text.

4. Post-World War I developments

For a short but fruitful period after World War I (1915−1930) the center of structural stylistics and theory of poetic language moved to Russia. The Russian Formalist School attracted literary theoreticians and creative writers from Moscow and Petersburg (Le-

ningrad). Among these were Viktor Shklovski, Boris Eikhenbaum, Roman Jakobson, Jurij Tynianov, Boris Tomashevski, Vladimir Propp and others – all inspired by the ideas of the Avant-garde art movement. However, the research activities of this group were short-lived and often brutally interrupted. The publications often presented in an essayistic or slogan-like form of enunciation. Nonetheless, this research inspired many of their followers and critics.

The Russian Formalist School was interested in the classical works of canonical Russian authors (Pushkin, Gogol, Dostoyevski), of foreign authors (Sterne, Maupassant, Scott), in the work of their peers writing under the influence of futurism (Mayakovski, Khlebnikov, Pasternak) and in the "new rhetoric" of Lenin's speeches. Russian formalists introduced the distinction between poetic language and informative language. The latter falls into two subcategories: colloquial and scientific language, both of which are primarily targeted at communication. In contrast, poetic language is devoid of any practical ends. The key questions studied were: "How is the text written?, "How can one find the elements that will prove distinction from non-literary texts?"; "What linguistic means of expression are at the hand of the author?"; "What metric, phonic, lexical and syntactic means, narrative structures and rhetoric figures help to construct the specific functions of a particular text?". Of course, the answers to these questions are polyvalent in their nature, since the language functions are ever changing with the changing context. As for the thematic structure of a text, the relationship between fabula and sujet, and the theme of composition and its components (partial themes and motifs) were studied.

The formalists considered the foregrounding of linguistic means as the main stylistic principle – a principle that differentiates between these means and their common, inherent use and reasons for "otherness" that attract the attention of the reader. They tried to establish links between the expression and the perception of "otherness" by the reader.

The analysis of functional language does not consider words as indifferent means to express meaning, but it focuses on the potential impact they can create. In this conception, literary text represents a highly autonomous phenomenon. Thus, it must be analyzed without referring to the biography of its author, to social factors or philosophical and psychological aspects. However, this immanent attitude toward text weakened during the further development of the formalist method. A text was perceived as a component within a broader social and cultural system that strengthens its functional and dynamic aspects. The theoreticians of structural stylistics and poetic language of the Soviet period (Viktor M. Zhirmunski, Vladimir Vinogradov, Mikhail Bakhtin, Jurij Lotman) merged this critical attitude toward the heritage of the Formalist School with the analysis of the social, communicative and cultural functions of a literary text, and with the analysis of the interrelation of a particular text and its social context. This particular emphasis on the social origins and functional aspects of style is fairly typical of contemporary Russian stylistics. Both its major understanding and developmental trends are thoroughly described in the stylistic encyclopedic dictionary of the Russian language, edited by Margarita N. Kozhina (Moscow 2003).

A major contribution of the Russian formalists toward the understanding of text is the theory of narrative invariants by Propp in his *Morphology of the Folktale* (1928). Propp's morphological method, claiming continuity with Goethe's "synthetic thinking," (practiced in his biological studies and stressing the holistic approach to the subject of analysis as a whole, cf. Goethe, *Morphologische Schriften*), concluded that in spite of all possible variability of folktale motifs, the story is reduced to several basic themes and

deep structures that tend to repeat. Propp describes seven types of roles of acting characters, "actants" (*the hero, his assistant, opponent, donator of magical instrument, target of hero's desire* ...) and thirty-two basic story themes − motif functions, types of activities (*hero leaves his/her home, fulfills certain tasks, accepts magic gifts, overcomes obstacles, makes mistakes, suffers punishment, makes up for his/her mistakes, reaches the desired goals* ...). Propp sees the aesthetic value of folktales in variations of the relationship between these generic schemes on one side and particular action motifs and attributes of characters on the other.

5. Structural narratology

The translations of Propp's work inspired many followers almost thirty years after its original publication. An enthusiastic response can be traced among French structuralists (Claude Bremond, Algirdas Greimas, Tzvetan Todorov, Gérard Genette), which eventually contributed to the foundation of a new discipline − structural narratology (Doležel 1990). This discipline aimed at developing formalized grammars of text, which enable the researcher to determine how various surface manifestations (detail stories) emanate from conventionalized deep configurations of elements. Greimas, who was the first to use the term *actant* (meaning complement of verbal action and derived from Tesnière's syntax), depicted Propp's roles with the help of six basic actants: *subject* (hero of a folktale), *object* (the princess he aims to get), *donator* (of a magic object), *recipient* (of a gift, of a reward), *assistant* (in hero's quest), *opponent* (putting obstacle's in front of the hero).

The further development of narratology leads from the analysis of simple schematized stories (folktales, detective novels, novels for women) to the analysis of more demanding texts (Schmid 1973; Chatman 1978; van Dijk 1985), to the sociological and psycholinguistic studies of spontaneous narratives (Labov/Waletzky 1967) and to theories about the relationship between fictitious and realistic stories and worlds, in which such stories can happen (Doležel 1998). In this context, structural stylistics focused on the analysis of causalities that condition certain linguistic and compositional features of narrative variables; the modes of presentation of speech acts through direct and indirect speech etc.

6. The notion of function in the Prague Linguistic Circle

In the inter-war period, members of the Prague Linguistic Circle (*Cercle linguistique de Prague*) developed a complex project of structural stylistics, drawing on the functional nature of language signs. They presented their ideas for the first time in their program manifesto − Theses presented to the first meeting of Slavonic philologists in Prague (1929). The members of this circle had close ties to the Russian formalist movement, both ideologically and personally (Jakobson lived in Prague, Russian emigrants from other centers like Nikolai S. Trubeckoj, Serge Karcevskij and others also participated in the activities of the Prague Circle).

The Prague linguists considered function as the role that a message plays in a specific mode of communication. In this context, the language system turned into a complex phenomenon, consisting of partial functional subsystems. Moreover, the Prague linguists

assumed that style is not merely an aspect of high literature (though they devoted most of their research to it), but that any language statement can have a specific style and should therefore be subject of stylistic analysis. Thus, they paid close attention to texts with a dominant aesthetic function but also to the style of economics, journalism, politics, everyday use of common language etc.

The Prague theory of language functions was based on the "organon model" developed by Karl Bühler. His triangle model of communication includes speaker, recipient and relationship of reference, i. e. the event that is being discussed. According to his model, we can differentiate between the expressive language function (*Ausdrucksfunktion*) which stands for the personality of the speaker; the appellative function (*Appellfunktion*) targeting the relation of the speech act toward the recipient and the referential, depicting function (*Darstellungsfunktion*). Bühler points out that any speech act includes these three functions, although one of these may always prevail.

The functional attitude toward the language system became the cornerstone of the Prague conception of functional structural stylistics. Havránek used two basic categories derived from de Saussure's differentiation between *langue* and *parole*: functional language, marked by "the general purpose of a normed set of linguistic means" and functional style, marked by the purpose of a specific language statement. Havránek suggested the following set of language functions and corresponding functional languages: (a) function of everyday communication − conversational language, (b) technological function − technical and administrative language, (c) theoretical function − scientific language and (d) aesthetic function − poetic language.

The repertoire of functional styles in Havránek's descriptive system is richer and more open. He defined functional styles as "modes of use of linguistic means in given speech acts with regard to their goal, form and situation and, simultaneously, with regard to the individual purpose of the speaker (emotional, aesthetic) or writer" (Havránek 1932). Other classifications draw on the heritage of the classical era of the Prague School, differentiating between individual and supra-individual styles (the latter being conditioned by a set of generic customs and communicative norms, e. g. differences in speech acts and written acts, differences in private and public spheres, belonging to different generations or different interest groups etc.). As for supra-individual styles, the most important are the functional styles (style of everyday communication, artistic, theoretical and expert, practical and expert, journalistic etc.).

The Prague functional stylistics also established a close link to speech practice. In his manual *Řeč a sloh* (Speech and style, 1942), Mathesius, a protagonist of the Prague theory of style, proceeds from the presumption that schools need to teach a clear expository style to their students. In the teaching process, it is necessary to start from active needs of expression and not merely from the analysis of the individual style of exceptional masters of literature. According to Mathesius, style is being constructed by the polarity between use of automatized (traditional, expected) language means and foregrounded means, which are perceived as unusual in given context.

The aesthetician and literary scientist Mukařovský was the first to introduce a modification of Bühler's model by adding a fourth dimension − the aesthetic function. "The aesthetic function immediately penetrates and enlarges proportionately wherever the other functions are weakened, withdrawn or shifted. Moreover, there is no object, which could not become its bearer or, conversely, an object, which necessarily has to be its bearer [...] Hence the aesthetic function emerges and vanishes without being unalterably

bound to any object." The structure of a work turns into a poetic structure due to the merge of deformation ("striking, almost violent disruption of original form of particular material") and organization (systematic, constant disruption of language norms, marked by certain aesthetic rules which in turn are conditioned by the individual style of an author, a particular generation or stream).

Felix Vodička expanded Mukařovský's concept of aesthetic function in his reception theory, emphasizing that "structural aesthetics understands a literary work as an aesthetic sign destined for the public." (Vodička 1982, 109) Therefore it is necessary to not only bear its existence in mind, but also its reception. Literary work is aesthetically perceived, interpreted and evaluated by the community of readers. Thus, style in a piece of literature is not invariable but changes depending on changing reception contexts. In this context, Lubomir Doležel stated the following (1960, 168 f.): "The literary work which repeatedly passes through transmission, reception, storage, retrieval, reprocessing, a reception closes the circuit of literary communication. If the recipient of the original text articulates the result of his processing in a new text (oral or written) [...] a new text, a transform of the original, is sent on to new potential receivers."

7. The role of the reader in stylistics

Several research directions started to focus on the role of the reader within the context of structural theories of style. Thus, the Konstanz School (Wolfgang Iser, Hans Robert Jauss) further developed the work of the Polish phenomenologist Roman Ingarden with regard to the study of literary work. According to their view, literary work and its stylistic structure are not constituted merely through explicit language units but due to a certain degree of ambivalence, specified during the reading process. Thus, active readers can use their cultural, intertextual and other background knowledge to develop inferential relations to complete the coherence of a particular text.

The representatives of the Konstanz School also consider the hermeneutic notion of the horizon of understanding (Hans-Georg Gadamer). According to their view, reading is the result of merging two horizons − that of the author and that of the reader (*Horizontverschmelzung*).

8. Jakobson and stylistics

Another modification of Bühler's and Mukařovský's model was made by Roman Jakobson (1896−1982) during his Harvard stay in the 1960s. His theory, reflecting the post-war shift in attitude from the language system toward text, introduced six basic factors of language communication: (1) author, (2) recipient, (3) message − language (code), (4) context, (5) referent, (6) contact (channel of communication). From here, Jakobson derived six language functions − the referential function, directed toward the casual (referential) contents of a message (e. g. *Water boils at 100 degrees*); the emotive function, directed toward the personality of the author of this message (e. g. interjection *Oh!*), the conative function, directed toward the recipient of the message (address, order); the phatic function aiming at the organization of communication (start, continue or termi-

nate) with the recipient (*Allo!*); the metalingual function which turns attention to the message − code (e. g. in a definition) and the poetic function, where the linguistic and stylistic qualities of a given message are foregrounded. Every message contains these functions but with a varying degree and in a certain hierarchy. For example, the poetic function can be tracked in poems, advertisement and sometimes in expert expositions, too. What sets a poem apart is not the very presence of the poetic function but its dominant role.

According to Jakobson, the task of stylistics is a purely objective. It explores the nature of internal structures. This means the relations between signs on different levels − phonetic, metrical, syntactic, lexical etc. The objective description of the poetic function of language is constituted by a specific relationship between two operations − selection and combination. Selection refers to the choice of language means from a certain paradigm of equivalent means. Combination refers to the arrangement of the selected means on a syntagmatic axis. The projection of the principle of equivalence onto the axis of combination turns into a specific feature of the poetic function. The combination of linguistic means is thus not only governed by common syntagmatic rules (arising from grammaticality or semantic compatibility of expressions in the textual structure) but also by striking similarities or differences in expressions that are being linked. For example, the once famous election slogan *I like Ike* (referentially identical with *I vote for Eisenhower*) draws your attention through the triple sound concord (*i- i- i*), though in this case, this poetic device "enters the service" of the dominant conative function (*Everybody vote for Eisenhower*!).

9. Individual author's style

The tendency to examine an individual author's style, targeting at the complementation of an inventory and classification of stylistic means used by an author, is typical for descriptive stylistics and in particular popular in the French-speaking countries. This research direction specialized in the analysis of style of artistic literature (Charles Bruneau, Marcel Cressot, Monique Parent etc.). Pierre Guiraud (1970) operated with terms like stylistic field (marking possibilities of choice of means from a given inventory); thematic word (with high level of differentiation within the work of one author) and key word (expression used by the author more often than by others). Following the ideas of Bally and Marouzeau (1969, 1st ed. 1946) suggested to replace author dictionaries by monographs which investigate specific stylistic means of a certain strictly defined unit (work, genre, time period, stream, generation). These means are formed through the mutual relations between hierarchically organized language levels and between their constitutive elements.

10. Current research directions

Starting in the 1950s, the advancement of structural stylistics was basically influenced by a new discipline, called textual linguistics (theory, grammar), or discourse analysis, or linguistics of speech etc. Its origins are linked with the Liège group of textual analysis

(cf. Delcroix/Hallyn 1993, 85 f.), which published the *Cahiers de l'analyse textuelle* between 1959–1978 (cf. Chevalier 1970). The notion of textual analysis was further developed, cf. e. g. in van Dijk (1985), Keller (2004) etc. The proponents of this new discipline were primarily interested in teaching a mother tongue and in the textual interpretation through detailed linguistic, stylistic and content interpretation, considering relevant contexts and implied information (so-called *explication de textes* method).

Terms like *text – discourse* and *textual analysis – discourse analysis* are used in many scientific disciplines, their meaning is basically determined by accepted usage than by clear definition. While text is generally understood as an abstract unit, respecting requests of coherence both in form and meaning, the study of discourse usually focuses on the situational context, the cultural, historical and ideological background of this text, the constant and variable settings (author and addressee).

Functional and structural stylistics was also influenced by the systematic grammar and functional linguistics developed by Halliday, especially by his notion of *option*, i. e. choice of appropriate linguistic means of possibilities that are at the speaker's disposal. This choice depends on the situational context constructed by the function of speech, its theme, mutual roles of the participants in communication. Halliday calls the chosen situational language code the register and defines it as "language variety according to use." (Haliday/Macintosh/Strevens 1964, 87) Speakers have several registers at their disposal and can use them with a varying degree of awareness in a meaningful communicative setting. Register includes three situational dimensions: (1) *field of discourse* (theme of speech, transitions between topics), (2) *mode of discourse* (differences in spoken and written texts), (3) *tenor of discourse* (nature of the mutual relationship between participants of the speech acts, degree of formality or intimacy etc.). Changes in all these three categories project themselves into the choice of linguistic means; into how they comply with syntactic requirements within the sentence and beyond with the above-mentioned factors, i. e. how the text affects the recipients.

The Birmingham school of discourse analysis (Malcolm Coulthard, John Sinclair) focused on the study of situationally bound registers, especially on the study of spoken interaction (dialogue) in the fields of medicine, politics, law, and education. Interactions in these fields represent a complex structure that contains several interdependent elements – *act* (function of a dialogue, e. g. request, order, promise, effort to establish contact), *move* (replica, e. g. question, answer, request, plea), *exchange* (basic unit of interaction, usually a pair of consecutive sequences, e. g. answer and question) and *transaction* – sequence of multiple exchange of replica (e. g. a doctor-patient dialogue, student examination etc.). This method comes close to stylistics because it investigates the conditioned rules for the proper choice of linguistic means to express the system categories both individually and objectively.

Aspects of dialogical discourse have been at the center of research by the Russian literary theoretician Bakhtin (1895–1975). Despite the problems he encountered with publication during Soviet Union time (often, his material was issued under the name of his fellow workers Voloshinov and Medvedev), his research received an almost enthusiastic appraisal in the West. In his monograph on Dostoyevski, Bakhtin considers the novel as a typical dialogical form, in which the voices of narrator, characters and quoted sources interweave, but also various idiolects, sociolects and styles. Bakhtin calls this interweaving process polyphony. French structuralists inspired by Bakhtin's theories (Julia Kristeva, Tzvetan Todorov, Roland Barthes, Gérard Genette) applied the term inter-

textuality for the fact that not only literary texts but also common spoken language, political speeches, journalistic language and expert speeches are interrelated, containing quotations, allusions and a variety of information from already existing texts. Thus, the meaning of the term intertextuality suggests that every text is, in fact, a node where many other texts meet; that it represents a point where real or fictional dialogue is applied, either in conjunction with other texts or as the background of these.

Even though the category of stylistics is not mentioned in the classical work of American structuralism − Bloomfield's *Language* −, many American structuralists considered it in their work. Zellig Harris focused on style as a result of specific distribution. In his view, discourse tends to be consistent, if different styles do not occur in it. Bernard Bloch properly defined the style of discourse "as the message carried by the frequency distributions and transitional probabilities of its linguistic features, especially as they differ from those of the same features in the language as a whole." According to Charles F. Hockett (1958, 556), "two sentences in the same language which convey approximately the same information but which are different in their linguistic structure, can be said to differ in style."

In American literary theory, the school of *New Criticism* developed with a complex conception of language style. Richards distinguishes between a scientific (cognitive) and an emotive way of expression (style). We speak of scientific style when it provides information about the object of speech, and of emotive style when the text is related to attitudes and emotions accompanying the speech act. Poetry, as the highest form of emotive language, seems to be a striking example for subordinating information to emotions and attitudes. Poetic images become tools of the emotional effect. Within the interest of the *New critics* in a new conception of rhetoric and the study of language ambiguity, Richards pays significant attention to metaphor. He considers metaphor an omnipresent element of language and cognition of the world in general, since each formulation of a certain notion is based on its assignment to an already existing notion, already present in human experience. Thus, it is especially poetics that is the result of constant polarity between the basic and derived meanings of words. It enables us to perceive even mutually distant notions, and the often-paradoxical connection between them.

11. The work of Riffaterre

The work of the French-American theoretician Michael Riffaterre can also be considered as a parallel to the conception of functional and structural stylistics of the Russian formalists and the Prague school. When studying style, it accentuates the role of the text recipient and of the intention of the author to attract the attention of the recipient. Riffaterre in particular focuses on the impact of the effect of style produced on the average reader/auditor, e. g. "surprise" or "unfulfilled expectation", or eventually on a fulfilled expectation. Stylistic devices are thus constituted as binary poles in the linear arrangement of textual units (e. g. the oxymoron − semantic contrast − in Corneille's verse *obsure clarté qui tombe des étoiles*). "Since stylistic intensification results from the insertion of an unexpected element into a pattern, it supposes an effect of rupture which modifies the context [...] The stylistic context is a stylistic pattern suddenly broken by an element which was unpredictable" (Riffaterre 1959, 170 f.). The structural essence of

style is just reflected in the fact that the bearers of stylistic value are not the individual expressions as such but the contextual relations between them, eventually the implicit relations between language expressions on the one side and expectations of the recipient on the other.

Certain "negative" attitudes toward style draw on Riffaterre's concept of style, speaking of a conscious deviation from a norm (Enkvist 1973), considering norm as created by a language system; text or norm of expectation on the recipient's side. Thus, it is impossible to think of style in any different way than against the background of comparison. Individual authors of stylistic analyses differ in their understanding of what they actually take as the norm, the starting point of this comparison. Thus, the following items can become a norm: (a) text (e. g. a poem written in a specific rhyme pattern); (b) linguistic varieties placed, for example, on the axis of literary standard − vernacular, formal-intimate, casual-poetic etc.; (c) rules governing different levels of the language system (graphemic, phonemic, morphological, syntactic, semantic, textual level); (d) average statistical frequencies of certain units and their mutual relations etc. (Spillner 1974, 31 f.). On the other hand, not every deviation from a norm (like mistakes, anacolutes, ambiguities preventing understanding etc.) can be ascribed a stylistic value. In other words, many language elements, which are not deviations, are part of style, on the other hand, there are many deviations in texts, which are not stylistically relevant.

12. Quantitative and qualitative methods in stylistics

The use of quantitative and statistical methods in stylistics within the frame of quantitative stylistics or stylometry (Bailey/Doležel 1968) draws on the definition of style as deviation from a standard. Frequency lists of language units referring to various levels have been applied in various registers and have had a long tradition in both theoretical and applied linguistics, in stylistics and poetics. (Since the end of the 19th century, frequencies counts of phonemes have been tracked for the purposes of shorthand; frequencies of words and phrases for the purposes of language teaching and, in the field of stylistics and poetics, quantitative analyses have often become a useful tool for verse research and for judging disputed authorship.) Through its effort to define marked stylistic features as precisely as possible, structural stylistics formed the prerequisite for a quantitative definition of style as a probability concept, in which quantifiable trends in the choice of means of expression conditioned by the personality of the writer, text and genre prevail (word choice, sentence length and complexity, dominance of specific grammar categories etc.). Recent developments in quantitative stylistics use computers to go beyond the application of multifactorial statistical methods with a lot of variables and compare large text corpora to study general linguistic and stylistic patterns of co-occurrence of these variables.

13. Concluding remarks

The structural conceptions of style considered in linguostylistics have remained valid by now − both in theory and applied subjects (e. g. when teaching stylistics at school). On the other hand, new directions have weakened the position of structuralism in the field

of literary stylistics, though these often draw on stucturalism and use its inventory of terms, such as aesthetics of reception, deconstructivism, theory of discourse, theory of intertextuality. Both more emphasis on the decisive role of readers' activities during text reception and the understanding of text as a result of the transformation of other texts has challenged the validity of the main surmise of the structural analysis of style, which considers a text as a closed, autonomous unit constructed by structures of clearly defined signs. The sign itself, in the deconstructive theory (Jacques Derrida, Paul de Man), looses its identity in a text, it does not function in its entirety as a result of the integrated relation between *significant* and *signifié* but it is constantly disrupted by traces of other signs, possibilities of figurative changes in meaning and derivation from other texts. Along with the disruption of borders of text and sign one can trace the loss of autonomy of stylistics as an independent discipline. Many traditional, related disciplines and new disciplines enter its original domain − such as poetics, rhetoric*, textual grammar, discourse theory, narratology and others.*

14. Selected bibliography

Bailey, Richard W./Lubomír Doležel (1968): An Annotated Bibliography of Statistical Stylistics. Ann Arbor.

Bally, Charles (1st ed. 1909, 2nd ed. 1919−21, 2 vol.): Traité de stylistique française. Heidelberg/Paris.

Bloch, Bernard (1953): Linguistic Structure and Linguistic Analysis. In: Archibald A. Hill (ed.): Report on the Fourth Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Studies. Washington D. C., 40−44.

Chatman, Seymour (1978): Story and Discourse: Narrative Structure in Fiction and Film. Ithaca.

Chatman, Seymour (ed.) (1971): Literary Style: A Symposium. London/New York.

Chevalier, Jean-Claude (1969): La Stylistique. Langue française 3, 34−45.

Delcroix, Maurice/Fernand Hallyn (eds.) (1993): Introduction aux études littéraires. Méthodes du texte. Paris/Louvain-la-Neuve.

Dijk, Teun A. van (ed.) (1985): Handbook of Discourse Analysis. London.

Doležel, Lubomír (1990): Occidental Poetics. Tradition and Progress. Lincoln/London.

Doležel, Lubomír (1998): Heterocosmica. Fiction and Possible Worlds. Baltimore/London.

Enkvist, Nils-Erik (1973): Linguistic Stylistics. The Hague/Paris.

Grammont, Maurice (1913): Le vers français. Ses moyens d′expression, son harmonie. Paris.

Guiraud, Pierre (1970): Problèmes et méthodes de la stylistique. Paris.

Halliday, Michael A. K./Angus Macintosh/Peter Strevens (1964): The Linguistic Science and the Language Teaching. London.

Havránek, Bohuslav (1932): Úkoly spisovného jazyka a jeho kultura (The Tasks of Standard Language and its Culture). Engl. Transl. In: Praguiana: Some Basic and Less Known Aspects of the Prague Linguistics. Ed. Josef Vachek and Libuše Dušková. Amsterdam 1983, 143−164.

Hockett, Charles F. (1958): A Course in Modern Linguistics. New York.

Jakobson, Roman (1962−88): Selected Writings. 8 vol. The Hague.

Keller, Reiner (2004): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 2. Auflage. Wiesbaden.

Labov, William/Joshua Waletzky (1967): Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience. In: June Helm/John McNeish (eds.): Essays on the Verbal and Visual Arts. Proceedings of the 1966 Annual Spring Meeting. Seattle, 12−44.

Lanson, Gustave (1909): L′art de la prose. Paris.

Maurouzeau, Jules (1969, 1st ed. 1946): Précis de la stylistique française. Paris.
Mukařovský, Jan (1946): Kapitoly z české poetiky (Chapters from Czech Poetics). In: The Prague School. Selected Writings 1929–46. Ed. Peter Steiner. Austin 1982.
Riffaterre, Michael (1959–60): Criteria for Style Analysis. Word XV, 154–74. Stylistic Context. Word XVI, 207–218. Reprinted in: Seymour Chatman/Samuel Levine (1964): Essays on the Language of Literature. London, 412–430; 323–336.
Schmid, Wolf (1973): Der Textaufbau in den Erzählungen Dostoievskys. München.
Spillner, Bernd (1974): Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung. Rhetorik. Textlinguistik. Stuttgart u. a.
Vodička, Felix (1982): Problems of the Echo of Neruda's Work (Czech orig. 1941). In: Peter Steiner (ed.): The Prague School Selected Writings 1929–46. Austin.

Jiří Kraus, Prague (Czech Republic)

60. Kommunikativ-pragmatische Stilauffassungen

1. Einleitung
2. Stilistisches Handeln
3. Die Zeichenhaftigkeit von Stil
4. Das stilistisch Typische und Individuelle
5. Das Verhältnis von Stilistik und Textlinguistik
6. Einige Voraussetzungen für den praktischen Umgang mit Stil
7. Die sprachpragmatische Stilistik als Theorie für die Praxis
8. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Communicative-pragmatic stylistics is a field of linguistic research that has emerged in the 1970s and established particularly well in the context of traditional German philology. In its pragmalinguistic orientation, it is basically derived from the instrumental concept of sign theory developed by Ludwig Wittgenstein (cf. Ordinary Language Philosophy), from speech act theory by Austin and Searle as well as from the Prague School of functional stylistics. Communicative-pragmatic stylistics investigates the communicative dimension of style. For this purpose, style is being investigated as a sign consisting of structure and meaning. In its holistic approach, pragmatic stylistics aims at deconstructing all layers of text (as artifacts) and explains their specific stylistic value. In this way, the stylistic analysis incorporates both macro- and microstylistic phenomena. Moreover, communicative-pragmatic stylistics is mainly focused on a theoretical reflection on style, on a systematization and description of the manifold stylistic features, and on compilation of manuals on how to write in "good" style and on how to analyze and describe this inherent text feature.

Maurouzeau, Jules (1969, 1st ed. 1946): Précis de la stylistique française. Paris.
Mukařovský, Jan (1946): Kapitoly z české poetiky (Chapters from Czech Poetics). In: The Prague School. Selected Writings 1929–46. Ed. Peter Steiner. Austin 1982.
Riffaterre, Michael (1959–60): Criteria for Style Analysis. Word XV, 154–74. Stylistic Context. Word XVI, 207–218. Reprinted in: Seymour Chatman/Samuel Levine (1964): Essays on the Language of Literature. London, 412–430; 323–336.
Schmid, Wolf (1973): Der Textaufbau in den Erzählungen Dostoievskys. München.
Spillner, Bernd (1974): Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung. Rhetorik. Textlinguistik. Stuttgart u. a.
Vodička, Felix (1982): Problems of the Echo of Neruda's Work (Czech orig. 1941). In: Peter Steiner (ed.): The Prague School Selected Writings 1929–46. Austin.

Jiří Kraus, Prague (Czech Republic)

60. Kommunikativ-pragmatische Stilauffassungen

1. Einleitung
2. Stilistisches Handeln
3. Die Zeichenhaftigkeit von Stil
4. Das stilistisch Typische und Individuelle
5. Das Verhältnis von Stilistik und Textlinguistik
6. Einige Voraussetzungen für den praktischen Umgang mit Stil
7. Die sprachpragmatische Stilistik als Theorie für die Praxis
8. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Communicative-pragmatic stylistics is a field of linguistic research that has emerged in the 1970s and established particularly well in the context of traditional German philology. In its pragmalinguistic orientation, it is basically derived from the instrumental concept of sign theory developed by Ludwig Wittgenstein (cf. Ordinary Language Philosophy), from speech act theory by Austin and Searle as well as from the Prague School of functional stylistics. Communicative-pragmatic stylistics investigates the communicative dimension of style. For this purpose, style is being investigated as a sign consisting of structure and meaning. In its holistic approach, pragmatic stylistics aims at deconstructing all layers of text (as artifacts) and explains their specific stylistic value. In this way, the stylistic analysis incorporates both macro- and microstylistic phenomena. Moreover, communicative-pragmatic stylistics is mainly focused on a theoretical reflection on style, on a systematization and description of the manifold stylistic features, and on compilation of manuals on how to write in "good" style and on how to analyze and describe this inherent text feature.

1. Einleitung

Die kommunikativ-pragmatische Stilistik ist eine jüngere Entwicklung in der sprachwissenschaftlichen Stilistikdiskussion, die maßgeblich von Barbara Sandig (1978; 1986a) angestoßen und entwickelt worden ist. Sandig (2006a) bietet ein Resümee dreißigjähriger Diskussion und zeichnet so the state of the art; Fix 2007 bietet einen Überblick über die bald dreißigjährige Beschäftigung mit Stil im Wandel der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. In Abwendung von strukturalistischen Stilkonzepten hat diese Stilistikrichtung Grundsätze der sich seit den siebziger Jahren etablierenden Sprachpragmatik aufgenommen und sie für die Stilistik fruchtbar gemacht. Von bestimmendem Einfluss sind die Sprechakttheorie John R. Searles (1972) und die Überlegungen zur Sprache von Ludwig Wittgenstein (1958), wie sie in Form der „praktischen Semantik" von Hans Jürgen Heringer und anderen für die Sprachwissenschaft nutzbar gemacht worden sind (vgl. z. B. Heringer 1974; Keller 1976; 1977; Wimmer 1983; von Polenz 1985), aber auch die von Konrad Ehlich und Jochen Rehbein (vgl. z. B. Rehbein 1977; Ehlich/Rehbein 1986) entwickelte „funktionale Pragmatik". Die kommunikativ-pragmatische Stilistik fragt nach der Rolle, die Stil beim sprachlichen Handeln spielt, oder nach Formen und Funktionen des stilistischen Handelns. Diese Handlungsorientierung erlaubt es auch, von einer sprachpragmatisch-handlungstheoretischen Stilistik zu sprechen. Innovativ und wegweisend ist deren handlungstheoretische Rahmung; zugleich nimmt sie vielfältige Ergebnisse aus unterschiedlichen Stilistiktraditionen auf und integriert sie in das handlungstheoretische Konzept. Eine prominente Rolle spielt dabei die frühpragmatische Prager Theorie der Schriftsprache in ihrer Weiterentwicklung als Theorie der funktionalen Stile durch Elise Riesel und die Sprachgermanistik der DDR. Generell ist aber die Verbindung zwischen Traditionen der Stilistik und der kommunikativ-pragmatischen Stilistik nicht überraschend, beruht sie doch auf der Tatsache, dass die Beschäftigung mit dem Sprachstil unauflöslich mit der Frage nach der Sprachverwendung verknüpft ist und selbst in Theoriekonzepten wie etwa den strukturalistischen, die den Verwendungsaspekt vernachlässigen oder eigentlich sogar ausschließen, ins Spiel kommt. Im Folgenden werden wesentliche Charakteristika der kommunikativ-sprachpragmatischen Stilistik skizziert; dabei können jedoch nicht die vielfältigen Bezüge zur Stilistiktradition offen gelegt werden, sondern lediglich in dem einen oder anderen Einzelfall angedeutet werden. Hervorgehoben sei die enge Beziehung zwischen Rhetorik und kommunikativ-pragmatischer Stilistik, die durch das gemeinsame Interesse an Formen und Möglichkeiten des erfolgreichen Sprechens und Schreibens gestiftet wird.

2. Stilistisches Handeln

Die pragmatisch-handlungstheoretisch ausgerichtete Beschäftigung mit Sprache geht davon aus, dass alles Sprechen und Schreiben Handeln ist. Dieses Handeln funktioniert nach Regeln oder Mustern. Einen Teilbereich dieser Regeln oder Muster bilden diejenigen, nach denen stilistisch gehandelt wird. Dementsprechend wird in der kommunikativ-pragmatischen Stilistik Stil nicht als eine irgendwie gegebene Eigenschaft von Texten betrachtet, sondern im Hinblick auf seine Hervorbringung. Das Stilistische einer Sprachhandlung oder eines Textes als Resultat der Sprachhandlung resultiert daraus, dass sie oder er nach Stilregeln oder -mustern gemacht und auch so verstanden wird.

2.1. Das allgemeinste Stilmuster: Durchführen/Gestalten

Die Regeln oder Muster für stilistisches Handeln werden als Durchführungs- oder Gestaltungsmuster zusammengefasst, wobei Durchführen und Gestalten konkurrierende Bezeichnungen für das allgemeinste Stilmuster sind. Den Produktionsaspekt betonend formuliert Barbara Sandig (1986a, 43): „Die Durchführung der Handlung besteht unter stilistischem Gesichtspunkt darin: Aus den zur Verfügung gestellten Inventaren [...] werden im Äußern (des Satzes, Textes ...) einzelne Elemente verwendet: anderen Möglichkeiten, die die Sprache auch zur Verfügung stellen würde, vorgezogen". Während mit Durchführen der Herstellungsaspekt unterstrichen wird, wird mit der konkurrierenden Bezeichnung Gestalten (z. B. Püschel 1986; Fix 1996; Abraham 1996) dagegen dasjenige hervorgehoben, auf das die Durchführung zielt, nämlich der Sprachhandlung oder dem Text eine bestimmte Form oder Gestalt zu geben. Voraussetzung für das Durchführen/Gestalten ist ein Repertoire alternativer Mittel, unter denen der Sprachhandelnde wählen kann. Diese Wahlmöglichkeit hat in der strukturalistischen Stilistik zum Konzept von „Stil als Wahl" geführt (vgl. Sanders 1977, 15 ff.). In der kommunikativ-pragmatischen Stilistik wird dagegen zwar von der prinzipiellen Möglichkeit zu wählen ausgegangen, nicht aber davon, dass jeder stilistischen Handlung tatsächlich ein Wahlakt vorausgegangen ist. Dies steht im Einklang mit einem Handlungsbegriff, für den die Kriterien von Absicht, Wille und Bewusstheit nicht konstitutiv sind, sondern zur Unterscheidung von Handlungstypen dienen (vgl. Holly/Kühn/Püschel 1984, 292 ff.). Danach lässt sich das stilistische Rationalhandeln, bei dem der Handelnde bewusst unter den zur Verfügung stehenden Mitteln wählt, vom stilistischen Routinehandeln unterscheiden, bei dem der Handelnde routiniert auf eingespielte Stilmuster zurückgreift, ohne unter den zur Verfügung stehenden Mitteln zu wählen. Das stilistische Routinehandeln erinnert an den automatisierten Sprachgebrauch, der in der Prager Schule dem aktualisierten Sprachgebrauch gegenübergestellt worden ist (vgl. Havránek 1976, 119 ff.). Im Gegensatz zum gewollten Stilbruch beruhen Stilfehler oder Stilblüten als „kommunikative Misserfolge" (Keller 1980, 41) auf stilistischen Versehenshandlungen, die weder bewusst noch absichtlich gemacht werden. Die Existenz von „Möglichkeiten, die die Sprache auch zur Verfügung stellen würde" (Sandig 1986a, 43), gehört also zur Logik von Stil, besagt aber nichts über das konkrete stilistische Handeln.

Mit dem Ansetzen von Durchführen/Gestalten als allgemeinstes Stilmuster wird Stil als „Konstitutionskategorie" betrachtet (Heinz 1986, 9), das heißt, es wird damit ein Gegenstandsbereich konstituiert, der alles umfasst, was an einer sprachlichen Handlung Artefakt ist. Das hat zur Konsequenz, dass Stil als holistisches Konzept zu betrachten ist (vgl. Selting/Hinnenkamp 1989, 7; Sandig 1990; Fix 1992; Holly 1992), demzufolge in der Stilistik alles berücksichtigt wird, was an einer Sprachhandlung oder einem Text als nach Regeln oder Mustern des Durchführens/Gestaltens gemacht wahrgenommen wird. Analog zu der von Harvey Sacks formulierten ethnomethodologischen „Ordnungsprämisse" – „there is order at all points" (Bergmann 1988, 27 f.) – lässt sich sagen: „Stil findet sich überall" oder „Stil ist ubiquitär". Bei der Frage nach dem Stil ist nichts an einer sprachlichen Handlung oder einem Text von vornherein als irrelevant auszuschließen.

Mit der These von der stilistischen Ubiquität verbindet sich die Auffassung von einem weiten Objektbereich der Stilistik. Stil bleibt nicht auf die Ebenen von Laut, Wort und Satz beschränkt, wie dies vor allem für die linguistische Stilistiktradition charakteristisch

ist, sondern Stil zeigt sich auf allen Strukturebenen, also auch in satzübergreifenden Strukturen und Textstrukturen. Stilistisch relevant sind aber nicht nur mikro- und makrostrukturelle Gestalteigenschaften, sondern auch solche, die sich nicht unmittelbar im sprachlichen Ausdruck manifestieren, sondern in Gestalteigenschaften anderer Art. Bernhard Asmuth und Luise Berg-Ehlers (1974, 67) verbuchen diese Erscheinungen (terminologisch unausgereift) als „außersprachliche bzw. sprachübergreifende Besonderheiten", die sich einem bloß linguistischen oder gar grammatischen Zugriff entzögen. Siegfried Krahl und Josef Kurz sprechen von „Denkstil", der erkennbar ist in der „gesamten Textgestaltung, in Disposition, Komposition und Gedankenführung im engeren Sinne, in Anschaulichkeit, in Statik und Dynamik der Darstellung [...], in Dichte, Präzision usw. [...]" (Krahl/Kurz 1975, 31; vgl. auch Hoffmann 1996). Um in diesem weiten, die unterschiedlichsten Gestalteigenschaften umfassenden Objektbereich von Stil eine erste Ordnung zu schaffen, bietet es sich an, das allgemeinste Stilmuster Durchführen/Gestalten in drei Untermuster zu zerlegen.

2.2. Untermuster von Durchführen/Gestalten

Die Zerlegung des allgemeinsten Stilmusters orientiert sich daran, über welche Distanz hinweg sich ein Stilmuster im linearen Verlauf einer Sprachhandlung oder Textes auswirkt. Einerseits kann dies lokaler Natur sein und andererseits globaler − eine Unterscheidung, die grob der Einteilung in Mikro- und Makrostilistik entspricht.

(1) Lokaler Natur ist das Untermuster des Formulierens. Dieses Muster betrifft den Zusammenhang zwischen der Art des geäußerten Ausdrucks und der Art der Handlung, oder wie es Sandig (1978, 23) gefasst hat: „Stil, bezogen auf eine einzelne sprachliche Handlung, nenne ich Formulierung". Aus Sandigs Verweis auf die „einzelne sprachliche Handlung" sowie aus der alltagssprachlichen Redeweise von der gelungenen Formulierung ergibt sich, dass es sich bei der Formulierung um ein Syntagma von begrenztem Umfang handelt. Mit dem Muster des Formulierens wird alles in allem der Bereich des Mikrostilistischen abgedeckt. Das Formulieren betrifft nach Sandig zuerst einmal das stilistisch Typische, denn in der Formulierung verbindet sich das Wahrnehmbare am stilistischen Zeichen mit der erwartbaren/konventionellen Bedeutung (Sandig 1978, 11); doch kann die Formulierung gleichermaßen stilistisch unerwartet/unkonventionell sein.

(2) Eine Formulierung kann einmalig im Text auftreten; gleichartige oder ähnliche Formulierungen können sich aber auch durch einen Text(teil) hindurchziehen. Mit dem Untermuster ‚Fortführen' wird ein Zusammenhang zwischen Formulierungen hergestellt, der dadurch gestiftet wird, dass „immer wieder dieselben oder unter einem Gesichtspunkt ähnliche sprachliche Phänomene" gebraucht werden (Sandig 1978, 32; 88). Fortgeführtes ist überlokaler Natur, wobei seine Ausdehnung ganz unterschiedlich sein kann. Es kann innerhalb eines Satzes, in einer Satzfolge oder in einem ganzen (Teil)Text auftreten. Untermuster von ‚Fortführen' sind in der Hauptsache die von Sandig (2006b, 79) als „stilbildende Verfahren" charakterisierten Muster ‚Wiederholen' und ‚Variieren' (vgl. Besch 1989), aber auch das Muster ‚Abweichen' (vgl. Püschel 1985). Auf der Nutzung von Fortführungsmustern beruhen stilistische Einheitlichkeit oder Uneinheitlichkeit sowie Abwechslung („Variationsstil") und Stilbruch; mit ihnen lassen sich spezifische Aufgaben bewältigen, wie beispielsweise den

Text zu ästhetisieren, die Darstellung zu intensivieren oder die Verständlichkeit zu fördern; und Handlungen nach Fortführungsmustern konstituieren Stilzüge und ermöglichen die Realisierung von konventionellem Stil.

(3) Wie das Konzept des „Denkstils" zeigt, zählen zum Bereich des Durchführens/Gestaltens auch Gestalteigenschaften, die nicht unmittelbar aus Formulierungen, also dem Zusammenhang von Handlungsart und Äußerungsart, resultieren. Stattdessen erwachsen sie aus der Durchführung von Textsortenmustern und ihren Teilmustern, so dass in Anlehnung an die Redeweise von der Textentfaltung hier vom Untermuster des Entfaltens gesprochen wird. Dieses Stilmuster ist globaler Natur, da es die Struktur des ganzen Textes oder aber von Textteilen betrifft. Entfaltungsmuster spielen eine Rolle beispielsweise bei der Durchführung/Gestaltung von Mustern der Sachverhaltdarstellung/Themenentfaltung (Kallmeyer/Schütze 1977), also das Erzählen einer Geschichte (vgl. schon Lämmert 1955), das Berichten über ein Ereignis, das Beschreiben eines Gegenstands oder Vorgangs, das Erklären einer unklaren oder unverständlichen Sache oder das Erörtern einer strittigen Frage. Die Entfaltung betrifft unter anderem die Sequenzierung der Teilmuster, die Detaillierung beziehungsweise Kondensierung von Aspekten des Sachverhalts und das Gestaltschließen.

3. Die Zeichenhaftigkeit von Stil

3.1. Stilstruktur und ihre Funktion

Entsprechend der Zeichenhaftigkeit des sprachlichen Handelns hat auch das stilistische Handeln Zeichencharakter. „Stil hat deshalb − wie andere sprachliche Einheiten − Struktur und Funktion" (Sandig 1986, 19). Wie jedes Zeichen ist auch das stilistische Zeichen im Sinne der instrumentalistischen Zeichenauffassung als Hilfsmittel zu betrachten, mit dem von unmittelbar Wahrnehmbarem auf nicht unmittelbar Wahrnehmbares geschlossen werden kann (Keller 1995, 113), oder: „Stil gibt immer etwas zu verstehen". (Fix 2004) Das Spezifische des „Wahrnehmbaren" oder der strukturelle Aspekt von Stil (Sandig 1986, 19) lässt sich wie folgt bestimmen: „Das reale Textexemplar ist die sinnlich wahrnehmbare, materialisierte Erscheinungsform sprachlichen Handelns, und der Stil des Textes drückt das Spezifische dieses Handelns aus" (Fix/Poethe/Yos 2001, 26).

In ihrer programmatischen Beschäftigung mit der Zeichenhaftigkeit von Stil wird die kommunikativ-sprachpragmatische Stilistik zur konsequenten Fortsetzerin hermeneutischer Traditionen in der Stilistik. Wegen ihrer praktischen Bemühungen, Wege zur Erschließung der stilistischen Bedeutung aufzuzeigen, lässt sie sich als „interpretative Stilistik" (Püschel 1991) charakterisieren und als genuinen Baustein zu einer „hermeneutischen Linguistik" verstehen (Hermanns 2003).

3.2. Typen stilistischer Bedeutung

Das Postulat, mit dem Stilbegriff werde alles erfasst, was an einer sprachlichen Handlung Artefakt sei, führt nicht nur zu einer Vielfalt stilistischer Erscheinungen, sondern auch zu einem breiten Spektrum von Typen stilistischer Bedeutung, die teils aus der Stilistik-

tradition, teils als Alltagskategorisierungen vertraut sind. Sie lassen sich nach Sandig (2006a, 12 ff.) unter sprachpragmatischen Vorzeichen wie folgt gruppieren:

(1) Der Zusammenhang von Handlung und ihrem Inhalt führt dazu, dass Handlungstypen, die an bestimmte Situationen gebunden sind, auf typische Weise durchgeführt/gestaltet werden (z. B. Erzählstil, Gesprächsstil, Predigtstil, Wissenschaftsstil, Feuilletonstil).
(2) Die Beziehungsgestaltung zwischen den Sprachhandelnden und ihren Adressaten betrifft einerseits die individuelle Selbstdarstellung in Form von Individualstil oder Personalstil und andererseits die Selbstdarstellung als Mitglied einer Gruppe in Form sozialer Stile (Kallmeyer 2001). Die Adressaten kommen bei einer adressatengerechten Handlungsdurchführung in den Blick (z. B. kindgemäßer Stil). Formen der Beziehungsgestaltung zwischen den Beteiligten lassen sich als persönlicher/unpersönlicher, höflicher/unhöflicher oder ich-zentrierter/du-zentrierter Stil fassen.
(3) Stilistische Auswirkungen von „Handlungsvoraussetzungen" betreffen die Modalität (Sprechstil, Schreibstil), das Medium (Telegrammstil, Briefstil, Zeitungsstil) und das spezielle Massenmedium (Bildzeitungs-Stil).
(4) Auf stilistische Weise können Einstellungen/Haltungen zu unterschiedlichsten Aspekten wie unter anderem der Handlung und ihrem Inhalt, zu den Beteiligten, ihren Rollen und ihrer Beziehung, zur Situation, zur Institutionsgebundenheit und nicht zuletzt zur Sprache (Fix/Poethe/Yos 2001, 27) zum Ausdruck gebracht werden.
(5) Stil im Sinne von Zeitstil oder stilistischer Mode manifestiert sich in zeitbedingten Stileigenschaften. Diese konstituieren keinen eigenen Typ stilistische Bedeutung, sondern können den genannten Typen eine zeitspezifische Charakteristik verleihen.

4. Das stilistisch Typische und Individuelle

4.1. Typisierte und individualisierte Stile

Typisierte oder konventionelle Stile sind nach Sandig „komplexe Ressourcen, die den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft zur Verfügung stehen, um gesellschaftlich relevante Aufgaben zu erfüllen" (2006a, 21). Sie gehören damit zu dem System von sprachlichen Regeln oder Mustern, die das Zusammenleben in einer Gemeinschaft ermöglichen, indem sie Problemlösungen für kommunikative Aufgaben bieten.

Neben der typisierten oder konventionellen Durchführung/Gestaltung von Handlungen steht die individualisierende. Bei Letzterer sind allerdings verschiedenartige Ausformungen zu unterscheiden. Die erste Form bildet der so genannte Personal- oder Individualstil. Dieser ist in seiner Gebundenheit an eine Person einerseits typisch, da seine wiederkehrenden Eigenschaften die Wiedererkennbarkeit garantieren, andererseits bedeutet er eine individualisierende Durchführung/Gestaltung allerdings nicht eines Einzeltextes, sondern der Texte einer Person im Gegensatz zu den Texten Anderer. Die zweite Form bildet die individualisierende Ausgestaltung, die Originalisierung von Textsortenmustern wie beispielsweise der Werbeanzeige oder Glosse. Die Nutzung von Stilmitteln, die Abwechslung und Überraschung schaffen, sind einerseits individuell und originell, die Tatsache ihrer Verwendung entspricht jedoch andererseits den Erwartungen an die Textsorte, ist also durch Konvention bedingt. Die dritte Form der individualisierten

Durchführung/Gestaltung betrifft Stileigenschaften, die untypisch oder unkonventionell im Hinblick auf den Usus sind oder von ihm abweichen. Mit ihnen wird darauf gezielt, besondere stilistische Bedeutung auf eine besondere Weise herzustellen.

4.2. Stilistische Bedeutung und stilistischer Sinn

Der Bedeutungsaspekt von Stil bedarf einer differenzierten Betrachtung, die sich aus der Unterscheidung von typisierter und nicht typisierter/individualsierter Durchführung/Gestaltung ergibt; denn mit den unterschiedlichen Durchführungs-/Gestaltungsmöglichkeiten sind unterschiedliche Verfahren der Bedeutungskonstitution verbunden. Das stilistische Zeichen funktioniert nicht auf einheitliche Weise, sondern es kommen grundsätzlich zwei Verfahren des Interpretierens ins Spiel, deren jeweilige Resultate mit Rudi Keller (1995, 130) als Bedeutung und Sinn terminologisch unterschieden werden können. Das erste Verfahren betrifft das Verstehen konventioneller stilistischer Mittel oder ganzer typisierter/konventioneller Stile. Als Zeichen sind sie Symbol mit konventioneller Bedeutung, und ihre Interpretation beruht wie bei Symbolen jeder Art auf regelbasierten Schlüssen (Keller 1995, 113 ff.), die durch das stilistische Regel- oder Musterwissen ermöglicht werden. Dieses Wissen umfasst die Kenntnis von den Stilmitteln und der an sie geknüpften Funktionen, das heißt von ihrem regelhaften Gebrauch. Das zweite Verfahren betrifft die Sinnerschließung nicht typisierten/individualisiertem Stils, die analog der Interpretation von nichtwörtlichem Sprachgebrauch oder Metaphern/Metonymien zu modellieren ist (Keller 1995, 186 ff.). Bei dieser Art der Durchführung/Gestaltung ist der durch Wissen gestiftete Zusammenhang von stilistischer Erscheinung und der daran geknüpften Funktion nicht gegeben, muss also auf andere Weise hergestellt werden. Die Interpretation von nicht typisierten/individualisiertem Stil, die Erschließung seines Sinns, ist implikativ, beruht also auf konversationellen Implikaturen oder dem Griceschen Räsonnement (Keller 1995, 202 ff.). Die implikative Sinnerschließung bleibt aber nicht auf nicht typisierten/individualisierten Stil beschränkt. Analog der Funktion der sprachlichen Äußerungen gilt auch für ihren Stil: Er ist ein Mittel, um einen kommunikativen Zweck zu erreichen, der den Sinn der sprachlichen Äußerung und ihres Stils ausmacht. Wie die Interpretation des Sinns einer Äußerung prinzipiell implikativ ist (Keller 1995, 203), ist zwangsläufig auch das Erschließen des stilistischen Sinns (im Unterschied zur stilistischen Bedeutung) implikativ. Das Stilverstehen ist wie das Sprachverstehen hochkomplex und beruht sowohl auf der Beherrschung von konventionellen Stilmustern, die das Erschließen der stilistischen Bedeutung ermöglicht, als auch auf dem kreativen räsonierenden Umgang mit den stilistischen Erscheinungen, der zur Erschließung des stilistischen Sinns führt. Insofern trifft die These von Jürgen Kemmerling (1997, 61) auch auf die Bedeutung von Stil zu: „Sprachliche Bedeutung ist in der bedeutungstheoretisch entscheidenden Hinsicht nicht wesentlich konventional, obgleich sie natürlich unbestreitbar konventional ist“.

5. Das Verhältnis von Stilistik und Textlinguistik

Die Ausarbeitung der kommunikativ-pragmatischen Stilistik ist nicht denkbar ohne die Entwicklung der Textlinguistik seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts generell und des Konzeptes von den Textsortenmustern speziell. Ungeachtet der Tatsache, dass

in der Geschichte der Stilistik der Zusammenhang von Text und Stil immer wieder gesehen wurde (vgl. Püschel 2000b), führte diese Verbindung von Text und Stil in der Mitte der achtziger Jahre zu der Streitfrage „Textlinguistik contra Stilistik?“ (vgl. Eroms 1986; Lerchner 1986; Sandig 1986b; Enkvist 1987). Mittlerweile ist der enge Zusammenhang von Textlinguistik und Stilistik zumindest in der kommunikativ-pragmatischen Stilistik unstrittig, wie die Titel von Fix/Poethe/Yos (2001) „Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger“ und Sandig (2006a) „Textstilistik des Deutschen“ exemplarisch zeigen.

Eine charakteristische Eigenschaft der kommunikativ-pragmatischen Stilistik bildet ihre Offenheit, mit der sie sich Ergebnisse nicht nur aus der Textlinguistik, sondern aus den verschiedensten linguistischen Teildisziplinen und − wo immer möglich − aus der Literaturwissenschaft aneignet. Doch unter den verschiedenen Ressourcen hat die Textlinguistik einen prominenten Platz, da Text und Stil in einem symbiotischen Verhältnis stehen: „mit dem einen ist das andere gegeben“ (Aust 1986, 23). Außerdem bildet der Text den Rahmen aller Beschäftigung mit dem Stilistischen, da alles sprachliche Handeln textförmig ist (schon Hartmann 1972). Insofern lässt sich die kommunikativ-pragmatische Stilanalyse auch als handlungssemantische Textanalyse charakterisieren (Püschel 2007).

6. Einige Voraussetzungen für den praktischen Umgang mit Stil

Die kommunikativ-pragmatische Stilistik mit ihrem holistischen Zugriff widmet sich der gesamten Fülle des Stilistischen. Dabei bildet die vollständige sprachliche Handlung in ihrer ganzen Komplexität den Rahmen. Um diese Komplexität überschaubar zu machen, werden zum einen Typen von Handlungsmustern angesetzt, die aus den verschiedenen Aufgabenfeldern des sprachlichen Handelns abgeleitet sind, und zum andern werden die Beziehungen zwischen den Mustern, die einer Sprachhandlung zugeschrieben werden können, spezifiziert. Dies geschieht zuerst einmal in heuristischer Absicht, dann haben diese Einteilungen aber auch praktischen Wert, da sie Orientierung bei der Stilanalyse wie Stilproduktion bieten.

6.1. Die Aufgabenfelder des sprachlichen Handelns

Den Ausgangspunkt der praktischen Beschäftigung mit Stil bildet in der kommunikativ-pragmatischen Stilistik die Frage, wie die textuelle Grundfunktion oder Textillokution und die Textproposition eines Textsortenmusters durchgeführt/gestaltet ist und wie sich das in den textuellen Teilhandlungen niederschlägt. Doch die stilistische Textanalyse nimmt mehr in den Blick als Textillokution und -proposition. Diese bilden zwar den Kern des Sprachhandelns, sind aber flankiert von der Textorganisation und Beziehungsgestaltung. Auch deren Durchführung/Gestaltung ist mit stilistischer Bedeutung aufgeladen. Um die unterschiedlichen Mustertypen, die im sprachlichen Handeln ins Spiel kommen, systematisch unterscheiden zu können, geht Werner Holly (2001, 22 ff.) von drei Aufgabenfeldern des sprachlichen Handelns aus: die Textsortenmuster, die eine Textsorte konstituieren; die Kontakt- und Beziehungsmuster einschließlich der Selbst- und Fremddarstellung, die der Herstellung und Aufrechterhaltung einer kommunikativen Bezie-

hung dienen; die Organisationsmuster, die die Gliederung und Strukturierung des Textes betreffen, die Sachverhaltsdarstellung/Themenbehandlung, die Verständnissicherung und speziell im Gespräch die Sprecherwechselorganisation.

Die Unterscheidung von Handlungsfeldern hat Barbara Sandig für die stilistische Textanalyse nutzbar gemacht, indem sie aus ihnen heraus stilistische „Analyse-Ebenen" entwickelt hat (Sandig 2006b, 78). Sie greift dazu ein „Ebenen-Modell" auf, das Werner Kallmeyer und Fritz Schütze (Kallmeyer/Schütze 1976; 1977; Kallmeyer 1981) vorgeschlagen haben. Zum Feld der Textsortenmuster gehören die Art der Handlungsdurchführung, der Anzeige der Textfunktion und der globalen Interaktionsmodalität; zum Feld der Kontakt- und Beziehungsmuster die Art der Selbstdarstellung, der Adressatenberücksichtigung, der Beziehungsgestaltung; zum Feld der Organisationsmuster die Art der Textstrukturierung, der Gesprächsorganisation, der Themengestaltung und der Sachverhaltsdarstellung. Hinzu kommen noch die Arten des Einstellungsausdrucks, die Art der Berücksichtigung der Handlungsvoraussetzungen, der Aspekte der Situation.

6.2. Die Komplexität stilistischer Bedeutung

In der Separierung von stilistischen Analyse-Ebenen tritt in den Hintergrund, dass die vielfältigen Aspekte der stilistischen Bedeutung nicht isoliert stehen, sondern einen Zusammenhang bilden. Diesen in all seinen Filiationen zu verfolgen, gehört zu den Aufgaben der kommunikativ-pragmatischen Stilistik. Dabei ist sie mit dem Problem der grundsätzlichen Asymmetrie von Ausdruck und Bedeutung konfrontiert, demzufolge jedem geäußerten Ausdruck ein semantischer Überschuss eignet. Um dem gerecht zu werden, geht die kommunikativ-pragmatische Stilistik davon aus, dass eine sprachliche Handlung nach mehreren Mustern zugleich gemacht und verstanden werden kann. Diese Musterhäufungen bilden keinen wirren Haufen, sondern ein Beziehungsgeflecht, dessen Ordnung durch unterschiedliche Verknüpfungsmöglichkeiten geschaffen wird. Mit der Art der Verknüpfung wird etwas über die funktionale Beziehung zwischen Mustern ausgesagt, die einer Handlung zugeschrieben werden. In seinem Konzept der Textverlaufsanalyse arbeitet Peter von Polenz (1985, 328) mit drei Verknüpfungstypen:

(1) die *Und-dann*-Verknüpfung, die die im Text linear aufeinander folgenden Handlungen verbindet; beispielsweise kann ein Erzähler die Teilmuster des Beschreibens einer Geschehensfolge mit Komplikation und des Auflösens der Komplikation (vgl. Ludwig 1984) stilistisch relevant entweder chronologisch, also im ordo naturalis, oder wider die Chronologie, also im ordo artificialis, realisieren;
(2) die *Indem*-Verknüpfung, die eine im Dienste einer anderen Handlung stehende Handlung mit dieser instrumental verbindet (vgl. das Beispiel des Wählens in Searle 1972, 41). Die stilistisch relevante Handlungsdurchführung zeigt sich beispielsweise an den *indem*-verknüpften Mustern; so kann jemand mit *Ich werde morgen kommen* sein Kommen versprechen, indem er es ankündigt, indem er etwas über sein zukünftiges Tun behauptet, während jemand mit *Ich freue mich auf morgen* sein Kommen versprechen kann, indem er etwas von sich behauptet.
(3) die *Wobei*- oder *Und-zugleich*-Verknüpfung, die zwei gleichzeitige Handlungen komitativ verbindet; beispielsweise eröffnet die Dozentin mit *Meine Damen und Herren*

die Vorlesung, wobei sie eine distanzierte Normalbeziehung zu den Studierenden herstellt, während sie mit *Meine lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen* ebenfalls eröffnet, dabei aber eine Nähebeziehung herstellt.

6.3. Der praktische Umgang mit Stil – eine unendliche Geschichte

Aus der Ubiquität dessen, was alles an einer Sprachhandlung als durchgeführt/gestaltet verstanden und welche Vielfalt an Bedeutungsaspekten damit ins Spiel kommen kann, resultiert ein grundsätzliches Probleme für die Beschäftigung mit Stil. Denn in der Analyse führt das leicht in den „Strudel der Detaillierung", wie es Jörg Bergmann (1985, 315) für die ethnomethodologische Gesprächsanalyse formuliert hat. Wer eine exhaustive Stilanalyse anstrebt, sieht sich mit der unlösbaren Aufgabe konfrontiert, auf alle stilistischen Erscheinungen mitsamt ihrer Bedeutung und ihrem Sinn zu achten (Püschel 1995, 318, Anm. 11). Außerdem findet die Analyse kein natürliches Ende, da sich immer wieder neue Details entdecken lassen und da es vor allem kein Kriterium dafür gibt, wann eine stilistische Textinterpretation vollständig ist. Vor der Gefahr, im „Strudel" unterzugehen, schützt nur eine klare Vorstellung davon, was Gegenstand der Analyse sein und was in ihr erreicht werden soll. Das Kriterium, nach dem die Analyse als abgeschlossen gilt, muss also vom Analysierenden selbst vorgegeben werden. Hilfreich ist auch eine planmäßige Vorgehensweise.

Jeder Art von Stiltheorie ist die Frage nach ihrem Objektbereich und der Funktion von Stil immanent. Traditionellerweise wird der Objektbereich der Stilistik eher eng gesehen und die Bestimmung der Funktion von Stil wird häufig vernachlässigt. In einem solchen Kontext ist die Analyseperspektive eher begrenzt, so dass der Wahl eines Analysegegenstandes und der Formulierung eines Analyseziels keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken ist. Jedenfalls entsteht so keine Gefahr „einer Hypertrophie sprachstilistischer Fragestellungen" (Michel 1988, 551). Da die kommunikativ-pragmatische Stilistik mit ihrem holistischen Zugriff ein weites Betätigungsfeld eröffnet, ist es für die praktische Arbeit unerlässlich, Analysegegenstand und -ziel zu formulieren. Mit der Etablierung von stilistischen Analyse-Ebenen, mit der Unterscheidung zwischen typisiertem und individualisiertem Stil und mit dem Ansetzen von Untermustern des Durchführens/Gestaltens wird ein Orientierungsraum etabliert, in dem sich unterschiedlichste Fragеinteressen lokalisieren lassen. Welche Bandbreite an Fragestellungen hier verfolgt werden kann und wird, veranschaulicht der Abschnitt „Textgestaltung im Rahmen der Stilistik" in diesem Band, vor allem aber auch die Fülle kommunikativ-sprachpragmatisch ausgerichteter empirischer Arbeiten, und zwar unabhängig davon, ob sie das Morphem *stil* im Titel führen oder nicht; einen Eindruck davon vermittelt das Literaturverzeichnis in Sandig 2006a.

Mit der Festlegung des Analysegegenstands und Analyseziels werden auch Vorentscheidungen über Vorgehensweisen getroffen:

(1) Entsprechend der Zeichenhaftigkeit von Stil kann – gewissermaßen onomasiologisch – von den stilistischen Funktionen ausgegangen und nach den Mitteln ihrer Realisierung gefragt werden, oder es kann – gewissermaßen semasiologisch – von den stilistischen Erscheinungen ausgegangen werden und nach deren Funktionen, also der stilistischen Bedeutung und dem stilistischen Sinn, gefragt werden.

(2) Es kann von den makrostilistischen Erscheinungen, bewirkt durch Entfaltungsmuster, top down auf den mikrostilistischen Bereich der Formulierungsmuster geblickt werden oder bottom up die umgekehrte Blickrichtung eingenommen werden. Allerdings lässt sich für den praktischen Umgang mit Stil daraus keine einfache Vorgehensweise ableiten, denn bei einer integrativen Betrachtung von Stil müssen das Detail und das Ganze zugleich in den Blick genommen werden. Das heißt, die Perspektive muss gewechselt werden, um das Makrostilistische und Mikrostilistische aufeinander beziehen zu können. Wann und wie oft die Perspektive zu wechseln ist, lässt sich nicht vorhersagen, sondern hängt vom Gang der Analyse und dem Geschick der Analysierenden ab (Püschel 1995, 310).

Die Forderung nach einer planmäßigen Vorgehensweise lässt sich in der Hauptsache durch eine reflektierte und konsequente Bearbeitung der gewählten Fragestellung einlösen. Für die stilistische Textanalyse bietet sich außerdem das Verfahren der Textverlaufsanalyse an, wie sie Peter von Polenz (1985, 328) vorgeschlagen hat. Indem der Analysierende dem Textverlauf folgt, geht er konsequent Schritt für Schritt vor. Allerdings kann dieses Schritt-für-Schritt-Vorgehen für den Ungeduldigen Mühsal bedeuten. Es zwingt aber dazu, den gewählten Analyseaspekt systematisch und genau durch den Text hindurch zu verfolgen, und hält davon ab, sich mit hier und da gewonnenen Impressionen zu begnügen. Außerdem verhindert es vorschnelle Schlüsse, da mit ihm der Zwang verbunden ist, sich akribisch an der Gestalt des Textes zu orientieren. Schließlich bedeutet es, dass sich in der Analyse das Verstehen entsprechend dem Textfortgang sukzessive aufbaut. Das entspricht ganz dem ethnomethodologischen Postulat der Sequenzanalyse (Bergmann 1985, 313), in der sich der Analysierende „immer auf der gleichen Höhe mit dem Interaktionsgeschehen zu bewegen“ (ebd.) hat und nicht allwissend über dem Text schweben darf.

7. Die sprachpragmatische Stilistik als Theorie für die Praxis

Ein Blick in die Geschichte der Stilistik im 20. Jahrhundert zeigt, dass Stilfragen in der Sprach- und Literaturwissenschaft eher stiefmütterlich behandelt worden sind. Mit bedeutenden Ausnahmen haben Sprach- und Literaturwissenschaftler die Stilistik nicht geliebt und lieben sie noch immer nicht, da sie glauben, ihrer nicht zu bedürfen (Fix 2003, 224; Trabant 1986, 170). Allerdings gibt es für dieses Nichtverhältnis eine Reihe von nachvollziehbaren Gründen, die im jeweiligen Wissenschaftsverständnis, nicht zuletzt aber auch in der Stilistik selbst liegen, und zwar unabhängig davon, ob sie literatur- oder sprachwissenschaftlich geprägt ist (vgl. Fix 2003, 226 ff.; Püschel 2001, 566 ff.). Für die Stilistiktradition charakteristisch sind die Bestrebungen, die Stilistik als sprachwissenschaftlich oder literaturwissenschaftlich zu profilieren. Gestritten wurde auch um die Frage, ob die Stilistik eine eigenständige Disziplin neben anderen sei. Aus der Sicht der kommunikativ-pragmatischen Stilistik sind Streitfragen dieser Art eher nachrangig. So ist es für sie unerheblich, ob ihr ein Platz im Kanon der (linguistischen) Teildisziplinen eingeräumt wird. Gerade wegen ihres holistischen Zuschnitts und ihrer Offenheit gegenüber den Ergebnissen aus vielen sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen, aber auch der Literaturwissenschaft ist es vielleicht sogar besser, nicht auf ihrem Status als einer eigenständigen Disziplin zu beharren, sondern sie als ein „Frageinteresse“ zu verstehen, wie

dies Josef Kopperschmidt für die „Rhetorik nach dem Tod der Rhetorik“ vorgeschlagen hat (Kopperschmidt 1990, 1). Dieses Frageinteresse ist in seiner allgemeinsten Form auf den Sprachgebrauch und seine Funktionen gerichtet. Die kommunikativ-pragmatische Stilistik erlaubt es, dieses Frageinteresse theoretisch zu reflektieren, und bietet so allen, die an der sprachlichen Gestalt von Texten und deren Bedeutung mehr als ein flüchtiges Interesse haben, theoretische Grundlegung. Sie bietet ihnen aber auch praktische Anleitung. Dies gilt für den Umgang mit gesprochenen wie geschriebenen, gebrauchssprachlichen und literarischen Texten, selbstverständlich auch multimodalen Medientexten. Aufgrund ihrer holistischen Ausrichtung öffnet sie nicht nur den Blick auf den Aspektreichtum des sprachlichen Handelns, sondern liefert auch Anknüpfungspunkte für die unterschiedlichsten Fragestellungen. In dieser Offenheit, aber auch durch den Grad ihrer theoretischen Ausarbeitung, unterscheidet sich die sprachpragmatische Stilistik ganz besonders von sprachwissenschaftlichen, aber auch von literaturwissenschaftlichen stiltheoretischen Konzepten des 20. Jahrhunderts, und dies ungeachtet zahlreicher Berührungspunkte im Detail.

Zwar zielt letztlich jede Art von Stilistik auf eine praktische Beschäftigung mit dem Sprachgebrauch, eine Stärke der kommunikativ-pragmatischen Stilistik liegt jedoch in der Möglichkeit zur konsequenten Reflexion des Praxisbezugs; sie besitzt einen genuin anwendungsbezogenen Charakter und leistet als Theorie für die Praxis einen Beitrag für die Angewandte Sprachwissenschaft. Neben einer Vielzahl von Einzelstudien zeugen davon exemplarisch Sandig 1986 und 2006a, Fix/Poethe/Yos 2001 oder Püschel 1995. Ihre sprachpragmatisch-handlungstheoretische Ausrichtung bietet Grundlagen sowohl für die Anleitung zur Textanalyse als auch für die Anleitung zur Textproduktion.

Zumindest für die Liebhaber der Stilistik ist deren Nützlichkeit für die Textanalyse unstrittig. Die kommunikativ-pragmatische Stilistik vermag gerade der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Text Impulse zu geben, da sie den Blick auf das sprachstilistische Detail wie das Ganze und den Zusammenhang von Detail und Ganzem lenkt. Trotz wegweisender Ratgeber wie die funktionalstilistische „Praktische Stillehre“ von Georg Möller (1970) steht sie für die Textproduktion allerdings an einem Neuanfang. Die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelnde (Linn 1963) und noch immer nachwirkende, unglückliche Abstinenz von der Regelstilistik Adelung'scher Prägung wie die weithin berechtigte Abneigung gegen die Praktische Stilistik − einst vertreten durch sogenannte Stilpäpste, heute der Tummelplatz einer Vielzahl von zum Teil selbsternannten Sprachexperten − sollte nicht den Blick darauf verstellen, dass die sprachpragmatische Stilistik für Praxisfelder wie Textoptimierung, Präsentation und Rhetorik oder Gesprächsführung ihren Beitrag leisten kann, ebenso für eine Anleitung zum Schreiben von „gutem Deutsche“ wie für das berufliche Schreiben in unterschiedlichen Berufsfeldern. Es wäre wünschenswert, wenn in Zukunft vermehrt Fragen wie beispielsweise die folgende diskutiert würden: „Stil − ein Thema für technische Redakteure?“ (Püschel 1996).

Von Verächtern der Stilistik wird manchmal die Position vertreten, dass sich die relevanten Sprachgebrauchsprobleme auch ohne Rekurs auf die Kategorie des Stils behandeln ließen (so schon Gray 1969). Auch wenn sich für diese Auffassung Gründe anführen lassen, bietet es dennoch Vorteile, sich in einem kommunikativ-pragmatischen stiltheoretischen Rahmen zu bewegen, da das Konzept des Sprachstils für die Möglichkeit steht, unterschiedlichste und häufig disparat erscheinende sprachliche Erscheinungen in einen Zusammenhang miteinander zu bringen. Gerade das in der kommunikativ-pragmatischen Stilistik herrschende holistische Stilkonzept besitzt integrative Kraft, die das

scheinbar Vereinzelte zusammenfügt und es erlaubt, in der Zusammenschau von Verschiedenartigem die Pluralität von Sprachwirklichkeiten zu thematisieren, die sich in der Vielfalt der Sprachgebräuche manifestiert. So zeigt sich die Leistungsfähigkeit dieses Stilkonzepts beispielsweise in einer soziolinguistisch orientierten Gesprächsforschung (vgl. Hinnenkamp/Selting 1989, 7; Keim 1995; Kallmeyer 2001).

8. Literatur (in Auswahl)

Abraham, Ulf (1996): StilGestalten. Geschichte und Systematik der Rede von Stil in der Deutschdidaktik. Tübingen.

Asmuth, Bernhard/Luise Berg-Ehlers (1974): Stilistik. Düsseldorf.

Aust, Hugo (1986): Textlinguistik contra Stilistik? In: Walter Weiss/Herbert Ernst Wiegand/Marga Reis (Hrsg.): Textlinguistik contra Stilistik? Wortschatz und Wörterbuch. Grammatische oder pragmatische Organisation der Rede? Tübingen, 22–13.

Bergmann, Jörg (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Göttingen, 299–320.

Bergmann, Jörg (1988): Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 2. Fernuniversität Hagen – Gesamthochschule in Hagen.

Besch, Elmar (1989): Wiederholung und Variation. Untersuchung ihrer stilistischen Funktionen in der deutschen Gegenwartssprache. Frankfurt u. a.

Ehlich, Konrad/Jochen Rehbein (1986): Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation. Tübingen.

Enkvist, Nils Erik (1987): What Happened to Stylistics? In: Udo Fries (ed.): The Structure of Texts. Tübingen, 11–28.

Eroms, Hans-Werner (1986): Textlinguistik und Stiltheorie. In: Walter Weiss/Herbert Ernst Wiegand/Marga Reis (Hrsg.): Textlinguistik contra Stilistik? Wortschatz und Wörterbuch. Grammatische oder pragmatische Organisation der Rede? Tübingen, 10–21.

Fix, Ulla (1992): Stil als komplexes Zeichen im Wandel: Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 20, 193–209.

Fix, Ulla (1996): Gestalt und Gestalten. Von der Notwendigkeit der Gestaltkategorie für eine das Ästhetische berücksichtigende pragmatische Stilistik. In: Zeitschrift für Germanistik NF 2, 308–323.

Fix, Ulla (2003): Wer liebt eigentlich die Stilistik? Die Stellung der Stilistik zwischen und neben germanistischer Sprach- und Literaturwissenschaft. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute. Göttingen, 223–233.

Fix, Ulla (2004): Stil gibt immer etwas zu verstehen. Sprachstile aus pragmatischer Perspektive. In: Der Deutschunterricht 56. H. 1, 41–50.

Fix, Ulla (2007): Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen. Beiträge zur Stilistik. Berlin.

Fix, Ulla/Hannelore Poethe/Gabriele Yos (2001): Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Übungsbuch. Frankfurt u. a.

Gray, Bennison (1969): Style: The Problem and its Solution. The Hague/Paris.

Hartmann, Peter (1972/1964): Text, Texte, Klassen von Texten. In: Walter A. Koch (Hrsg.): Strukturelle Textanalyse – Analyse du Récit – Discourse Analysis. Hildesheim/New York, 1–22.

Havránek, Bohuslav (1976/1932): Die Aufgaben der Literatursprache und die Sprachkultur. In: Jürgen Scharnhorst/Erika Ising (Hrsg.): Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. Teil I. Berlin, 103–141.

Heinz, Rudolf (1986): Stil als geisteswissenschaftliche Kategorie. Problemgeschichtliche Untersuchungen zum Stilbegriff im 19. und 20. Jahrhundert. Würzburg.

Heringer, Hans-Jürgen (1974): Praktische Semantik. Stuttgart.
Hermanns, Fritz (2003): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bislang fehlenden Teilfaches. In: Angelika Linke/Hanspeter Ortner/Paul R. Portmann-Tselikas (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen, 125–163.
Hinnenkamp, Volker/Margret Selting (Hrsg.) (1989): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen.
Hoffmann, Michael (1996): Persuasive Denk- und Sprachstile. In: Zeitschrift für Germanistik NF 6, 293–307.
Holly, Werner (1992): Holistische Dialoganalyse. Anmerkungen zur „Methode" pragmatischer Textanalyse. In: Sorin Stati/Edda Weigand (Hrsg.): Methoden der Dialoganalyse. Tübingen, 15–40.
Holly, Werner (2001): Einführung in die Pragmalinguistik. Berlin u. a.
Holly, Werner/Peter Kühn/Ulrich Püschel (1984): Für einen „sinnvollen" Handlungsbegriff in der linguistischen Pragmatik. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 12, 275–312.
Kallmeyer, Werner (1981): Aushandlung und Bedeutungskonstitution. In: Peter Schröder/Hugo Steger (Hrsg.): Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, 89–127.
Kallmeyer, Werner (2001): Perspektivenumkehrung als Element des emanzipatorischen Stils in Migrantengruppen. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen, 401–422.
Kallmeyer, Werner/Fritz Schütze (1976): Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, 1–28.
Kallmeyer, Werner/Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Dirk Wegner (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Hamburg, 159–274.
Keim, Inken (Hrsg.) (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt „kleiner Leute" in der Mannheimer Innenstadt. Berlin/New York.
Keller, Rudi (1976): Handlungen verstehen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 4, 1–16.
Keller, Rudi (1977): Verstehen wir, was ein Sprecher meint, oder was ein Ausdruck bedeutet? Zu einer Hermeneutik des Handelns. In: Klaus Baumgärtner (Hrsg.): Sprachliches Handeln. Heidelberg, 1–27.
Keller, Rudi (1980): Zum Begriff des Fehlers im muttersprachlichen Unterricht. In: Dieter Cherubim (Hrsg.): Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung. Tübingen, 23–42.
Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen/Basel.
Kemmerling, Andreas (1997): Der bedeutungstheoretisch springende Punkt sprachlicher Verständigung. In: Geert-Lueke Lueken (Hrsg.): Kommunikationsversuche. Theorien der Kommunikation. Leipzig, 60–106.
Kopperschmidt, Josef (1990): Rhetorik nach dem Tod der Rhetorik. Einleitende Bemerkungen zum heutigen Interesse an der Rhetorik. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorik. Bd. 1: Rhetorik als Texttheorie. Darmstadt, 1–31.
Krahl, Siegfried/Josef Kurz (1975): Kleines Wörterbuch der Stilkunde. 3., durchges. Aufl. Leipzig.
Lämmert, Eberhard (1955): Bauformen des Erzählens. Stuttgart.
Lerchner, Gotthard (1986): Stilistische Variation in einer handlungsbezogenen Textkonzeption. In: Walter Weiss/Herbert Ernst Wiegand/Marga Reis (Hrsg.): Textlinguistik contra Stilistik? Wortschatz und Wörterbuch. Grammatische oder pragmatische Organisation der Rede? Tübingen, 32–39.
Linn, Marie-Luise (1963): Studien zur deutschen Rhetorik und Stilistik im 19. Jahrhundert. Marburg.
Ludwig, Otto (1984): Berichten und Erzählen – Variationen eines Musters. In: Konrad Ehlich (Hrsg.): Erzählen in der Schule. Tübingen, 38–54.
Michel, Georg (1988): Zum stilistischen Aspekt von Texten. In: Neuphilologische Mitteilungen 89, 547–558.
Möller, Georg (1970): Praktische Stillehre. Leipzig.

Polenz, Peter von (1985): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York.
Püschel, Ulrich (1985): Das Stilmuster „Abweichen". Sprachpragmatische Überlegungen zur Abweichungsstilistik. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 16. H. 55, 9−24.
Püschel, Ulrich (1986): GESTALTEN als zentrales Stilmuster. In: Wolfgang Kühlwein (Hrsg.): Perspektiven in der Linguistik. Forschungsfelder. Tübingen, 143−145.
Püschel, Ulrich (1991): Sprachpragmatische Stilanalyse. Überlegungen zur interpretativen Stilistik. In: Deutschunterricht 43. H. 3, 21−32.
Püschel, Ulrich (1995): Stilpragmatik − Vom praktischen Umgang mit Stil. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Stilfragen. Berlin/New York, 303−328.
Püschel, Ulrich (1996): Stil − ein Thema für technische Redakteure? In: Hans P. Krings (Hrsg.): Wissenschaftliche Grundlagen der technischen Kommunikation. Tübingen, 307−338.
Püschel, Ulrich (2000a): Wie schreibt man gutes Deutsch? Eine Stilfibel. Mannheim u. a.
Püschel, Ulrich (2000b): Text und Stil. In: Klaus Brinker u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York, 473−489.
Püschel, Ulrich (2001): Stilistik. Theorie für die Praxis. In: Andrea Lehr u. a. (Hrsg.): Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet. Berlin/New York, 564−572.
Püschel, Ulrich (2007): Ein Frühstücksgespräch bei Theodor Fontane. Die handlungssemantische Textanalyse als interpretative Stilistik. In: Fritz Hermanns/Werner Holly (Hrsg.): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen, 282−299.
Rehbein, Jochen (1977): Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache. Stuttgart.
Sanders, Willy (1977): Linguistische Stilistik. Grundzüge der Stilanalyse sprachlicher Kommunikation. Göttingen.
Sandig, Barbara (1978): Stilistik. Sprachpragmatische Grundlegung der Stilbeschreibung. Berlin/New York.
Sandig, Barbara (1986a): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin/New York.
Sandig. Barbara (1986b): Vom Nutzen der Textlinguistik für die Stilistik. In: Walter Weiss/Herbert Ernst Wiegand/Marga Reis (Hrsg.): Textlinguistik contra Stilistik? Wortschatz und Wörterbuch. Grammatische oder pragmatische Organisation der Rede? Tübingen, 24−31.
Sandig, Barbara (1990): Holistic Linguistics as a Perspective for the Nineties. In: Text 10, 91−95.
Sandig, Barbara (2006a): Textstilistik des Deutschen. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/New York.
Sandig, Barbara (2006b): Stilistische Ebenen-Analyse. In: Deutsche Sprache 34, 77−88.
Searle, John R. (1972): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt.
Selting, Margret/Volker Hinnenkamp (1989): Einleitung: Stil- und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In: Volker Hinnenkamp/Margret Selting (Hrsg.): Stil und Stilisierung: Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen, 1−23.
Trabant, Jürgen (1986): Der Totaleindruck. Stil der Texte und Charakter der Sprache. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): Stil. Geschichte und Funktion eines literaturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt, 169−188.
Wimmer, Rainer (1983): Sprachkritik und reflektierter Sprachgebrauch. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 14. H. 15, 3−14.
Wittgenstein, Ludwig (1958): Philosophische Untersuchungen. 2. Aufl. Oxford.

Ulrich Püschel, Trier (Deutschland)

61. Interactional stylistics and style as a contextualization cue

1. Introduction
2. Premises and theoretical considerations
3. Goals and methodology
4. An example: Style switching between Standard German and Turkish German
5. Applications
6. Conclusions
7. Selected bibliography

Abstract

This article provides an overview of the premises, background theory, goals and methodology of interactional stylistics. This is a new approach in stylistics combining stylistic analysis with conversation analysis. It conceives of style as a contextualization device that suggests interpretations or interpretive frames for talk-in-interaction. The approach will be illustrated by analysing an extract of conversation in which two young Turkish-German women alternate between Standard German and Turkish German as speech styles. The example shows that style is used for organizing story telling and for signalling shared identity and shared sub-cultural norms.

1. Introduction

Interactional stylistics is an approach that originates from the pragmatic consideration of style (Sandig 1986). Although stylistics was not at all concerned with spoken language in the mid-1980s, Sandig (1986, 31) already pointed to a feature of style that proved relevant for the study of spoken style: Style is "the very means of adaptation of actions to their situations, i. e. the very means of the indexing of activity types for the particular givens of the situation" (Sandig 1986, 31; authors's translation).

For background theory and methodology, interactional stylistics adheres to the fundamentally constructivist approaches of ethnomethodology (Garfinkel 1967), conversation analysis (CA) (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974; for recent introductions cf. Hutchby/Wooffitt 1998; ten Have 1999) and contextualization theory as developed in interactional sociolinguistics (Gumperz 1982; 1990; see also Auer 1986a; 1992).

Interactional stylistics investigates the style(s) used in verbal communication, or, more precisely: talk-in-interaction (cf. Sacks/Schegloff/Jefferson 1974, 720). It is mainly directed to natural face-to-face or telephone interaction, where immediate responses of the interlocutors prevail. Talk-in-interaction is conceived of as interactionally negotiated and collaboratively accomplished. The most prominent setting of talk-in-interaction is, of course, everyday conversation. However, talk-in-interaction may also occur in other settings, for example in institutional or workplace discourse. As long as participants orga-

nize their actions and interaction with immediate responses and in a collaborative way, I will refer to this as conversational interaction.

If (speech) style is made relevant in talk-in-interaction, for example by altering style or otherwise attracting attention to it, this is conceived of as a practice, as a (complex) contextualization device. This in fact means that styles in conversational interaction are analyzed as contextualization cues which suggest interpretations or interpretive frames for the talk thus contextualized. Contextualization refers to the process in which spoken language in interaction is used to suggest and actively construct the context in which it is embedded and interpreted.

Apart from suggesting interpretive frames such as formality or informality, different degrees of involvement, and so on, styles may be deployed as potentially culturally and subculturally specific resources of interaction that signal identity (or prompt ascriptions of identity) and allegiance to specific groups (cf. Gumperz 1982; Tannen 1984).

In talk-in-interaction, we need to differentiate between speech styles on the one hand and conversational styles on the other (cf. Sandig/Selting 1997b, 5): 'Speech style(s)' refers to the way(s) of speaking in talk-in-interaction, for instance the interactionally meaningful ways of combining lexico-semantic, syntactic, morpho-phonemic, phonetic and prosodic cues with the rhetorical structuring of talk in the wider sense (ibid.). In contrast, 'conversational style(s)' refers to the recurrent way(s) in which participants organize conversations in situations, including the use and alter(n)ation of speech styles as well as, for example, different ways of organizing turn-taking, (complex) activities/actions, topics and modalities in conversation (ibid.; and cf. also Tannen 1984).

The conception of style presented here seems to resemble recent trends in the study of style in sociolinguistics. In the introduction to their collection of papers on 'Style and Sociolinguistic Variation' (Eckert/Rickford 2001), Rickford and Eckert outline recent developments in sociolinguistics that, for instance, stress "performativity in style, suggesting that variability can play a role in the performance of the speaker's own social affiliations and identity" (ibid., 5). They consider "variation as social practice", "as part of a process of construction of identities and social meaning" (ibid.) and come to the following conclusion:

> "As we move toward viewing social life as a continual process of constructing [...] [social] categories and identities, style becomes in addition a resource for the process of construction. The view of variation is expanding, therefore, from marking categories to constituting a more fluid landscape of meaning; from a view of language as reflecting the social to a view of language as also creating the social" (ibid., 6).

In sociolinguistics, one of the key issues in this respect is methodology: Sociolinguists tend to insist on (the importance of) quantitative methodology (cf. ibid., 9). Researchers such as Coupland (2001), who argue that style is a situational achievement and that the speakers' moment-by-moment expressive strategies in opting for and applying these features from different varieties to signal, for example, change in attitude or key, cannot be considered by correlational sociolinguistic approaches, are still the exception (cf. also Schilling-Estes 2002).

Interactional stylistics shares some of its interests and background with social anthropological (or modern sociolinguistic) conceptions of style (Kallmeyer 2001; Keim 1997; 2001; Keim/Schütte 2002; Schmitt/Heidtmann 2003). The most striking similarity of both

approaches is that they set themselves apart from other approaches to the study of style by their fundamentally constructivist assumptions and qualitative methodology: Style is viewed as actively deployed by participants in order to construct reality, social and participant relationships, identities and to form allegiances, just to give a few examples. Whereas the social anthropological approach pays more attention to the social functions of style, interactional stylistics combines the detailed stylistic analysis with sequential conversation analysis in order to describe the construction and interpretation of style in situated talk-in-interaction. Interactional stylistics puts more emphasis on the underpinning of analyses through linguistic detail.

In the following, I will first provide an overview of background and underlying theoretical framework of interactional stylistics and then consider both goals and methodology in more detail. In a next step, I will present a sample analysis in which a speaker alternates between two styles of speaking, Colloquial Standard German (cf. example lines 44−46) and Turkish-German ethnic style (cf. line 52):

44	.h äh ich meinte n:-
	.h um I meant n:
45	<<all> (wie geht s dir)> und so
	how goes it you and so
46	weiter, (−)
	on
	how are you and so on
52	<auf EINmal ich K^{h}UKke er ruft AN;>=
	<Wechsel d. Stimmqualität, mit Flüsteranteil?>
	on onetime I look he calls-up
	suddenly, I take a look, he gives me a call
	<change of voice quality, with partly whispery voice>

How can these two styles be described? What is the alternation between these styles used for in the interaction? To answer these questions, I will analyse an extended extract from the conversation, and demonstrate the basic steps of interactional stylistic analysis. Finally, I will outline some applications of interactional stylistic analysis and draw some conclusions.

2. Premises and theoretical considerations

Style is the socially and interactionally meaningful and relevant way of constructing and organizing actions in social interaction (Selting 2001, 5). Style refers to the recurrent manner or form, the 'how' of organizing and constructing actions, for instance the recurrent and meaningful form of implementing question-answer sequences, assessment sequences, and genres such as storytelling, arguing, making small-talk and gossip, conducting seminars and consultations (ibid.).

Actions as such can be analysed by applying the categories and methodology of conversation analysis (CA). This yields the analysis of actions such as first and second greetings in greeting sequences, questions and answers in question-answer sequences,

first and second assessments in assessment sequences, repair sequences, invitation sequences, story tellings as sequentially organized actions, etc. Stylistic analysis reveals the different and interactionally meaningful ways that these actions and sequences can be recurrently accomplished. For example, questions can be put briefly, uninvolved, delayed, hesitatingly, formally, but also elaborately, involved, undelayed, fast, informally (cf. Selting 1997, 27 ff.; 2001, 10). The way in which an action is accomplished is socially and interactionally meaningful: It suggests local interpretations. The single or non-recurrent way of accomplishing an action, for instance a hesitation cue at the beginning of an answer turn, can be analyzed as a result of local conversational organization, following the methods of CA. The recurrent use of hesitation cues in such positions, however, may be interpreted by recipients (and analysts) as a stylistic feature, suggesting more global interpretations with respect to self-presentation, the construction of actions or partial actions, the definition of the situation, interlocutor's relationships, personality, identity, group allegiances, modality, and the like, depending on the history and context of the interaction. If therefore the way that actions are performed is recurrent and forms a recognizable and interactionally meaningful pattern that contrasts with other ways of routinely performing the same action, this can be described as stylistic.

In principle, the construction of style is not an action in itself, but only a practice, deploying a concomitant signalling system or cue (cf. also Sandig 1986). Style never occurs on its own, it is always bound to construing action through talk. In general, the construction of style follows the principle of recipient design; that means, just as all actions in conversation, the construction of style is also recipient designed (cf. Sacks/Schegloff/Jefferson 1974 for this term). Furthermore, recipients may respond to the construction of style by, say, adapting or converging their own style to that of the interlocutor, or diverging their own style from that of the interlocutor. Recipient responses contribute to the negotiation of styles, to their establishment or alter(n)ation. The description of such processes reconstructs how speech and conversational styles are interactionally accomplished structures in talk-in-interaction (for examples of such analyses see Selting 1989; 1995; 1997; 1999; 2001; Sandig/Selting 1997a).

(Speech or conversational) Style is analyzed as a contextualization cue (see above) that both suggests and evokes the interpretive frames relevant for the recipient to interpret the contents of the utterance in the way the speaker intended it.

In this approach, context is conceived of as a(n) (interpretive) construct, built collaboratively by the participants in an interaction. With respect to theories of context, there are basically two contrasting models of the relationship between what is called context and language behaviour/style that are relevant here:

(a) In the earlier model, context is considered as a constellation of material entities – such as location, time of speaking, participant roles, etc. – that determine style(s) in a unidirectional way.

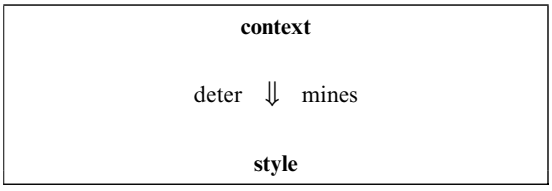


Fig. 61.1: Model 1

This is the model typically adhered to in correlational sociolinguistics and its offshoots.

(b) In the more recent model, context is thought of as an interpretive construct that makes style(s) at most expectable. It is the construction of style(s) itself that (re)constructs and creates context(s) as relevant interpretive constructs and makes context(ualizations) recognizable for participants.

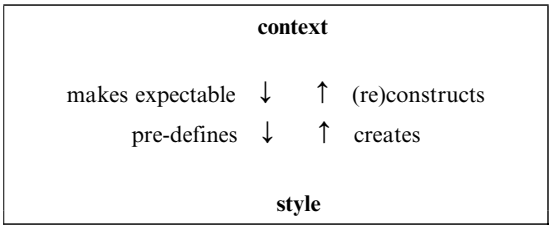


Fig. 61.2: Model 2

This is the model developed in interactional sociolinguistics (Gumperz 1982), but it is also inherent in the CA notions of indexicality and reflexivity (cf. Bergmann 2001).

In the approach advocated here, styles are not thought of as determined by context, but as actively constructed to suggest interpretations of context as an interpreted construct. This is, however, tantamount to deploying style in order to interactionally and collaboratively construct social reality. The constitution of styles and contextualizations is thus a fundamentally interactional and collaborative process. Style(s) is/are thus interactionally constructed; that means, with all participants taking their share and contributing to its/their construction and alter(n)ation.

Styles are flexible, adaptable, holistic constructs and contextualization cues that are interpreted in relation to other style(s) made relevant in the interaction and/or context (cf. Selting 1997; 2001, 5). This means that style will not always be (made) relevant in interaction. As long as styles are constituted as unobtrusive, unconspicuous, as nothing to attend to, i. e. seemingly according to the participants' expectations, they are more or less taken for granted and not made relevant by the interactive partners themselves. In this case, they may not have social and interactional meanings. If, however, styles attract attention or are altered during a conversation, or different styles are alternated, juxtaposed and responded to by participants in a conversation, style is made relevant by the participants themselves. In this case, style is deployed as a cue, as a resource of social interaction, to suggest social and interactional meaning which can be analyzed according to the theory and methodology of interactional stylistics. The relevance of style, thus, can and has to be shown with recourse to the data (i. e., warranting the analysis of style, see below for details).

Thus, interpretations of style result from the recipient's juxtaposition of styles in conversation and from associating specific interpretive frames and/or background knowledge that the respective styles and their juxtaposition evoke: for instance, the use of phonetic, syntactic and lexical features of talk that belong to the vernacular variety of speech may in certain contexts be used as an informal style of speech to suggest the definition and

interpretation of the situation as an informal one and contrast it with other similar situations or prior sequences of talk in which the use of the standard variety was used as a formal style in order to suggest a formal definition of the situation (for examples see Selting 1983; 1985).

It was claimed above that it normally needs recurrent features or structures to interpret language as style. The criterion to decide if a feature serves a stylistic purpose is to consider the social and/or interactional meanings that are interpreted and responded to by the recipients with respect to: speakers' self-presentation, construction of actions or parts of it, identity, personality, participant relationships, group allegiance, modality and the like. Normally, features that were only used once do not provide for stylistic interpretations but are rather analysed as the result of, for example, local conversational organisation. This in fact means that it is the recurrent use of cues that allows stylistic interpretations. With reference to our example, it is, thus, normally the co-occurring use of a range of phonetic, grammatical, lexical and prosodic cues that allow recognition of the ethnic style of Turkish German. Yet, in some cases it may just be the use of very salient, prototypical cues that can suggest such interpretations. Therefore, the use of strong, salient, prototypical cues/features may sometimes be sufficient to suggest and recognize similar kinds of stylistic, that is: interactionally meaningful interpretations that are normally suggested by the use of a recurrent bundle of co-occurring cues. This is the case, when speakers of Standard German use single utterances without articles, such as "Ich geh Kino", to imitate or align with speakers of Turkish German in their talk.

Other style features, that is contextualization cues and devices with the help of which participants construct context and interpretations, are, for example, the ways they imitate voices in reported speech (cf. Couper-Kuhlen 1999; Günthner 1997), or the cues used in style shifting and switching from Standard German to dialect/vernacular German (cf. Selting 1983; 1989; Auer 1986b) or Turkish German (Türkendeutsch) for interactional purposes.

Style alter(n)ations can take at least two different forms: gradual style shifting or abrupt style switching. In gradual style shifting, styles are altered slowly and gradually, via the use of style features and their density moving along a continuum between contrasting poles. In abrupt style switching, however, contrasting styles are juxtaposed, as fast alternation of styles in successive utterances or parts of it (cf. Selting 1989).

3. Goals and methodology

The goal of interactional stylistics is both the deconstruction (analysis) and reconstruction of style as a participants' category, i. e. as a phenomenon that participants use and orient to in their interaction (cf. Selting 2001, 5).

Style is a holistic entity that is constituted through the use of (bundles of) co-occurring cues from different levels of linguistic organization: phonetic-phonological, morpho-syntactic, lexico-semantic, prosodic, pragmatic and rhetorical, non-verbal, gestural, kinetic, proxemic, dress, hair, etc. For practical reasons, interactional stylistic studies are often restricted to the analysis of the verbal behavior only. It should, however, be compatible with stylistic analyses of other, e. g. nonverbal, cues. Some style features seem to be more prototypical than others, that is: more relevant and constitutive for the suggestion of interpretive frames (cf. Selting 1989).

Interactional stylistic analysis is a strictly empirical method, based on data from natural interaction that is recorded (audio or video) and conserved for repeated inspection. The goal of interactional stylistic analysis in particular is the deconstruction of holistically interpreted styles in interaction, i. e. their decomposition into the smallest stylistically relevant cues and devices, and the reconstruction of their principles of use and interpretation in interaction. Analyses are validated/warranted with recourse to evidence from recipient responses and/or subsequent participant behaviour in the data under analysis.

Previous research resulted in the development of the following four major steps for interactional stylistic analysis (Selting 1997; 2001; for examples see Selting 1995; 1997):

(1) Data collection and first intuitive selection of sequences amenable to stylistic analysis.
(2) Structural analysis: deconstruction of holistic styles into their smallest stylistically relevant cues, then analysis of rules of co-occurrence and alternation of cues.
(3) Functional analysis: reconstruction of style as a contextualization cue for the suggestion of interpretive frames and analysis of their functions to trace the organization of conversation with respect to, for instance, the definition of the situation, making actions and their parts interpretable, self-presentation, negotiation of participant relationships.
(4) Validation/warranting of the analysis: proof of the interactional relevance of style for the participants in the interaction; that is: demonstration of the recipient's orientation to and treatment of style choices and/or alter(n)ations in their subsequent talk; with major focus on:
(4a) the analysis of the co-occurrence of prosodic, syntactic and other implicit cues with verbally explicit lexical cues;
(4b) analysis of expected and restricted styles in relation to actions;
(4c) comparison of the style of an action with the previously used style in the interaction;
(4d) reconstruction of the function, of the suggested interpretation, and of the interactional organization of the style and/or alter(n)ation used in its sequential context;
(4e) analysis of recipients' reactions/responses and interpretations in subsequent turns;
(4f) analysis of responses to deviant cases in which style is not used as expected by the recipients.

In general, both hypotheses, analyses and validation of analyses should be based on data. As a result, the stylistic resources and methods deployed by the interlocutors will be reconstructed and evident.

4. An example: Style switching between Standard German and Turkish-German

In this part of the article, the individual steps of interactional stylistic analysis will be illustrated using data from a corpus of conversations between speakers of Turkish German ethnic background.

(1) Data collection and initial intuitive analysis

The data was collected as part of our research project on 'Türkendeutsch' (Turkish German), funded by the German Science Foundation (DFG). The corpus consists of telephone and face-to-face conversations of Turkish-German women from Berlin, aged 15−22. The following extract of a private telephone conversation has been transcribed according to the GAT system (Selting et al. 1998), a transcription system resembling Jefferson's system in CA. Apart from the usual GAT symbols, the following conventions have been applied here: The first line of the transcript shows the original transcription, with items underlined, i. e. *diyor*, *VO:Y be*, representing items spoken in Turkish. The second line shows a literal translation into English, the third line, where appropriate, a free translation into English.

The setting and situation of the conversation is as follows: Esin and Sema, two Turkish-German young women, aged 18 and 20, are girlfriends who have been living in Berlin for almost all of their lives. Here, at the beginning of their telephone conversation, Esin in lines 23−25 asks Sema to tell her some news. Sema, after some reluctance (not shown here), tells Esin about the developing relationship with one of her admirers. While telling this, Esin changes between two styles of speaking: colloquial Standard German and (non-standard) Turkish German. In the transcripts, the Turkish German structures and utterances are in bold print, e. g. **isch** or **auf EINmal ich KhUKKE**.

tkdtw08_Esi3.ca

23 Esi: <<pp> und> (.) **was bei DIR,**
and what at YOU
and what's up with you

24 (−)

25 NEUes,
new

((...))

39 Sem: GE:Stern;
yesterday

40 Esi: he;
((=Turkish continuer))

41 Sem: gestern hat DING'=
yesterday has thing
thing has yesterday

42 =**isch hAb dings es em es**
I have thingy SMS

43 **geSCHICKT,** (.)
sent
I sent an SMS to thingy

44 .h äh ich meinte n:−
.h um I meant n:

45 <<all> (wie geht s dir)> und so
how goes it you and so

46 weiter, (-)
on
how are you and so on

47 **wenn Ich dir nicht sch:reibe**
if I you not write

48 **SCHREIBST du mir nich** hAb ich
write you me not have I

49 gesagt;
said
if I don't write to you, you don't write to me, I said

50 (−)

51 und daNACH, (.)
and then
and then

52 <**auf EINmal ich K^{h}UKke er ruft AN;**>=
<Wechsel d. Stimmqualität, mit Flüsteranteil?>
suddenly I look he calls-up
suddenly, I take a look, he is calling
<change of voice quality, with partly whispery voice>

53 =aber <<len> ich HAB verGESsen>
but I have forgotten

54 **mein nAme** raufzuschreiben, (−−)
my name to write-on
but I forgot to write my name on it

55 ähm (.)
uhm

56 danach sagt (.) hat er ANgerufen,
then said has he called-up
then he called

57 <<all> wer bist ↓DU;> (−)
who are YOU

58 ich hab geSAGT- (.)
I have said
I said

59 ich bin SEma;=
I am SEma
((wrong accentuation of the name))

60 =ruf mich in fÜnf minuten wieder AN;
call me in five minutes again UP
ring me up again in five minutes

61 weil (.) da hatt ich mit ner an'
because there hav' I with an o'

62 (.) meiner ↑HAUStelefon mit ner
my house telephone with a

63 FREUNdin gesprochen?
girlfriend spoken
because I was talking with another girlfriend on my internal telephone

64 Esi: <<p> hm,>
hm

65 Sem: .hhh und daNACH, (−−)
.hhh and then

66 er SO:- (.)
he like

67 ähm (.) nein deine <<f> ↑MEI:nung-->
uhm no your opinion

68 <<all> ich hab(e) gesagt> NEI:N,
I have said NO

69 .h **ich gib (dir/die) ↑HOMEnummer-=**
.h I give (you/the) ↑HOMEnumber

70 **=rufst du dann dort ↓AN.** (.)
call you then there ↓UP
then you ring me there

71 er hat äh: er war DRAUSsen;
he has uhm he was outside

72 er ist (.) !EX!tra nach hause
he is extra to home

73 gegangen;=
gone
he went home extra for this purpose

74 =um mich von zu hause ANzurufen;
to me from to home call-up
to call me up from his place

75 (1.5)
((drei Klopfgeräusche))
((three knocks))

((...))

76 WARte diyor;
sag-prog.
wait said he

77 (.)

78 **isch** muss nur kurz nach
I must only quickly to

79 HAUse;=diyor,=
sag-prog.
home said he
I have to go to my place quickly,
he said

80 =in fn zehn minuten ( )
=in f(iv)e ten minutes

81 minuten ruf ich dich ˅A::N,
minutes call I you UP
I'll give you a ring in five to ten minutes

82 (−−)

83 HAT er gesagt,
has he said
he said

84 (−−)

85 und daNACH is er nach hAuse gegangen-=
and then is he to home gone
and then he went home

86 =er hat mich ANgerufen,
he has me called-up
he gave me a ring

87 .hhh wir haben ↑FÜMunfünfzig
.hhh we have ↑fiftyfive

88 minuten g'REdet.
minutes talked
we talked for fifty-five minutes

89 Esi: VO:Y be;
((Turkish recipient token, expressing surprise))
gosh

In this extract, Sema uses Turkish German as a style of speaking different from Standard German. For Sema, Turkish German is clearly not a learner variety of German which she uses for lack of competence in Standard German: She uses colloquial Standard German for both simple and complex sentences, too, albeit with some hesitations, self-repairs or other phenomena typical of spoken conversational German (cf. lines 44−46; 56−68; 71−74 and 80−88). The complex sentence (lines 72−74) shows her good command of colloquial Standard German grammar. While using some markers of Turkish German, she also produces the Standard German equivalents of all these markers in the same extract. Moreover, it is quite obvious that the Turkish German utterances are not produced at random, but only for specific utterances while telling the story. All this indicates that Standard German and Turkish German are constructed as two alternating styles of speaking here, with Turkish German only being used by Sema in order to highlight and make the key events in her story recognizable for her recipient.

(2) Structural analysis
In her Turkish German utterances, Sema makes use of the following markers (irrelevant prosodic features were skipped):

L. 23: *und was bei DIR,*
(the standard German equivalent would be: *und was gibts bei dir*)
− question without main verb;

L. 42 f.: *isch hAb dings es em es geSCHICKT,*
(std. G. equiv.: *ich hab ((name)) eine es em es geschickt)*
− use of the coronal or palatal alveolar [ʃ] for the standard palatal [ç] fricative sound in the first person pronoun *isch*;

- use of the noun *es em es* (SMS) without an article;
- use of the substitution noun *dings* ('thingy'), albeit here probably because of the recording;

L. 47 ff.: *wenn Ich dir nicht sch:reibe SCHREIBST du mir nich*
(std. G. equiv.: *wenn ICH dIr nicht schreibe schreibst DU mIr nicht*)
- different rules of accentuation from Standard German to express focus and contrast;

L. 52: auf *EINmal ich K^{h}UKke er ruft AN;*
(std. G. equiv.: *auf einmal kukke ich er ruft an*)
- initial adverbial + S V word order;
- very short syntactic units juxtaposed without coordinator (asyndetic constructions);

L. 53 f.: *mein nAme raufzuschreiben*
(std. G. equiv.: *meinen namen raufzuschreiben*)
- nominative instead of accusative case

L. 69 f.: *ich gib (dir/die) HOMEnummer=*
rufst du dann dort AN
(std. G. equiv.: *ich geb dir meine homenummer, dann rufst du dort an*)
- omission of the dative pronoun and/or use of definite instead of possessive article;
- initial verb instead of adverbial word order;

L. 76: WARte diyor:

L. 78: isch muss kurz nach HAUse;=diyor,
- use of Turkish recipient tokens as a resource
- for *isch* see above (for L. 42 f.)

L. 89: VO:Y be;
- use of Turkish assessment token as a resource.

Some of these markers of Turkish German have been described in previous research (cf., e. g., Auer 2003; Kern/Selting 2006).

(3) Functional analysis
What is Turkish German used for in this extract? We can identify three major functions:

(i) For the initiation of story telling by Esin (l. 23−25), as well as her response to the story (l. 89), seemingly to (re-)establish the speakers' relationship as girlfriends by using the common non-standard style of speaking.

(ii) For reported speech to represent own and other's utterances in storytelling (l. 47 f.; l. 69 f.; l. 76; l. 78 f.), seemingly to suggest shared identity of teller and her admirer who are both represented as speaking Turkish German.

(iii) As one of the options for marking key utterances in telling the story:
When we analyse the internal structure of the storytelling, we can reconstruct that all the key utterances to represent and highlight the key events of the story are marked either by the use of Turkish German or by prosody. This is the story structure:
Event 1: Sema sends SMS (l. 42 f.) and reports most important content of the SMS, namely an accusation (l. 47 f.).

Event 2: Sema discovers that her admirer has called back (l. 52) and provides relevant background information that she forgot to give her name in her SMS (l. 53 f.).
Event 3: Admirer went home to call her from there (l. 72–74, produced in Standard German with prosodic marking by extra strong accent plus following pause of 1.5 seconds).
Event 4: Sema and admirer talk on the phone for 55 minutes (l. 87 f.), with prosodic marking by high pitch peak and two primary accents. This utterance is co-constructed as the climax of the story-so-far by Esin's giving the surprised reaction *VO: Y be;* ('gosh').

The speech style used in these utterances seems to suggest that these are the highlighted key events of the story. All utterances marked in this way represent the gist of the event and project continuation of the telling, before the event is further specified, often with utterances in colloquial Standard German that represent background information or further details of the dialogue between Sema and her admirer.

(4) Validation/warranting
At the beginning of the extract, it can be noticed that Sema adapts her speech style to Esin's initiation of story telling, thus demonstrating both recognition of and accommodation to her girlfriend's speech style.

In telling her story, Sema alternates between Standard German and Turkish German in a systematic way. She sticks to the Turkish German speech style only for certain functions, as revealed by the prior functional analysis.

Throughout Sema's storytelling, Esin only responds with one single recipient token (l. 64, responding to a piece of background information), before expressing her surprise at Sema's admirer's behaviour as represented in the story with *VO: Y be;* ('gosh'). As the admirer's behaviour is represented as adhering to the cultural norms of mainstream German society, Esin's expression of surprise through a Turkish interjection can be interpreted as expressing her Turkish German social identity as background of her surprise. After Sema continued the story, telling that her admirer suggested that they meet (not shown here), it becomes clear that Esin then clearly condemns Sema's admirer's invitation to meet, as it breaks the cultural norms shared by many members of the Turkish German cultural community.

As a result, the use of Turkish German as a speech style in the extract can finally be regarded as:

(a) the marking of utterances to represent key events of the storytelling,
(b) the signalling of speaker identity and relationship between speakers through implying shared identity and shared sub-cultural norms as opposed to the mainstream norms.

This detailed analysis has revealed that Turkish German is indeed used as a style of speaking, which signals social and interactional meanings.

5. Applications

Style is a very subtle way of signalling social and interactional meanings, much more subtle than expressing meanings in a verbally explicit way. The analysis and reconstruc-

tion of the patterns in which such a contextualization device is used will enrich our knowledge about the principles of organizing talk-in-interaction.

So far, there have been analyses about the construction of speech and conversational styles in everyday conversation (see above) as well as in institutional or professional talk. The analysis of style in everyday conversation includes descriptions about the use of style to contextualize reported speech (cf. Couper-Kuhlen 1999; Günthner 1997) as well as investigations about the development of speech styles used by children (Kern 2003). Betten (2003) described conversational styles and style-shifting of Jewish immigrant interviewees who relocated from Germany to Israel, in what she calls narrative-discursive interviews, as contextualization cues to express and constitute stance towards the objects talked about as well as to the interviewer. Wodak (1997) analysed styles of female leadership in institutions, combining critical discourse analysis and style analysis. Pache (2004) showed how style is used as a device to spontaneously deal with problems of reciprocity in job interviews.

Knowledge about style in interaction will make us more sensitive about the ways participants use style in interactions both in everyday conversation as well as in institutional and public communication.

This knowledge can, in turn, be applied in order to analyse deviant as well as manipulative ways of using style. Such analyses include the use of style in, say, manipulative advertising, public speaking and mass communication (Selting 1983) as well as exposing specific styles, for instance, the Nazi ways of speaking in public speeches (cf. Schwitalla 1994). Analyses such as these are relevant since they are capable of raising consciousness when teaching rhetorics that is based on latest empirical research (cf. Kallmeyer 1996; Selting 2001, 17).

6. Conclusions

Interactional stylistics, as presented here, can be thought of as part of the program of interactional linguistics (cf. Selting/Couper-Kuhlen 2001a; 2001b). The empirical analysis of style in interaction should be directed towards a general outline and description of the principles underlying participants' stylistic skills, i. e. the routine, effective and flexible use of language in a recipient-designed way in order to accomplish actions in interaction. Both interactional stylistics and interactional stylistic analyses of a large corpus of interactions, in which style is made transparent, can be looked upon as a prerequisite of a new rhetoric of oral communication.

7. Selected bibliography

Auer, Peter (1986a): Kontextualisierung. In: Studium Linguistik 19, 22–47.

Auer, Peter (1986b): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache 2, 97–124.

Auer, Peter (1992): Introduction: John Gumperz' Approach to Contextualization. In: Peter Auer/Aldo di Luzio (eds.): The Contextualization of Language. Amsterdam/Philadelphia, 1–38.

Auer, Peter (2003): ‚Türkenslang': Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Annelies Häcki-Buhofer u. a. (Hrsg.): Spracherwerb und Lebensalter. Kolloquium anlässlich des 60. Geburtstags von Harald Burger. Basel/Tübingen, 255–264.

Bergmann, Jörg (2001): Das Konzept der Konversationsanalyse. In: Klaus Brinker u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16. Band 2: Gesprächslinguistik. Berlin u. a., 919–927.

Betten, Anne (2003): Style-shifting in narrativ-diskursiven Interviews. Anmerkungen zum Einfluss der Beziehungsebene auf Textsortenwahl und Gesprächsstil. In: Irmhild Barz/Gotthard Lerchner/Marianne Schröder (Hrsg.): Sprachstil – Zugänge und Anwendungen. Heidelberg, 9–22.

Couper-Kuhlen, Elizabeth (1999): Coherent voicing: On prosody in conversational reported speech. In: Wolfram Bublitz/Uta Lenk (eds.): Coherence in Spoken and Written Discourse: How to create it and how to describe it. Amsterdam, 11–32.

Couper-Kuhlen, Elizabeth/Margret Selting (2001): Introducing Interactional Linguistics. In: Selting/Couper-Kuhlen (2001b), 1–22.

Coupland, Nikolas (2001): Language, situation, and the relational self; theorizing dialect-style in sociolinguistics. In: Eckert/Rickford (2001), 185–210.

Eckert, Penelope/ John R. Rickford (eds.) (2001): Style and Sociolinguistic Variation. Cambridge.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, NJ.

Gumperz, John J. (1982): Discourse strategies. London.

Gumperz, John J. (1990): Contextualization and understanding. In: Alessandro Duranti/Charles Goodwin (eds.): Rethinking context. Language as an interactive phenomenon. Cambridge, 229–252.

Günthner, Susanne (1997): Stilisierungsverfahren in der Redewiedergabe – Die 'Überlagerung von Stimmen' als Mittel der moralischen Verurteilung in Vorwurfsrekonstruktionen. In: Margret Selting/Barbara Sandig (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, 94–122.

Have, Paul ten (1999): Doing Conversation Analysis. A Practical Guide. London.

Hutchby, Ian/Robin Wooffitt (1998): Conversation Analysis. Principles, Practices and Applications. Oxford.

Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1996): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen.

Kallmeyer, Werner (2001): Perspektivenumkehrung als Element des emanzipatorischen Stils einer Migrantinnengruppe aus Mannheim. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen, 401–422.

Keim, Inken (1997): Formelhaftes Sprechen als konstitutives Merkmal sozialen Stils. In: Margret Selting/Barbara Sandig (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, 318–344.

Keim, Inken (2001): Die Powergirls – Aspekte des kommunikativen Stils einer Migrantinnengruppe aus Mannheim. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen, 375–400.

Keim, Inken/Wilfried Schütte (Hrsg.) (2001): Soziale Welten und kommunikative Stile. Tübingen.

Kern, Friederike (2003): Die Inszenierung von Kompetenz in Spielerklärungen von Kindern. In: Stephan Habscheid/Ulla Fix (Hrsg.): Gruppenstile. Zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit. Frankfurt/M. u. a., 33–49.

Kern, Friederike/Margret Selting (2006): Einheitenkonstruktion im Türkendeutschen: Grammatische und prosodische Aspekte. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 25, 239–272.

Pache, Ilona (2004): Gefährdete Reziprozität. Kommunikative Praktiken im Bewerbungsgespräch. Wiesbaden.

Sacks, Harvey/Emanuel A. Schegloff/Gail Jefferson (1974): A simplest systematics for the organisation of turn-taking for conversation. In: Language 50, 696–735.

Sandig, Barbara (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin.

Sandig, Barbara (1995): Tendenzen der linguistischen Stilforschung. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Stilfragen. Jahrbuch 1994 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York, 27–61.

Sandig, Barbara/Margret Selting (1997a): Discourse Styles. In: Teun van Dijk (ed.): Discourse as Structure and Process. Discourse Studies: A Multidisciplinary Introduction. Volume 1. London, 138–156.

Sandig, Barbara/Margret Selting (1997b): Einleitung. In: Margret Selting/Barbara Sandig (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, 1–8.

Schilling-Estes, Natalie (2002): Investigating Stylistic Variation. In: Jack K. Chambers/Peter Trudgill/Natalie Schilling-Estes (eds.): The Handbook of Sociolinguistics. Oxford, 375–401.

Schmitt, Reinhold/Daniela Heidtmann (2003): Stile interaktiven Führungshandelns. In: Stephan Habscheid/Ulla Fix (Hrsg.): Gruppenstile. Zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit. Frankfurt/Main u. a., 101–116.

Schwitalla, Johannes (1994): Vom Sektenprediger- zum Plaudererton. Beobachtungen zur Prosodie von Politikerreden vor und nach 1945. In: Heinrich Löffler/Karlheinz Jakob/Bernhard Kelle (Hrsg.): Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Berlin/New York, 208–224.

Selting, Margret (1983): Institutionelle Kommunikation: Stilwechsel als Mittel strategischer Interaktion. In: Linguistische Berichte 86, 29–48.

Selting, Margret (1985): Ebenenwechsel und Kooperationsprobleme in einem Sozialamtsgespräch. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 4/1, 68–89.

Selting, Margret (1989): Speech styles in conversation as an interactive achievement. In: Leo Hickey (ed.): The Pragmatics of Style. London/New York, 106–132.

Selting, Margret (1995): Sprechstile als Kontextualisierungshinweise. Die sprechstilistische Kontextualisierung konversationeller Aktivitäten, am Beispiel mündlicher Erzählungen in Gesprächen. In: Gerhard Stickel (ed.): Stilfragen. Jahrbuch 1994 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York, 225–256.

Selting, Margret (1997): Interaktionale Stilistik: Methodologische Aspekte der Analyse von Sprechstilen. In: Margret Selting/Barbara Sandig (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, 9–43.

Selting, Margret u. a. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte 173, 91–122.

Selting, Margret (1999): Communicative Style. In: Jef Verschueren/Jan-Ola Östman/Jan Blommaert/Chris Bulcaen (eds.): Handbook of Pragmatics 1999. Amsterdam, 1–24.

Selting, Margret (2001): Stil – in interaktionaler Perspektive. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hrsg.): Perpektiven auf Stil. Tübingen, 3–20.

Selting, Margret/Elizabeth Couper-Kuhlen (2001a): Forschungsprogramm 'Interaktionale Linguistik'. In: Linguistische Berichte 187, 257–287.

Selting, Margret/Elizabeth Couper-Kuhlen (eds.) (2001b): Studies in Interactional Linguistics. Amsterdam.

Tannen, Deborah (1984): Conversational Style. Analyzing Talk Among Friends. Norwood, NJ.

Wodak, Ruth (1997): "I know, we won't revolutionize the world with it, but...": Styles of female leadership in institutions. In: Helga Kotthoff/Ruth Wodak (eds.): Communicating Gender in Context. Amsterdam, 335–370.

Margret Selting, Potsdam (Germany)

62. Gesprächsstile

1. Einführung
2. Theorien, Begriffe und Methoden zur Beschreibung von Gesprächsstilen
3. Zur Variation von Gesprächsstilen
4. Das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Gesprächsstile
5. Funktionen von Gesprächsstilen
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

„Conversational style" is not a fixed term. Thus, Chapter 2 provides an overview of concepts, theories and methods suited for the comprehensive study of conversational styles (e. g. face work, contextualization, code switching, speaker involvement, social styles of speaking, bricolage, the categories of conversational analysis). Combining methods of the ethnography of communication and of conversational analysis enables both a comprehensive description and proper explanation of such processes. This is illustrated by examples taken from individual ethnographic publications and the Birmingham Centre for Cultural Studies.

Chapter 3 presents style differences referring to various ethnic groups (Aborigines in Australia, Black cultures in USA, Jewish communities) and to different social strata (the Mannheim project „Communication in Big Cities", youth groups in Germany, a female group of immigrants in Mannheim). Moreover, the article contrasts the communicative behavior of human beings in similar communicative settings, e. g. Germans vs. Finns, Americans, Japanese and Chinese people.

Furthermore, clear evidence is provided for the fact that some styles relate to specific professional groups (e. g. psychoanalysts, teachers, policemen), to gender and to the degree speakers focus on their conversation partner.

Finally, the article considers style clashes in connection with (social) functions. According to a holistic approach, studies that focus on conversational styles should not only consider the categories of sociolinguistics (cultural values of varieties and languages, and the relevance of genres), conversational activities (turn-taking, participant roles), and attitudes (direct vs. indirect, friendly vs. aggressive), but also face management (face saving vs. face threatening routines), the potential of emotions and their interactive treatment, as well as esthetic devices.

1. Einführung

In Jurek Beckers Roman „Jakob der Lügner" entspinnt sich zwischen Leonard Schmidt, einem in ein polnisches Ghetto verschleppten deutschen Juden, und dem polnischen Juden Jakob Heym folgender Dialog:

„Was mag das für ein Waggon gewesen sein?" fragt Schmidt.
„Was weiß ich", sagt Jakob.

„Dabei kann Herr Schtamm noch vor Glück reden, daß er nichts abgekriegt hat. In der Tat befahl ja der Posten am Morgen, daß wir uns um diesen Waggon nicht kümmern sollen. Sie haben es doch sicherlich auch gehört?“

„Ja, ja“.

„Wozu geht er also hin?“

„Du liebe Güte, woher soll ich das wissen!“

Schmidt hat kein Gefühl dafür, wann ein Gespräch zu Ende ist. [...]

„Glauben Sie, daß es stimmt?“ fragt Schmidt.

„Daß was stimmt?

„Das mit den Stimmen?“

„Stellen Sie doch nicht solche Fragen. Denken Sie, Herschel Schtamm will sich wichtig machen?“

„Aber wer kann denn in dem Wagen sein?“

„Wer schon?“

Schmidts Mund öffnet sich, ihm kommt jetzt erst ein furchtbarer Verdacht, er haucht: „Sie meinen...“

„Ja, ich meine!“

„Sie meinen, jetzt schicken sie noch welche in die Lager?“

So ist es leider, Schmidt kennt sich nicht aus im Spiel der Andeutungen, wie gewisse Dinge nicht erwähnt werden und doch gesagt sind, er wird sich nie auskennen, im Herzen ist er ein für allemal ein Fremder. Ihm muß alles plump und deutlich ausgesprochen sein.

(Jurek Becker, „Jakob der Lügner“, S. 134–136).

Ein anderes Verhalten im Gespräch, als man es gewohnt ist, fällt auf. Hier – aus der Perspektive der polnischen Juden – das ständige Nachfragen von Seiten Schmidts und dessen Beharren auf Explizitheit bei Dingen, über die man lieber schweigt.

Das Wort „Gesprächsstil“ ist kein fester, in der Gesprächsforschung eingeführter Begriff. Frühere Verwendungen meinten damit bestimmte Aspekte von Dialogen, z. B. ihre Modalität (ernsthaft, scherzhaft, ironisch) oder die Realisierung von Äußerungen, Sprechakten und Redebeiträgen. Wenn man unter *Stil* die Art und Weise einer Handlungsdurchführung versteht und von einem holistischen Stilbegriff ausgeht, dann ist es sinnvoll, unter *Gesprächsstil* die Art und Weise zu verstehen, in der Individuen oder Gruppen Gespräche insgesamt und die damit notwendig verbundenen Aufgaben (die Gesprächsorganisation, die Beteiligtenrollen, die Themenauswahl und –abgrenzung, sprachliche Handlungen, die Modalität, die Beziehungsgestaltung) in einer ähnlichen Weise realisieren und wie dies auch Gesprächsteilnehmer oder Beobachter interpretieren können. *Gesprächsstil* bedeutet dann nicht (nur) die Wahl einer sprachlichen Varietät, wie der Stilbegriff oft in korrelativen sozio- oder psycholinguistischen Forschungszweigen verstanden wurde (William Labovs Stile der Aufmerksamkeit zwischen „casual speech“ und Vorlesen von Wortlisten). Auch Untersuchungen darüber, wie sich Sprecher an ihre Adressaten anpassen (Communication Accomodation Theory; Überblick bei Schilling-Estes 2002, 378 ff.), fokussieren mehr die Sprachvarietät und die Lexik als das Gesprächsverhalten.

Gesprächsstile muss man auch von monologischen Sprechweisen abgrenzen, z. B. von beruflichen oder medialen Sprechstilen (von Politikern, Professorinnen, Predigern, Disc-Jockeys, Fußballtrainern etc.) und auch von vornehmlich monologischen Kommunikationstypen (Erzählungen, Witzen, Sketchen). Die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte hat sich – oft im Zusammenhang mit dem Phänomen des Variantenwechsels – intensiv mit dem Stilwechsel beim Sprechen beschäftigt und dabei hauptsächlich formelle vs. informelle Stile untersucht (Selting 1983; 1989; 1997; Cook-Gumperz/Gumperz 1994;

Betten 2003). Darstellungen zu Gesprächsstilen hinsichtlich mehrerer konstitutiver Aspekte von Gesprächen gibt es weit weniger (Keim 1995; 2007; Schwitalla 1995). Zu den spezifischen Untersuchungsobjekten einer Gesprächsstilanalyse gehören mehrere Fragen: Wie werden Gespräche und thematische Abschnitte begonnen und beendet? Welche Beteiligungsrollen gibt es überhaupt und welche Konsequenzen hat dies für das gesamte Gespräch? Wie ist der Sprecherwechsel geregelt und wieviel Wert wird darauf gelegt, dass nur eine Person zur gleichen Zeit spricht? Welche Modalitäten, welche Interaktionstypen und welche Gefühlsdemonstrationen werden bevorzugt? Wie direkt bzw. indirekt werden dialogische Sprechakte ausgedrückt? Am nächsten kommen einem solchen Begriff von *Gesprächsstil* die Begriffe *Kontextualisierung* (Gumperz 1982, 130 ff.; vgl. 2.1.; 5.; Art. 69) und *soziale Stile der Kommunikation* (Kallmeyer 1995a, 4 ff.; Kallmeyer/Keim 2003, 37 ff.; 50 ff.; Keim 2007, 214 ff.). Seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts werden Gespräche immer öfter unter dem Aspekt ihres Stils beschrieben. Inzwischen gibt es von Betten (2001) eine zusammenfassende Darstellung, die viele Gemeinsamkeiten mit der hier vorliegenden hat.

2. Theorien, Begriffe und Methoden zur Beschreibung von Gesprächsstilen

2.1. Ethnografie des Sprechens

Wichtige Anregungen kamen von Dell Hymes und John Gumperz. Beide haben die sprachliche Kommunikation außerhalb ihrer eigenen Gesellschaft studiert. Hymes (1977, 35) klassifiziert Sprachgemeinschaften nach den Kriterien der *Qualität* (er zitiert dabei Platon, der in den „Gesetzen“ (641e) sagt, die Athener seien redeliebend und -lustig, die Spartaner wortkarg, die Kreter witzig) und nach der *Quantität*, z. B. wortreich (für den Indianerstamm der Bella Coola) vs. zurückhaltend (für die Aritama in Kolumbien) vs. schweigsam (für die Paliyan in Südindien); er klassifiziert weiter nach geschlechtsspezifischen Beteiligungsmöglichkeiten, nach Situationen, kulturellem Wissen und dem sprachlichen Stil selbst, z. B. elaboriert/ausgedehnt (weiße Mehrheit in Nordamerika) vs. zurückhaltend/sparsam (Yokuts in Kalifornien; ebd., 35 ff.). Sehr oft sind es zwei- oder dreifache Gegenüberstellungen, an denen soziale Stile und auch innerkulturelle Stilwechsel aufgezeigt werden, am häufigsten die Opposition zwischen formell und informell, aber auch zwischen machtvoll vs. unterwürfig, vornehm zurückhaltend vs. aufdringlich laut, rhetorisch geschickt vs. plump etc. (eine Aufstellung bei Morgan 2002, 43).

Gumperz, der seine ethnografischen Forschungen zuerst in einem großen Dorf in Indien in den 50er Jahren gemacht hatte, gelang der Nachweis, dass es nicht die wichtigsten sozialen Kategorien (in Indien das Kastensystem), sondern Netzwerke gemeinsamer Kontakte und kommunikativer Anlässe waren, die sowohl unterschiedliche dialektale Varietäten als auch unterschiedliche Sprechweisen hervorbrachten (aus der Retrospektive: Gumperz 1994, 617 ff.). Ein weiterer wichtiger Anstoß war die Entdeckung des „metaphorischen Codewechsels“, d. h. eines Varietätenwechsels innerhalb derselben Situation und mit denselben Beteiligten, aber mit metonymischen Konnotationen der Varietät, in die man wechselt (Blom/Gumperz 1972; aus der Retrospektive: Gumperz 1994, 623). Damit war der Grund gelegt für Analysen von stilistischen Bedeutungen, die einen

Teil des Gesprächs als formell vs. informell oder als pathetisch vs. ernst vs. scherzhaft interpretieren lassen und zu denen Gumperz selbst wesentlich beitrug (Gumperz 1982, 30 ff.; 48 ff.; 59 ff.). Beide, Hymes und Gumperz, haben darauf hingewiesen, dass man in den verbalen Äußerungen Anhaltspunkte dafür auffinden müsse, mit denen die Beteiligten die Situation, in der sie sich befinden, jeweils neu definieren (Hymes 1982, 178).

Eine frühe Darstellung, wie unterschiedliche Weisen des Sprechens in der dialogischen Wirklichkeit funktionieren, hatte Judith Irvine (1974) vorgelegt. Sie beschrieb detailliert an Gesprächsausschnitten, wie die Wolof in Senegal bei der Begrüßung durch Folgen von Fragen ihren Status herabstufen und dadurch den Statushöheren zu materiellen Gegenleistungen verpflichten können. Wichtiger für die Theorie der sozialen Stile des Sprechens aber war die Beschreibung der Sprechweisen der obersten Kaste der „nobles" („géér") und der sehr niedrigen Kaste der „griots" („gewel"). Beide sind einander polar entgegengesetzt: Die Nobles sprechen überhaupt wenig, mit tiefer Stimme, langsam, nuschelnd, die Sätze oft nicht zu Ende führend. Die Griots sprechen dagegen mit hoher Stimme, sehr schnell, scharf artikulierend, emotional, mit rhetorisch-ästhetischer Elaboration. Die Stile betreffen also mehrere linguistische Ebenen (Irvine 1974, 183 ff.; 1990, 135 ff.) und Aspekte von Verhaltensweisen. Höhere Kasten tendieren dazu, wenig zu sagen und ihre Anliegen oder Entscheidungen durch Mittelsmänner bekannt zu geben (Irvine 1990, 144 ff.).

Eine weitere wichtige Anregung für die Forschung war die Tatsache, dass diese Stile nicht an soziale Kategorien gebunden waren, sondern dass sich auch die Mitglieder anderer Kasten ihrer Merkmale in einer weniger starken Ausprägung oder in Form einer Mischung, sozusagen als einer Ressource, bedienen konnten, um sich in der aktuellen Interaktion wie ein Griot oder ein Noble zu verhalten. Dadurch konnten sie den eigenen Status und die Beziehung zum Adressaten definieren oder auch typische kastengebundene Sprechhandlungen wie das Bitten überhaupt realisieren (Irvine 1974, 185; 1990, 149 ff.; 2001, 38). Die beiden Sprech- und Kommunikationsstile sind aufeinander bezogen und im Kontrast zueinander geformt. Ähnliche oppositive Strukturen wurden in vielen anderen Stiluntersuchungen bestätigt, besonders bei Jugendlichen. Der Griot-Stil erinnert außerdem in manchen Eigenschaften an den *High-involvement*-Stil, den Deborah Tannen (1984) bei jüdischen Sprechern aus New York beschrieben hat und der inzwischen in vielen Studien als *High-involment*-Verhalten einem *Low-involvement*-Verhalten gegenübergestellt wird (vgl. 3.1.).

Eine der bis heute faszinierendsten Studien ist Elinor Keenans (1974) Aufsatz „Norm-makers, Norm-breakers", in dem sie zeigte, wie Frauen und Männer in einem Dorf auf Madagaskar diametral entgegengesetzten Sprechweisen folgen. Die Männer vertreten den idealen Stil der Indirektheit; sie meiden konfrontative Situationen, zeigen keinen Ärger, äußern Dissens und Kritik, wenn überhaupt, nur in Anspielungen, nach langen Komplimenten und rhetorischen Ausschmückungen (ein Beispiel ebd., 129). Genau gegensätzlich dazu verhalten sich die Frauen, die auch in viel engerem Kontakt miteinander leben als die Männer. Sie äußern Kritik direkt und laut; sie fragen Fremde unumwunden etwas; sie handeln den Preis für Waren aus etc. Entsprechende Verhaltensweisen wird man für die Durchführung von Dialogen annehmen dürfen. Ähnlich große Unterschiede beschrieb Karl Reisman (1974) für die Bewohner von Antigua: Während man in europäischen Kulturen („höflich") darauf warten muss, um an einem Gespräch Anderer teilnehmen zu können, kann man in Antigua einfach drauflossprechen und das, was man sagen will, wiederholend einwerfen. Man wird in den Gesprächskreis aufgenommen, wenn das

Thema die anderen interessiert. Regeln gegen Unterbrechungen und Parallelsprechen, wie wir es in den weißen Kulturen Europas und beider Amerikas kennen, gibt es dort nicht: Lautes, überlappendes Aufeinander-Einsprechen ist nichts Ungewöhnliches und wird allenfalls in offiziellen Situationen abgewehrt. Niemand rechnet mit mitleidigen Reaktionen, wenn man Schwäche zeigt, eher mit Frotzeln. Die Kultur fördert ein auftrumpfendes, sich selbst rühmendes Verhalten. Streitpunkte werden nicht nach einem argumentativen Schema entwickelt, sondern jede Partei wiederholt ihren Standpunkt, bis die andere nachgibt (ebd., 121).

Ein dritter Aspekt der frühen Ethnografie war die Beschreibung sozial gebundener Sprechakte und dialogischer Aktivitätstypen, wie sie besonders in der Kultur der Schwarzen in den USA untersucht wurden: z. B. das aggressive „playing the dozens", Runden von „rituellen Beschimpfungen" und anderer Gesprächstypen (vgl. 3.1.). Ein frühes Beispiel dafür ist Claudia Mitchell-Kernans (1972) Arbeit über das „signifying", ein anspielendes Sprechen, mit dem man andere aufziehen oder kritisieren kann, und über das „marking" (von engl. *mocking*), mit dem man prosodisch übertreibend in der Art anderer Personen oder Gruppen spricht, um sie bloßzustellen oder um selbst in eine andere Rolle zu schlüpfen (ein Beispiel bei Gumperz 1982, 30 ff.). Reagieren Adressaten von signifying in angemessener Weise, so können daraus längere Sequenzen werden, in denen sich die Sprecher in höchst artifizieller Weise aufziehen, was von den Zuhörern mit Lachen kommentiert wird. Mitchell-Kernan gibt eine Analyse eines solchen Gesprächs zwischen einer jungen Frau und einem jungen Mann (ebd., 170 ff.), und sie weist darauf hin, dass die unterschwellige Mitteilung, dass es sich um ein spielerisches, kompetitives, aber nicht gesichtsverletzendes Geplänkel handelt, durch verbale und nonverbale Hinweise (*cues*) bewerkstelligt wird (im beschriebenen Fall durch die Kombination von wissenschaftlicher Lexik mit der Syntax des Black English und einem anzüglichen Lächeln). Beobachtungen dieser Art wurden von Jenny Cook-Gumperz und John Gumperz zur Kontextualisierungstheorie ausgebaut, einer Theorie die bis heute enormen Einfluss auf das Verständnis von Sprechstilen hat.

Die relativ wenigen ethnografischen Darstellungen, die nicht nur rituelle, meist monologische Interaktionstypen, sondern auch das normale Gespräch im Alltag mit Tonband aufgenommen und beschrieben haben (z. B. Sherzer 1983; Moerman 1988), haben zentrale, jeweils abzufragende Gesprächseigenschaften ans Licht gebracht, nach denen sich die Kulturen sehr unterscheiden. Dazu gehört die Frage, ob die Redebeiträge fein säuberlich abgetrennt sind (vielleicht zusätzlich durch Partikeln am Anfang und Ende oder durch Pausen markiert: Scollon/Scollon 1981, 25; Sherzer 1983, 161 f.), ob alle durcheinander sprechen (wie häufig in der Karibik: Reisman 1974) oder ob das individuelle Rederecht in der Weise, wie man es im Westen gewohnt ist, gar nicht existiert (Liberman 1985; vgl. 3.1.).

2.2. Die Begriffe *Face, Beteiligtenrolle, Beteiligungsart*

Wichtig für jede umfassende Beschreibung sprachlicher Interaktion ist der Face-Begriff, wie er von Goffman mehrfach eingeführt (z. B. Goffman 1971) und terminologisch von Brown/Levinson (1987) in *positives* und *negatives Face* (der Sache nach auch schon bei Goffman) differenziert worden ist. *Negatives Face* bezeichnet die Achtung der „territorialen" Ansprüche einer Person (ihres Körpers, ihres Raums um sich, ihres Besitzes, der

Handlungen, die sie durchführen will, also auch der sprachlichen Handlungen); *positives Face* meint die Anerkennung allgemeiner kultureller Werte einer Person und derjenigen individuellen Eigenschaften, die sie für sich erhebt. Beide Ansprüche widersprechen sich: Verschlossenheit/Unzugänglichkeit (*negatives Face*) vs. Geselligkeit/Nähe (*positives Face*). Beide gelten wohl in allen Kulturen, aber jeweils unterschiedlich kulturell definiert und relevant gesetzt (Blum-Kulka 1987). Die beiden *Face*-Begriffe spielen eine große Rolle bei sog. *face*-bedrohenden Akten (jemanden ansprechen, jemandem widersprechen, jemanden kritisieren), aber auch bei Komplimenten, bei gesellschaftlich vorgesehenen Sprecherrechten, bei der Adressierung und beim Sprecherwechsel, bei der Bestimmung, was in einer Kultur als ‚höflich' und ‚unhöflich' gilt, nach welchen Werten sich eine Person präsentieren sollte usw. In allen diesen Hinsichten verhalten sich die Kulturen erstaunlich unterschiedlich. Scollon/Scollon (1981), die nordwestamerikanische Indianer mit der weißen Mehrheit in Nordamerika verglichen haben, stellen immer wieder gegenteilige Verhaltensnormen fest: Die athabaskischen Indianer legen einen viel größeren Wert auf Unbehelligtsein als der weiße Durchschnittsamerikaner, was sich generell in der ungehinderten Ausübung einer Handlung zeigt, speziell in Gesprächen in ungestörten Redebeiträgen und langen Pausen danach, in geringer Zugänglichkeit, in der Zurückhaltung, über eigene Pläne zu sprechen oder überhaupt etwas Neues zu thematisieren, im Vermeiden von Namensanreden, Adressierungen und Fragen sowie im Abschwächen von Aufforderungen.

Große Bedeutung haben auch differenzierte Kategorien von Beteiligungsrollen, die über die Begriffe *Sprecher* und *Hörer* hinausgehen. Wie sehr die Rolle *eines* individuellen Sprechers etabliert ist; wann kollektiv gesprochen wird; ob öffentliches, nicht-adressiertes Klagen möglich ist, bis sich jemand des Sprechers erbarmt (Liberman 1985, 101 f.); welche Rollentypen es überhaupt gibt, z. B. die des offiziellen Sprechers bzw. Antwortenden, die des scheinbaren Adressaten (*intermediary*) gegenüber dem eigentlich gemeinten (*target*; vgl. 3.1.) – all dies trägt entscheidend zu einem bestimmten Gesprächsstil bei. Auch in Europa unterscheiden sich Gruppenstile dadurch, in welchem Grade Zuhörer an längeren Äußerungen eines Sprechers mitwirken oder nicht.

Unter den Begriffen *innere Beteiligung* (*involvement*) und *Modalität* wird die emotionale und beziehungsmäßige Art und Weise verstanden, in der ein Beteiligter sich im Gespräch zeigt und agiert, z. B. in den Gegensatzpaaren *high*- vs. *low-involvement* (vgl. 3.1.), vorsichtig-zurückhaltend vs. sich durchsetzend (Adamzik 1994, 371), kooperativ vs. konfliktär (vgl. 3.6.), „restrained" vs. „unrestrained" (Hymes 1974, 442), emphatisches (Selting 1994) vs. normales Sprechen. Wichtig sind weiterhin die Kategorien der Direktheit vs. Indirektheit, mit der sich alle Kulturen graduell einstufen lassen, wenn es vergleichbare sprachliche Ausdrucksformen gibt (Blum-Kulka 1987).

2.3. Das Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies

Die Autoren dieser Studien machten in den 60er und 70er Jahren teilnehmende Beobachtungen und Interviews in britischen Jugendkulturen der Arbeiterschicht. Willis (1981) untersuchte z. B. Hippies und eine Motorradgang, die Autoren von Clarke u. a. (1979) Mods, Skinheads und andere Jungen- und Mädchengruppen, Hebdidge (1979) Hipsters, Beats, Teddy Boys, Mods, Skinheads, Punks und andere Gruppen. Gemeinsam ist diesen Arbeiten, dass sie die unterschiedlichen Stile der Jugendlichen aus den ökonomischen,

sozialen und kulturellen Lebenslagen ihrer Mitglieder erklären. Ihr Verhalten ist eine Reaktion auf die Mehrheitsgesellschaft (erfahren in der Schule und am Arbeitsplatz) und gebunden an die Identitätsausbildung gegenüber anderen Jugendgruppen und zugezogenen Ethnien (erfahren in der Nachbarschaft). *Stil* wird in der Birmingham-Schule als eine sinnliche Konturierung aller Lebensäußerungen aufgefasst, die sich um einen Kern gemeinsamer Wertschätzungen und Interessen gruppieren. Bei den Teds z. B. ist es die edle, dennoch abgewandelte Kleidung; bei den Motorrad-Jungs das wilde Motorradfahren; bei den Hippies sind es weiche Drogen; bei anderen Gruppen bestimmte Musikarten. Clarke (1979, 139; 141) betont wie Irvine (1974) die Tatsache, dass die Stilisierungen der Jugendlichen eine Analogie mit ihrer Selbstdefinition haben und dass sich manche Gruppen bewusst gegen andere abgrenzen (z. B. die Mods gegen die Rockers und umgekehrt: Clarke 1979, 142 f.; Mods gegen Rockers: Willis 1981, 40). Wichtig wurde für die spätere Erforschung von Jugendkulturen die Beobachtung, wie Artefakte der dominierenden Kultur angeeignet und umdefiniert werden. Dafür wurde der von Lévi-Strauss stammende Begriff des *Bricolage* übernommen (Clarke 1979, 137; Hebdidge 1979, 102 ff.). Ein weiterer einflussreicher Aspekt dieser Forschungen ist die ganzheitliche Sicht. Die britischen Soziologen fanden semantische Entsprechungen bei vielen Aspekten von Lebensäußerungen und Ansichten: bei der Kleidung, beim Zurechtmachen von Haar und Körper, bei Accessoires und der Art des Sich-Bewegens, beim Musikgeschmack und gemeinsamen Interessen und schließlich auch bei der Art der verbalen Interaktion. Willis' Motorradgruppe hatte eine Vorliebe für Spitznamen, aggressive Witze, Hänseleien untereinander und Aggressionen gegen Ausländer, für Flüche und Übertreibungen; die Hippies dagegen für Erzählungen von Drogenerfahrungen und für überraschende Wendungen des Gesprächs (vgl. auch den Begriff *Homologie* von Lévi-Strauss, auf den Maas in seinem Nachwort in Willis 1981, 263 f. eingeht). Eine holistische Auffassung von *Stil* ist inzwischen Konsens. Im Bereich der verbalen Interaktion umfasst er auch Prosodie und Nonverbales (Selting 1997).

2.4. Methoden

Zunächst sind rein quantitative von rein qualitativen Untersuchungen zu unterscheiden. Erstere haben den Vorteil zuverlässiger, über operationale Kategorien vermittelter Vergleiche; letztere eine größere Nähe an der Wirklichkeit, auch wenn nur Tendenzaussagen möglich sind. Das Zusammenbringen von ethnografischen Methoden (Tonbandaufnahmen von Gesprächen in natürlichen Situationen, teilnehmende Beobachtung, Interviews) mit den inzwischen ausgereiften Kategorien und Methoden der Gesprächsanalyse aufgrund von Feintranskriptionen verspricht eine dichte und reichhaltige Rekonstruktion sozialer Strukturen und Prozesse auf der Mikroebene. Moerman (1988) war einer der Ersten, der das getan hat. Er konnte z. B. zeigen, wie grundlegende Mechanismen des Gesprächs (*adjacency pairs*, Präferenzen für Personenreferenzen, *repairs* und ihre Einbettung in *adjacency pairs* u. a.) in einem thailändischen Dorf ebenso wirksam sind wie in der nordamerikanischen Gesellschaft (ebd., 20 ff.), dass man aber in Thailand in einer Gerichtsverhandlung aus Achtung vor dem Richter als dem Stellvertreter des Königs von allen kämpferischen Formen der Verhandlung absieht und dem Richter Zeit lässt, die Antworten der Zeugen aufzuschreiben (ebd., 49 ff.).

3. Zur Variation von Gesprächsstilen

Ziel dieses Abschnittes ist es zu zeigen, wie unterschiedlich Gesprächsstile sein können. Die Einteilung in die folgenden Kategorien ist allerdings problematisch, weil sie sich in konkreten Gesprächen überlagern können (z. B. Beruf + Position; Jugendlichkeit + soziale Welt + Geschlecht). Außerdem können die gesellschaftlichen Basiseinheiten von Stilen unterschiedlich groß sein: von Individuen, Familien, Interaktionsgruppen, gesellschaftlichen Gliederungen bis hin zu ganzen Gesellschaften und Ethnien. Problematisch ist es, bei einem bestimmten Gespräch erkennen zu können, welcher Zug des sprachlichen Verhaltens sich aus den Anforderungen der sozialen Situation ergibt, welcher an die Person gebunden ist (ihr normales idiolektales, soziales, ethnisches etc. Verhalten) und welcher einer Stilisierungsabsicht entspricht (z. B. die Imitation eines Stils).

3.1. Ethnien

Je kleiner eine Ethnie ist, je abgeschlossener und unabhängiger von einer Mehrheitsgesellschaft sie lebt, umso einheitlicher wird ihr kommunikativer Stil ausfallen und umso eher wird es möglich sein, in diesem Stil soziale und normative Orientierungen zu erkennen. Es gibt zwar viele ethnografische Beschreibungen von Völkern, aber nur wenige, die dabei auch intensiv den „kommunikativen Haushalt“ aller wichtigen Kommunikationstypen einbezogen haben (z. B. Sherzer 1983).

Liberman (1985) beschreibt den Prozess der Entscheidungsfindung bei Gruppen australischer Aborigines: Einzelne Personen murmeln die anliegenden Probleme der Gruppe bruchstückweise vor sich hin, andere greifen sie auf, und in einem allmählichen Prozess gegenseitiger Verstärkung und Wiederholung kommt ein gemeinsamer Entschluss zustande. Zunehmende Häufigkeit von Konsenspartikeln markiert den Weg des sich herausbildenden, vielfach abgewandelten und schließlich präzisierten gemeinsamen Willens. Wenn Konsenspartikel fehlen, wird dies als ein Nicht-Aufgreifen eines Gedankens verstanden (ebd., 34). Je häufiger Beteiligte gehörte Meinungen wiederholen, sie chiastisch umstellen, in einem Satz oder Wort verdichten, bis schließlich alle dasselbe sagen, desto mehr entsteht in der Gruppe das Gefühl, dass man zu einer gemeinsamen Entscheidung gekommen ist. Formell wird sie in dem Satz festgestellt: „Wir sprechen mit einer Stimme“ (ebd., 53). Die gefundene Lösung wird dann von der ganzen Gruppe in Runden produziert und wiederholt. Im Unterschied zu westlichen Kulturen sprechen diese Aborigenes Äußerungen einfach vor sich hin oder adressieren sie an die ganze Gruppe; eine direkte Adressierung an eine bestimmte Person würde Verwirrung auslösen. Dieser Kommunikationsstil lässt sich dadurch erklären, dass sich die Aborigines zuerst als Teile einer Gemeinschaft, nicht zuerst als Individuen verstehen. Wenn eine Person etwas Bestimmtes will, dann beteuert sie: „Das ist nur meine Meinung, entscheidet ihr“. Das Wertvolle an solchen Studien ist die Einsicht, dass grundlegende Begriffe wie *Sprecherrolle* oder *Sprecherwechsel*, wie sie in westlichen Gesprächsanalysen verwendet werden, nicht so allgemein gelten, wie man meinen könnte.

Relativ häufig wurde das Kommunikationsverhalten jüdischer Gemeinschaften in modernen Gesellschaften untersucht. Für eine jüdische Nachbarschaft der unteren Mittelschicht in Philadelphia, die noch eng mit dem osteuropäischen Judentum verbunden

war, hat Schiffrin (1984) den geselligen Wert des Streitens herausgearbeitet. Mit jemandem nicht übereinzustimmen wird entgegen einer in Europa und Nordamerika weit verbreiteten Präferenzregel ‚Konsens vor Dissens' als erfrischend und positiv empfunden. Widersprechen ist eine willkommene Form der Geselligkeit, kein Angriff auf das positive *Face* des Andern. Eigene Meinungen werden zwar lexikalisch und prosodisch (Akzente) stark als Widerspruch markiert; es fehlen ihnen aber prosodische Anzeichen von Verärgerung. Dadurch bekommen die Gespräche den Charakter spielerischer Wettkämpfe. Auch plötzliche Themenwechsel deuten darauf hin, dass es um nichts wirklich Ernstes geht.

Geradezu begriffsprägend wurde der Begriff *high-involvement-style*, mit dem Tannen (1984, 30 ff.; 54 ff.), zwar auf dünner Materialbasis (drei jüdische Teilnehmer bei einer Abendessenunterhaltung), aber mehrere Eigenschaften von Dialogen erfassend das typische Gesprächsverhalten New Yorker akademischer Juden beschrieben hat. Das *High-involvement*-Sprechen (eine deutsche Übersetzung fällt schwer) ist durch ein erhöhtes Maß an Intensität und persönlicher Präsenz gekennzeichnet. Dies wirkt sich in einem häufigen Sprecherwechsel aus, der auch kompetitiv durchgeführt werden darf. Wenn man nicht zum Zuge kommt, wiederholt man seinen Versuch, auch mehrere Male hintereinander (das gilt auch für Fragen: „machine-gun questions", ebd., 64). Man braucht für Andere nicht durch Schweigen einen Raum zu schaffen, damit sie zum Zuge kommen. Überlappendes Sprechen ist nicht verpönt: Man darf mit seiner Rede einsetzen, sobald man erkannt hat, worauf der aktuelle Sprecher hinaus will. Die Beiträge sind kurz und enthalten keine Pausen. Die Rede ist emotional getönt durch expressive Laute und Interjektionen (das jiddische *oi* mit ironisch übertriebenem Seufzen), durch starke Variationen der Tonhöhen und schnelles Sprechen. Als Zeichen von Einverständnis werden Äußerungen von Anderen im gleichen Rhythmus wiederholt. Die Beteiligten gewähren Zugang zu relativ persönlichen Themen und erwarten dies auch von den Anderen. Die Themen wechseln schnell.

Blum-Kulka (1997) hat die Tischgespräche dreier jüdischer Gruppen von Familien, deren Eltern Akademiker sind, verglichen: Familien in den USA, solche, die von den USA nach Israel eingewandert sind, und solche, die schon länger in Israel leben. Interessant an ihren Ergebnissen ist, dass die Familien aus Israel, die dem osteuropäischen Judentum noch am nächsten standen, Züge des *high-involvement-style* produzierten, die Familien in den USA dagegen nicht. Die aus den USA eingewanderten Familien lagen häufig zwischen den ausgezählten Werten beider Gruppen. Die *High-involvement*-Phänomene der Israel-Familien betreffen z. B.: schnelles Sprechtempo, viel Redeüberlappung, mehr Emotion (ausgedrückt in Kosenamen), direktere Formen der Aufforderung, schnellere und offenere Ablehnungen der Bitte eines Kindes (der dann aber nach einer Verhandlung auch oft stattgegeben wird), mehr „polyphone" (d. h. von mehreren Sprechern durchgeführte) Erzählungen, weniger deutliche Abgrenzung von Aktivitätstypen, Präferenz für Widerspruch, weniger Metakommunikation über Gesprächsorganisation und Verletzungen der Grice-Maximen. Die Familien aus den USA verhielten sich gerade entgegengesetzt, hatten aber auch eigene Präferenzen (z. B. das Einfordern der Wirklichkeitstreue bei Erzählungen). Blum-Kulka (1997, 272 ff.) erklärt ihre Verhaltensweisen durch Anpassungen an die Verhaltensnormen der amerikanischen Umgebung und durch den größeren zeitlichen Abstand von der osteuropäischen Herkunft.

Eine andere, häufig untersuchte ethnische Kultur sind die Schwarzen in Nordamerika. Natürlich sind auch deren Sprech- und Gesprächsstile so sehr sozial und nach Geschlechtern differenziert, dass kein einheitlicher Kommunikationsstil auszumachen ist. Die For-

schung hat sich zunächst auf für die weiße Mehrheitskultur auffallende Kommunikationstypen des „signifying", „playing the dozens", „rapping" und ähnlicher dialogischer aggressiver Spiele konzentriert. Sie werden nach festen Regeln von jungen Schwarzen in der Öffentlichkeit der Straße und vor einem beurteilenden Publikum ausgetragen (vgl. die Aufsätze von Abrahams und Labov in Kochman 1972). Interessanter für dialogische Stile sind gegenseitige Herausforderungen junger Männer, die auf keinem rituellen Muster mit ästhetischen Formen (Reim, Rhythmus) beruhen. Sie haben auch nicht spielerischen, sondern ziemlich ernsten Charakter. Die groben und übertreibenden Beleidigungen und Drohungen werden zunächst indirekt adressiert, dann aber immer direkter hervorgebracht und finden jeweils ein bewertendes Echo der Umstehenden. Die Hauptbeteiligten müssen erkennen, wer überhaupt gemeint ist, wann ein offener nichtverbaler Streit ausbrechen kann und wie man Angriffen am geschicktesten begegnet. Dabei kann die eigene Rede nach bestimmten Sprechstilen gestaltet werden (z. B. mit Imitationen des Stils schwarzer Prediger, vgl. Kochman 1972, 210 ff.). Schwarze Mädchen haben den ganz anderen Kommunikationstyp des „he-said-she-said": Ein Mädchen wird mit Klatsch konfrontiert, den man hinter seinem Rücken verbreitet. Die Klatschüberbringerin und das Publikum sind gespannt, wie das Klatschopfer reagiert, wie es in der Phantasie oder in der Realität (was über den Tag hinaus dauern kann) die Gerüchteverbreiterin zur Rede stellt oder auch tätlich angreift (Morgan 2002, 89 ff. mit weiterer Literatur). Schwarze Frauen praktizieren das Signifying im privaten Gespräch (s. 2.1.). Mit anspielungsreichen Behauptungen und Gegenbehauptungen wird nur gefrotzelt oder auch kritisiert (bei den Beispielen von Mitchell-Kernan 1972, 167 und bei Morgan 2002, 98 ff. geht es unausgesprochen um die Frage, ob jemand seine schwarze Herkunft verleugnet). Wie beim „playing the dozens" gibt es verbale Kontextualisierungen, die anzeigen, dass Signifying intendiert ist (dort der Beginn mit *your mother ...*; hier das Pronomen *that* mit Bezug auf eine Person). Der Gesprächsstil des Signifying ist gekennzeichnet durch indirektes Sprechen, durch überbordende Phantasie und durch das Auseinanderfallen von angesprochenem und gemeintem Adressaten.

In mehreren Studien zum Kommunikationsverhalten von (traditionellen) Japanern ist deren primäre Orientierung am Status und einer möglichst konfliktfreien Interaktion untersucht worden (Marui u. a. 1990). Lieber thematisieren Japaner bei einer ersten Begegnung mehrfach wiederholend etwas Offensichtliches, gemeinsam Bekanntes, als dass sie inhaltlich gewichtigere Äußerungen wagen. Das kann Angehörigen westlicher Kulturen auf die Nerven gehen. Umgekehrt sind es Japaner nicht gewohnt, dass Deutsche, wenn sie zum ersten Mal nach Japan kommen, viele Fragen stellen. Manche Realisierungsformen von Argumentieren, Fragen und anderen Sprechakten, die in Deutschland unauffällig sind, würden in Japan schwere Konflikte oder Verwirrung heraufbeschwören. In Japan gibt es dagegen Formen emphatischer „Explosionen der Spontaneität", mit denen ein Teilnehmer Angebote, eine engere Beziehung einzugehen, aufnimmt. Manche Japaner gehen in Europa wie bei sich zu Hause in Japan grußlos in ein Geschäft, schauen sich die Waren an und holen sie aus dem Regal. In einem Vergleich von Beginn- und Beendigungsphasen privater Telefongespräche in Deutschland und Japan konnten ganz unterschiedliche Mittel der Beziehungsgestaltung und der Ablaufstruktur festgestellt werden (Marui/Schwitalla 2003). Japaner legen den größten Wert rhetorischer Elaboration von Beziehungsakten im Kontakt mit Personen, zu denen sie in einer mittleren Distanz stehen (Geschäftspartner), nicht im Kontakt zu Freunden wie in Deutschland. Formeln des guten Einvernehmens können dann sehr lange hin- und hergehen. Japaner kennen

auch nicht die in Europa und Amerika gültige Regel, ein Gesprächsende anzukündigen und sich bestätigen zu lassen (*pre-closing*); sie legen nach der Klärung der Sachfrage einfach den Hörer auf, was Europäer verärgert. Auch die Regel ‚der Angerufene spricht zuerst' ist in Japan nicht so allgemein gültig wie in Deutschland.

3.2. Soziale Welten: Erwachsene

In hochgradig differenzierten Gesellschaften ist es sinnvoll, mit dem Begriff *soziale Welt* (statt *Schicht*) zu arbeiten. *Soziale Welten* definieren Gruppen mit gemeinsamen Interessen, Zielen und Ideologien. Interaktionsgruppen haben meist auch einen ähnlichen sozialen Hintergrund mit gemeinsamen Nöten und Strategien der Problemlösungen.

Als Untersuchungsbeispiel kann hier auf das Mannheimer Projekt „Kommunikation in der Stadt" verwiesen werden, in dem drei Frauengruppen holistisch und zwei Jugendlichengruppen nach einzelnen Aspekten untersucht wurden (Keim 1995; Schwitalla 1995). Aufgrund ethnografischer Beschreibungen von Stadtteilen (Kallmeyer 1995b) wurden exemplarische Freizeitgruppen ausgewählt. Es waren dies die drei genannten Frauengruppen: (1) Frauen in einem Arbeiter- und Ausländerviertel, die von Armut bedroht waren; (2) eine Frauengruppe, deren gemeinsames Ziel politische Parteiarbeit und die Emanzipation von Männern war; (3) eine Gruppe aus dem Bildungsbürgertum, die sich für kulturelle Phänomene wie Romane und Kunst interessierte. Die Gruppengespräche wurden nach einer Kategorienliste beschrieben, welche folgende Aspekte umfasste: Lieblingsthemen und Themenauswahl; Sprechen über sich und über Andere (Klatsch); die Art der Modalisierung dieser Darstellungen (z. B. empört, ironisch, lustig); Gesprächsorganisation (Sprecherwechsel, Sprecherrolle, kollektives Sprechen, Zuhörerverhalten); Konsens- und Dissensausdruck; demonstrative Herstellung von Gemeinsamkeit und die Art der Konfliktaustragung bzw. −vermeidung; die Rolle der Argumentation bei Meinungsverschiedenheiten; Beziehungsakte (Anreden, Bitten und darauf Reagieren, Kritisieren, Frotzeln, Loben, Trösten, Mitleid und Mitfreude Ausdrücken etc.); bevorzugte Kommunikationstypen (z. B. Konfrontationserzählung, argumentativer Meinungsaustausch, gemeinsame Phantasiespiele, Witze); schließlich die für den Ausdruck sozialer Identität aus der Forschung übernommenen Kategorien des formelhaften Sprechens, der Variaetät und des Code-Switchings zwischen Standarddeutsch und Dialekt und der sozialen Kategorisierung anderer Bewohner im Umfeld. Innerhalb der einzelnen Gruppen haben sich über mehrere Kategorien hinweg konsistente Stile herausgestellt, die man dann zwischen den Gruppen vergleichen konnte. Im Folgenden sollen einige Unterschiede der Gruppen (2) und (3) angedeutet werden (Schwitalla 1995, 281 ff.; 535 f.):

- in (2) wird um das Rederecht gekämpft, in (3) wird es bereitwillig zugestanden;
- in (2) sind problematische Themen der eigenen Existenz eher offen, in (3) eher unzugänglich;
- Aufforderungen werden in (2) mit den üblichen Höflichkeitsformen verbalisiert, aber auch direkt; in (3) indirekter und nur in ironischer Weise direkt;
- Kritik wird in (2) scharf ausgesprochen, wenn sie die gemeinsame ideologische Identität betrifft, in (3) fast gar nicht geäußert und wenn sie „herausgerutscht" ist, gleich zurückgenommen und wieder gutgemacht;
- Lob ist in (2) selten und hauptsächlich auf Fortschritte bei der Emanzipation beschränkt, in (3) häufig, emphatisch und rhetorisch variiert;

- Mitgefühl (z. B. beim Erzählen von Krankheiten) spielt in (2) keine, in (3) eine sehr große Rolle;
- die Kooperation der Zuhörerinnen durch Hörersignale, Kommentare und Mitformulierungen (z. B. bei Erzählungen) ist in (2) gering (außer bei gemeinsamen Entwicklungen von Grotesken), in (3) stark ausgeprägt;
- negative Gefühle wie Verärgerung werden in (2) weniger stark kontrolliert, gemeinsame Empörung demonstrativ vorgebracht, in (3) dagegen stärker kontrolliert;
- dafür werden positive Gefühle wie Freude (z. B. über ein Geschenk) in (3) begeistert ausgedrückt, in (2) nicht, es sei denn, die Frauen freuen sich über einen Witz;
- sprachliche Ästhetik (Wortspiele, ironische Darstellung, paradoxe Formulierung) spielt in (2) keine Rolle, in (3) wird sie genossen; derbe Lexik kommt in (2) in Maßen vor, in (3) überhaupt nicht.

Bei all diesen Unterschieden liefern die Kategorien des positiven und negativen *Face*, des Geschmacks, der Art der Gefühlsdarstellung und der Reaktionen der Gruppe darauf mögliche Erklärungen: In (2) wird dem negativen *Face* keine große Wichtigkeit zugemessen, in (3) sehr wohl. Das zeigt sich beim Sprecherwechsel, bei Themen der privaten Existenz, bei Aufforderungen und Kritik. Das positive *Face* hat in (2) geringe Relevanz (außer beim Gruppenziel, sich gegen Männer zu behaupten), in (3) jedoch eine sehr große. Dies zeigt sich beim Komplimentemachen und beim expressiv ausgedrückten Mitfühlen, wenn eine Frau Kummer hat (zu Unterschieden zwischen den Gruppen (1) und (3) vgl. Keim/Schwitalla (1989); zu allen drei Gruppen: Kallmeyer 1995a; zu Unterschieden in puncto Aufforderungen und Kritik zwischen Gruppe (1) und den „Powergirls“ (vgl. 3.3.; Keim 2000).

3.3. Soziale Welten: Jugendliche

In mehreren Veröffentlichungen hat Keim das interne und externe Kommunikationsverhalten junger Türkinnen, der „Powergirls“ in Mannheim, beschrieben (Keim 2000; 2002; 2003; 2007; Kallmeyer/Keim 2003). Über Charakteristika des Sprechstils (z. B. „stampfendes“, rhythmisches Sprechen zur Nachdrücklichkeit) hinaus betrifft ihr ziemlich direkter Ton auch Dialogisches, z. B. die resolute Art, eigene Ansprüche durchzusetzen oder Gruppenmitglieder anzugreifen (Keim 2000, 198 ff.; 206 ff.). Ein beliebter Kommunikationstyp sind gemeinsame Phantasiespiele, in denen die (in der Akkulturation) zurückgebliebenen Eltern oder die spießigen, fremdenfeindlichen Deutschen imitiert werden (Kallmeyer/Keim 2003, 45 ff.). In ähnlicher Weise zitieren junge Italiener der zweiten Generation Versatzstücke aus ihrem italienischen Herkunftsgebiet und rechnen damit, dass ihre Freunde dabei mitmachen (Bierbach/Birken-Silverman 2002).

Männliche Jugendliche unterscheiden sich sehr nach ihren sozialen Bezugspunkten. Eine Gruppe von Gymnasiasten in Mannheim (Schwitalla 1986; 1994) sah sich real bedroht von einer Gegengruppe von jungen Arbeitern („Asos“). Sie stilisierte das eigene Kommunikationsverhalten zu einem großen Teil in Abgrenzung zu ihrer feindlichen Gegenwelt (während diese die Gymnasiasten kaum wahrnahmen). Dazu gehörte es, dass sie sich den direkten und z. T. aggressiven Stil der „Asos“ immer wieder bewusst machten, ihn fiktiv nachgestalteten und mit der eigenen Kommunikationsweise kontrastierten. Dazu entwickelten sie eine Reihe von dialogischen Verfahren, die ihrer kritischen Le-

benseinstellung angemessen waren: Zwischenfragen mit akzentuiertem Fragepronomen (*wér is der prolet?*); die Thematisierung von Eigenschaften der „Asos" durch einen konventionalisierten Heullaut; gegenseitiges Sich-Aufziehen aufgrund von Normen dieser Gegenwelt; dialogisches Kommentieren von Passanten mit fiktiven Äußerungen, die deren Lebensorientierung und deren Sprechstil zum Ausdruck brachten.

Mehr oder weniger spielerische Runden von verbalen Aggressionen, bei denen es darauf ankommt, möglichst schlagfertig zu reagieren und dabei „cool" zu bleiben, wurden in mehreren männlichen Jugendcliquen beschrieben. Sie ähneln den *ritual insults* der jungen Schwarzen in den USA. In einer von Deppermann/Schmidt (2001) beschriebenen Gruppe werden initiative Sprechakte (Aufforderungen, Drohungen, Spott) grob formuliert, oder es werden ehrenrührige Geschichten über ein Mitglied erfunden („Dissen"). Auch Hartung (2000) beschreibt einen solchen groben Kommunikationsstil unter männlichen Jugendlichen, bei denen die Demonstration von Härte, Beleidigung, Verachtung und Spott halb scherzhaft dazu dient, den eigenen Status in der Gruppe festzulegen. Bitten werden ignoriert oder höhnisch unterlaufen; um das Rederecht muss gekämpft werden (*halt's Maul*); Meinungen werden abqualifiziert (*so'n Quatsch, Blödsinn*). Insgesamt protzen diese Jugendlichen geradezu mit ihrer Grobheit.

In vielen sozialen Milieus bauen Jungen und Mädchen nach Art des Bricolage-Prinzips Kommunikationsgewohnheiten fremder Welten in die eigenen Dialoge ein, verändern spielerisch rituelle Kommunikationstypen (Fernsehquizsendung, Fürbittgebet, Werbung: Schlobinski 1989; Schlobinski/Schmid 1996) oder kommentieren Themen, über die sie gerade sprechen, mit fremden Stimmen (spießige Erwachsene, „Asos", naive Kinder, Versatzstücke aus den Medien: Nothdurft/Schwitalla 1995; salbungsvoller Trost wie ein Pfarrer: Hartung 2000, 224 f.; Selbstdarstellung mit der Stimme zweier berühmter DJs: Birken-Silverman 2003, 288 f.; Imitation von „Kanaksprak" und deren Protagonisten im Fernsehen: Keim 2003).

3.4. Nationale Kulturen?

Das Fragezeichen in dieser Überschrift soll die Reserve der einfachen Klassifizierungsmöglichkeit ausdrücken. Jedem fällt auf, dass man in anderen Ländern andere Gesprächsgewohnheiten kennt als zu Hause. Dazu gibt es eine Reihe von ländervergleichenden Studien des Sprechens in bestimmten Kommunikationstypen, in denen allgemeinere Kommunikationsnormen durchschlagen.

In Fersehdiskussionen mit Politikern aus Deutschland und Finnland verhalten sich deutsche Politiker ziemlich konfliktorientiert durch den Kampf ums Rederecht und durch Unterbrechen, durch störende Einwürfe, abwertende Kommentare, offene Kritik am Gegner, Beharren auf einer Frage etc. Finnische Politiker dagegen lassen sich auf Provokationen nicht ein, stimmen sogar zuerst einmal zu und widersprechen nur indirekt. Gelten solche entgegengesetzten Gesprächsstile zunächst nur im Gesprächstyp Fernsehdiskussion, so spiegeln diese doch wohl auch allgemeinere Normen des richtigen Verhaltens einer Gesellschaft wider (Tiittula 1997). Ähnliche Unterschiede zwischen Deutschen und Angehörigen anderer Länder wurden mehrmals beschrieben: Deutsche suchen in informellen Diskussionen eine direkte Konfrontation, Chinesen vermeiden sie (Günthner 1994); Deutsche diskutieren und verhandeln in vergleichbaren Situationen

unnachgiebiger und „ernster“ als Amerikaner, diese „witziger“ und mit mehr Hinweisen, dass sie die Position des anderen verstehen können (Kotthoff 1989).

Wenn eine Bevölkerung unter einer offiziellen Staatsdoktrin lebt, kann diese nicht nur den öffentlichen Verlautbarungsston, sondern auch den Umgangston in institutionellen und halböffentlichen Situationen prägen. In der DDR wurde Kindern vom Kindergarten an beigebracht, sich als Teil eines Kollektivs zu verstehen und nicht in erster Linie ihre eigenen Interessen zu verfolgen. Bei Vergleichen von Bewerbungsgesprächen mit Ost- und Westdeutschen bis 1995 ergaben sich große Unterschiede bei der Selbstdarstellung und auf der lexikalischen/syntaktischen Stilebene: Die ostdeutschen Bewerber antworteten auf Fragen viel vager und indirekter als die westdeutschen, weniger auf ihre eigene Person bezogen als auf die Gruppe, in der sie arbeiteten. Dabei sprachen sie oft in einer Art offizieller Diktion. Sie vermieden Konflikte mit den Einstellenden, während Konfliktbereitschaft für die Westdeutschen eine Art Geselligkeitswert hatte und die konfliktären Phasen auch abkürzte. Die Ostdeutschen konnten die Ziele der Fragen weniger gut abschätzen als ihre westdeutschen Konkurrenten. Sie hatten Schwierigkeiten, sich selbst in ein positives Licht zu rücken, und kannten überhaupt weniger die Gepflogenheiten eines Bewerbungsgesprächs, was ihnen Belehrungen von Seiten der Interviewer eintrug (Auer 1998; Birkner 2001).

3.5. Beruf und soziale Position

Berufsbedingte Handlungsziele erfordern manchmal ein strategisches Verhalten im Gespräch (einen freundlichen Ton bei Verkäufern, einfühlsames Verhalten bei Ärzten, distanziertes bei Polizisten). Große Überraschungen erleben Klienten in einem psychoanalytischen Erstinterview. Für sie ist es ungewohnt, dass die Themen völlig frei sind, dass lange Pausen entstehen, dass der Analytiker nicht Stellung nimmt zu dem, was der Analysand sagt, dass sie also nie wissen, wie er sie aufnimmt, dass nicht alle Fragen beantwortet werden, dass Analytiker plötzlich in die Metaebene wechseln usw. (ein Vergleich von Gesprächsregeln des Alltags und der Psychoanalyse bei Koerfer/Neumann 1982).

Das Aufeinanderprallen berufs- bzw. rollenbedingter Verhaltensweisen haben Kallmeyer/Schmitt (1996, 97 ff.) an einer Fersehdiskussion über das Rauchen beschrieben. Der Vertreter einer Bürgerbewegung gegen das Rauchen legt in seiner Rolle als „Ankläger“ ein dominantes „Pressing“-Verhalten an den Tag: Er spricht viel, unterbricht Andere, bedrängt sie, macht irritierende und korrigierende Kommentare; er insistiert auf seinen Fragen und ist sozusagen ständig präsent. Im Gegensatz dazu demonstriert ein Professor seine „vornehme Zurückhaltung“ und sein ruhiges, sachliches Urteil: Er beharrt nicht auf seiner Sprecherrolle, wenn sie ihm streitig gemacht wird; er verzichtet auf überlappende, störende Kommentare, zieht es vielmehr vor, seine durchaus kritischen Äußerungen im längeren Zusammenhang entwickeln zu können; er holt seine Argumentation aus wissenschaftlich abgestützten Untersuchungen und präsentiert sich so als kompetenter Wissenschaftler.

In vielen institutionellen Gesprächen haben die Vertreter der Institutionen mehr dialogische Gestaltungs- und Sanktionsrechte als die von außen Hinzukommenden. In Bewerbungsgesprächen z. B. liegt bei den Interviewern die Steuerung der Makrostruktur (Beginn und Ende des Gesprächs und der Themen) und der Paarsequenzen (Insistieren auf Fragen und Schwachpunkten des Bewerbers). Die Interviewer weisen den Bewerber auf

Inkonsistenzen seiner Aussagen hin; sie geben Deutungen und Ratschläge oder erteilen eine Lektion; sie bewerten die Biografie oder Äußerungen des Bewerbers, was bis zu starken *Face*-Angriffen gehen kann; sie brauchen sich nicht eines gehobenen lexikalischen und syntaktischen Stils zu befleißigen wie die Bewerber. Diese versuchen hingegen, keinen Dissens aufkommen zu lassen oder ihn abgeschwächt zu formulieren; sie weichen unangenehmen Fragen aus und fokussieren thematische Nebenaspekte; sie kritisieren den Interviewer selten und äußern auch selten deutlichen Widerspruch. Dies alles gibt dem Interviewer durch das ganze Gespräch hindurch ein kommunikatives Übergewicht (Birkner 2001).

Nicht immer ist ein Beruf von der sozialen Position zu unterscheiden. Hohe soziale Positionen gewähren Vorrechte und erfordern soziale Grenzziehungen nach „unten". So verweigert sich ein für die Bauern eines thailändischen Dorfes hoch gestellter Distriktbeamter ihren Einladungen, bei ihren scherzhaften und soziale Unterschiede nivellierenden Gesprächsversuchen mitzumachen. Er übergeht ihre Initiativen, vollzieht erwartbare Anschlusshandlungen gerade nicht und pocht stattdessen auf seiner Macht, indem er Anweisungen und Erklärungen gibt, die bis an die Grenze der sozialen Deklassierung gehen (Moerman 1988, 72 ff.). In westlichen Kulturen kommt es oft vor, dass Institutionenvertreter ihr Programm durchziehen, welches von Untergebenen durch spielerische Nebenaktivitäten unterlaufen wird (Lehrer − Schüler). Dittmar (1989, 436 ff.) beschreibt, wie ein Fußballtrainer versucht, eine gemeinsame Unternehmung durch Rundum-Fragen zu organisieren; gleichzeitig entwickeln die Fußballspieler untereinander ein Phantasiespiel und übertrumpfen sich gegenseitig mit Frotzelbemerkungen. Der Trainer macht bei diesen Interaktionen nicht mit, lässt sie aber zu. Auch derselbe Interaktionstyp kann unter Leitung einer Autoritätsperson ganz anders ablaufen, als wenn eine solche nicht anwesend ist. Spiegel (2003) beschreibt dies am Argumentieren in der Schule. Unter der Anleitung des Lehrers argumentieren die Schüler nacheinander, in langen Beiträgen, argumentativ geordnet nach These − Gegenthese und anderen Aufsatzregeln in einem schriftsprachlichen Stil. Ist der Lehrer weg, argumentieren die Schüler wie in ihrem privaten Umfeld mit kürzeren Beiträgen, mit Überlappungen und schlagwortartig formulierten Behauptungen.

3.6. Geschlecht

In ihrem grundlegenden Aufsatz bezeichnen Maltz/Borker (1982, 213) geschlechtsspezifische Verhaltensweisen beim Sprechen als „male and female conversational styles". Sie führen dies auf eine Inkulturation in gleichgeschlechtlichen Gruppen in der Kindheit zurück. In der Forschung gibt es viele Gegenüberstellungen, nach denen Männer sich durchsetzen wollen, andere herausfordern, am liebsten über Autos, Sport und eigene Erfolge reden, wenig bereit sind zuzuhören, sich also insgesamt wie Machos verhalten, während Frauen den Adressaten einschließen (häufiger *you* und *we*), aktiv zuhören, auf die Themen der anderen eingehen, lieber über Beziehungen sprechen, im Ganzen also eine kooperative Haltung zeigen (solche Listen bei Maltz/Borker 1982, 209 ff.; Forschungsüberblicke bei Schoenthal 1998, 160 ff.; Macauley 2002, 289 ff.; vgl. auch Kotthoff 1989, 198 f.).

Wie bei der Variation Jugendsprache ist es aber schwierig, generelle Aussagen über das Gesprächsverhalten von Männern und Frauen zu machen, welche nur auf den Ge-

schlechtsunterschied zurückzuführen sind. Situative und idiolektale Gegebenheiten, schichtspezifische und kulturelle Gewohnheiten spielen eine große Rolle. Nach einer vergleichenden Analyse von Blum-Kulka (1997, 71 ff.) verhalten sich z. B. männliche Juden in den USA in Familiengesprächen viel kontrollierender und machtausübender als ihre israelischen Geschlechtsgenossen. Blum-Kulka untersucht ein Beispiel, in dem der Vater zwar auf dazwischenkommende Themen eingeht, sie aber auch jeweils beendet und schließlich sein eigenes Thema fortsetzt. Die in 3.2. erwähnten drei Frauengruppen aus ganz unterschiedlichen sozialen Milieus in Mannheim weisen in allen Aspekten der Dialogkonstitution erhebliche Unterschiede auf. Selbst die am stärksten stereotypisierte Vorstellung, dass Männer mehr unterbrechen als Frauen, lässt sich statistisch nicht halten (Schoenthal 1997, 161; Macauley 2002, 290). Rein quantitative Messungen von überlappendem Sprechen sind ohnehin nicht sehr aussagekräftig, weil es in *High-involvement*-Kulturen bevorzugt wird oder weil damit andere als die Sprecherrolle erobernde Funktionen verbunden sein können (Zustimmung eines Adressaten, gemeinsames Sprechen).

Dennoch wird in vielen Erhebungen innerhalb der westlichen Länder auch immer wieder über erstaunlich konsistente Unterschiede zwischen Männern und Frauen berichtet, z. B. über die unterschiedliche Art, Geschichten zu erzählen bei Johnstone (1990) und bei Wodak (1981), welche ihren Aufsatz mit „women relate, men report“ überschreibt, oder über die Orientierung von Männern an einem konfrontativen, sich selbst zur Geltung bringenden Verhalten, die der Frauen in gleichen Situationen an einer konsensuellen Art von Gesprächen (Schmidt 1988; Kotthoff 1989, 195).

3.7. (Fehlender) Partnerbezug

Je nachdem, wie sehr sich eine Person auf Anliegen, Meinungen, Thematisierungswünsche und Kommentare des Gesprächspartners einlässt oder sie abblockt und eigene Meinungen, Themen etc. durchsetzt, kann man von kooperativen vs. konfliktorientierten, du-zentrierten vs. ich-zentrierten (Sandig 1983a), perspektivenübernehmenden vs. −abblockenden (Keim 1996) Gesprächsstrategien sprechen. Die aus Deutschland nach Israel ausgewanderten Juden männlichen Geschlechts haben Wert darauf gelegt, ungehindert von Kommentaren und Zwischenfragen der Interviewerinnen ihre Erzählungen in einem Zuge durchzuführen, während sich die Frauen bereitwillig auf Zwischenfragen einließen. Dadurch kamen auch unterschiedliche Werte bei Satzlängen und −komplexität zustande (Betten 2000, 258 ff.). Derartige Einstellungen zu Adressaten machen dann einen Stil aus, der mehrere Konstitutionsebenen von Gesprächen prägt, am stärksten das Beharren auf der Sprecherrolle und Versuche, die Aufmerksamkeit an sich zu binden und die Themen zu bestimmen.

4. Das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Gesprächsstile

Tannen (1994) beschreibt, wie das Kommunikationsverhalten der jüdischen Teilnehmer am Thanksgiving-Dinner auf das Unverständnis der Anderen stieß. Die von Liberman (1985) beschriebenen Aborigenes, die großen Wert auf Konsens legen, verhalten sich auch bei der Begegnung mit anderen Aboriginegruppen und mit Vertretern der Regie-

rung konsensorientiert. In Gerichtsverhandlungen stimmen sie jeweils dem vorhergehenden Sprecher zu, sowohl dem Staatsanwalt wie dem Verteidiger, auch wenn diese ganz Gegenteiliges gesagt haben. Oder sie sagen das, von dem sie vermuten, dass der Fragende es hören will. Dies führt in der Logik einer westlichen Gerichtsverhandlung zu paradoxen Situationen. Gumperz und Cook-Gumperz haben in vielen Aufsätzen beschrieben, wie kulturell unterschiedliche Kontextualisierungen zu Missverständnissen führen können. Kontextualisierungen von Relevanz, Zusammengehörigem und Getrenntem, von bestimmten Formulierungshandlungen (z. B. Selbst- vs. Fremdkorrektur) können Auswirkungen auf die Gesprächsführung haben. Bei Gumperz (1992) z. B. wird beschrieben, wie asiatische Bewerber im Gegensatz zu englischen nicht zum Zuge kommen, weil sie nicht auf den informellen Ton zu Beginn des Gesprächs eingehen, nicht die durch Akzente markierten Aspekte der Fragen erkennen, auf die sie eingehen sollen, nicht eine finale von einer beitragsinternen Pause unterscheiden und insgesamt viel zu kurze und nichtssagende Antworten geben (vgl. Gumperz 1982, 119 ff.; 133; 144 ff.). Ein gruppeninterner Kommunikationsstil kann auf Unverständnis stoßen, wenn er unbeabsichtigt gegenüber Außenstehenden verwendet wird; aber er kann auch zur Abgrenzung dienen (Keim 2002, 114 ff. am Beispiel des voraussetzungsreichen und syntaktisch reduzierten Sprechens einer jungen Deutsch-Türkin gegenüber einer Lehrerin; Keim 2007, 315 ff., zum Gegensatz des emotional-aggressiven gruppeninternen Sprechens gegenüber distanziert-formalen Konfliktbewältigungen aus dem Bereich der Universität).

5. Funktionen von Gesprächsstilen

Ein Gesprächsstil ist zunächst die Art und Weise, wie man sich (im individuellen wie sozialen Sinne) erwartbar, normal verhält. Insofern sind Gesprächsstile Routinen (Kallmeyer/Keim 2003, 51), und es ist problematisch, hier einen Stilbegriff anzuwenden, der auf bewusster Auswahl von Alternativen beruht. Erst im Nachhinein, in der Reflexion oder in der erlebten Differenz anderer Stile, werden Gesprächsstile bewusst und können dann auch stilisiert und stategisch eingesetzt werden. Für einen Gruppenstil gibt es oft zentrale Personen, die ihn besonders gut vorführen können und an denen sich die anderen orientieren (ein Beispiel für das provozierende Verhalten der „Home Girls“ gegenüber Jungen durch eine Anführerin bei Eckert 2001, 125 f.). Insofern dienen soziale Gesprächsstile der Sicherung von sozialer Zugehörigkeit, aber auch der Abgrenzung von anderen Gruppen (Schwitalla/Streeck 1989, 242 f.).

Individuelle und soziale Gesprächsstile sind eng mit individueller und sozialer Identität und Andersheit verbunden. Insofern herrscht zwischen beiden die Beziehung einer Analogie bzw. Ikonizität (Irvine 2001, 33). Es muss etwas Ähnliches im sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucksgebaren geben, was einen Gesprächsstil erkennbar und begrifflich fassbar macht. Die oben genannten Untersuchungen liefern dafür Beispiele: Es ist sinnvoll, wenn Protestgruppen, die ihre Ziele gegen bestehende Gewohnheiten durchsetzen wollen, in ihrem öffentlichen Auftreten wenig Rücksicht auf das negative *Face* Anderer nehmen, sich auch im gruppeninternen Gespräch durchsetzen, auf ihren Themen beharren und insgesamt ein „Pressing“-Verhalten zeigen (Kallmeyer/Schmitt 1996; Schwitalla 1995, 535 f.). Frauen, denen im Leben nichts geschenkt wird, werden sich auch bei Aufforderungen und Zurechtweisungen Anderer unumwunden ausdrücken

und versuchen, ins Territorium Anderer einzugreifen (Keim 1995; 2000). Es ist pragmatisch gesehen sinnvoll, wenn im westlichen Afrika öffentlich auftretende Rezitatoren und Unterhändler wie die Griots mit prosodischer Prominenz (laut, hoch und schnell) sprechen, während die unangefochten Herrschenden Distanz wahren und andere für sich sprechen lassen (Irvine 1974, 1990). Schließlich besteht eine Analogie zwischen sprachlicher Aggressivität bzw. Unnachgiebigkeit und Gruppen von jungen Männern, die darauf aus sind, herauszufinden, wer von ihnen der Stärkere ist (Deppermann/Schmidt 2001; Hartung 2000). Umgekehrt gilt jedoch nicht, dass man von einem aggressiven Kommunikationsstil auf aggressionsbereite Sprecher schließen kann. Eine männliche Studentengruppe aus bürgerlichem Milieu hatte es sich angewöhnt, in der privaten Kommunikation besonders grob und gesichtsverletzend zu sprechen, teils um Außenstehende zu schockieren, teils um einen fremden Stil auszuprobieren (Roth 1997). Ebenso hat eine Gymnasiastengruppe aus Mannheim manchmal den von ihnen eigentlich verhassten direkten und beleidigenden Stil der „Asos" nachgeahmt und es genossen, einmal ganz anders als gewohnt miteinander zu sprechen. Kommunikationsstile können also spielerisch angeeignet und dann auch zu spezifischen Zwecken verwendet werden. Die in 3.2. genannte Frauengruppe (3), die sehr darauf achtete, anderen Beteiligten nicht zu nahe zu treten, hat Formen des direkten Aufforderns (*nun mal her mit dem Geld!*) und Kritisierens auch spielerisch und z. T. mit Code-Switching verwendet (*jetz kriggsch eine hinden druff*). Vielleicht kann man in solchen Fällen analog zum Begriff des *metaphorischen Code-Switchings* von einem „metaphorischen Stilwechsel" sprechen (Hill 1999, 547).

Freilich können sich Sprech- und Gesprächsstile auch verselbständigen und sozusagen zur zweiten Haut werden. Der *High-involvement*-Stil der osteuropäischen Juden mag in einer Kultur ausgebildet worden sein, in der das schnelle, treffsichere Argument einen interaktiven Wert dargestellt hat. Er prägte den Umgangston in der Familie und in der Öffentlichkeit, solange das soziale Umfeld gegeben war. Wie ein gesellschaftlich präferierter Stil schlagartig obsolet wurde, konnten ehemalige DDR-Bürger nach 1989 erfahren, als der in der DDR gepflegte Stil der Solidarität, der Konfliktvermeidung und der Zurückstellung persönlicher Interessen in der von Konkurrenz geprägten Welt Westdeutschlands nicht mehr funktionierte (Birkner 2001, 233).

Bourdieu hat eine soziologische Stiltheorie ausgearbeitet, nach der mehrere Stile des sprachlichen und kommunikativen Verhaltens miteinander konkurrieren, von denen einige mehr symbolisches „Kapital" haben und eher gesellschaftlichen Erfolg versprechen als andere. Offene verbale Deklassierungen (der bei Leodolter 1975, 318 ff. dokumentierte Richter) oder auch nur das Lächeln über das weniger gekonnte Agieren Anderer lassen den Machtaspekt von verbalen Stilen deutlich werden: Der bei Kallmeyer/Schmitt (1996) untersuchte Professor triumphiert schließlich über das „Pressing"-Verhalten seines Gegners. Es ist aber nicht so, dass Stile mit geringerem gesellschaftlichen Kapital in allen Situationen benachteiligt wären. In ihrem eigenen Milieu sind sie anerkannt, und sie können gegen „die da oben" kämpferisch eingesetzt werden.

Insgesamt gesehen steht die Forschung zu Gesprächsstilen noch am Anfang. Das hängt auch damit zusammen, dass es immer noch zu wenige Studien gibt, die das Gesprächsverhalten einzelner sozialer Gruppierungen ethnografisch beschreiben und dabei auch das ganze Spektrum der dialogischen Verhaltensweisen erfassen. Holistische Beschreibungen des verbalen Verhaltens von Gruppen und Kulturen sollten Antworten auf die Fragen bringen, was auf das Konto der Sprachanpassung, der von außen gegebenen Situation oder des eingewöhnten Sprachverhaltens geht; desto leichter wäre auch ein Ethnozentrismus in Bezug auf dialogisches Verhalten abzubauen.

6. Literatur (in Auswahl)

Primärquelle:
Becker, Jurek (1982): Jakob der Lügner. Roman. Frankfurt/M.

Forschungsliteratur:
Adamzik, Kirsten (1994): Beziehungsgestaltung in Dialogen. In: Gerd Fritz/Franz Hundsnurscher (Hrsg.): Handbuch der Dialoganalyse. Tübingen, 357−374.
Auer, Peter (1998): Learning how to play the game: An investigation of role-played job interviews in East Germany. In: Text 18, 7−38.
Bauman, Richard/Joel Sherzer (eds.) (1974): Explorations in the ethnography of speaking. Cambridge.
Betten, Anne (2000): Satzkomplexität, Satzvollständigkeit und Normbewußtsein. Zu syntaktischen Besonderheiten des Israel-Corpus. In: Anne Betten/Miryam Du-nour (Hrsg.): Sprachbewahrung nach der Emigration − Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente (= Phonai 45). Tübingen, 217−270.
Betten, Anne (2001): Gesprächsstile. In: Klaus Brinker u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. 2. Halbband. Berlin/New York, 1394−1406.
Betten, Anne (2003): Style-shifting in narrativ-diskursiven Interviews. Anmerkungen zum Einfluss der Beziehungsebene auf Textsortenwahl und Gesprächsstil. In: Irmhild Barz/Gotthard Lerchner/Marianne Schröder (Hrsg.): Sprachstil − Zugänge und Anwendungen. Ulla Fix zum 60. Geburtstag. Heidelberg, 9−22.
Bierbach, Christine/Gabriele Birken-Silverman (2002): Kommunikationsstil und sprachliche Symbolisierung in einer Gruppe italienischer Migrantenjugendlicher aus der Hip-Hop-Szene in Mannheim. In: Keim/Schütte (2002), 187−216.
Birken-Silverman, Gabriele (2003): „Isch bin New School und West Coast". Identität und Sprechstil in einer Breakdance-Gruppe von Mannheimer Jugendlichen. In: Jannis Androutsopoulos (Hrsg.): HipHop: Globale Kultur − lokale Praktiker. Bielefeld, 273−296.
Birkner, Karin (2001): Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen. Eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. Tübingen.
Blom, Jan-Petter/John J. Gumperz (1972): Social meaning in linguistic structures. In: Gumperz/Hymes (1972), 407−434.
Blum-Kulka, Shoshana (1987): Indirectness and politeness in requests: Same or different? In: Journal of Pragmatics 11, 131−146.
Blum-Kulka, Shoshana (1997): Dinner Talk. Cultural patterns of sociability and socialization in family discourse. Mahwah, NJ/London.
Brown, Penelope/Stephen Levinson (1987): Politeness: Some universals in language usage. Cambridge.
Chambers, Jack K./Peter Trudgill/Natalie Schilling-Estes (eds.) (2002): The handbook of language variation and change. Malden, Mass./Oxford.
Clarke, John (1979): Stil. In: John Clarke u. a. (1979), 133−157.
Clarke, John u. a. (1979): Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/M.
Cook-Gumperz, Jenny/John J. Gumperz (1976): Context in children's speech. Papers on Language and Context 46. University of California. Berkeley.
Cook-Gumperz, Jenny/John J. Gumperz (1994): The Politics of a Conversation: Conversational Inference in Discussion. In: Allen D. Grimshaw (ed.): What's Going On Here? Complementary Studies of Professional Talk. Norwood, NJ, 373−482.
Deppermann, Arnulf/Axel Schmidt (2001): ‚Dissen': Eine interaktive Praktik zur Verhandlung von Charakter und Status in Peer-Groups männlicher Jugendlicher. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 62, 79−98.

Dittmar, Norbert (1989): Soziolinguistischer Stilbegriff am Beispiel der Ethnographie einer Fußballmannschaft. In: Zeitschrift für Germanistik 10, 423–444.
Eckert, Penelope (2001): Style and social meaning. In: Eckert/Rickford (2001), 119–126.
Eckert, Penelope/John R. Rickford (eds.) (2001): Style and sociolinguistic variation. Cambridge.
Ervin-Tripp, Susan (1972): On sociolinguistic rules: Alternation and co-occurrence. In: Gumperz/Hymes (1972), 213–250.
Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt/M.
Günthner, Susanne (1994): „Also moment SO seh ich das NICHT“. Informelle Diskussionen im interkulturellen Kontext. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 93, 97–122.
Günthner, Susanne/Helga Kotthoff (Hrsg.) (1991): Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich. Frankfurt/M.
Gumperz, John J. (1982): Discourse strategies. Cambridge.
Gumperz, John J. (1992): Interviewing in intercultural situations. In: Paul Drew/John Heritage (eds.): Talk at work. Cambridge, 302–327.
Gumperz, John J. (1994): Sprachliche Variabilität in interaktionsanalytischer Perspektive. In: Kallmeyer (1994), 611–638.
Gumperz, John J./Dell Hymes (eds.) (1972): Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. New York.
Hartung, Martin (2000): Höflichkeit und das Kommunikationsverhalten Jugendlicher. In: Lüger (2000), 213–232.
Hebdidge, Dick (1979): Subculture. The meaning of style. London/New York.
Hill, Jane H. (1999): Styling locally, styling globally: What does it mean? In: Journal of Sociolinguistics 3/4, 542–556.
Hinnenkamp, Volker/Margret Selting (Hrsg.) (1989): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen.
Hymes, Dell (1974): Ways of speaking. In: Bauman/Sherzer (1974), 433–451.
Hymes, Dell (1982): Soziolinguistik und Ethnographie des Sprechens. In: Hugo Steger (Hrsg.): Soziolinguistik. Ansätze zur soziolinguistischen Theoriebildung. Darmstadt, 142–197.
Hymes, Dell (1977): Foundations in Sociolinguistics. An Ethnographic Approach. London.
Irvine, Judith (1974): Strategies of Status Manipulation in the Wolof Greeting. In: Bauman/Sherzer (1974), 167–191.
Irvine, Judith (1990): Registering affect: heteroglossia in the linguistic expression of emotion. In: Catherine A. Lutz/Lila Abu-Lughod (eds.): Language and the politics of emotion. Cambridge, 126–161.
Irvine, Judith (2001): „Style“ as distinctiveness: the culture and ideology of linguistic differentiation. In: Eckert/Rickford (2001), 21–43.
Janota, Johannes (Hrsg.) (1993): Vielfalt der kulturellen Systeme und Stile. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991. Bd. 1. Tübingen.
Johnstone, Barbara (1990): Stories, Community and Place: Narratives from Middle America. Bloomington.
Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1994): Kommunikation in der Stadt. Teil 1. Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin/New York.
Kallmeyer, Werner (1995a): Der kommunikative soziale Stil der „kleinen Leute“ in der Filsbach. In: Keim (1995), 506–523.
Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1995b): Kommunikation in der Stadt. Teil 2. Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen. Berlin/New York.
Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1996): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen.
Kallmeyer, Werner/Inken Keim (2003): Eigenschaften von sozialen Stilen der Kommunikation: Am Beispiel einer türkischen Migrantinnengruppe. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 65, 35–56.

Kallmeyer, Werner/Reinhold Schmitt (1996): Forcieren oder: Die verschärfte Gangart. Zur Analyse von Kooperationsformen im Gespräch. In: Kallmeyer (1996), 19–118.
Keenan, Elinor (1974): Norm-makers, norm-breakers: Uses of speech by men and women in a Malagassy community. In: Bauman/Sherzer (1974), 125–143 (deutsch in: Günthner/Kotthoff (1991), 75–100).
Keim, Inken (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt „kleiner Leute“ in der Mannheimer Innenstadt. Berlin/New York.
Keim, Inken (2000): Der Umgang mit territorialen Ansprüchen als Merkmal sozialen Stils. In: Lüger (2000), 187–212.
Keim, Inken (2002): Sprachvariation und sozialer Stil am Beispiel jugendlicher Migrantinnen türkischer Herkunft in Mannheim. In: Deutsche Sprache 2002/2, 97–123.
Keim, Inken (2003): Die Verwendung medialer Stilisierungen von Kanaksprak durch Migrantenjugendliche. In: Kodikas/Code 26, 95–111.
Keim, Inken (2007): Die „türkischen Powergirls“. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. Tübingen.
Keim, Inken/Wilfried Schütte (Hrsg.) (2002): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen.
Keim, Inken/Johannes Schwitalla (1989): Soziale Stile des Miteinander-Sprechens. Beobachtungen zu Formen der Konfliktbearbeitung in zwei Frauengruppen. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 83–121.
Kochman, Thomas (ed.) (1972): Rappin’ and stylin’ out. Communication in urban black America. Urbana/Chicago/London.
Koerfer, Armin/Christoph Neumann (1982): Alltagsdiskurs und psychoanalytischer Diskurs. In: Dieter Flader/Wolf-Dietrich Grodzicki/Klaus Schröter (Hrsg.): Psychoanalyse als Gespräch. Frankfurt/M., 96–137.
Kotthoff, Helga (1989): Stilunterschiede in argumentativen Gesprächen oder zum Geselligkeitswert von Dissens. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 187–202.
Leodolter, Ruth (1975): Das Sprachverhalten von Angeklagten vor Gericht. Kronberg/Ts.
Liberman, Kenneth (1985): Undertaking interaction in central Australia. An ethnomethodological study of Australian Aboriginal people. Boston et al.
Lüger, Heinz-Helmut (Hrsg.) (2000): Höflichkeitsstile. Frankfurt/M. u. a.
Macauley, Ronald (2002): Discourse variation. In: Chambers/Trudgill/Schilling-Estes (2002), 283–305.
Maltz, Daniel N./Ruth A. Borker (1982): A cultural approach to male-female miscommunication. In: John J. Gumperz (ed.): Language and social identity. Cambridge, 196–216 (deutsch in: Günthner/Kotthoff (1991), 52–74).
Marui, Ichiro/Yoshinori Nishijima/Rudolf Reinelt (1990): Interaktionsprinzipien im interkulturellen Vergleich. In: Memoirs of the Faculty of General Education. Ehime University, 23, 49–75.
Marui, Ichiro/Johannes Schwitalla (2003): Aprire (e chiudere) una telefonata: un’analisi contrastiva tedesco-giapponese. In: Eva-Maria Thüne/Simona Leonardi (eds.): Telefonare in diverse lingue. Mailand, 210–248 (deutsch in: Kairos (Fukuoka) 42, 2004, 14–58).
Mitchell-Kernan, Claudia (1972): Signifying and marking: Two Afro-American speech acts. In: Gumperz/Hymes (1972), 161–179.
Moerman, Michael (1988): Talking culture. Ethnography and conversation analysis. Philadelphia.
Morgan, Marcyliena (2002): Language, discourse and power in African American culture. Cambridge.
Nothdurft, Werner/Johannes Schwitalla (1995): Gemeinsam musizieren. Plädoyer für ein neues Leitbild für die Betrachtung mündlicher Kommunikation. In: Der Deutschunterricht 47, 30–42.
Reisman, Karl (1974): Contrapunctal conversations in an Antiguan village. In: Bauman/Sherzer (1974), 110–124.
Roth, Marita (1997): Der kommunikative Stil des Sprechens in einer studentischen Gruppe. MA-Arbeit. Würzburg.

Sandig, Barbara (1983a): Zwei Gruppen von Gesprächsstilen. Ichzentrierter versus duzentrierter Partnerbezug. In: Sandig (1983b), 149–198.
Sandig, Barbara (Hrsg.) (1983b): Stilistik. Bd. II: Gesprächsstile (= Germanistische Linguistik 5–6). Hildesheim/Zürich/New York.
Schiffrin, Deborah (1984): Jewish argument as sociability. In: Language in Society 13, 311–335.
Schilling-Estes, Natalie (2002): Investigating stylistic variation. In: Chambers/Trudgill/Schilling-Estes (2002), 375–401.
Schlobinski, Peter (1989): „Frau Meier hat Aids, Herr Tropfmann hat Herpes, was wollen Sie einsetzen?“ Exemplarische Analyse eines Sprechstils. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 41, 1–34.
Schlobinski, Peter/Katja A. Schmid (1996): Alles eine Frage des Stils. Zur sprachlichen Kommunikation in Jugendcliquen und -szenen. In: Muttersprache 3/1996, 211–225.
Schmidt, Claudia (1988): ‚Typisch weiblich – typisch männlich‘. Geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen. Tübingen.
Schoenthal, Gisela (1998): Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten: Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven. In: Gisela Schoenthal (Hrsg.): Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung (= Germanistische Linguistik 139/140). Hildesheim/Zürich/New York, 155–174.
Schwitalla, Johannes (1986): Jugendliche „hetzen“ über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse. In: Wolfdietrich Hartung (Hrsg.): Untersuchungen zur Kommunikation – Ergebnisse und Perspektiven (= Linguistische Studien, Reihe A, Bd. 149). Berlin, 248–261.
Schwitalla, Johannes (1994): Die Vergegenwärtigung einer Gegenwelt. Sprachliche Formen der sozialen Abgrenzung in einer Jugendlichengruppe in Vogelstang. In: Kallmeyer (1994), 467–509.
Schwitalla, Johannes (1995): Kommunikative Stilistik von zwei Sozialwelten in Mannheim-Vogelstang. Berlin/New York.
Schwitalla, Johannes/Jürgen Streeck (1989): Subversive Interaktionen. Sprachliche Verfahren der sozialen Ausgrenzung in einer Jugendlichengruppe. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 229–251.
Scollon, Ron/Suzanne Scollon (1981): Narrative, literacy, and face in interethnic communication. Norwood, NJ.
Selting, Margret (1983): Institutionelle Kommunikation: Stilwechsel als Mittel strategischer Interaktion. In: Linguistische Berichte 86, 29–46.
Selting, Margret (1989): Konstitution und Veränderung von Sprechstilen als Kontextualisierungsverfahren. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 203–228.
Selting, Margret (1994): Emphatic speech style – with special focus on the prosodic signaling of heightened emotive involvement in conversation. In: Journal of Pragmatics 22, 375–408.
Selting, Margret (1997): Interaktionale Stilistik: Methodologische Aspekte der Analyse von Sprechstilen. In: Selting/Sandig (1997), 9–43.
Selting, Margret/Volker Hinnenkamp (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der Interpretativen Soziolinguistik. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 1–23.
Selting, Margret/Barbara Sandig (Hrsg.) (1997): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York.
Sherzer, Joel (1983): Kuna ways of speaking. Austin, TX.
Spiegel, Carmen (2003): Jugendliche diskutieren im Unterricht. Jugendsprachliche Elemente bei der Argumentationseinübung im Deutschunterricht. In: Eva Neuland (Hrsg.): Jugendsprachen – Spiegel der Zeit. Frankfurt/M. u. a., 431–445.
Tannen, Deborah (1984): Conversational style. Analyzing talk among friends. Norwood, NJ.
Tiittula, Liisa (1997): Stile der Konfliktbearbeitung in Fernsehdiskussionen. In: Selting/Sandig (1997), 371–399.
Willis, Paul (1981): „Profane Culture“. Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur. Frankfurt/M.
Wodak, Ruth (1981): Women relate, men report. In: Journal of Pragmatics 5, 261–285.

Johannes Schwitalla, Würzburg (Deutschland)

63. Literaturwissenschaftliche Stilauffassungen

1. Überblick
2. Die große Zeit der Stilinterpretation
3. Stiltheoretische Auseinandersetzungen
4. Die Marginalisierung der Stilforschung
5. Stil und Stilforschung heute
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Notions of style can be traced back to Greek and Roman rhetorical treatises. In its normative significance, the term style was still present in seventeenth-century baroque poetics. However, its truly literary history only began in the eighteenth century, stimulated by art history which provided decisive impulses on later developments. At the same time, ‚style' was frequently used to designate individuality – a fact which was not surprising in the age of emerging individualism.

It was during New Criticism and the period of Werkinterpretation that stylistic literary analysis was most pervasive. In the mid-twentieth century, investigations of style were considered to be the core task and method of literary studies. Stylistic interpretation aimed at defining aesthetic qualities or even the artistic essence of individual literary work, at elucidating the entire author's oeuvre, or at offering insight into the specific features of a literary period. One of the method's basic tenets – to be severely criticized later – was the conviction that artistic quality manifested itself in the essential unity of a literary work, and that such unity could be unravelled and mapped through stylistic interpretation.

In the 1970s, style was still a key factor in literary studies, although the emphasis gradually shifted to theoretical considerations and debates. It was hoped that by resorting to formalism and linguistics more objectivity and less reliance on impressionistic value judgments would result. However, it soon turned out that the concept of style began to lose its applicability and attractiveness as a consequence of increasingly narrow definitive boundaries. It is therefore not surprising that – both in literary studies and culture-oriented linguistics – more open concepts of style are currently demanded and are developing with their major focus on an integrative description of stylistic phenomena from the perspective of diverse cultural fields.

1. Überblick

Seit eh und je ist der Begriff des Stils (lat. stilus = Griffel) mit Sprache und Schrift verbunden; einen festen Ort hatte er schon in der antiken Rhetorik, er findet sich in der bis zum Ende des 17. Jhs. maßgebenden rhetorischen Poetik, und was die neuere Zeit betrifft, so spielt er seit längerem in verschiedensten Lebensbereichen und Wissenschaftsdisziplinen eine recht bedeutende Rolle. Auch die ‚neuere' Literaturkritik, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hat, redet von ‚Stil' – wobei ‚Stil' freilich, wie noch in der heutigen Alltagssprache, bald normativ, bald deskriptiv gebraucht wird (vgl. Gum-

brecht 1986, 749 ff.) –, und schon im 18. Jh. finden sich literaturgeschichtliche und literaturkritische Darstellungen, die, zuweilen ohne explizit den Begriff des Stils zu gebrauchen, zumindest ansatzweise dem zuzuordnen sind, was man später Stilbeschreibung oder Stilinterpretation nennen wird. Im engeren Kreis literaturwissenschaftlicher Terminologien aber hat der Begriff des Stils lange keine Aufnahme gefunden, und heute zeigt sich, dass die zögernd eingetretene Anerkennung nur von beschränkter Dauer war: In vielen und auch in wichtigen literaturwissenschaftlichen Lexika und Handbüchern des deutschsprachigen wie des angloamerikanischen Raums sucht man vergeblich nach Stichwörtern wie Stil, Stilforschung oder Stiltheorie.

Das 19. Jh. bringt, was das (alltagssprachliche) Nebeneinander von deskriptivem und normativem Stilbegriff betrifft, keine Klärung. In exemplarischer Weise zeigt sich das in Fontanes Auseinandersetzung mit dem Werk Gottfried Kellers: Fontane räumt ein, Keller habe Stil im Sinne einer „charakteristische[n] Schreibweise, deren Anerkenntnis in dem Buffonschen ‚le style c'est l'homme' gipf[le]" (Fontane 1883, 264 f.); dass er dieses Zugeständnis als abwertendes Urteil verstanden wissen will, verdeutlicht er mit dem Hinweis, diese Bedeutung von Stil sei „antiquiert". Für sich selbst nimmt er dagegen Stil in jenem normativen Sinn in Anspruch, wonach ein Werk umso stilvoller sei, je objektiver es seinen Gegenstand zur Darstellung bringe (ebd.). Unüberhörbar lehnt er sich dabei an Goethes Stilbegriff an, den dieser als Beschreibung höchsten künstlerischen Gelingens der „Manier" – in Anlehnung an den in der italienischen Kunstdiskussion seit der Renaissance üblichen Begriff *maniera* – und der *einfachen Nachahmung der Natur* gegenüberstellt (Goethe 1789, 188 ff.).

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jhs. zeichnet sich neben dem alltagssprachlichen ein deutlicher auf wissenschaftliche Interessen, nämlich auf Typologisierung ausgerichteter Gebrauch des Stilbegriffs ab. Angeregt durch die bahnbrechenden Typologisierungsversuche des Kunsthistorikers Heinrich Wölfflin, *Renaissance und Barock* und *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe*, entstanden verschiedene Versuche einer primär literaturwissenschaftlichen oder fächerübergreifenden Stiltypologie, von denen sich vor allem Fritz Strichs *Deutsche Klassik und Romantik* (1922) in die Geschichte der Germanistik und in die Geschichte des Stilbegriffs eingeschrieben hat. Gegenüber der Auffassung, die Geschichte werde durch wiederkehrende Stiltypen geprägt, wurde bald einmal Kritik und Ablehnung deutlich, aber Arbeiten wie die von Strich haben immerhin die Auffassung gefestigt, es lasse sich Wesentliches der Kulturgeschichte als Stilgeschichte beschreiben, und so gewinnt der Begriff des Stils, bei aller Kritik im Einzelnen, in Zusammenhang mit der Charakterisierung von Epochen an Selbstverständlichkeit. Vorausgegangen, und zwar schon im 18. Jahrhundert, ist auch in dieser Hinsicht die Kunstgeschichte: Johann Winckelmanns *Geschichte der Kunst des Altertums* war, ohne dass dies methodisch schon reflektiert worden wäre, stilgeschichtlich konzipiert. Und auch in der Zeit um den ersten Weltkrieg wird die Beschäftigung mit dem Stil – sei es einer ganzen Epoche, sei es einer Generation – vor allem durch die bildende Kunst und durch Kunstkritiker ins Zentrum der ästhetischen Auseinandersetzungen gerückt: Es sind insbesondere die zahlreichen Manifeste, die in diesen Jahren mit ihren harten Ablehnungen bestehender Kunstrichtungen und ihrer apodiktischen Forderung nach Neuorientierung – man kann durchaus sagen: nach einem neuen Stil – alte wie neue Kunst nicht individuell, sondern je als stilistische Einheit betrachten. Das gilt für das *Manifeste du cubisme* von 1911, für die vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich auf die bildende Kunst bezogenen Manifeste der Futuristen, und ebenso für André Bretons *Manifeste du surréalisme* von 1924.

In der Folgezeit, der Zeit von New Criticism und immanenter Interpretation, verlagerte sich das Interesse zusehends auf die individuelle Sprachgebrauchsweise, auf den einzelnen Text oder das Werk eines einzelnen Autors, und so traten gegen die Mitte des 20. Jhs. – ohne dass die Auffassung von Stil als dem Kennzeichen einer Epoche oder einer Strömung gänzlich verdrängt oder ernsthaft bekämpft worden wäre – jene Konzepte in den Vordergrund, die den Begriff des Stils auf die Individualität eines Autors oder die Eigenart eines Werks bezogen. Neu war diese Auffassung von Stil nicht; sie entsprach vielmehr einer Tradition, die schon im Humanismus eine gewisse Bedeutung erlangte (vgl. Gumbrecht 1986, 744 f.), die im Rahmen der Individualisierungsbewegung des 18. Jhs. – beispielsweise in Lessings *Briefen, die neueste Literatur betreffend* oder in Herders *Briefen zur Beförderung der Humanität* – besondere Wirksamkeit entfaltete und die in Georges de Buffons berühmt gewordenem, aber oft missverstandenen Satz (vgl. Gumbrecht 1986, 759) aus seinem *Discours sur le style*, „le style c'est l'homme même" – er bezog sich eher auf die künstlerische Leistung eines Autors als darauf, dass dessen Stil Ausdruck seiner Persönlichkeit sei – zur programmatischen Formel verdichtet schien. Eine neue oder erneuerte Akzentuierung aber erfuhr der Stilbegriff in der Zeit der Vorherrschaft der immanenten Interpretation insofern, als die Stilbeschreibung auch als Nachzeichnung der ästhetischen Erfahrung, ja als Erschließung des Kunstcharakters verstanden wurde. Die Stilforschung wird in diesem Zusammenhang zwar nicht, wie es Dámaso Alonso (1962, 230) und andere gefordert haben, als die einzige Möglichkeit wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit der Literarizität eines Werks, aber doch als zentrale Aufgabe der Literaturwissenschaft anerkannt.

In den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts gelten Stilbeschreibungen mit freilich unterschiedlichen Zielsetzungen noch immer als wichtige literaturwissenschaftliche Aufgabe, aber der Begriff des Stils wird nun in zunehmendem Maße problematisiert und also zum Gegenstand theoretischer Auseinandersetzungen. Bestimmt von der Überzeugung, es müsse sich die Literaturwissenschaft der Wissenschaftlichkeit der exakten Wissenschaften annähern, und im Rahmen der nun aufkommenden und bald einmal herrschenden Methodendiskussion gelten die literaturtheoretischen Anstrengungen der Objektivierung von Stilbegriff und Stilforschung. Hilfe erhofft man sich dabei in erster Linie von der Linguistik. Dem Einfluss der Linguistik ist es denn auch zuzuschreiben, dass die Beschäftigung mit Fragen des literarischen Stils noch einmal an Bedeutung gewinnt: im deutschsprachigen Raum als exemplarisches Feld für die Überlappung von Linguistik und Literaturwissenschaft und ähnlich im angloamerikanischen, wo die Stilforschung nun als eigentliche Fachrichtung, als New Stylistics, anerkannt sein will.

Wenn das Thema Stil gegen Ende der 70er Jahre dennoch an Schubkraft verliert, so ist das allerdings nicht darauf zurückzuführen, dass die aufgeworfenen Probleme gelöst worden wären, und auch die polemische Versicherung, dass es Stil gar nicht gebe (Gray 1969, 108 ff.), dürfte von geringem Einfluss gewesen sein. Vielmehr haben neue Konzepte von Autorschaft und literarischer Produktion zu Fragestellungen geführt, die weitab liegen vom Interesse an Stil und Stilbegriff.

2. Die große Zeit der Stilinterpretation

2.1. Man kann den Wortführern der um die Mitte des 20. Jhs. im deutschen Sprachraum tonangebenden sogenannten immanenten Interpretation oder Werkinterpretation und den Vertretern des New Criticism, der ungefähr in den gleichen Jahren die amerikanische

Literaturwissenschaft dominierte, nicht vorwerfen, sie hätten die Literaturwissenschaft auf die Stilinterpretation reduziert – wenngleich Emil Staiger (1955, 9) in seinem berühmt gewordenen Essay *Die Kunst der Interpretation* explizit und programmatisch „Interpretation", „Stilkritik" und „immanente Deutung" gleichsetzt –, und sie haben auch den Grundsatz der Immanenz nicht derart strikt, nicht derart unhistorisch und naiv gehandhabt, wie das später von ihren Kritikern behauptet wurde. Sie haben sich aber, wie schon einige Jahre zuvor der Romanist Leo Spitzer, ausgehend von der Überzeugung, dass die Auseinandersetzung mit dem Text selbst, mit der Sprache des Textes – der damalige Schlüsselbegriff war allerdings noch nicht ‚Text', sondern ‚Werk' – im Zentrum literaturwissenschaftlicher Tätigkeit stehen sollte, gegen biographisch und historisch argumentierende Texterklärungen und generell gegen die Einflussforschung gewandt und mit ihrer Forderung nach genauem Lesen, nach *close reading*, den Boden bereitet für eine vorrangige Beschäftigung mit dem Stil von Texten. Zur konzeptionellen, aber keineswegs intensiv diskutierten Basis der Stilinterpretation und ihres Erfolgs gehörte zum einen die verbreitete Auffassung, es manifestiere sich die Literarizität eines Werks in seiner Einheit oder Einheitlichkeit; die New Critics konnten sich dabei auf die englische Romantik beziehen, im deutschen Sprachraum wirkte eher das klassizistische Konzept künstlerischer Vollendung nach. Zum andern war, insbesondere bei den Vertretern der immanenten Interpretation, die Meinung vorherrschend, dass es die Stilinterpretation sei, mit deren Hilfe die Einheitlichkeit und also auch der ästhetische Rang eines Werks nachgewiesen werden könne und nachgewiesen werden müsse. Die New Critics waren diesbezüglich weniger auf die Stilinterpretation fixiert und befassten sich auch mit anderen Möglichkeiten, die Einheit eines Werks nachzuweisen und seinen ästhetischen Rang zu würdigen. Stil als „das Dauernde im Wechsel", heißt es bei Staiger (1955, 14), sei das, „worin ein vollkommenes Kunstwerk – oder das ganze Schaffen eines Künstlers oder auch einer Zeit – in allen Aspekten übereinstimmt." Seinen Begriff von Stil erläutert Staiger (1955, 13 ff.) überdies im Rückgriff auf die Musiktheorie Gustav Beckings und den Begriff der „Schlagfigur", in der sich der einheitliche Charakter eines Werks manifestiere; Stil ist für ihn nicht nur, wie z. B. in stilgeschichtlichen Untersuchungen, eine ästhetische Kategorie neben anderen, und die Stilinterpretation hat es nicht nur mit ästhetischen Qualitäten von Texten zu tun, sondern gilt ihm als eigentlicher Schlüssel zum Verständnis des Kunstwerks als eines solchen; sie ist nicht nur auf die Bestimmung von Charakteristischem ausgerichtet, sondern soll zugleich – wie es in anderen Zusammenhängen und allgemeiner Roman Jakobson schon in den 20er Jahren zur Aufgabe der Literaturwissenschaft erklärt hatte (Jakobson 1921, 31) – den jeweiligen Werk- und vor allem den Kunstwerk-Charakter deutlich machen. „Kunstgebilde", so Staiger (1955, 14), „sind vollkommen, wenn sie stilistisch einstimmig sind." Die damalige Beliebtheit der Stilinterpretation dürfte allerdings nicht auf derartige Statements zurückzuführen sein, wohl aber darauf, dass ihre Exemplifizierung an Werken oder Werkgruppen erfolgte, deren besondere Qualitäten tatsächlich durch die Stilinterpretation deutlich gemacht werden konnten. So gelang es in vielen überzeugenden Fällen, ästhetische Wirkungen bewusst zu machen und erhellende Sinnzusammenhänge nachzuzeichnen. Die stilkritisch ausgerichtete Literaturwissenschaft jener Zeit hat im Sinne der Schulung des Lesens das Wahrnehmungsvermögen für sprachliche Details und das Verständnis für die Sprachkunst im Allgemeinen nachhaltig gefördert und insbesondere dem Literaturunterricht in der Schule wichtige Anregungen gegeben. Außergewöhnliche Beachtung fanden im deutschsprachigen Raum z. B. Staigers Interpretationen von Texten Lessings, Mörikes,

C. F. Meyers (Staiger 1955, 75 ff.; 205 ff.; 239 ff.) und Brentanos (Staiger 1953, 21 ff.), Richard Alewyns Studie *Eine Landschaft Eichendorffs (1957),* die wesentliche Aspekte dieses Autors erschließt, oder, wenige Jahre später, Albrecht Schönes Arbeit zum Konjunktiv bei Musil (1961), deren Titel als symptomatisch gelten kann für die zunehmende theoretische Reflexion der nachrückenden Generation, macht er doch deutlich, was generell für die Stilinterpretation gilt: Vernünftigerweise stellt diese nicht den Anspruch auf erschöpfende Beschreibung, sondern begnügt sich mit dem Aufzeigen einzelner, im jeweiligen Zusammenhang relevanter Stilzüge**.** Auch ist nicht zu übersehen, dass Stilinterpretationen selten auf die Charakterisierung eines einzigen Werks ausgerichtete sind; häufiger sind − wie es auch Staigers Kommentar zur Stilinterpretation nahe legt (Staiger 1955, 14) − Interpretationen, die zwar die sprachliche Analyse eines Werks ins Zentrum stellen, aber davon ausgehend das Verständnis einer ganzen Werkgruppe, eines Gesamtwerks oder gar einer Epoche ermöglichen wollen. In der angloamerikanischen Literaturwissenschaft war der Anspruch, über eine Analyse des Stils auch den Kunstcharakter zu erfassen, weniger ausgeprägt, aber auch hier sind Stilinterpretationen vorgelegt worden, die, wie etwa William K. Wimsatts Studien über Samuel Johnson (1941), weithin Anerkennung fanden.

2.2. Es ist freilich nicht verwunderlich, dass die Kritik nicht lange auf sich warten ließ: Sie galt zum einen der Gleichsetzung von Literaturwissenschaft und Stilinterpretation, zum anderen der einseitigen Fokussierung auf den Kunstcharakter oder die Literarizität und schließlich der gänzlich unhistorischen Bestimmung von Kunstwerk und Kunstcharakter. Augenfällig kann die Gleichsetzung von stilistisch erfassbarer Einheitlichkeit und Kunstcharakter weder theoretischen Ansprüchen genügen, noch den literaturgeschichtlichen Realitäten gerecht werden: Dass Einheitlichkeit auch schlicht langweilig sein kann, ist allgemeine Erfahrung; auch gibt es im Alltag und in fachsprachlichen Bereichen in großer Zahl stilistisch einheitliche Texte, die keinerlei Anspruch erheben, als Kunstwerk gewürdigt zu werden; und schwerer wiegt, dass ein Stilkonzept, das die sprachliche Charakteristik über die These der ästhetischen Einheit(lichkeit) mit der Würdigung und Wertung des künstlerischen Rangs verbinden will, den Blick auf die Qualitäten jener literarischen Werke verstellt, auf die sich das Prinzip der Einheitlichkeit nicht anwenden lässt. Gedichte sind oft zu kurz, als dass von Wiederholung und Einheitlichkeit gesprochen werden könnte, und in der Komplexität von Dramen, in denen die handelnden Personen durch ihre Redeweise charakterisiert werden, lässt sich häufig nur schwer eine den Kunstcharakter begründende übergeordnete stilistische Einheitlichkeit ausmachen. Überdies gibt es Werke, die den innerliterarischen Konventionen und den literatur- und kunstkritischen Diskursen gerade durch Verweigerung von Einheitlichkeit Widerstand entgegensetzen und die deshalb weder als Einheit wahrgenommen noch einer übergeordneten z. B. epochenspezifischen Einheit in erhellender Weise zugeordnet werden können; sie finden sich nicht erst in der Moderne oder bei der Avantgarde, sondern schon im Umkreis von Klassik und Romantik, aus dem die Stilinterpretation sonst mit Vorliebe ihre Gegenstände gewählt hat. Goethes *Faust* ist wohl das prominenteste Beispiel: Als einheitlich lassen sich allenfalls einzelne Passagen verstehen, aber über eine Stilinterpretation, die Einheitlichkeit voraussetzt, lassen sich weder der besondere Kunstcharakter noch der außergewöhnliche Rang dieser Tragödie ermitteln. Einsichten dieser Art mögen dazu beigetragen haben, dass in der Folge die Stilinterpretation insgesamt problematisiert wurde.

2.3. Das nächste Kapitel in der Geschichte der auf literarische Texte ausgerichteten Stilforschung wird nicht so sehr von der Literaturwissenschaft als vielmehr von der Linguistik geschrieben. Schon in den 20er Jahren sah Spitzer (1961, 502) im Blick auf sprachästhetische Fragen die Möglichkeit einer Annäherung von Sprach- und Literaturwissenschaft; um die Mitte des Jahrhunderts betonten René Wellek und Austin Warren (1995, 188) nachdrücklich die Bedeutung der Sprachwissenschaften und insbesondere der Sprachgeschichte für die Stilforschung; und in den 70er Jahren wurden Formalisten wie Mukařovský und Jakobson von der Germanistik (wieder)entdeckt, die, vor allem auf der Basis der Semiotisierung, ästhetische, insbesondere literarische Interessen in die Linguistik zu integrieren suchten, in der Meinung und in der Hoffnung, es lasse sich die Beschäftigung mit der Literarizität, die Erkundung des literarischen Verfahrens, im Rahmen der Linguistik im Sinne exakter Wissenschaftlichkeit objektivieren. Der Öffnung der Linguistik gegenüber Fragen, die bis anhin dem Kernbereich der Literaturwissenschaft zugerechnet wurden, und der Orientierung mancher Literaturwissenschaftler an den Vorgehensweisen der Linguistik ist es denn auch zuzuschreiben, dass die Stilforschung in den 60er und 70er Jahren noch einmal ins Rampenlicht gerät. Auf dem amerikanischen Kontinent entsteht ansatzweise sogar eine neue Schule, die New Stilistics (vgl. Fowler 1975a, 1 ff.), deren Vertreter insofern neue Perspektiven eröffnen, als sie sich zwar auf Erkenntnisse der Linguistik stützen, aber – im Blick auf die Besonderheiten von Dichtung – dem Aspekt der Rezeption vermehrt Beachtung schenken und den Anspruch formalistischer Methoden ebenso relativieren wie den Glauben an die Möglichkeit schlechthin objektiver Stilbeschreibung (Fowler 1975a, 2 f.). Die Versuche, Methoden der Linguistik, insbesondere die Transformationsgrammatik, für die Beschreibung literarischer Texte fruchtbar zu machen, erlahmten allerdings bald, und auch der Erfolg der New Stilistics blieb recht begrenzt, nicht, weil diese Anstrengungen ergebnislos gewesen wären, sondern weil das Interesse am ‚Text' – in den 70er Jahren noch ein Schlüsselwort –, an der Beschaffenheit des Texts und damit an der Stilforschung von anderen Interessen überlagert oder an den Rand gedrängt wurde.

3. Stiltheoretische Auseinandersetzungen

3.1. Die Vertreter des New Criticism und die Exponenten der immanenten Interpretation zeigten gleicherweise wenig Neigung, die Prämissen ihrer literaturwissenschaftlichen Arbeit einer eigentlichen theoretischen Klärung zu unterziehen. Zuweilen wurde, unter Berufung auf die Intuition, die Rationalisierbarkeit der Stilinterpretation explizit bestritten (vgl. Alonso 1962, 6), und die wenigen methodologischen Überlegungen dieser Zeit sind eher Statements und erläuternde Kommentierungen zur Vorgehensweise (vgl. z. B. Staiger 1953, 9 ff.; 1955, 9 ff.) als Versuche einer kohärenten Theoriebildung. Ansätze dazu finden sich immerhin in der verdienstvollen *Theory of Literature*, die Wellek und Warren um die Jahrhundertmitte vorgelegt haben und die – für die damalige Zeit eine Pionierleistung – eine Systematisierung von literaturwissenschaftlichen Fragestellungen bzw. Methoden anstrebt und Möglichkeiten und Probleme der Stilforschung aufzeigt (Wellek/Warren 1995, 184 ff.). Nahezu gleichzeitig hat auch Wolfgang Kayser (1948, 271 ff.) eine Geschichte des Stilbegriffs und die breite Palette der verschiedenen Stilauffassungen skizziert, die sich in einer weit ausholenden, den damaligen Forschungsstand widerspiegelnden Bibliographie niederschlägt, und er hat die Probleme, die „Defekte" und die inhären-

ten Widersprüche verschiedener Stilkonzepte thematisiert. Seine Kritik gilt insbesondere der Auffassung, Stil lasse sich als Ausdruck der Persönlichkeit des Autors verstehen (Kayser 1948, 287); zu Recht wendet er sich gegen die einen solchen Stilbegriff fundierenden Annahmen, wonach zum einen die „ganze Persönlichkeit", zum andern „nur die Persönlichkeit" des Dichters am Schaffensakt beteiligt sei – eine Kritik, die Friedrich Schleiermacher im 19. Jh. mit seinem Hinweis, vorweggenommen hat, dass auch der schöpferische Mensch in der Gewalt der Sprache sei, die er rede (Schleiermacher 1838, 211 ff.). Und einige Jahre nach Kayser sind seine Bedenken durch das von Roland Barthes geprägte Schlagwort vom „Tod des Autors" radikalisiert worden (Barthes 1968, 61). Damit wird auch jener psychologisch oder psychoanalytisch ausgerichteten Stilforschung der Boden entzogen, die, wie frühe Arbeiten von Spitzer, über eine Untersuchung des Stils zur Erkenntnis der Psyche, der psychischen Dispositionen eines Autors zu gelangen meint. Stattdessen will Kayser Stil als die einem Werk eingeschriebene, die „Perzeption" bestimmende „Haltung" oder als Gestaltungsweise verstehen; dabei wird, noch bevor die Rezeptionstheorie sich ausbreitet, eine fruchtbare Verlagerung der Stilforschung von der Produktionsseite auf die Rezeptionsseite eingeleitet. Durchaus in Übereinstimmung mit vielen Stimmen der Zeit und unter dem Aspekt der Stilforschung zu Recht geht Kayser bei seinen Überlegungen noch von jener Autonomie des Werks aus, die nachfolgende Generationen – mit weitreichenden Folgen nicht nur für die Stilforschung, sondern für die Literaturwissenschaft im Allgemeinen – in Frage stellen werden.

3.2. Ein Vierteljahrhundert später ist Stil international eines der wichtigen Themen literaturtheoretischer Kontroversen; es beteiligen sich daran Forscher unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Ausrichtung mit programmatischen Einzelstudien und mit einer Vielzahl stiltheoretischer Versuche; Seymour Chatmans Sammelband *Literary Style* vereinigt z. B. Beiträge von Roland Barthes, Nils Erik Enkvist, Harald Weinrich, René Wellek, Jean Starobinski, Tzvetan Todorov u. a. Was die brennenden stiltheoretischen Fragen betrifft, so verspricht man sich angesichts der Forderung nach Objektivierung – Stanley Fish (1981, 59) spricht in diesem Zusammenhang von „the lure of ‚solid science'" – diesseits und jenseits des Atlantiks Hilfe von der Linguistik, die mit ihrer vergleichsweise strengen Wissenschaftlichkeit den exakten Wissenschaften näher zu stehen scheint als die immer wieder mit dem Vorwurf der Subjektivität konfrontierte Literaturwissenschaft. Grundsätzliche Differenzen zwischen dem literaturwissenschaftlichen Bemühen um überprüfbare, theoretisch abgesicherte Stilbeschreibungen und den in der Linguistik anerkannten Vorgehensweisen lassen sich aber nicht verkennen. So ist die Literaturwissenschaft im Gegensatz zur Linguistik kaum an einer Kategorisierung oder Systematisierung von Stilen oder Stilelementen interessiert – oder jedenfalls nur im Sinne einer Beobachtungs- und Arbeitshilfe (vgl. Wellek 1995, 190) –, und der Glaube, es ließen sich literarische Texte in eine geschlossene Typologie einordnen, wie sie für bestimmte Bereiche in der Linguistik denkbar ist, wird schon durch den bloßen Hinweis auf die sprachliche Kreativität und auf die historischen Veränderungen der stilistischen Möglichkeiten entkräftet (vgl. Anderegg 1997, 270). Typologisierungsversuche, wie die von Strich entworfene Gegenüberstellung von „Klassisch" und „Romantisch", sind denn auch, obgleich sie wichtige kulturgeschichtliche Aspekte zur Sprache brachten, bald einmal verworfen und durch vorsichtigere, nicht auf ein System ausgerichtete Fragen nach dem Spezifischen von Epochen, literarischen Strömungen oder Gattungen verdrängt worden. – Auch kann die Linguistik sich mit einigem Erfolg auf statistisch ermitteltes

Material stützen, während entsprechende Versuche in der Literaturwissenschaft, wie Fish (1981, 54 ff.) und andere gezeigt haben, nicht zu überzeugen vermögen. Die Frage nach dem Stil zielt immer auf etwas, das sich wiederholt, aber nicht alles, was wiederholt wird, ist für die Antwort relevant, und die Zahl von Wiederholungen ist für die literaturwissenschaftliche Stilinterpretation allein nicht aussagekräftig. Diese gründet ihre Differenzierungen nicht auf beliebig zu ermittelnde Zahlenverhältnisse – denn völlig Belangloses kann sehr häufig sein, während anderes nicht nur durch Wiederholung, sondern auch auf Grund der Betonung oder Stellung als stilbildend erfahren wird –, sondern fasst jene Phänomene ins Auge, die ihr durch Wiederholung als bedeutend oder zeichenhaft und also als interpretierbar erscheinen: „[O]ne doesn't want to know every syntactic fact about a poem; one wants to know the significant ones", heißt es bei Freeman (1975, 21). Zu Recht warnt allerdings Genette (1991, 133 ff.) davor, nur das als stilistisch zu begreifen, was durch Außerordentlichkeit – z. B. durch Verstoß gegen die Grammatik – als „markiert" auffällt, weil nämlich für den Stil eines Texts auch das Unscheinbare konstitutiv sein kann. Vorsichtiger formuliert es denn auch zwanzig Jahre später die Linguistin Ulla Fix: „Stil gibt immer etwas zu verstehen." (Fix 1996, 112; vgl. auch Fix 2003, 232). Insofern es bei der Stilfrage um die Art und Weise des Sprachgebrauchs geht, überlagert dessen Zeichenhaftigkeit die primäre Zeichenebene der Wörter und Sätze; es hat sich deshalb die Rede vom Stil als einem sekundären Zeichensystem eingebürgert. Damit wird auch in Erinnerung gerufen, dass die literaturwissenschaftliche Stilbeschreibung nicht nur nach der Wiederholung von bestimmten sprachlichen Elementen fragt, sondern nach der für den Sprachgebrauch charakteristischen Wiederholung von Bedeutungen bzw. nach zeichenhafter Wiederholung. Dabei kann die stilistisch relevante Zeichenhaftigkeit oder Bedeutung in ein und demselben Text durch sehr verschiedene sprachliche Phänomene und auf verschiedenen Ebenen eines Textes evoziert werden. Das, was man z. B. als das Spielerische oder Leichte eines Rokoko-Texts erfährt, kann durch die Wortwahl, aber auch durch die Syntax und nicht zuletzt durch die Motivwahl bewirkt werden. Das heißt allerdings auch, dass sich in der literaturwissenschaftlichen Stilbeschreibung, anders als in Bereichen der Linguistik und entgegen wiederholten Behauptungen und Hoffnungen, die Bestimmung relevanter, nämlich zeichenhafter Stilelemente nicht von ihrer Interpretation trennen lässt (vgl. Fish 1981, 73), denn sie basiert auf jener hermeneutischen Zirkularität von Beschreiben und Interpretieren, die Peter Szondi in seinem grundlegenden Aufsatz *Über philologische Erkenntnis* beschrieben hat, und sie ist deshalb zwar im Nachvollzug überprüfbar, aber weder im Sinne der Deduktion aus Axiomen noch durch experimentelle Wiederholung und auch nicht durch statistische Erhebungen zu beweisen.

3.3. Die linguistische oder linguistisch beeinflusste Stiltheorie hat sich insbesondere um eine genauere, d. h. engere Definition des Begriffs von Stil bemüht, wobei die allerdings oft nicht explizit gemachte Vorstellung wegleitend war, dass sich mit einem scharf konturierten Begriff zugleich auch die Methode der Stiluntersuchung bestimmen lasse. Die verschiedenen Definitionsvorschläge haben denn auch den Blick auf interessante sprachliche Aspekte gelenkt, aber sie haben sich in der Literaturwissenschaft nicht durchgesetzt, weil mit der begrifflichen Einengung die Anwendbarkeit in augenfällig unzweckmäßiger Weise eingeschränkt wird (Genette 1991, 122 f.). Das gilt für Definitionen, die den Begriff des Stils an eine den Sprachgebrauch bestimmende Intentionalität binden oder ihn unter pragmatischem Aspekt auf Funktionen beziehen wollen, ebenso wie für jene, die Stil als

das Resultat einer Wahl begreifen, wobei die Vorstellung, es lasse sich Stil als Wahl zwischen Synonyma definieren, besonders irreführend ist; es gilt außerdem für Konzepte, die explizit oder implizit auf statistische Verfahren abzielen, und auch für den Versuch, den Begriff des Stils über die Opposition von Denotation und Konnotation zu bestimmen. Differenzen zwischen linguistischen und literaturwissenschaftlichen Verfahren zeigen sich ebenso in Bezug auf das oft diskutierte Konzept, wonach Stil als Abweichung von einer Norm zu bestimmen wäre. Anders als die Linguistik, zu deren Aufgaben es gehört, nach sprachlichen Normen zu fragen, hat es die Literaturwissenschaft zwar mit Traditionen und Konventionen, aber kaum mit Normen zu tun, jedenfalls nicht mit innerliterarischen (Barthes 1984, 141 ff.). Allerdings hat es in früheren Phasen der Geschichte der Literaturwissenschaft mehrfach Versuche gegeben, Gattungen zu definieren, und wenn dies gelänge, läge es nahe, nach der (allenfalls auch stilistischen) Gattungsnorm zu fragen. Aber die Einsicht, dass Gattungskonzepte – selbst da, wo sie, wie beim Sonett, rein formal zu sein scheinen – dem historischen Wandel unterliegen, lässt derartige Versuche als sinnlos erscheinen. Unbestreitbar kann man stilistische Eigentümlichkeiten immer, in der einen oder anderen Perspektive, als Abweichungen verstehen; so ist bei Wellek/Warren (1995, 192) mehrfach davon die Rede, dass der literarische Stil von der „üblichen" Sprache abweiche. Aber es gibt auch literarische Texte, deren Besonderheit gerade darin besteht, dass sie „übliche" Sprache – mindestens passagenweise – nachahmen; und wie sollte sich „übliche" Sprache angesichts der Vielfalt von Sprachgebrauchsweisen im Alltag bestimmen lassen, und welcher dieser Sprachgebrauchsweisen sollte der literarische Text als abweichend gegenüber gestellt werden? Und selbst wenn, wie dies bei entsprechender Fokussierung in der Linguistik möglich ist, Normen eruiert werden könnten, wäre im Bereich der Literatur ein Konzept von Stil als Abweichung von einer Norm in sich widersprüchlich, da damit einem normentsprechenden Text Stil abgesprochen würde.

Richtig ist allerdings, dass jede Stilbeschreibung, auch wenn man sich dessen nicht bewusst ist, eine vergleichende Untersuchung ist. Will man beim Konzept von Stil als Abweichung bleiben, so kann es nicht um die Abweichung von einer Norm gehen, sondern nur um die Abweichung vom Stil anderer Werke oder Werkgruppen bzw. um die Abweichung von Erwartungen, die sich indes nicht objektiv bestimmen lassen, weil für die jeweiligen Interpreten oder Leser je nach Interesse und abhängig von ihren Kenntnissen und der historischen Situation unterschiedliche Texte als Vergleichscorpora maß- oder profilgebend sind. So kann beispielsweise vor dem Hintergrund der Auflösung von Satzgrenzen, wie sie bei Joyce und anderen Autoren des frühen 20. Jhs. zu beobachten ist, auch das Einhalten von konventionellen Satzmustern als Stilisticum wahrgenommen werden. Die Einsicht, dass die Zeichenhaftigkeit dessen, was als Stil erkannt wird, erst im Horizont einer Kontextualisierung sichtbar wird, dass sie durch Vergleichen bzw. – wie alle Zeichenhaftigkeit – auf Grund einer Opposition entsteht und dass es sich dabei um eine Opposition zu Erwartetem oder schon Bekanntem handeln kann, ist nicht so sehr der neueren Linguistik zuzuschreiben als vielmehr dem Rückgriff auf die Theorie der Formalisten, insbesondere auf die sog. zweite formalistische Phase, in der die Analyse von Prosa an Bedeutung gewann (Erlich 1980, 230 ff.). Das formalistische Konzept der „Verfremdung", der Durchbrechung von Erwartungen, ist in den 60er und 70er Jahren erneut breit diskutiert worden (vgl. Stempel 1972b). Dass es literarische und allgemein künstlerische Strömungen gab, die bewusst und programmatisch gegen die durch Tradition oder Konvention bestimmten Erwartungen antraten und einen neuen Stil verkünde-

ten, steht außer Frage, und zweifellos ist nicht selten durch stilistische Opposition künstlerisches Neuland erschlossen worden; die Verfremdung bzw. die Opposition lässt sich denn auch im Einzelfall an konkreten Beispielen zeigen; eine Objektivierung von Stilbegriff und Stilforschung ist aber auf diesem Weg nicht zu gewinnen.

Stilkonzepte, die auf linguistische Sichtweisen bzw. Terminologien rekurrieren, erweisen sich insbesondere dann als zu eng, wenn – was immer häufiger gefordert und auch geleistet wird – die Grenzen einer sprachlichen Analyse im engeren Sinn überschritten werden sollen, sei es innerhalb des Literarischen, wenn sich z. B. eine Verbindung von linguistisch beschreibbaren Phänomenen mit der Stoff- oder Motivwahl aufdrängt, sei es, wenn die Stilforschung das Zusammenwirken von Text und Bild oder allgemeiner von Literatur und bildender Kunst, sei es in einem Einzelfall, sei es im Blick auf die Charakterisierung einer breiten kulturellen Strömung oder einer Epoche, zu ihrem Gegenstand machen will. Was den Begriff des Epochenstils betrifft, so ist dieser freilich oft irreführend: Meist meint er nicht mehr, als dass in verschiedenen kulturellen Feldern ähnliche Tendenzen zu beobachten sind, und selbst wenn Gesellschaftliches mit in den Blick kommt, ist das, was als Epochenstil beschrieben wird, doch nur ein Ausschnitt aus dem Facettenreichtum einer jeden Epoche, deren Totalität sich dem beschreibenden Zugriff entzieht.

Auf der Strecke geblieben sind auch viele genuin literaturwissenschaftliche Definitionsversuche. So hat man schon früh erkannt, dass der Begriff des Stils nicht auf das Konzept von Stil als Ausdruck reduziert werden darf; zwar pflegt man in der Psycholinguistik wie im Alltag von der Redeweise auf die Disposition oder auf die Verhältnisse des Sprechers zu schließen, und die Redeweise von Personen in einem Roman mag Rückschlüsse auf deren Charakter erlauben; aber aus sprachlichen Indizien in einem literarischen Text ist nicht oder jedenfalls nicht unmittelbar auf eine Haltung oder eine Disposition des Autors zu schließen. Irreführend ist deshalb, soweit es um literarische Texte geht, der aus dem Amerikanischen übernommene Begriff „Mentalstilistik“. Dass die Wahrnehmung von Stil zu den ästhetischen Erfahrungen gehört, liegt auf der Hand, aber niemand kann heute mehr ernsthaft die Auffassung teilen, es lasse sich über die Stilinterpretation das schlechthin Dichterische oder der Kunstcharakter fassen.

Eine andere Problematik zeigt sich bei Genettes Stilkonzept: Zwar ist es theoretisch überzeugend, dass Stil nicht durch vereinzelte Merkmale konstituiert werde, sondern als ein ununterbrochenes Kontinuum aufzufassen sei (Genette 1991, 132 ff.); aber für die Praxis der Stilforschung ist damit wenig gewonnen, denn jede Stilbeschreibung muss sich, wie jede Beschreibung überhaupt, an ausgewählte Merkmale halten. Die literaturwissenschaftliche Stilbeschreibung gelangt denn auch von der Erfassung einzelner Stilelemente nicht zu einem umfassenden, schlechthin gültigen Bild von Stil, sondern stets nur zur Charakterisierung von Stilzügen (vgl. Fricke/Zymner 1991, 21–91), und in ein und demselben Text lassen sich, je nach Fragestellung und Kontextualisierung, unterschiedliche Merkmale und Stilzüge als wesentlich bestimmen. Wer nach dem Spezifischen eines einzelnen Texts fragt, wird andere Stilelemente und also andere Stilzüge erkennen als der, der die Zugehörigkeit des gleichen Texts zu einer Textgruppe nachweisen will. Allerdings gibt ein Text nicht auf beliebige Fragen eine befriedigende Antwort: Ein Gedicht kann vielleicht ohne weiteres der Bewegung des Expressionismus zugeordnet und also historisch lokalisiert werden, aber auf die Frage nach stilistischen Charakteristika eines bestimmten Autors keine Antwort geben. Für nicht hermeneutisch arbeitende Disziplinen ist dies ein irritierender Tatbestand: Nicht nur ist die Bestimmung der stilistisch

relevanten sprachlichen Merkmale mit der Wahrnehmung ihrer Zeichenhaftigkeit und also ihrer Interpretation oder Interpretierbarkeit untrennbar verbunden, so dass Stilanalyse und Stilinterpretation eine Einheit bilden; eine gleiche Zirkularität besteht auch in Bezug auf die Fragestellung: Soweit es um literarischen Stil geht, ergibt sich eine sinnvolle Fragestellung erst in der Auseinandersetzung mit dem Text.

Die stiltheoretischen Diskussionen haben zweifellos zu einigen Klärungen geführt, auch wenn diese nicht überall zur Kenntnis genommen worden sind und da und dort weiterhin auf Konzepte Bezug genommen wird, die sich als unhaltbar erwiesen haben. Geblieben ist vor allem die Einsicht, dass eine Einengung des Stilbegriffs eher zu Aporien oder Problemen als zu objektiveren Verfahren führt. In der Literaturwissenschaft hält man sich – soweit Stilforschung überhaupt ein Thema ist – nach wie vor an einen offenen Stilbegriff, der sich – durchaus dem alltäglichen Wortgebrauch entsprechend – je nach Textbefund und Frageinteresse auf ein einzelnes Werk, auf eine Werkgruppe, eine Gattung oder eine literarische oder – fächerübergreifend – auf eine kulturelle Strömung beziehen lässt. So kann man den Stil der sogenannten Popliteratur erkunden wollen oder die Frage aufwerfen, ob es einen spezifisch österreichischen Stil oder eine österreichische Stilgeschichte gebe. Seiner Offenheit wegen wird der Stilbegriff auch weiterhin der Kritik ausgesetzt sein, aber gerade wenn Fächergrenzen überschritten werden sollen, erweist sich die Offenheit als zweckmäßig.

Aus der Linguistik hat die Literaturwissenschaft nicht einen neuen Stilbegriff gewonnen, wohl aber verdankt sie ihr eine geschärfte Wahrnehmung sprachlicher Details und insbesondere ein Begriffsinventar, das ihr, in Ergänzung zu den Begriffen der Rhetorik oder auch als Ersatz für diese, präzise Beschreibungen von Stilelementen ermöglicht. Greifbar wird dies auch in verschiedenen auf Systematisierung angelegten Stilistiken, die allerdings nur selten die Besonderheiten literarischer Sprache reflektieren und zuweilen die naive Auffassung verbreiten, es könnten den einzelnen sprachlichen bzw. stilistischen Phänomen, abgesehen vom jeweiligen Kontext und ein für allemal, gleichbleibende Bedeutungen zugeordnet werden.

3.4. In der Wissenschaft wie im Alltag zielt die Frage nach dem Stil auf die Art und Weise, wie etwas gemacht oder vollzogen wird, wie gehandelt wird, wie mit etwas umgegangen, von etwas Gebrauch gemacht wird. Die Stilfrage ist deshalb als eine Wie?-Frage zu begreifen, genauer – um beispielsweise die Differenz zur Frage nach der Struktur deutlich zu machen – als eine auf das Repetitive ausgerichtete Wie?-Frage. Allerdings hat die allgemeine Überzeugung, es handle sich bei der Stilfrage um eine Wie?-Frage, immer wieder zu Missverständnissen und Problemen geführt, wie sie ähnlich in der Diskussion von Norm und Abweichung zu beobachten sind. Irreführend – jedenfalls wenn es um Sprache und Literatur geht, oder vorsichtiger: wenn es im Rahmen der Literaturwissenschaft um Stil geht – ist nämlich, wie dies Gauger (1992, 11 ff.) und andere gezeigt haben, die Vorstellung, es handle sich bei den stilistischen Varietäten um unterschiedliche Einkleidungen derselben Sache, um unterschiedliche Formen für ein und denselben Inhalt. So hat sich schon Žirmunskij im Rahmen der formalistischen Auseinandersetzung um die Literarizität gegen eine Aufteilung nach Form und Inhalt gewehrt und stattdessen empfohlen, von sprachlichem Verfahren und (sprachlichem) Material zu sprechen (Žirmunskij 1972, 145 ff.). Die Sprache (im Sinne von „parole“) und ihr jeweiliger Gegenstand oder Inhalt – das hat die Sprachtheorie längst deutlich gemacht – bestehen nicht unabhängig voneinander; mit der Veränderung des Sprachgebrauchs verändert sich auch

das, wovon die Rede ist, das, was kommuniziert wird. Gewiss kann man, ausgehend von einem Motiv oder Thema, nach den stilistischen Eigentümlichkeiten von Texten und also nach den stilistischen Unterschieden fragen; aber Motiv und Thema bleiben von diesen nicht unberührt, sondern werden, je nach der Art und Weise des Sprachgebrauchs, unterschiedlich akzentuiert. Wenn in der Literaturwissenschaft die Frage nach dem Stil gestellt wird, kann das Wie? nicht auf ein Was? bezogen werden, das außerhalb des Texts und unabhängig von ihm für sich bestünde. Die Frage nach dem Stil ist, soweit sie auf Sprachliches zielt, die Frage nach der Art und Weise, wie mit Sprache umgegangen wird, nach der Art und Weise des Sprachgebrauchs.

4. Die Marginalisierung der Stilforschung

Verglichen mit der großen Zeit der Stilinterpretation um 1950 und mit der Intensität der Stildiskussion in den 70er Jahren ist es gegen Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jhs. um Stilbegriff und Stilforschung in der Literaturwissenschaft still geworden. Das Zusammenwirken ganz verschiedener Faktoren dürfte dafür ausschlaggebend gewesen sein. Dass sich die Auffassung, es sei über die Stilbeschreibung das Wesentliche eines Kunstwerks zu erfassen, in dieser Allgemeinheit nicht halten ließ, dass untaugliche Konzepte von Stil weiter tradiert wurden und Verwirrung stifteten, dass es nicht gelang, einen spezifisch literaturwissenschaftlichen Stilbegriff einzuführen und gegen das alltagssprachliche Reden von Stil abzugrenzen, und dass die Erwartung, es lasse sich die Stilforschung, wie dies in der Linguistik geschehen ist, methodisch präzisieren und objektivieren, enttäuscht wurde – das alles spielt ebenso eine Rolle wie die beunruhigende Erfahrung, dass die literaturwissenschaftliche Stilforschung in Bereiche hineinreichen kann, die nicht mehr ohne weiteres linguistisch beschreibbar sind: Sie wird, wenn solches Ausgreifen ergiebig ist, auch die Wahl von Themen oder Motiven und sogar das einbeziehen, was, isoliert betrachtet, dem Strukturellen zuzurechnen wäre, z. B. ein in verschiedenen Werken wiederkehrendes Aufbauschema. Irritierend ist dabei insbesondere, dass die Frage nach Stil zwar auf das Wiederholte ausgerichtet ist, dass aber bestimmte Phänomene nicht schon bei der Betrachtung eines einzelnen Werks, sondern erst im Nebeneinander mehrerer Werke als interpretierbare Wiederholungen erkannt werden können.

Auch hat man der Stilinterpretation vorgeworfen, dass sie Stilzüge meist ‚nur' metaphorisch beschreibe, so als handle es sich um unkontrolliertes und nicht überprüfbares Reden. In der Tat ist die Stilinterpretation ein Abstraktionsvorgang, der von der Wahrnehmung konkreter sprachlicher Phänomene zu Verallgemeinerungen führt und der ohne Metaphorik – die Rede ist beispielsweise von einem explosiven, einem spielerischen, einem aggressiven Stil – kaum denkbar ist. Der Vorwurf, die Stilforschung halte sich nicht an definierte Termini und fliehe in die Metaphorik, ist indes unbegründet, weil ja die einzelnen stilbildenden Elemente präzise bestimmt und benannt werden, so dass die Abstraktion nachvollzogen werden kann. Überdies zeugt der Vorwurf von einem naiven Sprachverständnis: Auch scheinbar präzise Sprache ist von Metaphorik durchsetzt, und selbst exakte Wissenschaften können auf Metaphorik nicht verzichten. Es ist übrigens eben diese Metaphorik, die es erlaubt, die Stilinterpretation über das rein Sprachliche auszudehnen.

Diejenigen, die eine Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft anstrebten, sind von der Stilforschung auch deshalb enttäuscht, weil ihr Gebiet zwar einerseits schwer

einzugrenzen ist, ihre Anwendbarkeit aber andererseits auf enge Grenzen stößt: Da sie, anders als die Beschäftigung mit Strukturen, auf das sinnkonstituierende Repetitive ausgerichtet ist, bewährt sie sich vor allem bei der Beschreibung von Prosatexten, während sich ihr kurze und komplexe, unter ästhetischem Gesichtspunkt aber oft besonders attraktive dichterische Texte meist entziehen, es sei denn, dass sie nicht einzeln, sondern als Gruppe in Betracht gezogen werden. Gerade, aber keineswegs nur im Blick auf derartige Texte haben der Begriff der Struktur und die Strukturanalyse schon in den 70er Jahren Stil und Stilforschung zu verdrängen begonnen, und die Narratologie, die seit den 80er Jahren als Weiterführung oder Erneuerung und Ausweitung der Erzählforschung erheblich an Bedeutung gewonnen hat, offeriert zur Textbeschreibung zwar eine breite Palette von Begriffen, aber diese dienen augenfällig anderen als stilistischen Interessen.

Die Marginalisierung der Stilforschung ist denn auch wohl weniger auf deren Mängel oder Schwächen zurückzuführen, als vielmehr auf eine allgemeine Verlagerung der literaturwissenschaftlichen Fragestellungen. Manifest wird die Kursänderung in der tief greifenden Problematisierung von Autorschaft und Werkbegriff. Diese hat sich, insbesondere was den Werkbegriff angeht, schon früh, nämlich in der ersten Hälfte des 20. Jhs. angebahnt – nicht oder nicht primär in der Theorie, sondern durch die künstlerische und literarische Produktion, und von besonderer Wirkung sind auch in diesem Fall die Erneuerungen im Bereich der bildenden Kunst gewesen. Auf die Readymades eines Duchamp, der sich explizit gegen alle Wiederholung gewendet hat und allein durch seine Signatur einen Gegenstand zur Kunst erklären will, und auf die Kunstversuche seiner Nachfolger, wie später auf Concept Art, Performances und Happenings, lässt sich der traditionelle Werkbegriff nicht mehr anwenden, und so entziehen sie sich einer Stilbeschreibung ebenso wie einer stilistischen Zuordnung. Bestrebungen zur Auflösung des Werkcharakters lassen sich freilich auch in der Literaturgeschichte erkennen: Als frühe Problematisierung, die die Vorstellung von Werk allerdings noch wach hält, insofern dagegen polemisiert wird, lässt sich der Dadaismus begreifen. Nachhaltiger wirkte auf die Demontage des literarischen Werkbegriffs in der 2. Hälfte des 20. Jhs. die sogenannte Dokumentationsliteratur, deren Texte sich zwar durchaus stilkritisch hätten beschreiben lassen, die aber weder als Werk noch als ästhetisch wahrgenommen werden wollten und deren Produktion und Rezeption auf ganz andere Interessen als auf stilkritische ausgerichtet war. Ähnliches gilt in den 70er Jahren auch für die sogenannte engagierte Literatur und für Texte der ersten Welle der sogenannten Frauenliteratur.

Nicht nur Veränderungen in der Literaturproduktion und -rezeption, sondern auch neue oder erneuerte literaturtheoretische Konzepte haben die traditionellen Vorstellungen von Werk und Autorschaft fragwürdig und die stilkritische Annäherung an Texte obsolet erscheinen lassen. Wenn die Aufmerksamkeit nicht mehr dem Text, sondern der Intertextualität gilt, wenn Texte als Teil einer umfassenden, weithin sich erstreckenden Textur (vgl. Barthes 1968, 65) und nicht mehr in ihrer Eigenständigkeit wahrgenommen werden und damit ihre Vergleichbarkeit verlieren, sind andere als stilgeschichtliche oder stilkritische Betrachtungsweisen gefragt. An den Rand gedrängt wurde die Stilforschung durch neue Konzepte von Literatur und Literaturwissenschaft, die sich als „theory“ verstanden: in den 70er Jahren insbesondere durch den Dekonstruktivismus und seit den 80er Jahren durch den zunehmend tonangebenden New Historicism. Auch dort, wo – wie etwa im Titel von Jacques Derridas Ausführungen zu Nietzsche – von Stil die Rede ist, sind andere als stilkritische Interessen bestimmend, und wenn Texte in den Blick kommen, so interessiert nun weder ihre ästhetische Qualität noch ihr stilgeschichtlicher

Ort oder Kontext, sondern insbesondere das ihnen eingeschriebene Ungenügen oder Scheitern; insofern sich dieses als Stilbruch manifestiert, könnte es Gegenstand der Stilforschung sein; aber da es in diesen Zusammenhängen primär darum geht, nach Erklärungen im Sinne einer Zurückführung auf historisch oder psychoanalytisch beschreibbare Ursachen zu fragen, hat die Stilforschung kaum etwas beizutragen (vgl. Anderegg 1977, 41 ff.).

5. Stil und Stilforschung heute

Trotz der Offenheit – wenn man so will: der Fragwürdigkeiten – des Stilbegriffs sollte die Bedeutung von Stilfragen, die in benachbarten Disziplinen und im Alltag ihren unbestrittenen Ort haben, auch bei der Beschäftigung mit Literatur nicht unterschätzt werden. Wo immer – sei es im Privaten oder im Professionellen – die Eigenart eines Texts oder einer Textgruppe erfasst und zum Thema gemacht wird, wo Texte parodiert oder imitiert werden, richtet sich die Aufmerksamkeit auf jene durch Repetition entstehende Zeichenhaftigkeit, die beim Lesen eines Texts, eines Textausschnitts oder einer Textgruppe als charakteristisch wahrgenommen werden kann und die der wichtigen Erfahrung der Identität eines Textes zu Grunde liegt. Eben deshalb wird die Literaturkritik, die professionelle wie die populär ausgerichtete, stilistische Beobachtungen zum Thema machen. Und auch immer dann geht es um die Wahrnehmung von Stilistischem, wenn der Ort von Texten bestimmt werden soll: Es ist in erster Linie die Stilforschung, die dem Bedürfnis nach Orientierung in der Vielheit sprachlicher Erzeugnisse entspricht. Die Fähigkeit, stilistische Zusammengehörigkeiten und stilistische Oppositionen sowie Phänomene des Stilwandels zu erkennen und also stilistische Zuordnungen und Differenzierungen vorzunehmen, ist deshalb in einer Wissenschaft, die sich mit Literatur und Literaturgeschichte befasst, unentbehrlich (vgl. Fricke/Zymner 1991, 21 ff.); sie wird freilich meist stillschweigend vorausgesetzt, und sie lässt sich erlernen, ohne dass die Begriffe von Stil und Stilforschung problematisiert werden. Genau besehen gehören viele literaturgeschichtlich grundlegende Arbeiten – erinnert sei an Titel wie *Barocke Bildlichkeit*, *Wandlungen des lyrischen Bildes* oder *Formkräfte der deutschen Dichtung* und an die vielen Bemühungen, Epochenbegriffe wie Expressionismus oder Realismus einzugrenzen – in den Bereich der Stilforschung, auch wenn eine solche Zuordnung nicht explizit erfolgt.

Eine neue Chance für die Stilforschung eröffnet sich derzeit im Rahmen der aus den Geisteswissenschaften sich entwickelnden, vermehrt Interdisziplinarität fordernden Kulturwissenschaften, jedenfalls, wenn diese sich als Tugend anrechnen, was man der Stilforschung immer wieder zum Vorwurf gemacht hat: das Festhalten an einem offenen Stilbegriff. Auch in der Linguistik scheint sich die Ansicht durchzusetzen, dass die wesentlich semiotisch verstandene Stilforschung gerade dann interessant wird, wenn man Stil nicht auf Sprachstil reduziert (Fix 1992, 193 ff.). Wenn sich der Begriff des Stils auf unterschiedliche stilistische Zeichensysteme beziehen lässt, wie sie in der Literatur, der Architektur und der Kunst und auch durch soziale Verhaltensweisen erzeugt werden, darf man von der Stilforschung Fächer übergreifende Einsichten und eine für die Kulturwissenschaften grundlegende Integrationsleistung erwarten.

Was die Leseerfahrung betrifft, so wird diese durch die Wahrnehmung der stilistischen Zeichenhaftigkeit besonders intensiv und nachhaltig geprägt. Nicht ausschließlich, aber insbesondere bei der Wahrnehmung von Stilistischem wird erkennbar, dass Sprache mehr

meint und bewirkt, als sie sagt; darauf weist die Beschreibung von Stil als einem sekundären Zeichensystem hin. Kontrastartig, nämlich auf das Wiederkehrende und also auf das ausgerichtet, was Konstanz und Kontinuität verbürgt, begleitet die Wahrnehmung von Stil oder Stilistischem den von allem Anfang an auf das Ende zustrebenden Nachvollzug von ‚Story', Darstellung oder Argumentation. Der Dynamik, die einer Story innewohnt – auch einer langweiligen, denn auch bei dieser drängt das Lesen notwendigerweise vorwärts und zum Ende hin –, steht, was als Stil wahrgenommen wird, als das Bleibende gegenüber, nicht als Bremsung oder auch nur Hemmung des Fortgangs, aber als dessen ständige Begleitung (vgl. Genette 1991, 135), und nicht als ein unbewegtes, starres System, sondern als durch verschiedene und wechselnde sprachliche Phänomene immer wieder von neuem erzeugte, im Lesen zu erzeugende, wieder erkennbare Zeichenhaftigkeit. Von Bedeutung ist diese sekundäre Zeichenhaftigkeit meist nicht für das Verständnis des Plots oder für das Verfolgen der Story, wohl aber für das Atmosphärische, in das die Story eingebettet ist. Nicht nur der Story, sondern auch, ja oft vor allem der stilistischen Zeichenhaftigkeit ist es zuzuschreiben, dass das Lesen – zuweilen in hohem Maß – als ein sinnliches Wahrnehmen erfahren wird. Wie wichtig es ist, dass die stilistische Zeichenhaftigkeit Kontinuität vermittelt und Identität verschafft, zeigt sich nicht zuletzt dann, wenn die Kontinuität unterbrochen oder abgebrochen und die Identität aufgehoben wird: beim Stilwandel und beim Stilbruch, der nur vor dem Hintergrund von Stilkontinuität als solcher erfahren werden kann und der in vielen Fällen – ein besonders eindrücklicher ist das Typhus-Kapitel in Thomas Manns *Die Buddenbrooks* – ein wichtiges Gestaltungsmittel darstellt. Und auch bei der Wahrnehmung eines Stilbruchs handelt es sich um eine durchaus sinnliche Erfahrung: Härter und nachhaltiger als das Einbrechen von Befürchtetem oder Unerwartetem im Verlauf einer Story kann der nie voraussehbare Stilbruch, der den Lesenden das Vertraute entzieht und von ihnen eine Neuorientierung verlangt, das Leseerlebnis prägen.

Das Reden vom Stil erinnert daran, dass die Lektüre von literarischen Prosatexten – für das kurze Gedicht und für das Drama, in dem sich unterschiedliche Redeweisen begegnen, gelten andere Bedingungen – in grundsätzlicher Weise mit Zeiterfahrungen verbunden ist: Während die Story sich in dem Maße erfassen lässt, als die Lektüre voran und aufs Ende zustrebt, wird die stilistische Zeichenhaftigkeit dann erfahrbar, wenn Lesende bei allem Vorandrängen sich des Zurückliegenden erinnern, wenn sie sich Zeit nehmen. Wo das Stilistische besonders fasziniert, mag der genießende Leser sogar das Weiterlesen zu Gunsten eines Wiederlesens unterbrechen und also das dem Lesen eigene Vorwärtsdrängen um des Athmosphärischen willen anhalten wollen. Aber auch die stilistische Zeichenhaftigkeit lässt sich nur im Fortgang der Lektüre erfassen, und die Stilinterpretation, die die Erfahrung der Zeichenhaftigkeit auf den Begriff bringen und festhalten möchte, kann diese Erfahrung nicht reproduzieren, sie kann nur andeuten, was es im Vollzug der Lektüre zu erfahren gäbe: Auch um des Bleibenden gewahr zu werden, muss man es vorbeiziehen lassen.

6. Literatur (in Auswahl)

Alewyn, Richard (1957): Eine Landschaft Eichendorffs. In: Euphorion 51, 42–60. Nachdruck in: Paul Stöcklein (Hrsg.): Eichendorff heute. Stimmen der Forschung. Darmstadt 1966, 19–43.

Alonso, Dámaso (1962): Spanische Dichtung. Versuch über Methoden und Grenzen der Stilistik. Bern/München (Poesía española. Madrid 1950).

Anderegg, Johannes (1977): Literaturwissenschaftliche Stiltheorie. Göttingen.
Anderegg, Johannes (1997): Statement zum Begriff des Stils in der Literaturwissenschaft. In: Fix/Wellmann (1997), 269–272.
Barthes, Roland (1968): La mort de l'auteur. In: Barthes (1984), 61–67 (Erstdruck: Manteia 5, 1968, 12–17).
Barthes, Roland (1984): Le bruissement de la langue (Essais critiques IV). Paris.
Barz, Irmhild/Gotthard Lerchner/Marianne Schröder (Hrsg.) (2003): Sprachstil – Zugänge und Anwendungen. Ulla Fix zum 60. Geburtstag. Heidelberg.
Chatman, Seymour (ed.) (1971): Literary Style: a Symposium. London/New York.
Derrida, Jacques (1978): Spurs. Nietzsche's Styles. Chicago.
Erlich, Victor (1980): Russian Formalism. History – Doctrine. 4. Aufl. The Hague/Paris/New York.
Erzgräber, Willi/Hans-Martin Gauger (Hrsg.) (1992): Stilfragen. Tübingen.
Fish, Stanley E. (1981): What is stylistics and why are they saying such terrible things about it? In: Freeman (1981), 53–78.
Fix, Ulla (1992): Stil als komplexes Zeichen im Wandel. Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 20.2, 182–209.
Fix, Ulla (1996): Textstil und KonTextstil. In: Ulla Fix/Gotthard Lerchner (Hrsg.): Stil und Stilwandel. Frankfurt a. M., 111–132.
Fix, Ulla/Hans Wellmann (Hrsg.) (1997): Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile, Sprachliche Analysen und didaktische Aspekte. Heidelberg.
Fix, Ulla (2003): Wer liebt eigentlich die Stilistik? Die Stellung der Stilistik zwischen und neben germanistischer Sprach- und Literaturwissenschaft. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute. Göttingen.
Fontane, Theodor (1883): Otto Brahm – Gottfried Keller. Berlin. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. XXI/1. Hrsg. von Kurt Schreinert. München 1963, 262–271.
Fowler, Roger (1975a): The New Stylistics. In: Fowler (1975b), 1–18.
Fowler, Roger (ed.) (1975b): Style and Structure in Literature. Essays in the New Stylistics. Oxford.
Freeman, Donald C. (1975): The Strategy of Fusion: Dylan Thomas's Syntax. In: Fowler (1975b), 19–39.
Freeman, Donald C. (ed.) (1981): Essays in Modern Stylistics. London/New York.
Fricke, Harald/Rüdiger Zymner (1991): Einübung in die Literaturwissenschaft: Parodieren geht über Studieren. Paderborn u. a.
Gauger, Hans-Martin (1992): Zur Frage des Stils. In: Erzgräber/Gauger (1992), 9–27.
Genette, Gérard (1991): Style et signification. In: Gérard Genette: Fiction et diction. Paris, 95–150.
Goethe, Johann Wolfgang (1789): Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil. (Teutscher Merkur, Februar 1789). In: J. W. Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Bd. 3.2. Hrsg. von Hans J. Becker u. a. München 1990, 186–191.
Gray, Bennison (1969): Style. The Problem and Its Solution. The Hague/Paris.
Gumbrecht, Hans U. (1986): Schwindende Stabilität der Wirklichkeit. Eine Geschichte des Stilbegriffs. In: Gumbrecht/Pfeiffer (1986), 727–788.
Gumbrecht, Hans U./K. Ludwig Pfeiffer (1986): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt a. M.
Jakobson, Roman (1921): Die neueste russische Poesie. Erster Entwurf. Viktor Chlebnikov. In: Stempel (1972a), 19–135.
Kayser, Wolfgang (1948): Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft. Bern/München.
Leech, Geoffrey N./Michael H. Short (1981): Style in Fiction. A linguistic Introduction to English Fictional Prose. London/New York.
Müller, Wolfgang (1981): Topik des Stilbegriffs. Zur Geschichte des Stilverständnisses von der Antike bis zur Gegenwart. Darmstadt.
Schleiermacher, Friedrich (1838): Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersezens [sic]. In: Schleiermacher: Sämmtliche Werke, Dritte Abtheilung. Zur Philosophie. Bd II. Berlin, 207–245.

Schöne, Albrecht (1961): Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil. In: Euphorion 55, 196–220. Wieder abgedruckt in: Jost Schillemeit (Hrsg.): Interpretationen 3. Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil. Frankfurt a. M. 1966, 290–318.
Spitzer, Leo (1961): Stilstudien. Zweiter Teil. Stilsprachen (1. Aufl. 1926). München.
Staiger, Emil (1955): Die Kunst der Interpretation. Zürich.
Staiger, Emil (1953): Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. Untersuchungen zu Gedichten von Brentano, Goethe und Keller. Zürich.
Steffen, Hans (Hrsg.) (1963): Formkräfte der deutschen Dichtung vom Barock bis zur Gegenwart. Göttingen.
Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.) (1972a): Texte der russischen Formalisten. Bd. II: Texte zur Theorie des Verses und der poetischen Sprache. München.
Stempel, Wolf-Dieter (1972b): Zur formalistischen Theorie der poetischen Sprache. In: Stempel (1972a), IX-LIII.
Stickel, Gerhard (Hrsg.) (1995): Stilfragen. Berlin/New York.
Strich, Fritz (1922): Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, ein Vergleich. München.
Wellek, René (1941): The Parallelism between Literature and the Arts. In: Wimsatt (1974), 44–65.
Wellek, René/Austin Warren (1995): Theorie der Literatur. Weinheim. (Theory of Literature. New York 1949).
Wimsatt, William K. (1941): The Prose Style of Samuel Johnson. New Haven.
Wimsatt, William K. (1948): Philosophic Words: A Study of Style and Meaning in the ‚Rambler' and ‚Dictionary' of Samuel Johnson. New Haven.
Wimsatt, William K. (ed.) (1974): Literary Criticism. Idea and Act. London/Los Angeles/Berkely.
Žirmunskij, Viktor (1972): Die Aufgaben der Poetik. In: Stempel (1972a), 136–161.

Johannes Anderegg, St. Gallen (Schweiz)

64. Rhetorisch-stilistische Aspekte moderner Verstehens- und Verständlichkeitsforschung

1. Ebenen des Verstehens
2. Textoberfläche: sprachlich-stilistische Einfachheit und Konkretheit
3. Textbasis: Der Aufbau einer kohärenten Textrepräsentation
4. Der Aufbau eines Situationsmodells: Vorwissensaktivierung
5. Motivationale Stimulanz
6. Grenzen der rhetorisch-stilistischen Textgestaltung
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article discusses rhetorical and stylistic aspects of comprehensibility in texts on three levels of discourse representation: surface structure, propositional text base, and situation model. On the surface level, comprehension is primarily influenced by word choice (e. g.

Schöne, Albrecht (1961): Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil. In: Euphorion 55, 196–220. Wieder abgedruckt in: Jost Schillemeit (Hrsg.): Interpretationen 3. Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil. Frankfurt a. M. 1966, 290–318.
Spitzer, Leo (1961): Stilstudien. Zweiter Teil. Stilsprachen (1. Aufl. 1926). München.
Staiger, Emil (1955): Die Kunst der Interpretation. Zürich.
Staiger, Emil (1953): Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. Untersuchungen zu Gedichten von Brentano, Goethe und Keller. Zürich.
Steffen, Hans (Hrsg.) (1963): Formkräfte der deutschen Dichtung vom Barock bis zur Gegenwart. Göttingen.
Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.) (1972a): Texte der russischen Formalisten. Bd. II: Texte zur Theorie des Verses und der poetischen Sprache. München.
Stempel, Wolf-Dieter (1972b): Zur formalistischen Theorie der poetischen Sprache. In: Stempel (1972a), IX-LIII.
Stickel, Gerhard (Hrsg.) (1995): Stilfragen. Berlin/New York.
Strich, Fritz (1922): Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, ein Vergleich. München.
Wellek, René (1941): The Parallelism between Literature and the Arts. In: Wimsatt (1974), 44–65.
Wellek, René/Austin Warren (1995): Theorie der Literatur. Weinheim. (Theory of Literature. New York 1949).
Wimsatt, William K. (1941): The Prose Style of Samuel Johnson. New Haven.
Wimsatt, William K. (1948): Philosophic Words: A Study of Style and Meaning in the ‚Rambler' and ‚Dictionary' of Samuel Johnson. New Haven.
Wimsatt, William K. (ed.) (1974): Literary Criticism. Idea and Act. London/Los Angeles/Berkely.
Žirmunskij, Viktor (1972): Die Aufgaben der Poetik. In: Stempel (1972a), 136–161.

Johannes Anderegg, St. Gallen (Schweiz)

64. Rhetorisch-stilistische Aspekte moderner Verstehens- und Verständlichkeitsforschung

1. Ebenen des Verstehens
2. Textoberfläche: sprachlich-stilistische Einfachheit und Konkretheit
3. Textbasis: Der Aufbau einer kohärenten Textrepräsentation
4. Der Aufbau eines Situationsmodells: Vorwissensaktivierung
5. Motivationale Stimulanz
6. Grenzen der rhetorisch-stilistischen Textgestaltung
7. Literatur (in Auswahl)

Abstract

This article discusses rhetorical and stylistic aspects of comprehensibility in texts on three levels of discourse representation: surface structure, propositional text base, and situation model. On the surface level, comprehension is primarily influenced by word choice (e. g.

frequency, familiarity), concreteness and syntactic clarity. On the propositional level, text processing is facilitated by cues of local and global coherence (e. g. coherence relations, rhetorical relations, signals) and by principles of text sequencing. On the level of the situation model, comprehensibility is established by activating readers' prior knowledge with the help of advance organizers, metaphors and analogies.

In addition, this article critically reviews the rhetorical and stylistic cues designed for maintaining readers' motivation and interest. Although the presented text features are empirically valid, their effect on text comprehension is basically mediated by reader variables such as previous knowledge, cognitive ability, interest, expectations, goals and reading strategies.

1. Ebenen des Verstehens

Das Verstehen eines Textes wird heute überwiegend als kognitiv-konstruktiver Verarbeitungsvorgang aufgefasst, bei dem der/die Rezipient/in eine mentale Repräsentation auf drei miteinander verbundenen Ebenen aufbaut: eine Repräsentation der Textoberfläche, die sich auf den exakten Wortlaut eines Textes, die grammatikalischen Wortarten, die Abfolge von Inhaltswörtern, die Satzsyntax etc. bezieht; eine Repräsentation der propositionalen Textbasis, die auf der Grundlage semantischer Relationen zwischen Wortkonzepten aufgebaut wird und die Textbedeutungsstruktur abbildet; und eine Repräsentation in Form eines mentalen Modells (auch Situationsmodell), das die im Text beschriebenen Sachverhalte oder Situationen in Verbindung mit dem Vor- und Weltwissen weitgehend losgelöst von sprachlichen Strukturen enthält (z. B. van Dijk/Kintsch 1983; Kintsch 1998).

Bei der Verarbeitung eines Textes greifen die Repräsentationsmodi ineinander: Die Textoberfläche bildet die Grundlage für die propositionale Repräsentation, die wiederum den Aufbau eines mentalen Modells aktiviert, das im Zuge des Rezeptionsprozesses schrittweise unter Rückgriff auf Vor- und Weltwissensbestände angereichert, verfeinert oder modifiziert wird. Der Verarbeitungsprozess wird auf allen drei Ebenen als Zusammenspiel zwischen zwei parallel verlaufenden Verarbeitungsrichtungen modelliert: zwischen der aufsteigenden, textgeleiteten Verarbeitung (bottom-up), die durch die Merkmale des Textes gesteuert wird, und der absteigenden, erwartungsgeleiteten Verarbeitung (top down), die durch die Merkmale der Rezipienten/innen, ihre Interessen, Zielsetzungen, Vorkenntnisse und Erwartungen beeinflusst wird. Entsprechend wird die Qualität der resultierenden Textrepräsentation auf allen drei Ebenen sowohl durch die Merkmale des Textes als auch durch die kognitiven und motivationalen Voraussetzungen der Rezipient/en/innen mitbestimmt.

Der vorliegende Beitrag ist auf die Textseite des Verarbeitungsprozesses konzentriert und fragt danach, durch welche *rhetorisch-stilistischen Merkmale* das Verstehen eines Textes auf den drei Repräsentationsebenen erleichtert bzw. gefördert werden kann. Auf der Ebene der Oberflächenrepräsentation wird dies durch eine möglichst einfache und konkrete syntaktisch-stilistische Gestaltung erreicht (s. 2). Auf der propositionalen Repräsentationsebene steht der Aufbau einer möglichst kohärenten Textbedeutungsstruktur durch eine kohärente Inhaltsorganisation im Vordergrund (s. 3). Und auf der Ebene der mentalen Modellbildung kommt es darauf an, genügend klar strukturierte Informatio-

nen bereitzustellen, um die Integration mit dem Vorwissen zu erleichtern (s. 4). Die Frage nach den Möglichkeiten und Effekten einer motivierenden Textgestaltung wird schließlich in Abschnitt (5) thematisiert. Auf allen Ebenen wird die Darstellung auf solche Merkmale konzentriert sein, die als Stilelemente einen Text autorseitig charakterisieren und deren Wirkung auf das rezipientenseitige Textverstehen zugleich empirisch gesichert ist. Die Grenzen einer solchen rhetorisch-stilistischen Textgestaltung werden in einem abschließenden Kapitel (6) skizziert.

2. Textoberfläche: sprachlich-stilistische Einfachheit und Konkretheit

Die *sprachlich-stilistische Einfachheit* eines Textes ist bereits von der klassischen Verständlichkeitsforschung immer wieder als verstehenserleichternde Merkmalsdimension herausgestellt worden (vgl. Groeben 1982, 223 ff.). Empirische Untersuchungen liegen insbesondere zu verständlichkeitsfördernden Aspekten der Wortwahl sowie der grammatikalisch-stilistischen Satzgestaltung vor. Auf Wortebene ist insbesondere der Faktor der Wortschwierigkeit empirisch überprüft worden. Danach werden häufige und (subjektiv) geläufige Wörter schneller verarbeitet als seltene. Texte, in denen wenig geläufige Wörter durch bekannte ersetzt wurden, führten dementsprechend zu einer signifikant besseren Verstehensleistung (Überblick über die empirische Forschung: Groeben 1982, 223 ff.). Einschränkend ist allerdings zu konstatieren, dass aus motivationalen Gründen eine durchgängige Verwendung einfacher Wörter nur bedingt zu empfehlen ist, da sie zu einem langweiligen Text führen können.

Besondere Aufmerksamkeit hat auch die Wirkung konkreter im Vergleich zu abstrakten Wörtern erfahren. Dabei wird unter Rückgriff auf die duale Kodierungstheorie (vgl. z. B. Sadoski/Paivio 2001) angenommen, dass konkrete Wörter besser behalten werden als abstrakte, weil sie auf zweifache Weise kodiert werden, nämlich verbal und bildhaft. Ein Konkretheitseffekt konnte dabei nicht nur auf der Wortebene, sondern auch für Texte unterschiedlicher Längen nachgewiesen werden. Konkret-anschauliche Texte werden besser behalten als abstrakte, erleichtern die satzübergreifende Integration von Informationen und führen zu präziseren Schlussfolgerungen (z. B. Wippich 1987). Darüber hinaus werden konkrete Texte als interessanter und verständlicher eingeschätzt im Vergleich zu abstrakten, und abstrakte Informationen werden besser behalten, wenn sie mit konkreten Informationen verbunden und nach diesen präsentiert werden (Sadoski/Goetz/Fritz 1993; Sadoski 2001). Die Verarbeitungserleichterung konkreter Texte gegenüber abstrakten Texten konnte dabei auch für unterschiedliche Texttypen (Persuasionstexte, Informationstexte, literarische Erzähltexte und narrative Texte) gesichert werden (Sadoski/Goetz/Rodriguez 2000): Auch bei Kontrolle von Lesbarkeit und Textlänge wurden konkrete Texte stets annähernd doppelt so gut behalten wie abstrakte. Konkretheit erwies sich insgesamt als bester Prädiktor für die Verständlichkeit, die Interessantheit und das Behalten von Texten. Für die praktische Textgestaltung lässt sich als Konsequenz ableiten, dass bei der Vermittlung abstrakter Informationen zur Verstehensförderung immer auch ein konkreter Interpretationskontext durch Beispiele, aber auch durch Bilder und Graphiken bereitgestellt werden sollte (empirisch: Beishuizen u. a. 2002).

Neben dem Faktor der Wortschwierigkeit ist vor allem auch der Faktor der Satzschwierigkeit bereits von der psycholinguistischen Grundlagenforschung intensiv empirisch untersucht worden, und zwar in Zusammenhang mit der Überprüfung der Generativen Grammatik von Chomsky. Dabei wurde deutlich, dass der Gebrauch bestimmter Satzformen einen eindeutig negativen Effekt auf die Verständlichkeit hat und daher vermieden werden sollte. Dazu gehören insbesondere Satzschachtelungen, eingebettete Relativsätze und Nominalisierungen, überlange Sätze mit mehreren Teilsätzen sowie Sätze mit großer Informationsfülle (Überblick: Groeben 1982). Die neuere kognitionspsychologische Forschung hat darüber hinaus darauf aufmerksam gemacht, dass auch syntaktisch ambige Sätze den Verarbeitungsprozess erschweren, weil die anfänglich gewählte syntaktische Strukturierung an einem bestimmten Punkt der Verarbeitung nicht mehr aufrechterhalten werden kann und korrigiert werden muss, was zeitkonsumierend ist (Überblick: Christmann/Groeben 1999, 156 ff.). Einschränkend ist jedoch zu beachten, dass die syntaktische Gestaltung im Verstehensprozess eher eine untergeordnete Rolle spielt: Sie wird lediglich zur Dekodierung der Satzbedeutung herangezogen und vergessen, sobald diese abgeschlossen ist (vgl. bereits die klassische Studie von Sachs 1967; Überblick über die neuere Forschung zur Dominanz der Semantik über die Syntax: Rummer 2003).

Gleichwohl tragen die skizzierten Merkmale der sprachlich-stilistischen Einfachheit und Konkretheit auf alle Fälle zu einer unaufwendigen und reibungslosen Verarbeitung des Textes auf der Sprachoberfläche bei. Damit werden kognitive Ressourcen für den Aufbau semantischer Sinnstrukturen frei, die im Zentrum des Verstehensprozesses stehen (Christmann/Groeben 1996, 149 ff.).

3. Textbasis: Der Aufbau einer kohärenten Textrepräsentation

Im Mittelpunkt des Verstehensprozesses steht der Aufbau einer zusammenhängenden (kohärenten) mentalen Repräsentation der Textbedeutung. Die Frage, mit welchen sprachlichen und kognitiven Mechanismen ein solcher Aufbau gelingt, steht seit mehr als dreißig Jahren im Mittelpunkt der empirischen Textverarbeitungspsychologie. Trotz aller Unterschiede in den jeweiligen Textmodellen (Überblick: Christmann 2000) wird weitgehend übereinstimmend davon ausgegangen, dass im Verarbeitungsprozess sowohl auf Satz- als auch auf Textebene Wortfolgen auf der Grundlage ihrer semantischen Relationen integriert und organisiert werden. Diese Integration kann auf Textseite durch eine möglichst kohärente und strukturierte Inhaltsorganisation gestützt werden, die den Leser/n/innen an der Sprachoberfläche Hinweise gibt, welche Sätze und Textteile in welcher Weise aufeinander zu beziehen und in einen Zusammenhang zu bringen sind. Fehlen solche Verknüpfungen und Strukturierungshinweise oder sind sie für die Rezipient/en/innen schwer erkennbar, entstehen Kohärenzlücken, die durch Schlussfolgerungen und Umstrukturierungen geschlossen werden müssen. Empirisch hat sich dabei immer wieder gezeigt, dass die Suche nach geeigneten Bezugspunkten zeitkonsumierend ist und die Verarbeitung erschwert (Überblick: Christmann/Groeben 1996). In der Forschung wird dabei eine Fülle von Möglichkeiten zur Herstellung von Kohärenz betrachtet, die sich grob danach unterteilen lassen, ob sie aufeinander folgende Sätze verknüpfen (lokale Kohärenz) oder ganze Textteile und übergeordnete Textthemen (globale Kohärenz).

3.1. Lokale Kohärenz

Beim Verstehen von Texten werden semantische Sinnstrukturen aufgebaut, indem zunächst Wortfolgen auf der Grundlage ihrer semantischen Relationen aufeinander bezogen und zu sog. Prädikat-Argument-Strukturen (Propositionen) zusammengefasst werden (linguistische Grundlage: Fillmore 1968; Chafe 1970; psychologische Ausarbeitung: Kintsch 1974; zusammenfassend: Christmann 1989, 49 ff.). Um zu einer kohärenten Textrepräsentation zu gelangen, müssen im nächsten Schritt satzübergreifende Verknüpfungen zwischen aufeinander folgenden Propositionen hergestellt werden. Dieser Prozess kann erleichtert werden, wenn der Text Hinweise enthält, wie solche Verknüpfungen vorzunehmen sind.

Die einfachste Form eines solchen Hinweises ist die sog. *Koreferenz*, bei der in aufeinander folgenden Sätzen auf den gleichen Referenten Bezug genommen wird. Koreferenz kann an der Sprachoberfläche durch verschiedene semantische und syntaktische Mittel erzeugt werden. Dazu gehören insbesondere Wortwiederholungen, pronominale Wiederaufnahmen, Anaphora und Kataphora, Wiederaufnahme von Satzsequenzen durch Proformen, Wiederholen von Worten mit Wortveränderungen, aber auch Kontiguitätsrelationen, mit denen auf temporal, lokational oder strukturell verbundene Ereignisse, Situationen, Handlungen verwiesen wird (vgl. Dressler 1972; Gernsbacher 1997). Die Bedeutsamkeit solcher expliziten Hinweise für die reibungslose und schnelle Verknüpfung von Sätzen ist in einer Fülle empirischer Untersuchungen belegt worden (Überblick: van Dijk/Kintsch 1983). Eine globale Strategie des Koreferierens ist die sog. Topic-Comment-Strategie, nach der neue, den Leser/n/innen unvertraute Satzinformationen (Comment) stets an alte, bereits im Arbeitsgedächtnis gespeicherte Informationen (Topic) angebunden werden (vgl. Halliday 1970). Empirisch konnte belegt werden, dass Sätze, in denen das Comment des vorangegangenen Satzes zum Topic des nachfolgenden Satzes wird, schneller gelesen und verarbeitet werden als Sätze, die nur indirekt miteinander verknüpft sind (vgl. die klassische Studie von Haviland/Clark 1974). Generell wird das Verstehen erleichtert, wenn sowohl die Beibehaltung als auch der Wechsel eines Topic sprachlich markiert werden. Die Topic-Beibehaltung lässt sich z. B. durch pronominale und nominale Wiederaufnahmen, Demonstrativpronomen sowie die Verwendung des bestimmten Artikels etc. markieren; Topic-Wechsel können durch bestimmte syntaktische Akzentuierungen wie Spaltsatzkonstruktionen oder überspezifizierte Anaphora indiziert werden (zusammenfassend: Schnotz 1993, 259 ff.).

Eine zweite große Gruppe von Kohärenzindikatoren stellen die sog. *Kohärenzrelationen* dar, mit denen Propositionen und Sätze konzeptuell aufeinander bezogen werden. Dazu gehören Relationen, die einen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang, eine Addition, eine Verknüpfung von Bedingungen mit Folgen, Problemen mit Lösungen etc. beinhalten (Taxonomie bei Sanders/Spooren/Noordman 1992) und die an der Sprachoberfläche z. B. durch die Verwendung von (kausalen, temporalen, adversativen, additiven) Konnektiva markiert sein können, aber nicht müssen. Dabei wird generell davon ausgegangen, dass Kohärenzrelationen, die an der Sprachoberfläche die logischen Vernüpfungen zwischen Textelementen explizieren, den Aufbau einer kohärenten Textbasis erleichtern und sich positiv auf die Schnelligkeit des Lesens sowie das Verstehen und Behalten der betreffenden Textinformation auswirken.

Die Wirkung von Koreferenz und Kohärenzrelationen auf die Verarbeitungsleistung wurde in einer kaum noch überschaubaren Flut von Arbeiten experimentell überprüft

(vgl. Lorch/O'Brien 1995). Die empirische Befundlage ist allerdings uneinheitlich (Überblick bei Degand/Sanders 2002), da die Stärke der Relationen ebenso eine Rolle spielt wie die Textsorte (narrativ oder expositorisch) und die Art der Verarbeitungsprüfung (prozessorientiert durch Lesezeiten und Verifikationsaufgaben oder produktorientiert durch freie oder gebundene Wiedergaben, Beantwortung von Verstehensfragen etc.). Gleichwohl lassen sich einige generelle Tendenzen erkennen: (1) Das Einfügen koreferenzieller und kausaler Relationen führt gegenüber Texten ohne diese Relationen zu einer reibungsloseren und schnelleren Textrezeption und zu einer besseren Behaltensleistung (z. B. Loxterman/Beck/McKeown 1994). Dieser Effekt tritt insbesondere bei Leser/n/innen auf, die keine expliziten Vorkenntnisse in einem Inhaltsbereich haben. (2) Bei den Konnektiva haben sich vor allem explizite kausale Verknüpfungen (*weil*, *deshalb*, *daher*) zwischen Sätzen als verarbeitungswirksam erwiesen. Sie führen im Vergleich zu adversativen, additiven sowie fehlenden Verknüpfungen zu schnellerem Lesen und besserem Behalten der Textinformation (z. B. Millis/Magliano 1999), was prozessual darauf zurückzuführen ist, dass die jeweils antezedenten Sätze länger im Arbeitsgedächtnis bleiben und als Integrationsinstanz für nachfolgende Sätze zur Verfügung stehen (Millis/Just 1994). Darüber hinaus bewirken kausale Verknüpfungen eine schnellere und effizientere Inferenzbildung (Millis/Golding/Barker 1995), und zwar sowohl bei kürzeren als auch bei längeren Texten – hier unabhängig von der Textposition, in der sie auftauchen Singer/O' Connell 2003). Besonders bemerkenswert ist, dass dieser Effekt gerade auch für expositorische Texte nachgewiesen wurde, die in der Regel komplexer und unvertrauter sind als narrative Texte. Außerdem wirken sie sich (auch bei Informationstexten) positiv auf die Qualität des Verstehens aus (empirisch: Degand/Lefèvre/Bestgen 1999). So zeigte sich in einer Studie mit insgesamt achtzehn unterschiedlichen, längeren Texten eine signifikant bessere Beantwortung von Verstehensfragen bei Texten, deren kausale Relationen durch Konnektiva expliziert wurden, gegenüber den gleichen Texten, bei denen die kausalen Relationen implizit blieben (Degand/Sanders 2002). Bemerkenswert ist, dass sich der Verstehensvorteil nicht nur bei Fragen zu den experimentell manipulierten, sondern auch zu den nichtmanipulierten Textteilen zeigte.

Positive Auswirkungen auf die Lesezeit wurden unabhängig davon auch für adversative, nicht jedoch für additive Konnektoren nachgewiesen (Millis/Magliano 1999; Murray 1995). Einschränkend ist festzuhalten, dass Konnektiva sich nur dann positiv auf die Qualität des Leseprozesses auswirken, wenn die kausalen Bezüge zwischen den Sätzen nicht ohnehin transparent sind oder leicht erschlossen werden können. Dies ist insbesondere bei narrativen Texten häufig der Fall. Aber auch für Geschichtstexte ist empirisch belegt, dass sich eine Verbesserung ihrer kausalen Struktur nur bei schwierigen und komplexen, nicht hingegen bei leichten Texten positiv auf die Verarbeitungsqualität auswirkt (Linderholm u. a. 2000).

3.2. Globale Kohärenz

Auf der Ebene der globalen Textorganisation geht es darum, den Aufbau einer kohärenten Textrepräsentation zu stützen, indem den Rezipient/en/innen Hinweise gegeben werden, wie einzelne Teilthemen aufeinander zu beziehen sind. Dies geschieht vor allem durch rhetorische Relationen, Signale und die Abfolge von Inhaltselementen.

Rhetorische Relationen sind semantische Relationen, mit denen die Teilthemen eines Textes auf globaler Ebene verknüpft werden. Meyer (1985; 2003) unterscheidet fünf Typen rhetorischer Relationen: Problem/Problemlösung, Ursache/Folge bzw. Wirkung/Effekt, Vergleich (im Sinne einer Angabe von Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen Textgegenständen), Gruppierung und Beschreibung. Solche Relationen können an der Sprachoberfläche durch bestimmte Signalwörter kenntlich gemacht werden (z. B. *weil*, *deshalb*, *führt zu*, *Konsequenz aus* etc. zur Verdeutlichung der Relation *Verursachung*) und geben den Rezipient/en/innen Hinweise auf die zugrundeliegende thematische Struktur des Textes. Erkennt ein/e Leser/in an solchen Signalwörtern, dass ein Text nach einer bestimmten Struktur aufgebaut ist, dann wirkt sich das positiv auf das Behalten aber auch auf die Verstehenstiefe aus (empirisch: z. B. Loman/Mayer 1983; Überblick: Meyer 2003).

Die fünf Relationen von Meyer stellen nur eine kleine Auswahl potenzieller Relationstypen dar, die zwar relativ generell sind, aber sicherlich nicht allen Texttypen und Textstrukturen gerecht werden können. Im Rahmen ihrer rhetorischen Struktur-Theorie haben Mann und Thompson (1988) ein sehr differenziertes Inventar mit 20−25 rhetorischen Relationen erstellt, das bislang zwar nur zur beschreibenden Analyse von Textstrukturen eingesetzt worden ist, gleichwohl als Heuristik für die weitere Forschung genutzt werden kann. Das Prinzip besteht dabei immer darin, die in einem Text enthaltenen impliziten Struktur-Merkmale herauszuarbeiten und an der Textoberfläche zu explizieren.

Signale sind Hinweise an der Sprachoberfläche, die die zentralen Themen des Textes und deren Interrelationen hervorheben, ohne dass weitere semantische Inhalte hinzugefügt werden (Meyer 2003). Als Signale gelten Titel, Kapitelüberschriften und -unterüberschriften, die Wiederholung von Inhaltsaspekten (zusammenfassende Aussagen, Wiederholung von Aussagen zur Emphase), Kapitelüberblicke und -einleitungen, Funktionsindikatoren (Hinweiswörter wie *somit* und Hinweisphrasen wie *zusammenfassend lässt sich festhalten ...*), Relevanzindikatoren (z. B. *Hervorzuheben ist ...*), numerische Aufzählungen (z. B. von zentralen Gedanken und Argumenten), typographische Hinweise (z. B. Unterstreichungen, Kursivdruck etc.) (vgl. Lorch 1989). Die sehr umfangreiche Forschung zur Wirkung von Signalen geht davon aus, dass Texte meist um bestimmte zentrale Themen herum aufgebaut sind, die im Verstehensprozess erkannt werden müssen, weil sie den Kontext für die adäquate Verarbeitung der nachfolgenden Textinformation liefern. Werden Topics und deren Interrelationen durch Signale hervorgehoben, dann wird der Text als hierarchisch organisiertes Themengefüge enkodiert und repräsentiert; bei der Wiedergabe des Textes wird diese hierarchische Topic-Struktur als Abrufhilfe genutzt. Im Unterschied dazu werden Texte ohne Signale als Liste unverbundener Gedankeneinheiten enkodiert, die bei der Wiedergabe seriell abgerufen werden (Lorch 1995; Sanchez/Lorch/Lorch 2001). Bei der empirischen Überprüfung ist der verarbeitungserleichternde Effekt von Signalen für verschiedene Komponenten des Verarbeitungsprozesses (Aufmerksamkeit, Lesegeschwindigkeit, Leseverstehen, Inferenzbildung, selektive Informationssuche und Wiedergabe) nachgewiesen worden (differenzierter Überblick über empirische Befunde zur Wirkung verschiedener Signaltypen bei Lorch 1989; Gaddy/van den Broek/Sung 2001). Relativ gut gesichert ist dabei, dass Signale auf alle Fälle das Behalten der hervorgehobenen Information begünstigen und zu besser strukturierten Wiedergabeprotokollen führen (z. B. Loman/Mayer 1983; Lorch/Lorch 1996; Lorch u. a. 2001; Sanchez/Lorch/Lorch 2001). Uneinheitlich sind hingegen die Ergebnisse zur Ge-

samtbehaltensleistung. Positive Effekte von Signalen lassen sich dann nachweisen, wenn der Text ineinander verwobene Themen aufweist, hinreichend komplex ist und die Übergänge zwischen den Teilthemen explizit gemacht werden (Lorch/Lorch 1996; Sanchez/Lorch/Lorch 2001). Generell profitieren insbesondere Leser/innen mit geringem Vorwissen erheblich von einer durch Signale verbesserten Textstruktur (Xianyou 2004), und zwar sowohl hinsichtlich des wörtlichen als auch des inferenziellen Verstehens (McNamara u. a. 1996; Voss/Silfies, 1996). Außerdem moderiert auch das Interesse an einem Themenbereich den verarbeitungserleichternden Effekt: Personen mit geringem Interesse profitieren mehr von Signalen als Personen mit hohem Interesse (Meyer 2003).

Für den Aufbau einer kohärenten Textrepräsentation spielen neben der Hervorhebung von Topics und deren Interrelationen auch die Abfolge der Teilthemen (Sequenzierung) und damit der gesamte Textaufbau eine wichtige Rolle. Die in der Literatur unterschiedenen Sequenzierungsvarianten (z. B. realitätsorientiert, gebrauchsorientiert, konzeptorientiert, forschungsorientiert und lernorientiert: Posner/Strike 1976; ausführlich: Schnotz 1993), haben sich als wenig trennscharf erwiesen. Als ein übergeordnetes Sequenzierungsprinzip, das sowohl in älteren instruktionspsychologischen als auch neueren kognitionspsychologischen Theorien zum Textverstehen begründet ist, gilt ein hierarchisch-sequenzieller Textaufbau, bei dem man einen Sachverhalt zunächst auf einem hohen Abstraktionsniveau beschreibt, bevor schrittweise auf detailliertere Darstellungsebenen übergegangen wird (vgl. Christmann 1989). Dieses Prinzip lässt sich auf unterschiedliche Weise umsetzen. Empirisch führte z. B. eine Sequenzierung, die ein kontinuierliches Abstraktionsgefälle sowohl zwischen als auch innerhalb von Abschnittsthemen aufwies, bei langen Texten zu einem signifikant besseren Behalten als andere Sequenzierungsvarianten (Christmann 1989). Eine etwas andere Umsetzung dieses Prinzips sieht die ‚elaborative Sequenzierung' nach Reigeluth (1983; vgl. Schnotz 1993, 245 f.) vor, bei der man ein Thema auf einer Darstellungsebene möglichst lange beibehält, bevor auf spezifischere Darstellungsebenen übergegangen wird. Angestrebt ist dabei ein thematisch kontinuierlicher Text, bei dem auf einer Darstellungsebene weder Themenwechsel noch Wechsel im Detailliertheitsgrad auftreten sollen. Die Verstehensvoraussetzungen für einen bestimmten Abschnitt sind dabei immer im vorangehenden Abschnitt aufzubauen. Bei der empirischen Effektivitätsüberprüfung führte ein thematisch kontinuierlicher Textaufbau gegenüber einem diskontinuierlichen zu einem tieferen Verstehen und zu einer höheren Anzahl von Inferenzen (Schnotz 1993, 190 ff.).

Grundsätzlich sind bei einer Sequenzierungsentscheidung jedoch immer die Verstehensvoraussetzungen der Rezipient/en/innen mit zu berücksichtigen. Bei unvertrauten Textinhalten kann es günstiger sein, zuerst einen möglichst konkreten Interpretationskontext (z. B. durch Beispiele) für das Verstehen der nachfolgenden abstrakten Gedanken aufzubauen (empirisch: Beishuizen u. a. 2003). Darüber hinaus spielt auch die Textsorte eine Rolle. Die Forschung zu sog. Superstrukturen, die textsortenspezifisch (z. B. für narrative, juristische, psychologische, naturwissenschaftliche Texte) die koventionalisierte, globale Ordnung von Textteilen beschreiben, hat deutlich gemacht, dass Texte, die gemäß der jeweiligen Superstruktur sequenziert sind, einen positiven Effekt auf die Behaltensleistung haben (z. B. Dee-Lucas/Larkin 1990; Rossi 1990). Das Gleiche gilt für Essays, die in einer guten rhetorischen Form abgefasst sind, d. h. sich an vertraute rhetorische Schemata anlehnen und explizite Strukturhinweise enthalten, gegenüber Texten, die von einer idealen rhetorischen Struktur abweichen (Kintsch/Yarbrough 1982).

4. Der Aufbau eines Situationsmodells: Vorwissensaktivierung

Im Optimalfall führt die Rezeption eines Textes zum Aufbau eines internen Modells, in dem die im Text beschriebenen Sachverhalte oder Situationen sowie das bereichsspezifische Vorwissen der Rezipient/en/innen integriert sind. Dabei handelt es sich nach der Theorie der mentalen Modelle (Johnson-Laird 1983; van Dijk/Kintsch 1983) um eine analoge, anschauliche Repräsentation, die weitgehend losgelöst ist von sprachlichen Strukturen. Die zentrale Funktion von Situationsmodellen besteht dabei in der Herstellung einer Verbindung zwischen propositionaler Textbasis und Vorwissen. Entsprechend führen Textrezeptionen, die nicht nur auf den Aufbau einer propositionalen Textbasis gerichtet sind, sondern zusätzlich in Form mentaler Modelle ablaufen, zu einem reichhaltigeren Wissen, einem tieferen Verstehen und einer adäquateren Nutzung der Textinformation (Überblick: Dutke 1998; Rinck 2000).

Textseitig kann der Aufbau eines Situationsmodells durch die Aktivierung von Vorwissen sowie die Bereitstellung reichhaltiger, klar strukturierter und kohärenter Informationen erleichtert werden. Die Bedeutung des Vorwissens für den Aufbau von Situationsmodellen wird dabei durch Untersuchungen belegt, die zeigen, dass Leser/innen ohne Vorwissen in einem bestimmten Inhaltsbereich zwar gut strukturierte und kohärente Texte adäquat wiedergeben können, dass sie aber im Unterschied zu Personen mit Vorkenntnissen nicht in der Lage sind, anspruchsvollere Verstehensaufgaben erfolgreich zu lösen (Überblick: Kintsch 1998, 287 ff.). Erst wenn entsprechendes Vorwissen vor der Textrezeption vermittelt oder aktiviert wird, können Situationsmodelle aufgebaut werden. In die gleiche Richtung weisen Befunde, nach denen eine Verbesserung der Transparenz der globalen Textstruktur nur dann ein tiefes Verstehen der Textinhalte fördert, wenn zugleich auch Verbindungen zum Vorwissen der Rezipienten/innen hergestellt werden (Vidal-Abarca/Vicente 1998).

Zur Aktivierung relevanter Vorwissensbestände ist bereits in den 1960er Jahren im Rahmen der kognitiven Lerntheorie nach Ausubel (1963) der sog. Advance Organizer (Vorstrukturierung nach Groeben 1982) entwickelt und intensiv empirisch untersucht worden (Zusammenfassung verschiedener Metaanalysen: Groeben 1982, 235 ff.). Advance Organizer sind kurze, dem eigentlichen Text vorangestellte Einführungen, die die relevanten Textkonzepte in inklusiverer (umfassenderer) Form benennen, als dies im Text selbst der Fall ist. Ihre Funktion besteht darin, Ankerideen für die Integration der nachfolgenden Textinformation bereitzustellen. Eine Zusammenschau der metaanalytischen Ergebnisse zeigt, dass sie einen schwach positiven Effekt haben, der insbesondere bei Texten sozialwissenschaftlichen Inhalts und unvertrauter Textorganisation auftritt (vgl. Groeben 1982, 239). Neuere kognitionspsychologische Untersuchungen verdeutlichen, dass die Qualität von Vorstrukturierungen entscheidend zu ihrer Effektivität beiträgt. Sie erweisen sich danach als besonders wirksam, wenn sie gemäß der thematischen Struktur des Textes aufgebaut sind und neben hoch inklusiven auch konkrete Konzepte und Analogien enthalten, da diese vermutlich ein reichhaltigeres, erfahrungsbezogenes Vorwissen aktivieren als abstrakte Konzepte, so dass der Aufbau eines Situationsmodells in stärkerem Maße ermöglicht wird (zusammenfassend: Christmann/Groeben 1999, 185 f.).

Als besonders geeignet für den Aufbau von Situationsmodellen gilt die Verwendung von Metaphern und Analogien, weil diese in der Lage sind, Merkmale eines bekannten Sachverhalts auf einen unbekannten zu übertragen und damit die Integration von bereits verfügbarem und neuem Wissen stützen. Ihre Funktion besteht darin, strukturelle oder

inhaltliche Entsprechungen zwischen Bekanntem und Neuem aufzuzeigen oder neue Perspektiven auf vertraute Sachverhalte zu eröffnen (Überblick: Christmann/Scheele 2001, 299 ff.). Metaphern wirken sich insbesondere dann positiv auf die Verarbeitung aus, wenn sie zu einer propositionsübergreifenden Elaboration der Textinhalte einladen und in der Lage sind, verschiedene Textteile zu verbinden (empirisch: Whitney/Budd/Mio 1996). Werden sie einem Text vorangestellt, dann können sie im Sinne eines konzeptuellen Rahmens die Verarbeitung der nachfolgenden Informationen erleichtern (z. B. Albritton/McKoon/Gerrig 1996; Überblick: Christmann/Scheele 2001, 302). Das Einfügen von Analogien hat sich insbesondere bei der Rezeption wissenschaftlicher Texte als verstehenserleichternd erwiesen. Dabei sind es insbesondere die bereichsfernen Analogien (Basis- und Zielbereich der Analogie entstammen unterschiedlichen Wissensbereichen), für die positive Auswirkungen auf die Qualität von Textwiedergaben und Problemlösungen sowie die Beantwortung schlussfolgernder Fragen nachgewiesen wurden (z. B. Glynn/Law/Doster, 1998). Außerdem haben sie sich in technischen Texten als förderlich für das Erlernen technischer Prozeduren und die eigenständige Entwicklung von Lösungen im Umgang mit technischen Problemen erwiesen (Kieras/Bovair 1984). Der Aufbau eines Situationsmodells kann darüber hinaus auch durch die Anreicherung eines Textes mit sog. autorgenerierten Elaborationen (also Erklärungen, Spezifizierungen, Beispielen etc.) sowie durch eine multikontextuelle Darbietung von Inhalten gefördert werden, weil dadurch ein dichtes Netz von Verbindungen zwischen neuen Informationen und dem Vorwissen geschaffen und ein multipler Zugriff auf gespeichertes Wissen möglich wird (Überblick: Christmann/Groeben 1996).

5. Motivationale Stimulanz

Die Frage nach dem Einfluss einer motivierenden Textgestaltung auf das Textverstehen ist sowohl durch die Neugiermotivationsforschung (Berlyne 1974) als auch durch die neuere Interessensforschung (Krapp/Prenzel 1992) thematisiert worden. Nach der Neugiermotivationstheorie wird Wissensneugier durch kognitive Konflikte ausgelöst, die zu subjektiver Unsicherheit und in Folge zu einer Exploration des unklaren Sachverhalts führen. Konflikte können dabei durch spezifische Merkmale eines Gegenstands (sog. kollative Variablen) evoziert werden, nämlich Neuheit, Überraschung, Unsicherheit und Widersprüchlichkeit. Solche Merkmale führen zu Zweifel, Perplexität und Konfusion und stimulieren die Suche nach neuen Informationen. In der Terminologie der reformulierten Neugier-Theorie von Loewenstein (1994) entsteht eine Informationslücke in der kognitiven Struktur, die ein Bedürfnis nach Informationssuche auslöst (Überblick: Christmann 2004, 75 ff.). Bei der Textgestaltung können folgende rhetorisch-stilistische Merkmale zur Schaffung von Konflikten eingesetzt werden: (1) konfliktevozierende Fragen; (2) Einführung neuer und überraschender Inhalte in Frageform; (3) inkongruenter Rückzug auf Bekanntes (Einfügen von Informationen, die zum Wissens- und Überzeugungssystem der Rezipient/en/innen im Widerspruch stehen); (4) alternative Problemlösungen durch Aufzeigen möglichst gleichwahrscheinlicher Problemalternativen (vgl. Groeben 1982, 267 ff.). Allerdings darf durch das Einfügen solcher potenziell interesseauslösender Textmerkmale die übergeordnete strukturierte und kohärente Inhaltsorganisation nicht gestört werden. Entsprechend wirkt sich eine konfliktevozierende Darstel-

lung von Textinhalten nur dann positiv auf die Verarbeitung aus, wenn sichergestellt ist, dass der Aufbau eines kognitiven Rahmens dadurch nicht behindert wird (vgl. dazu insbesondere die Befunde der klassischen Verständlichkeitsforschung: Groeben 1978; 1982). Das impliziert, dass das Einfügen konfliktevozierender Elemente sparsam erfolgen sollte und auf Einzelinformationen zu begrenzen ist.

Die generelle Richtung dieser Befunde stimmt im Prinzip auch mit denen der neueren Interessensforschung überein (vgl. Sadoski 2001), die sich in jüngerer Zeit auch mit der Wirkung interesseauslösender Textmerkmale auf das Textverstehen befasst hat. Texte, in denen die Wichtigkeit und *Interessantheit* von Textinhalten auseinanderfallen, behindern danach das Behalten wichtiger Informationen; ein behaltensfördernder Effekt konnte hingegen nur nachgewiesen werden, wenn wichtige Textelemente zugleich in interessanter Form dargeboten wurden (z. B. Wade/Adams 1990). Eines der wichtigsten Ergebnisse der neueren Interessensforschung ist dabei, dass die Anreicherung von Texten mit interessanten, aber unwichtigen Details das Verstehen und Behalten strukturell wichtiger Informationen behindert (*seductive detail effect*; empirisch: Garner u. a. 1991), sich negativ auf die Gesamtbehaltensleistung sowie die effektive Bearbeitung von Problemlöseaufgaben auswirkt, und zwar insbesondere dann, wenn die Details in der Textanfangsposition präsentiert werden (Harp/Mayer 1998). Der verarbeitungserschwerende Effekt ließ sich auch mit einer Verbesserung der Textstruktur durch Einfügen von Signalen und Lernzielangaben nicht kompensieren. Erklärt wird der Effekt damit, dass seduktive Details Wissensschemata aktivieren, die mit dem Aufbau eines adäquaten kognitiven Rahmens konfligieren (ebd.).

Insgesamt lässt sich aus den vorliegenden Befunden der Schluss ableiten, dass eine motivierende Textgestaltung sparsam erfolgen sollte und auf keinen Fall die Verarbeitung strukturell wichtiger Informationen behindern darf. Unter dieser Prämisse hat sie zwar keinen direkten Effekt auf das Verstehen und Behalten eines Textes, kann aber dazu beitragen, dass die Aufmerksamkeit der Rezipient/en/innen konstant hoch bleibt und die Textrezeption nicht vorzeitig abgebrochen wird (vgl. auch Ainley/Hidi/Berndorff 2002).

6. Grenzen der rhetorisch-stilistischen Textgestaltung

Obgleich die skizzierten verstehensfördernden Textmerkmale empirisch gut gesichert sind, ist ihre Wirksamkeit immer auch in Zusammenhang mit Rezipient/en/innen-Merkmalen zu betrachten, und zwar speziell mit dem Vorwissen, den kognitiven Fähigkeiten, den Erwartungen, Zielsetzungen und Interessen sowie den verfügbaren Rezeptionsstrategien. Ein verarbeitungserleichternder Effekt lässt sich in der Mehrzahl der Fälle bei unvertrauten Texten, geringen Vorkenntnissen und einem mittleren Fähigkeitsniveau feststellen. Bei vertrauten Inhalten und hohen Vorkenntnissen ist hingegen davon auszugehen, dass Rezipient/en/innen Mängel in der rhetorisch-stilistischen Gestaltung unter Rückgriff auf ihre Vorkenntnisse kompensieren können, so dass keine Verstehenseinbußen zu erwarten sind. Empirisch hat sich sogar gezeigt, dass ein inhaltlich völlig kohärenter und durchstrukturierter Text bei Rezipient/en/innen mit hohen Vorkenntnissen zu qualitativ schlechteren Verstehensleistungen führt, während er für Rezipient/en/innen mit geringen Vorkenntnissen verarbeitungserleichternd ist (Kintsch 1998, 307 ff.). Der Effekt

zeigte sich interessanterweise nur bei Messungen, die das tiefere Verstehen, nicht bei solchen, die das oberflächliche Verstehen (Behalten, Beantwortung von multiple-choice-Fragen) erfassen. Vermutlich bieten hochkohärente Texte für Leser/innen mit hohem Vorwissen keinen Anreiz mehr, sich aktiv mit der Textinformation auseinanderzusetzen und sie mit dem Vorwissen zu verbinden. Solche Befunde verdeutlichen, dass Texte durchaus auch Kohärenzlücken enthalten dürfen, die durch leserseitige Inferenzen und Elaborationen zu schließen sind. Maximal verständliche Texte stellen keine Anreize mehr dar und führen zu einer Unterforderung, die sich dann negativ auf die Lesemotivation auswirkt (Groeben 1972/1978; Christmann/Groeben 2002, 156).

7. Literatur (in Auswahl)

Ainley, Mary/Suzanne Hidi/Dagmar Berndorff (2002): Interest, Learning, and the Psychological Processes that Mediate their Relationship. In: Journal of Educational Psychology 94, 545–561.

Albritton, David/Gail McKoon/Richard Gerrig (1996): Metaphor-based Schemas and Text Representations: Making Connections through Conceptual Metaphors. In: Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory and Cognition 21, 612–625.

Ausubel, David (1963): The Psychology of Meaningful Verbal Learning. Oxford.

Beishuizen, Jos u. a. (2002): Understanding Abstract Expository Texts. In: British Journal of Educational Psychology 2, 279–297.

Beishuizen, Jos u. a. (2003): Presence and Place of Main Ideas and Examples in Study Texts. In: British Journal of Educational Psychology 73, 291–316.

Berlyne, Daniel (1974): Konflikt, Erregung, Neugier. Stuttgart.

Chafe, Wallace L. (1970). Meaning and Structure of Language. Chicago.

Christmann, Ursula (1989): Modelle der Textverarbeitung: Textbeschreibung als Textverstehen. Münster.

Christmann, Ursula (2000): Aspekte der Textverarbeitungsforschung. In: Gerd Antos u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York, 113–122.

Christmann, Ursula (2004): Information als Funktion des Lesens. In: Norbert Groeben/Bettina Hurrelmann (Hrsg.): Lesesozialisation in der Mediengesellschaft. Weinheim, 61–94.

Christmann, Ursula/Norbert Groeben (1996): Textverstehen, Textverständlichkeit – Ein Forschungsüberblick unter Anwendungsperspektive. In: Hans Peter Krings (Hrsg.): Wissenschaftliche Grundlagen der Technischen Kommunikation. Tübingen, 129–189.

Christmann, Ursula/Norbert Groeben (1999): Psychologie des Lesens. In: Bodo Franzmann u. a. (Hrsg.): Handbuch Lesen. München, 145–223.

Christmann, Ursula/Norbert Groeben (2002): Anforderungen und Einflussfaktoren bei Sach- und Informationstexten. In: Norbert Groeben/Bettina Hurrelmann (Hrsg.): Lesekompetenz: Bedingungen, Dimensionen, Funktionen. Weinheim, 150–173.

Christmann, Ursula/Brigitte Scheele (2001): Kognitive Konstruktivität am Beispiel von Ironie und Metapher. In: Norbert Groeben (Hrsg.): Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Band II/1. Münster, 261–326.

Dee-Lucas, Diana/Jill Larkin (1990): Organization and Comprehensibility in Scientific Proofs or, „Consider a Particle p ...“. In: Journal of Educational Psychology 82, 701–714.

Degand, Liesbeth/Nathalie Lefèvre/Yves Bestgen (1999): The Impact of Connectives and Anaphoric Expressions on Expository Discourse Comprehension. In: Document Design 1, 39–51.

Degand, Liesbeth/Ted Sanders (2002): The Impact of Relational Markers on Expository Text Comprehension in L1 and L2. In: Reading and Writing: An Interdisciplinary Journal 15, 739–757.

Dijk, Teun A. van/Walter Kintsch (1983): Strategies of Discourse Comprehension. New York.

Dressler, Wolfgang Ulrich (1972): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
Dutke, Stephan (1998): Zur Konstruktion von Sachverhaltsrepräsentationen beim Verstehen von Texten. Fünfzehn Jahre nach Johnson-Lairds Mental Models. In: Zeitschrift für Experimentelle Psychologie 45, 42–59.
Fillmore, Charles (1968): The Case for Case. In: Emmon Bach/Robert Harms (eds.): Universals in Linguistic Theory. New York, 1–88.
Gaddy, Michelle/Paul van den Broek/Yung-Chi Sung (2001): The Influence of Text Cues on the Allocation of Attention during Reading. In: Ted Sanders/Joost Schilperoord (eds.): Text Representation: Linguistic and Psycholinguistic Aspects. Amsterdam, 89–124.
Garner, Ruth u. a. (1991): Interest and Learning from Text. In: American Educational Research Journal 28, 643–659.
Gernsbacher, Morton Ann (1997): Coherence Cues Mapping during Comprehension. In: Jean Costermans/Michel Fayol (eds.): Processing Interclausual Relationships: Studies in the Production and Comprehension of Text. Hillsdale, N.J., England, 3–21.
Glynn, Shawn/Michael Law/Elizabeth Doster (1998): Making Text Meaningful: The Role of Analogies. In: Cynthia Hynd (ed.): Learning From Text Across Conceptual Domains. Mahwah, N.J., 193–208.
Groeben, Norbert (1972/1978): Die Verständlichkeit von Unterrichtstexten. Münster.
Groeben, Norbert (1982): Leserpsychologie I: Textverständnis – Textverständlichkeit. Münster.
Halliday, Michael (1970): Language Structure and Language Function. In: John Lyons (ed.): New Horizons in Linguistics. Harmondsworth, 140–165.
Harp, Shannon/Richard Mayer (1998): How Seductive Details do their Damage: A Theory of Cognitive Interest in Science Learning. In: Journal of Educational Psychology 90, 414–434.
Haviland, Susan/Herbert Clark (1974): What's New? Acquiring New Information as a Process in Comprehension. In: Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior 13, 512–521.
Johnson-Laird, Philip (1983): Mental Models. Cambridge.
Kieras, David/Susan Bovair (1984): The Role of a Mental Model in Learning to Operate a Device. In: Cognitive Science 8, 255–273.
Kintsch, Walter (1974): The Representation of Meaning in Memory. Hillsdale, N.J.
Kintsch, Walter (1998): Comprehension: A Paradigm for Cognition. Cambridge.
Kintsch, Walter/Craig Yarbrough (1982): The Role of Rhetorical Structure in Text Comprehension. In: Journal of Educational Psychology 74, 828–834.
Krapp, Andreas/Manfred Prenzel (Hrsg.) (1992): Interesse, Lernen, Leistung. Neuere Ansätze der pädagogisch-psychologischen Interessenforschung. Münster.
Linderholm, Tracy u. a. (2000): Effects of Causal Text Revisions on More- and Less-Skilled Readers' Comprehension of Easy and Difficult Texts. In: Cognition and Instruction 18, 525–556.
Loewenstein, George (1994): The Psychology of Curiosity. In: Psychological Bulletin 116, 75–98.
Loman, Nancy/Richard Mayer (1983): Signaling Techniques that Increase the Understandability of Expository Prose. In: Journal of Educational Psychology 75, 402–412.
Lorch, Robert (1989): Text-Signaling Devices and Their Effects on Reading and Memory Processes. In: Educational Psychology Review 1, 209–234.
Lorch, Robert (1995): Integration of Topic Information during Reading. In: Lorch/O'Brien (1995), 279–294.
Lorch, Robert/Edward O'Brien (eds.) (1995): Sources of Coherence in Reading. Hillsdale, N.J.
Lorch, Robert/Elizabeth Lorch (1996): Effects of Organizational Signals on Free Recall of Expository Text. In: Journal of Educational Psychology 88, 38–48.
Lorch, Robert u. a. (2001): Effects of Headings on Text Summarization. In: Contemporary Educational Psychology 26, 171–191.
Loxterman, Jane/Isabel Beck/Margaret McKeown (1994): The Effects of Thinking Aloud during Reading on Students' Comprehension of More or Less Coherent Text. In: Reading Research Quarterly 29, 352–367.

Mann, William/Sandra Thompson (1988): Rhetorical Structure Theory: Toward a Functional Theory of Text Organization. In: Text 8, 243–281.

McNamara, Danielle u. a. (1996): Are Good Texts Always Better? Interactions of Text Coherence, Background Knowledge, and Levels of Understanding in Learning from Text. In: Cognition and Instruction 14, 1–43.

Meyer, Bonnie (1985): Signaling the Structure of Text. In: David Jonassen (ed.): The Technology of Text. Englewood Cliffs, N.J., 64–89.

Meyer, Bonnie (2003): Text Coherence and Readability. In: Topics in Language Disorders 23, 204–221.

Millis, Keith/Jonathan Golding/Gregory Barker (1995): Causal Connectives Increase Inference Generation. In: Discourse Processes 20, 29–49.

Millis, Keith/Marcel Just (1994): The Influence of Connectives on Sentence Comprehension. In: Journal of Memory and Language 33, 128–147.

Millis, Keith/Joseph Magliano (1999): The Co-Influence of Grammatical Markers and Comprehender Goals on the Memory for Short Discourse. In: Journal of Memory and Language 41, 183–198.

Murray, John (1995): Logical Connectives and Local Coherence. In: Lorch/O'Brien (1995), 107–125.

Posner, George/Kenneth Strike (1976): A Categorization of Scheme for Principles of Sequencing Content. In: Review of Educational Research 46, 665–690.

Reigeluth, Charles (1983): Meaningfulness and Instruction: Relating what is Being Learned to what a Student Knows. In: Instructional Science 12, 197–218.

Rinck, Mike (2000): Situationsmodelle und das Verstehen von Erzähltexten: Befunde und Probleme. In: Psychologische Rundschau 51, 115–122.

Rossi, Jean (1990): The Function of Frame in the Comprehension of Scientific Text. In: Journal of Educational Psychology 82, 727–732.

Rummer, Ralf (2003): Das kurzfristige Behalten von Sätzen. In: Psychologische Rundschau 54, 93–102.

Sachs, Jacqueline (1967): Recognition Memory for Syntactic and Semantic Aspects of Connected Discourse. In: Perception and Psychophysics 2, 437–442.

Sadoski, Mark (2001): Resolving the Effects of Concreteness on Interest, Comprehension and Learning Important Ideas from Text. In: Educational Psychology Review 13, 263–281.

Sadoski, Mark/Allan Paivio (2001): Imagery and Text: A Dual Coding Theory of Reading and Writing. Mahwah, N.J.

Sadoski, Mark/Ernest Goetz/Joyce Fritz (1993): Impact of Concreteness on Comprehensibility, Interest, and Memory for Text: Implications for Dual Coding Theory and Text Design. In: Journal of Educational Psychology 85, 291–304.

Sadoski, Mark/Ernest Goetz/Maximo Rodriguez (2000): Engaging Texts: Effects of Concreteness on Comprehensibility, Interest, and Recall in four Text Types. In: Journal of Educational Psychology 92, 85–95.

Sanchez, Rebecca Polley/Elizabeth Lorch/Robert Lorch (2001): Effects of Headings on Text Processing Strategies. In: Contempory Educational Psychology 26, 418–428.

Sanders, Ted/Wilbert Spooren/Leo Noordman (1992): Toward a Taxonomy of Coherence Relations. In: Discourse Processes 15, 1–35.

Schnotz, Wolfgang (1993): Aufbau von Wissensstrukturen. München.

Singer, Murray/Gordon O'Connell (2003): Robust Inference Processes in Expository Text Comprehension. In: European Journal of Cognitive Psychology 15, 607–631.

Vidal-Abarca, Eduardo/Sanjose Vicente (1998): Levels of Comprehension of Scientific Prose: The Role of Text Variables. In: Learning and Instruction 8, 215–234.

Voss, James/Laurie Ney Silfies (1996): Learning from History Text: The Interaction of Knowledge and Comprehension Skill with Text Structure. In: Cognition and Instruction 14, 45–68.

Wade, Suzanne/Robert Adams (1990): Effects of Importance and Interest on Recall of Biographical Text. In: Journal of Reading Behavior 22, 331–353.
Whitney, Paul/Desiree Budd/Jeffrey Scott Mio (1996): Individual Differences in Metaphoric Facilitation of Comprehension. In: Jeffrey Scott Mio/Albert Katz (eds.): Metaphor. Implications and Applications. Mahwah, N.J., 203–214.
Wippich, Werner (1987): Integrationsprozesse bei der Verarbeitung konkreter und abstrakter Texte. In: Zeitschrift für Experimentelle und Angewandte Psychologie 34, 506–526.
Xianyou, He (2004): The Influence of Text Topics' Familiarity and Reading Level on the Effects of Text Signals. In: Psychological Science (China) 27, 595–597.

Ursula Christmann, Heidelberg (Deutschland)

65. Stil als kognitives Phänomen

1. Kognitive Linguistik
2. Kognitive Stilistik
3. Kategorien
4. Gestalt und Gestaltwahrnehmung
5. Text- und Gesprächsmuster
6. Situationstypen und konkrete Situationen
7. Frames
8. Metaphernkonzepte
9. Einige weitere kognitiv relevante Phänomene
10. Eine kognitive Stiltheorie
11. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Up to now cognitive stylistics has basically been concerned with the production and reception of literary texts. However, this article also focuses on non-literary text. Category, Gestalt and frame are discussed on the basis of the prototype concept both as stylistically relevant units and as complex units like written/oral genres and situation types and in their in relation to the attributed textual units. The study reveals that the specific stylistic aspects used in texts do not only refer to the levels of style but also to metaphor, metaphorical models, irony, iconicity, analogy, zeugma, oxymoron, etc. Finally, the article provides a brief introduction into the book „A Cognitive Theory of Style" by Tolcsvai Nagy (2005).

1. Kognitive Linguistik

Kognitive Linguistik stellt die Menschen in den Mittelpunkt, da die Sprache in deren Gehirnen verankert ist. Sprache wird als Leistung des menschlichen Geistes aufgefasst; sie ist ein mentales Kenntnissystem als Teil des gesamten Kognitionssystems. Für den

Wade, Suzanne/Robert Adams (1990): Effects of Importance and Interest on Recall of Biographical Text. In: Journal of Reading Behavior 22, 331–353.
Whitney, Paul/Desiree Budd/Jeffrey Scott Mio (1996): Individual Differences in Metaphoric Facilitation of Comprehension. In: Jeffrey Scott Mio/Albert Katz (eds.): Metaphor. Implications and Applications. Mahwah, N.J., 203–214.
Wippich, Werner (1987): Integrationsprozesse bei der Verarbeitung konkreter und abstrakter Texte. In: Zeitschrift für Experimentelle und Angewandte Psychologie 34, 506–526.
Xianyou, He (2004): The Influence of Text Topics' Familiarity and Reading Level on the Effects of Text Signals. In: Psychological Science (China) 27, 595–597.

Ursula Christmann, Heidelberg (Deutschland)

65. Stil als kognitives Phänomen

1. Kognitive Linguistik
2. Kognitive Stilistik
3. Kategorien
4. Gestalt und Gestaltwahrnehmung
5. Text- und Gesprächsmuster
6. Situationstypen und konkrete Situationen
7. Frames
8. Metaphernkonzepte
9. Einige weitere kognitiv relevante Phänomene
10. Eine kognitive Stiltheorie
11. Literatur (in Auswahl)

Abstract

Up to now cognitive stylistics has basically been concerned with the production and reception of literary texts. However, this article also focuses on non-literary text. Category, Gestalt and frame are discussed on the basis of the prototype concept both as stylistically relevant units and as complex units like written/oral genres and situation types and in their in relation to the attributed textual units. The study reveals that the specific stylistic aspects used in texts do not only refer to the levels of style but also to metaphor, metaphorical models, irony, iconicity, analogy, zeugma, oxymoron, etc. Finally, the article provides a brief introduction into the book „A Cognitive Theory of Style" by Tolcsvai Nagy (2005).

1. Kognitive Linguistik

Kognitive Linguistik stellt die Menschen in den Mittelpunkt, da die Sprache in deren Gehirnen verankert ist. Sprache wird als Leistung des menschlichen Geistes aufgefasst; sie ist ein mentales Kenntnissystem als Teil des gesamten Kognitionssystems. Für den

Aufbau von Sprache sind die menschliche Wahrnehmung und die Erfahrung von der Welt (einschließlich unserer Körperlichkeit) zentral und damit die Art, wie wir beides konzeptualisieren, d. h. in Begriffe und komplexere Strukturen fassen. Die Erfahrung ist „vorstrukturiert durch die Spezifik des Wahrnehmungsapparats: Menschen nehmen Gestalten wahr, als Ganzheiten, keine Atome“ (Liebert 1992, 28). Es geht um im Langzeitgedächtnis gespeicherte Einheiten einfacher und komplexer Art, die Voraussetzung sind für Prozesse der Verarbeitung von Sprache bei der Produktion und Rezeption.

Im Zentrum steht das sprechende und hörende Individuum, das eine Sprache mit dem entsprechenden Weltwissen aufgebaut hat und diese im Gebrauch verändert. Es liegt auf der Hand, dass die Kompetenz mit unterschiedlichen Welterfahrungen bei den Individuen variiert (vgl. Ungerer/Schmid 1996). Das gilt erst recht für stilistisch relevante Erfahrungen (Tolcsvai Nagy 1998; 2005).

2. Kognitive Stilistik

Semino/Culpeper (2002, IX) definieren kognitive Stilistik folgendermaßen: „Cognitive Stylistics combines the kind of explicit, rigorous and detailed analysis of literary texts that is typical of the stylistics tradition with a systematic and theoretically informed consideration of the cognitive structures and processes that underlie the production and reception of language.“ Es ist hinzuzufügen: Dies gilt auch für nichtliterarische Texte verschiedenster Art.

Während die linguistische Stilistik in der Regel nur linguistische Theorien zu ihrer Grundlage machte (vgl. strukturalistische Stilistik, sprachpragmatische Stilistik), gilt in der kognitiven Linguistik: „linguistic analysis is systematically based on theories that relate linguistic choices to cognitive structures and processes. [...] This provides more systematic and explicit accounts of the relationship between texts on the one hand and interpretations on the other“ (Semino/Culpeper 2002, IX). Wie in anderen Stilauffassungen geht es auch dabei um das linguistische Konzept Stil als Wahl; dieses wird jedoch beschrieben vor dem Hintergrund kognitiver Strukturen und mit Hilfe dieser kann erklärt werden, wie stilistische Interpretationen zustande kommen (ebd., X; Freeman 1995, 1996). Viele der hier bearbeiteten Gesichtspunkte werden einführend auch in Stockwell (2002b) behandelt.

3. Kategorien

Konzepte oder Kategorien sind Mengen, „Bündel“ von perzeptuellen und funktionalen Merkmalen als gemeinsame Eigenschaften einer Ganzheit. Es geht um die funktionale Beschreibung einer Kategorie hinsichtlich ihrer inneren und äußeren Organisation. In der konversationsanalytisch geprägten Stilistik ist die Rede von Stilen als „Bündel kookkurrierender Merkmale“ (z. B. Selting/Hinnenkamp 1989), d. h. miteinander vorkommender verschiedenartiger Merkmale mit gleicher Funktion. Diese werden bei der Rezeption anhand sozialer (Auer 1989, 29) und zugleich individueller (Tolcsvai Nagy 1998, 233) Erfahrungen interpretiert.

Stilistisch relevante Konzepte sind im Deutschen z. B. die drei Stilebenen ‚überneutral', ‚neutral' und ‚unterneutral'. Ihre Funktionen sind verschieden, am Beispiel ‚überneutral': Pathos, Poetisches, gesteigerte Selbstdarstellung..., und diese Funktionen sind wahrnehmbar durch charakteristische Merkmale wie pointierte hochsprachliche Aussprache bzw. normorientierte Schriftsprache, derzeit eher alte Rechtschreibung, Lexeme wie *indes*, *Antlitz*, Morphologisches wie *grübe*, *erhöbe*, Satzkonstruktionen wie *Ist ihm doch die Pein ins Angesicht geschrieben* oder Wortstellungen wie *Dies ist so außerordentlich nicht*, Sprechhandlungen wie FREUDE oder SORGE BEKUNDEN und der sorgfältige Gebrauch der traditionellen Stilelemente.

Kategorien (wie die ‚überneutrale' Stilebene) sind prototypisch organisiert, d. h. die Merkmale sind nicht gleichwertig, sondern in ihrer Bedeutsamkeit abgestuft. Es gibt einen prototypischen Kern, zu dem im Falle der ‚überneutralen' Stilebene die genannten Beispiele gehören, da sie besonders charakteristisch sind und von anderen Kategorien möglichst weit entfernt, z. B. von *aber* und *Gesicht* für die ‚neutrale' Stilebene. Weniger zentral für ‚überneutral' wären etwa *jedoch* und der Konj. Präs. *grabe*. Im Kontext der ‚neutralen' Stilebene fügen sie sich jedoch auch dort ein: Merkmalsbündel haben unscharfe Grenzen; es gibt Übergänge zwischen den Kategorien, hier den Stilebenen. Stilistisch bedeutsam ist vor allem in Glossen das Pendeln zwischen den Stilebenen ‚unterneutral' und ‚überneutral':

(1) *Immer Sorgen mit Heini! Nein, es handelt sich nicht um seine Ehen; die fünfte scheint gutzugehen. Diesmal bereitet uns Baron Hans Heinrich Thyssen Bornemisza aus gewichtigerem Grunde Kopfzerbrechen. Der „Heini", wie alle, also auch wir, ihn nennen, hat Kummer mit seiner Kunstsammlung.* (Die Zeit, 22. 5. 1987, 1)

Merkmale können auch „gradiert" sein: So kann beim Pathos die Dichte prototypischerweise überneutraler Einheiten unterschiedlich sein, als Ausdruck für ‚starkes' oder ‚gedämpftes' Pathos (zu Gradierung und Gewichtung von Merkmalen Mangasser-Wahl 2000, 134 f.; zur Wahrnehmung von Quantität und Frequenz Tolcsvai Nagy 1998).

Die verschiedenen Merkmale werden rezipierend als eine Gesamtgestalt, z. B. ein Fall von ‚überneutral', interpretiert, d. h. sie werden ganzheitlich, „holistisch" verstanden. Eine andersartige Gestalt (s. 4) wäre z. B. ein Dialekt. Bei visuell wahrnehmbaren Gegenständen wird die Gestalt bei entsprechendem Wissen ebenfalls intuitiv erkannt und interpretiert. Dies gilt auch für Texte mit charakteristischer typografischer Gestalt wie Todesanzeigen oder Sprache-Bild-Kombinationen wie die Titelseiten der Bildzeitung. Die isolierbaren Elemente sind in eine ganzheitliche Gestalt mit spezifischer Funktion integriert (Ungerer/Schmid 1996, 33 ff.).

Prototypen und spezieller prototypische Gestalten wie die genannten sind mentale Repräsentationen und als solche Referenz- oder Vergleichspunkte bei der Wahrnehmung (Ungerer/Schmid 1996, 39). Im konkreten Fall haben wir es mit guten, weniger guten und schlechten Mitgliedern einer Kategorie zu tun und sogar mit Randerscheinungen, deren Zuordnung zweifelhaft sein kann (ebd.). Wir interpretieren deutlich intendierte Gestalt-Abweichungen als stilistisch bedeutsam, z. B. einen einzelnen ‚überneutralen' Ausdruck im Kontext von ‚neutral' oder gar ‚unterneutral'.

Typen stilistischer Funktionen (Sandig 1986, 20 ff.) werden bei Tolcsvai Nagy (2005, 86 f.) als „folk categories" eingeordnet, als Kategorisierungen durch die Sprachteilhaber: *Kinderton*, *emotionaler Stil*, *Lehrbuchstil*, *Nachrichtenstil*, *Wiener Schmäh* usw.

4. Gestalt und Gestaltwahrnehmung

Gestalt ist immer sinnhafte (d. h. funktionale) Gestalt; sie ist ein gegliedertes Ganzes, das Anderes bedeutet als die bloße Summe der Teile (Fitzek/Salber 1996). „Lücken in einer Gestalt werden in der Wahrnehmung geschlossen“ (Liebert 1992, 18). Dies ist angesichts der Diskontinuität der Stilmerkmale eines Merkmalsbündels, die über den Text verteilt sind, besonders wichtig. Eine Gesamtgestalt kann durch ein charakteristisches Teil repräsentiert werden (Feilke 1996, 50 f.), so steht *icke* als Schlüsselmerkmal für das Berlinische. Gestaltteile tragen unterschiedliches Gewicht (Kainz 1954, 117). Die Wahrnehmung einer Gestalt geschieht vor einem Hintergrund; die Gesamtgestalt besteht aus Figur und Grund. Für die Stilistik ist daran besonders relevant: Ein Stil besteht nicht nur aus einem Bündel kookkurrierender, mehr oder weniger charakteristischer Merkmale, sondern er benötigt auch den Grund der merkmallosen neutralen Elemente. Gleiche Gestaltmerkmale erhalten in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Gestaltbedeutung. So erhält *Antlitz* im unterneutralen Stil verwendet einen ironisch abwertenden Sinn. Gestalten sind − mit unseren Erfahrungen − veränderbar. Gestalten können Beziehungen zu anderen eingehen. So entsteht ein Nacheinander von Gestalten, wenn der Stil gewechselt wird; dann wird die bisherige Figur zum Grund für die folgende Figur, vgl. z. B. Selting (1995 unter dem Gesichtspunkt wechselnder Kontextualisierungshinweise). Ein Miteinander stilistischer Gestalten zeigt Bsp. (1). Ein Übereinander findet sich z. B. bei dem Slogan

(2) *Bitte ein Bit!*

Hier sind mindestens eine rhythmische Gestalt, eine lautliche Gestalt (wiederholte Silben) und eine Sprechaktgestalt (vor dem Grund einer mitverstandenen typischen Situation) vereinigt. Es existieren auch Kippfiguren wie beim Slogan

(3) 

Hier nimmt man zunächst das Logo wahr, danach den bisherigen Grund mit dem uminterpretierten ersten Element als Figur. Damit gehört dieses erste Element gleichzeitig zu verschiedenen Gestalten, mit verschiedenen Funktionen (vgl. auch Sandig 2006, 69 ff.).

Die Gestaltwahrnehmung ist von der Gestalt selbst zu trennen. Stilistische Text-Eigenschaften sind nur virtuelle Eigenschaften, sie müssen rezipierend wahrgenommen und interpretiert, „rekonstruiert“ (Spillner 1984, 69) werden, wobei die „Leseerwartung“ (ebd.) eine Rolle spielt, ebenso die gesamten individuellen und kulturell bedingten stilistischen Erfahrungen: „Die Stilgestalt eines Textes [...] ist das Ergebnis einer ganzheitlichen und perspektivischen Wahrnehmung“ (Abraham 1996, 231). In Gesprächen wird der Stil bzw. werden die wechselnden Stile als gemeinsame Leistung gestaltet (Auer 1989, 31; Selting 1995): Jeder Folge-Gesprächszug zeigt die Interpretation des vorherigen an und beruht auf ihr (Selting 1997).

Stockwell (2002a) zeigt methodisch, wie, angeregt durch die sprachliche Qualität poetischer Texte, Bewegung verschiedener Art („movement“, ebd., 78; 82) im Text gefühlsmäßig erlebt wird − auch mit Alternativen bei verschiedenen Rezipierenden: „cognitive

poetics is beginning to provide an analytical procedure [...]: a rigorous account of reading that is both individual and social, and genuinely recognizes the text as an intersubjective phenomenon and the literary work as a product of craftedness and readerly cognition" (ebd., 92).

5. Text- und Gesprächsmuster

Text- bzw. Gesprächsmuster sind komplexe Kategorien. Textmuster (in anderer Terminologie „Textsorten") sind ganzheitliche mental repräsentierte Gestalten mit Funktion und Struktur; sie haben prototypischen Charakter. Den Grund bilden die gesamten damit konventionell verbundenen situativen Umstände. Die Kenntnis des Prototyps steuert die Erwartungen bei der Rezeption; die Intention relativ zu den Möglichkeiten des Prototyps führt zur besonderen Art der Realisierung. Es können auch zentrale Elemente des Text- oder Gesprächsmusters fehlen. Bei der Rezeption erfolgt ein Vergleich mit dem Musterwissen und gegebenenfalls der Kenntnis des entsprechenden Stiltyps (Tolcsvai Nagy 1998, 235). Grade und Arten der Abweichung vom Prototypen werden als stilistisch bedeutsam interpretiert. Beispiele für Textmuster sind zu finden in Sandig/Selting (1997, 145 ff.) und insbesondere bei von der Lage-Müller (1995) für Todesanzeigen in der Deutschschweiz; die Autorin beschreibt ihre prototypische Gestalt und stilistische Abwandlungen. Das Gesprächsmuster des VORWERFENS und seine prototypische Gestalt bzw. deren Abwandlungen untersucht z. B. Günthner (2000). Steen (2002, 187 ff.) betont auch für literarische Texte die erwartungssteuernde Funktion der „genres" bzw. „subgenres".

6. Situationstypen und konkrete Situationen

Im Verlauf der Sozialisation haben wir gelernt, anhand der Wiederkehr von sozial relevanten Situationen kommunikationsbezogene Situationstypen („context" nach Ungerer/Schmid 1996, 46) zu abstrahieren; diese sind sozial und zugleich individuell überformt (van Dijk 1997, 190). Sie sind als Ganzheiten, als Modelle vorzustellen. Sie sind in verschiedenem Grade allgemein (z. B. ‚Begrüßung') oder speziell (‚Geburtstagsfeier'), teils mit speziellen Skripts (Wissen über charakteristische Handlungsabläufe) verbunden wie bei ‚Restaurantbesuch'. Dazu gehört das Wissen über zentrale und weniger zentrale bis periphere Handlungen, über Handlungsrollen, soziale Räume (Straße, Institution) und charakteristische Sprachformen von Textmustern und Textmusternetzen (Speisekarte, Rechnung...) bis zu vorgegebenen Formulierungen oder erwartbarer Individualität.

Wir schätzen unbewusst eine konkrete Situation („situation" nach Ungerer/Schmid 1996, 46) in Relation zum Wissen über den Situationstyp ein und „positionieren" uns in ihr (Sandig 2001, 31): je nach Intention durch konformes erwartbares Handeln oder gradweise abweichend. Wenn z. B. Demonstranten sich gegen die Schließung von Grundschulen zu Sparzwecken wenden, so können sie dem zuständigen Minister ein übliches Plakat zeigen, oder, als Ausdruck besonderer Wut und Frustration, äußern:

(4) *Wer Kinder zu Sparschweinen macht, ist selbst ein Schwein.*
(Erziehungswissenschaftler Otto Herz, Saarbrücker Zeitung 10. 4. 2005)

Die ästhetische Qualität der Äußerung mit den verschiedenen Bedeutungen von *Schwein* mildert hier die Aggression etwas ab, ebenso die Generalisierung in der Form einer prototypischen Moraläußerung. Auch die Rezipienten nehmen eine Position ein und interpretieren das Angebot in Relation dazu (Sandig 2001, 31).

Wilson/Sperber (1996) nutzen die konkrete gemeinsame Situation der Kommunizierenden. Sie geben damit eine kognitive Erklärung für ironische Äußerungen im Alltag: Die Kommunizierenden teilen ein „cognitive environment", eine Menge von Annahmen, die ihnen offensichtlich sind (ebd. 275). Auf Basis des Relevanzprinzips (geringstmögliche Anstrengung mit maximalem Effekt im Kontext) werden Äußerungen interpretiert hinsichtlich des propositionalen Gehalts und der Einstellungen, aufgrund geteilter logischer und kontextueller Implikationen. Dabei gehen Wilson/Sperber von einer Spielart der Ironie aus, die sie graduelles Echo nennen, von wörtlicher Wiederholung einer Äußerung bis zu propositionaler Ähnlichkeit mit Gewusstem. Die Autoren nehmen außerdem an, dass Haltungen der Distanzierung wie ‚Missbilligung', ‚lächerlich machen' mit zu verstehen gegeben werden.

7. Frames

Frames sind komplexe mentale Organisationseinheiten, in denen Ausschnitte von Realitätsbereichen kohärent strukturiert sind (auch „Wissensrahmen", „Schemata", „Skripts" als „kognitive Modelle", Ungerer/Schmid 1996). Sie sind kulturabhängig. Sie sind beschreibbar als Kategoriennetze mit Slots als relevanten Gesichtspunkten und Fillers, den entsprechenden Lexemen und deren charakteristischen syntaktischen Relationierungen; hinzu kommt auch ‚atmosphärisches' Wissen, das nicht verbalisiert wird („scenes", Fillmore 1977). Sie werden gebildet durch Informationsverarbeitungsprozesse anhand von Wahrnehmungs- und kommunikativen Erfahrungen; mit deren Veränderung werden auch die Frames verändert. Auch hier gibt es keine scharfen Grenzen, sondern vielfache Übergänge zu anderen, z. B. benachbarten „assoziierten" Frames.

Stilistisch relevant sind Frames für die Gestaltung des Textthemas, z. B. als Wissenshorizonte, als Hintergrundwissen für neue Informationen, das nur kurz angedeutet werden muss. Beginnt ein Text mit

(5) *Herr Ober!* und/oder *Zahlen bitte!,*

wissen wir, wo das Ereignis sich abspielt. Frames steuern Erwartungen (Tannen 1979) für die „normale" Fortsetzung, und wir nehmen auf dem Hintergrund des Framewissens auch das Ungewöhnliche wahr. Auch bei Frames gibt es Lexeme und Satzkonstruktionen mit unterschiedlichem Gewicht. So ist Beispiel (5) ein prototypischer Ausdruck. *Noch ein Bier bitte* kann auch in anderen Frame-Kontexten eine Rolle spielen. Und das Genussmittel Bier gehört zu sehr verschiedenen Frames. Frames werden in der Regel aus bestimmten Perspektiven verbalisiert (Fillmore 1977), im Beispiel eher der des Gastes. Dies ist z. B. für die stilistische Gestaltung von Perspektiven relevant:

(6) *Ich bin 5 und aufgebrochen zu einer großen Reise. Ich habe ein Ziel, wie ich es von den Erwachsenen kenne [...]. Mit dem Dreirad nach Burgstädt, auf der Straße, die an unserem Haus vorbeiführt [...].*

(Peter Härtling, Nachgetragene Liebe. 2. Aufl. 1980, 7 f.)

Eine Glosse war überschrieben mit

(7a) *Die Talibahn* (Rhein Neckar Zeitung, 1./2. 12. 2001, 1)

Wir erkennen zwei Frames, die im Wissen miteinander unverträglich sind*: die Taliban* als sittenstrenge islamische Regierung in Afghanistan und *die Bahn*, d. h. die *Deutsche Bahn*. Diese kognitive Diskrepanz macht neugierig und verführt zum Lesen. Der Anlass war das Rauchverbot auf Bahnhöfen bzw. die Einrichtung von Raucherzonen. Im Text wird dies glossierend weiter ausgebaut:

(7b) *[…] Überall finden sich […] kleine Teppiche – nach Berlin ausgerichtet – zwecks Verehrung des Vorsitzenden Mehdorn. […]*

Das *zwecks* deutet zusätzlich den Behörden- bzw. Erlassframe an. – Konfligierende Frames finden sich auch am Beginn des Romans von Jeannette Walls „Schloss aus Glas“ (2005):

(8) *Ich nestelte an meiner Perlenkette und fragte mich, ob ich nicht doch zu elegant für die Party angezogen war, als ich aus dem Taxifenster schaute und Mom sah, die gerade einen Mülleimer durchwühlte […]*

8. Metaphernkonzepte

Alltägliche Metaphern sind Gemeingut der Gesellschaft; sie beruhen darauf, dass Abstraktes durch Konkretes „erfassbar“ gemacht wird. Das Konkrete bildet den Herkunfts- oder Quellbereich, das Abstrakte den Zielbereich, wobei auch Folgerungen und Präsuppositionen übertragen werden, d. h. ganze Frames. Allerdings wird durch die Übertragung einiges ausgeblendet, anderes hervorgehoben (Lakoff/Johnson 1980, 10 ff.). Es sind metaphorische Modelle entstanden wie DAS LEBEN IST EIN WEG, um die sich eine Reihe festgewordener lexikalischer Metaphern scharen (*Lebensweg*) oder Metonymien (Lakoff/Johnson 1980, 35 ff.) wie *das Alter schreitet voran*. Andererseits ist die Wegmetapher für vielfältige Zielbereiche gebräuchlich (Baldauf 1997, 322 ff.); sie beruht auf unserer Körperlichkeit. In die kognitiven Metaphernmodelle und die entsprechende Lexik gehen auch gesellschaftliche und historische Erfahrungen der Gemeinschaft ein (Liebert 1992, 128 ff.). Liebert (ebd., 140) nennt derartige kognitive Metaphernmodelle „Teil der kulturellen Kohärenz, [...] Teil des kollektiven Hintergrundrahmens“, die auch als Grundlage für die Bildung von „ad-hoc-Metaphern“ (ebd., 140 f.) dienen. Liebert zeigt dies anhand von ZEIT IST GELD (ebd., 145 ff.) mit *Zeit-Sparbuch* und *Zeit-Diebe*. Er (ebd., 148 ff.) erläutert ein „journalistisches Stilprinzip“ für Zeitungsüberschriften: Um die Leseraufmerksamkeit anzuziehen, wird zu den Referenzausdrücken, mit denen das Thema angedeutet wird, ein ‚passender‘ metaphorischer Ausdruck gewählt, so bei

(9) *Deutschlands Eisenbahner stehen derzeit mächtig unter Dampf* (ebd., 149)

Dabei sind ‚wütend‘ *unter Dampf stehen* und *Dampf ablassen* relationiert mit der *Dampflokomotive* aus dem Frame von *Eisenbahn(ern)*. Das Beispiel zeigt die historische Prä-

gung solcher Metaphorik. Metaphern, die auf kognitive Modelle bezogen sind, haben ein reiches Funktionspotenzial:

Die Attributsmetapher (Baldauf 1997, 97 ff.) EHRBARKEIT/ANSTAND IST SAUBER (*ein reines Gewissen*, *jemand ist sauber geblieben*) wird in einem Artikel von Günter Grass über die Zeit nach dem 2. Weltkrieg weiterentwickelt:

(10) *[…] So viele selbst ernannte Antifaschisten gaben plötzlich den Ton an […]. Fleckige Westen wurden im Schnellverfahren gewaschen, so genannte Persilscheine ausgestellt. Aus der Werkstatt nachträglich tätiger Falschmünzer kamen weitere Wortprägungen in Umlauf* [...] (Freiheit nach Börsenmaß, in: Die Zeit, 4. 5. 2005, 1)

Im letzten Teil des Zitats spielt das ontologische (Baldauf 1997, 119 ff.) Metaphernmodell ABSTRAKTA SIND OBJEKTE eine Rolle und speziell das WORT ALS MÜNZE (*abgegriffen*, *etwas für bare Münze nehmen*). So können kreativ ganze Bilder entfaltet werden. Schäffner (1991, 88 f.) betont die Funktion von Metaphern auf der Basis von kognitiven Modellen für „die Reflexion von und geistige Auseinandersetzung mit [...] Ereignissen, andererseits können Metaphern auch selbst realitätsantizipierend bzw. ‚realitätskonstituierend' sein", so bei politisch relevanten Metaphern wie *das europäische Haus* oder bei poetisch relevanten Metaphern. Nach Pohl (2002, 107) sind „Metaphern innerhalb eines Diskurses [von Texten zum ‚selben' Thema, B. S.] als semantische Kondensate zu betrachten". In einem Artikel über Las Vegas (Die Zeit, 4. 5. 2005, 18 f.) mit dem Titel *Alles auf eine Karte* wird anhand einzelner Personen und Schicksale das Leben dort exemplarisch dargestellt und die Metaphorik Kohärenz sichernd (Schäffner 1991, 89) eingesetzt. Dabei spielen die bildschematischen (Johnson 1987) Metaphernmodelle GUT IST OBEN/NEGATIV IST UNTEN und KARRIERE/ENTWICKLUNG/LEBEN IST EIN WEG (Baldauf 1997, 323 f.) eine Rolle:

(11) *[…] Gordon Smith hat es nicht geschafft. Er kam von oben, aus dem alten Auto-Staat Michigan, nach unten, nach Las Vegas. Von oben nach unten, und dabei ist es für ihn geblieben. […] Unten, in Mexiko, waren Martha und Edgardo gestartet, in der Mitte, in Los Angeles, haben sie sich getroffen und nach oben sind sie weitergezogen. Von unten nach oben, auch bei ihnen ist es dabei geblieben. Sie haben den Weg der Pioniere auf den Kopf gestellt, sind von Kalifornien über die Rocky Mountains in die Wüste zurückgegangen.* (Die Zeit, 4. 5. 2005, 18 f.)

Man sieht, wie der Text auch durch andere Elemente kohärent gemacht wird, denn die letzte Passage enthält mit *den Weg […] auf den Kopf gestellt* zusätzlich ein Exemplar aus dem Metaphernmodell (Baldauf 1997, 178 ff.) ABSTRAKTA SIND PERSONEN; dies muss allerdings im Beispiel näher erläutert werden. Die ersten Metaphern haben die Funktion wertend zu resümieren, die Metapher *auf den Kopf gestellt* kündigt wertend an. Metaphern heben auch Wertungen hervor, so nutzt z. B. der genannte Artikel von Günter Grass ebenfalls das Metaphernmodell ABSTRAKTA SIND OBJEKTE:

(12) *[…] „Geschenkte Freiheit" heißt eine Rede, die ich am 8. Mai 1985 […] gehalten habe. Dazumal war das Land noch geteilt. […] Die „geschenkte Freiheit" betraf nur den westdeutschen Staat, der östliche ging leer aus. […] Sind wir mit der uns zugefallenen, nicht von uns erstrittenen Freiheit sorgfältig umgegangen? […] Als uns*

vor sechzig Jahren Freiheit geschenkt wurde und die Geschlagenen anfangs nicht wussten, wie ihnen geschah, machten sie nach und nach von diesem Geschenk Gebrauch. Sie lernten Demokratie und bewiesen sich dabei – weil sie nun mal unabänderlich Deutsche waren – als Musterschüler. Von heute aus gesehen, scheint, was nach erteilten Lektionen gebüffelt wurde, zumindest für ein befriedigendes Zeugnis zu reichen. (Die Zeit, 4. 5. 2005, 1 f.)

Der letzte Teil zeigt den Rückgriff auf den Schul-Frame nach dem komplexen Metaphernmodell LERNEN IST SCHULE. Texte werden anschaulich gemacht, auch ästhetisiert durch den Gebrauch einzelner Metaphern und Metaphern-Ketten sowie ganzer metaphorischer Frames. Der zweite Teil dieses Beispiels zeigt auch eine Möglichkeit des Verdichtens, indem bei an sich bekannten Sachverhalten vielfältige konventionelle und individuelle Assoziationen durch die Bildlichkeit angestoßen werden.

Steen (2002, 198) unterscheidet (a) die Position und Funktion einer Metapher im Text als „communicative metaphor" von (b) der sprachlich realisierten Metapher, erkennbar an einem Ausdruck, der nicht in die bislang aufgebaute Textwelt des Rezipienten passt, und schließlich (c) das metaphorische Konzept, einfacher oder komplexer Art und explizit oder implizit in den Text eingepasst. Ihm geht es auch um die Methodik des Erkennens von Metaphern im Text bis hin zu unklaren Fällen.

Lakoff/Turner (1989, 50) zeigen, dass in der Poesie zu gängigen Metaphernkonzepten individuelle sprachliche Realisierungen gefunden werden. Auch werden öfter unterschiedliche konventionelle Metaphernkonzepte für einen Herkunftsbereich gewählt, um das Thema aus möglichst vielen Perspektiven zu beleuchten, so im 73. Sonett von Shakespeare (ebd., 26). Es sind jedoch auch individuelle Metaphernkonzepte möglich (ebd., 50 f.). Im Unterschied zum unbewussten alltäglichen Gebrauch werden Metaphern in der Poesie bewusst und auf unkonventionelle Weise genutzt und oft werden mehrere Metaphern verschiedener Metaphernkonzepte in einer einzigen Äußerung verdichtend verwendet (ebd., 53 ff.; 70 f.). Auch metakommunikatives Infragestellen bestehender Metaphorik ist möglich (ebd., 69; 71). Ein anderer Typ von Metapher besteht darin, dass konventionelle mentale Bilder auf der Basis einer Teil-Ganzes-Beziehung oder von charakteristischen Merkmalen mittels Worten aufeinander bezogen werden, z. B.

(13) *My wife [...] whose waist is an hourglass.* (ebd., 90)

Auch bei diesem Verfahren gibt es poetische Veränderungen, z. B. in surrealistischen Gedichten (ebd., 92 ff.).

Freeman (1995) weist nach, dass ein ganzes literarisches Werk, nämlich Shakespeares „Macbeth", in den Strukturelementen und der Struktur selbst bestimmt ist von zwei körperbezogenen bildschematischen Metaphernbereichen: BEHÄLTER und WEG. Grundsätzliches bezüglich der Metaphernanalyse literarischer Texte behandelt Freeman (1995; 1996, 292 ff.). Er argumentiert, dass so die Struktur eines literarischen Textes mit Bezug auf unsere Körperlichkeit und unsere Denkweisen erklärt, nicht lediglich beschrieben werden kann. Für politische, poetische und Werbetexte spricht Pohl (2002) von „Metaphorisierungstexten" dann, wenn der gesamte Text durch die Metaphorik eines Herkunftsbereichs geprägt ist, was anhand von Prädikationen nachweisbar ist.

9. Einige weitere kognitiv relevante Phänomene

(a) Ikonizität beruht auf der Nutzung unserer Wahrnehmungserfahrungen für das in irgendeiner Art ähnliche Kommunizieren über Gegenstände oder Sachverhalte. Die Konkrete Poesie nutzt dies: *manche meinen / lechts und rinks / kann man nicht / velwechsern [...]* (Ernst Jandl). In diesen Zusammenhang gehört ebenso der seit der Antike bekannte Ordo naturalis, Ereignisse der Reihenfolge nach, d. h. unserer Wahrnehmung nach wiederzugeben. Enkvist (1981) macht darauf aufmerksam, dass in Reiseführern die Lenkung der Wahrnehmung eine große Rolle spielt, denn die Wortstellung folgt der Wahrnehmung und zwar auch in Sprachen, die sonst eine feste Wortstellung haben:

(14) *In the w. aisle are monuments to Sir Ralph Abercromby [...]. To the left above, is a memorial by Princess Louise [...]* (ebd., 100)

Ähnliches gilt für die Handlungsfolge im „cookery book style“: „There is a one-to-one function between things, events, or actions in the world and their representation in the text.“ (ebd., 101 f.) − Auch Intonationskonturen können ikonisch den Inhalt begleiten wie der Beginn von C. F. Meyers Gedicht „Der römische Brunnen“:

(15) *Aufsteigt der Strahl und fallend gießt / Er voll der Marmorschale Rund [...]*

Tsur (2002, 311) beschreibt derartiges so: „[W]hen the linguistic and versification patterns conflict, they are accommodated in a pattern of performance, such that both are perceptible simultaneously“.

(b) Auch stilistische Analogiebildungen beruhen auf kognitiven Prozessen:

(16) *[...] daß Atomanlagen nach dem Stand der Wissenschaft und Technik nicht beherrschbar sind. Das weiß auch die Regierung, denn sie hat Katastrophenschutzpläne erarbeitet. Kein Wüstenbewohner kommt auf den Gedanken, sich einen Schwimmgürtel ins Zelt zu hängen! − Die Betreiber wissen es auch, denn sie sprechen von der Planung noch sichererer Anlagen. Ein voller Eimer ist ein voller Eimer; er kann nicht noch voller gemacht werden.*
(Mitteilungsblatt des Vereins „Mütter gegen Atomkraft“, 19. 3. 1992)

Hier werden ad hoc ganze irreale oder reale, auch tautologische visuell vorstellbare Szenarien genutzt, um Abstraktes zu persuasivem, auch emotionalisierendem Zweck zu verdeutlichen.

(c) Auch bekannte Stilfiguren erfahren eine kognitive Interpretation. Nach Shen (2002) war die Beschreibung poetischer Sprache bislang auf Kreativität und Neuheit im Sprachgebrauch fokussiert; diese unterliegen jedoch insofern „cognitive constraints“, als sie kommunizierbar sein und somit generellen kognitiven Prinzipien entsprechen müssen. Aufgrund der Häufigkeit bestimmter Typen figurativer Rede quer durch sehr verschiedene Korpora hebräischer und englischer Poesie werden „general pattern[s] of preference“ (ebd., 216) erarbeitet, die als ‚natürlicher‘, ‚verständlicher‘, ‚leichter erinnerbar‘ gelten und deshalb kognitiv „more ‚basic‘ or ‚natural‘“ (ebd.) sind: Für das Zeugma

ergibt sich eine deutliche Präferenz, die wörtliche Bedeutung als erstes und die übertragene als zweites Element zu wählen:

(17) *She caught an aeroplane and a husband.*

Der umgekehrte Fall ist weit weniger gebräuchlich. Bei der Synästhesie wie *kaltes Licht*, *süße Melodie* geht es um ein Adjektiv aus einem anderen sensorischen Herkunftsbereich als dem substantivischen Zielbereich – ein Spezialfall der Metapher. Es stellt sich die Frage nach der Übertragungsrichtung. Angesichts einer allgemein angenommenen Hierarchie der Sinneseindrücke von Sehen als ranghöchstem über Hören, Riechen und Schmecken bis hin zu Tasten als rangniedrigstem ergibt sich eine deutliche Präferenz für ein „low-to-high mapping" wie bei *sweet melody* anstelle des umgekehrten *melodious sweetness* (Shen 2002, 221). Der Grund liegt im allgemeinen Prinzip der Metaphernbildung: „Mapping from a more accessible concept onto a less accessible is more natural than the inverse" (ebd., 223). Die rangniedrigeren Sinneseindrücke sind eher zugänglich, weil direkter auf die Körpererfahrung bezogen als die ranghöheren. Beim Oxymoron schließlich unterscheidet Shen zwei Typen: „direct oxymoron" aufgrund klarer Antonymie wie bei *silent sound* oder *living death* und „indirect oxymoron" wie bei *sweet sorrow* oder *cold fire*. Der letztere Typ ist der klar präferierte, weil poetischer und produktiver. Alle diese Ergebnisse wurden durch psychologische Tests untermauert.

(d) Ross (1980) betont für phraseologisch verfestigte Formeln Abfolgeregeln wie die „Ich-vor-allem-Regel" (ebd., 48): *Mensch und Tier*, *Eltern und Kinder* oder die „Alkoholregel" (ebd., 39): stärkeres vor schwächerem Getränk etwa bei *Gin-Tonic*. Auch hier wird das Nächstliegende bzw. das stärker Wahrnehmbare zuerst genannt. Neben diesen semantischen Regeln gibt es nach Ross (1980) phonetische, die anscheinend mit dem Gefühl für eine „gute Gestalt" zu tun haben: Es gelten kurzer vor langem Vokal, vorderer vor hinterem, weniger Silben vor mehr (vgl. das syntaktische „Gesetz der wachsenden Glieder" oder die Klimax) und weitere Regeln. Man kann dieselbe Tendenz zur phonetischen Gestaltschließung auch bei Gedichten beobachten, so das Ende von C. F. Meyers „Der Römische Brunnen":

(18) *Und jede nimmt und gibt zugleich / Und strömt und ruht.*

Die phonetische Struktur wird ikonisch durch den ‚sich verlangsamenden' Rhythmus und das Schriftbild – Einzug der letzten Zeile – unterstützt.

(e) Bei ästhetisch gestalteten Texten (Glossen, Filmen, Romanen, auch Werbetexten) besteht eine Tendenz zur deutlichen Abrundung der Textgestalt, indem der Textanfang wieder aufgenommen wird: wörtlich, propositionsbezogen oder durch einen entsprechenden Sprechakt, eine Szene, ein Thema.

10. Eine kognitive Stiltheorie

Tolcsvai Nagy (2005) entwirft eine zusammenhängende kognitive Theorie der Stilistik. Dabei geht er aus von Langackers kognitiver Grammatik, die im Kern semantisch ist. Sie „demonstrates the importance of „how" (des stilistischen WIE, B. S.) with respect to

the construal of meanings“ (ebd., 29). Durch das WAS-WIE wird die Aufmerksamkeit der Rezipienten auf Aspekte des stilistischen Sinns (WOZU) geleitet. Voraussetzung ist stilistisches Erfahrungswissen der Rezipienten, um das, was als „foregrounded“, als Figur, vor dem „background“ oder Grund dieses Wissens in sprachlichen Strukturen erscheint, wahrzunehmen. Insofern sind Stilzuordnungen individuell und variabel.

„Style is a fundamental feature of discourse [...] because as the formation of symbolic structures or of complete discourses (texts), style contributes to the meaning of these structures“ (ebd., 36). Dabei geht es um die prozessuale Betrachtung einfacher oder komplexer Strukturen („formation“: ebd., 37). Drei unterschiedliche Aspekte von Stil (ebd., 37 ff.) dienen dazu, die Komplexität des Stils zu beschreiben:

(a) das stilistische Potenzial der Sprache: prozessuale Formung und Geformtheit als Möglichkeiten variabler konventioneller und konzeptueller Strukturierung − mit variablem Sinnpotenzial je nach Kontexten − und in Relation dazu neuartige Konzeptualisierungen wie „blendings“ (ebd., 73 ff.), vgl. das Beispiel (7a) *Talibahn*. Vom Substantiv oder Verb über unterschiedliche grammatische Konzeptualisierungen und Metaphern bis hin zu Stilfiguren wird das stilistische Sprachpotenzial durchleuchtet.

(b) Soziokulturelle Faktoren von Stil sind „relatively stable *Gestalts*“ (ebd., 86), die bezogen sind auf Bildung, Gruppen- oder Generationszugehörigkeit etc. In Betracht gezogen werden die Domänen Haltung/Einstellung, Situation, (Stilebenen-)Wert(e), Zeit und Sprachvarietäten. Stilistische Bedeutungsanteile der Lexik werden hier als Domänen der Konzeptualisierung eingeordnet.

(c) Stilstrukturen im Textrezeptions-Prozess in Relation zu einander und zum Ganzen des Texts. Die „on-line stylistic structure of the text“ (ebd., 111) wird anhand von typischen Mustern (patterns) im Rahmen des Textmusters (text type) und parallel zur übrigen Textstruktur als funktionales stilistisches Schema prozessual erarbeitet (ebd., 112 ff.).

Diese textbezogenen Prozesse sind einerseits in das gesamte situative schemabezogene kognitive Geschehen der monologischen oder dialogischen Interaktion eingepasst; dieses ist Grund und „general frame“ zugleich (ebd., 132). Andererseits beruhen sie auf dem unterschiedlichen stilistischen Erfahrungswissen der Beteiligten (ebd., 134), das zu teilweise verschiedenen Stilfunktionen führt und bei verschiedenen Beteiligten stark variierende Stilwirkungen hervorruft.

11. Literatur (in Auswahl)

Abraham, Ulf (1996): StilGestalten, Geschichte und Systematik der Rede vom Stil in der Deutschdidaktik. Tübingen.

Auer, Peter (1989): Natürlichkeit und Stil. In: Volker Hinnenkamp/Margret Selting (Hrsg.): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen, 27−59.

Baldauf, Christa (1997): Metapher und Kognition. Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher. Frankfurt/M. u. a.

Brünner, Gisela (1997): Fachlichkeit, Muster und Stil in der beruflichen Kommunikation. In: Margret Selting/Barbara Sandig (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, 254−285.

Dijk, Teun A. van (1997): Cognitive Context Models and Discourse. In: Maxim I. Stamenov (ed.): Language structure, discourse and the access to consciousness. Amsterdam, 189−226.

Enkvist, Nils Erik (1981): Experiential iconism in text strategy. In: Text 1. H. 1, 97−111.

Feilke, Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt/M.

Fillmore, Charles J. (1977): Scenes-and-frames Semantics. In: Antonio Zampolli (ed.): Linguistic Structures Processing. Amsterdam, 55–81.

Fitzek, Herbert/Wilhelm Salber (1996): Gestaltpsychologie. Geschichte und Praxis. Darmstadt.

Freeman, Donald C. (1995): „Catch[ing] the nearest way": Macbeth and cognitive metaphor. In: Journal of Pragmatics 24, 689–708.

Freeman, Donald C. (1996): „According to my bond": King Lear and re-cognition. In: Jean Jacques Weber (ed.): The Stylistics Reader. From Roman Jakobson to the Present. London/New York, 280–297.

Günthner, Susanne (2000): Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen. Tübingen.

Johnson, Mark (1987): The Body in Mind: The Bodily Basis of Meaning, Imagination and Reason. Chicago/London.

Kainz, Friedrich (1954): Psychologie der Sprache. Grundlagen der allgemeinen Sprachpsychologie. Bd. 1. Stuttgart.

Lage-Müller, Kathrin von der (1995): Text und Tod. Eine handlungstheoretisch orientierte Textsortenbeschreibung am Beispiel der Todesanzeige in der deutschsprachigen Schweiz. Tübingen.

Lakoff, George/Mark Johnson (1980): Metaphors We Live By. Chicago/London.

Lakoff, George/Mark Turner (1989): More than Cool Reason. A Field Guide to Poetic Metaphor. Chicago/London.

Liebert, Wolf-Andreas (1992): Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektiven einer Kognitiven Lexikographie. Frankfurt/M. u. a.

Mangasser-Wahl, Martina (2000): Von der Prototypentheorie zur empirischen Semantik. Dargestellt am Beispiel von Frauenkategorisierungen. Frankfurt/M. u. a.

Pohl, Inge (2002): Kognitive Metapherntheorie inklusive Frameansatz als Beschreibungsinstrumente metaphorischer Projektion, dargestellt an Metaphern aus meinungsbildenden Texten. In: Inge Pohl (Hrsg.): Semantische Aspekte öffentlicher Kommunikation. Frankfurt/M. u. a., 105–143.

Ross, John R. (1980): Ikonismus in der Phraseologie. Der Ton macht die Bedeutung. In: Zeitschrift für Semiotik 2. H. 1/2, 39–56.

Sandig, Barbara (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin/New York.

Sandig, Barbara (2001): Stil ist relational! Versuch eines kognitiven Zugangs. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen, 19–31.

Sandig, Barbara (2006): Textstilistik des Deutschen. Berlin/New York.

Sandig, Barbara/Margret Selting (1997): Discourse styles. In: Teun A. van Dijk (ed.): Discourse Studies. A Multidisciplinary Introduction. Bd. 1: Discourse Structure and Process. London et al., 138–156.

Schäffner, Christina (1991): Zur Rolle von Metaphern für die Interpretation der außersprachlichen Wirklichkeit. In: Folia Linguistica XXV, 75–90.

Selting, Margret (1995): Sprechstile als Kontextualisierungshinweise. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Stilfragen. Tübingen, 225–256.

Selting, Margret (1997): Interaktionale Stilistik: Methodologische Aspekte der Analyse von Sprechstilen. In: Margret Selting/Barbara Sandig (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, 9–43.

Selting, Margret/Volker Hinnenkamp (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In: Volker Hinnenkamp/Margret Selting (Hrsg.): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen, 1–23.

Semino, Elena/Jonathan Culpeper (2002): Foreword. In: Semino/Culpeper (2002), IX–XVI.

Semino, Elena/Jonathan Culpeper (eds.) (2002): Cognitive Stylistics. Language and cognition in text analysis. Amsterdam/ Philadelphia.

Shen, Yeshayahu (2002): Cognitive constraints on verbal creativity: The use of figurative language in poetic discourse. In: Semino/Culpeper (2002), 211–230.

Spillner, Bernd (1984): Grundlagen der Phonostilistik und Phonoästhetik. In: Bernd Spillner (Hrsg.): Methoden der Stilanalyse. Tübingen, 69–99.
Steen, Gerard (2002): Metaphor in Bob Dylan's „Hurricane". Genre, language, and style. In: Semino/Culpeper (2002), 183–209.
Stockwell, Peter (2002a): Miltonic texture and the feeling of reading. In: Semino/Culpeper (2002), 73–94.
Stockwell, Peter (2002b): Cognitive Poetics: An introduction. London.
Tannen, Deborah (1979): What's in a Frame? Surface Evidence for Expectations. In: Roy O. Freedle (ed.): New Directions in Discourse Processing. Norwood (NJ), 137–181.
Tolcsvai Nagy, Gábor (1998): Quantity and Style from a Cognitive Point of View. In: Journal of Quantitative Linguistics 5. H. 3, 232–239.
Tolcsvai Nagy, Gábor (2005): A Cognitive Theory of Style. Frankfurt/M. et al.
Tsur, Reuven (2002): Aspects of Cognitive Poetics. In: Semino/Culpeper (2002), 279–318.
Ungerer, Friedrich/Hans-Jörg Schmid (1996): An Introduction to Cognitive Linguistics. London/New York.
Wilson, Deirdre/Dan Sperber (1996): On verbal irony. In: Jean Jacques Weber (ed.): The stilistics Reader. From Roman Jakobson to the Present. London et al., 265–279.

Barbara Sandig, Saarbrücken (Deutschland)

66. Style and persuasion

1. Style defined
2. Persuasion
3. Areas of speech style research
4. Directions for future research
5. Selected bibliography

Abstract

Persuasion is a type of communication that involves speakers, receivers, channels, contexts, and messages. This chapter focuses on the latter component, messages, and one aspect of messages-style. It also discusses the relationship between style and persuasion by first discussing the concept of style as used in this research area, then discussing the specific aspects of the persuasion process affected by style, and finally reviewing the research literature on the relationship between style and persuasion. The chapter concludes by suggesting directions for future research in this area.

1. Style defined

The concept of style has been around for thousands of years. In the Rhetoric, Aristotle (1954, 164) wrote "Our next subject will be the style of expression. For it is not enough to know *what* we ought to say; we must also say it *as* we ought; much help is this

Spillner, Bernd (1984): Grundlagen der Phonostilistik und Phonoästhetik. In: Bernd Spillner (Hrsg.): Methoden der Stilanalyse. Tübingen, 69–99.
Steen, Gerard (2002): Metaphor in Bob Dylan's „Hurricane". Genre, language, and style. In: Semino/Culpeper (2002), 183–209.
Stockwell, Peter (2002a): Miltonic texture and the feeling of reading. In: Semino/Culpeper (2002), 73–94.
Stockwell, Peter (2002b): Cognitive Poetics: An introduction. London.
Tannen, Deborah (1979): What's in a Frame? Surface Evidence for Expectations. In: Roy O. Freedle (ed.): New Directions in Discourse Processing. Norwood (NJ), 137–181.
Tolcsvai Nagy, Gábor (1998): Quantity and Style from a Cognitive Point of View. In: Journal of Quantitative Linguistics 5. H. 3, 232–239.
Tolcsvai Nagy, Gábor (2005): A Cognitive Theory of Style. Frankfurt/M. et al.
Tsur, Reuven (2002): Aspects of Cognitive Poetics. In: Semino/Culpeper (2002), 279–318.
Ungerer, Friedrich/Hans-Jörg Schmid (1996): An Introduction to Cognitive Linguistics. London/New York.
Wilson, Deirdre/Dan Sperber (1996): On verbal irony. In: Jean Jacques Weber (ed.): The stilistics Reader. From Roman Jakobson to the Present. London et al., 265–279.

Barbara Sandig, Saarbrücken (Deutschland)

66. Style and persuasion

1. Style defined
2. Persuasion
3. Areas of speech style research
4. Directions for future research
5. Selected bibliography

Abstract

Persuasion is a type of communication that involves speakers, receivers, channels, contexts, and messages. This chapter focuses on the latter component, messages, and one aspect of messages-style. It also discusses the relationship between style and persuasion by first discussing the concept of style as used in this research area, then discussing the specific aspects of the persuasion process affected by style, and finally reviewing the research literature on the relationship between style and persuasion. The chapter concludes by suggesting directions for future research in this area.

1. Style defined

The concept of style has been around for thousands of years. In the Rhetoric, Aristotle (1954, 164) wrote "Our next subject will be the style of expression. For it is not enough to know *what* we ought to say; we must also say it *as* we ought; much help is this

afforded towards producing the right impression of a speech." More contemporary scholars, such as sociolinguist Allan Bell (1997, 240), define style as "one whole dimension of a language variation − the range of variation within the speech of an individual speaker."

Researchers who investigate the relationship between style and persuasion usually define style as variations in the way people speak. These variations involve meaning beyond the content of a message. Stylistic variation may modify the content of a message or serve a communicative function. Stylistic variation can occur and has been studied at four levels of language − the phonetic, syntactic, lexical, and pragmatic levels.

2. Persuasion

Generally, persuasion is communication designed to create, reinforce, or change the beliefs, attitudes, values, and/or behaviors of others. Although the research on persuasion is extensive (see Dillard/Pfau 2002 for a review), the research examining the relationship between style and persuasion has focused on three areas: (1) impression formation, (2) message processing and cognitive responses, and (3) attitude change.

One aspect of the persuasion process that is important is the judgments made of persuaders and their messages. Researchers have identified several impressions that are salient. One is speaker credibility. Numerous studies (Perloff 2002) have linked persuasion to speaker credibility: speaker competence, speaker trustworthiness, and speaker dynamism. Speakers perceived to be competent or knowledgeable, trustworthy, and/or dynamic will be more persuasive than those not perceived in these ways.

A second is speaker attractiveness. This could refer to physical attractiveness, but usually it means that others would find the speaker likeable, friendly, or approachable. A third impression is speaker similarity. Studies (Perloff 2002) indicate that similarity between a speaker and receiver can be persuasive in two ways: One is belief or attitudinal similarity, the second component is communication similarity. A receiver can believe that a speaker shares particular beliefs or attitudes with them. Communication similarity refers to the degree to which a speaker and a receiver resemble in their communication and talk. If a speaker talks like a receiver, it reduces the receiver's uncertainty about the speaker and makes the speaker more persuasive.

A second aspect of the persuasion process is how messages affect the manner in which receivers process persuasive messages and the cognitive responses generated because of the message. For messages to be persuasive they must be processed by receivers. McGuire (1989) suggested a series of stages that messages must go through, including attention, comprehension, acceptance, retention, and action, to be persuasive. As receivers process these messages the type of cognitive responses or thoughts generated by the messages may also be important. If positive thoughts dominate, then receivers will likely be persuaded by that message.

The third major area of persuasion that is important is attitude change. An assumption underlying the research on style and persuasion is that stylistic variations have effects on attitude change, such that particular stylistic variations will be more effective than other stylistic variations. This assumption has only recently begun to be explored (Holtgraves/Lasky 1999; Hosman/Huebner/Siltanen 2002).

These three major areas of interest – impression formation, message processing and cognitive responses, and attitude change – are also assumed to be interrelated, but as Hosman (2002) pointed out, these interrelationships need to be explored.

3. Areas of speech style research

This section of the chapter will examine speech style research relevant to the persuasion process on the phonetic, syntactic, lexical, and pragmatic levels. The majority of the research reviewed will be quantitative social scientific studies exploring the relationship between an element of speech style and an element of the persuasion process.

3.1. Phonetic level

One aspect of speech style is the phonetic level. The way words sound may impact the impressions formed of a person or object. Advertisers, for example, know that the way a product name sounds may have consequences for its persuasiveness.

One study demonstrating the potential of this level looked at the phonetic characteristics of politicians' names (Smith 1998). This study argued that certain sound groupings become associated with a comfort pattern, and these sound groupings are linked to political outcomes. In one study, Smith found that U. S. presidential candidate names associated with this *comfort pattern* won the popular vote in 35 of 42 contests. In U. S. Senate and House of Representatives elections the *comfort pattern* predicted between 59% and 65% of the winners.

3.2. Syntactic level

Different syntactic patterns can lead to either clear or confusing styles of persuasion which can affect the comprehension of the persuasive message. The majority of the research on the persuasive impact of syntactic variation is in the area of advertising.

Jacoby, Nelson, and Hoyer (1982) looked at the role of positively and negatively worded statements in corrective advertising. They found that positively worded statements are more easily comprehended than negative ones.

Motes, Hilton, and Fielden (1992) looked at the persuasive impact of active and passive constructions. They found that active constructions were more persuasive. Lowery (1998) found that syntactic complexity did not affect the persuasiveness of broadcast advertising, but did affect the persuasiveness of print advertising. In a more recent study, Bradley and Meeds (2002) looked at syntactic complexity and advertising comprehension, advertising recall, and attitude toward the ad. They found that syntactic complexity did not affect advertising comprehension, but did affect advertising recall and attitude toward the ad. Simpler syntax led to greater advertising recall and more positive attitude toward the ad than did more complex syntax.

In short, the research is clear that the syntactical choices a speaker makes has important persuasive consequences. Syntactic choices can affect how easily a persuasive message is comprehended. These choices can also affect whether a message is persuasive, with simpler syntax producing more positive persuasive outcomes.

3.3. Lexical level

The word choice of persuaders can be an important element in the persuasion process. This section will review selected research which has looked at lexical variation in the persuasion process.

3.3.1. Lexical diversity

Lexical diversity refers to the vocabulary richness or vocabulary range speakers exhibit. Lexical diversity affects the persuasion process through a principle of preference–for-complexity (Bradac/Desmond/Murdock 1977). Listeners prefer complexity because it is interesting, and because lexical diversity is complex, it ought to be more preferred by listeners and thus more persuasive. Bradac and his colleagues (e. g., Bradac/Courtright/Schmidt et al. 1976; Bradac/Davies/Courtright et al. 1977) conducted a number of studies investigating the impact of lexical diversity on the impression formation process. These studies found that lexical diversity is related to perceptions of speaker competence, speaker status, and message effectiveness. A message with greater vocabulary richness showed greater speaker competence, higher speaker status, and was more persuasive.

Other studies (e. g., Bradac/Courtright/Schmidt et al. 1976; Bradac/Wisegarver 1984) found that ascribed speaker status interacted with lexical diversity to affect speaker judgments. A high status speaker exhibiting high lexical diversity was perceived positively, while a high status speaker exhibiting low lexical diversity was perceived negatively.

These studies indicate that the vocabulary choices and vocabulary range speakers choose are important elements of the persuasion process. Speakers who use a more diverse range of vocabulary choices are perceived to be more competent, have higher status, and be more effective persuaders. There is also some evidence suggesting that listeners expect high status speakers to exhibit more lexical diversity than those of lower status.

3.3.2. Language intensity

Although there are two major ways to define language intensity (see Hamilton/Hunter 1998), for the purposes of this section it is defined as a stylistic feature of messages. Intense language could be emotion-laden words, such as *horrible* or *freedom*, or specific, graphic language, such as *astronomical* or *putrid*. Hamilton and Hunter summarized the language intensity research using meta-analytic techniques. They found that language intensity increased perceived speaker dynamism, and dynamism increased perceived message clarity. Speaker dynamism apparently makes listeners interested in the message, which subsequently leads to increased focus on the message, clarity and understanding. Message clarity also led to perceived source competence which was subsequently related to perceived source trustworthiness.

Using emotion-laden language has positive persuasive consequences. Intense language enhances perceived speaker dynamism which ultimately enhances message clarity and understanding. Moreover, intense language also enhances speaker trustworthiness which has been found to enhance persuasiveness.

3.4. Pragmatic level

The pragmatic level of language deals with variation in language use. The most extensively studied stylistic variation that has been related to persuasion is power of speech style. It has been studied in terms of its impact on impression formation, cognitive responses, and attitude change. The original research on power of speech style was conducted by O'Barr and his associates (O'Barr 1981). After reviewing over one hundred hours of courtroom transcripts, O'Barr and associates observed that those low in power in a courtroom spoke with a style different from that spoken by those high in power. For example, those low in power contained hedges (*sort of*, *kind of*), intensifiers (*very*, *certainly*), hesitations or filled pauses, polite forms, and other language features. They labeled the speech style spoken by this group a "powerless" speech style and that spoken by those high in power a "powerful" speech style. Based on this qualitative analysis, O'Barr and colleagues created experimental tapes reflecting these differences. They found that listeners evaluated a speaker exhibiting a powerless speech style as less credible and less attractive.

From this initial study research has taken one of two directions. One direction is to examine the persuasive consequences of the powerful and powerless speech style constructs. The other approach is to explore the persuasive consequences of the various style components both individually and in combination. The remaining portion of this section will look at each direction separately.

3.4.1. Powerful versus powerless speech styles

The majority of these studies investigated the impact of the two styles on impressions of speaker credibility, attractiveness, and dynamism. For example, Bradac, Hemphill, and Tardy (1981) found that a powerless speech style produced more negative evaluations of a speaker's competence and attractiveness in a trial context.

Adkins and Brashers (1995) revealed that in a computer-mediated context, a powerful speech style was evaluated more positively than a powerless speech style. Parton, Siltanen, Hosman et al. (2002) found that these effects extended to the employment interview context. In this study, interviewees who spoke with a powerful speech style were perceived as more competent and employable than interviewees speaking with a powerless speech style.

Gibbons, Busch, and Bradac (1991) were the first to specifically investigate the persuasive outcomes of powerful and powerless speech styles. Attempting to integrate this research into the Elaboration Likelihood Model (ELM) of persuasion, they looked at the impact of power of speech style, argument quality, and topic relevance on impression formation, cognitive responses, and attitude change. For impression formation they confirmed that high power language produced more positive impressions than low power language. Their results for cognitive responses revealed that a high power style generated different thoughts than a low power style (greater recall, more ambiguous thoughts). However, they did not find that power of speech style had an effect on attitude change.

Holtgraves and Lasky (1999) also pursued the relationship between power of speech style and persuasion. In contrast to Gibbons et al., they found that a powerful speech style message produced more attitude change than a powerless speech style message.

They also found that the quality of arguments was perceived to be higher in a powerful speech style message than in a powerless speech style message. Their analysis of the cognitive responses generated by the messages showed that a powerful speech style message produced more net positive thoughts than a powerless speech style message did.

Sparks, Areni, and Cox (1998) investigated the relationship between power of speech style and persuasion, but also investigated the effect of communication modality on this relationship. Sparks and his colleagues argued that although communication modality did not affect the evaluations of speakers using a powerful or powerless speech style, modality may affect receivers' evaluations of a speaker's recommendations. Using the Heuristic-Systematic Model of persuasion (Chaiken 1987), they reasoned that a written modality would encourage receivers to focus more on the quality of arguments supporting a speaker's position and rely less on characteristics of the speaker, such as the power of his or her speaking style. Audio or visual modalities, on the other hand, make speaker characteristics, such as speech style, more salient than the quality of arguments supporting a speaker's position. They hypothesized that power of speech style would affect persuasion more in audio and visual modalities, while argument quality would affect persuasion more in a written modality. Their research substantially supported this hypothesis, although the impact of the visual modality was not as great as expected.

Hosman, Huebner, and Siltanen (2002) examined the impact of power-of-speech style, argument quality, and need for cognition on the persuasion process. In terms of speaker impressions, this study confirmed that a speaker exhibiting a low power or powerless speech style was perceived more negatively than a speaker exhibiting a high power or powerful speech style. Power of speech style did not affect attitude change, while argument quality did, with a message containing high quality arguments producing more attitude change than a message containing low quality arguments. A subsequent analysis revealed, however, that the effect of power of speech style on attitude change was much more subtle than previously thought. The effect of power of speech style on attitude change was mediated by the cognitive responses generated in receivers by the speech style. For example, power of speech style affected receivers' thoughts about a speaker's personal attributes, which in turn affected the receivers' attitudes toward the topic.

3.4.2. Power of speech style components

A large number of investigators decided to look at the individual components of powerful and powerless speech styles and their consequences for the persuasion process. Bradac and Mulac (1984) conducted one of the earliest and most important studies looking at the various components. They conducted two studies in which powerful messages, polite forms, intensifiers, deictic forms, hedges, tag questions, and hesitations were evaluated in terms of their perceived power and effectiveness and their likelihood of fulfilling an intention of being sociable and being authoritative. Across the two studies they found that tag questions and hesitations were perceived negatively – not very powerful, not very effective, and unlikely to fulfill intentions of being authoritative or sociable. In contrast, powerful messages and polite messages were perceived as powerful, effective, and likely to achieve intentions of being authoritative or sociable.

Wright and Hosman (1983) looked at the role of hedges and intensifiers in the impression formation process and found that speakers using hedges or intensifiers in a legal

context were perceived as less dominant or authoritative than speakers not using them. They did not find that hedges or intensifiers affected perceptions of speaker credibility. For both components, the gender of the witness affected the results. Intensifiers enhanced the attractiveness of female speakers, while hedges hurt the credibility of female witnesses compared to male speakers.

Hosman and Wright (1987) asked whether hedges or hesitations would affect or interact to affect speaker impressions in a trial context. They found that a speaker who did not use hedges or hesitations was perceived as authoritative, of high character, socially attractive, and less culpable of a crime. Hedges and hesitations interacted such that combinations of the two produced different evaluations of authoritativeness and social attractiveness. Impressions of a speaker's authoritativeness were negative when a speaker used hedges, regardless of whether hesitations occurred or not. Impressions of social attractiveness were hurt when a speaker used a low level of hedges but exhibited a high level of hesitations.

Hosman (1989) looked at the impact of three components − hedges, hesitations, and intensifiers − on the impression formation process. He also investigated whether messages containing various combinations of hedges, hesitations, and intensifiers differed from a prototypically powerless message in the impressions they formed. Across two studies, hedges and hesitations had consistent effects. Both lowered evaluations of authoritativeness, while hesitations also lowered evaluations of sociability. Intensifiers, by themselves, produced relatively high evaluations of authoritativeness. These effects, however, disappeared when intensifiers were used with either hedges or hesitations. In neither study did components interact to affect evaluations of authoritativeness or character.

Haleta (1996) extended this line of research to the classroom and instructor communication styles. She found that regardless of instructor status (professor or graduate teaching assistant) the use of hesitations lowered perceptions of the instructors' dynamism, status, and credibility and created more uncertainty in students.

These studies clearly began to indicate that particular elements of a powerless speech style had evaluative consequences. Hesitations and hedges appeared to produce negative consequences, while intensifiers and polite forms produced positive consequences for speakers. Bradac, Hopper, and Wiemann (1989) suggested two explanations. One was a "control over others" explanation. This explanation says that we like people who are powerful, listeners attribute power to speakers using a powerful speech style, and therefore a powerful speech style is positively evaluated. The other was a "control of self" explanation. This explanation contends that receivers attribute self-control to speakers using a powerful speech style, and since self-control is valued in societies, a powerful style results in positive speaker evaluations.

Hosman and Siltanen (1994) conducted two studies exploring the viability of these two explanations. In one study they examined the control of self and control over others attributions made for intensifiers, hedges, hesitations, tag questions, and powerful messages, and in a second study they investigated these attributions for intensifiers, hedges, and hesitations both individually and in combination. Across both studies, tag questions produced the most negative attributions of self control and control over others. Message components that indicated uncertainty or tentativeness were generally perceived as indicating both lack of self-control and lack of control over others. Unfortunately, the study did not clarify whether the control over others or control of self was a better explanation for the evaluative consequences of powerful and powerless speech styles.

This line of research has investigated how various stylistic components affect impressions related to persuasion. Recently, some studies have focused on how these components are related to attitude change. Smith, Siltanen, and Hosman (1998) looked at the role hedges, hesitations, and speaker expertise played in attitude change. They found that speaker expertise and hesitations interacted to affect attitude change. When speaker expertise was low or moderate, a high or low level of hesitations did not affect attitude change. With high speaker expertise, a high level of hesitations caused more negative attitude change than a low level of hesitations did.

Blankenship and Holtgraves (2005) looked at the effect of hedges, hesitations, and tag questions on attitude change. In one study they found that two of these language variables − hesitations and hedges − produced negative attitude change. In a second study that looked at hedges, hesitations, and tag questions and argument strength, they found that powerless language features produced less attitude change under conditions of high personal relevance than powerful messages did. Among tag questions, hesitations, and hedges, hesitations produced the least attitude change. Under conditions of low personal relevance, tag questions affected attitude change positively, while powerful messages, hedges, and hesitations did not differ in their effect on attitude change.

Over the years the studies on power of speech style converge on two conclusions. First, a powerless style of speech has negative consequences for persuasion. It produces negative impressions of a speaker's competence and trustworthiness and has a negative effect on attitude change. Second, the components of a powerless speech style also have negative consequences. Hedges and hesitations appear to have the greatest negative consequences for persuasion. Both negatively affect the impressions of a speaker's credibility and produce negative attitude change. These conclusions apply across legal, employment interview, or computer-mediated communication contexts.

3.5. Metaphor

Metaphor has been studied for years and can be considered a stylistic element because it represents a linguistic choice about how an idea or argument can be presented. In a recent meta-analysis of social scientific studies of metaphor and persuasion, Sopory and Dillard (2002) examined a number of issues regarding the persuasiveness of metaphor. Their analysis of 24 metaphor and persuasion studies showed that metaphor was persuasive and produced more agreement with the position advocated in the message than did literal language. Metaphor's impact on speaker credibility was mixed. Metaphor had a positive impact on perceptions of speaker dynamism, but had no impact on perceptions of speaker competence or character. The meta-analysis also attempted to determine which of several theories of metaphor might account for its persuasiveness. Sopory and Dillard (2002, 410) concluded that the data support a "superior organization" approach. Metaphors enhance persuasion because they organize message information better than does literal language. Their analysis of these studies also revealed that one metaphor is optimal, particularly if an extended metaphor is positioned in the introduction of a speech.

4. Directions for future research

Although a great deal is known about the relationship between style and persuasion, additional questions and issues remain unanswered. One issue is to integrate research looking at different parts of the persuasion process. Some researchers have explored how style affects the impression formation process, others focus on how style affects the message processing process, and others examine how style affects the attitude change process. Few studies attempt to integrate these various processes into an overall picture of how style affects persuasion – little is known about how style affects impression formation and message processing and whether or how these processes affect the attitude change process.

A second issue is related to the first. More research needs to be based upon and integrated into contemporary theories of persuasion such as the Elaboration Likelihood Model of persuasion or the Heuristic-Systematic Model of persuasion. This would enhance the ability of researchers and practitioners to integrate findings and conduct research that will add to a large body of existing theory and research.

A third area for future research is message modality differences. Although the differences between oral and written styles have been discussed for years, contemporary research focuses on whether persuasive effects of style are limited to a specific message modality – print, audio, or videotape. More important, however, may be the need for theoretical explanations of message modality differences. It is insufficient to observe that a particular style variable has a persuasive effect when it is read but a different effect when it is heard. There has to be a theoretical explanation for these differences.

5. Selected bibliography

Adkins, Mark/Dale E. Brashers (1995): The Power of Language in Computer-Mediated Groups. In: Management Communication Quarterly 8, 289–322.

Aristotle (1954): Rhetoric, Book III. Translated by W. Rhys Robert. New York City.

Bell, Allan (1997): Language Style as Audience Design. In: Nikolas Coupland/Adam Jaworski (eds.): Sociolinguistics: A Reader. New York City, 240–250.

Blankenship, Kevin L./Thomas Holtgraves (2005): The Role of Different Markers of Linguistic Powerlessness in Persuasion. In: Journal of Language and Social Psychology 24, 3–24.

Bradac, James J./John A. Courtright/Gregson Schmidt et al. (1976): The Effects of Perceived Status and Linguistic Diversity upon Judgments of Speaker Attributes and Message Effectiveness. In: Journal of Psychology 93, 213–220.

Bradac, James J./Robert A. Davies/John A. Courtright et al. (1977): Richness of Vocabulary: An Attributional Analysis. In: Psychological Reports 41, 1131–1134.

Bradac, James J./Roger J. Desmond/Johnny I. Murdock (1977): Diversity and Density: Lexically Determined Evaluative and Informational Consequences of Linguistic Complexity. In: Communication Monographs 44, 273–283.

Bradac, James J./Michael R. Hemphill/Charles H. Tardy (1981): Language Style on Trial: Effects of "Powerful and" "Powerless" Speech upon Judgments of Victims and Villains. In: Western Journal of Speech Communication 45, 327–341.

Bradac, James J./Robert Hopper/John M. Wiemann (1989): Message Effects: Retrospect and Prospect. In: James J. Bradac (ed.): Message Effects in Communication Science. Newbury Park, CA, 294–317.

Bradac, James J./Anthony Mulac (1984): A Molecular View of Powerful and Powerless Speech Styles: Attributional Consequences of Specific Language Features and Communicator Intentions. In: Communication Monographs 51, 307–319.

Bradac, James J./Randall Wisegarver (1984): Ascribed Status, Lexical Diversity, and Accent: Determinants of Perceived Status, Solidarity, and Control of Speech Style. In: Journal of Language and Social Psychology 3, 239–255.

Bradley, Samuel D./Robert Meeds (2002): Surface-Structure Transformations and Advertising Slogans: The Case for Moderate Syntactic Complexity. In: Psychology & Marketing 19, 595–619.

Chaiken, Shelly (1987): The Heuristic Model of Persuasion. In: Mark Zanna/James.M. Olson/C. Peter Herman (eds.): Social Influence: The Ontario Symposium on Personality and Social Psychology. Vl. 5. Hillsdale, NJ., 3–39.

Dillard, James P./Michael Pfau (eds.) (2002): The Persuasion Handbook: Developments in Theory and Practice. Thousand Oaks, Calif.

Gibbons, Pamela/Jon Busch/James J. Bradac (1991): Powerful versus Powerless Language: Consequences for Persuasion, Impression Formation, and Cognitive Response. In: Journal of Language and Social Psychology 10, 115–133.

Haleta, Laurie L. (1996): Student Perceptions of Teachers' Use of Language: The Effects of Powerful and Powerless Language on Impression Formation and Uncertainty. In: Communication Education 45, 16–28.

Hamilton, Mark A./John E. Hunter (1998): The Effect of Language Intensity on Receiver Evaluations of Message, Source, and Topic. In: Mike Allen/Raymond W. Preiss (eds.): Persuasion: Advances Through Meta-Analysis. Creskill, NJ, 99–138.

Holtgraves, Thomas/Benjamin Lasky (1999): Linguistic Power and Persuasion. In: Journal of Language and Social Psychology 18, 196–205.

Hosman, Lawrence A. (1989): The Evaluative Consequences of Hedges, Hesitations, and Intensifiers: Powerful and Powerless Speech Styles. In: Human Communication Research, 15, 383–406.

Hosman, Lawrence A. (2002): Language and Persuasion. In: Dillard/Pfau (2002), 371–390.

Hosman, Lawrence A./Susan A. Siltanen (1994): The Attributional and Evaluative Consequences of Powerful and Powerless Speech Styles: An Examination of the "Control over Others" and "Control of Self" explanations. In: Language & Communication 14, 287–298.

Hosman, Lawrence A./John W. Wright II (1987): The Effects of Hedges and Hesitations on Impression Formation in a Simulated Courtroom Context. In: Western Journal of Speech Communication 51, 173–188.

Hosman, Lawrence A./Thomas M. Huebner/Susan A. Siltanen (2002): The Impact of Power-of-Speech Style, Argument Strength, and Need for Cognition on Impression Formation, Cognitive Responses, and Persuasion. In: Journal of Language and Social Psychology 21, 361–379.

Jacoby, Jacob/Margaret C. Nelson/Wayne D. Hoyer (1982): Corrective Advertising and Affirmative Disclosure Statements: Their Potential for Confusing and Misleading the Consumer. In: Journal of Marketing 46, 61–72.

Lowery, Tina M. (1998): The Effects of Syntactic Complexity on Advertising Persuasiveness. In: Journal of Consumer Psychology 7, 187–206.

McGuire, William M. (1989): Theoretical Foundations of Campaigns. In: Ronald E. Rice/Charles K. Atkins (eds.): Public Communication Campaigns. 2nd ed. Thousand Oaks, Calif., 43–65.

Motes, William H./Chadwick B. Hilton/John S. Fielden (1992): Language, Sentence, and Structural Variations in Print Advertising. In: Journal of Advertising Research 32, 63–77.

O'Barr, William M. (1981): Linguistic Evidence: Language, Power, and Strategy in the Courtroom. New York City.

Parton, Sabrena R./Susan A. Siltanen/Lawrence A. Hosman et al. (2002): Employment Interview Outcomes and Speech Style Effects. In: Journal of Language and Social Psychology 21, 144–161.

Perloff, Richard M. (2002): The Dynamics of Persuasion: Communication and Attitudes in the 21st Century. 2nd ed. Mahwah, NJ.

Smith, Grant W. (1998): The Political Impact of Name Sounds. In: Communication Monographs 65, 154–172.

Smith, Victoria/Susan A. Siltanen/Lawrence A. Hosman (1998): The Effects of Powerful and Powerless Speech Styles and Speaker Expertise on Impression Formation and Attitude Change. In: Communication Research Reports 15, 27–35.

Sopory, Pradeep/James P. Dillard (2002): The Persuasive Effects of Metaphor: A Meta-Analysis. In: Human Communication Research 28, 382–419.

Sparks, John R./Charles S. Areni/K. Chris Cox (1998): An Investigation of the Effects of Language Style and Communication Modality on Persuasion. In: Communication Monographs 65, 108–125.

Wright, John W. II/Lawrence A. Hosman (1983): Language Style and Sex Bias in the Courtroom: The Effects of Male and Female Use of Hedges and Intensifiers on Impression Formation. In: Southern Speech Communication Journal 48, 137–152.

Lawrence A. Hosman, Hattiesburg, MS (USA)